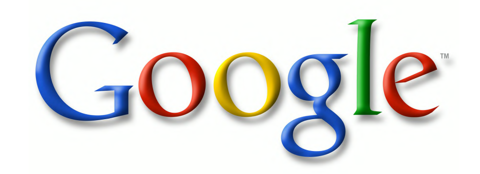






Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1853.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1853.

Erster Band.



Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Inhalt.

Neue Lyriker.

1. Neues Buch der Liebe. Des „Buch der Liebe" zweiter Band. Von Eduard Maria Oettinger. Dresden, Schäfer. 1852. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Minnesang von Alexander Erbach. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1852. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.
3. Liebe und Leben. Gedichte von J. W. Schäfer. Bremen, Geisler. 1852. 16. 15 Ngr.
4. Gedichte von Ernst Minneburg. Tübingen, Osiander. 1852. 16. 25 Ngr.
5. Nacht und Sterne. Von Emil Althaus. Leipzig, Thomas. 1852. 16. 20 Ngr.
6. Die neuen Nibelungen oder der auferstandene Sigfried. Von Martin Reckenlob. Erstes Heft. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 7½ Ngr.
7. Der Tag von St.-Jakob. Ein Gedicht von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1852. 16. 24 Ngr.
8. Spanisches Liederbuch von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1852. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.
9. Sonette von Luis Camoens. Aus dem Portugiesischen von Louis von Arentsschildt. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese zahlreiche Dichtergruppe welche den Büchertisch füllt gehört mit wenigen Ausnahmen der alten unsterblichen Liebeslyrik an, zu der man eine bedeutende originelle Dichterkraft mitbringen muß wenn man nicht etwas abgetragen im fadenscheinigen Rock einhergehen will. In dies Danaidenfaß der Liebeslyrik zu schöpfen ist jedenfalls eine undankbare Arbeit, denn auf ein Schock Empfindungen kommt immer nur ein Gedanke und auf ein Schock Gedanken ein neuer. Zwar soll die Lyrik vorallem Empfindungen ausdrücken, doch dann bedarf sie einer großen dichterischen Innigkeit um nicht monoton zu werden. Vortheilhaft stechen gegen diese selbständigen Dichterversuche die von Geibel und Heyse gepflückten spanischen Liederblüten ab, sowie die von Arentsschildt vortrefflich übersetzten Sonette von Camoens. In der Richtung und durch gesunden Sinn erfreulich ist der Tag von St.-Jakob von Otto Roquette, während auch Reckenlob's Humor frisch und genießbar ist. Sehen wir uns diese zum Theil elegant ausgestatteten Musenkinder etwas näher an.

Nr. 1. Eduard Maria Oettinger hat für sein „Neues Buch der Liebe" ein bestimmtes, großes Publicum im Auge, das ihm nicht entgehen wird. Wir rechnen dazu die Dienstmädchen und Barbiergesellen, aber auch die Nähmamsells, die commis-voyageurs, die Portépéefähnriche auf Wache und die Odalisken aller Stände. Hier überall werden seine Gedichte ein sonniges Asyl finden, denn der Geschmack dieser Bänkelsängerei, diese Vermischung von haltlosester, breiiger Sentimentalität mit gröbster Sinnlichkeit ist allerdings auf bestimmte Kreise berechnet. Der Olymp dieser Poesie ist ein Bier- oder Weinkeller; der Dichterheros hätte abgebildet werden müssen, wie er ein Seidel Bier in der Hand die schlanke Taille eines Schenkmädchens umfaßt. Denn gerade was einem in solcher Situation einfallen kann ist der eigentliche Inhalt des Werks. Zwar hat es anfangs nicht diesen Anschein; es klingt wie trunkene

Märchenpoesie, wie Oden an Selma, wie Phantasien an Laura.

Hinauf, hinauf, so schien sie mir zu winken!
Auf Erden blieb mein stiller Schmerz zurück!

Dieser idealistische Aufschwung ist in den ersten Liedern trivial genug, aber er klingt doch noch poetisch; es findet sich manches niedliche plastische Bildchen, manche poetische Gemme unter den ersten Liedern, die Liebe hat Fleisch und Bein, Hand und Fuß! Aber die zottigen Satyrfüße kommen nachgeschleift und die Bockssprünge der derbsten Sinnlichkeit bleiben nicht aus. Durch diese etwas brüske, keineswegs Hafisische Schenkenpoesie wird denn auch das himmelhochjauchzende Liebesgefühl der ersten Gedichte in das richtige Licht gestellt. Diese auf dem Mist gewachsenen Blumen duften zu sehr nach ihrem Ursprung, oder ihr Stengel knickt haltlos zusammen, wenn er sich davon emancipiren will. So trivial sind die Allegorien und ihre Spielereien. Das Auge der Geliebten vergleicht der Dichter mit einem Fenster, seinen Mund mit der Schwalbe die sich daran ein Nest baut; sein Herz mit einer Orange die er mit ihr theilt; dann wieder ihr Herz mit einer Dattel die sie mit ihm theilt; dann wieder sein Herz mit einem Bienenkorb und sie mit einer Königin der Bienen:

Ich liebe dich, ich liebe dich,
Du meines Herzens holde Zier;
O Königin, erhöre mich
Und schenke deinen Honig mir!

Und so mit Grazie in infinitum! Eine syrupartige Süßigkeit, unerschöpflich in den schiefsten Bildern! Dazwischen kommen solche zarte Amorettensituationen, wie z. B. daß er in den kleinen Finger der Geliebten beißt oder ihr das Strumpfband stiehlt. Dann rauscht wieder die südliche Mandoline; dann klingt es wie ein Opernchor von Schikaneder:

Sende bald mir einen Hoffnungsstrahl,
Ende meiner Seele bange Qual,

ein Refrain der auch noch durch den Plural durchconjugirt wird. Indeß ist die Rhythmik in den meisten dieser Lieder gewandt und wohlklingend genug um bei oberflächlichem Anblick über die Fadheit des Inhalts hinweghelfen zu können. In dem „Buch des Scherzes und der Ironie" (Ironie ist hier nicht im Sinne der Romantiker zu nehmen) kehrt nun Eduard Maria Oettinger den diabolischen Pferdefuß heraus, den er sich zum Theil von Heine geborgt hat. Das ist der Don Juan mit einer bodenlosen Liederlichkeit, der man das Prädicat „genial" beim besten Willen nicht zuertheilen kann. Da kommen die Babetten und Rosetten und Minetten und Zerlinen:

Wie reizend, mon Dieu, ist Zerline,
Wie häßlich, per Dio, bin ich!

Häßlich in der That als Poet durch die Gesinnung dieser Scherzgedichte, für welche „frivol" noch eine euphemistische Bezeichnung ist und deren ungeschminkte Natürlichkeit nur abstoßend wirken kann. Der Apfel der die Birne liebt, „die frische Birne voll Saft und Uebermuth", ist der unglückliche Held einer Parabel und mag sich mit dem jungen Zobel trösten der ein Fräulein Hermelin liebt:

Das Fräulein ist Comtesse,
Der Zobel Literat!
Er schwärmt für freie Presse,
Sie schwärmt für Geld und Staat!

oder mit dem Truthahn der das Gänschen liebt, nachdem ihn „der Liebe Floh" gestochen. Dieser „Floh der Liebe" ist in der That der kleine hüpfende Schutzgott dieser muntern Liebespoesie — nur die Kritik hat alles Recht dies kleine cynische Naturwunder zu knicken und zu ersticken. Was Liebe ist weiß unser Damenpublicum aus Halm's „Sohn der Wildniß". Oettinger beruhigt sich nicht dabei; er erklärt die Liebe auf seine Art; er erklärt *seine* Liebe, die er in diesem Buche secirt:

Ihr fragt mich: Was ist Liebe?
Und seht mich höhnisch an!
Erklär' den Trieb der Triebe,
Du schmerzzerriss'ner Mann!

Sie gleichet der Cigarre
Die feingewickelt ist,
Das Deckblatt ist Havanna,
Das Inn're — *purer Mist!*

Man rauchet ein paar Züge,
Sie brennet lichterloh!
Dann wird sie melancholisch,
Und bald verkohlt das Stroh.

Dann merkt man daß der Gaumen
Sie nicht vertragen kann.
Man wirft sie rasch beiseite
Und steckt 'ne and're an!

O Dante, o Petrarca, o all ihr Musen! Das ist der Cadaver der göttlichen Venus, und Oettinger ist der Prophet dieses „puren Mistes". Ein Riechfläschchen für die Grazien daß sie nicht in Ohnmacht fallen! In diesem Reich hat Oettinger nur einen Vorgänger, das ist der selige Blumauer; aber selbst Blumauer's Cynismus trägt eine reinliche Halskrause im Vergleich mit diesem; denn er beschmuzt nur das Gemeine, aber er zieht nicht das Hohe in den Schmuz. Hatten wir hier lyrische Nachtgedanken eines jungen Tabackshändlers, der die Welt nur von der Höhe eines Cigarrenkastens aus betrachtet, so bringt uns das „Buch des Weins" die Phantasien eines „Champagner-Reisenden", die auch nur einen öden Katzenjammer zurücklassen. Als Probe theilen wir einige Verse aus dem nach Art einer Weinkarte rubricirten Don-Juan-Register mit, welche von einer kräftigen Weltanschauung strotzen und bei allen Festivitäten der polizeilich geschützten Venus mit Anstand gesungen werden können:

Babette, sie gleicht dem Champagner fürwahr,
Süß lockend, doch leicht nur und flüchtig,
Und wird er gekitzelt, moussirt er sogar
Und sprudelt und brauset ganz tüchtig.
Ich leere den Becher und schenke frisch ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Rosette, die gleichet dem ofener Wein,
Ist schwer zwar, doch kräftig, voll Feuer;
Kann mäßig genossen sehr wohlthuend sein
Und ist, wiewol gut, doch nicht theuer.

Ich leere den Becher und schenke frisch ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein! u. s. w.

Wie gesagt, das Buch wird sein Publicum finden. Wenn wir es unbedingt verdammen müssen, so thun wir es ohne Groll gegen den Verfasser, dessen ebenso phantasievolle wie von genauester Kenntniß der Geschichte zeugenden Romane und Novellen bisher von der Kritik nicht ganz nach Verdienst gewürdigt sind.

Eine Stufe höher steht Nr. 2: „Minnesang" von Alexander Erbach. Wir treten aus der Kneipe ins Boudoir! Statt des modernsten Cynismus begrüßen wir die Rococofrivolität, deren kleiner Nipptisch vor uns aufgebaut ist. Dieser Minnesang ist in der That nicht viel mehr als eine etwas elegante Bänkelsängerei, welche die Zweifel des Dichters nur zu sehr rechtfertigt:

Im Zweifel war ich lang',
Ob ich ein Dichter sei;
Und oftmal ward mir bang
Bei meiner Reimerei!

Der Inhalt des dicken Bändchens ist Liebe und Minne. Es beginnt mit einem Preis der Liebe, die als Subject alle möglichen Prädicate angehängt bekommt. Sie ist des Lebens Wiege, des Lebens Elixir, das Salz jeglicher Lust, eine Circe, ein Maienmorgen, ein Edelstein. So viele Ringe an einen Finger zu stecken ist und bleibt geschmacklos. Dann spielt der Himmel der Augen, der Lockenreichthum der Geliebten, ihre Taubenblicke, „die den Dichter über dieser Welt Gequäle" erheben, „der Duft der reinsten Weiblichkeit" eine große Rolle. Es kommen kleine poetische Scherze, die oft ganz niedlich gehalten sind, aber oft auch gesucht und manierirt; z. B. soll die Geliebte bald der Planet, bald der Irisbogen sein. Der Canarienvogel wird besungen; das erste Viertel und der Vollmond.

Was schaust du mich so trübe an,
Herr Mond mit deinen Hörnern?
Was wirfst du mich von deiner Bahn
Mit Argwohns Samenkörnern?

Der Mond der „mit den Samenkörnern des Argwohns wirft", das ist eine Probe von der Bilderverwirrung die zum Theil in diesem Minnesang herrscht. Unter den kleinern epigrammatischen Gedichten findet sich manches Gelungene; auch die Lieder am Meeresstrande erheben sich zu einem gewissen Schwung. Aber das Ganze bleibt echtes Getändel, Reimerei die mit allen möglichen niedlichen Sächelchen spielt, für jedes Bouquet, jeden Operngucker eine Devise hat, Bonbonpoesie in des Worts verwegenster Bedeutung; und selbst unter diesen Bonbons gibt es wenige welche „knallen". Es ist Poesie für die auf Fauteuils und Causeusen hingestreckte Langeweile, die mit einigen Tropfen Eau de Cologne oder Lavendelwasser bespritzt wird. Insofern dieser Minnesang anspruchslos ist, kann man ihn gelten lassen, doch fehlt ihm noch viel um in seinem eigenen Genre formell vollendet zu sein. Die hüpfenden Amoretten sind oft etwas lahm, und es gibt kaum ein Ding zwischen Himmel und Erde mit welchem die Geliebte nicht verglichen würde, sodaß das tertium comparationis nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist.

Auch ein Liebespoet ist Nr. 3, J. W. Schäfer. Er hat Ernst und Gesinnung; es finden sich einige gelungene Verse bei ihm, welche auch beweisen daß er den Beruf des Dichters tief erfaßt hat:

Und Die sind Dichter die das Wandellose
Erfassen in des Daseins flücht'gen Wellen
Und aus dem Strom des Ew'gen Wonne trinken.

Man kann dies indeß von seiner eigenen Poesie nicht sagen, indem sie wie Hamlet's Geist in gar keiner faßbaren Gestalt erscheint, gar keinen charakteristischen Stempel trägt. Das Talent des Dichters beschränkt sich auf die Gabe, wohlklingende Verse zu machen; doch Gedanken und Empfindungen sind eben nicht neu. Das Werkchen ist eine Spende des Dilettantismus. In der Liebespoesie haben wir Lenzeslüfte, Maiendüfte, Blütenzeiten, Thränenquellen u. s. w. Die Reime sind von großer Reinheit und Volksthümlichkeit; aber man ist ihnen schon bei andern Dichtern begegnet: Leben und Streben, Hand und Land, Lande und Bande reimen sich z. B. in Einer Strophe. Dann in der nächsten wieder zerronnen, Jugendwonnen; sein, allein; Stunde, Munde; Herz, Schmerz. Aus der verwaschenen Liebeslyrik eine dichterische Individualität zu erkennen ist schwer; aber auch wo unser Dichter objectiver wird ist er in der Wahl seiner Stoffe so vielseitig daß man bei ihm vergebens nach einem Standpunkt sucht. Er besingt Schleswig-Holstein — gut! Das ist einmal die unglückliche Liebe des deutschen Volks, und die Poesie die sie feiert gehört in die patriotische Liebeslyrik, die auch wieder aus jedem warmen deutschen Herzen hervorbricht. Dann aber besingt er den bremer Dombau und Lessing in Einem Athem. Auch die Hansa bekommt ein lyrisches Ständchen. Der Pegasus scheint immer aufgezäumt im Stalle zu stehen, um bei jeder Gelegenheit gleich in die Lüfte zu steigen. Warum diese Gedichte gedruckt werden mußten? Je n'en vois pas la nécessité.

Nr. 4. Ernst Minneburg ist ein Poet von größerm Talent. Seine leichte Lyrik ist goethisirend, einfach, naiv, sangbar, aber sie trifft oft den Ausdruck concentrirter Empfindung, der Innigkeit und Andacht; sie hat Rondeau und Schwung. Man merkt es ihr an daß sie einem gebildeten Geist entsprossen, der auch in der Gedankenwelt heimisch ist. Freilich läuft auch hier viel Nichtiges mitunter, und der Vers:

Mag Alles welken und verblüh'n,
Was Liebe pflückt, bleibt ewig grün,

ist nur cum grano salis zu verstehen. Die Liebeslyrik ist weder cynisch noch sentimental; sie ist frisch, gesund, munter, aus dem Vollen heraus gedichtet, zwar auch nicht neu, selten originell, aber doch aus Einem Guß. Man merkt es daß „die Wurzeln des Liedes" aus „den Tiefen der Brust" in die Höhe treiben. Ebenso frisch sind die Studenten- und Trinklieder:

Wolkentrüb' hat sich bezogen
Rings das ganze Himmelszelt,

Weil die Sonne, wie ich ahne,
Wieder einen Bußtag hält.

Denn allein für arme Sünder
Schickt sich so ein grau Gesicht;
Wen nur Schuh und Schulden drücken,
O der gräme sich doch nicht!

Hat er aber Trost vonnöthen,
Steh' Philosophie ihm bei,
Daß er recht begreifen möge,
Sein und Nichts sei einerlei!

Darum kann ich selig trinken,
Ob die ganze Welt auch stöhnt;
Denn der Gott in meinem Busen
Ist auf lange nun versöhnt.

Das Charakteristische in Minneburg's Dichtweise ist die naive Pointe. Sie herrscht in den Liebes- und Trinkliedern, auch in den Handwerksburschenliedern, in den besten Balladen und Romanzen vor, während den übrigen epischer Schwung und Fülle des Gedankens fehlt. Die humoristischen Balladen und Legenden in der Manier von Hans Sachs machen im Ganzen einen erheiternden Eindruck, weil sie eben von jenem Hauch volksthümlicher Naivetät durchweht sind. Das eigenthümliche Reich der Pointe ist natürlich das Epigramm, und offenbar neigt sich Minneburg's Talent nach dieser Seite hin. Die mitgetheilten Epigramme und Xenien sind theils sinnvoll, theils schlagend. Zu den erstern rechnen wir z. B. „Waldorakel":

Freie Häupter grüner Eichen,
Könnt' ich euerm Leben gleichen!
Fern vom niedern Weltgetümmel
Dringt ihr höher stets zum Himmel.

„Soll dein Leben unserm gleichen,
Soll dein Haupt zum Himmel reichen,
Saug' erst tief dich in die Erde,
Daß ein fester Punkt dir werde!"

Oder:

Liebe ist die Zaubermacht,
Welche alle Schätze hebt,
Die der Himmel in den Schacht
Einer Menschenbrust vergräbt.

So sind auch folgende Distichen lieblich gedacht und ausgeführt:

O verbess're nur nicht die flüchtigen Fehler im Schreiben,
Seh' ich doch gern dich verwirrt, Liebchen, gedenkst du an mich.

Ewig geschwätzig, ich seh's, sind alle weiblichen Wesen;
Selbst die Muse verräth was ich geheim ihr vertraut.
Hab' ich vor Keinem doch noch genannt den Namen der Liebsten,
Als vor der Muse und schon — kennt ihn und nennt ihn die Stadt.

Schon ist der Herbst vor der Thür', und noch ein mal blüh'n die Aurikel!
Wer so verliebt ist wie ich, Dem ist das Räthsel gelöst!
Liebchens sonniger Blick, er berührte die lange verblühten,
Und nun träumen sie süß, wiederum komme der Lenz.

Liebchen, du liesest für dich die Blätter des Alten Bundes?
Ach du gedenkst wol dabei auch an den neuesten Bund?

Auch die beiden folgenden philosophischen Distichen rechnen wir zu den gelungensten:

Offenbarung.

Findest du Gott nicht in dir, nicht ewig wirkend im Weltall,
Ach dann im Bibelbuch suchst du ihn ewig umsonst.

Eine Ehe, die im Himmel geschlossen.

Nein, was der Himmel verbunden, das soll kein Sterblicher trennen!
Gut, ihr Frömmler! Weshalb trennt ihr denn Geist und Natur?

Zu den schlagenden rechnen wir die mehr im scharfen Logau'schen Stil geschriebenen, z. B.

Innere Angelegenheiten.

Die Polizei kann den Streit nicht zügeln,
Wenn Zwillinge sich im Mutterleibe prügeln.

Nach dieser epigrammatischen Seite hin wünschten wir Minneburg's dichterische Begabung sich ausbilden zu sehen, die etwa noch das naive Volkslied aufnehmen könnte. Dies Bändchen Gedichte ist leichtes Gepäck, aber der Dichter trägt es graziös auf frischer Wanderschaft. Die leichte Form wird im Ganzen mit Sicherheit beherrscht, und wenn diese Jugendlichkeit sich noch mehr vertieft hat und ihre Stoffe noch mit mehr Gedankenreichthum ausstattet, so ist dem Talent ein günstiges Prognostikon zu stellen, umsomehr als die Richtung dieser Gedichte eine von Haus aus gesunde ist und weder etwas Verzärteltes noch Ueberschwängliches ansichhat.

Was Nr. 5 betrifft, „Nacht und Sterne" von Emil Althaus, so werden die Leser des kleinen Bändchens sich wundern es unter der Lyrik rubricirt zu finden, da schon der oberflächliche Anblick zeigt daß es in Prosa geschrieben ist. Diese Prosa ist indeß weiter Nichts als die nicht fertig gewordene, nicht rhythmisch krystallisirte Lyrik, Nichts als die bekannten Jean Paul'schen Streckverse. Nach unserer Ansicht hat diese Form etwas Unreifes, nicht Ausgegohrenes; umsomehr wenn diese Prosa zu ihrem Inhalt die Empfindung hat die nicht nur zu kleinen Abschnitten nach Art einzelner Gedichte abgegrenzt, sondern auch strophenartig gegliedert ist und in dem immer wiederkehrenden Refrain gleichsam die Sehnsucht nach rhythmischem Takt und rhythmischer Grazie ausspricht. Die Diction in dieser Prosalyrik erhält nun etwas erhaben Aufgebauschtes, etwas Psalmenartiges; — selbst der Parallelismus der Sprache erinnert an das Vorbild hebräischer Poesie. Man sieht es dieser Prosa an daß sie auf Stelzen geht, um nicht mit der ordinairen Gevatterin in den Kochbüchern und Haus-Encyklopädien verwechselt zu werden. Auf der andern Seite kann sie natürlich nicht in den gewöhnlichen Jambentrab verfallen, und wenn sie mit hochgeschürzter Toga einherwandelt, hat sie etwas Originelles, Feierliches, besonders an jenen Stellen wo auch der Gedanke mit dem Stil Schritt hält und eine angemessene Höhe erreicht. Solche Stellen kommen öfter vor, besonders wo diese Poesie nicht in ein leeres Jenseits hinausweist, sondern in der Gegenwärtigkeit der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit eine dithyrambische Befriedigung findet. Mitten hinein in den poetischen Prosaschwung verirrt sich dann oft irgend ein unpoetisches Fremdwort oder eine

recht breite, recht behagliche philosophische Wendung, oder der Conversationston des Salons durchbricht die Phalanx der hochgethürmten Gedanken mit irgend einer Trivialität. Einzelne dieser Streckverse sind indeß zart und sinnig gedacht, z. B.

Nicht verstanden werden.

Ein Sänger sang in den Wald hinein; und der Sang entströmte dem tiefen Quell seines heiligsten Selbst.

Und er horchte und horchte, ob nicht Einer wäre der einstimmte in seine Weise und der Etwas ihm entgegenzusingen hätte.

Aber er hörte nur immer seine eigene Stimme oder ein verworrenes Tönen das ihm unverständlich blieb.

Und der Sänger stand einsam und verstummend da; denn er wußte nicht daß Echo trauerte, ihm so fern zu sein, daß ihre Stimme sein Ohr nicht traf.

An andern Stellen erinnert die Diction durch platzende Kraftbomben wieder an die beste Zeit unserer Stürmer und Dränger, z. B.: „Ich liebe dich so treu — daß wenn ich auch von dir gerissen werden sollte mit dem langsamsten Martertod, Glied um Glied, daß doch die letzte Faser noch mit Riesenkraft dich — dich — umklammern — und dann noch nach dir zucken würde" — ein Bild welches in dem Munde von Karl Moor, Schweizer und Spiegelberg ganz an seinem Platze wäre. Wenn einige Allegorien etwas gesucht oder verblaßt sind, so finden sich dagegen einzelne Sentenzen von glücklichster Form, und besonders dürfte das Publicum welches einige allgemein gehaltene Stammbuchblätter, einige Albumzeilen über Leben, Liebe und Tod und Unsterblichkeit, einige hochfliegende, aber nicht scharftreffende Dichterpfeile sucht, das Heftchen „Nacht und Sterne" nicht ohne die gewünschte Ausbeute aus der Hand legen.

In directem Gegensatz gegen diese hochstengelige Poesie mit ihren allegorisch-bleichen Blütenkronen und ihrem Phrasenduft steht das Heftlein Nr. 6: „Die neuen Nibelungen, oder der auferstandene Sigfried", von Martin Reckenlob, eine im Nibelungen-Versmaß gehaltene Humoreske, welche den Sigfried redivivus in unsern Verhältnissen umherführt, mit der deutlich ausgesprochenen Intention, die lächerliche Wiedergeburt des Mittelalters in der modernen Welt zu persifliren. Der naive mittelalterliche Ton macht sich oft burlesk, jedenfalls aber treffend für den Zweck des Gedichts.

So ist besonders die sechste Aventiure „Wie Sigfried mit seinen Recken nach dem Brandelungenhort kam und was sie dort befunden", eine glückliche Satire:

In einer großen Straße
Stand blühend Baum an Baum,
Da kamen sie durchgeritten
Auf einen weiten Raum;
Da standen gewappnete Mannen
Und Rosse und Reiter viel,
Trompeten und Trommeln ertönten
Und Pauken und klingendes Spiel.

„Das sind gewappnete Leute",
Sprach der starke Sigfried da —
„Die ziehen wol aus zum Streite,
Wie das mein Auge ersah.
Ich will mit den Mannen reiten,
Und pflegen Ritterschaft!
Oder will sie selber bestreiten
Mit meiner starken Kraft!"

Da sprach der eine der Recken:
„Herr Ritter, laßt den Streit!
Laßt das Schwert in der Scheide stecken,
Die thun keinem Kinde ein Leid!
Die halten das Wort im Munde
Und den Degen in der Scheid'".
Herr Sigfried vernahm die Kunde,
Es war ihm unmaßen leid!

„Ihr sollt mir sagen die Märe,"
Hub der viel kühne Recke an,
„Warum die gewappneten Heere
Hier auf dem Platze stah'n?"
Er sprach das mit zornigem Muthe
Zu der Recken zwein,
Die gaben ihm zur Antwort:
„Das soll Euch bekennet sein!

Die kommen hier aufmarschiret
Alltäglich in großer Zahl!
Der Recke der sie führet
Der heißet General!
Der Recke hochgeboren
Muß forschen immerdar,
Ob noch lang genug die Ohren
Und kurz genug das Haar.

Ob die Waffen nach Recht und Pflicht
Geschmieret und geputzt,
Ob der Schnurrbart im Gesicht
Gehörig aufgestutzt;
Ob glatt genug das Kinn
Und dick genug die Sohlen,
Ob schnell sie her und hin
Sich drehen, wie's befohlen —

Ob enge genug die Hose,
Ob kein Knopf vom Faden läßt,
Ob die Strippen nicht zu lose
Und die Herzen nicht zu fest —
Ob sie sich hübsch reine bürsten,
Ob im Rocke keine Falten,
Ob sie noch an ihrem Fürsten
In Treue und Glauben halten.

Ob sie nach Branntwein dürsten,
Oder nach Ruhm und Ehre?"
Da sprach der starke Sigfried:
„O Recken, welche Märe!
Begebet euch der Worte",
Sprach der kräftereiche Mann —
„Im Brandelungenhorte
Mag ich keinen Kampf bestah'n!"

Diese Probe genügt gewiß, Form und Richtung des Gedichts zu veranschaulichen. Später besteht der Recke Sigfried einen Kampf mit Herrn Rappo in seiner Bude, wohin sich die faustrechtliche Herrlichkeit und das Athletenthum heutzutage geflüchtet hat. Das Gedicht ist noch nicht weit genug fortgeschritten, um die humoristische Erfindungskraft des Verfassers würdigen zu können. Auch ist zu befürchten daß bei einer weitern Ausführung der reckenhafte Nibelungenton durch seine Gleichförmigkeit ermüden wird.

Nr. 7. „Der Tag von St.-Jakob" von Otto Roquette ist als einfach-gesunde Dichtung ein treffliches

Gegengift gegen die grassirende Lovely-Wuth und fromme Tendenzhascherei. Freilich ist damit ein großer Theil des Lobes erschöpft das wir diesem Gedichte spenden können, indem die Durchführung doch oft lahm und trivial und die Form weit davon entfernt ist den Schwung des Gedankens in melodischer Rhythmik zu tragen. Otto Roquette hat bereits in „Waldmeisters Brautfahrt" ein anmuthiges, besonders in einfach-melodischen Weisen glückliches Talent bekundet, obgleich dort noch viel unklare Phantastik mitunterlief und die verduftenden und verschwebenden Gestalten wenig festen Halt darboten. Die frische Jugendlichkeit, die noch mehr versprach als sie im Augenblick zu halten vermochte, war das eigentlich Anziehende oder Anmuthende in jener Dichtung, die außerdem von jeder tendenziösen Verschrobenheit frei war. „Der Tag von St.-Jakob" ist in vieler Beziehung ein Fortschritt zu nennen, indem hier der Stoff in sich abgeschlossen und festbegrenzt ist und außerdem einen markigen Gedankenschwung herausfodert, den lodernden Enthusiasmus der Freiheit. Dieses enthusiastische, kräftig-hinreißende Pathos vermissen wir in dem „Tag von St.-Jakob", das Pathos der Sturmlyrik eines Herwegh und Freiligrath oder mindestens eines Stauffacher im „Wilhelm Tell". Der Dichter nimmt oft einen Anlauf dazu, aber es bleibt mehr bei der nüchternen Beschreibung, dem dürftigen Aussprechen — es fehlt die echte Verve, das geniale Dichterfeuer, die Energie der Begeisterung. Vers und Gedanken sind nicht zu jener Einheit verschmolzen die sie wie zusammengehörig erscheinen läßt. Man sieht, das Werk ist nicht aus einem Gusse; man merkt, besonders wo der Dichter den epischen Faden fortspinnt, die poetische Mache; daher die vielen nüchternen, prosaischen Stellen, wie z. B. die Schilderung der Verlobten Verena und Valentin:

> Doch war in Beider Herzen jetzt nun Friede?
> Ihr irrt! Es ward nun fortgesetzt der Streit.
> Es drängte ein sich eifersüchtig Leid,
> Sich selbst zu quälen wurden sie nicht müde.
> Heut' war Verena freudig, morgen stumm;
> Heut' schweigend Valentin und stürmisch morgen;
> So schufen sie sich täglich neue Sorgen
> Und fragten selbst sich scheltend dann, warum?
> Heut' heft'ger Zwist, dann innigstes Versöhnen,
> Dann neuer Eifersucht Beschuldigung,
> Dem Jüngling widerstrebt der Launen Fröhnen
> Und endlich hatt' er nun des Spiels genung!
> Nachlässig ward er, er vermied die Braut,
> Der Ruf des Trotzes tönt' im Herzen laut.

Wie matt, wie lahm, wie prosaisch ist das Alles! Wie viele „nun" sind als Flickwörter eingeklemmt! Wie geziert und gesucht und doch dabei hausbacken ist „das Fröhnen der Launen, das dem Jüngling widerstrebt"! Und wir haben nicht mühsam diese Stelle herausgesucht; wir haben das Buch nur aufgeschlagen, um Beweise dieser schwunglosen „Mache" zu finden. Man vergleiche S. 26:

> „Nun denn", spricht Valentin, „was hältst du mich?
> Du siehst, ich habe Eil', geschwind d'rum, sprich!"
> Was sie gewollt, Verena weiß es kaum.
> Wol gab sie sanfteren Gefühlen Raum,
> Da war zurückgekehrt der harte Ton.
> Was zur Versöhnung rief, es war entfloh'n u. s. w.

Diese Plattheit ist kein quandoque dormitat Homerus, sondern sie ist durchgängig bei allen Stellen wo es den eigentlich epischen Faden fortzuführen oder psychologisch zu motiviren gilt. Da kommt überall die baare Prosa zum Vorschein. Es ist dies einmal die Achillesferse des Dichters, der noch nicht die Kraft besitzt sich über ein größeres Ganzes mit gleicher Weihe auszubreiten. An solchen Stellen finden sich dann die Flickwörter ein, die Reime auf „nun", „doch" und „noch", „an" und „sodann", welche die Diction aller Kraft berauben, einer Kraft die gerade auf dem Zusammentreffen des Reims mit dem Worte beruht, auf welchem der logische und ethische Accent liegt oder welches mindestens für den Gedanken der Verszeile wesentlich ist. Haben wir hier die schwache Seite des Dichters erwähnt, so wollen wir auch gleich hinzufügen was seine Stärke ist. Wir finden sie sowol in dem volksthümlichen Lied wie in der lyrischen Pracht der Naturschilderung. Deshalb rechnen wir die Präludien, die Alphornklänge, zu den besten Partien des Werks. Darin ist echte Alpenluft, frische Kraft und Schwung, wenn sie auch an die lyrischen Präludien zu Schiller's „Tell" etwas anklingen. Reizend ist der Kuhreigen:

> Auf der Alme sind verblühet
> Alpenrosen roth und schön,
> Herbstessonne überglühet
> Schneegebirg und grüne Höh'n:
> Heerdenglöcklein auf der Matte,
> Lied und Alphorn klingt zu Thal,
> Heia tönet, heia tönet
> Tausendstimmig allzumal!
> Matte, Matte, grüne Matte,
> Hall' es wieder, tiefes Thal!

Ebenso der erste Vers des Jägerliedes:

> Die Jungfrau sitzet in strahlender Pracht
> Auf schneeumlagertem Throne,
> Der Gießbach stäubt, die Lawine kracht
> Mit hallendem, donnerndem Tone,
> Und die Gemse springt, und die Gemse springt
> Ueber Bäche und Felsengeklüfte,
> Und der Jäger, er steiget und klettert und dringt
> Ihr nach durch die Nebel und Düfte.

obgleich hier der „hallende Ton" ein unangenehmer Pleonasmus ist. Als eine jener descriptiven Prachtstellen die uns zeigen daß der Dichter besser ist als sein Gedicht, daß er über Kraft, Schwung und phantasiereiche Anschauung gebietet, führen wir folgendes „Schweizer Nachtbild" vor:

> Warst je du eine Nacht auf Alpenhöh'n?
> O riesengroß ist solch' ein Nachtgebild.
> In Luft und Tiefen ist's ein dumpf Getön,
> Du hörst es, wie der Erde Athem quillt,
> Der schlummernden, aus tiefstem Grund empor.
> Die Nebeldünste siehst du dämm'rig brauen,
> Sie zieh'n und wallen wie ein Geisterflor;
> Du wähnst der Erde Riesentraum zu schauen.
> Es ruhen die Gestirne groß und rein,
> In tausend Welten blickst du hoch hinein.

Durch alle Tiefen und durch alle Höh'n
Mit breiten Flügeln schwebt der Alpenföhn.
Beruhigt stimmt er hoch im Himmelssaal
Mit Geistern an den ew'gen Weltchoral.
Die Stunden flieh'n, schon röthen sich die Firnen,
Der Morgenwind umschauert eisigkalt
Im Alpenglüh'n der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt.
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majestät,
Im Purpur steht der Wetterhörner Glanz,
Des Finsteraarhorn schlanke Säule späht,
Ob schon die Jungfrau glüh' im Rosenkranz.
Wie stumme Götterbilder schau'n gereiht
Die hohen Alpenhäupter in den Morgen,
Unkundig jener Welt, die drunten weit
Und tief sich müht mit ihren kleinen Sorgen.

Das ist ein Erguß echter Dichterkraft! Doch bei einer epischen Dichtung können einzelne Schönheiten nicht dafür entschädigen daß das Ganze keine wahrhaft epische Bedeutung aufweist. Der Stoff eignete sich wenn auch nicht zu einer schwerfälligen Epopöe, doch zu einem Epos, welches uns den Kampf zweier Völker um hohe Interessen schildert. Doch wir müssen dann verlangen daß der allgemeine Weltzustand, der Charakter dieser Völker selbst in objectiver Breite uns dargelegt werde und daß die einzelnen Scenen, Situationen, Vermittelungen nur dazu dienen ihn zu illustriren. Das suchen wir bei Roquette vergebens, wir finden nur flüchtige Skizzen, einzelne Andeutungen, keine lebensvollen, plastischen Bilder. Wir lassen also die streng-epischen Anfoderungen fallen und betrachten den „Tag von St.-Jakob" als einen Romanzencyklus. Doch auch hier stört uns daß die Episoden die Haupthandlung verschlingen, und Episoden die eben von der Erfindungskraft des Dichters kein überschwängliches Zeugniß ablegen. Die Charaktere Verena, Valentin, Lorenz haben so wenig Fleisch und Blut, sind so nach abstracten Typen geschaffen; ihre Beziehungen und Verwickelungen sind so wenig aus dem nationalen Leben heraus aufgefaßt daß sie ebenso gut in Patagonien und Kamtschatka stattfinden könnten. Sie finden nur zufällig am Tage von St.-Jakob einen tragischen Abschluß, die Episoden bleiben daher dem eigentlichen Stoffe äußerlich; sie sind eine in die Geschichte hineingewebte Novelle, welche uns die Stellung der geschichtlichen Gruppen und Parteien nicht klar macht. Die Liebe Verena's zu einem Franzosen hätte eher Gelegenheit geboten den einfachen treuherzigen Natursinn der Schweizer und die frivole Lebens- und Kampflust der Franzosen zu illustriren. Denn gerade auf eine tiefere Motivirung des Kampfs aus großen, geschichtlichen Gesichtspunkten mußte es dem Dichter ankommen; statt dessen erhalten wir eine ganz artige versificirte Liebesnovelle. Roquette hat ein entschiedenes Talent, aber es muß sich noch von vielen Schlacken formeller Unreife säubern und vorallem eine größere Vertiefung des Gedankens anstreben.

Nr. 8. Das „Spanische Liederbuch" von Geibel und Heyse, einem ältern Dichter und einem jüngern, jener ein anerkannter Meister der poetischen Form, dieser in Grazie und Eleganz ein eifriger Schüler, gehört zu den Beiträgen zur Volkslyrik, zu jenen Sammlungen der „Völkerstimmen", welche der vielseitige Genius unserer Nation in kosmopolitischer Begeisterung sich angeeignet. Der vorliegende Beitrag darf um so freudiger begrüßt werden als in der That die südliche Grazie der Form in unsern Dichtern würdige Vertreter gefunden. Der Charakter des spanischen Volkslieds ist wie im Allgemeinen der Charakter aller Volkslieder die Naivetät, das harmlose, schalkhafte, melodische Aussprechen des Gefühls, oft mit concentrirter Innigkeit, oft mit jener phantasiereichen Anschauung, wie sie gerade den südlichen Völkern eigen ist und die sich auch in Bildern und Reflexionen ergeht, während in den nordischen Volksliedern meist nur der einfache Hauch der Empfindung ein kleines rhythmisches Ganzes bildet. Allerdings sind diese uns mitgetheilten spanischen Lieder nicht Volkslieder in dem Sinne jener von Mund zu Mund sich forterbenden Gesänge, deren einziger Dichter das Volk selbst zu sein scheint, weil sie aus seiner Mitte hervorgegangen und keinen bestimmten Namen an der Stirne tragen. Solche Volkslieder sind traditionnell, ihr Wachsthum ist gleichsam ein organisches, sie treiben immer neue Blüten, neue Absenker in die Erde. Unsere Liederstimmen dagegen verleugnen ihre Verfasser nicht, welche von den Bearbeitern selbst großentheils in genauem Register angegeben werden. Wir haben es hier also mit einer mehr gebildeten Lyrik zu thun, welche über die ersten Naturlaute des Gefühls hinaus ist und bereits eine gewisse reflectirende Expansionskraft besitzt, dennoch aber den nationalen Charakter treu wiederspiegelt. In den meisten dieser Lieder ist ein musikalischer Schmelz, welcher von den Uebersetzern mit Glück wiedergegeben wurde. Der Inhalt dieser Lieder ist natürlich die Liebe, die nicht sentimentale, nicht raffinirte Liebe, die Liebe in welcher der Gegensatz zwischen dem sinnlichen und ethischen Element gleichsam noch gebunden ist und gar nicht zur Sprache kommt, die einfache, noch nicht zum Zwiespalt aufgeschlossene, aber auch nicht mit Bewußtsein festgehaltene Einheit von Leib und Seele. Daher ist in dieser harmlosen Naivetät unsers Liederbuchs Manches was die Zimperlichkeit beleidigen muß, indem von natürlichen Dingen in natürlicher Weise die Rede ist, sodaß unser moderner Liederschwan Geibel in seinen originalen Toilettengaben gewiß nicht gewagt hätte die Grazien so dreist um die Taille zu fassen! Wie harmonisch, glatt und von eigenthümlichem Zauber durchdrungen solch ein von Geibel bearbeitetes spanisches Lied ist, davon können wir unsere Leser am besten durch die folgende Probe überzeugen:

Geh', Geliebter, geh' jetzt!
Sieh', der Morgen dämmert!
Leute geh'n schon durch die Gasse
Und der Markt wird so belebt,
Daß der Morgen wol, der blasse,
Schon die weißen Flügel hebt.
Und vor unsern Nachbarn bin ich
Bange daß du Anstoß gibst;

Denn sie wissen nicht, wie innig
Ich dich lieb' und du mich liebst.

D'rum Geliebter, geh' jetzt!
Sieh', der Morgen dämmert!
Wenn die Sonn' am Himmel scheinend
Scheucht vom Feld die Perlen klar,
Muß auch ich die Perle weinend
Lassen, die mein Reichthum war.
Was als Tag den Andern funkelt,
Meinen Augen dünkt es Nacht,
Da die Trennung bang mir dunkelt,
Wenn das Morgenroth erwacht.

Geh', Geliebter, geh' jetzt!
Sieh', der Morgen dämmert!
Willst du feste Wurzel fassen,
Liebster, hier an meiner Brust,
Ohne daß der Neider Hassen
Stürmisch uns verstört die Lust;
Willst du daß zu tausend malen
Ich wie heut' dich sehen mag
Und dir stets auf Sicht bezahlen
Uns'rer Liebe Schuldbetrag.

Geh', Geliebter, geh' jetzt!
Sieh', der Morgen dämmert!
Fliehe denn aus meinen Armen!
Denn versäumest du die Zeit,
Möchten für ein kurz Erwarmen
Wir ertauschen langes Leid.
Ist in Fegefeuersqualen
Doch ein Tag schon auszusteh'n,
Wenn die Hoffnung fern in Strahlen
Läßt des Himmels Glorie seh'n.
D'rum Geliebter, geh' jetzt!
Sieh', der Morgen dämmert!

Paul Heyse ist ebenfalls in vielen Uebersetzungen recht glücklich, obgleich er doch hin und wieder dem Reim auf Unkosten der sprachlichen Reinheit Opfer bringt, wie z. B. in dem zweiten geistlichen Lied:

Herrin, ganz zu dir mich wende,
Daß sich ende,
Diese Qual und dieses Grauen,
Daß der Tod mich furchtlos fände
Und nicht blende
Mich das Licht der Himmelsonnen.

Statt „fände" muß hier offenbar „finde" stehen, und der durch die ganze Construction erfoderte Conjunctiv des Präsens wird umsomehr vermißt als die andern Reime noch dazu ihn sehr rein und bestimmt ausdrücken. Bei Geibel finden sich solche Verstöße fast nie. Die Seguidillas sind in ihrer epigrammatischen, meist reimlosen Form reizend:

Wenn mein Liebchen geht zur Messe,
Und ich kreuze ihren Pfad,
Ist's mein ganz Gebet zu küssen
Jeden Stein, den sie betrat.

Oder:

Durch die Pässe der Seele
Still und behutsam
Schleichen sich die Gedanken
Heimlich wie Schmuggler.
Denn die Wachen der Seele
Sind stets mit süßen Dingen
Leicht zu bestechen.

Diese Seguidillas enthalten eigenthümlicherweise viele scharfe Pointen gegen „die Weiber". Sie werden mit Doctor und Apotheker, Gurken und Melonen für Hindernisse eines langen Lebens erklärt. Wenn Weib und Rößlein sterben, wird nur das Rößlein bedauert; das Weib mag zum Teufel fahren. Oder es heißt gar:

Findest du dein Weib beschäftigt
Sich aufzuhängen,
Und käme dann ein Bienchen,
Um dich zu stechen,
Sage mir, welchem
Der beiden Schäden dächt'st du
Erst abzuhelfen?

Das „dächt'st du" zeigt uns daß wir hier es wieder mit Paul Heyse zu thun haben. So bilden diese Seguidillas ein komisches Postscript zu der Liebesbegeisterung der Lieder; es ist die verzweifelte Prosa der Ehe, welche hier hinter den begeisterten Liebhabern her grimassirt. Die Zigeunerliedchen bieten in ihrer Einfachheit wenig ästhetisches Interesse dar. Es sind charakteristische Lebensbildchen, wie z. B.:

Unter die Soldaten ist
Ein Zigeunerbub gegangen.
Mit dem Handgeld ging er durch,
Und morgen muß er hangen.

aber es ist kein poetisches Atom darin, man müßte denn die Poesie in dieser liederlichen, bankrotten Gesinnung finden welche ihre Sache auf Nichts gestellt hat. Paul Heyse übersetzt in einem umfangreichen Anhang provençalische Lieder von Wilhelm IX., Grafen von Poitiers, von Bernard von Ventadour, von Marcabrun, von Jaufre Rudel, von Guillem von Cabestaing, von Richard Löwenherz, von Bertran von Born, von Guiraut von Borneil, von Guiraut Riquier, Peire Vidal u. A. Wir begreifen nicht wie diese Poesie der Troubadours in ein spanisches Liederbuch hineingeräth, da sie, was Heyse selbst zugibt, in der ganzen Art und Tonweise wesentlich verschieden ist. Wir haben es hier nicht mehr mehr mit Volkspoesie zu thun, sondern mit einer sehr gebildeten, den verschiedensten Gehalt in sich aufnehmenden Dichtweise, welche bald die Frauen verherrlicht, bald sie angreift (man denke an den Misogyn Marcabrun), bald höfisch schmeichelt, bald mit Energie den Fürsten und Pfaffen den Fehdehandschuh hinwirft (man denke an die von Max Waldau vortrefflich bearbeitete „Sirvente" des Pierre Cardinal). Diese Poesie hat ein Pathos des Gedankens welches der Volksdichtung fehlt; sie hat die ganze Ausbreitung einer wohlgefälligen, mit musikalischen Klängen spielenden Reflexion. Die Uebersetzung von Paul Heyse verdient indeß an und für sich alles Lob, obwol das Interesse das der Leser an dieser provençalischen Poesie nimmt erst vielfach durch Studium vermittelt werden muß.

Dies gilt keineswegs von Nr. 9, den Sonetten von Luis Camoens, in denen ein unsterblicher Dichtergenius lebendig ist, der, wenn er auch an Zartheit hinter Petrarca zurücksteht, ihn doch an Kraft und umfassender Weltanschauung überragt. Diese Sonette bringen uns den Dichter näher als selbst seine „Lusiade"

in welcher neben vielem Ursprünglichen auch viel Epigonenhaft Gemachtes ist, wozu wir besonders die Göttermaschinerie à la Virgil rechnen. Jene frische Unternehmungslust, der in fremden Zonen gereifte Geist, die aus andern Welttheilen Nahrung schöpfende Phantasie lassen Camoens auch als Lyriker nicht in blos subjectiven Gefühlen verhausen, sondern geben ihm eine weltweite Perspective und einen markigen patriotischen Sinn. Der Patriotismus, auf dessen Boden als epische Frucht die „Lusiade" entsprungen, weht auch durch viele Sonette hindurch und unterbricht mit mächtigem Aufschwung die Klagen der Liebe, die tiefe Melancholie des Dichters, dem das Leben fast alle Güter versagt, so kühn er das Glück auch selbst in der Ferne suchen ging. Diese Melancholie unterscheidet sich von dem widerwärtigen modernen Weltschmerz gerade dadurch daß sie einen bestimmten Inhalt hat und nicht ins Unbestimmte hinausfaselt; ferner daß sie nicht mit der Prätension auftritt, nur deshalb in Trauer zu gehen weil die ganze Welt schwarz ausgeschlagen ist, oder umgekehrt mit dem Verlangen daß die ganze Welt sich übergebe weil sie Katzenjammer hat. Nein, sie ist und bleibt die Melancholie des Einzelnen, des Schiffbrüchigen, der mit seiner Liebe, mit seinem Leben gescheitert ist. Das Charakteristische dieser Sonette von Camoens ist der einfach-kräftige Stil, der weder den Bilderreichthum und die Ueppigkeit Shakspeare's noch Petrarca's Süßigkeit athmet, obwol er bisweilen an den Letztern anklingt. Einzelne dieser Sonette sind an historische Persönlichkeiten gerichtet, an Vicekönige, berühmte Professoren; andere sind wieder Nänien, gedichtet bei dem Tode von Prinzessinnen und Statthaltern; in andern ist wieder in veralteter Weise eine Situation durchgeführt, meist idyllisch mit phantastischen Namen: Deliana, Gil, Telephus, und die Mythologie mit Minerva, Aurora, Apoll und dem ganzen Olymp greift mehrfach in die Handlung und Empfindung ein. Wer die Schwierigkeit der Sonettenform kennt, besonders wenn sie einem bereits gegebenen Gedanken sich anpassen und ihn durch diese streng abgegrenzten Reimschranken unversehrt hindurchführen soll, der wird der Uebersetzung von Arentsschildt, welcher man die überwundenen technischen Schwierigkeiten gar nicht anmerkt, die nie um Wendungen verlegen ist und bei allen ihren Wendungen nie die Grazien in Verlegenheit setzt, unbedingtes Lob spenden müssen. Hier ist Nichts eingeflickt, Nichts über das Knie gebrochen, Nichts auf dem Prokrustesbette gewaltsam verstümmelt oder schmerzhaft ausgedehnt. Das ist ein so leichter, sicherer Gang zwischen weder trivialen noch gesuchten Reimen daß manches deutsche Originalsonett davon lernen könnte. Wir greifen z. B. folgendes einfaches Sonett heraus. Wie klar, wie ohne allen Bombast spricht sich darin ein tiefer Liebesschmerz aus:

> Wenn still und klar die Sonn' hinabgegangen,
> Die Welt erfüllt des Zwielichts milder Schein,
> Geh' ich den Strand entlang im duft'gen Hain,
> Der süßen Feindin denkend mit Verlangen.
>
> Hier schmückte sie der gold'nen Locken Schlangen,
> Dort stützt' das Haupt die Hand von Elfenbein;
> Hier schien sie froh und dort betrübt zu sein;
> Bald ruhte sie; bald war sie fortgegangen.
>
> Hier saß ich; hier hat mich ihr Blick getroffen,
> Als sie die klaren Augen aufgeschlagen,
> Bald stolz und bald doch auch, als dürf' ich hoffen;
>
> Hier lachte sie und dort hört' ich sie klagen —
> Und solchem eiteln Sinnen hingegeben
> Verzehrt in ew'ger Sehnsucht sich mein Leben.

Wie kräftig ist dagegen das vierundsechzigste Sonett an den Vicekönig von Indien, Dom Luis d'Ataide:

> Der du des Ostens Könige besiegt,
> Auf's neu' das Reich in Indien gegründet,
> Deß Ruhmesglanz sich flammender entzündet
> Als jenen, die mit Mohammed gekriegt;
>
> An dessen Knie des Todes Leu sich schmiegt,
> Von dem ein jeder Tag uns Sieg verkündet,
> Im Vaterland, dem heil'gen Recht verbündet,
> Dem sich zum Siegeskranz der Lorber biegt;
>
> Nachdem du solcher Feinde Macht geschlagen,
> Wird dir auch noch der letzte Sieg gelingen,
> Daß in der Welt du wandelst ohnegleichen.
>
> Dies hat den höchsten Ruhm dir eingetragen:
> Daß du vermocht, den Undank zu bezwingen,
> Daß Neid und Misgunst selbst vor dir erbleichen.

Einzelne poetische Licenzen, wie die Wiederholung desselben ersten Reims in der achten Zeile (im ersten Sonett), oder kühne Wendungen, wie „der Lorber biegt sich zum Siegeskranz", muß man einer Uebersetzung zugutehalten, welche schon der Sonettenform wegen mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, deren meist glückliche Lösung, abgesehen von dem Interesse des Inhalts, die vorliegende Reproduction des großen Dichters so empfehlenswerth macht. **Rudolf Gottschall.**

Ludwig Devrient.

Devrient-Novellen von Heinrich Smidt. Berlin, A. Duncker. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Buch das im guten Sinne des Worts zur Unterhaltungslecture gehört. Es unterhält so daß man beim Blättern nicht stehen bleibt, sondern erst aufhört wenn man zu Ende ist, ohne sich oft gemüßigt zu finden zu überschlagen. Es zeichnet Situationen, Menschen und Charaktere, wie sie Jedem sich präsentiren und Jeder sie versteht; im Verfolg der Zeichnung gräbt der Griffel aber doch tiefer und läßt Einblicke in das Leben thun welches man nicht immer mit den gewöhnlichen Sinnen wahrnimmt. Es ist ein heiter geschriebenes Buch, und der Verfasser, der mit voller Liebe daran gegangen, hat auch den ernstesten Seiten einen heitern Anstrich abzugewinnen verstanden. Das aber ist eine jetzt sehr seltene Eigenschaft welche das große Publicum würdigt, die Kritik aber anzuerkennen verpflichtet ist. Endlich ist es eine Arbeit, zu der den Verfasser Pietät und Freundschaft angetrieben, wie er in der Vorrede und der ersten Novelle berichtet.

Ludwig Devrient, der große Mime, und der Verfasser sitzen eines Abends in einer Weinstube, während der

ihrer Zeit berühmten und hochgefeierten Sängerin Schechner in Berlin ein Ständchen von ihren Verehrern gebracht wird. Sie sprechen über das Loos welches aller darstellenden Künstler wartet, und Devrient erklärt gegen seinen Bewunderer in einem Anflug der melancholischen Laune welcher der Mime so oft unterworfen war: daß er schon von der Erinnerung zu zehren beginne und von der Gegenwart nur noch einige spärliche Sonnenblicke zu erwarten habe. Es sei das allgemeine Loos das jeden darstellenden Künstler treffe:

Seine Kunst gehört der Gegenwart. In ihr bringt er das Größte, das Schönste hervor, in ihr erringt er die höchsten Triumphe. Wenn er abgeht, gehen mit ihm die lauten Ehrenbezeugungen der Menge. Das ist der Lauf der Dinge.

Der Freund erklärt: so sei an den Rittern von der Feder die Verpflichtung, das Flüchtige zu bannen, durch Wort und Schrift das Verschwindende zu fesseln und kommenden Geschlechtern als ein theures Vermächtniß zu überliefern. Solche Kämpfer hätten Garrick, Eckhof, Schröder gefunden; er hoffe daß Ludwig Devrient ihn in dieser Stunde finde. Devrient lächelte: „es war das schmerzlichsüße Lächeln des Schmerzes und der Wehmuth das nur ihm eignete"; er lege keinen sonderlichen Werth auf diese Art des Ruhms, ja es widerspreche seiner eigensten Natur sich in den Zeitungen loben zu lassen. Er verbat sich Recensionen. Er schloß:

Aber es ist ein eigen Ding um die Vergeßlichkeit der Menschen. Ein Name der heute als die erste Größe gefeiert wird ist morgen bis auf die Erinnerung vergessen. Dies allgemeine Loos wird auch das meinige sein. Du bist jünger und wirst es erleben. Erinnere dich nach 20 Jahren dieses Abends, und dein alter Ludwig wird eine Mythe sein, ein theatralischer Begriff oder so etwas dergleichen. Dann, wenn meine Asche verstreut ist, wenn ein anderes Geschlecht auf den Bretern herrscht, und es fragt vielleicht Jemand bei dir an, wie es denn eigentlich mit dem Devrient gewesen, von dem man seiner Zeit ein solches Aufhebens gemacht, dann, mein lieber Freund, nimm deine Feder und sage Allen die es hören wollen so viel oder so wenig von mir als du vor deinem Gewissen verantworten kannst.

Es waren am 30. December 1852 gerade 20 Jahre daß der große Ludwig Devrient seine Augen geschlossen. Noch ist er keine Mythe, kein theatralischer Begriff, denn noch leben Viele die ihn bewundert, gekannt in seiner vollen Kraft und Blüte, und sie sind keine laudatores temporis acti, wenn sie sagen: die deutsche Bühne hat seitdem nichts Aehnliches gesehen. Des Verfassers ursprüngliche Absicht war eine geschichtlich treue Lebensbeschreibung seines Freundes zu geben. Durch seine persönliche Stellung zum Verstorbenen und das in seinem Besitz befindliche Material hielt er sich dazu für befähigt. Aber als er dies Material zusammenstellte, überzeugte er sich von der Unausführbarkeit seines Vorhabens. Alles Gedruckte und Handschriftliche war lückenhaft, meist nach Devrient's mündlicher Mittheilung, oft nur aus der Erinnerung niedergeschrieben. Aber Devrient war im Erzählen auch zuweilen Dichter gewesen, aus Laune, Instinct oder mit bestimmter Absicht, je nachdem er die Zuhörer um sich sah. Actenstücke waren es also nicht. Um das Wichtigere zu retten versuchte Heinrich Smidt mit Beibehaltung aller als unzweifelhaft dastehenden Thatsachen das poetische Bild des Freundes zu zeichnen und mit dem Blütenkranze der Dichtung es zu umgeben. Er glaubt in diesen 14 Novellen das Leben des Künstlers möglichst erschöpft zu haben. Die Freunde des Verewigten, die noch einzelne Züge seines reichen Kunstlebens wissen, werden aber ersucht ihm davon mitzutheilen, um in einem Ergänzungsheft was hier fehlt nachträglich geben zu können.

Die Frage: ob Smidt daran recht gethan und dies die rechte Art und Weise ist, das Andenken eines Schauspielers zu verewigen? löst sich in der auf: ob was er gewollt und beabsichtigt ihm gelungen ist? Was wir mit dem vielbenutzten Bilde des Silberblicks meinen, läßt sich mit der Feder nicht beschreiben, aber vielleicht läßt es sich mit der Farbe und dem Pinsel wiedergeben. Nur durch eine Kunstvermittelung oder eine vermittelnde Kunst, also durch Analogien und Gleichnisse läßt sich Denen die einen Schauspieler und Sänger nicht selbst sahen und hörten ein Begriff von Dem geben was er war oder vielmehr wie er erschien. Eigentlich läßt sich nur die Wirkung beschreiben die er seiner Zeit hervorgebracht, gleichwie schon Vater Homer uns davon ein eclatantes Beispiel gab, indem er es wol unterläßt die Schönheit der Helena zu schildern, aber sagt, welche Wirkung ihr Anblick auf die alten Heroen hervorgebracht hat. Ich wüßte keinen Schriftsteller der uns ein ganz klares Bild von Dem entworfen hätte was ein Heros in der mimischen Kunst war; Lessing unterließ es ganz sich auf dies misliche Feld zu begeben, und was Tieck über seinen gefeierten Liebling Fleck erzählt, gewährt uns doch auch nur eine Annäherung zur Anschauung, nicht die Anschauung selbst. Wir stellen immer Vergleiche an mit den Schauspielern welche wir kennen, und construiren uns entweder aus der Negation heraus eine Position oder illustriren das Positive was wir sehen zu etwas Vollkommenerm.

Ludwig Devrient war nun als Künstler und Mensch von so bedeutender Eigenthümlichkeit daß die Aufgabe wol gerechtfertigt erscheint, statt ihn zu beschreiben, ihn in seiner Eigenthümlichkeit künstlerisch zu reproduciren. Er war für seine Zeit zum public character geworden, ja man konnte in ihm den Repräsentanten einer gewissen Zeitrichtung finden, dergestalt daß die Aufgabe ihn zum Gegenstande eines eine vergangene Epoche schildernden Kunstwerks zu erwählen gerechtfertigt ist. Ob die Aufgabe gelöst ist, ist eine andere Frage. Gewiß ist sie nicht erschöpft, wie wol das der Verfasser selbst glaubt. Wir besitzen einen englischen Roman: „Shakspeare and his friends" („Shakspeare und seine Freunde" in der deutschen Bearbeitung), der sehr viel Gutes hat, wenn auch in seiner Composition manche Mängel. Dieser Roman gibt uns mit viel Laune, Humor, aber mit mäßiger Poesie ein Bild von dem Shakspeare welcher „Die lustigen Weiber von Windsor" geschrieben, auch von dem der einen Falstaff und seine Gesellen ins Leben setzte; aber die Höhen und Tiefen die der Dichter in seinem „Hamlet" und „Lear" erklommen, in die er hinabgestie-

gen, jene schauerlichen Silberblicke in die Menschennatur und vor den verschlossenen Räthseln der Ewigkeit, die ließ der verständige Dichter, der seine Kraft und die Mittel über welche er gebot kannte, wohlweislich aus dem Spiel. Smidt's „Devrient-Novellen" erinnern uns daran. Er gibt uns ein Bild von dem Künstler, wie er der Welt und seinen Freunden erschien, und wir müssen anerkennen, er hat gut beobachtet und ein geschicktes Spiegelbild davon entworfen; aber der Devrient welcher einen so wunderbaren Zauber seiner Zeit ausübte war doch mehr, es ging da ein innerer Proceß in ihm vor, der noch seinen psychologischen Historiker erwartet.

Ob er ihn je finden wird, das ist mehr als zweifelhaft. Devrient's Zeit ist in der Kunst eine zurückgelegte, abgethane, wie sie es in der Wirklichkeit ist. Er war kein Repräsentant eines gesunden, natürlichen Lebens, sondern des geistigen, einer Bildung die bis an den äußersten Rand des Gipfels geklommen war, um jenseits in die Unnatur hinabzustürzen. Der nach Befriedigung dürstende Geist der Dichtung hatte sich in Regionen hinaufgeschraubt, wo das reine Quellwasser ihm nicht mehr genügte, er lechzte nach immer neuen Feuertränken um die innere Erschlaffung zu verbergen. Das waren die Zeiten der Zacharias Werner, des misverstandenen Calderon, Hoffmann's, Fouqué's, Müllner's und der Hunderte von Dichtern welchen die Romantik der Tieck und Novalis noch nicht romantisch genug war, und die aus den Mysterien der Natur und Religion ein Geistergebrau fertigten dem es nicht an schauerlich-blendendem Glanze, aber an Consistenz und Wahrheit fehlte. Um es auf die äußerste Spitze zu treiben, bemächtigten sich seiner die Franzosen, aber was bei uns noch Sache des Gemüths und Glaubens war, eines guten, wenn wir uns auch dazu zwangen, ward bei ihnen zur eiteln Modesache, vorgezogen um nachdem es abgenutzt verworfen zu werden. Große und schöne Kräfte gingen bei uns in diesem Ringen, der Poesie einen supranaturalistischen Boden zu verschaffen, unter, wie auch Ludwig Devrient in seiner Kunst eine große und schöne Kraft war.

Schon in seiner physischen Beschaffenheit lag dieser Zwiespalt, dessen Repräsentant er war, abgespiegelt. Ein schwächlicher, eigentlich kranker Körper, dem die Natur die Kraft versagt hatte zu den Helden und gewaltigen Charakteren die er darstellen sollte. Aber innen lebte, nicht im Marke, im Geiste, Willen, in der Begeisterung die schaffende Gewalt. Aus ihr schöpfte er Alles, selbst den Ton seiner Sprache; gegeben war ihm eigentlich Nichts als das dunkle, tiefe Auge, das schwärmerische Gesicht. Aber aus diesem gebrechlichen Körper wußte er Alles zu schaffen, den Schneider Fips, den Falstaff, einen König Lear, und wenn auch keinen in Erz rasselnden Helden, doch einen Charakter, begabt mit dem Adel der Heldenseele. Welche ungeheuere Kraft, seine Sprache so zu überwinden daß sie in den gewaltigsten Kehllauten, die er wunderbar zu moduliren wußte, ganze Rollen trug, und es war nicht seine eigene natürliche Sprache! So konnten wir ihn bewundern und haben ihn bewundert, denn er war Alles was er sein wollte (bis sein Körper ganz zusammenbrach), nur nicht die Wahrheit eines natürlichen Menschen. Wol war dies bei seinem richtigen Instincte, seinem Verstande ihm selbst bekannt und er wußte in welche Rollen er eine wahre Natur mitbrachte. Darum wählte er den Franz Moor als erste Rolle in der er sich seinen berliner Mitbürgern zeigte, und sein ganzes Leben hindurch war es sein innigster Wunsch den Richard auf die Bühne zu bringen; darin konnte er sein ganzes Ich zeigen. Aber welcher Künstler seiner Begabung, seiner Begeisterung, mit der Anerkennung die ihm früh geworden, widersteht der Lust auch Rollen zu übernehmen für die er die Mittel weder mitbringt noch sich aneignen kann. Auch lag eine solche Verleugnung außer seiner ganzen Stellung und eigentlich vergriffen hat er sich nur selten, erst in späterer Zeit; auch da war es nicht ein gewöhnliches schauspielerisches Haschen nach Rollen, sondern sein poetischer Drang verführte ihn sich in solche hineinzudenken, zu denen ihm Alles fehlte, wie man z. B. in Berlin in seiner Darstellung des Don Guttierre im „Arzt seiner Ehre" erlebt hat. Aber das Publicum gehörte ebenso seiner Zeit an als der Mime. Wo die Dichtung sich aus den Tönen und Regionen des Natürlichen hinaufschraubte und hinaufgipfelte in das Erhabene, Dunkle, Mystische, erwartete sie von ihm oder gestattete wenigstens dem darstellenden Künstler Dasselbe. Es war die Krankheit der Zeit, deren sie sich doch nicht bewußt ward, daß sie in der Hohlheit die Tiefe gewahrte. Daran gemahnte mich oft Devrient's Kunst. Das war nicht was unsere Väter von Fleck gerühmt, nicht von unsern Großvätern an Eckhof, Schröder, Brockmann bewundert worden. Vielleicht, ja wahrscheinlich war Devrient genialer, allein was er schöpfte kam zwar aus seiner innersten Anschauung heraus, aber es berührte nicht immer die Erde, es schwebte in der Luft, wo er sich sein eigenes Reich, künstlich, wohlgegliedert schuf. Es war eine Wahrheit darin, aber eine vermittelte, nicht die Jedem verständlich wäre welcher in jene Regionen sich zu erheben unfähig ist.

Wie vieles von Dem was in jener vergangenen Zeit bewundert ward, ästhetische Gemüther als der Gipfelpunkt der Poesie bedünkte, die Nerven spannte und mit Schauer und Ahnung das gläubige Gemüth erfüllte, wird heute gar nicht mehr bewundert; es erregt, es spannt nicht mehr, ja es verursacht ein stilles Gelächter. Was sollte heute Werner's „Vierundzwanzigster Februar", was würde all der Spuk wirken den der Ritter aus Fouqué's „Zauberring" um sich schwirren und wirren hört, was die mythische Unterscheidung der Menschen die im Süden und Norden geboren sind, nämlich in Müllner's „Schuld", oder der Riß der Harfensaite, „ein Schall der den Fall eines Menschen kann bedeuten". Auch Hoffmann's Phantasmagorien fänden heute nicht mehr ihr gläubig gekitzeltes Publicum, wo es aller Verehrung für die unverwüstliche Poesie in Heinrich von Kleist bedarf, um den Somnambulismus seiner Liebesmagie und seiner Traumhelden zu verstehen und zu goutiren. Das Alles

ist historisch als ein merkwürdiger Punkt in unserer Literargeschichte reponirt, aber wie Viele, auch der Bessern ihrer Zeit, sahen darin mehr die Morgenröthe einer neuen, und welcher begabte Einzelmensch löst sich ganz und bewußt von den Glauben, den Ansichten um ihn her!

Ludwig Devrient lebte in jenen Kreisen, er war Hoffmann's Freund, mit Fouqué befreundet, er stand mit Hitzig, dem Freunde Hoffmann's und Werner's und dem selbst begeisterten Mäcen der romantischen Dichtung, in Verkehr, es war ein geniales Treiben, Träumen; und verschlossen, ängstlich, mistrauisch, wie seine Natur sonst war, kam er weniger in Berührung mit klarern oder nüchternern Lebenskräften außerhalb dieses Umgangs, des Theaters und der Weinstube. Was, glaubte er, brauche auch dessen seine reiche Künstlernatur, die aus sich heraus schuf! Die Lächerlichkeiten, Schwächen der Menschen beobachtete er auch von hier aus, den Adel, die Tragik der Gefühle schöpfte er aus der eigenen Intuition, vielleicht in dem nicht ganz ungerechtfertigten Wahne daß er deren, auch wenn er sich Mühe gab, nicht viel in der Nähe zu sehen bekommen würde. Aber er hatte noch einen andern Freund, ihm am theuersten, den er am genauesten kannte, dessen Hülfe ihm alle andern gering erscheinen ließ, seine Liebe und Begeisterung für Shakspeare. Wie verschieden ihn auch Jeder liest, seine ist keine hieroglyphische Schrift, und wer mit Ernst ihm folgt, auch wenn er sich zeitweilig in Dem verirrt was Spreu der Zeit, Uebermuth der Laune ist, wird von der Wahrheit sich nicht zu weit entfernen. Ja wenn es Ludwig Devrient wäre vergönnt gewesen in seiner frischen, jugendlichen Weise sich ganz auf diesen Heros zu werfen, es wäre Vieles anders geworden.

Als Knabe sah ich sein erstes Debut in Berlin. Er begrüßte seine Mitbürger, von denen er solange durch wunderbare Fügungen getrennt gewesen, als Franz Moor. Man wußte, Devrient war ein berliner Kind, aus einer ausgebreiteten, angesehenen Bürgerfamilie, er war seinen Aeltern entlaufen, unter Schauspielerbanden gegangen und hatte sich hier durch eigene Kraft unter einem fremden Namen so hervorgethan daß er ein strahlendes Licht in seiner Kunst geworden. Dies Licht hatte schon viele Jahre geleuchtet, sein Ruf durchdrang Deutschland; viele Berliner hatten ihn in Breslau gesehen und erklärten den Zuhausegebliebenen, er sei der erste Schauspieler und von alle Dem was man in der Residenz auf den Bretern sähe sei Nichts was ihm nur das Wasser reiche. Es kam dazu daß die Blütezeit seines Ruhms in Breslau spielte, als vor und während der Kriege gegen Frankreich der König, der Hof und die Elite der Staatsbeamten, des Civils und anderer Notabilitäten der Nation sich in der schlesischen Hauptstadt versammelten. Aber, sagte man auch, es sei der höchste Zeitpunkt daß er nach Berlin komme, wenn seine Vaterstadt ihn in seinem vollen Glanze sehen wolle, denn schon wichen seine Kräfte, sein Körper widerstehe nicht mehr dem genialen Leben. Wo Alle ihn erwarteten, warum kam er nicht? Weil Iffland noch lebte und seinen Ruhm nicht verdunkelt sehen wollte. Das preußische Königshaus war Iffland zu vielem Dank verschuldet. Doch das hätte es wol nicht gemacht. Man erzählte sich daß Iffland selbst seinen großen Collegen in Schlesien gebeten, er möge ihm die kurze Frist schenken bis zu seinem Tode; als guter Soldat wünsche er auf seinem Posten als der Erste stehen zu bleiben, bis er abgelöst werde von dem Bessern. Devrient, vermöge seiner gemüthlichen, großen Natur, habe gerührt dem Meister das Wort gegeben, nicht eher in Berlin zu erscheinen als bis er gerufen werde zur Ablösung.

Wie groß mußte da die Erwartung sein! Und sie ward noch übertroffen. Ich entsinne mich nicht mehr, wie die damalige Theaterkritik ihn begrüßte. Sie war noch in classisch-nüchternen Händen, denen Shakspeare nicht viel mehr galt als ein großes, aber verdorbenes Genie. Stimmen wurden noch gehört die bei der Darstellung des „Lear" ausriefen: Es ist doch jammerschade, wunderschönes Einzelnes kann er dichten, aber einen Plan zu machen, etwas Ganzes, eine Tragödie durchzuführen ist er nicht im Stande! Die Bewunderer Iffland's werden auch Devrient mit demselben Maßstabe gemessen haben; uns, der jüngsten Generation erschien er als ein Gott, da wär uns Alles neu, wir hatten nichts von Dem gesehen, eine andere Welt ging uns im Theater auf. Ich kam mit dem Eindruck nach Hause, das sei kein Schauspieler, oder wenn so der Schauspieler sein müsse, so könnten die andern gar nicht mehr mit ihm spielen.

Aber Gewöhnung wirkt den Zauber der auch das Strahlendste mit Rost umzieht. Der Hund gewöhnt sich an die Katze, das edle Roß an den Esel. Zu vieles Licht blendet und das Auge sucht geflissentlich das Dunkel. Devrient und die andern Schauspieler verschmolzen sich zu einer Harmonie, und wäre dies zu viel gesagt, doch zu einem Ensemble, wo Eines zum Andern allenfalls paßte. Es kam dazu daß wir in P. A. Wolff die Schauspielerkunst von einer andern Seite ihrer Vollkommenheit her kennenlernten. Die Andern hoben sich nicht, aber Devrient sank. Nicht sein Genius, aber seine physische Kraft. Ach, seine Bewunderer und Freunde sahen oft mit Schmerzen wie der Adler nach der Sonne flog, aber nicht mehr die Wolken erreichte, schon auf den Felszinnen knickte er zusammen. Es war ein trauriger Proceß zwischen dem Wollen und Können, und doch entzückte noch immer der Funken seines Geistes, das Licht seines Auges, wenn der Fuß nicht mehr weiter wollte, der gelähmte Arm zusammenbrach, die angestrengte Stimme ihm versagte. Und doch überraschte mitten in dem Jammer ein Impuls, eine Auffassung des Moments die den schaffenden Dichter zeigte. Aber die Mittel die er anwandte, die Madeiraflasche die hinter der Coulisse immer geöffnet war um die erschöpfte Kraft neu zu beleben, zehrten um so schneller.

Eine seiner letzten großen Schöpfungen war Richard III. Ich weiß nicht, oder will nicht aus der Vergessenheit hervorheben, welche Zufälligkeiten, Intriguen, Rücksichten diese Darstellung so verspäteten daß sie zu spät kam. Er

war geknickt, gebrochen, das Studium seines Lebens kam nur bruchstückweise heraus. Alles hatte ihn verlassen, Körperkraft, Stimme, Gedächtniß. Aber aus den Bruchstücken sah man was sein Richard gewesen wäre, wenn es ihm vergönnt, ihn in seiner Blütezeit ins Leben zu setzen. Die Wirkung war für die Kenner eine schmerzliche, für das Publicum eine unbefriedigende, weil die Darstellungen des neu in Scene gesetzten „König Johann" und „Richard II." vorangegangen waren. In beiden Dramen mag der humane Sinn unter den Schrecken und Gräueln an den vielen schönen, allgemein-menschlichen Situationen und Charakteren sich ausruhen, erquickt von reiner Poesie, während es doch nicht zu leugnen ist daß sie in der Dramatisirung dieses Tyrannenkönigs von Gräuel zu Gräuel jagend keinen Raum für das Edlere und Beschwichtigende gewinnt.

Devrient, der physisch zusammenfiel, blieb aber, und das ist eine seltene Gabe, geistig frisch bis zu seinen letzten Tagen. Er ward erwärmt, begeistert von allem Schönen, Großen, Wahren, er lebte für seine Kunst, die Poesie, ohne Egoismus. In seiner großmüthigen Gemüthlichkeit blieb er der Cabale fremd, er gönnte Jedem das Seine, er konnte sich wie ein Kind freuen über Anderer Glück. Dadurch ragt er wie ein Riese hervor unter der Mehrzahl seiner Kunstgenossen und löscht auch im Sinne der strengern Sittenrichter die Schwächen die von seinem Dasein sich nicht lösen konnten. So betrachtete ihn auch der Ethiker und christlich-fromme Hitzig, der ihm mit inniger Liebe bis zu seinem Tode anhing. Zum Glück für Devrient war in seiner Zeit noch kein politisches Zerwürfniß. Seine Natur hätte der Theilnahme daran widerstrebt; auch wäre es zu viel gewesen, auch da noch ein nervenspannendes Studium von ihm zu fodern.

Wie viel in den Smidt'schen „Devrient-Novellen" wirkliche Wahrheit ist, vermögen wir nicht zu bestimmen, haben aber keinen Grund an Dem zu zweifeln was er selbst darüber in der Vorrede sagt. Jenes gilt besonders von denen welche Devrient's Knabenleben und sein erstes Auftreten bis zu dem Aufenthalte in Dessau betreffen. Die Misère der wandernden Schauspieler ist lebhaft und interessant geschildert, aber doch schon so oft dagewesen daß der Verfasser sie wol kürzer hätte behandeln können, zumal da es kaum einer solchen Folie bedurfte um seinen Liebling glänzen zu lassen. Devrient's Knabenjahre führen uns wieder in die Verhältnisse der französischen Colonie ein und in ein Bürgerleben die beide jetzt verschwunden sind. Seine zweimalige Flucht aus dem älterlichen Hause, sein Dienst in Potsdam bei einem alten Weibe die Marktwaare in die Stadt schmuggelt, wo er, die Kiepe auf dem Rücken, vor dem Zollvisitator vorbeirennen muß, seine Lehrjahre als Tapezier, eine Strafe des Vaters für den ungerathenen Knaben, sind wahr und unterhaltend; sein erster Succeß als Larifari im „Donauweibchen" zu Gera ist trefflich geschildert. Mit Recht hat der Verfasser ein besonderes Gewicht auf Devrient's erstes Auftreten als Franz Moor im Schlosse von Rudolstadt gelegt und erzählt dabei seine erste Bekanntschaft mit seinem Gönner, dem Grafen Brühl. „Charlottenstraße Nr. 38" und „Ein Morgenstündchen bei Lutter" führen uns in jene obenangedeuteten historisch berühmt gewordenen Kreise der Genialen, und einige derselben, Hoffmann, Fouqué, sind auch in ihrer Sprache, dem Ton der Zeit wahrheitsgetreu wiedergegeben, was wir bei Devrient's Zusammentreffen mit Kean zwar nicht bestreiten, aber auch nicht behaupten wollen. Was er über Richard III. erzählt stimmt nicht ganz mit unserer Ansicht. Die letzte Novelle ist ein tragischer Schluß. Devrient's häusliche und eheliche Verhältnisse sind mit einem Schleier umzogen; auch da hätte sich wol Manches gefunden, was, ohne zu verletzen, Stoff zu gemüthlich-humoristischen Bildern geliefert haben würde. Wir wünschen dem Autor und dem Publicum daß sein Wunsch in Erfüllung gehe und ihm Ergänzungen so reichlich zugehen daß aus dem Ergänzungsheft ein neuer zweiter Theil sich gestalte.

W. Alexis.

Ueber Geistesepidemien der Menschheit. Von Karl Gustav Carus. Meißen, Gödsche. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Die geschichtliche Lebensansicht der neuern Zeit bringt immer mehr die christliche Idee zum wissenschaftlichen Bewußtsein, daß wir Menschen alle Glieder eines Leibes sind, daß die Menschheit ein Ganzes, ein idealer Organismus ist und der Einzelne äußerst wenig für sich allein leisten und thun kann, sondern bei aller Eigenthümlichkeit oder Originalität seines Wesens doch nur in der Wechselwirkung mit Andern sein wahres Selbstbewußtsein zu finden, seine Bildung zu erlangen, seine Bestimmung zu erreichen vermag. So sind auch in den einzelnen Zeiten Kunst, Wissenschaft, Sitte, Glaube, Recht von einem gemeinsamen Grundbegriff bedingt, von einem gemeinsamen Lebenshauch durchdrungen und gefärbt; so ist es ein gleicher Gedanke, der wie ein Zauberwort ausgesprochen die Herzen von Millionen ergreift, weil er in ihnen Allen schlummerte und nicht sowol in sie hinein als aus ihnen heraus gesprochen wurde. Ich erinnere an das tausendstimmige „Gott will es!" der Kreuzfahrer, an das wissenschaftliche Wachsthum des Islam, als Mohammed's Geistesblitz in Arabien aufgeleuchtet; ich erinnere an unsere eigenen Erlebnisse im Jahr 1848. Dies führt uns von selbst auf das Thema das Carus in dem vorliegenden Schriftchen mehr angedeutet als erschöpfend behandelt hat, dem aber gerade diese seine geistreich-populäre Darstellung die Aufmerksamkeit auch des größern Publicums gewinnen wird. Zunächst gilt es ihm die Ansicht klarzumachen, daß die Menschheit, an der wir lange schon verschiedene Bildungsepochen, verschiedene Leiden und Freuden, Erhebungen und Senkungen anerkennen, auch mannichfaltiger Krankheiten fähig sei, und zwar nicht blos Krankheiten welche als leibliche Epidemien von Zeit zu Zeit ganze Stämme decimirt, ja zuweilen fast ausgerottet haben, sondern auch Krankheiten welche der Seelenstörung des Einzelnen verglichen werden können, indem große Volksmassen von einer oder der andern Art eines Wahnsinns ergriffen wurden, welcher ganz wie die Seelenstörung irgend eines besondern Menschen aus gewissen Ursachen sich entspann, gewisse Höhen erreichte und nach einiger Zeit wieder verschwand. Denn die Menschheit selbst hat dies vor dem Einzelnen voraus daß sie stets wieder genest, während mancher Einzelne in der Dunkelheit der Gemüthsverwirrung bis an das Ende seines Erdendaseins befangen bleibt, und daß stets nur einzelne Kreise der Menschheit, niemals sie in allen ihren Gliedern von der Erkrankung befallen wird.

Zur nähern Charakterisirung der Wahnsinnsepidemien unterscheidet sie Carus, wie dies auch in der Psychologie geschieht,

vom Irrthum und dem moralisch Bösen. Die Geisteskrankheit kann und wird sich häufig durch Beides äußern, aber sie ist eine „organisch bedingte zeitweilige besondere Lebensform in welcher der Mensch für diese Zeit nicht anders sein kann als er ist, und von welcher er deshalb auch nicht blos durch Vorstellung der Wahrheit und Vorhalten des Guten befreit werden kann". Der wahnsinnige Mörder wird nicht gerichtet, und wer sich für gläsern hält läßt sich durch Zureden seinen Irrthum nicht nehmen, weil er eben durch eine leibliche Hemmung seiner Denkorgane an diese fixe Vorstellung gefesselt ist. Carus hebt zur Veranschaulichung die Tanzwuth, die jansenistischen Convulsionnairs, die Hexenverfolgungen und den Vampyrismus hervor, ich wundere mich daß er nicht zuerst und zunächst der Epidemie des Besessenseins zur Zeit Christi unter den Juden gedacht hat. Hier sehen wir wie in einer Krisis der Weltgeschichte, in einer Zeit der Gährung widerstreitender Elemente das Bewußtsein ein zwiespältiges Leben in sich fühlt, Regungen des eigenen Gemüths, deren Gründe ihm dunkel sind, einer fremden Macht zuschreibt, die eigene Seele von einem fremden Geist theilweise in Besitz genommen wähnt; wir sehen wie der Friedensfürst der ganzen Menschheit auch hier den gestörten Gemüthern durch die ruhige Macht und gottinnige Klarheit seines Wesens die verlorene Einheit widergibt.

Von der Tanzwuth im 14. Jahrhundert hat uns jüngst J. F. C. Hecker ein sehr ausführliches Bild entworfen und Carus schließt sich zunächst dessen Mittheilungen an. Es war bald nach der furchtbaren Epidemie des Schwarzen Todes als in Aachen plötzlich Scharen von Männern und Frauen Hand in Hand Kreise schließend in sinnlos-wilder Raserei vor dem gaffenden Volk tanzten, bis sie in äußerster Erschöpfung niedersanken nnd dann verlangten daß der durch ihr Toben trommelsüchtig aufgetriebene Leib ihnen durch Tücher zusammengeknebelt oder ihnen durch Stöße und Tritte Hülfe und Erleichterung gewährt werde. Sie sahen und hörten in ihrem Rasen Nichts, sie meinten in einen Strom von Blut getaucht zu sein, aus dem sie herausspringen wollten, oder glaubten Geisterstimmen zu vernehmen; Andere sahen in ihrer Verzückung den Himmel offen. Die Anfälle begannen mit fallsüchtigen Zuckungen; bewußtlos und schnaubend fielen die Behafteten zu Boden und sprangen dann zu ihrem unheimlichen Tanz empor. Von Aachen aus verbreitete sich die Krankheit über die Niederlande. Die rothe Farbe erregte die Ergriffenen ähnlich wie wüthende Thiere. Die Geistlichkeit wandte sich zu Beschwörungen; auf die Ueberspannung folgt Erschlaffung, nach mehren Monaten sah man in Belgien keine Johannistänzer mehr. Dafür füllten viele Hunderte die Straßen von Köln und Metz. Bettler und liederliches Gesindel gesellte sich ihnen, mit bewußter Verstellung ihr Treiben nachahmend. Die Kirche, die Polizei, die Medicin trat dem Uebel entgegen, aber für lange Zeit war es gewöhnlich daß da oder dort die Krankheit wieder hervorbrach. Ganz ähnlich die Taranteltänze während des 15. Jahrhunderts in Unteritalien. Man meinte daß wer von der Tarentula lycosa gebissen worden dem Wahnsinn und Tod verfalle, wenn ihm nicht Flöten- und Zitherklang durch Erregung zu orgiastischem Tanze Hülfe bringe. Plötzlich fanden sich überall Erkrankte, überall die heilende Musik, der wilde Tanz durch den das vermeintliche Gift im Körper vertheilt und ausgetrieben werden sollte. Ganz ähnlich erzählt der Engländer Nathanael Pearce von den Christen in Abyssinien, daß er dort noch in unserm Jahrhundert es erlebt wie zahlreiche Gemüthsverdüsterungen der Frauen dort durch gellende Musik und bacchantisch-wilde Tänze geheilt worden.

Aus dem Allen geht hervor daß der Tanz nicht sowol das Krankheitssymptom als das Heilmittel ist nach welchem erkrankte Gemüther in einem instinctiven Drange griffen. Im ganzen Alterthum hat der Tanz eine religiöse Bedeutung, wie noch jetzt der Orient seine mystischen Tänzer aufweist. Man denke nur an die Mänaden, die Korybanten, wie an die Chöre in der griechischen Tragödie. In diesem Sinn des Tanzes, der bald auf Abbüßung begangener Sünden, bald auf Verherrlichung des Höchsten deutet, findet auch Carus einen Anknüpfungspunkt zur Erklärung daß eine durch inneres Bedürfniß der Buße getriebene, durch dumpfe Geisteszustände leicht dem Wahnsinn verfallende Bevölkerung auf die seltsame Tollheit eines büßenden Tanzes gerathen konnte. Die Epidemie des Schwarzen Todes hatte die Nervensysteme angegriffen, die Phantasie mit Schauerbildern angefüllt, die Geißlerprocessionen waren im Gedächtniß der Menge, und wie nach einem großen Sterben die Fruchtbarkeit des Volks überraschend groß erscheint, so folgt auf Schrecken und Niedergeschlagenheit ein neuer Trieb nach heftiger Aufregung, nach schwärmender Lebenslust. Aus der düster brütenden Versunkenheit soll der orgiastische Tanz retten. Was Einer beginnt, was in Einem zuerst zur That wird ahmen Tausende nach, weil sie das gleiche Bedürfniß, die gleiche Stimmung empfinden. Der Nachahmungstrieb, auf den Carus hierbei nicht das verdiente Gewicht gelegt hat; beruht auf der wesengleichen Natur des Menschen. Er läßt die Kinder Erhängens spielen, wenn ein Verbrecher durch den Strang geendet hat; er läßt sie Gaukelsprünge machen, wenn Seiltänzer im Orte waren; er gibt dem Beispiel seine Macht und führt zur Gemeinsamkeit der Sitte und ihrer edeln Sittigung wie zu allen Lächerlichkeiten der Mode; er stammt aus dem instinctiven Gefühl der oft gesagten Wahrheit: Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

In Bezug auf das Wiederverlöschen der Krankheitsanfälle erinnert Carus vorallem an das innere göttliche Princip der Menschheit, das sie ja auch aus den Perioden des Un- und Aberglaubens zur Religiosität, aus den Zeiten der Anarchie und des Despotismus zur vernunftgemäßen Freiheit und Selbstbeschränkung führt und das darum auch jene von Zeit zu Zeit auftauchenden Wahnsinnsformen leicht abschütteln kann. Dann setzt er sehr treffend hinzu: „Wirklich haben denn auch jene wahren geistigen Epidemien nie übermäßig lange angehalten, und die Art wie sie aufhörten wird namentlich dadurch schon erklärlich, daß wir bedenken wie das Gefährliche solcher Erscheinung, Das was eben die ungeheuer schnelle Ausbreitung derselben besonders erklärt, ja was die Hauptursache der dabei so wirksamen nervösen Ansteckung abgibt, nichts Anderes ist als eben die Neuheit, das ganz Ungewöhnliche ihrer Vorgänge. Mit jeder längern Dauer des Uebels an einem und demselben Orte stumpfte sich natürlich dieser Reiz ab, mit jedem Tage wurde das Phänomen alltäglicher, es hörte mehr und mehr auf Gegenstand der Neugier zu sein, und nothwendig mußte auch dadurch bald die Theilnahme der Massen abnehmen, neue Ansteckungen wurden seltener, die selbst von dem Wahnsinn einmal Ergriffenen hielten die Anstrengung nicht lange aus, und wurden dann die Gefallenen oder unfähig Gewordenen nicht mehr durch neue Schwärmer ersetzt, so mußte die ganze Sache En nicht zu langer Zeit in sich erlöschen."

Ich übergehe die Geschichte von den Convulsionnairs am Grabe von François de Paris, die der Verfasser von S. 39—42 bespricht, und wende mich zu dem Wahnsinn des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung. In dieser ungeheuern Verblendung des Menschengeistes, die soviel arme Schlachtopfer folterte und würgte, von der selbst sonst verständige und wohlwollende Männer befangen waren, sieht Carus ebenfalls zur Ehre des Menschengeschlechts einen krankhaften Wahn, eine fixe Idee im Großen, die auf der Nachtseite der Menschheit das geheimnißvolle Einheitsband derselben ebenso lebhaft zur Anschauung bringt als auf der Tagseite derselben das Auftauchen lichter heilbringender Ideen, wie der der Schönheit in der Entwickelung des Hellenenthums. Der Glaube an Zauberer hat niemals gefehlt, aber so unsinnig und hartnäckig, so furchtbar hat er sich niemals geberdet, so verbreitet ist er niemals gewesen als in den Jahrhunderten der Hexenprocesse. Nur scheint Carus hierbei zu vergessen daß gerade auch in den Köpfen vieler Weiber selbst der Wahn seinen Sitz hatte, daß sie in der That durch narkotische Salben in eine Art von somnambulen Schlaf verfielen und da träumend mit Augen zu sehen und zu erleben

meinten was der Volksglaube aus den Traditionen der altheidnischen Religion und aus der orientalischen Lehre vom Satan und seinem Reich zusammengebraut hatte.

Von wiederkehrenden Todten die frische Leichen benagen oder Lebenden das Blut aussaugen war schon bei den Griechen in den Milesischen Märchen die Rede; Goethe's „Braut von Korinth" beruht auf solch einer Sage. Die Kunde mag sich nach Ungarn und Serbien verbreitet haben; aber im Jahr 1732 ward sie dort zu einem panischen Schrecken vor blutsaugenden Vampyrn, der zum Aufwühlen der Gräber, zum Durchpfählen der Leichen, zur Verfolgung lebender Familienglieder eines verdächtigen Todten führte.

Im Anschluß an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung des anziehend geschriebenen Heftchens setzen wir noch ein Wort von Carus hierher, das in der Frage zugleich die Antwort enthält:

„Was erblicken wir denn anders in jenen großen Erschütterungen der Völker, die wir mit dem gemeinsamen Namen der Revolutionen belegen? Sind es nicht ungeheure fieberhafte, mit Phantasien und Delirien und theils mit wirklich periodischem Wahnsinn begleitete, theils im Einzelnen blitzartig auch von wahrhaft großen Ideen durchzuckte Entwickelungskrankheiten der Menschheit, ohne welche nun einmal der Zeiger der Geschichte niemals und nirgends bedeutend vorgerückt ist?"

Wenn sich nicht Carus selbst dazu entschließt eine vollständige Darstellung der Geistesepidemien im Verlauf der Zeiten zu geben, so wünsche ich daß seine Vorlesung, die wir hier betrachtet haben, einem mit der Geschichte und Naturkunde vertrauten Manne oder einigen zusammenwirkenden Freunden die Anregung gebe, in einem umfassenden Werke einen dankenswerthen Beitrag zur Anthropologie zu liefern. **Moritz Carriere.**

Die Liebhaber des Kreuzes. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim und Schott. 1852. 8. 2 Thlr.

Frau Gräfin Hahn-Hahn bleibt auch nach ihrer Bekehrung was sie früher gewesen, eine fleißige, schreibgewandte und schreibselige Dame. Auch der Charakter ihrer Schriften bleibt sich hinter jenem Lebenswendepunkte specifisch gleich: gewandte und gefällige Form, in Einzelheiten geistreich und piquant, im Allgemeinen oberflächlich und absprechend und von den Eindrücken ihrer jeweiligen Umgebung und Lecture beherrscht, ohne die geistige und sittliche Kraft sich selbständig über diese Eindrücke und Einflüsse zu erheben. Ist doch selbst, so parador die Behauptung beim ersten Anblick scheinen mag, der Stoff ihrer Schriften wesentlich derselbe geblieben, mag er auch eine andere Wendung und Richtung bekommen haben: die Liebe ist dieser Stoff, ist der Gegenstand ihrer Schriften. Früher die sinnliche Liebe der Geschlechter mit unverkennbarer Opposition gegen Gesetz und Sitte, wenn auch in möglichst anständiger oder lieber conventionneller Verhüllung, soweit diese die Form der Darstellung angeht, und die emancipationssüchtige Verherrlichung des Weibes, versteht sich des vornehmen, gebildeten Weibes. Jetzt die mystische Liebe, die immer und überall eine starke Dosis Sinnlichkeit in sich birgt, und mehr von feinem, raffinirtem Egoismus als sie selbst sich zugestehen mag, mit rabiater Opposition gegen Verstand und Vernunft, die vor dem dunkeln, oft misgeleiteten Gefühl gänzlich in den Hintergrund treten sollen, und wiederum die exclusive Verherrlichung des Weiblichen, mag es nun als Mutter Gottes oder als die heilige Mutter Kirche bezeichnet werden, mit schroffster Verdammungssucht gegen Alle die auf anderm Wege und ohne bequeme Vermittelung das Ziel des Lebens durch echtchristliche Gesinnung und That zu erreichen streben. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen wird, geht man der Sache auf den Grund, in der That so bedeutend nicht sein. Und lebt die Frau Gräfin des Glaubens, sie sei aus früherer Raupengestalt durch Verpuppung zu einem glänzenden Tagfalter geworden, so will es uns immer bedünken als habe die Raupe eben nur sich gehäutet und sei, wenn auch in anderm Gewande, geblieben was sie gewesen.

Es ist eine durch die Erfahrung von Jahrhunderten bestätigte Wahrheit, daß Neophyten und Convertiten gemeinhin die enragirtesten Fanatiker, die intolerantesten Schwärmer, daß Apostaten die heftigsten und erbittertsten Feinde ihrer frühern Genossenschaft sind. Darum wird es keinen Unbefangenen wundergenommen haben daß die Frau Gräfin am allerwenigsten eine Ausnahme von dieser Regel macht. Selbst wenn sie das gekonnt hätte, so hat sie es wol schwerlich jemals gewollt. Denn der Hochmuth ihres „natürlichen Menschen", und der ist noch lange in ihr nicht ertödtet, fühlt sich angenehm geschmeichelt durch den Wahn, als erdulde sie um ihres Glaubens willen eine Art geistigen Märtyrthums durch die natürlich nicht selten scharfen und ungeschminkten Zurück- und Zurechtweisungen welche ihre maßlosen Angriffe auf die frühern Genossen nothwendig erfahren müssen; und so ein klein wenig Heiligenschein mag ihrer persönlichen Selbstschätzung und ihrer großen, thatsächlich noch lange nicht gebrochenen Eitelkeit außerordentlich angenehm sein: bedarf es ja solchen Glanzes gar nicht einmal, gibt es doch Leute die selbst mit Schmuz und Lumpen zu coquettiren vermögen! Ob die Frau Gräfin zu diesen gehört, können und haben wir hier nicht zu entscheiden. Möglich ist es ja auch daß sie trotz aller Emancipation nur als willenloses, pfiffig geleitetes, schlau benutztes und vorgeschobenes Werkzeug der momentan auch äußerlich wieder zu großer Bedeutsamkeit emporstrebenden specifisch-römischen oder Jesuitenpartei sich gebrauchen läßt, der sie in ihrem neuesten, hier vorliegenden Werke wahrhaft betäubenden Weihrauch streut, der sie mit Leib und Seele jetzt anzugehören scheint, und der man ja zugestehen muß daß sie ihre Werkzeuge klug und mit feiner Berechnung zu wählen versteht. Das Einzige was gegen diese Annahme zu sprechen scheinen könnte wäre der Umstand daß die Frau Gräfin gar zu wenig fein und klug operirt, daß sie ihre kecken Angriffe gar zu wenig maskirt, gar zu grob und ungehobelt mit dem Prügel dareinschlägt und sonach wenig geeignet scheint Proselyten zu machen. Aber vielleicht bedient man sich ihrer als einer recognoscirenden Patrouille, um selbst aus sicherm Versteck heraus zu beobachten, wie viel man den Gegnern etwa ungestraft bieten könne; auch dieses Fühlungsmanoeuvre ist ja schon öfter ausgeführt worden.

Sei dem indeß wie ihm wolle: das neueste Werk der hochgeborenen Verfasserin unterscheidet sich von ihren frühern Convertitenschriften im Wesentlichen sehr wenig. Und könnte man im ersten Bande desselben vielleicht auf den Gedanken gerathen, sie sei allmälig ruhiger und billiger gegen die Gegner geworden, sie habe allmälig begriffen daß es ein precaires und zweideutiges Mittel sei, die eine Richtung nicht nur auf Kosten der andern, sondern durch ungemessene Herabwürdigung derselben, durch kluges Bemänteln und Verschweigen auf der einen, durch offenbare Verdrehung und Verfälschung auf der andern Seite (nach dem edeln Grundsatze daß in majorem dei gloriam das Werk die Mittel heilige) zu erheben, ja daß dieses Mittel bei allen Verständigen und Unbefangenen seine Wirkung nothwendig verfehlen müsse, könnte man selbst auf diesen Gedanken zu Anfang gerathen, so würde die weitere Lecture denselben leider nur zu bald sehr gründlich und unzweideutig widerlegen. Die hochgeborene Verfasserin ist eben die alte geblieben; hat sie doch selbst nicht einmal das Coquettiren mit Fremdwörtern abgelegt, nur daß sie statt der frühern französischen jetzt der veränderten Richtung entsprechend lateinische nach und aus kirchlicher Tradition verwendet und für alle Sünde, die sie mit ihren Schriften immerhin unwissentlich begeht (denn von dem tiefern Begriffe der Sünde hat sie durchaus keine klaren Begriffe, da oberflächlich-mystische Nebelei und Schwebelei ihr als genügend erscheint), wol schon von vornherein vollkommene Absolution in ihrer jetzt stereotypen Dedicationsformel: Soli Deo gloria! findet. Nur in einem

Punkte dünkt uns habe die Verfasserin eine andere Gesinnung angenommen: sie scheint sich ihrer frühern schriftstellerischen Producte nicht mehr so ausbündig zu schämen, als dies der Fall war, da sie bei Ankündigung einer neuen Auflage derselben so ernstlich von der Theilnahme daran sich loszusagen versuchte. Sie citirt dieselben sogar (II, 236 z. B. ihr Buch „Jenseits der Berge"), freilich scheinbar um sich selbst zu demüthigen, in der That aber nur um auf fein verhüllte Weise sich selbst zu beweihräuchern, indem sie ihrer aristokratischen Blasirtheit ein sittliches Moment, sich selbst belügend, unterschiebt.

In der angeführten Stelle sagt sie: „Im Frühling 1839 war ich in Rom. Mehr als auf irgend einer Stätte der Welt die mein Fuß je betreten lastete in Rom eine unüberwindliche Melancholie auf mir. Jedes Wort das ich im «Jenseits der Berge» aus und über Rom schrieb, bezeugt es. Drei mal war ich dort, und drei mal wiederholte sich dieser überwältigende Eindruck. Und woher rührte er? Damals wußte ich es nicht; jetzt weiß ich es: meine Seele schmachtete nach Erlösung! meine Seele verging an dem heimlichen und unerkannten Schmerz, keine Christin zu sein! sie war traurig wie die ganze melancholische Marmorwelt im Vatican, die von Göttern träumt und von Gott Nichts weiß, traurig wie jedes Geschöpf das nicht im Licht der Offenbarung, im Glauben der Kirche Christi wandelt; und darum in Rom so besonders traurig, weil jeder Stein von den Wundern und der Seligkeit dieses Glaubens erzählt. Sie war durch Nichts zu befriedigen als durch die ewige Wahrheit; und da die Gnade noch nicht ihr Auge für dieselbe erschlossen hatte, so wendete sie sich schwermüthig und gleichgültig gerade von den Bildern ab welche ihre Schönheit und ihre Weihe nur durch die ewige Wahrheit empfangen. Aus stupider Neugier sah sie nach Nichts. Ja, ich verließ Rom vor jenen Festen (Heiligsprechungen nämlich; ob die wol auch ein Zeugniß und eine Offenbarung der «ewigen Wahrheiten» sind?!), denn die Heiligen was gingen sie damals mich an und was ging ich sie an? «Das ist mein Schmerz», schrieb ich in jener Zeit meinem Bruder, «daß ich gar keine andere als gemalte Heilige kenne.» Von der ganzen triumphirenden Kirche wußte ich Nichts! Und ein Licht und eine Zierde dieser Kirche, Alfons von Liguori, der schon mehr als zwanzig Jahre vorher beatificirt worden war, wurde damals kanonisirt."

Es bedarf übrigens wol kaum besonderer Bemerkung daß wir nach dem Princip humaner Toleranz, mag es auch unsere Verfasserin weder kennen noch anerkennen, es Jedem, also auch der Frau Gräfin, vollständig anheimgeben wie er seine besondern psychischen Zustände sich zu erklären für gut findet, selbst dann wenn unter erheuchelter Demuth nur pharisäischer Stolz sich verhüllt und das Confiteor egoistisch zu brüsker Selbstbespiegelung entweiht wird. Ebenso würden wir mit der mangelhaften logischen Bildung, selbst mit der theologischen und historischen Unwissenheit der Verfasserin an und für sich herzliches Mitleid fühlen können und würden sie der Frau und der Gräfin keineswegs hoch anrechnen, wäre sie nicht an Sophismen, bewußt oder unbewußt, betrügend oder betrogen, so reich, und pochte sie nicht auf ihre theologische Erkenntniß, als vermöge sie andere Seelen den einzig richtigen Weg des wahren Heils zu führen, neben welchem sie selbst thatsächlich noch immer in der Irre umhertappt, und gewönne es nicht häufig den Anschein, als affectire sie nur Unwissenheit in geschichtlichen Dingen, soweit ein Eingestehen der Bekanntschaft mit diesen ihren Zwecken nicht dient. Diese ganze Art der Beweisführung für die Vortrefflichkeit der Römischen Kirche und ihrer Institutionen ist freilich schon alt, und alle Geistreichigkeit der Frau Gräfin hat bisher noch nicht vermocht neue Seiten aufzufinden, neue, bisher noch nicht durch Wort und That, durch Princip und Erfahrung widerlegte Vorwürfe gegen die Häresie (so nennt sie von ihrem Standpunkt aus allerdings mit Recht auch die gesammte evangelische Kirche) vorzubringen. Denn selbst die in dem vorliegenden Werke wiederholt mit einer Art von Wollust herbeigezogene angebliche Entdeckung: daß der Abfall von der (römischen) Kirche auch nothwendig zu Aufruhr und Empörung gegen die Staatsgewalt führe, die politische (oder unpolitische), jedenfalls perfide Insinuation daß die Throne der Fürsten nur sicher und geschirmt seien, wo die (römische) Kirche die unbedingt herrschende ist, ist schon sehr alt, gründlich abgedroschen und ebenso gründlich widerlegt durch die einfache Frage, welche die Frau Gräfin, diese echte und warme Liebhaberin der Jesuiten (wie das vorliegende Werk bezeugt), ja auch wol im Stillen wenigstens wird sicher beantworten können, durch die einfache Frage: in welcher Kirche denn zunächst (wir reden überall nicht von der idealen, sondern von der realen) z. B. die Unverbindlichkeit des Eides gegen sogenannte Ketzer, das Erlaubtsein der Empörung gegen misliebige Fürsten, ja der Fürstenmord selbst gepredigt und in Schutz genommen ist? In welcher Kirche zumeist der geheime und offene Widerstand gegen die weltliche Macht auch in der Gegenwart wieder hervortritt, und welche Kirche es ist die eben diese weltliche Macht unter ihre Despotengewalt und Sklaverei zu beugen versucht? Die Reformation hat die absoluten Fürsten geschaffen, behauptet die Frau Gräfin; uns dünkt, Neapel z. B. hätte gerade der Reformation keinen sonderlichen Eingang gestattet, und will man die Sache auf die Spitze treiben, die angesprochene absolute Gewalt des Papstes sei eben auch keine Folge der Reformation. Die Römische Kirche ist conservativ nur in sich und für sich selbst; nach außen hin könnte man sie mit beiweitem größerm Rechte principiell revolutionnair nennen als irgend eine andere, denn sie will keine Macht, welcher Art sie auch sei, neben sich dulden, und fügt sie sich einmal scheinbar der Uebermacht, so wird sie diese doch so bald als möglich auf jede Weise und um jeden Preis wieder abzuschütteln versuchen. Hat die Frau Gräfin wirklich nicht Geschichte genug gelernt, oder sind ihre Augen zu geblendet, um die traurige Bestätigung dieser Behauptung in Vergangenheit und Gegenwart nicht zu erkennen? Freilich wie soll man bei Dem unbefangenes historisches Urtheil erwarten der z. B. von Joseph II. sagen kann (II, 232): „Seine Staatsmaschine wälzte sich mit ihrem vernichtenden Räderwerk über den Organismus der Kirche. Die Manie des Systems dörrte sein Gehirn aus; darum vernichtete er nur, ohne Neues bilden, geschweige schaffen zu können. Als ein Philosoph des Materialismus konnte er an keine Art von Leben glauben; wie hätte er das der Kirche begreifen sollen! Seine Gewaltthaten gegen sie, seine knabenhafte Insolenz gegen Pius VI., seine schreiend willkürlichen Maßregeln ihren Rechten, ihrer Ordnung gegenüber beweisen daß er in ihr Nichts erblickte als eine Maschinerie die ihm mit der seinen unverträglich erschien und die er demnach zu ruiniren hatte." So geifert die hochgeborene Frau Gräfin, deren drittes Wort die christliche Liebe und sanftmüthiger Gehorsam ist, gegen einen katholischen Fürsten, der freilich gegen den „Knecht der Knechte Gottes" und eine übermüthige Hierarchie an dem Bibelworte festhalten zu müssen glaubte: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist!" Sollten wir uns da wundern daß sie gegen protestantische „Häretiker", die nicht einmal Fürsten, ja nicht einmal Grafen sind, die ganze Schale ihres bittern unversöhnlichen Zornes und Hasses blind ausschüttet, mag sie auch den unwiderleglichen Zeugnissen der Geschichte geradewegs ins Angesicht schlagen? Können wir uns da wundern, wenn sie von der Reformation sagt (II, 181): „Der Häresie fehlte die übernatürliche Zuversicht auf eine höhere als die weltliche Macht. Wie immer seit dem Beginn des Christenthums, so war sie auch jetzt der Ausdruck der Rebellion des Weltgeistes gegen den göttlichen Geist, und auch wie immer suchte sie in der Welt Bundesgenossen und in weltlichen Mitteln Stützen. Die Mittel waren Revolutionen gegen die bis dahin in Kraft stehende Autorität der weltlichen Macht oder der bürgerlichen Ordnung." Wahrlich, jeder leidlich unterrichtete Schulknabe weiß wie „bis dahin die Autorität der weltlichen Macht in Kraft gestanden" und was die Römische Kirche und so manche ihrer Päpste in dieser Beziehung gethan, weiß auch

daß damals die Römische Kirche noch beiweitem nicht seit „funfzehn Jahrhunderten“ in Deutschland bestand, wie die Frau Gräfin wiederholt mit großem Nachdruck behauptet. Indeß das Alles wären Kleinigkeiten an und für sich; wäre es doch möglich daß die römische Geschichte, welche die Verfasserin seit ihrer Conversion natürlich hat lernen müssen, die früher vielleicht gar zu mangelhaft erlernte deutsche Geschichte gänzlich aus ihrem Gedächtnisse vertilgt hätte. Warum sollte man nicht auch an solche „Wunder“ glauben, deren Nützlichkeit doch sicher nicht bestritten werden könnte?

Aber es handelt sich hier darum daß die Frau Gräfin trotz ihres schwachen Gedächtnisses als Vorkämpferin für die Kirche der sie jetzt angehört und wo möglich, denn dieser Zweck leuchtet überall durch, als Bekehrerin und Missionarin für dieselbe durch ihre Schriften zu wirken beabsichtigt. Dadurch aber fodert sie zur Beachtung derselben heraus, zumal sie überall und unablässig der protestantischen Kirche (Verzeihung, Frau Gräfin! aber wir sind nun einmal so fest wie vom Evangelium von der Wahrheit überzeugt daß die protestantische Kirche mit mindestens gleichem Recht als die Römische diesen Namen führt) keck den Fehdehandschuh hinwirft. Natürlich kommt eine Widerlegung der von ihr verfochtenen Ansichten uns hier nicht in den Sinn; eine solche ist, da die Verfasserin eben nur das alte polemische Rüstzeug gebraucht, längst in andern Schriften, wissenschaftlich sowol wie populair, nicht minder in einzelnen speciell gegen sie gerichteten Broschüren gegeben, und wir haben auch in d. Bl. mehrfach schon Gelegenheit gehabt die Frau Gräfin abzufertigen wie sie es verdient. Nur darauf sei nochmals hingewiesen, wie sie auch in dem vorliegenden Werke consequent dem blinden Köhlerglauben das Wort redet und aller freien, selbst der von der höchsten Ehrfurcht vor dem Heiligen getragenen Forschung nicht nur die Berechtigung abspricht, sondern sie als Sünde verdammt. Die Kirche hat gesprochen, ergo ...! Dabei aber weiß sie die blühende Gewandtheit ihres Stils, die leichte und fesselnde Eleganz ihrer Darstellung, die auch Vorzüge ihres neuesten Werks sind, so außerordentlich geschickt durch ungezwungen angebrachte kleine oder größere Uebertreibungen, selbst durch scheinbare Zugeständnisse (z. B. der „einzeln vorhandenen“ Sittenverderbniß des Klerus der Römischen Kirche, der Freisprechung der „ersten Irrlehrer“, Luther, Calvin, von der Schuld an den Bauernkriegen und politischen Unruhen in Sachsen, Würtemberg, der Schweiz u. s. w.) zu verstärken, daß der Geschichtsunkundige wol leicht geblendet werden könnte, und es uns fast bedünken will, als sei sie selbst in jene „glatte, blanke, blendende, bunte Schlangenhaut“ geschlüpft welche sie als den „Panzer des Rationalismus“ bezeichnet, zumal sie Wahres mit Halbwahrem und gänzlich Falschem so geschickt jesuitisch zu mischen versteht daß sie den unbefangenen harmlosen Leser leicht momentan „verblüffen“ kann. Ein Beispiel möge hier genügen. Die Frau Gräfin sagt (I, 120 fg.):

„Die Caricatur des freien Willens und die verkümmerte Intelligenz werfen den Menschen dem Materialismus in die Arme: der leugnet die Offenbarung, den göttlichen Ursprung der Lehre, die göttliche Einsetzung der Kirche; der zweifelt an den Heilswahrheiten, an der Haltbarkeit der Dogmen, an ihrem wohlthätigen Einfluß auf die Seelen; der weist in dem wundervoll-majestätischen und lieblich-harmonischen Bau der Kirche hier einen kleinen Sprung im Gemäuer, dort einen Fleck am Fußboden, da einen Riß im Getäfel nach, um daraus den Schluß zu ziehen daß sie vermorscht und unbrauchbar geworden sei, und damit wandert seine Seele aus ihr heraus, sei es um Leib und Leben in die sumpfige Irdischkeit zu versenken, wenn die Sinnlichkeit in ihm vorherrscht; sei es um pantheistische, materialistische, atheistische, philosophische Systeme zu erfinden oder Schismen und Häresien zu gründen, wenn ein beweglicher, phantastischer, scharfsinniger Geist seinen Hochmuth unterstützt. Aus dem sichern, wohlbegründeten, festen Hause begibt er sich in ein Labyrinth dessen Wege und Stege er selbst nicht kennt. Von dem positiven Gebiet, auf dem er durch den Glauben das Bürgerrecht empfängt, weicht er hinweg, um mit dem Zweifel in der Nebelschicht des Negativen umherzuirren. Nicht als ob den großen Glaubensmännern, Kirchenvätern und Kirchenlehrern jene Richtung des Geistes unbekannt und verschlossen gewesen wäre, auf welcher sich der Zweifel bewegt! Sie waren vertraut mit den Vor- und Nachtheilen seiner schneidenden Subtilität, die sich wie eine haarscharfe Klinge in alle Fugen des Lehrgebäudes drängen möchte um es auseinanderzusprengen. Sie nahmen den Kampf mit ihm an; allein sie kämpften gegen ihn, nicht für ihn. Sie hielten ihn für Das was er wirklich ist: für einen im menschlichen Gehirn gefangenen und gebrochenen Strahl der Wahrheit, dem die Erlösung zu Hülfe kommen muß um ihn zur großen Gemeinschaft des Glaubens zurückzuführen. Sie hielten ihn nicht für einen ebenbürtigen Bruder der Wahrheit, der berufen ist, sie von ihrem Thron zu stoßen und sich an ihre Stelle zu setzen, sondern für einen unebenbürtigen, dessen Ansprüche sie beseitigen wird, und der sich dann zu ihren Füßen schmiegen muß um sie durch seine Besiegung zu verherrlichen. Sie wähnten nicht daß die Weisheit des Menschen in der Anerkennung der höhern Weisheit Gottes eine Schmach finden könne, und eben deshalb ließen sie jener allen Spielraum zu Fragen, zu Untersuchungen, zu Anwendungen auf die Wissenschaft, solange sie nicht vom Princip des Glaubens wich und nicht die Dogmen zu erschüttern, zu deuten oder zu symbolisiren und allegorisiren versuchte. Denn die Dogmen sind die Lehren der Offenbarung, sind folglich nichts Anderes als die Grundwahrheiten des Christenthums“ u. s. w. Für den nachdenkenden Leser dieser Expectoration noch Etwas hinzuzufügen, wäre vom Ueberfluß: das Dogma vom Meßopfer und der Transsubstantiation, von den sieben Sacramenten, von der Macht und Unfehlbarkeit des Papstes (die Frau Gräfin glaubt doch daran?) die opera supererogativa u. s. w., das Alles sind „Lehren der Offenbarung, Grundwahrheiten des Christenthums“? Und die unbedingte Verdammung der Andersgläubigen, die Beschönigung und Gutheißung der mannichfachen Dominicaner- und Jesuitengräuel (und die Verfasserin erhebt diese Orden und ihre Richtung und Thätigkeit bis zu den Sternen, wenn sie auch schlau genug der Inquisition, der Bartholomäusnacht, der Dragonnaden u. s. w. keine Erwähnung thut!), ist das ein Ausfluß der „Liebe“, von welcher die Frau Gräfin so gewaltig viel Aufhebens macht? Ist das die „Liebe die zur Tugend umgebildet“ und dadurch „Träger des Gnadengeheimnisses“ geworden ist?

Schwerlich bedarf es noch eines Weitern um das vorliegende Buch zu charakterisiren. Aber unsere Leser werden fragen: wer sind denn „die Liebhaber des Kreuzes“, von denen dasselbe seinen Namen führt? Die Antwort darauf ist einfach und wenig überraschend. Die „Liebhaber des Kreuzes“ sind die Klosterleute, Ordensbrüder und Ordensschwestern und vornehmlich die Stifter und Stifterinnen der verschiedenen Orden, neben und mit ihnen die sogenannten Heiligen der Römischen Kirche, deren Lebensbeschreibung in blühender, fesselnder Sprache aus den Legenden und Heiligenbiographien, untermischt mit ascetischen Excursen, Gebeten u. s. w., hier erzählt werden, zumeist zum Zwecke einer Empfehlung, Apologie und Verherrlichung des Klosterlebens, wobei es denn nicht wundernehmen kann daß alles Gute, Große, Herrliche das in der Welt geschehen nebenbei als Ausfluß der katholischen Kirche und des katholischen Glaubens — was bei der Verfasserin mit Römisch gleichbedeutend — dargestellt wird: katholische Einheit des Strebens, katholische Kunst, katholische Poesie, katholische Andacht, katholische Liebe, katholische Energie, „alle höchsten Entfaltungen des christlichen Lebens, Alles was groß, wahr, schön und gut ist, Alles ist katholisch. Häretisch — ist Nichts; häretisch sein und unter der Signatur des Todes stehen, ist Eins und Dasselbe“ (I, 168 fg.) Bisher war also die Frau Gräfin als Schriftstellerin, als Mensch Nichts; sie stand unter der Signa-

tur des Todes. Jetzt ist sie der Signatur des Todes entronnen, ist Etwas, möglicherweise sogar sehr viel geworden! Gönnen wir ihr diese Ueberzeugung von Herzen, obwol wir gleiche Billigkeit und Toleranz schwerlich jemals noch von ihr werden zu erwarten haben; wir wünschen auch in der That nur von ihr daß sie endlich die Arroganz ihrer Schriftstellerei in der Demuth untergehen lasse welche das apostolische Wort fodert: Mulier taceat in ecclesia! 1.

Die Idee des „Sommernachtstraum".

Von verschiedenen Seiten ist bereits auf die vortreffliche Schrift Hense's über den „Sommernachtstraum" von Shakspeare*) aufmerksamgemacht worden, und in der That verdient sie von Allen die sich für Shakspeare und eine tiefere Auffassung und Reproduction seiner Dichtungen interessiren gekannt und studirt zu werden, da sie uns über die Grundidee und Anlage des Ganzen wie über die einzelnen Gruppen der darin agirenden Personen, namentlich die der Elfen, der Liebenden und der Handwerker einerseits und des Theseus und der Hippolyta andererseits, ferner über die traumartige Einkleidung und Composition der Fabel, über das Verhältniß des „Sommernachtstraum" zu den übrigen Komödien nnd Schauspielen Shakspeare's, über das eingelegte Drama von Pyramus und Thisbe, über die darin waltende Elfenmythologie und endlich über die in der Dichtung enthaltenen historischen Beziehungen mit ebenso viel Sachkenntniß und gründlicher Gelehrsamkeit als mit tief eindringendem und ästhetisch gebildetem Urtheil höchst belehrende und dankenswerthe Erklärungen gibt und hiermit eine Frische und Lebendigkeit der Darstellung verbindet durch die ihre Lesung zu einem wirklichen Genusse und gleichsam zu einer vergeistigten Palingenesie der Dichtung selbst wird. Auf eine umfassende Besprechung derselben einzugehen liegt hier nicht in meiner Absicht und habe ich hierzu auch um so weniger Veranlassung als mir das Meiste aus der Seele geschrieben ist und ich mich also auf eine Darlegung des Inhalts beschränken müßte, der weit besser aus der Schrift selbst entnommen wird. Nur über die Art und Weise wie hier die Idee der Dichtung festgestellt und mit dem Zwecke des Lustspiels überhaupt in Zusammenhang gebracht wird bin ich mit dem Verfasser nicht ganz einerlei Meinung. Nach ihm nämlich ist die Idee welche in diesem Lustspiele verkörpert auftritt die: „daß alle Willkür welche die sittlich-ernsten Verhältnisse leidenschaftlich oder leichtsinnig behandelt sich in Verwirrung stürzt, eine Beute des Zufalls wird und dadurch ihre Strafe erfährt, während der besonnene leidenschaftslose Sinn über den Launen des Zufalls steht und mit der Selbstbeherrschung auch die Herrschaft über die äußern Verhältnisse des Lebens besitzt." So wahr dieser Gedanke für sich ist und wol auch als eine Art Lehre aus dem „Sommernachtstraum" entnommen werden kann, so scheint er mir doch viel zu ernst und gewichtig als daß er geradezu die leitende Idee eines Lustspiels und noch dazu eines so ausgelassenen wie der „Sommernachtstraum" ist bilden sollte. Dies scheint auch der Verfasser selbst gefühlt zu haben und hat es daher für nöthig befunden, S. 43 fg. darauf aufmerksamzumachen daß die Strenge dieses Gedankens bedeutend durch die ihm vom Dichter gegebene Einkleidung gemildert werde. Indem dieser nämlich die Verirrungen der Einbildungskraft und Leidenschaft mit den Vorstellungen eines Traums vergleiche und ganz als solche behandle, verurtheile er sie einerseits zwar vom Standpunkte der Sittlichkeit aus hinlänglich, denn er verweise sie damit in das untergeordnete Gebiet, welchem das Traumleben dem geordneten Denken und Handeln gegenüber angehöre; andererseits aber liege darin zugleich eine Humanität der schönsten Art, denn er bezeichne damit die Schwächen der Menschen und ihre sittlichen Verirrungen mehr als das träumerische Gebaren des schwachen ungebildeten Willens denn als die beabsichtigte That überlegender Bosheit, und er leiste dadurch wirklich was der herrliche Schiller mit tiefer Einsicht als das Ziel der Komödie bezeichne, wenn derselbe sage, dieses Ziel sei einerlei mit dem Höchsten wonach der Mensch zu ringen habe, nämlich frei von Leidenschaft zu sein, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Daß durch eine solche Einkleidung die Strenge jenes Gedankens allerdings eine bedeutende Milderung erfährt ist nicht zu leugnen; aber trotzdem kann ich ihn immer noch nicht mit dem leichten luftigen Charakter des „Sommernachtstraum" und dem Zweck des Lustspiels überhaupt in Einklang bringen; es kommt mir vor als würde dadurch der Dichtung eine Bedeutung beigelegt, die ihr, wenn man sie beim Genuß desselben festhalten wollte, ein gut Theil ihrer Ergötzlichkeit nehmen müßte. Nach dem Eindrucke den der „Sommernachtstraum" von jeher auf mich gemacht hat ist derselbe eine Gelegenheitsdichtung, wahrscheinlich zunächst bestimmt zur Hochzeitsfeier irgend eines hochgestellten, dem Dichter selbst befreundeten Mannes, wenn auch nicht gerade des Grafen Southampton, da, wie auch der Verfasser mit Ulrici und Schöll annimmt, gegen diese Annahme Mancherlei spricht. Bei solchen Hochzeitsfeierlichkeiten wurden — wie z. B. bei dem bekannten Feste in Kenilworth — nicht selten Festspiele im Freien veranstaltet, und diese trugen alsdann mehr oder minder den Charakter jener Spiele mit denen sich nach nachmaliger Sitte das Volk in der Johannisnacht zu belustigen pflegte. Vom Standpunkte der Kunst betrachtet war der Werth dieser Festspiele meistentheils wol gleich Null, denn sie mochten gewöhnlich in mehr oder minder auf Schmeichelei abgesehenen, aus der antiken orientalischen oder einheimischen Fabelwelt entlehnten Allegorien bestehen, die plump angelegt auch ebenso plump von des ungewohnten, eigentlich einer prosaischen Lebenssphäre angehörigen Personen ausgeführt wurden. Nichtsdestoweniger war über sie wol meist ein echtpoetischer Zauber ausgegossen, und wie sehr man auch geneigt sein mochte sich vom höhern Bewußtsein aus darüber lustigzumachen, ließ man sich doch unwillkürlich von jenem Zauber fesseln, ja man wurde von dem Doppelreiz eines zur Schwärmerei verführenden Festjubels und einer feenhaften Sommernacht dergestalt überwältigt daß man sich nicht begnügte blos müßiger Zuschauer zu sein, sondern sich selbst in das wunderliche Gewebe der künstlichen und natürlichen Zauberfäden verlor und sich dabei in allerhand Widersprüche und einerseits romantisch-spannende, andererseits lächerlich sich auflösende Situationen verwickelte, sodaß darüber die Grenzen zwischen dem wirklichen und einem blos gespielten Leben vergessen wurden und das Reich der Phantasie mit dem der Wirklichkeit wie in einem Traume zusammenfloß. Diesem Effect der an und für sich nichtigen Spiele hat sich natürlich auch Shakspeare nicht entziehen können, und als ihm daher die Aufgabe vorlag vom künstlerischen Standpunkte ein Festspiel zu entwerfen, glaubte er dieselbe nicht besser lösen zu können als dadurch daß er eben alle die innerlichen und äußerlichen, berechneten und zufälligen Elemente jener Spiele im Spiegel der Poesie auffing, um damit auf künstlerische Weise einen gleichen Effect zu erzielen, wie ihn jene Spiele selbst auf natürlichem und zufälligem Wege hervorbrachten. Da die Sommermonate jenes Jahres in dem der „Sommernachtstraum" zuerst aufgeführt wurde außergewöhnlich kalt und feucht waren, so konnte vielleicht die übliche Feier der Johannisnacht und die möglicherweise damit zusammenfallende Hochzeitsfeier seines Gönners oder Freundes nicht wie gewöhnlich im Freien stattfinden, und es liegt somit die Vermuthung nahe daß Shakspeare in dieser Dichtung zugleich dem Volke und seinem Freunde für jenen Verlust einen Ersatz bieten, ihnen für die verlorene Sommernacht einen Sommernachtstraum schaffen wollte. Demnach dürfte also die Idee des „Sommernachtstraum" durchaus in nichts Anderm zu suchen sein als in dem

*) Shakspeare's Sommernachtstraum erläutert von Karl Konrad Hense. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

was der Titel klar und bestimmt andeutet. Der Dichter will uns darin ein durch die Phantasie und Kunst des Dichters verklärtes und abgerundetes Bild jener Spiele und Festlichkeiten geben, wie sie in der Johannisnacht und bei Hochzeitsfesten stattzufinden pflegten, und zwar mit all dem äußern Zubehör, mit dem diese Spiele gewöhnlich in Eins verschmolzen. So erklären sich auf das einfachste alle Elemente und Momente des Lustspiels. Theseus und Hippolyta bezeichnen eben diejenigen Personen um derentwillen das Fest gefeiert wird, die Handwerker hingegen diejenigen die diesen zu Ehren das Spiel veranstalten und sich gemüßigt finden aus ihrer philiströsen Alltäglichkeit in einen Sonntagstraum überzuspringen; Oberon und Titania sammt den Elfen sind die Repräsentanten der jetzt gerade in sich zerfallenen, aber auch so noch zauberischen Natur, in deren Bereich das Spiel eigentlich stattfinden sollte, und endlich die Liebenden vertreten die eigentlich passiv zuschauenden, aber vom Taumel der Hochzeitsgedanken, vom Gewirr des Festjubels und den Zaubern der Sommernacht unwillkürlich in den Strudel mit hineingerissenen Elemente. Natürlich kommen hierbei auch sittliche Bezüge mit ins Spiel, namentlich innerhalb der letztgenannten Gruppe, aber sie sind hier nur untergeordneter Natur; der die ganze Dichtung tragende und gestaltende Grundgedanke bleibt immer der, in künstlerischer Weise zu zeigen, *welche unwiderstehliche Zauberkraft die Natur in ihrer Culmination, nämlich einerseits als Eros und Hymen, andererseits als Mittsommernacht, auf den Menschen auszuüben vermag*, oder umgekehrt: *zu welchen tollen und thörichten, aber trotz alledem höchst ergötzlichen und harmlosen Streichen der Mensch sich fortreißen läßt, wenn ihn die Natur in ihm und um ihn mit all ihren geheimen Reizen und neckischen Launen ergreift und ihn in das Reich ihrer eigenen Widersprüche entführt.*

So gefaßt entspricht der „Sommernachtstraum" auch ganz und gar dem Zwecke und Wesen des Lustspiels, denn der allgemeine Zweck jedes Lustspiels ist dem Leser oder Zuschauer eine wahrhaft ergötzliche, echtkomische Handlung vorzuführen. Das Komische ist aber eine Modification des Schönen. Während wir nämlich schön überhaupt das Object nennen was als Erscheinung im recipirenden Subject die Idee der Vollkommenheit erweckt, nennen wir komisch dasjenige Object welches im Subject die Idee der Vollkommenheit gerade zur Idee der subjectiven Vollkommenheit gestaltet, d. h. das Subject in eine solche Stimmung versetzt, in welcher es sich durch kein außer ihm liegendes Object, namentlich auch nicht durch das eben auf ihn einwirkende, irgendwie in seinem eigensten Wesen, in seiner subjectiven Freiheit und Individualität gehemmt und beschränkt, sondern sich vielmehr ihm gegenüber ganz leicht und frei wie ein Gott fühlt. Gerade diesen Eindruck muß aber auch der „Sommernachtstraum", sofern er die oben bezeichnete Idee zur Darstellung bringt, auf uns machen, denn indem wir sich alle seine Elemente, jede Gruppe, jede einzelne Person auf eigenthümliche, besondere Weise in die verkehrtesten Handlungen und tollsten Widersprüche verlieren sehen, und doch bei alle Dem keine wirkliche Gefährdung der Weltordnung, wie wir sie als Ideal in unserm Innern tragen, zu fürchten haben, löst sich der Choc von dem wir im ersten Augenblicke ihres Hervortretens betroffen werden alsbald in Nichts auf, wir fühlen uns von Erscheinungen und Handlungen die eben noch die ideale Welt unserer Subjectivität in Frage zu stellen, ja zerstören zu wollen schienen urplötzlich erlöst und befreit, ja dürfen sie umgekehrt als bunte, hüpfende Seifenblasen die blos zu unserm Ergötzen da sind betrachten; und dieses absolute Freiheitsgefühl, dieses unbeschränkte Spiel mit an sich nichtigen Objecten ist eben jene Lust, in der die Idee der subjectiven Vollkommenheit zur Präsenz gelangt, die der letzte und höchste Zweck jedes Lustspiels ist und von der eben das Lustspiel seinen Namen trägt.

A. Zeising.

Die Pogodin'sche Sammlung russischer Alterthümer in Petersburg.

Unter allen Privatsammlungen nationaler Alterthümer welche die neuere Zeit hat entstehen sehen verdient keine sowol in Ansehung ihres Umfangs als des Werths ihrer einzelnen Bestandtheile mit größerer Auszeichnung genannt zu werden als die russische „Alterthumskammer" des Professor Pogodin in Petersburg. Außer gegen 2000 Handschriften, worunter 75 auf Pergament, und etwa 800 alten slawisch-kirchlichen Incunabeln enthält diese Sammlung eine bedeutende Zahl von Autographen von Gliedern des Zarenhauses, circa 5000 Originalurkunden und juristische Acten, eine Menge vormals den ausgezeichnetsten russischen Staatsmännern, Gelehrten und Schriftstellern zugehöriger Briefe und Papiere, gegen 200 gemalte und 400 gegossene Heiligenbilder, über 600 silberne und kupferne Kreuze, fast 2000 Münzen und Medaillen, ferner Petschafte, Waffen, Gegenstände aus den Kurganen und tschudischen Grabhügeln, alterthümliche Schmucksachen, Geschirre, besonders seltene und bemerkenswerthe Bildnisse, Abdrücke, Malereien auf Lindenbast u. s. w. Ven ganz besondetm Interesse sind in der Abtheilung der Hand- und Druckschriften viele Unica, eine große Reihe von kirchlichen Werken aus den ersten Zeiten (11. Jahrhundert u. fg.) des Christenthums in Rußland, eine Sammlung venetianischer Ausgaben, die vollständigste in Rußland, wenn nicht in Europa überhaupt, sowie mehre den Bibliographen noch ganz unbekannte, namentlich lemberger und wilnaer Drucke. Was aber zumal in den Augen des Russen der Pogodin'schen Sammlung den vorzüglichsten Werth verleiht, ist der Umstand daß jedes Stück derselben an ein mehr oder minder wichtiges historisches Factum erinnert oder irgendwie mit der russischen Geschichte in nahem Zusammenhange steht, fast jedes Stück ein glänzendes Moment aus der Nationalgeschichte vergegenwärtigt. So geben die Papiere, Briefe und Autographen Peter's des Großen und der Ausführer seiner Schöpfungen, Lefort's, des Fürsten Dolgoruki, der Grafen Golowkin und Golowin, des Fürsten Menschtschikow, ein lebendiges Bild jener Zeit der Umwandelung. Von den Siegen der russischen Waffen jenseit der Donau, in Taurien, am Rimnik und bei Tschesme gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sprechen die Briefe und Papiere der Kaiserin Katharina II. und ihrer Feldherren. Das Messer von Iwan Nikititsch Romanow, das Glas des Patriarchen Philaret, der kleine Spiegel des Patriarchen Nikon erinnern an den Stammvater der jetzt blühenden Dynastie der Romanow und ihre Rathgeber.

Es ist leicht begreiflich daß von Seiten des Besitzers einer solchen Sammlung ein reger, weder Opfer an Zeit und Mühe noch an Geld scheuender Sammlereifer und eine ebenso warme Hingebung an das Interesse für die nationalen Alterthümer dazu gehört haben müsse, um die Sammlung zu Dem zu machen was sie im Laufe von 25 Jahren geworden ist. Aber selbst die vollste Hingebung und die größte Aufopferung und Anstrengung Pogodin's, alle auf den Märkten von Petersburg bis Odessa, von Tobolsk bis Warschau verkäuflichen Merkwürdigkeiten in seinen Besitz zu bringen, würden doch wol dazu nicht ausgereicht haben, wenn ihm nicht bei seinen Bestrebungen ein ziemliches Glück zu Hülfe gekommen wäre und ihm die Erwerbung mehrer ganzer Sammlungen möglich gemacht hätte, wie die der Epacki'schen Sammlung tschudischer Alterthümer, der Münzsammlung Medinzow's, des von dem bekannten Archäologen Etrojew auf seiner zehnjährigen Reise in Rußland und bei einem langen Aufenthalte in Moskau zusammengebrachten Handschriftenvorraths u. s. w.

Und dasselbe Glück welches dem unermüdlichen Sammler bei der Herbeischaffung seiner Schätze hülfreich zur Seite gestanden hatte ist endlich auch der Vermittler gewesen, daß seine Sammlung vor den Wechselfällen des Unglücks, denen Privatsammlungen immer mehr oder minder preisgegeben bleiben, sichergestellt worden ist, indem des Kaisers Nikolaus Aufmerk-

samkeit und außerordentliche Munificenz dem Professor Pogodin Veranlassung gegeben hat, sein Eigenthum an den Staat gegen den von ihm selbst dafür angesetzten Preis von 150,000 Silberrubeln (600,000 Francs) abzutreten. Die gedruckten Bücher, Handschriften und Abdrücke der Pogodin'schen Sammlung sind der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg einverleibt, alle übrigen Gegenstände aber in die kaiserliche Eremitage einstweilen und solange bis späterhin der Kaiser über die Vertheilung der einzelnen Stücke weitere Verfügung getroffen haben wird niedergelegt worden. Ein Stempel mit Pogodin's Namen auf dem Einbande der Bücher und Handschriften soll das Andenken an einen Mann der einer wissenschaftlichen Sammlung vieljährige Mühen und Opfer gewidmet hat wach erhalten. Nicht alle Sammler können sich eines gleichen Glücks rühmen, ihre Sammlungen endlich, wo nur zu oft ein Augenblick Das wieder nach allen Orten hin zerstreut zu dessen Herbeischaffung erst eine lange Reihe von Jahren erfoderlich gewesen ist, in den Hafen der Sicherheit einlaufen zu sehen. 2.

Der Ursprung der Robinsonaden.

Daß der 1719 zuerst erschienene „Robinson Crusoë" des Engländers Daniel de Foë bereits 1720 oder 1721 in das Deutsche übersetzt wurde und daß ihm in den nächsten 40—50 Jahren die zahlreichsten deutschen Nachahmungen folgten ist bekannt; Koch führt in seinem „Compendium der deutschen Literaturgeschichte" (II, 268 fg.) der letztern aus den Jahren 1722—69 gerade 40 auf. Dennoch aber dürfen wir der englischen Literatur wol die Priorität einer literarischen Erfindung streitigmachen die so großes Glück gemacht hat. Die älteste Ausführung der Idee: daß ein Schiffbrüchiger auf eine wüste Insel verschlagen den Urzustand des Menschengeschlechts an sich von neuem erlebt, findet sich unsers Wissens in dem sechsten Buche des „Simplicissimus", welches 1669 erschien. Aber sie kehrt anderwärts noch vor de Foë's „Robinson" wieder, wie denn die Erzählung derartiger Abenteuer schon im 17. Jahrhundert zu den beliebtesten Lesestoffen gehörte. So hat der lohensteinisirende Vielschreiber Eberhard Werner Happel aus Marburg, 1649—90, einen „Spanischen Quintana oder Sogenannter Europaeischer Geschicht-Roman auf das 1686. Jahr" (Ulm 1686) abgefaßt, der, an sich durchaus werthlos, mehre ähnliche Abenteuer enthält; so I, 4—23; II, 10—27. Ist an den angeführten Stellen die Aehnlichkeit mit den eigentlichen Robinsonaden auch nur eine ganz allgemeine und ziemlich entfernte, so enthält doch folgende Stelle (I, 30) eine ganz echte Robinsonade in nuce: „Ein gewaltiger Sturm warff uns auf eine blinde Klippe, daß Schiff und Leute, samt allem Gut, bald zu Grunde giengen. Was mich anlangete, kam ich durch arbeitsames Schwimmen noch auf ein kleines wüstes Insulein. Hier fand ich weder Kraut noch Holtz, und brachte also die erste Nacht in großem Jammer zu. Am folgenden Morgen, da man mich zum Aufstehen nicht lange nöthigen durffte, fand ich etliche Muscheln und See-Krebse. Kurtz hernach ward ich etlicher Schild-Kröten gewahr, die ich mit meinem Messer tödtete, das Fleisch an der heißen Sonnen briete, und das Blut an statt deß Wassers genosse. In den Schaalen dieser Kröten versammlete ich hernach das Regen-Wasser, und erhielte also mein Leben in großer Kümmerniß. Das Glück war mir endlich so günstig, daß ich etliche Feuer-Steine fand, mit welchen ich so lange handthierete, daß ich, mittelst meines außgefäselten Hemdes, Feuer fieng, welches ich durch die Bretter deß zerscheiterten Schiffs, so allhier angeworffen worden, und mit den Gräden etlicher gewisser Fischen gar sorgfältig unterhielte. In diesem elenden Zustand habe ich mich 20 Monat auf dieser Insul erhalten, nach welcher Zeit ein Schiff vorbey seegelte, welchem ich durch einen Rauch meine Noth zu erkennen gab" u. s. w. Nach solchen Vorlagen dürfte es wol noch zweifelhaft sein, ob die deutschen Robinsonaden ihren Ursprung wirklich und unbedingt nur dem britischen Vorbild verdanken; ja man könnte selbst vermuthen daß de Foë außer den wirklichen Erlebnissen seines Alexander Selkirk vielleicht noch literarische aus Deutschland stammende Anregungen zu seinem berühmtesten Werke empfangen habe. 3.

Die englischen Schädel.

Die Untersuchung der verschiedenen Bestandtheile der englischen Nation, wie sie aus dem Vereinigungsproceß der alten Briten mit den später eindringenden Völkern hervorgegangen ist und wenigstens gegen das Ende des Mittelalters als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheint, hat von jeher viel Interesse erregt. Mit ganz besonderer Vorliebe aber hat sich der Fleiß englischer Alterthumsforscher in neuester Zeit der Lösung des Problems zugewandt, die den alten Briten zuzuerkennende Stufe in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit und den ihnen zufallenden Antheil an der Bildung der englischen Nation ins Klare zu bringen. Dabei ist es nun freilich eine auffallende Erscheinung daß man alle Umrisse ihres Lebens und ihrer Kunst aufs genaueste untersuchte, während dagegen die in den merkwürdigen großen Grabhügeln (barrows) vorfindlichen Ueberreste ihrer Leiber fast ganz unbeachtet geblieben sind, und daß wenigstens keine besondere Schrift existirt welche über die körperliche Organisation der alten Briten, zu deren Kenntniß sich doch ein so reiches Material darbietet, Auskunft gäbe. Zwei im Besitz eines reichhaltigen Materials befindliche englische Gelehrte, Joseph Barnard Davis und John Thurnam (der Letztere ist Doctor und Lehrer der Medicin), haben sich daher jetzt entschlossen ein solches Werk unter folgendem Titel zu liefern: „Crania Britannica, or delineations of the kulls of the original inhabitants of the British Islands and of the races succeding them together with notices of their other remains." Diese Arbeit wird als ein „wichtiges Nationalwerk" angekündigt; gleichwol erscheint sie aber im Wege der Subscription, und nur die festbestellte Anzahl von Exemplaren soll gedruckt werden. Der uns vorliegenden Anzeige zufolge dürfen wir ein glänzend ausgestattetes Werk erwarten, wenigstens ist der Preis ziemlich hoch gestellt. Die Verfasser haben sich entschlossen dasselbe, nachdem die zur Deckung der Kosten erfoderliche Zahl von Abnehmern sich gemeldet haben wird, in Lieferungen erscheinen zu lassen. Jede Lieferung soll 10 lithographirte Tafeln nebst Text in Quartformat enthalten und eine Guinee (ungefähr 7 Thlr.) kosten. In dem uns vorliegenden Programm sind diese Lieferungen mit dem hervorstechenden Namen „Schädel-Decaden" bezeichnet, und es wird als weitere Auskunft hinzugefügt daß zwar die Anzahl der auszugebenden Lieferungen noch nicht bestimmt werden könne, jedoch den Umfang von sechs „Decades of skulls" nicht überschreiten werde.

Zur Charakteristik des Geistes und des Standpunkts der Verfasser entnehmen wir ihrer Ankündigung noch folgende Mittheilungen:

„In den Schädeln haben wir das eigentliche Herz des Herzens unter den Ueberresten welche vom Zahn der Zeit und von der Tilgungskraft der Vergessenheit unversehrt gelassen sind. Sie bilden einen genauen Maßstab für die Abweichungen der Cerebralorganisation, mithin auch für die intellectuelle und sensuelle Eigenthümlichkeit; aus ihnen gewinnen wir lebendige Umrisse der Gesichtszüge und des äußern Eindrucks derselben. Es ist nun bereits eine hinlängliche Anzahl dieser kostbaren Ueberreste gesammelt, um die eigenthümliche Schädelbildung des celtischen Jägers und Kriegers in jener uralten Zeit erkennen zu lassen und die Eigenthümlichkeiten der mannichfaltigen Volksstämme und Racen welche die verschiedenen Gegenden der britischen Inseln einnahmen zu unterscheiden. Indem wir so die aus vielartigen Elementen bestehende Welt unserer Vorfahren in Abbildungen zur Anschauung bringen, ist es zugleich unser Plan und unsere Aufgabe, durch Zeugnisse die auf genauer Darstellung und Ausmessung beruhen ihre

Stellung in der Stufenleiter der Civilisation zu ermitteln. Jene uralten Ueberreste haben ein eigenthümliches Interesse, einen wirklichen Nationalwerth; sie verdienen die sorgfältigste Prüfung und genaue Studien, um, in dem angekündigten Werke mit äußerster Genauigkeit und zugleich mit künstlerischem Geschick ausgestattet, dadurch vor den Eventualitäten zufälliger Zerstörungen gleichsam gerettet zu werden. In einigen Ländern Europas haben auch bereits ähnliche Schädelsammlungen sich für die Geschichte und für die Verhältnisse der ältesten Einwohner fruchtbar und belangreich erwiesen. In den Büchern von Eschricht, Retzius und Nilsson sind Resultate derartiger Untersuchungen mit Beziehung auf die skandinavischen Königreiche niedergelegt. In Amerika hat der verstorbene Professor Morton seine classischen Werke «Crania Americana» und «Crania Aegyptiaca» (über die Ureinwohner der westlichen Hemisphäre und über die alten Aegypter) auf Grundlage der Schädel ausgearbeitet, welche ihm einerseits die Erdwälle (mounds) und Begräbnißplätze in Amerika, andererseits die Katakomben des Landes der Pharaonen lieferten. Und bei uns hat Dr. Prichard, unsere beste ethnologische Autorität, es wiederholt beklagt daß abgesehen von einzelnen Versuchen in einem ganz untergeordneten und unzulänglichen Maßstabe für dieses Feld noch Nichts geschehen ist, während doch wenige Länder eine gleich günstige Gelegenheit für derartige Untersuchungen darbieten." 4.

Notizen.

Die neuere Medicin.

Die von Wien ausgegangene pathologisch-anatomische Richtung der Medicin hat so klare und auch für den Laien begreifliche Vortheile, daß ihr vollständiger Sieg nur durch den Widerstand der ältern Aerzte auf der einen, und durch das unsinnige Verlangen unheilbare Krankheiten geheilt zu sehen auf der andern Seite verzögert werden kann. Die neuere Medicin setzt an die Stelle unklarer Begriffe positive Beobachtungen und unwiderlegliche Thatsachen. Sie ordnet die Krankheiten nicht nach künstlichen Systemen, sondern nach natürlichen Symptomengruppen, wie Physiologie und Anatomie sie lehren. Sie behandelt die Kranken nicht nach voraus festgestellten allgemeinen Formeln, sondern nach den aus dem einzelnen Falle hervorgehenden localen und concreten Wahrnehmungen. Sie erforscht die Ursache der Krankheit und richtet auf die Entfernung der Quelle des Uebels die Behandlung, während die ältere Medicin die Krankheiten nach ihren Wirkungen curirte und deshalb im Dunkeln tappte, weil viele Krankheiten ganz gleiche Wirkungen äußern. Wenn die neuere Medicin dessenungeachtet zu ihrer eigenen Controle die Section jedes Gestorbenen verlangt, so ist die Anwendung dieser Probe als eine die Wissenschaft fördernde Gewissenhaftigkeit anzusehen. In kunstgerechter Section liegt die genaueste Aufklärung darüber, ob der Arzt die Krankheit richtig erkannt und behandelt hat. Die falsche Beobachtung und Behandlung wird nicht durch das Grab bedeckt, das untrügliche Sectionsmesser bringt sie an das Tageslicht. Der neuere Arzt darf sich am Krankenbette nicht mit unklaren und allgemeinen Redensarten helfen, er darf nicht unaussprechliche und unbestimmte Krankheiten angeben, er muß ganz speciell die Quelle, den Sitz und das Fortschreiten der Krankheit bezeichnen, und der Sectionsbericht beweist, ob er wahr geredet. Der Wissenschaft und den Lebenden aber nützt die Section, weil die Erkenntniß Dessen woran der Kranke gestorben, verglichen mit den Beobachtungen während seines Lebens, für ähnliche Beobachtungen an andern Kranken den Schlüssel gibt. Die ältere Medicin hat das geheime Verfahren, die neuere mit ihren Sectionsberichten das öffentliche. Daß die neuere Medicin kein Lotterbette für Schlendrian, Empirie und Charlatanerie ist, daß sie den unheilbar Kranken vor unverständigen und eigennützigen Heilungsversuchen schützt, daß sie von ihren Bekennern reges Fortstudium verlangt — folgt daraus von selbst. 5.

Französische Calembourgs.

In Varnhagen's „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften" (VII, 109) werden einige Calembourgs des berühmten Komikers Brunet erzählt, welche in ihrer Kühnheit Alles überbieten, was in Deutschland jemals gewagt werden konnte. Kein deutscher Schauspieler würde sich auch gegen den kleinsten deutschen Fürsten erlauben dürfen, was Brunet und Andere dem mächtigen Tyrannen in Paris boten. Während dieser zuerst nur Verweise und später kleine Gefängnißstrafen erhielt, würden deutsche Bühnenwitzbolde wenigstens einige Jahre Zuchthaus mit Abbitte vor dem Bilde der Majestät, Hoheit, Durchlaucht u. s. w. zu gewärtigen haben. Doch ist diese Bemerkung keineswegs der Zweck dieser Zeilen; auch könnte sie füglich ungedruckt bleiben, weil sie Jeder selbst machen kann; was aber nicht Jeder weiß, ist ein anderer Calembourg, den Brunet unmittelbar nach der russischen Niederlage machte und der lange Zeit in Paris das Tagesgespräch bildete. Er stellte einen Gärtner vor, zu dem ein junges Mädchen kam ihn um Blumen zu einem Kranze zu bitten. „Ma chère enfant", antwortet er ihr, „je ne puis vous servir: mes lauriers sont flétris, mes grenadiers sont gelés, je n'ai plus que des veuves et des soucis." (Mein liebes Kind, ich kann Ihnen nicht dienen; meine Lorberbäume sind verwelkt, meine Granatbäume sind erfroren, ich habe nur noch Skabiosen und Ringelblumen. Aber auch: meine Lorbern sind verwelkt, meine Grenadiere sind erfroren, ich habe nur noch Witwen und Sorgen.) 6.

Anekdote.

Lord Heathfield, der berühmte Vertheidiger von Gibraltar, hatte gleich andern berühmten und unberühmten Männern seine Eigenheiten. Dahin gehörte daß er seinen dreieckigen Hut, die damalige Kopfbedeckung in der englischen Armee, einen richtigen „Dreimaster" mit drei egal vorstehenden Ecken, nicht blos selbst quer über die Stirn bis herab auf die Augenbrauen trug, sondern auch von seinen Untergebenen streng Dasselbe foderte. Da geschah es eines Tags in Gibraltar daß er einem gemeinen Soldaten begegnete, dessen Hutspitze, statt senkrecht herabzublicken, fast perpendicular in die Luft ragte. Bitterbös stieß der General seinen Hut in dieselbe Richtung, stellte sich kerzengerad vor den Soldaten und donnerte ihn an: „Mich angeschaut, Kerl! Sehe ich nicht just aus wie ein vermaledeiter Hundsfott?" Der Soldat, viel zu gut disciplinirt um seinem General zu widersprechen, rückte die Fersen aneinander, stand gerade wie ein Pfeil, zeigte das Innere seiner an die Stirn gelegten Hand und antwortete: „Zu Befehl, General, ganz genau so." Lord Heathfield hatte Mühe das Lachen zu unterdrücken und sagte rasch: „Da siehst du, wie schlecht es mich kleidet, und wirst nicht zweifeln daß es dir noch schlechter steht." „Adventures and recollections of Col. Landmann" (2 Bde., London 1852). 7.

Bibliographie.

Arend, K., Die Reform der Straf-Gefängnisse, oder das System der offenen Zellen im Gegensatze zu dem pennsylvanischen und dem auburnschen System. Für Architekten und Juristen. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 3 Ngr.

Barthel, C., Handbuch zur biblischen Geschichte für Katecheten und Lehrer. 1ster Band: Das alte Testament. 1ste Abtheilung. Breslau, Leuckart. 1852. Gr. 8. 12½ Ngr.

Berger, A. F., Felix Fürst zu Schwarzenberg, K. K. Ministerpräsident rc. Ein biographisches Denkmal. Mit dem Portrait des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, von M. Stohl.

Stahlstich von L. Sichling. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Blackert, J. G., Sylvester und Herr von Polymar. Geschichten und Mythen aus der Zeit der Dämmerung. Ein Roman. Kassel, Raabé u. Comp. 12. 2 Thlr.

Bremer, Friederike, England im Jahre 1851. Aus dem Schwedischen. Zwei Lieferungen. Altona, Dircksen u. Ingwersen. 1852. 8. 20 Ngr.

Christus-Sagen. Dichtungen gesammelt und herausgegeben von F. Brunold. Erfurt, Bartholomäus. 1852. 16. 12 Ngr.

Conscience, H., Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Vlämischen. 1stes bis 5tes Bändchen. 2te Auflage. Münster, Aschendorff. 1852. Gr. 12. à 6 Ngr.

Daumas, Die Pferde der Sahara. Aus dem Französischen von E. Graefe. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsch, C., Ueber die Rechte der Taubstummen. Berlin, Th. Enslin. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Don Ciro oder der Priester als Räuberhauptmann. Räubergemälde aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 1852. 8. 2½ Ngr.

Elze, K., Englischer Liederschatz aus englischen und amerikanischen Dichtern vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Verfasser. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Dessau, Katz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fröhlich, A. E., Lieder. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Frohne, W., Antigone. Mythologisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Köln, F. C. Eisen. 1852. Gr. 12. 24 Ngr.

Glaubrecht, O., Zinzendorf in der Wetterau. Ein Bild aus der Geschichte der Brüdergemeinde dem Volke dargestellt. 1ste Abtheilung: Ronneburg. Mit 1 Ansicht. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 10 Ngr.

Henneberger, A., Das deutsche Drama der Gegenwart. Greifswald, Koch. Gr. 8. 15 Ngr.

Hildebrand, B., Statistische Mittheilungen über die volkswirthschaftlichen Zustände Kurhessens. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hildreth, E., Ein weißer Sklave oder Denkwürdigkeiten eines Flüchtlings. Aus dem Englischen von F. C. Nordstern. 1stes Heft. Wien, Wenedikt. 8. 7½ Ngr.

Homberg, T., Geschichte der schönen Literatur der Deutschen für Frauen. Düsseldorf, Scheller. Gr. 8. 2 Thlr.

Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freih. von Hotze, K. K. Feldmarschallieutenant. Von dem Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien". Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kloss, G., Geschichte der Freimaurerei in Frankreich aus ächten Urkunden dargestellt. (1725—1830.) Zwei Bände. Darmstadt, Jonghaus. 1852. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Liebig, J. v., Ueber das Studium der Naturwissenschaften. Eröffnungsrede zu seinen Vorlesungen über Experimental-Chemie im Wintersemester 1852/53. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1852. Gr. 8. 4 Ngr.

Sigismund, B., Lieder eines fahrenden Schülers. Herausgegeben von A. Stahr. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 27 Ngr.

Souvenir. Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. Leipzig, Simion. 16. 20 Ngr.

Deutsche Sprüchwörter und Spruchreden in Bildern und Gedichten. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1852. Gr. 4. 3 Thlr.

Steinthal, H., Die Entwicklung der Schrift. Nebst einem offenen Sendschreiben an Hrn. Prof. Pott. Berlin, Dümmler. 1852. Gr. 8. 22½ Ngr.

Storch, L., Leute von Gestern. Lebensbilder aus der jüngsten Vergangenheit. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Aus einer Bergstadt. Roman. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1852. 8. 5 Thlr.

Stowe, H. B., Onkel Tom's Hütte. Eine Negergeschichte. Drei Bände. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1852. 8. 20 Ngr.

Tholuck, A., Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch. 5te Auflage. Hamburg, Fr. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von J. V. Zingerle. Mit 1 Titelbilde. Innsbruck, Wagner. 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Venedey, J., Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. In vier Bänden. 1ste Lieferung. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsches Volksbuch. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Die innere Stimme. Ein Bauerngut auf See. Ein Schiffsbauherr und sein Geselle. Drei Erzählungen von H. Smidt. Halle, Delbrück. 1852. 8. 10 Ngr.

Wachenhusen, F., Nordische Kerne, oder deutscher Gruß. Für Jung und Alt. Stralsund, Löffler. 1852. Gr. 12. 4 Ngr.

Weber, B., Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Theilnahme am Kampfe. Innsbruck, Wagner. 1852. Gr. 8. 18 Ngr.

Werthvolles aus dem Nachlaß des jungen Theologen Peter Löser. Mit einem Vorworte von A. Tholuck, herausgegeben und geordnet von F. v. d. Osten-Sacken und H. Odenwald. 2te neu umgearbeitete, vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Widmann, A., Am warmen Ofen. Eine Weihnachtsgabe. 2te Auflage. Berlin, Besser. 16. 27½ Ngr.

Wildenhahn, A., Gesammelte Erzählungen. 1ster Band: Geschichtliche Erzählungen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 16. 6 Ngr.

Wilhelmi, A., Lustspiele. 1ster Band. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Wislicenus, G. A., Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit. Eine Reihe von Betrachtungen der Hauptstücke derselben. 1stes Heft. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 5 Ngr.

Wurm, Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuches von Jak. und Wilh. Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Lexikographie. München, Franz. 1852. 4. 10 Ngr.

Zeller, A., Lieder des Leid's. 2te Auflage. Berlin, G. Reimer. 1852. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Begräbnißfeier des verewigten Hauptpastors Georg Friedrich Encke. Zwei Reden zu Eutin gehalten von Pastor Müller und Superintendent Nielsen und Worte des Letztern am Grabe. Eutin. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

Couard, C. L., Uns ist bange, aber wir verzagen nicht! Predigt zur Feier des Reformationsfestes und des Stiftungsfestes des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 31. Octbr. 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Fendler, J., Die Aufnahme der Kinder in Jesu Namen. Predigt über Evangelium Marci 9, 36. 37. gehalten am Tage der Eröffnung des Rüdersdorfer Rettungshauses am 12. Septbr. 1852 zu Rüdersdorf. Berlin, W. Schultze. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Fournier, Wie Christus seine Gläubigen führt. Predigt, gehalten am Sonntag den 11. Juli 1852. V. post Trin. Berlin. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Unsterblichkeit des Geistes und das Wiedersehen. Eine Predigt gehalten am 22. Aug. zu Pforta bei Kösen. Berlin, Decker. 1852. Lex.-8. 7½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1853. № I.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von Dr. N. N. W. Meißner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer Karte. 1849. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Layard, Austin Henry, Populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh. Nebst der Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern. Nach dem größeren Werke von ihm selbst abgekürzt. Deutsch von Dr. N. N. W. Meißner. Mit allen Kupfern des größern Werkes. 1852. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lukaszewicz, Joseph, Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen. Zwei Bände. 1848, 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lynch, W. F., Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere. Nach der zweiten Auflage deutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von Dr. N. N. W. Meißner. Mit 26 Kupfertafeln und 2 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Mundt, Theodor, Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. Zweite vermehrte Ausgabe. 1852. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Nork, F., Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients. 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Gesammelte Werke des Grafen August von Platen. Sechster und siebenter Band. — A. u. d. T: **Poetischer und litterarischer Nachlaß des Grafen August von Platen.** Gesammelt und herausgegeben von Johannes Minckwitz. Zwei Bände. 1852. 16. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Quarante questions, adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet. Le texte turc avec un glossaire turc-français, publié sous les auspices de la société orientale d'Allemagne par J. Th. Zenker. Vienne. Imprimerie de la cour impériale royale et d'état. 1851. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Stephens, John L., Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan. Deutsch von Dr. N. N. W. Meißner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen und 1 Karte von Yucatan. 1852. Gr. 8. Geh. 12 Thlr.

Tennent, James Emerson, königl. Regierungssecretär, Doctor der Rechte u. s. w., **Das Christenthum in Ceylon,** dessen Einführung und Fortschritte unter den Portugiesen, Holländern, britischen und amerikanischen Missionen. Mit einer geschichtlichen Darstellung des brahmanischen und buddhistischen Aberglaubens. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit Kupfern. 1851. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 27 Ngr.

Thesaurus commentationum selectarum et antiquiorum et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis inservientium. Recudi curavit, praefatus est, appendicem literariam et indices adjecit M. J. E. Volbeding. I. 1. 2. II. 1. 2. 1845—49. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Vaux, W. S. W., M. A. Assistent in der Abtheilung der Alterthümer am britischen Museum, **Niniveh und Persepolis.** Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit vielen Abbildungen und einer Karte 1852. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Volbeding, J. E., Index dissertationum programmatum et libellorum quibus singuli historiae N. T. et antiquitatum ecclesiasticarum loci illustrantur. 1849. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weisse, Prof. Dr. Chr. H., Die Christologie Luther's und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union. 1852. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Worsaae, J. J. A., Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland. Deutsch von Dr. N. N. W. Meißner. Mit 51 Abbildungen und 3 Karten. 1852. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 2. —— 8. Januar 1853.

Inhalt.

Naturwissenschaftliches.

Streit der chemisch-physikalischen und der teleologischen Schule.

1. Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie, von G. J. Mulder. Mit eigenen Zusätzen des Verfassers für diese deutsche Ausgabe seines Werks. Mit Kupfern. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1851. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Chemische Briefe von Justus Liebig. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, C. F. Winter. 1851. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
3. Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's Chemische Briefe, von J. Moleschott. Mainz, von Zabern. 1852. 8. 2 Thlr.
4. Die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Nach physiologischen Untersuchungen in praktischer Anwendung dargestellt von C. H. Schultz-Schultzenstein. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit einem Anhang über die Philosophie der Verjüngung und die Organisation der Geistesbildung. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Hirschwald. 1850. Gr. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.
5. Das physische Leben in populairen Vorträgen dargestellt von Daniel Friedrich Eschricht. Erste Hälfte. Berlin, Hirschwald. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die genannten Schriften eignen sich darum zu einer zusammenfassenden Besprechung, weil der Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen das Leben der organisirten Wesen in seinem Zusammenhange mit der unbelebten, anorganischen Natur ist, und sodann, weil in ihnen der Gegensatz sich spiegelt der schon seit lange die Deutung der Lebenserscheinungen beherrscht, der Gegensatz nämlich zwischen der chemisch-physikalischen und der teleologischen Erklärung.

Nach dem chemisch-physikalischen Materialismus sind die lebendigen Organismen nicht Ausdruck einer ursprünglichen Lebenskraft oder Erscheinung einer ursprünglichen Lebensidee, eines Lebenstypus, sondern lediglich Folge und Resultat der in den Grundstoffen der Natur liegenden blindwirkenden Kräfte, die in einer gewissen höchst complicirten Combination und unter dem günstigen Einfluß äußerer Bedingungen, der Wärme, der Luft, des Lichts, der Elektricität u. s. w., das Phänomen des Lebens und das bunte Spiel der lebendigen Organismen auf der Erde hervorbringen. Kurz das organische Leben ist nichts Ursprüngliches, ist kein Princip, sondern Resultat, und zwar der blinden Stoffmetamorphose und Stoffcombination. Das Ewige und Ursprüngliche sind allein die chemischen Grundstoffe der Natur mit ihren unveränderlichen Eigenschaften.

Nach der teleologischen Erklärung hingegen sind die lebendigen Organismen kein bloßes Resultat, kein bloßes Ergebniß blindwirkender stofflicher Kräfte, die nach mechanischen und chemischen Gesetzen der Anziehung und Verwandtschaft zusammentreten, sondern Erscheinung ursprünglicher Lebensideen oder Lebenstypen, die den Stoff mit seinen blindwirkenden Kräften beherrschen, ihn in ihren Dienst nehmen, nach ihren Zwecken gestalten.

Nach dem chemisch-physikalischen Materialismus ist das Wort Leben ein bloßer Collectivbegriff für die Summe der Functionen des organisirten Stoffs, ganz so wie das Wort Seele nur ein Collectivbegriff ist für die verschiedenen Functionen des Gehirns. So wenig es ursprünglich eine Seele gibt, so wenig gibt es auch eine ursprüngliche Lebenskraft, sondern Beides sind nur Sammelbegriffe für eine gleichartige Reihe stofflicher Wirkungen.

Nach der teleologischen Erklärung hingegen ist das Wort Leben ein principieller Begriff, bezeichnet nicht ein bloßes Resultat oder eine Sammlung von Stoffelementen, sodaß die Einheit des Lebens nur Product aus der Vielheit der es constituirenden Elemente wäre, sondern umgekehrt die Einheit ist hier das ursprüngliche Princip der Vielheit, die einheitliche Lebensidee gliedert sich ihrem Plane gemäß zu einer Vielheit von Organen und Functionen.

Obwol die Werke der Natur mit menschlichen Kunstwerken nicht zu vergleichen sind, so kann man sich doch den angegebenen Gegensatz zwischen der materialistischen und teleologischen Erklärung der Organismen etwa an dem Streite veranschaulichen, in den Zwei bei Erklärung irgend eines Artefacts, z. B. bei der Erklärung einer Flöte geriethen, und von denen der Eine behauptete: Weil die Flöte aus diesem Stoff gemacht ist und der Stoff in ihr diese Form und Zusammensetzung hat, darum ist sie, wenn auf ihr geblasen wird, geeignet, diesen Ton hervorzubringen; der Andere hingegen erwiderte: Damit die Flöte diesen Ton hervorbrächte, ist sie aus diesem Stoff gemacht und hat der Stoff in ihr diese Form und Zusammensetzung erhalten.

Die an die Spitze dieses Artikels gestellten Schriften sind eben darum so höchst interessant, weil sie geeignet sind uns diesen Gegensatz in seiner ganzen Schärfe zum Bewußtsein zu bringen. Mulder und Moleschott sind entschiedene Gegner der teleologischen Erklärung des Lebens, polemisiren gegen die Annahme einer eigenthümlichen ursprünglichen Lebenskraft und führen alle Lebenserscheinungen auf Chemismus zurück. Dagegen ist wiederum Schutz-Schultzenstein ein heftiger Gegner der chemischen Erklärung des Lebens, und Eschricht vertheidigt eifrigst der chemisch-physikalischen Schule gegenüber die teleologische Deutung des Lebens. Liebig endlich, obwol Chemiker, nimmt eine mittlere, unentschiedene Stellung ein, weshalb ihm auch Moleschott Widersprüche, Halbheit und Inconsequenz vorwirft.

Das Abthun der Lebenskraft als eines Popanzes, den sich der Mensch geschaffen, wird von Moleschott als die größte That unserer Zeit und als ein wahrer Sieg der Wissenschaft über den kindlichen Glauben gefeiert. Will man, sagt er, die herculische That, an welcher in unserer Zeit ein großer Theil der Menschen, ja unbewußt vielleicht die ganze Menschheit arbeitet, an Einen Namen knüpfen, dann hat Ludwig Feuerbach die That vollbracht. Menschenkunde, Anthropologie hat Feuerbach zum Banner gemacht. Die Fahne wird siegreich durch die Erforschung des Stoffs und stofflicher Bewegung. „Ich habe kein Hehl es auszusprechen: die Angel um welche die heutige Weltweisheit sich dreht ist die Lehre vom Stoffwechsel." Das Leben ist nach Moleschott nicht der Ausfluß einer ganz besondern Kraft, es ist vielmehr ein Zustand des Stoffs, gegründet auf die unveräußerlichen Eigenschaften desselben, bedingt durch eigenthümliche Bewegungserscheinungen, wie sie Wärme und Licht, Wasser und Luft, Elektricität und mechanische Erschütterung am Stoff hervorrufen. Die thätigen Einflüsse, die sogenannten Kräfte sind warme Stoffe, elektrisch erregte Stoffe, schwingende Körper, Lichtwellen, Schallwellen, kurz Alles was Bewegung durch Bewegung erweckt. Das ganze Moleschott'sche Buch hat sich nur diese Aufgabe gestellt, ein Bild zu geben von dem durch Stoffwechsel, Stoffmetamorphose vermittelten Kreislauf des Lebens (S. 83):

> Derselbe Kohlenstoff und Stickstoff, welchen die Pflanzen der Kohlensäure, der Dammsäure und dem Ammoniak entnehmen, sind nacheinander Gras, Klee und Weizen, Thier und Mensch, um zuletzt wieder zu zerfallen in Kohlensäure und Wasser, in Dammsäure und Ammoniak. Hierin liegt das natürliche Wunder des Kreislaufs. Mir scheint es platt, um nicht zu sagen fade, wenn man es wunderbar findet daß der Kohlenstoff unsers Herzens, der Stickstoff unsers Hirns früher vielleicht einem Aegypter oder Neger angehörte. Diese Seelenwanderung wäre die engste Folgerung aus dem Kreislauf des Stoffs. Das Wunder liegt in der Ewigkeit des Stoffs durch den Wechsel der Form, in dem Wechsel des Stoffs von Form zu Form, in dem Stoffwechsel als Urgrund des irdischen Lebens.

Was der Mensch ausscheidet ernährt die Pflanze. Die Pflanze verwandelt die Luft in feste Bestandtheile und ernährt das Thier. Raubthiere leben von Pflanzenfasern, um selbst eine Beute des Todes zu werden und neues keimendes Leben in der Pflanzenwelt zu verbreiten. Dieses ewige Kreisen des Stoffs ist die Seele der Welt. Weil der Vorrath des Stoffs sich weder vermehrt noch vermindert, darum sind auch die Eigenschaften des Stoffs von Ewigkeit gegeben. Die Wage ist es die es unumstößlich bewiesen hat daß kein Stoff eines lebenden Körpers eine Eigenschaft besitzt die ihm nicht mit dem Stoff von außen zugeführt wurde (S. 41):

> Pflanzen und Thiere verändern die Stoffe nicht die sie der Außenwelt entlehnen. Alle Thätigkeit im wachsenden Baum und im kämpfenden Löwen beruht auf Verbindungen und Zersetzungen des Stoffs der ihnen von außen geboten wird.

Bewegung der Grundstoffe, Verbindung und Trennung, Aufnahme und Ausscheidung, das ist der Inbegriff aller Thätigkeit auf Erden. Die Thätigkeit heißt Leben, wenn ein Körper seine Form und seinen allgemeinen Mischungszustand erhält trotz fortwährender Veränderung der kleinsten stofflichen Theilchen die ihn zusammensetzen.

Mit einer wahren Begeisterung verkündigt Moleschott diese Stoffwechsellehre und die in allem Wechsel sich kundgebende Unsterblichkeit des Stoffs. Weil der Aufbau des Lebens auf den Umsturz gegründet ist, dieselben Stoffe, die aus den lebendigen Organismen ausgeschieden werden und in welche dieselben durch Tod und Verwesung zerfallen, es auch wieder sind aus welchen die Pflanzen und mittels dieser die Thiere ihr Leben aufbauen, darum ist die Bewegung rastlos und darum das Leben verbürgt (S. 44):

> So ist denn der Zahn der Zeit Nichts weniger als eine zerstörende Macht. Und selbst der Künstler sollte nicht verzweifelnd jammern, wenn von Jahrhundert zu Jahrhundert der Marmorblock zerstiebt, den ein Kunstwerk zum Tempel weihte. Der Marmor bleibt und mit ihm der prometheische Funke, der neue Kunstgebilde schaffen wird. Denn der Stoff ist unsterblich.

Moleschott liebt es diese Unsterblichkeit des Stoffs auf paradoxe Art auszusprechen, sie in den entlegensten Formen nachzuweisen. Der Bergmann, sagt er z. B., der in der Wetterau oder in Estremadura dereinst nach phosphorsaurem Kalk gräbt, sucht mehr als Gold, er gräbt nach Weizen, gräbt nach Menschen. Der Bergmann der im Schweiß seines Angesichts mit Lebensge-

fahr sein Leben erringt, er weiß es nicht ob nicht der Stoff des besten Kopfs durch seine Hände gleitet. Er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung.

Aehnliche Aeußerungen, die das Wunder des Kreislaufs und die Allmacht des Stoffs beweisen sollen, finden sich auch bei Liebig. Auch dieser zeigt wie aus den durch den Tod der organischen Wesen aufgelösten Stoffen die Nahrungsmittel für eine neue Generation bereitet werden (S. 226 fg.):

Der Tod, die Auflösung einer untergangenen Generation, ist die Quelle des Lebens für eine neue. Dasselbe Kohlenstoffatom welches als Bestandtheil der Muskelfaser in dem Herzen eines Menschen das Blut durch dessen Ader treibt, es war vielleicht ein Bestandtheil des Herzens eines seiner Vorfahren, das Stickstoffatom in unserm Gehirn, es war vielleicht ein Bestandtheil des Gehirns eines Aegypters, eines Negers. Sowie der Geist der Menschen der gegenwärtigen Generation aus den Erzeugnissen der geistigen Thätigkeit der Vorwelt die zu seiner Entwickelung und Ausbildung dienende Nahrung schöpft, so können die Elemente der Leiber einer vorangegangenen Generation übergehen und zu Bestandtheilen unsers eigenen lebendigen Leibes werden.

Die Differenzen zwischen Liebig und Moleschott betreffen nicht sowol den **Grundgedanken**, den Kreislauf des Stoffs durch die anorganische und organische Natur, dieses ewige Wiederkäuen des Universums und Wiederaufzehren der ausgeworfenen, ausgeschiedenen, in Verwesung übergegangenen Stoffe, als vielmehr die specielle Aus- und Durchführung dieses Grundgedankens. Moleschott weist hierin Liebig vielfache Irrthümer nach. So sehr er auch den Kenntnissen, der Genialität und den Verdiensten Liebig's alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so polemisirt er doch scharf gegen Liebig's falsche, aus der Hinneigung zur Teleologie, zur Erklärung der Lebenserscheinungen aus weisen Absichten und Zwecken entsprungene Eintheilungen, so z. B. gegen Liebig's Eintheilung der Nahrungsstoffe in Nährstoffe und Athemmittel, welchem Gegensatz Moleschott ein ganzes Capitel widmet (S. 113):

Die Eintheilung der Nahrungsstoffe in Nährstoffe und Athemmittel ist auf einen Gegensatz gegründet den man nur aus einer gänzlich einseitigen Betrachtung des Athmungsvorgangs schöpfen konnte. Sie ist ein Ausfluß jener engherzigen Zweckmäßigkeitsvorstellungen, die schon Spinoza bekämpft, die Georg Forster mit fruchtbarster Klarheit überwunden hatte, und in denen dennoch die große Mehrzahl der heutigen Naturforscher befangen ist, nur allzu oft ohne es selbst zu ahnen. Die Vorspiegelung eines Zwecks macht immer einseitig; denn wer ein Ziel erjagen will läßt Alles liegen was von seinem Augenmerk abschweift.

Liebig ist überhaupt für Moleschott noch viel zu wenig materialistisch, noch viel zu gläubig, beruft sich noch viel zu viel auf die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers, hängt ihm noch zu sehr an dem Dualismus zwischen Geist und Natur, zwischen Kraft und Stoff, um zu einer klaren, einheitlichen und völlig widerspruchslosen, durchgängig consequenten Weltanschauung gelangen zu können. Moleschott will Nichts von der Liebig'schen Vermittelung zwischen Wissenschaft und Offenbarung wissen (S. 17):

Die Halbheit der Vermittelung führt den Unaufrichtigen zur Lüge, den Aufrichtigen zur vollendeten Unklarheit. Oder ist es nicht unklar, wenn Liebig dem Schöpfer gegenüber von Naturgesetzen spricht? Das Naturgesetz ist der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit, aber die Nothwendigkeit widerstreitet der Schöpfung.

Moleschott citirt zu seinen Gunsten eine Stelle von Du Bois-Reymond aus dessen Vorrede zu dem Werke über thierische Elektricität. Auch Du Bois-Reymond erklärt wie Moleschott die Lebenskraft für eine versteckte Ausgeburt des unwiderstehlichen Hangs zur Personification der uns eingeprägt ist. In den Begriffen von Kraft und Materie, sagt er, sehen wir wiederkehren denselben Dualismus der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt. Es ist, nur verfeinert, immer noch dasselbe Bedürfniß welches einst die Menschen trieb Busch und Quell, Fels, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zu bevölkern (S. 357—362):

Die Materie ist nicht wie ein Fuhrwerk, davor die Kräfte als Pferde nach Belieben angespannt, dann wieder abgeschirrt werden können. Ein Eisentheilchen ist und bleibt zuverlässig ein und dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorstein den Weltkreis durchzieht, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahinschmettert oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnt. So wenig als in dem Mechanismus von Menschenhand ist in dem letztern Falle irgend Etwas hinzugetreten zu den Eigenschaften jenes Theilchens, irgend Etwas davon entfernt worden. Diese Eigenschaften sind von Ewigkeit, sie sind unveräußerlich, unübertragbar. Es kann daher nicht länger zweifelhaft bleiben was zu halten sei von der Frage, ob der von uns als einzig möglich erkannte Unterschied zwischen den Vorgängen der todten und belebten Natur auch wirklich bestehe. Ein solcher Unterschied findet nicht statt. Es kommen in den Organismen den Stofftheilchen keine neuen Kräfte zu, keine Kräfte die nicht auch außerhalb derselben wirksam wären. Es gibt also keine Kräfte welche den Namen von Lebenskräften verdienen. Die Scheidung zwischen der sogenannten organischen und der unorganischen Natur ist eine ganz willkürliche. Diejenigen welche sie aufrecht zu erhalten streben, welche die Irrlehre von der Lebenskraft predigen, unter welcher Form, welcher täuschenden Verkleidung es auch sei, solche Köpfe sind, mögen sie sich dessen für versichert hatten, niemals bis an die Grenzen ihres Denkens vorgedrungen.

Nach Mulder ist die Annahme einer Lebenskraft ebenso absurd als wenn man annehmen wollte daß bei einer von Tausenden gelieferten Schlacht eine einzige verschieden modificirte Kraft thätig wäre; eine Kraft durch welche Kanonen und Gewehre abgeschossen würden, die Säbel dreinschlügen, die Lanzen stächen, Menschen und Pferde liefen und ständen, die Trompeten ertönten u. s. w. (S. 67):

Die Armee tritt als selbständiges Ganzes auf und gibt Erscheinungen; der Organismus, aus den verschiedensten Organen zusammengesetzt, liefert gleichfalls Erscheinungen. Leiten wir diese letztern aus einer einzigen verschieden modificirten Kraft ab, von einer Lebenskraft, so müssen wir auch, um consequent zu sein, eine Schlacht liefernde Kraft annehmen.

Dagegen bedient sich Eschricht dieses Gleichnisses gerade um zu beweisen daß es ein einheitliches Lebensprincip gibt. Muß denn, sagt er, eine Schlacht liefernde Kraft nicht in jeder Schlacht angenommen werden? Eine

Schlacht besteht ja doch wol nicht in einem Gewühl von donnernden Kanonen, laufenden und stehenden Menschen und Pferden u. s. w. Alle dergleichen Einzelheiten würden ja eben nur ein Gewühl ausmachen, aber keine Schlacht; denn zum Begriffe einer Schlacht gehört so gut wie zum Begriffe eines segelnden Schiffs ein leitendes Princip, eine Idee, auf deren Durchführung das Ganze abgesehen ist. Wie in einem Concert die Composition das Wesentliche ausmacht, wie in der Schlacht der Schlachtplan, wie in den Bewegungen des segelnden Schiffs der richtig berechnete Curs, so macht nach Eschricht im Organismus die leitende Idee, die sich der Stoffe mit deren blinden Kräften bemächtigt und sie beherrscht, das Wesen des Lebens aus. Er kehrt darum den Mulder'schen Satz um und sagt (S. 81):

Leiten wir die Erscheinungen in einer Schlacht (oder in einem Concerte) aus einer einzigen verschieden modificirten Kraft ab, so müssen wir auch, um consequent zu sein, eine Lebenskraft annehmen. Wohlan! Das wollen wir denn nun auch und das müssen wir.

Auch Schultz-Schultzenstein ist ein Gegner der chemisch-physikalischen Erklärung des Lebens. Er greift die moderne Stoffwechsellehre von Liebig, Dumas, Boussingault heftig an (S. 47):

Nach diesen Theorien besteht der ganze Zweck des Lebens in weiter Nichts als in einem Verbrauch und Ersatz von Stoffen, in Verbrennung und Zufuhr von Brennmaterial, und der Lebensproceß wird als eine bloße Stoffstatistik dargestellt. In dieser Doctrin treten die größten chemischen Widersprüche als Beweismittel und die höchste physiologische Unkunde nicht selten als Geniestücke auf. Es ist hauptsächlich die Statistik des Kohlenstoffs und Stickstoffs, um welche sich die Verhandlungen in dieser Stoffwechsellehre drehen, wobei der menschliche Körper wie eine Dampfmaschine angesehen wird, in welcher der Magen die Esse und die Lunge den Schornstein bildet. Das Wesentliche des menschlichen Lebens wird hier in seinen Excrementen aus Lunge, Darm, Nieren gesucht, und davon werden alle sonstigen Functionen abhängiggemacht.

Der Unterschied des organischen Lebensprocesses von den chemischen und physikalischen Processen liegt nach Schultz-Schultzenstein wesentlich darin daß die organische Wechselwirkung eine Wechselwirkung von Formelementen ist, während im chemischen Proceß sich nur Stoffelemente bewegen. Der Irrthum daß man in chemischen Stoffen und demnach durch chemische Analyse des Körpers das Leben zu finden gesucht, dieser große Irrthum schreibe sich noch aus den Zeiten der Alchemisten her und habe am meisten dazu beigetragen daß Basilius Valentinus, Paracelsus, van Helmont, Sylvius sich in magische und mystische Ansichten, in astrologische Theorien verloren haben, indem sie aus dem Widerspruch der zwischen anorganischen Stoffen und organischer Lebenskraft natürlich vorhanden ist sich nicht herausfinden konnten. Dagegen sei es nun unsere Aufgabe, zunächst uns zum Bewußtsein zu bringen daß der Lebenskraft und dem Lebensproceß auch eine lebendige Materie, die von der todten anorganischen Materie verschieden ist, zugrundeliege, und zu zeigen worin der Unterschied der organischen und anorganischen Materie beruht. Dieser Unterschied sei in nichts Anderm als in dem Gegensatz von Stoff und Form begründet (S. 32 fg.):

Das Substrat der anorganischen Natur ist formloser Stoff, das Substrat der organischen Natur ist das organisirte Formgebilde. Chemischer Stoff und organische Form bilden denselben Gegensatz, schließen sich gegenseitig absolut aus wie Tod und Leben, und niemals ist das Leben am chemischen Stoff, an anorganischer Materie gebunden. Dies lehrt die unmittelbare Naturanschauung; es ist die einfachste Empirie, die man nur vor lauter antiker Theorie bisher nicht gesehen hatte. Niemals zeigt der chemische Stoff lebendige Eigenschaften; der Stoff hat keine Empfindung, keine Reizbarkeit, keinen Bildungstrieb; er hat nur chemische Verwandtschaften.

Für den Gegensatz von Stoff und Form, demzufolge das Wesen des Lebens nicht in Stoffelementen, sondern in einer eigenthümlichen lebenskräftigen und lebensfähigen Form zu suchen ist, scheint außer den von Schultz-Schultzenstein angeführten Beweisen, die man in seinem Buche selbst nachlesen muß, auch schon das ganz einfache Factum zu sprechen daß es dem Chemiker trotz aller seiner Künste und seiner genauen Kenntniß der Stoffelemente aller festen und flüssigen Bestandtheile des lebendigen Körpers bisher noch nicht gelungen ist, irgend ein lebendiges Wesen in seinen Tiegeln, Gläsern und Retorten durch bloße Stoffcombinationen hervorzubringen. Indessen hiergegen können die eingefleischten Stoffwechsellehrer erwidern, die bisherige Unfähigkeit sei noch kein Beweis der absoluten Unmöglichkeit. Habe man auch bisher den Homunculus nicht zustandegebracht, so könne man ihn doch vielleicht zukünftig noch einmal hervorspringen sehen. In der That scheint sich Moleschott mit dieser Hoffnung zu tragen, denn er sagt (S. 350):

Die Aufgabe welche von Laien so oft mit stolzer Zuversicht dem Naturforscher gestellt wird, die Aufgabe den Homunculus zu machen, begründet gegen die Verwerfung der Lebenskraft auch nicht den Schatten eines Einwurfs. Wenn wir Licht und Wärme und Luftdruck ebenso beherrschen könnten wie die Gewichtsverhältnisse des Stoffs, dann würden wir nicht nur viel öfter als jetzt im Stande sein organische Verbindungen zu mischen, wir würden auch die Bedingungen zur Entstehung organisirter Formen erfüllen können.

Daß es bisjetzt verhältnißmäßig selten gelinge organische Stoffe aus den Elementen oder wenigstens aus einfachen anorganischen Verbindungen aufzubauen, komme nur daher daß wir noch in so wenigen Fällen die Lagerung der kleinsten Theilchen, die Anordnung des Stoffs, die Gruppirung der Elemente erkannt haben. Es fehle die Kenntniß der innern chemischen Verfassung. Moleschott tadelt Liebig daß er gesagt, die Gesetze des Zerstörens ermitteln wir immer zuerst, aber es stehe dahin, ob wir die des Aufbauens jemals kennenlernen werden. Umsomehr freut es ihn daß Liebig an einer andern Stelle die Hoffnung ausgesprochen

daß es uns gelingen wird Chinin und Morphin, die Verbindungen, woraus das Eiweiß oder die Muskelfaser besteht, mit allen ihren Eigenschaften hervorzubringen;

ferner daß Liebig glaubt, es könne

morgen oder übermorgen Jemand ein Verfahren entdecken, aus Steinkohlentheer den herrlichen Farbstoff des Krapps oder das wohlthätige Chinin oder das Morphin zu machen.

Und mehr als Glaube und Hoffnung, sagt Moleschott, ist die That. Die That aber ist die von Liebig und Wöhler geleistete Darstellung des Harnstoffs aus Cyansäure und Ammoniak.

Harnstoff ist freilich nur ein organischer Auswurfstoff, und von da bis zur Fabrikation einer Zelle mit einem Zellenkern, woraus ein organisches Individuum sich entwickelt, ist freilich noch eine weite Kluft. Indessen hat doch der künstliche Harnstoff das Vertrauen der Chemiker sehr gesteigert. Machte es doch schon vor etwa 20 Jahren viel Aufsehen daß man durchs Schütteln einer Mischung von Eiweiß und Oel Kügelchen gebildet hatte, wovon jedes aus einer Eiweißhülle mit einem Oeltropfen bestand und somit einer Fettzelle auffallend ähnlich sah (vergl. Eschricht S. 72). Es fehlte leider nur der verwünschte Zellenkern. Ja, eben nur der Kern! ruft Eschricht aus und sieht dies als einen Beweis an daß das Leben mehr ist als ein bloßes Product des Stoffs. Gelange man auch, sagt er, endlich dahin eine künstliche Zelle mit Zellenkern zu bilden! Neben der wirklichen Zelle mit ihrer Entwickelungsgeschichte wird diese künstliche immer noch gerade so nichtssagend daliegen wie eine „künstliche Ruine" neben den Trümmern eines antiken Gebäudes, und neben derselben Zelle mit ihrer bevorstehenden Entwickelung ebenso schal und leer wie eine Puppe neben dem Kinde in der Wiege.

Die von der chemisch-physikalischen Schule zu ihren Gunsten behauptete generatio aequivoca (älternlose Zeugung) wird von Eschricht durch die Ergebnisse der neuern Forschungen über den Ursprung der Infusorien, der Eingeweidewürmer und der Schmarotzerinsekten ausführlich widerlegt und gemäß dem omne vivum ex ovo Harvey's verworfen. Das oft unerklärliche Erscheinen gewisser Organismen an Stellen wo die ihnen entsprechenden Lebensbedingungen sich finden ist nach Eschricht durchaus noch kein Beweis, die Organismen seien aus diesen Bedingungen selbst hervorgegangen. In dem Lebenstypus entspreche eine gewisse Combination der allgemeinen äußern Lebensbedingung; es sei ihm aber auch Alles verliehen, um hinzugelangen wo solche Combination sich vorfindet (S. 132):

> Eine generatio aequivoca ist demnach gänzlich zu verwerfen. Leben hat nur aus gleichartigem Leben seinen Ursprung. Todte Stoffe mögen unter gewissen Umständen Formen annehmen, wodurch sie irgend einem einfachen Organismus ähnlich sehen, mögen Erscheinungen zeigen die mit manchen Lebenserscheinungen vollkommen übereinstimmen, deshalb sind sie noch nimmermehr Organismen, nimmermehr lebend. Denn der Charakter des Lebens liegt nicht in einer einzelnen bestimmten Form, sondern vielmehr in einer Reihe von Formen und zwar sowol im Aeußern als auch überall im Innern; und der Chararakter des Lebens liegt nicht in den vereinzelten Lebenserscheinungen, wovon auch gar keine den allgemeinen Naturgesetzen entzogen ist; auch nicht in dem Reichthume an diesen Erscheinungen, sondern einzig und allein in dem Plane der sich in ihrem Auftreten ausspricht und der für jede Thier- und Pflanzenart ein bestimmter ist, im „Lebenstypus", wie wir ihn genannt.

Die gegen die Behauptung der Abstammung eines jeden Thieres und jeder Pflanze aus einem gleichartigen Organismus sich erhebende Frage: woher denn aber die Stammältern? sind diese durch generatio aequivoca entstanden, warum soll dieselbe nicht auch jetzt noch möglich sein? — diese die ursprüngliche Schöpfung betreffende Frage beantwortet Eschricht dahin daß es sich bei der Schöpfung nicht um das Hervorrufen neuer Individuen, sondern neuer Arten gehandelt habe. Aber auch diese brauche man nicht auf generatio aequivoca zurückzuführen. Anstatt anzunehmen, bei der Schöpfung seien Metalle und Erdarten plötzlich in Pflanzen und Thiere verwandelt worden, und daraus zu schließen, es müsse etwas Aehnliches auch noch heutzutage geschehen können, scheine es ihm richtiger jedenfalls sich zu bestreben, das jetzt geltende Gesetz: „Leben entsteht nur aus gleichartigem Leben", auch auf die Vorwelt zurück in Anwendung zu bringen. Die Stammracen oder die Stammarten der jetzt lebenden Pflanzen und Thiere seien in den entsprechenden vorweltlichen zu suchen. Wie die jetzt bestehenden Arten zu denen der nächst vorhergehenden Periode, so würden diese zu denen der frühern gestellt werden müssen (S. 135):

> Sie werden mich aber nun vielleicht noch weiter hinaustreiben wollen, bis ich doch am Ende eingestehen müßte daß die Organismen in den ältesten Schichten, worin deren noch vorkommen, jedenfalls doch aus den todten Stoffen entstanden seien. Dann aber würde die Reihe an mich kommen und ich würde fragen: „Woher denn die todten Stoffe selbst, woher Stoff und Raum und Zeit?" Stehen wir lieber davon ab über der Dinge ersten Anfang zu grübeln, den wir doch nun einmal ebenso wenig als die Ewigkeit zu fassen vermögen.

Während so Eschricht die Frage wegen der generatio aequivoca zuletzt durch die menschliche Unwissenheit abschneidet, findet Mulder gar keine Schwierigkeit in Beantwortung dieser Frage. Nach Mulder steht das omne vivum ex ovo Harvey's mit der generatio aequivoca im völligsten Einklange. Der Streit über die generatio aequivoca und epigenesis fällt nach seinen Principien ganz weg. Denn er versteht unter ovum ein organisches Molecul. Mulder sagt (S. 79—82):

> Das Ei heißt in dem Sinne der Epigenetiker ein solcher Keim, woraus sich unter günstigen Umständen stets ein gleichartiges Individuum entwickelt. Die Vertheidiger der generatio aequivoca stellen sich im Wesentlichen die Sache nicht anders vor. Es sind hier organische Stoffe, also organische Molecule, welche sich zu etwas Anderm entwickeln und woraus endlich auch Individuen hervorgehen. Der Begriff des Eies schließt sich ganz eng an den eines organischen Moleculs an. Die Käsemilbe, die Schimmelpflanze auf faulenden Früchten sind solche aus organischen Moleculen gebildete Individuen, sind Resultate der in den Grundstoffen liegenden Molecularkräfte, so gut es die Samenthierchen sind. Kurz die gewöhnlichen Eierchen von Pflanzen und Thieren sind nichts Anderes als organische Molecule, denen ähnlich, woraus alle organischen Stoffe bestehen. Sie sind Producte organischer Körper und unterscheiden sich also von den Keimen anderer, welche, wie es heißt, durch generatio aequivoca entstehen, weder der Zusammensetzung noch ihrer Natur nach.

Woher die organischen Molecule ursprünglich selbst kommen, das bleibt freilich dabei unerklärt. Genug, der so auffallende Unterschied in Kraft und Form, den die organisirten Wesen von den unorganisirten zeigen, kommt

von der ursprünglich verschiedenen Anordnung, Lagerung, Zusammensetzung ihrer Stofftheilchen. Ueberhaupt sind diese drei: Stoff, Kraft und Form, dem chemischen Materialismus zufolge unzertrennlich. Moleschott sagt (S. 337):

Immer sehen wir eine verschiedene Lagerung der kleinsten Theilchen, Verschiedenheit in den Mischungsgewichten oder Verschiedenheit der Grundstoffe den Unterschieden der Form und der Eigenschaften zugrundeliegen. Mischung, Form und Kraft sind unzertrennliche Merkmale des Stoffs, von denen jedes Glied die beiden andern mit Nothwendigkeit bedingt.

Die vom Krystall verschiedene Form und Kraft organischer Zellen ist nach Mulder nur daraus zu erklären daß in jenen andere Molecularkräfte thätig sind als in diesen, nicht aber aus der Uebertragung einer Lebenskraft auf den Stoff. Kräfte lassen sich überhaupt nicht mittheilen, wol aber wecken. Die magnetischen Erscheinungen erläutern dies zur Genüge. Der Stahl besitzt, ohne magnetisirt zu sein, magnetische Kräfte; sie schlummern, d. h. sie haben sich in ein solches Gleichgewicht gesetzt daß sie nicht mehr nach außen wirken. Sie bestehen indeß, sie haften in den Moleculen des Eisens. Potenziren wir ein Stück Stahl, so wecken wir was darin verborgen lag, wir trennen das Verbundene. Ebenso nun wecken die Pflanzen Kräfte in den Elementen der Kohlensäure, des Wassers und Ammoniaks, wenn diese Stoffe aufgenommen und auf mannichfache Weise zu Säuren, Basen, indifferenten Stoffen, Harzen, Fetten, flüchtigen Oelen u. s. w. verbunden werden. Mulder sagt (S. 67—73):

Wer hierin etwas Anderes als Molecularkräfte erblickt, sieht mehr als da besteht; dies ist eine ganz gewöhnliche Art der chemischen Thätigkeit, nicht verschieden von der wie im unorganischen Reiche neue Verbindungen zustandekommen; nur die Umstände sind verschieden. Mit dem Einflusse gewisser Stoffe, der Temperatur, der Feuchtigkeit, des Lichts u. s. w. wechseln auch die Kräfte der Elemente. Deshalb gehen aus Schmelztiegeln und Retorten andere Stoffe hervor als aus den Organen der Pflanzen, die aus Kohlensäure und Wasser Cellulose und Sauerstoff erzeugen. Jede Absonderung, jede Erzeugung neuer Stoffe, eine Folge der Molecularkräfte, kann nur von Molecularkräften ausgehen; mit andern Worten: die Organe welche aus den genannten Stoffen eine neue Verbindung hervorbringen, das chemische Gleichgewicht stören und dafür ein neues herstellen, vermögen dies nur durch ihre chemischen Kräfte, durch die chemische Tension ihrer Elemente. Wo wir in der organischen Natur Kraftäußerungen finden, da gibt es Stoffe welche Molecular- oder chemische Kräfte besitzen. Die Nerven selbst, diese merkwürdigen Gebilde, bestehen aus keinen andern Grundstoffen als den gewöhnlichen der organischen Natur; es ist also keinem Zweifel unterworfen daß die Molecularkräfte in Rücksicht auf den Stoffwechsel die Hauptrolle im Organismus spielen und daß für den Ursprung dieser Molecularkräfte keine allgemeine, keine Lebenskraft anzunehmen ist, dem sich auch die reine Naturlehre widersetzt, nach welcher Nichts in die Natur gebracht, sondern Alles aus ihr herausgefunden werden muß.

Dagegen weisen nun aber die Teleologen auf die constante individuelle Einheit der zweckmäßigen Organismen hin. Eschricht sagt (S. 81—85):

Wenn ihr auch jede einzelne Lebenserscheinung nach reinphysikalischen Gesetzen erklären könnt, so bleibt Eins dabei immer noch unerklärt, und zwar das Allerwesentlichste, nämlich die unerfaßliche Harmonie aller Theile und aller Erscheinungen, die durchaus vollkommene Zweckmäßigkeit derselben zur Erhaltung des Individuums und der Gattung. Ja in den lebenden Organismen springt die Erreichung eigener Zwecke noch unendlich viel deutlicher in die Augen als in allem menschlichen Treiben und Wirken und allen daraus hervorgehenden Werken. Der Schiffer weiß sein Schiff zu steuern gegen Wind und Strom; doch wie viel sicherer steuert der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft seinen Curs! Wie blitzschnell folgt überhaupt die Bewegung der Willkür und schließt sich das Auge unwillkürlich dem drohenden Körper! Halten wir einmal ein Kunstwerk und ein Organ, beide mit einem und demselben Plane, gegeneinander, z. B. ein dioptrisches Instrument und das Auge irgend eines Wirbelthiers. In jenem wie in diesem gilt es von jedem vorliegenden äußern Punkte das Licht so in einem entsprechenden Punkte des Hintergrunds zu sammeln daß daraus ein genaues Bild der vorliegenden Gegenstände entsteht, und in beiden ist dies durch Anwendung einer durchsichtigen Linse erreicht worden, die zunächst am Kreisrande von einem dunkeln Ringe gedeckt wird. Der Optiker muß sich seine Linse aus Glas schleifen, durch und durch von gleicher Dichtigkeit und Härte; im Auge ist sie aus einem krystallklaren Stoffe dermaßen gebaut daß sie nach dem Kerne hin allmälig härter wird, ein ungemein großer für die menschliche Kunst ganz unerreichbarer Vortheil! Und nun gar jener dunkle Ring, das sogenannte „Diaphragma" der Optiker! Durch Zufall — was eben nur bedeutet, durch die blinden Kräfte der Stoffe an und für sich — können Formen entstehen die mit denen der organischen Körper eine gewisse Aehnlichkeit haben. Auch können umgekehrt manche Organe eine entfernte Aehnlichkeit mit den Formen haben welche die mineralischen Stoffe durch ihre eigenen blinden Kräfte annehmen. Die Zähne mancher Thiere sind nicht nur steinhart, sondern auch oft ebenso eckig, spitz und scharf wie nur irgend ein Krystall, doch haben auch noch diese ihre Formen gar keine Analogie mit denen der Mineralien. Sie sind nicht scharf und eckig durch die anorganischen Stoffe die sie enthalten; denn sie wurden es bereits, während sie noch als Keime überaus weich, mit anorganischen Stoffen gar nicht geschwängert waren. Scharf und eckig wurden sie eben nur, weil sie ihrer Bestimmung nach im Dienste des Organismus scharf und eckig sein sollten. Also anstatt den Organismus nur für eine Anhäufung von selbständigen Zellen, diese nur für eine Art von Krystallen anzusehen, die aus den blinden Kräften der Stoffe hervorgegangen wären, ist derselbe vielmehr als Gesammtausdruck einer einheitlichen Idee, eines Plans, eines Zwecks zu betrachten.

Die teleologische Physiologie leugnet nicht daß sich der lebende Körper den allgemeinen Naturgesetzen nicht gänzlich entziehen könne. Sie stellt nicht in Abrede daß unser Körper, um nicht zu fallen, gehörig im Schwerpunkte unterstützt sein muß; daß er von einem spitzigen Körper durchbohrt, von einem gewaltsam drückenden zerquetscht werden kann; daß ihn die kalte Luft kalt, die heiße heiß macht. Aber sie führt zum Beweise eigenthümlicher Lebenskräfte an daß sich der lebende Körper in allen dergleichen Verhältnissen ganz anders zeigt als der todte. Zwar, sagt sie, muß unser Körper um nicht zu fallen gehörig im Schwerpunkte unterstützt sein, wie ganz von selbst nimmt er aber auch bei jeder Gelegenheit die dazu nöthigen Stellungen an. Der lebende Körper fällt nur bei ganz außergewöhnlichen Umständen, während der Leichnam kaum aufrechtzuhalten ist. Wunden und Quetschungen können wir allerdings erhalten, wie verschieden ist aber alsdann das Verhältniß

der lebenden Theile von dem der todten! Sowie die erste Blutung vorüber ist, tritt eine Reihe von Erscheinungen ein, die immer offenbar eine Heilung bezwecken und gewöhnlich sie auch erreichen. Die kalte Luft kann uns kalt, die heiße heiß machen, jedoch behält unser Körper in der Kälte wie in der Hitze, wenn von den äußersten Graden abgesehen wird, durchgehend denselben Wärmegrad zwischen 29—30° R. Auch sehen wir wie durchaus verschieden die Thier- und Pflanzenkörper sich vor und nach dem Augenblicke des Sterbens zu der gemeinsamen Einwirkung von Wärme, Luft und Wasser verhalten, der Chemismus des Lebens ist ja offenbar ein ganz anderer als der der todten Stoffe; und betrachten wir endlich den organischen Bau selbst, die ganze Mannichfaltigkeit von Gebilden in den Organismen überhaupt, welche ja durchgängig blos Erzeugnisse des Lebens sind, wer wollte da an einer bildenden Kraft derselben zweifeln? (Vergl. Eschricht, S. 51—53.)

Nachdem ich die streitenden Parteien bisher habe reden lassen, wird man leicht erkennen um was es sich bei diesem ganzen Streite eigentlich handelt. Es kehrt in ihm nur der alte Gegensatz wieder zwischen den wirkenden Ursachen und den Zweckursachen (causae efficientes und causae finales). Der chemisch-physikalischen Erklärung zufolge ist das Leben nur ein Resultat der blindwirkenden im Stoff liegenden Kräfte; die Organismen sind trotz ihrer so bewundernswürdigen Zweckmäßigkeit doch nur ein reines Naturspiel, ein Naturereigniß wie das Anschießen von Krystallen. Der teleologischen Erklärung nach hingegen reichen die blindwirkenden Ursachen nicht hin zur Deutung des Lebens und der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Organismen; es ist vielmehr nothwendig eine den Stoff beherrschende, ihm ihr Gepräge aufdrückende, ihn mit seinen blinden Kräften in Dienst nehmende Zweckursache, eine Idee, einen Urtypus an die Spitze zu stellen.

Es ist dies ungefähr derselbe Gegensatz, wie wenn Zwei eine Uhr erklären sollten und der Eine behauptete: Die Uhr ist Resultat aus der Zusammensetzung und Form ihrer stofflichen Theile, der Andere hingegen erwiderte: Diese Form und Zusammensetzung der stofflichen Theile ist Nichts was sich von selbst machte, sondern ist selbst nur Resultat einer den Stoff bildenden und zusammensetzenden Idee der Uhridee.

Man sieht aus dem Angeführten welche wichtige Fragen durch den Streit zwischen der chemisch-physikalischen und der teleologischen Deutung des Lebens berührt werden. Sehr leicht und bequem machen sich die Entscheidung dieses Streits die gläubigen oder doch gläubig scheinen wollenden Physiologen, welche sich die Entstehung der lebendigen Organismen ganz ebenso denken wie die Entstehung eines menschlichen Kunstwerks, z. B. einer Uhr. Sowie zur Uhr Dreierlei erfoderlich ist, der Stoff aus dem sie gemacht, die Uhridee die diesem Stoff eingeprägt wird, und der Uhrmacher der die Uhridee aus seinem Kopfe in den Stoff überträgt, ganz ebenso verhält es sich nach Jenen mit dem lebendigen Organismus. Volkmann z. B. (in dem Artikel „Gehirn" in Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie") erklärt sich in diesem Sinne gegen die Identification von Seele und Gehirn. Gott prägte in den Stoff des Gehirns die Idee der Seele ein, wie er in den Stoff des ganzen Organismus die Idee des Lebens einprägte.

> Gott faßte den Gedanken des Lebens und der Gedanke wurde zur Wirklichkeit an der Materie. Ohne die Materie wäre das Leben nur ein Mögliches welches im göttlichen Gedanken ohne sich zu offenbaren verschlossen läge. Zerfällt der Organismus, so verschwindet das Leben aus der Wirklichkeit, aber die Idee desselben verbleibt in Gott und kann an der Materie von neuem verwirklicht werden. Auch das Seelenleben bedarf zu seiner Verwirklichung der Materie. Die Substanz an welcher es die concrete Form gewinnt ist das Gehirn, und mit der Zerstörung desselben hört ihre Offenbarung in dieser ihrer bestimmten Form auf. Ihr ideeller Inhalt aber ist nichts Vergängliches und vergeht mit dem Tode des Gehirns so wenig als die Idee eines Thieres mit dem Tode des Individuums. Nach dem Vorausgeschickten wäre die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Gehirns zunächst nur ein Aufgehobenwerden im Gedanken Gottes, aber die Möglichkeit der Wiedergeburt derselben in einem neuen Leben bleibt unbestritten.

Daß solcher theologischen Teleologie gegenüber, die wesentlich nicht verschieden ist von dem Biblischen: Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele (1. Mos. 2, 7), der Materialismus in seinem Rechte ist, wenn er sagt, es komme Nichts von außen in die Natur hinein, sondern Alles von innen heraus, das wird gewiß kein denkender Kopf leugnen. Aber Unrecht hat der Materialismus, wenn er mit jener falschen, theologischen, die Werke der Natur wie menschliche Machwerke betrachtenden Teleologie überhaupt alle Teleologie verwerfen zu müssen meint. Die Zweckmäßigkeit der Organismen läßt sich einmal nicht wegdisputiren, sie fodert eine Erklärung, und diese wird bei gänzlicher Verleugnung aller Zweckursachen wol schwerlich gelingen. Andererseits aber ist es ebenso wahr und gewiß daß man sich die Zweckmäßigkeit in die lebendigen Organismen nicht wie in todte Machwerke als von außen, durch den Verstand eines Fabrikanten hineingelegt zu denken habe. Diese beiden scheinbar entgegengesetzten Foderungen, der Annahme eines zweckmäßig bildenden und doch nicht eines von außen hinein, sondern von innen heraus gestaltenden Princips, müssen also auf gleiche Weise befriedigt werden, denn sie machen beide gleich starken Anspruch auf Anerkennung.

Diese doppelte Foderung nun ist erfüllt in dem Systeme Arthur Schopenhauer's, welches die Organismen als Willenserscheinungen auffaßt und zwar nicht als Erscheinungen eines ihnen fremden äußerlichen Willens, sondern desselben Willens der sich in ihnen während ihres ganzen Lebens kundgibt. Er sagt („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 334):

> Derselbe Wille welcher den Elefantenrüssel nach einem Gegenstande ausstreckt ist es auch der ihn hervorgetrieben und gestaltet hat, die Gegenstände anticipirend.

Aehnlich sagt Burdach („Physiologie", II, 710):

Das Gehirn stülpt sich zur Netzhaut aus, weil das Centrale des Embryo die Eindrücke der Weltthätigkeit in sich aufnehmen will; aus dem Gefäßsystem sprossen Zeugungsorgane hervor, weil das Individuum nur in der Gattung lebt und das in ihm begonnene Leben sich vervielfältigen will.

Schopenhauer, dieser ebenso scharf- als tiefsinnige Philosoph, hat das Problem der Physiologie, die Vereinigung der wirkenden mit den Zweckursachen bei Erklärung des organischen Lebens, gelöst. Er konnte es aber auch, weil ihm Kant in der „Kritik der teleologischen Urtheilskraft" bereits dazu den Grund gelegt hatte und weil er nicht wie die andern modernen Physiologen und Philosophen von diesem felsenfesten Grunde abwich und daneben auf Sand baute.

Die Hauptstellen bei Schopenhauer für das hier in Rede stehende Problem sind das Capitel „Vergleichende Anatomie" in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur" und das Capitel „Zur Teleologie" im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung". Die sich unwiderstehlich aufdringende Foderung, bei Erklärung der lebendigen Organismen von Zweckursachen auszugehen, und doch diese eben nicht wie menschliche Machwerke, also die Zweckursachen nicht als etwas dem Stoff Aeußerliches von außen her, aus dem göttlichen Verstande in die Materie Uebertragenes anzusehen, diese beiden entgegengesetzten Foderungen der Teleologie und des Materialismus sind durch die Schopenhauer'sche Lösung des Problems vollständig befriedigt. In ihr kommt ebenso die materialistische Erklärung aus innerlichwirkenden wie die teleologische aus Zweckursachen zu ihrem Rechte. Die ausnahmslose Zweckmäßigkeit, sagt Schopenhauer, die offenbare Absichtlichkeit in allen Theilen des thierischen Organismus kündigt zu deutlich an daß hier nicht blinde Naturkräfte, sondern ein Wille thätig gewesen sei, als daß es je hätte im Ernst verkannt werden können. Nun aber konnte man das Wirken eines Willens sich nicht anders denken denn als ein vom Erkennen geleitetes. Denn man hielt Wille und Erkenntniß für schlechthin unzertrennlich, ja sah den Willen als eine bloße Operation der Erkenntniß an. Demzufolge mußte wo Wille wirkte Erkenntniß ihn leiten, folglich auch hier ihn geleitet haben. Das Medium der Erkenntniß aber, die als solche wesentlich nach außen gerichtet ist, bringt es mit sich daß ein mittels derselben thätiger Wille nur nach außen, also nur von einem Wesen auf das andere wirken kann. Deshalb suchte man den Willen, dessen unverkennbare Spuren man gefunden hatte, nicht da wo man diese fand, sondern versetzte ihn nach außen und machte das Thier zum Product eines ihm fremden, von Erkenntniß geleiteten Willens, welche Erkenntniß alsdann eine sehr deutliche, ein durchdachter Zweckbegriff gewesen sein und dieser der Existenz des Thieres vorangegangen und mitsammt dem Willen, dessen Product das Thier ist, außer ihm gelegen haben mußte. Demnach hätte das Thier früher in der Vorstellung als in der Wirklichkeit existirt. Dies ist die Basis des Gedankengangs, auf welchem der physiko-theologische Beweis beruht. Aber, wie Schopenhauer weiter beweist, der Wille, dessen Erscheinung jede Thierspecies ist und der die Gestalt und Organisation derselben nach Maßgabe der Umstände bestimmt, ist nicht aus der Erkenntniß hervorgegangen und diese mitsammt dem Thier dagewesen, ehe dessen Wille sich einfand als ein bloßes Accidenz, ein Secundaires, ja Tertiaires; sondern der Wille ist das Erste, das Wesen an sich: seine Erscheinung (bloße Vorstellung im erkennenden Intellect und dessen Formen Raum und Zeit) ist das Thier, ausgerüstet mit allen Organen, die den Willen unter diesen speciellen Umständen zu leben darstellen. Zu diesen Organen gehört auch der Intellect, die Erkenntniß selbst und ist wie das Uebrige der Lebensweise jedes Thieres genau angemessen. (Folgen zahlreiche Beispiele.) Sodann:

Unsere Bewunderung der unendlichen Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit in den Werken der Natur beruht im Grunde darauf daß wir sie im Sinne unserer Werke betrachten. Bei diesen ist zuvörderst der Wille zum Werk und das Werk zweierlei; sodann liegen zwischen diesen beiden selbst noch zwei Andere: erstlich das dem Willen an sich fremde Medium der Vorstellung, durch welches der Wille, ehe er sich hier verwirklicht, hindurchzugehen hat; und zweitens der dem hier wirkenden Willen fremde Stoff, dem eine ihm fremde Form aufgezwungen werden soll, welcher er widerstrebt, weil er schon einem andern Willen, nämlich seiner Naturbeschaffenheit angehört: er muß also erst überwältigt werden und wird im Innern stets noch widerstreben, so tief auch die künstliche Form eingedrungen sein mag. Ganz anders steht es mit den Werken der Natur, welche nicht wie jene eine mittelbare, sondern eine unmittelbare Manifestation des Willens sind. Hier wirkt der Wille in seiner Ursprünglichkeit, also erkenntnißlos: der Wille und das Werk sind durch keine sie vermittelnde Vorstellung geschieden: sie sind Eins. Und sogar der Stoff ist mit ihnen Eins, denn die Materie ist die bloße Sichtbarkeit des Willens. Deshalb finden wir hier die Materie von der Form vollkommen durchdrungen: vielmehr aber sind sie ganz gleichen Ursprungs, wechselseitig nur füreinander da und insofern Eins. Daß wir sie auch hier wie beim Kunstwerk sondern, ist eine bloße Abstraction. Die reine absolut form- und beschaffenheitslose Materie, welche wir als den Stoff des Naturproducts denken, ist blos ein ens rationis und kann in keiner Erfahrung vorkommen. Der Stoff des Kunstwerks hingegen ist die empirische, mithin bereits geformte Materie. Identität der Form und Materie ist Charakter des Naturproducts; Diversität beider des Kunstproducts. Weil beim Naturproduct die Materie die bloße Sichtbarkeit der Form ist, sehen wir auch empirisch die Form als bloße Ausgeburt der Materie auftreten: in der Krystallisation, in vegetabilischer und animalischer generatio aequivoca. („Ueber den Willen in der Natur", S. 59 fg.)

Der Sinn der Lehre Kant's daß die Zweckmäßigkeit erst vom reflectirenden Verstande in die Natur gebracht wird, der demnach ein Wunder anstaunt das er erst selbst geschaffen hat, wird einem erst durch die Schopenhauer'sche Ausführung und Begründung, die man in den beiden erwähnten Capiteln selbst nachlesen muß, vollständig klar. Man gewinnt die Ueberzeugung daß das wahre Wesen jeder Thiergestalt ein außer der Vorstellung, mithin auch ihren Formen Raum und Zeit gelegener Willensact ist, der eben deshalb kein Nach- und Nebeneinander kennt.

Erfaßt nun aber unsere Anschauung jene Gestalt und zer-

legt gar das anatomische Messer ihr Inneres, so tritt an das Licht der Erkenntniß, was ursprünglich und an sich dieser und ihren Gesetzen fremd ist, in ihr aber nun auch ihren Gesetzen gemäß sich darstellen muß. Die ursprüngliche Einheit und Untheilbarkeit jenes Willensacts, dieses wahrhaft metaphysischen Wesens, erscheint nun auseinandergezogen in ein Nebeneinander von Theilen und Nacheinander von Functionen, die aber dennoch sich darstellen als genau verbunden durch die engste Beziehung aufeinander zu wechselseitiger Hülfe und Unterstützung, als Mittel und Zweck gegenseitig. Der dies so apprehendirende Verstand geräth in Verwunderung über die tief durchdachte Anordnung der Theile und Combination der Functionen, weil er die Art, wie er die aus der Vielheit sich wiederherstellende Einheit gewahr wird, auch der Entstehung dieser Thierform unwillkürlich unterschiebt (a. a. O.).

Wer dieses versteht — man kann es aber nur verstehen wenn man Kant und Schopenhauer gründlich studirt hat — für den fällt die Schwierigkeit weg, das blinde, d. h. erkenntnißlose Wirken der Natur als ein zweckmäßig bildendes zu denken und den Consensus der wirkenden mit den Zweckursachen zu begreifen. Erläutern kann man sich das blinde und doch zugleich zweckmäßige Wirken der Natur an den Instincten und Kunsttrieben der Thiere, über welche Schopenhauer ebenfalls ein höchst lesenswerthes Capitel geschrieben hat („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, Cap. 27), worin er zeigt wie Wesen mit der größten Entschiedenheit und Bestimmtheit auf einen Zweck hinarbeiten können, ohne ihn zu erkennen, ja ohne eine Vorstellung von ihm zu haben. Und was zweitens die wunderbare Conspiration der wirkenden mit den Zweckursachen betrifft oder, wie es Kant nennt, das Zusammentreffen des Mechanismus der Natur mit ihrer Technik, so findet diese ihre Erklärung darin, „daß beide ihren gemeinschaftlichen Ursprung jenseit dieser Differenz haben, im Willen als Ding an sich" (a. a. O. S. 337). Nur aus dieser gemeinschaftlichen Wurzel läßt es sich erklären daß die αιτια ἐξ ἀναγκης (wie Aristoteles die wirkende Ursache nennt) mit der αιτια χαριν του βελτιονος (der Zweckursache) so wunderbar zusammenstimmt daß das Nothwendige als das Beste und das Beste als das Nothwendige erscheint.

Die Polemik der chemisch-physikalischen Materialisten gegen eine einheitliche, zweckmäßig bildende Lebenskraft oder Lebenstrieb oder, wie es Schopenhauer genannt hat, Willen zum Leben scheint nur dann gerechtfertigt, wenn man seinen Blick einseitig auf die wirkenden Ursachen heftet, denn diese zerfallen allerdings in eine Vielheit. Jedenfalls muß man zugeben daß die Lebenskraft keine Ausnahme von dem Gesetze macht, dem alle andern Kräfte der Natur unterworfen sind, nämlich der Anregung, Anfachung, des Impulses von außen zu bedürfen. Ohne Luft, Licht, Wärme, feste und flüssige Nahrungsstoffe gelangt kein lebensfähiger Keim ins wirkliche Leben und kann sich in diesem nicht erhalten. Insofern hat also Liebig Recht wenn er sagt (S. 338):

> Alle Eigenthümlichkeiten der Körper, alle ihre Eigenschaften sind durch das Zusammenwirken mehrer Ursachen bedingt, und es ist die Aufgabe der Naturforschung, das Verhältniß zu ermitteln welches jede einzelne Ursache an der Erscheinung nimmt.

Und ebenso hat Lotze Recht, wenn er (in seinem Artikel „Leben, Lebenskraft" in Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie") sagt:

> Wir haben unbedingt jede Theorie vom Leben zu verwerfen, welche uns eine Ursache desselben anzugeben verspricht. Wie man auch ein solches Realprincip des Lebens bestimme, ob als Lebensmaterie, Lebensgeist, Lebenskraft, Seele, Trieb oder als Lebensprincip überhaupt: nie wird sich daraus das Geringste folgern lassen, wenn man nicht dem Satz der vielen Ursachen sein Recht gibt und noch die andern Ursachen hinzusucht welche jenes überall gleiche Princip durch ihre Verschiedenheit zu verschiedenen Wirkungen bringen.

Aber nie ist es auch den Lebenskraftlehrern eingefallen zu leugnen daß die Lebenskraft so gut wie jede andere Kraft der Anregung von außen bedarf. Sogar Schultz-Schultzenstein, der die Lebenskraft in den organischen Lebensproceß auflöst und diesen als Selbsterregung bezeichnet, kann doch nicht umhin von einer Erweckung der Selbsterregung zu sprechen (§ 18): „Die Zeugung geschieht durch Erweckung der Selbsterregung, der Tod ist die Erschöpfung derselben"; was freilich sonderbar klingt, da eine von außen erweckte Selbsterregung eben keine Selbsterregung mehr ist.

Jedes Phänomen der Natur ist Product, ist Resultat aus vielen zusammenwirkenden Factoren, und das Phänomen des Lebens macht hiervon keine Ausnahme. Die Ableitung der Organismen aus einer ursprünglichen einheitlichen Lebenskraft will also nicht sagen daß sie aus dieser allein, ohne äußere mitwirkende Ursachen zu erklären seien, sondern nur soviel daß die äußern Ursachen hier unter dem Einfluß einer eigenthümlichen, sie beherrschenden Kraft stehen. Denn das kann doch auch der verstockteste Materialist nicht leugnen, daß Licht, Luft, Elektricität, Wärme u. s. w. auf organische Stoffe ganz anders wirken als auf unorganische. Mulder sagt (S. 396 fg.):

> Kein Krystall vermag die Function eines zusammengesetzten Organs, selbst nicht einmal die einfache Verrichtung einer Zelle zu übernehmen, nämlich Verbindungen hervorzubringen, welche befähigt sind Zellenform anzunehmen.

S. 398:

> Sind die Lebenserscheinungen eine Reihe von Folgen, Folgen von eigenthümlichen Zuständen (der Zusammensetzung und der Formen) der Körper, so muß eine Grundursache vorhanden sein, deren erste Wirkung sich nothwendig offenbart nicht in der Erfüllung einer Function — denn diese ist erst spätere Folge —, sondern in der Hervorbringung gewisser Formen welche wir als nothwendige Bedingung für die Function anerkennen. Es muß daher, wo bestimmte Formen erzeugt werden sollen, die erste Ordnung der Molecule schon den Keim jener Formen einschließen, mit andern Worten: die erste durch Gruppirung der Molecule entstandene wahrnehmbare Form muß dem Zwecke jener Gruppirung entsprechen und danach zu der später zu vollbringenden Function des Organs in ähnlicher Beziehung stehen wie die Function mit dem ganzen Leben des Individuums harmonirt.

Man sieht wie selbst die Chemiker trotz ihrer Polemik gegen die Lebenskraft sich des Gedankens der Zweckursache nicht erwehren können. Mulder sagt geradezu (a. a. O.):

> Muß sich nicht auch die Form der Bausteine und der an-

dern Materialien nach der Beschaffenheit und dem Zwecke des Gebäudes richten welches daraus zusammengesetzt werden soll?

S. 390:

Mit ganz allgemeinen Gesetzen erklärt man keine besondere Reihe von Erscheinungen, nicht die Unterschiede zwischen Leben und Nichtleben.

S. 416:

Aus einer Pflanzenzelle entsteht niemals ein animalisches Gewebe und umgekehrt aus einer thierischen Zelle kein vegetabilisches Gewebe, denn sie sind aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt.

Aus diesen und ähnlichen Eingeständnissen der Chemiker folgt aber daß der Streit zwischen ihnen und den teleologischen Physiologen im Grunde genommen ein Wortstreit ist. Denn jene wie diese sehen sich genöthigt zur Erklärung der Organismen in ihrem Unterschiede von den Gebilden der unorganischen Natur ein von den Kräften der unorganischen Natur unterschiedenes Princip anzunehmen. Hierin stimmen also beide überein. Die Differenz zwischen beiden läuft nur darauf hinaus daß die Chemiker dieses unterschiedene Princip anders nennen als die Teleologen. Jene nennen es organische Molecularkraft, diese hingegen Lebenskraft, zwei verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache, wie überhaupt Stoff und Kraft nur zwei verschiedene Ausdrücke sind für eine und dieselbe Sache. Was sich innerlich als Kraft kundgibt, erscheint äußerlich als Stoff und umgekehrt. Denn, wie Schopenhauer richtig gelehrt hat, der Stoff, die Materie ist die Sichtbarkeit der Kraft oder, was Dasselbe ist, die erscheinende Kraft. Einer andern Kraft entspricht darum ein anders geformter Stoff und umgekehrt. Der Krystall ist die sichtbar gewordene Krystallkraft, der Organismus die sichtbar gewordene Lebenskraft. Und wie der ganze Organismus Ausdruck der Lebenskraft oder besser des Willens zum Leben ist, so ist jedes einzelne Organ Ausdruck eines besondern Triebes der Lebenskraft oder des Lebenswillens. Das Auge ist die erscheinende Sehkraft, das Gehirn die erscheinende Erkenntnißkraft. Diejenigen Teleologen haben daher Unrecht welche sich die Organe in demselben Verhältniß zu ihren Functionen denken, wie man sich sonst im gewöhnlichen Leben äußere Instrumente zu dem Gebrauch denkt den man von ihnen macht. Der Schmied z. B. kann ohne Hammer und Ambos nicht arbeiten, diese sind die conditio sine qua non seiner Thätigkeit; aber er besteht für sich und unabhängig von seinen Werkzeugen, und wenn ihm diese zertrümmert werden, so wird er damit nicht selbst zertrümmert. Der größte Violinvirtuos kann ohne Violine Nichts machen; aber wird ihm die Violine zerbrochen, so wird er damit nicht selbst zerbrochen. Ebenso nun denken sich jene die Seele im Verhältniß zum Gehirn und meinen damit die Unsterblichkeit der Seele gerettet zu haben. Zerschmetterst du mir auch das Gehirn, sagen sie, so kannst du mir doch die Seele nicht zerschmettern; denn meine Seele braucht zwar das Gehirn und kann ohne dasselbe Nichts denken, Nichts erkennen, aber sie ist nicht selbst das Gehirn. Sie denken sich also die Seele zum Gehirn nicht anders als wie der Geiger zur Geige. Da haben denn freilich Diejenigen Recht welche wie Moleschott (in dem Capitel „Der Gedanke") die Identität von Seele und Gehirn nachweisen. Mit der Geige ändert sich zwar nicht der Geiger, wol aber ändert sich mit dem Gehirn die Seele. Wenn z. B. in beiden Halbkugeln eine Entartung stattfindet, dann braucht dieselbe häufig nur einen beschränkten Raum einzunehmen, um Schlafsucht, Geistesschwäche oder vollständigen Blödsinn zu erzeugen. Der Irrwahn der sich in wilden Reden austobt ist Ausdruck der Hirnkrankheit. Es ändert sich aber nicht blos die Thätigkeit der Seele mit der veränderten Mischung des Gehirns, sowie umgekehrt die Mischung des Gehirns mit der veränderten Thätigkeit, sondern auch schon der Bau des Gehirns in den verschiedenen Thiergattungen und Menschenarten entspricht den verschiedenen Stufen des Seelenlebens. Unter den Thieren sind diejenigen welche im Naturzustande gesellig leben, wie die Robben, Elefanten, Pferde, Rennthiere, Ochsen, die Schafe und Delphine, ausgezeichnet durch die große Anzahl ihrer Hirnwindungen. Vor dem Hirn der Affen ist das des Menschen ausgezeichnet durch die Größe seines Stirnlappens. Je höher die Affen stehen, desto mächtiger ist der Stirnlappen entwickelt. Beim Menschen ist das kleine Gehirn vollständig überdeckt von den Halbkugeln des großen Gehirns. Je höher ein Thier in der Thierreihe steht, je mehr es sich durch seine Entwickelung dem Menschen nähert, desto vollständiger bedeckt das große Gehirn das kleine. Das Gehirn des Ochsen ist von dem des Menschen in seinem Bau sehr wesentlich verschieden. Beim Menschen ist ein sehr kleines Gehirn häufig mit Geistesschwäche oder Blödsinn verbunden. Eine hohe, freie Stirn, die einer mächtigen Entwickelung des Stirnlappens entspricht, verräth den großen Denker. (Vergl. Moleschott in dem Capitel „Der Gedanke", wo noch eine Menge Beispiele zum Beweise für die Identität von Seele und Gehirn angeführt sind.)

Dagegen behaupten nun zwar die spiritualistischen Physiologen, das Gehirn sei nicht die Seele selbst, sondern nur die conditio sine qua non, nur die Bedingung, nur das Organ, ohne welches die Seelenthätigkeit sich nicht äußern könne. So sagt z. B. F. W. Hagen in seinen „Psychologischen Untersuchungen, Studien im Gebiete der physiologischen Psychologie" (Braunschweig 1847) gleich in der ersten Abhandlung: „Was physiologische Psychologie sei", die Selbständigkeit des Seelenlebens müsse vorallem erst anerkannt sein, ehe tieferdringende Studien über dasselbe Erfolg, ja ehe sie nur einigen Reiz gewähren können. S. 6 fg.:

Wer das Hirn (allein oder auch sammt dem Blut) für den zureichenden Grund alles Denkens und Wollens erklärt und diesen Schluß blos auf Thatsachen der Pathologie trotz der vielfach negativen Aussprüche derselben stützt, thut in der That nichts Anderes als Derjenige, welcher daraus daß Blähungen öfters Respirationsnoth hervorrufen den unumstößlichen Schluß ziehen wollte, daß die Gedärme oder die Bauchmuskeln oder das Zwerchfell den ganzen vollständigen Grund des Ath-

mens enthielten. Wie dieser die Lunge und den Thorax, so ignorirt jener die Seele.

Aber dieses Gleichniß hinkt gewaltig. Die Lunge und der Thorax werden darin mit der Seele, statt mit dem Gehirne, in Parallele gestellt, also materielle Organe mit einem immateriellen Principe verglichen. In Wahrheit ist das Gehirn ebenso der erscheinende oder in die Sichtbarkeit getretene Erkenntnißtrieb, wie die Lunge der erscheinende oder sichtbar gewordene Athmungstrieb. Seele und Gehirn sind also nur zwei verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache, wie Kraft und Stoff überhaupt. Die Ansicht von dem Gehirn als einem blos äußerlichen Werkzeug der Seele ist veraltet.

Aus der gewonnenen Erkenntniß der wesentlichen Identität von Stoff und Kraft, von wirkenden und Zweckursachen ergibt sich daß der ganze Streit zwischen der chemisch-physikalischen und der teleologischen Schule nur aus dem einseitigen Festhalten des einen von beiden Ausdrücken einer und derselben Sache entsprungen ist. Ich kehre um dieses zu erläutern hier am Schluß zu dem gleich anfangs aufgestellten Gleichniß von der Flöte zurück. Wenn der eine der beiden Streitenden sagt: Weil die Flöte aus diesem Stoff gemacht ist und der Stoff in ihr diese Form und Zusammensetzung erhalten hat, besitzt sie das Vermögen oder die Kraft, wenn auf ihr geblasen wird, diesen ganz bestimmten Ton hervorzubringen, und der Andere dagegen erwidert: Damit sie diesen ganz bestimmten Ton hervorbrächte, ist sie aus diesem Holze gemacht und hat das Holz in ihr diese Form und Zusammensetzung erhalten: so ist doch wol nicht schwer einzusehen daß die Behauptungen Beider nur in ihrer richtigen Zusammenfassung die volle Wahrheit ausmachen. Ebenso nun auch, wenn die Materialisten sagen: Weil wir Augen haben und die Augen von dieser im richtigen Verhältniß zum Licht stehenden stofflichen Zusammensetzung sind, sehen wir; oder: weil wir ein Gehirn haben und dieses aus einer solchen Mischung und Textur besteht, denken wir — die Teleologen dagegen einwenden: Damit wir sähen, haben wir so beschaffene Augen, und: damit wir dächten, haben wir ein so gebautes Gehirn: so ist klar daß beide Theile Recht haben, aber auch beide nur in der Zusammenfassung ihrer einseitig festgehaltenen Behauptungen. Das Weil ist richtig, aber nur unter der Voraussetzung des Damit, und das Damit ist richtig in seiner Ergänzung durch das Weil.

Das Leben ist Resultat der wirkenden stofflichen Ursachen; aber die das Leben bewirkenden stofflichen Ursachen sind selbst nur Erscheinung und Ausdruck des Lebenszwecks oder des Willens zum Leben.

Diejenigen haben also ebenso Recht welche die Lebenskraft als Resultat, wie Diejenigen welche sie als Princip betrachten. Sie ist Resultat, sofern erst durch die vielen zusammenwirkenden stofflichen Ursachen der lebensfähige Keim die Kraft wirklich zu leben erlangt. Sie ist dagegen Princip, sofern das wirkliche Leben schon die Möglichkeit oder Kraft (potentia) zu leben voraussetzt und ohne diese die wirkenden Ursachen, wie wir am unorganischen Stoff sehen, kein wirkliches Leben zu zu erwecken im Stande sind.

Kurz: der Wille zum Leben erzeugt den Organismus und der Organismus wiederum macht in seiner Berührung mit der Außenwelt das wirkliche Leben möglich. Der Wille zu erkennen schafft das Gehirn und das Gehirn wiederum macht in seiner Berührung mit den Eindrücken der Außenwelt das wirkliche Erkennen möglich. Sapienti sat! **J. Frauenstädt.**

Uncle Tom's Cabin.

Es ist für Deutschland leider charakteristisch daß die epochemachenden Schriften, die den Buchhandel in Bewegung bringen, von außen kommen, ja daß diese Ausländerei zum Theil die Bedingung eines ungewöhnlichen Erfolgs ist. So macht jetzt „Uncle Tom's Cabin" in zwanzig Uebersetzungen die Runde durch Deutschland, und Wenigen fällt es ein nach seiner Legitimation zu fragen. Daß dabei der deutsche Verlagskatalog bereits über 9000 diesjährige Verlagsschriften aufweist, ist in Betracht der Uebersetzungsflut nicht wunderbar, obgleich das Verhältniß der Production zur Consumtion, wie jeder Kundige einräumen muß, dadurch zu einem lächerlichen Misverhältniß wird. Wie wenig Bücher werden im Ganzen in Deutschland gekauft und wie unermeßlich viele gedruckt! Das Bessere wird von dieser Sündflut fortgeschwemmt. Daher ergeht an den deutschen Verlagsbuchhandel in seinem eigenen Interesse die ernstliche Mahnung, gegen die unberechtigte Productionswuth einige kritische Schleußen aufzuziehen und Dämme aufzubauen, damit der literarische Markt nicht mit Tertianerarbeiten überfüllt werde. Denn bisjetzt wird der glückliche Wurf eines Verlagsbuchhändlers in der Regel wieder durch die prädestinirten Krebse neutralisirt die in demselben Verlag das Licht der Welt erblicken. In der Poesie nur das Talent, mag es auch theuer sein, und nie der Dilettantismus, mag man ihn auch umsonst haben, das sei die Devise für den Verlag im Interesse der Literatur und des Publicums und in seinem eigenen. Vorallem aber mag das nationale Talent vor dem ausländischen bevorzugt werden. Der Buchhandel richtet sich zwar nach dem Publicum, das in Deutschland kosmopolitisch ist; doch er kann auch auf das Publicum bis zu einem gewissen Grade bestimmend einwirken, indem er einzelne Erscheinungen mehr oder weniger poussirt. Die Schwärmerei für das Fremde ist ein deutscher Nationalfehler, dessen Tadel schon trivial geworden. Der Deutsche schwärmte für Walter Scott, für Cooper, für Bulwer, für Eugen Sue; er schwärmt jetzt für Mrs. Stowe und „Uncle Tom's Cabin", eine Schwärmerei die sich durch buchhändlerische Thatsachen beweisen läßt, deren Erklärung aber auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stößt.

„Uncle Tom's Cabin" kann wenigstens keinen Anspruch darauf machen ein Kunstwerk zu sein und ein vorwiegend ästhetisches Interesse zu beschäftigen und zu

befriedigen. Wir haben locker zusammenhängende Skizzen, Scenen, Schilderungen aus den Sklavenstaaten vor uns, unterbrochen von Reflexionen, deren Tendenz wie die des ganzen Werks polemisch gegen die Sklaverei gerichtet ist. Die Handlung hat sogar keine concentrischen Kreise, keinen Mittelpunkt; es sind zwei Handlungen die parallel nebeneinander herlaufen. Der Held der einen ist Onkel Tom, ein wunderlicher Heiliger, eine kreuzbrave und bibelfeste schwarze Haut, deren Schicksale uns in ihrer Aufeinanderfolge ausführlich erzählt werden. Wir finden ihn zunächst neben seiner Frau, der Köchin Chloë, behaglich in seiner „Cabin" bei einem wohlwollenden Herrn in Kentucky, Mr. Shelby, der ihn in höchst menschenfreundlicher Weise behandelt. Doch Mr. Shelby's Vermögensverhältnisse befinden sich in einer bedenklichen Krisis; er ist, um sich aus der Affaire zu ziehen, genöthigt einige seiner bessern Sklaven zu verkaufen. Diese dira necessitas cum clavibus trifft denn auch den braven Onkel Tom, der an einen Sklavenhändler verhandelt wird. Durch Zufall erhält er indessen einen neuen sehr milden Herrn, St.-Clare in Neuorleans, einen skeptisch-weichen, ironisirend-geistvollen Charakter, dessen Zeichnung dem Talent der Verfasserin mehr Ehre macht als ihre andern oft grotesken Figuren. Hier wird Onkel Tom echter Haussklave, Familienfreund und Liebling der kleinen Eva, jenes zarten, bereits dem Tode verfallenen Kindes, welchem die Leiden der Sklaven ebenso viele Stiche ins Herz sind und das daher mit Freuden die schlechte Erde verläßt, wo solche Unthaten möglich sind. St.-Clare stirbt selbst indessen infolge einer Rauferei; Tom kommt auf den Sklavenmarkt in Neuorleans und fällt in die Hände eines brutalen Pflanzers, Legree, am Rothen Fluß, der ihn wegen seiner Brauchbarkeit zum Aufseher erziehen will und ihn zu Tode peitschen läßt, als er sich weigert ein dienstbares Werkzeug seiner Grausamkeiten zu sein. Der junge Georg Shelby, der nach des Vaters Tode und mit den Ersparnissen der treuen Chloë kommt um Tom freizukaufen, findet nur seine Leiche. Das ist die eine Handlung des Romans, die mit dem Märtyrerthum und dem Tode endigt. Die zweite dagegen endet mit der Freiheit und vollkommenen, auch geistigen Emancipation des Helden und ist mit der ersten anfangs nur dadurch verknüpft daß Eliza, wie Onkel Tom, das Eigenthum Shelby's ist und ihr Kind mitverkauft werden soll. Um dies zu retten, flieht sie zur Nachtzeit bis an den Ohio, und als die Verfolger dicht hinter ihr sind, nimmt sie ihr Kind auf den Arm, springt von Scholle zu Scholle über den Fluß, der gerade mit Eis geht, und erreicht glücklich das jenseitige Ufer. Dort wird sie von einem Senator Bird, der eben feierlich mitabgestimmt hatte über die Strafbarkeit aller Derer die den verfolgten Sklaven Schutz gewährten, freundlich aufgenommen und weiter befördert, dann in einer Quäkercolonie gepflegt, wo ihr Gatte Georg, ebenfalls ein entlaufener Sklave, sie aufsucht. Beide vereint erreichen nach manchen Gefahren, nach einer wilden Kampfscene mit den Verfolgern glücklich den Eriesee und Canada, das Gelobte Land der Freiheit.

Wir sehen daß das Werk durchaus keinen künstlerischen Organismus bildet, daß seine Theile willkürlich auseinanderfallen und durch Nichts verbunden sind als durch den Mörtel der Tendenz. Dagegen ist die Fabel spannend. Mrs. Stowe versteht zu erzählen und für ihre Gestalten zu interessiren. Eliza, die heroische Mutter, Georg, der heldenmüthige, freiheitsbegeisterte Sklave mit all dem Schwung höherer Bildung und eines auf Principien ruhenden Zorns gegen die Unterdrückung, Onkel Tom selbst und seine Chloë, die puckartige, dämonische Topsy, die Magdalene Cassy, die am meisten von allen Figuren auf dem Kothurn steht, bilden eine Galerie von Sklavencharakteren, die, so sehr auch die Originale zu diesen Copien gesucht werden müssen, dennoch fertig, in sich abgeschlossen und wirksam gruppirt und contrastirt sind. Ebenso sind die Charaktere der Pflanzer und Herren und Händler, eines Shelby, eines Haley, eines St.-Clare und Legree trefflich gezeichnet und als einzelne Species das Genus erschöpfend. Die erwähnten Vorzüge hat indeß unser Roman mit vielen andern gemein, denen es nicht so gelungen ist zu kommen, zu sehen und zu siegen. Will man daher nicht an den blinden Zufall glauben der den Erfolg eines Werks aus dem Loostopf schüttelt, so muß man sich nach andern Motiven umsehen, um ihn begreiflich zu finden. Da tritt uns zunächst die Tendenz des Romans entgegen; denn der Roman ist Nichts als eine poetisch verkleidete Tendenz- und Parteischrift in der großen Frage Nordamerikas, der Sklavenfrage. Sie ist ein Fehdehandschuh den die Abolitionisten den Vertheidigern der Sklaverei zuwerfen. Eine Frau bemächtigt sich dieser Frage, schildert in lebendiger dramatischer Wirklichkeit das Leben der Sklaven, rührt und ergreift durch geschickt angelegte Scenen, entwickelt mit einer an Raffinement grenzenden Schärfe Alles was die Gemüther der Sache der Unterdrückten günstig stimmen und gegen das harte Gesetz und seine oft rohen Vollstrecker empören kann. Kein Wunder daß das Werk in Nordamerika verschlungen wird! Freilich ist mit dem Buch kein Schritt zur Lösung des Problems gethan; denn das Princip der Sklaverei wird wol von Wenigen in Schutz genommen und Alle werden mit den Angriffen auf seine Entartungen einverstanden sein. Aber es handelt sich darum, wie eine Institution die mit dem Leben des Volks organisch verwachsen ist, die einen nationalökonomischen Factor, die Arbeit, in großen Freistaaten allein repräsentirt, die zum Theil eine klimatische Nothwendigkeit ist, entweder radical beseitigt oder durch Reformen umgebildet werden kann. Es handelt sich um eins der schwierigsten staatlichen Probleme, das nicht mit dem Herzen allein gelöst werden kann. Mrs. Stowe hat das Anathem der Humanität auf die Sklavengesetze geschleudert; sie hat ihr Werk mit der Begeisterung eines edeln Herzens geschrieben. Diese Begeisterung mag dazu beitragen vielleicht einen großen Reformator zu wecken; sie selbst aber tritt nicht reformirend auf, sondern nur anklagend und verwerfend. Wie das allmächtige Fatum lastet diese Insti-

tution der Sklaverei auf Allen, Herren und Sklaven. Das ist der Reiz dieser Tragödie die Mrs. Stowe vor unsern Augen entrollt, der dämonische Reiz einer mysteriösen Gewalt, an der alles Streben zerschellt. Mrs. Stowe schrieb ihr Werk im Interesse der Tendenz. Deshalb sind alle ihre Thatsachen cum grano salis anzunehmen. Die Charakteristik der Neger selbst ist eine idealisirte; dem tiefgreifenden Unterschied der Racen ist keine Rechnung getragen; crasse Ausnahmefälle sind dichterisch in den Vordergrund gezogen und gleichsam als Regel hingestellt; die grellsten Lichter aufgesetzt, um recht schlagende Effecte zu erzielen. Die Wahrheit in „Uncle Tom's Cabin" ist verfälscht oder wenigstens einseitig beleuchtet, die Dichtung dagegen durch Absichtlichkeit entstellt.

Das stoffliche Interesse das für Nordamerika sehr groß ist scheint indessen für Deutschland doch in den Hintergrund zu treten, da die Negersklaverei kein naheliegendes Interesse berührt. Die allgemein verbreitete Theilnahme an Nordamerika allein kann den Erfolg auch nicht rechtfertigen, obgleich wir uns hier schon den Motiven nähern die ihn vorzugsweise bestimmt. Einer großen und mächtigen Partei ist sehr viel daran gelegen die Schattenseiten der nordamerikanischen Republik dargestellt zu sehen, theils um das Auswanderungsfieber zu dämpfen und das von bengalischen Flammen beleuchtete Eldorado vieler deutschen Gemüther so schwarz als möglich anlaufen zu lassen, theils um überhaupt durch ein schlagendes Beispiel die Unfähigkeit der republikanischen Staatsform darzulegen, dem humanen christlichen Staat zu realisiren. Da ist „Uncle Tom's Cabin" von Hause aus einflußreichen Schutzes gewiß; denn er zeigt uns einen Vandalismus und eine Barbarei im „Lande der Freiheit", daß die Spießruthen und Knuten der absolutistisch regierten Christenheit und die muselmännischen Bastonnaden im Vergleich damit als menschlich erscheinen. Noch förderlicher aber für „Uncle Tom's Cabin" ist es daß er ein so eifriger Anhänger der Innern Mission ist. Die theologische Marotte die jetzt in Deutschland wieder en vogue ist hat „Uncle Tom's Cabin" am meisten Bahn gebrochen. Der Neger mit der Bibel in der Hand ist ein Bild geistiger Emancipation aus dumpfer Verthierung; der Neger der im Glauben Trost sucht für seine Leiden, Charakterstärke für sein Märtyrerthum, Erhebung über eine schlechte Wirklichkeit, bleibt in seinem Charakter, interessirt und fesselt. Dabei läßt es aber der gute Tom nicht bewenden; er ist ein braver Kerl, aber von einer unleidlichen Bekehrungswuth besessen und will die Seelen seiner Herren immer aus den Krallen des Unglaubens erretten. Das macht unsern Onkel Tom zu einem langweiligen Burschen, dem lauter Missionstractätlein aus dem Munde hängen und der sich wo er steht und geht immer auf der Kanzel fühlt. Zu einer tiefern Auffassung der Religion reicht indeß Tom's Bildung nicht aus; sie bleibt natürlich wie die der Mrs. Stowe im Buchstabenglauben positiver Offenbarung befangen, wenn sie auch in der Anwendung einzelner Schriftstellen von humanem Gehalt auf praktische Fälle glücklich ist. Das ganze Buch ist mit Theologie getränkt; man kann sich nicht zwei Schritte bewegen ohne auf eine biblische Floskel zu stoßen oder irgend einem frommen Augenaufschlag zu begegnen. Die kleine schwindsüchtige Eva mit ihrer verklärten Mystik ist natürlich eine willkommene geistliche Mignonfigur, die an ihrem Papa, dem freigeistigen, humanen St.-Clare, im Bunde mit Onkel Tom nicht ganz unglückliche Bekehrungsversuche macht. Die Orthodoxie der Mrs. Stowe ist ein ebenso guter Empfehlungsbrief ihres Werks für das zahlreiche fromme oder in die Frömmigkeit aus allerhand Rücksichten pfuschende Publicum, wie ihre Schilderung der partie honteuse der nordamerikanischen Republik sie den umsichtigen cisatlantischen Staatsmännern empfiehlt. Die Sonderinteressen deutscher Parteien haben sich des Buchs bemächtigt, natürlich nach einer andern Seite hin als die nordamerikanischen. Doch mächtiger noch als diese ist die Sympathie deutscher Nation, seit allen Zeiten zugewendet allen Geknechteten der Erde in erhabener Selbstvergessenheit. Dies tiefe, heilige Gerechtigkeitsgefühl, dieser warme Herzschlag unsers Volks, das vorallem berufen ist den Altar der Humanität zu gründen, findet sich selbst in dem Buch der Mrs. Stowe wieder. Die über allen praktischen Rücksichten stehende Begeisterung für Menschenwürde und Menschenrecht, die in unsern Denkern und Dichtern, in unserm Volke lebt, reicht der Nordamerikanerin in ihrem edeln Streben, mag es auch durch einseitige Marotten getrübt sein, mit Freuden die Hand, und hier begegnen sich übers Meer hinüber die Herzen der Germanen in schöner geistiger Verwandtschaft. Ein Baustein zu sein am Tempel der Humanität, das ist das dauernde Verdienst des „Uncle Tom's Cabin" und in diesem Sinne mag es uns in Deutschland willkommen sein.

Rudolf Gottschall.

Zur Thierseelenkunde.

Ueber diesen Gegenstand ist neuerlich eine populaire Schrift erschienen welche ganz besonders der allgemeinen Beachtung empfohlen zu werden verdient, da sie in unscheinender Bescheidenheit dennoch einen reichen Schatz von gründlichen Erfahrungen inschließt, wofür sich ohne Ausnahme jeder Gebildete lebhaft interessirt. Wir hoffen daher ganz im Sinne der Leser d. Bl. zu handeln wenn wir die nachfolgende Besprechung eng an den Inhalt des erwähnten Buchs knüpfen, und Einiges daraus mittheilen was eine belehrende angenehme Unterhaltung gewähren kann. Der Titel des Werks ist:

Allgemeinfaßliche Thierseelenkunde. Ein Lesebuch für Jedermann. Leipzig, Hebenstreit. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name Thierseelenkunde besitzt etwas Ueberraschendes und kann leicht zu Täuschung verleiten, darum möchte es wol nöthig werden darüber Etwas voraufzuschicken. Die Psychologie des Menschen, wie sie zur Zeit der philosophischen Blüte Deutschlands tractirt worden ist, steht ungeachtet der jüngsten allgemein zugänglichen verständigen Bestrebungen noch in zu frischem abschreckendem Gedächtniß, als daß man bei dem Erscheinen einer „Thierseelenkunde" nicht unmittelbar daran erinnert werden sollte. Um nun in dieser Hinsicht zu beruhigen, so bemerken wir sogleich daß sich unsere Betrachtung nicht auf den Boden der speculativen Philosophie, sondern auf den der Erfahrungsnaturlehre stellt. Denselben Gesichtspunkt be-

hält auch der Verfasser der genannten Schrift fest im Auge und gibt so eine direct aus vielseitiger unbefangener Beobachtung hervorgegangene Seelencharakteristik der Thiere. Das ist aber durchaus nichts Neues. So erschien schon 1804 zu Berlin eine ziemlich ausführlich behandelte „Thierseelenkunde" von Matzdorf und 1840 zu Stuttgart wieder eine solche von Scheitlin. Aber leugnen läßt sich nicht daß diese Benennung nie recht gebräuchlich geworden ist. Was dagegen die Sache betrifft, so hat diese schon sehr lange ihre gewichtvolle Vertretung. Unsere großen Meister Buffon, Cuvier und Oken, die genialen Schöpfer unserer heutigen hochbewunderten Naturgeschichte, besprechen in ihren unsterblichen Werken auch das jedesmalige Seelenvermögen der betreffenden Thiere, und alle andern Fachmänner würden für arge Sonderlinge gelten, wenn sie bei der Beschreibung der thierischen Naturen die psychologische Seite derselben ganz unberücksichtigt lassen wollten. Folglich fehlt es nicht an gründlicher Bearbeitung des genannten Thema, indeß kann auch wieder nicht geleugnet werden daß alle diese Arbeiten zum Theil zu umfangreich, zum Theil zu sehr zerstreut in größern Schriften vorkommen. Darum begrüßt man ein Werk wie das vorliegende mit dankbarer Anerkennung, weil es mit verständiger warmer Liebe zur Sache in anmuthiger Gemüthlichkeit den Gegenstand überall als Hauptsache behandelt.

Der Verfasser unserer Schrift hat sich nicht genannt, er hat dafür sicher seine Gründe, worunter wahrscheinlich auch der mit sein wird daß er auf dem Felde der Literatur noch Neuling ist und weniger die Beachtung seiner Person als die richtige Würdigung seiner Leistung wünscht. Mag dem aber auch sein wie ihm wolle, so ist der Inhalt des Buchs doch ganz vortrefflich und zeugt durch und durch von gründlicher Sachkenntniß und von fleißiger Benutzung des vorhandenen Materials. Der Titel des Buchs ist richtig gewählt, wenn auch nicht eben anlockend piquant. Sollte das Buch, wie es seiner innern Trefflichkeit nach gewiß verdient, bald eine neue Auflage erleben, so möchte dem Verfasser zu rathen sein eine Capiteleintheilung nicht zu unterlassen, denn ein gutes Lesebuch verlangt auch Ruhepunkte; auch würde dasselbe durch ein kurzes Vorwort und Inhaltsverzeichniß sicher noch wesentlich an praktischer Brauchbarkeit gewinnen. Das sind übrigens Wünsche welche nur die Nebensache angehen; sie fallen als unbedeutend ganz von selbst weg neben der innern Gediegenheit des Buchs und würden bestimmt gar nicht erwähnt worden sein wenn die warme Zuneigung gefehlt hätte.

Es liegt tief innerlich in der Natur des menschlichen Geistes begründet daß er die Wirkung nie ohne die veranlassende Ursache in sich aufnehmen mag, daß er sich für das Gewordene, Fertige weniger lebhaft als für das erst noch Werdende interessirt, daß er in der Hoffnung glücklicher ist als in der endlichen Erfüllung. Daher ist es denn auch natürlich daß unser Verfasser seinem Hauptthema eine kurze Schöpfungsgeschichte der Erde vorausschickt. Er folgt hier dem großen Laplace und dem für sein Fach begeisterten Petzholdt. Diese Einleitung ist ungeachtet einer starken überall abkürzenden Zusammendrängung dennoch sehr interessant. Sie fesselt den Leser und führt ihn in angenehm belehrender Unterhaltung rasch bis an die Schwelle des Buchs, bis zum Entstehen der Thierwelt auf Erden. Erklärt wird dann noch, was unter Instinct, Seele, Verstand, Vernunft verstanden werden soll, welche Eintheilung und Stufenfolge der Thiere für zweckmäßig gehalten wird. Darauf greift das Buch den Kernpunkt seiner Aufgabe selbst an und führt dieselbe in sinniger Stille zu einer vollkommen befriedigenden Lösung.

Indem wir nun darauf sinnen, einige allgemein ansprechende Mittheilungen aus dem genannten Buche zu machen, so zieht zunächst die Seelenkunde des Ameisengeschlechts unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das Naturgeschichtliche wird als bekannt vorausgesetzt; auch wird nur ganz kurz darauf aufmerksam gemacht daß die Ameisen keinem König, keiner Königin gehorchen, sondern Demokraten vom socialistischen und communistischen Standpunkte aus sind. Die Weibchen sind nur Mütter, keine Herrscherinnen. Jede Ameise arbeitet für sich, aber dennoch paßt das Werk aller zu einem innig zusammengehörigen Ganzen. „Ihre Puppen, die sogenannten Ameiseneier, lieben sie außerordentlich und schleppen und tragen sie je nach der Feuchtigkeit des Bodens bald herauf, bald herunter. Werden sie dabei angegriffen, so vertheidigen sie sie herzhaft und lassen sich lieber zerreißen als die Puppen nehmen. Abends werden die Puppen sorglich eine jede in ihre besondere Zelle getragen, doch haben auch sie wie die Bienen für jedes Geschlecht eine besondere Zelle. Auch die Weibchen werden bei ihnen hochgeachtet, und paaren sich einige von ihnen in oder auf dem Haufen, so werden sie nicht fortgelassen. Die Arbeiter klammern sich dann aus allen Kräften an sie an, reißen ihnen die Flügel aus und hüten sie ganz eifersüchtig, als wenn ihnen klar wäre daß von ihrem Dableiben das Fortbestehen, das Wohl der Colonie abhänge. Sie pflegen es dann, ernähren es, tragen es wol gar herum, und dies geschieht in einem Haufen oft mehren Weibchen zu gleicher Zeit ohne allen Streit.... Sie müssen gewisser noch als die Bienen eine Zeichensprache haben, die ihnen wie den vollkommensten Thieren und Menschen als Wortsprache dient. Wenn eine irgendwo in einem Hause, wo sie nur um nachzusuchen, auszukundschaften (verirren thun sie sich nie) hinkommen, Zucker, Honig u. s. w. findet, so kehrt sie zurück und bald kommen sie zu Hunderten, zu Tausenden und zehren Alles auf. Die erste kann nur durch den Geruch hingeleitet werden sein, die andern wurden durch die erste hingeführt. Auffallender bemerkt man dies noch bei ihren Kriegen. Stört Jemand ihre Haufen, so eilen einige augenblicklich hinein um Anzeige zu machen; schnell stürzt dann ein Heer heraus und noch schneller tragen andere die geliebten Puppen noch tiefer hinunter. Am deutlichsten kann dieses bei den sogenannten Roßameisen gesehen werden, die ihren Bau in hohlen Bäumen haben. Sie benachrichtigen einander durch Stoßen mit dem Kopfe, die Gestoßenen stoßen wieder andere, doch nicht alle merken das Zeichen gleich schnell. Den Kampf führen nur die Arbeiter, die Männchen und Weibchen verbergen sich oder fliehen. Heimtücke kennen sie nicht, aller Angriff ist offenbar, jeder nimmt seinen Mann aufs Korn, wie in den alten Schlachten beim Handgemenge. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über hundert Schritt voneinander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegeneinander daß sie den ganzen Weg zwei Fuß breit bedecken und in der Mitte miteinander kämpfen. Tausende ringen da einzeln miteinander und suchen sich mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Gegen Nacht ziehen sich beide Heere allmälig in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen; sie fangen aber den nächsten Morgen mit Sonnenaufgang noch viel wüthender ihren Kampf wieder an. Das Wunderbarste dabei ist daß sich die Ameisen dabei gegenseitig zu kennen scheinen und die Freunde von den Feinden sehr genau zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern aufeinander los, packen sich auch wol manchmal an, lassen aber augenblicklich wieder los und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stock gehören." So werden allmälig immer mehr und mehr Charakterzüge zur Sprache gebracht, bis man zuletzt ein vollkommenes Bild von dem Seelenleben der Ameise erhält. Wir fügten recht gern noch Einiges über die Beobachtung der Wanderung, der Spiele und Trauer der Ameisen hinzu, weil das Buch auch hierüber noch manches Interessante gibt, indeß stehen wir davon ab um unsere Unterhaltung möglichst mannichfaltig ausfallen zu lassen und dem Buche die Gelegenheit nicht zu nehmen, womöglich von recht viel Seiten gekannt zu werden.

Das Buch verfolgt überall den Grundsatz, Alles aufzubieten um den leider noch sehr viel verbreiteten Wahn zu bekämpfen, als besäßen die Thiere besonders in ihrer untern Entwickelungsstufe keine frei wirkende Seele, keinen Geist, sondern Nichts als blinden, unbewußten Naturtrieb, Instinct, als

wäre zwischen dem Seelenleben der Thiere und dem des Menschen eine tiefe, unendlich weit abstehende Kluft; ja es will sogar nachweisen daß die ganze Thierwelt nur eine Kette sei, deren Glieder sich in leisen Uebergängen bis dicht in die Nähe des Menschen erheben. Und wenn man das Buch mit vorurtheilsfreier Unbefangenheit liest, so findet man gewiß daß es nicht blos seinem Grundsatze getreu geblieben ist, sondern auch seine schwere Aufgabe befriedigend gelöst hat. Es hebt seine Untersuchung von den Pflanzenthieren an, geht dann über zu den Weichthieren, Gliederthieren und den Wirbelthieren; wir richten unsere Aufmerksamkeit nur noch auf die letztern und zwar auf die beiden höchsten Classen, auf die Vögel und Säuger.

„Die Eulen", sagt das Buch, „sind Raubvögel, die aber, da sie das Tageslicht nicht vertragen, nur bei Nacht und Dämmerung auf die Jagd ausgehen, und ihre Lebensweise, ihr ganzes Aussehen deutet auf eine düstere Seele hin. Die bei ihnen nach vorn gerichteten großen klugen Augen geben dem Gesichte einen eigenen menschlichen Ausdruck, der aber, wenn man sie bei Tage sieht, fast ganz zur Fratze verzerrt ist, da ihre Lichtscheu sie zwingt immerwährend mit den Augen zu zwinkern und so beständig Grimassen zu schneiden. Ihr seidenweiches Gefieder, ihr leiser unhörbarer Flug, ihre Liebe zum Nachtleben, sowie ihre große Neigung zu Mäusen läßt auf etwas Katzenartiges schließen und sie verrathen auch viel Verstand und Eigenheit, bedeutende Verschiedenheiten in Naturell und Temperament. Faul und langweilig thut der gelbe Kauz, habichtartig fährt die rasche Habichtseule durch die Luft, der Schneekauz will in der Gefangenschaft lieber sterben als Nahrung zu sich nehmen, schlau und gutmüthig ist die kindliche Zwergeule. Von Geselligkeit wissen sie nicht viel, doch sucht etwa die eine die andere, und nur die Höhleneule wohnt in ganzen Ansiedelungen beisammen. Zähmen kann man alle ziemlich leicht, aber immer noch zu Nichts abrichten als zu Lockvögeln. Musik und Technik ist ihnen wenig, doch sind sie keineswegs dumm, im Gegentheil sehr schlau, aber sie zeigen ihren Verstand nur bei Nacht ihren Feinden auf schlaue uud gewaltthätige Weise. Der Uhu, der schlau und stark schon Hasen, Rehe und junge Hirsche, ja im Nothfalle selbst den Jäger anfällt, ist unleugbar der klügste." Am höchsten stellt das Buch in der Classe der Vögel den Storch; er ist ihm unter den Vögeln was der Elefant unter den Säugethieren. In den südlichen Seestädten Europas sollen sie so häufig gezähmt angetroffen werden daß sie auf den Straßen mitten im Gewühl der Leute umherspazieren. Hier sind sie gern die Gespielen der Kinder, spielen mit diesen Haschen, packen eins mit dem Schnabel lose am Rock, lassen aber sogleich wieder los, um selbst davonlaufen zu können, wobei sie sich aufmerksam umschauen ob ihnen die Kinder auch nachlaufen. „Der Storch hat schon eine große Welt um sich. Seine Kriege, seine Gerichte, seine menschliche Art zu sein und zu handeln, beweisen uns viel Erkenntniß des Sinnlichen und der Verhältnisse, viel Denk-, Gefühls- und Willenskraft. Man nennt ihn wegen seiner Ruhe und Besonnenheit den Philosophen unter den Vögeln und gewiß steht keiner über ihm."

Die unterste Seelenstufe unter den Säugern nehmen die Walfische ein; sie stehen allerdings tiefer als die höchsten Vögel, überragen aber jedenfalls die Schwimmvögel. Das Buch erzählt davon viel Neues. Wir wollen dabei aber nicht verweilen und lieber die Aufmerksamkeit auf ein uns genauer bekanntes, geistig höheres Thier richten. „Der Königstiger oder der bengalische Tiger übertrifft seinen amerikanischen Verwandten (Jaguar) an Schönheit, Stärke und Kühnheit, kann aber auch in seinem Thun und Treiben die Katzennatur noch nicht verleugnen, fängt seine Beute noch durch Hinterlist und im Sprunge, meidet offenen ehrlichen Kampf, solange ihn nicht Neid oder Rachsucht stachelt, und greift den Menschen nur solange nicht ungereizt an, als er noch nicht innegeworden ist wie leicht er ihn bewältigen kann. Im Freien ist er ein furchtbarer Räuber der Nichts schont und dem nicht leicht Etwas entgeht, doch mildert ihn der Umgang mit Menschen und in seinem Charakter treten schon edlere Eigenschaften, treten schon Anhänglichkeit und Dankbarkeit an seinen Wohlthäter auf. Anfänglich ist er auch im Käfig noch ein schreckliches Thier, das sich stolz in seinem engen Gefängniß in ununterbrochenen Windungen hin und her bewegt, in seinem Grimme seine Lenden mit dem starken Schweife peitscht. Und doch wird er, nur muß er recht, muß menschlich behandelt werden, so zahm daß er Alles mit sich machen, sich sogar anschirren und vor den Wagen spannen läßt. Interessant ist es, sein allmäliges Uebergehen aus dem Zustande der furchtbarsten Wildheit in den der wahrsten Zähmung, wo er sich ganz dem ihm ganz unbekannten oder doch nur errathbaren Willen seines Herrn fügt, zu beobachten und zu verfolgen.... Der Tiger muß den Menschenblick zuerst aushalten und allmälig dessen ganze Seele, den Gedanken und den Willen darin sehen lernen; um aber die Seele eines Andern begreifen, fassen, insichaufnehmen zu können, müssen in der eigenen Seele dieselben Fähigkeiten liegen und diese müssen wir deshalb bei dem Tiger annehmen, annehmen daß seine Seele schon menschenähnlich sei, umsomehr als selbst edlere Eigenschaften ihm nicht abgehen. Ein Tiger der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus Bengalen nach London in die königliche Menagerie geschickt wurde, war auf dem Schiffe der Obhut des Schiffszimmermanns untergeben, der ihn mild behandelte und an den er sich bald vollständig gewöhnte. Nach länger als zwei Jahren besuchte ihn derselbe in London und der Tiger erkannte ihn sogleich, ging in seinem Käfig hin und her, schien sehr vergnügt und rieb sich am Gitter. Trotz aller Warnung des Wärters ließ sich der Zimmermann die Thür des Käfigs öffnen und ging hinein. Der Tiger schien vor Freude und Dankbarkeit außer sich, rieb sich an ihm, leckte ihm die Hände, schmeichelte ihm nach Katzenart und zeigte nicht die geringste Tücke. Der Mann blieb gegen drei Stunden bei ihm und hatte zuletzt die größte Mühe nur wieder herauszukommen, so nahe war stets der Tiger bei ihm."

Der Elefant wird mit Recht als das höchst beseelte Thier geschildert, er ist der Weise unter den Säugethieren. Haben wir Ursache die Seelenthätigkeit der Pferde, Hunde, Biber, Affen zu bewundern, so zeigt sich dieselbe doch immer nur in einer speciell der Natur dieser Thiere entsprechenden Weise, dagegen nimmt sie bei dem Elefanten einen so allgemeinen Charakter an daß sie der Geisteskraft aller dieser Thiere zugleich vollkommen entspricht. Der Charakter des Elefanten ist ernst, gesetzt, vorsichtig und bedächtig, aber im Ganzen höchst gutmüthig und willig, ja er ist sogar der Reue fähig. „Ein Elefant hatte in der Wuth seinen Kornak getödtet und die Frau desselben warf im ersten Schmerz über diese schreckliche Scene sich und ihre beiden Kinder dem wüthenden Thiere entgegen, indem sie rief: «Hast du meinen Mann getödtet, so tödte auch mich.» Der Elefant hielt sogleich inne, man sah den Wechsel seiner Empfindung, und wie von Reue und einem Gefühl der Vergeltung für seine Unthat durchdrungen, ergriff er mit seinem Rüssel den ältesten Sohn, setzte ihn auf seinen Rücken und wollte nun durchaus keinen andern Führer leiden."

Den Beschluß des Buchs machen die noch besonders berücksichtigten Hausthiere. Es wird hier klar und überzeugend nachgewiesen wie der beständige Umgang mit Menschen die geistige Natur der Thiere veredelt habe.

So hoffen wir denn durch die gegebenen Mittheilungen zur Genüge andentaggelegt zu haben daß das genannte Buch ein sehr empfehlenswerthes, vortreffliches ist. Es besitzt für das gebildete große Publicum einen durchweg interessanten Stoff in einer gemüthlichen, oft poetisch ansprechenden Form. Sicherlich wird es recht bald gekannt sein und viel gelesen werden. Ganz vorzugsweise eignet es sich aber für eine verständige naturwissenschaftliche Jugendbildung, ja es ist sogar der reifern Jugend als belehrende Lecture in die Hand zu geben und ganz dazu geschaffen, die schönsten Früchte der Selbstbelehrung zur Reife zu bringen.

H. Birnbaum.

Romanliteratur.

1. Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben. Von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1852. 8. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Die vorliegenden anmuthigen Erzählungen haben schon in verschiedenen Journalen das Publicum erfreut; sie eignen sich zum Vorlesen in geselligen Kreisen, die einzelnen Bilder und Geschichten sind kurz, das Leben, das sie auf gefällige Weise einkleiden, ist mit Humor aufgefaßt, mit Wohlwollen beobachtet. Die Genrebilder aus der kleinen Stadt enthalten viel Wahrheit. Das erste: „Eine alte Jungfer", ist trefflich gelungen, mit Liebe und Menschenfreundlichkeit aufgefaßt und wiedergegeben, frei von Vorurtheilen, ohne das Haschen nach dem Lächerlichen, womit man sonst ein Bild zu würzen pflegt. Die alte Jungfer welche hier geschildert wird hat ihre Lebensaufgabe wohl verstanden, indem sie liebend für die Menschheit wirkt und wieder geliebt, nicht allein steht. Jungfer Mine hat keine Geschichte gehabt, so redselig und mittheilend sie war, es hat doch Niemand je Etwas von der Zeit gehört, wo ihr Herz jung gewesen; Niemand weiß, ob sie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt, ob sie als ein vergessenes Blümchen stehen geblieben, oder ob die Schuld eines Ungetreuen sie betrogen um des Weibes schönstes Lebensziel. Trotzdem hat sie Verständniß für Anderer Lieben, und in ihrer Schublade, in der viele Briefpäckchen aus ihren vergangenen Tagen pünktlich geordnet aufbewahrt lagen, vielleicht auch ein eigenes Herzensgeheimniß darunter, bewahrte sie mit besonderer Sorgfalt ein Packet, Briefe mit schwarzem Bändchen umwunden. Es war die Correspondenz eines jungen Paars, das sich einst unter ihrem Schutze geliebt hatte und durch Aelternhärte getrennt worden war, und dessen Andenken sie mit besonderer Wehmuth erfüllte. Solche kleine Züge charakterisiren das innere Leben der alten Jungfer, während ihr äußeres, umgeben von Möpsen, Kanarienvögeln, Katzen und der Magd Hanne, sehr lebendig geschildert wird. Jungfer Mine sieht man allezeit zufrieden und wohlgemuth; wie groß auch oft ihr Mangel, ihre Entbehrung sein mochte, Niemand hört sie klagen; sie hatte auch immer einen Grund zu besonderer Dankbarkeit. Sie hatte vollauf zu thun bis sie sich freute mit allen Fröhlichen und weinte mit allen Traurigen; wie hätte sie da noch Zeit gefunden an sich zu denken? Sie war immer in Eile, stets rastlos thätig für Andere, und es konnte Niemand sich erinnern sie je in Ruhe gesehen zu haben. Der Leser athmet aus den wenigen Zeilen dieser kurzen Geschichte eine tiefe Moral, indem die Thätigkeit für Andere, die Menschenliebe ihm als die Quelle des Glücks erscheint, welche selbst des Aermsten Loos zu bereichern vermag.

Als düsterer Gegensatz zu der freundlichen Erscheinung der Jungfer Mine wird das Bild einer früh gealterten Jungfer, die auf demselben Schauplatz ein verfehltes Dasein beschloß, zur Seite gestellt. Die welke Gestalt, mit der gelblichen Farbe auf dem eingefallenen Gesicht, in dem Nichts mehr lebendig als ein Paar glänzende blaue Augen, worin ein unheimliches Feuer glühte, welches nach außen keine Flamme mehr entzünden konnte. Die Glut die aus ihnen leuchtete wandte sich nach innen und verzehrte das eigene Herz der Armen. Es war noch nicht 20 Jahre her, daß dieses unheimliche Wesen eine viel bewunderte Schönheit gewesen war. Gefeiert, und von früher Jugend an von Anbetern umringt, war es kein Wunder daß sie Gefallen fand an all den Vergnügungen von welchen sie den Mittelpunkt bildete, an den Festen deren unbestrittene Königin sie war. Die schwache Mutter erging sich in lachenden Plänen für ihre Zukunft und hielt beständig Musterung, wen unter den eifrigen Verehrern sie des Glücks werth halten sollte ihr Töchterchen davonzutragen. Luise ward in der Liebe getäuscht, und nun haßte sie alle Liebenden, alle Schönen, alle Jungen, und als sie von dem Manne den sie einst geliebt Demüthigungen hinnehmen muß, macht sie ihrem Leben in einem Teiche ein Ende.

Die dritte Erzählung: „Der Engländer", ist mit Kenntniß englischer Wunderlichkeiten verfaßt. Der Held, auffallend lang und mager, Rock, Beinkleider und Gamaschen von Lederfarbe, ein detto Hut und ein Gesicht von derselben Couleur. Die ganze Person scheint in diese dauerhafte Farbe getunkt. Der thurmhohe Hut vergrößert die lange Figur, die fabelhaft langen Arme erscheinen durch die viel zu langen Aermel noch länger. Dieser Engländer kommt in das kleine Städtchen mit der Absicht dort zu sterben, und macht ein Testament, worin er seines Hausbesitzers und seiner Haushälterin gedenkt. Er wechselt indeß Aufenthaltsort und Haushälterin zu mehren malen, ehe er stirbt, und daß er endlich stirbt wird im Städtchen viel bewundert und besprochen. Derjenige der soviel von sich sprechen machte, der Veranlassung zu der sehr hübschen Erzählung gab, war von Natur ein Handlungscommis aus Liverpool, der durch Gewinn des großen Looses aus einer bescheidenen, fast dürftigen Existenz mit einem Schlage in die Fülle des Reichthums versetzt worden war. Von da an hatte er das Festland nach Norden und Süden bereist, zuerst um Lebensgenuß, zuletzt um eine Grabstätte zu suchen. Durch ein großes Darlehn an einen ungarischen Grafen, um welches dieser ihn betrogen, war sein Reichthum bedeutend geschmälert worden. Von daher stammt seine Sparsamkeit und das Mistrauen das ihn bewog jede Dienstleistung durch die Aussicht eines Erbes zu erkaufen.

Das Capitel „Schwäbische Pfarrhäuser" bringt eine Reihenfolge von Schilderungen der anmuthigsten Art, die von einer genauen Kenntniß und Liebe zur Sache zeugt. So lernen wir kennen: „Das freundliche Pfarrhaus", „Der Haselnußpfarrer", „Das töchterreiche Pfarrhaus", „Das humoristische Pfarrhaus", „Das genügsame Pfarrhaus", „Das gastfreie Pfarrhaus", „Das geizige Pfarrhaus", „Das fromme Pfarrhaus". Ein echt christlicher Sinn ohne allen Pietismus; die Beobachtungen und Schilderungen zur Seite und die Beschreibung des Lebens und Treibens in den verschiedenen Pfarrerkreisen, sowie die Darstellung der äußern Umgebungen sind so lebendig daß der Leser meint selbst einzutreten und Alles mitzuerleben.

Auch die „Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie", sowie die „Heirathsgeschichten" bieten sehr anziehende Erzählungen sowol durch die Facta, welche einfach und schlicht, doch lebendig und voll Wahrheit mitgetheilt werden, als auch durch den Geist und den Sinn der das Urtheil fällt über das Geschehene, und die höhere Moral aus dem Buch des Lebens herauszieht um die jugendliche Lesewelt darauf aufmerksam zu machen, von der bejahrten ein beifälliges Nicken zu erhalten.

2. Eine Freundin Napoleon's. Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Titel berechtigt uns zu den schönsten Erwartungen! Was kann eine Freundin Napoleon's nicht Alles sein? Was muß sie nicht Alles dem Leser bieten können? Gewiß besitzt sie des Kaisers Vertrauen; gewiß theilt er ihr seine großen Kriegs- und Regierungspläne mit; gewiß hören wir mit ihr von jenen schönen classischen Worten die ein großer Mann zu sagen pflegt, die die Geschichte gesammelt und gern in den verschiedensten Werken den kommenden Jahrhunderten übermacht. Von alle Dem ist Nichts in dem vorliegenden Büchlein zu finden. Bertha Werner erhält durch des Kammerdieners Constant Vermittelung Audienz bei dem Kaiser, um den als Spion eingefangenen Bruder zu befreien. Die Audienzen wiederholen sich; Bertha Werner „hat in des Kaisers Armen geruht" und wird mit einem Geschenk von 4000 Francs entlassen. Das ist die Freundschaft! Der Autor erzählt, sie sei abgedankt worden, „weil sie Napoleon habe beherrschen wollen". Wenn man indeß des Mädchens weitere Geschichte verfolgt, so kann man nicht an ein solches beherrschen

wollen, noch viel weniger an ein beherrschen können glauben; sie scheint uns einfach als abgedankt von Dem, dem überall schöne Mädchen zugebotestehen. Der Capitain Theobald von Guines gründet auf Napoleon's sogenannte Freundschaft zu Bertha ehrgeizige Pläne. Er verspricht ihr die Ehe und sie folgt ihm als Braut in den Krieg, dann nach Paris. Ihre Wünsche und Bitten um kirchliche Einsegnung des Bundes beschwichtigt er durch Liebkosungen und Geschenke; ein Paradiesvogel bringt sie zum Schweigen über die heiligsten Angelegenheiten ihres Lebens; dann setzt er sie in ein verrufenes Haus ab und folgt der Armee nach Spanien. Abermals erfährt Napoleon durch Constant von der Freundin! Er hat ihr öfters begegnet und sie nicht wiedererkannt. „Sie war einige Augenblicke **mein** und darf nicht Noth leiden", sagt er und läßt ihr 500 Napoleonsdor einhändigen, mit denen sie nach Berlin abreist. Dort lebt sie fleißig und zurückgezogen; einen braven Mann der um sie freit schlägt sie aus, weil — sie mit Napoleon vermählt sei, dessen Bild sie als ein Heiligthum verwahrt. Sie rettet auch Napoleon das Leben als ihre verrückte Tante ihn erschießen will, und wird von ihm mit einem Ring belohnt. Ihren Tod findet sie 1848 auf der Barrikade, als sie ihrem verwundeten Neffen zu Hülfe eilt. Seit Napoleon's Tod kleidet sie sich schwarz; es war ihre Witwentrauer. Der voliegende Roman liefert einen Beweis, wie sehr die Romanmacherei in unserer Zeit zugenommen hat, und was man dem Publicum an Wahrheit und Dichtung bieten kann, an Wahrheit wobei Nichts wahr, an Dichtung wobei Nichts poetisch ist. Weder historische Facta noch poetische Einkleidung sind im Stande uns das wenig Erfreuliche im vorliegenden Werke annehmbar zu machen. Referent konnte nicht einen Augenblick sich für die Heldin und deren Schicksal interessiren, selbst nicht als er erfuhr, daß das schöne leichtfertige Mädchen in spätern Jahren eine Wohlthäterin der Armen, eine treue Hülfe der Unglücklichen geworden war.

3. Die Söhne des Staatsgefangenen. Erzählung aus längst vergangenen Tagen, von **M. C. von Bernbrun**. Zwei Theile. Wien, Wallishausser. 1852. 16. 18 Ngr.

Eine Reihenfolge von Abenteuern in Deutschland, Italien und England, in denen trotz der Abwechselung eine große Monotonie herrscht. Zwei Brüderpaare sind Gegenstand von Haß und Verfolgung. Zwei Neffen gelüstet es nach dem Erbtheil des Oheims; der eine wohnt in England, der andere in Italien; jeder wünscht die zwei wirklichen Erben aus dem Weg zu räumen. Raubgesindel in Deutschland, Banditen in Italien, Schurken in England, Verfolgungen, Gefahren und Errettungen halten den Leser in Spannung. Auch ist bei dem englischen Zwillingspaar die Liebe im Spiel. Gottfried Fugger hält die Fäden in der Hand und tritt als Retter auf; die längstvergangene Zeit der die Erzählung angehört ist wenig charakterisirt. Auch sind die Charaktere der handelnden Personen nicht fein und mit Sorgfalt gezeichnet. Das Verdienst des vorliegenden Romans besteht im lebendigen Erzählen und im raschen Aufeinanderfolgen der verschiedenen Situationen, welche freilich oft sehr unwahrscheinlich sind und diese Unwahrscheinlichkeiten nicht immer rechtfertigen.

4. Sirene. Roman von **Ida Frick**. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1852. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Schauplatz dieses Romans ist Kösen, das anmuthige Bad am Ufer der Saale. Man staunt daß in den Verhältnissen dieses harmlosen Bades eine Sirene bestehen kann. Der Held ist ein Salinenbeamter, Sirene eine junge schöne coquette Witwe, welche meint an Letzterm Rache üben zu müssen wegen einer Verwandten die Schönau's Vater einst schwer gekränkt. Auch hat sie ihre eigene verschmähte Liebe an ihm zu rächen und gibt sich daher viel Mühe das junge schöne Mädchen Aurelie, welche Schönau liebt, bei ihm in ein schlechtes Licht zu setzen. Es gelingt ihr auch sie zu verleumden und ihrem Rufe zu schaden, wobei Aurelie selbst behülflich ist, indem sie den Schein nicht meidet, ihren überlegenen Verstand oft geltendmacht und gegen die Armen an Geist und Beschränkten an Verstand nicht immer nachsichtig, ja oft sogar recht unhöflich ist. Schönau verschmäht also die ihn liebende Aurelie und wirbt um deren schöne, doch keineswegs geistig begabte Freundin. Abermals umspinnt Sirene ihn mit ihrem Rachenetz, indem sie durch anonyme Briefe, Zigeunerscherz und andere Insinuationen Aureliens Werth und Aureliens Liebe darthut und ihm zeigt daß er derselben früher Unrecht gethan. Es gelingt ihr daß er sich nach kurzer Zeit mit seiner Frau unglücklich fühlt, diese eifersüchtig wird und endlich den Ausspruch des Arztes, der Gemüthsbewegung und äußere Anstrengung ihr als gefährlich erklärte, in Erfüllung bringt, indem sie stirbt. Schönau wird nun trotz Sirenens Intriguen mit Aurelien glücklich und Sirene sucht nach mancherlei Liebesabenteuern in der Frömmigkeit eine Zuflucht; sie gründet ein Magdalenenstift, als dessen Oberin sie mit lebenslänglichem Vorbehalt der Hälfte ihrer Zinsen zu einem beschaulichen Leben und zu größerer Ehre Gottes eintritt. Dieses wäre also der Faden der Erzählung welche die beiden vorliegenden Theile füllt, ohne für irgend eine der vorgeführten Gestalten Interesse zu erregen. Nicht für Schönau, der schwach und charakterlos ist, nicht für die sanfte Helene, deren schönes Auge mit einem Himmel ohne Sterne verglichen wird, „aus dessen schimmernder Pracht weder ein Meteor der Leidenschaft zuckt noch ein Sonnenschein des Glücks leuchtet, deren Herz nur in Pflichtgefühl oder aus Eifersucht schlagen kann", auch nicht für Aurelien fühlt man Interesse, da sie nicht geistreich genug ist um so wenig wohlerzogen sein zu dürfen, am wenigsten aber für Sirene, welche böse ist ohne eigentlich zu wissen warum, deren Schlechtigkeiten keinen vernünftigen Grund haben und die auf keinerlei Weise Theilnahme erregt. Der Roman bietet wenig Handlung, und um die zwei Theile auszufüllen bringt die Verfasserin einige Kritiken an. Wir finden unter Andern eine Besprechung der „Ritter vom Geist", welche Aurelien in den Mund gelegt wird. Egon hat nicht Gnade gefunden vor deren Augen und sie kritisirt ihn sowie andere Gestalten jenes vielgelesenen und vielbesprochenen Romans sehr treffend und streng. Wie sehr hätten wir indeß gewünscht daß Gutzkow's Talent bei dem Roman „Sirene" die Feder geführt; es würde Referenten dann leichter geworden sein denselben durchzulesen, ohne über die Episoden immer neuer aufgehender Liebesgeschichten zu seufzen. In den „Rittern vom Geist" tadelt man Vieles, aber man überschlägt Nichts, während hier man einer gewissen Energie bedarf um nicht blos zu blättern. Das Talent ist für ein Buch der Reisepaß durch die Welt. Wenn der Passagier auch nicht viel taugt an Grundsätzen, Tendenzen, Gedankentiefe u. s. w., er reist doch. Der vorliegende Roman wird nicht weit reisen, obgleich eine geläuterte Seele ihn schuf und manches sinnig gedachte Wahrwort ihn bereichert. Eine Kritik der Lichtenberg'schen Erklärung zu den Hogarth'schen Bildern zog uns an als fein empfunden und wahr, obgleich die Gelegenheit zu dieser Kritik uns etwas an den Haaren herbeigezogen erschien. Die Art und Weise wie Lichtenberg die unglückliche Heirath des jungen Mädchens mit dem alten Wüstling bespricht, die Kälte womit er sie hinopfern sieht, der Hohn womit er ihren Fall begleitet, erhalten die verdiente Rüge. Der Roman „Sirene" enthält manche gute Reflexion, sowie auch manches hübsche Wort welches sich gern dem Gedächtniß einprägt.

8.

Aus dem Leben eines Touristen. Von Julius von Wickede. Altona, Hammerich. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Und zwar aus dem vielbewegten Reiseleben eines langjährigen Touristen, der im Norden und Süden, im Osten und Westen unter vielfachen Genüssen in der Gegenwart mit Glück sich umgesehen und eine reiche Ausbeute an Beobachtungen, Erfahrungen und Erinnerungen der verschiedensten Art mit heimgebracht hat, von denen er nur hier für Andere eine kleine Sammlung seiner Erlebnisse mittheilt, die man im Allgemeinen mit nicht geringem Interesse, auch wol nicht ohne Nutzen lesen wird. Der Verfasser besitzt eine gute Beobachtungsgabe, erzählt mit Lebhaftigkeit und weiß dadurch, sowie durch die Eigenthümlichkeit eines entschiedenen und verständigen Wesens und durch eine ansprechende Gemüthlichkeit angenehm zu unterhalten und auch wol in manchen Beziehungen zu belehren. Der innere Werth der einzelnen Mittheilungen ist natürlich sehr verschieden. Die ersten beiden Aufsätze: „Aus der Provence" und „Bilder aus dem Hafenleben in Marseille", schildern den Charakter des Landes und Volkes, sowie die Eigenthümlichkeiten des dortigen Lebens, mit besonderer Beziehung auf die drei Hauptpunkte der Provence: Avignon, Marseille und Toulon (hier namentlich über das Bagno), von denen die zweite Stadt zu einem vorzüglich lebensvollen Bilde aus der Wirklichkeit des Hafenlebens in Marseille besondern Anlaß gegeben hat. Auch hier begegnet man übrigens dem bittern Spotte über deutsche Schiffe. „Mecklenburgische, preußische, hanoversche, oldenburgische, kniphausische Flaggen sieht man wol im Hafen von Marseille", heißt es, „die schwarz-roth-goldenen Farben sind heimatlos. Man muß in der Ferne sein, um so recht die klägliche Rolle die Deutschland in der Rangordnung der Völker einnimmt bitter zu empfinden!" Auf die deutsche Einheit kommt hier die Rede fernerhin in dem Aufsatze: „Die Nordseeflotte vor Bremen"; das „schöne Zeichen unserer Einheit" ist aber seitdem wie ein glänzendes Meteor — nach Art lärmend zerplatzender Schwärmer und Raketen — in Nichts zerflossen! Aus dem „nicht übeln" Anfange ist seitdem ein trauriges Ende geworden, und die „Wünsche und sichern Hoffnungen" sind früh zu Grabe gegangen, wie so Vieles seit 1815 und noch mehr seit 1848, und zwar nicht infolge der Umstände außer uns, sondern lediglich infolge unserer zerrissenen Einheit! Namentlich „die Hoffnung die den Verfasser erfüllte: daß eine tüchtige deutsche Flotte kein Traumbild mehr sei", ist leider gar zu bald verraucht, und wir sind aufs neue „verdammt eine klägliche Rolle auf der See zu spielen". Auch Das was wir hier in einzelnen Mittheilungen über Schleswig-Holstein und über die dortigen Begebenheiten im Jahre 1849 lesen, an denen der Verfasser als Militair und zwar als Adjutant theilnahm, erregt die schmerzlichsten Erinnerungen trotz des 5. April 1849 und des wunderbaren Siegs bei Eckernförde, dem hier ein besonderer Artikel gewidmet ist. Wir hätten wol auch noch auf andere ebenso wunderbare Siege rechnen können, wenn wir in der Wahrheit einig gewesen wären! Die „Nordseefahrten" sind eine interessante, im hohen Grade spannende und anregende Darstellung, und in dem Aufsatze „Das jütische Zigeunermädchen" erhalten wir nebenbei interessante Notizen über Jütland in geographisch-statistischer Beziehung. Ebenso wird man Dasjenige gern und nicht ohne innere Befriedigung lesen was hier in drei Aufsätzen über Algier und dortige Kriegsscenen mitgetheilt wird. Die letzten vier Aufsätze: „Baden-Baden", „Ein Besuch in Heidelberg", „Reiseskizzen aus dem würtembergischen Unterland" und „Künstlerleben in München", sind unbedeutend und eine Art Lückenbüßer; indeß machen wir auf den Schluß der Skizze über Baden-Baden aufmerksam, wo es heißt: „Frankreich greift immer noch tiefer in Deutschland hinein als es sollte. Und die süddeutsche Gefälligkeit bequemt sich zu leicht solchen Uebergriffen. Die Trümmer vom heidelberger Schlosse und viele Maale im Lande rings umher rauchen nicht mehr, die stummen Ruinen sollten aber doch eine Mahnung für uns sein; denn die Steine predigen, wenn die Zungen nicht mehr reden." Recht schön und sehr wahr: allein die Deutschen schreiben Bücher und — hören nicht. 9.

Charles Dickens. Eine Charakteristik von Julian Schmidt. Leipzig, Lorck. 1852. 8. 15 Ngr.

Boz, Charles Dickens, hat sich mehr denn irgend einer der neuern englischen Schriftsteller allgemeine Anerkennung erworben. Auch in Deutschland haben sich Lesepublicum und Kritik in dieser Anerkenntniß geeinigt und das angezeigte Schriftchen von Julian Schmidt, sowie die buchhändlerische Veranlassung desselben sind ein sprechender Beleg dafür. Die Verlagshandlung nämlich veröffentlicht eine „neue Cabinet-Ausgabe" von Boz' „Gesammelten Werken" in 20 Bänden und dieser Ausgabe dient diese literarhistorische Einleitung als Gratisbeigabe für die Subscribenten. Die scharfe und prägnante Schreibart Julian Schmidt's ist bekannt; sie findet sich auch in der Charakteristik von Charles Dickens, namentlich überall wo der Verfasser Gelegenheit zu allgemeinern Ueberblicken oder zu Bezüglichkeiten auf unsere Literatur nimmt, wieder. Ueber Boz' Werke aber, seine schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten, die Vorzüge und die Mängel seiner Erfindungen hat sich Schmidt in einem warmen, auf den Stoff speciell eingehenden Ton ausgesprochen. Aus dem Privatleben des Dichters sind in die gegebene kritische Darstellung nur wenige Umstände verwoben, dagegen sind den einzelnen Schriften nach ihrer historischen Aufeinanderfolge besondere Analysen gewidmet. Unter den letztern ist der Excurs über den Zustand der englischen Literatur zur Zeit des Erscheinens der „Pickwick papers" (1837) von besonderm Interesse. Derselbe setzt nicht nur die Eigenthümlichkeiten von Dickens neben Walter Scott, Byron und Shelley in helles Licht, sondern erklärt auch den Jubel mit dem die Engländer in den „Pickwickiern" die Wiederaufnahme des altenglischen Geistes und die in Boz' nationalen Genrebildern liegende Reaction gegen den „himmelhohen Flug der Metaphysik" begrüßten. Bei Erwähnung der von Dickens veranlaßten Gründung der „Daily news" sucht Schmidt auch des Autors Stellung zur Politik klarzumachen, er nennt ihn in dieser Beziehung einen Demokraten im besten Sinne des Worts. „Dickens erhält die Berechtigung zu seinen Ideen vorzugsweise durch die Wärme und Wahrheit mit denen er sie vertritt. Es ist in seiner Liebe zum Volk keine Spur von Phrase; was er sagt, hat er angeschaut und tief empfunden, und diese subjective Wahrheit führt zuletzt immer zur objectiven, wie verschiedene Wege sie auch einschlagen mag." Zur Orientirung über Boz' Wirksamkeit ist Schmidt's Charateristik brauchbar und empfehlenswerth; auch ist dieselbe für das größere Lesepublicum in angemessen populairem Tone gehalten. Sie wird deshalb den Verehrern des englischen Dichters eine willkommene Gabe sein. 10.

Beyer's geschichtliche Darstellung des Cistercienserstifts und Klosters Altzelle im Bisthum Meißen. *)

Wennschon die Geschichte eines Klosters Nichts weniger als immer von allgemeinerm Interesse ist, so darf doch jedenfalls

*) Das Cistercienserstift und Kloster Altzelle in dem Bisthum Meißen. Geschichtliche Darstellung seines Wirkens im Innern und nach außen auf Grund neuer Forschungen in archivalischen Quellen von E. Beyer. Erstes bis drittes Heft. Dresden, Janssen. 1852. Gr. 8. Das Heft 12 Ngr.

eine geschichtliche Darstellung der altzeller Cistercienserabtei auf einen größern Leserkreis sich Rechnung machen. Das altzeller Stift, welches über viertehalbhundert Jahre bestanden und geblüht hat, ist von einer Bedeutung wie wenige Klöster: sein großer Grundbesitz, seine ausgedehnte geistliche Oberhoheit, seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Klöstern seines Ordens im Inlande sowol als Auslande, mit den edelsten Geschlechtern des Landes und selbst dem sächsischen Fürstenhause, dessen Mitglieder zwei Jahrhunderte hindurch im Stifte ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, seine Pflege und Verbreitung der Wissenschaften im sächsischen Vaterlande sind in der Stiftsgeschichte Momente welche derselben ein vielseitigeres Interesse gewähren als sich sonst einer gewöhnlichen Klostergeschichte abgewinnen läßt. Deshalb ist auch der altzeller Geschichte von Seiten der Literatur vielfache Beachtung zutheilgeworden, und eine nicht geringe Anzahl von Schriften, unter denen die des greisen, aber für Altzelle zu früh verstorbenen Oberhofgerichtsraths von Zehmen auf Graupzig eine ehrenvolle Stelle einnehmen, hat diese Geschichte oder einzelne Theile derselben zum Gegenstande ihrer ausschließlichen Darstellung gemacht. Die umfangreichste unter ihnen ist das Knauth'sche Buch, welches seither als das Hauptwerk über Altzelle gegolten hat. Leider ist dieses Hauptwerk, obschon seiner Zeit gewiß eine recht verdienstliche Arbeit, doch eine, wie der selige Ebert mit Recht bemerkt hat, zu unbeholfene und häufig der Kritik ermangelnde Compilation als daß wir uns länger damit begnügen könnten, umsoweniger als zu den 150 Urkunden die Knauth von Altzelle gekannt hat mittlerweile noch 650 dazugekommen sind, mit deren Hülfe sich die altzeller Geschichte wesentlich anders gestaltet als wir sie aus der Knauth'schen Darstellung kennenzulernen im Stande sind. Aus diesem Grunde kann eine Schrift welche uns unter Zugrundelegung aller dieser Urkunden von dem altzeller Stifte eine der Wahrheit angemessenere geschichtliche Darstellung als die Knauth'sche bietet nicht anders als willkommen sein.

Ein durch seine mehrjährige Verwaltung des königlichen Rentamts Nossen mit den altzeller Ortsverhältnissen vertrautgewordener Mann, E. Beyer, hat das Verdienst das Publicum mit einer solchen Schrift zu beschenken. Nicht ohne erhebliche Opfer ist von ihm die Veröffentlichung seiner Schrift ins Werk gesetzt worden, und das Publicum hat daher wol die Pflicht, ihn für seine Opfer durch rege Theilnahme, auf welche die Schrift ohnehin wegen ihrer verständigen und fleißigen Bearbeitung Anspruch machen darf, zu entschädigen.

Der Verfasser, weit entfernt davon eine bloße Darstellung der geschichtlichen Momente des Stifts nach der Zeitfolge oder mit andern Worten eine trockene Chronik zu liefern und Feind aller längern, in Geschichtsbüchern nur allzu beliebten Betrachtungen, die dem Urtheile des denkenden Lesers vorgreifen und das Buch nur dickleibiger und theurer machen können, hat sich möglichst darauf beschränkt blos die Thatsachen sprechen zu lassen und alle die Geschichte des Stifts betreffenden Verhältnisse unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenzufassen und in folgende 13 Abschnitte geordnet zusammenzustellen: 1) Des Stifts Anfang. 2) Von dessen Rechten, Freiheiten, Begnadigungen. 3) Von dessen innern Verhältnissen. 4) Reihenfolge der Aebte, von einigen Beamten und andern Mitgliedern des Stifts. 5) Pflege der Wissenschaften: gelehrte Bildung und Anstalten, Schulen, Bibliothek. 6) Begräbniß der Markgrafen von Meißen und ihres Geschlechts. 7) Von den Verhältnissen des Stifts zur Geistlichkeit und zwar zu den Bischöfen von Meißen, Merseburg, den Erzbischöfen zu Prag, ferner zu andern Klöstern und zu den unterworfenen Pfarrern. 8) Von den Verhältnissen zu den weltlichen Grundherren. 9) Von dem Bergwerksrechte, dem Gerichtswesen und der Rechtspflege. 10) Landwirthschaftliche Zustände: Klosterhöfe, Getreidebau und Getreidezinsen, Garbenzehnten, Getreidemaße, Viehzucht, Gärten, Obstbau, Weinbau, Hopfenbau, Forstwirthschaft, Jagd, Fischerei, Frohndienste, Wüstungen. 11) Gewerbliche Verhältnisse, Sitten und Gebräuche. 12) Von des Stifts Einkünften und Ausgaben. 13) Des Stifts Fortgang und Ende. Zum Schlusse des Buchs wird außer den nothwendigen Registern ein Verzeichniß der vom Verfasser benutzten Urkunden, 820 an der Zahl, nach der Zeitfolge mit Angabe der Aussteller und dem Nachweise der Schriften bei solchen die bereits gedruckt sind beigefügt werden.

Um wie viel vollständiger, zuverlässiger und unterrichtender die Beyer'sche Schrift dem Knauth'schen Werke gegenüber ist, davon liefert der Abschnitt über die Bibliothek, jener Sammlung welche von dem gelehrten Michael Muris als „ut amplissima, sic libris optimis refertissima" gerühmt wird, einen besonders in die Augen fallenden Beweis. Was sich über diese Sammlung in Ermangelung des in Jena verlorengegangenen alten Bibiothekverzeichnisses (welches vielleicht einmal aus den Visitationsacten des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden wird ersetzt werden können) aus der leipziger Universitätsbibliothek, wohin bekanntlich die altzeller Bücher bei der Aufhebung des Stifts gekommen sind, hat ermitteln lassen, Das hat Beyer für seine Darstellung herbeigezogen und auf diese Weise eine Menge interessanter Nachrichten zusammengebracht, die in der Knauth'schen und andern Schriften über Altzelle nirgend zu finden sind. 2.

Reise zum großen Salzsee von Utah.

Die nordamerikanische Presse hat vor kurzem zwei Werke veröffentlicht, deren Interesse „durch die Zeit, in welcher wir leben" mehr als verdoppelt wird. Das eine führt den Titel: „An expedition to the valley of the Great Salt Lake of Utah, by *Howard Stansbury*; das andere heißt: „The Mormons, or Latter-Day Saints, in the valley of the Great Salt Lake, by *J. W. Gunnison*" (Philadelphia 1852). Beide Werke sind das Ergebniß einer von der Regierung der Vereinigten Staaten im Frühjahr 1849 abgeordneten Expedition zum Behuf der Untersuchung des Großen Salzsees von Utah und seiner Umgebung, einer Expedition, deren Führer die genannten Verfasser beider Werke waren, der Erste als Chef, der Zweite als sein Lieutenant. Das Interessante dieser Mittheilungen legt sich wol von selbst vor, wenn man hört daß die beschriebene Gegend nicht allein die Wohnstätte der mormonischen Gemeinde, sondern auch ziemlich der Mittelpunkt der großen Straße von den Grenzen der Vereinigten Staaten nach dem Lande der Sehnsucht, dem Eldorado von Californien ist. Das Thun und Treiben der Mormonen schildert das Buch von Gunnison, während Stansbury mit Ausnahme einiger Seitenblicke auf jene gesellschaftliche Anomalie den eigentlichen Bericht über seine Sendung erstattet, die Reise nach Utah im Herbst 1849, den dortigen Aufenthalt bis zum Sommer 1850 und die Rückkehr auf einem neuen Wege über die Felsengebirge erzählt. Obschon der Salzsee von Utah keine neue Entdeckung ist, so sind doch die meisten Resultate der dort angestellten Untersuchungen neu, und vielleicht waren Stansbury und seine Begleiter die ersten weißen Menschen welche ihn umschritten haben. Den Umfang gibt Stansbury zu 291 englischen Meilen an, und die Nachbarschaften scheinen in gleichem Maße großartig zu sein, da sie in Wüsten bestehen, welche eine Breite von 60—70 Meilen haben und durch hohe Felsklüfte voneinander getrennt sind. Trotz der völlig befriedigenden Größe des Sees dürfte dieselbe vor Zeiten noch kolossaler gewesen sein. „Am Abhange eines Felsriffs", schreibt Stansbury, „zählten wir 13 unterschiedene Einkantungen oder Wasserzeichen, welche offenbar durch die eine zeitlang in gleicher Höhe gestandene Oberfläche des Sees eingeschnitten worden waren. Der oberste dieser Striche befindet sich ungefähr 200 Fuß über dem Thale, aus welchem sich der See muthmaßlich infolge unterirdischer Erhebungen ebenfalls zurückgezogen hat. Beruht daher unsere Annahme — und

alle Zeichen sprechen dafür — in der Wahrheit, so muß es hier ehemals einen viele Hundert Meilen breiten Binnensee gegeben haben, und dann sind die vereinzelten, aus der Ebene emporragenden Felsklüfte, welche jetzt seine westlichen und südwestlichen Ufer bilden, unstreitig große Inseln gewesen, wie solche noch jetzt sich über den See erheben."

An Salz ist natürlich kein Mangel und Trost für Europa, wenn uns dieser unentbehrliche Lebensartikel gleich mancher andern hübschen Leibkost ausgehen sollte. „Der Anfang der Ebene", heißt es beim Verfasser, „bestand in getrocknetem Schmutz mit einer ziemlich dicken Ueberlage von Salzkörnern. Hieran stieß eine drei Meilen breite Fläche, die durchgehend mit einer dünnen Salzschicht bedeckt war, doch befand sich letztere fast in einem Zustande von Flüssigkeit, sodaß unsere Maulthiere bei jedem Schritte in den darunter liegenden Schmuz einsanken. Bald gelangten wir jedoch auf den Theil der Ebene wo das Salz in festem Zustande wie eine einzige unzerbrochene Salzscheibe muthmaßlich bis an die westliche Grenze lagerte. Es war so fest und stark daß es die ganze Last unsers Zugs trug, ohne sich im geringsten zu beugen oder Risse zu bekommen. Unsere Maulthiere schritten darüber hin wie über ein unzerbrechbares Eisfeld. Ein Netz von kleinen, kaum einen halben Zoll hohen Buckeln streckte sich über die ganze Fläche, wahrscheinlich eine Folge der Ausdehnung des Salzes bei der Krystallisation. Ich schätzte dieses Feld mindestens sieben Meilen breit und zehn Meilen lang. Wie viel weiter es nordwärts reichte, weiß ich nicht. Bedeckte es aber die Ebene in genannter Richtung wie auf der Stelle wo wir übersetzten, so muß seine Ausdehnung dorthin beträchtlich größer sein. Das durchaus reine und sehr weiße Salz lag von einem halben bis drei Viertel Zoll tief und kam in jedem Betracht unserm besten Tafelsalze gleich. Demnach betrug die hier in einem Klumpen den Boden bedeckende Salzmasse, die in flüssigem Zustande befindliche ungerechnet, mehr als vier und eine halbe Million Kubikellen oder beiläufig hundert Millionen Scheffel."

Wie schon bemerkt, führt der Weg nach den californischen Goldgruben vorüber, und von der Zahl derer Die ihn gemacht gab der Umstand Zeugniß daß der Weg so breit und platt getreten war wie die beste Kunststraße. Aber es fehlte auch nicht an Zeugniß von den Beschwerden und Mühseligkeiten, welche die „Goldlüstlinge", namentlich wegen des Mangels an Brücken, Fähren und Trinkwasser, zu bestehen gehabt und die sie mit ihren schönsten Hoffnungen, wenn nicht mit ihrem Leben bezahlt. Weit und breit war die Straße mit Gerippen gefallener Pferde und Rinder bedeckt; Dutzende von Fuhrwerken aller Art lagen in Haufen umher, zerbrochen, angebrannt oder eingesunken; Speck, Schinken, alle Sorten Lebensmittel waren zu Hunderten von Pfunden wegen Unmöglichkeit des Fortschaffens zurückgelassen worden; desgleichen Hausgeräthe und Kochgeschirre, Kleidungsstücke und Handwerkszeug, Sättel, Zäume und Decken, Roheisen, Stahlwaaren, mathematische Instrumente und Bücher; mit einem Worte Alles und Jedes was die Unglücklichen bei sich gehabt und wodurch sie ihre Zwecke zu erreichen und das Leben sich zu verschönern gehofft. Und daß selbst das Leben Vielen verlorengegangen, von Manchen freiwillig niedergelegt, Andern von der Hand des Todes genommen worden war, dafür zeugten die ungezählten Gräber, die Stansbury täglich, oft stündlich erblickte. Auch verging kaum ein Tag, ohne daß er Ausgewanderten begegnete, die trüb und traurig, krank und elend in die verachtete Heimat zurückkehrten.

11.

Notizen.

Das Britische Museum in London.

Die von den Conservateurs des Britischen Museum dem Parlament auf das Jahr 1852 und 1853 übergebenen Voranschläge berechnen einen Geldbedarf von 53,943 Pfund Sterling und beanspruchen denselben mit 24,618 Pf. St. für Gehalte, mit 2345 Pf. St. für Hausunkosten, mit 15,385 Pf. St. für Ankäufe, mit 8395 Pf. St. für Buchbinder- und Tischlerarbeiten, mit 2900 Pf. St. für Druckkosten, und mit 300 Pf. St. für das Capital insgemein. Diesen Voranschlägen liegt ein Bericht bei über das im Jahre 1851 Geleistete, aus welchem sich unter Anderm ergibt, daß die Zahl der Besucher sich gegen 1850 mehr als verdoppelt hat, ohne Zweifel mit infolge der Industrieausstellung. Die Zahl nämlich des Jahres 1850 betrug 1,098,863, während die vom letzten Jahre 2,524,754 beträgt. Von den neuen Erwerbungen erscheinen namentlich die im Departement der Handschriften beachtenswerth und darunter besonders folgende: Eine Sammlung von 53 morgenländischen Manuscripten aus dem Besitze des Dr. Sternschuß, welche mehre kostbare Geschichtswerke in arabischer, sowie eine Abschrift des Neuen Testaments in armenischer Sprache enthält, letztere auf Pergament aus dem Jahre 1518 (die Copie einer Abschrift vom Jahre 1280) mit Miniaturgemälden; eine wunderschöne Copie der persischen Fabeln des Bidpai (Anwary Suhaili), mit vielen vortrefflichen Miniaturbildern aus dem 16. Jahrhundert; die metrische, englische Chronik, angeblich von Robert von Gloucester, bis zu Ende der Regierung Heinrich's III., auf Pergament, aus dem 14. Jahrhundert; der Text der Apokalypse in lateinischer und anglo-normannischer Sprache, mit eigenthümlichen Zeichnungen auf jeder Seite von der Hand eines englischen Künstlers aus dem 13. Jahrhundert; eine Copie der lateinischen Vulgata, geschrieben und illuminirt in Italien um die Mitte des 14. Jahrhunderts, im besten Geschmacke jener Zeit und auf Pergament; die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, mit lateinischem Text und Commentar unter Beigabe einiger tausend wahrscheinlich in Frankreich um das Jahr 1300 sehr geschickt gefertigter Zeichnungsskizzen, auf Pergament; ein Notizenbuch Jakob's, Herzogs von Monmouth, in seiner Handschrift, wie es sich nach seiner Gefangennehmung im Juli 1685 bei ihm vorgefunden; eine große Anzahl autographischer Briefe von geschichtlichem und literarischem Werthe aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert, darunter der Originalbefehl an den Lord-Mayor vom 17. December 1653, Oliver Cromwell zu proclamiren; der autographische geheime Briefwechsel Karl's I. mit dem Hauptmann Titus von 1648 während des Erstern Gefangenschaft im Schlosse Carisbrook auf der Insel Wight; 81 Briefe der Königin Katharina von Braganza an ihren Bruder Peter II. von Portugal, 1638—91.

Kunst und Natur in Italien.

Kunst und Natur in Italien ist allerdings ein schon oft und mitunter vortrefflich behandeltes Thema. Gleichwol führt die Verfasserin — denn eine Dame ist es, obschon sie sich nicht genannt — von „Art and nature under an Italian sky, by *M. J. M. D.*" (Edinburg 1852), den schwierigen Beweis, daß wie alt auch ein Thema sei, ein frischer Geist es zu verjüngen vermag, und daß hundert mal Beschriebenem immer noch eine anziehende Seite abgewonnen werden kann. Die Verfasserin besitzt Kenntnisse und Gefühl, trägt aber weder jene noch dieses zur Schau, und vielleicht besteht eines ihrer Hauptverdienste in der glücklichen Ausbeutung der Schwäche welche die Stärke einer Reisenden ausmacht, darin daß ihr das Mittelding eingetrichterter Gelehrsamkeit abgeht, welches zwar bisweilen den Genuß erhöht, ihn aber auch häufig vermindert. In Bezug auf Italiens Natur verräth die Verfasserin keine Vorliebe für besondere Scenerie. Sie liebt Alles was die Natur Schönes bietet, und mit gleich glücklicher Genauigkeit schildert sie das Rauhe und das Sanfte. In dieser Beziehung kaum übertroffen, steht sie in ihren Ansichten und Urtheilen über Italiens Kunst vielfach nach. Weil sie sich hier auf einem Felde bewegt wo Vorkenntnisse unerlaßlich sind, unersetzbar durch Geschmack und Scharfsinn, nimmt sie häufig für Gold was glänzt, fängt sich in gelegten Schlingen und läßt sich von ihrer Bewunderung

täuschen. Damit soll nicht gesagt sein daß sie nie echt von unecht unterscheidet, ihr gesundes Auge keine Schlinge sieht und ihr natürlicher Geschmack nie Gegenstände bevorzugt die wirklich Bevorzugung verdienen; sondern nur daß sie im Allgemeinen keine Ausnahme von der Regel macht, daß Unkenner der Kunst in allen ihren Zweigen meist, wenn auch nicht das Fehlerhafte, doch das mindest Gute hervorzuheben und zu bewundern pflegen. 7.

Henri Blaze über die Gräfin Aurora von Königsmark.

Henri Blaze, welcher seit seiner Vermählung mit einer inzwischen auch als Schriftstellerin aufgetretenen Britin seinem Namen das aristokratische Prädicat „de Bury" beilegte, hat jüngst einige über die Familie Königsmark erschienene Werke zum Gegenstande eines Artikels der „Revue des deux mondes" gemacht. Vielleicht sollten wir besser sagen, er hat aus diesen Werken einen Artikel gemacht, weil das die Weise bezeichnet in der sich dieser übrigens elegante Publicist häufig in der deutschen Literatur zu ergehen pflegt. Unser Verdacht daß er nicht wenige Seiten der erwähnten Schriften als unbeschränktes Eigenthum nutznießen mag, ist keineswegs grundlos. Wenigstens hatte schon vor mehren Jahren die „Revue des deux mondes" eine Arbeit über Justinus Kerner aufzuweisen, die sich nicht Uebersetzung nannte, aber größtentheils buchstäblich, besonders in der Schilderung vom Stillleben des Sängers zu Weinsberg, dem reizend entworfenen Gemälde in Strauß' „Friedlichen Blättern" abgeborgt war, ohne daß dieser Autor, der, wie wir uns noch sehr wohl besinnen, seiner Zeit gerechte Entrüstung über solchen Eingriff empfand, sich anders als blos zufällig leichthin citirt fand. Nicht minder ein zweiter, ebenfalls mit fremden Federn geschmückter Aufsatz, welcher wacker den Namen „Clemens Brentano" an der Stirne trug und viele Seiten lang wörtlich — ohne Anführungszeichen und ohne daß die Verfasserin anders als wieder beiläufig einmal genannt wurde — Uebertragung enthielt, dem Buche „Aus der Gegenwart" von Emma Niendorf entlehnt. Pflicht dürfte es sein, gelegentlich solche kleine literarische Freibeutereien des Franzosen aufzudecken.

Die Straße St.-Denis zu Paris.

Pierre Augustin Caron, welcher mit 25 Jahren den Namen Beaumarchais annahm, ward den 24. Januar 1732 in einem Uhrmacherladen der Straße St.-Denis geboren, der Straße de la Féronnerie fast gerade gegenüber, nicht fern von dem Hause des Pfeilers der Halle, wo man lange irrthümlich gemeint daß Molière das Licht erblickt. Die Falschheit dieser Angabe ist jetzt offenkundig; wenn aber dieses Viertel St.-Denis, welches nicht für einen Glanzpunkt von Kenntnissen gilt und zu Paris etwas den Ruf Böotiens in Hellas genießt, auf die Ehre verzichten muß, Molière das Dasein geschenkt zu haben, kann es sich gewissermaßen darüber trösten, weil es das Recht hat, zu seinen Eingeborenen nicht nur Regnard zu zählen, Frankreichs ersten komischen Dichter nach Molière; nicht nur den Verfasser der „Mariage de Figaro", sondern auch Scribe, der mitten in der Straße St.-Denis geboren ist, in einem Laden von Seidenzeugen, wie Béranger dicht neben an, in der Straße Montorgueil, in einer Schneiderbude. 12.

Audiatur et altera pars.

Diese Rechtsregel findet sich häufig als Symbol über den Thüren der Raths- oder Gerichtshäuser, und zwar in den deutschen Reimen:

> Eines Mannes Red ist eine halbe Red,
> Man muß die Theil verhören beed.

So war es über dem Eingange zum Rathhaus in Kassel mit goldenen Buchstaben zu lesen. So lautet auch die Ueberschrift am Eingang des Gerichtssaals im Römer zu Frankfurt und über der Pforte die nach der Rathsstube in Nürnberg führt. Der Spruch ist wahrscheinlich beliebt und volksmäßig geworden durch den Schauspieldichter Jakob Ayrer zu Nürnberg, der zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte und in seiner funfzehnten Komödie denselben einem Fürsten in den Mund legt, welcher sagt:

> Die Anklag ist nur halbe Red,
> Man muß die Theil verhören beed.

Vielleicht sollte dadurch der Misbrauch der damals noch berüchtigten westfälischen Femgerichte bezeichnet und verworfen werden, welche bekanntlich auf die Anklage eines wissenden Freischöffen den Nichtschöffen oder nichtwissenden Mann ungehört verurtheilten und verfemten. 13.

Bibliographie.

Almanach zum Lachen für 1853. Von E. Dohm. Illustrirt von W. Scholz u. A. 3ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1852. 8. 5 Ngr.

Amas, H., Lebensbilder und Erzählungen. 2ter Band: Der Pfarrer von Ellinghausen. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anschütz I., E., Johannes am Jordan. Ein maurerisch-didaktisches Gedicht. Leipzig, Weinedel. 1852. 16. 4 Ngr.

Beer, H., Dichtungen. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 1 Thlr.

Brennglas, A., Buntes Berlin. 1stes Heft: Die Menagerie. Erlesenes. Scenen. Kleines aus dem Tagebuche Berlin's. 3te Auflage. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel. Herausgegeben von A. Erman. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1852. Gr. 8. 6 Thlr.

Das Buch Mormon. Ein Bericht geschrieben von der Hand Mormon's auf Tafeln Nephis' Tafeln entnommen. In das Englische übersetzt von J. Smith jun. Aus dem Englischen von J. Taylor und G. Parker Dykes. Stereotyp-Ausgabe herausgegeben von J. Taylor. Hamburg. 1852. Gr. 12. 2 Thlr.

Dat Buk wichbelde recht. Das sächsische Weichbildrecht nach einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Berlin von 1369 herausgegeben von A. v. Daniels. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 12 Ngr.

Clarkson, T., Onkel Tom in England. Fortsetzung von Onkel Tom's Hütte. Zwei Theile. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Deutsche Classiker. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 4 Ngr.

Düntzer, H., Freundesbilder aus Goethe's Leben. Studien zum Leben des Dichters. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Giese, J., Erörterung der Streitfrage über den Gebrauch der Azyma als Element der hh. Eucharistie. Eine historisch-liturgische Abhandlung. Münster, Theissing. 1852. 8. 12 Ngr.

Giseke, R., Carrière! Ein Miniaturbild aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr.

Göthe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 15 Ngr.

Groth, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart nebst Glossar. Mit einem Vor- und Fürwort vom Pastor Dr. Harms in Kiel. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 24 Ngr.

Gustav vom See, Herbst-Blätter. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. 15 Ngr.

Haneberg, D. B., Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung als Einleitung in's alte und neue Testament.

2te Auflage. Regensburg, Manz. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Harms, F., Prolegomena zur Philosophie. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Heidemann, C. F. Chr., Gedichte. Herausgegeben von dem christlichen Frauen- und Jungfrauenverein in Greifswald. Greifswald. 1852. 8. 15 Ngr.

Heimathsklänge. Eine Sammlung von Gedichten in der Mundart der Deutschen in Nordböhmen und Schlesien. Herausgegeben von A. Jarisch. Wien. 16. 16 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Das Hohelied Salomonis ausgelegt. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr.

Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12. bis 15. Jahrhundert. Theils Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen, theils Originallieder, aus Handschriften der K. K. Hofbibliothek zu Wien zum ersten Male herausgegeben von J. Kehrein. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koester, F., Geschichte des Königl. Consistoriums der Herzogthümer Bremen und Verden. Aus den Quellen mitgetheilt. Stade. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Lange, J. P., Vom Oelberge. Alte und neue geistliche Lieder. Frankfurt a. M., Brönner. 1852. 8. 27 Ngr.

Leschhorn, L. F., Nathanael. Ein christliches Familien-Stillleben. Kreuznach, Voigtländer. 16. 20 Ngr.

Mügge, T., Der Majoratsherr. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naue, J. J., Mimisch-Phrenologisches. Die Phrenologie im Verhältniss zur bildenden Kunst des Alterthums und der Jetztzeit. Mit 14 lithographirten Abbildungen. Cöthen, Schettler. 8. 7½ Ngr.

Preußens Reiter bei Hainau am 26. Mai 1813. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Pröhle, H., Kinder- und Volksmärchen. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Putlitz, G. zu, Lustspiele. 1ster Band. 2te Auflage. Berlin, Schlesinger. 8. 1 Thlr.

— — Badekuren. Lustspiel in einem Aufzuge. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Familien-Zwist und Frieden. Lustspiel in einem Aufzuge. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Ein Hausmittel. Lustspiel in einem Aufzuge. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Das Herz vergessen. Lustspiel in einem Act. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

Rang, F., Kann die Polizei das Strafmittel der körperlichen Züchtigung entbehren? Versuch einer richtigen Beantwortung dieser Frage mit Rücksichtnahme auf den Standpunkt der Praxis. Erlangen, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

Raupach, Pauline, Raupach. Eine biographische Skizze. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 16. 15 Ngr.

Risch, W., Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Rollet, H., Jucunde. Prachtausgabe. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rommel, C. v., Geschichte von Hessen. 9ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte von Hessen seit dem westphälischen Frieden bis jetzt. 1ster Band. Zwei Hälften. Cassel, Fischer. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Roquette, O., Liederbuch. Stuttgart, Cotta. 1852. 16. 1 Thlr.

Die Ruinen meines Klosters. Eine historische Novelle der Neuzeit. Aus dem Spanischen. Zwei Theile. Münster, Theissing. 1852. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scholl, C., Erster Blick in die Wunderwelt des Magnetismus. Mittheilungen aus Paris. Hamburg, Meißner u. Schirges. 8. 10 Ngr.

Schott, W., Ueber die finnische sage von Kullerva. Gelesen in der akademie der wissenschaften am 24. Juni 1852. Berlin, G. Reimer. 1852. Gr. 4. 10 Ngr.

Schwanengesänge berühmter Dichter von K. L. Kannegießer. Tübingen, Osiander. 16. 15 Ngr.

Simrock, K., Bertha die Spinnerin. Frankfurt a. M., Brönner. 16. 24 Ngr.

Solitaire, M., Die Tragödie auf der Klippe. Novelle. Landsberg, Volger u. Klein. 12. 5 Ngr.

Sophokles' Werke. Metrisch übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von J. A. Hartung. Mit dem Grundriß und einer Ansicht eines griechischen Theaters. Leipzig, W. Engelmann. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Steitz, G. E., Der lutherische Prädicant Hartmann Beyer. Ein Zeitbild aus Frankfurts Kirchengeschichte im Jahrhundert der Reformation. Frankfurt a. M., Schmerber. 1852. 8. 24 Ngr.

Stifter, A., Bunte Steine. Ein Festgeschenk. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Stöber, C., Sabina die Bleicherin. Das Buch der Armen. Dresden, Naumann. 8. 18 Ngr.

Tangermann, W., Pilgerklänge. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tirneg, Freih. G. v., Seelenfreundliche Briefe. Darmstadt, Jonghaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldmüller, Dichter's Nachtquartiere. Hamburg, Meißner u. Schirges. 16. 10 Ngr.

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Staaten-Geschichte bis auf unsere Zeiten für alle Stände. 7ter Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Neue Folge. Die Geschichte bis zum Jahre 1853. 1ster Band. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Wernicke, C., Die Geschichte der Welt zunächst für das weibliche Geschlecht bearbeitet. 1ster Theil: Die Geschichte des Alterthums. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Zwick, H. A., Grammatik der West-Mongolischen d. i. Oirad oder Kalmückischen Sprache. Donaueschingen, Schmidt. 1852. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Biesterfeld, C. W., Josua de Lemos und Hr. G. F. Vorwerk in Firma Hochgreve & Vorwerk. 2te Auflage. Hamburg, Berendsohn. 1852. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Rechtsverhältniß des thüringschen Zoll- und Handelsvereins zum Zollverein. Leipzig, Sackowitz. 1852. 8. 7½ Ngr.

Dittenberger, W., Predigt gehalten am letzten Sonntag des Kirchenjahres den 21. Novbr. 1852 zu Weimar. Weimar, Hoffmann. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

Liepe, F., Louis Napoleon Bonaparte. Lied eines Preußen. Berlin, Stuhr. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Macaulay, Th. B., Ueber die Judenfrage. Frankfurt a. M., Auffarth. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Rüling, Die Freiheit in Christo. Zwei Predigten über einen Text, Gal. V, 13. gehalten am Reformationsfeste und am zweiten Bußtage 1852. Dresden. 1852. 8. 3 Ngr.

Schmeidler, H., Die Schicksale der evangelischen Kirche in Schlesien. Eine Ansprache zur Feier des Reformationsfestes am 31. Octbr. 1852 gehalten. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.

Walter, F. C. E., Rede bei der Taufe des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin Paul Friedrich Wilhelm Heinrich Hoheit am 3. Novbr. 1852 zu Ludwigslust gehalten. Schwerin, Stiller. 1852. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zum Verständniß der Zollvereins-Krisis und der Stellung der zu Darmstadt verbündeten Zollvereinsregierungen auf den Berliner Conferenzen, mit Rücksicht auf die amtlichen „Beiträge zur Beurtheilung der Zollvereinsfrage“. Gießen, Heinemann. 1852. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlag von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goltz (B.), Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

———, **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

———. **Lichtstrahlen** aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Koenig (H.), Auch eine Jugend. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Lisettens Tagebuch. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Menzel (W.), Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Prof. **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. 8 Thlr.

Prutz (R.), Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

———, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Schönberg (E. von), Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schücking (L.), Der Bauernfürst. Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

———, **Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sternberg (A. von), Ein Carneval in Berlin. 8. Geh. 1 Thlr.

Talvj, Heloise. Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

———, **Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8. I—III. **Genfer Novellen.** 1 Thlr. 15 Ngr. IV—VII. **Das Pfarrhaus.** 3 Thlr.

Uhl (F.), An der Theiß. Stillleben. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Neunzigstes und einundneunzigstes Heft.

Großbritannien seit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentswahl von 1852. (Schluß.) — **Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** Zweite Abtheilung. Die Chemie in ihrem Einflusse auf die übrigen Wissenschaften. — **Das Osmanische Reich nach seinen statistischen Verhältnissen. — Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart.** Erster Abschnitt. Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als ein **Supplement zu allen Ausgaben** des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Deutsches Leben.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Herausgegeben von

Heinrich Pröhle.

Erstes Bändchen: Der Oberamtmann und der Amtsrichter. Von Jeremias Gotthelf. — Hauschronik eines deutschen Schulmeisters. Novelle von Gottfried Schröer.

8. Velinpapier. Geh. 24 Ngr.

Mit diesem Bändchen beginnt, wie wir glauben versichern zu dürfen, in der anziehendsten Weise eine Sammlung, deren Aufgabe es sein wird, in einer Reihe von Bildern das deutsche Leben dem Auge des Lesers vorzuführen. Die namhaftesten Schriftsteller auf diesem Gebiete haben ihre Betheiligung freundlichst zugesagt.

Leipzig, im December 1852.

Avenarius & Mendelssohn.

Illustrirtes Familienbuch
zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise
herausgegeben
vom österreichischen Lloyd zu Triest.

Das „Familienbuch" hat soeben seinen dritten Jahrgang (Band) begonnen und das I. Heft davon liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht vor. Nachdem das Unternehmen in seiner Heimat sich eine außergewöhnlich große Verbreitung errungen, sind wir entschlossen, durch eine erweiterte Tendenz demselben auch außer Oesterreich die gleiche Geltung zu verschaffen. Unsere zwei Preisausschreibungen für Novellen, von deren günstigem Erfolge sich das Publicum theils schon überzeugt hat, theils in jedem der folgenden Hefte mehr und mehr überzeugen wird, bürgen für unser Streben: zur Hebung deutscher Belletristik der Gegenwart beizutragen. Aber nicht der Novelle allein, sondern auch den populair-wissenschaftlichen Theilen des Familienbuchs widmen wir gleiche Aufmerksamkeit und weisen demgemäß auf unsere eben erfolgte Preisausschreibung für den besten historisch-biographischen Aufsatz hin. Ferner haben wir die Zahl unserer außerösterreichischen Mitarbeiter bedeutend vermehrt und nicht allein Zusagen, sondern auch Beiträge der gefeiertsten Schriftsteller Deutschlands erhalten. Der leitende Grundsatz der Redaction wird immer der bleiben:

> Unser Buch allen Kreisen der Gesellschaft und insbesondere jeder deutschen Familie, sie wohne nun an der Ost- oder Nordsee, am Adriatischen Meer, am Rhein oder an der Donau, gleich anziehend zu machen.

Wir werden literarischen Sonderinteressen keinen Raum geben. Politik, Confessionelles, Polemik und Strengwissenschaftliches sollen in den Spalten unsers Buchs nie Platz finden. Dagegen werden alle übrigen Gebiete des Lebens, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, und zwar nur in Originalbeiträgen darin vertreten sein: Novellen, Erzählungen, Sagen und Gedichte, Charakteristiken interessanter Personen, bedeutende Momente aus der Geschichte der Gegenwart und Vergangenheit, Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur, Schilderungen aus der Heimat und Fremde, interessante Notizen über Haushalt, Handel und Gewerbe. Um der Vielseitigkeit dieser Richtungen noch mehr als bisher genügen zu können,

> haben wir von jetzt an und zwar ohne Preiserhöhung den Umfang des Bandes um zwölf Bogen erweitert, sodaß jedes Heft statt drei nunmehr deren vier mindestens umfassen wird.

Das Stichformat der artistischen Beigaben: Genrestücke, historische Blätter, Portraits und Landschaften, ist gleichfalls erheblich vergrößert worden und es werden durchschnittlich nur mehr Originale der beliebtesten Münchner, Düsseldorfer, Wiener und italienischen Künstler dazu benutzt, wodurch diese Stahlstiche großentheils bleibenden Kunstwerth erhalten, da wir das Eigenthumsrecht der Zeichnungen besitzen und anderweitige Nachbildungen nicht gestatten.

Somit dürfen wir hoffen, daß das Familienbuch in seiner jetzigen Gestalt sich auch im weitern Deutschland die Anerkennung erringen wird, welche unser Streben:

> nach Vereinigung der literarischen und artistischen Kräfte Deutschlands

wohl verdienen dürfte.

Der Preis ist so äußerst niedrig gestellt, daß auch der weniger Bemittelte sich das Buch zur Belehrung und Unterhaltung leicht anzuschaffen vermag.

Vom Familienbuch erscheint jeden Monat ein Heft von je vier Bogen Text, mit drei schönen Stahlstichen. Zwölf solcher Hefte bilden einen Band, welcher jedes Jahr 4—6 Wochen vor Weihnachten fertig sein wird, um an diesem schönen Feste zu Geschenken verwendet werden zu können. Das Heft kostet 10 Sgr. = 36 Kr. Rhein. Vorausbezahlung ist nicht zu leisten.

☛ Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Zur Bequemlichkeit für unsere Mitarbeiter haben wir in nachbenannten Städten Agenturen errichtet, welche Beiträge für das Familienbuch an uns befördern und über Honorarbedingungen Aufschluß ertheilen.

Triest, im November 1852.

Die Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des österreichischen Lloyd.

Hauptagenturen für Deutschland:

Für Sachsen, die sächsischen Herzogthümer und das Ausland: **H. Hübner** in Leipzig.
" Preußen und ganz Norddeutschland: **Amelang**'sche Sortimentsbuchhandlung in Berlin.
" die preußischen Rheinlande, Westfalen, Holland und Belgien: **J. G. Schmitz** Sortimentsbuchhandlung in Köln.
" Westdeutschland (die beiden Hessen, Nassau und Baden): **J. D. Sauerländer's** Sortimentsbuchhandlung in Frankfurt.
" Baiern: **G. Franz**, Buchhandlung in München.
" Würtemberg: **F. Köhler's** Sortimentsbuchhandlung in Stuttgart.
" die Schweiz: **Meyer** und **Zeller**, Buchhandlung in Zürich.

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

December. Nr. 518—521.

Inhalt: *Belsazer's Fest. — Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog zu Sachsen. — Die Sorgen eines Theaterdichters im alten Griechenland und Rom. — *Feste Jour bei Pontarlier im Departement des Doubs. — Gebräuche bei einer Hochzeit in den Vogesen. — Der Kunstreitercircus im Grabmale des Kaisers Augustus. — *Jaquemarts. — *Der Mann mit der eisernen Maske. — Der Doge Foscari und sein Sohn. — *Der Wagen der heiligen Rosalie. — *Die Abteibrücke bei Rockeby. — *Whittington und seine Katze. — *Das Ritterwesen. — Der Grabhügel des tapfern Beowulf. — Die Weihnachtsfeier in Spanien. — Die Palastschule Kaiser Karl's des Großen. — Der Kurde und der Arzt. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Januar 1853. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 3. —— 15. Januar 1853.

Inhalt.

Der deutsche Tendenzroman.

Bekanntlich hat die Zuversicht womit Gutzkow seine „Ritter vom Geiste" als Verkündiger einer ganz neuen Aera im Romane dem Publicum vorstellte vielfältig bittern Tadel erfahren; man hat darüber gewitzelt, dagegen polemisirt, wenn er statt des „Nacheinander" der Ereignisse, wie es der alte Roman sich zum Vorwurf gemacht hätte, dem neuern das „Nebeneinander" der Begebenheiten vindiciren wollte, und in der That bieten diese seltsamen Ausdrücke einigen Grund zu Anfeindungen dar. So ist namentlich nicht mit Unrecht darauf aufmerksamgemacht worden daß die Schilderung eines reinen Nebeneinander im Romane, dem doch die allmälige Entfaltung der Ereignisse nothwendig ist, eine Sache der Unmöglichkeit, das Nacheinander also gar nicht zu vermeiden und in Gutzkow's eigenem Romane am wenigsten vermieden sei. Allein man hätte von der wunderlichen Form, in der Gutzkow gewissermaßen ein neues Evangelium verkündigte, absehen und auf den Inhalt seines Ausspruchs sehen sollen, um sich zu überzeugen daß wirklich der Roman nicht nur in eine neue Bahn eingelenkt ist, sondern daß ihn auch eine tiefe Kluft von allen frühern gleichartigen Erzeugnissen trennt, und daß der Unterschied zwischen jenen und diesem in der Anordnung der Begebenheiten, in der Stellung der Helden zu denselben, in der unmittelbarern Beziehung der Fabel auf die Gegenwart beruht. Es ließe sich hierbei ein nicht uninteressanter Vergleich zwischen zwei deutschen Romanen anstellen, deren jeder in der Literaturgeschichte als epochemachend bezeichnet zu werden verdient, zwischen dem „Werther" und den schon genannten „Rittern vom Geiste"; ersterer ist ein Typus fast für die ganze Reihe von Romanen welche in Deutschland seit seinem Erscheinen bis auf die neueste Zeit geschrieben sind; bei dem letztgenannten Werke wird zweifelsohne Dasselbe der Fall sein. Die Verfasser beider Dichtwerke haben in die unmittelbar sie umgebende Wirklichkeit gegriffen und ein großes Stück derselben in einen kunstvollen Rahmen eingefaßt. Zu den Zeiten des „Werther" war es die einseitige Gefühlsüberschwänglichkeit, das stete Wollen und Nicht-Können, die sentimentale Verstimmtheit die sich im ganzen Thun und Gebahren unserer Voraltern kundgab: je größer die Impotenz des Willens war, um desto mehr pochte man auf die viel werthvollern Gefühle. Und wie schildert uns Goethe diese seine Zeitgenossen und damals auch ihn selbst beherrschende Einseitigkeit? Dadurch daß er einen Repräsentanten derselben hinstellt, der in sich vereinigt was damaliger Zeit ein sterblicher Mensch in dieser Art in sich vereinigen konnte: wir sehen den Helden psychologisch nothwendig sich auf eine Höhe der Ueberspanntheit verirren, wo zu seiner sittlichen Rettung nur der Untergang übrigbleibt. Anders dagegen die „Ritter vom Geiste". Unsere Zeit beherrschen die Ideen einer staatlichen und socialen Wiedergeburt: das Charakteristische ihrer Lebensäußerungen besteht in den stets in allen Kreisen und bei allen Parteien erneuerten Versuchen, diese Ideen in die Wirklichkeit zu führen. Dies Charakteristische ist der Hauptinhalt von Gutzkow's Werke. Nun liegt es freilich von vornherein auf der Hand daß wenn die Schilderung psychologischer Entwickelungsphasen an Einem Helden vollzogen werden kann, zur Realisirung bestimmter Ideen im Kampfe des alten mit der verjüngten Zeit ein Einzelner nicht genügend ist, und wir werden sogleich schon dem neuen Romane ein weiteres Feld, eine größere Ausdehnung zusprechen müssen. So ist es denn auch wirklich in den „Rittern vom Geiste". Kaum nimmt ein Einzelner das ungetheilte Interesse in Anspruch; Jeder ist ein nothwendiger Held in dem obenbezeichneten Kampfe; die Entwickelung des Einzelnen ist Nichts gegen die Herculesarbeit Aller. Die Zustände, die Entwickelungsmomente der Gegenwart zu schildern, ist der Vorwurf des neuen Romans. Der Unterschied zwischen beiden ist also der, daß während der eine unmittelbar anregend in den Kampf der heterogensten Interessen einzugreifen liebt, der andere es nicht mit den

Ideen bestimmter Zeiten, sondern lediglich mit den Gefühlen und Anschauungsweisen einer bestimmten, vielleicht gerade sich breitmachenden Kategorie von Menschen zu thun hat, die er nun in seinem so und nicht anders sich entwickelnden Helden schildert. Mit einem Worte: der alte Roman ist ein Heldenroman mit vorwiegend psychologischem Gehalte; der neuere Roman dagegen vertritt Tendenzen und Ideen, das Interesse das er erweckt ist ein reinsittliches.

Der alte Roman gibt die Darstellung bestimmter individueller Entwickelungen, er stellt einen bestimmten Helden auf, der gegen die finstere Macht des Geschicks, gegen die sich geltendmachende Zeitströmung ankämpft oder gänzlich von ihr sich fortreißen läßt und auf den Sand geräth. Dieser Held soll unser Interesse ganz und allein fesseln: um seinetwillen sind die andern Handelnden als Nebenpersonen vorhanden, die Zustände und Begebenheiten in die er eingeführt wird sollen nicht an und für sich anziehen, sondern nur durch die größere oder geringere Wichtigkeit, die sie dadurch erhalten daß der Held sich in ihnen so und nicht anders zeigt. Wir sind gespannt wie der Conflict gelöst wird in den der freie Wille des Menschen mit den Stürmen des Schicksals geräth, und dieser Conflict erscheint uns als ein reinmenschlicher, an keine bestimmte Zeit gebunden, auf kein bestimmtes Ländergebiet beschränkt. Solange Menschen auf Erden denken, lieben und streiten, sind diese Ereignisse wie sie uns der Roman vorführt möglich; zu allen Zeiten kann es solche Helden geben, und zu allen Zeiten muß ihre Entwickelung unter den bestimmten Einflüssen die hier geschilderte sein. Es ist daher gleichgültig, ob der Dichter seine Fabel in die Gegenwart, ob er sie in eine weitentlegene Vergangenheit setzt; er bedarf für seine Motivirung nicht der schwindelnden Leidenschaften des Tags, nicht gewisser Zeitideen. Setzt er seinen Helden in die Gegenwart, so geschieht es nicht weil ihm ihre Interessen vorzüglich am Herzen liegen und weil an ihnen der Held den thätigsten Antheil nehmen soll, sondern nur weil sie ihm den besten Rahmen, vielleicht auch die beste Gelegenheit zur Charaktermotivirung leiht; und setzt er ihn in die Vergangenheit, so ist das reiche Leben derselben zu schildern doch nicht sein Hauptzweck, er nimmt sie vielmehr blos, weil in dieser bestimmten Zeit gerade der Hauptcharakterzug seines Helden vorzüglich stark hervortrat: niemals ist es dem Dichter um das Tendenzinteresse zu thun das gerade diese oder jene Zeit wecken kann, sondern lediglich um das Interesse das der Held als solcher einflößen und erregen muß. Im „Wilhelm Meister" hinterließ uns Goethe einen solchen Heldenroman von großartiger Anlage unvollendet, wenn schon freilich die „Wanderjahre" einen bedeutenden Anlauf nehmen in die Sphäre des neuen Romans einzutreten. Im Allgemeinen scheinen die Deutschen in diesem Genre des reinen Heldenromans nicht glücklich zu sein, vielleicht weil derselbe ihnen Gelegenheit bietet, ihre Persönlichkeit zu sehr fühlen zu lassen. Und was ist natürlicher als dies? Wer einen Helden aus dem Gewoge der Massen aufgreift, um alle nur möglichen Gefühle und Hochherzigkeiten, an deren wortreicher Entfaltung ja gerade die Zeit in welcher dieser Roman besonders im Schwange war keinen Mangel litt, durch seinen Busen ziehen zu lassen: wie könnte der die günstige Gelegenheit, durch den Mund dieses Helden Alles was er selbst jemals gefühlt, gedacht, gelitten der Mit- und vielleicht auch der Nachwelt zu verkünden, vorübergehen lassen? So ist die Gefahr da daß der Dichter statt der objectiven Schilderung von Personen ein Spiegelbild von sich gibt, was freilich nur insofern zu tadeln ist als derartige Spiegelbilder regelmäßig mit einer zu Unwahrheiten verführenden allzu großen Eitelkeit gezeichnet zu werden pflegen. Die bezeichneten Romane verweilen denn auch bei den innern Kämpfen des Helden, bei seinen Selbstgesprächen, bei den Geburtswehen seiner Entschlüsse gern und lange und bieten hierin treffliche Momente dar. Wo aber wirklich der Held mit andern Personen der Handlung in Verbindung gesetzt werden muß, da erhält die Schilderung etwas Verschwimmendes, Unbestimmtes: das Ganze wird ein grauer Hintergrund, auf dem sich die Individualitäten nicht gehörig abheben. Daher denn auch dieser gänzliche Mangel einer natürlichen und zugleich bedeutungsvollen Conversation in jenen deutschen Romanen der zwanziger und dreißiger Jahre, für die es nicht unbezeichnend sein möchte daß sie in großer Anzahl, vielleicht der Mehrheit nach von weiblichen und unmännlichen Verfassern (Pichler, Hanke, Hahn-Hahn, Düringsfeld, Sternberg u. s. w.) herrühren. Der verweichlichende Einfluß der romantischen Schule ist noch zu deutlich in ihnen sichtbar. Beiweitem besser ist der historische Roman vertreten, in welcher Beziehung ich nur an Spindler's „Juden" und Rehfues' „Scipio Cicala" zu erinnern brauche. Die Deutschen scheinen merkwürdigerweise, wo sie sich auf historischem Boden bewegen, eine größere Sicherheit zu erhalten: in den historischen Romanen, in denen sie etwas Wahres, Factisches als Ausgangspunkt haben, werden auch die Gestalten ihrer Helden lebenskräftiger, ihre Handlungen wahrer, ihre Gedanken nicht so romantisirend verhimmelnd, ihre Conversation meist natürlicher, wenn auch oft zu gesucht der Zeitperiode die zugrundeliegt angepaßt.

Mit der allmäligen Beseitigung der romantischen Schule und bei dem raschen Pulsiren und Sichüberstürzen das unserer Generation so eigenthümlich ist, machten sich nun auch andere Anfoderungen des Publicums an den Roman geltend. Alles wies ja den Deutschen darauf hin, sein vielbespötteltes Gefühlsleben, jenes ideelle Genügen, das ihn sich frei wähnen ließ, „und wär' er in Ketten geboren", aufzugeben, die Einheit der realen und idealen Welt, die Unzertrennlichkeit des Wirklichen und Vernünftigen anzuerkennen. Die allernächste Umgebung, die Gegenwart, packte ihn mit ihren mächtigen Armen; anstatt der die Glückseligkeit lediglich in ein Gefühlsleben setzenden Vergangenheit bedurfte die Gegenwart einer energischern Willens- und Charakterentwickelung. Der Einzelne fühlt nun seine Bedeutung und er-

hebt die Foderung, als gleichberechtigtes Glied in der großen Kette des Staats, des geselligen und des kirchlichen Lebens anerkannt zu werden: Jeder ist an den Ereignissen der Gegenwart selbst betheiligt und will in einer Schilderung der Verhältnisse der Gegenwart sich selbst wiederfinden. Eine beziehungslose, allein durch die Handlungsweise Einzelner fesselnde Darstellung genügte daher nicht mehr. Nachdem man die Tendenz zuerst stark in die Lyrik (von der Zeit des Rheinlieds an), dann ins Drama getragen hatte, mußte man mit Nothwendigkeit finden daß für sie ein geeigneterer Raum im Romane sei, wo sie sich gegen Widerspruch und Kampf behaupten und erhalten kann. Die breite Entwickelung, deren gerade der Roman fähig ist, gibt dem Dichter Gelegenheit allen Interessen gerechtzuwerden, und der Dichter muß es sogar, will er nicht in die subjective Selbstgefälligkeit verfallen, die weder im Kunstwerke brauchbar noch in Zuständen wie die die Gegenwart bewegenden zulässig ist. Genügt freilich der Dichter diesen Anfoderungen nicht, so macht er sich und die Kunst bestimmten Parteiinteressen unterthan, während er doch nur der großen für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit kämpfenden Partei angehören darf. Daß indeß beim neuen Tendenzromane diese Einseitigkeit nothwendig, daß dadurch die Kunst zur dienstbaren Magd der jedesmal auf dem Markte herrschenden Volksstimmung gemacht ist, wird im Ernste Niemand behaupten wollen, und das Gegentheil wird zu deutlich durch Gutzkow's Roman bewahrheitet. Wer freilich es überall der Kunst zum Vorwurfe machen will daß sie über den Sturm und Drang der Gegenwart ihren versöhnenden Glanz zu breiten sucht; wer da glaubt daß der Dichter auf goldenen Schwingen der Erde und den irdischen Verhältnissen sich entrücken müsse: mit Dem mögen wir nicht streiten. Vielmehr meinen wir daß es in bestimmten Krisen, und daß wir in einer solchen sind, wird gewiß Niemand leugnen, Keinem Unehre bringt, an der Beseitigung derselben mitgeholfen zu haben. Die Schlachtgesänge des Tyrtäus sind darum nicht schlechter, weil der Sänger durch sie den Muth seiner Schar belebt hat, und des Aristophanes Komödien gelten noch für unerreicht, obschon er seine Zeit, ja selbst bekannte Persönlichkeiten in ihnen recht boshaft schildert. Möchte man sich doch überzeugen daß veränderte Zeiten in jedem Gebiete geistiger Thätigkeiten veränderte Richtungen hervorbringen müssen. Und so auch jetzt. Wie im politischen Leben die Foderung der Gleichberechtigung aller Staatsbürger eine nicht mehr zu umgehende ist, so soll auch für den neuen Roman die Foderung aufgestellt werden, seine Personen nicht „aus dem Salon", oder „aus der Junkerwelt", oder „aus dem Alltagsleben" zu nehmen, sondern sie aus allen Schichten aufzulesen, denn sie alle sind Glieder der menschlichen Gesellschaft. Wie in der Wirklichkeit des Proletariers Hütte neben des Privilegirten Palast liegt und der Hungerruf des einen häufig zwischen die Prunkgelage des andern gellt, wie die Wechselwirkungen zwischen den Schicksalen und Erlebnissen des einen und der Lebensstellung des andern oft wunderbar sind, so soll auch der neue Roman Hütte und Palast, Comptoir und Bureau, vornehme Müßiggänger und von ihrer Hände Arbeit Lebende, die höchsten Kreise, deren sublimen Nimbus wir sonst nur aus der Ferne sehen konnten, und die Sphären der tiefsten menschlichen Erniedrigung, alle in seinen Rahmen aufnehmen. Wie daher der alte Roman die Triebfedern zu den Handlungen des Einzelnen secirte, so zergliedert der neue anatomisch genau diesen großen, ungeschlachten, an so vielen Stellen mit Brandflecken und Merkmalen innerer Fäule behafteten Körper den wir die Gesellschaft nennen. Daß sich so der neue Roman einen wesentlich neuen Inhalt gesucht hat, ist nicht zu verwundern; die Interessen welche zu jeder Zeit als die höchsten gelten, werden sich auch überall geltendmachen. Als eine thränen- und wortreiche, an Thaten arme Sentimentalität im Schwange war, da tauchte auch im Romane diese allgemeine Stimmung auf, weil eben kein Schriftsteller von den Einflüssen seiner Zeit sich ganz frei erhalten kann. Und wenn es wahr ist was oben behauptet wurde, daß das Charakteristische der Gegenwart darin besteht, eine Form für die abgeklärten Ideen der staatlichen und socialen Wiedergeburt zu finden, so ist es Pflicht des Dichters, indem er die Form zu suchen den Staatsmännern überläßt, für die Abklärung des Inhalts, der Ideen seinerseits zu wirken, denn der Aufgabe seiner Zeit soll sich soviel an ihm ist Keiner entziehen; und da diese Ideen nur aus der Betrachtung und Würdigung der politischen und socialen Zustände entnommen, da sie nur aus einer liebevollen Hingabe an dieselben gefunden werden können, so kann der Dichter nicht anders als in diese Zustände selbst eintauchen und sie dem Auge vorführen, denn eine Verbesserung ist nicht ohne genaue Erkenntniß möglich. Bedarf daher der Dichter keiner Rechtfertigung wenn er der allgemeinen Zeitströmung eine Concession macht, verdient er vielmehr weil er sich ihr nicht verschließt unser Lob, so kann er auf dieses doch freilich erst dann Anspruch machen wenn er den Bedingungen genügt die ihm durch die Wahl seines künstlerisch zu gestaltenden Objects auferlegt werden. Seine Aufgabe ist einen Tendenzroman aus der Gegenwart zu schreiben. Außer der größern Theilnahme, die ein solches aus dem Geiste der Zeit hervorgegangenes Werk bei den Zeitgenossen finden muß, bietet ihm dies bei der Behandlung den wichtigen Vortheil, sogleich für sein Gemälde einen großen Hintergrund zu haben. Die allgemeinen Umrisse, die Perspective im Ganzen sind dem Leser bekannt, sobald er nur auf die Schwelle der ersten Capitel tritt. Dadurch wird es dem Schriftsteller möglich, ein Getriebe von Verhältnissen nur andeuten zu müssen, dessen kleinliche Ausführung ihm viel Zeit und Raum gekostet haben würde, während dieser Aufwand an Mitteln ihm vom Leser häufig sehr wenig gedankt wird (in welcher Beziehung man nur beispielsweise an die oft musterhaften Einleitungscapitel der Scott'schen Romane zu erinnern braucht) und ihn selbst unnöthigerweise zum Auskramen einer pedantischen Gelehrsamkeit

verleitet. Während sich so dem Schriftsteller auf der einen Seite ein Vortheil darbietet, hat er durch die Wahl seines Stoffs andererseits wieder Schwierigkeiten hervorgerufen, deren Besiegung eine nicht geringe Kraft erfodert: er muß vollkommen auf den Gebieten zu Hause sein die er zeichnen will. Diese an sich so natürliche Foderung ist dennoch nicht leicht zu befriedigen; denn nicht nur daß der Dichter das menschliche Herz, die Sophismen des Verstandes im Allgemeinen beobachtet hat, muß er auch genau wissen daß und worin die Gelüste eines Proletariers andere sind als die eines Mitglieds der sogenannten privilegirten Stände, muß er wissen zu welchen Foderungen für seine Glückseligkeit den einen wie den andern sein klügelnder Witz verleitet, er muß den theoretisirenden Communismus und den in Praxis geltenden materialistischen Egoismus kennen, muß die Mittel kennen die man dem einen entgegensetzt, und die Beweggründe um derentwillen man den andern duldet; für ihn müssen die Innere Mission und die Freien Gemeinden, der Schutzzoll und die Handelsfreiheit, Reform oder Revolution, Despotismus, Anarchie, constitutionnelles Regiment und Republik Fragen sein, deren Beantwortung er nicht aus dem Wege gegangen ist, kurz, es wird von ihm nicht viel weniger verlangt als was vom Dichter im Vorspiele zum „Faust" gefodert wird:

So schreitet in dem engen Breterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus.

Der Roman wird dadurch gewissermaßen eine kleine Encyklopädie, aber mit Nothwendigkeit, denn alle diese Fragen sind doch nur die Vorfragen für die Entscheidung der großen andern nach der Erlösung der Menschheit aus den Fesseln des politischen und socialen Ungenügens. Man kann die Gegenwart nicht verstehen, ohne in alle diese Gebiete einzutauchen, und so oft man auch unserer Generation ein unwissenschaftliches Dilettiren auf allen Feldern des Wissens zum Vorwurfe gemacht hat, so sollte man doch bedenken daß das diesem Dilettiren zugrundeliegende Motiv gerade die Einsicht ist, über die Fragen der Gegenwart zu keinem Resultate kommen zu können, wenn man dieselben nicht in ihre kleinsten, spitzigsten Details hinein verfolgt und auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit und Thätigkeit wiederzufinden gewußt hat. Daß dies möglich ist hat Gutzkow's Werk bewiesen; und wenn darin manche Partie den Stempel der geistreichen Unwissenschaftlichkeit tragen sollte, so erwäge man daß ein Roman keine wissenschaftliche Monographie ist. Die Form, der Farbenton, die Einrahmung ist Etwas über das der Gelehrte bei dieser hinwegsieht, wenn ihn nur der Inhalt entschädigt. Nicht also beim Romane. Hier verlangt auch das Aeußere eine vollständige Befriedigung, und je divergirender die Personen und Begebenheiten welche der Dichter zu schildern hat auseinandergehen, je schwieriger wird seine Aufgabe, je mehr muß er seine Kunst zeigen die verschiedenen Schicksale zu verknüpfen und was der Idee nach sich entgegengesetzt ist in Wechselwirkung und Beziehung zu bringen. Die verschiedenen Ereignisse dürfen daher nicht willkürlich aneinandergereiht sein, die Schilderung der Personen und Zustände, die der Dichter aus der Gegenwart aufgreift, muß sich um einen Mittelpunkt schließen; eine Hauptfabel muß all die kleinen Nebenhandlungen, in denen wir das Treiben und Gebahren der Gesellschaft kennenlernen sollen, in sich aufnehmen, und so sehr wir uns auch auf abschweifenden Nebenwegen ergehen, müssen wir doch immer das Bewußtsein haben daß der richtige Weg dadurch nicht verlorengehen kann. Schilderungen wie die im „Gil Blas" hält heutzutage wol nur selten Jemand aus; man will mit Recht nicht blos im weiten Raume der irdischen Arena umhergehetzt werden, um hier eine Schicksalstragödie sich abschnurren zu sehen, dort über eine Komödie menschlicher Thorheiten zu lachen, man will zugleich auch eines künstlerischen Genusses sich erfreuen, und wenn diese Foderung des Publicums die Dichter zu größern Anstrengungen spornt, sie zu immer gelungenern Schöpfungen treibt, so kann die Kunst selbst damit wohl zufrieden sein.

Indessen etwas Großes und Neues wird in der Welt niemals plötzlich geschaffen, und auch vor Gutzkow schon hat man das Bedürfniß dem Romane eine andere Richtung und Tendenz zu geben gefühlt. Immermann's „Münchhausen" wollte die Verkehrtheiten der Zeit auf den verschiedensten Gebieten aufsuchen und geißeln, aber in der Art wie er die literarischen, socialen und zum Theil die religiösen Verhältnisse durchhechelt liegt etwas Unbefriedigendes für Jeden der auch nicht zu den drei unbefriedigten Jünglingen gehört: mit der humoristischen Auffassung ist es nicht genug, und wo derb die Wahrheit gesagt werden muß, da genügt ein Symbolisiren und märchenhaftes Verstecken nicht. Wenn neuerdings die Dorfgeschichten auf einen bestimmten Kreis der Gesellschaft den verwöhnten Blick richteten und durch die einfach-rohe Natürlichkeit und die hausbackene Poesie des Dorf- und Bauernlebens dem guten Geschmack ein tüchtig Stück Festigkeit gegen die verschrobenen, unwahren Gefühle einer „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt" gaben, so haben sie freilich dadurch dem modernen Romanschriftsteller und dem Publicum nicht wenig gelehrt und genützt; allein sie gehören doch der Gattung der Miniaturmalerei an und stehen dem Romane selbst zu fern um hier in Betracht zu kommen. Und wenn endlich der Einfluß der Leistungen eines Boz und Eugen Sue auch auf den deutschen Roman nicht weggeleugnet werden soll, so gebührt doch Gutzkow ausschließlich das Verdienst zuerst in Deutschland mit Bewußtsein dem von uns bezeichneten neuen Romane seine Stelle in der Literatur verschafft zu haben, indem er Das leistete wozu man bis dahin dem Deutschen zu wenig Ausdauer und Stetigkeit zutraute: die Vollendung eines Werks das die Interessen der Gegenwart nach allen Seiten hin vertritt und die tiefsten Fragen der Gesellschaft mit einem seltenen Takte zwar mehr behandelt als löst, aber im Ganzen von einer künstlerischen Meisterschaft zeugt, daß wir mit Recht auf seine „Ritter vom Geiste" stolz sein dürfen.

Zuletzt noch über den relativen Werth des neuen Ro-

mans Worte zu verlieren, scheint ebenso unnöthig wie sich in eine jener andern vielen Controversen über die größere oder geringere Vorzüglichkeit einzelner an sich berechtigter Literaturerscheinungen zu mischen. Der einfache Heldenroman wie der historische ist in seinem vollen Rechte; daß aber eine größere Begabung, eine höhere Entwickelungsstufe erfoderlich ist, um das Getriebe eines ganzen Zeitabschnitts aufzufassen und zu verstehen, als den Verlauf der Schicksale eines Einzellebens, bedarf keines Beweises; und ist es ein Lob, ein Kunstwerk zustandezubringen das fern von allen Strömungen einer bestimmten Zeit eine reinmenschliche Wahrheit ausdrückt, so ist es, wie schon oben bemerkt wurde, in Zeiten des Kampfes von jeher für männlich und gut gehalten worden, nicht in vornehmer Kälte sich abzuwenden, sondern kühn sich auf die Seite der bessern Partei zu stellen und gegen den Feind des Guten, Wahren und Schönen eine Lanze einzulegen. Wird dabei freilich des Gesetzes der Sittlichkeit und der Humanität vergessen, wird statt vernünftiger Parteinahme nur roher Leidenschaft und nichtsachtender Zwietracht gefröhnt, so mag das wol in keinem Falle Anerkennung verdienen, der Dichter aber der sich dessen schuldig macht hat um so heftigern Tadel zu erwarten, als er Form und Inhalt der Kunst zu gemeinem Zwecke misbraucht und sich selbst um die Möglichkeit einer wahren, objectiven Schilderung bringt.

Es gehört daher ein keineswegs geringes Talent, eine hohe Bildung und wahre sittliche Größe dazu, um auf dem Felde des neuen Romans thätig zu sein, und wer nicht im Besitze dieser Eigenschaften ist, möge von der Bestellung desselben abstehen.

W. Werenberg.

Zur Geschichte der ungarischen Revolution.

Wenn der Ungar im Vormärz zuweilen bittere Klage erhob über die völlige Unkenntniß oder Verkennung welche im Auslande über seine innern und äußern Zustände herrschte, so konnte ihm mit Recht entgegnet werden daß er durch seine halbasiatische Schreibfaulheit, unterstützt von einem aristokratischstolzen Unbekümmertsein um das Urtheil des großen Publicums, dieses Uebel großentheils selbst verschulde, indem er jene Unkenntniß oder Verkennung wol zuweilen beklagte, aber kaum auch nur einen Versuch zur Verbreitung besserer und richtiger Ansichten machte. Es kann daher jedenfalls als eine der wenigen erfreulichen Folgen der letzten ereignißreichen Jahre betrachtet werden daß sie bei dem Ungar auch in dieser Beziehung eine bedeutende Umwandlung hervorgebracht. Seit der Kampf geendigt, hat er zur Feder gegriffen, um die Geschichte zu schreiben die er während fünf Jahresvierteln gemacht. Und bewährt er auch in Führung der Feder nicht jene Meisterschaft die seinen kampfgeübten Arm auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet, so ist immerhin der gute Wille anerkennenswerth und dem Anfänger ohne Unbilligkeit einige Nachsicht nicht zu versagen.

Den bekannten, theils buchhändlerischen, theils anderweitigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben daß die meisten dieser Schriften in Deutschland und in deutscher Sprache erscheinen. Verhältnißmäßig hat der leipziger Büchermarkt selbst über die deutschen Vorgänge der stürmischen Jahre 1848—49 kaum mehr Schriften als über die ungarischen zutagegefördert. Seitdem in d. Bl. die diesfallsigen Literaturerzeugnisse besprochen worden *), ist uns wieder eine bedeutende Anzahl neuer Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution zugekommen, die wir hiermit, dem uns angewiesenen beschränkten Raume gemäß, dem Leser in kurzer Besprechung und Charakteristik vorführen wollen.

Im Allgemeinen haben wir die erfreuliche Bemerkung zu machen daß wir Gottlob über die unselige Epoche der blos gewinnsüchtigen, auf Ausbeutung der allgemeinen Neugierde berechneten Buchmacherei, wie sie auf diesem Gebiete anfangs von Chownitz, Schütte, Frey, Adlerstein und Consorten getrieben wurde, bereits hinaus sind. Die meisten der uns jetzt vorliegenden Schriften gehören schon einer bessern Gattung an. Sie rühren von sachkundiger Feder her; von Individuen die, wenn sie auch nicht eben in der Lage waren alle Verhältnisse der Revolution klar zu überschauen, doch Dasjenige was sie erzählen richtig erfaßt zu haben scheinen, indem sie großentheils nur Selbsterlebtes oder doch aus authentischen Quellen Geschöpftes mittheilen. Die meisten beginnen bereits den Uebergang von der Skizze zur Geschichte wenigstens anzubahnen, wenn wir auch jenen Vorgängen noch viel zu nahe stehen, um schon eine allen Anfoderungen der objectiven Geschichtschreibung entsprechende Darstellung derselben erwarten zu können.

Wir sagen die meisten, denn an Spreu fehlt es auch unter dem neuen Weizen nicht. Unter den bessern Erzeugnissen laufen auch jetzt noch manche Ueberreste der oberwähnten Buchmacherei mit; Nachläufer, deren unstreitig verspätetes Erscheinen wol nur der langen Dauer mühevoller Entdeckungsreisen, die sie zur Auffindung eines Verlegers gemacht haben mögen, zuzuschreiben ist. Wir wollen erst diesen Spätlingen ihr Recht widerfahren lassen, um dann zu den bessern Schriften von bleibendem Werthe überzugehen.

Von den uns vorliegenden Schriften gehören in jene Kategorie:

1. Memoiren einer Dame während des letzten Unabhängigkeitskriegs in Ungarn. Eine treue Schilderung ihrer abenteuerlichen Reisen und geheimen Missionen im Auftrage Kossuth's in Ungarn, Gallizien, Oestreich und Deutschland; sowie ein zusammenhängendes Bild der Kriegsereignisse, Kämpfe und innern Parteiungen bis zur Waffenstreckung bei Világos. Von Wilhelmine Baronin von Beck. Zwei Bände. London, Thimm. 1851. 8. 3 Thlr.
2. Ungarns politische Charaktere. Gezeichnet von F. R. Mainz, Wirth Sohn. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

*) Vergl. den Artikel: „Zur Geschichte des ungarischen Kriegs", in Nr. 69—71, 108 und 113 d. Bl. f. 1851. D. Red.

3. Komorn im Jahre 1849, mit besonderm Hinblick auf die Operationen der ungarischen Armee an der obern Donau und Waag, von Szillányi. Mit einer Uebersichtskarte der Umgebung von Komorn und den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Festung. Leipzig, Grunow u. Comp. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

4. Archiv des ungarischen Ministeriums und Landesvertheidigungsausschusses. Vollständige Sammlung aller vom 16. März 1848 bis 5. Januar 1849 erschienenen Verordnungen, Proclamationen, Zuschriften, amtlichen Mittheilungen, Aufrufe und Erlasse der ungarischen Regierungsbehörden, der parlamentarischen Reden und wichtigern Leitartikel Kossuth's, sämmtlicher Kriegsbulletins u. s. w. Redigirt und mit erläuternden Noten begleitet von J. Jonotyczky von Adlerstein. Drei Bände. Altenburg, Pierer. 1851. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben von Nr. 1 den langen großsprecherischen Titel vollständig abgeschrieben. Der Leser wird schon aus diesem ersehen daß übergroße Bescheidenheit eben nicht zu den Vorzügen der Verfasserin gehört, und wird es dann erklärlich finden daß sie ihrer Wirksamkeit im ungarischen Kampfe mehr Wichtigkeit als billig beizulegen und namentlich ihre Spionsdienste in „Missionen" umzuwandeln sucht. Dieser weiblichen Schwäche entstammt der Hauptfehler des Buchs, nämlich dessen Unglaubwürdigkeit, da in demselben Dichtung und Wahrheit oft ununterscheidbar ineinanderlaufen. Madame Racidula — unter diesem Namen war die Verfasserin in Ungarn gekannt — wurde von Kossuth, Görgei, Csányi und andern Revolutionschefs oft zu Spionsdiensten verwendet und bewährte sich hier vortrefflich. Die Schilderung der Abenteuer welche sie bei diesen allerdings untergeordneten, aber im Kriege unentbehrlichen und oft sehr gefahrvollen Dienstleistungen zu bestehen gehabt sind recht lebendig und frisch gezeichnet und bieten den Reiz einer interessanten Romanlecture. Die Verfasserin begnügt sich jedoch nicht mit der Darstellung dieses Wirklicherlebten, sondern spricht auch wiederholentlich von wichtigen Berathungen die verschiedene Revolutionschefs mit ihr gepflogen, von Vermittelungsversuchen die sie im Lager und bei der Regierung gemacht, wie von entscheidenden, bald mit Glück befolgten, bald zum Unglück vernachlässigten Rathschlägen die bei ihr eingeholt und von ihr ertheilt wurden: Angaben die bei der untergeordneten Stellung der Madame Racidula von vornherein den Stempel der Unwahrscheinlichkeit ansichtragen und von Eingeweihten mit Recht geradezu als unwahr erklärt werden.

Eine andere Schwäche der Verfasserin, durch die sie ebenfalls zu manchen Unrichtigkeiten und Entstellungen der Wahrheit verleitet wird, ist: daß sie sich dem Leser durchaus als junge liebenswürdige Dame präsentiren will. Sie läßt es in ihrem ganzen Buche deutlich genug durchblicken daß sie ihre Bekanntschaften und hohen Verbindungen im ungarischen und östreichischen Lager großentheils ihrer reizenden Persönlichkeit verdankte, und daß da wie dort bei ihren politisch-militairischen Dienstleistungen auch manche Intrigue zarterer Natur — natürlich ad majorem patriae gloriam — mitlief. Man würde diese Andeutungen als „Bekenntnisse einer schönen Seele" hinnehmen, wenn sie nur irgend einen Funken Wahrheit enthielten. Wer aber das Vergnügen hatte die selige Verfasserin persönlich zu kennen, und weiß daß sie bereits über 50 Jahre zählte und auch das schärfste Auge kaum mehr eine Spur früherer Schönheit an ihr entdecken konnte, der muß allerdings diese Bekenntnisse aus dem Bereich der Wahrheit in das Gebiet der Dichtung verweisen und dadurch in seinen Zweifeln an die Glaubwürdigkeit des Buchs nur mehr bestärkt werden.

Uebertrieben und ungerecht war es aber jedenfalls, wenn man diese Schwächen zu — Verbrechen stempeln wollte. Unsere Leser kennen wol aus politischen Blättern das tragische Ende der Verfasserin, die vor einiger Zeit wegen Führung eines falschen Namens — dem der Baronin Beck — in England vor Gericht gestellt und in dem Augenblick wo sie den Gerichtssaal betreten wollte in der Vorhalle vom Schlag getroffen wurde. Die Anklage wurde von F. Pulszky erhoben, den die Racidula-Beck wegen seines allgemein getadelten unfreundlichen und stolzen Benehmens den armen ungarischen Emigranten gegenüber ziemlich unsanft angegriffen hatte (II, 354—366). Pulszky konnte es der armen Frau nicht verzeihen daß sie bei dieser Gelegenheit in einer retrospectiven Revue über sein früheres Wirken auch auf seine sehr vorzeitige Emigration aus Ungarn (December 1848) hingewiesen hatte, da er — hinterher (Mai 1849), da er sich einmal in London befand, von Kossuth als ungarischer Agent anerkannt — der Welt gern glauben machte: er sei vom Anfang an in dieser Eigenschaft und nicht aus Verzweiflung über Windischgrätz' Siege nach London gegangen. Und doch hätte Racidula sich auf die actenmäßige Thatsache berufen können daß als die ungarische Nationalversammlung in Debreczin (24. März 1849) ihre eigene Purification vornahm und als Landesverräther von ihrer Liste alle jene Repräsentanten strich, welche sich beim Herannahen Windischgrätz' von dem patriotischen Kampfe zurückgezogen, auch der sároser Deputirte Franz Pulszky auf dieser Liste figurirte („Közlöny", 1849, Nr. 64). Ob übrigens Racidula vor der ungarischen Revolution wirklich eine Baronin von Beck gewesen — in der Revolution war sie nur unter dem demokratischen Namen Racidula gekannt —, oder ob wie manche andere Unrichtigkeiten des Buchs auch dieser auf dem Titel figurirende aristokratische Name ein Erzeugniß ihrer Phantasie und ihrer Eitelkeit sei, ist noch zur Stunde nicht aufgehellt, da der plötzliche Tod der Verfasserin die diesfalls begonnenen gerichtlichen Untersuchungen abbrach. Wir wollen hoffen daß mit der Verfasserin bald auch ihr, übrigens auch an wörtlichen Plagiaten aus andern früher erschienenen Revolutionsschriften überreiches, Buch der verdienten Vergessenheit anheimfällt.

Keines bessern Loses würdig ist F. R.'s Buch (Nr. 2), das weit unter den Beck'schen „Memoiren" steht. Wir haben leider schon viel Schund über Ungarn lesen müssen, aber noch ist uns kein Buch zu Gesichte gekommen,

das auf 223 Seiten so viel Unrichtigkeiten und Lügen enthält. Es wäre undankbare Mühe, die historische Auffassung eines Mannes corrigiren zu wollen der den thätigsten Ungar den es vielleicht je gegeben, jenen Mann dem die ungarische Nation ihre mit dem Jahre 1825 begonnene Wiedergeburt, dem sie die Akademie, die Donau- und Theißdampfschiffahrt, die Regulirung der Flüsse und Kanäle, den Straßenbau, das Erblühen des Handels u. s. w. verdankt, den Grafen Stephan Széchenyi als „eiteln duftigen (?) Mann" hinstellt und in dem Manne, dem selbst seine politischen Feinde die größte Verehrung ob seiner unermüdlichen praktischen Thätigkeit zollten, eine „lächerliche" Figur sieht; der von Aurel Dessewfy, dem eifrigsten Regierungsanwalt, erzählt: er habe im „Budapesti Hiradó" „die feinste Opposition gegen die Regierung gemacht"; der die 1837 wegen angeblichen Hochverraths erfolgte Arretirung Kossuth's dem Neid und der Feindschaft Széchenyi's zuschreibt, während jedes Kind in Ungarn weiß daß die journalistische Fehde zwischen Kossuth und Széchenyi erst nach des Erstern Freilassung (1840) mit Gründung des „Pesti Hirlap" (1841) begann; der in den von der östreichischen Regierung zur Untergrabung und Vernichtung der ungarischen Verfassung eingesetzten, mit den ausgedehntesten Machtbefugnissen bekleideten Administratoren „einzig und allein nur Polizeispitzeln" sieht. Wie der Geschichte, so wird auch dem gesunden Menschenverstand auf jeder Seite dieses Machwerks mit Fäusten ins Gesicht geschlagen; und sinnlose Sätze, wie z. B.: „Sowie jede Action eine Reaction erschafft, so hat schon eine gesunde Mutter ein krankes Kind geboren", oder: „Gedankenlos starrten die kaiserlichen Zollwächter wie aus Dreck und Kälte geformt nach dem rüstigen Ungarn, das sich stolz im Gewande seiner freien Industrie auf Promenaden und Bällen zeigte", kehren auf jeder Seite einige mal wieder. Das Traurigste an der Sache ist daß F. R. sich als eifriger Ungar geberdet, von Kossuth, Batthyányi u. A. als von seinen „Freunden" spricht und dadurch bei den mit den Verhältnissen nicht näher bekannten Lesern als ein angeblich Eingeweihter einigen Glauben findet. Zur Steuer der Wahrheit sei es daher bemerkt daß Franz Reisinger die Jahre 1848—49 gemächlich im Auslande verlebt, früher sich allerdings in Budapesth umhergetrieben, aber dort nur in einem höchst geringen Kreis und auch bei diesem nur als verseschmiedender Don Quixote bekannt war, ohne je im entferntesten mit der Politik oder auch nur mit ihren geringsten Vertretern in Berührung gekommen zu sein.

Wir bedauern sehr den wackern Szillányi (Nr. 3) in so unliebsamer Gesellschaft aufführen zu müssen. Aber bei aller Achtung die wir dem Menschen und dem Offizier in ihm zollen können wir doch sein Buch nur jenen obbezeichneten Spätlingen der Buchmacherei anreihen. Der Titel desselben: „Komorn im Jahre 1849", ließ uns interessante Aufschlüsse über die noch nirgend dargestellte Periode der ersten Belagerung Komorns (Januar bis April 1849), über die wiederholentlichen Angriffe des Belagerungscorps, die Ausfälle der Besatzung, das heldenmüthige Betragen der Einwohnerschaft, die sehr mysteriösen Intriguen, infolge deren der sogar hyperpatriotische Festungs-Artilleriecommandant Mack entsetzt und als Landesverräther gefangen gehalten wurde, über das heldenmüthige Eindringen Guyon's, der sich mit 90 Husaren durch das Cernirungscorps schlug und in die Festung warf, wie endlich über den von Görgei vollbrachten Entsatz der hartbedrängten Festung (24.—27. April) mit Recht erwarten, da doch alles Dies zur Geschichte Komorns „im Jahre 1849" gehört. Alles Dies übergeht der Verfasser jedoch mit Stillschweigen, um seine Darstellung erst mit der zweiten Epoche Komorns (Mitte Juni 1849) zu beginnen und sich auf die Erzählung jener Ereignisse zu beschränken, von denen uns bereits Klapka's „Memoiren" (1850) eine ausführliche authentische Geschichte geliefert. Szillányi's Buch ist ein volles Jahr nach Klapka's „Memoiren" erschienen, und doch ignorirt es diese ganz und erzählt uns die aus jenem Werke genügend bekannten Verhältnisse mit der Breite und Umständlichkeit ganz neuer Enthüllungen. Dies Wiedererzählen wäre noch begreiflich, wenn der Verfasser einen andern Standpunkt als Klapka einnähme, wenn er uns die komorner Verhältnisse vom Gesichtspunkte der Tally'schen Partei darstellte, die sich der Uebergabe hartnäckig widersetzte und sich noch im letzten Augenblicke zur Absetzung Klapka's und Vernichtung der Capitulation verschwor; ein Unternehmen das nur an der rechtzeitigen Arretirung Tally's und seiner Anhänger scheiterte. Wie gesagt, von dieser Seite her wäre eine Darstellung der komorner Verhältnisse interessant; aber Szillányi nimmt den Standpunkt Klapka's ein, indem auch er die Uebergabe Komorns als unabweisbar nöthig hinstellt, sodaß Szillányi's Darstellung sich von der Klapka'schen nur durch jene Uebereifrigkeit unterscheidet welche gewöhnlich den zu dienstwilligen Subalternen charakterisirt. Denn während der Festungscommandant in seinen „Memoiren" von jener Tally'schen Gegenpartei mit Achtung und Schonung spricht, behandelt Szillányi sie als „Kopflose", als Brauseköpfe die nur „eiteln Chimären" nachhingen u. s. w., und er verargt es Klapka nicht wenig daß er es ihr gestattete sich im Kriegsrath und in einem komorner Journal offen auszusprechen. Denn „abgesehen davon daß in einer belagerten Festung der Commandant und sein Kriegsrath allein die Herren und Gebieter sind und daß Niemand ein Wort gegen deren Handlungsweise lautwerden lassen dürfe, gehört es schon ins Empörende, diese in einem öffentlichen Blatte zu kritisiren"!!! Von Interesse sind in dem Buche blos die „Silhouetten aus Komorn", welche in kurzen Zügen ziemlich getreue Bilder der bedeutendsten Civil- und Militairchefs der Festung geben, deren Werth noch durch die mitgetheilten Autographen erhöht wird.

In Johann Jonoticzky von Adlerstein (Nr. 4) begegnen die Leser einem alten Bekannten, der, wie sie

aus seinen frühern Werken wissen, in Kossuth nur den „Großmeister aller europäischen Mordbrenner, Gotteslästerer, Weiberschänder" u. s. w. sieht und die ganze ungarische Revolution nach diesem erhabenen Maßstabe mißt. In demselben Geiste ist auch sein neuestes Werk gehalten, welches er zu dem Zwecke veröffentlicht (I, v):

um den Schleier von dem Schauplatze zu lüften, wohin alle die bösen, das Menschengemüth bedrückenden Geister aus dem Höllenpfuhle citirt werden, damit durch das planmäßig vorbereitete und mit satanischer List eingeleitete Gaukelspiel lähmender Volksverblendung jener anarchische Zustand desto schneller herbeigeführt werde, in welchem es dem maßlosen Ehrgeiz und bornirtem Hochmuthe, der sich blähenden Eitelkeit und culturfeindlichen Barbarei, der rasenden Zerstörungslust und tyrannischen Herrschsucht, der grenzenlosen Verschwendung und räuberischen Wollust einiger Fanatiker allein möglich werden konnte, gleich blutgierigen Vampyren das Mark eines unglücklichen Landes vollends auszusaugen.

Der Leser wird wol an dieser einzigen Stil- und Geistesprobe übergenug haben und uns weitere Mittheilungen über dieses und aus diesem Machwerk gern erlassen. Indeß konnte dasselbe trotz des Verfassers Verschrobenheit von einigem Werthe sein, da eine derartige Sammlung historischer Actenstücke, in welcher Absicht sie auch angelegt werde, immerhin von großem Interesse für den Geschichtsfreund ist. Leider hat jedoch die Unfähigkeit des Verfassers seinem Werke allen Werth geraubt. Adlerstein, der sich per fas et nefas zum ungarischen Historiographen machen will, versteht kein einziges ungarisches Wort. Er konnte daher zu seiner Sammlung nicht die betreffenden (ungarischen) Originalien benutzen, sondern mußte sich mit den deutschungarischen Journalen jener Zeit begnügen, welche ihrem beschränkten Raume gemäß die meisten Urkunden nur auszüglich oder inhaltlich wiedergaben. Da aber der einzige Werth einer Acten- und Urkundensammlung eben nur in der Vollständigkeit und Authenticität besteht, so fällt Adlerstein's „Archiv", das größtentheils nur jene Zeitungsauszüge wiedergibt, von selbst in die Reihe werthloser Machwerke herab.

Wir wollen hoffen daß mit den ebenbesprochenen die Reihe der Machwerke über die ungarische Revolution für immer geschlossen sei. Selbst die buchhändlerische Speculation dürfte fernerhin beim Verlag derselben ihre Rechnung ebenso wenig als die Literatur finden. Die allgemeine Neugierde, auf deren Ausbeutung derartige Arbeiten berechnet sind, ist schon so ziemlich befriedigt; die Wißbegierde aber verlangt nach besserer Nahrung. Wir haben bereits genug Geschichten der ungarischen Revolution; wir verlangen jetzt Geschichte. Als interessante Beiträge zu einer solchen können wie gesagt bereits betrachtet werden:

5. Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen in den Jahren 1848—49. Von Georg Klapka. Zwei Bände. Mit einer Karte von Ungarn. Leipzig, O. Wigand. 1851. Gr. 8. 5 Thlr.
6. Zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes. Authentische Berichte. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Ungarns Fall. Ein Beitrag zum Verständniß der ungarischen Geschichte aus den Jahren 1848—49. Von einem ungarischen Stabsoffizier. Köln, Becker. 1851.
8. Die serbische Bewegung in Südungarn. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution. Mit einer Karte. Berlin, Besser's Verlag. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
9. Südslawische Wanderungen im Sommer 1850. Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
10. Bilder aus dem Honvédleben. Von K. W. M...... Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
11. Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Eine Zusammenstellung bisher unbekannter Daten zur Geschichte der Emigration von 1849. Von Imreſi. Aus dem Ungarischen übersetzt, mit mehren Actenstücken vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Wasfi. Mit einer Karte. Leipzig, Herbig. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
12. Neueste Chronik der Magyaren. Geschichtliche Darstellung der Zustände, des Lebens und Wirkens der Ungarn in und außerhalb ihrer Heimat, von der Zeit der russischen Invasion in Ungarn und Siebenbürgen bis auf die gegenwärtigen Tage. Von P. Korn. Erster Band: Kossuth und die Ungarn in der Türkei. Mit drei Abbildungen. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Klapka's Buch (Nr. 5) ist unstreitig das bedeutsamste unter den vorliegenden, schon um der Authenticität willen welche ihm der Name des geachteten Verfassers und die von diesem im Revolutionskampfe eingenommene hohe Stellung gibt. Der „Nationalkrieg" schließt sich in gewisser Beziehung den früher erschienenen „Memoiren" des Verfassers an, da er den Kampf von seinem Beginn an bis zu jener Epoche (Juni 1849) schildert, von der uns die „Memoiren" bereits eine ausführliche Darstellung gegeben. Wir finden in dem neuen Werk mit Vergnügen die Vorzüge des alten wieder, nämlich die bescheidene Zurückhaltung mit welcher der Verfasser seinen eigenen Antheil an den bedeutendsten Kämpfen und Siegen darstellt, die ruhige Unparteilichkeit welche auch die Vorzüge des Feindes stets willig anerkennt, und endlich die Wahrheitsliebe welche auch die Blößen, die Fehler und die Niederlagen der eigenen Partei nicht zu verheimlichen sucht. Wir gestehen aber freudig daß namentlich in Betreff des letztern Punktes, der Wahrheitsliebe, der „Nationalkrieg" einen bedeutenden Fortschritt bekundet. Das Jahr welches zwischen dem Erscheinen der „Memoiren" und des „Nationalkrieg" verflossen hat auch bei dem Verfasser die persönlichen Antipathien und Sympathien mehr in den Hintergrund gedrängt und der objectiven Geschichtsauffassung Platz gemacht; ein Fortschritt der sich namentlich in der Beurtheilung zweier hervorragender ungarischer Kriegshelden — Görgei's und Perczel's — offenbart. Klapka, während seiner provisorischen Führung des Kriegsministeriums (Mai 1849) von dem stürmischen Perczel hart beleidigt, hatte diesen tüchtigen General in den „Memoiren" allzu wegwerfend beurtheilt, während er andererseits, Görgei's persönlicher Freund, im Urtheil über diesen äußerst schonend war. Er hat jetzt Beides gutgemacht, indem er dem Talente Perczel's und seinen Verdiensten um den Südfeldzug volle Anerkennung widerfahren

läßt und namentlich mit Recht hervorhebt daß an Perczel's geniale blitzartige Züge und Siege „nicht der ausschließliche Maßstab strenger wissenschaftlicher Kritik gelegt werden darf und der überraschende Erfolg hier wie bei jedem gelungenen Unternehmen im Leben die Strenge der Beurtheilung mildern muß", während er andererseits Görgei's zweideutiges Benehmen und zwar schon vom Beginn des Winterfeldzugs an offen als „Untreue" bezeichnet. Klapka rechtfertigt Görgei gegen die Vorwürfe die ihm wegen des Rückzugs von Presburg bis Pesth (December 1848) gemacht wurden, indem er die Möglichkeit einer andern Handlungsweise leugnet; doch stimmt er keineswegs in das übertriebene Lob ein das von freundlicher und feindlicher Seite dem Karpatenzug Görgei's (Januar bis Mitte Februar 1849) gezollt wurde. Klapka beschuldigt ihn vielmehr daß er die Vortheile seiner Stellung nicht zu benutzen gewußt, indem er es versäumt zu rechter Zeit die Offensive zu ergreifen, durch sein langsames Vorrücken dem Feind zur Verfolgung Zeit gelassen und die Festung Leopoldstadt preisgegeben habe. Der beengte Raum gestattet uns kein näheres Eingehen in die interessanten Partien dieses Werks. Wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen und wollen hier nur noch hervorheben daß Klapka der allgemein angenommenen Meinung entgegen offen gesteht daß der rasche Rückzug der ungarischen Armee vor Windischgrätz (December 1848) kein planmäßiger, sondern ein unvorhergesehener war und erst, in Pesth angelangt, der weitere Operationsplan, zum Rückzug hinter die Theiß gefaßt wurde; daß er die von Görgei's Parteigängern oft wiederholte Behauptung von dem angeblich royalistischen Geist der Armee, infolge dessen sie mit der Unabhängigkeitserklärung unzufrieden gewesen sei, entschieden zurückweist; und daß er die so folgen- und unheilschwergewordene Einnahme Ofens nicht als von Kossuth gefodert, sondern von Görgei aus eigenem Antrieb unternommen darstellt. Der erste Band des „Nationalkrieg" enthält nach einer gedrängten historischen „Einleitung" im ersten Abschnitt die Ereignisse vom März 1848 bis zum Einrücken der östreichischen Hauptarmee unter Windischgrätz, im zweiten Abschnitt den Winterfeldzug. Der zweite Band bringt nächst einer Darstellung des Serbenkriegs und der südlichen Kriegsereignisse von Klapka (dritter Abschnitt) auch eine gedrängte, aber vollständige Darstellung des siebenbürgischen Feldzugs von dem auch durch sein treffliches Werk „Bem's Feldzug in Siebenbürgen" (Hamburg 1850) vortheilhaft bekannten wackern Stabschef Bem's, dem General J. Czecz. Wir vernehmen aus zuverlässiger Quelle daß Klapka in einem dritten Bande eine Darstellung des Sommerfeldzugs vom Beginne der russischen Invasion bis zur Waffenstreckung bei Vilagos folgen lassen will, und können nur wünschen dieses Versprechen möglichst bald verwirklicht zu sehen.

Während uns Klapka in allgemeinen Umrissen ein Gesammtbild des großen Kampfs gibt, erhalten wir in dem Buche Nr. 6 interessante Materialen zur Vervollständigung dieses Gesammtbildes, namentlich zur Kenntniß und Beurtheilung seiner hervorragendsten Leiter. Der erste Band bringt kurze Charakteristiken der Mitglieder des Märzministeriums, des Landesvertheidigungsausschusses, des Szemere-Ministeriums und der bedeutendsten ungarischen Feldherren. Man sieht daß der ungenannte Verfasser (wir glauben Fr. von St....r) die gezeichneten Männer aus längerm Umgange persönlich kannte, und daß er nur die Resultate eigener Beobachtungen und Erfahrungen mittheilt. Er ist dessenungeachtet im Urtheil sehr zurückhaltend, selbst über solche Persönlichkeiten die durch ihr Betragen im Schlußact des traurigen Drama auf ihre ganze revolutionnaire Carrière einen bedeutenden Schatten geworfen haben, wie z. B. Görgei und Duschek (I, 155—181); auch sein günstiges Urtheil über Szemere (I, 102—107), der unstreitig an dem unglücklichen Ausgang der ungarischen Revolution bedeutende Schuld trägt, wird die strengrichtende Geschichte schwerlich bestätigen. Doch sind die über Leben und Charakter der einzelnen Revolutionschefs gegebenen Daten wie jene über die innere Organisation des Landesvertheidigungsausschusses (I, 118—136), über die Genesis der Unabhängigkeitserklärung u. s. w. von bedeutendem Werthe und sehr brauchbare Bausteine zu einer spätern Geschichte der ungarischen Revolution. Von viel geringerm Werthe ist jedoch der zweite Band, der nach einigen im journalistischen Diatribenstil gehaltenen Artikeln über die ungarische und östreichische Armee und über Jellachich mehr novellistisch als historisch gehaltene „Skizzen und Scenen, Anekdoten" u. s. w. bringt. Ohne ihnen geradezu allen Werth absprechen zu wollen, da manche derselben recht interessant und neu sind, können wir sie nur im weitesten Sinne als Beiträge „zur Geschichte des ungarischen Kriegs" betrachten, wissen aber durchaus nicht in welcher Weise sie die auf dem Titelblatt ihnen gegebene Bezeichnung „authentische Berichte" verdienen, da wir dieses vielsagende Epitheton selbst beim ersten Bande kaum zulässig finden. Darstellung und Ausdruck sind höchst flüchtig und lassen Vieles zu wünschen übrig.

Ungetheilte Anerkennung verdient dagegen „Ungarns Fall" (Nr. 7), eins der werthvollsten und im Verhältniß zu seinem geringen Umfange eins der inhaltsreichsten Schriftchen über die ungarische Revolution. Namentlich sind die ersten zwei Abschnitte — Kossuth, Görgei — sehr reich an interessanten Einzelheiten, wie z. B. über die umfassende, bis auf alle Einzelheiten sich erstreckende Thätigkeit Kossuth's, über seine Privatkriegskanzlei u. s. w., während andererseits aus den mitgetheilten Gesprächen Görgei's und Bayer's und aus deren Verhalten der Regierung gegenüber unbezweifelbar hervorgeht daß der zu Vilagos geübte Verrath schon mehre Monate früher vorbereitet wurde. Aus der Fülle reicher Einzelheiten die das treffliche Büchlein bietet wollen wir

nur hervorheben die authentischen Angaben über die Unterwerfungsabsichten welche Görgei schon während des Winterfeldzugs gehegt, und die Plane welche schon damals feindlicherseits hierauf gebaut wurden, sowie die Angabe daß Kossuth schon im Ministerrath darauf antrug daß ihm die Civil- und Militairdictatur übertragen werde, eine Maßregel die wol den Verrath Görgei's unmöglich gemacht hätte, die aber leider vom Ministerrath verworfen wurde. Wir können das bisher wenig gekannte Schriftchen Allen die sich für die Geschichte der ungarischen Revolution interessiren bringendst empfehlen.

Einen ganz andern Standpunkt als die bisher angezeigten, mit Ausnahme der Adlerstein'schen (Nr. 4) durchgehend im ungarischen Sinne gehaltenen Schriften nimmt die „Serbische Bewegung" (Nr. 8) ein. „Selbsterhaltung, gewiß die allerheiligste Pflicht, wenn es sich nicht um ein Individuum, sondern um eine Nation handelt": mit diesem Ausspruch Kossuth's, den der ungenannte Verfasser, Siegfried Kapper, ein Böhme, an die Spitze seines Buchs gestellt, soll der Gesichtspunkt bezeichnet werden, unter dem die serbische Bewegung zu betrachten sei. Es soll in ihr nur ein Kampf gerechter Nothwehr gegen angebliche Vernichtungsgelüste der Magyaren gesehen werden. Und doch muß eben die treffliche authentische Darstellung welche der Verfasser von dieser „Bewegung" gibt Jedermann mehr denn je überzeugen daß es den Serben durchaus nicht blos um „Selbsterhaltung", um Wahrung ihrer von den Magyaren mit Vernichtung bedroht sein sollenden Nationalität zu thun war, sondern daß sie die durch die Märzvorgänge herbeigeführte Erschütterung der alten Rechtsverhältnisse zu ihrem Vortheile, zur Erringung einer ihnen nie zugestandenen völligen nationalen und staatlichen Selbständigkeit benutzen wollten. Es ist hier nicht der Ort in eine nähere Erörterung über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit dieses Strebens wie über das Begründet- oder Unbegründetsein der Befürchtungen der nichtmagyarischen Nationalitäten einzugehen. So viel ist übrigens heute jedem Unparteiischen klar daß die Foderung der Serben: die gesegnetsten Comitate Ungarns diesem zu entreißen und sie zu einer selbständigen Wojewodiana umzuschaffen, eine übertriebene war. Wie wenig wir demnach auch die Grundansicht des Verfassers theilen, und der serbischen Bewegung jene Vollberechtigung zuerkennen mögen die er ihr zu vindiciren sucht, so haben wir doch sein Buch freudig als einen interessanten „Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution", als die erste umständliche Darstellung einer bisher ziemlich dunkel gebliebenen Partie derselben begrüßt. Wollen wir das Hauptergebniß des inhaltsreichen Buchs in wenige Worte zusammenfassen, so ist es folgendes: Die immer steigende Geltung und Verbreitung welche das magyarische Element in den letzten Jahrzehnden gewann hatte schon im Vormärz bei den Serben im Allgemeinen das Nationalgefühl, bei einigen Exaltirten auch den Gedanken zur Erringung vollständiger nationaler Unabhängigkeit geweckt. Von Wien aus wurde die Furcht vor dem Magyarenthum und das serbische Nationalgefühl auf alle Weise genährt, und gesteigert, weil Metternich schon damals hierin ein kräftiges Gegenmittel gegen das immer ungestümer werdende Ungarn sah. Die Märzereignisse fachten auch hier den Funken zur hellen Flamme an, verwandelten die bisherigen geheimen Wünsche in laute Foderungen, und man wollte den magyarischen Anerbietungen, durch deren Annahme jede Befürchtung vor nationaler Bedrückung geschwunden wäre, kein Gehör mehr geben. Die am 13. Mai abgehaltene serbische Nationalversammlung proclamirte die Gründung einer selbständigen serbischen Wojewodiana und entsendete eine feierliche Deputation nach Wien, um dort die Bestätigung dieses Beschlusses zu erlangen. Dort freute man sich dieser Bewegung, weil sie treffliche Dienste gegen Ungarn zu leisten versprach, wollte sie aber doch nicht geradezu anerkennen, einerseits weil man damals den Ungarn noch nicht offen entgegentreten konnte, andererseits weil man mit Grund befürchtete daß die Serben, wenn man alle ihre Foderungen bewilligt, bald zu weit gehen und selbst gefährlicher als die Magyaren werden könnten. Man unterstützte daher die Rüstungen und Kämpfe der Serben gegen Ungarn, hielt sie aber betreffs ihrer staatlichen und nationalen Foderungen mit Vertröstungen auf die Zukunft hin. Der von den Serben gewählte Patriarch Rajachich, ein patriotischer Priester, aber ein Greis und der revolutionnairen Energie entbehrend, wirkte ganz im Sinne des Hofs, indem er die Vorwärtsdrängenden zurückzuhalten, die Eifrigen zu verdrängen und die Bewegung im loyalen Sinne zu leiten suchte. In gleichem Sinne wirkte der aus Italien zur Uebernahme der Wojewodenstelle berufene Supplikacz, in welchem die Serben einen eifrigen Patrioten zu finden gehofft, der aber durch und durch östreichischer General war. Doch alle Bemühungen des geistlichen und des weltlichen Oberhaupts reichten am Ende nicht mehr hin die Ungeduld der Nation zu zügeln, die einzusehen begann daß sie von Oestreich hingehalten werde und nur für dieses, nicht zum eigenen Nutzen ihr Blut im brudermörderischen Kampf gegen die Magyaren verspritze. Diese Stimmung der Serben wurde so drohend daß Rajachich selbst sich im October 1848 genöthigt sah, dem wiener Hof in sehr entschiedener Weise zu schreiben: daß, falls man nicht ein ehrlicheres Betragen den Serben gegenüber einschlage, er für Nichts mehr gutstehe, ja er selbst sich veranlaßt sehen dürfte, sich mit den die günstigsten Friedensbedingungen stellenden Magyaren gegen Oestreich zu verbinden. Der erschreckte Hof begann freundlichere Saiten aufzuziehen, als die von den östreichischen Feldherren zum glänzenden Sieg gestempelte kapolnaer Schlacht das Cabinet zur Erlassung des Octroy vom 4. März ermuthigte, in welchem die Serben kaum ein schwaches Schattenbild Dessen wiederfanden was man ihnen zugesagt. Um sie vollends nachgiebig zu machen, entzog man ihnen jetzt alle Unterstützung in dem Kampfe den sie doch auf Oestreichs Geheiß begonnen. Die unweitstehenden Generale sahen unthätig zu wie Perczel und Bem die Bácska und

das Banat unterwarfen, und die Serben hatten jetzt nicht nur keinen Dank von Oestreich zu fodern, sondern waren diesem vielmehr Dank schuldig daß es durch die rasche Beendigung der Revolution auch sie vom „magyarischen Joche" befreite. Sowol dieser politische als auch der militairische Theil der serbischen Bewegung ist vom Verfasser umständlich, aber ohne ermüdendes Detail geschildert, und das Buch verbindet den Reiz interessanter Skizzen mit dem Ernst historischer Darstellung. Die Sprache ist eine ruhige, leidenschaftslose, und der Verfasser läßt sich bei aller Vorliebe für die Serben doch nie zu leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Magyaren hinreißen.

Leider können wir nicht so günstig über das zweite Buch desselben Verfassers urtheilen. Die „Südslawischen Wanderungen" (Nr. 9) gehören eigentlich nur insoweit hierher als Kapper auch jene Stätten besuchte auf welchen in den Jahren 1848—49 der heiße Bruderkampf zwischen Ungarn und Serben wüthete. Die Leidenschaftlichkeit mit welcher er sich bei dieser Veranlassung über das Verfahren der Ungarn gegen die Serben ausspricht sticht sehr unerquicklich ab gegen die viel ruhigere Auffassung und Darstellung welchen wir in dem vorigen Buche begegnet. Wir begreifen und ehren den Schmerz der die Seele des Wanderers beim Anblick jener traurigen Wahrzeichen des Bügerkriegs ergreift, aber ist es, nachdem der Kampf ausgetobt, nicht rathsamer, über jene vom Bürgerkrieg leider unzertrennlichen Uebel den Schleier der Vergessenheit zu decken und nach beiden Seiten hin zur Völkerverbrüderung zu mahnen als durch das Wiederauffrischen alter Anklagen, deren Begründung übrigens noch sehr zweifelhaft, die Wunden nie vernarben zu lassen? Offenbar hat der Verfasser die „Wanderungen" unter dem Eindruck der ersten Aufregung niedergeschrieben, während die später erschienene „Serbische Bewegung" eine Frucht reifern und besonnenern Nachdenkens ist. Der Verfasser scheint somit selbst den in den „Wanderungen" begangenen Fehler bei kälterer Ueberlegung eingesehen zu haben. Auch wir wollen daher nicht länger bei demselben verweilen, umsoweniger als im Uebrigen die frischen und lebensvollen Schilderungen der Personen und Orte, welchen der „Wanderer" in der Wojewodiana und im jenseitigen Serbien begegnet, sehr interessant sind und gewiß den vollen Beifall jedes Lesers finden werden.

Einem ähnlichen Genre, wir meinen die vorwaltend belletristische Färbung, gehören die „Bilder aus dem Honvédleben" (Nr. 10) an. Wir zählen sie dessenungeachtet den Beiträgen zur ungarischen Revolutionsgeschichte bei, weil wir unter „Geschichte" nicht blos die großen „Staats- und Heldenactionen", sondern auch das innere Leben und Treiben einer vielbewegten Zeit verstehen. Dieses innere Leben der ungarischen Revolution wird uns aber in den „Bildern" treffend geschildert. Martiny spielte zwar keine hervorragende Rolle im ungarischen Revolutionskampf, den er übrigens schon im Januar 1849 verließ, aber er ist ein gebildeter Offizier mit scharfer Beobachtungsgabe, der in seiner untergeordneten Stellung mehr und besser als mancher Höhergestellte zu beobachten und das Beobachtete trefflich wiederzugeben weiß. Er theilt nur Selbsterlebtes mit; aber seine schlichten Erzählungen von seinem ersten Zusammentreffen mit Görgei auf der Insel Csepel, von „Presburg im Herbst 1848" und von seinem Besuche „im Salon der Präsidentin" u. s. w. liefern zur Beurtheilung mancher hervorragenden Persönlichkeiten der Revolution wie zur Erkenntniß ihres innern Triebwerks schätzenswerthere Beiträge als manche documentirte Geschichte. Das Buch ist in Wien erschienen, welchem Umstande die ein wenig ins Schwarzgelbe spielende Farbe desselben zuzuschreiben ist.

Was wir von Nr. 10 gesagt, gilt auch für die anonyme Schrift: „Aus der ungarischen Soldatenwelt" (Nr. 11). Die beiden Bücher ergänzen gewissermaßen einander. Während Martiny uns die Charakterbilder einiger höhergestellten militairischen Persönlichkeiten vorführt und uns auch einen Blick in manche Operationskanzlei, wo die Schlachtenplane entworfen werden, gestattet, führt uns der ungenannte Verfasser des zweiten Buchs in die eigentlichen Soldatenkreise ein, deren lustiges, kampf- und sangreiches Leben wie deren muthiges Sterben er uns in kurzen Genrebildern mit anerkennenswerther Treue zeichnet. Der Kreis seiner Schilderungen ist ein ziemlich weiter, da er mit den ersten Werbungen vom Sommer 1848 beginnt und uns bis über die világoser Katastrophe hinaus geleitet. Mit der patriotischen Färbung welche das Buch durchgehend hat, und mit der Stellung welche der Verfasser im Kampfe eingenommen haben soll — er gibt sich als „Oberstwachtmeister" —, will uns der Ausdruck „Rebellion" und „Rebellen", die er stets vom Kampfe und den Kämpfern Ungarns gebraucht, nicht gut vereinbar dünken. Die Darstellung ist eine lebendige und frische, wenn auch der Stil nicht sehr correct, und die zahlreichen eingestreuten Lieder nicht übel — für das Lager, dem sie ihr Entstehen verdanken. Nur möchten wir den Verfasser und bei dieser Gelegenheit überhaupt die deutschungarischen Schriftsteller, deren manche in den gleichen Fehler verfallen, höflichst ersuchen, ihre Schilderungen des ungarischen Lebens nicht so sehr mit magyarischen Phrasen und Floskeln zu überladen. Sie sind für den deutschen Leser nur störend und tragen durchaus nicht das Geringste bei, die Zeichnung etwa lebensgetreuer zu machen. Denn nicht in den Worten, Ausrufungen und Flüchen, sondern im Geist der das Ganze durchzieht und in der Färbung die es trägt liegt das eigentlich Wahre und Lebensgetreue solcher Darstellungen.

Imreſi's und Korn's Schriften (Nr. 11 und 12) reichen schon über die eigentliche Revolutionsgeschichte hinaus, indem sie uns das Schicksal jener Männer erzählen die nach der világoser Katastrophe auf türkischem Boden ein Asyl gesucht und gefunden. Das erste Buch ist „nach dem Tagebuche eines in die Türkei geflüchteten und von dort zurückgekehrten Augenzeugen" bearbeitet

und enthält nächst interessanten Angaben über die letzten Tage der ungarischen Revolution eine ausführliche Erzählung von der Flucht der meisten Revolutionshäupter über die türkische Grenze, ihrer Aufnahme in Widdin, den Verhandlungen über die von Oestreich gefoderte Auslieferung, ihrer Transportirung und ihrem Leben in Schumla u. s. w. und schließt mit der Internirung in Kiutahia, von wo der „Augenzeuge" nach Europa zurückkehrte. Der Uebersetzer hat jedoch die Erzählung bis Juli 1851 fortgeführt und außerdem eine kurze Darstellung der Geschichte der in andere Länder entkommenen Flüchtlinge hinzugefügt. Korn's Buch ist höchst elegant ausgestattet, mit einigen hübschen Abbildungen und Karten versehen, wie es auch einige schöne Schilderungen türkischer Landschaften und Sitten enthält. Der historische Werth desselben ist jedoch sehr gering. Es enthält sehr wenig Neues, und das Wenige ist nur mit größter Vorsicht anzunehmen, da Korn selbst über allbekannte Thatsachen falsch berichtet, indem er z. B. von einer im August in Arad abgehaltenen Reichstagssitzung spricht, die nie stattgehabt, eine Proclamation Görgei's vom 12. August 1849 mittheilt, die in Ungarn Niemand gesehen, u. dergl. Wir wollen hoffen daß er in den versprochenen weitern Bänden der „Neuesten Chronik" etwas behutsamer zuwerkegeht, mehr Wahrheit und weniger Fabeln mittheilt und namentlich nicht vergißt daß man in einer Chronik vorzüglich Thatsachen, aber nicht himmelstürmende politische Phrasen sucht.

A. E. Horn.

Neueste deutsche Poesie.

Zu einem der reichhaltigsten Fächer der Literatur gehören gegenwärtig die religiösen Schriften. Wir wählen zu unserer diesmaligen Berichterstattung zunächst einige Erscheinungen aus diesem Gebiete.

1. Glaubenstreue und Glaubenssieg. Evangelische Dichtungen zur dritten Säcularfeier des Passauer Vertrags vom 2. August 1552 gesammelt und herausgegeben von August Lansky. Dresden, Meinhold und Söhne. 1852. 8. 6 Ngr.
2. Saitenspiel dem Herrn. Schlichtes Lied für schlicht Gemüth. Von Gotthelf Moritz Rocke. Delitzsch, Eißner. 1852. 8. 20 Ngr.
3. Elias. Skizzen aus einem heiligen Text von R. Rocholl. Leipzig, Dörffling und Franke. 1852. 8. 18 Ngr.

Nr. 1 ist eine Sammlung evangelischer Lieder, im ersten Abschnitte reinreligiösen, im zweiten Abschnitte historischen Inhalts, zu dem Zwecke unternommen: den evangelischen Sinn im evangelischen Volke beleben und kräftigen, dadurch aber die Liebe zur Wahrheit und das Streben nach dem Lichte erhalten und befördern zu helfen. Die Sammlung entspricht diesem Zwecke. Die Lieder, theils anonym, theils von unbekannten und bekannten Dichtern (unter Andern von Luther, Spitta, Lenau, Mosen, Julius Hammer, Ludwig Würkert), sind gut ausgewählt und meistens werthvoll. Was sie für die Gegenwart namentlich auszeichnet Das ist die Zurückführung der christlichen Wahrheiten auf die einfachen Sätze die allen Confessionen gemeinsam sind, und die lichtvolle Toleranz die sie predigen.

> Haben Alle Einen Meister,
> Glauben All' an Einen Gott,
> Hoffen All' ein ew'ges Leben
> Droben über Grab und Tod.
> Also lautet ihr Bekenntniß.
>
> Weg darum, was Haß und Fehde,
> Glaubenszwang, Bedrückung heißt,
> Laßt uns nicht um Worte streiten,
> Denn lebendig ist der Geist!

In dieser Weise charakterisirt der Herausgeber in einem eigenen Gedichte den echten, wahren Christen, und das ist der Weg, auf dem Jeder der es mit der Sache des Christenthums redlich meint vorschreiten sollte.

Die geistlichen Lieder die der Dichter von Nr. 2 in seinem „Saitenspiele" uns bietet verkündigen in einfacher, zum Herzen gehender Weise ein praktisches Christenthum und können von dem Standpunkte aus den wir bei Nr. 1 angedeutet haben bestens empfohlen werden. Die Lieder tragen sämmtlich als Motto einen kernvollen Bibelspruch an der Spitze und geben unter häufiger Anknüpfung an die Natur erbauliche und gemüthliche, oft recht originelle Glossen dazu. Die Gesänge: „Morgenstunde, Gott im Munde"; „Was weinest du?"; „Herr, wie lange?"; „Noch um ein Kleines"; „Trost in allerlei Thränen"; „Sicherheit"; „Ergebung"; „Dein bin ich!"; „Den Herrn in eure Mitte!"; „Wem gehörest du an?"; „Das Zöllnerauge"; „Die betende Natur"; „Schnitterlied"; „Gottseliger Hausstand"; „Mein letzter Wille", wird kein religiöser Christ ohne Erhebung lesen, und das ganze Saitenspiel „Schlichtes Lied für schlicht Gemüth", wie sein Motto heißt, wird als häusliches Andachtsbuch von Segen sein.

Nach dem Einleitungs- und Schlußgesang zu den „Skizzen" sub Nr. 3 haben wir es mit einem Sänger zu thun der sein Christenthum mit sichtbarer Vorliebe in „eine jüdische Farbe kleidet". Wir wollen hier nicht auf Tendenzen eingehen, sonst könnten wir an Ammon's Aeußerungen über „das jüdische Christenthum" erinnern, wo er die Wirksamkeit des Paulus schildert, „der überall in seinen Briefen Brücken baue, die über rabbinische Thäler und Abgründe in das Gelobte Land der evangelischen Wahrheit führen", und dann hinzufügt: „Es ist unsere Schuld, wenn wir wie auswandernde Hebräer noch immer auf ihnen stehen bleiben und durch die Brille des Buchstabens in die dunkle Tiefe des Judenthums hinabsehen." Indeß wir wollen uns nur an die Dichtung halten.

Ein solennes Epos hat der Dichter nicht geben wollen; das zeigt schon der Titel. Wir haben es nach Form und Inhalt mit einer Reihe zusammenhängender poetischer Erzählungen, bald im Versmaße des Nibelungenlieds, bald in Terzinen, bald in längern und kürzern trochäischen und jambischen Strophen, zu thun; und ebenso wenig bildet der Inhalt ein in sich geschlossenes Ganzes. Indeß enthalten die einzelnen Gesänge die Hauptmomente aus dem Leben des Elias in lebendiger, das Interesse fesselnder Darstellung; und wenn auch ganz auf den Ueberlieferungen der Heiligen Schrift fußend, hat der Dichter doch seinen Gemälden mehrfache, aus profangeschichtlicher Forschung entlehnte Schilderungen, welche auf den historischen Schauplatz und die damaligen religiösen Zustände Syriens und Palästinas ein helleres Licht werfen, in ansprechender Weise einverleibt. Der Vortrag bewegt sich in dem düster-feierlichen Pathos das dem Stoffe angemessen erscheint. Störend aber ist die mindere Sorgfalt die der Dichter der Form gewidmet hat. Wir finden Verbindungspartikeln als Reime, häufigen Mangel der Cäsur und unter den Nibelungenversen ganz willkürlich eine Menge Alexandriner, die bald den ersten, bald den zweiten, bald den dritten oder vierten Vers der vierzeiligen Strophen bilden, sodaß man bei der Lecture unausgesetzt ein Gefühl hat als ob man auf einem Pferde ritte das bei jedem Schritte stolpert. Diese Fehler hätten bei dem sonst wür-

dig gehaltenen Ton der Dichtung doppelt vermieden werden sollen.

An dieses epische Gedicht aus der heiligen Geschichte reihen wir zunächst eins dergleichen aus den Zeiten der christlichen Glaubenskämpfe und eins aus der Profangeschichte, sowie mehre der Form nach in diese Kategorie gehörige poetische Erzeugnisse.

4. Edessa. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Zum Besten des Vereins zur Unterstützung geschäftsloser Weber in Würtemberg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Leuthen. Von C. F. Scherenberg. Berlin, F. Duncker. 1852. Gr. 8. 25 Ngr.
6. Der Pachthof. Idylle von Max Holdau. Kassel, Vollmann. 1852. 16. 25 Ngr.
7. Aus der Blumenwelt. Ein Märchenepos. Dresden, Schäfer. 1852. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Stoff zu dem Gedichte sub Nr. 4 ist aus der Zeit des ersten Kreuzzugs entnommen und behandelt einen Abschnitt aus Tancred's Leben. Die neugegründete Grafschaft Edessa wird von einem großen mohammedanischen Heere unter dem Sultan von Mosul Dschiokarmisch mit Krieg überzogen. Der Fürst von Edessa, Balduin, geräth in die Hände des Feindes. Die rathlose Stadt wählt den zur Hülfe herbeigekommenen Tancred zum einstweiligen Fürsten und Führer, und seiner Weisheit und Tapferkeit gelingt es die Stadt trotz einer furchtbaren Belagerung zu erhalten und sie in einem Zeitpunkte der größten Verzweiflung durch einen nächtlichen Ausfall, der die Niederlage des Feindes zur Folge hat, ganz zu befreien. Als Episoden dienen die Beziehungen des christlichen Helden Tancred zu Blanca, der Tochter des deutschen Ritters Fulko, und des arabischen Helden Almansor zu Amine, einer persischen Fürstin und Heerführerin, sowie die Rettung der Letztern vor dem Angriff eines Panthers durch den christlichen Ritter Pontius, was einen Homerischen Vertrag wegen Nichtgebrauchs der Waffen gegeneinander zwischen Almansor und Pontius zur Folge hat. Almansor und seine Geliebte entgehen glücklich allen Gefahren. Blanca stirbt für Tancred, indem sie ihm, als die Feinde die Mauern der Stadt schon ersteigen, im Augenblick der höchsten Gefahr zu Hülfe eilt und den ihm bestimmten tödtlichen Streich auffängt.

Das Epos ist in achtzeiligen daktylischen Stanzen geschrieben; die daktylische Form, die niemals, wie z. B. im „Oberon", durch einfache Jamben unterbrochen wird, scheint uns in dieser steten Aufeinanderfolge nicht glücklich gewählt; sie ist zu hüpfend für den ernsten Stoff.

Die Handlung ist lebhaft und spannt das Interesse, doch wird der Leser durch den hier und da verworrenen und unklaren Vortrag und durch zahlreiche Unbehülflichkeiten in Verbindungen und Constructionen, sowie durch Incorrectheit der Sprache vielfach gestört. Participialconstructionen, Wendungen und Versetzungen wie sie in folgender Stanze anzutreffen:

> Näher die Feste umlagernd indessen
> Breiten die Feinde sich rings auf der Flur;
> Sicher die drohenden Schritte gemessen,
> Zeichnen die Flammen verheerend die Spur.
> Schaurigem Tod ist in Martern verfallen,
> Wer in Edessas schützende Hallen
> Nicht dem Verderben in weisem Entschluß
> Schnell sich entzogen mit flüchtigem Fuß.

finden sich, namentlich in den ersten Gesängen, fast in jeder Strophe. Auch fehlt es nicht an seltsamen und verfehlten Bildern, z. B.:

> Wie in der Vorzeit nebligen Tagen
> Ströme entstürzten im Reiche der Sagen:
> Also mit schreckenumdüstertem Sinn
> Brausen die flüchtigen Feinde dahin.

oder:

> Und um der Wangen erblühende Au'n
> Wogten die Locken im dunkelsten Braun.

Und so sehr es dem eigentlichen Epos angemessen ist daß der Dichter die Stanzenform durch das ganze Gedicht hindurch gleichmäßig beibehalten hat, so finden sich doch wieder Verstöße gegen diese Form insofern als mehrfach die letzte Zeile einer Stanze mit einem ganz neuen Thema beginnt, welches erst in der folgenden zu seiner Durchführung gelangt. Im Uebrigen scheint es als ob der Dichter während der Arbeit selbst sich noch weiter ausgebildet habe, denn die gerügten Mängel und Verstöße treten in den letzten Gesängen, wie bereits angedeutet worden ist, weit weniger hervor als in den ersten.

Nr. 5 ist eine eigenthümliche Dichtung. Sie behandelt den Zeitraum aus der Geschichte Friedrich's II. vom Abende nach der Schlacht bei Kollin bis zur Schlacht bei Leuthen. Die Periode in welcher dem großen Helden jeder Glücksstern schwand, wo eine Hiobspost um die andere ihn traf, die Schilderung seines ungebeugten Muths, dann die Schlacht bei Roßbach bilden den Eingang zu dem Hauptthema, der glänzenden Schlacht bei Leuthen. Mit dem Abende nach dieser Schlacht schließt das Gedicht. Poesie ist drin, das läßt sich nicht leugnen; aber sie ist zum größten Theile ungenießbar durch die tadelnswerthesten Willkürlichkeiten die sich der Dichter mit der Sprache erlaubt, in Wortbildung und Grammatik, in Constructionen und Verbindungen, im Versbau und dem Reim, kurz in jeder Weise. Wenn sich die Gedanken nicht gutwillig zusammenfügen wollen, werden sie wild durcheinander auf einen Haufen zusammengeschleudert und mögen selbst sehen wie sie zurechtkommen; ebenso die einzelnen Worte in den einzelnen Sätzen. Singularformen für Pluralformen, Weglassungen von Endsilben, ganz neuerfundene Wörter und neue Erfindungen in der Conjugation der Zeitwörter, triviale Ausdrücke, lateinische und französische Wendungen und Phrasen (letztere nicht blos im Munde des Helden, wo sich der Dichter mit der historischen Wahrheit entschuldigen könnte, obschon diese niemals poetische Unschönheit rechtfertigt) jagen einander. Wir wollen nur einige Beispiele geben, als: „Die Fortune — die raffinirte Bestie des Abends, der Franzos — sehr balde — der erste Feldherr und erste Lump der Armee, der lüderliche Herzog, Marschall Richelieu — Herr Franz, der deutsche Kaiser, auch wiener Hofbanquier, macht als Mann der Frau Marie Therefie u. s. w. — das Heer zu einem Schildering entfächern — Daun steht in seiner Völker bunt welschendem Zungensturm reglos, mauerkühle, wie der Babelthurm — Armeria (statt Armee) — gemund — beaux restes | vor all den schönen Gäst' — der König faßt die Herren in flagrantibus ab — espèce de guerre | mehr — vabanquiren — die ultima ratio — varietas dilectat — der Panduran (für Pandur) — die haarige Faust am Messer schlägt sich's Comitat auf klirrendem Hacken ums Kind vom Banat — die Völker der Rosse wiehern — prellend die Faust auf seinen Stahl — ein Heer par excellence — Roßbach! rief die Armee vom ersten Mann der Tête bis zum letzten der Queue — der alte Wetterleiter (König Friedrich) — jug (für jagte) — so lösen sich vom Heere drei winzige Bataillon | dran hängen sich zehn schwere Stück eiserne Kanon — Schluft (statt Graben oder Schlucht) — da federt er sich aus, der Flügel der Attak — die Heerestreppe stuft.

Und solche Originalitäten trifft man fast auf jeder Seite. Häufig erinnert der Ton und die Art und Weise des Dichters an die Kapuzinerpredigt in „Wallenstein's Lager", natürlich aber hier im Rahmen einer so ernsten epischen Dichtung mit einer Wirkung die mehr widerlich ist. Um von den Schlachtbeschreibungen des Dichters eine Anschauung zu geben, möge folgende Stelle Platz finden:

> Vor schwenkt des ersten Treffens schnurgerader Stab,
> Zwanzig Bataillone, bricht zwanzig mal sich ab
> Zu einer Heerestreppe, die Stuf' ein Bataillon,
> Funfzig Schritte Abstand in schräger Gradation,

Sodaß um tausend Schritte dem linken Flügelschlag
Vorweht der rechte Flügel, befohlen zur Attak.

Nach steigt das zweite Treffen in Regimenter=Sproß,
Herum im Halbmond schwingt sich das Flügelroß,
Stark hundert Schwadronen, an die Flankenwänd',
Als der Doppeltreppe umfliegendes Geländ'.
Den kühnen Bau zu stützen, steht noch im Hintergrund
Die alte Heeressäule, Fußvolk, in Halbrotund;
Vorn lagern, abgestuft nach ihrer Treppe Fall,
Sich hin die Pfosten, hundert Löwen von Metall.
Den schwarzen Tod in ihrer ehernen Seele Grund
Liegen sie auf vier Lagern mit off'nem Schlund,
Auf den Wink zu ziehen über die Glorie
In vier Quadrigen ihre Victorie.

Dies ist noch eine von den verständlichern Stellen der Dichtung. Häufig tritt zu den gerügten Willkürlichkeiten, und freilich theilweise durch dieselben mit bedingt, ein sibyllinisches Dunkel. Dergleichen Dichtungen mögen durch ihre Seltsamkeit und bizarre Originalität für einen Augenblick die Aufmerksamkeit erregen und mit Interesse gelesen werden, bleibenden Werth haben sie aber nicht. Es ist zu bedauern daß der Dichter die ihm inwohnende Kraft, und diese ist durch manche schöne Einzelheiten, wohin namentlich die Gemälde von den beiden Schlachtabenden zu Anfang und zum Schluß der Dichtung gehören, unzweifelhaft ausgesprochen, auf solche Weise misbraucht.

Nr. 6 ist eine Art idyllisches Epos. Das erste Erfoderniß der Idylle ist daß sich Alles naturgemäß bewege. Es ist aber nicht noturgemäß, wenn Röschen der liebenden, freundlichen Mutter ihre völlig unbedenkliche und ganz und gar nicht abenteuerliche Liebe, selbst bei vielfach sich dringend dazu darbietender Veranlassung, nicht vertraut; es ist nicht naturgemäß, wenn der beglückte Liebhaber, der Pflegebruder Röschen's, der von seinen Pflegeältern mit allen nur möglichen Beweisen der Liebe überhäuft wird, tugendphantastisch entsagt, blos weil ein anderer Freier erscheint, ein braver Mann der von den Aeltern nicht zurückgewiesen wird, weil sie von der Liebe des jungen Paares keine Ahnung haben; wenn er entsagt noch ehe er sich mit einem Wort bei den Aeltern um Röschen beworben hat, blos weil er arm ist und jener sich in guten Umständen befindet. Diese Resignation, die nur dazu da ist, damit der Vater sie belauschen, den Kindern das Geständniß ersparen und sie sofort durch seinen Segen beglücken kann, macht keinen erhebenden, sondern einen komischen Eindruck. Wer für die Tugend begeistern will, und das ist des Verfassers anerkennenswerthe Tendenz, der mag sich vor allen Dingen hüten den Repräsentanten derselben einem gerechten Lächeln auszusetzen; denn dann schadet er mehr als er nützt

Das Idyll ist in Hexametern geschrieben; aber der Verfasser muß keine Ahnung davon haben wie ein Hexameter gebildet wird, keine Ahnung von Rhythmus und Cäsur; auch kommt es ihm auf ein paar Silben zu viel oder zu wenig nicht an. Wenn wir die formell fehlerhaften Verse herausschreiben wollten, so müßten wir den beiweitem größern Theil des Büchleins abschreiben.

Nr. 7 nennt sich ein Märchenepos. Wie dieses Märchen zu dem Titel Epos kommt, können wir nicht begreifen, denn man sucht vergebens in ihm nach Einheit und nach dem Helden. In den ersten Gesängen wird von der Liebe des Wassergeistes „zum hoheitschönen Weibe, der Lilie", berichtet. Sie bleibt kalt, denn sie ist des Erdgeistes Braut. Da läßt sie der Wassergeist in sein Reich entführen. Die Lilie schmollt, liebt dann und wird wieder kalt, weil sie keinen Hofstaat um sich hat und Niemand sie glänzen sieht. Der Wassergeist entführt nun ein ganzes Sortiment Blumen in sein Reich, darunter Rosa-Alba, die weiße Rose. Die Lilie ist zufrieden und liebt wieder. Der Wassergeist gewährt jeder Blume die Erfüllung eines Wunsches, der Rosa-Alba drei, denn er hat schon sein Herz von der Lilie abgewendet und liebt die Rosa. Indeß das Epos bricht die Geschichte vom Wassergeiste und seiner doppelten Liebe auf ein mal glattweg ab, wir hören Nichts weiter davon und das Gedicht bewegt sich von nun an um jährliche Erdenwanderungen der Rosa-Alba und Das was daraus entsteht. Der Wassergeist hatte ihren Wunsch jährlich einen Tag auf der Erde zubringen zu können erfüllt; doch durfte sie die einmal angenommene Gestalt nie wieder annehmen. Als „Libelle" von zwei Knaben verfolgt, von dem einen gehascht, vom andern befreit, erglüht sie in Liebe zu diesem, umschwebt ihn als Laubgeflüster, Welle, Sonnen- und Mondenstrahl, macht ihn zum Dichter und wird zuletzt, als er dichtend niederschreibt, der formende Gedanke. Die Liebe wächst:

Aufschwellt des Strahles gold'ne Hülle
Zu einer zauberhaften Fülle,
Wie das da quillt und wallt und webt!
Aus Sonnengold und Blumenduft,
Aus Blütenfarben und Abendluft
Rosa-Alba unehebar herrlich schwebt!

Sie wird dem Dichter erkennbar, wie? bleibt ungewiß, denn Menschenform durfte sie nicht annehmen, und aus dem Zusammenfließen der zwei Flammen entsteht Rosa-Alba's herrliches Kind, ein mystisches Wesen, halb Blume, halb Mensch. Der Dichter der seine Geliebte, die nie wieder dieselbe Gestalt annehmen darf, nicht wiedersehen kann, stirbt, und die „Menschenblume" wird nun Heldin des Gedichts. Die Blumen beten sie erst an und sind in Liebe zu ihr versunken. „Die Menschenblume sah es mit Lachen, das waren ihr lauter tolle Sachen; sie konnte für Blumen Nichts empfinden." Im Gegentheil, sie beraubte sie noch des letzten Tröpfchens Thau um sich darin zu baden. Die Liebe der Blumen verwandelt sich in Haß, man beschließt ihren Untergang. Er wird durch einen Sänger vermittelt der ein hohes Weib liebt das ihn zwar wieder liebt, aber doch „das stolze Werben stolzer Menschen duldet, wie es des Ranges Hoheit schuldet". Um die Werber abzuschrecken hat sie erklärt daß Der ihr Gatte sein solle der ihr zwei schwarze Rosen zeigt. Diese zwei schwarzen Rosen schaffen die Blumen unter Hülfe des Erdgeistes und lassen sie dem Sänger zukommen, der dafür die Menschenblume aufsuchen und sie küssen soll. Dem Kusse will der Mohn betäubende Kraft verleihen, damit die Menschenblume ihre Muschel nicht mit Thau fülle: denn wenn sie dies auch nur eine einzige Nacht unterläßt, muß sie sterben. Der Sänger vergißt über der Menschenblume seine Geliebte; die Menschenblume stirbt, der Sänger weint in den gebrochenen Kelch. Damit ist zugleich die Bedingung erfüllt, die es der gestorbenen Blume möglich macht die Erde zu verlassen und zu ihrer Mutter zu gelangen. Und

Rosa-Alba hinter den Wogenmauern
Hält in thränendem Lächeln und seligem Trauern
Fest ihr gestorbenes Kind umwunden.

Der Sänger hat für seiner Seele reinen Frieden noch höhere Dichterkraft eingetauscht. Er wandert ruhelos durch die Länder, beglückt, selbst unglücklich, mit seinem Gesange die Welt, kommt auf ein Schlachtfeld, stürzt sich in den Kampf und fällt.

Das ist das Epos. Wir wollen ihm, obschon die Dichtung hier und da der Leichtigkeit ermangelt und an gesuchten und todten Bildern leidet, einzelnes Schöne nicht abstreiten; aber das Ganze ist ein Gewebe willkürlicher Phantasie, dem es an echter Naturwahrheit und Naturfrische fehlt.

Aus der „Blumenwelt" haben wir noch mehr vor uns liegen, aber auf dem Gebiete der reinen Lyrik, zu dem wir nun übergehen.

8. Ewige Blumen des Herzens oder Dichtungen von Oskar Oertel. Penig, Voigt. 1851.

9. Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche von J. N. Vogl. Wien, Pfautsch u. Voß. 1852. 16. 22½ Ngr.

10. Gedichte von Emil Grundmann. Berlin, Simion. 1852. 16. 15 Ngr.

11. Liederbuch des Dorfpoeten von Mundy Herzl. Ungarisch-Altenburg, Czeh. 1851. Gr. 16. 20 Ngr.

12. Orientalische Granaten von J. F. Castelli. Dresden, Schäfer. 1852. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

13. Liederklänge aus England und Spanien. Von Adolf Laun. Bremen, Geisler. 1852. 16. 1 Thlr.

Nr. 8 enthält glatte, schöne, harmlose Verse; aber gemüthlich aneinander gereihte Gedanken, bunt aus dem reichen Füllhorn der Natur herausgegriffene Bilder machen noch kein Gedicht. Von einem solchen kann nur dann die Rede sein, wenn der Dichter eine Grundidee durchführt, und wenn er, indem er diese in Worte kleidet, den einzelnen Theilen seiner Schöpfung die gestaltende Seele einhaucht, die sie zum einheitlichen in sich abgeschlossenen Ganzen belebt. Von solchem Schöpfergeiste wäre den vorliegenden „Ewigen Blumen des Herzens" etwas mehr zu wünschen.

In einer längern Dichtung, in welcher der Dichter von einer Idealwelt singt die in den Träumen der Kindheit an ihm vorübergezogen, die dem Jüngling zu klarerm Bewußtsein sich erschlossen und die ihm in dem Einen, „sein anderes Ich im Kampfe zu erringen", aufgeht, findet sich eine merkwürdige Originalität, die wir uns nicht versagen können mitzutheilen. Das uralte Gleichniß vom Stamm und der Rebe wird umgedreht. Er ruft der Geliebten zu:

> Du warst mein liebster, einziger Gedanke,
> Der Engel, der mich schirmend stets umschwebt,
> Der kräft'ge Stamm, an dem die zarte Ranke
> Des schwächern Geistes muthig aufwärtsstrebt.

Mag in diesen Worten subjective factische Wahrheit ausgesprochen sein, poetische Schönheit liegt nicht darin, denn es fehlt dem Gedanken die poetische, die ideelle Wahrheit.

Nr. 9 ist auf einem glücklichern Boden entsprossen. Uebrigens haben diese „Blumen" wirklich nur Blumen und Blumenleben, natürlich in steter Verbindung mit Frauenleben und Frauenliebe zum Gegenstande, sowol was die in der kleinen Sammlung höchst sparsam vertretenen Romanzen, als was die Lieder und Sprüche anlangt, deren letzter eine Recapitulation der ganzen Nipptischgabe enthält:

> So schließ' ich nun dies Viertelhundert
> Von Sprüchen und gesteh' es ein:
> Was ich vorallem stets bewundert
> Sind Frau'n und Blumen nur allein.

Daß wir bei diesem tausend und aber tausend mal besungenen Thema mitunter auf oft gehörte und gewöhnliche Bilder und Gedanken stoßen, wie:

> Schneeglöckchen läuten leise im Schnee.

oder:

> Die kleinen Blumen weinten
> Wol durch die ganze Nacht,
> Da fliegt das Morgenlüftchen
> Herbei nach seiner Pflicht
> Und küsset jeder Blume
> Das Thränchen vom Gesicht.

oder:

> Bedenk', welch' kurze Frist im Hag
> Die Rosen prangen,
> Ein Rosenblatt nimmt jeder Tag
> Auch deinen Wangen.

und Aehnliches dergleichen, darüber läßt sich mit dem Dichter nicht rechten: wer Beweise dafür gegeben hat daß er Phantasie und Gefühl besitzt, kann mit Recht beanspruchen daß man ihm jeden dergleichen Gedanken ebenso gut als den seinigen gelten läßt, wie ihn Diejenigen für sich in Anspruch nehmen die ihn vor und nach ihm geäußert haben. Jedenfalls hat der Dichter seinem Thema noch manche neue Seite und manche sinnige Auffassung abgewonnen und all den netten Blumenwesen durch den Anhauch der Poesie die innere Lebensberechtigung gegeben.

Der Dichter sub Nr. 10 legitimirt seine Sangeskinder „Natur", „Liebe" und „Leben" mit der großherzigen Generalvollmacht Uhland's:

> Singe, wem Gesang gegeben,
> In dem deutschen Dichterwald!

Und diese Sangeskinder, geben sie doch keinen Mißklang durch das Liedesleben der frischen Eichenhaine, warum sollten wir dem Dichter den Platz nicht gönnen, wenn er im großen Chor mitsingen will?

Von den meisten Gedichten in Nr. 11 gilt Dasselbe. Einzelne zeichnen sich durch eine naive Ursprünglichkeit aus, ohne daß wir jedoch behaupten möchten als ob sie sich durch dieselbe über das angedeutete Niveau erhöben, denn jene eigenthümliche Originalität läßt mitunter den Dichter zu Bildern greifen, die eher alles Andere auszudrücken geeignet sind als Dasjenige was sie dem Gedankengange des Dichters nach veranschaulichen sollen. So geht der Dichter zu Frühlingsanfang im Walde:

> Da klang es bebend wie ein Schrei:
> Als ob zu Tod getroffen sei
> Ein Leben, dem von dieser Welt
> Der Abschied herbe, schmerzlich fällt.
> Ein Veilchen war's; es trat mein Fuß
> Des Lenzes ersten Willkommsgruß.

Nur zwei bis drei Lieder, wie etwa „Fragen ohne Antwort" und „Der Auswanderer", erheben sich über jenes Niveau.

Was den Titel „Liederbuch eines Dorfpoeten" rechtfertigen könnte, wissen wir nicht; man müßte denn unter Dorfpoet einen Dichter ohne dichterische Durchbildung verstehen. Denn was bei einer andern Auffassung vermuthet werden konnte, Schilderungen des Dorf- und Landlebens, findet man in diesen Gedichten gar nicht. Zu unserer Erklärungsweise gibt uns auch die Ueberschrift und Rubricirung der einzelnen Gedichte weitere Veranlassung. So finden wir unter den „Balladen und Romanzen" folgendes Lied:

> Schnee.
>
> Daß Gott erbarm', daß ich es seh:
> Wo Blüten waren, ist nun Schnee;
> Ja selbst die Freuden beff'rer Zeit
> Sind auch verschneit, sind auch verschneit;
> Nur der Natur gewaltig Weh'
> Blieb unverhüllet von dem Schnee.

Wir haben hiermit diese Ballade oder Romanze von Wort zu Wort vollständig gegeben, und so sind die meisten. Es wäre daher gerathener gewesen, wenn sie sämmtlich den übrigen Abschnitten „An Emma", „Bilder" oder nach Befinden den „Verwehten Blättern" eingereiht worden wären.

Nr. 12 bietet eine Reihe morgenländischer Erzählungen in gebundener Rede dar, wobei Charakterzüge edler und weiser Despoten und der glückliche staatliche Zustand unter ihrem Walten — das Ideal, der letzte und höchste Wunsch, das Erdenparadies des Orientalen — und Salomonische Urtheile gerechter Kadis, das orientalische Ideal der Justiz, eine ausgedehnte Rolle spielen. Die Mehrzahl dieser Erzählungen liest sich mit Interesse; einzelne darunter sind alte bekannte Geschichten, wie die vom Hemd des Glücklichen, von dem Gebet der Witwe für den Tyrannen, weil sie von seinem Nachfolger noch Schlimmeres fürchtet, und die von der Glocke, an der ein hungernder Esel läutet, eine Sage die nach frühern Bearbeitungen in Deutschland spielt, nur mit dem Unterschiede daß hier ein Pferd als Kläger auftritt. Wozu diese neue Einkleidung des früher Dagewesenen dienen soll, läßt sich nicht recht absehen; wenigstens ist die Form nicht von so hervorstechender Art daß durch diese die Wiederholung gerechtfertigt würde.

Nr. 13 enthält eine schöne Auswahl englischer und einige spanische lyrische Gedichte in deutscher Uebertragung. Die englischen sind der Mehrzahl nach von Moore und Burns, die übrigen von Felicia Hemans, Barton, Campbell, Miß Radclife, Cunningham, Coleridge und Wither. Die Form ist tadellos und zeigt von großer Gewandtheit des Dichters in Behandlung der Sprache, mit der er seinen Versen seltene Leichtigkeit und Wohllaut zu geben versteht. Es bedarf hiernach kaum der Erwähnung daß diese Uebersetzungen das erste Erfoderniß einer guten Uebersetzung, daß sie es nämlich durch Nichts erkennen läßt daß sie Uebersetzung ist, in vollem Maße erfüllen. Bei Vergleichung vieler Gedichte mit den Originalien haben wir aber auch gefunden daß das Umdichten im Geiste der Muttersprache nicht auf Kosten des Originals erfolgt ist. Die Hauptideen sind stets festgehalten und im Ganzen genommen treu und wahr wiedergegeben. Was die detaillirte Ausführung anlangt, so hat sich der Dichter hier und da Abweichungen erlaubt. Es läßt sich hiergegen Nichts einwenden, wenn nur nicht Einzelheiten die dem Liede oder dem Gedanken einen eigenthümlichen Reiz verleihen weggelassen und fremdartige Dinge dafür hereingebracht werden. In dieser Beziehung wäre dann und wann eine größere Treue zu wünschen gewesen. So z. B. in den „Schätzen der Tiefe" von Felicia Hemans.

Give back the lost and lovely! those for whom
The place was kept at board and hearth so long,
The prayer went up throngh midnights breathless gloom,
And the rain yearning woke 'midst festal song!
Hold fast thy buried isles, thy towers o'er thrown,
But all is not thine own!

Gib sie zurück die Treuen die dort liegen,
Für die der Platz am Herde war bereit.
Für die zum Himmel auf Gebete stiegen,
An die das Herz gedacht in Lust und Leid.
Bewahre was in deinem Schoose ruht,
Doch ist nicht Alles dein, o Flut.

Das „mitternächtliche" Beten, das Individuelle in der Antithese der beiden letzten Zeilen sind Specialitäten des Gedankens die nicht wohl fehlen dürfen, wenn das Eigenthümliche des Originals nicht verwischt werden soll. Dem letztern mehr annähernd ist folgende Uebersetzung:

O gib zurück sie, die Versunk'nen, Lieben!
Ihr Platz am Tisch und Herd steht heilig fest!
Allmitternächtlich Fleh'n ist wach geblieben,
Noch trübt der Sehnsucht Thräne jedes Fest.
Sarg' die begrab'nen Thürm' und Schlösser ein,
Doch Alles, Alles ist nicht dein.

Aehnliches ließe sich in Bezug auf die bekannten Lieder von Moore und Burns „Those evening-bells" und „Musing on the roaring ocean", sowie von andern sagen. Bei dem hohen Talente des Dichters muß es ihm leicht werden, unbeschadet der sonstigen großen Vorzüge seiner Uebertragungen dem Originale vollkommen gerechtzuwerden.

Wir beschließen unsern diesmaligen Bericht mit einer elegischen Dichtung.

14. Schiller's Todtenfahrt. Gedicht von Hermann Barth. Freiberg, Frotscher u. Wolf. 1852. Gr. 16. 6 Ngr.

Der Dichter besingt das Begräbniß Schiller's, in gerechter Indignation über die geringe Theilnahme die dabei andentaggelegt worden, im Ganzen in würdiger und edler Weise. Ein Fehler des Dichters ist es daß er dem Mammon gehuldigt und dadurch in den an sich so poetischen Stoff unpoetische Zuthat hereingezogen hat. Der Mammon ist mächtig, aber durch und durch prosaisch und mehr als das. Die Dichter begehen Verrath an ihrer heiligsten Pflicht, wenn sie ihm Götzendienst thun. Aber er ist den Menschen so in Saft und Blut hineingewachsen daß sie den Götzendienst thun, oft ohne es zu wissen und zu ahnen. Ob Schiller in einem „Dreithalersarge" oder in einem „Dreihundertthalersarge" zur Ruhestätte gebracht wird, das thut Nichts zur Sache. Der „Dreithalersarg" verunstaltet das Gedicht. Aber ein ergreifendes Moment ist es daß Schiller außer den Trägern nur zwei Menschen zum Grabe folgen; ein ergreifendes Moment ist es daß das Volk anstatt seinem Lieblingsdichter den letzten Liebesdienst zu erzeigen — schläft. Schiller wurde um Mitternacht begraben. 14.

Acht Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht von Johanna Kinkel. Stuttgart, Cotta. 1852. 8. 12 Ngr.

Es ist ein eigenthümliches Lebenszeichen aus dem Exil — die Briefe sind aus London geschrieben — das die vorliegenden Bogen uns darbieten. Die in literarischen und tiefmusikalischen Kreisen wohlbekannte Gattin des berühmten Dichters Gottfried Kinkel tritt hier mit einem Werkchen auf das scheinbar außerhalb ihrer Sphäre liegt, und mag man immerhin die Nothwendigkeit literarischen Erwerbs auf Grund der persönlichen Verhältnisse gern und vollständig anerkennen, man wird doch andererseits auch die Frage nach der Berechtigung gerade in diesem Genre nicht umgehen können. Diese Berechtigung aber ist in dem vorliegenden Falle gerade unzweifelhaft vorhanden. Ist doch die Verfasserin nicht nur als anmuthige und geistreiche Schriftstellerin bekannt; muß man ihr doch als Liedercomponistin dieselben Prädicate zugestehen, und die Praxis des Klavierunterrichts, die hier zumeist noch in Frage kommen würde, ist ihr um so weniger fremd als sie schon vor Jahren und noch vor ihrer Verheirathung mit ihrem jetzigen Gatten dieselbe auch in einem Institute und sonst lange Zeit geübt hat.

Doch würde man irren, wollte man annehmen es sei hier eine Methodik des Klavierunterrichts in nuce gegeben. Ja man könnte selbst in Frage stellen, ob die Verfasserin sich nicht im Vorworte noch zu unbestimmt ausdrücke, wenn sie „das Buch vorzugsweise für musikalisch gebildete Mütter auf dem Lande oder in kleinen Städten bestimmt, die genöthigt sind den musikalischen Unterricht ihrer Kinder selbst zu leiten oder zu überwachen". Man wird dennoch leicht in Betreff des Stoffs mehr erwarten — andererseits auch weniger in Betreff der Ideen — als hier geboten wird. Und wenn die Verfasserin auch die Selbstbeschränkung durch die Berufung auf die „anerkannten Klavierschulen" rechtfertigt, so wäre doch ein namentlicher Hinweis auf die vorhandenen wirklich guten in der That so übel nicht gewesen, abgesehen davon daß wir mit der Verfasserin keineswegs vollkommen übereinstimmen, wenn sie meint: „mit Hülfe der vielen trefflichen Klavierschulen und Etuden könne jeder musikalische Mensch der etwas Geduld und klaren Begriff hat ein ordentlicher Lehrer werden". Die Erfahrung gibt nur zu häufig sehr deutliche und unangenehme Beweise vom Gegentheil!

Das Büchlein enthält allerdings einige dankenswerthe technisch-praktische Winke die „für Mütter und angehende Lehrerinnen" (warum nicht auch für Lehrer?) nutzbar sein werden, zumeist aber (und das mag eine Berücksichtigung gerade in d. Bl. vorzugsweise rechtfertigen) geistreich gedachte und dabei aus praktischer Erfahrung geschöpfte anregende Ideen über Musiktreiben und namentlich Klavierspiel, die, mögen sie auch nicht eben auf absolute Neuheit Anspruch machen, doch sehr beachtenswerth sind, und weil oft vergessen nicht oft genug ins Gedächtniß gerufen werden können, zumal wenn das in so eleganter und liebenswürdiger Form wie eben hier geschieht. Als ein Beispiel dafür mögen die Sätze dienen, in welchen die Verfasserin sich ebenso wahr als warm gegen die hergebrachte Ostentation des modernen Musiktreibens in Gesellschaften ausspricht. Sie sagt da unter Anderm: „Eine Hauptursache der Geistlosigkeit unserer meisten deutschen Gesellschaften ist das unausste-

liche Musiciren, das man den Leuten aufdringt, ohne zu fragen ob sie Geschmack daran finden. Wenn Jemand Musik hören will, so gehe er ins Concert, und wenn er Conversation sucht in Gesellschaft. Wie tückisch ist es nun Einen mit der Aussicht auf Conversation in eine Gesellschaft zu locken und ihn dann zu zwingen Musik anzuhören. Das Geringste wäre doch es Einem vorher ehrlich zu sagen: es wird Musik gemacht, damit man seine Ohren weit genug flüchten kann. Der Musiker, der täglich in dem Traumleben von Klängen befangen ist, bedarf zu seiner Erholung eines totalen Heraustretens aus dieser Sphäre geistiger Dämmerung in die sonnenhellen Regionen des Verstandes, wo der Gedanke am Gedanken die elektrischen Funken schlägt. Welch ein Genuß ist eine wohlgeordnete, sich wie ein Kunstwerk entwickelnde Conversation!... Wie nothwendig bedürften viele Frauen dieser Kunst der edlern Conversation, die den klaren Blick über alle Zustände schärft! Statt dessen sitzen sie schweigend mit ihren Strickzeugen in der Gesellschaft und lassen die Musik nur eben auf ihre Sinne wirken um des Denkens überhoben zu sein. Diejenigen die noch eine Stufe tiefer stehen schwatzen zwischen der Musik Allotria, und betrachten sie in unbegreiflicher Roheit nur als ein Mittel um die Pausen zu verdecken die etwa im Gespräch entstehen könnten. Gesellschaft und Musik stehen jetzt wie Staat und Kirche; mit beiden kann es nur besser werden wenn sie scharf gesondert bleiben."

Die gelegentlich ausgesprochenen Gedanken über Virtuosität, Unterricht in der Compositionslehre, Musikdressur wie die Bemerkungen über Mendelssohn-Bartholdy, Chopin, Thalberg, Henselt zeugen, auch wo man sich eine andere Ansicht oder wenigstens Modificationen reserviren möchte, von Geist und individuell poetischer Auffassung und verdienen nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt zu werden. 1.

Nationale Tendenzen in der russischen Literatur und Graf Sologub.

Die literarische Bewegung die in Rußland durch Puschkin begonnen worden war wurde in ihrer reinnationalen Tendenz durch einen mächtigen Einfluß, den der Regierung, unterstützt. Seit seiner Thronbesteigung, die ihm nur durch eine militärische Insurrection möglich geworden war, hatte der Kaiser Niklaus begriffen daß er um sein Land vor revolutionnären Einflüssen zu bewahren Rußland zu sich selbst zurückrufen, sein sociales Princip verjüngen müsse, indem er es in die moskowitische Nationalität tauchte. Er strebte danach die öffentliche Thätigkeit gegen einen gemeinsamen Mittelpunkt zu richten. Die höhern Classen hatten seit langer Zeit ihre Augen auf Frankreich und England gerichtet und fast vergessen daß sie Russen waren; die Leere zwischen ihnen und dem russischen Volke auszufüllen war dringendes Bedürfniß geworden, und Puschkin belebte durch die Idealisirung des alten Rußland und durch die Dramatisirung seiner Volksüberlieferungen in der russischen Aristokratie jenes Nationalleben welches die ausländischen Einflüsse bis dahin unterdrückt hatten. Jedoch zerstörten die Auswüchse seiner glühenden Phantasie und besonders seiner Schule bald den Einklang zwischen der literarischen und der politischen Bewegung. Um dieses Einverständniß wiederherzustellen bedurfte es einer andern Schule, die sich ausschließlich mit der Beobachtung und Analyse der russischen Gesellschaft und mit Sammlung und Beleuchtung aller der unabhängigen und originalen Elemente beschäftigte, welche die Nachahmung der westlichen Staaten hatte bestehen lassen. Das Auftreten dieser Schule und ihre mächtigen Erfolge wurden durch eine Menge Umstände begünstigt, welche hier kurz ins Gedächtniß zurückzurufen sind.

Ein bedeutendes Talent, Nikolaus Gogol, lenkte wiederum die ganzen literarischen Kräfte auf das neue Ziel hin. Unter seinem Einfluß nahmen der Sittenroman und das Lustspiel bald den Platz der Werke der stürmischen Phantasie Puschkin's ein; dies ging so weit daß 1848 in der russischen Literatur nur ein einziger Gedanke herrschte, die Nationalität. Die Literatur hatte die Gefahren jenes Gemisches von Liberalismus und patriotischer Exaltation begriffen dem sich einzelne junge Leute hingegeben hatten. Zu Ende des Jahres 1848 waren die politische und die literarische Tendenz mehr als je in der Nationalität vereint. Der geistreiche Romantiker der uns beschäftigen soll war einer der hervorragendsten Vorläufer dieser Allianz, und einige Worte über den geistigen Mittelpunkt in welchem der Graf Sologub sich einen Namen erwarb, werden das Interesse das sich an sein literarisches Geschick knüpft besser begreifen lassen.

Die lebendige und glänzende Individualität Gogol's beherrscht die gegenwärtige Bewegung der russischen Literatur.*) Gogol zeichnet sich gleichmäßig aus, wenn er die Außenwelt mit einer realen Begeisterung und Schärfe schildert oder seine analytische Gabe auf das Studium des innern Menschen und die geheimnißvollsten Erscheinungen der Seele anwendet. Seine satirische Neigung wird durch einen Fonds von Milde, wie er dem slawischen Charakter überhaupt eigen ist, geläutert; man fühlt unter seiner beißenden Schärfe ein liebendes Herz, ein theilnehmendes Gemüth. Der moralistische Romantiker geißelt das Laster, aber er beklagt die Menschen. Ein russischer Kritiker, Milukoff, sagt in seiner 1847 in Petersburg erschienenen „Geschichte der russischen Poesie": „Puschkin verließ die Gesellschaft aus Egoismus, Lermontoff verfluchte sie aus Verzweiflung, Gogol weint über sie und leidet." Gleich Puschkin fühlte Gogol daß die Literatur seines Vaterlandes sich nicht mit Schilderungen des äußern Lebens zu befassen habe, sondern mit der Analyse und der Darlegung des Volksgeistes. Nur daß Gogol Das realisirte was Puschkin zu spät inne ward; er läßt die menschliche Natur in ruhig geschaffenen Typen und sorgfältig gezeichneten Charakteren erscheinen ohne das mindeste Phantastische oder Emphatische. Puschkin erregte Bewunderung, mit Gogol empfindet man; ihm ist es zu danken daß die russische Poesie und Romantik aus den höhern Kreisen in das Volk übergegangen ist und daß der Adel nicht mehr blos für ausländische Werke sich begeistert.

Ein anderes bemerkenswerthes Resultat dieser literarischen Bewegung ist die Rehabilitation der russischen Sprache an die Stelle der allmächtigen französischen. Namentlich in den Salons zweiter Classe in Petersburg tritt dies dadurch deutlich hervor daß man ebenso viel russisch als französisch spricht und oft einen Satz in der einen Sprache anfängt und in der andern endet.

Neben diesem Einfluß der Thätigkeit Gogol's ist eine gleiche auch auf dem Gebiete der Kritik, des Theaters und Romans wahrzunehmen. Der russische Geist eignet sich merkwürdig für Polemik und Discussion, und wie es in den meisten europäischen Literaturen einen Kampf zwischen Romantikern und Classikern gab, so gibt es auch seit Puschkin und Gogol zwei Parteien, eine der Bewegung und eine des Widerstands. In Petersburg finden die Anhänger der alten Schule einen gelehrten und geistreichen Gegner in Senkowsky, Redacteur einer sehr umfänglichen Monatsschrift „Lesebibliothek". Er handhabt die Persiflage in einer um so beißendern Weise, als seine Feinde so ungeschickt waren sich derselben Waffe zu bedienen und endlich gegen den geistreichen Polemiker das grobe Geschütz ihrer Philologie in Anwendung bringen mußten. Diese gelehrte Polemik zeigt sich besonders in einem Sittengemälde von Alexis Gretsch, Sohn des berühmten Grammatikers, der in seinem humoristischen Buch „Ein literarischer Salon in Petersburg" die Vorwürfe gegen Senkowsky gesammelt hat.

Gretsch hat jedoch Unrecht wenn er seinem Gegner Schwerfälligkeit vorwirft; eher ist er frivol und zusammenhangslos; er analysirt zu sehr. Dagegen herrscht in den „Vaterlandsannalen" und in der „Gegenwart" ein ernsterer Ton. Die

---

*) Gogol starb im vorigen Jahr in Moskau. Wir bringen nächstens einen Artikel über denselben. D. Red.

erstern werden von Kráwsky seit 1839 redigirt und sind, wie schon ihr Titel andeutet, reinnational. Einer der eifrigsten Mitarbeiter, Billinsky, gründete 1847 „Die Gegenwart" und resumirt darin mit vollkommener Genauigkeit die Bewegung der jüngsten russischen Literatur. Neben ihm arbeiten vorzüglich Nikitenko, Professor der schönen Wissenschaften in Petersburg und gemäßigter Panslawist, sowie Pletnieff, Rector der Universität in Petersburg, eifrig an dieser Zeitschrift und zwar ganz im Sinne Gogol's.

Das Theater war nicht so glücklich wie die Kritik. Man beklatscht noch die alten Lustspiele Fonviesen's und auf dem neuen Repertoire kann man nur zwei wirklich bemerkenswerthe Stücke anführen: „Die Leiden des Geistes" von Gribojedoff und „Der Revisor" von Gogol. Beides sind treffliche Schilderungen der Sitten und Kehrseiten der russischen Gesellschaft. Ein Stück von Ostrowsky mit dem bizarren Titel: „Was unsere Leute sind, werden wir nachher erwägen", verdient ebenfalls erwähnt zu werden; der Verfasser schildert darin die Sitten der Kaufleute in Moskau. Zwei hübsche Lustspiele von Turgenieff: „Ein Frühstück beim Adelsmarschall" und „Das Fräulein aus der Provinz", bilden den Schluß der nicht eben reichen russischen Bühne. Jedenfalls wird das Theater indeß ebenso seinen Meister finden, wie die Poesie in Puschkin und der Roman in Gogol.

Der moskowitische Geist eignet sich wesentlich für den erzählenden Ton und besonders der Sittenroman ist sehr ausgebildet; seit zwanzig Jahren sind eine beträchtliche Anzahl Erzählungen und Novellen erschienen in denen das russische Leben geschildert wird; sie sind der bequeme Rahmen in welchem die Typen und Physiognomien aller Zeiten und aller Classen ihren Platz finden und beitragen, die moskowitische Civilisation von den verschiedensten Seiten kennenzulernen. Neben Gogol, der über alle Andern hervorragt, und Sologub, der uns hier beschäftigen soll, zählt die Phalanx der russischen Romantiker mehr als ein originelles und bemerkenswerthes Talent. So Gantscharoff, der mit unendlich feiner Satire begabt mit großem Glücke die ländlichen Sitten des flachen Landes und die Leiden und Freuden der Landbewohner schildert; sein „Anton der Elende" und „Der arme Teufel" sind von vollendeter Wahrheit. Butkoff ist ein geschickter und feiner Maler des innern Lebens der Volksclassen; nach einem langen und mühseligen Kampfe ist es ihm endlich gelungen gegen ein trauriges Schicksal anzukämpfen und Sieger zu bleiben. Seine Erzählungen athmen eine zarte und sanfte Theilnahme für die Männer aus dem Volke, die er mit vollem Rechte „Brüder" nennt, ohne ihnen jedoch dabei zu schmeicheln. Turgenieff hat ebenfalls in Erzählungen ein bedeutendes Talent offenbart und in den „Memoiren eines Jägers" kleine ländliche Sittenschilderungen geliefert; früher dichtete er Oden und Elegien.

Die Frauen sind ihrerseits auch nicht unthätig gewesen und die russische Literatur der Gegenwart verdankt ihnen einige zarte Erscheinungen. Unter ihnen ist vor allen die Gräfin Rostopschin zu erwähnen, die sich in Versen und im Roman versucht hat; in einigen geistreichen Versen: „Wie eine Frau schreiben soll", hat sie die Zurückhaltung geschildert mit der eine dichtende Frau ihre geheimen Gedanken offenbaren soll. Neben ihr sind noch Madame Pauloff und Madame Panajeff zu nennen.

Dies sind die vorzüglichsten Repräsentanten der Schule deren Haupt Gogol ist. An Sologub kann man die Bewegung der russischen Literatur von einer sehr interessanten Seite beurtheilen. Seiner Geburt nach gehört er der ausländischen Einflüssen am meisten ausgesetzten Classe an, seine Neigungen verbinden ihn jedoch zu der Gruppe von Schriftstellern die der Sache des alten Rußland am aufrichtigsten zugethan sind. Es begegnen sich in ihm zwei Elemente, auf der einen Seite die Aristokratie, auf der andern das dunkle Streben der Mittelclasse nach einem den Neigungen der slawischen Race angemessenern socialen Zustand. Dieses Streben der Mittelclasse, welches nach und nach die aristokratischen Classen erreicht, ist die wesentliche Thatsache der geistigen Bewegung des Rußland der Gegenwart und die Schriften Sologub's lassen uns diese Erscheinung in ihrem Ursprunge und ihrem Fortgange beobachten.

Der Graf W. Sologub stammt von einer altadeligen polnischen Familie, die sich schon seit langem in Rußland naturalisirt hat. Seine erste Erziehung war wie gewöhnlich französisch, er bezog später die Universität Dorpat und endete mit der üblichen Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. Seine früherwachte Neigung zur Musik und Literatur wurde hierdurch sehr gefördert, und später, als er sich mit einem schönen jungen Mädchen, der Tochter des Grafen Michael Wilhorwsky vermählte, durch seinen Schwiegervater, einen geistreichen Seigneur, wie sie das vorige Jahrhundert so zahlreich aufzuweisen hat, sehr unterstützt. Denn Wilhorwsky war der Mäcenas aller fremden Künstler die sich in Petersburg aufhielten, und Sologub konnte seinem Dilettantismus immer mehr nachgehen. Zu den musikalischen Soiréen kam durch Sologub ein wohlthätiger Zweck, indem er eine Wohlthätigkeitsgesellschaft im großartigsten Sinne gründete, deren Statuten er selbst verabfaßte und zu der jetzt alle Glieder der kaiserlichen Familie, sowie die vornehmsten Adeligen und die reichsten Kaufleute gehören.

Mitten unter diesen weltlichen Zerstreuungen bildete sich das literarische Talent Sologub's aus. Er bekleidete überdies das Amt eines Kammerherrn, wie denn überhaupt die meisten der größern russischen Schriftsteller hohe Stellungen einnehmen; Gribojedoff war Gesandter am persischen Hofe; Derschawin, der moskowitische Jean Baptiste Rousseau, Justizminister; Schukowsky, der elegische Dichter, war Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers. In Rußland ist der Staatsdienst eine Nothwendigkeit der sich Niemand entziehen kann. Peter der Große führte ihn gesetzlich ein und jetzt weiß man es gar nicht anders. Ein träges Phantasie- und Vergnügungsleben kennt man nicht in Rußland, man muß irgend welches Amt bekleiden um zu Ansehen zu gelangen. Deshalb gibt es auch nicht Das was die Franzosen „literarischen Zigeuner" nennen, Schriftsteller die weiter Nichts als dies sind, sondern Jeder welcher schreibt thut dies nur als Nebenbeschäftigung.

Sologub trat seit 1841 zuerst öffentlich als Schriftsteller auf. Seine Novellen, die früher schon in den Salons gelesen worden waren, erschienen im Buchhandel unter dem Titel: „Um uns den Schlaf kommen zu lassen." Von den elf Novellen darin sind nicht alle gleich anziehend; einige sind kleine Meisterwerke der Erzählung, andere anmuthige Skizzen des eleganten Lebens der russischen Aristokratie, deren Feinheiten Sologub alle kennt. So zeigt der Verfasser in „Eine Scene aus der großen Welt" die Ränke einer moskowitischen Coquette und den naiven Stolz eines Offiziers der Armee den sie dupirt; im „Löwen" geißelt er die Lächerlichkeiten der Nachahmer der fremden Mode; „Der Bär" ist ein junger Mann, eine Art Barbar mit ungewohnten Sitten, der beinahe eine vornehme und reizende Prinzessin fesselt, die aber durch die List einer alten Tante ihm entzogen wird; „Das Abenteuer auf der Eisenbahn" ist eine geheimnißvolle Begegnung, auf welche eine ephemere Liebe folgt, die verhaucht gleich dem Duft einer Blume. Alles sind leichte und graziöse Compositionen von unendlicher Wahrheit der Details. Neben diesen Skizzen finden sich auch Erzählungen, deren Ausführung strenger ist und die von höherm, ernsterm Gehalt sind.

In der „Frau des Apothekers" befinden wir uns in einer deutschen Universitätsstadt; ein junger Student sitzt in lustiger Gesellschaft bei Bierkrügeln in der Kneipe, als ein anderer einen alten und gelehrten Professor beleidigt, den er in Schutz nimmt. Man fodert sich, der junge Student wird verwundet und in das Haus des Professors gebracht, dessen Tochter Charlotte ihn sorgsam pflegt und dabei in heftiger Liebe zu ihm entbrennt. Er verläßt nach seiner Genesung zu ihrer großen Trauer das Haus und an seine Stelle kommt ein anderer Stu-

dent als Pensionnair. Dieser ist arm, häßlich, linkisch und schüchtern, aber dabei unendlich arbeitsam und lernbegierig. Er ist zum Apotheker bestimmt und gibt sich der Chemie mit allem Eifer hin. Der arme Franz Iwanowitsch hebt wol mitunter die Augen auf zur sanften und melancholischen Figur Charlottens; er kennt die Ursache ihrer Traurigkeit, denn die Leidenschaft des armen Kindes ist für Niemand ein Geheimniß mehr. Nach einer Unterredung mit ihrem Vater reist Franz nach Petersburg, kommt aber bald zurück und scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Bald darauf stirbt der alte Professor; auf dem Sterbebette gelobt Franz ihm der Schützer Charlottens sein zu wollen, der Sterbende fügt ihre Hände zusammen und bald darauf hat Charlotte keinen Vater mehr, aber einen Mann. Jahre verfließen. Iwanowitsch ist Apotheker in einer kleinen Provinzialstadt geworden, Charlotte hat sich in das friedliche und dunkle Leben ihres Gatten gefunden, als der geliebte Student, der junge und reiche Baron von Fierenheim, in die kleine Stadt kommt. Bei Charlotte erwacht die alte Liebe in der ganzen Glut wieder und sie verräth sich gegen ihn, der einen Augenblick daran denkt ihre Schwäche zu benutzen. Allein die Keuschheit Charlottens widersteht, sie erkennt die drohende Gefahr und will sich alles poetischen Reizes entkleiden, indem sie sich in der ganzen Kleinlichkeit ihrer Stellung zeigt, ohne jedoch zu bedenken daß gerade dies sie noch mehr idealisirt. Ein Zufall löst dieses sonderbare Verhältniß. Ein indiscreter Mensch, wie sie in dieser Art und Weise nur in Rußland existiren können und wie sie Molière so reizend schildert, hat bemerkt wie der Baron von Petersburg ein parfumirtes Briefchen erhalten hat. Er will es lesen und erhält es lachend. Es ist ein Billet von einer jener coquetten Frauen die immer eine Correspondenz mit einem jungen Mann der in der Mode ist haben müssen. Der Indiscrete hat nun nichts Eiligeres zu thun als zum Apotheker zu laufen und in Charlottens Gegenwart von dem schönen Fremden, seinen Correspondenzen und seiner Liaison mit einer schönen Frau in Petersburg zu erzählen. Charlotte verräth sich mit den Worten: „Das ist nicht wahr!" Der Apotheker verabschiedet den Indiscreten und geht nach einer Unterredung mit seiner Frau zu Fierenheim, dem er vorstellt, wie er ihn in Petersburg aufgesucht, aber daselbst gesehen habe daß er für Charlotten verloren sei; jetzt sei er ihr Schützer; ihre Liebe sei durch Zufall wieder erwacht, er hätte gern Charlotten das größte Opfer gebracht, allein diese selbst wünsche es daß er abreise. Der Baron bestellt ohne zu antworten Postpferde und reist ab. Ein Jahr nachher führen ihn Geschäfte wieder durch das Städtchen und sein erster Gang ist zum Häuschen des Apothekers; allein das Schild ist verschwunden und der Indiscrete belehrt ihn daß die Frau des Apothekers vor sieben Monaten gestorben ist.

Ebenso anziehend ist die kleine dramatische Novelle „Der Yamtschik". Dies sind Postillone welche Pferde vermiethen und sie selbst fahren. Als Prolog wird erzählt daß ein junges Mädchen vom Lande, Anuschka, bei einem Cantonnement von einem jungen Offizier verführt und dann verlassen wird. Zwanzig Jahre nachher hält eine elegante Berline vor dem Posthaus desselben Dorfs und ein General steigt aus. Der Postmeister versichert ihm er habe keine Pferde, jener steigt indeß aus um zu warten und fragt einen alten Bauer nach Anuschka. Von diesem erfährt er daß sie nach der Geburt eines Knaben gleich ihren Aeltern gestorben und der Knabe gediehen ist. Mitka ist jetzt der geschickteste Yamtschik des Landes; er liebt ein hübsches Mädchen Mascha (Marie) und wird von einem kleinen Landedelmanne verfolgt, der ihn, um sich von dem unbequemen Nebenbuhler zu befreien, mit dem Golowa (Gemeindevorstand) gemeinschaftlich unter die Rekruten stecken will. Der General läßt alsbald Mascha kommen, die ihn für Mitka anfleht, als ein Mönch hinzutritt der um Almosen bittet, dabei den General wieder erkennt und sich als Oheim der unglücklichen Anuschka zu erkennen gibt. Die Katastrophe ist streng und hart. Der Mönch und der junge Mitka erklären den General seiner väterlichen Rechte verlustig, weil er sein Kind verlassen; Mitka bleibt Yamtschik und heirathet seine theure Mascha; der Schutz des Generals hat ihn von den Verfolgungen seines Nebenbuhlers befreit.

In der „Geschichte zweier Paar Schuhe" erzählt Sologub die Abenteuer eines jungen deutschen Musikers, den Liebe und Hoffnung in Wien umgaben und der in Petersburg vor Elend und Verzweiflung stirbt. Ein deutscher Schuhmacher der nach Riga gekommen ist, Müller, und der sich sehr naiv für einen Franzosen ausgibt, ist beauftragt worden, zwei Paar Schuhe zu fertigen, das eine Paar für einen Hofrath, das andere für den Helden der Erzählung, einen armen Künstler. Die des Raths sind natürlich zuerst fertig, als er sie aber zu seinem Kunden tragen will, bemerkt er daß sein betrunkener Geselle sie falsch gemacht hat. Es fällt ihm also bei die schlechten zum Künstler zu tragen; die Künstler zahlen einmal schlecht, also Herr Schulze soll sie bekommen. Dieser wohnt in einer kalten Dachkammer und Herr Müller wird von Gewissensbissen ergriffen, als er den bleichen und abgemagerten jungen Mann sieht, der ihm entgegenruft er habe die Schuhe ja selbst holen wollen, jetzt könne er sie nicht bezahlen. Herr Müller versichert ihm daß dies ja nicht nöthig wäre und ladet ihn ein zu morgen wo seiner Frau Geburtstag sei Tanzmusik zu machen. Der arme Künstler ist trostlos. Also dahin ist es gekommen daß er um ein Paar Schuhe Tanzmusik machen soll. Indeß stellte er sich ein, und Madame Müller, ohnehin schon durch die Hitze der Küche roth, wird über seinen Anblick noch röther und fällt ihrem Manne für diese Ueberraschung um den Hals. Der junge Mann setzt sich an das Piano, spielt Walzer, Anglaisen und Contretänze, vergißt aber zuletzt wozu er da ist und spielt Träume und improvisirte Melodien. Man umringt ihn, hört zu und bewundert, als er auf ein mal wieder an sich denkt. Da ergreift der wackere Herr Müller seine Hand und versichert ihm daß er ihn begreife, er sei ein großer Künstler und er bitte um Verzeihung daß er ihm zugemuthet Contretänze zu spielen. Allein trotz dieser würdigen Worte ist der junge Mann in seiner Eigenliebe zu tief verletzt und die Bewunderung der Freunde des Schusters vermag es nicht zu hindern daß er an einem hitzigen Fieber in seinem elenden Stübchen stirbt.

In einem andern Buche welches Sologub „Gestern und heute" genannt hat läßt er seinem literarischen Dilettantismus freien Lauf. Er gibt eine Blumenlese aus meist andern Schriftstellern, wie Schukowsky, Odojewsky, Baratinsky, Maikoff, Lermontoff; jedoch findet sich auch eine Novelle von Sologub darin „Der Schützling". Dies Buch enthält die Geschichte einer jungen Waise, eines Mädchens aus dem Volke, das von einer großen Dame aufgenommen und glänzend erzogen worden ist. Plötzlich stirbt jedoch die Dame ohne testamentarische Verfügung und die unglückliche Lisinka wird hülflos aus dem Hause gestoßen wo sie eben noch Gebieterin war. Von ihren Talenten hat sie keinen nützlichen Gebrauch zu machen gelernt und sie muß sich einer Komödiantentruppe anschließen, welche die Dörfer besucht um nur ihr Leben zu fristen. Die Folgen dieses verzweifelten Kampfes eines zarten Geistes gegen übermächtige Prüfungen können nicht ausbleiben, Lisinka verliert den Verstand und stirbt, eine traurige Lehre für reiche Familien, die, wie in Rußland üblich, junge Waisen zu sich nehmen und sie luxuriös erziehen, ohne sie doch durch eine nützliche Bildung gegen die Gefahren eines Aufhörens dieses Glanzes zu schützen.

Dasjenige Werk jedoch durch welches Sologub am bekanntesten wurde ist „Der Tarantaß", ein satirischer Roman, in welchem der Kampf des alten und neuen Rußland bei Gelegenheit einer Reise durch Moskowien geschildert wird. Der Tarantaß ist ein sehr schwerer Wagen, wie ihn die Altrussen auf Reisen gebrauchen. Von den beiden Reisenden die wir begleiten sollen ist der eine ein alter begüterter Landedelmann, ein Feind jeden modernen Fortschritts. Wassili Iwanowitsch repräsentirt das alte Rußland und ihm gegenüber

befindet sich Iwan Wassiljewitsch, ein junger Mann der von seiner europäischen Reise zurückgekehrt ist und neben viel Lächerlichkeiten eine heiße Liebe zum Vaterlande mitbringt. Er möchte gern alle die Wunder welche die fremden Länder schmücken auf Rußland angewendet wissen. Er zeigt sich daher auch mit jedem Schritt fremder in seinem eigenen Vaterlande, als ein Pariser, neigt sich aber zuletzt vor dem einfachen Verstand seines trefflichen Gefährten.

Die Russen haben eine große Neigung für Reisen, was sich aus ihrer großen Entlegenheit von Europa herschreibt, das sie gern näher sehen möchten. Daher reisen die Einen um ihre Erziehung zu vollenden; die vornehmen Russen besuchen Rom und Paris wol 20 mal in ihrem Leben und haben dort ihre bestimmten Cirkel unter sich. Andere verlassen Rußland nur aus Neugierde und diese wieder theils weil sie sich langweilen, theils um zu lernen. Noch Andere endlich verlassen Rußland nur weil es zum guten Ton gehört, und erstaunen, wenn sie trotz ihres Fürsten- und Grafentitels die gewohnte absolute Bewunderung nicht mehr finden; sie loben dann ihr Vaterland und kehren mit der Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit wieder heim.

Iwan Wassiljewitsch gehört jenen neugierigen, oberflächlichen Touristen an; er hat indeß wie gesagt eine lebhafte Vaterlandsliebe mitgebracht. In Moskau treffen sich Beide. Iwanowitsch geht spazieren und denkt an die Reisebeschwerden die ihn bis nach Kasan auf seine Güter erwarten. Er ist altrussisch gekleidet, während Wassiljewitsch die modernsten pariser Kleider trägt. Sie erkennen sich als Nachbarn und der alte Wassili bietet Iwan an, in seinem Tarantaß mit nach Hause zu reisen. Der junge Mann schaudert zwar bei diesem Wort, indeß haben ihn seine Reisen soviel gekostet daß er das Anerbieten annimmt.

In dem mächtigen Fahrzeug finden sie eine Unzahl Matratzen und Kopfkissen, da der Besitzer immer in horizontaler Lage reist; dabei muß er seine Pfeifen, seinen Thee, seinen Mundvorrath, Nachtsäcke u. s. w. zur Hand haben und Iwan denkt an die eleganten Waggons der deutschen Eisenbahnen. Indeß resignirt er und bald plaudern die beiden Reisenden vertraulich miteinander. Iwan will „Reiseeindrücke" schreiben und entwickelt dabei die Theorie von dem Fortschritt, von dem er für sein Land träumt; fast sollte man meinen, Rußland wäre noch unter Iwan dem Schrecklichen. Der alte Wassili antwortet in seine Kopfkissen eingewickelt nur lakonisch und macht sich über ihn lustig.

In Wladimir steigt man vor einem anscheinend comfortabeln Hôtel ab und Iwan denkt sich von den Stößen des Tarantaß zu erholen. Allein wenn auch im Innern viel Glas und Vergoldung ist, so dinirt man doch nur selten im Gasthaus und an ein Bett ist vollends nicht zu denken. Der alte Wassili theilt zum Glück von seinen Mundvorräthen mit und Iwan muß auf Heu schlafen, wobei er sich sehr über die vergoldete Decke seines Schlafzimmers wundert. Am andern Morgen ist er trostlos daß er keinen „Führer für Fremde" findet, daß Wladimir eine Regierungsstadt wie jede andere ist, wo ein Gouverneur und Vicegouverneur ist, die Frauen ihre Toilette machen und die Männer Karte spielen.

Jemehr der Tarantaß im alten Moskowien vordringt, um so größer werden die Unannehmlichkeiten Iwan's. In Saratoff begegnet er einem jungen Fürsten, mit dem er oft in Paris zusammengetroffen ist und der auf seine Güter eilt, um mit Strenge die stockenden Einkünfte selbst einzutreiben; er sagt zu Iwan: „Ich bin Russe mit ganzer Seele, ich bete mein Vaterland an, aber ich kann dort nicht bleiben, ich lebe nur für mein Vaterland, aber fern von ihm." Iwan erzählt dies seinem alten Reisegefährten und dieser zürnt dem Fürsten daß er seine armen Bauern, die schon drei mal schlechte Ernte gehabt, aussauge, nur um nach Rom reisen zu können, und nennt ihn mit dem kräftigsten russischen Ausdrucke: svigna, Schwein.

Der junge Mann beneidet Deutschland um sein Familienleben, Frankreich um seine wissenschaftliche Bildung, England um seinen industriellen und commerciellen Geist, Italien um seine Kunst; als enragirter Russe rühmt er dagegen wieder sein Vaterland und prophezeit ihm eine große Zukunft.

Ueberhaupt sind in dem Buche die wichtigsten politischen und socialen Interessen Rußlands unter der Form vertraulicher Unterhaltungen besprochen und eine besondere Aufmerksamkeit hat Solohupe der russischen Leibeigenschaft gewidmet, die nach unsern Begriffen die Menschenwürde und unser Gerechtigkeitsgefühl verletzt. Daß diese Frage eine der allerwichtigsten ist, geht daraus hervor daß Nikolaus 1840 sie aufheben wollte und davon nur durch den Reichsrath abgehalten ward, der ihn auf die Ungerechtigkeit gegen die Grundeigenthümer aufmerksammachte. Seitdem hat Nikolaus eine Commission eingesetzt, die sich mit Lösung der Frage beschäftigen soll, wie ohne die Rechte Jemandes zu verletzen die Leibeigenschaft nach und nach abgelöst werden könne.

Der alte Wassili übernimmt es als Altrusse, sie lebhaft zu vertheidigen, und daß es dabei an manchen Uebertreibungen und notorischen Unrichtigkeiten nicht fehlt, muß man dem russischen Verfasser zugutehalten. Der alte Wassili ist allerdings ein musterhafter Gutsherr, der seinen Bauern das Leben nicht schwer macht, sondern sie zu Zeiten der Theuerung und Hungersnoth aus seinen Speichern unterstützt, sodaß er sich rühmen kann, auf seinen Gütern sei noch Keiner Hungers gestorben. Er vergißt aber daß er ein weißer Rabe ist und daß Leute wie jener russische Fürst, der nach Rom reisen will und deshalb seine Bauern ruinirt, die Mehrzahl bilden. Er rühmt ferner die Lage des russischen Bauern, der außer dem Zinse nur wöchentlich drei Tage Arbeit ihm zu geben habe, wogegen der freie Bauer in Deutschland und Frankreich ein wahrer Sklave sei, der für Alles bezahlen müsse: für das Wasser das er trinkt, die Erde die er bebaut, das Haus das er bewohnt, und sogar für die Luft die er athmet; und wenn ein schlechtes Jahr komme oder seine Hütte abbrenne, so müsse er trotzdem fortbezahlen. Auch brauchten seine Bauern keine Hospitäler, denn seine Frau warte die Kranken selbst ab und der Sacristan lehre Jeden der es wolle, schreiben und lesen; brauchten doch die Kinder nicht mehr zu wissen als die Aeltern. Und dabei seien die Bauern alle zufrieden, denn „nach Gott und dem Zar befiehlt das Gesetz daß wir dem Herrn gehorchen" sei ihr Wahlspruch.

Die Reisenden kommen unterdeß über Nischnei-Nowgorod, den großen Bazar des russisch-chinesischen Handels, als ein Relai weiter der Tarantaß beschädigt wird und Wassili mit Schmerz bemerkt, daß die Räder reparirt werden müssen. Und wie zur Ironie erklärt der Postmeister zum ersten male auf der ganzen Reise daß er Pferde habe und die Reise sogleich fortgehen könne. Iwan und Wassili treten indeß in das Posthaus ein und treffen daselbst drei altrussische Kaufleute an, was Sologub Gelegenheit bietet die Sitten derselben uns zu zeigen.

Iwan gibt nämlich seine Verwunderung zu erkennen, als ein vierter Kaufmann eintritt und einen der dagewesenen bittet, 5650 Rubel, die er ihm ohne Schuldschein aushändigt, an einen Kaufmann in der Stadt mitzunehmen. Allein die Kaufleute werden über dieses Mistrauen ärgerlich und belehren ihn daß der altrussische Kaufmann nie eine Unredlichkeit sich zuschuldenkommen lasse, sondern sein Wort stets heilig halte. Die Garantie welche der Depositar dem Deponenten großer Summen bietet ist nur das Wort und die Sparsamkeit des erstern; die altrussischen Kaufleute kennen keinen Luxus und sie bleiben so lange sicher und zuverlässig als sie sich nicht vom Dämon der Eitelkeit ergreifen lassen. Denn immer gibt es irgend einen ruinirten Fürsten, der eine Mesalliance mit der Tochter eines reichen Kaufmanns eingehen will; der Schwiegervater legt dann alsbald den Kaftan ab und zieht „deutsche" Kleider an, denn für den Altrussen ist alles Europäische deutsch; er schneidet den Bart ab und nur

zu oft bezahlt er die Eitelkeit seine Tochter „Frau Fürstin" und seine Enkel „Excellenz" nennen zu hören mit einem vollkommenen Ruin.

Iwan kann sich mit dieser Sparsamkeit der Handelsleute seines Vaterlandes nicht einverstanden erklären, er versucht daher sie vom Geiste des wahren Handels, den er in irgend einer modernen Abhandlung gelesen, zu überzeugen und beweist daß die braven Leute bisjetzt nur erst auf der untersten Stufe ihres Geschäfts geblieben sind. Zwei seiner Zuhörer wissen nicht was sie auf seine schöne Rede antworten sollen, nur der dritte und älteste ist nicht überzeugt: Iwan könne in Vielem Recht haben, indeß seien sie schlichte, ungelehrte Leute, denen doch bis jetzt ihre Geschäfte auch geglückt seien; die Franzosen könnten wol Compagnien gebrauchen, sie aber würden dabei verloren sein.

Auf diese Weise werden alle Rußland interessirenden Fragen durchgesprochen bald bei einem Halt in einer Herberge, bald bei einer Begegnung auf der Straße. Daß bei dieser Art der Erzählung das Malerische in den Hintergrund tritt ist nicht zu verkennen, kaum daß einzelne Beschreibungen den Lauf des Tarantaß durch Rußland unterbrechen.

Endlich sind die Reisenden am Ziele. Das tatarische, orientalische Kasan mit seinen Minarets, seinen Kuppeln, Bazars, Terrassen und alten Mauern liegt vor ihnen. Kaum in seinem Zimmer abgestiegen wird Iwan von tatarischen Kaufleuten überstürmt und kauft von den vor ihm ausgebreiteten Waaren bis seine Börse erschöpft ist. Der alte Wassili kommt herzu und macht ihm gerechte Vorwürfe über seine Unklugheit, denn er hat die Waaren zehn mal theurer bezahlt, da er die Tataren nicht kannte. Selbst ein russisches Kind ließe sich von ihnen nicht dupiren, so bekannt ist ihre Betrügerei. Die tatarischen Kaufleute leben nur vom Handel, haben fast in jeder größern Stadt eine besondere Colonie und suchen sich durch Betrügen leichtgläubiger Fremden zu erhalten.

Von Kasan bis auf Wassili's Güter ist der Weg nicht weit und die beiden Reisenden setzen sich von neuem in den Tarantaß, in der Hoffnung nun bald von ihren Strapazen ausruhen zu können. Noch erwartet sie jedoch ein letztes Unglück. Es ist Abend, der junge Mann schläft, als er plötzlich durch heftiges Geschrei aufgeweckt wird und bemerkt daß der Tarantaß von vier kräftigen Pferden zu schnell fortgezogen in dem Straßengraben umwirft. Zum Glücke sind Alle ohne Verletzungen davongekommen, man wühlt sich aus den durcheinandergeworfenen Effecten heraus und der Wagen wird mit Mühe und Noth wieder aufgerichtet. Das Buch aber schließt hier mit dem philosophischen Ausrufe des Kutschers: „Nitschebo, es ist Nichts, Excellenz, es ist Nichts."

Das kleine Lustspiel „Die Amtsbrüder" ist erst im Jahre 1851 erschienen und zeigt wie Sologub fortfährt die Sitten und Gewohnheiten seines Landes zu studiren und zu schildern. Ein anderes Lustspiel, das vor kurzem vor dem Hofe gespielt worden, ist noch nicht gedruckt.

Der Verfasser der „Amtsbrüder" nimmt an daß sein Stück erst 1854 spiele. Die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau ist seit zwei Jahren fertig; die Scene spielt auf einem Landgute, welches zwischen beiden Städten liegt. Der Herr des Schlosses Grosnoff ist auf sein Wissen ungemein eingebildet, hält sich für eine literarische Capacität und will durchaus ein Sprüchwort schreiben, womit er seine Frau an ihrem Geburtstage zu überraschen gedenkt. Er erwartet zu diesem Zwecke zwei Schriftsteller, die ihm helfen sollen. Der eine soll von Petersburg, der andere von Moskau kommen; der erstere ist ein eleganter und fashionabler junger Mann, den ein ganz anderes Interesse zu Herrn Grosnoff zieht als das Sprüchwort; der andere, Namens Wetscheslaw Wladimirowitsch Olegowitsch, ist ein Moskowiter vom reinsten Wasser, der alles Europäische haßt und in seinem vollständigen Nationalcostume erscheint. Er hat ein rothes Leinwandhemd an, mit einem Gürtel und silberner Schnalle, weite Hosen von schwarzem Sammet, Stiefeln die bis an die Knie gehen, die Haare rund herum kurz geschnitten und darauf die tatarische Mütze. Kurz der Journalist Olegowitsch geht vollkommen angezogen wie der Kutscher des Hauses, was zu einem sehr ergötzlichen Quiproquo Veranlassung gibt. Der würdige Moskowit hat gegen alles Ausländische, besonders alles Französische den tiefsten Abscheu und äußert sich, als es sich um die Sprüchwörter handelt, über Alfred de Musset dahin daß er „ein ganz mittelmäßiger Geist sei" und über „Le caprice" „daß es eine reine Albernheit sei, die keine Beachtung verdiene". Man fragt ihn hierauf ob er das Stück gelesen, allein er ruft aus: „Ich, es gelesen haben, Gott bewahre! Ich habe es nicht gelesen und werde es sicher niemals lesen und ich rathe Ihnen sehr, es so wie ich zu machen." Diese ganze Figur ist am besten durchgeführt und verbreitet über das ganze Stück eine ungemeine Heiterkeit.

Alle diese Werke werden durch ein gemeinsames Band, eine gemeinsame Idee untereinander verbunden, dem Wunsche: ohne Uebereilung die Allianz des aristokratischen mit dem Volksgeiste zu realisiren und in der geistigen Bewegung Rußlands sowol den nützlichen fremden wie den nationalen Einflüssen gleichen Antheil zu lassen. Diese versöhnende Rolle kommt der russischen Aristokratie bei der literarischen Bewegung ihres Vaterlandes am ersten zu. 15.

Thomas Heywood.

The dramatic works of *Thomas Heywood*, with a life of the poet and remarks on his writings, by *John Payne Collier*. London 1852.

Es kann gewiß nicht voreilig sein, den Freunden der englischen Literatur im Allgemeinen, und besonders Denen die für das englische Drama aus älterer Zeit sich interessiren, obiges Werk, das aus vier Bänden bestehen soll und in den zwei ersten vorliegt, jetzt schon zur Beachtung zu empfehlen. Thomas Heywood ist nämlich einer der wenigen Dramatiker aus den goldenen Tagen der großen Elisabeth, dessen Werke, obwol er hoch über Greene, Peele und Middleton und nicht weit unter Ford, Webster und Shirley steht, bis in die neueste Zeit keinen Sammler gefunden hatten und daher nun zum ersten male, von Collier's geschickter Hand geordnet und gesichtet, in ihrer Gesammtheit vor den Richterstuhl treten. Freilich immer nur in einer kleinen Gesammtheit, indem von den 220 Theaterstücken welche Heywood theils allein, theils nach damaliger Sitte mit Andern geschrieben überhaupt blos 22 bereits früher gedruckt worden, nur einige in Handschrift vorhanden und von den verlorengegangenen nicht mehr als zwölf dem Titel nach bekannt sind. Von jenen 22 enthalten die vorliegenden zwei Bände zwölf mit Einleitung und erklärenden Bemerkungen zu jedem einzelnen. Der dritte und vierte Band sollen die übrigen zehn und das Leben des Dichters bringen, von welchem die Literatur kaum Anderes weiß als daß er um das Jahr 1572 in Lincolnshire das Licht der Welt erblickte, in Cambridge studirte, gleich Shakspeare, Jonson und den übrigen Dramatikern jener Periode Dichter und Schauspieler war, als solcher sich 1598 bei Henslowe's Truppe, dann 1603 unter den Schauspielern des Grafen von Worcester und dann unter denen der Königin Anna von Dänemark bis zu deren Tode 1619 befand, in Karl's I. Unfälle sich verwickelt sah und muthmaßlich um das Jahr 1648 gestorben ist. 11.

Notizen.

Einfälle von Retif de la Bretonne.

Retif de la Bretonne in seinen Regeln, die er zur Gründung einer europäischen Gemeinschaft aller menschlichen Gesellschaft entwarf und darin dem heutigen Communismus den Weg zeichnet, schlägt unter Anderm die Anordnung vor daß

Jeder Federn auf dem Hute tragen sollte nach der Zahl von Jahrzehnden seines betreffenden Alters. Ferner schrieb er unter seinen Hunderten von Romanbänden einen sehr cynischen Kalender („Calendrier"), wo jeder Tag eine andere Schutzpatronin hat, deren Namen trägt — irgend eine der zahlreichen Liebschaften des Verfassers. Und da er den Kalender wie die meisten seiner Werke nicht nur verlegte, sondern auch selbst druckte, so wählte er für diese oder jene Seite ganz kleine, mittlere oder große Schrift, je nachdem es sich von Tiefe der Leidenschaft oder flüchtiger Neigung u. s. w. handelte.

Der Prinz de Ligne über Katharina II.

Wer hat nicht eine Freundin oder Bekannte, auf welche sich anwenden ließe was der Prinz de Ligne von Katharina II. sagte: „Elle a tous les goûts sans avoir de goût...." 12.

Heinrich III. von Frankreich und ein Töpfer.

Ein allerdings nicht gewöhnlicher Töpfer, Bernard Palissy aus Saintes, wurde von Heinrich III. von Frankreich dringend gebeten, seinen Uebertritt zum reformirten Glauben zu widerrufen, indem er sich sonst gezwungen sehen würde, ihn nebst zwei Frauen lebendig verbrennen zu lassen. Darauf der Töpfer: „Sie haben mehre male gesagt daß Sie mich bemitleiden. Aber ich bemitleide den König der im Stande ist zu sagen: indem ich mich gezwungen sehen würde. Das ist nicht gesprochen wie ein König. Jene Frauen und ich, die wir Theil haben am himmlischen Königreiche, wir wollen Ihnen zeigen wie man königlich redet. Weder Sie selbst noch alle Ihre Völker können einen Töpfer zwingen sich vor thönernen Bildern zu beugen." (Vergl. „The life of Bernard Palissy of Saintes, by *Henry Morley*", London 1852.) 7.

Bibliographie.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 2. Entstehung der Mineralquellen. Artesische Brunnen. Thierähnliche Bewegungen im Pflanzenreiche. Runkelrübenzuckerfabrikation. Eingeweidewürmer. Die Electricität als Betriebskraft. Die Umdrehung der Erde. Leipzig, Abel. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergmann, H. A., Blumenlese aus der Jesuiten-Moral. Originaltext mit deutscher Uebersetzung. Erfurt, Hennings u. Hopf. 8. 10 Ngr.

Burckhardt, J., Die Zeit Constantin's des Großen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caspari, K. H., „Zu Straßburg auf der Schanz." Eine Erzählung für das deutsche Volk. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 12. 5 Ngr.

Colshorn, T., Deutsche Mythologie fürs deutsche Volk. Vorhalle zum wissenschaftlichen Studium derselben. Hannover, Rümpler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Constance, Dichtungen. Berlin, Dümmler. 16. 15 Ngr.

Coutelle, K., Elberfeld, topographisch-statistische Darstellung. Elberfeld, Loewenstein u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Gerstner, J., Geschichte der Stadt Ingolstadt in Oberbayern. Bearbeitet nach Mederer und andern Quellen. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Gervinus, G. G., Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Populäre Geschichte der lyrischen und epischen National-Literatur der Deutschen während des Zeitraums von 1624—1850. In Biographien, Kritiken, Proben und Kommentaren. Mit Bildnissen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau. 1ster Band: Abschatz bis Arndt. Mit E. M. Arndt's Bildniß. Berlin, Th. Grieben. 32. 15 Ngr.

Glaßbrenner, A., Komische Tausend und eine Nacht. 1ste und 2te Lieferung. Hamburg, Verlags-Comptoir. Gr. 8. à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Göschel, C. F., Erdmuthe Sophie, Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, geb. Herzogin von Sachsen. Berlin, Decker. 8. 10 Ngr.

Heppe, H., Die confessionelle Entwicklung der hessischen Kirche oder das gute Recht der reformirten Kirche in Kurhessen. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 10 Ngr.

Hirsch, R., Balladen und Romanzen. Gesammt-Ausgabe in einem Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Irrgarten der Liebe. 5te Auflage. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr.

Kobell, F. v., Gedichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.

Orientalisches Liederbuch. Perlen aus dem Morgenlande, in metrischen Uebersetzungen mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von A. E. Wollheim da Fonseca. Hamburg, Schuberth u. Comp. 16. 25 Ngr.

Minstrelklänge aus Schottland rhythmisch verdeutscht von W. Gerhard. Leipzig, O. Wigand. 32. 1 Thlr.

Montalembert, Graf, Die katholischen Interessen im XIX. Jahrhundert. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, und mit einem Vorworte herausgegeben von P. J. A. Schmitz. Regensburg, Manz. Gr. 8. $18\frac{3}{4}$ Ngr.

Mundt, T., Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. 2te vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr.

Oehlenschläger, A., St. Johannis-Abend-Spiel. Dichtung. Frei übersetzt von H. Smidt. Berlin, Grobe. 16. 15 Ngr.

Plitt, T., Skizzen aus einer Reise nach dem heiligen Land. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 12 Ngr.

Raven, Mathilde, Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen. 2te Auflage. Düsseldorf, Kaulen. 16. 10 Ngr.

Redwitz, O. v., Ein Märchen. 4te Auflage. Mit 1 Stahlstich. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 18 Ngr.

Schwanthaler, L. Ritter v., und F. W. Bruckbräu, Burg Schwaneck und Meister Schwanthaler. Zwei historisch-romantische Original-Novellen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 16. 9 Ngr.

Die Sprache des Herzens. Lieder-Album für Damen. Aus den neuesten deutschen Dichtern gesammelt von R. Wegener. Berlin, Janke. 32. 20 Ngr.

Stahr, A., Ein Jahr in Italien. 1ster Theil. 2te durchgesehene Auflage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr.

Storm, T., Gedichte. Kiel, Schwers. 16. 1 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte; oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nord-Amerika. 2te Auflage. Mit 50 Illustrationen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika. Nach der 20sten amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Nebst der neuen von der Verfasserin eigens für Europa geschriebenen Vorrede. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Tagebuch einer Frühverwaisten. Berlin, David. 1852. 16. 26 Ngr.

Tegnér, E., Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 7te unveränderte Octav-Auflage. Leipzig, Enobloch. Gr. 8. 1 Thlr.

Wackernagel, W., Das Bischofs und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des XIII. Jahrhunderts. Basel, Schweighauser. 1852. Gr. 4. 18 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Neunzehnter Theil.
Neue Folge. Siebenter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **Palm & Enke** in **Erlangen** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schubert, Dr. **G. H. von**, Märchen und Erzählungen für das kindliche Alter, als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend. 12 Ngr., oder 36 Kr. Rhein.

— — Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien. Zweite Auflage. Zwei Bände. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Wohlmuth, Leonhart, Gedichte. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 16 Ngr., oder 48 Kr. Rhein.

Die den vor kurzem erschienenen „Blumen des bairischen Hochlandes" zutheilgewordene freundliche Aufnahme wird noch in erhöhterm Maße auf diese neue Auflage der Gedichte sich erstrecken, welche unstreitig den besten Productionen der deutschen Lyrik der Gegenwart zur Seite gestellt werden können.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lisettens Tagebuch.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow empfiehlt diesen Roman angelegentlich in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", indem er ihn unter Anderm „ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen" nennt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinderleben.

In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von **M. J. E. Bolbeding.**

Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.**

8. Cart. 1 Thlr.

Eine Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt, eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uriel Acosta.

Trauerspiel
von
Karl Gutzkow.

Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieses Dramas wird es erwünscht sein, dasselbe hiermit den so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 4. — 22. Januar 1853.

Inhalt.

Neue deutsche Dramen.

Zweiter Artikel.*)

19. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweiunddreißigster Jahrgang. Jahrgang 1853. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
Dasselbe. Ergänzungsband für den funfzehnten und sechzehnten Jahrgang. Ebendaselbst. 1853. 8. 2 Thlr.

Wir haben bei Besprechung des einunddreißigsten Jahrgangs deutscher Bühnenspiele bewiesen daß wir was an den Stücken der Frau Birch-Pfeiffer Zierliches und Bühnengerechtes ist bereitwillig anerkennen; das Schauspiel aber („Das Forsthaus") mit welchem sie den zweiunddreißigsten Jahrgang der in Rede stehenden Sammlung beginnt provocirt die schärfste Rüge der Kritik. Die allergewöhnlichsten und plattesten Verhältnisse, die abgenutztesten Thränenexperimente, die schlüpfrigsten Situationen, endlich die empörendste Profanirung des religiösen Gefühls, all dieser Qualm wird in voller Iffland'scher Breite, nur freilich ohne Iffland's moralischen Halt, auf die geistloseste Weise hergeleiert und in dem ganzen Gewäsch findet sich auch nicht eine Spur gesunder Frische. Solch mixtum compositum hat die Frechheit sich ein deutsches Originalstück zu nennen und prätendirt ein Ausbund von Moral zu sein. Nun ja, wir kennen dies moderne Coquetiren mit Sitte und Gottesfurcht; hat die Lyrik den Jammer in so reicher Fülle aufzuweisen, warum soll das Drama dieser Epidemie nicht auch einige Opfer bringen? Daß wir von der Bühne Gott und Religion nicht ausgeschlossen wissen wollen, sprachen wir bereits aus; es dürfen jedoch diese höchsten und heiligsten Beziehungen unserer Meinung nach nur so verwerthet werden daß sie als tiefste und innerste Entfaltung eines bedeutenden Charakters und als unabweisbare Nothwendigkeit einer großen und geistvollen Handlung ergreifend und erschütternd, mildernd und sänftigend sich geltendmachen. Diese Momente zur losen Motivirung loser und leichter Vorgänge und zur Hervorbringung jener wohlfeilen Waschweiberrührung in Anwendung setzen, heißt mit dem Heiligsten ein freches Spiel treiben, umsomehr wenn es wie hier unter dem Scheine von Zucht und Sitte geschieht, um mit dem Kniffe unter dieser unverdächtigen Hülle eine Portion frivoler und lasciver Contrebande bequemlichst einzuschmuggeln. Die hohlen Puppen jener moralisirenden Wasserperiode, die aus Furcht vor dem Großen, Ganzen, Tüchtigen, aus Furcht überhaupt vor einem rechten echten Menschenwesen in Halbheit und Zwitterhaftigkeit ein weinerliches Vademecum predigen und damit die Leute nicht fortlaufen, die Misère mit etwas Schauder schmackhaft zu machen versuchen: — diese ganze Schwindsuchtsmanier sitzt in diesem Birch-Pfeiffer'schen „Forsthause" recht behaglich zu Tisch, und man erstaunt billig darüber daß es in unsern Tagen wirklich noch ein Publicum im Kreise der sich gebildet nennenden Stände geben kann, das von solcher Jammerwirthschaft Erbauung zu holen vermag. Nur weil wir mit diesem Urtheile zugleich einer ganzen Gattung blasirter Producte die Stirne zu bieten Gelegenheit haben, würdigen wir dieses Birch-Pfeiffer'sche Machwerk einer weitern Erörterung und können nun über die beiden andern in dem Ergänzungsbande des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" enthaltenen Stücke der genannten Verfasserin („Der Glöckner von Notre-Dame" und „Hinko der Freiknecht") um so rascher hinweggehen, als dieselben vom guten Geschmacke längst gerichtet sind und einer wenigstens bei uns zu Grabe getragenen Richtung angehören.

F. W. Gubitz gibt in dem zweiunddreißigsten Jahrgange seines „Jahrbuch" ein Schauspiel („Herz und Weltehre") und zwei Schwänke („Die sel'ge Frau" und „Die neue Schauspielertruppe"). Letztere Stückchen aufs bescheidenste vom Verfasser eingeführt, athmen einen harmlosen und wohlthuenden Hauch unbefangener Laune, und wenn ihr Horizont auch ein sehr beschränkter ist, und das Gelegentliche ihres Entstehens sich durchweg ihnen anmerkt, so ist die Frische mit welcher sie uns begrüßen eine so erfreuliche Gabe daß man ihr ein reiches Theil Schatten billig zugutehalten darf. In „Herz und Weltehre" herrscht neben großer Breite und Gedehntheit ein etwas zu absichtlicher Ton, und das Gemachte fühlt sich dem Stücke zu sehr an als daß man einen rechten Genuß an der sonst immerhin soliden Arbeit haben kann.

Von Ernst Raupach findet sich in den vorliegenden beiden Bänden ein dramatisches Märchen („Der Kegelspieler"), in welchem Rübezahl mit mannichfachen Metamorphosen sein Wesen treibt, und eine dreiactige Tragikomödie („Mulier taceat in ecclesia"), in welcher die geschickte Wendung, durch welche Heinrich's VIII. von England sechste Gemahlin Katharina den von ihrem launenhaften Gatten gegen sie bereits erlassenen Verhaftsbefehl nichtig zu machen weiß, sehr glücklich behandelt ist. Das Märchen ist eine lose und leicht hingeworfene Arbeit, die auf den Titel eines Drama keinen Anspruch macht und machen darf; die Tragikomödie hingegen muß eine runde und concinne Dichtung genannt werden, die mit Anmuth, Unmit-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1852.
D. Red.

telbarkeit und sicherer Charakteristik ein frisches und lebendiges Bild zur Anschauung bringt.

Die „Ruinen", Lustspiel von Steger, sind nicht ohne Humor; jedoch scheint der an sich glückliche Plan der Fabel nicht in allen seinen Consequenzen durchgearbeitet zu sein, sodaß das Stück den Eindruck macht, der Autor habe beiweitem Das nicht benutzt was sein günstiger Griff in den Stoff ihm geboten.

Die „Reise auf gemeinschaftliche Kosten", von Angely, „Endlich hat er es doch gut gemacht", nach dem Englischen von Albini, und „Von Sieben die Häßlichste", nach Told von Angely, Lustspiele die den Inhalt des Ergänzungsbandes des genannten „Jahrbuch" zum größten Theil ausmachen, sind so oft besprochen und so oft gern gesehene Stücke daß das Urtheil darüber, welches in seiner anerkennenden Form auch das unsere, als feststehend anzusehen ist. Wirklich Bedeutendes bieten diese Bände des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" allerdings nicht, aber ihr Werth liegt am Ende weniger in der besondern Vortrefflichkeit Dessen was sie bringen, obwol auch daran ihre frühern Jahrgänge nicht Mangel haben, sondern in dem historischen Anhalte, der durch die regelmäßige und während so vieler Jahre schon durchgeführte Sammlung deutscher Stücke der spätern literarischen Forschung zuwächst.

20. Diana. Drama von Emil Augier. Deutsche metrische Bearbeitung von A. Steppes. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. 8. 16 Ngr.

Daß der Deutsche das Beste Dessen was auf dem Boden fremdländischer Cultur gedeiht sich anzueignen bestrebt ist, darf er geradehin seine Aufgabe nennen, zu welcher er durch seine nach dieser Beziehung durchaus unvergleichliche Sprache und durch die ganze weltbürgerliche Beschaffenheit seines Naturells kräftig hingewiesen ist. Wenn aber dieses an und für sich ganz gesunde Streben zu einer Manie ausartet, wie sie gegenwärtig Publicum und Autorenschaft beherrscht, dann ist dies ein Zeichen bedenklichster Erkrankung und Entkräftung. Es darf bei unsern westlichen Nachbarn nur irgend ein dramatisches Hähnchen — sei das Stimmchen noch so matt und heiser — krähen, so spitzt sich schon eine Armee deutscher Federn, das unreife Gekrächz in holperiges Deutsch zu transponiren, und eine Legion deutscher Ohren, das unsaubere Gekreisch von den Bretern zu vernehmen die die Welt bedeuten. Wie bereit sind die beiweitem meisten unserer Bühnenregenten, jedem auch noch so faden Machwerke von jenseit des Rhein den glatten Boden vor den Lampen zu öffnen, und wie schwer machen sie es so manchem tüchtigen Talente der heimischen Zunge, sein Product da verlebendigt zu sehen, wo es verlebendigt gesehen werden muß, wenn ein dramatischer Dichter sich daraus hervorarbeiten soll. Wahrlich das Klagelied ist groß über diesen Jammer und doch ist kein Absehen wie's besser werden soll; denn was helfen alle Anstrengungen deutscher Dichterkraft, durch deutsche Production der ausländischen Flut einen Damm zu setzen, wenn die Lenker der Bühne den in Arbeit begriffenen Wall selbst durchlöchern und um den Modewahn zu hätscheln die deutsche Bühne an den fränkischen Aftergeist verrathen.

Das vorliegende durch Steppes verdeutschte Drama Augier's: „Diana", welches uns diese Philippika in die Feder dictirte, ist eben auch eine von denjenigen pariser Treibhauspflanzen die mit Pauken und Trompeten als echtes Wunder der Welt ins deutsche Publicum hineingeschmettert wurden, ohne doch im entferntesten auch nur den kleinsten Theil dieses Jubels rechtfertigen zu können. Von der schlechtesten Sorte ist es allerdings nicht; es ist geschickt zusammengebastelt, — eine saubere Mosaikarbeit, — einschmeichelnd, auf wohlberechnete Coulissenmomente fußend, glatt und fein polirt, mit einer gewissen Eleganz vorgetragen und mit jenem äußern savoir-faire angethan, das der Franzose so geschickt zu verwerthen und als blendenden Mantel über seine Hohlheit zu werfen versteht, — ein complicirtes dramatisches Rechenexempel, — ein routinirtes Salonstück nicht ohne Geist und Pointirung, das ist dieses vielgepriesene „Meisterwerk". Es mag sich leicht wegspielen lassen und dem Mimen ein freies Feld für so manchen belohnenden Coulissenpfiff und manche wohlfeile Breterfinesse bieten; aber eine Seele blickt aus dem Ganzen nicht hervor, die Figuren schreiten auf Stelzschuhen einher, es ist Alles, die Heldin nicht ausgenommen, so zusammengeschraubt und so conventionell daß von einem künstlerischen Eindrucke nicht gesprochen werden kann und von menschlich-freier Entwickelung sich Nichts hervorthut. Es ist Alles angeklebt wie Goldschaum um eine Holzpuppe; nach ausgetiefter Charakteristik, gediegener Motivirung und poetischer Fülle sieht man sich vergebens um. Mag Herr Augier mit diesem Werke blasirte Nerven in Ekstase versetzen, ergreifen und erheben wird er nicht. Wer eine große Intention, hier die entsagende aufopfernde Liebe, verwerthen will, dem muß vor allem diese Intention mehr sein als eine glänzende Phrase und die Kraft beiwohnen, echte freie und tiefe Menschen verlebendigen zu können. Das aber hat Herr Augier in diesem Falle nicht vermocht und es thut uns leid daß Herr Steppes soviel Fleiß und Studium an eine solche Caricatur verloren hat. Möge er in Zukunft glücklichere Griffe thun.

21. Der König träumt. Romantisches Drama in einem Act aus dem Dänischen von Heinrich Zeise. Altona, Wendeborn. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Nun ja! Romantisch geht es hinlänglich zu in diesem Drama, denn mit der Phantasie wird ordentlich Blindekuh gespielt und auf keinem Marionettentheater kann es bunter und toller getrieben werden als in diesem Dänentraume. Der alte König Christiern, der, weil er dem widerspenstigen Adel zu Gunsten der Bürger und Bauern einen derben Kappzaum anlegte, von seinen Magnaten zum Lohne entthront und eingesperrt worden, träumt in Gemeinschaft seines treuen Kriegsknechts Benth im Kerker sein ganzes Leben durch, und nach Beschließung dieser durch Musik und Nebelschleier — denn hier heißt es romantisch sein — accompagnirten Träume erscheint — ein Deus ex machina — sein Vetter Christian und erzählt daß er die Meuterer zu Paaren getrieben habe, hütet sich aber weislich, die errungene Krone dem rechtmäßigen Besitzer Christiern wiederzugeben. Dieser geht über diesen Umstand sehr geduldig zur Tagesordnung über und wandert, nachdem er seinem inzwischen gestorbenen Diener Benth einen Leichensermon gehalten, resignirt nach Schloß Kallundborg in die Einsamkeit, von Christian mit den Worten getröstet:

> Gott streckt den Arm aus und der Mensch ist Staub,
> Die Königskrone ist nur welkes Laub! —
> Komm' Christiern, laß uns an die Sonne eilen,
> Uns're und Dänemarks Wunden wird sie heilen.

Das Alles ist nun freilich sehr albern, gesucht, manierirt, undramatisch durch und durch und höchstens als Operntext passabel. Und doch — um gerecht zu sein — mitten unter dieser gespreizten und affectirten Form glüht unstreitig ein Funke echter Poesie, der sich in schönen Einzelheiten sehr anmuthig zur Geltung bringt; ja der Inhalt der Träume selbst würde zu einem selbständigen Drama verarbeitet eines immerhin günstigen Erfolgs gewiß sein dürfen; auch ist nicht zu leugnen daß einzelne Momente sich darstellen, die dem Verfasser alle dramatische Befähigung abzusprechen durchaus verbieten. Der Poet ist in der Ungeheuerlichkeit der Form wie die Fliege im Spinnennetze sitzen geblieben und hat seine poetische Kraft an ein Zwitterding verkauft, das nicht leben und sterben kann. Der Uebersetzer bietet, einige Ungewandtheiten und Härten abgerechnet, eine erfreuliche Arbeit, nur dürfte nach diesem Irrwege auch ihm gründlichere Prüfung bei Wahl seines Uebersetzungsmaterials dringend ans Herz zu legen sein.

22. Buch III, Capitel 1. Lustspiel in einem Act, frei nach dem Französischen von A. Bahn. Berlin, Lassar. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

In der That eine liebliche Bluette, fast auf allen Bühnen gern gesehen und ihren Zweck, einen heitern Augenblick zu gewähren, durchaus erfüllend. Sie will offenbar mehr als ein Schwank nicht sein und darum darf die Kritik sie nicht allzu streng in die Beichte nehmen; ein dramaturgisches examen rigorosum würde sie allerdings nicht bestehen. Des deutschen Bearbeiters anmuthigem Geschicke in Behandlung der französischen Fabel ist die Anerkennung nicht zu versagen, und rathen wir ihm, sich mehr auf eigene Beine zu stellen, er hat fürs Lustspiel offenbares Talent, und das verliert seine Frische wenn es zu oft in fremdes Fahrwasser geht.

23. Junger Zunder — Alter Plunder. Posse mit Gesang in drei Acten von D. Kalisch. Berlin, Hofmann und Comp. 1851. Gr. 16. 16 Ngr.

Herr Karoline! Posse mit Gesang in einem Aufzug. — Er verlangt sein Alibi! Komische Scene mit Gesang. — Ein Abenteuer mit Jenny Lind. Komische Scene mit Gesang von D. Kalisch. Berlin, Hofmann und Comp. 1852. 16. 8 Ngr.

„Junger Zunder — Alter Plunder", „Herr Karoline", „Er verlangt sein Alibi" und „Ein Abenteuer mit Jenny Lind" — fünf Possen von dem allezeit fertigen D. Kalisch — lassen sich mit wenig Worten dahin charakterisiren: ziemlich liederliche Arbeit, materiellster Stoff voll Roheit und Trivialität, aber nicht ohne burleske Komik und theatralische Effecte. Feinen Witz und scharfe Pointe sucht man vergeblich, es ist eben nur das allergröbste Zwerchfell, auf welches diese Eintagsfliegen speculiren, und für die Masse erzeugt gehen sie in der Masse verloren, wie ein Stein den man ins Wasser wirft; ein wenig Schaum, ein wenig Wirbel, das ist eben der ganze Eindruck.

24. Deutsche Original-Lustspiele von L. Feldmann. VI. Die beiden Faßbinder. Die Schicksalsbrüder. Die Industrie-Ausstellung. List und Dummheit. Wien, Wallishausser. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

25. Dienstbotenwirthschaft oder Chatoulle und Uhr. Komisches Local-Charakterbild mit Gesang in zwei Aufzügen von Friedrich Kaiser. Musik von Hebenstreit. Mit Titelbild. Wien, Wallishausser. 1852. Gr. 12. 12 Ngr.

Wir haben bei Besprechung des fünften Bandes der Feldmann'schen Original-Lustspiele unsere Ansicht über diesen Autor unverhohlen dargelegt. Seine wie Kaiser's Arbeiten tragen stets einen und denselben trivialen Charakter. Da ist keine Spur von Fortschritt, von höherer Intention, von tieferer Gedanklichkeit; eine wüste Wirthschaft, fern von jeder schönen Regel und würdigen Form, das ist eben Alles. Die Kritik kommt in wahre Verlegenheit wenn sie solche Gemeinplätze beurtheilen soll, bei denen sich weiter Nichts denken läßt; sie hat das unheimliche Gefühl des Künstlers der ein fades nichtssagendes Gesicht portraitiren soll, und dabei noch die bittere Empfindung daß es wie bei Feldmann, Kaiser, Kalisch u. A. durchaus nicht die Talentlosigkeit ist die solche Fadheiten ins Werk setzt, sondern die geistige Trägheit und die unwürdige Buhlschaft mit der Tagesmode und dem Geschmacke der Massen. Und hier scheint uns der rechte Ort zu sein, ein ernstes Wort über diese ganze dramatische Richtung zu sprechen und ihren corrumpirenden Einfluß auf die Allgemeinheit aufzudecken.

Fragt man zunächst nach dem Zwecke dieser Richtung, so wird mit großer Selbstgefälligkeit geantwortet: die Cultur des Volksstückes. Aber ist Das was sich hier bietet wirklich ein Volksstück? Wird hier die tief in der Brust des Volks ihrer selbst unbewußt schlummernde Poesie in ihrer naiven Einfalt und gesunden Kräftigkeit, wird der naturwüchsige Humor, die frische und kecke, aber stets auf Zucht und Sitte beruhende Komik, die im Schachte der Volksthümlichkeit lebt, rein und unmittelbar zur Erscheinung gebracht? Sind das wirklich jene kräftigen, markigen, mutterwitzigen, Gott sei Dank gerade in unserm deutschen Volkskerne noch tief wurzelnden Gestalten, die diese modernen Volksstücke vorführen? Oder sind es nicht vielmehr willkürlich nach Art der englischen Matrosenpresse aufgegriffene Individuen, die ebenso der Volksthümlichkeit angehören, wie die Affen der Menschheit zugetheilt werden können, wenn ein Dutzend Aeußerlichkeiten dabei in Anschlag gebracht wird? Ein beliebiges Dienstmädchen ist darum weil es den localen Dialekt spricht, ein beliebiger Faßbinder darum weil er das Schurzfell vorgebunden hat, ein Kerl darum weil er Pieseke oder Paddemann heißt, noch lange kein wirkliches Glied der Volksclasse als deren Repräsentant er gelten soll. Ja müßte er selbst als ein solcher durchaus angesprochen werden, so ist mit dem bloßen Abschreiben des Vorhandenen, mit dem bloßen Abklatsch des Bekannten, auf allen Straßen zu Findenden auch noch nicht im entferntesten eine Persönlichkeit aufgestellt, die den innersten Kern der betreffenden volksthümlichen Kategorie, wenn diese überhaupt so genannt werden darf, mit poetischer Wahrheit — denn nur diese kann in Betracht kommen wo es sich um Kunst handelt — voll und menschlich-tief veranschaulicht. Solche Gestalten schafft nur ein kräftiges Genie, eine große Ansicht von der Menschheit und ein tiefes theoretisches wie praktisches Studium. Respect, ihr Herren, vor dem Volksstück; es ist damit wie mit der Natur; nur einem kindlich-freien, wir sprechen es geradehin aus, nur einem frommen heiligen Auge ist es gegeben ins Geheimniß der Natur zu schauen und zu den im Schoose derselben mystisch-waltenden „Müttern" den Weg zu finden; nur wofür man eine volle Liebe trägt, Das ist man im Stande mit dem warmen Tone des unmittelbaren Gefühls und mit jener frühlingsartigen Frische zu versinnlichen, ohne welche eine Wirkung auf gesunde Seelen unmöglich ist. Die Gestalten welche Feldmann, Kaiser, Kalisch und Consorten als Volkstypen einschwärzen — diese täppischen und läppischen, rohen und ungeschlachten Figuren —, sie prostituiren das Volksstück, indem sie Das was durch dasselbe veredelt und veredelnd zur Wirkung kommen soll — das volksthümliche Wesen — dem plattesten Gelächter und der fadesten Spöttelei preisgeben und das Volk vor sich selbst blamiren und schimpfiren. Wahrlich eine herrliche Cultur des Volksstücks! Möchten doch diese Autoren in die Kasperletheater gehen und sich dort Witz und Gemüth für ihre vermeintlichen Culturzwecke holen; uns hat oft ein wehmüthiges Gefühl beschlichen, wenn wir an diesen verrufenen Orten nicht selten einer menschlich-natürlichen Wahrheit, einer gesunden Frische des Empfindens und einer so kräftigen und doch dabei zuchtvollen Komik begegneten, wie wir sie nimmermehr bei den Caricaturen finden, die als prätendirte Volksgestalten unsere Kunstbühne verunheimlichen. Wollte Gott ein Genie erwecken, welches das verkommene Volksstück zu neuem Leben aufzurütteln die Urkraft hätte. Der Erfolg würde ein gewaltiger sein. Denn das Gefühl der Nothwendigkeit einer Volksbühne zuckt durch unsere ganze Zeit, und man ist sich wohl bewußt daß hier der Platz sei, wo eine neue Gestaltung nicht blos der künstlerischen, sondern der allgemein-menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse mit großartiger Wirkung zu erreichen wäre. Die Sehnsucht nach dem Echten und Tüchtigen ist schon vorhanden; gebt dieser Sehnsucht nur die rechte Speise und die glänzendsten Erfolge werden nicht ausbleiben. Hier ließen sich alle jene kräftigen und lebendigen Figuren unsers mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Theaters aufs durchgreifendste verwerthen, — hier könnte der verkannte Harlekin, dem Lessing so kräftig das Wort redet und dem unser trefflicher Eduard Devrient doch wol einiges Unrecht thut, eine neue Heimat finden und sich auf diesem Wege zwischen der Volksbühne und der Kunstbühne ein Wettstreit eröffnen, der die herrlichsten Resultate nachsichziehen müßte.

Doch wie weit ab von dieser Fernsicht steht jene Kalisch-Feldmann-Kaiser'sche Richtung; wie wird durch dieselbe das Volk selbst recht systematisch verderbt und verlottert! Denn hält man Jemandem von einer Stätte her die ihm Lehre und Wahrheit bringen soll fortwährend eine Fratze seiner selbst vor, und bindet ihm diese als sein wirkliches Wesen auf, so gewöhnt er sich im Laufe der Zeit daran, als an ein fait accompli zu glauben, sich selbst zu bewitzeln und zu belächeln und seine eigene Existenz zu verachten, nicht jedoch mit jener kräftigen Verachtung welche die Mutter höchster sittlicher Veredlung sein kann, sondern mit jener blasirten, dumpfen und faulen Verachtung die sich in ihrer Versunkenheit gefällt und die Verwesung an der Stirne trägt. Und das heißt das Volksstück cultiviren.

Aber es ist den Herren ja durchaus nicht Ernst mit dieser Cultur: — sie gilt ihnen nur als weiter und bequemer Deckmantel ihrer eigentlichen Absichten, und diese sind nur darauf gerichtet die Stimmung des Tages zu benutzen und auf leichte und wohlfeile Weise die Gunst der Masse sich zu gewinnen. Da wird denn die besprochene Sehnsucht nach volksthümlicher Dramatik klug benutzt den Wechselbalg einzuschwärzen; man putzt ihn mit ein gut Theil gangbarer Politik, bissiger Persönlichkeit und Localspaß zurecht und vertraut mit triftigem Grunde dem Geschick beliebter Schauspieler und der Oberflächlichkeit des Publicums. Werfe aber Einer alltäglich Schmuz ins Wasser: so scheinbar eindruckslos derselbe in den Grund versinkt, in nicht allzu langer Zeit wird das Wasser verpestet und die blaue Farbe ein schmuziges Braun sein. Man klagt allgemein und mit Recht über die eingerissene Geschmacksverderbtheit: gut, so jage man die Geschmacksverderber, jene leichtsinnigen Autoren, die trotz ihres Talents nur die dienstbeflissenen Marqueure der Abgeschmackheit sind, aus ihrem Verstecke auf und zwinge sie durch unnachsichtliche Kritik und durch Ausschluß von der Bühne, im Ablassen von dieser elenden Fabrikarbeit sich selbst und ihrer Kunst Ehre zu machen. Welch eine Qual muß es nebenbei für den gediegenen Schauspieler sein, solche Absurditäten sich anzueignen und seine Mühe und Kunst an so nichtsnutziges Zeug zu verschwenden, gar nicht zu gedenken daß das werdende und in der Schule begriffene Bühnentalent von vornherein durch diese Roheiten verwildert und verhunzt wird. Wahrlich, ebenso im Interesse der Kunst als des Publicums ist eine entschiedene und energische Reaction, um nicht zu sagen Revolution gegen diese After-Volksstücke und ihr Unwesen als eine Nothwendigkeit zu betrachten und wir unsererseits haben das mindestens einmal auszusprechen für eine Pflicht der ernsten Kritik erkannt.

26. Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1851. 8. 1 Thlr.

Es ist ein recht fröhliches „Gott sei Dank", mit welchem wir nach diesen Kalisch-Feldmann-Kaiser'schen Trivialitäten Hackländer's „Der geheime Agent" begrüßen, in welchem uns ein echtes Lustspiel entgegentritt, das mit Wärme besprochen zu werden verdient. Die Inhaltsangabe der Fabel können wir uns billig ersparen, denn auf welcher großen und kleinen Bühne wäre dies in der That vortreffliche Stück nicht zur Aufführung gekommen. Nicht die Originalität und Neuheit der Anlage und Handlung des Ganzen — was könnte hier noch völlig neu und originell sein —, sondern die Zeichnung der Charaktere und die kräftige Art wie dieselben zueinander in Beziehung gesetzt sind erachten wir für das Lobwürdigste an dieser geistvollen und humorfrischen Arbeit. Auf dem Felde der Individualisirung hat der Autor eine solche Feinheit, Schärfe und Unmittelbarkeit an den Tag gelegt daß überall der Eindruck künstlerischer Sicherheit und die Anschauung einer Welt sich behauptet, die in bestimmter Begrenzung ein energisches und besonderes Leben verwirklicht. Mit sehr einfachen Mitteln weiß der Poet eine Fülle gediegener Mannichfaltigkeit und ein durchaus spannendes und fesselndes Gesellschaftsbild zu entfalten, und die Motivirung ist überall kräftig und solid, ohne im mindesten ängstlicher Berechnung und mathematischer Kleinigkeitskrämerei verfallen zu sein. Der Dialog ist reinlich und coulant, die Handlung fließt leicht dahin wie ein munteres Wässerchen, ein mäßiges Crescendo entwickelnd, und die Komik die sich in ihr geltendmacht ist eine durchaus natürliche und in sich selbst begründete, nicht wie dies so gar häufig der Fall, eine solche forcirte, der man den sauern Schweiß und das Kopfzerbrechen des Autors bei jeder Wendung ansieht. Die Ungezwungenheit der ganzen Arbeit, der feine geistige Ton der sie durchathmet, und die frappante Plastik mit welcher Hackländer seine Situationen zu concentriren und zu begrenzen weiß, geben diesem tüchtigen Lustspiele einen eigenthümlichen und wie uns scheint um so gediegenern Werth, als der größere Theil unserer neuen Dramen entweder wie in einer orthopädischen Schnürbrust auftritt, oder so wüst und haltungslos umhertölpelt daß man oft an der Verstandesgesundheit der betreffenden Autoren zweifeln möchte. Und noch Etwas wollen wir Hackländer zu großem Lobe anrechnen; es lag der mysteriösen Wirksamkeit seines spiritus familiaris — des geheimen Agenten — die Versuchung sehr nahe, die Consequenzen bis ins Aeußerste zu treiben und die Verwickelungen nach Art des Gordischen Knoten zu verschlingen. Der Poet hat dieser Verführung, die hundert Andere nicht besiegt hätten, mit einem so feinen Takte und einer so echtclassischen Mäßigung zu begegnen gewußt daß er sich darin als der wahre, freie, in heiterer Würde durchaus über seiner Schöpfung stehende Künstler bewiesen hat, ein Prädicat welches heutzutage zwar jeder hinkende Versemacher sich beilegt, das aber in seiner rechten Anwendung das höchste Lob insichschließt, das einem Poeten nur immer gespendet werden kann. Vor einer Gefahr wollen wir Hackländer warnen. Ein Motiv, kraft dessen ein Autor schöne und glänzende Wirkungen errungen hat, trägt er mit einer gewissen Dankbarkeit in seiner Seele und es saugt sich dasselbe alsbald so fest in ihn ein daß es sich nur mit Schmerz abreißen läßt, oft erst wenn es seinem Opfer die Neuheit so mancher Arbeit verdorben und so manche Retardation auf dem Wege des Fortschritts erzeugt hat. Den sonst so tüchtigen Benedix möchten wir in diesem Falle unserm Dichter als abmahnendes Beispiel anführen und Letztern ernstlich ermahnen, in Zeiten die Motive zu neuen Arbeiten auf einem dem vor kurzem in Anwendung gebrachten geradezu entgegengesetzten Gebiete zu suchen. Die Erfüllung dieser Bitte wird ihn vor mancher herben Erfahrung schützen, und ihm zugleich die Herrschaft über eine Fülle verschiedentlichster Motive sichern, die seiner geistvollen Begabung an und für sich gewiß nicht mangeln werden.

27. Lustspiele von Gustav zu Putlitz. Dritter Band. Berlin, Schlesinger'sche Buchhandlung. 1852. 8. 1 Thlr.

Wenn sich Hackländer's Talent nach dem besprochenen Lustspiele durch die Eigenartigkeit und Schärfe seiner Charakteristik kennzeichnen läßt, so darf Putlitz das Prädicat der Zierlichkeit und Salongrazie für sich in Anspruch nehmen. Seine Arbeiten haben zumeist etwas durchaus Appetitliches, Nettes und Feines; sie athmen die aristokratische Luft in welcher sie geboren sind und documentiren daß der Autor den „Bon ton" ganz außerordentlich schätzt und verehrt. Wir sind weit davon entfernt hierin dem talentvollen Dichter an und für sich einen Vorwurf machen zu wollen, denn insofern die Richtung welche er uns zu vertreten scheint sich in ihren Kreisen hält und Das ehrlich zu schildern sich befleißigt was sie vorallem zu schildern befähigt ist, kann die unbefangene Meinung ihr die Berechtigung nicht absprechen und muß sie an ihrer Stelle sogar als ein nothwendiges Glied der Dramatik — die das Leben nach seinen Höhen, Tiefen und Flächen zu behandeln hat — wahren und anerkennen. Zu leugnen ist nun aber nicht daß die Einseitigkeit, die diese Richtung bei allem guten Willen

unbefangen zu sein im Gefühle ihrer Isolirtheit nachsichzieht, der Austiefung und Erhebung eines auf ihrer Bahn mit einer gewissen Ausschließlichkeit sich bewegenden Talents nicht zugutekommt, daß ferner die Form, die sie als ein Besonderes und Hauptsächliches cultivirt, sehr leicht der geistig-künstlerischen Solidität wesentlichen Abbruch thut, und daß die mit dieser zu ausschließlichen Pflege der Form sich alsbald unmerklich und darum für den also Beschlichenen um so gefährlicher einstehlende Affectation und Coquetterie ganz angethan ist, selbst eine recht tüchtige Begabung zu verbilden und den Geschmack des Publicums durch Gewöhnung an kleinliches Flitterwerk abzustumpfen und zu blasiren.

In dem ersten Stücke des dritten Bandes der zu besprechenden Putlitz'schen Lustspiele hat eine junge Dame das Unglück, vor dem Schlosse des unverheiratheten Herrn von Nordeck einen Radbruch ihres Wagens zu erleben, und da sie nun der Sitte gemäß bei dem Junggesellen nicht nächtigen darf, diesem aber sehr daran liegt die reisende Schönheit nicht von sich zu lassen, so beschließt derselbe auf den Rath seines Dieners, sich für verheirathet auszugeben und seines Lakaien Frau als die seinige zu präsentiren. Allein Helene — also benennt sich die Heldin des Schwanks — erkennt alsbald in der pseudognädigen Frau ein früheres Kammermädchen ihrer Tante, und das Zöfchen ist schlau genug die Sache so darzustellen, als habe sie sich nur aus Eitelkeit mit den Sachen ihrer Dame ausgeputzt. Diese selbst wird als sehr krank und demgemäß unzugänglich gemeldet und Herr von Nordeck befindet sich bald allein mit seiner Angebeteten. Hier nun muß verrathen werden daß der Baron und Helene sich schon von Sorrent her kennen, wo diese mit einer Nichte Nordeck's, Emma benannt, sich aufgehalten und dem sehr fleißig seine Nichte besuchenden, die Malerkunst übenden Oheim das Herz entflammt hatte. Ein vom Autor äußerst graziös und natürlich herbeigeführtes Misverständniß zwischen dem am Theetisch sitzenden Hauptpaare des Stücks läßt Helene glauben, jene Emma sei Nordeck's Gattin, und als dieser durch die Umstände gezwungen diesem Wahne sich zu unterwerfen von dieser Pseudo-Emma die vorgebliche Weisung an Helene bringt, diese möge, solange das unzugängliche Unwohlsein der Hausfrau dauere, ihre Stelle vertreten, entspinnt sich eine Scene der höchsten Anmuth und Lieblichkeit, die durch den Vater der jungen Schönheit unterbrochen wird. Jetzt erreicht die allgemeine Verwirrung den Siedepunkt, das Geheimniß enthüllt sich, Nordeck macht seine Liebes- und Heirathserklärung und Helene wird „seine Frau".

Das zweite Stückchen des vorliegenden Bandes — „Nur keine Liebe" — führt, dramatisirt nach einer Levin Schücking'schen Novelle, in einen Kreis von Menschen, die auf Grund der allerverschiedensten Motive bemüht sind, sich der Gewalt des liebenden und minnenden Gefühls zu entziehen. Dies Bestreben gibt Gelegenheit zu äußerst ergötzlichen Verwickelungen und endet mit dem vollen Triumphe Gott Amor's. Beide Lustspiele sind voll Lieblichkeit und Eleganz, und namentlich ist das erstere so duftig und graziös daß es jedem besten französischen Werke dieses Genre — als dessen Meister unsere westlichen Nachbarn unstreitig anzuerkennen sind — sich furchtlos an die Seite stellen darf. Jedes dieser Stückchen macht den heitern Eindruck, den der Anblick derjenigen feinen Salontournure gewährt, die nicht knechtisch der Form unterliegend diese als ein bloßes Mittel anmuthiger Repräsentation frei und ungezwungen verwerthet. Damit haben beide Lustspiele sich streng in dem ihnen von ihrem Naturell zugewiesenen Kreise gehalten, und wir dürfen daher nicht allzu scharf rügen daß die Charaktere allerdings nur Skizzen geblieben sind und von der Oberfläche des Lebens nicht wesentlich abweichen.

Einen ernstern Maßstab ist die Kritik berechtigt an das dritte Stück jenes dritten Bandes Putlitz'scher Lustspiele — „Die Waffen des Achill" — zu legen. Denn wenn auch hier der äußerliche Apparat in die Welt des Salons zu versetzen Miene macht, so ist die Begebenheit die sich dabei zuträgt in ihrer ernsten und durchaus tragischen Physiognomie nicht angethan, der leichten Salontournure sich zu bequemen, und es tritt hier der Fall ein, wo jene durch Putlitz vorwiegend vertretene Richtung in ein Gebiet gerathen ist das sie vergeblich sich zu assimiliren versucht und das sie nur, indem sie die diesem Gebiete eigenthümlichen Gestalten verzerrt und carikirt, zu dem ihrigen machen kann. Dieses Stück ein Lustspiel zu nennen, erscheint in der That äußerst befremdlich, denn nirgend wird durch dasselbe in der Seele des Lesers oder Zuschauers eines der Momente angeregt welche in das Bereich der komischen Maske — wir fassen diese in ihrer weitesten Bedeutung — gehören; die forcirte Lustigkeit der Heldin des Stücks gegen Ende der Handlung, die als Consequenz einer durch und durch tragischen Katastrophe sich hervorthut, kann unmöglich dem heitern Genius der Menschenbrust ein Lächeln abgewinnen. Eine Tragödie ist es freilich auch nicht, denn wie wesentlich Das was in der Seele der Heldin vorgeht in diese Gattung des Drama hineinwächst, der ganze Ballet- und Opernapparat, grade herausgesagt, die Frivolität der ganzen Behandlungsart schaffen ein Zwitterding das man mit erlaubter Licenz eine Ballet-Tragikomödie nennen könnte. Ob Putlitz eine solche Novität hat schaffen wollen, wissen wir nicht; wollte er es, so hat er ein krankhaftes und ungesundes Wesen zutagegefördert; in jedem Falle spielte ihm seine Salondramatik dabei einen bösen Streich, der unsere vorhin ausgesprochenen Befürchtungen vollständig rechtfertigt.

Die Neapolitanerin Corilla — um die Begebenheit des Stücks zu erzählen — ist nach Scheidung ihrer Aeltern mit ihrer Mutter nach Paris und dort ins Ballet gekommen, während der Vater, ein Maler, zu Neapel mit ihrer jüngern Schwester, Annina, verblieb und diese dort klösterlich erzog. Beim Tode der Mutter verläßt Corilla das Corps-de-Ballet und geht zum Vater, dem ihre Tänzerschaft ein Geheimniß ist und dessen Tod bald erfolgt. Nun handelt Corilla als die Mutter und zwar als die gute liebende Mutter Annina's, und ihre einzige Stütze findet sie in dem jungen Maler Paolo, des verstorbenen Vaters Lieblingsschüler. Die Vergangenheit der einstigen Tänzerin wird uns erst kund, nachdem wir sie äußerlich schon lange kennen und bis zu diesem Momente einem ganz nichtsnutzigen, durchaus undramatischen Effectkniffe zu Liebe nicht wissen, was aus ihr und ihrer mit ihr das Stück eröffnenden Schwester zu machen sei. Beide Mädchen lieben den Paolo, ohne daß die Eine das Geheimniß der Andern ahnt. Graf und Gräfin Verini — Letztere die Freundin Annina's — tragen nun den Salon in die Handlung und wir lernen Erstern in Gemeinschaft des Impresario der italienischen Oper von San-Carlo — Antonini — kennen. Antonini, dem seine erste Tänzerin durchgegangen ist, hat Wind bekommen von Corilla's Vergangenheit und hofft sie durch plötzliches Anstimmen einer Tanzmusik — die Waffen des Achill! — aus ihrem Incognito herauszutreiben und sich zu gewinnen. Beim ersten Zusammentreffen erkennt der Graf in Corilla eine seiner ehemaligen Geliebten vom pariser Ballet und sie in ihm ihren alten Amant, und es ist nun natürlich große Sorge daß die Frau Gräfin, die eine sehr fromme Dame, davon Nichts erfahre. Die Tanzmusik beginnt und Corilla verräth sich dem entzückten Impresario und erregt bei ihrem plötzlichen Auftreten als Tänzerin die Bewunderung, aber auch das Befremden der noch nicht über ihr Metier aufgeklärten Personen des Stücks. Annina bekennt der Schwester ihre Liebe zu Paolo, und der Thatsache daß das Mädchen von dem jungen Maler wieder geliebt werde vermag Corilla sich nicht mehr zu verschließen. Nun hat die Selbstbeherrschung der unglücklichen Tänzerin ihr Ende erreicht, eine rasende Lustigkeit bemächtigt sich ihrer und — verlassen von Annina und Paolo — wirft sie sich verzweiflungsvoll dem alten immer noch leidenschaftlich geliebten Tänzerleben in die Arme. Antonini's Achilleswaffen haben gesiegt.

28. Durch Unglück zum Glück. Original-Lustspiel in vier Aufzügen von Bernhardt Neustädt. Waldenburg, Kühn. 1851. 8. 15 Ngr.

Warum der preziöse und schulmeisterliche Titel? Das heitere Stückchen hätte sich viel angemessener nach dem Instrumente taufen lassen, welches darin eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, nach dem Aëronauten nämlich, dessen Erfindung und Zertrümmerung so manche ergötzliche Scene hervorruft. Der Titel, mein Herr Autor, ist, sonderlich heutzutage, etwas sehr Wesentliches, und jemehr ganz schlechtes und miserables Zeug auf Grund eines geschickt gewählten Taufnamens Glück macht, um so bedauerlicher ist es, wenn anmuthige Erscheinungen einer solchen Aeußerlichkeit Schaden und Ungunst zu danken haben. Und ein anmuthiges Stückchen ist das vorliegende Lustspiel in der That. Es macht auf Genialität keinen Anspruch und soll offenbar nur eine heitere Stunde gewähren; nur wäre diese Absicht jedenfalls viel entschiedener erfüllt worden, wenn sich das Ganze auf zwei Acte reducirt hätte, eine Procedur die auch jetzt noch dem Verfasser, sonderlich mit Rücksicht auf die Darstellung, anzurathen sein dürfte. Talent für die leichtere Lustspielgattung ist nach dieser Arbeit dem Autor nicht abzusprechen und seine Charakteristik erweist sich mindestens reinlich und nicht manierirt. Größere Gedrängtheit und mehr Zierlichkeit sind ihm allerdings dringend anzuwünschen und möchten wir ihn auf die Wahrheit hinweisen, daß wenn es der Poet für gut findet, seinen Helden unter einem Misgeschick leiden zu lassen, dies an und für sich lächerlich ist, es vorallem noththut, dies das Interesse an dem Charakter wesentlich schmälernde Moment durch eine sonst reich und kräftig angelegte und als solche auch energisch hervortretende Innerlichkeit der betreffenden Individualität in Schach zu halten. Es beruht darauf eines der schwierigsten Geheimnisse, sonderlich der Lustspiel-Dramatik, und manch sonst ganz tüchtiges Stück scheitert, vorallem auf den Bretern, an Vernachlässigung dieser Wahrheit.

29. Lustspiele von Eduard Mautner. I. Das Preis-Lustspiel. II. Gräfin Aurora. Wien, Wallishausser. 1852. Gr. 12. 1 Thlr.

In dem Vorworte, mit welchem Mautner die beiden diesen Band ausmachenden Lustspiele — „Das Preis-Lustspiel" und „Gräfin Aurora" — einleitet, spricht er dem letztern Stücke den Vorzug vor ersterm zu und beruft sich im Gegensatze zu der Zurückweisung der „Gräfin Aurora" seitens zweier Haupttheater auf die von den praktischen Bühnenverhältnissen unabhängige Kritik. Mautner's durch das „Preis-Lustspiel" documentirtes Talent ist zu erfreulich als daß die Kritik von dieser Berufung nicht ganz besondere Notiz zu nehmen verpflichtet wäre. Es fragt sich da zunächst, woran soll der Fortschritt von einem Stücke zum andern erkannt werden, wenn beide zwar einer Gattung angehören, doch aber innerhalb dieser zwei ganz verschiedene Gebiete betreten, wie in diesem Falle, wo das eine Lustspiel die bürgerlich-gesellschaftlich-literarische Welt, das andere die Kreise des Hof- und Staatslebens, des diplomatischen Intriguenthums und der strenghistorischen Verhältnisse zu veranschaulichen die Aufgabe hat? Die Entscheidung hierüber ist nicht so leicht als es beim ersten Blicke scheinen mag. Die Kritik, die sich dabei an bestimmte specielle Bühnenzustände zu halten hat, kann freilich den Spruch sehr bald zur Hand haben; sie fragt lediglich nach dem Spielbaren und muß danach fragen; was sich nun als das Spielbarere herausstellt, das gilt ihr das Bessere, gleichviel ob das in dem betreffenden Stücke behandelte Thema ein schwierigeres oder leichteres ist, sie hat die Bühnenwirkung im Auge zu behalten und darf die angewandten Mittel und die überwundenen Hindernisse eben nur insofern in Anschlag bringen als die Breter davon einen Erfolg zu erwarten haben. Die allgemeine Kunstkritik hingegen, die, soweit es um Prüfung eines Drama sich handelt, jene praktischen Momente allerdings gleichfalls in ihr Bereich zu ziehen berechtigt und verpflichtet ist, befragt bei ihrem Urtheile als ein Hauptsächlichstes den Grad der Kraftaufwendung und des Kunstgeschicks, der in dem Streben ein bestimmtes höheres Ziel zu erreichen angewandt wurde, verfolgt den Autor bis in das tiefste Innere seiner Maschinerie und spürt seinen geheimsten Intentionen und Manipulationen nach, indem sie vorallem auch das künstlerische Gewissen unter ihre Lupe zieht. Daß nun Mautner mit seiner „Aurora" ein höheres Ziel als mit seinem „Preis-Lustspiel" im Auge gehabt hat liegt auf der Hand. Denn im letztern galt es dem Autor offenbar nur, ein geistreiches und piquantes Unterhaltungsstück zu schaffen, während er in seiner „Aurora" bedeutende historische Zustände zu einem im Schimmer der heitern Muse sich sonnenden Charakterbilde zu gestalten die Absicht hatte. Daß der Verfasser diese seine in Hinsicht auf das „Preis-Lustspiel" entschieden tiefere Intention nicht völlig erreicht hat, ein Umstand der freilich der Bühnenkritik, um uns so auszudrücken, einen Grund zur Abweisung des Stücks geben mag, beweist nicht daß Das was er im Wege seiner künstlerischen Absicht gewonnen hat minder werthvoll oder höchstens nur ebenso werthvoll als jene seine erste Arbeit zu erachten sei. Es muß vielmehr dem Poeten eingeräumt werden, daß während die Charaktere seines „Preis-Lustspiel" nur leicht und oft geradezu nachlässig hingeworfen sind, die Gestalten seiner „Gräfin Aurora" ein solides, ausgetieftes, bestimmtes und concentrirtes Gepräge ansichtragen und daß einzelne Persönlichkeiten, wie der Kanzler, August, Fürstenberg, d'Avranche u. A., ohne Rückhalt vortrefflich zu nennen sind; es muß ferner zugegeben werden, daß wenn das „Preis-Lustspiel" ein zwar originelles und durch und durch komisches, aber doch auch sehr beschränktes und gedanklich nicht erhebendes Stück Gesellschaftswelt verlebendigt, in der „Gräfin Aurora" dem Poeten die weit schwierigere Veranschaulichung historisch beziehungsvoller und universeller Zustände immerhin in einer Weise gelungen ist, die das geschichtliche Bild jenes sächsischen Hofs, und in ihm der gesammten Hof- und Staatswelt der damaligen Zeit, kräftig und lebendig zur Ansicht bringt. Und dabei kommt, was gewiß gegenüber dem historischen Ernste, dem willkürlich nicht zunahegetreten wird, eine sehr misliche Aufgabe ist, der heitere Ton des Lustspiels durchaus zur Wirkung; ja einzelne Scenen wie die zwischen d'Avranche und dem Kanzler, zwischen diesen und der Tochter Böttger's, zwischen August und Aurora und so noch viele andere sind nach jeder Seite hin gelungen, und das ganze Stück steht an Reichthum bedeutender Beziehungen und tiefer Blicke in Geschichte und Menschenthum dem „Preis-Lustspiel", dem wir die Anerkennung auf seiner Stelle in keiner Art schmälern wollen, beiweitem voran. Demnach müssen wir, indem wir Mautner's „Gräfin Aurora" als ein zwar die ganze Fülle der an seine schwierige Gattung zu stellenden Anfoderungen nicht verkörperndes, aber immerhin sehr tüchtiges und geistvolles Stück mit vollem Lobe anerkennen und von ihm sagen daß es nicht auf Grund jener Poetenlaune die das letzte Werk stets für das beste hält, sondern deshalb weil es beiweitem höhere Intention, gediegenere Charakteristik und tiefere Beziehungen entfaltet, ein dem „Preis-Lustspiel" gegenüber entschiedener Fortschritt des Verfassers zu nennen ist.

30. Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen. Schauspiel in fünf Acten von Karl Schmitt. Marburg, Elwert. 1852. Gr. 12. 10 Ngr.

Als wir das Buch zur Hand nahmen, freuten wir uns des braven vaterländischen Stoffs; aber freilich kühlte die Art der Behandlung das günstige Vorurtheil das der Titel des Stücks für den Autor in uns erregt hatte sehr ab. Wir wollen nicht sagen daß der Poet nackte Talentlosigkeit andentaggelegt habe, allein die Fähigkeit dramatischer Gestaltung hat er durch diese Arbeit nicht bewiesen; denn wer so kräftige und durch und durch interessante Persönlichkeiten, wie sie die

Zeit welche der Verfasser für sein Poem sich gewählt, wer so spannende Begebnisse wie sie jene Tage erzeugten nur verschwächlicht und abmattet, wer gleichsam die Spitze die sich ihm freiwillig bietet erst abbricht, um sie für sich gebrauchen zu können, dem fühlen wir uns außer Stande das Prädicat eines dramatischen Dichters zuzuerkennen. Wahrlich, der Autor durfte nur gelten lassen was die Geschichte ihm reichte und sich als ihr treuer Copist geriren: — er würde immerhin etwas Solides geleistet haben. Es ist ein sehr schlimmes Zeichen, wenn die unmittelbare Kraft des gewählten Stoffs den Poeten, statt ihn zu begeistern und zu erheben, matt und müde macht. Wo Persönlichkeiten wie Johann Friedrich, Karl V., Moritz von Sachsen, Alba, Kranach vom Geschick in nächste Beziehung zueinander gesetzt werden, da spielt sich ein Drama wie von selbst. Welch ein weites Feld mannichfältigster Charakteristik! welche Fülle weitgreifendster Weltverhältnisse! welche günstige Gelegenheit, das deutsche wie das spanische Wesen in seinem innersten gegensätzlichsten Nerv zu erfassen, den Kampf zwischen Mittelalter und neuer Zeit, zwischen tiefer echter Glaubensinnigkeit, Fanatismus und politisch-hierarchischer Staatsklugheit in großen significanten Zügen zu gestalten, der aufopfernden, edelsten Treue ein schönes Denkmal zu setzen, und den mächtigen Eindruck zu veranschaulichen, den die einfache Größe eines sittlichen Charakters selbst auf das in krassesten Egoismus versunkene Gemüth erzeugt! Von dem Allem sind nur die allerleisesten Spuren eines guten, aber sehr schwachen Willens in dem vorliegenden Schauspiele sichtbar und man kann das Buch nicht ohne den Eindruck eines lebhaften Misbehagens aus der Hand legen.

31. Vaterland über Alles! oder der Entsatz von Leyden. Schauspiel in vier Aufzügen nach einer Erzählung Wachsmann's von J. v. Plötz. München, Franz. 1852. 8. 14 Ngr.

Tieck setzt einmal bei Gelegenheit seiner dramaturgischen Besprechungen in seiner geistreichen Weise auseinander, wie schwierig es sei aus einer Novelle oder einem Romane ein gutes Drama zu erschaffen, und in der That ist soviel gewiß daß sich in der Bearbeitung einer Erzählung für die Bühne ebenso viel geniale Schöpferkraft darthun kann als bei ganz freier Conception des Stoffs. Eigentlich sind alle historischen Dramen aus dem Epos herausgearbeitet. Es kommt eben nur auf das Wie der Behandlung an, und das eben ist der kitzliche Punkt bei der Dramatisirung erzählender Dichtungen, denn der Schwerpunkt des Romans, der Novelle ist ein wesentlich anderer als der des Drama und diesen durch den letztern zu ersetzen ist eben auch nur einer Originalkraft möglich. Darum sind die aus epischen Poemen hervorgegangenen dramatischen Arbeiten so sehr selten wirkliche Dramen, und wir können das vorliegende Schauspiel eben auch nur eine dramatisirte Erzählung nennen. Denn es sammelt die Heldenpersönlichkeit des Stücks, welche die Seele der Begebenheit in sich repräsentiren soll, keineswegs die gesammten Beziehungen der übrigen Gestalten im engsten Kreise um sich herum, vielmehr bietet sich eine solche Menge von in Rücksicht auf die Intention des Ganzen oft geradezu kleinlichen Nebeninteressen, daß die Handlung nicht rückt und man die Breite des epischen Dichters sehr unbequem an der dramatischen Verstümmelung sich rächen sieht. Dennoch hat der Bearbeiter nach mancher Beziehung hin ein hübsches Talent andentaggelegt und darf für seine Charakteristik eine lobende Anerkenntniß mit Recht in Anspruch nehmen.

32. Der Tag bei Laupen. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Adrian von Arx. Als Manuscript gedruckt. Bern. 1851.

Es ist wie schon gesagt eine traurige Pflicht der Kritik, so vielen Arbeiten die sich Dramen nennen zurufen zu müssen daß sie Alles nur das nicht sind. Daß die schriftstellerische Selbstverliebtheit in jeder Declamationsübung von ein Dutzend Figuren, denen eine Persönlichkeit nur selten verliehen, in jedem bloßen Hergange den sie in so und so viel Acte zu theilen beliebt ein Drama sieht, hat nun schon so manches an sich erfreuliche Talent von Anbeginn verdorben und auf Bahnen weiter „irrlichterirt", die nun einmal die seinen nicht sind. Ein solches Talent stellt sich in dem Verfasser des genannten Stücks vor; es ist auch dieses Drama wiederum nichts als eine dialogisirte Geschichte, die als Epos betrachtet ihren Anhalt überhaupt schon in der Schilderung jener Zeit haben mag, als Drama aber der um eine Heldenkraft sich personificirenden Einheit durchaus entbehrt. Was hilft es da daß die Charaktere mit einer gewissen Natürlichkeit und Wahrheit sich darstellen und daß das Bild der Zuständlichkeit jener Tage ein richtiges und faßliches ist, wenn der Nerv, welcher das Leben des Ganzen zusammenfassen soll, keine Spannkraft und Solidität hat. Fische, so angemessen sie für ihr Element organisirt sind, verschmachten in der Luft, und wessen Lunge nur in der Ebene zu athmen vermag, der ist auf den Bergen ein Gespenst. Adrian von Arx — wir sind nur nach dieser Probe über ihn zu urtheilen im Stande, da wir andere Opera von ihm nicht kennen — erscheint zum epischen Dichter wohl befähigt, und was wir in unserm ersten dramaturgischen Artikel über F. Rohde, den Verfasser des Trauerspiels „Leo Bardes", sagten, gilt auch von ihm; auch er würde aus seinem Stoffe ein gutes Epos gemacht haben, wenn ihn jene unglückselige Verblendung über Das was dramatisch sei nicht verführt hätte, einen Boden zu betreten auf welchem sich selbständig fortzubewegen seine Kraft nun einmal nicht angethan ist. Wir verkennen mannichfache Schönheiten und Trefflichkeiten seines Stücks keineswegs; doch es sind eben nur Einzelheiten, die die gesammte Arbeit als eine dramatisch-harmonische Schöpfung aus ihrer wüsten Zerfahrenheit nicht herausretten. Diese herbe Wahrheit sich gesagt sein zu lassen, ist dem Verfasser besser, als wenn eine bequeme Kritik sein sonst erfreuliches Talent auf Wege weiter schmeichelt, auf welchen dasselbe Rosen und Lorbern aufzufinden den Fonds und die Tragweite nicht hat.

33. Wittekind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Heubner. Leipzig, O. Wigand. 1852. 8. 1 Thlr.

Bescheidenheit ist eine schöne Mitgift der Menschheit; aber so häufig die falsche auf allen Gassen promenirt, so selten erscheint die echte, sich bei aller Demuth ihrer Würde und ihres Werths bewußte. Im Gefühle dieser echten Bescheidenheit, die der treffliche Prolog vor seinem Stücke kurz und gewinnend ausdrückt, tritt mit dem Schauspiele „Wittekind" ein Poet vor das Forum der Kritik, den wir als einen solchen mit lebhafter Freude begrüßen und in dessen schöne Dichtung die Leser d. Bl. unmittelbar einzuführen wir für unsere Pflicht halten.

Gegeneinander rücken — hier das Banner des Kreuzes, dort die Stierköpfe der Heiden — die feindlichen Heere der Franken und Sachsen, an ihrer Spitze die gewaltigen Feldherren Karl und Wittekind. Unsicher wird es in den Marken des Sachsenlandes und Wittekind sorgt, seine einzige geliebte Tochter Hasla unter des kühnen Benno von Ballenstädt Schirm in die entlegene Holstengaue zu senden. Verirrt im Walde, findet diese mit ihrem Geleitsmann ein unheimliches Obdach bei dem Christ gewordenen Siedler Wallram, und dieser, ein ehemaliger Leibeigener von Benno's Vater und der grausamen Behandlung seines vormaligen Herrn entflohen, verräth, von einem durch den jungen Ballenstädt hart gezüchtigten Knechte unterstützt, die Verirrten an die Franken. Hasla wird nach heißem Kampfe und nachdem ihr der Drang des Moments das Bekenntniß ihrer Neigung für Benno abgezwungen, von den Feinden geraubt und Benno selbst schwer verletzt von dem zu spät zu Hülfe geeilten Wittekind auf des Sachsenfreilings Berthulf Hof geschafft. Berthulf, sein Weib

und seine Kinder sind Christen und dem dieses Mannes Unthätigkeit beim Kampfe gegen den Landesfeind also scheltenden Wittekind:

In dem Kampf
Um Alles was dem Menschen heilig ist,
Um Freiheit, Glauben, Ehre, Vaterland,
Will's einem rechten Manne nicht geziemen,
Von seines Volkes allgemeiner Sache
Gleichgültig und bequem sich auszuschließen!

antwortet Berthulf ernst:

Ja, — wenn's nicht wider das Gewissen ist! —
Im qualvoll ernsten Streit der Pflichten blieb
Mir keine and're Wahl als theilnahmlos
Dem Kampfe beider Theile zuzuschauen.
O tief beklag' ich diesen traur'gen Krieg,
In dem zwei Stämme eines edeln Volkes
In Todesfeindschaft blutig sich befehden.
Doch nicht entschließen kann ich mich, das Schwert
Zu ziehen gegen König Karl; er führt
Das heil'ge Banner meines Herrn und Heilands,
Und Sünde wär' mir's wider ihn zu streiten.
Doch ebenso verbietet mir mein Herz,
Der Fahne Karl's zu folgen gegen Euch;
Denn Ihr, erlauchter Herzog von Westfalen,
Vertheidigt meines Stammes Ehr' und Freiheit.

Alboin, der Ostfalen Fürst, Wittekind's getreuer Waffenbruder, stürzt in den Hof und reißt den durch Berthulf's Worte in tiefe Zweifel Gezogenen in die Frankenschlacht. Uffo, der Heidenpriester, segnet die Krieger zum Kampf und im Getümmel begegnen sich Wittekind und Karl:

Herzog Wittekind!
Dir steht's im Buch des Schicksals nicht geschrieben,
Von meiner Hand zu fallen, noch ist mir
Der Tod durch deine Hand bestimmt! Ich habe
Für dich kein Schwert!

donnert der Christenkönig dem Heiden zu und dieser ruft dem Davonstürmenden nach:

Was war das? Wie ist mir.
Geschehen? Sagte mir nicht eben Einer,
Daß Karl vor meines Schwertes Spitze stand?
Und spiegelblank erglänzt der Klinge Stahl —
Nicht purpurroth von meines Todfeinds Blut?
War's ein Gespenst, das meinem Blick begegnet —
Ein trüglich Schattenbild, vom Fieberwahn
Des aufgeregten Bluts, der engen Zelle
Des kranken eigenen Gehirns entronnen
Und vor das Auge lauschend hingestellt? —
— — — — — —
Wie? steh' ich festgebannt an diesen Platz? —
Fort in die Schlacht, daß sich der Zauber löse.

Die Franken siegen, aber den auf Momente kleinmüthigen Wittekind erhebt Alboin's treues Wort zu neuer Ermannung:

Nein! Noch ist uns're Hoffnung nicht verloren!
Sie wird uns an der Eider neu geboren!

Doch das Glück beharrt bei Karl. Vergebens beschwört Geva, Wittekind's Weib, den Gatten, um die Tochter zu lösen aus der Gefangenschaft, den Friedensanträgen des Christenkönigs sich willfährig zu erweisen — des Vaters Herz zuckt in gewaltigem Schmerz, sein Kind dem Vaterlande opfern zu müssen; doch

Die letzten Gründe seines Thuns und Lassens
Sucht in sich selber nur der rechte Mann!
Was klarer Sinn und richtiges Gefühl,
Was Pflicht und Ehre ihm zu thun verbieten:
Das ist dem Manne das Unmögliche,
Wär' es auch sonst so leicht wie Kinderspiel!
Ich soll als unterwürfig Flehender
An diesen stolzen Karl mich wenden? vor
Dem Erb- und Todfeind meines Volkes mich
So tief erniedrigen und um die Tochter,
Die er mir frech aus feigem Hinterhalt
Geraubt und wider Ehre, Recht und Sitte
In schmählicher Gefangenschaft behält,
Demüthig bei ihm betteln? —
Nimmermehr.

Als aber Geva in die Klage ausbricht:

Ich fange an die Hoffnung zu verlernen
Und oft beschleicht des Zweifels trüber Geist
Unheimlich flüsternd meine bange Seele
Und raunt mir zu daß all dein Heldenmuth
— — — — — —
Vergeblich sei und noch erliegen müsse
Vor einer unbekannten höhern Macht,
Die unbezwinglich uns entgegentritt
Und der der stolze Frankenkönig selbst
Zum unbewußten Werkzeug dienen muß.

da ruft Wittekind tief erschüttert:

Weib, lasest du in meiner eig'nen Brust
Und willst die finsteren Gedanken mir
Erzählen, die in mancher schwarzen Stunde
Aus meines Herzens heimlich tiefstem Abgrund
Wie Nachtgespenster vor mir aufgestiegen?
Hinweg mit diesen eiteln Ausgeburten
Der schwarzen Galle und des schweren Blutes!

Ballenstädt bittet um Hasla's Hand, die ihm gewährt wird, Alboin und Uffo kommen zum Rath und in die Versammlung tritt Karl's Kanzler Amalwein, Wittekind die Tochter ohne Lösegeld heimführend und ihn unter sicherer Bürgschaft zur Friedensschließung an seines Gebieters Hof ladend. Wittekind, im Innersten ergriffen über diese That des Christenkönigs, neigt sich dessen Wünschen zu und wird von Uffo, dem fanatischen Priester, dessen Verdacht, der Herzog wolle seine Götter verlassen, schon jetzt fast Gewißheit wird, streng vermahnt. Hasla tritt vor die Aeltern, von ihren Lippen hallt es: „Ich bin getauft!" und Uffo spricht den Fluch über sie aus. In furchtbarer Bewegung umfaßt Wittekind die Tochter: er wähnt sie gezwungen zum Christenglauben, nicht durch rohe Gewalt, sondern durch schlaue Kunst. Aber Hasla straft seine Zweifel Lügen:

Was sind diese Götter,
Vor denen wir bisher im Staube lagen?
Des Menschenwahns, der Menschenhand Gebilde,
Vermögen sie's des Geistes Durst zu löschen?
Des Herzens bange Oede auszufüllen?
Der reichen Schöpfung Ursprung zu erklären?
Und unsers Lebens Zweck und Sinn zu deuten?
Der Glaube, dessen Licht mir aufgegangen,
Zeigt unserm Blick in heit'rer Himmelshöhe,
Unendlich fern und doch beglückend noch
Den großen unsichtbaren Weltengeist,
Der in der Schöpfung wundervollem Bau
Die ew'ge Offenbarung seines Wesens
Und seiner unerschöpflich reichen Liebe
Vor dem entzückten Menschengeist entfaltet.
Mit einem süßen, mit dem höchsten Namen
Soll ihn der Mensch begrüßen: Unser Vater,
Ja unser lieber Vater will er sein,
Und seine Kinder dürfen wir uns nennen.
Vom Himmel sandte er den erstgebor'nen
Geliebten Sohn in diese arme Welt,
Daß er ihr Licht, ihr Haupt, ihr Heiland werde.
Und ob auch blinder Wahn und grimmer Haß
Den Göttlichen ans Marterholz geheftet,
Er überwand des Todes finst'res Reich,
Und im Triumph aus Grabesnacht erstehend,

Schwang er sich zu des Vaters Thron empor.
Uns aber ließ er seinen Geist zurück,
Den Heil'gen Geist, der wie des Schöpfers Odem
Der Erde Völker segensreich durchweht,
Sie zu erlösen aus der Finsterniß
Des Wahnes und der Sünde und des Todes,
Sie alle an des Vaters Herz zu ketten,
Der Menschheit großen Bruderbund zu schließen
Durch das erhab'ne Weltgesetz der Liebe!

Auch den Verdacht, Karl habe sie als Werkzeug seiner Politik an ihn gesandt, weiß Hasla im Vater zu ersticken, und versöhnt, wenn auch noch nicht bekehrt, stehen Wittekind, Geva und Benno. Mit Alboin zieht nun Wittekind verkleidet gen Aachen, nachdem ihm die Ahnung einer neuen Zukunft aufgegangen ist:

Diese Götter,
Die uns die Priesterhand vor Augen stellt
— — — — — —
Was sind sie?
Namen und Gestalten sind's
Für der allmächtigen Naturkraft stilles
Geheimnißvolles Walten —
— — — — — —
Wer aber tiefer blickt —
Wär's doch vielleicht
Der neue Glaube, den das Morgenland
Uns hergesendet, — wär's der Christenglaube,
Der uns das ew'ge alte Räthsel löste?
— Sie sprach so warm, so innig, so ergreifend
In der Begeist'rung Ueberzeugungsglut
— — — — — —
Und wenn sie Wahrheit sprach? wär's recht und würdig,
Die Wahrheit feindlich hassend zu bekämpfen?
Doch welch ein Preis, um den ich sie erkaufte!
Verbirg dir's nicht! — um deines Volkes Freiheit
— — — — — —
Und doch — nicht eher find' ich Ruh' und Frieden,
Bis ich sein (Karl's) Antlitz noch ein mal geseh'n!
Noch immer bleibt mir ja die freie Wahl
— — — — — —
Mein Schicksal selbst trat mir in ihm entgegen;
Es zieht mich mächtig hin; des Schicksals Ruf
Kann Niemand widersteh'n! Noch will ich hoffen,
Daß dies Gespenst, das meine Seele quält,
Vor meinem Blicke in sein Nichts zerrinnt,
Wenn ich es fest und kühn ins Auge fasse.

Als verkleideten Bettlern auf der Treppe des Doms zu Aachen, woselbst der feierliche christliche Gottesdienst einen wundersam ergreifenden Eindruck auf sie gemacht hat, begegnet Karl Wittekind und Alboin und erkennt Erstern sofort. Beide treten in Karl's Burg vor den Gewaltigen, und in schönen und großen Zügen entrollt dieser mit wohlberechneter Staats- und Weltklugheit vor den schon lange unbewußt dem neuen Lichte gewonnenen Gemüthern die Herrlichkeit eines einigen gewaltigen Germanenreichs. Noch bäumen die stolzen Herzen vor dem Worte Unterwerfung zurück; als aber Karl von seinem Thron steigt und im Namen des deutschen Volks den Helden um das Opfer des persönlichen Gehorsams anfleht, als Benno's Knecht Wolfgang hereinstürzt und Meldung bringt daß der wilde Uffo in Wittekind's Abwesenheit die getaufte Hasla mit ihrem Geliebten, der ihre Sache zur seinigen gemacht, zum Opfer für die heidnischen Götzen geweiht habe — da erfüllt sich Karl's Sieg und Wittekind wie Alboin unterwerfen sich seiner Macht. „Nicht meine Götter mehr! Karl! ich bin dein!" Und in wilder Hast eilt der geängstete Vater mit dem Treuesten seiner Treuen, Alboin, in die Heimat. Rechtzeitig tritt er noch vor den Mordaltar, dem Fanatiker seine Kinder zu entreißen. Laut donnert in das Volk seine Stimme:

Sagt, wollt ihr diesen Göttern länger dienen,
Die nur des Blutes sich, des Mordes freu'n?
Vernichtet sind sie, hier auf dieser Stätte —
Gerichtet durch die Gräuel, die ihr Name
In ihrer Priester finst'rem Geist gezeugt!
Wer will noch diesem Gräu'l des Wahns sich opfern?
Karl beut uns Frieden an, nicht Unterwerfung!
Nicht Franken, Sachsen mehr — ein Volk von Brüdern
Soll unter einem Banner in dem Lichte
Des segensvollen Christenglaubens wandeln,
Vereint erstreben ein erhab'nes Ziel:
Die Größe des Germanenvolkes!
Ich bin bereit, die neue Bahn zu geh'n
Mit meinem Volk!
Wer geht mit seinem Herzog?

Und jubelnd fällt dem Helden seines Volkes Urtheil zu: Uffo stößt sich das Messer in die Brust, und das Gesetz der Liebe siegt über Haß und Wahn. Dem sterbenden Heidenpriester ruft Wittekind nach:

Er geh' zu seinen Göttern! Er hat Recht;
Er kann nicht leben, ihren Fall zu schau'n!
Uns aber söhnt sein Tod ihm aus; kein Fluch
Belaste das Gedächtniß seines Namens! —
Begrabt ihn unter seines Wodan Eiche
Und senkt mit ihm ins Grab den alten Wahn!
Die Nacht entweicht; in des Erlösers Reiche
Bricht strahlend unserm Volk der Morgen an!

Die Aufgabe die unser Dichter in dem vorliegenden Schauspiele sich gestellt hat — die Christianisirung der heidnischen Völker innerhalb des bereits christlichen Germanenthums durch dieses letztere selbst in getreuer Schilderung der Sitten und Volkseigenthümlichkeiten dramatisch zu veranschaulichen — diese Aufgabe ist so riesig und titanenartig daß wir, so sehr schon der Prolog für den Poeten einzunehmen geeignet ist, dennoch einen jener Pygmäen in den Kauf zu bekommen fürchten mußten, die hinter kolossalen Intentionen, an welche sie sich wagen wollen, wie ein Sandkorn verschwinden. Der Verfasser des „Wittekind" hat diese unsere Furcht glänzend aus dem Felde geschlagen. Daß er sein Ziel nicht erreicht hat, nicht erreichen konnte, es hätte denn günstigsten Falls eines Cyklus von Dramen bedurft, ist allerdings außer Zweifel; daß er aber auf der Bahn die er beschritten eine schöne Blume dramatischer Dichtkunst gefunden hat, darf er sich redlich getrösten. Wenn wir an andern Poeten anerkennen mußten daß sie die Zuständlichkeiten ihrer historischen Stoffe an und für sich glücklich versinnlicht, aber die dramatische Wirkung derselben durchaus verfehlt hätten, so hat dieser Autor seine kräftig und lebendig gezeichneten Zeitverhältnisse so beziehungsvoll um seinen Helden zu gruppiren gewußt und läßt sie so energisch und mit so frischer Unmittelbarkeit durch diesen in ihrer höchsten Gipfelung repräsentiren, daß sie nur äußerst selten eine gesonderte Existenz für sich in Anspruch nehmen und zumeist Das sind was sie im Drama sein sollen, ein Hintergrund. Gleich im Anfange des Stücks versetzen die verirrten Wanderer Benno und Hasla nebst ihrem Gefolge in den wüsten und aufgeregten Charakter jener Tage, und die Härte mit welcher der sonst so menschlich auftretende Benno einen seiner Knechte straft, ferner die Begegnung mit dem einst so schwer mishandelten Wallram deckt die gähnende Kluft auf die zwischen Herr und Knecht in jenen grauen Tagen sich öffnete. Schon hier deutet die sanfte Art wie Hasla die rauhe Strenge ihres Geliebten zu mildern trachtet den Charakter des Mädchens nach seiner mildweiblichen Richtung ebenso glücklich an, als ihr mannhaftes Kämpfen gegen die Strapazen der gefährlichen Irrfahrt ihre innere Kräftigkeit verräth, welche beiden Momente später, herrlich aufgeblüht im Strahle des Christenthums, eine Fülle schönster Weiblichkeit entfalten. Aber auch das christliche Element gleich in den ersten Scenen seines Stücks uns entgegenzuführen hat

der Poet die anzuerkennende Klugheit gehabt, wenn wir auch darin mit ihm rechten müssen daß er den ersten Auftritt des christlichen Moments in der Gestalt des Wallram auf eine für dasselbe herabwürdigende Weise geschehen läßt. Mochte diese die Erzielung gemeiner Absichten im Auge habende Profanirung des Christenthums immerhin eine Stelle im Ganzen der Dichtung finden, der Anfang durfte sicher damit nicht gemacht werden; denn es greift dadurch eine Verstimmung in der Brust des Lesers oder Zuschauers Platz, deren Gegentheil für seine Intention zu erzeugen doch gewiß im Plane des Verfassers gelegen hat. Daß nun Wittekind, der Held des Dramas, nachdem er sich als eine der innigsten und zärtlichsten Gefühle des menschlichen Herzens durchaus fähige, dieselben aber stets der Pflicht gegen sein Vaterland unterordnende Persönlichkeit, also als einen Charakter und zwar als einen historischen Charakter dargestellt hat, gleich zu Eingang des zweiten Aufzugs in den Hof des christlichen Sachsenfreilings Berthulf geführt wird, und daß, noch ehe er diese Stätte betritt, uns hier schon das Christenthum in seiner reinsten und natürlich-menschlichsten Auffassung begegnet, ist abermals ein sehr schöner Zug im Plane der Dichtung, und die Ausführung dieser Scene muß ganz vortrefflich genannt werden. Die unschuldigen und doch bei dem Knaben den künftigen kühnen Mann schon kräftig andeutenden Reden der Kinder, die Aengstlichkeit der Frau, mit welcher sie Wittekind ihre christliche Glaubensrichtung aus Sorge für Gut und Leben der Ihrigen verheimlichen will, die freie männliche Wahrhaftigkeit, mit welcher im Gegensatze Berthulf in rührender Freudigkeit seinen Glauben bekennt, einfach ergreifend seine Bekehrung dem Sachsenherzog erzählt und diesem gegenüber zugleich den vollen Adel urdeutscher Gastlichkeit, Ehre und Freiheit zu verwerthen weiß, endlich die dumpfen Zweifel gegen seine Gottesüberzeugung, die man schon bei den ersten Worten im zweiten Acte Wittekind gleichsam anfühlt und die nun einen ergreifenden wörtlichen Ausdruck finden, das Alles sind Schönheiten die einem Meister Ehre machen würden. Sein Geschick, welches zugleich das Geschick der Zeit ist — und Das ist es was poetisch verkörpert zu haben unserm Dichter nicht zum geringsten Lobe gereicht —, hält von jetzt ab Wittekind mit eiserner Faust gepackt, es reißt ihn vor das gewaltige Auge des Christenfürsten und hemmt sein Schwert mit dämonischer Kraft, indem aus dem Munde Karl's sein eigenes Orakel spricht. Immer tiefer greift der Zweifel an die Echtheit seiner Sache um sich in Wittekind's Brust, immer erschütternder zwingt sich ihm das Bekenntniß dieser innern Vorgänge auf die Lippen. Alles predigt es ihm entgegen, selbst sein Weib nimmt den Klang der Schicksalsstimme an. Wieder und wieder wirft der stolze Sachse mit deutscher Halsstarrigkeit und deutschem Trotze all diese quälenden Bilder und Mahnungen zurück und preßt auch sein Vaterherz eisern unter die Gewalt, die er Pflicht gegen sein Volk nennt. Da sendet ihm Karl ohne Lösegeld die Tochter heim und ladet ihn freundlich ein auf sein Schloß. Er schwankt. „Ich bin getauft!" ruft die Tochter. Wittekind bricht erschüttert zusammen. Sie ist durch schaue List verführt, sie ist ein Werkzeug des Franken! hallt es durch seine Brust; aber in ergreifender Einfalt und heiliger Feuerglut quilt die Lehre des Kreuzes von der Tochter Lippen in sein sich sträubendes Herz! Diese Scenen sind von hoher, edler Schönheit, und der warme Hauch der Begeisterung weht durch jede Zeile. Die Liebe des Vaters siegt über den noch immer ungebändigten Trotz gegen den neuen Glauben: ein Monolog voll charakteristischer Färbung und Wirkung enthüllt das Innere des zwischen den gewaltigsten Zweifeln Ringenden, sein Geschick klingt in tiefen Tönen aus seiner Brust, die sich nur noch scheinbar sträubt, und zwingt ihn zu Karl zu gehen. Wie ein Zauberduft senkt sich die Pracht der fremden Cultur in sein rohes, aber empfängliches Gemüth. „Du bist mir zu weich!" hatte einst vor jener verhängnißvollen Nacht Uffo argwöhnend ihm nachgerufen. Da rauscht die feierliche Kirchenmusik, da tönen die frommen hallenden Gesänge, der Weihrauch wallt und ein seltsam-mystisches Licht dämmert durch die bunten Fenster des Doms zu Aachen auf die Glanzgewänder der Priesterschar: Wittekind's Seele wird berauscht von niegekannten Empfindungen. Die Andacht der knieenden Christenmenge, die Demüthigung des großen Frankenkönigs vor dem Altar des Christengottes, — Alles hebt seine Seele aus ihren Fugen. Und mitten in diese dämmernde, mystische, tiefaufgeregte, fast trunkene Stimmung tönt des im Kampfe so furchtbaren, hier so milden Karl wohlberechnete Rede: was in Wittekind träumt und dämmert und wirrt, faßt sie klar und markig zusammen: nicht nur den Wahrheiten des neuen Glaubens gilt es sich zu unterwerfen, es soll durch ihn und mit ihm ein herrlich Volk aus allen deutschen Stämmen zusammenwachsen. Und wie liebt Wittekind dies deutsche Volk! Dennoch zuckt sein alter Trotz noch ein mal wild zusammen vor dem ungewohnten Worte Unterwerfung. Da fleht ihn Karl — Karl, von dem er innerlichst fühlt daß er gebieten könne, um das rein persönliche Opfer seiner Unterwerfung an; da kommt der Bote und meldet daß sein einziges geliebtes Kind vor dem Blutaltare seiner Götter, an die er selbst den Glauben längst verloren, den fürchterlichen Opfertod sterben soll: Wittekind schlägt in die Hand des großen Karl und der Mensch in ihm überwindet den Helden. Hier aber müssen wir abermals dem Dichter ernsthaft opponiren: war es nothwendig daß die kluge diplomatische selbstsüchtige Berechnung den Lippen Karl's jene gewaltige Rede, die Wittekind's Seele so tief erschütterte, dictirte? Wäre es nicht der Intention des Ganzen angemessener gewesen diesen Karl von der idealen Größe seiner Weltsendung durchdrungen sein zu lassen, ein Apostel derselben in Stahlgewand und Herrscherkrone? Erregt es nicht ein unbehagliches, peinliches Gefühl, den ehrlichen männlichen Wittekind, es sei offen gesagt, betrogen und in dem Träger jenes Glaubens, der als das Licht einer neuen schönern Völkerrichtung gelten soll, nur einen feinen selbstsüchtigen Diplomaten zu erkennen? Oder fürchtete der Autor hier der Geschichte Zwang anzuthun, der er doch in seinem Helden sehr weit und mit Recht aus dem Wege gegangen ist? Wir glauben nicht daß der Dichter diese Fragen zu seinen Gunsten wird beantworten können, und legen sie ihm als wohlzuerwägende Momente für eine neue Ausgabe oder eine Bühnendarstellung seines Drama ans Herz.

Sehen wir nun von diesen Mängeln ab, so müssen wir in dem vorliegenden Schauspiele vorallem die poetische Fülle, die Natürlichkeit und Freiheit der Behandlung, die Lebendigkeit der Schilderung, die Kräftigkeit und Frische der Gestaltung, die Klarheit und Gesundheit der Sprache, das Menschlichreine des Gedankens und der Empfindung, die Rüstigkeit im Gange der Handlung, die Gründlichkeit der historischen Studien und schließlich den Muth anerkennen mit welchem der Dichter seine gewaltige Intention verfolgt hat. Möge er auf dem Wege eines stetigen Fortschritts sein schönes und reiches Talent immer kräftiger entfalten, und die Wahrheit sich gesagt sein lassen daß in demselben Grade, als kleinliche und triviale Tendenzen den Geist verkrüppeln und verengen, zu kolossale Strebungen Verschwommenheit und Verflüchtigung nachsichziehen, und daß, wenn im Ringen nach Unmöglichem auch ein oder das andere mal ein Resultat gewonnen wird, doch die Resultatlosigkeit das Endresultat einer solchen Richtung ist.

34. Belletristische Schriften von Franz Kugler. Dramatische Dichtungen. Viertes bis sechstes Bändchen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1852. 8. Das Bändchen 27 Ngr.

Viertes Bändchen: „Pertinax", Trauerspiel.

Man sage was man will, die Art der Behandlung thut es allein nun einmal nicht: sie kann über das Talent, mit welchem sie zur Anwendung gebracht wird, die größte und gerechtfertigtste Bewunderung erregen; gewisse Stoffe aber behalten ihr gegenüber, sie sei noch so vollendet, ihre widerharige und unliebenswürdige Beschaffenheit dennoch bei, und das Werk welches unter den ominösen Auspicien dieser Zwiespältigkeit

entsteht vermag einen befriedigenden Eindruck nicht zu gewähren. Die Harmonie aller bei Schaffung einer künstlerischen Arbeit thätigen Momente und Kräfte läßt allein ein Kunstwerk erblühen, und dabei ist der Stoff nicht nur ein nennenswerthes, sondern ein sehr wesentliches Element. Es gibt ohne Zweifel einen Kreis unheimlicher Materien, die, wo sie von einem Talente ergriffen werden, vampyrartig dessen Blut aussaugen und für dieses Opfer doch dankbaren Ersatz nicht bieten. Solch ein ominöser Stoff scheint uns jene ost- und weströmische Kaiserzeit zu sein, mindestens lehrt die Erfahrung daß nur sehr selten auf diesem Gebiete ein wirkungsvolles Stück sich hervorthut, und daß selbst durch und durch tüchtige Dichterkräfte in diesem Stoffe stecken bleiben. Einestheils liegt das in der unsern Zuständen und Anschauungen, unsern Kämpfen und Strebungen viel zu fernen Entlegenheit jener Zeiten, die zu uns eine lebhafte Beziehung nach keiner Seite hin haben (rein äußere Aehnlichkeiten können hier nicht in Betracht kommen) und daher einen sichern Ankergrund in unsern gegenwärtigen Lebenskreisen nicht finden, anderntheils bieten jene Tage so sehr den Anblick in sich fauler, nur noch in Sterbezuckungen lebendiger Zustände, führen so tief in die ekelhafteste, wahnsinnigste Verhunzung der Menschheit und der Natur daß — der Dichter mag von seiner Gesundheitskraft und Gedankenfülle hineinlegen was er will — das tiefe Misbehagen, welches schon die bloße Vorstellung jener verderbten Zeit erregt, sich der gesammten Stimmung bemächtigt. In der crassen Gegensätzlichkeit Dessen was der Poet immerhin Schönes, aber doch der in Behandlung stehenden Weltperiode durchaus Fremdes anerfindet, mit dem Verwesungsduft der historischen Realität jener Zeit, die, will er nicht ein Werk schaffen das keinen Boden hat, der Dichter doch nicht ganz aus seiner Darstellung verbannen darf, findet dann jenes Misbehagen seine tiefste und nachhaltigste Begründung. Gegen die Macht dieser durchaus gerechtfertigten Verstimmung hat denn auch Kugler in seiner Tragödie „Pertinax" nach unserm Dafürhalten vergeblich den Kampf versucht und seinen reichen Geist in ein Meer untertauchen lassen, wo für unsere Blicke eine ganz reine Perle nicht wol zu erholen ist. Daß, von dieser allgemeinen Wirkungslosigkeit abgesehen, die in Rede stehende Dichtung einen Schatz von großer Schönheit und frischer Schaffungskraft bietet, dafür bürgt Kugler's Talent, und in demselben Grade als wir die Veropferung so reicher Geistigkeit an einen so undankbaren Stoff beklagen, in demselben Grade zollen wir dem Wie dieser Veropferung unsere wärmste Anerkennung.

Das Stück beginnt mit einer durch und durch charakteristischen Scene voll Kraft und Leben, wie wir sie bei Kugler gewohnt sind, in welcher sich die ganze Faulfieberexistenz dieser Königin des Lasters, Roma genannt, auf das anschaulichste entwickelt. Der Palast der Marcia, der Geliebten des Kaisers Commodus, brennt und um ihn ein ganzer Stadttheil; am Abhange des Esquilin aber sitzt eine Schar vornehmer Römer und trinkt und schwelgt, reißt Zoten und läßt sich von den Flammen zum Gelage leuchten, nur des Moments gewiß und nur in und für ihn lebend. Pertinax, der Stadtpräfect, erscheint im heftigsten Kampfe gegen das wilde Element, sich sofort als eine Persönlichkeit voll Energie, unbeugsamer Widerstandskraft, strenger Redlichkeit und hingebender Treue für seinen Kaiser erweisend. Die vornehmen Schlemmer läßt er hart an:

> Wie, ihr Männer?
> Ihr Senatoren Roms, statt mit Gelübd'
> Und mit Gebet der Götter Zorn zu wenden,
> Ihr zu des Volkes Tröstern, Führern
> Berufen, selbst zur Stunde solcher Noth
> Verschmäht ihr's nicht und nicht auf off'nem Platz
> Die Orgien zu feiern?
> O die im Himmel walten wissen's wohl,
> Warum die Glut Rom zu vertilgen kam!

Cassius, einer der Zecher, eine Art von Grübler, deutet — ein trefflicher Zug — das Feuer als Todesfackel des Commodus und sieht prophetisch die Krone auf des Pertinax Haupt. Helvius, des Pertinax Sohn, spottet, von den Brandstätten kommend, der Schlemmer und erscheint als ein wilder, abenteuerlustiger, geistvoller Gesell, dem der Todtengeruch des alten Rom nicht entgeht und der sich auf seine Weise darüber lustig macht. Es ist in der That eine große Schönheit daß Kugler, während er den Vater des Helvius, den eigentlichen Helden des Stücks, von Anbeginn in allerschärfster und marcantester Charakterisirung auftreten läßt, den Sohn in eine duftige Mystik hüllt, die das Naturell desselben wol in seiner Allgemeinheit errathen läßt, aber dem plastisch fertigen Bilde des Pertinax ein werdendes träumerisches Wolkenbild in der Gestalt des Sohns gegenüberstellt: annoch ist Helvius uns wie ein Traum, aber wir fühlen diesem Traume seine einstige Wirklichkeit an, der Sohn zieht dem Vater wie seine Schicksalswolke vorauf, und der leichte Hauch von Ironie der über ihm liegt contrastirt sehr wirkungsvoll mit dem positiven Ernste und der kindlichen Gläubigkeit des Vaters. Helvius liebt des Commodus Geliebte, die schöne Marcia, und in die Flammen stürzt er sie zu retten und rettet sie:

> Hier ruhe, schönes Bild!
> — — — — — —
> Wie schaurig schön sie ist! —
> — — — — — —
> — bist Galathea,
> Das Schimmerlicht des Meeres du, die müd'
> Von selig wogender Fahrt zur stillen Grotte
> Hinab zieht ihn, nach dessen Kuß sie's drängt?
> Bist du die stolze Götterkönigin,
> Der, wo sie ruht, zum weichen lustigen Lager
> Ein Purpurblumenlenz entgegensprießt,
> Aphrodite du, der Sehnsucht Quell und Ziel? —
> O gib mir Antwort! laß die neid'sche Wolke
> Nicht länger decken deines Auges Stern,
> Das Lächeln deines Munds nicht länger säumen:
> Wach' auf, wach' auf, o Marcia! die Stunde
> Gab uns ein Gott, — fest halt' ich was er gab!

Marcia sucht ihre auflodernde Liebe zu dem schönen Jüngling durch heftige und stolze Zurückweisung seiner glühenden Bewerbung zu verstecken und heißt ihn gehen:

> Ich gehe nicht
> — — — — — —
> Den Brand warf ich in Marcia's Gemach,
> Ich hetzt' hinein die wilden Flammenzüngler.
> Wozu? — sag' ihm (Commodus) auch das: du weißt es, Weib!
> Der Jüngling, bei den Göttern,
> Ist seines Lohnes werth!

bekennt sich Marcia und verkündet dem kühnen Freiwerber ihre Liebe in den Worten:

> Kluger Träumer! gut: — ich will
> „Mein Leben" dich, dich „meine Seele" nennen!

Aber Eclectus, des Kaisers Kämmerer, unterbricht die Liebenden und Helvius träumt:

> Bei den Göttern,
> Vorher bedenken ist ein schlecht Geschäft,
> Oder ich müßt' erst wissen, was das Ding,
> Das sich die Welt nennt, soll und ich in ihr.
> Wie neid' ich dir den guten Glauben, Vater,
> In dem du baust, und wie beklag' ich dich,
> Daß du dein Haus auf diesen Sumpf gebaut,
> Du kamst ein paar Jahrhunderte zu spät.

Mit diesen Worten spricht Helvius ergreifend die volle eine Hälfte der Tragik in dem Geschicke seines Vaters und seiner selbst aus und wir werden später diesen Moment wieder aufzunehmen Gelegenheit haben.

Commodus, durch den Brand und seine geliebten Gladiatorenspiele von seiner Villa nach Rom gelockt, erscheint in der vollen historischen Wahrheit seines Charakters und enthüllt, indem er sein großes Rom auf das getreueste repräsentirt, den Pfuhl der Versunkenheit, auf welchem er selbst wie eine trübe Lache schwimmt. Lätus sagt ihm daß die Kassen leer seien, Eclectus eifert gegen die Gladiatoren, Marcia hat durch ihr kühnes Wort und ihre Rettung im Arme des Helvius des Tyrannen Mistrauen erweckt: Commodus setzt ihre Namen alle auf sein Henkertäfelchen. Aber sein Lieblingsknabe Philocommodus, nach einem Schreibtäfelchen lüstern, um welches er längst vergeblich seinen Gebieter angefleht, entwendet die Henkerliste ohne zu wissen was er in seine Hand gebracht. Marcia und Eclectus lesen darin ihr Schicksal und Commodus stirbt an dem Gifttrank den die finstere Rache der so schnöde verrathenen Geliebten ihm reicht.

In seiner schlichten Wohnung aber sitzt Pertinax zu Nacht mit dem Sohne, er hat sein Testament gemacht, denn seine Ahnung zeigt ihm seinen Namen auf des Commodus Henkertafel. Helvius ist lebhaft bewegt über des Vaters Todesernst und dieser bittet ihm vor Schlafengehen noch eine Stelle aus dem Seneca zu lesen, nachdem er ihn an seine unhäusliche Wildheit gemahnt hat: — es ist die Nichtigkeit des allgemein Wünschenswerthen, worüber diese Stelle handelt, und Pertinax meint — abermals ein kühner, aber psychologisch tiefer Zug des Dichters — brächte Commodus selbst ihm die Fülle seiner Macht, ihn lüste nicht nach diesem Firniß. Da wird Lärm im Hause. Pertinax erhebt sich den vermeintlichen Schergen des Tyrannen entgegenzutreten; Helvius drängt ihn zur Flucht, indem er sich als Den bekennt der jenen Brand angefacht habe und nun vom Kaiser gesucht werde. Des Vaters strenges Wort weist ihn zurück, er bleibt, jeden Augenblick bereit zu sein, in der Nähe, und vor Pertinax treten Lätus und Eclectus ihm die Kaiserkrone zu bringen. Pertinax weigert sich kräftig der Annahme, aber Eclectus mahnt an die Hyder des Bürgerkriegs, die er, wenn er sich weigere Roms Beherrscher zu werden, auf sein Haupt lade. Pertinax fühlt die nackte Wahrheit dieses Wortes und seine Vaterlandsliebe macht ihn zum Cäsar. Der Monolog den ihm dieser schwere Entschluß auspreßt enthüllt zugleich den Rückhalt den sein Gewissen sich dabei sichert:

> Nur einen Augenblick: und schwer wie Berge
> Ist dieser Augenblick!
> Das Schicksal Roms vor mir, und ich, wer bin ich,
> Daß sie den Spruch von mir begehren?
> Sprech' ich ihn wie ich will, so wird zur That
> Das Wort, das jener sprach: es bricht zusammen
> Roms stolzer Bau: — er drückt zu Boden mich,
> Und mit mir dennoch bricht er!
> Und doch! die Zeit ist da, den Spruch zu thun!
> Nein! nein! noch lebt ja Claudius Pompejanus
> Von Marc Aurel's Geschlecht! mein Claudius lebt,
> Dem Alles ich verdanke was ich bin!
> Er hat des Namens Glanz, des Denkens Adel:
> Ist *sein* der Thron und biet' ich ihm den Arm,
> Dann tragen sicher wir Roms mächt'gen Bau!
> Doch drängt der Augenblick, und er ist fern.
> Und morgen, bin ich morgen noch der Herr
> Der günst'gen Stunde? Kann ich morgen ihm
> Den Kranz noch bringen, den ich heut' verschmäht?
> Für ihn! für ihn! den Schwur, den ich empfing, —
> Dem echten Kaiser Roms leg' morgen ich,
> Der erste seiner Diener, ihn zu Füßen!
> Ich bin entschlossen! Zu den Prätorianern,
> Daß sie dem Pertinax die Treue schwören!

Helvius stürzt sich dem Vater entgegen, ihn dem gefaßten Entschlusse untreu zu machen.

Pertinax.

> Ich hab' zu wollen nicht: ich muß.

Helvius.

> O bleib!
> Du bist zu gut für diesen Gang!

Pertinax.

> Zu gut —
> *Bist du der Mann, solch eines Ganges Ernst*
> *Zu messen? Thor, sorg' du für dich!*

In diesen Scenen concentrirt sich die innere Katastrophe der Tragödie und des Helden, der nur bis hierher, weiter nicht, der echt dramatische Repräsentant des ganzen Stücks ist. Wenn Helvius in jenen Worten, die den Vater beklagen daß er seinen guten Glauben auf einen Sumpf gebaut habe und selbst ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen sei, die Tragik in Pertinax nach der einen Seite ausgesprochen hat, so enthüllt sich diese nach ihrer andern Seite in den soeben angeführten Worten des neuen Kaisers: er verkennt die Kraft und Einsicht, die ganze volle, wir dürfen sagen geniale Penetration seines Sohns, weil er vom Aeußerlichsten einen Schluß auf das Wesen desselben macht und — befangen im hergebrachten und im engsten Kreise seiner eigenen Anschauungen — sich nicht die Mühe gegeben hat den Kern in der Seele seines Kindes zu ergründen und zu würdigen. So brav und gerecht Pertinax' Charakter nach allen andern Richtungen hin ist, dem Sohne gegenüber ist er es nicht, und diese Ungerechtigkeit gegen sein Kind, die er von nun an bis zu gänzlicher Vernachlässigung und Zurücksetzung treibt, ist, während jener Glaube an die Möglichkeit, Rom in seiner äußern Macht zu erhalten und zu seiner alten Größe zurückzuleiten, der Trefflichkeit seiner Natur entspringt und demgemäß als sein tragisches Fatum angesprochen werden muß, die tragische Schuld dieses Charakters. Aber, und hier thut sich eine große Schwäche der Dichtung auf, so sehr bis zu diesem Momente das Interesse an Pertinax als der überlegenen Persönlichkeit des Stücks sich fesselt, hier beginnt es wenn nicht sich ganz von ihm zu wenden, so doch sich zwischen ihm und Helvius zu fast gleichen Theilen zu spalten. Denn ist immerhin jener Glaube unsers Helden an sein Rom die Frucht seiner glühenden Vaterlandsliebe und also einer Tugend, Klugheit und historische Penetration verräth er nicht, und es ist gerade Helvius, der wilde unbändige Gesell, der vom Vater ein unbesonnener Thor und unfähig gescholten wird dem Ernste des Lebens zu begegnen, es ist gerade dieser Abenteurer der in seiner genialen Träumerei den Tritt des Weltschicksals hört und weiß daß keine Macht der Erde der rollenden Last des Verhängnisses Stillstand gebieten kann, die das alte faule Rom unter ihrer Wucht zu zermalmen im Begriff ist. Helvius erscheint somit geistig reifer, bedeutender und besonnener als der so sehr auf seine Besonnenheit pochende Pertinax, und das Interesse wird sicher, wenn es zwischen starrer, aber beschränkter Tugend und wilder, aber großartiger Genialität zu wählen hat, der letztern den Preis zuerkennen. Diese für Helvius erwachte Vorliebe steigert sich noch, indem wir Pertinax, so rüstig und kräftig er die Zügel der Regierung ergreift, so redlich ernst sein Wille und seine That Abhülfe der Gebrechen und Herstellung rechter Zucht erstrebt, so einfach schlicht er inmitten des Kaiserprunks bleibt, doch von der Sirene Herrschsucht insofern geködert sehen als er jenen Plan, für den Pompejan die eben errungene Krone zu wahren, nicht in Ausführung bringt und sich mit dem Zwange der Situation über sein Gewissen hinweglügt. Der Mensch in Pertinax weicht immer mehr dem Imperator und damit schwindet der menschliche, also poetische Antheil an seinem Schicksal vor dem reinen Verstandesinteresse an ihm als einer politischen Figur: Helvius wird fortan der menschliche Held des Stücks. Dieser hat zwar den Glauben seines Vaters an das Rom, für dessen Zukunft sein Geist keine Gestalt mehr sieht, als einen Wahn erkannt, allein diesem Wahne soviel Herrschaft über seines Erzeugers Besonnenheit nicht zugetraut daß er einen Schritt wie der welchen Pertinax in jener

verhängnißvollen Nacht gethan ermöglichen könne. So fühlt er denn seine geistige Achtung für den Vater, den er innig und aufrichtig liebt, wie wenig Liebe ihm von diesem auch geboten wird, mächtig wanken, und sein ihm selbst fast unbewußtes Weh darüber eint sich mit der Empfindung harter unverdienter Zurücksetzung, ja Verschmähung seitens des Vaters und mit dem wahren, aber trostlosen Bewußtsein, in einem Leben zu leben, das kein Leben ist und keine andere Zukunft hat als die Zertrümmerung im Abgrunde ewiger Finsterniß. Auch die innere Macht, die in den letzten Tagen seine Seele in ein traumartiges Vergessen seiner trostlosen Umgebung tauchte — die Liebe zu Marcia — hat einen Stoß erlitten in dem Gedanken daß sie eine Meuchelmörderin. „Stimmen flattern in der Luft", sagt er der in heißer Leidenschaft zu dem geliebten Jüngling Tretenden —

> Und drin das Saitenspiel, — zu mancher Stunde
> Reißt's in die Saiten, und du bannst den Ton
> Nicht aus dem Ohr. Und scheu're nur den Estrich,
> Daß dir kein Fleckchen bleibt, keins nur so groß
> Als wie die kleinste Linse, nimm hinweg
> Die Spinneweben aus dem fernsten Winkel
> Der luft'gen Marmordecke: draußen nicht,
> Im eig'nen Aug' hast du die Fleck' und Schatten,
> Und Fleck' und Schatten sind, worauf du siehst.

In diesem Gewühle widerstrebendster Empfindungen und Qualen könnte nur eine Gewalt diesen Hamlet — denn seine Verwandtschaft mit diesem Charakter ist allerdings sehr groß — retten: eine That. Aber der Vater schneidet ihm hierzu jeden Weg ab, ja als der Senat den Kaiser bittet dem Sohne den Namen „Cäsar" beizulegen, erklärt er sein Kind dessen laut für unwürdig. „Pertinax!" ruft Helvius im herbsten Schmerze seiner aufs tiefste gekränkten Seele:

> Dich nimmt es Wunder daß der Helvius
> Das Wort vor diesen edeln Männern nimmt,
> Doch was du sprachst, heischt auch ein Wort von mir.
> Hatt' ich geleert den Becher, war es öde
> In dieser Brust, doch innig hielt ich fest
> An deinem, deinem Bilde. Deiner Liebe
> Ein Zeichen hätte mir das Herz erwärmt:
> Von meines Kaisers Gnade, — und ich sehe,
> Viel klarer seh' ich, kalt und nüchtern seh' ich
> Den falschen Boden, d'rauf der Kaiser steht, —
> Begehr' ich keinen Theil.

Und welche unmenschliche Antwort gibt der Vater:

> Armsel'ger Knabe,
> Mißkennst du trotzig deines Kaisers Huld,
> Die kein Gericht hielt ob vergang'ner Dinge?
> Du selber zeugst dafür daß der Senat
> Mit seinem Fürwort irrging. So ich dein
> Bedarf in Zukunft, werd' ich zu dir senden.

Armer Helvius! Es offenbart sich eine erschütternde Tiefe des Schmerzes, wenn der schwer Gekränkte zum Cassius sagt: „Du siehst, mein Vater gönnet mir vollkomm'ne Muße!" Fortan legt sich über sein ganzes Gemüth ein fast an Wahnsinn streifender Hohn, dem wir früher in Gestalt einer leichten Ironie an ihm begegneten: Helvius lebt nicht mehr, er zuckt nur noch. Da trifft ihn ein Bote der Marcia, die, vom sittenstrengen Pertinax aus dem Kaiserpalaste und von der Stätte ihrer einstigen Hoheit verwiesen, im Kreise anderer mit des neuen Kaisers strenger Zucht unzufriedener Senatoren eine Verschwörung gegen den Imperator anzettelt. Bei ihrem Anblick flammt noch ein mal in Helvius die alte Liebe mächtig auf. Marcia begrüßt ihn als neuen Kaiser, und dem Jünglinge, den es nie gelüstet hat Beherrscher eines Leichenfelds zu werden, gibt dieser Moment das frische Herz und die freie Thatkraft zurück. Scheinbar fügt er sich dem Willen der Empörer; aber — und das ist in der That eine Scene voll ergreifendster Schönheit — gerade in dem Augenblicke wo Pertinax im Gefühle seiner schauerlichen Isolirtheit auf dem Throne der Cäsaren zum ersten male den Kaiser gänzlich vergißt, ganz wieder Mensch wird und tief schmerzlich ruft: „Und einsam steht der Kaiser ohne Freund!" da stürzt Helvius herein und offenbart sich dem in furchtbarem Verdachte ihn als seinen Mörder wähnenden Vater als sein einziger letzter Freund im Augenblicke der größten Noth, entdeckt ihm die Verschwörung und tritt muthig an seine Seite, mit ihm den Tod der Ehre zu sterben. Da bittet der Vater ihn um Vergebung. Helvius ruft erschüttert:

> Mein Vater — Vater — und die tausend Schmerzen
> Die dein Gemüth von mir empfing?
> Ich glaube die Natur nahm andern Stoff,
> Als dich sie, andern, als sie mich gebildet.
> Wir sprechen and're Sprachen: sagen konnt' ich's
> Dir nimmer was im Busen mir gepocht;
> Und auch vergeblich war's, lauscht' auf ein Wort
> Von dir ich, das des Schweigens Fessel bräche.
> Doch unter allen Menschen nur für Einen
> Hatt' Ehrfurcht ich, für Einen nur der Liebe
> Bewundernd frohes Staunen, weil er schritt
> Wie Kinder schreiten durch ein wüst' Gelag;
> Für Einen nur hatt' ich ein gramvoll Mitleid,
> Weil er's gewähnt, mit Kinderunschuld sei
> Zu bänd'gen diese Welt der wüsten Thorheit.
> O Vater! Vater! und dem Einzig-Einen
> Ist nun sein Ziel gesetzt!

So sterben Beide versöhnt in dem Bewußtsein gegenseitiger Liebe den Tod von Meuchlerhand.

Wenn Pertinax seinem Glauben an eine Welt die nicht mehr war und seiner Ungerechtigkeit gegen den Sohn zum Opfer fiel, so ist die Tragik von des Helvius Charakter in der ihm aufgegangenen Erkenntniß von der Zukunftslosigkeit seiner Zeit, welche Erkenntniß sein tragisches Fatum genannt werden muß, und in dem Mangel an äußerlicher Darlegung seiner innern Empfindungen für den Vater zu suchen. Es umschließt zugleich dies letztere Moment seine tragische Schuld, die allerdings sehr lebhaft an Lear's Cordelia erinnert. Mit diesen Andeutungen hoffen wir dem Leser einen Blick ebenso in die glänzende Schönheitsfülle dieser geistreichen Dichtung als in ihre Schatten und Mängel eröffnet zu haben. Daß das Drama mindestens mit gleichem Rechte auch Helvius getauft sein könnte, und daß es den Druck welcher, wie eben erörtert, auf jenen versunkenen Tagen lastet, epidemisch dem Gemüthe mittheilt, ist die Klippe an welcher die Dichtung scheitert; nur sei dabei schließlich bemerkt daß bei einem Autor wie Kugler der Kritik allerdings hohe Kunstfoderungen als die allein richtigen erscheinen mußten.

Fünftes Bändchen: Kleine Dramen.

Viel Liebliches und Anmuthiges begegnet dem Kunstfreunde in diesem Heftchen, wenn auch, was wir früher schon zu erwähnen Gelegenheit hatten, im Kreise des Lustspiels — welche Gattung in diesem Bande den größern Theil ausfüllt — Kugler offenbar nicht so recht in seinem Elemente waltet. Als eine in Sprache und Empfindung sehr schöne Dichtung muß das Monodrama „Die Fornarina" hervorgehoben werden und das schottische Liederspiel zeichnet sich durch seine eigenartig-frische Behandlungsweise aus. Der Raum der unsern Betrachtungen zur Disposition steht zwingt uns diesen Band nur mit dieser kurzen Notiz den Lesern d. Bl. zu empfehlen, umsomehr als das nachstehende vortreffliche Drama desselben Autors zu tieferm Eingehen nach jeder Richtung hin verpflichtet.

Sechstes Bändchen: „Jakobäa", Trauerspiel.

Am bergischen Hofe zu Düsseldorf herrscht eine tolle Wirthschaft. Der regierende Herzog ist geisteskrank. Ohne Aussicht auf den Thron zum geistlichen Stande bestimmt und durch die Gelübde bereits gefesselt, gelangt er unerwartet in Besitz

des klevischen Landes und der Papst entbindet ihn seiner Eide, damit er, seinen Staaten Erben zu schenken, die Ehe mit der bairischen Prinzessin Jakobäa eingehen könne; aber sein eigen Gewissen nennt den unglücklichen Fürsten einen Meineidigen, in der Kinderlosigkeit seiner Ehe sieht er den Fluch Gottes und so verwirrt sich sein Geist. Jakobäa, eine entfernte und verwaiste Verwandte des bairischen Hauses, zu München streng-katholisch erzogen und ein Muster sanfter und stiller Weiblichkeit, erschien dem deutschen Kaiser und der papistischen Partei als die geeignete Persönlichkeit, den wahnsinnigen Herzog und sein Land an den Stuhl Petri unauflöslich zu ketten. Darum fiel gerade auf sie, die güterlose Waise, der Blick Derer die über die Hand Johann's von Berg zu bestimmen hatten, und dem Zwange der Höfe folgend ward sie dem Irren angetraut. Aber die Römlinge hatten sich bitter in dem klösterlichen Mädchen getäuscht. Vom Kaiser mit der Mitregentschaft in Berg beliehen, tritt sie kräftig dem Pfaffenthum und dem höfischen Parteiwesen entgegen, entfernt die ränkesüchtige Sibylla, ihres Gatten Schwester, von diesem und den Regierungsgeschäften, knüpft mit den natürlichen Verbündeten ihres Volks, den Holländern, Unterhandlungen an, weiß durch eine kühne Ueberrumpelung die Stadt Neuß den Händen der nach ihrem Lande gierigen Spanier zu entreißen und gewinnt eine fast zauberhafte Macht über das Gemüth ihres unglücklichen Gemahls, dem sie eine milde Freundin ist und von welchem ihre ebenso staatskluge als menschliche Vorsicht die Häupter der ihren auf das Wohl des Volks gerichteten Planen feindlichen Parteien kräftig fern hält. An der Spitze dieser Parteien steht der Marschall von Waldenberg, ein stolzer hochfahrender Mann, dessen glühende Anträge einst Jakobäa verächtlich von sich gewiesen und der nun seine volle Rache ihr fühlen zu lassen den festen Entschluß gefaßt hat. Die Herzogin ist mit ihrem redlichen Willen und ihren reinen Absichten nicht nur völlig isolirt, sondern man hat im Volke und sogar bei den zur Versammlung nach Grevenbroich berufenen Ständen die Meinung bereits herrschend gemacht, Jakobäa habe zur Befriedigung selbstsüchtiger Zwecke durch unerlaubte Mittel den Wahnsinn ihres Gatten erzeugt. Die Argumgarnte hat am Hofe nur einen echten Freund, ihren alten Narren, Merten, welcher den schlauen Boten zwischen seiner Herrin und deren Freunden in Neuß und Holland macht und als Schirmvoigt ihr treu zur Seite steht. Dieser nun, bei Gelegenheit einer solchen Botentour, wird, als Bauer verkleidet und nicht erkannt, von den Mannen des Marschalls als Spion in einer Herberge festgenommen und hier durch den Grafen Philipp von Manderscheidt, einen das bergische Land zum ersten male betretenden Fremdling, befreit. Merten bringt Botschaft aus Neuß, sein scharfer Blick entdeckt in dem unbekannten Helfer sofort einen Freund seiner Herrin, und er läßt sich von ihm nach Düsseldorf geleiten. Die Leute des Marschalls haben bei ihrer Flucht vor Manderscheidt ein Ränzel sehr wichtiger Briefschaften ihres Herrn im Stich gelassen; diese überreicht der Graf nach seiner Ankunft in der Stadt durch Merten Jakobäa mit einem Billetchen, das, ohne Stand und Vaterland des Schreibers zu verrathen, „Philippus Pilgram" unterzeichnet ist. Jene Briefe enthalten den Beweis hochverrätherischer Conspiration des Marschalls mit den Spaniern, die ihm den Herzogshut zusichern, wenn er sie als Oberlehnsherren anerkennen wolle; zugleich bringt Merten die Botschaft von der glücklichen Ueberrumpelung der Stadt Neuß durch die Bündner der Herzogin. Diese aber starrt tief erschüttert auf den Namen „Philipp", mit welchem jenes durch den Narren überreichte Billetchen unterzeichnet ist:

Und warum jetzt? Warum gerade jetzt?
Begraben hatt' ich dich, mein junges Herz,
Begraben dich mit meinem ersten Frühling,
Mit deinem Sehnen, Denken, Wünschen, Hoffen,
Und nur in dunkler Nacht, wenn Alles schlief,
Wenn's Keiner sah, ließ ich dich aus dem Grab,
Dir meine stillen Thränen nachzuweinen.
Lebst du so warm in mir? Bedarf es nur
So kleiner Zeichen, deine Ruh' zu stören?
Kann flücht'ger Blick in eine Handschrift dich
So schnell erregen? Ja — die Züge sind's!
Mit solchen Lettern schrieb er seine Briefe,
Schrieb er die süßen Lieder, die ich ihm
Zur Laute sang. Doch das ist Alles hin!
Sie sagten ihm von mir, ich weiß nicht was, —
Er ging nach Welschland und am Tiberstrand
Deckt ihn die Erde, ich ging an den Rhein!
Drum fort, fort ihr Gedanken! 's ist zum Träumen
Nicht Zeit. Was sagten die Papiere doch?
Ja, Waldenberg! — schlau ist er und verwegen,
Und Anhang hat er! — überdenken muß ich,
Wie ich's beginne. — O mein blutend Herz!
(zu Merten)
Hör', Alter, sag' dem Fremden meinen Dank;
Bei Hof erwart' ich ihn —
— Wie liegst du weit!
Du meine Heimat, meine junge Zeit!

Welch langen tiefen Blick in die Rosentage dieser edeln Seele erschließt dieser wunderbar schöne Monolog! Es ist die Tragik des ganzen Stücks, die sich in ihm zusammendrängt und die echtdramatisch durchaus Eins ist mit dem Geschick der Heldin. Eine wilde, aber durch und durch charaktervolle Scene spielt nach diesen Worten der in ihr Gemach getretenen Jakobäa vor ihrer Thüre. Waldenberg der Marschall führt Ben-Mardochai, einen neuen Arzt, ein, den er aus Sevilla zur Heilung des Herzogs hat kommen lassen. Nicht um die Heilung freilich, sondern um die Hebel die er auf Grund derselben zunächst gegen Jakobäa in Bewegung setzen kann ist es dem Marschall zu thun. Darum hat er dem Arzte die doppelte Summe seiner Foderung gewährleistet, wenn es ihm nur gelinge den Herzog zum Scheine und auf kurze Zeit herzustellen, was dieser zu leisten verspricht. Auch der brandenburgische Gesandte, Ritter Hartenfeld, hat sich eingefunden, bei der Kinderlosigkeit des Herzogs die Erbansprüche seines Herrn zu sichern, und ist Zeuge von dem seltsamen Wahnsinns des Herzogs, den endlich das bloße Erscheinen Jakobäa's wunderbar schnell beruhigt. Diese Scene, die durch die Mitwirkung des Narren noch lebendiger und bedeutender wird, ist geradehin meisterhaft zu nennen und steigert sich gegen Ende zu wahrhaft erschütternder Wirkung.

Die Ueberrumpelung von Neuß und das zu Ehren derselben veranstaltete Maskenfest am Hofe sind der erste Trumpf den Jakobäa gegen Waldenberg ausspielt; doch findet sie den Marschall wohlgerüstet: ein Protest gegen ihr Regiment an die schon gegen sie gestimmten Stände und ein Bündniß mit ihrer Todfeindin Sibylla, der Schwester des Herzogs, das ist seine Antwort. Inzwischen hat Jakobäa auf dem Maskenfeste den Junker Huhn von Amsterradt, einen ihrer glühendsten Verehrer, an eine Stelle außerhalb der Hofburg beordert, wo er von einem Boten ein Paket Briefe empfangen und zu ihrem Kanzler nach Grevenbroich befördern soll. Merten führt den in Junker Huhn's Tracht gekleideten Philipp von Manderscheidt in die Festhalle und räth ihm seine alte verschossene Schärpe die durch ihre Ausgebleichtheit auffalle zu verstecken. Jakobäa sieht den also Verkleideten, sieht auch die Schärpe —

Ist's ein Phantom?
Nein, nein, die Schärpe ist's, die ich gestickt,
Als mir das Leben rosig noch gelächelt,
Die Bilder sind es, sind die Züge, drin
Mein Nam' und seiner sich zusammenschlingen!
Er ließ die Schärpe nicht! Wer bist du Mann?

Philipp aber nimmt die Maske vom Antlitz und Jakobäa sinkt in die Arme des Geliebten ihrer Jugend. Hier enthüllt sich nun ihre wie seine tragische Schuld.

Der Philipp mag nach Welschland wandern,
Was kümmert's mich?

So hatte Jakobäa einst gesprochen, von einer Laune misleitet, und Philipp lud die beiweitem größere, die eigentliche Schuld auf sich, glaubte dieser Laune und ging. Das war ein Verbrechen gegen den Heiligen Geist der Liebe und gegen Die die ihm „Treue bis in den Tod" zugeschworen, und dies Verbrechen wurde die Mutter alles ihn und die Geliebte treffenden Unheils; denn es machte die falsche Nachricht von Philipp's Tode und auf Grund dieser die Verheirathung Jakobäa's mit Herzog Johann möglich. Nun erst beginnt, durch die Schuld des Geliebten erzeugt, Jakobäa's wahre Schuld, die überdem eine doppelte ist; sie bricht, indem sie mit dem Andern die Ringe wechselt, den Eid der Treue den sie dem Todtgeglaubten auch in den Tod geleistet, und ebenso das Ehegelöbniß, indem sie ihrem Gatten eine Liebe zuschwört die einem Andern gehört. Die Scene, welche zugleich mit der Enthüllung der beiderseitigen Schuld die tiefste Innigkeit der Liebe veranschaulicht und eine Fülle der erhabensten Poesie und reinsten, edelsten Menschlichkeit umschließt, ist so durchweg aus einem Gusse daß wir (die ganze Scene auszuschreiben verbietet der Raum) Einzelheiten als Proben daraus anzuführen Anstand nehmen müssen. Umsonst warnt Merten's Stimme die im Traume ihrer wonnevollen Vergangenheit Alles um sich Vergessenden, Sibylla mit einer Hofdame und Ritter Horst waren Zeugen des Geschehenen und das Fatum selbst wird des Marschalls treuester Agent, denn auch jener Junker von Amsterradt wird ein gefährlicher Gegner Jakobäa's. Vergeblich wartete er vor der Hofburg auf den Boten mit den verheißenen Briefen: die Herzogin hatte in der Erschütterung über das Wiedersehen mit Philipp jenen Boten abzusenden vergessen. Inzwischen sind des Marschalls Plane gegen Jakobäa so zur Reife gediehen daß er wagen darf sie im Schlosse gefangen zu halten; sein Cavalier Horst wird beauftragt den von Amsterradt als einen Getreuen der Herzogin zu verhaften, und wie nun dieser, der sich von Jakobäa durch sein vergebliches Warten auf den Briefboten verhöhnt glaubt und nach Rache dürstet, vollends erfährt daß das Beil über seinem Haupte schwebt, gibt er sich dazu her auszusagen, er sei es gewesen in dessen Armen Sibylla die Herzogin angetroffen habe, eine Lüge die um so annehmlicher, da Philipp in Amsterradt's Tracht auf dem Maskenfeste erschienen war. Dem Marschall ist es gelungen von den Ständen eine Untersuchungshaft gegen Jakobäa zu erwirken und mit der Urkunde dieser Maßregel tritt er vor die Herzogin, die von ihrem durch Merten herbeigeleiteten Gatten Schutz begehrt. Johann hat seine lichte Stunde — er liebt Jakobäa — und sein Wort weist den Marschall streng zurück. Da tritt Sibylla mit der Anklage des Ehebruchs auf. Der Herzog schreckt entsetzt zusammen, aber die anbetende Andacht die ihn gegen seine Gattin erfüllt gibt ihm die Worte:

> Ja Weib, ich fühl's, mir wird's im Busen hell!
> Sprich weiter, kein Gericht ist hier zur Stell',
> Sprich aus das Wort, das allen Trug zerreißt,
> Daß du von keinem andern Manne weißt.

Waldenberg hat gesiegt, denn Jakobäa kann nicht Nein sagen. Da erscheint der brandenburgische Gesandte mit Philipp, den er von Italien her seinen Freund nennt, und erhebt Einspruch gegen den Erlaß der Stände; Philipp aber wirft dem Marschall seinen Handschuh hin, den der Herzog aufhebt. Jakobäa wird eingekerkert und Waldenberg überläßt seinen Gebieter dem Arzte Mardochai, dem es gelingt des armen Kranken Lebensgeister kräftig anzufrischen; aber im tiefsten Herzen des unglücklichen Herrschers ringt qualvoll mit der Liebe für sein Weib, die den Glauben an dasselbe nicht aufgeben will, das Bewußtsein ihrer Schuld. So hetzt ihn seine gemarterte Seele auf ein Jagdschloß. Dort trifft ihn eine Botschaft Sibylla's, die, weil sie durch Merten's List erkennt daß der Marschall sich ihrer nur als eines Mittels bediene und für Jakobäa glühe, seine Plane verräth, und im Walde sucht der kranke Fürst Trost bei dem alten Narren. Inzwischen hat der Marschall versucht, Jakobäa unter der Vorspiegelung mit ihr sein Glück zu theilen seinem sträflichen Verlangen zu gewinnen; sie weist ihn streng zurück und in ihren Kerker tritt Philipp, vom brandenburgischen Gesandten auf seinen Wunsch zu ihrem Anwalt bestellt. Mit leidenschaftlichen Worten schildert er ihr, wie er, nachdem er erfahren daß sie ihn todt geglaubt und in die Ehe mit Herzog Johann getreten, unter fremdem Namen die Welt durchstrichen und Kriege mitgefochten habe, und wie er nun im Begriffe in der Neuen Welt eine neue Heimat zu suchen sie noch ein mal habe sehen müssen vor dem Scheiden; sie, die ihm nach dem heiligen Gesetze der Liebe gehöre, möge mit ihm entfliehen, seine holländischen Freunde ständen in Waffen, nöthigenfalls die Geliebte ihm zu erkämpfen. Aber Jakobäa hat sich längst wiedergefunden aus dem wilden Strudel, in welchen sie die neuerwachte Leidenschaft zu Philipp und all die erschütternden Vorgänge dieser letzten Tage geworfen hatten; mit dieser an Wahnsinn grenzenden Ekstase, welche sie, die Reine, in eines Andern als ihres angetrauten Gatten Arme fallen ließ, hat sie sich groß und frei gerettet auf die sonnenklare Höhe ihrer edelsten Weiblichkeit. Das grenzenlose Menschenleid, das sie durchrungen und siegend durchrungen, hat die Erinnyen ihrer Schuld versöhnt, und der Friede, nicht der jener lebentödtenden Resignation, sondern der warme, thatkräftige, neues Leben erweckende Friede der heiligsten Entsagung steht wie ein sanfter Mond über ihrer Seele. Jakobäa ist wieder sie selbst und dieses Wiederfinden ihrer selbst sühnt zugleich die Schuld Philipp's, indem sie diesen gleichfalls auf die Höhe seines Ich erhebt und hält. „Mein Philipp, höre mich" — sagt Jakobäa —

> Und laß die Hand, bleib' dort, ich bin ein Weib,
> Ein schwaches Weib, und kenne nicht das Ziel,
> Das meiner Kraft gestellt ist. Hör' mich an!
> Mein Herz, deß Blüte früh von eis'ger Luft
> Getroffen ward, war kalt, mit kaltem Herzen
> Trat ich in dieses Haus; jetzt ist es warm,
> Wie Maiensonne, wenn der Winter floh;
> S'ist Einer hier, — ein armer, — Philipp, höre,
> Ein armer Mann, den Scepter, Hermelin
> Und Herzogshut nicht reich und froh gemacht —
> Ein armer Mann, deß Leben sich genährt
> Allein von meines Herzens schwachen Funken.
> Ich kann ihn nicht verlassen, kann ihn jetzt
> Verlassen nicht, da *warm dies Herz geworden*,
> *Da vor mir steht in klarer Schrift*, was ich
> *Versäumt, verschuldet*, da auf meinem Haupt
> Schmachvolle Klage liegt. — *und ging ich, Philipp,*
> *Die falschen Kläger hätten Recht*
> — — — — — —
> Philipp, auf allen Bahnen
> Wird mein Gedanke bei dir sein; das Flüstern
> Des Laubs ob deinem Haupt, des Vogels Stimme,
> Der Welle Spiel wird meinen Gruß dir bringen,
> *Doch scheiden müssen wir!*

Und sie scheiden.

> Still, still, mein Herz! es ist nicht Zeit zum Weinen.
> Was du zu tragen hast, du hast es noch
> Zu Ende nicht getragen; ist's vorbei
> Und hast du Zeit noch, weine dann, mein Herz!
> Jenseit dem Ruhrfluß liegt ein stilles Kloster,
> Das reichlich ich beschenkt und wo sie gern
> Zur Zeit des Glücks die Herzogin beherbergt.
> Die Pfade kenn' ich wohl, die dahin führen.
> Horch! aus der Kinderzeit klingt mir ins Ohr
> Ein altes Lied, das mir die Amme sang:
> Vor mir Tag und hinter mir Nacht,
> Ungeseh'n durch Wall und Wacht.

Mein Leben hat sich in ein traurig Märchen
Verkehrt: sie werden es des Abends
Beim Spinnrad sich erzählen. Eig'ne Wege
Führt uns das Märchen: — komm', wir wollen geh'n,

Jakobäa entflieht durch die von Merten klüglich vermittelte [illegible] ihres getreuen Lautenisten und der Marschall, der den Giftbecher durch seines Günstlings Hand ihr sendet, findet den Kerker leer. Philipp begegnet mit seinen zu ihrem Schutze herbeigezogenen Soldaten der Flüchtigen im Walde; noch ein mal wacht in voller Flammenglut die alte Liebe in Jakobäa auf, aber Philipp selbst ist ihr schützender Engel und nach dem Kloster sie zu geleiten ist sein letzter Wunsch. Da naht mit Merten der Herzog, der längst wieder des Wahnsinns Beute; er stößt Jakobäa heftig von sich zurück und gedenkend daß er Philipp's Handschuh einst aufgehoben sucht er ihn zum Zweikampf zu drängen; sein Schwert trifft Jakobäa tödtlich. „Wer hat den Mord verübt?" ruft der mit dem brandenburgischen Gesandten von Hartenfeld herzueilende Marschall. „Wer ihn verübt hat?" gegenfragt der Herzog —

Seht ihr nicht das Zeichen
Auf [illegible] Stirn? trieft nicht die Hand von Blut?
[illegible] Blut. Ich aber habe kein's,
Es [illegible] aus dem Herzen fort. Doch brauch' ich
[illegible], es steht das Herz von selber still.
[illegible] vor den Augen, —
(zu Philipp) Bruder, komm',
[illegible] mir die Hand und führ' mich zu ihr hin.
[illegible]
(zu Jakobäa)
[illegible] mit dir
[illegible]. — [illegible]! — die Stunde schlägt.

[illegible] der treue Narr drückt ihm die Augen zu, [illegible] zum neuen Herrscher der [illegible] hält ein hartes Gericht über den Marschall. [illegible] Welt und vollendet ist des [illegible].

[illegible] Arbeit schweigt unsere [illegible] Schönheit dieser [illegible]. Die [illegible] Harmonie, die vom [illegible] durchwallt, der kräf[illegible] Charakteristik, die durch [illegible] des Stücks [illegible] Sprache und Form, [illegible]

greifend an unser Herz appellirt; endlich sie selbst, Jakobäa, diese Silberperle edelster Weiblichkeit, so ganz Weib und doch auch so ganz Kraft und Entschlossenheit, voll Poesie und Zierlichkeit und doch so groß in des Lebens Wirklichkeit, [illegible] zuletzt, nicht von des Gatten Hand, sondern von dem [illegible] des Wahnsinns, dessen Gestalt ihr tragisches Geschick [illegible] nommen: — wie greifen sie so mächtig und menschlich [illegible] ander diese in sich so durchaus wahren und festfundirten, [illegible] größern Theile so herrlichen und erhebenden Gestalten! [illegible] markig und gesund ist der Humor, der wie ein linder frischer Herbstwind durch die Sommerglut dieser tragischen [illegible] Wahrlich, dies Werk ist ein funkelnder Edelstein in der [illegible] deutscher Poesie. Aber was weiß das deutsche Volk [illegible] sem Schatze? Wie viel Bühnen haben sich selbst [illegible] die Aufführung dieses nach allen Richtungen hin [illegible] Werks? Ist es doch in der That, als ob nur der [illegible] und elenden Tageswitzelei das Privilegium [illegible] zu erscheinen eingeräumt wäre, und als ob das [illegible] Prügelbank für die Mittelmäßigkeit und [illegible] stellen sollte! Und dann wundert man sich noch daß die Bühne so tief zurücksteht hinter Dem was die [illegible] von ihr ersehnten, und ihre Wirkung auf die [illegible] dung gar keine oder vielmehr eine gänzlich negative [illegible] wir wollen uns durch diese traurige Thatsache [illegible] unsers Kugler meisterhafter Dichtung nicht trüben [illegible] diese Betrachtung mit Jakobäa's Worten, die [illegible] und Inhalt der Tragödie kurz und kräftig [illegible] muthig schließen:

Es ist ein Schicksal reicher Thränen werth,
Dem wir verfallen sind: Unschuld ist Schuld,
Fürspruch ist Klag' und Sühne wird Gericht.
Doch quillt durch all das Leid der Born der [illegible]
Aus dem wir tranken, der uns Leben gab
Weckt keinen Hader an der Quelle Rand.
Besprengt ihn nicht mit Blut! laßt [illegible]
Ich jenen Pfad, — du dort, — [illegible]
Derselbe Born doch, der uns hat [illegible]

Ein Westfale. Roman von Hermann [illegible]. Drei Bände. Braunschweig, [illegible] 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Kunst des Romans ist in Deutschland [illegible] so sehr zum Gemeingut, zum [illegible] daß es schon zu den Seltenheiten gehört, wenn [illegible] eine neue Tonart anschlagen, eine neue [illegible] einen frischen Naturstoff ergreifen sehen. [illegible]

Frauen ohne Ahnung von der rechten Liebe des weiblichen Herzens. Der Glaube an Treue, Ehre und Mannheit ist verschwunden: Selbstsucht und die bald offene, bald versteckte Lüge unserer Sitten hat ihm die Welt ungenießbar gemacht, bei aller Fülle und Kraft zum Genuß. In dieser Stimmung sucht er andere, reinere, naturwahrere Zustände. Er findet sie nur im Orient, im fernsten Ost, in Java. Hier nun entfaltet er uns ein Bild — ein herrliches Bild reinsten Naturlebens, ein kostbares Gemälde, für das wir ihm im Namen aller seiner Leser Lob und Dank zu sagen haben. Er schildert uns diese zu merkwürdiger Cultur emporsteigende Paradiesesinsel; er gibt uns ein Bild der reinsten weiblichen Seele, erfüllt mit einer Liebe ohnegleichen; er läßt uns endlich schwelgen in seinen eigenen Genüssen, mächtig in Bild und Wort wie er ist. Dann wirft er uns nach Europa zurück, zeigt uns hier ein Ideal der Liebe in einer „gefallenen" Seele, die aus Scham über den Vergleich mit jener reinsten Orientalin vergeht, und bleibt endlich nach dem Verlust doppelten höchsten Liebesglücks über der Welt wie auf einem öden ausgebrannten Felsen stehen, mit dem Gedanken: nur die „Pflicht" könne ein so verfälschtes Dasein erträglich machen wie das unsere sei.

Das ist nun ziemlich neu und, da der Verfasser aus der Tiefe einer reichen Seele schöpft, nicht ohne mannichfaches Interesse. Es mag ein Irrthum sein in dem er sich verfängt, allein es ist ein durch und durch poetischer Irrthum; sein Streben mag ein verfehltes sein, es ist ein durch und durch poetisches; seine javanische Göttin mag rein sein wie der Hauch der Lüfte in dem Paradies, das er mit ihr theilt, tugendhafter ist die „gefallene" Seele, die an der Erinnerung ihres Fehls stirbt. Diese Gegenüberstellung eines naturreinen Geistes mit einem durch unsere allgemeine Entsittlichung gefallenen, ohne daß uns deutlich wird welcher von beiden der vollkommenere sei, ist sehr neu und sehr schön.

Die Erzählung selbst ist höchst einfach. Der Held, wie gesagt, flieht aus Ekel an der europäischen Sitte nach Indien. Auf Java wird er der Gatte eines Urbilds von reiner Schönheit und weiblicher Liebe, Alinà's, seines reichen Gastfreunds Schwester. Ein Leben voll paradiesischer Wonne beginnt für ihn in einem Lande, das die Natur zum Paradiese geschaffen und dessen glühende, ton- und farbenreiche, prachtvolle Schilderung diesem Roman einen bleibenden Werth verleiht. Wir kommen hierauf zurück. Plötzlich erkrankt unser Held, am Klima, am Genuß, an der wonnigen Ruhe seiner Existenz, wie es scheint. Es gibt kein Heil für ihn als Rückkehr auf das Meer, nach Europa. Seine Gattin überwindet die Trennung, allein während er genest, stirbt sie am gebrochenen Herzen, am Uebermaß reinster Liebe. Jetzt findet der Held die Gefallene, Ida; er erhebt sie zu sich, lebt mit ihr als Schwester im herrlichsten Genuß der sich wiederfindenden Seele, des durch sie nach und nach genesenden Geistes. Da empfängt sie von ihm das Tagebuch seines Lebens in Java, und der Anblick, die Vergleichung mit dem reinsten Weibe, mit Alinà, tödtet die Arme. Der doppelt verwaiste Held sucht Zuflucht in der Pflicht.

Wir haben die Schilderung Javas, welche den ganzen zweiten Band des Romans anfüllt, als eine Leistung von bleibendem Werth bezeichnet. Sie ist es in der That; mit heißern, blendendern Farben zu malen, mit größerer Kraft des Worts die fremde Natur uns gegenständlich zu machen, ist nicht möglich. Der Autor ist Meister in dieser Kunst. Die Kunstmittel wiederholen sich, es ist wahr; allein wir werden nicht müde diesen Tönen zu lauschen, diese Farbenpracht zu bewundern, Kenntniß und Belehrung aus diesen Gemälden zu schöpfen. Hier ein Zug aus seiner Schilderung des Vulkans Gede: „Mich berauscht die Größe, die unberührte Anmuth, die Gewalt dieser Natur. Ringsum breitet sich der Urwald, die tiefste Stille wird nur vom Rauschen der Gewässer durchbrochen. In feuchter Glut zittert die Luft gleich einer wallenden Flüssigkeit, die sich auf die Erde lagert. Der Boden ist mit Gestrüpp, mit Blattpflanzen, stachlichten, gezahnten Schilfgewächsen überwachsen, überwuchert, aber einem Gestrüpp, wie es die seltenste, ausgewählteste Pracht europäischer Treibhäuser bildet. Daraus erhebt sich Gebüsch, köstliche Sträucher von anmuthigster Bildung, üppigster Fülle. Hier ein rauschendes Dickicht aus schlanken, gelb- und grüngeringelten Bambusrohren, dort ein massenhaftes Versteck aus den gewaltigen Blattfächern des wilden Pisang, denen sich kopfgroße purpurne Blumen entwinden. Lauben und Irrgänge und grüne Wände von gefiedertem Farrnkraut in Hecken vertheilt, zu Gruppen versammelt. Und endlich hoch über dieser niedern Pflanzenwelt die Titanen des Waldes, gerade, schlanke Stämme gleich Kirchenpfeilern, wie cannelirte Säulen, achtzig, hundertzwanzig Fuß bis dahin, wo die Zweige ein undurchdringliches Blätterdach wölben, wo sich Kronen breiten, die nicht den Kuppeln kaiserlicher Paläste, nur sich selbst vergleichbar sind. Und herüber, hinüber, herunter, hinauf, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, von der Wurzel zum Gipfel, vom Gipfel zur Wurzel, durcheinander, übereinander, nebeneinander vorbei winden sich der Lianen lebendige Seile, flechten sich ungeheuere Netze, hängen Blätter, Blüten, Früchte allüberall aus. Aber sie grünen nicht alle diese Fürsten der Pflanzenwelt. Zackige Thürme ragen empor und klagen die Verwüstung der Zeit, riesige Pfeiler liegen am Boden und bezeugen die Gewalt der Stürme. Wie Heldenbilder stehen sie da, wie Könige liegen sie ausgestreckt auf der Bahre. Als flammende Leuchter sind Agaven und Liliaceen neben ihnen aufgestellt, zum Leichentuch webt sich der Orchideen-, der Passiflorenblüten prächtiges Geschlecht; liebkosend ranken sich Paulinien umher, verschwenderisch hängen Kürbispflanzen ihre Blumen, ihre glänzenden Früchte aus oder ranken sich in Windungen hinauf und kehren in Windungen wieder. Wohin das Auge sich auch wendet, überall überschwängliche Triebkraft jungfräulichsten Bodens."

In dieser prächtigen Weise schildert der Verfasser Morgen, Abend und Mittag jenes Paradieses, Ebene, Höhe, Land und Meer. Die Einfachheit seiner Erzählung gibt ihm Raum, Cultur, sittliche Verhältnisse, Lebensweise, Einrichtungen, Spiele, Genüsse und Leiden dieser malerischen Welt uns lebendig vor Augen zu stellen, die Kühnheit, Treue und Tüchtigkeit der Männer, die schüchterne Unterwerfung der Weiber unter jeden Willen des Herrn der Schöpfung. Alinà selbst ist das Urbild weiblicher Liebe, ihr ganzes Wesen kennt nur den einen verwundernden Ausdruck: „Herr, du hast mich so sehr lieb!" Die Ursprünglichkeit ihrer Natur bildet den vollsten Gegensatz zu der Kunst unserer Gesellschaft, ihre Treue und Wahrhaftigkeit zu der Lüge und dem Verrath der europäischen Sitte. Nichts trübt die Seligkeit unsers Helden als eben der fortgesetzte, ungestörte Genuß dieser Seligkeit, die ihm jeden Wunsch vor seinem Entstehen schon erfüllt. Bei den Bemühungen, Alinà zur Christin zu bilden, kommt er dann auf eine treffliche Schilderung des christlichen Geistes, gegenüber dem des Propheten. Sie glaubt endlich an Den der das Licht der Welt ist, während er selbst in Monologen seinen Abscheu gegen die Verirrungen der Kirche und der Philosophie unserer Zeit ausspricht. „Wenn ein fester Lehrbegriff der protestantischen Kirche zu Grunde läge, so würde sie weniger Streithähne, aber mehr Seelsorger unter ihren Geistlichen zählen. Das Wort «Seelsorger» ist hundert und aberhundert mal eine abscheuliche Sprachlüge geworden; die Prediger des Wortes sind häufig Nichts weiter als Phrasen-Ballettänzer und Gefühlsgladiatoren. Aber sie sind ja gebildet und einen wesentlichen Theil der Bildung macht die Kunst aus. Gottlob daß sie alle Verhältnisse durchdrungen hat. Ave Europa, gratia plena! — Aber auch die forschenden Träume der Philosophen sind mir zum Ekel. Es ist als ob Wölfe an dem Marmorbilde des Jupiter Olympius nagen. Sie gewinnen Nichts als schärfere Zähne, die Niemand zu fürchten hat, denn sie bedürfen ihrer gegeneinander selbst. Jeder ist überzeugt von der alleinigen Richtigkeit seiner Ansichten, deren völlige Unrichtigkeit ihm sein Nebenmann beweist. Da geht es denn frisch an ein Beißen, der Eifer vererbt sich von den Alten auf die Jungen, und selbst das αὐτὸς ἔφα

Mein Leben hat sich in ein traurig Märchen
Verkehrt; sie werden es des Abends
Beim Spinnrad sich erzählen. Eig'ne Wege
Führt uns das Märchen: — komm', wir wollen geh'n,

Jakobäa entflieht durch die von Merten klüglich vermittelte List ihres getreuen Lautenisten und der Marschall, der den Giftbecher durch seines Günstlings Hand ihr sendet, findet den Kerker leer. Philipp begegnet mit seinen zu ihrem Schutze herbeigezogenen Soldaten der Flüchtigen im Walde; noch ein mal wacht in voller Flammenglut die alte Liebe in Jakobäa auf, aber Philipp selbst ist ihr schützender Engel und nach dem Kloster sie zu geleiten ist sein letzter Wunsch. Da naht mit Merten der Herzog, der längst wieder des Wahnsinns Beute; er stößt Jakobäa heftig von sich zurück und gedenkend daß er Philipp's Handschuh einst aufgehoben sucht er ihn zum Zweikampf zu drängen; sein Schwert trifft Jakobäa tödtlich. „Wer hat den Mord verübt?" ruft der mit dem brandenburgischen Gesandten von Hartenfeld herzueilende Marschall. „Wer ihn verübt hat?" gegenfragt der Herzog —

Seht ihr nicht das Zeichen
Auf dieser Stirn? trieft nicht die Hand von Blut?
Und Blut will Blut. Ich aber habe kein's,
Es ging mir aus dem Herzen fort. Doch brauch' ich
Auch keins, es steht das Herz von selber still.
Mir dunkelt's vor den Augen, —
(zu Philipp) Bruder, komm',
Gib mir die Hand und führ' mich zu ihr hin.
So!
(zu Jakobäa)
Zu dir setz' ich mich und steige mit dir
Ins dunkle Grab, — still! horch! — die Stunde schlägt.

Der Herzog stirbt, der treue Narr drückt ihm die Augen zu, Hartenfeld ruft seinen Gebieter zum neuen Herrscher der bergischen Lande aus und hält ein hartes Gericht über den Marschall; Philipp zieht in die Neue Welt und vollendet ist des Schicksals Schluß.

Wir bekennen offen, vor dieser Arbeit schweigt unsere Kritik und beugt sich vor der wunderbaren Schönheit dieser herrlichen Dichtung. Die tiefe heilige Harmonie, die vom ersten Athemzuge dieses Drama dasselbe durchwallt, der kräftige, kernige Geist in Handlung und Charakteristik, die durch und durch dramatische Verschmelzung der Heldin des Stücks mit diesem selbst, die edle, einfach-classische Sprache und Form, die ergreifende Innigkeit und Frische der Empfindung, die Hoheit des Gedankens und diese vollkräftige und so überaus duftige Poesie, die wie aus dem Ganzen, so aus jeder Zeile herausquillt — all diese großartigen Momente, die sich an dieser meisterhaften Tragödie zu einem strahlenden Gestirne verschmelzen und durchdringen, sammeln den Geist, sofern er einen Funken Verständniß für echte Schönheit in sich hat, zu dem Gefühle reinster und freiester Bewunderung. Hier ist Nichts ohne innigste Beziehung zur eigentlichen Seele des Werks — Alles flutet und wallt dahin wie ein herrlicher breiter Strom und darüber fühlt man den Dichter in künstlerischster Freiheit und Besonnenheit den Leben gebenden Zauberstab schwingen. Dieser grundehrliche und doch so grundschlaue Narr voll unmittelbarster Originalität; dieser durch und durch verderbte und in der Verwirklichung seines diabolischen Egoismus so furchtbare Waldenberg; Philipp, der Ritter ohne Furcht und Tadel, mit seinem Herzen voll heiligster Liebe und Treue und dem kühnen Adlerfluge seiner freien Seele; Hartenfeld, der feine, aber so durchaus edelmüthige Cavalier; der Junker Huhn von Amsterradt, so prahlerisch und doch so hohl — ein Typus der sogenannten guten Menschen, die je nach der Hand in die sie kommen Heil oder Unheil anrichten; der in seiner uneigennützigen Treue so überaus rührende Lautenist Jakobäa's; der Herzog selbst — dies kindlich-reine Gemüth, dessen Fluch ein allzu zartes Gewissen und der in seinem nur durch die schreiendste Thatsache irrezumachenden Glauben an seine Gattin so ergreifend an unser Herz appellirt; endlich sie selbst, Jakobäa, diese Silberperle edelster Weiblichkeit, so ganz Weib und doch auch so ganz Kraft und Entschlossenheit, voll Poesie und Zärtlichkeit und doch so groß in des Lebens Wirklichkeit, gemordet zuletzt, nicht von des Gatten Hand, sondern von dem Dämon des Wahnsinns, dessen Gestalt ihr tragisches Geschick angenommen: — wie greifen sie so mächtig und menschlich ineinander diese in sich so durchaus wahren und festfundirten, zum größern Theile so herrlichen und erhebenden Gestalten! Wie markig und gesund ist der Humor, der wie ein linder frischer Herbstwind durch die Sommerglut dieser tragischen Welt zieht! Wahrlich, dies Werk ist ein funkelnder Edelstein in der Krone deutscher Poesie. Aber was weiß das deutsche Volk von diesem Schatze? Wie viel Bühnen haben sich selbst geehrt durch die Aufführung dieses nach allen Richtungen hin dramatischen Werks? Ist es doch in der That, als ob nur der Hohlheit und elenden Tageswitzelei das Privilegium vor den Lampen zu erscheinen eingeräumt wäre, und als ob das Theater eine Prügelbank für die Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit vorstellen sollte! Und dann wundert man sich noch daß unsere Bühne so tief zurücksteht hinter Dem was die edelsten Geister von ihr ersehnten, und ihre Wirkung auf die allgemeine Bildung gar keine oder vielmehr eine gänzlich negative ist. Doch wir wollen uns durch diese traurige Thatsache die Freude an unsers Kugler meisterhafter Dichtung nicht trüben lassen und diese Betrachtung mit Jakobäa's Worten, die zugleich Zweck und Inhalt der Tragödie kurz und kräftig aussprechen, anmuthig schließen:

Es ist ein Schicksal reicher Thränen werth,
Dem wir verfallen sind: Unschuld ist Schuld,
Fürspruch ist Klag' und Sühne wird Gericht.
Doch quillt durch all das Leid der Born der Liebe,
Aus dem wir tranken, der uns Leben gab.
Weckt keinen Hader an der Quelle Rand,
Besprengt ihn nicht mit Blut! laßt still uns scheiden,
Ich jenen Pfad, — du dort, — du dort! Es ist
Derselbe Born doch, der uns hat beseligt! *)

16.

Ein Westfale. Roman von Hermann Breusing. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Kunst des Romans ist in Deutschland allmälig so typisch, so sehr zum Gemeingut, zum Handwerk geworden, daß es schon zu den Seltenheiten gehört, wenn wir nur Jemand eine neue Tonart anschlagen, eine neue Form suchen, einen frischen Naturstoff ergreifen sehen. Schon das Streben ist zu einem Verdienst geworden, ganz abgesehen von dem Gelingen und von dem Werth an sich des Erstrebten, des Erreichten. Es ist dies eine Art byzantinischer Kunstepoche, die nicht in Neuheit, nicht in der Einheit, nicht in Klarheit, sondern in einer Vermischung ihr Heil sucht, in der Alles und etwas mehr seinen Platz finden soll, Nichts aber mit kunstmäßiger Deutlichkeit in fester Form abgebildet hervortritt. Die Deutlichkeit des künstlerischen Willens und eine sichere, durchsichtige und klare Gestaltung bilden einen großen Vorzug des hier vorliegenden, durch Neuheit und Eigenthümlichkeit hervorragenden Romans. Der Verfasser ist vom tiefsten Misfallen, ja von Ekel an den gesellschaftlichen Zuständen der Jetztwelt erfaßt, aber nicht etwa im revolutionnairen Sinne des Gedankens, sondern eher im reactionnairen Geiste. Er findet keine Treue, keine Wahrheit, kein Naturgefühl mehr in unsern Sitten und Einrichtungen; unsere Gesellschaft ist ihm eine Anstalt zur Verherrlichung der Lüge. Liebe, Ehe, weibliche Treue sind für ihn verdorbene, verschwundene Güter; die Männer sind ihm ohne wahre Vorstellung von der Ehre, im Sumpf verweichlichender Sitten versunken, die

*) Einen dritten Artikel geben wir im Monat März. D. Red.

Frauen ohne Ahnung von der rechten Liebe des weiblichen Herzens. Der Glaube an Treue, Ehre und Mannheit ist verschwunden: Selbstsucht und die bald offene, bald versteckte Lüge unserer Sitten hat ihm die Welt ungenießbar gemacht, bei aller Fülle und Kraft zum Genuß. In dieser Stimmung sucht er andere, reinere, naturwahrere Zustände. Er findet sie nur im Orient, im fernsten Ost, in Java. Hier nun entfaltet er uns ein Bild — ein herrliches Bild reinsten Naturlebens, ein kostbares Gemälde, für das wir ihm im Namen aller seiner Leser Lob und Dank zu sagen haben. Er schildert uns diese zu merkwürdiger Cultur emporsteigende Paradiesesinsel; er gibt uns ein Bild der reinsten weiblichen Seele, erfüllt mit einer Liebe ohnegleichen; er läßt uns endlich schwelgen in seinen eigenen Genüssen, mächtig in Bild und Wort wie er ist. Dann wirft er uns nach Europa zurück, zeigt uns hier ein Ideal der Liebe in einer „gefallenen" Seele, die aus Scham über den Vergleich mit jener reinsten Orientalin vergeht, und bleibt endlich nach dem Verlust doppelten höchsten Liebesglücks über der Welt wie auf einem öden ausgebrannten Felsen stehen, mit dem Gedanken: nur die „Pflicht" könne ein so verfälschtes Dasein erträglich machen wie das unsere sei.

Das ist nun ziemlich neu und, da der Verfasser aus der Tiefe einer reichen Seele schöpft, nicht ohne mannichfaches Interesse. Es mag ein Irrthum sein in dem er sich verfängt, allein es ist ein durch und durch poetischer Irrthum; sein Streben mag ein verfehltes sein, es ist ein durch und durch poetisches; seine javanische Göttin mag rein sein wie der Hauch der Lüfte in dem Paradies, das er mit ihr theilt, tugendhafter ist die „gefallene" Seele, die an der Erinnerung ihres Fehls stirbt. Diese Gegenüberstellung eines naturreinen Geistes mit einem durch unsere allgemeine Entsittlichung gefallenen, ohne daß uns deutlich wird welcher von beiden der vollkommenere sei, ist sehr neu und sehr schön.

Die Erzählung selbst ist höchst einfach. Der Held, wie gesagt, flieht aus Ekel an der europäischen Sitte nach Indien. Auf Java wird er der Gatte eines Urbilds von reiner Schönheit und weiblicher Liebe, Alinà's, seines reichen Gastfreunds Schwester. Ein Leben voll paradiesischer Wonne beginnt für ihn in einem Lande, das die Natur zum Paradiese geschaffen hat und dessen glühende, ton- und farbenreiche, prachtvolle Schilderung diesem Roman einen bleibenden Werth verleiht. Wir kommen hierauf zurück. Plötzlich erkrankt unser Held, am Klima, am Genuß, an der wonnigen Ruhe seiner Existenz, wie es scheint. Es gibt kein Heil für ihn als Rückkehr auf das Meer, nach Europa. Seine Gattin überwindet die Trennung, allein während er genest, stirbt sie am gebrochenen Herzen, am Uebermaß reinster Liebe. Jetzt findet der Held die Gefallene, Ida; er erhebt sie zu sich, lebt mit ihr als Schwester im herrlichsten Genuß der sich wiederfindenden Seele, des durch Liebe nach und nach genesenden Geistes. Da empfängt sie von ihm das Tagebuch seines Lebens in Java, und der Anblick, die Vergleichung mit dem reinsten Weibe, mit Alinà, tödtet die Arme. Der doppelt verwaiste Held sucht Zuflucht in der Pflicht.

Wir haben die Schilderung Javas, welche den ganzen zweiten Band des Romans anfüllt, als eine Leistung von bleibendem Werth bezeichnet. Sie ist es in der That; mit heißern, glühendern Farben zu malen, mit größerer Kraft des Worts eine fremde Natur uns gegenständlich zu machen, ist nicht möglich. Der Autor ist Meister in dieser Kunst. Die Kunstmittel wiederholen sich, es ist wahr; allein wir werden nicht müde diesen Tönen zu lauschen, diese Farbenpracht zu bewundern, Kenntniß und Belehrung aus diesen Gemälden zu schöpfen. Hier ein Zug aus seiner Schilderung des Vulkans Gedé: „Mich berauscht die Größe, die unberührte Anmuth, die Gewalt dieser Natur. Ringsum breitet sich der Urwald, die tiefste Stille wird nur vom Rauschen der Gewässer durchbrochen. In feuchter Glut zittert die Luft gleich einer wallenden Flüssigkeit, die sich auf die Erde lagert. Der Boden ist mit Gestrüpp, mit Blattpflanzen, stachlichten, gezahnten Schilfgewächsen überwachsen, überwuchert, aber einem Gestrüpp, wie es die seltenste, ausgewählteste Pracht europäischer Treibhäuser bildet. Daraus erhebt sich Gebüsch, köstliche Sträucher von anmuthigster Bildung, üppigster Fülle. Hier ein rauschendes Dickicht aus schlanken, gelb- und grüngeringelten Bambusrohren, dort ein massenhaftes Versteck aus den gewaltigen Blattfächern des wilden Pisang, denen sich kopfgroße purpurne Blumen entwinden. Lauben und Irrgänge und grüne Wände von gefiedertem Farrnkraut in Hecken vertheilt, zu Gruppen versammelt. Und endlich hoch über dieser niedern Pflanzenwelt die Titanen des Waldes, gerade, schlanke Stämme gleich Kirchenpfeilern, wie cannelirte Säulen, achtzig, hundertzwanzig Fuß bis dahin, wo die Zweige ein undurchdringliches Blätterdach wölben, wo sich Kronen breiten, die nicht den Kuppeln kaiserlicher Paläste, nur sich selbst vergleichbar sind. Und herüber, hinüber, herunter, hinauf, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, von der Wurzel zum Gipfel, vom Gipfel zur Wurzel, durcheinander, übereinander, nebeneinander vorbei winden sich der Lianen lebendige Seile, flechten sich ungeheuere Netze, hängen Blätter, Blüten, Früchte allüberall aus. Aber sie grünen nicht alle diese Fürsten der Pflanzenwelt. Zackige Thürme ragen empor und klagen die Verwüstung der Zeit, riesige Pfeiler liegen am Boden und bezeugen die Gewalt der Stürme. Wie Heldenbilder stehen sie da, wie Könige liegen sie ausgestreckt auf der Bahre. Als flammende Leuchter sind Agaven und Liliaceen neben ihnen aufgestellt, zum Leichentuch webt sich der Orchideen-, der Passiflorenblüten prächtiges Geschlecht; liebkosend ranken sich Paulinien umher, verschwenderisch hängen Kürbispflanzen ihre Blumen, ihre glänzenden Früchte aus oder ranken sich in Windungen hinauf und kehren in Windungen wieder. Wohin das Auge sich auch wendet, überall überschwängliche Triebkraft jungfräulichsten Bodens."

In dieser prächtigen Weise schildert der Verfasser Morgen, Abend und Mittag jenes Paradieses, Ebene, Höhe, Land und Meer. Die Einfachheit seiner Erzählung gibt ihm Raum, Cultur, sittliche Verhältnisse, Lebensweise, Einrichtungen, Spiele, Genüsse und Leiden dieser malerischen Welt uns lebendig vor Augen zu stellen, die Kühnheit, Treue und Tüchtigkeit der Männer, die schüchterne Unterwerfung der Weiber unter jeden Willen des Herrn der Schöpfung. Alinà selbst ist das Urbild weiblicher Liebe, ihr ganzes Wesen kennt nur den einen verwundernden Ausdruck: „Herr, du hast mich so sehr lieb!" Die Ursprünglichkeit ihrer Natur bildet den vollsten Gegensatz zu der Kunst unserer Gesellschaft, ihre Treue und Wahrhaftigkeit zu der Lüge und dem Verrath der europäischen Sitte. Nichts trübt die Seligkeit unsers Helden als eben der fortgesetzte, ungestörte Genuß dieser Seligkeit, die ihm jeden Wunsch vor seinem Entstehen schon erfüllt. Bei den Bemühungen, Alinà zur Christin zu bilden, kommt er dann auf eine treffliche Schilderung des christlichen Geistes, gegenüber dem des Propheten. Sie glaubt endlich an Den der das Licht der Welt ist, während er selbst in Monologen seinen Abscheu gegen die Verirrungen der Kirche und der Philosophie unserer Zeit ausspricht. „Wenn ein fester Lehrbegriff der protestantischen Kirche zu Grunde läge, so würde sie weniger Streithähne, aber mehr Seelsorger unter ihren Geistlichen zählen. Das Wort «Seelsorger» ist hundert und aberhundert mal eine abscheuliche Sprachlüge geworden; die Prediger des Wortes sind häufig Nichts weiter als Phrasen-Ballettänzer und Gefühlsgladiatoren. Aber sie sind ja gebildet und einen wesentlichen Theil der Bildung macht die Kunst aus. Gottlob daß sie alle Verhältnisse durchdrungen hat. Ave Europa, gratia plena! — Aber auch die forschenden Träume der Philosophen sind mir zum Ekel. Es ist als ob Wölfe an dem Marmorbilde des Jupiter Olympius nagen. Sie gewinnen Nichts als schärfere Zähne, die Niemand zu fürchten hat, denn sie bedürfen ihrer gegeneinander selbst. Jeder ist überzeugt von der alleinigen Richtigkeit seiner Ansichten, deren völlige Unrichtigkeit ihm sein Nebenmann beweist. Da geht es denn frisch an ein Beißen, der Eifer vererbt sich von den Alten auf die Jungen, und selbst das αὐτὸς ἔφα

wird ein Knochen um den sie kämpfen. Ich habe die Skepsis durchgemacht, meine Herren, bis ich an der Wirklichkeit meines eigenen Daseins zweifelte, aber die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Erkenntniß habe ich gerade von Ihnen gelernt, meine Herren von der Schulstube!... Ich kann der Philosophie nicht viel Gehalt zugestehen... An Deutschlands Genügsamkeit bei Kunst, Literatur, Philosophie und Theologie ist mir nicht viel gelegen. Wir wollen die Welt nicht stürmen, aber Theil wollen wir haben an den guten Dingen der Welt, von Gottes Gnaden wollen wir Freude haben an unserm Dasein, nicht als Aschenbrödel der Fremden wollen wir leben... Aber das bald fröhliche, bald übermüthige Bewußtsein unsers eigenen Seins, die Sucht zu urtheilen über Welt und Gott und ihr Wechselverhältniß stumpft uns ab für das Nächste, das in seiner täglichen Wiederholung Unbemerkte, die Pflicht gegen die Familie, die Pflicht gegen das Vaterland... Wenn eine Familie Noth leidet, denkt ihr mit Singen und Geigen, mit Theologie und Philosophie ihr zu helfen? Und Deutschland leidet Noth und ist ein zerfallenes Haus, darinnen viel Hunger, viel Kälte, viel Kummer und Scham. Es wird noch lange dauern und viel Kräfte erfodern, ehe wir mit männlich-stolzem Genügen darin wohnen können."

In solchen Ansichten des Verfassers spricht sich eine gewisse Tüchtigkeit, aber auch eine große Uebereilung der Schlußfolgen aus, er gehört sichtbar den jugendlich-feurigen Gemüthern an, deren Kraft gemäßigt werden muß, wenn sie nicht das Kind mit dem Bade verschütten soll. Allein immerhin ist der Anblick übersprudelnder Kraft in unsern Tagen der Entnervung ein willkommener Anblick. Mit demselben falschen Eifer sagt der Verfasser dann auch: „Ich bin nicht liebenswürdig, Alinà; hast du nach der Blüte europäischer Anmuth verlangt, so bist du arg mit mir betrogen... Ich verstehe Nichts von den schönen Künsten und kann nur einen Plan zeichnen; ich verachte das Schauspiel und hasse das Gewerbe der Sänger und Tänzer... Das ist ein Gezwitscher im Vogelhause, und der häßliche Falke fliegt draußen im lustigen Sonnenlichte... Ich habe bis auf den heutigen Tag nicht über mich gewinnen können, den «Hamlet» ganz durchzulesen, noch bin ich je in Goethe's «Tasso» über hundert Verse hinausgekommen. Ich lege der Kunst an sich nur den Werth eines anmuthigen Schmucks bei. Ich halte die Dichtung für Silber und Gold, die nur dann erst Bedeutung gewinnen, wenn Fülle des Eisens vorhanden ist. Ich verstehe nicht in gewandten Sprüngen auf gebohntem Fußboden mich zu bewegen; nicht fades Geschwätz in die Ohren gefallsüchtiger Weiber zu flüstern oder mit liederlichem Blick Wuchs und Haltung eines Frauenzimmers zu messen... Ich bin nicht liebenswürdig, aber laß die Liebenswürdigen mit mir segeln, mit mir reiten. In meinen Adern rollt das Blut in mächtigen Wogen und das Selbstgefühl des Mannes thront auf meiner Stirn wie eine Siegesgöttin. Trotz den Flammen und Hohn den Fluten! Ich bin einer ihrer Herren, ihrer Meister, ihrer Bewältiger! Eher will ich hinabstürzen in das Graus als um seinetwillen leben... Was ich denke und sinne, es hat es noch Niemand gesehen, Niemand gehört. Alinà, alle meine Gedanken sprossen aus dem Boden der Sehnsucht hervor, der Sehnsucht nach Mannesthat! Darum laß die Liebenswürdigen mit mir segeln, mit mir reiten!"

Während der zweite Band so den phantasievollsten Gemälden der Natur und einer uns fremden Sitte und Sittlichkeit gewidmet ist, entwickelt der dritte Band des Romans ein großes psychologisches Interesse. Die Geschichte der gefallenen Seele, die sich nach und nach im Leben wie im Reich der Liebe unter der keuschen Umarmung ihres brüderlichen Freundes, unsers Helden, zurechtfindet, ist in hohem Grade fesselnd. Ihr Ringen nach Reinheit aus der Selbstzerknirschung empor macht Ida's Geschichte zu einem anziehenden Schauspiel. Sie gelangt am Ende dieses Kampfes, ihrem Verführer abgerungen und ihm selbst vergebend, endlich dahin, sich rein genug zu fühlen, um dem Helden ihre Hand zu reichen: — da wirft der Anblick jener höchsten Reinheit einer weiblichen Seele, welche sie in Alinà erkennt, den ganzen mühseligen Bau ihrer Reinigung auf einmal in Trümmer, und ihr bleibt nur übrig in dem Arme des als höchsten Siegespreis eben gewonnenen Gatten zu sterben. Otto's maßlose Bitterkeit aber hat auch ihren Theil an ihrem Ende. „Unsere Ehen", sagt er, „o das lebt in dumpfer Schwüle dahin und donnert und regnet unermeßliche Wasser aus Liebchens Auge, und dann ist es wieder still und bleibt zusammen, weil es einmal zusammengefügt ist. Wahrhaftig, das häusliche Glück unserer meisten Ehen ist entsetzlich." Soll ein armes zerknirschtes Herz Vertrauen setzen auf den Bund mit solchem Mann? Sie stirbt.

Wir sehen, der Verfasser geht darauf aus, uns die ganze tiefe und hoffnungslose Entsittlichung der heutigen europäischen Gesellschaft in einem grau in Grau gemalten Bilde zu schildern, und damit den Ekel zu rechtfertigen, den sein Held gegen die Gesellschaft empfindet. Wir können ihm darin nicht Recht geben daß die heutige Welt vergleichsweise auf einem tiefern ethischen Standpunkt stehe als irgend eine frühere. Allein auch Demjenigen der nicht an diesen moralischen Verfall der heutigen Gesellschaft glaubt kann es geschehen daß er sich mit Unlust, ja sogar mit Ekel von dem Anblick dieser europäischen Welt abwendet, und zwar nicht wegen ihres sittlichen Verfalls, sondern wegen des Geistes der Entnervung, wegen des jede Thatkraft vernichtenden Geistes der Skepsis und der Kritik, wegen der geistigen Ohnmacht, der Zerrüttung und des Abfalls von jeder Autorität, jedem Glauben und jedem Grundsatz, der in dieser Gesellschaft nun herrschend geworden ist. Für solche Seelen und für solche Stimmungen ist dies Buch ein treffliches Heilmittel, es zeigt uns eine Zuflucht, zu welcher dieser Ekel an der Entnervung unserer Zeit nicht dringt, ein Asyl — die Pflichtübung! Soll auch dies eine unmännliche Resignation heißen, so müssen wir uns das gefallen lassen — solange es dem Einzelnen nicht gegeben ist, im tragischen Kampfe gegen die Weltentwickelung siegreich auf Trümmern zu stehen. 17.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben in den Jahren 1842—45 während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition. Von Richard Lepsius. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Wer sich für die in den Jahren 1842—45 auf Befehl des Königs von Preußen vom Professor Lepsius ausgeführte wissenschaftliche Expedition nach Aegypten, und für die damit verbundene historisch-antiquarische Untersuchung und Ausbeutung der altägyptischen Denkmäler im Nilthale und auf der Sinaihalbinsel, sowie für die Ergebnisse dieser Expedition besonders interessirt hat und interessirt, der wird auch die vorliegenden Briefe, welche in den Jahren 1842—45 während jener Reise nach Aegypten u. s. w. geschrieben worden, mit einem nicht geringen Interesse lesen. Diese Briefe, die „fast durchgängig in ihrer ursprünglichen Gestalt geblieben", wie sie theils als „unterthänigste" Berichte an den König, theils an den damaligen Unterrichtsminister und „andere hohe Gönner und verehrte Männer", theils an den „mit lebhaftester Theilnahme aus der Ferne folgenden" Vater des Briefschreibers gerichtet worden, sind in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung bestimmt „auch einem weitern Kreise theilnehmender Leser ein Bild darzulegen von dem äußerlichen Verlaufe der Expedition, von dem persönlichen Zusammenwirken der Mitglieder, den Hindernissen oder Begünstigungen der Reise, den Zuständen der durchzogenen Länder und deren Rückwirkungen auf die nächsten Zwecke der Unternehmung, endlich auch eine Reihe von Bemerkungen über die einzelnen Denkmälerstätten jenes geschichtlichsten aller

Länder darzubieten, wie sie dem für das Studium jener ältesten Volksgeschichte besonders vorbereiteten Reisenden in großer Fülle entgegentreten mußten, aber auch Andere welche die hohe Bedeutung dieser neubegründeten Wissenschaft erkannt haben zu erhöhter Theilnahme anregen dürften". Außerdem ist es auch für die richtige Beurtheilung der allmälig ans Licht tretenden wissenschaftlichen Arbeiten, zu welchen die Reise Veranlassung gegeben hat, von unverkennbarem Nutzen, wenn die Verhältnisse unter denen die Materialien gesammelt wurden in Anschlag gebracht werden können, weshalb denn jedenfalls die Veröffentlichung dieser Briefe keiner weitern Rechtfertigung zu bedürfen scheint, auch wenn dieselben einerseits auf die Vollständigkeit und den literarischen Reiz einer eigentlichen Reisebeschreibung ebenso wenig Anspruch machen als andererseits auf den Werth eines strengwissenschaftlichen Werks, und sie dann doch vorzugsweise immer nur solche Leser besonders ansprechen können die ein wissenschaftliches Interesse an der Sache selbst nehmen auf welche die hier mitgetheilten 39 Briefe sich beziehen. Alle Zusätze oder Erweiterungen derselben sind als Anmerkungen beigefügt worden, wohin namentlich die ausführlichen Belege und Begründungen der von dem Verfasser nachgewiesenen wahren Lage des Sinai gehören. Der sechsunddreißigste Brief über die Ausschmückung des Aegyptischen Museum in Berlin, auch wenn er an sich weniger zu den übrigen passen dürfte, kann doch jedenfalls dazu dienen, eine richtige Würdigung der Grundsätze zu verbreiten nach denen das gedachte Museum eingerichtet und ausgeschmückt worden ist, und der Gegenstand ist nicht nur von localem Interesse für Berlin, sondern die Sache verdient wol auch anderswo Beachtung, wo es um ähnliche Bedürfnisse und um eine Vermittelung der altägyptischen mit der modernen Kunst sich handelt. An Einzelheiten die in den vorliegenden Briefen nach verschiedenen Seiten hin Interesse erregen dürften zeichnen wir hier Dasjenige aus was über ein „Heuschreckenwetter" in Aegypten, dergleichen jedoch auch in Europa und Asien vorkommt, gesagt wird; ferner über mohammedanische Feste und den „fürchterlich barbarischen" Gottesdienst dabei; über den Charakter der Araber und über Kairo — „schon das innerste Herz des heutigen Orients" — im Gegensatze zu dem zwitterhaften Alexandrien, wo „die orientalische Landesnatur mit der übermächtig aufgedrängten europäischen Cultur sich noch um die Herrschaft streitet"; über arabischen Gesang; über die Kawas, ein eigenes Corps von Unteroffizieren des Pascha, wozu nur Türken genommen werden, und dabei über den Nationalcharakter der Türken, nicht sehr zur Ehre derselben; ferner über die arabische Sprache, über türkische Kochkunst, neben interessanten Mittheilungen über das Klima und die Lebensweise in Aegypten. Die Rückreise machte der Verfasser durch Palästina und Syrien über Damascus und Baalbek, wobei biblisch-christliche Erinnerungen in Jerusalem und Nazareth, sowie an andern geheiligten Punkten Palästinas ihren würdigen Ausdruck finden. Die Reisenden beschlossen in jenen Gegenden ihre Ausflüge mit dem nach und über den Libanon, dieses wegen der reichen Fülle seiner geschichtlichen Erinnerungen und seltenen Naturschönheiheiten mit Recht gepriesene Gebirge, von dem der Dichter sagt: „daß er den Winter auf seinem Haupte trage, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schoose den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere." 9.

Marc Antonio de Dominis.

Der Name des Erzbischofs von Spalatro ist aus der Geschichte der protestantisirenden Bestrebungen in Italien bekannt genug. De Dominis war 1556 zu Arbe an der dalmatischen Küste geboren und erhielt seine Erziehung in dem illyrischen Collegium zu Loreto, welches von den Jesuiten geleitet ward, in deren Orden er eintrat. Aber er schied wieder aus, lehrte wie Galileo Mathematik in Padua, wurde Bischof von Segna in Dalmatien, dann Erzbischof von Spalatro, womit die Würde eines Primas von Dalmatien verbunden war. Es währte nicht allzu lange, so gerieth er in Misverständnisse mit seinem Klerus, welche schlimmere Misverständnisse mit dem Heiligen Stuhl nachsichzogen. Der neueste Biograph Paolo Sarpi's, A. Bianchi Giovini, welcher 1836 in seiner Lebensbeschreibung des berühmten Consultors der Republik Venedig das Vorspiel zu einer schriftstellerischen und politischen Laufbahn lieferte, welche seinem neuen Vaterlande Piemont keine beneidenswerthen Früchte getragen hat und auch für die Zukunft keine bessern verspricht, sagt zwar („Biografia di Fra Paolo Sarpi", II, 301), die strenge Disciplin welche De Dominis in seinem Sprengel einzuführen sich bestrebt habe ihm den Haß seines ausschweifenden Klerus zugezogen, der ihn in Rom als Anhänger protestantischer Meinungen verklagt habe. Aber des Erzbischofs nachmaliges Verhalten legt nur zu klar an den Tag daß die Anklage gerade keine Unwahrheit enthielt. Und Bianchi Giovini selbst, indem er De Dominis' Charakter schildert, nachdem er von seinem Scharfsinn, seiner Gelehrsamkeit in kirchlichen Dingen, seinen Kenntnissen der mathematischen und physischen Wissenschaften und seinem Anstand des Benehmens gesprochen, ist genöthigt hinzuzusetzen, er sei in gleichem Maße eitel, ehrgeizig, leichtsinnig und unruhig gewesen. Und dies Zeugniß ist wol ein unverfängliches, denn Bianchi Giovini, welcher mit dem einst berüchtigten, nunmehr wenngleich noch lebend vergessenen De Potter die Aehnlichkeit hat, eine Geschichte der christlichen Kirche geschrieben zu haben, stellt sich dem Belgier auch mit seinem Haß gegen Katholicismus und Papstthum und seiner Vorliebe für allen Skandal würdig zur Seite.

Des Erzbischofs von Spalatro Hinneigung zu calvinischen Meinungen fiel in eine Zeit, in welcher Fra Paolo Sarpi's Opposition wider den Heiligen Stuhl und deren Zusammenhang mit den Versuchen der französischen Hugenotten, namentlich Duplessis Mornay's, und der nach Genf ausgewanderten Lucchesen und anderer Italiener wie ihrer Nachkommen, Giovanni Diodati an der Spitze, dem Protestantismus mittels Sarpi's und seines Secundanten Fra Fulgenzio in Italien festen Fuß zu verschaffen, was im 16. Jahrhundert nicht gelungen war, den Argwohn Roms aufs höchste steigern mußten. Die Anlässe zu De Dominis' Streitigkeiten mit Rom und seinem endlichen Abfall von der katholischen Kirche waren verschiedener Art. Aus den Briefen des damaligen päpstlichen Nuntius in Venedig, des Bolognesers Berlinghiero Gessi, welchem Papst Urban VIII. später den rothen Hut ertheilte, auf den ihm schon seine dornenvolle Nuntiatur Ansprüche gab, — aus diesen an den Cardinal Scipio Borghese, den großen Restaurator römischer Kirchenfaçaden, gerichteten Briefen (im Auszug bei E. Cicogna, „Inscrizioni Veneziane", V, 608) ergeben sich manche Einzelheiten über die Verhandlungen mit dem Erzbischof, der wie sein Landsmann, der Bischof Vergerio von Capodistria, jedenfalls sehr heftiger und ruheloser Natur gewesen sein muß. Im April 1612 fand eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Nuntius statt, in welcher er Letzterm versprach, Nichts wider den Heiligen Stuhl drucken zu lassen. Es handelte sich um das Buch „De auctoritate summi pontificis", über dessen Inhalt sich schon Gerüchte verbreitet hatten, welche in einem Zeitpunkt so heftiger jurisdictioneller Streitigkeiten doppelt beunruhigend sein mußten. Die Bemühungen des Nuntius schienen indessen damals schon wenig zu fruchten. Zu Anfang 1614 wurde der Zwist zwischen dem Erzbischof und dem Bischof von Trau so heftig daß der Erstere als Primas von Dalmatien das Interdict über Letztern aussprach, zugleich aber die Absicht kundgab, auf seinen Bischofsitz zu verzichten. Man ging auf Gessi's Rath in Rom darauf ein, unter der Bedingung jedoch daß De Dominis selbst nach Rom kommen sollte, um die Verzichtleistung zu vollziehen. Dies wollte er nicht. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge; endlich verließ De Do-

minis, wie es scheint das Einschreiten der Inquisition fürchtend, 1615 Spalatro und ging nach Venedig. Im darauf folgenden Jahre hielt er es auch dort nicht länger aus und verschwand plötzlich. Ein zuerst in Heidelberg erschienenes, dann in mehren Sprachen gedrucktes heftiges Manifest, an die katholischen Bischöfe gerichtet und die Gründe seines Abgangs von seinem Sitz erläuternd, vollendete seinen Bruch mit der Kirche. Zu Chur in Graubündten erklärte er zwei dort befindlichen Geheimschreibern der Republick Venedig, er wolle sich nach England begeben, weil er nach dem Erscheinen gedachter Schrift für seine persönliche Sicherheit besorgt sei: er gedenke indeß ferner katholisch zu leben. Der von ihm verlassene erzbischöfliche Stuhl von Spalatro wurde noch in demselben Jahre an Monsignor Sforza Ponzone vergeben.

Wie De Dominis' Absicht ferner als Katholik zu leben zu nehmen sei, zeigen die Nachrichten über seinen Aufenthalt in England. Er predigte in der Kirche, welche man die der Italiener nannte und deren Vorsteher zwei Genfer-Lucchesen waren, Filippo Burlamacchi und Giovanni Calandrini, Beide in der Geschichte jener religiösen Bewegungen mehr genannte Namen. Eine Menge vornehmer Engländer hatte sich eingefunden, von denen viele, wie der Correspondent des Nuntius Gessi sich ausdrückt, nicht ein Wort italienisch wußten. Man sieht diese aus dem No-popery-Drange der Engländer sich herschreibende Erscheinung auch heutzutage, wo dann irgend Einer sich hergibt die Rede eines Czersky oder wie die Leute immer heißen mögen nothdürftig zu übersetzen, wenn die politischen und religiösen Revolutionnaire nicht selbst englisch lernen, wie Mazzini und der gewesene Pater Achilli. De Dominis trat in St.-Paul, damals noch nicht Sir Christopher Wren's majestätischer Bau, aber wie heute Londons Kathedrale, förmlich zur anglikanischen Kirche über, ließ Predigten mit Angabe eines falschen Druckorts und eine Schrift „Scoglio del cristiano naufragio" unter dem Namen des Cardinals Bellarmin (!) drucken und gab seine Feindschaft wider den Katholicismus auf alle Weise kund. Im Jahre 1619 erschien dann, von ihm besorgt, in London in einem Foliobande die erste Ausgabe der Geschichte des Tridentiner Concils, des Werks seines Freundes Sarpi. In einer mit Invectiven gegen die katholische Kirche gefüllten Vorrede widmete De Dominis das Buch dem Könige Jakob I., dessen Abneigung gegen Rom, die er selbst durch polemische Schriften bethätigt hatte, ihm weiten Spielraum verhieß. Es ist bekannt daß diese erste Ausgabe der „Istoria del concilio di Trento" unter dem falschen Autornamen Pietro Soave Polano, dem Anagramm von Paolo Sarpi Veneto, ans Licht trat. Welcher Art der Geist des Herausgebers, zeigt der Zusatz auf dem Titel zu den Worten: Geschichte des Tridentiner Concils — „worin alle Kunstgriffe des römischen Hofs zur Verhinderung der Verbreitung der Wahrheit der Dogmen sowie der Reform der Kirche und des Papstthums andentaggebracht werden" — ein Zusatz, womit, wie Bartolommeo Gamba in seinen „Testi di lingua" richtig bemerkt, dem Sarpi kein Dienst erwiesen ward. Und Sarpi protestirte auch gegen den Titel wie gegen den Druck des Buchs. Es hieß, De Dominis habe heimlich eine Abschrift des Originals nehmen lassen, was ihm vom Autor während seines Aufenthalts in Venedig zum Lesen anvertraut worden war. Ein an den Erzbischof gerichteter Brief Fra Fulgenzio's vom 11. November 1619, welchen Grisellini in seinem „Leben Sarpi's" (Venedig 1785) mittheilt, klagt diesen geradezu des Diebstahls an. Wenn aber der Brief echt ist (und echt scheint er zu sein), so ist es nicht unmöglich daß es blos eine Maske ist, um die Welt glauben zu machen, als habe Fra Paolo keinen Theil an der Verbreitung. In der That klingt es seltsam, wenn Fra Fulgenzio, der viel entschiedener und offener als sein Meister protestantisirte, den Brief an den abtrünnigen Erzbischof folgendermaßen beginnt: „Ehrwürdigster Herr! Ich gebe Euch diesen Titel, denn obgleich Ihr Euch auf Seiten der Protestanten gestellt habt, bleibt Euch doch immer in der Seele der priesterliche und bischöfliche Charakter, dessen Euch entledigen zu wollen Ihr keine Scheu getragen habt." Wenn darum auch ein von dem bekannten gewissenlosen Vielschreiber Gregorio Leti publicirter Brief, der den Namen Trojano Boccalini's trägt, nicht von dem (schon 1613 gestorbenen!) Boccalini, sondern ein Fabricat Leti's selbst ist, so ist doch die darin enthaltene Kunde über Sarpi's Antheil an der Herausgabe wahrscheinlich richtig. Sarpi's Buch trägt übrigens in sich selbst den Grund zu dem seltsamen Geschick eines katholisch sein wollenden Werks, zuerst von einem abtrünnigen italienischen Priester, dann von einem in Oxford zum Doctor promovirten, in seiner Heimat excommunicirten französischen Kanonikus, dem gelehrten Pierre François Le Courayer, in der Fremde herausgegeben worden zu sein.

Nach so argem Verschulden suchte De Dominis doch eine Aussöhnung mit Rom. Der spanische Botschafter und seine italienischen Freunde sollen ihm Hoffnung gemacht haben, Papst Gregor XV., welcher 1621 den Heiligen Stuhl bestiegen hatte, werde ihn zu Gnaden aufnehmen. Im Herbste 1622 verließ er heimlich England. „Am vorigen Donnerstag" (so liest man in römischen Nachrichten vom 29. October gedachten Jahres bei Cicogna a. a. O. S. 617) „kam Monsignor De Dominis, vormaliger Erzbischof von Spalatro, aus England hier an." Am 14. November gedachten Jahres leistete er öffentlichen und feierlichen Widerruf. „Außer der Wohnung und Kost" (heißt es an mehren Stellen in gedachten Nachrichten) „ist dem Monsignor De Dominis von Sr. Heiligkeit auch noch eine gute Pension angewiesen worden. Bei seiner Abreise aus Flandern erhielt er von der durchlauchtigsten Infantin (Isabella Clara Eugenia) 1000 Scudi und 500 Scudi vom Cardinal La Cueva (Alfonso de la Cueva d'Albuquerque, Minister der genannten Statthalterin der spanischen Niederlande). Jetzt heißt es, er sei mit Abfassung von Schriften beschäftigt, zur Widerlegung der in England herausgegebenen. Außer der Pension hat Se. Heiligkeit dem Erzbischof aus eigenem Antriebe eine besondere Summe zum Unterhalt seines Hauswesens ausgesetzt. Der Erzbischof hat den Papst um eine Pension gebeten, zum Zweck seine aus England hiehergebrachte Dienerschaft zu erhalten und mit größerm Anstand leben zu können. Er hat zur Antwort bekommen daß ihm eine Jahresrente von 500 Scudi im Venetianischen werde angewiesen werden." Auch vor seiner englischen Reise klagte De Dominis immer über Geldmangel. Sein gutes Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl, wenn davon je ernstlich die Rede sein konnte, scheint nicht von Dauer gewesen zu sein. Im Jahre 1623 ließ er seine Rechtfertigungsschrift „Ueber meine Rückkehr aus England" drucken, aber diese Retractation scheint doch den Eindruck seiner antipäpstlichen Schriften: „De republica ecclesiastica", „Suae profectionis consilium" u. a., der Adventspredigt von 1618 u. s. w., nicht vertilgt zu haben. Er mochte dies fühlen, und sein Misvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen wie seine ungewisse Haltung verwickelte ihn in neue Widersprüche. Er wurde unter Papst Urban's VIII. Regierung verhaftet und in die Engelsburg gebracht. Dort starb er am 8. September 1624. Ein unter den Galilei'schen Papieren in der Biblioteca Palatina zu Florenz befindliches, vor kurzem (in der Albèri'schen Ausgabe der „Opere di Galileo Galilei", Florenz 1851, VIII, 214) gedrucktes Schreiben des aus Bamberg gebürtigen Botanikers Johann Faber, der in Rom lebte und einer der Stifter de Lincei war, an den großen Naturforscher vom 14. gedachten Monats gibt folgende Nachricht über die Vorgänge bei De Dominis' Tode:

„Der Erzbischof von Spalatro ivit ad plures, in der Engelsburg am 8. d. um die vierte Stunde der Nacht. Er starb am neunten Tage eines bösartigen Fiebers. Um die siebente Stunde kam auf Befehl des Papstes Giulio Mancini zu mir und führte mich in das Castell, damit ich bei der Obduction der Leiche zugegen sein möchte, die im Beisein eines Notars der Inquisition stattfand. Ich glaube es geschah, damit die Welt nicht sagen könne, er sei vergiftet worden. Wir fanden die

Eingeweide rein und ohne irgend eine Spur von Gift; die Lunge allein war etwas entzündet. Die Leiche wurde nach der Kirche der SS. Apostoli gebracht, wo sie einstweilen in Verwahrsam bleibt, wie mir der Herr Cardinal von Sta.-Susanna (Scipione Cobelluzzi von Viterbo) sagte, als ich bei ihm zu Tische war. Derselbe meldete mir auch daß man mit dem Proceß beschäftigt sei und der Urtheilsspruch bevorstehe. Denn aus dem Examen, welches der (Dominicaner) Cardinal Scaglia während zehn Stunden mit ihm anstellte, ergab sich klar daß der Erzbischof erat relapsus. Vor seinem Ende jedoch bereute er seine Irrthümer, beichtete und empfing alle Sacramente der heiligen Kirche."

Dennoch erhielt sich die Sage, der Erzbischof von Spalatro sei vergiftet worden, und da kein Grund vorlag, den päpstlichen Hof einer solchen That anzuklagen, umsoweniger als der Prälat schon in den Händen des Sant' Uffizio war, so hieß es, seine Verwandten hätten ihm Gift gesandt, um ihn schmachvoller Strafe zu entziehen. Die Schmach traf seine Leiche, welche drei Monate später mitsammt seinen Schriften gemäß dem Urtheilsspruch der Inquisition auf Campo di Fiore verbrannt wurde, nachdem die Sentenz im Dominicanerkloster Sta.-Maria sopra Minerva verlesen worden war. Wie gelehrt De Dominis in mathematisch-physikalischen Doctrinen war, ergibt sich unter Andern aus seiner 1611 in Venedig gedruckten Abhandlung: „De radiis visus et lucis", von welcher Newton und Boscovich, wie neuerdings Libri in seiner noch unvollendeten „Histoire des sciences mathématiques en Italie" mit vieler Achtung gesprochen haben. In dem Galilei'schen Briefwechsel, bezüglich in den Briefen des Venetianers Giovan Francesco Sagredo, gegen dessen Ansicht von der Lichtbildung im Auge selbst ein Theil jenes Tractats gerichtet war, ist vom Erzbischof von Spalatro mehrfach die Rede. „Wenn Ihr", schreibt Sagredo an Galileo am 30. Juni 1612, „gewichtigere Einwendungen als die des Erzbischofs zu machen habt, werde ich sie mit großer Bereitwilligkeit vernehmen. Denn ich lege auf meine Ansicht bedeutendes Gewicht, werde ihr aber gern entsagen, wenn sie falsch ist und wenn ich durch die Gründe belehrt werde, welche Ihr, der Ihr Alles so wohl ermesset, wider dieselbe vorzubringen haben könntet."

A. von Reumont.

Notizen.

Ein Schreiben Kaiser Joseph's II.

Im Jahre 1784 schrieb Kaiser Joseph II. folgenden Brief an die Stadt Ofen, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht sein; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freuden zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen, — wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau, — wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn, — wenn Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb, die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt." Es kann wol nur von Nutzen in verschiedenen Richtungen sein, auf die Entschiedenheit hinzuweisen, die aus diesen Worten eines der edelsten Fürsten Deutschlands ebenso in der Bescheidenheit als in dem Selbstgefühle und in dem gerechten Stolze des Mannes hervorleuchtet. Joseph II. wußte was er wollte und für wen er es wollte; er kannte die großen Schwierigkeiten seines Unternehmens und ging bei dem edeln und begeisterten Streben das ihn beseelte vielleicht zu weit in der Misachtung dieser Schwierigkeiten, aber gleichwol ehrt ihn selbst das mislungene Streben höher als andere Fürsten Das was sie mit leichterer Mühe gethan und vollbracht haben und wovon das größere Verdienst vielleicht weniger die Frucht ihres eigenen Willens und Strebens als die That ihrer Minister ist. 18.

Entscheidung des Streits über die Autorschaft von „De imitatione Christi".

Wenn nicht Jedermann, so weiß doch jedes Conversations-Lexikon daß die Vaterschaft des bekannten ascetisch-mystischen Werks „De imitatione Christi", welches seit seinem ersten Erscheinen (Venedig 1483) mehr als 1800 mal aufgelegt, in alle Sprachen übersetzt und wesentlich benutzt worden ist, die scholastische Dialektik zu stürzen, bisher eine streitige war. Gewöhnlich wurde sie dem Subprior im Kloster St.-Agnes bei Zwoll, dem 1380 oder 1388 zu Kempen im Erzbisthum Köln geborenen Thomas a Kempis beigelegt und das Buch nach ihm genannt. Andere behaupteten daß er es nur abgeschrieben und Johann Gerson, Kanzler der pariser Universität (gestorben 1429), der Verfasser sei, eine Behauptung welche hauptsächlich auf dem Namen und Datum eines in der Bibliothek zu Valenciennes befindlichen Manuscripts des fraglichen Werks beruht. Die Behauptung ist aber falsch, der Streit nun zu Ende und Thomas a Kempis in seinem Väterrechte bestätigt, indem der Bischof Malon auf der brüsseler Bibliothek eine Handschrift des Werks entdeckt hat, welche zehn Jahre älter ist als die in Valenciennes und den Namen Thomas a Kempis trägt, auch gleichzeitig in Münster mehre Manuscripte aufgefunden worden sind, von denen das eine das Datum des brüsseler hat und den Thomas a Kempis als Verfasser nennt.

Salomon Grisdale, Pfarrvicar zu Morrington in England, ein armer Mann mit einer Frau und vielen Kindern, verlor seine einzige Kuh. Ihm den Verlust zu ersetzen, nahm ein Herr Surtees, der in der Nachbarschaft wohnte, sich vor milde Beiträge für ihn zu sammeln, und ging deshalb zuerst zum Dechant von Durham, welchem Morrington zehntpflichtig ist. Nachdem er seine Worte angebracht und mit der Frage geschlossen, ob und was der Herr Dechant beisteuern wolle, sah ihn dieser groß an und sagte: „Was ich geben will? Nun versteht sich, eine Kuh. Bemühen Sie sich, ich bitte, zu meinem Haushofmeister und lassen Sie sich soviel zahlen als Sie zum Ankauf einer besten Kuh zu bedürfen glauben." Surtees, der höchstens eine Fünfpfund-Banknote erwartet hatte, erwiderte: „So mögen Sie, Herr Dechant, auf dem Rücken dieser Kuh in den Himmel einreiten!" Einige Zeit darauf befand sich Surtees in einer Gesellschaft von meist Geistlichen. „Aber, lieber Herr", redete ihn einer an, „was haben Sie denn neulich für albernes Zeug zum Dechant gesagt?" „Albernes Zeug? Daß ich nicht wüßte", war die Antwort. „Reitet der Dechant auf dem Rücken dieser Kuh in den Himmel ein, so werden viele von euch Geistlichen froh sein sich an ihren Schwanz hängen zu dürfen." („A memoir of Robert Surtees, by *George Taylor*", London 1852.) 7.

Bibliographie.

Alpenburg, Ritter v., Die Alpenzither. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 bis 1850. Innsbruck, Witting. 16. 21 Ngr.

Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von ***. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Britannia. 23ster bis 25ster Band. — A. u. d. T.: Schloß Avon von der Verfasserin von „Emilia Wyndham". Aus dem

Englischen. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Credner, K. A., Philipp's des Großmüthigen hessische Kirchenreformations-Ordnung. Aus schriftlichen Quellen herausgegeben, übersetzt und mit Rücksicht auf die Gegenwart bevorwortet. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Enthüllung wichtiger Geheimnisse aus dem Leben des Kartenlegers von St. Pauli. (S.....d.) Aus zuverlässigen Quellen. Leipzig. 1852. 8. 15 Ngr.

Fickler, C. B. A., In Rastatt 1849. Mit einem Plane von Rastatt. Rastatt, Hanemann. Gr. 8. 28 Ngr.

Frantz, K. W., Geschichte der Stadt, so wie des Bisthums, nachmaligen Fürstenthums Halberstadt, für Gebildete aller Stände herausgegeben. 1ste Lieferung. Mit 1 Portrait. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 30ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gerstäcker, F., Reisen. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Held, J. C., Schulreden. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hildreth, R., Der weiße Sklave. Eine Erzählung aus Virginien. Deutsch von W. E. Drugulin. 2te Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 15 Ngr.

Die Juden. Eine Vertheidigungsschrift. Aus D'Israeli's political biography of Lord George Bentinck in's Deutsche übersetzt. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Kannegießer, K. L., Frauenlob. Sonette. Berlin, Brandis. 16. 27 Ngr.

Kerner, J., Der letzte Blüthenstrauß. Stuttgart, Cotta. 1852. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krabbe, C. F., Geschichtliche Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster vom heiligen Ludgerus bis auf unsere Zeit. Münster, Theissing. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

Kriegsfahrten, Räubereien und Schwindeleien oder Abenteuer, Thaten und räthselhaftes Ende eines seltenen Bösewichts Joh. Gottfr. Dippmann's genannt Franz Falkenberg, eines Fleischers Sohn aus Königsfeld bei Rochlitz im Königreich Sachsen. Eine wahre Geschichte voller spannender Ereignisse und schauderhafter Thaten. Zwei Bände. Rochlitz, Ulbricht. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lengerich, F. H., Das Bischofs-Jubiläum in Stettin. Denkschrift zur Erinnerung an die Feier des 27. Aug. 1852 im Auftrage der Abgeordneten der hochw. Pommerschen Synoden verfaßt und mit geschichtlichen Bemerkungen über das Episcopat, wie auch ein Lebensabriß des hochw. Bischofs, Herrn Dr. Ritschl eingeleitet. Demmin. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Marinelli, E., Ein Christnachtstraum. 2te Ausgabe. Linz, Haslinger. 8. 18 Ngr.

Merzdorf, J. F. L. T., Geschichte der Freimaurerlogen im Herzogthum Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Montalembert, Graf, Die katholischen Interessen im 19. Jahrhundert. Uebersetzt von F. Singer. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

— — Dasselbe. Aus dem Französischen von K. B. Reiching. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, A., Die Gebrüder Haas im J. 1848 oder das Loos Nr. 7777. Eine jüdische Posse in drei Aufzügen. Friedberg, Scriba. 16. 5 Ngr.

Müller, O., Barbara Uttmann. Ein historisch-dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1852. 8. 20 Ngr.

Müller v. Königswinter, W., Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen. Stuttgart, Cotta. 1852. 32. 26 Ngr.

Otto, Louise, Die Nibelungen. Text zu einer großen heroischen Oper in fünf Acten. Gera. 1852. 8. 10 Ngr.

Ponce de Leon, L., Obras poéticas propias. Todas cuantas se podian hallar, recogidas y traducidas en aleman por C. B. Schlüter y W. Storck. — Sämmtliche Originalgedichte des Luis Ponce de Leon, gesammelt, durchgesehen und in's Deutsche übertragen. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Porth, E., Briefe über allgemeine Naturkunde an Gebildete. Mit Holzschnitten. 1ste Lieferung. Prag, Neureutter. 1852. Gr. 12. 14 Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. A. Freih. v., Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischen Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt. 1ster Band, welcher Paulus' Leben von der Geburt bis zur Anstellung in Heidelberg umfaßt. Stuttgart, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Staffler, F. A., Blumenlese im Garten des Lichtes. Innsbruck, Witting. 4. 12 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom oder Schilderungen aus dem Leben in den Sklavenstaaten Nordamerika's. Nach der 35sten englischen Auflage von J. S. Lowe. Zwei Bände. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr.

— — Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika. Nach der 20sten amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Nebst der neuen von der Verfasserin eigens für Europa geschriebenen Vorrede. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. (2te Auflage.) Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Swedenborg, E., Gedrängte Erklärung des innern Sinnes der prophetischen Bücher des Alten Testaments und der Psalmen David's. Mit einem doppelten Sachregister. Ein nachgelassenes Werk aus der zu London 1784 erstmahls erschienenen lateinischen Urschrift in's Deutsche übersetzt von J. F. J. Tafel. Tübingen, Verlagsexpediton. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

Veith, J. E., Misericordia. Zwölf Vorträge über den 50. Psalm gehalten zu Prag während der Fasten 1852. Wien, Braumüller. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Erlangen, Palm u. Enke. 16. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Good, R., Das hochzeitliche Kleid. Predigt am neunzehnten Sonntag nach Pfingsten, den 10. Oktbr. 1852 gehalten zu St. Gallen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Hoffmann, W., Das Volkswohl. Eine Predigt zur Eröffnung der Kammern am 29. Nov. 1852 gehalten zu Berlin. Berlin, G. Reimer. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Hubert, J. C. F., Der heilige Adventsruf. Predigt über Evangelium St. Matthäi 21, 5 am 1. Advents-Sonntage 1852. Berlin, Decker. 1852 Gr. 8. 2½ Ngr.

Der neue Kaiser der Franzosen. Politische Bedenken. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Kalisch, M., Die Berliner Judenältesten vor dem jüngsten Gericht. Kritische Beleuchtung einer richterlichen Entscheidung über die Corporations-Rechte der Judengemeinden in Preußen. Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Martin, L., Predigt über Psalm 124. Am eidgenössischen Bettage, den 19. Sept. 1852, gehalten. Chur, Grubenmann. 1852. 8. 2 Ngr.

Scheler, S., Das reine Herz. Eine Gastpredigt am Schlusse des Kirchenjahres den 21. Novbr. 1852 zu Augsburg gehalten. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 2 Ngr.

Noch ein Wort zur Verständigung über das Ingenieur-Corps der preussischen Armee. Neuwied, van der Beeck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

fünfundfunfzigste und sechsundfunfzigste Heft,

Bogen **37—50** (Schluß) des siebenten Bandes.

Heinrich IV. (König von Frankreich.) — **Hofgerichte.**

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

von

Friedrich Bülau.

Vierter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen. Eine wahre Geschichte ohne Lösung. — II. Die vermeintliche Kaisertochter. — III. Der Zarewitsch und seine Gemahlin. — IV. Lamoignon und de Fargues. — V. Ein Wahrsager. — VI. Der Zauberspiegel. — VII. Gesandtschaften aus dem Orient. — VIII. Brisacier. — IX. Der Marschall de la Force. — X. Die Grafen von Falkenstein und von Styrum. — XI. Eine Pseudokönigin. — XII. Der Ausgang des Hauses Cleve. — XIII. Bucquoy. — XIV. Die Grafen von Flemming. — XV. Susanne Henriette d'Elbeuf. — XVI. Graf Erich Brahe. — XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg. — XVIII. Castlereagh und Wellington. — XIX. Pfarrergeschichten. — Miscellen. — Nachträge.

Der erste bis dritte Band (1850—52) haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen neunzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der dreizehnte bis neunzehnte Theil, der **Neuen Folge** erster bis siebenter Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist vor kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienisches Wanderbuch. 1850—1851.

Von

A. L. von Rochau.

Zwei Bände. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat bei seinen Wanderungen durch Italien auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was für den gebildeten Reisenden von Interesse ist. Schöne Darstellung, lebendige Auffassung, Vielseitigkeit und Schärfe des Urtheils zeichnen sein Buch aus, welches die Kritik mit vollster Anerkennung begrüßte.

Leipzig, im Januar 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Eléments du droit international

par

Henry Wheaton.

Seconde édition.

Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Ouvrage du même auteur:

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. Broché. 4 Thlr.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Unter diesem Titel erscheint seit dem 1. October 1852 in meinem Verlage eine von dem Verfasser der „Ritter vom Geiste“ herausgegebene **populäre Wochenschrift,** die wegen ihres eigenthümlichen, Geist und Gemüth anregenden und befriedigenden Inhalts und ihres äußerst wohlfeilen Preises in allen Theilen Deutschlands und in den verschiedensten Bildungskreisen den lebendigsten Anklang fand. Binnen wenig Wochen erhielten **Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd** eine so überraschende Verbreitung, daß sie sich schon jetzt zu den gelesensten deutschen Zeitschriften rechnen können und ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands zu werden versprechen.

Unterzeichnungen auf das mit Nr. 14 beginnende **zweite Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern** und **Prospecte** sind in allen Buchhandlungen zu haben, durch die auch das **erste Quartal** (Nr. 1—13) fortwährend noch bezogen werden kann. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.**

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Carneval in Berlin.

Von A. von Sternberg.

8. Geh. 1 Thlr.

Die einzelnen Partien dieser piquanten Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, haben folgende Ueberschriften: Hypochondrische Vorbetrachtungen. — Joyeuser Vorbericht. — Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Gesellschaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geographie

von

Europa

für

Lehrer an den oberen Gymnasialclassen,

aber auch für Alle, welche sich über die verschiedenen Formen der Oberfläche Europas und über die wichtigsten Gegenstände auf derselben sorgfältig und im Zusammenhang unterrichten wollen.

Von

Dr. H. K. Brandes.

Professor und Director des Gymnasiums zu Lemgo.

Zwei Bände. Preis 3 Thlr.

Der Inhalt ist kurz folgender:

Zuerst die Beschreibung der Küsten, mit den verschiedenen Merresabtheilungen, Busen, Buchten, Vorgebirgen und Ortschaften; dann das Hauptgebirge, die Alpen, dessen Darstellung und Schilderung kaum irgendwo so klar und deutlich sich finden möchte; darauf die daranliegenden Hochebenen; sodann die deutschen Mittelgebirge vom Rhein ostwärts zu den Sudeten ꝛc.

Hieraus wird man sehen, daß das Buch, wenn es auch zunächst für Lehrer bestimmt ist, doch auch von Allen die sich eine gründliche Kenntniß von der Oberfläche Europas verschaffen wollen, mit dem größten Nutzen gebraucht werden wird. Alle wichtigen geographischen Schriften und Reisewerke sind theils zu Anfange, theils an den gehörigen Stellen angemerkt.

Meyer'sche Hofbuchhandlung
in **Lemgo** und **Detmold.**

Dichtungen von Ernst Schulze.

Von den sinnig-zarten, zu Lieblingsgedichten der deutschen Nation gewordenen Dichtungen des zu früh verstorbenen **Ernst Schulze** erschienen in eleganten **Ausgaben:**

I. Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb. 3 Thlr.

II. Cäcilie.

Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

III. Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr.
Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Januar 1853. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 5. — 29. Januar 1853.

Inhalt.

Machiavelli, Montesquien und Rousseau.

1. Machiavelli und der Gang der europäischen Politik von Theodor Mundt. Zweite vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Machiavel, Montesquieu und Rousseau von Jakob Venedey. Zwei Theile. Berlin, W. Besser's Verlag. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Während sich auf der einen Seite die Ansichten über Staat und Gesellschaft als systematische Theorien mit bestimmtem, von vornherein statuirtem Princip und daraus gefolgerten Schlüssen hinstellen, bewegen sich auf der andern die Urtheile über die Gegenwart und die Doctrinen für die Zukunft in der Kritik und Analyse der Vergangenheit. Es liegen uns zwei Werke vor welche auf letzterm Standpunkte fußend mit einer entschiedenen Tendenz auftreten: beide sind bemüht unserer Zeit aus dem Text großer Schriftsteller über Politik mahnende Fingerzeige und heilsame Lehren zu ertheilen und uns über den Geist der Staatsformen, sowie über die Entwickelung der Geschichte zu unterrichten.

Machiavelli ist eine jener geschichtlichen Sphinxgestalten deren Räthsel man von Zeit zu Zeit immer wieder, und ganz besonders in unsern Tagen, zu lösen versuchte. Die mannichfachen Widersprüche welche in dem Wesen dieses Mannes liegen, oder mehr zu liegen scheinen, wurden der Grund daß man ihn bisher größtentheils sehr einseitig beurtheilte. Die frühere Zeit legte, wie dies dem Geiste ihrer Geschichtsbetrachtung vorwiegend entsprach, meist nur den ethischen Maßstab an ihn, und Nichts war daher natürlicher als daß man ihn vollständig verdammte. Als man anfing die einzelnen geschichtlichen Ereignisse und Individuen mehr im Zusammenhange mit ihrer Zeit aufzufassen, sie durch die Verhältnisse und die Natur der Umgebung, durch die temporairen Umstände zu erklären und sie zugleich auch als ein Product gewisser Prämissen der Vergangenheit zu betrachten, eröffnete sich auch für die Abschätzung Machiavelli's ein anderer, richtigerer und umfassenderer Standpunkt. Einen ganz ähnlichen Standpunkt wird auch Der schon gewinnen welcher die Menschen überhaupt in ihrer innern Mannichfaltigkeit aufzufassen gewohnt ist und bei der Beurtheilung lebendiger Individualität den abstracten Kategorien aus dem Wege geht. Der reine Ethiker erstaunt, wie ein und derselbe Mensch jetzt Republikaner und dann wieder Fürstendiener sein kann, wie ein und derselbe Mensch in dem einen Theil seiner Schriften die glänzendsten Freiheitsbestrebungen manifestirt, während er anderwärts geradezu einen keine Mittel scheuenden Absolutismus predigt. Die äußern Zeitverhältnisse allein würden diese Gegensätze nicht hinlänglich miteinander vermitteln, wollte man auch rücksichtlich letzterer Tendenz einen gewissen Jesuitismus, wie namentlich Rousseau bei Machiavelli anzunehmen scheint, als Motiv voraussetzen. Unserer Ansicht nach gehört Machiavelli zu jenen Naturen, bei denen die Freiheit im Kopfe, aber nicht im Herzen ihren Stützpunkt hat, ihre Wurzeln hegt. Sein Humanismus war ein Product seiner intellectuellen Bildung und nahm die Gestalt des Republikanismus an, weil ihm einerseits die Republik als die am meisten humane Regierungsform erschien, andererseits das Wiedererwachen der Studien des classischen Alterthums damals direct auf die Republik hinwies. Da der Republikanismus somit bei ihm nicht Sache des Herzens und der moralischen Gesinnung war, so konnte Machiavelli, wenn es der persönliche Vortheil oder andere Absichten erheischten, auch eine andere Betrachtung walten lassen und den Diplomaten spielen. Denn nur das Herz und die Gesinnung hegen jenen glühenden Enthusiasmus, jenen unablässigen, unbestechlichen Eifer, der jede Transaction von sich weist, der meist sogar die erlaubte List und Klugheit als unwürdige Mittel verschmäht und Alles auf die Kraft der guten Principien selbst baut.

Mein Leben hat sich in ein traurig Märchen
Verkehrt; sie werden es des Abends
Beim Spinnrad sich erzählen. Eig'ne Wege
Führt uns das Märchen: — komm', wir wollen geh'n,

Jakobäa entflieht durch die von Merten klüglich vermittelte List ihres getreuen Lautenisten und der Marschall, der den Giftbecher durch seines Günstlings Hand ihr sendet, findet den Kerker leer. Philipp begegnet mit seinen zu ihrem Schutze herbeigezogenen Soldaten der Flüchtigen im Walde; noch ein mal wacht in voller Flammenglut die alte Liebe in Jakobäa auf, aber Philipp selbst ist ihr schützender Engel und nach dem Kloster sie zu geleiten ist sein letzter Wunsch. Da naht mit Merten der Herzog, der längst wieder des Wahnsinns Beute; er stößt Jakobäa heftig von sich zurück und gedenkend daß er Philipp's Handschuh einst aufgehoben sucht er ihn zum Zweikampf zu drängen; sein Schwert trifft Jakobäa tödtlich. „Wer hat den Mord verübt?" ruft der mit dem brandenburgischen Gesandten von Hartenfeld herzueilende Marschall. „Wer ihn verübt hat?" gegenfragt der Herzog —

Seht ihr nicht das Zeichen
Auf dieser Stirn? trieft nicht die Hand von Blut?
Und Blut will Blut. Ich aber habe kein's,
Es ging mir aus dem Herzen fort. Doch brauch' ich
Auch keins, es steht das Herz von selber still.
Mir dunkelt's vor den Augen, —
(zu Philipp) Bruder, komm',
Gib mir die Hand und führ' mich zu ihr hin.
So!
(zu Jakobäa)
Zu dir setz' ich mich und steige mit dir
Ins dunkle Grab, — still! horch! — die Stunde schlägt.

Der Herzog stirbt, der treue Narr drückt ihm die Augen zu, Hartenfeld ruft seinen Gebieter zum neuen Herrscher der bergischen Lande aus und hält ein hartes Gericht über den Marschall; Philipp zieht in die Neue Welt und vollendet ist des Schicksals Schluß.

Wir bekennen offen, vor dieser Arbeit schweigt unsere Kritik und beugt sich vor der wunderbaren Schönheit dieser herrlichen Dichtung. Die tiefe heilige Harmonie, die vom ersten Athemzuge dieses Drama dasselbe durchwallt, der kräftige, kernige Geist in Handlung und Charakteristik, die durch und durch dramatische Verschmelzung der Heldin des Stücks mit diesem selbst, die edle, einfach-classische Sprache und Form, die ergreifende Innigkeit und Frische der Empfindung, die Hoheit des Gedankens und diese vollkräftige und so überaus duftige Poesie, die wie aus dem Ganzen, so aus jeder Zeile herausquillt — all diese großartigen Momente, die sich an dieser meisterhaften Tragödie zu einem strahlenden Gestirne verschmelzen und durchdringen, sammeln den Geist, sofern er einen Funken Verständniß für echte Schönheit in sich hat, zu dem Gefühle reinster und freiester Bewunderung. Hier ist Nichts ohne innigste Beziehung zur eigentlichen Seele des Werks — Alles flutet und wallt dahin wie ein herrlicher breiter Strom und darüber fühlt man den Dichter in künstlerischster Freiheit und Besonnenheit den Leben gebenden Zauberstab schwingen. Dieser grundehrliche und doch so grundschlaue Narr voll unmittelbarster Originalität; dieser durch und durch verderbte und in der Verwirklichung seines diabolischen Egoismus so furchtbare Waldenberg; Philipp, der Ritter ohne Furcht und Tadel, mit seinem Herzen voll heiligster Liebe und Treue und dem kühnen Adlerfluge seiner freien Seele; Hartenfeld, der feine, aber so durchaus edelmüthige Cavalier; der Junker Huhn von Amsterradt, so prahlerisch und doch so hohl — ein Typus der sogenannten guten Menschen, die je nach der Hand in die sie kommen Heil oder Unheil anrichten; der in seiner uneigennützigen Treue so überaus rührende Lautenist Jakobäa's; der Herzog selbst — dies kindlich-reine Gemüth, dessen Fluch ein allzu zartes Gewissen und der in seinem nur durch die schreiendste Thatsache irrezumachenden Glauben an seine Gattin so ergreifend an unser Herz appellirt; endlich sie selbst, Jakobäa, diese Silberperle edelster Weiblichkeit, so ganz Weib und doch auch so ganz Kraft und Entschlossenheit, voll Poesie und Zärtlichkeit und doch so groß in des Lebens Wirklichkeit, gemordet zuletzt, nicht von des Gatten Hand, sondern von dem Dämon des Wahnsinns, dessen Gestalt ihr tragisches Geschick angenommen: — wie greifen sie so mächtig und menschlich ineinander diese in sich so durchaus wahren und festfundirten, zum größern Theile so herrlichen und erhebenden Gestalten! Wie markig und gesund ist der Humor, der wie ein linder frischer Herbstwind durch die Sommerglut dieser tragischen Welt zieht! Wahrlich, dies Werk ist ein funkelnder Edelstein in der Krone deutscher Poesie. Aber was weiß das deutsche Volk von diesem Schatze? Wie viel Bühnen haben sich selbst geehrt durch die Aufführung dieses nach allen Richtungen hin dramatischen Werks? Ist es doch in der That, als ob nur der Hohlheit und elenden Tageswitzelei das Privilegium vor den Lampen zu erscheinen eingeräumt wäre, und als ob das Theater eine Prügelbank für die Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit verstellen sollte! Und dann wundert man sich noch daß unsere Bühne so tief zurücksteht hinter Dem was die edelsten Geister von ihr ersehnten, und ihre Wirkung auf die allgemeine Bildung gar keine oder vielmehr eine gänzlich negative ist. Doch wir wollen uns durch diese traurige Thatsache die Freude an unsers Kugler meisterhafter Dichtung nicht trüben lassen und diese Betrachtung mit Jakobäa's Worten, die zugleich Zweck und Inhalt der Tragödie kurz und kräftig aussprechen, anmuthig schließen:

Es ist ein Schicksal reicher Thränen werth,
Dem wir verfallen sind: Unschuld ist Schuld,
Fürspruch ist Klag' und Sühne wird Gericht.
Doch quillt durch all das Leid der Born der Liebe,
Aus dem wir tranken, der uns Leben gab.
Weckt keinen Haber an der Quelle Rand,
Besprengt ihn nicht mit Blut! laßt still uns scheiden,
Ich jenen Pfad, — du dort, — du dort! Es ist
Derselbe Born doch, der uns hat beseligt! *)

16.

Ein Westfale. Roman von Hermann Breusing. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Kunst des Romans ist in Deutschland allmälig so typisch, so sehr zum Gemeingut, zum Handwerk geworden, daß es schon zu den Seltenheiten gehört, wenn wir nur Jemand eine neue Tonart anschlagen, eine neue Form suchen, einen frischen Naturstoff ergreifen sehen. Schon das Streben ist zu einem Verdienst geworden, ganz abgesehen von dem Gelingen und von dem Werth an sich des Erstrebten, des Erreichten. Es ist dies eine Art byzantinischer Kunstepoche, die nicht in Neuheit, nicht in der Einheit, nicht in Klarheit, sondern in einer Vermischung ihr Heil sucht, in der Alles und etwas mehr seinen Platz finden soll, Nichts aber mit kunstmäßiger Deutlichkeit in fester Form abgebildet hervortritt. Die Deutlichkeit des künstlerischen Willens und eine sichere, durchsichtige und klare Gestaltung bilden einen großen Vorzug des hier vorliegenden, durch Neuheit und Eigenthümlichkeit hervorragenden Romans. Der Verfasser ist vom tiefsten Misfallen, ja von Ekel an den gesellschaftlichen Zuständen der Jetztwelt erfaßt, aber nicht etwa im revolutionnairen Sinne des Gedankens, sondern eher im reactionnairen Geiste. Er findet keine Treue, keine Wahrheit, kein Naturgefühl mehr in unsern Sitten und Einrichtungen; unsere Gesellschaft ist ihm eine Anstalt zur Verherrlichung der Lüge. Liebe, Ehe, weibliche Treue sind für ihn verdorbene, verschwundene Güter; die Männer sind ihm ohne wahre Vorstellung von der Ehre, im Sumpf verweichlichender Sitten versunken, die

*) Einen dritten Artikel geben wir im Monat März. D. Red.

Frauen ohne Ahnung von der rechten Liebe des weiblichen Herzens. Der Glaube an Treue, Ehre und Mannheit ist verschwunden: Selbstsucht und die bald offene, bald versteckte Lüge unserer Sitten hat ihm die Welt ungenießbar gemacht, bei aller Fülle und Kraft zum Genuß. In dieser Stimmung sucht er andere, reinere, naturwahrere Zustände. Er findet sie nur im Orient, im fernsten Ost, in Java. Hier nun entfaltet er uns ein Bild — ein herrliches Bild reinsten Naturlebens, ein kostbares Gemälde, für das wir ihm im Namen aller seiner Leser Lob und Dank zu sagen haben. Er schildert uns diese zu merkwürdiger Cultur emporsteigende Paradiesesinsel; er gibt uns ein Bild der reinsten weiblichen Seele, erfüllt mit einer Liebe ohnegleichen; er läßt uns endlich schwelgen in seinen eigenen Genüssen, mächtig in Bild und Wort wie er ist. Dann wirft er uns nach Europa zurück, zeigt uns hier ein Ideal der Liebe in einer „gefallenen" Seele, die aus Scham über den Vergleich mit jener reinsten Orientalin vergeht, und bleibt endlich nach dem Verlust doppelten höchsten Liebesglücks über der Welt wie auf einem öden ausgebrannten Felsen stehen, mit dem Gedanken: nur die „Pflicht" könne ein so verfälschtes Dasein erträglich machen wie das unsere sei.

Das ist nun ziemlich neu und, da der Verfasser aus der Tiefe einer reichen Seele schöpft, nicht ohne mannichfaches Interesse. Es mag ein Irrthum sein in dem er sich verfängt, allein es ist ein durch und durch poetischer Irrthum; sein Streben mag ein verfehltes sein, es ist ein durch und durch poetisches; seine javanische Göttin mag rein sein wie der Hauch der Lüfte in dem Paradies, das er mit ihr theilt, tugendhafter ist die „gefallene" Seele, die an der Erinnerung ihres Fehls stirbt. Diese Gegenüberstellung eines naturreinen Geistes mit einem durch unsere allgemeine Entsittlichung gefallenen, ohne daß uns deutlich wird welcher von beiden der vollkommenere sei, ist sehr neu und sehr schön.

Die Erzählung selbst ist höchst einfach. Der Held, wie gesagt, flieht aus Ekel an der europäischen Sitte nach Indien. Auf Java wird er der Gatte eines Urbilds von reiner Schönheit und weiblicher Liebe, Alinà's, seines reichen Gastfreunds Schwester. Ein Leben voll paradiesischer Wonne beginnt für ihn in einem Lande, das die Natur zum Paradiese geschaffen hat und dessen glühende, ton- und farbenreiche, prachtvolle Schilderung diesem Roman einen bleibenden Werth verleiht. Wir kommen hierauf zurück. Plötzlich erkrankt unser Held, am Klima, am Genuß, an der wonnigen Ruhe seiner Existenz, wie es scheint. Es gibt kein Heil für ihn als Rückkehr auf das Meer, nach Europa. Seine Gattin überwindet die Trennung, allein während er genest, stirbt sie am gebrochenen Herzen, am Uebermaß reinster Liebe. Jetzt findet der Held die Gefallene, Ida; er erhebt sie zu sich, lebt mit ihr als Schwester im herrlichsten Genuß der sich wiederfindenden Seele, des durch Liebe nach und nach genesenden Geistes. Da empfängt sie von ihm das Tagebuch seines Lebens in Java, und der Anblick, die Vergleichung mit dem reinsten Weibe, mit Alinà, tödtet die Arme. Der doppelt verwaiste Held sucht Zuflucht in der Pflicht.

Wir haben die Schilderung Javas, welche den ganzen zweiten Band des Romans anfüllt, als eine Leistung von bleibendem Werth bezeichnet. Sie ist es in der That; mit heißern, glühendern Farben zu malen, mit größerer Kraft des Worts eine fremde Natur uns gegenständlich zu machen, ist nicht möglich. Der Autor ist Meister in dieser Kunst. Die Kunstmittel wiederholen sich, es ist wahr; allein wir werden nicht müde diesen Tönen zu lauschen, diese Farbenpracht zu bewundern, Kenntniß und Belehrung aus diesen Gemälden zu schöpfen. Hier ein Zug aus seiner Schilderung des Vulkans Gedé: „Mich berauscht die Größe, die unberührte Anmuth, die Gewalt dieser Natur. Ringsum breitet sich der Urwald, die tiefste Stille wird nur vom Rauschen der Gewässer durchbrochen. In feuchter Glut zittert die Luft gleich einer wallenden Flüssigkeit, die sich auf die Erde lagert. Der Boden ist mit Gestrüpp, mit Blattpflanzen, stachlichten, gezahnten Schilfgewächsen überwachsen, überwuchert, aber einem Gestrüpp, wie es die seltenste, ausgewählteste Pracht europäischer Treibhäuser bildet. Daraus erhebt sich Gebüsch, köstliche Sträucher von anmuthigster Bildung, üppigster Fülle. Hier ein rauschendes Dickicht aus schlanken, gelb- und grüngeringelten Bambusrohren, dort ein massenhaftes Versteck aus den gewaltigen Blattfächern des wilden Pisang, denen sich kopfgroße purpurne Blumen entwinden. Lauben und Irrgänge und grüne Wände von gefiedertem Farrnkraut in Hecken vertheilt, zu Gruppen versammelt. Und endlich hoch über dieser niedern Pflanzenwelt die Titanen des Waldes, gerade, schlanke Stämme gleich Kirchenpfeilern, wie cannelirte Säulen, achtzig, hundertzwanzig Fuß bis dahin, wo die Zweige ein undurchdringliches Blätterdach wölben, wo sich Kronen breiten, die nicht den Kuppeln kaiserlicher Paläste, nur sich selbst vergleichbar sind. Und herüber, hinüber, herunter, hinauf, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, von der Wurzel zum Gipfel, vom Gipfel zur Wurzel, durcheinander, übereinander, nebeneinander vorbei winden sich der Lianen lebendige Seile, flechten sich ungeheuere Netze, hängen Blätter, Blüten, Früchte allüberall aus. Aber sie grünen nicht alle diese Fürsten der Pflanzenwelt. Zackige Thürme ragen empor und klagen die Verwüstung der Zeit, riesige Pfeiler liegen am Boden und bezeugen die Gewalt der Stürme. Wie Heldenbilder stehen sie da, wie Könige liegen sie ausgestreckt auf der Bahre. Als flammende Leuchter sind Agaven und Liliaceen neben ihnen aufgestellt, zum Leichentuch webt sich der Orchideen-, der Passiflorenblüten prächtiges Geschlecht; liebkosend ranken sich Paulinien umher, verschwenderisch hängen Kürbispflanzen ihre Blumen, ihre glänzenden Früchte aus oder ranken sich in Windungen hinauf und kehren in Windungen wieder. Wohin das Auge sich auch wendet, überall überschwängliche Triebkraft jungfräulichsten Bodens."

In dieser prächtigen Weise schildert der Verfasser Morgen, Abend und Mittag jenes Paradieses, Ebene, Höhe, Land und Meer. Die Einfachheit seiner Erzählung gibt ihm Raum, Cultur, sittliche Verhältnisse, Lebensweise, Einrichtungen, Spiele, Genüsse und Leiden dieser malerischen Welt uns lebendig vor Augen zu stellen, die Kühnheit, Treue und Tüchtigkeit der Männer, die schüchterne Unterwerfung der Weiber unter jeden Willen des Herrn der Schöpfung. Alinà selbst ist das Urbild weiblicher Liebe, ihr ganzes Wesen kennt nur den einen verwundernden Ausdruck: „Herr, du hast mich so sehr lieb!" Die Ursprünglichkeit ihrer Natur bildet den vollsten Gegensatz zu der Kunst unserer Gesellschaft, ihre Treue und Wahrhaftigkeit zu der Lüge und dem Verrath der europäischen Sitte. Nichts trübt die Seligkeit unsers Helden als eben der fortgesetzte, ungestörte Genuß dieser Seligkeit, die ihm jeden Wunsch vor seinem Entstehen schon erfüllt. Bei den Bemühungen, Alinà zur Christin zu bilden, kommt er dann auf eine treffliche Schilderung des christlichen Geistes, gegenüber dem des Propheten. Sie glaubt endlich an Den der das Licht der Welt ist, während er selbst in Monologen seinen Abscheu gegen die Verirrungen der Kirche und der Philosophie unserer Zeit ausspricht. „Wenn ein fester Lehrbegriff der protestantischen Kirche zu Grunde läge, so würde sie weniger Streithähne, aber mehr Seelsorger unter ihren Geistlichen zählen. Das Wort «Seelsorger» ist hundert und aberhundert mal eine abscheuliche Sprachlüge geworden; die Prediger des Wortes sind häufig Nichts weiter als Phrasen-Ballettänzer und Gefühlsgladiatoren. Aber sie sind ja gebildet und einen wesentlichen Theil der Bildung macht die Kunst aus. Gottlob daß sie alle Verhältnisse durchdrungen hat. Ave Europa, gratia plena! — Aber auch die forschenden Träume der Philosophen sind mir zum Ekel. Es ist als ob Wölfe an dem Marmorbilde des Jupiter Olympius nagen. Sie gewinnen Nichts als schärfere Zähne, die Niemand zu fürchten hat, denn sie bedürfen ihrer gegeneinander selbst. Jeder ist überzeugt von der alleinigen Richtigkeit seiner Ansichten, deren völlige Unrichtigkeit ihm sein Nebenmann beweist. Da geht es denn frisch an ein Beißen, der Eifer vererbt sich von den Alten auf die Jungen, und selbst das αὐτὸς ἔφα

wird ein Knochen um den sie kämpfen. Ich habe die Skepsis durchgemacht, meine Herren, bis ich an der Wirklichkeit meines eigenen Daseins zweifelte, aber die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Erkenntniß habe ich gerade von Ihnen gelernt, meine Herren von der Schulstube!... Ich kann der Philosophie nicht viel Gehalt zugestehen... An Deutschlands Genügsamkeit bei Kunst, Literatur, Philosophie und Theologie ist mir nicht viel gelegen. Wir wollen die Welt nicht stürmen, aber Theil wollen wir haben an den guten Dingen der Welt, von Gottes Gnaden wollen wir Freude haben an unserm Dasein, nicht als Aschenbrödel der Fremden wollen wir leben... Aber das bald fröhliche, bald übermüthige Bewußtsein unsers eigenen Seins, die Sucht zu urtheilen über Welt und Gott und ihr Wechselverhältniß stumpft uns ab für das Nächste, das in seiner täglichen Wiederholung Unbemerkte, die Pflicht gegen die Familie, die Pflicht gegen das Vaterland... Wenn eine Familie Noth leidet, denkt ihr mit Singen und Geigen, mit Theologie und Philosophie ihr zu helfen? Und Deutschland leidet Noth und ist ein zerfallenes Haus, darinnen viel Hunger, viel Kälte, viel Kummer und Scham. Es wird noch lange dauern und viel Kräfte erfodern, ehe wir mit männlich-stelzem Genügen darin wohnen können."

In solchen Ansichten des Verfassers spricht sich eine gewisse Tüchtigkeit, aber auch eine große Uebereilung der Schlußfolgen aus, er gehört sichtbar den jugendlich-feurigen Gemüthern an, deren Kraft gemäßigt werden muß, wenn sie nicht das Kind mit dem Bade verschütten soll. Allein immerhin ist der Anblick übersprudelnder Kraft in unsern Tagen der Entnervung ein willkommener Anblick. Mit demselben falschen Eifer sagt der Verfasser dann auch: „Ich bin nicht liebenswürdig, Alinà; hast du nach der Blüte europäischer Anmuth verlangt, so bist du arg mit mir betrogen... Ich verstehe Nichts von den schönen Künsten und kann nur einen Plan zeichnen; ich verachte das Schauspiel und hasse das Gewerbe der Sänger und Tänzer... Das ist ein Gezwitscher im Vogelhause, und der häßliche Falke fliegt draußen im lustigen Sonnenlichte... Ich habe bis auf den heutigen Tag nicht über mich gewinnen können, den «Hamlet» ganz durchzulesen, noch bin ich je in Goethe's «Tasso» über hundert Verse hinausgekommen. Ich lege der Kunst an sich nur den Werth eines anmuthigen Schmucks bei. Ich halte die Dichtung für Silber und Gold, die nur dann erst Bedeutung gewinnen, wenn Fülle des Eisens vorhanden ist. Ich verstehe nicht in gewandten Sprüngen auf gebohntem Fußboden mich zu bewegen; nicht fades Geschwätz in die Ohren gefallsüchtiger Weiber zu flüstern oder mit liederlichem Blick Wuchs und Haltung eines Frauenzimmers zu messen... Ich bin nicht liebenswürdig, aber laß die Liebenswürdigen mit mir segeln, mit mir reiten. In meinen Adern rollt das Blut in mächtigen Wogen und das Selbstgefühl des Mannes thront auf meiner Stirn wie eine Siegesgöttin. Trotz den Flammen und Hohn den Fluten! Ich bin einer ihrer Herren, ihrer Meister, ihrer Bewältiger! Eher will ich hinabstürzen in das Graus als um seinetwillen leben... Was ich denke und sinne, es hat es noch Niemand gesehen, Niemand gehört. Alinà, alle meine Gedanken sprossen aus dem Boden der Sehnsucht hervor, der Sehnsucht nach Mannesthat! Darum laß die Liebenswürdigen mit mir segeln, mit mir reiten!"

Während der zweite Band so den phantasievollsten Gemälden der Natur und einer uns fremden Sitte und Sittlichkeit gewidmet ist, entwickelt der dritte Band des Romans ein großes psychologisches Interesse. Die Geschichte der gefallenen Seele, die sich nach und nach im Leben wie im Reich der Liebe unter der keuschen Umarmung ihres brüderlichen Freundes, unsers Helden, zurechtfindet, ist in hohem Grade fesselnd. Ihr Ringen nach Reinheit aus der Selbstzerknirschung empor macht Ida's Geschichte zu einem anziehenden Schauspiel. Sie gelangt am Ende dieses Kampfes, ihrem Verführer abgerungen und ihm selbst vergebend, endlich dahin, sich rein genug zu fühlen, um dem Helden ihre Hand zu reichen: — da wirft der Anblick jener höchsten Reinheit einer weiblichen Seele, welche sie in Alinà erkennt, den ganzen mühseligen Bau ihrer Reinigung auf ein mal in Trümmer, und ihr bleibt nur übrig in dem Arme des als höchsten Siegespreis eben gewonnenen Gatten zu sterben. Otto's maßlose Bitterkeit aber hat auch ihren Theil an ihrem Ende. „Unsere Ehen", sagt er, „o das lebt in dumpfer Schwüle dahin und donnert und regnet unermeßliche Wasser aus Liebchens Auge, und dann ist es wieder still und bleibt zusammen, weil es einmal zusammengefügt ist. Wahrhaftig, das häusliche Glück unserer meisten Ehen ist entsetzlich." Soll ein armes zerknirschtes Herz Vertrauen setzen auf den Bund mit solchem Mann? Sie stirbt.

Wir sehen, der Verfasser geht darauf aus, uns die ganze tiefe und hoffnungslose Entsittlichung der heutigen europäischen Gesellschaft in einem grau in Grau gemalten Bilde zu schildern, und damit den Ekel zu rechtfertigen, den sein Held gegen die Gesellschaft empfindet. Wir können ihm darin nicht Recht geben daß die heutige Welt vergleichsweise auf einem tiefern ethischen Standpunkt stehe als irgend eine frühere. Allein auch Demjenigen der nicht an diesen moralischen Verfall der heutigen Gesellschaft glaubt kann es geschehen daß er sich mit Unlust, ja sogar mit Ekel von dem Anblick dieser europäischen Welt abwendet, und zwar nicht wegen ihres sittlichen Verfalls, sondern wegen des Geistes der Entnervung, wegen des jede Thatkraft vernichtenden Geistes der Skepsis und der Kritik, wegen der geistigen Ohnmacht, der Zerrüttung und des Abfalls von jeder Autorität, jedem Glauben und jedem Grundsatz, der in dieser Gesellschaft nun herrschend geworden ist. Für solche Seelen und für solche Stimmungen ist dies Buch ein treffliches Heilmittel, es zeigt uns eine Zuflucht, zu welcher dieser Ekel an der Entnervung unserer Zeit nicht dringt, ein Asyl — die Pflichtübung! Soll auch dies eine unmännliche Resignation heißen, so müssen wir uns das gefallen lassen — solange es dem Einzelnen nicht gegeben ist, im tragischen Kampfe gegen die Weltentwickelung siegreich auf Trümmern zu stehen. 17.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben in den Jahren 1842—45 während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition. Von Richard Lepsius. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Wer sich für die in den Jahren 1842—45 auf Befehl des Königs von Preußen vom Professor Lepsius ausgeführte wissenschaftliche Expedition nach Aegypten, und für die damit verbundene historisch-antiquarische Untersuchung und Ausbeutung der altägyptischen Denkmäler im Nilthale und auf der Sinaihalbinsel, sowie für die Ergebnisse dieser Expedition besonders interessirt hat und interessirt, der wird auch die vorliegenden Briefe, welche in den Jahren 1842—45 während jener Reise nach Aegypten u. s. w. geschrieben worden, mit einem nicht geringen Interesse lesen. Diese Briefe, die „fast durchgängig in ihrer ursprünglichen Gestalt geblieben", wie sie theils als „unterthänigste" Berichte an den König, theils an den damaligen Unterrichtsminister und „andere hohe Gönner und verehrte Männer", theils an den „mit lebhaftester Theilnahme aus der Ferne folgenden" Vater des Briefschreibers gerichtet worden, sind in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung bestimmt „auch einem weitern Kreise theilnehmender Leser ein Bild darzulegen von dem äußerlichen Verlaufe der Expedition, von dem persönlichen Zusammenwirken der Mitglieder, den Hindernissen oder Begünstigungen der Reise, den Zuständen der durchzogenen Länder und deren Rückwirkungen auf die nächsten Zwecke der Unternehmung, endlich auch eine Reihe von Bemerkungen über die einzelnen Denkmälerstätten jenes geschichtlichsten aller

Länder darzubieten, wie sie dem für das Studium jener ältesten Volksgeschichte besonders vorbereiteten Reisenden in großer Fülle entgegentreten mußten, aber auch Andere welche die hohe Bedeutung dieser neubegründeten Wissenschaft erkannt haben zu erhöhter Theilnahme anregen dürften". Außerdem ist es auch für die richtige Beurtheilung der allmälig ans Licht tretenden wissenschaftlichen Arbeiten, zu welchen die Reise Veranlassung gegeben hat, von unverkennbarem Nutzen, wenn die Verhältnisse unter denen die Materialien gesammelt wurden in Anschlag gebracht werden können, weshalb denn jedenfalls die Veröffentlichung dieser Briefe keiner weitern Rechtfertigung zu bedürfen scheint, auch wenn dieselben einerseits auf die Vollständigkeit und den literarischen Reiz einer eigentlichen Reisebeschreibung ebenso wenig Anspruch machen als andererseits auf den Werth eines strengwissenschaftlichen Werks, und sie dann doch vorzugsweise immer nur solche Leser besonders ansprechen können die ein wissenschaftliches Interesse an der Sache selbst nehmen auf welche die hier mitgetheilten 39 Briefe sich beziehen. Alle Zusätze oder Erweiterungen derselben sind als Anmerkungen beigefügt worden, wohin namentlich die ausführlichen Belege und Begründungen der von dem Verfasser nachgewiesenen wahren Lage des Sinai gehören. Der sechsunddreißigste Brief über die Ausschmückung des Aegyptischen Museum in Berlin, auch wenn er an sich weniger zu den übrigen passen dürfte, kann doch jedenfalls dazu dienen, eine richtige Würdigung der Grundsätze zu verbreiten nach denen das gedachte Museum eingerichtet und ausgeschmückt worden ist, und der Gegenstand ist nicht nur von localem Interesse für Berlin, sondern die Sache verdient wol auch anderswo Beachtung, wo es um ähnliche Bedürfnisse und um eine Vermittelung der altägyptischen mit der modernen Kunst sich handelt. An Einzelheiten die in den vorliegenden Briefen nach verschiedenen Seiten hin Interesse erregen dürften zeichnen wir hier Dasjenige aus was über ein „Heuschreckenwetter" in Aegypten, dergleichen jedoch auch in Europa und Asien vorkommt, gesagt wird; ferner über mohammedanische Feste und den „fürchterlich barbarischen" Gottesdienst dabei; über den Charakter der Araber und über Kairo — „schon das innerste Herz des heutigen Orients" — im Gegensatze zu dem zwitterhaften Alexandrien, wo „die orientalische Landesnatur mit der übermächtig aufgedrängten europäischen Cultur sich noch um die Herrschaft streitet"; über arabischen Gesang; über die Kawas, ein eigenes Corps von Unteroffizieren des Pascha, wozu nur Türken genommen werden, und dabei über den Nationalcharakter der Türken, nicht sehr zur Ehre derselben; ferner über die arabische Sprache, über türkische Kochkunst, neben interessanten Mittheilungen über das Klima und die Lebensweise in Aegypten. Die Rückreise machte der Verfasser durch Palästina und Syrien über Damascus und Baalbek, wobei biblisch-christliche Erinnerungen in Jerusalem und Nazareth, sowie an andern geheiligten Punkten Palästinas ihren würdigen Ausdruck finden. Die Reisenden beschlossen in jenen Gegenden ihre Ausflüge mit dem nach und über den Libanon, dieses wegen der reichen Fülle seiner geschichtlichen Erinnerungen und seltenen Naturschönheiten mit Recht gepriesene Gebirge, von dem der Dichter sagt: „daß er den Winter auf seinem Haupte trage, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schoose den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere." 9.

Marc Antonio de Dominis.

Der Name des Erzbischofs von Spalatro ist aus der Geschichte der protestantisirenden Bestrebungen in Italien bekannt genug. De Dominis war 1556 zu Arbe an der dalmatischen Küste geboren und erhielt seine Erziehung in dem illyrischen Collegium zu Loreto, welches von den Jesuiten geleitet ward, in deren Orden er eintrat. Aber er schied wieder aus, lehrte wie Galileo Mathematik in Padua, wurde Bischof von Segna in Dalmatien, dann Erzbischof von Spalatro, womit die Würde eines Primas von Dalmatien verbunden war. Es währte nicht allzu lange, so gerieth er in Misverständnisse mit seinem Klerus, welche schlimmere Misverständnisse mit dem Heiligen Stuhl nachsichzogen. Der neueste Biograph Paolo Sarpi's, A. Bianchi Giovini, welcher 1836 in seiner Lebensbeschreibung des berühmten Consultors der Republik Venedig das Vorspiel zu einer schriftstellerischen und politischen Laufbahn lieferte, welche seinem neuen Vaterlande Piemont keine beneidenswerthen Früchte getragen hat und auch für die Zukunft keine bessern verspricht, sagt zwar („Biografia di Fra Paolo Sarpi", II, 301), die strenge Disciplin welche De Dominis in seinem Sprengel einzuführen sich bestrebt habe ihm den Haß seines ausschweifenden Klerus zugezogen, der ihn in Rom als Anhänger protestantischer Meinungen verklagt habe. Aber des Erzbischofs nachmaliges Verhalten legt nur zu klar an den Tag daß die Anklage gerade keine Unwahrheit enthielt. Und Bianchi Giovini selbst, indem er De Dominis' Charakter schildert, nachdem er von seinem Scharfsinn, seiner Gelehrsamkeit in kirchlichen Dingen, seinen Kenntnissen der mathematischen und physischen Wissenschaften und seinem Anstand des Benehmens gesprochen, ist genöthigt hinzuzusetzen, er sei in gleichem Maße eitel, ehrgeizig, leichtsinnig und unruhig gewesen. Und dies Zeugniß ist wol ein unverfängliches, denn Bianchi Giovini, welcher mit dem einst berüchtigten, nunmehr wenngleich noch lebend vergessenen De Potter die Aehnlichkeit hat, eine Geschichte der christlichen Kirche geschrieben zu haben, stellt sich dem Belgier auch mit seinem Haß gegen Katholicismus und Papstthum und seiner Vorliebe für allen Skandal würdig zur Seite.

Des Erzbischofs von Spalatro Hinneigung zu calvinischen Meinungen fiel in eine Zeit, in welcher Fra Paolo Sarpi's Opposition wider den Heiligen Stuhl und deren Zusammenhang mit den Versuchen der französischen Hugenotten, namentlich Duplessis Mornay's, und der nach Genf ausgewanderten Lucchesen und anderer Italiener wie ihrer Nachkommen, Giovanni Diodati an der Spitze, dem Protestantismus mittels Sarpi's und seines Secundanten Fra Fulgenzio in Italien festen Fuß zu verschaffen, was im 16. Jahrhundert nicht gelungen war, den Argwohn Roms aufs höchste steigern mußten. Die Anlässe zu De Dominis' Streitigkeiten mit Rom und seinem endlichen Abfall von der katholischen Kirche waren verschiedener Art. Aus den Briefen des damaligen päpstlichen Nuntius in Venedig, des Bologneser Berlinghiero Gessi, welchem Papst Urban VIII. später den rothen Hut ertheilte, auf den ihm schon seine dornenvolle Nuntiatur Ansprüche gab, — aus diesen an den Cardinal Scipio Borghese, den großen Restaurator römischer Kirchenfaçaden, gerichteten Briefen (im Auszug bei E. Cicogna, „Inscrizioni Veneziane", V, 608) ergeben sich manche Einzelheiten über die Verhandlungen mit dem Erzbischof, der wie sein Landsmann, der Bischof Vergerio von Capodistria, jedenfalls sehr heftiger und ruheloser Natur gewesen sein muß. Im April 1612 fand eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Nuntius statt, in welcher er Letzterm versprach, Nichts wider den Heiligen Stuhl drucken zu lassen. Es handelte sich um das Buch „De auctoritate summi pontificis", über dessen Inhalt sich schon Gerüchte verbreitet hatten, welche in einem Zeitpunkt so heftiger jurisdictioneller Streitigkeiten doppelt beunruhigend sein mußten. Die Bemühungen des Nuntius schienen indessen damals schon wenig zu fruchten. Zu Anfang 1614 wurde der Zwist zwischen dem Erzbischof und dem Bischof von Trau so heftig daß der Erstere als Primas von Dalmatien das Interdict über Letztern aussprach, zugleich aber die Absicht kundgab, auf seinen Bischofsitz zu verzichten. Man ging auf Gessi's Rath in Rom darauf ein, unter der Bedingung jedoch daß De Dominis selbst nach Rom kommen sollte, um die Verzichtleistung zu vollziehen. Dies wollte er nicht. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge; endlich verließ De Do-

minis, wie es scheint das Einschreiten der Inquisition fürchtend, 1615 Spalatro und ging nach Venedig. Im darauf folgenden Jahre hielt er es auch dort nicht länger aus und verschwand plötzlich. Ein zuerst in Heidelberg erschienenes, dann in mehren Sprachen gedrucktes heftiges Manifest, an die katholischen Bischöfe gerichtet und die Gründe seines Abgangs von seinem Sitz erläuternd, vollendete seinen Bruch mit der Kirche. Zu Chur in Graubündten erklärte er zwei dort befindlichen Geheimschreibern der Republick Venedig, er wolle sich nach England begeben, weil er nach dem Erscheinen gedachter Schrift für seine persönliche Sicherheit besorgt sei: er gedenke indeß ferner katholisch zu leben. Der von ihm verlassene erzbischöfliche Stuhl von Spalatro wurde noch in demselben Jahre an Monsignor Sforza Ponzone vergeben.

Wie De Dominis' Absicht ferner als Katholik zu leben zu nehmen sei, zeigen die Nachrichten über seinen Aufenthalt in England. Er predigte in der Kirche, welche man die der Italiener nannte und deren Vorsteher zwei Genfer-Lucchesen waren, Filippo Burlamacchi und Giovanni Calandrini, Beide in der Geschichte jener religiösen Bewegungen mehr genannte Namen. Eine Menge vornehmer Engländer hatte sich eingefunden, von denen viele, wie der Correspondent des Nuntius Gessi sich ausdrückt, nicht ein Wort italienisch wußten. Man sieht diese aus dem No-popery-Drange der Engländer sich herschreibende Erscheinung auch heutzutage, wo dann irgend Einer sich hergibt die Rede eines Czersky oder wie die Leute immer heißen mögen nothdürftig zu übersetzen, wenn die politischen und religiösen Revolutionnaire nicht selbst englisch lernen, wie Mazzini und der gewesene Pater Achilli. De Dominis trat in St.-Paul, damals noch nicht Sir Christopher Wren's majestätischer Bau, aber wie heute Londons Kathedrale, förmlich zur anglikanischen Kirche über, ließ Predigten mit Angabe eines falschen Druckorts und eine Schrift „Scoglio del cristiano naufragio" unter dem Namen des Cardinals Bellarmin (!) drucken und gab seine Feindschaft wider den Katholicismus auf alle Weise kund. Im Jahre 1619 erschien dann, von ihm besorgt, in London in einem Foliobande die erste Ausgabe der Geschichte des Tridentiner Concils, des Werks seines Freundes Sarpi. In einer mit Invectiven gegen die katholische Kirche gefüllten Vorrede widmete De Dominis das Buch dem Könige Jakob I., dessen Abneigung gegen Rom, die er selbst durch polemische Schriften bethätigt hatte, ihm weiten Spielraum verhieß. Es ist bekannt daß diese erste Ausgabe der „Istoria del concilio di Trento" unter dem falschen Autornamen Pietro Soave Polano, dem Anagramm von Paolo Sarpi Veneto, ans Licht trat. Welcher Art der Geist des Herausgebers, zeigt der Zusatz auf dem Titel zu den Worten: Geschichte des Tridentiner Concils — „worin alle Kunstgriffe des römischen Hofs zur Verhinderung der Verbreitung der Wahrheit der Dogmen sowie der Reform der Kirche und des Papstthums andentaggebracht werden" — ein Zusatz, womit, wie Bartolommeo Gamba in seinen „Testi di lingua" richtig bemerkt, dem Sarpi kein Dienst erwiesen ward. Und Sarpi protestirte auch gegen den Titel wie gegen den Druck des Buchs. Es hieß, De Dominis habe heimlich eine Abschrift des Originals nehmen lassen, was ihm vom Autor während seines Aufenthalts in Venedig zum Lesen anvertraut worden war. Ein an den Erzbischof gerichteter Brief Fra Fulgenzio's vom 11. November 1619, welchen Grisellini in seinem „Leben Sarpi's" (Venedig 1785) mittheilt, klagt diesen geradezu des Diebstahls an. Wenn aber der Brief echt ist (und echt scheint er zu sein), so ist es nicht unmöglich daß es blos eine Maske ist, um die Welt glauben zu machen, als habe Fra Paolo keinen Theil an der Verbreitung. In der That klingt es seltsam, wenn Fra Fulgenzio, der viel entschiedener und offener als sein Meister protestantisirte, den Brief an den abtrünnigen Erzbischof folgendermaßen beginnt: „Ehrwürdigster Herr! Ich gebe Euch diesen Titel, denn obgleich Ihr Euch auf Seiten der Protestanten gestellt habt, bleibt Euch doch immer in der Seele der priesterliche und bischöfliche Charakter, dessen Euch entledigen zu wollen Ihr keine Scheu getragen habt." Wenn darum auch ein von dem bekannten gewissenlosen Vielschreiber Gregorio Leti publicirter Brief, der den Namen Trojano Boccalini's trägt, nicht von dem (schon 1613 gestorbenen!) Boccalini, sondern ein Fabricat Leti's selbst ist, so ist doch die darin enthaltene Kunde über Sarpi's Antheil an der Herausgabe wahrscheinlich richtig. Sarpi's Buch trägt übrigens in sich selbst den Grund zu dem seltsamen Geschick eines katholisch sein wollenden Werks, zuerst von einem abtrünnigen italienischen Priester, dann von einem in Oxford zum Doctor promovirten, in seiner Heimat excommunicirten französischen Kanonikus, dem gelehrten Pierre François Le Courayer, in der Fremde herausgegeben worden zu sein.

Nach so argem Verschulden suchte De Dominis doch eine Aussöhnung mit Rom. Der spanische Botschafter und seine italienischen Freunde sollen ihm Hoffnung gemacht haben, Papst Gregor XV., welcher 1621 den Heiligen Stuhl bestiegen hatte, werde ihn zu Gnaden aufnehmen. Im Herbste 1622 verließ er heimlich England. „Am vorigen Donnerstag" (so liest man in römischen Nachrichten vom 29. October gedachten Jahres bei Cicogna a. a. O. S. 617) „kam Monsignor De Dominis, vormaliger Erzbischof von Spalatro, aus England hier an." Am 14. November gedachten Jahres leistete er öffentlichen und feierlichen Widerruf. „Außer der Wohnung und Kost" (heißt es an mehren Stellen in gedachten Nachrichten) „ist dem Monsignor De Dominis von Sr. Heiligkeit auch noch eine gute Pension angewiesen worden. Bei seiner Abreise aus Flandern erhielt er von der durchlauchtigsten Infantin (Isabella Clara Eugenia) 1000 Scudi und 500 Scudi vom Cardinal La Cueva (Alfonso de la Cueva d'Albuquerque, Minister der genannten Statthalterin der spanischen Niederlande). Jetzt heißt es, er sei mit Abfassung von Schriften beschäftigt, zur Widerlegung der in England herausgegebenen. Außer der Pension hat Se. Heiligkeit dem Erzbischof aus eigenem Antriebe eine besondere Summe zum Unterhalt seines Hauswesens ausgesetzt. Der Erzbischof hat den Papst um eine Pension gebeten, zum Zweck seine aus England hiehergebrachte Dienerschaft zu erhalten und mit größerm Anstand leben zu können. Er hat zur Antwort bekommen daß ihm eine Jahresrente von 500 Scudi im Venetianischen werde angewiesen werden." Auch vor seiner englischen Reise klagte De Dominis immer über Geldmangel. Sein gutes Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl, wenn davon je ernstlich die Rede sein konnte, scheint nicht von Dauer gewesen zu sein. Im Jahre 1623 ließ er seine Rechtfertigungsschrift „Ueber meine Rückkehr aus England" drucken, aber diese Retractation scheint doch den Eindruck seiner antipäpstlichen Schriften: „De republica ecclesiastica", „Suae profectionis consilium" u. a., der Adventspredigt von 1618 u. s. w., nicht vertilgt zu haben. Er mochte dies fühlen, und sein Misvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen wie seine ungewisse Haltung verwickelte ihn in neue Widersprüche. Er wurde unter Papst Urban's VIII. Regierung verhaftet und in die Engelsburg gebracht. Dort starb er am 8. September 1624. Ein unter den Galilei'schen Papieren in der Biblioteca Palatina zu Florenz befindliches, vor kurzem (in der Albèri'schen Ausgabe der „Opere di Galileo Galilei", Florenz 1851, VIII, 214) gedrucktes Schreiben des aus Bamberg gebürtigen Botanikers Johann Faber, der in Rom lebte und einer der Stifter de Lincei war, an den großen Naturforscher vom 14. gedachten Monats gibt folgende Nachricht über die Vorgänge bei De Dominis' Tode:

„Der Erzbischof von Spalatro ivit ad plures, in der Engelsburg am 8. d. um die vierte Stunde der Nacht. Er starb am neunten Tage eines bösartigen Fiebers. Um die siebente Stunde kam auf Befehl des Papstes Giulio Mancini zu mir und führte mich in das Castell, damit ich bei der Obduction der Leiche zugegen sein möchte, die im Beisein eines Notars der Inquisition stattfand. Ich glaube es geschah, damit die Welt nicht sagen könne, er sei vergiftet worden. Wir fanden die

Eingeweide rein und ohne irgend eine Spur von Gift; die Lunge allein war etwas entzündet. Die Leiche wurde nach der Kirche der SS. Apostoli gebracht, wo sie einstweilen in Verwahrsam bleibt, wie mir der Herr Cardinal von Sta.-Susanna (Scipione Cobelluzzi von Viterbo) sagte, als ich bei ihm zu Tische war. Derselbe meldete mir auch daß man mit dem Proceß beschäftigt sei und der Urtheilsspruch bevorstehe. Denn aus dem Examen, welches der (Dominicaner) Cardinal Scaglia während zehn Stunden mit ihm anstellte, ergab sich klar daß der Erzbischof erat relapsus. Vor seinem Ende jedoch bereute er seine Irrthümer, beichtete und empfing alle Sacramente der heiligen Kirche."

Dennoch erhielt sich die Sage, der Erzbischof von Spalatro sei vergiftet worden, und da kein Grund vorlag, den päpstlichen Hof einer solchen That anzuklagen, umsoweniger als der Prälat schon in den Händen des Sant' Uffizio war, so hieß es, seine Verwandten hätten ihm Gift gesandt, um ihn schmachvoller Strafe zu entziehen. Die Schmach traf seine Leiche, welche drei Monate später mitsammt seinen Schriften gemäß dem Urtheilsspruch der Inquisition auf Campo di Fiore verbrannt wurde, nachdem die Sentenz im Dominicanerkloster Sta.-Maria sopra Minerva verlesen worden war. Wie gelehrt De Dominis in mathematisch-physikalischen Doctrinen war, ergibt sich unter Anderm aus seiner 1611 in Venedig gedruckten Abhandlung: „De radiis visus et lucis", von welcher Newton und Boscovich, wie neuerdings Libri in seiner noch unvollendeten „Histoire des sciences mathématiques en Italie" mit vieler Achtung gesprochen haben. In dem Galilei'schen Briefwechsel, bezüglich in den Briefen des Venetianers Giovan Francesco Sagredo, gegen dessen Ansicht von der Lichtbildung im Auge selbst ein Theil jenes Tractats gerichtet war, ist vom Erzbischof von Spalatro mehrfach die Rede. „Wenn Ihr", schreibt Sagredo an Galileo am 30. Juni 1612, „gewichtigere Einwendungen als die des Erzbischofs zu machen habt, werde ich sie mit großer Bereitwilligkeit vernehmen. Denn ich lege auf meine Ansicht bedeutendes Gewicht, werde ihr aber gern entsagen, wenn sie falsch ist und wenn ich durch die Gründe belehrt werde, welche Ihr, der Ihr Alles so wohl ermesset, wider dieselbe vorzubringen haben könntet."

A. von Reumont.

Notizen.

Ein Schreiben Kaiser Joseph's II.

Im Jahre 1784 schrieb Kaiser Joseph II. folgenden Brief an die Stadt Ofen, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht sein; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freuden zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen, — wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau, — wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn, — wenn Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb, die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt." Es kann wol nur von Nutzen in verschiedenen Richtungen sein, auf die Entschiedenheit hinzuweisen, die aus diesen Worten eines der edelsten Fürsten Deutschlands ebenso in der Bescheidenheit als in dem Selbstgefühle und in dem gerechten Stolze des Mannes hervorleuchtet. Joseph II. wußte was er wollte und für wen er es wollte; er kannte die großen Schwierigkeiten seines Unternehmens und ging bei dem edeln und begeisterten Streben das ihn beseelte vielleicht zu weit in der Misachtung dieser Schwierigkeiten, aber gleichwol ehrt ihn selbst das mislungene Streben höher als andere Fürsten Das was sie mit leichterer Mühe gethan und vollbracht haben und wovon das größere Verdienst vielleicht weniger die Frucht ihres eigenen Willens und Strebens als die That ihrer Minister ist. 18.

Entscheidung des Streits über die Autorschaft von „De imitatione Christi".

Wenn nicht Jedermann, so weiß doch jedes Conversations-Lexikon daß die Vaterschaft des bekannten ascetisch-mystischen Werks „De imitatione Christi", welches seit seinem ersten Erscheinen (Venedig 1483) mehr als 1800 mal aufgelegt, in alle Sprachen übersetzt und wesentlich benutzt worden ist, die scholastische Dialektik zu stürzen, bisher eine streitige war. Gewöhnlich wurde sie dem Subprior im Kloster St.-Agnes bei Zwoll, dem 1380 oder 1388 zu Kempen im Erzbisthum Köln geborenen Thomas a Kempis beigelegt und das Buch nach ihm genannt. Andere behaupteten daß er es nur abgeschrieben und Johann Gerson, Kanzler der pariser Universität (gestorben 1429), der Verfasser sei, eine Behauptung welche hauptsächlich auf dem Namen und Datum eines in der Bibliothek zu Valenciennes befindlichen Manuscripts des fraglichen Werks beruht. Die Behauptung ist aber falsch, der Streit nun zu Ende und Thomas a Kempis in seinem Väterrechte bestätigt, indem der Bischof Malon auf der brüsseler Bibliothek eine Handschrift des Werks entdeckt hat, welche zehn Jahre älter ist als die in Valenciennes und den Namen Thomas a Kempis trägt, auch gleichzeitig in Münster mehre Manuscripte aufgefunden worden sind, von denen das eine das Datum des brüsseler hat und den Thomas a Kempis als Verfasser nennt.

Salomon Grisdale, Pfarrvicar zu Morrington in England, ein armer Mann mit einer Frau und vielen Kindern, verlor seine einzige Kuh. Ihm den Verlust zu ersetzen, nahm ein Herr Surtees, der in der Nachbarschaft wohnte, sich vor milde Beiträge für ihn zu sammeln, und ging deshalb zuerst zum Dechant von Durham, welchem Morrington zehntpflichtig ist. Nachdem er seine Worte angebracht und mit der Frage geschlossen, ob und was der Herr Dechant beisteuern wolle, sah ihn dieser groß an und sagte: „Was ich geben will? Nun versteht sich, eine Kuh. Bemühen Sie sich, ich bitte, zu meinem Haushofmeister und lassen Sie sich soviel zahlen als Sie zum Ankauf einer besten Kuh zu bedürfen glauben." Surtees, der höchstens eine Fünfpfund-Banknote erwartet hatte, erwiderte: „So mögen Sie, Herr Dechant, auf dem Rücken dieser Kuh in den Himmel einreiten!" Einige Zeit darauf befand sich Surtees in einer Gesellschaft von meist Geistlichen. „Aber, lieber Herr", redete ihn einer an, „was haben Sie denn neulich für albernes Zeug zum Dechant gesagt?" „Albernes Zeug? Daß ich nicht wüßte", war die Antwort. „Reitet der Dechant auf dem Rücken dieser Kuh in den Himmel ein, so werden viele von euch Geistlichen froh sein sich an ihren Schwanz hängen zu dürfen." („A memoir of Robert Surtees, by *George Taylor*", London 1852.) 7.

Bibliographie.

Alpenburg, Ritter v., Die Alpenzither. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 bis 1850. Innsbruck, Witting. 16. 21 Ngr.

Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von ***. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Britannia. 23ster bis 25ster Band. — A. u. d. T.: Schloß Avon von der Verfasserin von „Emilia Wyndham". Aus dem

Englischen. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Credner, K. A., Philipp's des Großmüthigen hessische Kirchenreformations-Ordnung. Aus schriftlichen Quellen herausgegeben, übersetzt und mit Rücksicht auf die Gegenwart bevorwortet. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Enthüllung wichtiger Geheimnisse aus dem Leben des Kartenlegers von St. Pauli. (S.....d.) Aus zuverlässigen Quellen. Leipzig. 1852. 8. 15 Ngr.

Fickler, C. B. A., In Rastatt 1849. Mit einem Plane von Rastatt. Rastatt, Hanemann. Gr. 8. 28 Ngr.

Frantz, K. W., Geschichte der Stadt, so wie des Bisthums, nachmaligen Fürstenthums Halberstadt, für Gebildete aller Stände herausgegeben. 1ste Lieferung. Mit 1 Portrait. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 30ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gerstäcker, F., Reisen. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Held, J. C., Schulreden. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hildreth, R., Der weiße Sklave. Eine Erzählung aus Virginien. Deutsch von W. E. Drugulin. 2te Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 15 Ngr.

Die Juden. Eine Vertheidigungsschrift. Aus D'Israeli's political biography of Lord George Bentinck in's Deutsche übersetzt. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Kannegießer, K. L., Frauenlob. Sonette. Berlin, Brandis. 16. 27 Ngr.

Kerner, J., Der letzte Blüthenstrauß. Stuttgart, Cotta. 1852. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krabbe, C. F., Geschichtliche Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster vom heiligen Ludgerus bis auf unsere Zeit. Münster, Theissing. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

Kriegsfahrten, Räubereien und Schwindeleien oder Abenteuer, Thaten und räthselhaftes Ende eines seltenen Bösewichts Joh. Gottfr. Dippmann's genannt Franz Falkenberg, eines Fleischers Sohn aus Königsfeld bei Rochlitz im Königreich Sachsen. Eine wahre Geschichte voller spannender Ereignisse und schauderhafter Thaten. Zwei Bände. Rochlitz, Ulbricht. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lengerich, F. H., Das Bischofs-Jubiläum in Stettin. Denkschrift zur Erinnerung an die Feier des 27. Aug. 1852 im Auftrage der Abgeordneten der hochw. Pommerschen Synoden verfaßt und mit geschichtlichen Bemerkungen über das Episcopat, wie auch ein Lebensabriß des hochw. Bischofs, Herrn Dr. Ritschl eingeleitet. Demmin. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Marinelli, E., Ein Christnachtstraum. 2te Ausgabe. Linz, Haslinger. 8. 18 Ngr.

Merzdorf, J. F. L. T., Geschichte der Freimaurerlogen im Herzogthum Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Montalembert, Graf, Die katholischen Interessen im 19. Jahrhundert. Uebersetzt von F. Singer. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

— — Dasselbe. Aus dem Französischen von K. B. Reiching. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, A., Die Gebrüder Haas im J. 1848 oder das Loos Nr. 7777. Eine jüdische Posse in drei Aufzügen. Friedberg, Scriba. 16. 5 Ngr.

Müller, G., Barbara Uttmann. Ein historisch-dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1852. 8. 20 Ngr.

Müller v. Königswinter, W., Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen. Stuttgart, Cotta. 1852. 32. 26 Ngr.

Otto, Louise, Die Nibelungen. Text zu einer großen heroischen Oper in fünf Acten. Gera. 1852. 8. 10 Ngr.

Ponce de Leon, L., Obras poéticas propias. Todas cuantas se podian hallar, recogidas y traducidas en aleman por C. B. Schlüter y W. Storck. — Sämmtliche Originalgedichte des Luis Ponce de Leon, gesammelt, durchgesehen und in's Deutsche übertragen. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Porth, E., Briefe über allgemeine Naturkunde an Gebildete. Mit Holzschnitten. 1ste Lieferung. Prag, Neureutter. 1852. Gr. 12. 14 Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. A. Freih. v., Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischen Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt. 1ster Band, welcher Paulus' Leben von der Geburt bis zur Anstellung in Heidelberg umfaßt. Stuttgart, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Staffler, F. A., Blumenlese im Garten des Lichtes. Innsbruck, Witting. 4. 12 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom oder Schilderungen aus dem Leben in den Sklavenstaaten Nordamerika's. Nach der 35sten englischen Auflage von J. S. Lowe. Zwei Bände. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr.

— — Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika. Nach der 20sten amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Nebst der neuen von der Verfasserin eigens für Europa geschriebenen Vorrede. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. (2te Auflage.) Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Swedenborg, E., Gedrängte Erklärung des innern Sinnes der prophetischen Bücher des Alten Testaments und der Psalmen David's. Mit einem doppelten Sachregister. Ein nachgelassenes Werk aus der zu London 1784 erstmahls erschienenen lateinischen Urschrift in's Deutsche übersetzt von J. F. J. Tafel. Tübingen, Verlagsexpediton. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

Veith, J. E., Misericordia. Zwölf Vorträge über den 50. Psalm gehalten zu Prag während der Fasten 1852. Wien, Braumüller. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Erlangen, Palm u. Enke. 16. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Good, R., Das hochzeitliche Kleid. Predigt am neunzehnten Sonntag nach Pfingsten, den 10. Oktbr. 1852 gehalten zu St. Gallen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Hoffmann, W., Das Volkswohl. Eine Predigt zur Eröffnung der Kammern am 29. Nov. 1852 gehalten zu Berlin. Berlin, G. Reimer. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Hubert, J. C. F., Der heilige Adventsruf. Predigt über Evangelium St. Matthäi 21, 5 am 1. Advents-Sonntage 1852. Berlin, Decker. 1852 Gr. 8. 2½ Ngr.

Der neue Kaiser der Franzosen. Politische Bedenken. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Kalisch, M., Die Berliner Judenältesten vor dem jüngsten Gericht. Kritische Beleuchtung einer richterlichen Entscheidung über die Corporations-Rechte der Judengemeinden in Preußen. Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Martin, L., Predigt über Psalm 124. Am eidgenössischen Bettage, den 19. Sept. 1852, gehalten. Chur, Grubenmann. 1852. 8. 2 Ngr.

Scheler, G., Das reine Herz. Eine Gastpredigt am Schlusse des Kirchenjahres den 21. Novbr. 1852 zu Augsburg gehalten. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 2 Ngr.

Noch ein Wort zur Verständigung über das Ingenieur-Corps der preussischen Armee. Neuwied, van der Beeck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

fünfundfunfzigste und sechsundfunfzigste Heft,

Bogen **37—50** (Schluß) des siebenten Bandes.

Heinrich IV. (König von Frankreich.) — **Hofgerichte.**

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

von

Friedrich Bülau.

Vierter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen. Eine wahre Geschichte ohne Lösung. — II. Die vermeintliche Kaisertochter. — III. Der Zarewitsch und seine Gemahlin. — IV. Lamoignon und de Fargues. — V. Ein Wahrsager. — VI. Der Zauberspiegel. — VII. Gesandtschaften aus dem Orient. — VIII. Brisacier. — IX. Der Marschall de la Force. — X. Die Grafen von Falkenstein und von Styrum. — XI. Eine Pseudokönigin. — XII. Der Ausgang des Hauses Cleve. — XIII. Bucquoy. — XIV. Die Grafen von Flemming. — XV. Susanne Henriette d'Elbeuf. — XVI. Graf Erich Brahe. — XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg. — XVIII. Castlereagh und Wellington. — XIX. Pfarrergeschichten. — Miscellen. — Nachträge.

Der erste bis dritte Band (1850—52) haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Hiervon erschienen neunzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der dreizehnte bis neunzehnte Theil, der **Neuen Folge** erster bis siebenter Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1853.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist vor kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienisches Wanderbuch. 1850—1851.

Von

A. L. von Rochau.

Zwei Bände. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat bei seinen Wanderungen durch Italien auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was für den gebildeten Reisenden von Interesse ist. Schöne Darstellung, lebendige Auffassung, Vielseitigkeit und Schärfe des Urtheils zeichnen sein Buch aus, welches die Kritik mit vollster Anerkennung begrüßte.

Leipzig, im Januar 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Eléments du droit international

par

Henry Wheaton.

Seconde édition.

Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Ouvrage du même auteur:

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. Broché. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 5. —— 29. Januar 1853.

Inhalt.

Machiavelli, Montesquieu und Rousseau.

1. Machiavelli und der Gang der europäischen Politik von Theodor Mundt. Zweite vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Machiavel, Montesquieu und Rousseau von Jakob Venedey. Zwei Theile. Berlin, W. Besser's Verlag. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Während sich auf der einen Seite die Ansichten über Staat und Gesellschaft als systematische Theorien mit bestimmtem, von vornherein statuirtem Princip und daraus gefolgerten Schlüssen hinstellen, bewegen sich auf der andern die Urtheile über die Gegenwart und die Doctrinen für die Zukunft in der Kritik und Analyse der Vergangenheit. Es liegen uns zwei Werke vor welche auf letzterm Standpunkte fußend mit einer entschiedenen Tendenz auftreten: beide sind bemüht unserer Zeit aus dem Text großer Schriftsteller über Politik mahnende Fingerzeige und heilsame Lehren zu ertheilen und uns über den Geist der Staatsformen, sowie über die Entwickelung der Geschichte zu unterrichten.

Machiavelli ist eine jener geschichtlichen Sphinxgestalten deren Räthsel man von Zeit zu Zeit immer wieder, und ganz besonders in unsern Tagen, zu lösen versuchte. Die mannichfachen Widersprüche welche in dem Wesen dieses Mannes liegen, oder mehr zu liegen scheinen, wurden der Grund daß man ihn bisher größtentheils sehr einseitig beurtheilte. Die frühere Zeit legte, wie dies dem Geiste ihrer Geschichtsbetrachtung vorwiegend entsprach, meist nur den ethischen Maßstab an ihn, und Nichts war daher natürlicher als daß man ihn vollständig verdammte. Als man anfing die einzelnen geschichtlichen Ereignisse und Individuen mehr im Zusammenhange mit ihrer Zeit aufzufassen, sie durch die Verhältnisse und die Natur der Umgebung, durch die temporairen Umstände zu erklären und sie zugleich auch als ein Product gewisser Prämissen der Vergangenheit zu betrachten, eröffnete sich auch für die Abschätzung Machiavelli's ein anderer, richtigerer und umfassenderer Standpunkt. Einen ganz ähnlichen Standpunkt wird auch Der schon gewinnen welcher die Menschen überhaupt in ihrer innern Mannichfaltigkeit aufzufassen gewohnt ist und bei der Beurtheilung lebendiger Individualität den abstracten Kategorien aus dem Wege geht. Der reine Ethiker erstaunt, wie ein und derselbe Mensch jetzt Republikaner und dann wieder Fürstendiener sein kann, wie ein und derselbe Mensch in dem einen Theil seiner Schriften die glänzendsten Freiheitsbestrebungen manifestirt, während er anderwärts geradezu einen keine Mittel scheuenden Absolutismus predigt. Die äußern Zeitverhältnisse allein würden diese Gegensätze nicht hinlänglich miteinander vermitteln, wollte man auch rücksichtlich letzterer Tendenz einen gewissen Jesuitismus, wie namentlich Rousseau bei Machiavelli anzunehmen scheint, als Motiv voraussetzen. Unserer Ansicht nach gehört Machiavelli zu jenen Naturen, bei denen die Freiheit im Kopfe, aber nicht im Herzen ihren Stützpunkt hat, ihre Wurzeln hegt. Sein Humanismus war ein Product seiner intellectuellen Bildung und nahm die Gestalt des Republikanismus an, weil ihm einerseits die Republik als die am meisten humane Regierungsform erschien, andererseits das Wiedererwachen der Studien des classischen Alterthums damals direct auf die Republik hinwies. Da der Republikanismus somit bei ihm nicht Sache des Herzens und der moralischen Gesinnung war, so konnte Machiavelli, wenn es der persönliche Vortheil oder andere Absichten erheischten, auch eine andere Betrachtung walten lassen und den Diplomaten spielen. Denn nur das Herz und die Gesinnung hegen jenen glühenden Enthusiasmus, jenen unablässigen, unbestechlichen Eifer, der jede Transaction von sich weist, der meist sogar die erlaubte List und Klugheit als unwürdige Mittel verschmäht und Alles auf die Kraft der guten Principien selbst baut.

Mundt hat in seinem „Machiavelli" vielleicht eines seiner besten Werke geliefert. Der berühmte Florentiner war ganz der Mann, um das Talent eines Schriftstellers herauszufodern, dessen besondere Richtung darauf hinausläuft, hinter den Gestalten und Ereignissen des geschichtlichen Menschentreibens vorzugsweise eine Begriffsdialektik zu gewahren, und der seine Kräfte stets gern der Aufgabe widmete, das Stromgebiet der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts in seiner mannichfachen Verzweigung zu erforschen oder mit andern Worten die Resultate der Culturgeschichte in ihre einzelnen Factoren zu zerlegen. Mundt läßt es in seinem „Machiavelli" nicht bei historisch-monographischen oder psychologischen Erörterungen bewenden, sondern übt hauptsächlich eine staatsmännisch-pragmatische Kritik. Ihm ist Machiavelli, und zwar mit großem Recht, die „lehrreichste Gestalt, an der man sich über den verhängnißvollen Umschlag welchen auch in unserer Zeit wieder die Volkspolitik in die Cabinetspolitik erleiden mußte orientiren kann". Und Machiavelli's Thätigkeit wird um so lehrreicher für uns, als die Verhältnisse unserer dermaligen deutschen Gegenwart mit den Zuständen Italiens um das Jahr 1500 manche nur allzu naheliegende Analogien bieten. Vorallem seufzte Italien ebenso nach Einheit wie Deutschland, und der Ghibellinismus war der früheste deutlichere Ausdruck dieser Sehnsucht. Machiavelli sah nur noch ein Rettungsmittel, um seinem Vaterlande zu dieser Einheit zu verhelfen; er sah dies Rettungsmittel nicht in der allgemeinen Republikanisirung oder Rückkehr zur Republik, sondern in dem Emporkommen eines Fürsten, eines gewaltigen Eroberers. Und da er die Verdorbenheit der damaligen Zustände hinlänglich kannte, stattete er seinen Fürsten mit Eigenschaften aus welche ihm durchaus erfoderlich schienen jedes Widerstreben zu besiegen. Sein Fürst ist keine moralische Größe, kein Mann der menschlichen Sittlichkeit, sondern ein verschlagener Diplomat und verwegener Tyrann. Es liegt dies ganz in dem Grundsatze den er in seinen „Discorsi" über die erste Dekade des Livius ausspricht, daß nämlich das Vaterland, sobald es sich in der äußersten Gefahr befinde, um jeden Preis vertheidigt werden müsse, und daß man dabei weder Recht noch Unrecht, weder Mitleid noch Grausamkeit, weder Lob noch Schande einer bedenklichen Rücksicht werth erachten dürfe. Der Erfolg gilt Machiavelli Alles, die Mittel Nichts, d. h. jedes Mittel welches zum Ziele führt scheint ihm durch den Zweck gerechtfertigt, oder, um mit Mundt zu reden, Machiavelli stellte die Praxis über das Princip. Denn wenn er seinen Fürsten auch moralische Seiten entwickeln heißt, so geschieht dies nicht auf Grund eines sittlichen Staatsprincips überhaupt, sondern nach dem Gebot der Klugheit, welche für besondere Fälle auch ein besonderes Verhalten, also z. B. auch Großmuth, Edelsinn, Gerechtigkeit u. s. w. vorschreibt. Während die Ghibellinen ihr Heil vorzüglich von einem auswärtigen Monarchen, namentlich von den deutschen Kaisern erwarteten, hat Machiavelli bereits einen ganz andern Standpunkt gewonnen. Er hatte erkannt daß die Ausländer, die Deutschen, die Franzosen und die Spanier, in Italien nur eine Befriedigung ihrer Macht- und Eroberungsgelüste sahen und das Land immer mehr an den Abgrund des Verderbens brachten. Die volksthümlichen oder freien Verfassungen lagen überall kläglich danieder; und überdies sprach er es in seinen „Discorsi" selbst aus: daß in einer Republik, so gut sie eingerichtet sein mag, ein Zeitpunkt eintritt, wo sie von der ursprünglichen Richtung abkommt und entweder einer monarchischen, aristokratischen oder oligarchischen Tendenz verfällt. Er erwartete das Heil von einem eingeborenen Fürsten, wie dies aus dem Schluß des den Mediceern gewidmeten Werks „Del principe" sattsam hervorgeht. Er sagt hier daß Italien auf Niemand zuversichtlicher hoffen könne als auf das Haus der Mediceer, und daß dieses Haus durch seine Klugheit und sein Glück zur Erlösung des Landes berufen sei. Und hiermit hängt gewiß auch der Umstand zusammen daß Machiavelli sein Werk nicht durch den Druck veröffentlichte, sondern es handschriftlich als ein diplomatisches Actenstück den Mediceern übergab. Mundt sagt bei dieser Gelegenheit:

Wir haben es also nur mit einem Vortrag zu thun, mit einer Berichterstattung über die neuen Principien der Gewalt in Italien, wobei sich Machiavelli gewissermaßen wieder im Rath der Fürsten zugelassen träumte. Wie ein echter Staatsdiener, der nur die Sachlage der Verhältnisse aufnimmt, unterzeichnet er in seinem Vortrag das Grundwesen der absolutistischen Fürstengewalt, leitet jedoch daraus zugleich die bestimmtesten Regeln und Maximen für den Fürsten her, wie er die ihm vorliegenden politischen Verhältnisse behandeln und gängeln solle und wie er im Interesse der Herrschaft sich zu dem Volke, dessen Bedürfnissen und Neigungen zu stellen habe.

Mundt sieht zunächst in der Lehre Machiavelli's das System der Verzweiflung an den schöpferischen und fundamentalen Ideen der Politik.

Die italienische Demokratie, die mit Dante begann und mit Savonarola abenteuerlich-schimpflich verendete, hatte ein Ganzes gestalten wollen. Sie wollte produciren und eine neue Schöpfung machen, in welcher sich das auseinanderfallende italienische Nationalleben von neuem zusammenfügen, von neuem auf dem Grunde der Ideen organisiren könne.

Dieses Ganze war nicht zustandegekommen, und als Machiavelli auftrat, stand er mitten in der allgemeinen Verwesung der volksthümlichen Organismen. Er predigte den Absolutismus, ohne jedoch damit seinen letzten Zweck für den vorliegenden Fall zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger gab sein Buch „Vom Fürsten" für spätere Geschlechter nur ein Compendium der Reactionspolitik ab. Wenn man erwägt welch bedeutender Factor die bewußte Reaction in der Entwickelung der neuern Geschichte geworden ist, wird man es vollkommen natürlich finden daß der Verfasser in seinem ersten Abschnitt von dieser Anschauung aus auf Machiavelli, den „systematischen Begründer der sogenannten Cabinetskunst", zurückgeht. Mundt sagt:

Die Wissenschaft fügte dem Machiavellismus seine theoretische Begründung und Ausführung hinzu. Die Diplomatie

aber vermochte auf den Höhepunkten aller europäischen Fragen, auf denen sie sich seit dem 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag bewegt, nichts Neues zu der Weisheit Machiavelli's hinzuzufügen, sondern sie arbeitete immer von neuem mit seinen alten Sätzen, die zum Theil nur nach dem conventionnellen Sinne jeder Epoche abgeschwächt und polirt wurden.

Und ferner heißt es:

Man wird auch stets zu Machiavelli zurückkehren müssen, wenn man über Ausgangspunkt, Ziel und Mittel der europäischen Politik klar werden und auf diese Klarheit die für jede Zeit nothwendigen Entschlüsse und Bestrebungen bauen will. Ohne sich mit Machiavelli auseinandergesetzt zu haben, wird man sich mit dem modernen Staat überhaupt nicht auseinandersetzen können; sowie man auf Luther und seine Zeitstellung immer wieder kritisch zurückgehen muß, wenn es sich um die Gestaltung der Kirche handelt.

Nachdem Mundt somit seinen Standpunkt und seine Motive für die Behandlung seines Vorwurfs angegeben, beginnt er im zweiten Abschnitt mit den historischen Grundlagen. Er bespricht hier vorzugsweise die Ausbildung des „demokratischen Princips" in Italien. Dieses Land ist die Quelle aus der „alle neuern geistigen, kirchlichen und politischen Bewegungen herfließen". Die Bildung der Republiken in Italien war eine natürliche Folge der Zersplitterung und Zertrümmerung welche die Nation durch den Einbruch der nordischen „Barbaren" erfahren hatte, und während die Entwickelung des nationalen Bewußtseins vorzugsweise auf eine Reihe einzelner Ortschaften beschränkt blieb, gestalteten sich diese als Mittelpunkte neuer staatlicher Organismen. Bei Mundt heißt es:

Die Italiener gaben hier schon früh dem ganzen übrigen Europa das merkwürdige Beispiel, wie nach der Auflösung politischer Gesammtkörper das Werk der menschlichen Association beginnt und wie diese in der Form der Republik zunächst immer nur die Form sucht für die Idee, sich selbst zu regieren und sich selbst zu bestimmen: eine Idee die aber weder in den italienischen Republiken noch in irgend einer politischen Staatsform zu ihrer Verwirklichung gelangen konnte und die nur als philosophisches und psychologisches Problem über allen Jahrhunderten stehen blieb.

Durch die siegreichen Kämpfe gegen Friedrich Barbarossa erstarkten die italienischen Republiken. Nichtsdestoweniger konnte diese Erstarkung nach außen doch nicht den Uebelständen vorbeugen welche sich im Innern geltendzumachen begannen. Hier ging die Freiheit rückwärts, d. h. sie wurde allmälig „aus einem Volksbegriff ein erblicher Familienbegriff, der mit dem Ansehen der aristokratischen Geschlechter, die sich bald vorzugsweise im Besitz der obrigkeitlichen Würden befanden, verwuchs". Dazu kam schon früh der Kampf der Guelfen und Ghibellinen, der anfangs allerdings nur den Streit des Papstthums und des Kaiserthums zum Gegenstand hatte, im Verlauf aber der Ausdruck der gesammten Zwiespältigkeit im modernen Leben Europas wurde und zuerst die großen Gegensätze welche unsern Welttheil bis auf den heutigen Tag in Aufregung halten andeutete und einleitete. Wir meinen die Gegensätze zwischen den absolutistischen und volksthümlichen Institutionen im Staatsleben, zwischen den freien und unfreien Formen der religiösen Anschauung. In Italien bemühte sich der Absolutismus schon früh auf jede mögliche Weise die allgemeine Verderbniß auszubeuten und durch jedes Mittel die Herrschaft zu erringen. Mundt sagt:

Es war daher keine willkürliche Erfindung welche Machiavelli mit seinem vielberühmten und vielgebrauchten Buch „Vom Fürsten" gemacht hatte. Der Machiavellismus lag als historische Bedingung in der Zeit gegeben und vorgebildet, und Machiavelli erschien mit seinem System nur wie ein Actuarius welcher den damaligen Thatbestand der europäischen Politik aufnahm. Die machiavellistische Politik war in den italienischen Zuständen selbst, in denen und für die sie zunächst hervorging, schon vor dem Auftreten Machiavelli's thatsächlich vorhanden oder, wie dies ein italienischer Schriftsteller Galeani Napeone zuerst geistreich ausgedrückt hat, der Machiavellismus war beiweitem früher als Machiavelli selbst. Machiavelli wurde nur der Theoretiker dieses Systems, für welches er schon die renommirtesten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte als praktische Belege und Urbilder anführen konnte.

Man denke an seine Vorgänger in Ludwig XI., Ferdinand dem Katholischen und Cesare Borgia. Wie früh sich auch die demokratischen Elemente in Italien entwickelt haben mochten, sie wurden am ehesten hier wieder wie wir andeuteten zurückgedrängt.

In den nächstfolgenden Abschnitten behandelt Mundt die Lebensverhältnisse Machiavelli's und seine literarische Thätigkeit im Allgemeinen, und wenn er dabei auch vorzugsweise der Darstellung Périès' („Histoire de Nicolas Macchiavel") folgt, so versäumte er es darum doch nicht die Quellen selbst zurathezuziehen, sowie die ganze übrige gedankenreiche Behandlungsweise ihm ein genügendes Verdienst der Selbständigkeit sichert. Das Leben Machiavelli's ist in seinen einzelnen Theilen der Nachwelt nicht so bekannt geworden wie man wünschen möchte, und es steht kaum zu hoffen daß die Auffindung neuer Documente jemals etwaige Lücken ausfüllen wird. Es kann nicht unser Zweck sein hier näher auf seine äußern Geschicke einzugehen; halten wir uns statt dessen an die Resultate welche Mundt in Hinsicht auf die persönliche Charakteristik des florentinischen Staatsmanns aus den angestellten Forschungen gewonnen hat. Mundt nennt Machiavelli dem ganzen Inbegriff seiner Natur nach einen Diplomaten, durch und durch einen Rechenkünstler des politischen Erfolgs, der stets nur der Wirklichkeit Rechnung getragen und jede idealistische Anschauung derselben von sich gewiesen habe. Der Verfasser fügt hinzu:

Damit kann aber nicht geleugnet werden daß Machiavelli nicht auch als Diplomat in den Dienst der höhern politischen Ideen seines Vaterlands sich zu stellen gewußt. Bei seinen gesandtschaftlichen Stellungen ging er immer vornehmlich darauf aus die Gesammtzustände der Länder in denen er sich befand zu studiren, und er benutzt in seinen Berichten nicht selten die gesammelten Erfahrungen zu patriotischen Rathschlägen für sein Vaterland. Hier war er schon nicht der gewöhnliche Diplomat, der nur in der kalten Algebra der Verhältnisse sich bewegt und über den Umfang seiner Instructionen hinaus weiter kein Herz und kein Gewissen hat.

Italien war der eigentliche Boden der Diplomatie, und hier begann zuerst jene politische Kunst welche in der Erhaltung des sogenannten staatlichen Gleichgewichts

ihre vorzüglichsten Triumphe feiert. Die Verhältnisse welche damals in Italien walteten wurden Ursache daß diese diplomatische Politik die Natur der abscheulichsten Perfidie annahm, und daß nur Der seinem speciellern Vaterlande die besten Dienste erweisen konnte welcher die größte Fähigkeit besaß durch List, Betrug und jegliches Mittel die Schwächen seiner Gegner auszubeuten. Bei Mundt lesen wir:

In Italien war zuerst die politische Balancirkunst zu einer Nothwendigkeit der Erhaltung für fünf Staaten geworden, welche unter den Trümmern und Halbheiten der staatlichen Existenzen sich obenauf erhalten konnten. Diese italienischen Hauptkörper waren Venedig, Rom, Mailand, Neapel und Florenz. In diese seit der Mitte des 15. Jahrhunderts unablässig dauernden Bewegungen der Vergrößerungs- und Verkleinerungspolitik trat nun Machiavelli wie in seine Schule ein, und dies kann bei einem so edel begabten und zartbesaiteten Geiste nicht ohne eine Revolution seiner innersten menschlichen Natur abgegangen sein. Wir müssen annehmen daß eine tief-innere Scheidung als Mensch und als Politiker sich in ihm bewerkstelligt habe, ehe er sich zum Meister in den Staatsgeschäften seiner Zeit und solcher Zeit vollenden konnte. Seine Fortbildung als Politiker mußte in einem umgekehrten Verhältnisse zu seiner Entwickelung als Mensch und zu seinem wahrhaft menschlichen Bedürfniß nach politischer Freiheit stehen. Wir können nicht anders annehmen als daß Machiavelli besonders dadurch ein so ausgezeichneter Diplomat geworden sei, weil er bei Zeiten sein besseres menschliches Theil in seiner Brust in Sicherheit gebracht und die Idee der Freiheit nur in den geheimen Cultus seines Herzens verwiesen, wo dieselbe mit den Staatsgeschäften sich gar nicht zu berühren hatte.

Mundt findet die Erklärung dieser Trennung des Menschen und Politikers bei Machiavelli in der pragmatischen Beweglichkeit des romanischen Naturells, in dem italienischen Blut und Charakter des Mannes. Eine Erklärung ist dies allerdings, wir können dadurch aber nicht veranlaßt werden ihn vom ethischen Standpunkt aus höher zu schätzen als es von uns in der Einleitung gegenwärtiger Besprechung geschehen. Der Verfasser scheint diese Betrachtungsweise mit der Meinung abzuschneiden daß es in Machiavelli's menschlichem Innern trostlos und verzweifelt ausgesehen haben müsse. Und wie dieser Ausspruch näher verstanden werden soll, darüber geben die folgenden Zeilen Auskunft.

Ueberall wohin Machiavelli in seiner Zeit schaute sah er nur die Unfähigen (?) und Schlechten am Ruder, und einer entarteten und verworfenen Volksmasse schien nur noch dadurch geholfen werden zu können daß sie von einem Meister der Schlechtigkeit geknechtet wurde. Einen solchen Meister, der auch zugleich ein schöpferischer Ordner des Verderbens werden sollte, strebte Machiavelli in seinem „Fürsten" zu construiren.

Die Entstehung des „Fürsten" hatte zunächst eine äußere Veranlassung, die wir aus einem Briefe Machiavelli's an Vattori erfahren. Machiavelli wollte aus seinen momentan drückenden Verhältnissen erlöst und, da die Mediceer über das kurze Intermezzo der Republik triumphirt hatten, von diesen wiederum zu Staatsgeschäften verwandt werden. Zugleich schien die Familie der Medici am besten seinen Zwecken, die er in Bezug auf das Heil von Italien hegte, zu entsprechen. Er dedicirte sein Buch dem Lorenzo von Medici, dem Sohne des im Jahre 1494 verbannten Peter von Medici und Neffen des Papstes Leo X., welcher seinerseits ebenfalls an nichts Geringeres dachte als die Herrschaft seiner Familie über ganz Italien auszudehnen. Mundt sagt:

Die Seele dieses Lorenzo glühte von Rachegedanken die er in der Verbannungszeit seiner Familie genährt, und zu dem italienischen Normaltyrannen, wie ihn Machiavelli in seine Gedanken gefaßt hatte, war er in der That körperlich wie geistig auf das vollendetste ausgerüstet. Das Volk sprach öffentlich davon: daß er ein großes italienisches Gesammtkönigreich begründen werde, indem er alles Land zwischen dem Tyrrhenischen und Adriatischen Meer vereinigen werde.

Der Glaube an einen kommenden Messias Italiens war allgemein und zwar schon seit langer Zeit, sodaß die Motive zur Abfassung des „Fürsten" auch von dieser Seite einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten. Lorenzo nahm das Buch an, ohne sich indeß viel um den Verfasser zu bekümmern. Erst nach dem Tode Lorenzo's, welcher schon im Jahre 1519 erfolgte, gelang es Machiavelli mit den Mediceern in freundlichern Verkehr zu kommen.

Um diese Zeit veranlaßte Leo X., welcher mannichfache Reformen für den florentinischen Staat im Sinne hatte, den Verfasser des „Fürsten" zur Abfassung einer Denkschrift über die Verbesserung der staatlichen Zustände von Florenz.

Diese Abhandlung sucht die diplomatische Klugheit der Rathschläge die er den Mediceern ertheilt mit der größten principiellen Ehrenhaftigkeit zu verbinden. An der Redlichkeit seines politischen Standpunkts dürfte hier Nichts auszusetzen sein. Das Bestreben leuchtet zwar noch durch, den Familienplanen der Mediceer Vorschub zu leisten, aber Machiavelli, wie es scheint, schon gereizt durch die Unempfindlichkeit dieser Gewalthaber gegen ihn, unternimmt es nicht mehr das demokratische Princip weiter umzubiegen als es ihm seiner eigenen Ueberzeugung gemäß erscheint.

Letzteres mag wahr sein, nichtsdestoweniger scheint uns die „principielle Ehrenhaftigkeit" in der genannten Abhandlung dennoch häufig von der diplomatischen Transaction verdrängt zu werden. Machiavelli verwirft einerseits alle Mittelformen zwischen Fürstenthum und Republik, d. h. zwischen den beiden Formen welche er als die einzigen beiden echten und dauerhaften Verfassungen ansieht, auf der andern Seite jedoch will er den Einfluß und die Obmacht der Mediceer in der neu zu organisirenden Republik der Florentiner gewahrt wissen, sodaß das Volk erst nach dem Aussterben der Familie seine volle Freiheit erhalten solle. Mundt ist der Meinung, Machiavelli habe die Absicht gehabt die Medici hier zu Reformatoren des demokratischen Princips in Italien zu machen. Die abermalige Vertreibung der Mediceer im Jahre 1527 warf Machiavelli wiederum in seine verlassene Lage zurück. Das Volk wollte Nichts von ihm wissen, und man erkennt hieraus daß man ihn damals schon für einen Mann hielt auf den man nicht bauen könne. Sagt doch Varchi in seiner „Florentinischen Geschichte" sogar, sein Tod wäre „allen Guten wie allen Schlechten willkommen" gewesen!

Vom siebenten Abschnitt an beginnt Mundt den Fürstentractat näher zu beleuchten, ihn von Capitel zu Capitel durchzugehen und am erfoderlichen Orte die Entwickelung der modernen Politik, namentlich in Deutschland, Frankreich und England, mit den machiavellistischen Anschauungen zu confrontiren. Sogleich im ersten Capitel des „Principe" wird eine besondere Betonung auf die neuen Fürstenthümer im Gegensatz zu den dynastisch ererbten gelegt. Dies war der Punkt auf welchen die Verhältnisse Italiens hinwiesen, und von hier aus „setzt sich die ganze Maschinerie der machiavellistischen Politik in Bewegung". Der neue Fürst welchen Machiavelli im Auge hat und den er bilden will ist ein Mann des Glücks und seiner eigenen tüchtigen Persönlichkeit. Seine Aufgabe besteht darin, Herr eines großen Territoriums zu werden, seine Anfänge zunächst auf die Eroberungspolitik zu basiren und dann auf dem Wege kriegerischer Reorganisation die Verwirklichung der staatlichen Einheit zu erzwingen. Die Idee der Einheit führt den Verfasser zu den alten Wiederherstellungsversuchen des Kaiserthums in Italien zurück, und wiewol dieser Abschnitt, welcher hauptsächlich der Erinnerung an Dante gewidmet ist, unter die etwas abschweifenden Episoden gehört, so wird er doch insofern unser Interesse beanspruchen als er durch gewisse Analogien mit Zuständen unserer unmittelbaren deutschen Vergangenheit motivirt wird. Mundt behandelt seinen Gegenstand nirgend knapp und zieht Alles heran was mit dem Thema irgend in Verbindung steht. Wenn sich dabei mancherlei Ueberflüssiges einschlich, so erklärt sich dies besonders aus dem Umstande daß das Buch ursprünglich aus einer Reihe von Vorlesungen welche der Verfasser an der breslauer Universität hielt hervorging. Auch die Diction trägt vielfach die Spuren dieser ersten mündlichen Behandlung an sich, indem z. B. gewisse Hauptstandpunkte der Betrachtung allzu oft, wenn auch unter veränderter Form wiederholt werden; die schriftliche Darstellung bedarf so gehäufter Accente nicht.

Aus den fünf ersten Capiteln des „Principe" zieht Mundt das Résumé daß sich die machiavellistische Politik vorzüglich als die stoffartige Verarbeitung der Volksexistenzen zur Ausführung einer großen Machtorganisation erweise. Wenn wir die Entwickelung der Verhältnisse des modernen Europa näher ins Auge fassen, so erkennen wir daß diese Lehre Machiavelli's hauptsächlich von drei Staatsmännern, von Richelieu, Mazarin und Metternich praktisch ins Werk gesetzt wurde. Mundt sagt:

Die Politik des großen Cardinals von Richelieu hatte Machiavelli schon im vierten Capitel seines „Principe" fast buchstäblich für Frankreich vorgezeichnet. Machiavelli lehrte dort daß es in der französischen Politik vorzugsweise darauf ankommen werde die Großen des Reichs zu bändigen oder sich mit ihnen abzufinden, da dieselben sich immer leicht zu Häuptern neuer Veränderungen aufwürfen. „Wenn du sie weder zufriedenstellen noch aus dem Wege schaffen kannst, verlierst du einen solchen Staat, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet." Und dies war der Hauptgedanke der Politik des Cardinals Richelieu gewesen, durch Erniedrigung der Großen die königliche Macht in Frankreich zu erheben, worin ihm Mazarin mit den weitern Consequenzen folgte daß er die Parlamente angriff und zu einem bloßen Schatten ihrer Bedeutung herunterbrachte. Durch diese Politik, welche den Widerstand der Volkskraft reifen mußte, wurden allerdings die Grundkeime der Revolution im französischen Staate zuerst ausgestreut. Eine andere Seite des Machiavellismus war in Metternich zur giftigsten Blüte aufgegangen. Es war dies das Regieren mit zugrundegerichteten Nationalitäten, wie es uns Machiavelli in seinem fünften Capitel gelehrt hat. Dasselbe diplomatische Spiel welches Metternich mit den Ungarn, Böhmen, Italienern, Polen getrieben, aus deren gegenseitiger Erniedrigung er das Gleichgewicht der östreichischen Staatsmaschine schöpfte, dasselbe Spiel hatte er auch mit den Deutschen im Sinne. Deutschland sollte ebenfalls mit der Zeit nur ein geographischer Name werden, wozu nach Metternich's vielwiederholtem Ausspruch Italien bereits geworden war. Deutschland war in der alten Bundesverfassung und in den Tractaten von 1815 auf dem Wege diesen mit starrer Klugheit gegängelten Consequenzen des Metternich'schen Systems anheimzufallen, wenn nicht dies System eben weit mehr als das Vorbild Frankreichs die Quellen der deutschen Revolution aus sich entlassen hätte.

Neue Ordnungen der Dinge sollen nach Machiavelli nur mit Gewalt der Waffen eingeführt werden. Es ist dies einer jener Punkte des „Principe" welche für jede Partei eine sehr positive Lehre enthalten. Die Männer des Justemilieu, die abstracten Humanisten und ähnliche Naturen werden diese Lehre verdammen und Alles von der Macht der Idee und vom Vertrauen abhängig machen; andere dagegen welche sich keiner Illusion über die Menschen und die Praxis hingeben finden sie vielleicht wenigstens da anwendbar, wo gerade von der Schnelligkeit der Umgestaltung der Verhältnisse ein besonderer Vortheil zu erwarten steht. Ein von sich selbst abhängender Neuerer, welcher die Mittel in den Händen hat Zwang anzuwenden, wird nach Machiavelli selten Gefahr laufen. Daher kam es, wie er sich ausdrückt, daß alle bewaffneten Propheten siegreich gewesen sind und die unbewaffneten erlagen. Unser Verfasser sagt bei dieser Gelegenheit:

Diese bewaffneten Propheten, die Machiavelli der zum Handeln schwankenden und wankelmüthigen Natur des Volks gegenüberstellt, erscheinen ihm als die eigentlichen Fortbeweger der Geschichte und als Diejenigen welche den Völkern zum Theil wider ihren Willen und zum Theil zu deren Bestem ihre Zukunft machen. Der Widerspruch der innersten Gesinnung, welcher dem Autor bei seinem ganzen Buche in allen Gliedern gelegen, macht sich hier zum ersten mal Luft, gewissermaßen durch eine ideelle Schwenkung, welche Machiavelli gegen sich selbst unternimmt. Vom kriegerischen Despoten, den er eigentlich zunächst erziehen will, läßt er hier den ideellen Uebergang zum bewaffneten Propheten durchschimmern und zieht plötzlich sogar einen Volksmann, wie Savonarola, in den Kreis dieser Betrachtung. Er sagt von ihm: daß seine neue Verfassung selbst ihn gestürzt habe*), sobald die Menge anfing ihm nicht mehr zu glauben, und er der Mittel ermangelte, um Die welche geglaubt hatten fest zu halten und die Ungläubigen glauben zu machen.

Es könnte in der That auffallend erscheinen daß

---

*) Diese paar Worte sind nicht ganz präcis übersetzt, wodurch eine kleine Ungenauigkeit entsteht. Im Original heißt es: „... Savonarola, il quale rovinò ne' suoi ordini nuovi" d. h. Savonarola, welcher bei seinen Neuerungen, bei Einführung seiner Neuerungen (neuen Ordnungen, Institutionen) zugrundeging.

Machiavelli in einer Zeit wo ein Savonarola lebte, wo das kirchliche Element noch immer so stark ins Gewicht fiel, von Letzterm nicht mehr Notiz genommen habe, wenn wir nicht aus einigen Andeutungen seiner Schriften schließen dürften daß er Rom von allem organisatorischen Geist verlassen und demgemäß schon für theoretisch überwunden hielt. Auf Rom schiebt er das ganze Verderben Italiens, ja er geht sogar so weit, die christliche Religion selbst wegen ihrer Passivität für unverträglich mit einer kräftigen politischen Entwickelung und mit der Freiheit zu erklären, oder wenn auch nicht gerade die christliche Religion selbst, so doch wenigstens jene Weltanschauung welche durch ihre falschen Ausleger zur Herrschaft gelangte. Diese Ideen veranlassen Mundt zu dem Abschnitt: „Die revolutionnäre Situation innerhalb des Verhältnisses von Staat und Kirche", welcher in dem darauf folgenden: „Vom Urbilde des Fürsten und von den gut gebrauchten Grausamkeiten", manche zweckdienliche, auf heutige Staatstheorien bezügliche Ergänzungen erhält, wiewol wir die Anknüpfung in ihrer speciellen Weise etwas gewaltsam finden. Mundt sagt:

Der moderne Absolutismus, wie er durch Hobbes und Haller in einem wissenschaftlichen System gefaßt wurde, ist nichts Anderes als jene „gut angewandte Grausamkeit" die Machiavelli lehrt und welche eigentlich das Princip der sogenannten väterlichen Gewalt auf den Thronen ist.

Eine nähere Betrachtung Dessen was Machiavelli sagt wird die Leser zweifelsohne überzeugen daß diese Combination eine ziemlich willkürliche ist; was Machiavelli unter der gut angewandten Grausamkeit versteht, hat mit dem Princip des patriarchalischen Königthums sehr wenig zu schaffen. Geht doch die specifische Verschiedenheit beider Principien aus einer spätern Aeußerung Mundt's selbst hervor. Er fährt nämlich, nachdem er die Basirung des väterlichen Princips auf das Christenthum besprochen, also fort:

Machiavelli würde die Christianisirung der politischen Gewalt im Interesse der Gewalt selbst für ein schlechtes Geschäft gehalten haben. Er wollte einen durch die Gewalt schöpferischen Fürsten, der die Zustände reorganisirt, während der väterlich herrschende Fürst, wenn er wirklich aus dem Princip der christlichen Liebe ein Staatsprincip machen will, dies nur in schon geschaffenen, dauernd geordneten Zuständen vermag, in Zuständen, wie sie das noch nie dagewesene Paradies der Geschichte constituiren würden. Mitten im Kampf und in den Bewegungen der Geschichte ist nicht Zeit zu einem väterlichen Regieren, da aus demselben sonst leicht eine Lüge und eine Ohnmacht werden müßte. Es kommt hier darauf an, sich der Thatsachen mit starker Hand zu bemeistern. Das väterliche Princip, welches seine Zeugungskraft gewissermaßen schon verschossen hat und nur noch zur Erziehung und Leitung einer bereits vorhandenen Welt taugt, kann sich nicht zum Gestalter historischer Ereignisse machen, sondern es trägt den wahren Tod der Geschichte in sich.

Dieser Gestalter aber ist eben Niemand anders als der Machiavelli'sche Fürst, welcher sich großentheils mittels der gut gebrauchten Grausamkeit seinen Pfad bahnt; kann letztere also wol, selbst nur nach der angeführten Stelle zu urtheilen, mit dem Princip des väterlichen Regiments identisch sein? Wir haben diese Erörterung Mundt's nicht ohne Grund hervorgehoben, wollen ihr jedoch nicht weiter ähnliche Rügen zur Seite stellen: Ein Beispiel genüge für mehre. Der Verfasser, so sehr wir ihm auch das Talent einer gedanklichen Betrachtung und geistreicher Analogien zugestehen, übt nicht immer jene Kritik welche die Verwendung des gegebenen Materials einleiten muß. Daher kommt es daß er zuweilen bei nachlassender Schärfe der Auffassung in einer Thatsache oder einem Ausspruch entweder etwas Falsches oder zu viel sieht. Und je stärker ihn dabei das Streben nach Analogien beherrscht, desto weiter entfernt sich oft die Ausführung vom Kern der Sache.

Vom zehnten bis vierzehnten Capitel behandelt Machiavelli vorzugsweise die militairische Organisation des Staats. Hier wie in seinen „Sieben Büchern über die Kriegskunst" spricht er sich aufs entschiedenste gegen die Anwendung der Miethstruppen aus und lehrt die Theorie der Nationalmilizen, von der er zugleich die Wiederherstellung seiner Nation erwartet. Im Interesse seines Fürsten legt er das größte Gewicht auf das Militairwesen und als normaler Zustand des Staats scheint ihm hierbei, wenigstens nach momentanem Erforderniß der damäligen Verhältnisse, eine Art bewaffneten Friedens vorzuschweben. Mundt glaubte in dieser Idee wieder eine jener zweischneidigen Spitzen des machiavellistischen Systems zu finden. Der Fürst erhält auf der einen Seite durch eine nationate Armee die Mittel, den Staat zu einem geschlossenen kräftigen Ganzen zu organisiren, während auf der andern Seite der Bürger die Waffe in die Hände bekommt und dadurch in ein neues Verhältniß zum Fürsten tritt. Wir lassen es dahingestellt sein, inwieweit sich Machiavelli hier wirklich eines dereinst wahrscheinlichen bewaffneten Widerstandes gegen Gewaltmaßregeln und Ungerechtigkeiten des Herrschers bewußt war. In einer Zeit wo noch die Verschwörung als ein Hauptmoment für politische Umgestaltungen angesehen wurde, erscheint der Gedanke einer Theorie der Revolution, wie sie in dem angedeuteten Punkte liegt, wenigstens nicht unantastbar motivirt.

Während der Verfasser in einem frühern Abschnitte an die aus Machiavelli hergeleitete Politik des Cardinals Richelieu den weitern Verlauf der französischen Staatsentwickelung anknüpfte und bis auf die jüngsten Zeiten herabführte, nimmt er jetzt Gelegenheit über England zu sprechen. Er findet den Uebergang in der Idee Machiavelli's, gleichsam den Krieg an die Stelle der Politik zu setzen, und sieht in dem Grundsatze des Thomas Hobbes daß die Gesellschaft der Krieg Aller gegen Alle sei eine weitere Verwendung dieser Idee. Wenn wir indeß bekennen müssen daß weder Machiavelli noch auch selbst Hobbes auf die englischen Verfassungszustände einen irgend nachhaltigen Einfluß geübt haben, so dürfte die Heranziehung der englischen Geschichte als weniger zur Sache gehörig erscheinen. Die Reaction

konnte in England nur sehr vorübergehend, in wenigen Jahren der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Fuß fassen. Wesentlicher als der Abschnitt über England ist das Capitel vom „Naturproceß der Staaten", worin Mundt zunächst darauf aufmerksammacht wie Macchiavelli „in der ersten Bildung der Staatskörper überhaupt ein Zusammenwirken natürlicher und materieller Nothwendigkeiten sieht, aus denen durch die Entwickelung des Staats selbst erst die geistigen Begriffe die das gesetzliche und vernünftige Zusammenleben bilden sich feststellen". Die maßgebenden Ansichten über diese Punkte sind größtentheils in den „Discorsi" zu Livius niedergelegt. Hat sich ein Staatskörper gebildet, so treten dann in ebenso naturgemäßer Weise in seinen Formen die mannichfachsten Wandlungen und Umgestaltungen ein: er macht bei normal natürlicher Entwickelung alle Stationen von den äußersten Grenzen der Tyrannei bis zur Anarchie und Ochlokratie durch, ein mal oder mehre mal, je nach seiner angeborenen Lebensfähigkeit. Die angeborene Lebensfähigkeit schließt zugleich das ursprüngliche Princip des Staats in sich; die Rückkehr zu diesem Princip erscheint Macchiavelli daher als das einzige Mittel einer wahren Restauration, wenn eine solche überhaupt noch möglich, wogegen andern Falls ein völlig abgestorbener Staatskörper sich nur dazu eigene, „von einem andern mächtigern und noch naturkräftig verbliebenen Staate erobert und demselben einverleibt zu werden". Was die Lebensdauer der Staatsformen betrifft, so räumt er ganz im Gegensatz zu den meisten Staatslehrern der Neuzeit der Republik den Vorzug vor der Monarchie ein, „weil jene sich besser der Verschiedenheit und Beweglichkeit der Zeiten anschmiegen könne, wegen der Verschiedenheit und Beweglichkeit der Bürger selbst, was einem Fürsten nicht möglich sei". Die neuern Staatslehrer bemühen sich, der Monarchie durch die Entwickelung constitutionneller Formen diese Beweglichkeit zu verschaffen und sehen in der Monarchie die beste Gewährleistung gegen alles egoistische Streben der Individuen. Macchiavelli hat kein Vertrauen zu einer solchen Vermischung republikanischer und monarchischer Formen. Mit Heranziehung der letzten Capitel des „Principe" gelangt Mundt zum Schlusse seines Buchs, zur „Physiologie der fürstlichen Persönlichkeit", und weist hier nach, wie der Fürst im Sinne Macchiavelli's Politik und Moral durchaus trennen und wie er „seine innerste menschliche Persönlichkeit ruiniren müsse, um auf Kosten derselben die Herrschaft zu behaupten und den Staat zu regieren".

Wir legen hier das Mundt'sche Buch mit der Ansicht aus der Hand daß der Verfasser seinen Stoff zwar hier und da etwas zersplittert und in die Breite einer mitunter schwülstigen Discussion gezogen habe, daß es ihm aber doch im Ganzen gelungen sei, die macchiavellistischen Standpunkte mit allgemeinem Verständniß der Zeit und objectiver Einsicht hervorzuheben und an dem gegebenen Material eine Reihe wenn auch nicht neuer, so doch immerhin interessanter und geistvoller Ideen über das staatliche Leben des Menschengeschlechts zu entwickeln.*)

Gehen wir zu Venedey über. Venedey sieht in den drei Gestalten Macchiavelli, Montesquieu und Rousseau die Vertreter des ganzen Kreises der Staatswissenschaft, indem in Macchiavelli der offene und verkappte Absolutismus, in Montesquieu die constitutionnelle Monarchie und in Rousseau die demokratische Republik ihren Führer gefunden.

Was der Verfasser über Macchiavelli sagt, darüber können wir uns kurz fassen. Venedey kennt nur den Standpunkt der sittlichen Entrüstung, und es ist somit für die kritische Würdigung der Erscheinung des florentinischen Staatsmanns nichts Neues gewonnen. Das einzige Neue was wir aus Venedey lernen ist die Ansicht und der Nachweis daß Macchiavelli ein flacher und bornirter Mensch gewesen, und daß er höchstens Das besessen was man mit eben nicht besonderer Emphase schlechtweg den gesunden Menschenverstand nennt, den „gros bon sens, der aber nicht weiter sieht als der Blick eines kleinherzigen Menschen trägt, der in den engen Kreis der nächsten Ereignisse eingezwängt ist und gerade deswegen überall fehlschlägt, wo die Ursache des Ereignisses oder deren Folgen über diesen Gesichtskreis hinausliegen". Eine Reihe von Widersprüchen, welche Venedey in Macchiavelli's Werken gefunden zu haben glaubt, müssen seine Argumentation gleichfalls unterstützen helfen. Wir zweifeln sehr, ob der Verfasser die Sachkenner zu seiner Auffassung bekehren wird. In moralischer Beziehung nennt Venedey den Macchiavelli von der Schlechtigkeit der damaligen Zustände inficirt, bemerkt dabei aber daß er „eigentlich doch nicht ganz schlecht" gewesen, weil man selbst in seinem „Fürsten" auf einzelne Stellen stoße, „die bekunden daß die Politik der er dort huldigte so weit möglich doch das Gerechtigkeitsgefühl nicht ausschloß"; mit andern Worten: „das Gerechtigkeitsgefühl war stumpf, aber es war wenigstens nicht ganz untergegangen in ihm."

Die Abhandlung über Montesquieu geht schon gründlicher auf das Wesen der Sache ein. Montesquieu ist der Mann der gemäßigten Regierungen, des Justemilieu, der beschränkten Monarchie: in der Balance der drei Gewalten (gesetzgebende, richtende, vollziehende), wie sie die englische Verfassung aufweist, sieht er die abgeschlossene Garantie der politischen Freiheit. Venedey's Absicht läuft hierbei darauf hinaus, die Elemente des modernen Constitutionalismus zu untersuchen und ihn als unhaltbar, namentlich für die deutschen Verhältnisse, darzustellen. Venedey sagt:

Das System Montesquieu's über die drei Gewalten ist innerlich so haltlos wie das über die drei Principe (Republik, Monarchie, Despotie — Tugend, Ehre, Furcht). Es gibt nur eine herrschende Gewalt im Staate, wie es nur einen be-

---

*) Die 1853 erschienene zweite Ausgabe des Mundt'schen Buchs ist mit einem Capitel: „Macchiavellismus und Napoleonismus", vermehrt, auf das wir hier nicht weiter eingehen. D. Red.

lebenden Grundsatz gibt. Ueberall wo Montesquieu seine drei Gewalten thätig und nebeneinander sieht gehorchten zwei von diesen stets der dritten. In den despotischen Staaten beugt sich der Richter vor dem Willen des Despoten, in den freien Staaten steht der Richter über aller Macht. Und in dieser Stellung der richterlichen Gewalt liegt die Freiheit.... Freiheit heißt alsa Recht. Das Bewußtsein unser Recht überall geschützt zu sehen ist das Gefühl der Freiheit, das den freien Mann selbst in Ketten nicht verläßt. Dies Bewußtsein kann aber nur Der haben der sicher ist daß die höchste Gewalt die der Gerechtigkeit ist, daß das Recht nicht gebrochen werden kann. Diese Gewißheit ist aber nur da vorhanden wo die richterliche Gewalt die höchste, die letzte ist.... Die Freiheit, das Rechtsbewußtsein nimmt aber in den Staaten nothwendig in demselben Grade zu, in dem sich die Grundlage auf der Recht und Gerechtigkeit ruhen vergrößert. In Despotien hat nur der Despot Recht und Freiheit, weil er unbeschränkter Richter ist; in Aristokratien die bevorzugte, berechtigte Classe; in Demokratien das ganze Volk.

Nicht die Balance der drei Gewalten ist es was in England nach Venedey die Freiheit erhält, sondern der Umstand daß das Parlament die oberste richterliche Gewalt in seinen Händen hat. Und in Bezug auf den Constitutionalismus heißt es:

Das Endergebniß der constitutionnellen Monarchie, wo sie bisjetzt versucht wurde, war der Absolutismus, mag dieser nun wie in Spanien, Portugal und Neapel in der Hand eines Sprößlings alter Königsfamilien oder wie in Frankreich in der eines Napoleoniden oder eines afrikanischen Generals ruhen. Das erklärt es, woher es kam daß die Absolutisten sich in der neuesten Zeit so willig unter die Fahne der constitutionnellen Monarchie stellten. Sie wußten daß es sich hier um eine Form ohne Inhalt handle; sie hatten es aus der Erfahrung gelernt daß die neumodische französisch-constitutionnelle Monarchie der „Schule“ (Montesquieu's) überall sehr bald wieder in die Bahn der absolutistischen Regierungen einlenke.

Der Verfasser spricht hier von einer „neumodischen französisch-constitutionnellen Monarchie“, weil er die Constitutionnellen der Neuzeit auf dem Continent und namentlich in Deutschland nur für Nachbeter Montesquieu's und seiner Schule hält, deren „constitutionnelle Monarchie Nichts weniger als eine ursprüngliche Nachahmung der (von ihnen nicht begriffenen) Verfassung Englands, sondern nur ein schlechter Abklatsch eines verfälschten Nachdrucks“ sei. Die politische Anschauung Venedey's resumirt sich zuletzt in folgendem Schlusse:

Das System Montesquieu's hat sich weder in der Theorie noch in der Praxis haltbar bewiesen. Wer dasselbe aller Zusätze und Beigaben der Schulweisheit entledigt, der kommt wol auch zu dem bessern Wesen das im Innern Montesquieu's waltet. Und dann führt seine geläuterte Lehre selbst zu einem höchsten Gerichte, das als die oberste, die alleinige Macht im Staate über die Geschicke des Volks entscheidet. In der That und in der Wahrheit ist das englische Parlament nichts Anderes als ein solches Obergericht über alle Machtbevollmächtigten des Staats.

Wir unterbrechen hier den Verfasser einen Moment und erinnern daran daß schon im Alterthum eine ähnliche Idee und Form zur Erscheinung gekommen und zwar in dem Areopag zu Athen. Denn wenn die genannte Institution auch in ihren frühern Stadien von keinem weitern Einfluß auf den Staat, ja nicht einmal eine eigentliche besondere Behörde, sondern nur ein Gerichtshof neben dem andern war, so wurde sie doch durch die Solonischen Bestimmungen zu einer umfangreichen und dominirenden Bedeutung erhoben. Soviel wir wissen, hatte der Areopag von Solon an bis zu seiner im Auftrage des Perikles von einem gewissen Ephialtes veranlaßten Schwächung wahrscheinlich die Oberaufsicht über alle Staatsverhältnisse und war der oberste Richter in den wichtigsten Angelegenheiten, namentlich wo es auf das Leben des Bürgers ankam; ebenso konnte er durch sein Einschreiten manche Sachen zu einer zweiten Berathung vor das Volk bringen, wie er endlich überhaupt als moralische Kraft eine mächtige Wirkung ausübte. Venedey schließt:

Die Verwirklichung alles Dessen was die Schule Montesquieu's anstrebte wird nur dann möglich, wenn sie, wie die Theorie Montesquieu's, wie sein Vorbild England, auf diesen einigen Grundsatz zurückfällt: ein Parlament, Vertreter des ganzen Volks, als Träger der höchsten Staatsgewalt, als oberstes Gericht über alle Machtbevollmächtigte und jede Thätigkeit des Staats.

Am ausführlichsten und theilnehmendsten hat sich der Verfasser mit Rousseau beschäftigt. Rousseau ist ihm „in gewisser Beziehung der fleischgewordene Gedanke und Vertreter der neuern Zeit. In ihm finden wir alle Schwächen und Erbärmlichkeiten einer untergehenden Welt wieder, zugleich aber auch die volle Ahnung der Auferstehung und ebenso das Zauberwort das das Wunder der Auferstehung bewirkt.“ Dieses Zauberwort heißt Rückkehr zur Natur, und Rousseau ist der Poet und Prophet der neuen Weltanschauung. Der Verfasser erwarb sich das Verdienst, besonders einige Partien der Lebensverhältnisse Rousseau's in ein anderes Licht gestellt zu haben als in dem sie vielfach bisher betrachtet wurden. So z. B. seine Beziehung zu Grimm und das Benehmen dieses Mannes gegen ihn. Was Venedey indeß über Hume und sein Verhältniß zu Rousseau sagt, erscheint uns nicht völlig unparteiisch. Es circulirte damals ein von Walpole, dem Sohne des bekannten Ministers, fingirter Brief Friedrich's II. an Rousseau, worin Letzterer so dargestellt wird als ob er förmlich Verfolgungen suche, und worin ihm der König räth die Originalitäten fahren zu lassen, zu leben wie die Andern und sich in seine Staaten zurückzuziehen. Bei Gelegenheit dieses Briefs erlaubte sich Hume, wie er an die Marquise von Barbantane schrieb, einen Scherz an der Tafel des Lord Ossory, einen Scherz, von welchem, wie Hume der Gräfin Boufflers versichert, Rousseau niemals etwas erfuhr. Ob dieser Scherz in der Einschiebung einer gewissen Phrase in jenen Brief oder in einer Aeußerung über den Brief, über Rousseau u. s. w. bestanden habe, geht aus den hierauf bezüglichen Correspondenzen nicht ganz deutlich hervor. Wie dem aber auch sei, Venedey legt hierauf ein solches Gewicht und ergrimmt so sehr darüber daß er in jedem Worte, in jeder Handlung Hume's fortan nur eine Perfidie sieht und mistrauischer erscheint als es vielleicht der gute Jean Jacques jemals gewesen. Nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten liegt nicht einmal in dem Briefe selbst ein „so schonungsloser Hohn“, wie ihn Ve-

nedey darin erblickt, sodaß nach seiner Aeußerung „nur der bitterste Feind seiner Art (Rousseau's), seines Wesens und seiner Person ihn erfinden konnte".

Von einem richtigern Urtheil getragen erweist sich uns das vierte und längste Capitel des Bandes: „Rousseau in der Eremitage", woraus wir die Persönlichkeit Grimm's in plastischer Deutlichkeit erkennen. Die gemeinschaftliche Benutzung und Vergleichung der „Confessions" Rousseau's und der „Mémoires et correspondences" der Madame d'Epinay führen den Verfasser zu einer interessanten Darstellung dieser Epoche. Grimm war nichts Anderes als ein Mensch der gewöhnlichsten Art, der durch Zufall in Kreise gerieth in welche er gar nicht gehörte; ein flacher, herz- und gewissenloser und dabei pedantischer Gesell, welcher seinem Mangel an gediegenem Kern Nichts als das Raffinement der sogenannten Weltklugheit substituiren konnte. Wie viele mittelmäßige, dabei aber arrogante Köpfe liebte er es den Protector, den Rathgeber und das Orakel zu spielen, und weil es ihm hierzu an der erfoderlichen moralischen und geistigen Tüchtigkeit fehlte, mußte er sich auf List, Intrigue und jedes Mittel der Perfidie verlegen, um sich nur einigermaßen in der von ihm gewünschten und erstrebten Stellung zu erhalten. Es kam diesem Subjecte selbst nicht darauf an, nach Bedarf sogar den Generösen zu spielen, wie er z. B. der alten Levasseur, als Rousseau sie aus der Eremitage wegen Klatschereien und offenbarer Lügenhaftigkeit entfernt hatte, eine Pension von ein paar Hundert Francs zahlte, natürlich nur um Rousseau in einer durch die Umstände noch aufs äußerste potenzirten Weise zu kränken und aufs tiefste und bitterste zu demüthigen.

Rousseau schrieb das berühmte politische Werk, welches auf die spätere Weltentwickelung einen so wichtigen Einfluß übte, den „Contrat social", in der Wohnung eines Prinzen von königlichem Geblüt, unter dem Schutze des Herzogs von Luxembourg in Montmorency. Da Rousseau's Anschauung darauf hinaus lief, den Menschen in einen isolirten Naturzustand zurückzuführen, so war es natürlich daß ihm die Gesellschaft als ein Gebrechen erschien. Er hielt die Verbindung der Menschen zu einem größern Ganzen für künstlich und nicht in der Natur des Menschen begründet; er verfuhr daher ganz consequent, wenn er den Staat und die Gesellschaft auf Das basirte was er für ihr Princip hielt, auf Verträge. Diese Idee ist längst widerlegt worden und auch Venedey sieht nicht mit Unrecht darin den Grundmangel der Rousseau'schen Theorie. Dieser Mangel übt jedoch keinen großen Einfluß auf den weitern Verlauf des Systems, oder wie der Verfasser sich ausdrückt: „Es ist in Bezug auf das Ergebniß von geringer Bedeutung daß er sich über den Ursprung des Baums, dessen Früchte er bot, täuschte." Die Definition des Herrschers oder Souverains ist maßgebend für die ganze Anschauung; der Souverain ist nämlich die Gesammtheit, das gemeinsame „Ich" aller der Personen welche sich vertragsmäßig zu einer Einheit verbunden haben. Damit ist die Idee der demokratischen Republik, der Volksherrschaft, welcher Venedey huldigt, gegeben, wiewol Rousseau für die Praxis sich etwas zur Aristokratie hinneigt, weil er die Demokratie für eine zu vollkommene, göttliche Form hält als daß die Menschen sie jemals zustandebringen könnten. Näher definirt Rousseau die Republik als den Staat der durch Gesetze beherrscht wird, unter welcher Regierungsform dies auch sein mag. Der Gesetzgeber aber ist das gesammte Volk und von diesem Gesetzgeber unterscheidet sich der Verwalter oder Regierer, welcher eine vermittelnde Behörde zwischen den Unterthanen und dem Souverain ist, beauftragt für ihre wechselseitigen Bedürfnisse mit der Vollziehung der Gesetze und der Aufrechthaltung sowol der bürgerlichen als politischen Freiheit. Dies heißt mit andern Worten nach Venedey's kurzer Zusammenfassung: „Das Volk als Souverain gibt Gesetze, die Regierung als Beauftragte des Volks vollzieht sie und das Volk (d. h. die Einzelnen) als Unterthan gehorcht." Ueber die Irrthümer Rousseau's läßt sich folgende Stelle unsers Werks am bündigsten aus:

> Die große Mehrzahl aller Irrthümer Rousseau's sind Folge seines Wesens und seiner Stellung; wenn er auch ein Denker war, so war er noch mehr ein Dichter; er war kein Philosoph, sondern ein Prophet. Als Dichter und Prophet aber konnte er sich selten aus dem engen Kreise einer kleinlichen Auffassung der Verhältnisse hinausdenken. Wie tief seine Ansichten auch oft sind, wie durchgreifend sie die letzten Ursachen und äußersten Folgen auch oft ahnen, so ist dennoch sein Blick stets nur auf einen sehr kleinen Umfang begrenzt. Er ist und bleibt überall le citoyen — de Genève. Die kleine Stadtrepublik ist in gewisser Beziehung seine Welt, und nur wo er auf ähnliche Verhältnisse stößt fühlt er sich zu Hause. Sobald sich aber diese Verhältnisse vergrößern, verliert er den Ueberblick, geht er in die Irre.... Daher kommt es auch daß er die großartige Verwickelung und das kunstreiche Fachwerk der Volksvertretung nicht begriffen. In seinem (etwa nur 10,000 Bürger umfassenden) Staate war sie nicht nöthig, und wo er sie sah und wo sie nöthig war, paßten der Staat und dessen Verhältnisse nicht mehr in seine Auffassung hinein. Die Nothwendigkeit der Vertretung ist ihm nur eine Entartung, die nur Folge der Faulheit und des Luxus ist. Das Geld ist für ihn die erste Ursache der Vertretung. „Faulheit und Geld schafft endlich Soldaten, um dem Vaterlande zu dienen, Vertreter, um es zu verkaufen".

Es würde uns zu übergroßer Weitläufigkeit verführen, wollten wir alle einzelnen Capitel der Venedey'schen Darstellung Rousseau's, deren 18 sind, durchgehen. Wir haben bereits einige Hauptpunkte hervorgehoben und fügen hieran nur noch ein paar Erörterungen aus dem letzten Abschnitt „Rousseau und die Neuzeit". Aus dem Rousseau'schen Grundgedanken, der Rückkehr zur Natur, deducirt der Verfasser in geistreicher Weise auch die reinliterarische Bedeutung Rousseau's. Er schrieb nicht nur mit einem mächtigen Schwunge, sondern dabei auch mit populärer Verständlichkeit; er machte seine Gedanken und Empfindungen klar und nannte die Dinge unumwunden bei ihrem rechten Namen. Venedey sagt:

> Diese Richtung bekämpfte die Sprache des Salons, der hohen Kreise, die sonst keinem armen Teufel, keinem schlichten Handwerker und Bauer zugänglich war. Jean Jacques stand

hier nicht allein in dem Streben nach einer einfachen Sprache; aber er hat mehr als ein Anderer dazu beigetragen, die bis jetzt verschlossenen Hallen der französischen Literatur, Wissenschaft und selbst der Philosophie der ganzen Nation zu öffnen. Ohne eine demokratische, eine allgemein-verständliche, einfache, klare Sprache, ohne einen echten Volksstil ist keine Volksherrschaft möglich; aber auch umgekehrt ist mit einer klaren, einfachen, aller Welt zugänglichen Schriftsprache auf die Dauer kein Absolutismus, keine Aristokratie mehr haltbar.

Im Verlauf deutet Venedey an daß in Rousseau's Leben und Werken bereits auch die Keime des französischen Socialismus der neuern Zeit liegen. Wir hätten diesen Bemerkungen eine weitere Ausführung gewünscht; wie es uns denn überhaupt als ein Mangel des Verfassers erscheint daß er oft sehr fragmentarisch verfährt, willkürliche Punkte herausgreift, andere, mitunter hinlänglich wichtige ganz unberührt läßt, nach Belieben kurz oder wortreich ist, statt sich in mehr organisch-genetischer Weise von Punkt zu Punkt zu bewegen und fortzuschreiten. Er gibt einzelne Genrebilder der geistigen Leistungen seiner drei Koryphäen mit vorwiegend rhetorisch-moralisirendem Ton.

Die letzten Seiten des Buchs sind einem Rückblick auf Deutschland gewidmet. Denn Venedey schreibt durchweg mit einer bestimmten Tendenz vom ersten Augenblick an. Er schöpfte aus den Ereignissen der letzten Jahre den klaren Beweis daß man bisher in Deutschland von der Staatswissenschaft auch nicht die mindeste Kunde besessen, daß man wenigstens keine praktische Anschauung über die Umgestaltung oder den Neubau staatlicher Organismen gehabt habe. Seine Absicht läuft daher darauf hinaus die politische Bildung in Deutschland fördern zu helfen, die stolze hohle Kathederweisheit sowie die jugendliche, welt- und himmelstürmende Excentricität abzuweisen und einer auf die gesunde Vernunft und lebendige Menschenliebe begründeten Betrachtung Eingang zu verschaffen. Dieses Ziel schwebt ihm unablässig vor Augen und dictirt ihm Rousseau und Deutschland gegenüber folgende Schlußbemerkung:

Und so ist es naturgemäß daß auch in Deutschland Alles einem neuen Gesellschaftsvertrage, einem neuen Staatsvertrage entgegengeht. Der Versuch wurde in Frankfurt auf der Bahn der Berathung gemacht. Er ist mislungen. Die Parteien streiten über die Ursachen dieses Mislingens und eine wirft der andern vor daß sie die Schuld daran trage. Unserer Ansicht nach liegt die Schuld vorallem in dem Umstande daß die Mehrzahl des frankfurter Parlaments sich nicht klar bewußt war, wie ein Staatsvertrag Nichts weniger als eine Vereinbarung zwischen Fürst und Volk, sondern einfach ein Vertrag des Volkes unter sich und über seine eigenen Rechte und Pflichten, der Einzelnen dem ganzen Volke, des ganzen Volks dem Einzelnen gegenüber sein kann. In dem Schwanken der Mehrzahl des frankfurter Parlaments über diesen ersten Grundsatz jedes Staatsvertrags liegt die Hauptursache daß die Partei, die nicht wie Friedrich II. und Rousseau die Fürsten für die höchsten Beamten des Staats, sondern für eine Art Staat im Staate, für einen mit dem Volke gleichberechtigten Contrahenten bei dem Staatsvertrage ansieht, nach und nach wieder die Macht erlangen und so jeden wahren Staatsvertrag unmöglich machen konnte.

Wer in Venedey's Werk eine wissenschaftlich-kritische Arbeit sucht, wird sich im Allgemeinen getäuscht sehen; wer dagegen ein Buch nach seiner gemein-praktischen Nützlichkeit mißt, wird, wenn er auch einem andern politischen Standpunkte angehört, dem Verfasser wenigstens eine brave Gesinnung und das Talent einer eindringlich-warmen Darstellung zugestehen müssen. Venedey war bekanntlich Mitglied des frankfurter Parlaments; und was Goethe von Byron's Poesien sagt, läßt sich vielleicht nicht mit Unrecht auch auf vorliegende Abhandlungen anwenden: sie sind vielleicht „verhaltene Parlamentsreden". 19.

Friedrich Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biographischen Vorrede herausgegeben von W. Gaß. Berlin, G. Reimer. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleiermacher war ein Virtuos des Lebens und Denkens. Die Originalität seiner Natur weckte und bildete in ihm den Sinn für das Eigenthümliche der Einzelwesen, das in der Wissenschaft zu betonen bald seine die Hegel'sche Begriffsallgemeinheit gegensätzlich ergänzende Aufgabe ward. Seine eigene Innerlichkeit und deren gefühlvolle Erregung war stets der Ausgangspunkt auch seiner schriftstellerischen Leistungen, und sie blieben von seinem Herzensantheil getragen. Wie bei Goethe sind alle seine Werke, nicht blos die lyrisch begeisterten Briefe und Reden seiner Jugendtage, als Bekenntnisse, als Stimmungsausdrücke zu bezeichnen, und ihr rechtes Verständniß wird darum durch die Kenntniß seines Seelenlebens und seiner Geistesentwickelung mitbedingt. Dabei war er von der Bewegung einer großen Zeit, von einem Umschwunge der öffentlichen Verhältnisse nicht blos selbst tief ergriffen, sondern auf kirchlichem, wissenschaftlichem, politischem Gebiet ein vielfach thätiges, eingreifendes Glied derselben, sodaß eine Biographie Schleiermacher's neben denen von Fichte, Hegel, Wilhelm von Humboldt und F. A. Wolf eine höchst dankenswerthe Gabe sein würde, zu der die Berufenen aus dem Kreise seiner Schüler und Freunde hiermit dringend aufgefodert werden. Während Hegel im strengen Sinne des Worts in der Philosophie wieder Schule hielt, schrieb Schleiermacher in der Zueignung der dritten Ausgabe seiner „Reden über die Religion" an Gustav von Brinkmann: „Wie wir damals als Jünglinge nicht gern wollten eines Einzelnen Schüler sein, sondern alle Richtungen der Zeit auf unsere Weise aufnehmen, und dieses Buch wie meine andern schriftstellerischen Erzeugnisse weder an eine Schule sich anschließen wollte, noch auch geeignet war eine eigene zu stiften, so bin ich auch in meiner unmittelbaren Wirksamkeit auf die Jugend demselbigen Sinne treu geblieben und habe mir, nicht verlangend daß die Söhne schlechter sein sollten als die Väter, nie ein anderes Ziel vorgesetzt, als durch Darstellung meiner eigenen Denkart auch nur Eigenthümlichkeit zu wecken und zu beleben." Dies ist ihm in vollem Maße gelungen, der Anstoß den er gegeben hat eine Neugestaltung der Theologie, eine neue Erwärmung der Herzen für das Christenthum angebahnt. Aber wenn selbst seine Dogmatik bei aller objectiv-wissenschaftlichen Haltung noch für eine Darstellung seiner eigenen innern Erfahrungen von der Sünde und der Erlösung betrachtet werden muß, so ist es wahrlich Pflicht der von ihm Erweckten das Buch über ihn zu schreiben, das nur von einem Solchen richtig verfaßt werden kann der ihm persönlich nahegestanden und den unmittelbaren Eindruck seines Wesens aus eigener Anschauung gewonnen, das aber nur durch das Zusammenwirken mehrer Kräfte zur Vollendung gebracht werden wird.

Einen schätzbaren Baustein zu solch einer Biographie

Schleiermacher's haben wir in dem vorliegenden Werke. Zunächst durch die biographischen Notizen, die Gaß zur Erläuterung des Briefwechsels von Schleiermacher und seinem, des Herausgebers, Vater vorangestellt hat. Schleiermacher hat selbst einmal von sich gesagt: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die in ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrungen erfunden hatte." So faßt auch Gaß die religiöse Wirksamkeit mit Fug und Recht als den Mittelpunkt von Schleiermacher's Thätigkeit; sein erstes Amt war das eines Predigers, der Kanzel blieb er bis zum Tode getreu; die akademische Laufbahn kam als ein zweites hinzu, aber sie sollte nach seiner Meinung so wenig ein bleibendes für ihn sein als die viel kürzere Beschäftigung im Ministerium des Unterrichts. Auch die Philosophie, in deren Bewegung er durch seine Uebersetzung Platon's, seine Dialektik, seine historisch-kritischen Abhandlungen erfolgreich eingriff, führte ihn stets wieder auf das theologische Gebiet und leistete hier, wo er eigentlich schöpferisch war, seinen epochemachenden Arbeiten freie Handreichung. Man könnte, sagt Gaß, sein Leben als Einkehr in die christliche Frömmigkeit an der Hand des Predigtamts bezeichnen oder ihm in Erinnerung an seine Erziehung in der Brüdergemeine den Sinn einer Rückkehr beilegen; dabei muß man aber die bewußte Stetigkeit und wissenschaftliche Klarheit seiner Entwickelung im Auge behalten; nirgend ist ein schroffer Wechsel in Stimmung, Gesinnung und Lebensansicht, sondern überall ein Wachsthum nach ureigenem innern Trieb, nach Erfahrung und gesteigerter Kraft. Schleiermacher selbst wollte das Leben nicht getheilt haben in Jugend und Alter; er wollte des Alters Weisheit und Kraft im Gemüth des Jünglings, der Puls des innern Lebens sollte frisch bleiben bis an den Tod; „immer mehr zu werden was ich bin, das ist mein einziger Wille", sagt er in den „Monologen". Dabei ist ihm gerade eine naturgemäße Entwickelung auch nach den Altersstufen so glücklich wie Wenigen vergönnt gewesen.

Seine erste schriftstellerische Periode aus der Zeit seines jugendlichen Mannesalters ist durch seine Freundschaft mit den Romantikern, durch einen poetischen Schwung und ein künstlerisches Streben bezeichnet; ihr gehören die „Briefe über die Lucinde", die „Reden über die Religion", die „Monologe" an. Es sind subjective Bücher, es waltet in ihnen der Drang des Jünglingsgemüths sich auszusprechen, sein Wollen der Welt zu offenbaren, mit genialem Wurf die Marksteine des Kreises hinzustellen, den die spätere Arbeit erobern und erfüllen soll. Zu den „Briefen" hat er sich nie bekannt, aber sie dürfen schließlich in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht fehlen; das Tadelnswerthe in ihnen ist die freundschaftliche Verblendung für Schlegel's Roman, dessen gute Seiten Schleiermacher sich idealisirt, dessen ästhetische Mängel und sittliche Verkehrtheiten er, der sonst so scharfe polemische Kritiker, gänzlich übersah. Der eigenen Gedanken in den „Briefen" aber hatte Schleiermacher sich nie zu schämen, weder der Bekämpfung des eiteln Tugendscheins, der falschen Pruderie, noch der Verherrlichung der Liebe, in der Sinn und Seele sich vermählen. Vielmehr liegt hier der Keim zu dem Großen was die Schleiermacher'sche Ethik theils geleistet, theils angebahnt hat, daß nämlich die individuelle Natur und die allgemeine Vernunft im sittlichen Leben sich versöhnen, daß die Triebe des Herzens mit den Geboten der Pflicht erfüllt werden, daß Künstler seine selbst zu sein der Beruf jedes Menschen ist. Und wenn er die Liebe als die vollkommene Symmetrie des Eigenthümlichen, das beständige Zusammentreffen zweier Individualitäten im Heiligsten und Schönsten von jedem Punkt aus bestimmt, so ist damit sein Princip der Eigenthümlichkeit und zugleich die Ueberwindung des Egoismus im gemeinsamen Leben angedeutet. Die „Reden" gehen dann von der Liebe der Geliebten zur Liebe Gottes und des Universums fort; sie enthalten die Grundlage der ganzen religiösen Weltansicht Schleiermacher's, die Auffassung der Religion nicht als einer Vorstellung, sondern als eines Lebensgefühls, das alles menschliche Sein durchdringt und das Endliche von dem Unendlichen ebenso abhängig macht als mit ihm vereint und in ihm verewigt.

Die zweite Periode, in der die Wirksamkeit auf dem Katheder in Halle und Berlin vorwiegt, bezeichnet Gaß damit daß Schleiermacher dem Fachstudium näher trete und diene. Ihr falle eine Reihe von Abhandlungen zu, in welchen Schleiermacher seine Detailforschungen niederlegt und die zumeist ein kritisches Gepräge tragen. Die Dogmatik, welche er im funfzigsten Jahr ausarbeitet, zieht dann die Summe seiner Bestrebungen, verbindet das Totalitätsstreben der Jugend mit der wissenschaftlichen Klarheit und Reife des Mannesalters; sie ist der naturgemäße Abschluß, an den sich die aus dem Nachlaß und nach Vorlesungen herausgegebene „Ethik" ergänzend anreiht.

In zweiter Weise aber ist die Schrift von Gaß ein Beitrag zu der nothwendig gewordenen Biographie Schleiermacher's durch die Briefe die er und Gaß der Vater im Zeitraum von 26 Jahren miteinander gewechselt. Der Freund ist in wissenschaftlicher Beziehung sich unterordnender Anhänger, seine praktische Lebensstellung als Prediger, dann als Consistorialrath neben der später übernommenen Professur in Breslau gibt ihm aber eine entschiedene Selbständigkeit auf eigenem Gebiet, und die Tüchtigkeit seines Charakters gibt ihm das volle Anrecht auf Ebenbürtigkeit des Geistes. Hören wir großen Zeitereignissen gegenüber einige seiner Herzensergießungen. Auch 1806 glaubt Gaß an Preußens Beruf zur Rettung Deutschlands; er ist bereit als Feldprediger mit in den Kampf zu gehen, denn Niemand soll in der Gefahr vergebens nach Trost und Zuspruch suchen. Nach der Schlacht bei Jena schreibt er: „Ich bin innerlich lange nicht so ruhig gewesen als in diesen stürmischen Zeiten. Ich erhalte es mir immer gegenwärtig wie Alles so hat kommen müssen, und mein Herz erfreut sich der zuversichtlichen Hoffnung daß diese schwere Durchgangsepoche unser Geschlecht um eine große Strecke vorwärts bringen werde, wenngleich sich jetzt Manches vereinigt was diesen Glauben niederschlägt. Dem heiligen Wesen ist es offenbar ein rechter Ernst uns aus der Versunkenheit herauszuhelfen, und ich habe keinen größern Wunsch als daß eben dies von Allen recht erkannt werden möchte. In diesem Gedanken lebe und webe ich und beziehe darauf Alles was ich denke, lese und wirke. Ich predige Nichts als dies und suche die großen Offenbarungen Gottes zu deuten ganz anders als es sonst geschah. Lieb ist es mir auch unter den feindlichen Kugeln die Gefahren bestanden zu haben; auch so Etwas ist heilsam, man wird mit sich selbst bekannter; es kann nicht fehlen daß dadurch nicht irgend eine Kraft wachsen sollte." Dann im März 1813: „Das Bewußtsein Dessen was geschehen soll hat alle Classen durchdrungen; Gott hat es geoffenbart den Unmündigen, aber leider noch verborgen den Weisen; darum muß man auch nach unten sehen und nicht nach oben, und hoffen in der allgemeinen Bewegung werde sich die rettende Kraft schon zur rechten Zeit heraufdrängen.... Wenn ich das Ganze ansehe, so erscheint mir der darin sich regende Geist als eine göttliche Inspiration; denn wahrlich von außen ist sie nicht gekommen, und ebenso kann ich die Hülfe, wenn sie uns zutheilwerden soll, nur von Gott erwarten, muß aber fragen ob wir ihrer auch würdig sind." Er bemerkt dann daß von 360 nur noch 70 Studenten in Breslau seien und setzt hinzu: „Ich wünschte es wäre kein einziger da und in allen jungen Leuten lebte der Gedanke sich erst eine freie Welt zu erkämpfen, in der sich allein mit Sicherheit leben und wirken läßt. Es bleibt doch zuletzt Nichts übrig als daß die Völker sich selbst helfen." Dann wird Gaß von der Schmalz-Kamptz'schen Demagogenjägerei auch aufs Korn genommen; er benimmt sich männlich-ernst, voll freimüthiger Würde. „Gott wird Alles überstehen helfen, das weiß ich; du und ich werden schwerlich ein heiteres Alter er-

leben. Das sei darum, wenn nur unsere Kinder eine bessere Zeit sehen. Unsere Aufgabe bleibt Muth zu behalten und das Rechte und Gute zu vertheidigen bis auf den letzten Augenblick."

Suchen wir nun einzelnes im Allgemeinen Interessantes oder für Schleiermacher Bedeutsames noch aus dem „Briefwechsel" zusammenzulesen.

Als Schleiermacher 1804 in Halle Professor geworden, spricht er sofort die Nothwendigkeit des religiösen Sinnes für Jeden aus der sich wissenschaftlich mit Theologie befassen wolle. Damals ein Sechsunddreißiger will er im fünfundvierzigsten Jahre aus der Professur heraus und in ein ruhiges Predigeramt kommen, denn alt dürfe man auf dem Katheder nicht werden. Später gibt er wol noch zehn Jahre zu und kommt dem Vorsatz treulich nach nicht in den gewöhnlichen Schlendrian zu fallen; er arbeitet seine Vorträge immer wieder von neuem durch. Auch Gaß ist dann der Ansicht daß man um etwas Rechtes zu lernen am besten Professor werde. Schleiermacher's Tendenz ist dabei ganz im Sinne Lessing's und wird von der richtigen Ansicht geleitet daß der Geist der Wissenschaftlichkeit in der Jugend geweckt und gepflegt werden müsse, daß sie auf der Universität lernen soll zu lernen, daß sie die Fertigkeit gewinnen soll Fertigkeiten zu erwerben. Beide Freunde stimmen schon zusammen in der Abneigung gegen das Platte und Wässerige im Rationalismus vulgaris, sind aber so fern von allem orthodoxen Buchstabendienst, daß sie meinen es gelte das Christenthum unabhängig von seinen Urkunden hinzustellen, wie es ursprünglich ja vor denselben vorhanden gewesen, es gelte über den Buchstaben zur Idee hinaufzusteigen. Dabei schreibt Schleiermacher: „Man lauert mir nicht schlecht auf den Dienst. Neuerlich meinten einige akademische Herren, ich ginge auf den Katholicismus aus und beschütze den Aberglauben, weil ich äußerte, es schiene mir kein gutes Zeichen zu sein daß wir uns nach und nach alles Bedeutsamen im äußern Cultus entledigten. Zum Spinozisten, Atheisten und Herrnhuter ist nun der Kryptokatholik das passendste vierte Prädicat."

Bekanntlich hatte Schleiermacher damals eine Neigung zur Gattin eines berliner Geistlichen. Mit Bewilligung beider Gatten sollte eine Scheidung die Ehe möglich machen. Im entscheidenden Moment ward seine Geliebte aber durch die Stimme des Gewissens bei ihrer Gattenpflicht erhalten. Schleiermacher schreibt darüber 1805 an Gaß: „Gegen Ende September verließ Eleonore das Haus ihres Mannes; ihr Bruder erfuhr es kaum als er sie zu sich einlud und ihre Ehescheidung selbst übernahm. Ich sah sie wenige Tage darauf ganz fest und entschlossen, Briefe und Unterredungen mit ihrem Gatten machten sie nicht wankend. Gleich nach meiner Abreise wurde die Klage eingereicht, ihr Gatte erklärte sich in die Scheidung einzuwilligen. Der Decernent hatte schon auf Trennung der Ehe ohne Weiteres decretirt, und so sollte die Sache in der nächsten Session zum Vortrag kommen. Aber den Tag vorher — Eleonore hatte schon den Stand der Sache erfahren — ergriff sie auf ein mal ihre alte ängstliche Gewissenhaftigkeit so heftig daß sie nach einigen Stunden fürchterlicher innerer Unruhe von selbst sich wieder aufmachte zu ihrem Manne und sich aufs neue mit ihm vereinigte. Mir hat sie unmittelbar darauf was sie von mir hatte zurückgeschickt, und weiter habe ich Nichts von ihr erfahren. Die Unglückselige, warum mußte sie solange sich selbst und mich täuschen? Wohl mir daß ich mir das Zeugniß geben kann, ich habe nie gesucht ihre Ueberzeugung über diesen Punkt zu bestechen. Daß sie nun alle Gemeinschaft zwischen uns aufhebt, daran thut sie vollkommen Recht; es ist nothwendig, wenn sie auf ihrem Entschlusse beharren will. Wie hoffnungslos mein Leben ist und wie zerstört mein ganzes Inneres, davon können Sie sich kaum eine Vorstellung machen. Nur die Arbeit, die Liebe zu meinem Beruf, die Freude an meinen Freunden kann mich aufrechthalten."

Schleiermacher's Freunde waren überzeugt daß eine Gunst der Vorsehung ihm das Erstrebte diesmal verweigerte, und sie sahen in Eleonorens Entsagung eine sittliche That; er meinte damals noch, wenn er sie nur erst gehabt hätte, so würde er den Dämon beschwichtigt und gebannt haben der sie nun Beide so unglücklich gemacht; er meinte er wäre auf solche Rückfälle gefaßt gewesen. Wohl ihm daß ihm die Reue erspart blieb! Wir sehen in dem ganzen Vorhaben und in solchen Aeußerungen den Tribut welchen auch ein tiefreligiöses Gemüth den laxen Zeitansichten über Ehe und Liebe gebracht. Schritte zum Bessern sind auch in der öffentlichen Meinung geschehen, aber sie hat noch weithin bis zu dem sittlichen Ernste der nicht blos der Jungfrau, sondern auch dem Jüngling und Mann die Keuschheit zur Pflicht macht, und doch ist nicht eher an ein freies sich selbst zügelndes Volksleben zu denken, ehe hier die Selbstbeherrschung und der reine Sinn in den Herzen wohnen.

Aehnlich wie Gaß äußert Schleiermacher gegen Ende des verhängnißvollen Jahres 1806: „Am Sonntage predige ich wieder im Dom, das sehe ich als eine große Wohlthat Gottes an; man stärkt sich und Andere." Er lehnte einen Ruf nach Bremen ab und schrieb: „Ich will die Universität an der ich mit so vieler Liebe gearbeitet nicht verlassen, solange noch Hoffnung für sie ist. Ich habe nun schon mehre Briefe von unsern Vertriebenen; sie sind in Leipzig, Jena und Göttingen gewesen, haben aber noch nirgend Stellen gefunden. Und die Krone der deutschen Universitäten sollte gerade ausgebrochen werden? Ich kann es nicht glauben. Denn daß uns eine tüchtige Pflanzstätte für die Gesinnung bleibe, dafür muß die Vorsehung wol sorgen, meine ich." Wie bedrängt damals übrigens die Lage der deutschen Gelehrten von deutscher Gesinnung sein konnte, das bezeugt eine andere Briefstelle Schleiermacher's aus dem Herbst 1807, in Berlin geschrieben: „Wovon ich den Winter leben will, es sei nun hier oder in Halle, weiß ich nicht, denn bei mir ist jetzt gar kein vorhandenes Geld, sondern ich bin gegen den 18. October gewiß wieder in demselben Zustande in welchen ich damals versetzt wurde, offenbar zur Strafe dafür daß ich Ihnen die hülfreichen vier Friedrichsdor noch nicht wiederbezahlt habe, ohnerachtet ich es sehr gut gekonnt hätte." Es war damals die Stiftung der berliner Universität in Angriff genommen, aber Schleiermacher mußte noch zweifeln ob er unter die glücklichen Berufenen gehöre. Beyme sollte geäußert haben, es wäre eigentlich Nichts mit ihm, er wäre ein Schwärmer. Schleiermacher selbst hoffte, es werde sich eine allgemeine Stimme erheben und die Leute zwingen.

Die spätern Briefe berühren vielfach die drei großen kirchlichen Fragen: Synodalverfassung, Union und Agende; aber sie streifen auch oft nur wie im Schwalbenflug vorüber, sodaß wir dem Herausgeber Dank wissen für die lichtvollen Erläuterungen die er einleitend gegeben hat. Was Schleiermacher's wissenschaftliche Arbeiten angeht, so erwähne ich nur noch daß Gaß sich mit den Anmerkungen zu den „Reden über die Religion" sehr einverstanden erklärte, und daß er nach dem Erscheinen von Schleiermacher's „Dogmatik" schrieb, er habe nie an einer Schrift so reine Freude gefunden, niemals sich so glücklich gefühlt ein Christ und ein Geistlicher zu sein als bei dieser Darstellung. Das soll ihm Niemand abstreiten daß mit diesem Buche eine neue Epoche im ganzen theologischen Studium beginne.

Moritz Carriere.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Von E. v. Wietersheim. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. Gr. 8. 22½ Ngr.

„Schön ist es", sagt im Anfang seiner Geschichten der Römer Sallustius, „für das Gemeinwohl zu wirken; aber auch wohl zu reden ist nicht verwerflich. In früher Jugend führte mich die Neigung zum Gemeinwesen, aber Vieles war mir entgegen; statt Ehrliebe, Uneigennützigkeit und Sittlichkeit fand ich Frechheit, Bestechlichkeit und Habsucht. Als ich aber nach mancher-

lei Verfolgungen zur innern Ruhe kam und ich beschlossen mein übriges Leben fern von Staatsgeschäften zu vollbringen, war nicht mein Plan in Schlaffheit und Unthätigkeit die edle Muße zu vergeuden noch auch knechtischen Arbeiten mein Leben zu widmen, sondern als Geschichtschreiber die Thaten meines Volks zu beschreiben." Gewiß ist die langjährige Wirksamkeit in Staatsämtern eine treffliche Vorschule für den Geschichtschreiber Sallust gewesen. Was er von sich sagt findet auch Anwendung nicht blos auf die größten Geschichtschreiber des classischen Alterthums, sondern auch auf viele der bedeutendsten Historiker der neuern Zeit. Und gerade daß die englische Literatur so reich ist an ausgezeichneten historischen Werken, hat sie dem Umstande zu verdanken daß des Volks große Staatsmänner in der Muße den Griffel Klio's in die Hand nahmen. Auch in Deutschland verschmähen zum Heil der geschichtlichen Wissenschaft die großen Männer des Kriegs und des Staats in jüngster Zeit nicht mehr als Geschichtschreiber ihrer und der vergangenen Zeit aufzutreten, und ihnen hat sich der als Staatsmann hochgeehrte Verfasser dieses Buchs schon früher durch seine treffliche Monographie über die Idistavisus-Schlacht angereiht.

Allerdings greift der Gegenstand der hier verarbeitet vor uns liegt nicht unmittelbar in die Geschichte der Gegenwart ein, aber der denkende Mensch soll nicht in der Gegenwart allein leben, auch wird aus der Gegenwart selbst die Gegenwart nicht erkennbar. Das Dunkel der Gegenwart wird erhellt durch die Gewißheit einer bessern Zukunft, welche in uns erwächst wenn wir den Weltberuf der germanischen Nation kennenlernen, wie er sich im Verlaufe der Geschichte uns offenbart. Dieser aber wird uns nur dann vollkommen klar wenn wir bis auf die älteste Geschichte, bis auf den Ursprung des germanischen Volksstamms zurückgehen, und in diese Urzeit einiges Licht gebracht zu haben bleibt das Verdienst dieser Schrift.

Im ersten Theil stellt allerdings der Verfasser mehr fremde Forschungen in sorgsamer und sinniger Weise zusammen, indem er besonders sich an Zeuß und Jakob Grimm anschließt. Er behandelt zunächst die Frage ob die Germanen Autochthonen waren. Er entscheidet sich mit Recht für die Annahme daß sie aus Asien eingewandert seien. Hierfür sprechen ihm sowol ein sprachlicher als ein philosophischer Grund, einerseits nämlich daß den Völkern welche in allen Zonen zu leben und zu herrschen befähigt sind die Stätte ihres Ursprungs nicht zugleich zur Grenzmark ihrer Zukunft bestimmt, daß die Urwälder und Sümpfe Germaniens nicht die Wiege, sondern nur die Schule des germanischen Stamms sein könnten, andererseits die objective Thatsache der Sprachverwandtschaft. Die neuere Sprachforschung hat unwiderleglich den gemeinsamen Ursprung sämmtlicher urverwandten Sprachen nachgewiesen, die Geschichte daß Asien der Ursitz dieser Wurzel gewesen sein müsse. Die Annahme des asiatischen Ursprungs des germanischen Volksstamms wird außerdem unterstützt durch die Sage von dem Zug des Aegypters Osiris über den Hellespont, von dem Zuge der Argonauten aus dem Schwarzen Meere nach Westen, durch die Nachrichten von der Einwanderung des Kekrops, Danaus und Kadmus, durch die nordische Sage von Odin's Wanderung nach Westen, durch die fortdauernden Wanderungen von Asien nach Europa in historischer Zeit, durch das Vorkommen gleicher Namen in Asien und Europa, wie der Germanen und Ermanen, Geten und Gothen, Saken und Sachsen. Diese Wanderung nahm ihren Weg für Südeuropa über das Mittelmeer, für Mittel- und Nordeuropa durch die Straße nördlich vom Kaspischen Meere zum Pruth, wo sich die Straßen schieden, die eine südlich die Donau entlang nach Süddeutschland, die andere nordwestlich, nördlich von den Karpaten und deren westlicher Fortsetzung; diese zwei letztern Straßen stoßen zusammen im Voigtlande und in den Niederlanden. Als Vorbewohner Mitteleuropas werden mit vollem Rechte heutzutage angenommen die Finnen, für welche ihm noch zweifelhafte Ansicht der Verfasser hinreichende Zeugnisse, sprachliche und geschichtliche in Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache" und in O. Schmidt's „Bildern aus dem Norden" finden kann. Der finnische Stamm wurde zuerst zurückgedrängt durch die Celten, dann durch die Germanen; später als diese wanderten die Slawen ein. Ein Sammelplatz der Westvölker war Thracien. Es ist bekanntlich eine von Wirth und J. Grimm gleichzeitig durchgeführte Ansicht daß in den Geten, welche nördlich vom Hämus die Geschichte erwähnt, die Gothen wieder zu erkennen seien: es ist damit die Urgeschichte des deutschen Volks beträchtlich ausgedehnt. Gegen diese Ansicht hält der Verfasser ihre Verschiedenheit fest, denn der Geten streitbare Mannschaft sei schon zu Tiberius' Zeiten auf 40,000 Mann herabgesunken und Trajan habe sie ohne sonderliche Schwierigkeit besiegt. Aber wir hören ein mal daß die Eroberung später von den Römern wieder aufgegeben wurde, denn sie war unsicher; zum Andern aber bleibt es unwiderleglich daß in derselben Gegend bald nachher die Gothen auftraten: wie ließe es sich erklären daß zwei Völker gleiches Namens in derselben Gegend auftreten sollten, ohne Etwas gemein zu haben? Der Verfasser nimmt allerdings eine Gemeinschaft zwischen Geten und Gothen an, aber eine vorgeschichtliche; nachdem die Gothen vom äußersten Südosten und in den äußersten Nordwesten Europas gezogen und dort Jahrhunderte lang gesessen, seien sie ebenso wenig Geten geblieben als Franken, Longobarden, Angelsachsen in ihren neuen Sitzen Deutsche blieben. Dieser Vergleich paßt aber nicht, denn die letztgenannten Völker mischten sich in den neuen Sitzen mit andern Elementen; dies war aber nicht nur bei den gothischen Eroberern Skandinaviens nicht der Fall, sondern es ist auch eine Rückwanderung der Gothen aus Skandinavien nach der untern Donau im Widerspruch mit den Ergebnissen der geschichtlichen Wissenschaft. Daß nun der germanische Name einen so hohen Aufschwung nahm, davon findet der Verfasser mit Recht den Grund sowol in dem die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten begünstigenden Himmelsstrich als in der Geschichte, in dem Wanderungstriebe, der kriegerischen Regsamkeit und der Mischung des Bluts, wobei Westfalen das Compliment gemacht wird daß es unter den deutschen Provinzen sich am unvermischtesten erhalten, aber auch keinen nur vorübergehend vorwiegenden Fürsten und Stamm erzeugt habe, Englands großer Aufschwung aber in der wunderbaren Durchkreuzung der Racen seine Erklärung finden soll.

Noch bedeutender als der erste Theil des Buchs ist der zweite. Die Ergebnisse der Forschungen sind neu, aber verhehlen wir es uns nicht, sie sind doch nur Vermuthungen, wenn auch scharfsinnige und geistreiche. Das Endresultat ist nämlich dies daß das germanische Volk in zwei Theile zu scheiden sei, in die Sueven und Nichtsueven. Der Verfasser sieht hierbei ab von der bekannten Theilung in fünf oder drei Stämme, die Plinius aufstellt, und hält sich an die schwierige Stelle in Tacitus' „Germania", Cap. 2, indem er die dort aufgeführten Sueven und Vandalier ihres Namens wegen für dasselbe Volk hält und ebenso die Marsen und Gambrivier, mit welchen Letztern die Sicambrer auch im Namen zusammenfielen; damit seien aber auch identisch die Cimbern, welcher Name nicht eine Volks-, sondern nur eine Bezeichnung der zum Raubzuge Zusammengetretenen sei, erst später beschränkt auf die nordalbingischen Einzelvölker, sodaß Cimbern also ursprünglich alle nichtsuevischen Völker bezeichnen. Diese seien die West-, die Sueven die Ostgermanen. Die Sueven werden nun dargestellt als eine große Genossenschaft, so von Cäsar, Strabo, Tacitus, und unter ihnen besonders hervorragend die Semnonen; sie heißen überall ein kriegerisches Nomadenvolk. Ihre Urheimat findet, indem er sich auf die Stelle des Geographen Ptolemäus beruft, der einen Theil des jetzigen Alginskischen Gebirgs das Suebische Gebirge nennt, der Verfasser in Westsibirien, dessen Steppenland passend gewesen sei für ein Nomadenvolk, eine Annahme freilich die, obwol von J. Grimm unterstützt, mit den geschichtlichen Nachrichten über die Wanderungsstraßen der Völker der Völkerwanderung schwerlich vereinbar sein möchte, noch auch Platz für

die Ursitze des slawischen Stammes übrigläßt. Die Sueven drangen aus der Nordebene Deutschlands über den Main bis zum Elsaß und in Italien und Gallien ein, indem sie die Helvetier über den Rhein zurückwarfen. Ariovist wurde von den Sequanern, die zwischen Rhône und Saône wohnten, im Jahr 72 v. Chr. in Sold genommen. Aber auch schon viel früher werden nach des Verfassers Vermuthung die Sueven als Söldner erwähnt, denn sie seien zu verstehen unter den Germanen welche nach der berühmten Marmorchronik der Fasti triumphales im Jahr 223 bei Clastidium von M. Marcellus besiegt wurden, eine Erklärung die allerdings ansprechend genug ist, aber ihre großen Bedenklichkeiten behält wegen ihrer Unvereinbarkeit mit der unendlich schwierigen Stelle des Tacitus über den Ursprung des Namens der Germanen. Die Eigenthümlichkeiten des suevischen Stammes lassen sich zusammenfassen als 1) eine wenigstens in der ältern Zeit mehr nomadische Lebensweise; 2) nationale Verbindung untereinander, daher das große Reich des Marbod, keine Kriege der suevischen Völker untereinander; 3) Anfänge des Lehnsystems, nämlich das Gefolgsystem; 4) Neigung zu monarchischer Regierungsform, während die Westgermanen wie die Cherusker nur Führer oder Fürsten hatten; 5) als eigenthümlichen Schmuck das rückwärts gekämmte, in einen Knoten gewundene Haupthaar. Was nun die vom Verfasser ausgeführte Ansicht über die Sueven betrifft, so hat sie jedenfalls mehr für sich als die Hypothese Adelung's und Schaffarik's, daß unter den Sueven viele Slawen angesiedelt gewesen, woraus sich sowol die Verschiedenheit der Sueven von den andern Germanen als das nachmalige plötzliche Auftreten der Slawen am besten erklären lasse: eine Ansicht die von Forbiger dahin erweitert ist daß Sueven eine Bezeichnung der nicht reingermanischen, sondern mit slawischen Elementen vermischten Völkerschaften sei. Denn nirgend finden sich Spuren von einem frühern Vorkommen der Slawen im mittlern Deutschland als im 5. und 6. Jahrhundert. Aber auch die Ansicht von Zeuß, Grimm u. A., daß die Chatten ein suevisches Volk gewesen (Grimm hält nicht, wie der Verfasser zu sagen scheint, Sueven und Chatten für identisch), wird vom Verfasser verworfen und die nationale Verschiedenheit der Chatten und Sueven behauptet, die Ursache aber davon daß von der Zeit des Drusus an Chatten in der Gegend saßen wo zu Cäsar's Zeit Sueven saßen darin gefunden, daß die Sueven sich bei dem Andrang der Römer aus der Lahngegend, in die sie sich hineingedrängt hatten, zu dem Hauptstamm am Main zurückzogen.

In der ersten Beilage zu seinem Buche widerlegt der Verfasser vollständig die freilich aus übertriebenem Patriotismus allein erklärliche Meinung Schaffarik's, daß Slawen die ersten Bewohner des Landes zwischen den Karpaten und dem Adriatischen Meere gewesen seien, so namentlich die wunderliche Hypothese über die Verwandtschaft der Heneter am Adriatischen Meere und der Weneder jenseit der Karpaten. In der zweiten Beilage stellt der Verfasser über den cimbrischen Zug bis zur Schlacht von Noreja die haltbare Meinung auf daß derselbe zur Oder, dann durch Mähren, dann südwestlich durch Steiermark gegangen sei. Die dritte Beilage über den Ursprung der Usipeter und Tenkterer enthält eine vom Verfasser selbst für unsicher ausgegebene Vermuthung, darauf gestützt daß beide immer zusammen erwähnt, der Name Tencteri von Grimm für Verbündete erklärt und von Paul Warnefried berichtet wird, die Longobarden hätten durch ein Volk Assipitti den Durchzug sich gebahnt, daß dieses die Usipites gewesen, diese sich mit einem andern suevischen Stamm dann verbunden und Letztere mit ihnen gezogen und deshalb Bundestreue (Tencteri) genannt seien. Die letzte ausführliche Beilage widerlegt die Meinung, welche neuerdings von H. Müller, H. Schreiber und dem Engländer Latham aufgestellt ist, daß die Cimbern celtischen Stamms gewesen seien, mit schlagenden Gründen, wobei Referent dem geehrten Verfasser bemerkt daß H. Middendorf in dem koesfelder Schulprogramm von 1847 „Ueber Ursprung und Alter der beiden Nationalnamen Deutsche und Germanen", schon die Unhaltbarkeit der Beweise Müller's vollständig nachgewiesen hat.

20.

Horaz und seine Freunde. Von Friedrich Jacob. Berlin, Hertz. 1852. 8. 26 Ngr.

Die deutsche Literatur hat seit geraumer Zeit eine namhafte Anzahl von Werken entstehen sehen welche zu mehr oder weniger romanartigen Erzählungen die äußere Umkleidung dem classischen Alterthum entlehnen. Die angeblichen historischen Romane, deren Stoffe A. G. Meißner, J. A. Feßler, Karoline Pichler u. A. der Alten Welt entlehnten, behandeln diese freilich nicht anders als jeden andern Stoff, ohne jedoch die Naivetät zu besitzen, mit welcher mittelalterliche Dichter einen Aeneas und Alexander den Großen unbewußt in das Ritterliche travestirten. Einen wesentlich andern Weg schlug Wieland ein; ihm bot das griechische Alterthum nur die gelegenste Maske, um unter derselben seine eigene, wunderlich genug zusammengesetzte Lebensweisheit an den Mann zu bringen. Wieder andere Zwecke hatte K. A. Böttiger im Auge, als er in seiner „Sabina" eine mehr umfassende als gründliche Gelehrsamkeit salonfähig zu machen suchte, in welchem Bemühen er an W. A. Becker einen weit gründlichern Nachfolger fand, dessen „Charikles" und „Gallus" an einen dünnen romanartigen Faden höchst reichhaltige Handbücher der griechischen und römischen Privatalterthümer und die gelehrtesten Untersuchungen anreihen. So verdienstlich diese Arbeiten sind, so tragen sie doch einen durchaus zwitterhaften Charakter an sich, indem sie ebenso sehr dem allgemein-menschlichen als dem streng-wissenschaftlichen Interesse für eine große Vergangenheit „Rechnung zu tragen" beabsichtigen. Es gibt endlich noch einen Mittelweg, Darstellungen aus der Griechen- und Römerwelt, welche einerseits geschichtlich treuer als Wieland's subjectives Belieben, andererseits sich von gelehrtem Beiwerk, von griechischen und römischen Citaten, von kritischen Untersuchungen durchaus frei halten und sich zum Ziele setzen, Gemälde zu entwerfen, welche ebenso die äußerlichen Formen als den lebendigen Geist der gewählten Zeitabschnitte dem Leser treu und anschaulich vor die Seele führen sollen. Hier ist es also die Absicht, Denen die nicht selbst aus den ersten Quellen schöpfen können das innerste Wesen des classischen Alterthums, seine Blüte oder seinen Verfall, seine Glanz- und seine Schattenseiten in gedrängten Bildern zu unmittelbarer Anschauung zu bringen. Es kann ein solcher Versuch von Gegnern jener versunkenen Herrlichkeit ausgehen, die bald die christliche bald die materielle Vortrefflichkeit der Neuzeit zu tendenziösen Lobeserhebungen ausbeuten wollen. Häufiger jedoch, und dies liegt in der Natur der Sache, sind es aufrichtige und begeisterte Verehrer des classischen Alterthums, welche sich an derartige Arbeiten wagen, um der eigenen Verehrung auch in Kreisen Genossen zu werben, in denen sonst eine gleichgültige, ja wol feindselige Ansicht vorherrscht.

Zu den Büchern der letztbezeichneten Art gehört auch „Horaz und seine Freunde" von Friedrich Jacob. Die vollständigste Befähigung zu einer solchen Arbeit hat der Verfasser durch gelehrte Werke nachgewiesen. In der Wahl seines speciellen Gegenstandes ist Jacob unbedingt glücklich gewesen; denn nicht nur des Horaz Persönlichkeit ist so im Einzelnen bekannt und so allgemein anziehend wie wenige des ganzen Alterthums, sondern auch seine ganze Zeit und seine Umgebung, jene erste „Aera der Cäsaren", ist unserer Zeit gerade verwandt genug, um sich zu einer Darstellung wie die vorliegende vorzugsweise zu eignen. Endlich muß ich gleich hier ausdrücklich anerkennen daß Jacob, von einzelnen, im Ganzen wenig bedeutenden Mängeln abgesehen, seine Aufgabe mit höchst anerkennenswerthem Geschick, wie es auf gediegener Sachkenntniß und regster Liebe zur Sache beruht, ausgeführt hat.

Und dennoch habe ich das Buch mit dem Gefühle der Unbefriedigung weggelegt: ein Gefühl welches freilich noch alle ähnlichen Arbeiten in mir erregt haben, welches seinen Grund eben nicht in dem einzelnen Buche, sondern in der ganzen Gattung hat, die ich als berechtigt und zweckmäßig nicht anzuerkennen vermag; und diese Ansicht hege ich nicht etwa als Gegner, sondern als recht eifriger Verehrer des classischen Alterthums. Erstens nämlich finde ich daß alle derartigen Darstellungen immer nur entweder ein verwischtes oder ein schiefes Bild ihres Gegenstandes geben. Immer wird das Bild der Vergangenheit in dem Hohlspiegel der Gegenwart aufgefangen und somit verschoben; nur eine wissenschaftlich gehaltene Darstellung, die von einer gelehrten sehr verschieden ist, kann das klar Erfaßte in unbefangener Treue und Wahrheit wiedergeben. Unerreichtes Vorbild sind hierin die Arbeiten von Friedrich Jacobs, aus dessen Nachlaß noch kürzlich eine Veröffentlichung stattgefunden hat, die wissenschaftlichen Ernst mit der allgemeinsten Verständlichkeit und Anziehungskraft meisterhaft verbindet.

Ein zweiter Grund für meine Ansicht ist der daß Darstellungen wie die vorliegende niemals zu der erfoderlichen künstlerischen Abrundung und Einheit sich abschließen. Immer mischt sich im Großen und Kleinen zu viel positiv Belehrendes ein als daß ein reiner Kunstgenuß möglich wäre. So sieht sich z. B. hier Jacob zu einem nicht ganz kurzen Excurs über die griechisch-römischen Hetären veranlaßt, der die erzählende Darstellung doch immer einigermaßen stört, den unverkennbaren Lehrton anschlägt und etwas vollständig Ausreichendes doch nicht gibt; so findet man vielfach daß dem Namen dieser oder jener Person einige kurze Bemerkungen angehängt sind, welche den der Geschichte Unkundigen nothdürftig zurechtweisen sollen, so z. B. bei der ersten Erwähnung des Asinius Pollio, so auch häufig bei Erwähnung einzelner Sitten und Gegenstände, die im Alterthum allgemein bekannt uns jetzt fremdartig sind. Kurz es scheint mir ein unlösbarer Widerspruch darin zu liegen, wenn ein Gesammtbild des antiken Lebens gegeben werden soll und dabei doch fortwährend belehrende Erläuterungen über das Einzelnste eingeschaltet werden müssen.

Endlich aber, und darauf möchte ich das Hauptgewicht legen, finde ich in der ganzen Gattung literarischer Arbeiten, zu denen auch die vorliegende gehört, ein Symptom der geistigen Verwöhnung und Bequemlichkeit, die unsere Zeit so vielfach charakterisirt. Der Kern und das Wesen des classischen Alterthums wie jeder bedeutenden Entwickelung der Menschheit kann eben nicht so im behaglichen Genusse erfaßt werden, sondern es bedarf dazu ernster und angestrengter Studien. Wer die englische Geschichte nur nach Shakspeare und Walter Scott studiren, wer sich über die socialen Fragen der Gegenwart nur aus George Sand und Dickens unterrichten wollte, der würde es eben nicht über einen schönrednerischen Dilettantismus bringen. Und ebenso verhält es sich mit dem classischen Alterthum. Nicht Jeder braucht freilich Buttmann's Grammatik auswendigzulernen oder dickleibige Commentatoren durchzuackern, aber aus wissenschaftlicher Thätigkeit muß die Erkenntniß des classischen Alterthums doch immer ebenso gut geschöpft werden als die Erkenntniß irgend eines andern Abschnitts der Geschichte. Werke aber von wirklich wissenschaftlicher Bedeutung, die hier zum Führer dienen können, sind denn doch so gar selten nicht mehr, wenn wir an Bücher wie z. B. Otfried Müller's „Geschichte der griechischen Literatur" und ähnliche denken. Ihnen gegenüber verlocken Arbeiten wie die vorliegende, wenn sie auch an sich noch so gelungen sind, nur zu leicht zur Seichtigkeit und zu dem Glauben daß man sich die Resultate angestrengtester Geistesarbeit nur so im Spiele aneignen könne; und diesen Glauben halte ich für weit schlimmer als völlige Unkenntniß Dessen was hier so mühelos erlernt werden soll.

Kann ich so die ganze literarische Gattung nicht billigen, so würde es doch unbillig sein die Arbeit eines Verfassers der von andern Ansichten ausgeht lediglich nach den meinigen zu beurtheilen. Und das kann in der That keine Frage sein daß das vorliegende Buch sich unter verwandten Schriften vortheilhaft auszeichnet; ja man darf bedauern daß Jacob eigentlich nur die Anfänge von des Horaz Dichterleben geschildert hat und gerade da abbricht, wo der Dichter im Begriff ist sich dem schöngeistigen Hofstaate des Augustus anzuschließen und so erst sich zu seiner vollen Ausbildung äußerlich und innerlich zu befähigen. Neben Horaz selbst finden wir höchst anziehende Charakterbilder entworfen, namentlich das des Virgil, und des Horaz eigene Dichtungen sind zu einer äußerst geschickten Mosaikarbeit gründlich ausgebeutet. Daß sich Jacob auf ein möglichst geringes Maß stofflicher Erfindungen beschränkt hat, kann ich nur vollkommen billigen, wenn ich auch nicht ganz mit Dem einverstanden bin was in der Vorrede über den historischen Roman geäußert wird. Die anschauliche, im Ganzen geschmackvolle Darstellung wird nur an einzelnen Stellen etwas gar zu blütenreich aufgeputzt; wenigstens kann ich Schilderungen nicht für gelungen erachten, wo es heißt (S. 16): „Wie der Himmel in ihrem (der Sonne) Lichtglanz athmend wogte, so blähte das purpurne Meer seine grünblaue Tiefe in weichen Busenschwellungen wie verlangend dem Himmel entgegen." Fast möchte man bei diesen und ähnlichen Stellen, z. B. S. 106, vermuthen, Jacob habe auch in der Form den hyperbolischen Ton römischer Schönredner nachahmen wollen, der uns so gar fremdartig anmuthet. So ist es auch im Kleinen fast eine Marotte zu nennen daß Jacob einen unglaublichen Misbrauch mit der Anwendung des Apostrophs oder vielmehr der beliebigen Beseitigung von Endvocalen treibt, denn z. B. „Gäst'" statt „Gäste" (S. 170 fg.) dürfte in prosaischer Rede kaum berechtigt sein.

Die mannichfachen Vorzüge die das Buch Jacob's besitzt machen es nach meiner Ansicht nur wünschenswerth daß er ähnliche Darstellungen in allgemein-wissenschaftlicher Form und Haltung bearbeiten und so ein ernstes Eingehen in die Herrlichkeit Griechenlands und Roms für weite Kreise erleichtern möge. 3.

Aus dem Papierkorbe eines Journalisten. Gesammelte Aufsätze von Ernst Kossak. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 1852. 8. 25 Ngr.

Es ist gut daß der vorerwähnte Titel mehr nicht als ein Feuilletonscherz, eine Art ostensibler Anspruchslosigkeit ist, hinter der eine kleine prätentiöse Coquetterie hervorschaut. Wäre es anders, wäre der Titel ernst, so müßte man fragen: Dürfen die soi-disant Journalisten ihre Papierkörbe zu Markte bringen, um sie dem Publicum als Fortsetzung der Werke von Schiller und Goethe zu bieten? Allein diese Frage erledigt sich, denn wer die gesammelten Aufsätze von Kossak durchliest, wird sich bald überzeugen können daß des Buchs Inhalt mit dem Papierkorb nie Etwas zu thun gehabt hat, sondern mit Bedacht und Ueberlegung seine zierliche Form erhielt und seitdem im Schreibepult auf das pfleglichste aufbewahrt worden ist.

Der Name Ernst Kossak, des berliner Feuilletonisten, ist nicht unbekannt. Vor nicht zu langer Zeit übergab er dem Publicum ein ähnliches Sammelbuch wie das heute angezeigte unter dem Titel: „Berlin und die Berliner." Die neuerlichen zu einem Buche zusammengestellten Journalartikel schließen sich ganz, ihrem Inhalt sowol wie der Form nach der erwähnten ältern Schrift an: es sind gesammelte Feuilletonaufsätze, die Kossak bietet, Humoresken, für die das berliner Leben zumeist den Stoff hergibt. Sie lesen sich fast alle angenehm, allein sie tragen auch fast alle Zeichen ihrer nächsten Bestimmung an sich. Châteaubriand erzählt einmal in seinen „Mémoires d'outre-tombe": „Da ich gewöhnt war meine Leser zu achten, so übergab ich ihnen in meinen Journalartikeln keine Zeile die ich nicht mit aller Sorgfalt geschrieben hatte deren ich fähig war; mancher dieser Aufsätze eines Tags hat mir verhältnißmäßig

mehr Mühe gekostet als die umfangreichsten Werke die aus meiner Feder hervorgegangen sind." Châteaubriand hat hierin bei seinen Landsleuten wenig Nachahmung gefunden, und wenn deutsche Journalisten sich jenseit des Rheins Vorbilder gesucht haben, so war ihnen wol das „Journal des débats" und Jules Janin besser zur Hand als der „Conservateur" vom Jahre 1820 und Châteaubriand. Und wäre das auch nicht der Fall, so würde bei solchen Sammlungen wie die hier angezeigte immer noch zur Erwägung kommen daß nur in außerordentlich seltenen Fällen zusammengesuchte Zeitungsartikel ein gutes und bemerkenswerthes Buch abgeben. Der Werth solcher Sammlungen ist also immer nur ein sehr relativer und ist für den Autor, der darin ein Stück Lebensgeschichte sehen mag, in nicht seltenen Fällen größer als für das Publicum. Diese allgemeinen Anmerkungen erleiden auf das Kossak'sche Buch jedenfalls insofern Anwendung als sein Inhalt im Einzelnen oft allzu sehr den Charakter des Ephemer-Gelegenheitlichen ansichträgt, dann aber fühlt sich recht deutlich aus seinem Eindruck heraus, daß so flüchtige Spirituosen wie die Kossak'schen Feuilletons mit rechtem Maß genossen sein wollen, ungefähr in dem Maß in welchem sich das ganze Buch auf den engen, der Unterhaltung gewidmeten Raum eines politischen Blatts nach und nach vertheilen würde.

Sieht man von alle Dem ab und betrachtet man die einzelnen dargebotenen Aufsätze jeden für sich, so kann man anerkennender urtheilen. Zwar schlage ich den Werth und die Bestimmung des Feuilleton nicht allzu hoch an und würde es jedenfalls beklagen, wenn der Ausspruch: „Das Feuilleton regiert die Welt", auch nur entfernt annähernd zur Wahrheit würde. Allein wie das Feuilleton einmal vorhanden ist, gehört Kossak zu den befähigtern und besten Vertretern desselben. Ein bekannter berliner Literarhistoriker urtheilt sehr richtig: das Feuilleton wurde eine ganz neue Maschinerie für die Literatur; es verhielt sich zur Literatur wie die Bühne zum Drama und macht dieselbe Rücksicht auf die theatralischen Bedürfnisse des Augenblicks nöthig. Das Feuilleton vermittelt gewissermaßen den stabilen Körper der Literatur mit der beweglichen Genuß- und Schaulust des Publicums und hat deshalb auch die Bedingungen dieser Aufgabe in sich aufzunehmen. Der Einfluß dessen zeigte sich am grellsten in dem sogenannten Feuilletonromane. Hier mußte das Scenische, welches schon durch die Abtheilung der Feuilletons nach den Zeitungsnummern in Betracht kam, als ein Haupterfoderniß der neuen Romandarstellung besonders piquant ausgebildet und auf einen Reichthum von wechselnden, immer neu anhebenden Momenten angelegt werden. Daher gleichzeitig der hastige, athemlose, unruhige Charakter dieser Production, und auf der andern Seite dies Behagen einer unendlichen Ausspinnung, die im eigentlichsten Sinne nie fertig zu werden braucht und immer neue Ansätze zu neuen Fortsetzungen findet. Die Uebelstände des Feuilleton mindern sich, wenn die zu behandelnden Stoffe gehörig begrenzt werden: in diesem Sinne ist das Genrebild diejenige Dichtungsart die im Feuilleton am wenigsten Gefahr läuft durch Misbrauch zu verkümmern. Kossak ist denn auch bei der kleinen anmuthigen Schilderung, bei der leichten Humoreske und der genrebildartigen Reiseskizze stehen geblieben, und diese Begrenzung gereicht seinen Aufsätzen zu wesentlichem Vortheil. Auf seinem kleinen Gebiete ist er Virtuos, und wenn wie alles Virtuosenthum so auch Kossak sich von einer gewissen Manier nicht ganz freihalten kann, so hat diese Manier den französischen Vorgängern gegenüber, die man in Deutschland gern die französischen Muster nennt, doch zwei gute Eigenschaften: sie ist harmlos, sie verwundet nicht und beschäftigt nicht immer blos die Phantasie, sondern redet auch oft zum Gemüth. Deshalb ist sie sozusagen eine deutsche Manier, und wer die Kossak'schen Aufsätze nicht an einem Abend hintereinander weg, sondern nach und nach liest, der wird sich von ihr angeheimelt fühlen und bekennen daß die Kossak'sche Behandlung des Feuilleton der deutschen Eigenthümlichkeit am meisten zusagt.

Auf den Werth der einzelnen von Kossak zusammengestellten Aufsätze ist hier nicht einzugehen. Eine größere Strenge in der Auswahl würde der Sammlung von Nutzen gewesen sein; sie hätte z. B. vielleicht das Capitel „Von den Störungen" wirklich in den Papierkorb fallen lassen. Dagegen lesen sich die „Martialischen Rückblicke", „Die alte Stadtpost", die Schilderungen aus Schlesien und Böhmen, „Ein Gang durch die untern Kreise" und Anderes mit Interesse. Für fernere ähnliche Schilderungen dürfte es förderlich sein, wenn Kossak sich möglichst treu an wirkliche Zustände und namentlich an das specifisch-berlinische Leben hielte und diesfalls mit seiner Anschauung nicht an der Oberfläche desselben haften bliebe, sondern mit Studium auf seine verborgenen Eigenthümlichkeiten einginge. 10.

Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Von D. L. H. — A. u. d. T.: Volksbibliothek. Siebenter Band. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir können und dürfen diese Schrift nach der Richtung hin für welche sie als Bestandtheil eines bereits umfänglicher gewordenen Ganzen bestimmt ist angelegentlich empfehlen und thun dies um so lieber, als wir beinahe fürchten daß sie sich ein Publicum in verdientem Maße noch nicht möge gewonnen haben. Die Schuld davon trägt häufig die amphibienartige Gattung des Tendenzromans oder der didaktischen Novelle, in welche sie rangirt. Je besser nämlich eine solche Schrift eine der beiden Seiten die hier vorzugsweise in Berücksichtigung kommen, die erzählende oder die belehrende, vertritt, destomehr werden sich einerseits Diejenigen angezogen fühlen die bloße Unterhaltung suchend vorzugsweise dem Faden der Geschichte folgen, oder aber Diejenigen welche dem belehrenden Elemente den Vorzug geben. Letzteres wird bei dem Volke wie es hier gemeint ist verhältnißmäßig weniger der Fall sein; es will unterhalten sein und durch Thatsächliches belehrt werden; in anschaulichen und behaltbaren Bildern und Schilderungen, in gut und wahrscheinlich verknüpften und sich entfaltenden Ereignissen und Schicksalsgängen will es zu erstrebende oder zu vermeidende Ziele sich vorgehalten sehen, und je unmittelbarer die Erzählung ohne alle didaktische Absichtlichkeit auf dasselbe eindringt, desto mehr wird sie wirken. Die Zahl der Volksschriftsteller welche das unterhaltende und belehrende Element anziehend ineinander zu verschürzen verstehen ist nicht zu groß, wenngleich zwischen Ahlfeld und Zschokke in der Reihe des Alphabets sich noch Namen von gutem Klange hervorheben lassen. Den nur mit Anfangsbuchstaben bezeichneten des Verfassers der hier in Rede stehenden Erzählung dürfen wir, um unser kritisches Gewissen zu salviren, noch nicht hierher rechnen. Zwar fehlt es der Geschichte in die wir hier eingeführt und verflochten werden nicht an Interesse; auch an Phantasie und Gemüthlichkeit fehlt es nicht, nur könnte man einige Romanencoups wegwünschen; manche der handelnd auftretenden Personen werden durch scharfe Striche gut charakterisirt, aber sie treten fast nebelartig auf, verschwinden zu schnell, noch ehe man sich ein klares Bild von ihnen geschaffen hat, wieder; es ist fast durchgängig mehr ein Hintereinander als daß nach den Anfoderungen der auch hier eintretenden Kunst das Ganze gruppirt erschiene, in- und durcheinander so vermalt als daß das Rückwärtsliegende und Vergangene zu Schlüssen auf das Kommende und zu Erwartende führte und den Leser in der Spannung erhielte in die eine gelungene Erzählung ihn versetzen soll und muß; es sind Bilder wie sie der Titel allerdings verspricht, aber es ist kein Gemälde. Nicht einmal die Hauptperson Goldschmid's hebt sich vor den übrigen Gestalten sonderlich hervor und sein Probirstein, die von ihm für seine Lebensführung erwählte Maxime: „Thue Nichts wozu du dir nicht den Segen Gottes erbitten kannst", sollte billig klarer exemplificirt hervortreten, eben zur

Aufrechthaltung der Idee des Volksbuchs. Die Verlegung des Schauplatzes der Geschichte nach Amerika gereicht ihr in den Schichten des Volks gewiß zur Empfehlung, und es wird diese Staffage, da zahlreiche Spuren genauer Kenntniß amerikanischer Zustände sich kundthun, Vielen willkommen sein welche Verwandte und Freunde dort lebend wissen oder mit Uebersiedelungsgedanken sich herumtragen. Die Verständigungen über wichtigere Zeitfragen in unserm dermaligen staatlichen und sittlichen Leben, z. B. über Duelle, Gefängnißwesen u. s. w., welche in längern und kürzern Abhandlungen in die Geschichte eingeschaltet werden, sind ungleich gefaßt; nehmen sie auch bisweilen einen Anlauf zur Popularisirung, so scheint doch dem Verfasser das rechte Geschick dazu abzugehen, und der Gelehrte, namentlich der wissenschaftlich gebildete Jurist blickt zu offen durch. Vor vielen Fachgenossen aber macht ihn Werthschätzung und Anwendung des göttlichen Worts in der Bibel, die er fleißig anzieht, achtungswerth.

Fast unvermerkt sind wir durch das eben Gesagte dahin gelangt die halbe Anonymität des Verfassers dieser Schrift vollends zu lüften, wodurch letzterer voraussätzlich auch in den höhern Schichten der Gesellschaft einige Theilnahme zugewendet werden kann. Durch sie, sowie durch die im vorigen Jahre mit vollständiger Namensbezeichnung erschienene Gedichtsammlung und eine im Verlage d. Bl. eben hervortretende Reihe von Erzählungen für die Jugend, spricht der in Sachsens verhängnißvolle Maiereignisse verwickelt gewesene Amtmann H..b..r. Lernt man ihn durch diese geistigen Exercitien als einen nicht blos wissenschaftlich gebildeten, sondern auch gemüthreichen Mann kennen und lieben, der namentlich auch viel Sinn für die edeln Freuden des Familienlebens insichträgt, die er jetzt leider hinter vergitterten Fenstern mehr sich nur vergegenwärtigen kann als daß er sie in der Wirklichkeit genösse, so kann man es allerdings nur schwer begreifen wie er sich in die bereits erwähnten Bewegungen in einer Ausdehnung konnte verflechten lassen die man mit den Worten des Aeneas beim Virgil:

— — miserrima vidi,
Quorum pars *magna* fui,

vielleicht nicht unpassend bezeichnen könnte. 21.

Romanliteratur.

1. Das Testament des Juden. Ein Roman von **Franziska Gräfin Schwerin**. Drei Bände. Königsberg, Samter. 1852. 8. 3 Thlr.

Der alte Jude Bentheim haßt die Christen und flucht seinen Kindern, welche während seiner Abwesenheit sich der Christenlehre zugewendet haben. Salomon, der Sohn, stirbt wegen dieses Fluchs, Editha aber, die Tochter, welche ihren Vater liebt und das mächtige Gebot des Juden sowie des Christen, die Aeltern zu ehren, in der Seele trägt, bleibt im Herzen Christin und gibt das äußere Bekenntniß, den Uebertritt zur Kirche, auf. Die Erörterungen der religiösen Fragen zeugen von der Verfasserin vorurtheilsfreiem und kühnem Durchdenken derselben, indem sie ohne Fanatismus und ohne Lauigkeit mit Gefühlswärme und wahrem Interesse dabei zu Werke geht. Die Jüdin Editha ist eine edle, liebenswürdige Erscheinung; sie ergreift das Leben mit tiefem Ernst, indem sie die Heiligkeit und Bedeutung desselben richtig erfaßt. Ihr als Gegensatz ist die leichtsinnige Christin Herminie gestellt, die um den Juden Joseph zu heirathen ihre Religion mit der mosaischen vertauschen will, dann aber sich anders besinnt, indem sie den liebenden Bräutigam aufgibt, um ein coquettes Treiben zu beginnen, einen Fürsten flüchtig zu fesseln und ohne Neigung einen Mann zu heirathen der Atheist ist. Dieser Atheist, Leonhard, den seine eigene stürmisch-wilde Natur nebst seiner Verwandten pietistischem Treiben und dem Verlust eines geliebten Weibes in den Unglauben getrieben, liebte Editha und ward von ihr geliebt; sie bot Alles auf, um ihn zu retten vor der Zerwürfniß seiner Seele, und gab ihn auf, als sie sah daß solche unmöglich war und daß sie selbst untergehen werde an seiner Seite. Als ihr Vater verarmt, als der Brand von Hamburg ihre letzte Habe verschlingt, als sie die Todesnachricht des Vaters vernimmt, sucht sie in der Fremde ein Unterkommen als Erzieherin, und ihr Jugendgespiele und Verwandter Joseph, der von Herminie verlassene Bräutigam, verschafft ihr eine solche. Sie erhält Leonhard's Kind in Pflege und kommt in die pietistische Familie, deren Christenthum Leonhard so unglücklich gemacht hat. Die Schilderung dieser Christen ist grell und überladen, man sieht die Absicht die pietistische Partei herabzusetzen, und man wird verstimmt. Abermals erwacht in Leonhard die Leidenschaft zu Editha, abermals schlägt ihr Herz ihm liebend entgegen, abermals erneuen sich die Kämpfe ihrer frommen Seele gegen seinen höhnenden Atheismus; eine schreckliche Scene unter Blitzen und Donnern eines Gewitters findet zwischen ihnen statt, auf dem Grabe von Leonhard's Frau, und der in diesem Augenblick herbeikommende Joseph rettet die ohnmächtige Editha aus Leonhard's Armen. Das Kind wird vom Blitz erschlagen. Joseph bringt Editha zu ihrem sterbenden Vater, dessen Todesnachricht früher eine falsche gewesen; dieser segnet Editha, als er erfährt daß sie nicht Christin ist; er würde ihr geflucht haben, wenn sie nicht mehr Jüdin gewesen. Joseph bietet nun Editha eine Heimat; er ist prakticirender Arzt. Noch ein anderes liebenswürdiges Wesen findet Schutz bei ihm. Es ist Magdalene, Herminiens Schwester, eine fromme Katholikin, die früher eine erwiderte Neigung zu Editha's verstorbenem Bruder gehegt. Joseph liebt Editha und sie liebt ihn. Beide hatten von jeher Bewunderung und warme Freundschaft füreinander empfunden, Beide waren füreinander bestimmt gewesen, als Herminie trennend dazwischengetreten. Als Joseph einen Ruf in die Residenz erhält, bietet er Editha die Hand, und als ein glückliches, durch wahre innige Liebe verbundenes Ehepaar ziehen sie in die neue Heimat ein und Magdalene mit ihnen. Dort leben Leonhard und Herminie vermählt in unglücklicher Ehe, er in Unglauben, sie in Gefallsucht tief versunken. Der Fürst Egon, welcher früher der Gegenstand ihrer Coquetterie war und auch noch jetzt ist, hat eine unschöne kränkliche Gattin heimgeführt, deren strenge Frömmigkeit seinen frühern Leichtsinn in Glaubenssachen bekehrt hat. Sie hat sein früher in fade Wollust verstricktes Herz für religiöse Wahrheit empfänglich gemacht und ihm mit der Kraft des Glaubens auch die Kraft eines Menschen beglückenden Wirkens und Handelns gegeben. Der fromme Sinn des Fürstenpaars verfehlt indeß nicht Aergerniß zu geben, man heuchelt Frömmigkeit, um ihnen zu gefallen, und abermals wird eine Phase des Christenthums entwickelt. Joseph ist nicht Christ geworden, weil keine der christlichen Confessionen ihm Das bot was er an Religion bedurfte; doch finden alle Glaubensrichtungen ihren Vertreter an ihm und er erklärt daß er, obgleich seine religiöse Ueberzeugung nie Das werden würde was die Welt Pietismus nennt, nichtsdestoweniger auch dieser Glaubensrichtung überall da seine wahre Huldigung darbringen werde, wo es in Wort und That sich fühlbar mache daß sie auf dem unerschütterlichen Grunde tiefinnerster Ueberzeugung, mithin auf dem heiligen Boden der Wahrheit ruhe. Das Natürliche allein sei auch das Wahre, und so habe er denn aus der Natur gelernt daß nicht die Schale, sondern der Kern entscheide, und daß der Sonnenstrahl, in welchem Farbenspiel er sich auch zeige, doch immer nur der eine ewige sei; er achte, er verehre darum jeden Menschen der Das als Glauben zu bekennen wage was ihm als Wahrheit in der Seele lebt, und der, daß dieser Glaube auch lebendig werde, ihn in der Liebe thätig werden läßt. Von der gläubigen frommen Katholikin Magdalene sagt Joseph ferner: „In dieser reinen jungfräulichen Seele erscheint auch das fromme Wesen des katholischen Glaubens als ein wesentliches Moment der Förderung und Befestigung wahrer Religiosität und als solches verehrungswürdig, wie Alles was auf dem Fundament

innerlich tief empfundener Wahrheit ruht und also aufhört Schein und äußerliches Wesen zu sein. Diese Wahrheit ist der Gottesdienst, der, ob er auch immer nur der eine, ewige ist, sich doch in jeder Menschenbrust anders gestaltet; und wer nun dieser Stimme folgt und also glaubt, spricht und handelt wie sie ihm gebietet, der wird gewiß auch immer, wenn auch nicht vor der Welt, denn sie liebt den Schein, doch aber vor jedem sich in die Wahrheit und in die Liebe Gottes versenkenden Menschen ein wahrer Gläubiger sein."

An Joseph's Seite ist Editha nicht mehr die bedeutende, überlegene Frau, sondern die demüthige, die liebende. Diese Metamorphose ist nun zwar ganz natürlich, der Leser meint aber die früher so kräftige starke Editha verloren zu haben. Sie lauscht mit Andacht Joseph's Worten und er sagt auch manches sehr Bedeutende; so, als sie wegen einer Regung von Eifersucht um Verzeihung bittet. „Ich bitte dich, entwürdige mich nie durch eine Bitte um Verzeihung. Der Mensch hat dem Menschen nie Etwas zu vergeben, denn es kränkt ein Jeder nur durch seine Verirrung den reinen Gottesgeist in seiner eigenen Seele. An den also wende dich und bitte ihm ab." Ein anderes mal sagt er: „Wehe Dem dem der heilige Ernst des Lebens nicht genügt, er wird nimmermehr des Menschen Bestimmung erreichen, er wird im Rausch der Jugendlust vergessen daß eben in der Jugend er die Steine zu dem großen Bau zusammentragen muß, an dem auch er zum Mitarbeiter berufen ist, dem Bau des Gottesreichs auf Erden. Nicht was wir glauben, nein, wie wir es glauben, das macht uns stark! Sieh dort die große Sonnenkugel, wie sie sich hinabsenkt feurig-glühend; jetzt scheint sie strahlenlos, doch wenn sie morgen wieder aufsteigt am Himmel, dann siehst du die Millionen Strahlen, die von dem Glutball ausgehend sich segnend, wärmend, belebend niedersenken auf die Erde, und jeder einzelne Strahl, er trifft eine Welt! Der große Sonnenball, es ist Gott, und wir sind seine Strahlen. Wir können nimmer los von ihm, wir sind mit ihm verbunden, wir müssen segnen, leuchten, wärmen, weil sein Wesen Glut und Liebe ist! Wir müssen nicht ein Blatt, nicht eine Blüte treffen! Nein, über eine Welt hinströmen müssen wir, daß diese Welt es fühle: wir sind aus Gott! Editha, wer dieses Zeugniß gibt durch sein Wollen und sein Vollbringen, durch die reine Harmonie seines Worts und seiner That, der ist ein Christ, wie er sich auch nenne."

So tritt Joseph immer größer und schöner aus dem Rahmen des Romans heraus. Er wird zur Hauptgestalt, zur lichtumstrahlten. Fürst und Fürstin erkennen seinen Werth; er soll Leibarzt der Letztern werden und schlägt es aus, weil er fürchtet daß das Volk es ihr verargen könne daß sie den Juden gewählt, daß man irrewerden könne an ihrem christlichen Glauben. Herminiens Liebe zu Joseph erwacht wieder, Leonhard's Leidenschaft für Editha ist noch nicht entschlummert. Intriguen werden gesponnen, um die Ehe zu trennen, doch es gelingt nur das Paar fester aneinander zu ketten in Liebe und Vertrauen. Das Kind das diese Ehe beglückt soll die christliche Taufe erhalten. In der Ahnung eines frühen Todes meint Joseph „das vielleicht einsame Wesen an Dessen Herz zu legen der die Kindlein zu sich kommen ließ". „Ich selbst", sagt er weiter, „halte mich den jüdischen Gebräuchen fern. Das Formenwesen derselben ist mir verhaßt und so bin ich ihnen äußerlich entfremdet; doch weil ich innerlich mich Jude fühle und ewig fühlen werde, so hatte ich Kraft und Stärke genug auch unter Christen Jude zu sein und zu bleiben, wie ich es bleiben muß. Doch wenn mein Kind nun diese Kraft nicht hat, wenn sein Gewissen vielleicht es treibt, auch in dem abgelebten Formenwesen Das zu sein was es nach seinem Namen ist, und ich mir dieses Kind nun seiner Mutter gegenüber denke, die ihrem ganzen Sein und Wesen nach mit Herz und Seele Christin ist und nur aus großer, heiliger Liebe Jüdin bleibt, das könnte ich nicht ertragen. Ich möchte mein Kind nicht hineingeführt sehen in Kämpfe, wie sie für jetzt der Juden Loos auf Erden sind und wie ich heute sie bestand."

Herminiens Intriguen gelingt es endlich Joseph's liberale Ansichten zu verdächtigen. Die Wirren von 1848 bereiten sich auch in der Residenz vor. Haymos, ein Jugendbekannter Joseph's, dem er aus frühern Zeiten her zu Danke verpflichtet ist, steht an der Spitze der Freiheitsbestrebungen und möchte Joseph mit hineinreißen. Dieser widersteht standhaft; doch als auf Herminiens Veranlassung er als Arzt zu Haymos gerufen wird, stellt er sich bei einer ausgebrochenen Revolution unter den Verschworenen ein und wird von Leonhard mit den Schuldigen ergriffen. Man kerkert ihn ein; Herminiens Intriguen haben dafür gesorgt daß der Schein gegen ihn ist; Haymos ist todt und kann nicht für seine Unschuld zeugen, er wird verurtheilt und, nachdem er Herminiens Liebesanträgen im Kerker widerstanden, nachdem er von seiner Gattin einen schmerzlichen Abschied genommen, hingerichtet. Er wird hingerichtet, obgleich der Fürst, von seiner Unschuld überzeugt, den Befehl ertheilt daß auf dem Richtplatz statt des Feuerrufs der der Begnadigung erschallen soll. Der Fürst wählt zur Vollstreckung dieses Befehls Leonhard, um den Verleumder durch diesen Auftrag zu demüthigen. Leonhard aber, von seiner Frau durch lügenhafte Angaben angestachelt, versucht noch vorher bei Editha seine Verführungskünste, die sie abermals mit Verachtung abweist. Um Rache an ihr zu nehmen, handelt er dem fürstlichen Befehl zuwider und commandirt Feuer.

In diesem Theil des Romans trägt sich Mancherlei zu was in der jetzigen Zeit, wo die Gerechtigkeit so vorsichtig, die Mittel Gerüchten und Angaben auf den Grund zu kommen so reichlich vorhanden, unbegreiflich erscheint. Auch daß der als edel geschilderte Fürst mit der Ueberzeugung von Joseph's Unschuld ihm die Todesangst nicht erlassen wollte, ruft Staunen und Zweifel hervor. Auch Herminiens Liebesvorschläge an den jüdischen Arzt erscheinen bei diesem weltlichen, nach außen strebenden Wesen nicht charaktergemäß. Indeß wird dadurch Dasjenige herbeigeführt was die Haupttendenz des Buchs ist, das Testament des Juden nämlich, welches sich in den Papieren des Hingerichteten an den Fürsten adressirt vorfindet. Dieses Testament enthält nun eine warme Ansprache an den Fürsten, um dessen Thrones Stufen sich ein Volk schart, welches sich nach Freiheit, Wahrheit und Liebe sehnt. Alles Dieses kann der Fürst ihm gewähren. „Wenn er treu und ohne zu ermüden an jedem Tage neue Saaten streut, wenn er mit edeln braven Menschenfreunden, mit wahren Ehrenmännern sich umgibt, wenn er Gesetze erläßt, Anstalten gründet, Institutionen in das Leben ruft, die alle dahin streben, dahin zielen, Armuth und Noth, Unwissenheit und Trägheit, Genußsucht, Falschheit, Stumpfsinn, Heuchelei aus jenem Stücklein Erde auszurotten, das mit den Tausenden die es bewohnen Gott an sein väterliches Herz gelegt, dann wird dereinst am Abend seines Lebens, wenn sein verklärter Blick es überschaut, er es an der Ruhe seiner Seele fühlen daß nicht umsonst er seine Saat gestreut! Sein geistig Auge sieht dem leisen Keimen, sieht dem Entfalten ihrer Blüte zu, und kann es auch die Frucht noch nicht entdecken, es blickt zu Gott empor und weiß — sie kommt."

„Das Testament des Juden" enthält — viel Ausrufungszeichen! Ein Recept zum Regieren enthält es nicht, wirkliche Maßregeln, neue Winke, praktische Anleitungen findet man nicht darin. Dessenungeachtet hat das vorliegende Buch seinen Werth, indem es heilige, ernste Fragen mit heiligem Ernst behandelt und spannend und anregend auf den Leser wirkt. Die Sprache ist schön, ja zuweilen allzu schön, denn sie nimmt bei großen Momenten Versmaß an, was störend ist.

2. Johann Adolf, der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels. Historischer Roman aus den denkwürdigen Epochen des 17. und 18. Jahrhunderts. Treu nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Wilhelmine von Sydow. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1852. 8. 4 Thlr.

Es war in der That ein mühevolles Unternehmen, aus den oft chaotisch verwickelten geschichtlichen Ueberlieferungen

zweier mit Thatenstoff überfüllter Jahrhunderte das Einzelbild eines Helden klar und anschaulich hervorzuheben, dessen Name der Jetztzeit entrückt, von den Staubwirbeln des rollenden Zeitrades überschüttet ward, mit dessen ruhmvoll ausgefülltem Leben ein edler deutscher Fürstenstamm erlosch, und der um seiner Zeit und um seiner selbst willen es dennoch verdient, dem Publicum als ein Gegenstand würdig der lebhaftesten Anerkennung vor Augen gestellt zu werden. Die Verfasserin sagt in ihrer Vorrede:

„Der Geschichte und ihrem ehernen Tritte folgend, welcher zu Johann Adolf's Zeit — ihn selbst in ihre Phase ziehend — mit Riesenschritten drei wichtige Kriege durchlief, sah ich mich gezwungen, in dem vorliegenden Buche häufig das eigentliche Gebiet des Romans, die lieblich tändelnde Poesie der Idylle zu verlassen, um ernstern Schilderungen Raum zu geben, und der gelehrte Pedant, der die Geschichte entweiht findet, wenn ein Unterhaltungsbuch ihre Firma an der Stirn trägt, sowie die leselustige Grisette, welche, gespannt auf eine ununterbrochene Kette piquanter Liebesabenteuer, sich plötzlich zwischen Malborough und Eugen, unter blutbespritzten Helden, in irgend eine renommirte Schlacht versetzt, ja wol gar, wo es noththut, ihre Motive erklärt findet, sie werden mir zürnen, sollte mein Buch ihnen zur Hand kommen, und es beiseitewerfen; aber mögen sie es immerhin, denn nicht für sie, sondern für ein vorurtheilsfreies, gebildetes, für das Wahre in gefälliger Form erglühende Publicum, das zwischen beiden steht, ward es geschrieben."

So wollen wir denn diese schmeichelhaften Bezeichnungen auf uns beziehen und als ein für das Wahre in gefälliger Form erglühendes Publicum die vorliegenden drei Theile gelesen haben. Die Verfasserin hat ihren Helden würdig dargestellt, und wir bedauern nur daß das Werk auf dem Titelblatt als Roman bezeichnet ward, weil es trotz der Romantik, die in Johann Adolf's warm schlagendem Herzen während seines wechselvollen Lebens ihr Recht findet, es durchaus nicht den Eindruck eines Romans macht und eher als historische Skizzen dem Publicum geboten werden könnte. Diese Skizzen sind oft schattenspielartig gehalten, oft aber treten auch Gestalten hervor, welche mit kräftigen Zügen der Mit- und Nachwelt dargestellt werden. Viel ist geschehen in dem Zeitraum von Johann Adolf's Leben und Vieles wird erzählt. Die kriegs- und ereignißreiche Zeit hat der Verfasserin zu gründlichen Studien Veranlassung gegeben, und gute Quellen haben ihr zugebotegestanden, die sie oft wörtlich anführt. Die Schilderung von König August's Hofe, Sittengemälde der damaligen Zeit, sind zart und anständig gehalten, ohne dadurch an Lebendigkeit und Wahrheit zu verlieren. Der Roman beginnt 1697 am Sterbebett Johann Adolf's I. von Weißenfels, als unser Held, dessen Sohn, Johann Adolf, im zwölften Jahre stand. Dann verlieren wir während der Hälfte des ersten Theils ihn aus den Augen, um uns mit den Abenteuern des jungen Königsmark am hanoverischen Hofe und seiner Schwester am dresdener, mit König August's stürmischer Jugend bis zu seinem Erringen der polnischen Krone zu unterhalten. Im Jahre 1699 kommt Herzog Johann Adolf nach Amsterdam, um seine Erziehung zu vollenden. Seine Freundschaft mit zwei edeln Prinzen knüpft sich dort und begleitet ihn durch einen Theil seines thatenreichen Lebens. Der Spanische Erbfolgekrieg eröffnet ihm die Laufbahn des Ruhms, indem er eine Compagnie des Leibregiments des Prinzen von Hessen-Kassel erhält. Er kämpft unter Prinz Eugen und betheiligt sich an den zahlreichen Kämpfen welche durch die damaligen Wirren aller Länderverhältnisse herbeigeführt wurden. Von Vaterlandsliebe durchglüht, bleibt er dem Wahlspruch treu, den sein sterbender Vater ihm gegeben: Mon bras pour toi, l'honneur pour moi. Ueberall zeichnet er sich aus durch Muth, Tapferkeit, Umsicht und Edelmuth. Kriegszüge, Schlachten, Belagerungen, Eroberungen werden geschildert, und zwar nach den wirklichen Begebenheiten, wie Chroniken, Geschichtsbücher und Memoiren sie mittheilen. Der Leser stößt auf äußerst interessante Details, und selbst die romanlustige Grisette, der an solchen Schilderungen vielleicht wenig liegen möchte, würde sich an denen der Hoffeste erfreuen, welche 1728 bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's in Sachsen stattfanden. Johann Adolf's flüchtige Liebe zur Gärtnerstochter, sowie seine Abenteuer mit der italienischen Schönen in Rom, erschienen uns als romantische Zuthaten der Verfasserin. Das römische Abenteuer hat namentlich den Zweck jesuitisches Treiben zu charakterisiren, denn von ihnen gehen die Fallstricke aus welche dem jungen Prinzen und dessen fürstlichem Freund gelegt werden, indem das Demoralisiren der Fürsten als der beste unsichtbare Grundstein sie unschädlich zu machen für das Jesuitentreiben erklärt wird. „Der weise, sparsame, gerechte Fürst", so sagt der ränkesüchtige Marchese zum jungen Pater, „wird stets die Macht in Händen haben, sein Volk zu lenken wie er will, und uns und die Kirche verlachen, wenn er es nicht sogar gerathener findet offen gegen uns aufzutreten, um ihr und unser Gewicht auf seine Seite zu ziehen. Der gemordete Fürst kann durch einen gefährlichern ersetzt werden. Der in gesunder Kraft von uns zum Aufruhr getriebene Staat kann seine Waffen gegen uns kehren und uns in wilder Uebermacht zermalmen; nur der gesunkene, ausgezehrte, bis zur Ohnmacht abgemattete ist unsere sichere Beute und selbst dann nicht gefährlich, wenn wir ihn unter Umständen zur endlichen Selbsthülfe leiten; aber auch nur der entnervte, zur Wollust, Eitelkeit, zur äußersten Verschwendung, zur Tyrannei und lässigen Regentschaft herabgebrachte Fürst kann sein Volk in diesen Zustand versetzen und muß in jeder Beziehung unserm Zweck dienen. Braucht er Hülfe sein wankendes Ansehen zu stützen, was ist geeigneter um das murrende Volk einzuschüchtern und in den Banden des Gehorsams zu halten? Die Kirche und der Jesuit! Braucht er Geld wenn das Mark des Landes versiegt, was ist geeigneter gegen Pfründen, Ländereien und vortheilhafte Privilegien aus reich gefülltem Säckel dasselbe zu verschaffen? Die Kirche und der Jesuit... Greift endlich der Tod ihm an den schleichenden Puls und das beängstete Gewissen, wer vermag ihn gegen schweres Lösegeld mit dem erzürnten Himmel zu versöhnen? Die Kirche und der Jesuit."

Referent gedenkt dieses jesuitische Intermezzo nicht als Streitfrage zu behandeln und seine Ansichten gegen die der Verfasserin einzutauschen; wir rechnen die Erlebnisse in Rom zu dem romantischen Theil des Buchs, wozu auch des Prinzen Johann Adolf innige und treue Liebe zur Prinzessin Christine Charlotte von Würtemberg nebst den beiden Vermählungen gehören. Die erste Ehe mit der schwermüthigen, eifersüchtigen Prinzessin Antonie von Sachsen, Stieftochter seiner Schwester Magdalena, ist nicht glücklich, umsomehr ist es die zweite, viel später geschlossene, mit einer Prinzessin von Altenburg. Im Jahre 1736 starb der regierende Herzog von Weißenfels und Johann Adolf bestieg den herzoglichen Thron. Während seiner 10jährigen Regierung zeigte er sich weise und edel und sein Volk segnete ihn. Schwer traf ihn das Schicksal als Vater, indem er fünf blühende Knaben begraben mußte. Er selbst starb in Leipzig. Als der Oberhofprediger an seinem Schmerzenslager sich prüfend zu des Herzogs Ohr neigte mit der Frage: „Wo weilt Ihr Geist in diesem Augenblick, mein gnädigster Herr?" da stammelte er leise, aber deutlich: „Er ist schon bei Gott!" und verschied. Die Volksstimme, auf tausend Muthmaßungen gestützt, schrie Vergiftung und lallt dieses Wort noch heute in dritter und vierter Generation, wenn der Reisende in die Gruft des weißenfelser Schlosses geführt und auf den Sarg des Herzogs Johann Adolf und die vielen kleinen Ruhekissen seiner Söhne aufmerksamgemacht wird, indeß selbst die neueste Chronik von Weißenfels es noch als seltsam hervorhebt daß Graf Brühl von Dresden aus bereits am Todesabend bei dem damals weitläufigen Reisen, nachdem die Nachricht zuvor von Leipzig dorthin gelangen müssen, in Weißenfels eingetroffen sei, um des Herzogs reichen Nachlaß an Gold, Silber, Pretiosen, baarem Gelde und werthvollen Sammlungen und Effecten zu

dem Erbtheile des Königs zu schlagen, während die Todesbotschaft von Leipzig erst wenige Stunden vor ihm eingetroffen sei, was auf ein bestimmtes Vorherwissen des herzoglichen Ablebens hindeute. Auch der vorliegende Roman nimmt Vergiftung als Veranlassung von Johann Adolf's Tod an und läßt dasselbe ihm durch seinen schwarzen Diener auf Veranlassung der Jesuiten reichen.

Die Schilderung der dresdener Verhältnisse während August's späterer Jahre, während seines schwachen Nachfolgers Regierung, der Herrschaft des mächtigen Brühl und der Finanzspeculationen Heinecken's unterbrechen die Lebensgeschichte Johann Adolf's und lassen es dem Leser begreiflich werden daß man bei den großen Finanznöthen nach dem reichen Besitz des erbenlosen Herzogs lüstern war. Während König August's Leben gab es neben den hohen Steuern, welche die Unterthanen zur Abhülfe des Bedarfs aufbringen mußten, für das Außerordentliche immer noch ein werthvolles Landesrecht zu veräußern, wie z. B. die Erbansprüche auf Lauenburg für eine Million Gulden an Braunschweig, die Erbvoigtei über Quedlinburg für 30,000 Thaler, sowie das Amt Petersberg bei Halle für 90,000 Thaler an Brandenburg. Das Alles fehlte dem Grafen Brühl, der das Zehnfache brauchte um sich selbst Herrschaften zu gründen, seiner Tafel zu genügen, die für den täglichen Bedarf mit 30, bei festlichen Gelegenheiten, welche sich jagten, mit 100 Schüsseln besetzt sein mußte; zu den Hunderten von Dienern, worunter adelige Gesellschaftscavaliere und Pagen, welche zum Gefolge der Gräfin gehörten; zu den ausländischen kostbaren Sammlungen; zur Garderobe, die kein Fürst so glänzend hielt, u. s. w. Um die beliebigen Summen zu schaffen, wurden Stellen und Aemter verkauft, die Steuerkasse zahlte keine Interessen, die Gerichte mußten die ihnen anvertrauten Gelder gegen Steuerscheine hingeben, und selbst Kirchencapitalien und milde Stiftungen wurden ausgeliefert. Mit dem Brühl'schen Interesse wird die Sache des Beichtvaters als Hand in Hand gehend geschildert; beide Mächte betheiligen sich an dem Attentat, als dessen Opfer Johann Adolf fällt.

Mit wahrer inniger Theilnahme trauert der Leser mit den Zurückgebliebenen am Sarge des edeln Fürsten und freut sich des schönen Bildes edler Männer- und Fürstenwürde, welches die Erzählung in ihm zurückließ.

Schloß Weißenfels ist jetzt eine königlich preußische Militairkaserne, die letzte Spur seiner fürstlichen Bewohner längst daraus entschwunden. Dennoch ist ein Officiant zu jeder Stunde bereit, den Reisenden in die als Militairkirche dienende Kapelle und die unter derselben befindliche schöne Ruhestätte der fürstlichen Familie zu führen. 8.

Titel und Namen in Spanien.

Der Ursprung des Worts Hidalgo (Edelmann) ist merkwürdig genug um die Vorliebe des Spaniers für Volkswitz zu beleuchten. Eigentlich heißt es Fijodalgo, in alter Sprachweise „der Sohn von Jemand", fijo d'algo, weit humoristischer als im Altfranzösischen prud'homme (kluger Mann), der Prototypus des modernen Deputirten. Verwandt mit der originellen Benennung Hidalgo sind die spanischen Sprüchwörter: „Algo es algo" (Jemand ist Jemand), womit man gezierte Leute verspottet, und: „Es hijo de la nada" (Er ist der Sohn von Frau Niemand).

Die ältesten Familien in ihren pergamentenen Cartas oder Patenten treten als Hijodalgos, Fidalgos, Fijodalgos auf, Titel welche bis in die Nebel der gothischen Vorzeit hineinreichen. Unter den verschiedenen Bezeichnungen der Hidalguia, deren sich das sprüchwortreiche Idiom des Spaniers bedient, findet sich der Hidalgo de devengar quinientos sueldos, oder Edler der seine königliche Pension geerntet hat, was soviel bedeutet als Einer aus wohlbekanntem und wohlverdientem Stamme; denn eine Liste von solchen wurde förmlich mit jährlicher Pension dem königlichen Haushalte angeheftet. Der Hidalgo de ejecutoria, dessen Adelsbrief gerichtlich beglaubigt ist. Der Hidalgo de privilegio, welchen die Krone für geleistete Dienste geadelt hat. Ferner als Schmähung der Hidalgo de bragueta, oder Edelmann vom Hosenträger, anzuzeigen daß sein Patent auf unwürdige Weise errungen ward. Der Hidalgo de gatera oder Dachtraufe-Edelmann, der sich für adelig, den aber die ganze übrige Welt für plebeisch hält. Der Hidalguillo oder Hidalguejo, ein Ritterlein zweifelhafter Abkunft, der sich das Ansehen eines vornehmen Mannes gibt.

Die Tage sind freilich dahin, wo der Stand der Grandeza mit dem feierlichen „Vos" angeredet ward, wie der König und die Gottheit; wo in Estremadura ein Marquis eine Million Schafe in einer Heerde hatte, ein Rathskanzler Indiens ein jährliches Stipendium von 100,000 Dukaten; wo ein Marquis von Caralvo 62,000 Thaler jährlicher Einkünfte aus einer mit den südamerikanischen Minen verknüpften Sinecure zog und ein Erzbischof von Toledo, reicher als der reichste Papst, eine mehr als fürstliche Einnahme von 200,000 Dukaten genoß.

Man hat den Spaniern lange die pomphafte Ausdehnung ihrer Namen vorgeworfen, und das geläufige Histörchen, in welchem einem castilischen Hidalgo, der um Mitternacht an einem britischen Gasthof klopft, die Aufnahme verweigert wird, weil keine Betten vorräthig für so viele Gentlemen, da Boniface in seiner Nachtmütze nicht zu unterscheiden vermag ob seine Gäste einer oder mehre sind — ließ sich sehr wohl auf frühere Zeiten anwenden.

Die Portugiesen jedoch bewahren bis auf diese Stunde die lange Namenreihe der Halbinsel und müssen sich darum viel Spott von ihren spanischen Vettern gefallen lassen. So lebte kürzlich nach der Versicherung eines authentischen Reisenden in einer Stadt des südlichen Spanien eine Portugiesin mit drei Töchtern, welche die erschrecklichen Namen führten: Doña Maria Emilia Correa de Vasconcellos de Sousa Pereira Coelho Henriques; Doña Sofia Amelia Correa de Vasconcellos de Sousa Pereira Coelho Henriques; Doña Carolina Amelia Correa de Vasconcellos de Sousa Pereira Coelho Henriques! Dueñasirt wurden sie von einer unvermählten Tante mit noch beängstigenderm Namen: Doña Eugenia de Aguilar e Almeida Monroy de Gama Mello e Azambuja de Penalva!

Es ist überflüssig zu erwähnen daß Don eine Abkürzung des lateinischen Dominus. Die älteste Form des Worts scheint Dom, wie es noch jetzt in Portugal gebräuchlich, bei den wenigen Fällen wo man sich des Anhängsels bedient. Dieser Titel ward während der spanischen Herrschaft nach Italien verpflanzt, wo er sich noch heute kümmerlich sein Dasein fristet. Man benutzte ihn auch auf begrenzte Art in Frankreich, wo man ihn den Mitgliedern gewisser geistlicher Orden ertheilte; aber sie setzten ihn stets vor ihre Familiennamen, indeß ihn die Spanier unabwendbar vor die Taufnamen stellen. Wenn ein Spanier den andern beschimpfen oder verlachen will, nennt er diesen Don Ladron (Herr Dieb) oder Don Diablo (Herr Teufel) und Bettler gebrauchen ihn zuweilen unter sich als apodo oder Spitznamen.

Wir sind gewöhnt etwas Cavaliermäßiges mit dem wohlbekannten Namen Don Juan zu verbinden, den Mozart's Oper, Lord Byron, mehre Dramatiker, in neuester Zeit auch Lenau bei uns populair gemacht haben. Es liegt ein Circular vor, das man etwa 50 Kunden in Sevilla gesandt hat und welches uns die Augen öffnen dürfte: „Don Juan Rodriguez benachrichtigt bei seiner Rückkehr von Paris, wo er die neuesten Moden holte, alle seine Freunde und Gönner daß er seinen Schneiderladen von der Calle*) del Sacramento in die Calle de San-Miguel verlegt hat; er hofft u. s. w." Gegenwärtig ist jeder ein Don, dein Schneider, Strumpfhändler, Schuhmacher, wenn er irgend eine modische Niederlage beansprucht. Der Schauspieler wird auf dem Theaterzettel als Don angekündigt, und ein Fiedel-

*) Calle d. i. Straße.

geiger heißt Don Jesus! Zu welcher Begriffsverwirrung führt uns die Freiheit spanischer Sitte! Ein Geiger des Teatro del Balon, des zweiten Theaters von Cadiz, hieß jüngst „das Kind Jesus". Der kaum siebenjährige Violinist war, zweifelsohne in frommer Absicht, auf den Namen des Erlösers getauft, und da der Knabe sich ausnehmend begabt zeigte, wurde der heilige Name so allgemein hingesprochen, wie etwa Paganini oder Fanny Elßler bei uns. Das Kind hatte seine Benefizvorstellung. Sein Haar, das dem Anscheine nach mehr wog als sein ganzer Körper, war weit über den Rücken hinab in Locken gekräuselt. Er trug die kleidsame Tracht eines Majo oder andalusischen Stutzers und fiedelte die Ouverture zu „Figaro" mit ganz erstaunlicher Geschwindigkeit. Dann spielte er eine Bolera, dann einen andern Nationaltanz, die Jota, mit Variationen; und zuletzt spielte und tanzte er selbst zu gleicher Zeit den Fandango.

Die Lieblingstaufnamen für beide Geschlechter über die ganze Halbinsel sind José (Joseph) und Maria, infolge der allgemeinen Verehrung für die Jungfrau, ein Cultus der vielleicht in keinem katholischen Lande so weit geht wie hier. Aus demselben Grunde kommt auch Anna als Name der Mutter Maria's häufig vor. Männer werden oft sowol mit einer weiblichen als männlichen Bezeichnung getauft und es gibt zehnfach José Marias unter Tausend. Wir finden im ersten Bande von Breton's „L'Espagne" erwähnt daß während der französischen Usurpation der König Joseph Napoleon so verhaßt war beim Volke, daß man in manchen Fällen vermied den Namen José überhaupt auszusprechen, und die Personen welche ihn in der Taufe erhalten hatten als „esposo de la Virgen" (Gemahl der Jungfrau) anredete.

Der allgemein übliche Gebrauch die Leute blos bei ihren christlichen Kalendernamen zu nennen bringt seltsame Wirkungen hervor: unter den untern Classen gibt es Viele, welche ihren Zunamen völlig vergessen haben, und selbst im Mittelstande Manche die seit dreißig Jahren nicht mehr mit jenem gerufen wurden. In einer Liste z. B. von zwanzig wegen Schwelgerei Verhafteten, bei der Heimkehr von Sevilla von der jährlichen Wallfahrt nach Torrijos, findet man die gleichen Namen häufig wiederholt. Unter andern zwei José Maria, zwei Juan Francisco und drei Antonio José. In keinem dieser Fälle ein Beiname angehängt und jeder dritte Name ähnlich getrübt. Die Gewohnheit ist so überwiegend daß die Behörden öfters gar nicht nach dem Zunamen fragen und der doppelte Taufname angenommen wird, gerade bei den niedersten Classen, als Unterscheidungszeichen. Auf einer Liste der Municipalwache zu Sevilla, in welche die in flagranti erwischten Vergehen eingetragen werden, las man: „Letzte Nacht verhaftet wegen Diebstahl von zwei Quarts Cigarrenpapier aus einem Laden in der Calle de la Princesa José de la Cruz Cid!" Ferner: „Maria Rita de Jesus, wegen Umherschwärmen durch die an die Alameda Vieja grenzenden Straßen in unanständiger Kleidung und mit Ausstoßen unschicklicher Redensarten."

Der Nationalstolz erlaubt nicht die Vornamen blos mit Anfangsbuchstaben zu schreiben. Alle vier bis fünf Namen müssen lang ausgebreitet stehen. Ein öffentlicher Schreiber, der einen mühsamen Namen trug und ihn oft unterzeichnen mußte, hatte diesen langen Glockenstrang von Taufnamen gedruckt: Joaquin Pedro Antonio Manuel, und also nur noch zur Beglaubigung die Lücke mit seinem häßlichen Zunamen Uclés auszufüllen. Die höfliche Schlußformel eines spanischen Briefs bildet eine Schar von Anfangsbuchstaben welche vor der Namensunterschrift aufmarschiren, und zwar meistens folgende: S. S. Q. S. M. B. (Su seguro servidor que sus manos besa: Ihr getreuer Diener, der Ihre Hände küßt.) Auch findet man gleichfalls die seltsame, bisweilen in England, am häufigsten in Wales eingeführte Sitte, die Familiennamen zu verdoppeln, wenn verschiedene Zweige eines Hauses sich miteinander vermählen: Don José Alvarez Pestaña y Pestaña ist ein ehrenwerthes Mitglied vom Senat, und der Präsident des Collegiums St.-Johann der Täufer zu Xerez heißt Don José Gonzalez y Gonzalez. Rodriguez bedeutet soviel als Sohn des Rodrigo; Fernandez, Sohn des Fernando; Sanchez, der Sohn Sancho's; Alvarez, Sohn Alvaro's.

Der Name Ferdinand, im Spanischen Hernan, Hernando oder Fernando, knüpft sich denkwürdig an historische Ereignisse: es war der gemeinsame der Eroberer von Mexico und Peru, Hernan Cortés' und Hernan Pizarro's. Auch des Erfinders der Stiergefechte in weiter Ausdehnung, Ferdinand's de Benezuela, und des größten Lügners in der Menschheit, Fernao Mendez Pinto's. Auch des Vertreibers der Mauren aus Sevilla, St.-Ferdinand's, und des Siegers über die Mauren zu Granada, Ferdinand's des Staatsklugen. Der erste Ferdinand, welcher die Kronen von Castilien und Leon vereinigte, war ein thätiger, kriegerischer Fürst und hatte zum Feldherrn den Cid. Die Regierungen aller fünf Ferdinande, welche Karl V. vorangingen, waren ruhmvoll; die beiden welche seitdem herrschten nicht viel mehr als Thoren und Wahnsinnige, obschon einer von ihnen „der Weise" hieß. Der Weise hungerte sich selbst zu Tode. 22.

Notizen.

Neuestes von Thackeray.

„Vanity fair" dürfte wol Thackeray's erste Dichtung sein die ihn in Deutschland bekanntgemacht. Darauf folgte „Pendennis", und nicht mit Unrecht galt dasselbe für eine wenn auch geistreiche, doch nichts Neues bringende Variation auf das in „Vanity fair" angeschlagene Thema. Jetzt erscheint von ihm: „Esmond; a story of Queen Anne's reign" (3 Bde., London 1853), und die Frage rechtfertigt sich: neue Lebensansichten? neue Charaktere? Das „Athenaeum" beantwortet die erste Frage mit: „Wir fürchten sie mit der Ueberschrift des zweiten Capitels im dritten Bande beantworten zu müssen: «Ich spiele auf derselben Saite.» Ja, vanitas vanitatum ist das abermals abgespielte Thema. Damit soll dem Buche nicht aller Werth abgesprochen sein. Es hat glänzendschöne Stellen; es bekundet eine Meisterschaft in rhetorischer Dichtung; es kommt aus einer echt englischen männlichen Feder, deren Inhaber die feine Analyse mit hinreißender Beredtsamkeit vereinigt. Aber es ist und bleibt doch «die alte Geschichte», eine Art Monolog in des Verfassers nun bekannter Manier über die Eitelkeit und Seichtigkeit der Welt in den Tagen der guten Königin Anna; man hört kein Flüstern einer frischen Gedankenquelle, und auch auf die zweite Frage lautet die Antwort: «Nichts Neues, weder neue Charaktere noch neue Lebensbilder.» Immerhin mag die Beredtsamkeit des Verfassers an Rundung und Wohlklang gewonnen und manche zu scharfe Kante seines Pathos sich abgestoßen haben. Nur scheint mit der Schärfe auch etwas Kraft abgegangen, die Stärke weicher geworden, aber das Weiche nicht gleich kräftig geblieben zu sein. Dann ist es eine vom Verfasser dankbar anzuerkennende Concession, den Lebensgang seines Helden statt einen naturwidrigen blos einen wenig glaubhaften zu nennen, die Intrigue für das Talent des Verfassers, womit er das wirkliche Leben zu erfassen und zu schildern versteht, ungeeignet, statt zu romanhaft zu finden. Der Schluß wäre demnach, daß obgleich „Esmond" durch Fabel, Sprache und Zwischenfälle sich von „Vanity fair" unterscheidet, es doch letzterm im Wesentlichen der Darstellung zu sehr ähnelt, um dem Verfasser einen neuen Lorber zu reichen; er wird mit dem früher gepflückten sich begnügen, vielleicht froh sein müssen, ihn nicht ein wenig welken zu sehen."

Offenbarungen aus Sibirien.

Wem die in den jüngsten Jahren erschienenen „Offenbarungen" aller Art noch nicht den Geschmack daran verdorben

haben, der greift vielleicht nach — und will er sich noch ein mal anführen lassen, so greife er getrost nach: „Revelations of Siberia; by a banished Lady; edited by Col. Lach Szyrma" (2 Bde., London 1853). Wie lockend! Offenbarungen aus Sibirien; wen schaudert nicht? Wahrscheinlich wieder eine russische Gräuelthat; die Mishandlung eines für das Wohl des Volks erglühenden Mannes; Schaudergemälde der russischen Politik und nebenbei Anekdoten von berühmten Größen. Aus der Feder einer Verbannten — eines Opfers der Erhebung für Nationalfreiheit! Der Herausgeber, angeblich Verfasser von „Briefe über Polen" und „Anglia i Szkocya", erklärt seine Unbekanntschaft mit der „Verbannten", und das Buch ist ein nüchternes Reisetagebuch, wie es sich aus einem ganzen oder halben Dutzend „Reisen durch Rußland" bequem zusammenschreiben läßt, ohne einen Fuß „nach Norden" zu setzen. Etwas französische Sentimentalität scheint aber eigene Zuthat der Verfasserin zu sein. 7.

Congrès archéologique de France.

In Frankreich ist neben den großartigen Maßregeln, welche die Regierung selbst für Erhaltung und Veröffentlichung der Geschichtsquellen ergriffen und durch Herausgabe von Sammlungen reicher Urkundenwerke ins Leben gerufen hat, auch allgemein ein reger Sinn für historische und antiquarische Forschungen erwacht, und es bildeten sich in allen bedeutenden Städten der Provinzen antiquarische Vereine, welche durch öffentliche Berichte von ihrer Thätigkeit und von ihren Entdeckungen Rechenschaft gaben. Der Bestand dieser Gesellschaften war jedoch selten gesichert, und sie wurden daher auf eine wirksamere und einflußreichere Weise in einen allgemeinen Verein für ganz Frankreich verbunden. Die Sitzungen dieses Vereins wechseln jedes Jahr, und es haben deren bereits seit 1834 zu Caen, Douai, Blois, Le Mans, Tours, Amiens, Niort, Angers, Bordeaux, Poitiers, Saintes, Lille, Metz, Sens, Bourges und Auxerre stattgehabt. Ueber die letzte Jahresversammlung von 1851 liegt der gedruckte umfangreiche Bericht mit vielen Abbildungen vor: „Séances générales tenues à Laon, à Nevers et à Gisors en 1851 par la Société française pour la conservation des monuments historiques" (Paris 1852). Auch die Damen in Frankreich beweisen historischen Sinn; denn es heißt in dem Bericht: „Plus de 120 personnes occupent les sièges réservés aux membres du congrès; un assez grand nombre de dames ont voulu également témoigner par leur présence de l'intérêt qu'elles portent aux études historiques." In der Sitzung präsidirte der Graf de Mérode und eröffnete sie mit einer Rede. Im Jahre 1852 war Dijon der Versammlungsort. 13.

Bibliographie.

Bastiat's, Frederic, Schriften: Was man sieht und was man nicht sieht, oder die politische Oekonomie in Einer Lection. Frieden und Freiheit oder das Budget. Der Krieg gegen die Lehrstühle der politischen Oekonomie. Aus dem Französischen übersetzt von C. J. Bergius. Leipzig, Hübner. 8. 15 Ngr.

Breier, E., Wien und Berlin. Roman-Cyclus aus der Zeit Maria Theresia's. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Trenk der Parteigänger. Historischer Roman. 1ster Band. oder 1ste und 2te Lieferung. Wien, Sollinger. 8. à Lieferung 9 Ngr.

Dangelmaier, M., Der Wiener Prater. Humoristisch-satyrischer Volks-Kalender für 1853. 3te Auflage. Mit vielen Illustrationen. Wien, Sollinger. 8. 9 Ngr.

Faust der zu spät bekehrte Demokrat. Furchtbare Tragödie in 6 langen Abtheilungen, der Kürze wegen in 3 Akte zusammengezogen. Frei nach Sr. Exc. Herrn Wolfg. v. Göthe, von D. K. Berlin, Lassar. 4. 6 Ngr.

Gerhard, E., Ueber Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 13. Mai 1852. Berlin, Hertz. Gr. 4. 20 Ngr.

Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Schongau. Mit 1 Stahlstich. Nördlingen, Beck. 1852. 8. 15 Ngr.

Gott in der Natur. Von J. B. Friedreich. Erlangen, Palm's Verlag. 16. 1 Thlr.

Hagenbach, K. R., Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr.

Kock, P. de, Junges Mädchen — alter Junggeselle. Humoristischer Roman. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1852. 32. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pfarrius, G., Die Waldlieder. 2te stark vermehrte Ausgabe. Köln, Du Mont-Schauberg. 16. 15 Ngr.

Salzwedel, W. v., Das Proletariat, seine Erscheinung, seine Ursachen und seine Abwehr. Königsberg, Samter. Gr. 8. 6 Ngr.

Stowe, Henriette, Onkel Tom's Hütte oder das Negerleben in den Sklavenstaaten des freien Nordamerika. In deutscher Auffassungsweise für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Ungewitter. 3te Ausgabe. Mit 6 Illustrationen. Wien, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 18 Ngr.

Ule, O., Das Weltall. Beschreibung und Geschichte des Kosmos im Entwicklungskampfe der Natur. In drei Bänden. Allen Freunden der Natur gewidmet. 1ster und 2ter Band. 2te Auflage. Halle, Schmidt. 8. 1 Thlr.

Wedekind, E., Ein Leben. Gedichte. Hannover, Helwing. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weigelt, G., Die sogenannten Beweise für das Dasein eines Gottes, erläutert in der deutsch-katholischen Gemeinde zu Hamburg. Hamburg, Th. Niemeyer. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Das Gemüth in seinem Verhältniß zum Christenthum und zur Humanität. Sieben Predigten, gehalten in der freien Gemeinde zu Hamburg. Ebendaselbst. 1852. Gr. 8. 14 Ngr.

— — Vor dem Freiheitskampfe. Eine geschichtliche Predigt gehalten zur angeordneten Feier des 18. Oktbr. in der deutsch-katholischen Gemeinde zu Hamburg. Ebendaselbst. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Wiese, H. S., Brotbriefe oder Rhapsodien über Restauration des Grundeigenthums und der Landwirthschaft. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansprache an die deutsche Fabrik- und Handelswelt über die schließliche Wendung der Zollvereins- und Handels-Verträge. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen, von der Regierung als eine überwiegend politische Maßregel bezeichnet. Von C. Th. v. E. Breslau, Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Botschaft Sr. Majestät des Königs von Dänemark und das Wegener'sche Attentat. Vorwort, Beilagen und Anmerkungen, nebst deutscher Uebersetzung des „Manuscripts". Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Steitz, G. E., Wie beweisen die Jesuiten die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte? Zusammenstellung der von Herrn Pater Roh am 23. Novbr. zu Frankfurt entwickelten Beweisgründe und Widerlegung derselben. 4te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Völcker. 1852. 8. 4 Ngr.

Ueber die Hannoversche Verfassungs-Sache. Beleuchtung des an die Wahlmänner der Stadt Münden von Dr. C. Stüve erlassenen Sendschreibens. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Winckel, P. F. W., Erkennet die an euch arbeiten! Gastpredigt über 1. Theff. V, 12. 13. Berleburg. Gr. 16. 2 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Neue wissenschaftliche Werke

aus dem Verlag von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Benfey (Th.), Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. 8. Geh. 5 Thlr.

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Cussy (F. de), Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.

Fortlage (C.), Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gabelentz (H. C. von der), Beiträge zur Sprachenkunde. Erstes bis drittes Heft. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
Auch unter besondern Titeln:
I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. Dritter Band: Mollusken. Erste Abtheilung: Cephalopoden. Zweite Hälfte. 8. Geh. 3 Thlr.
Die erste Hälfte (1851) kostet 2 Thlr.
Der erste Band, die Wirbelthiere enthaltend, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:
I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.
Der zweite Band wird die Gliederthiere behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten. 8. Geh. 22½ Ngr.

Gräfe (H.), Resultate und Ausrechnungen zu Allgemeine Sammlung ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik. Zwei Bände. Mit 38 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen. Erste bis dritte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster bis dritter Band. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Schuchardt (Chr.), Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile. Nebst einer Monogrammentafel. 12. Geh. 4 Thlr.

Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis neuntes Heft. 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde. Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Erster und zweiter Band. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Wheaton (H.), Eléments du droit international. Seconde édition. Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Liebe und Leben.

Gedichte

von

F. W. Schaefer.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. brosch. 15 Ngr. In höchst elegantem Einbande mit Goldschnitt 25 Ngr.

Diese Gedichte, „zartgefühlt und feingeformt", wie sich einer der namhaftesten Beurtheiler ausdrückt, haben in weitern Kreisen Anerkennung gefunden und sind bereits in mehre Sammlungen erlesener Poesien übergegangen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der schönen Literatur in Spanien

von

Georg Ticknor.

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von **N. H. Julius.**

Zwei Bände.

8. Geh. 9 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 6. —— 5. Februar 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Der Aufstand in Neapel im Jahre 1647.

Es gibt sehr schätzenswerthe Darstellungen und ein ziemlich reiches, wenn auch in zeitgenössischen Memoiren vielfach zerstreutes Material *) über jene denkwürdige Volkserhebung ohne Phrase, deren Held durch die aufregenden Melodien Auber's so populair geworden ist. Aber es fehlte bisjetzt an einer wirklichen Geschichte jener Zeit, es fehlte an einem Darsteller, der mit ruhigem Prüferblicke den eingewurzelten Volksglauben vom wahren Thatbestand trennend, nicht nur im Allgemeinen treu und übersichtlich, sondern namentlich auch im Detail erschöpfend erzählte. Da erschien, während am Schauplatze von Aniello's Herrschaft die blutigen Tage von 1647 wiederzukehren drohten, vor einigen Jahren ein Werk, welches durch den doppelten Bestandtheil seines Titels, durch den Namen seines Verfassers ebenso sehr als durch seinen Inhalt die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums aufsichzog und das dann auch bereits in zwei fremde Sprachen **) übersetzt worden ist:

Sublevacion de Napoles, capitaneada por Mazanielo, estudio historico de Don *Angel Saavedra, duque de Rivas*. Zwei Bände. Madrid 1848.

Dieses Werk erscheint wohlgeeignet die oben angedeutete Lücke auszufüllen; sehen wir uns deshalb den Autor sammt seinen revolutionsgeschichtlichen Studien etwas näher an!

Im Jahre 1807 trat in die spanische Garde ein junger sechzehnjähriger Patriot, den man fast für ein Kind halten mochte. Obwol von der Natur zu den friedlichen Wissenschaften hingezogen, hatte er doch die Feder mit der Muskete vertauscht um gegen die Franzosen zu kämpfen. Er avancirte rasch; als aber der nächste Zweck des Kriegs erreicht war, nahm er seinen Abschied, um zu den mehr geliebten Waffen des Geistes zurückzukehren. Das Geschick seines Vaterlandes, für das er in den Krieg gezogen, sah ihn nicht theilnahmlos von den Parteikämpfen fern bleiben. Er bekannte sich als Anhänger der Constitution von 1812, ward als deren Vertheidiger bald verdächtig und mußte 1823 den heimischen Boden verlassen, um sich in England eine Freistatt zu suchen. Wissenschaft und Kunst sollten ihn entschädigen für das Leid des Exils; namentlich war es die Malerei die er während seines fünfjährigen Aufenthalts in Malta eifrig pflegte, während er sich früher in seiner Heimat bereits mit Erfolg als Dichter versucht hatte. Ja, der Drang nach praktischer Thätigkeit und nach einem festen und nützlichen Lebenskreise trieb ihn 1831 sogar so weit daß er in Orléans eine Zeichenschule

---

*) Am bekanntesten sind wol die Memoiren des Herzogs von Guise und des Grafen von Modena; außerdem aber sind zu erwähnen: Tarsia, „**Tumultos**"; Nicolai, „**Historia delle rivoluzioni di Napoli**"; Liponari, „**Rivoluzioni di Napoli**"; Giraffi's Buch gleichen Namens u. s. w.; ferner: „**Le duc de Guise à Naples**".

) Nämlich ins Französische und Deutsche; letzteres unter dem Titel: **Der Aufstand in Neapel 1647. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Teubner. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

errichtete, der er drei Jahre lang mit Lust und Liebe vorstand. Hiermit aber sollte die eigentliche Kummerperiode des exilirten Patrioten zuendegehen. Die Rückkehr in das Land, an welches seine talentvollen poetischen Versuche immer wieder anknüpften, ward ihm endlich eröffnet, und nach dem Tode seines Bruders, in dessen Erbtheil ihm Güter und Titel zufielen, kehrte der Zeichendirector aus Orléans als Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, Grande von Spanien und bald Vicepräsident des Senats nach Spanien zurück. Hier gehörte er zu den Männern der Aufklärung wie einer gemäßigten Opposition und sein selbständiger Charakter hat immer an seine Stellung als ehemaliger Cortesdeputirter von 1821 erinnert. Sein poetisches Talent, das sich früher in mehren Trauerspielen, Lustspielen und namentlich vaterländischen Romanzen kundgegeben hatte, fand in den mehrjährigen politischen Beschäftigungen wenig Muße. Da sandte ihn die Königin Isabella 1844 auf den Gesandtschaftsposten in Neapel, und kaum eingetreten in seinen neuen Wirkungskreis fühlte er sich auch schon von den Erinnerungen überwältigt, die auf jedem Spaziergange, am Strande des Meers oder auf den großen Plätzen der Stadt oder an den Portalen der Kirchen ihn überkamen. Es mag wol erst ein mehr poetisches Interesse gewesen sein, was den Dichter-Gesandten zu jener wilden Volkserhebung hinzog, deren stumme Zeugen jetzt altersgrau auf ihn herabblickten. Der Name Masaniello's packte seine Einbildungskraft, und obwol Diplomat von Profession ward es ihm doch anfänglich schwer die bewegten Züge eines wilden und erschütternden Volksdrama mit diplomatischer Kälte auseinanderzulegen. Er gesteht selbst in einem Vorworte zu seiner Geschichte des Aufstands, das man in der deutschen Ausgabe vermißt, seine Absicht sei zunächst nur dahin gegangen, seinen Empfindungen in einem Revueartikel Ausdruck zu geben; als er indeß anfing alle Documente namentlich über die Person und die Handlungen Aniello's, soweit ihm solche zugänglich waren, zusammenzustellen, als die Anhäufung des reichen Stoffs seinen ganzen Geist mit Zergliederungen, Prüfungen und der formellen Anordnung desselben in Anspruch nahm, da verwandelte sich das poetische Interesse allmälig in ein strengwissenschaftliches; Saavedra begriff daß ein so außerordentliches Sujet einen weiten Rahmen bedürfe, und Künstler und Historiker zugleich, ging er daran eine vollständige Geschichte der Herrschaft Masaniello's und der Revolution in Neapel zu schreiben. Es war eine große und schwierige Aufgabe die er sich stellte. Galt es doch nicht nur alle die Arbeiten die bereits in den Händen des Publicums waren zu prüfen, sondern auch nur ihm in seiner begünstigten Stellung zugängliche Urkunden zusammenzustellen, alle Manuscripte je nach ihrer Glaubhaftigkeit zu benutzen und vorallem bei der Verwendung des Gesammtmaterials jene Kritik des echten Historikers zu üben, die ein französischer Schriftsteller den Instinct des Geschichtschreibers genannt hat. Saavedra hatte das volle Bewußtsein von der Schwierigkeit seiner Aufgabe, sein Sammlerfleiß ging mit seinem nationalen Interesse an dem Stoffe und mit seiner geprüften Einsicht glücklich Hand in Hand, und so conferirte er z. B. oftmals nach seinem eigenen Geständnisse mit den Gelehrten des Landes.

Das Resultat dieser Studien liegt jetzt vor uns, ein Geschichtswerk das neben manchen andern und höhern Verdiensten auch das hat zeitgemäß zu sein. Die lauten, schon so oft tauben Ohren verkündeten Lehren der Geschichte sind für die revolutionslustigen Zeitgenossen ebenso grell in ihm aufgetragen wie für die Herrscher. Diesen Lehren sind vom Autor keine Worte gegeben, aber sie reden um so nachdrucksvoller aus den Thatsachen; bei deren Vergleichung mit unserer neuesten Revolutionsgeschichte die Erinnerung an den Denkspruch Ben Akiba's nicht zu umgehen ist.

Die heillose Wirthschaft der spanischen Verwaltung in Neapel ist bekannt. Unter dem Drucke einer despotischen Fremdherrschaft, die auf morschen Stützen ihr Ansehen zu erhalten suchte, vegetirte ein Volk dessen erregbarer Charakter an die vulkanische Natur seines Bodens erinnerte. Dieses Volk theilte mit seiner Regierung eine wesentliche Eigenschaft: Beiden fehlte es ebenso sehr an sittlichem wie an materiellem Halte. Das erschöpfte, in seinen Fugen wankende Spanien konnte sich nur auf dem Wege der Tyrannei noch ein leidliches Scheinansehen retten; Neapel aber verkümmerte unter den Auswanderungen, den Rekrutenaushebungen und dem Steuerdrucke *), der mit der Bevölkerung auch Handel und Gewerbe und mit diesen auch die Capitalien minderte. Don Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Arcos, ein Mann der den Mangel an Charakterstärke hinter trotziger Beharrlichkeit und seine Muthlosigkeit hinter grausamer Härte verbarg, war ganz geeignet eine Katastrophe zum Ausbruch kommen zu lassen, die nur ein ebenso unerschrockenes als weises Regiment hätte verzögern können. Die von ihm angeordnete Einführung einer neuen überaus drückenden Fruchtsteuer, welche das Proletariat dem Hungertode entgegentrieb, ward die Veranlassung zu einem Volksaufstande, der die Phrase in den blutigsten Gräueln ertränkte und — in seinem Ursprunge nicht ohne Berechtigung — in seiner weitern Entwickelung nur eine Reihe von Verbrechen ward. Die Scenen vom 7. Juli 1647 auf dem Fruchtmarkte von Neapel finden sich wahrheitstreu in den meisten Geschichtsbüchern. Der unerwartete Sieg über den Volkserwählten Andrea Maclerio hatte den Pöbel unschlüssig gemacht, ja bestürzt. Erst Masaniello's Anrede, sein Befehl zur Verbrennung des Zollhauses mit allem seinem Inhalte gab der Erbitterung des Volks den An-

*) In den letzten 20 Jahren waren über 50,000 Soldaten und 80 Millionen Ducati für spanische Zwecke aus dem Lande gezogen worden. Als von Madrid immer noch mehr verlangt ward, gab der Herzog von Medina seine Entlassung mit den Worten: „Er wolle nicht, daß der schöne Krystall den man seinen Händen anvertraut habe in denselben zerbräche.“

stoß der die Leidenschaften gerade auf dem Wege zur Befriedigung zum Wahnsinne umwandelte. Hinter der gesprengten Thüre des herzoglichen Cabinets erst stand das Volk mit seiner befehlenden Foderung: „Weg mit der Steuer!" still, aber die Gewährung derselben seiten des Herzogs: „Ja, meine Kinder! Ihr sollt haben was ihr verlangt!" entfesselte dasselbe bald aufs neue. Der Herr von Neapel muß hinaus auf den Markt in die Mitte seines allergetreuesten Volks, und von den Einen ehrfurchtsvoll geküßt, von Andern am Leben bedroht, gelingt es ihm zuletzt sich in ein Kloster zu retten. Ein angeblich aus dem herzoglichen Palaste gefallener Schuß läßt das Volk zu den Waffen rufen, und heulend, sengend und Rache schwörend stürzen die von ihrem ersten Erfolge fanatisirten Massen durch das weite Neapel.

Auf den chaotischen Wogen dieses Pöbelsiegs hält sich nur ein Mann, dessen Wort den Sturm bändigen kann, ein junger, finsterblickender Fischer aus dem untersten Volke, dessen schöne äußere Erscheinung seinen Standesgenossen durch das Phantastische seiner Weise noch mehr imponirt. Als hörte es einen Heiligen sprechen, so lauscht es seinem hinreißenden Worte, das gleichzeitig die ärgste Ignoranz und ein edles Gemüth verräth. Funfzigtausend bewaffnete Aufrührer riefen diesen Mann zum unumschränkten Oberhaupt des empörten Volks aus; die Geschicke Neapels schienen in die Hand Thomas Aniello's von Amalfi gelegt. In dem schmuzigsten Winkel Neapels, in der Vorstadt Lavinaro 1620 geboren *), hatte Masaniello frühzeitig sich den Unzufriedenen angeschlossen. Am 7. Juli, neun Tage vor dem Feste der heiligen Jungfrau von Karmel war er es gewesen, der den Sieg des Volks entschieden und selbst den Erwählten Maclerio nicht verschont hatte. Der große Haufe blickte auf ihn mit Begeisterung als den kühnsten Rebellen; die ehrgeizigen Intriganten dagegen sahen in ihm nur den unfähigen Fischer, dessen Popularität sie zu nutzen hofften; Masaniello selbst hatte das Gefühl seiner Allmacht. Zweierlei ist bei dem Ausbruche dieser Revolte so bemerkenswerth: ein mal nämlich daß sie nicht das Resultat einer Verschwörung war, nein, gleich beim Ausbruch trat das bewaffnete Volk in erdrückender Massenhaftigkeit in Scene; dann aber, daß mitten in den wildesten Gräueln kein phrasenhaftes Stichwort laut ward; nicht die Freiheit war es die man foderte, oder die Unabhängigkeit des Staats oder eine Veränderung des Herrschers, nein, der blutbespritzte Lazzarone versicherte mit geballter Faust immer noch seine Ehrfurcht und Treue für den König von Spanien und schwur daß er kein Rebell sei.

In Castelnuovo saß Arcos rathlos. Truppen hatte er nicht, deshalb wollte er es auf dem krummen Wege der Intrigue versuchen und namentlich eine äußerliche Scheinautorität so lange als möglich erhalten. Genugsam sah er dieselbe darin anerkannt daß die Empörer überhaupt Foderungen an ihn stellten. Der schlaue Genovino hatte diese Foderungen kurz formulirt und die Quintessenz derselben war: Abschaffung aller außerordentlichen Steuern und Wiederanerkennung der Privilegien Karl's V. Während der Unterhandlungen hierüber mußte Masaniello seine Streitkräfte, die sich bis auf mehr denn 150,000 Mann gesteigert hatten, beschäftigen. Er gab ihnen eine gräßliche Arbeit der Volksrache, indem er in Uebereinstimmung mit seinem hohen Rathe 60 Häuser der Zerstörung designirte. In blinder Wuth hausten die officiellen Brandstifter, und Kostbarkeiten aller Art, Gold und Edelsteine, ja selbst Thiere gingen im Feuer zugrunde. „Der große Haufe", sagt Saavedra, „denkt nie an die Zukunft und glaubt mit dem Besitzthum Derer welche ihm als Tyrannen genannt werden zugleich die Tyrannei selbst zu vernichten." Wenn man bedenkt daß unter den Werkzeugen Masaniello's ein gut Theil Straßenräuber und Verbrecher war, so muß man die Möglichkeit einer so strengen Disciplin bewundern wie Masaniello sie übte. Den Dieb eines Zaums verurtheilte er zu 50 Stockschlägen, und es wagte Keiner zu murren als er zwei Leute hängen ließ welche Schmucksachen entwendet hatten. Nur Eins ward von den Empörern selbst in den Häusern der Zollpächter verschont und geehrt, die Bildnisse des Königs; unter Vivats trug man dieselben in der Stadt herum, während man seine Soldaten ermordete und seine Vertreter beschimpfte.

Als Masaniello Ekel am unausgesetzten Sengen und Blutvergießen fand, beschloß er ein entscheidendes Unternehmen. Mit 10,000 Mann bemächtigte er sich des Lorenzoklosters, wodurch nicht nur ein wichtiger Punkt, sondern namentlich große Waffenvorräthe, darunter 18 Kanonen, in die Hände der Empörer fielen. Das Bild Philipp's ward unter einem Thronhimmel aufgestellt, die Archive dagegen wurden verbrannt. Dieser neue Sieg trug das Ansehen des Aufstands auch in die Provinzen.

Der bestürzte Vicekönig konnte es zu einem festen Entschlusse nicht bringen. Um eine Vereinigung des Adels und des Volks zu verhindern hetzte er beide aufeinander. Die Angabe des Grafen von Modena daß er den Empörern selbst 12,000 Arkebusen überliefert habe, weist Saavedra als ungereimt zurück. Beruhigend auf die Empörer wirkte namentlich der Erzbischof Filomarino, der denselben eine die Privilegien Karl's V. enthaltende Urkunde vorlegte, welche der verschmitzte Genovino entweder aus Ueberzeugung oder vom Vicekönig bestochen für echt erklärte. Allein ein Amnestiedecret, in welchem die Ausdrücke „Rebellen" und „Verzeihung" gebraucht waren, erregte wider Erwarten die Volkswuth aufs neue. Das allergetreueste Volk foderte einen förmlichen und feierlichen Friedensvertrag, während Masaniello seine Scharen energisch organisirte und eine große imponirende Musterung seiner Streitkräfte hielt. Hiermit aber begnügte er sich nicht; auf offenem Marktplatze saß er zu

*) Die Bezeichnung „von Amalfi", die sich in einer Grabschrift sowie im Volksmunde wiederfindet, erklärt sich wol daraus daß die Familie Masaniello's überhaupt aus dieser Stadt ihren Ursprung herleitete.

Gericht und seine Urtheile verriethen meist großen Scharfsinn und strenge Gerechtigkeit. Auch die Verwaltung der Polizei und geistlichen Angelegenheiten hatte er an sich genommen. Und dieser allthätige und allgewaltige Herrscher trug vor wie nach die Kleidung des geringsten seiner Unterthanen: ein geflicktes grobes Hemd, bunt gestreifte Beinkleider und die rothe Fischermütze waren die Insignien seiner Macht, die entblößte braune Brust und die nackten Füße die Erinnerung seines Ursprungs. Der Enthusiasmus für diesen Mann brauchte nicht erst durch ein so grobes Attentat wie das Perrone's neu angeschürt zu werden; sechs in der Karmeliterkirche auf ihn gerichtete Kugeln lassen ihn unverletzt und die gedungenen Banditen sammt Perrone sterben an den Stufen des Altars. Dieser Mordversuch legte in Masaniello den Keim eines finstern Mistrauens; er veranlaßte jenen bekannten Befehl, es solle Niemand bei Todesstrafe lange Röcke tragen, der bald auch auf Priester und Frauen ausgedehnt ward.

Der Vicekönig schmeichelte Jedem von dem er eben Nutzen zu ziehen hoffte; er bewilligte Alles was man von ihm verlangte in der Hoffnung auf bessere Zeit. Als das Volk gleiche Berechtigung bei der Abstimmung mit dem Adel in den Sedilen foderte, machte Einer im Rathe des Herzogs darauf aufmerksam daß eine solche Foderung gänzlich unzulässig sei. Ein einfältiger, dabei aber eitler Schreiber, der abgesandte Bote Masaniello's, den der Herzog mit großen Ceremonien empfangen hatte, rief da mit komischem Zorn: „Mein bester Herr, es ist Masaniello's Wille!", worauf der Vicekönig mit einem strengverweisenden Blicke dem ersten Sprecher erwiderte: „Sehr wohl! Der Wille des Herrn Masaniello geschehe!" Wie diese, so bewilligte der Herzog auch alle andern Foderungen des „Vertrags".

Am 11. Juli, am fünften Tage des Aufstands, verbot denn auch Masaniello Plünderung, Brandstiftung und Mishandlung bei Todesstrafe. Großmüthig rettete er einige Edelleute und wies selbst die verlockendsten Anerbietungen zurück, indem er erklärte, er wolle, sei das Volk erst frei, wieder Fische ausrufen.*) Alles Dies erhöhte seine Macht und erregte selbst bei bedeutenden Männern Bewunderung für sein Betragen und sein Talent. Der Vicekönig, sowie der Admiral der neapolitanischen Flotte, der ihm auf des Erstern Befehl unbedingt folgezuleisten hatte, redeten ihn mit „Sehr Illustrer" an. Als das Privilegium Karl's V., eine Verordnung über dessen Wiedereinsetzung und der darauf begründete Vertrag zwischen Regierung und Volk von beiden Contrahenten angenommen worden war, ward Masaniello zum Vicekönig eingeladen. Nur durch die Androhung der Excommunion konnte der Erzbischof ihn zwingen seine Lumpen mit einem Prachtgewand von Silberstoff zu vertauschen; auch beichtete er aus Besorgniß für sein Leben, bevor er in den Siegeszug eintrat. Vor dem Palaste ließ er das Volk schwören, Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten, wenn er nach Verlauf einer Stunde nicht zurückgekehrt sei. Der Vicekönig ließ Nichts unversucht Masaniello zu schmeicheln. Auf dem Balcon des Palastes, vor den Augen des Volks, erwies er ihm öffentlich die demüthigendste Aufmerksamkeit, umarmte ihn, ja trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. Masaniello benahm sich bei dieser Zusammenkunft meist seiner Stellung als Generalcapitain des Volks würdig, zuweilen verleugnete er dieselbe aber auch durch die demüthigendsten Handlungen.*)

Unmittelbar nach dieser Zusammenkunft ging eine gänzliche Veränderung mit Masaniello vor. Schon am Tage nach ihr entwickelte er den furchtbarsten Despotismus; er ward herrschsüchtig, verschlossen, argwöhnisch. Bittschriften ließ er sich nur auf der Spitze einer Pike überreichen, und während er darüber entschied hielt er eine Arkebuse mit brennender Lunte im Arm. Herrschen, allein und für die Dauer: das war plötzlich sein einziger Gedanke. Seine Hütte ließ er in einen Palast umwandeln, seine Räthe verstieß er und die blutigsten Gräuel wurden auf seinen Befehl und zum Theil unter seiner persönlichen Betheiligung ausgeführt. Trotzdem verharrte der Vicekönig in seiner Heuchelei; sogar die Herzogin setzte sich mit der Fischersfrau in Verbindung. Ueber 1500 Menschen endeten am sechsten Tage des Aufstands theils unterm Beil, theils in den Flammen, und eine Stadt von 400,000 Einwohnern beugte sich in stummem Schrecken der Tyrannei Masaniello's.

Der Vicekönig setzte seine letzte Hoffnung auf die Eidesleistung zur unverbrüchlichen Festhaltung des Vertrags. Mit Ehrerbietung ward er am 13. Juli auf dem Wege zur Kathedrale überall empfangen; er erwiderte die Grüße des Volks mit dem Ausruf: „Es lebe das vielgetreue**) neapolitanische Volk!" Er leistete den Eid gewissenlos, ohne ihn halten zu wollen, und beging so einen neuen Act seiner Schwäche und Treulosigkeit. Masaniello benahm sich bei der Feierlichkeit wie ein Wahnsinniger, er unterbrach dieselbe mit den unverschämtesten Anträgen an den Herzog, geberdete sich gleich einem Verrückten und bat zuletzt den Herzog er möge ihm doch beim Auskleiden helfen.

Der Eindruck von Masaniello's Betragen in den letzten zwei Tagen war ein tiefer; man fing an Masa-

*) In einer von Giraffi mitgetheilten Rede Masaniello's heißt es: „Als Seemann bin ich geboren und als solcher will ich leben und sterben. Nachdem ich so glücklich gewesen bin in dem stürmischen Meere des Aufstands unsere Freiheit zu fischen, will ich zu meinem alten Fischergewerbe zurückkehren, ohne mich mit einer Stecknadel bereichert zu haben."

*) Noch tadelnswerther war das Benehmen des Vicekönigs, welcher durch die erbärmlichsten Dienstleistungen und niedrigsten Schmeicheleien seinen Zweck zu erreichen versuchte. So urtheilt Saavedra und seine ganze Charakteristik des Vicekönigs widerlegt zur Genüge die Lobpreisungen in Tarsia's „Tumultos de la ciudad y reyno di Napoles".

**) Neapel führt jetzt noch den officiellen Beinamen der „treuesten Stadt". Zu bemerken ist daß die Geschichte mehr als 40 Empörungen in ihr berichtet.

niello's Sendung als beendet anzusehen. Dies aber hinderte nicht die Fortsetzung der Gräuelscenen durch die tollkühnen und gefürchteten Banden des Generalcapitains, welcher vergaß daß der Zweck des Aufstands nunmehr erreicht sei. Ueber Masaniello's Geisteszustand nur ein Beispiel für viele, die der Leser bei Saavedra findet: Bei Todesstrafe durfte Niemand die Stadt verlassen. Der Erzbischof Caffarelli erschien vor Masaniello in der vorschriftmäßigen kurzen Kleidung und bat um einen Paß zur Abreise in seinen Sprengel. Er wurde ihm nicht nur gewährt, sondern der Dictator wollte ihm durchaus, wenn er zu Lande reise, eine Leibwache von 400 Mann, für die Reise zur See aber 40 Felucken mitgeben. Als der Erzbischof Beides verweigerte, bot er ihm einen Beutel mit 400 Goldstücken an, und Jener sah sich genöthigt, wollte er nicht den durch Nichtannahme seiner Anerbietungen gereizten Fischer wüthend machen, einen Theil des Goldes zu nehmen; auch mußte er sich zum Abschied mehre male umarmen lassen. Dieser wirre Geisteszustand Masaniello's äußerte sich von Stunde zu Stunde schrecklicher und blutiger. Der Dictator bat den Vicekönig, er möge die Volkswehren auflösen. Als dieser die Auflösung verfügte, sprach Masaniello sehr verächtlich von ihm und erklärte sich für den alleinigen Herrn; seine nächsten Umgebungen mishandelte er; das Schwert in der Hand galoppirte er durch die Straßen und ritt oder hieb nieder was ihm in den Weg kam. Am vorletzten Tage hielt er ein Festmahl bei Onofrio Caffiero. Saavedra weist die Berichte als unglaubwürdig zurück, nach denen der Dictator ein herrliches Mahl auf Anordnung des Vicekönigs vorgefunden haben oder nach denen dies Mahl gar im Palaste selbst gefeiert worden sein soll. Gewiß ist daß Masaniello Abends den Herzog zu seinem Gelage zuziehen wollte. „Athemlos, hochrothen Gesichts, die Brust entblößt, mit einer Hand seine in Unordnung gerathenen Beinkleider haltend, kam er im Palast an." Der Herzog entschuldigte sich mit Krankheit, stellte ihm aber eine prächtige Felucke zur Verfügung. Spät in der Nacht, auf der Heimkehr, stürzte sich Masaniello trunken ins Meer, schwamm ans Ufer, eilte nach Hause und befahl eine Verordnung aufzusetzen nach der er zu Gunsten des Herzogs seiner Macht entsagte. Dessenungeachtet ließ er am andern Morgen Die köpfen die dieser Verordnung folgeleisten wollten. In der Karmeliterkirche zeigte er dem Volke seine dürren Schenkel und rief: „Das bin ich für euch geworden!" und aus dem Heiligthume eilte er zu neuen Gräuelthaten. Als er wild und besinnungslos in die Menge einhieb, mußten einige Freunde sich seiner Person bemächtigen und ihn zu Hause einsperren. Die Unzufriedenheit in allen Schichten stieg aufs Aeußerste: der 16. Juli sollte eine Entscheidung bringen. Am Feste der heiligen Jungfrau von Karmel eilte Alles nach der Karmeliterkirche in banger Erwartung. Masaniello hielt die letzte seiner Reden und ward zuletzt mit Gewalt von der Kanzel entfernt, weil er nach einer glänzenden Darstellung der Volksleiden plötzlich die unerhörtesten Thorheiten äußerte und sie mit den unanständigsten Geberden begleitete. Ohnmächtig und erschöpft lag er in der Zelle eines Geistlichen. Da erschienen plötzlich in der mit Menschen überfüllten Kirche vier Bewaffnete mit dem kühnen Rufe: „Es lebe der Vicekönig! Tod Dem der Masaniello gehorcht!" Und als dieser, von dem plötzlichen Lärme erwacht, mit den Worten aus seiner Zelle trat: „Edles Volk! du suchst mich? Hier bin ich!" fanden vier Kugeln den Weg zu seinem Herzen. Ein Fleischer schnitt ihm den Kopf ab; ein anderer der Mörder trug denselben durch die erschrockene stumme Menge zum Vicekönig, der zur ewigen Schande für sich selbst ihn mit Zeichen der höchsten Freude empfing. Und dasselbe Volk das seit neun Tagen Masaniello als Abgott verehrt hatte rief jetzt: „Hoch der Herzog von Arcos!" verstümmelte den Leichnam des Fischhändlers, schleppte ihn durch die Straßen und trug seinen Kopf als Siegestrophäe auf einer Pike herum. Allein am folgenden Tage erwachte die Erinnerung an den gemordeten Führer mit aller Macht. Ein großartiges Todtenfest ward veranstaltet, zu dem auch der Vicekönig acht seiner Edelknaben in Galakleidung stellte, und zerknirscht flehte die Menge: „Seliger Masaniello, bitte für uns!" *)

Ich habe lange bei dem Theile von Saavedra's Arbeit verweilt, der das populaire Interesse am meisten in Anspruch nimmt; wir können den weitern Verlauf der wunderbaren Revolution hier nicht verfolgen. Es mag deshalb die Versicherung genügen daß alle die Vorzüge welche der Darstellung von Masaniello's Herrschaft eigen sind auch den übrigen Theil von Saavedra's Buch charakterisiren. Mögen diese Zeilen deshalb recht Vielen eine Anregung sein dies Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Was die Darstellung des Herzogs von Rivas anlangt, so verleugnet dieselbe zwar die diplomatische Glätte keineswegs, allein sie trägt dabei ein so kräftiges und naturfrisches Colorit und verbindet Einfachheit und Verständlichkeit so geschickt daß man dieselbe den besten Mustern zur Seite stellen kann. Die schwierige Aufgabe für die bewegten Bilder einer Revolution Licht und Schatten recht zu vertheilen und das Minutiöse zwar genugsam bemerkbar zu machen, wo es der Einklang des Tableau erfodert, es aber dabei immer in der rechten Entfernung vom Zuschauer zu halten, diese Aufgabe hat der Herzog von Rivas glücklich gelöst. Höher aber als diese äußern Vorzüge steht des Buchs innerer Werth. Die einsichtsvolle Prüfung der Quellen, die Vollständigkeit der Details und namentlich die feine Entwickelung der bedeutendern Charaktere der Revolution, deren allmäliges Werden zu beobachten uns der Verfasser Gelegenheit gibt, das sind die wesentlichen Vorzüge dieser Geschichtsstudien, deren Uebertragung ins Deutsche ein Gewinn ist für unsere Literatur.

*) Raumer sagt: „In dieser Weise herrschte Masaniello an einem Tage wie ein König, ward am zweiten umgebracht wie ein Verbrecher und am dritten verehrt wie ein Heiliger."

Es mag vielleicht Manchem bedenklich erscheinen, ob ein so aufrichtiger Patriot wie Saavedra unparteiisch eine Revolution schildern könne bei der die spanischen Interessen so schwer verletzt wurden. Das strenge Maß mit dem er das Verhalten des Vicekönigs mißt, und die aufrichtige Anerkennung die er den außerordentlichen Talenten Masaniello's weiht, mögen genugsam bezeugen daß die Unparteilichkeit und das Talent Saavedra's zum Historiker sicher nicht kleiner sei als sein Patriotismus. Obwol er die Mittheilungen des Grafen von Modena oft benutzen muß, so weist er dessen hin und wieder ungereimte Angriffe auf die Spanier doch da mit Entschiedenheit zurück wo die Geschichte für diese Angriffe keinen Anhalt bietet. Gerüchte die bei den zeitgenössischen Memoirenschreibern Erwähnung und Beachtung finden nimmt er der Vollständigkeit halber auf, indem er zugleich ihre Glaubhaftigkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Prüfung unterzieht. Eine besondere Beachtung widmet er dem Anführen, Masaniello's Wahnsinn sei durch ein Gift verursacht, welches dem Dictator bei dem Mahl im Hause Caffiero's auf Veranstaltung des Vicekönigs beigebracht worden sein soll. Er widerlegt dieses Gerücht, theils auf glaubhafte Quellen gestützt, theils aber, weil alle Umstände dafür sprechen daß es bei Masaniello außergewöhnlicher Mittel gar nicht bedurft habe. Schon vor dem Gastmahle bei Caffiero hatte Masaniello die deutlichsten Spuren des Wahnsinns gezeigt; eine Empfänglichkeit dazu lag überdies bei seinem phantastischen und exaltirten Wesen schon von Natur aus in ihm.

Durch die Ausschweifungen der Orgie bei Caffiero, die Wirkungen des im Uebermaß genossenen feurigen Weins und des glühenden Sonnenbrands, dem er sich bis zum Abende aussetzte, steigerte sich in Masaniello die krankhafte Ueberspannung, von welcher sich einzelne Spuren früher gezeigt hatten, auf die natürlichste Weise bis zum Wahnsinn. Die Heftigkeit seiner Leidenschaften bei außerordentlicher Schwäche geistiger Mittel, der so plötzliche Wechsel seiner Stellung, fortwährende Aufregung, Gefahren und Sorgen, körperliche Anstrengung bei Entbehrung von Nahrung und Schlaf seit acht Tagen, endlich der Strom verwirrter Begriffe, von welchem er sich ohne ein bestimmtes Ziel seines Strebens fortgerissen fühlte, alle diese Ursachen erklären den Verlust seiner Vernunft hinlänglich, ohne daß ein unnützes Verbrechen von Seiten des Vicekönigs vorauszusetzen ist. *)

Die unwichtige Frage über die Anordnung des Festzugs nach dem Palaste, über den die Quellen so widersprechend berichten, hat Saavedra gänzlich beiseitegelassen, während andere Schriftsteller sich sehr ausführlich mit ihm beschäftigt haben. Den jüngern Bruder Masaniello's läßt Saavedra, dem Berichte Giraffi's folgend, auch ein Prachtgewand anlegen, während nach Anderer Erzählung derselbe hinter dem königlich geschmückten Dictator zu Fuß und halb nackend herlief. Die Angabe Giraffi's ist wol auch die wahrscheinlichere.

Das Anführen, der Herzog von Arcos habe am Tage vor der Ermordung Masaniello's mit den Meuchelmördern in Unterhandlung gestanden, spricht Saavedra sehr bestimmt aus, und das nationale Ehrgefühl entreißt ihm hierüber den bittern Ausruf: „Ein Grande Spaniens verhandelte mit Meuchelmördern!" Außer der Darstellung Masaniello's ist namentlich die Charakteristik des Vicekönigs im ersten, des Herzogs von Guise und Gennaro Annese's im zweiten Bande hervorzuheben.

Als ein Mangel in dem Geschichtswerke Saavedra's erscheint mir dagegen die Flüchtigkeit mit der der Verfasser über den Inhalt des Versöhnungsvertrags und der Privilegien Karl's V. hinweggeht. Von dem verfänglichen Vertragsartikel, den die Quellenschriftsteller mit aufstellen, nämlich: es solle für den Fall einer Verletzung des Vertrags seitens des Vicekönigs das Volk wieder zu den Waffen greifen dürfen, und es solle dies Mittel dann nicht als Rebellion, sondern als gerechte Selbstvertheidigung zu betrachten sein, erwähnt er gar Nichts, und doch klingt derselbe für die damaligen Zustände nicht eben unglaublich.

Das Ende des neapolitanischen Aufstands nach dem unglücklichen Regimente des Herzogs von Guise ist allbekannt. Die spanische Beharrlichkeit siegte zuletzt über die wilde und gräuelvolle Tapferkeit der Neapolitaner. Das Resultat der Revolution war im Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln ein nichtiges, und während der Kampf um nationale Selbständigkeit an andern Orten siegte oder seine Siege mindestens vorbereitete, kehrte Neapel, in den Gräueln einer „socialen" (?) Revolution zu Tode gehetzt, zu seinen alten Zuständen zurück. Wie in unserer jüngsten Vergangenheit, so erwies sich schon vor 200 Jahren die auch vom Herausgeber citirte Bemerkung Castelnau's („Studien über Montaigne") als treffend wahr: „Nichts ist leichter als irgend einem Volke Verachtung gegen seine alten Gesetze einflößen; an der Aufgabe aber, Besseres an die Stelle des Zustandes zu setzen den man zugrundegerichtet hat, scheitern die Thoren welche dieses Unternehmen wagen!" Allein diese Moral faßt nur die eine Partei ins Auge; eine Nutzanwendung für die Thoren der Gegenpartei würde minder bitter sein müssen! **Theodor Fasoldt.**

Nikolaus Gogol.

In Rußland scheint sich der weltschmerzliche Ausspruch Freiligrath's zu bewähren: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel." Es zieht sich durch die russische Literaturgeschichte ein Unglücksfaden, an den durch innern Zerfall oder durch äußeres Verhängniß fast alle poetischen Genies der Nation sich reihen. Von Konstantin Batuschkow (dem feurigsten Lyriker aus der Schule oder vielmehr Periode Schukowsky's), welcher das Schicksal Hölderlin's theilte, bis auf die letzten Tage — wie

*) Giraffi führt Beispiele seines übermäßigen Trinkens auf. Baldachini sagt: Das Gift war nicht in den Speisen, sondern es befand sich in der blinden Anbetung des Volks, in den treulosen Schmeicheleien des Vicekönigs; es war das Gift das unvermeidlich in dem Beifall der Menge und im Besitze unbeschränkter Macht eingeathmet wird.

manche schöne Blüte ist da verkümmert, wie manche edle Kraft gehemmt oder gewaltsam gebrochen worden!

Das in Rußland berühmteste und durch glänzenden Esprit wie durch epigrammatische Schärfe in seiner Art einzige Lustspiel enthält schon im Titel „Weh dem Geistbegabten" — ein ominöses Warnungszeichen, und der gefeierte Verfasser desselben, Alexander Gribojedow, wurde als russischer Gesandter 1829 auf den Straßen Teherans ermordet.

Ein Jüngling von ungewöhnlichem idealen Aufschwung, der, was ihm an der Weihe des Genius vielleicht noch abging, durch die höchste künstlerische Andacht ersetzte, der mit zwanzig Jahren schon den tiefen Ernst des Denkers kundgab, Demetrius Wenewitinow, sank dahin, noch ehe er zum Manne erstarkt war.

Der verbannte Bestuschew (Marlinsky) fiel unter dem Schwerte jenes kühnen Bergvolks, dessen Leben und Natur er uns in phantasiereichen Bildern vorgeführt.

Und der reifste, entwickeltste Kunstdichter der Nation, Alexander Puschkin (1799—1837), fiel als ein Opfer der widerwärtigsten Gesellschaftsintriguen, durch dieselbe Aristokratie die an seinem Sarge mit ihrem ästhetischen Jammer coquettirte.

Einer der edelsten Geistesgenossen Puschkin's, der tiefsinnige Eugen Baratinsky, fand in Neapel sein frühes Grab. Obgleich Liebe, Freundschaft und das Verständniß Gleichgesinnter ihn beglückte, athmen seine letzten Gedichte doch eine bittere Verstimmung oft bis zum Lebensüberdruß:

Was wollt ihr, Tage? Dieser Welt Gestalten
Sind ewig wandellos;
Bekannte Wiederholung nur des Alten
Liegt in der Zukunft Schoos!

Puschkin's Tod entzündete das poetische Genie des jugendlichen Michael Lermontow, der, ein kaiserlicher Gardeoffizier, damals ein Klagelied sang voll gewaltigen Zorns. Da dasselbe in Rußland nie gedruckt worden, wollen wir schon wegen der Bedeutsamkeit der darin ausgesprochenen Gesinnung es unsern Lesern hier ganz mittheilen:

Der Sänger fiel — im Frohn der Ehre:
Das Blei im Herzen, zorngetränkt,
Umrauscht von dem Verleumderheere,
Hat er das stolze Haupt gesenkt.
Der Leute Schmähen und Verneinung,
Das Kleinliche, er trug's nicht fort:
Entgegen trat er ihrer Meinung,
Allein, wie stets, und fiel durch Mord!

Und fiel! — Was soll nun eure Huld'gung,
Der Thränen und des Jammers Spiel?
Armsel'ges Lallen der Entschuld'gung!
Das Schicksal wollt' es, und er fiel.
War't ihr es nicht, die ihr ihn hetztet,
Den Geist von wunderbarer Macht?
Nicht ihr, die euch am Brand ergötztet,
Den Ihr im Herzen ihm entfacht?

So freut euch doch! Er liegt zerschmettert,
Er trug die letzten Qualen nicht!
Der prächt'ge Kranz ist nun entblättert,
Erloschen ist das Wunderlicht.

Sein Feind — mit kaltem Blicke schaut er,
Vor dem er ohne Rettung stand!
Das matte Herz, es schlug nicht lauter,
Es bebte nicht die Mörderhand.
Kein Wunder.... Hat ihn doch von fern
Das Schicksal zu uns hergetragen,
Wie so viel Hunderte, die jagen
Nach Glück und einem Ordensstern.
Ein Fremder, höhnt' im fremden Land
Er Sitt' und Recht mit dreistem Munde,
Schlug unserm Ruhm die tiefste Wunde,
Begriff nicht in der blut'gen Stunde,
Auf wen da zielte seine Hand!

Ach, und der Dichter fiel, dem jungen Sänger gleich,
Von dem sein schönstes Lied erzählte,
Dem Sänger, der so liebereich
In stummer Eifersucht sich quälte
Und dann von schnöder Hand empfing den Todesstreich.*)
O daß aus stillem Kreis des Friedens und der Liebe
In diese Welt er trat voll neidischem Getriebe,
Erstickend für ein Herz, das frei und kühn entbrannt!
Daß dies Gelichter ihn, das gottvergess'ne, raubte,
Daß an das süße Wort der Gleißnerei er glaubte,
Er, der von Jugend auf die Menschen doch erkannt!
Der neue Kranz, mit dem sie seine Stirne schmückten,
Es war ein Dornenkranz, von Lorber grün umlaubt —
Doch die versteckten Dornen drückten
Ihm tiefe Wunden in sein herrlich Haupt!
Vergiftet wurden seine letzten Tage
Vom Hohngeflüster stumpfer Thoren;
Er starb voll Racheburst, mit leiser, bitt'rer Klage,
Daß er die schönsten Hoffnungen verloren.

Versiegt ist nun die Wunderquelle,
Die sich aus seinem Lied ergossen;
Der Sänger schläft in enger Zelle
Und hat die Lippen fest geschlossen!

Und du hochmüth'ge Afterbrut
Durch Niederträchtigkeit berühmt geword'ner Wichte,
Die du zertrat'st mit Sklavenwuth
Die Träger einer edleren Geschichte:
Ihr Freiheitswürger, die den Geist zu Tode hetzen,
Ihr, die im gier'gen Schwarm den Thron umsummen,
Ja hüllt euch nur ins Scheinrecht von Gesetzen
Und heißt das wahre Recht vor euch verstummen!
Auch eure Stunde schlägt! Ihr könnt ihm nicht entrinnen,
Dem blutig strengen Gottgericht:
Der Richter kennt zuvor all euer Thun und Sinnen,
Und euer Gold erkauft ihn nicht!
Hofft nicht, daß euch die Lüge dann noch schützet —
Ihr sucht vergebens ihre sich're Hut;
Und all das schwarze Blut, das ihr verspritzet,
Es spült nicht fort des Dichters heilig Blut!

Diese Ode, obgleich sie nur handschriftlich circuliren konnte, hatte Lermontow zuerst bekannt gemacht, und bald erwies er sich als der rechtmäßige Erbe der Poesie Puschkin's, aber leider auch seines tragischen Schicksals. Der Offizier der solche Sprache führte wurde nach dem Kaukasus versetzt, und kaum hatte er durch eine Reihe der feurigsten und klangreichsten Lieder wie durch einen

*) Eugen Onägin, VI, 20 fg.

geistsprühenden Roman voll scharfer Charakterzeichnung glänzende Hoffnungen erfüllt und noch glänzendere erregt — da traf ihn, der noch nicht das 30. Lebensjahr erreicht hatte, im Zweikampf die mörderische Kugel.

Nur ein paar Jahre älter endete am 19. October 1842 Alexis Kolzow, ein Dichter aus dem Volke, der wunderbar begabte Sohn eines Viehhändlers in Woronesch. Auf der Steppe mitten unter den Viehheerden kam ihm die Offenbarung des Genius, und ohne richtig schreiben zu können stimmte er Volksweisen an von unnachahmlichem Reiz und unerreichter Reinheit des Tons. Aber der Widerspruch der Verhältnisse brach ihm das Herz; er mußte der ihn umgebenden Misere erliegen.

Nun zählte Rußland noch zwei Dichter, auf die es mit gerechtem Stolz blickte, zu den Lebenden: Wassili Schukowsky und Nikolaus Gogol, obgleich Ersterer, schon an sich wenig productiv, im Greisenalter stand und Gogol seit einigen Jahren für die Literatur so gut wie verloren schien. Das vorige Jahr hat auch diese beiden Namen aus der Zahl der Lebenden gestrichen. Schukowsky starb am 24. April in Baden-Baden; Gogol endete, 44 Jahre alt, in Moskau auf eine wahrhaft tragische Weise. Schukowsky geleitete die dankbare Anerkennung seines erfolgreichen, aber geschlossenen Wirkens, Gogol dagegen der Schmerz zerstörter Hoffnungen zu Grabe. Schukowsky hat um die sittliche und künstlerische Läuterung der russischen Literatur sich unsterbliche Verdienste erworben, aber seine Mission war längst vollbracht, und er hat Alles geleistet was nur irgend im Kreise seines durchaus nicht originellen noch selbstschöpferischen Talents lag. Gogol hingegen, der in der Frische und Eigenthümlichkeit eines urkräftigen poetischen Wesens selbst Puschkin beiweitem übertraf, stürzte mitten in seinem höchsten Aufflug plötzlich mit verwundetem Herzen herab, um sich nicht wieder zu erheben. Schukowsky ging wirklich hin „wie das Abendroth", nachdem sein Leben ein langer sonniger Tag gewesen; selbst das Augenlicht, das er kurz vor seinem Tode verlor, kam ihm noch wieder, ehe er hinschied. Gogol aber endete mit qualvollem Tod die Qualen eines unheilbar erkrankten Gemüths.

Werfen wir hier einen flüchtigen Blick auf sein Leben und seine Thätigkeit.

Gogol war ein Sohn Kleinrußlands, eines Landes das in seiner Geschichte, seinen Sagen, den Sitten und dem Charakter seiner Bewohner einen außerordentlichen Reichthum poetischer Stoffe besitzt. Allein wie es noch bisjetzt zu keiner literarischen Entwickelung daselbst gekommen ist, so hatte man vor Gogol auch für die großrussische Literatur wenig oder gar Nichts von all diesem Reichthum benutzt. Alle diese Stoffe lagen wie in einem zauberhaften Urwald, in den selten ein vereinzelter Forscher drang oder einheimische Talente sich mit ganz untergeordneten Versuchen wagten. Gogol zuerst durchschweifte ihn in seiner ganzen Ausdehnung, sammelte hier mit humoristischer Anschauung seine schönsten poetischen Bilder, und diese kleinrussische Waldesluft weht durch alle seine Werke.

Auf dem Gute seines Vaters (eines Landedelmanns von geringem Vermögen) in der Nähe von Mirgorod brachte Gogol seine Kindheit zu — in jener idyllischen Atmosphäre, in die sein Dichtergeist sich immer mit so vieler Vorliebe zurückversetzte und die er in mannichfaltigen Natur- und Lebensschilderungen meisterhaft zu veranschaulichen wußte. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Lyceum zu Näshin, und noch sehr jung begab er sich nach Petersburg, um die gewöhnliche Dienstcarrière zu beginnen, die unter den russischen Verhältnissen unabhängig von geistigem Beruf, von wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, Vielen das einzige Mittel, den Meisten der einzige Zweck und für Alle die unerlaßliche Bedingung gesellschaftlicher Existenz ist. Gogol wollte in dieselbe prosaische Beamtenwelt eintreten, die er so fein beobachtete und an deren Darstellung er später seine ganze vis comica gewendet. Allein die provinziellen Eigenthümlichkeiten seiner Sprache brachten auf den seltsamen Gedanken daß er des Großrussischen nicht kundig genug sei, um in einer Kanzlei beschäftigt zu werden. Mit dieser Voraussetzung wies man ihn denn auch von allen Kanzleithüren an die er pochte. Glücklicherweise gewann dadurch Gogol desto mehr Zeit und Spielraum für künstlerische Thätigkeit. Die Frucht derselben war bald eine Sammlung heiterer und ernster Märchennovellen aus seiner Heimat. Alles was lesen konnte las mit ungeahntem Genuß; denn hier war ein silberheller, frischer Quell welcher den poetischen Sinn in allen Classen der Nation wunderbar erquickte. Auch die schriftgelehrte Bureaukratie fühlte sich beschämt und entschädigte den zum Concipienten untauglich befundenen Kleinrussen mit einer außerordentlichen Professur an der Universität. Daneben ertheilte Gogol, einmal ins Lehren gerathen, unentgeltlichen Unterricht an einem Institut, in welchem seine Schwestern erzogen wurden.

Aber die bureaukratische Weisheit hatte doch Recht gehabt. Gogol eignete sich für keinen amtlichen Beruf; auch auf dem Katheder hielt er es nicht lange aus und es trieb ihn in die weite Welt. Sein grundnationales Wesen schrak jedoch vor dem ersten Anhauch der Fremde zurück. Auf seiner ersten Reise ins Ausland kam er nur bis nach Lübeck; hier überwältigte ihn das Heimweh und er kehrte rasch um. Später erneute er mit größerm Erfolg seine Reiseversuche, und sein beobachtender Sinn orientirte sich bald auch auf dem fremden Boden. In der Schweiz ging ihm vollends das Herz auf, und einen noch größern, aber leider nicht nachhaltig wohlthuenden Einfluß übte auf sein Gemüth der Himmel Italiens. Immer wieder zog es ihn nach diesem classischen Lande, und hier lebte er mehre Jahre, meist einsam, verschlossen, tiefinnerlich mit den wechselnden Erscheinungen beschäftigt die an ihm vorübergegangen. Wie ganz eigenthümlich er sie auffaßte, wie er aller Betrachtung die sich unwillkürlich daran knüpfte auf jedem Schritt die sprechendsten Züge abgewann zu festen und

lebensvollen Gestalten, dies zeigt in seinen Schriften das Fragment „Rom", das Einzige was in unmittelbarem Bezug zu seinen Reisen, namentlich zu seinem Aufenthalte in Italien steht, aber ungleich anregender und belehrender als es oft umfängliche Tagebücher voll poetischer Mittheilungen sein können. Sonst hat auch in Italien sein künstlerischer Fleiß die Elemente des russischen Lebens umfaßt; ja merkwürdig genug hat er gerade hier aus demselben die nationalsten und frappantesten Gemälde entworfen.

Seine Werke bilden zwei Reihen, in denen der Humor des Dichters sich in ebenso verschiedenen Richtungen zeigt, wie sie dem Inhalt und Colorit nach sich scharf voneinander theilen. Die erste wurzelt in Gogol's Geburtsland, in seinen frühesten Eindrücken und bewegt sich zwischen Märchen, Idylle und Epos. Die „Erzählungen eines Bienenwärters" vereinigen phantastische Behandlung der Volkstradition mit derben Genrebildern aus dem Kosackentreiben, eine Mischung von sprudelnder Laune, träumerischer Stimmung und feurigem Aufschwung des Volksgemüths. Dann geht er zunächst in den innigsten Vollklang patriarchalen Stillebens über. Kaum dürfte selbst unter den Gruppen des unübertrefflichen Boz Etwas zu finden sein, das in frommer Einfalt, in rührender Kindlichkeit sich mit jenem alten Paar vergleichen ließe welches uns Gogol als das kleinrussische Modell zu einem Bilde von Philemon und Baucis hinstellt. Und hierauf erhebt er sich zu wahrhaft Homerischen Zügen epischer Darstellung in seiner Novelle „Taras Bulba", den farbenreichsten Scenen aus der kriegerischen Vergangenheit Kleinrußlands. Ein humoristisches Genrebild dagegen, das diese Reihe schließt („Der Zank Iwan Iwanowitsch's mit Iwan Nikiforowitsch"), eröffnet schon die satirische Sittenschilderung, die in der zweiten Reihe seiner Werke überwiegt. Am hervorstechendsten sind hier die Lustspiele, namentlich sein größtes, der „Revisor", in welchem er das niedere Beamtentreiben in Rußland auf die ergötzlichste Weise bloßstellt.

Aber Gogol's Sittenschilderung culminirt vollends in seinem Meisterwerke „Die todten Seelen", das in allen Kreisen der russischen Gesellschaft eine elektrische Wirkung hervorbrachte. Wer hätte auch ahnen können daß sich auf der niedrigsten Seite engumschlossener Nationalverhältnisse eine so hochgeniale Schöpfung von solchem Umfang und solcher Größe der Beziehungen aufbauen ließ! Der Held dieser Dichtung ist ein Mann in welchem innere Neigung, die Lehren des Vaters und mancherlei zufällige Umstände eine unbesiegbare Leidenschaft zum Erwerb ausgebildet. In solcher Leidenschaft entwickelt er eine Erfindungsgabe die zuletzt eine höchst seltsame Richtung nimmt. Er erfährt einmal daß die nach der allgemeinen Volkszählung (eine solche findet nur alle 20 Jahre statt) gestorbenen Bauern — nach dem üblichen Terminus „Seelen" — bis zur nächsten nicht aus dem Seelenregister gestrichen würden und somit noch als bestehendes Vermögen gälten. Da kommt er auf den Einfall 1000 solcher todten Seelen ihren Herren abzukaufen. Es ist nämlich ein Scheinmanoeuvre. Die gestorbenen Bauern sollen gegen ein kleines Aequivalent als ihm käuflich überlassen angegeben werden. Damit erklärt er sich für den Besitzer dieses vermeintlichen Vermögens, das aber nicht etwa blos zu phantastischem Spiel, sondern zu ganz praktischen Zwecken, Krongeschäften, gelegentlichen Anleihen u. s. w. benutzt werden soll. Er ist außer sich vor Freude über diesen ungewöhnlichen Einfall; er triumphirt schon im voraus bei dem Gedanken an das Staunen der Welt, und in der Aufwallung seiner Unternehmungslust kümmert er sich durchaus nicht um die Folgen. Mit einem Ernst und einer Begeisterung die edlern Strebens würdig gibt er sich an die Idee des Betrugs und der Spitzbüberei hin.

Um nun sein abenteuerliches Vorhaben auszuführen, muß er eine Stadt aufsuchen in welcher er Leute findet die willig genug seinen Planen begegnen. In dieser Stadt wird nun der Held von den originellsten Gestalten umgeben, und hier entfaltet sich die Handlung in welcher Gogol seine merkwürdige Plastik steigert und vollendet. Leider bricht das Werk in der verwickeltsten Situation ab, wie es sich denn überhaupt seiner Anlage nach als erster Theil eines größern Ganzen gibt.

Es ist leicht zu ermessen mit welchen gespannten Erwartungen man der Fortsetzung oder dem Schluß entgegensah. Jahre gingen darüber hin, und immer hoffte man, der Dichter arbeite in seiner italienischen Muße an seinem Werke fort, wiewol Gogol kein Lebenszeichen von seinem poetischen Schaffen gab. Aber man wußte daß es halb zu der eigenthümlichen Sammlung seiner Dichternatur, halb zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, seine literarischen Geburten in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen, und zweifelte nicht daß er über kurz oder lang das harrende Publicum überraschen würde.

Die Ueberraschung blieb nicht aus, aber eine ebenso unverhoffte als schmerzliche. Im Jahre 1847 erschienen Gogol's „Briefe an seine Freunde"; und in diesen Briefen gibt sich eine Geistesumwandelung kund die Niemand vorhergesehen, an die nach vorangegangenen Mittheilungen Einzelner doch nur die Wenigsten hatten glauben wollen. Gogol, der einen jeweiligen Trübsinn mit allen Humoristen gemein hatte, war in einen finstern Pietismus verfallen, in welchem er, den trostlosesten Anschauungen hingegeben, der Kunst feierlich Lebewohl sagte. Seine Schriften nannte er sündig, und in dieser Selbstverleugnung ging er, wie wir aus einzelnen Beispielen wissen, bis zur Selbstpeinigung.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland lebte er eine zeitlang im russischen Süden und zuletzt in Moskau. Hin und wieder waren freudig geglaubte Gerüchte aufgetaucht, Gogol habe sich gefunden und man dürfe der Wiedererstehung der „Todten Seelen" doch noch entgegensehen. Wirklich hatte er den zweiten Theil vollendet, gab jedoch das Manuscript nicht aus den Händen. Auch versank er mehr und mehr in seinen wühlerischen Trübsinn. Die poetischen Gedanken seiner Vergangenheit jagten ihn oft wie Gespenster, und nicht selten geschah

es daß er bei der leisesten Mahnung an sein künstlerisches Wirken im Innersten zusammenschrak.

Mit dem Eintritt der vorigjährigen Carnevalswoche fühlte er sich unwohl. Nachdem er gebeichtet und das Abendmahl genommen, warf er alle seine Papiere, darunter auch den zweiten Theil der „Todten Seelen", ins Feuer und schloß sich in seinem Zimmer ein. Aerzte, Freunde, selbst die Geistlichen die der tiefbekümmerte Metropolit von Moskau zu ihm sandte, wies er beharrlich zurück. Zwölf Tage lag er, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, bis der Darmbrand seinem Leben ein Ende machte.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die zerstörenden Einflüsse untersuchen die auf Gogol gewirkt —

Fortiter et ferrum, saevos patiemur et ignes,
Sit modo libertas, quae velit ira loqui.

Wilhelm Wolfsohn.

Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. Von Adolf Wuttke. Erster Theil: Die ersten Stufen der Geschichte der Menschheit. Entwickelungsgeschichte der wilden Völker sowie der Hunnen, der Mongolen des Mittelalters, der Mexicaner und der Peruaner. Breslau, Max und Comp. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Aufgabe welche sich der Verfasser des vorgenannten Werks gestellt hat, ist, um sie mit seinen eigenen Worten zu bezeichnen, „die innere Geschichte des Heidenthums in seiner Beziehung auf das Christenthum". In diesem allgemeinen Programme seiner Arbeit, welches durch den Inhalt derselben keineswegs dementirt wird, hat ihre Licht- und Schattenseite, ihre Stärke wie ihre Schwäche einen gleich scharfen und treffenden Ausdruck erhalten. Was der historischen Darstellung die uns Wuttke hier bietet ihren eigenthümlichen, kaum hoch genug zu achtenden Werth verleiht, ist unsers Erachtens eben dies daß sie sich vorzugsweise mit dem innern, geistigen und darum auch einheitlichen Leben der in ihren Kreis fallenden Völker beschäftigt, daß sie nicht „eine bloße Sammlung von Thatsachen und Bemerkungen, nicht ein Herbarium getrockneter Exemplare aus der Lebensfülle der Geschichte der Menschheit, sondern ein lebendiges Bild des einigen, in den verschiedenen Völkern in mannichfaltige Farben sich brechenden Geistes der heidnischen Menschheit geben will". (Vorr. VII.) Es läßt sich zwar nicht in Abrede stellen daß die Geschichtschreibung der neuesten Zeit, wenn man ihr die der frühern Jahrzehnde gegenüberstellt, in mehr als einer Beziehung erhebliche Fortschritte aufzuweisen hat. Auch unterliegt es namentlich keinem Zweifel daß das Streben nach durchgreifender Vergeistigung und einheitlicher Gestaltung des geschichtlichen Stoffs sich unter den Historikern der Gegenwart mehr und mehr Bahn bricht und in manchen Fällen bereits mit einem sehr glücklichen Erfolge gekrönt worden ist. Im Ganzen aber, das läßt sich ebenso wenig verkennen, wird in unsern Geschichtswerken der Geist noch immer vom Stoffe beherrscht und die organische Einheit des historischen Lebens durch die bunte Mannichfaltigkeit der thatsächlichen Erscheinungen verhüllt oder erdrückt. Besonders ist dies da der Fall, wo man wie in der Völker- oder Universalgeschichte einen umfassendern, vielfach getheilten Inhalt darzustellen hat. Hier gelingt es fast nie — denn die wenigen Ausnahmen können die Regel nur bestätigen — die reiche Fülle des gegebenen Materials vollständig und in allen seinen Theilen aus einem einheitlichen Principe abzuleiten. Man stellt zwar nicht selten ein solches Princip an die Spitze, aber wie es scheint nur zu dem Zwecke, damit man es später nicht weiter zu berücksichtigen habe. Der bestimmte Gesichtspunkt unter welchem man die Dinge ins Auge fassen will ist meist nur in der Vorrede oder etwa noch in den einleitenden Abschnitten anzutreffen. Der Ariadnefaden welcher dem Leser am Eingange in die Hand gegeben wird führt ihn eben nur in das Labyrinth hinein, aber nicht wieder heraus; es bleibt ihm selbst überlassen zuzusehen, wie er sich in dem wüsten Gewirre des zusammengehäuften Details zurechtfinde.

Sofern es gestattet ist das Werk Wuttke's nach dem vorliegenden ersten Bande desselben zu beurtheilen, müssen wir seinen Verfasser von der eben gerügten irreleitenden Inconsequenz unserer meisten Geschichtschreiber unbedingt freisprechen. Die einheitliche Auffassung und Behandlung des geschichtlichen Stoffs ist hier kein bloßes Postulat, durch dessen Aufstellung sich der Historiker ein mal für alle mal mit seinem Berufsgewissen abfindet, sondern ein im Bewußtsein haftender lebenskräftiger Gedanke, dessen Verwirklichung in jedem Augenblick eifrigst angestrebt wird. Daß es damit nicht immer gelingt, daß der geistige Extract, welcher in den fortlaufenden Paragraphen angesammelt worden, die in den Ausführungen enthaltenen Grundstoffe keineswegs überall vollständig absorbirt, vielmehr nicht selten einen starken Rest unaufgelöster Materie zurückläßt, ist bei dem großen Reichthum an mannichfachen und für sich betrachtet höchst interessanten Einzelheiten, die der Verfasser in diesen mehr beschreibenden Partien seines Werks mittheilt, sehr begreiflich. Es würde ungerecht sein, wenn man sich bei dem weiten Umfange des Gebiets das Wuttke aufzuhellen unternommen hat, darüber beklagen wollte daß manche Punkte desselben im Dunkel bleiben und andere vielleicht in ein zu helles oder in ein falsches Licht gestellt werden. Wo die Flut der zu bewältigenden Thatsachen so stark und mächtig ist wie hier, darf es nicht auffallen, wenn der Geist der sie theilen und beherrschen soll hin und wieder von ihr verdeckt wird. Es kommt eben nur darauf an daß er sich nicht in dem Gewässer verliere, sondern zu der schwebenden Stellung über ihm alsbald zurückkehre. Und das ist in dem vorliegenden Werke in der That der Fall; wie oft auch die Mannichfaltigkeit des Stoffs sich als solche in den Vordergrund drängen mag, im Allgemeinen, der Regel nach ist es doch die geistige Einheit welche dominirt und darum auch den Gesammteindruck welchen die Lecture zurückläßt bestimmt.

Die erste und wichtigste Anfoderung welcher jede historische Darstellung zu genügen hat ist nach unserm Dafürhalten die daß sie ihren Gegenstand als eine Einheit auffasse und dem Leser zum Bewußtsein bringe. Selbst wenn diese Einheit nicht die richtige wäre, wenn sie etwa statt aus dem darzustellenden Objecte selbst geschöpft zu werden nur von außen her an dasselbe herangebracht würde, oder auch, während sie die belebende Seele des Ganzen enthalten sollte, in Wahrheit lediglich einen einzelnen Theil, ein besonderes Moment desselben verträte, sie würde doch immer besser sein wie gar keine. Das äußerliche oder einseitige Verständniß, zu dem sie nothwendig führen müßte, ist dem gänzlichen Mangel aller Einsicht ohne Zweifel vorzuziehen, weil es wenigstens die Möglichkeit einer entsprechenden Erkenntniß einschließt. Die Arbeit Wuttke's verliert daher in unsern Augen Nichts von ihrem wesentlichen Werthe, wenn wir auch überzeugt sind daß der Standpunkt den er seinem Gegenstande gegenüber einnimmt es ihm unmöglich macht eine erschöpfende und allseitig gerechte Würdigung desselben zu vermitteln. Es wurde schon früher bemerkt daß es die (auch wirklich durchgeführte) Absicht des Verfassers sei, die Geschichte des Heidenthums „in seiner Beziehung zum Christenthum" darzustellen. Er hat ihr damit den Charakter der Einseitigkeit, welcher ihr durchgängig anhaftet, von vornherein aufgedrückt. Wäre auch das Heidenthum, wie Wuttke annimmt, wir unsererseits indeß keineswegs unbedingt zugeben können, seinem gesammten Inhalte nach als die vom Christenthum „überwundene Voraussetzung" desselben zu betrachten, so würde daraus

doch nicht gefolgert werden dürfen daß man es nur aus dem Gesichtspunkte des Christenthums ins Auge zu fassen habe, um es in seiner wahren und vollen Bedeutung zu verstehen. Wo eine Entwickelung stattfindet kann allerdings die niedere Stufe von der höhern aus fixirt und bestimmt werden. Es ist das sogar nothwendig, weil der wahre Inhalt aller Dinge die eine fortschreitende Entwickelung durchmachen in ihrem jedesmaligen bestimmten Zustande nicht vollständig ausgeprägt, sondern zum Theil jenseit ihrer in dem Höhern, wozu sie sich herausbilden, gelegen ist. Um sie ganz zu begreifen muß man ebenso wol ihre Zukunft wie ihre Gegenwart kennen. Aber es bedarf eben auch der Kenntniß beider. Die höhere Stufe der Entwickelung ist zwar in der niedern schon mitgesetzt, doch bildet sie nur ein einzelnes Moment derselben, drückt lediglich ihren ideellen Gehalt aus. Die reale Bestimmtheit der Dinge, ihre Wirklichkeit läßt sich nur an und aus ihnen selbst, aus Dem was sie unmittelbar sind und nicht aus dem Ziele dem sie in ihrem Werden zustreben, ermitteln und feststellen. Wollte man dennoch versuchen sie in der letztgedachten Weise aufzufassen, so würde sich das von ihr gewonnene Bild bei näherer Betrachtung als ein trügerisches Zerrbild zu erkennen geben. Die Gegenwart ist im Grunde der sich aus ihr entwickelnden Zukunft gegenüber ohne allen selbständigen Werth. An sich selbst nichtig läßt sie auch nur negative Bestimmungen zu, und weil sie strenggenommen ihren wahren Inhalt nur an Dem hat wozu sie werden soll, ist ihre gegenwärtige Existenz eigentlich nur eine scheinbare, eine Täuschung oder doch, da sie sich nun einmal nicht in Abrede stellen läßt, vollkommen unberechtigt und zugleich ein Unrecht. Es versteht sich aber von selbst daß an eine unbefangene und gerechte Beurtheilung da nicht zu denken ist wo das Recht von vornherein geleugnet wird. Auch wird man schwerlich irgend einen erheblichen positiven Inhalt wahrnehmen können, wenn man von der Voraussetzung ausgeht daß keiner vorhanden ist.

Es ist nicht gerade oft der Fall daß die äußersten Consequenzen eines Standpunkts mit solcher rücksichtslosen Schärfe geltend gemacht werden, wie dies von Wuttke in Bezug auf den seinigen geschieht. Die Behauptung daß das Heidenthum durch das Christenthum vollständig überwunden, dieses also in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit das unbedingt Höhere und für sich betrachtet das einzig Wahre sei, ist bei ihm nicht wie anderwärts eine leere wirkungslose Floskel. Sie erhält vielmehr in den einzelnen Bestimmungen durch welche das Wesen des Heidenthums näher charakterisirt wird eine durchgreifende Anwendung. Daß der Verfasser vom Heidenthum nur die Seite ins Auge faßt, von welcher es dem Christenthum, d. h. nach seiner modern-philosophischen, nicht aber historischen Ansicht, der „Offenbarung des absoluten Geistes" zugekehrt ist, daß er daher einen positiven Inhalt desselben nur insofern anerkennt, als es die untergeordneten Momente des absoluten Geistes, den objectiven oder Natur- und den subjectiven oder Einzelgeist in seinem Sein und Leben zur Entwickelung bringt (S. 14 fg.), kann natürlich nicht befremden. Wenn er aber dazu fortgeht, diesen so umgrenzten Inhalt doch wiederum in Frage zu stellen, zu leugnen daß die geschichtliche Entwickelung des Heidenthums überhaupt eine nothwendige, berechtigte sei (S. 18 fg.), so verfährt er zwar, wie gesagt, auch hierin ganz folgerecht, stellt aber damit unsers Erachtens seinem Werke kein gerade günstiges Horoskop. Die Behandlung negativer Größen pflegt man nur den Mathematikern zu gestatten; von dem Geschichtschreiber wird mit Recht verlangt daß er seinen Gegenstand als das nothwendige Product lebendig schaffender Kräfte ergreife und darstelle. Die Geschichte ist, wo immer man sie erfasse, wirkliches erfülltes Leben; es ist nicht ihre, sondern die Schuld Dessen der sie darstellt, wenn in ihrem Abbild leb- und inhaltslose, d. h. nur negative Punkte hervortreten.

Wir glauben nicht daß das Heidenthum in dem vorliegenden Werke zu seinem vollen Rechte kommt. Wuttke stellt sich zu entschieden auf die Seite des Christenthums, um dessen „Gegensatz" parteilos würdigen zu können. Er ist ein zu unbedingter Vertreter des Geistes als daß er die Natur, welche allerdings, wenn man einmal Christen- und Heidenthum als Gegensätze betrachten will, als die principielle Grundlage des letztern anzusehen ist, und ihre eigenthümliche Wirksamkeit richtig verstehen und schätzen sollte. Auch ist es nicht wol möglich daß der Realismus des Heidenthums Dem seinen innern Reichthum erschließe welcher nur für die Schöpfungen des Idealismus ein offenes Auge hat. Damit soll indeß keineswegs geleugnet werden daß die Auffassung und Erklärung der mannichfachen Thatsachen die der Verfasser aus den verschiedenen Lebenskreisen der heidnischen Völker vorführt in vielen Fällen die richtige ist. Sie als durchaus falsch zu bezeichnen dürfte sogar nur sehr selten gestattet sein; wol aber halten wir dafür daß sie gar oft an Einseitigkeit leidet und darum der Ergänzung bedarf. Uebrigens hat auch, abgesehen von der Deutung die den einzelnen Erscheinungen gegeben und dem Urtheile das über sie gefällt wird — die Kritik und besonders die ethische Kritik wird in unserm Werke dem Standpunkte des Verfassers gemäß in weitem Umfange geübt — die Schilderung des heidnischen Lebens die uns Wuttke bietet schon an sich einen großen selbständigen Werth. Reich an einer Menge von interessanten Details ist sie zugleich zuverlässig durch die genaue Angabe der Quellen, aus welchen das benutzte Material geschöpft worden. Und diese Quellen sind, soviel wir sehen, im Allgemeinen die besten und bewährtesten, denen man heutzutage folgen kann. Namentlich hat der Verfasser auch die wichtigsten Reisebeschreibungen älterer und neuerer Zeit mit Fleiß und Umsicht zurathegezogen.

Die Bedeutung dieser darstellenden Partien ist aber um so größer, da sie das Leben der heidnischen Welt in einem alle Hauptgebiete desselben gleichmäßig umfassenden Gesammtbilde zur Anschauung bringen. Wo die Einheit des Geistes wie bei Wuttke ernstlich genommen wird, muß auch seine Universalität zur Anerkennung kommen; und wenn die Geschichte wesentlich Nichts ist als die Entwickelung des Geistes, so können die wechselnden Richtungen und Kreise in welche das historische Leben der Völker thatsächlich auseinandertritt nur als die besondern Offenbarungsweisen desselben in sich einigen geistigen Princips angesehen werden. Gilt es dann, dieses Princip näher zu bestimmen, so hat natürlich jede seiner Wirkungsformen gleichen Anspruch darauf, als Mittel und Quelle für dessen Erkenntniß benutzt zu werden. Es scheint uns gar nicht fraglich daß in dieser Rücksicht unter den verschiedenen Lebenssphären ein principieller Unterschied nicht statuirt werden darf, wodurch freilich nicht ausgeschlossen wird daß in jedem besondern Falle die eine oder die andere, weil sich in ihr der bestimmte Volksgeist vorzugsweise bestätigt hat, vor allen übrigen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen berechtigt ist.

Wuttke ist was den letztgedachten Punkt betrifft anderer Meinung. Während er einerseits anerkennt daß der wesentliche Inhalt des geschichtlichen Lebens nur in der Gesammtheit seiner Formen vollständig ausgeprägt sei, und darum alle Gebiete desselben — die Religion wie den Staat, die Kunst wie die Wissenschaft, die ethische und die praktische Sphäre — in den Kreis seiner Betrachtung zieht, glaubt er doch andererseits der Religion einen principiellen Vorrang anweisen zu müssen, der ihr dann natürlich auch in der Darstellung selbst eine überwiegende Geltung verschafft. „Das religiöse Leben", sagt der Verfasser, „läßt sich als die höchste Entwickelung des Geisteslebens von den übrigen Seiten desselben nicht wirklich trennen, ist mit ihnen organisch verwachsen und muß als der Lebensmittelpunkt betrachtet werden, von welchem alle übrigen Offenbarungsformen des Geistes erst ihre wahre Geltung erlangen und von dem aus dieselben erst recht betrachtet und verstanden werden können. . . . Wir machen daher das religiöse Leben zur Grundlage dieser Geschichte und betrachten die Intelligenz, die Arbeit, die Kunst, die Sittlichkeit, den Staat von

jenem Mittelpunkte des Geisteslebens aus als die organischen Glieder des geschichtlichen Lebens, dessen pulsirendes Herz eben das Gottesbewußtsein ist.“ (Vorr. v—vi.)

Wir wollen die Berechtigung dieser Ansicht, welche übrigens aus dem abstracten Idealismus des Verfassers als eine nothwendige Consequenz resultirt, hier nicht genauer prüfen, wiewol wir sie schon um deswillen nicht theilen können, weil das besondere *beschränkte* Gottesbewußtsein — und die wahrhaft absolute Religion ist unsers Erachtens selbst nicht im Christenthum, geschweige denn im Heidenthum zur Geltung gelangt — seiner Natur nach unfähig ist, den schöpferischen Mittelpunkt des *gesammten* Lebens abzugeben. Wie es sich damit aber auch verhalte, gewiß ist daß mit der hervorragenden Stellung welche Wuttke der Religion zuertheilt die Vorliebe mit der er die in ihren Kreis fallenden Erscheinungen behandelt sehr genau zusammenhängt. Die Abschnitte seines Werks in welchen von der Religion gehandelt wird zeichnen sich vor den übrigen nicht blos durch größere Ausführlichkeit aus, sie sind auch, was ihren innern Gehalt betrifft, ohne Zweifel die besten. Der Verfasser zeigt eine seltene Vertrautheit mit der Natur des religiösen Verhältnisses; er nimmt, scheint es, einen innerlichen Antheil an ihm und ist eben deshalb vorzugsweise befähigt die Geheimnisse desselben ans Licht zu ziehen. Die Bestimmungen welche das religiöse Leben betreffen verrathen eine Tiefe der Anschauung und eine Feinheit des Gedankens die man anderswo nicht in gleichem Maße antrifft. Es möchte dies ganz besonders von denjenigen gelten welche die subjective oder menschliche Seite der religösen Beziehung, d. h. die Formen der Entwickelung Gottes *auf* den Menschen und die der Bethätigung des religiösen Sinnes *durch* den Menschen zum Gegenstande haben. Wir leugnen zwar nicht daß auch in Dem, was der Verfasser über Wesen und Charakter der verschiedenen Gottheiten bemerkt manche neue und treffende Aufschlüsse gegeben werden; namentlich verdient die Erklärung des Schicksals, dieses bei allen Völkern der heidnischen Welt neben und über den eigentlichen Göttern stehenden höchsten und universellsten Ausdrucks der göttlichen Idee, alle Beachtung, wenn sie auch nach unserm Dafürhalten keine erschöpfende ist (S. 601). Doch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir annehmen daß die Abschnitte über den Traum (als Medium der göttlichen Offenbarung, S. 74), über die religiöse Ekstase (S. 75), ferner die über Gebet (S. 77) und Opfer nach seinen drei verschiedenen Formen (S. 78 fg.) im Allgemeinen mehr befriedigen werden. Insbesondere machen wir auf eine Stelle aufmerksam, wo der Verfasser die Bedeutung des „Menschenopfers“ erörtert und dessen religiös-sittlichen Werth zur verdienten Anerkennung bringt. Wir heben einige der bezeichnendsten Stellen hier aus. „Es ist völlig verkehrt“, heißt es S. 136, „das Menschenopfer als eine unsittliche Verderbniß des im Volke vorhandenen religiösen Bewußtseins, als ein Sinken desselben zu bezeichnen. Das Menschenopfer ist im Gegentheil und gerade dann am meisten wenn das Theuerste ihm verfällt die höchste und sittlichste Offenbarung des religiösen Bewußtseins, welches die Gottesidee noch nicht in ihrer geistigen Wahrheit, sondern erst in ihrer unvollkommensten Form erfaßt hat.... Die Menschenopfer sind nur die Spitze des religiösen Lebens auf den niedern Stufen; sie sind *nicht* da wo dieses Leben noch wenig Kraft entwickelt, und sie sind nicht so häufig wie man gewöhnlich angibt.“ Ferner S. 268: „Es ist die *sittliche* Geisteskraft der Mexicaner (bei welchem Volke das Menschenopfer seinen «schauervollsten Gipfelpunkt erreicht»), daß sie der Macht des Gedankens Alles, selbst das menschliche Dasein opfern.“ Und die geistreiche, wenn auch schwerlich ganz zutreffende Parallele (S. 269): „Das Trauerspiel, des griechischen Gottesbewußtseins höchste Offenbarung, ist auf dem Boden der subjectiven Völker das vergeistigte Menschenopfer; das Menschenopfer der Mexicaner ist das in derber Sinnlichkeit sich offenbarende Trauerspiel der objectiven Völker.“

Es ist schon oben beiläufig auf den Unterschied hingewiesen worden, welcher zwischen der Anschauung des Heidenthums, die Wuttke als die seinige geltendmacht, und der gewöhnlichen Auffassung stattfindet. Bekanntlich wird, wo der Gegensatz des Heiden- und Christenthums genauer bestimmt werden soll, derselbe in der Regel einfach auf die Differenz von Natur und Geist zurückgeführt. Nicht mit Unrecht, wie uns scheinen will, wenn man einmal die Voraussetzung zugibt daß im Christenthum und *nur* in diesem der *Geist* sich verwirklicht habe. Denn es fällt dann, da der Geist eben keinen andern Gegensatz hat als die Natur, diese das Einzige ist was außer ihm als existirend gedacht werden kann, das gesammte Heidenthum ohne alle Einschränkung nothwendig in das Bereich der Natur. Indeß ist doch auch Wuttke im Recht wenn er die zweite Entwickelungsphase der heidnischen Menschheit durch das *geistige* Princip bestimmt werden läßt. Der *absolute* Geist, den er als die eigentliche Grundlage des Christenthums betrachtet, hat allerdings nicht blos die Natur als solche, sondern auch den subjectiven Einzelgeist, der freilich besser als „natürlicher Geist“ charakterisirt würde, zur Voraussetzung. Es mag hier dahingestellt bleiben inwieweit der Verfasser das Wesen dieses specifisch-christlichen Geistes und dessen Verhältniß zu den beiden Motoren der heidnischen Entwickelung richtig festgestellt hat. Wir fürchten, die hierher gehörigen Bestimmungen, welche in dem grundlegenden Theile des Werks, der allgemeinen Einleitung, näher ausgeführt und motivirt werden (S. 14—17), dürften sich bei einer genauern Prüfung als wenig haltbar erweisen. Das Verdienst des Verfassers, innerhalb des Heidenthums eine thatsächlich vorhandene Differenz, durch welche die Geschichte desselben in zwei scharf gesonderte, wenn auch durch mannichfache Uebergänge miteinander verbundene Hälften geschieden wird, nachdrücklich hervorgehoben und zur consequent festgehaltenen Basis seiner Darstellung gemacht zu haben, ist aber deshalb um Nichts geringer zu achten.

Die beiden Hauptabschnitte oder Perioden, in welche die Geschichte des Heidenthums infolge des sie beherrschenden zwiefachen Princips zerfällt, bezeichnet Wuttke im Allgemeinen als die des „objectiven und subjectiven Welt- und Gottesbewußtseins“ (S. 36). In die erstere gehören die Völker des „passiven“ Menschenstamms, welcher durch die objective Naturmacht gebunden, der freien Persönlichkeit und darum auch der Geschichte entbehrt und einen wesentlich „weiblichen“ Charakter hat. Er „umfaßt sämmtliche *gefärbte* Racen; aber um die letzte und höchste großartige und tragische Entwickelung des objectiven Heidenthums durchzuführen, reichte die geistige Schwäche der gefärbten Menschheit nicht aus — ein Zweig des edelsten Stamms der weißen Menschen, die Hindu, übernahm die Lösung der traurig-erhabenen Aufgabe und reihte sich selbstverleugnend den passiven Völkern an, die Ideen derselben bis zu ihrer letzten furchtbaren Consequenz mit einer Willensstärke verfolgend die nur dem weißen Menschenstamme angehört“ (S. 37). Die übrigen Glieder des weißen Stamms — natürlich mit Ausnahme der semitischen Hebräer, deren Geistesleben nach der wiederholten Versicherung des Verfassers nicht ein Gegensatz, sondern die „Vorhalle“ des Christenthums ist — sind die Träger der zweiten Entwickelungsphase des Heidenthums. Von ihnen wird übrigens erst in den folgenden Theilen unsers Werks — es sollen ihrer im Ganzen drei erscheinen — die Rede sein. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich lediglich mit den Völkern des objectiven Bewußtseins, behandelt indeß auch diese nur erst zum Theil, indem er sich im Wesentlichen auf die Schilderung der „rohen Naturvölker oder der Wilden“ beschränkt.

Es ist der gemeinsame Mangel aller dieser fast ausschließlich der passiven oder gefärbten Hälfte der Menschheit angehörigen Volksstämme daß sie an der eigentlichen Geschichte, an der fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geschlechts keinen Antheil haben. Wenn sie dennoch hin und wieder den Boden der Geschichte betreten und selbstthätig in den Gang derselben eingreifen, so ist dies entweder, wie bei den finni-

schen und uralischen Völkern, zu denen die Hunnen und deren „Nachkommen", die Magyaren, gehören, „nur ein wildes Aufflackern des thatkräftigen Geistes des activen Menschenstamms, welches aber ohne innere geistige Haltung sofort wieder verlischt und wie ein glänzendes Meteor schnell vor der geschichtlichen Atmosphäre vorüberflimmert und zerstiebt" (S. 203), oder wie bei den Mongolen des Mittelalters und den beiden Culturvölkern Amerikas, den Mexicanern und Peruanern, eine Folge „des Einflusses geschichtlicher Völker und Persönlichkeiten, indem solche Stämme oder einzelne Männer, welche der höhern geschichtlichen Menschheit angehörten, als ein belebendes Ferment in die an sich ungeschichtlichen Völker eintraten, oder sich als leitende Macht an ihre Spitze stellten, sie bildeten und ihnen eine Geschichte machten" (S. 208). Auf dieser Scheidung der wilden oder Naturvölker in solche die in ihrem geschichtslosen Zustande verharren, und in andere die infolge einer momentanen innern Erregung oder einer dauernden äußern Einwirkung zeitweilig aus demselben heraustreten, beruht die Theilung des in Rede stehenden ersten Bandes in zwei besondere Abschnitte, von welchen der eine die erste, der andere die zweite der genannten Kategorien zum Gegenstande hat.

Wir glauben nicht daß es unsere, des Berichterstatters Schuld ist, wenn die soeben herausgehobenen Bestimmungen nicht so klar und unzweideutig gefaßt erscheinen wie man wol wünschen möchte. Es ist das unvermeidliche Geschick jeder einseitigen Betrachtung des Lebens daß sie sich in Widersprüche verwickelt, sobald sie mit dem Anspruche auftritt, den ganzen ungetheilten Inhalt desselben zu umfassen. Auch Wuttke, scheint uns, ist ihm nicht entgangen. Indem er von der Voraussetzung ausgeht daß die Geschichte wesentlich Entwickelung des Geistes sei, ist er allerdings vollkommen berechtigt dem Theile der Menschheit in welchem das eigenthümliche Leben des Geistes noch nicht zum Durchbruch gekommen ist den geschichtlichen Charakter abzusprechen, aber durchaus nicht befugt diese principiell verfochtene Ausschließung hinterher factisch wieder aufzuheben. Die Völker welche seiner Ansicht nach ausschließlich durch die Macht der Natur beherrscht werden gehören ebendarum für ihn auf keine Weise in das Gebiet der Geschichte. Will er sie dennoch in dasselbe hineinziehen, so ist dies nur dadurch möglich daß er ihnen den in Abrede gestellten historischen Charakter auf irgend einem Umwege wieder beilegt und damit den einfachen klaren Begriff der Geschichte, welchen er selbst an die Spitze gestellt hat, trübt und verwirrt. Es ergibt sich dann eine Geschichte die zugleich keine ist, und eine historische Wirksamkeit der die nothwendigen Eigenschaften einer solchen abgehen. Die subtilen Unterscheidungen, mit deren Hülfe dieser Widerspruch verdeckt werden soll, reichen dazu keineswegs aus. Die geschichtslosen Völker sind zwar nur „die Voraussetzung" der Geschichte, finden aber nichtsdestoweniger innerhalb ihres Umfangs eine geräumige Stelle. Auch ist es nicht zweifelhaft daß sie diesen Platz mit vollem Rechte einnehmen; ist ja doch das „objective Bewußtsein", zu dessen Verwirklichung sie berufen sind, ein besonderes Entwickelungsstadium des Geistes (S. 11), die Entwickelung des Geistes aber der Inhalt der Geschichte.

Den geschichtslosen Völkern fehlt begreiflicherweise nach der Ansicht des Verfassers jede fortschreitende Bewegung; sie bleiben was sie sind, rücken nicht von der Stelle, sondern drehen sich fortwährend um die unverrückbare Achse ihrer ursprünglichen Bestimmtheit. Dennoch findet, wie Wuttke mit Recht bemerkt, bei diesen Völkern eine über drei Stufen hin sich erhebende Entwickelung des religiösen Bewußtseins und damit des innern Lebens überhaupt statt (S. 39 fg.: „Die betreffenden Standpunkte sind die der Wilden, der Chinesen und der Inder"). Zugleich weist der Verfasser sehr scharfsinnig nach daß sich diese dreifache Steigerung auf der ersten und niedrigsten Stufe in andern Formen wiederholt. (Die Religion der Wilden geht von der unmittelbaren Verehrung der sinnlichen Einzeldinge aus, gelangt dann zum Fetischdienste und erreicht ihre Spitze in dem Cultus der Geister oder dem Schamanenthume.) Die in Abrede gestellte innere Entwickelung, die historische Fortbildung wird also doch, wenn auch nur auf indirecte Weise wieder anerkannt.

Nicht anders steht es um die Behauptung daß die geschichtslosen Völker der nach außen gerichteten Thätigkeit der Activität im eigentlichen Sinne des Worts entbehren, daß sie wesentlich passiver Natur sind. Selbst da wo die wilden Volksstämme ausschließlich auf sich selbst beschränkt mit den activen Völkern in gar keiner Verbindung stehen, üben sie doch aufeinander eine stete, bald freundliche, bald feindliche Wirksamkeit aus. Der Verfasser hat dies auch keineswegs übersehen, hebt es vielmehr in dem betreffenden Abschnitte bestimmt genug hervor. Aber er sieht in dieser nie endenden und höchst folgenreichen Thätigkeit, durch welche die Zustände der verschiedenen Stämme unaufhörlich verändert und sie selbst fortwährend zersetzt, aufgelöst oder vernichtet werden, nur eine Wirkung und einen Beweis ihres Gegentheils. Sie ist ihm eben nur die Activität der passiven Völker und darum keine — eine Folgerung die von einer unbefangenen Logik schwerlich gebilligt werden dürfte.

Ebenso wenig kann man ihm zustimmen, wenn er da wo wie bei den Mongolen und amerikanischen Völkern ein historisches Leben und Wirken unverkennbar hervortritt, das Verdienst desselben nicht diesen Völkern selbst, sondern einzig und allein den an ihre Spitze getretenen activen Persönlichkeiten und Stämmen zuschreibt. Es ist sehr möglich daß der Verfasser Recht hat, wenn er Dschingis-Khan, den Führer und Gesetzgeber der Mongolen, aus einem Zweige des weißen Menschenstamms (aus einem türkischen Geschlechte) entsprossen glaubt, und mehr als wahrscheinlich daß die Tolteken und Azteken Mexicos sowie die peruvianischen Inkas nicht zu dem passiven Stamme der amerikanischen Indianer gehören, sondern aus Asien herübergekommen sind (Wuttke erklärt sie auf Grund einer ausführlichen Untersuchung für Abkömmlinge der alten Tschuden). Man kann recht wohl zugeben daß die in Rede stehenden Völker zu der Rolle welche sie in der Geschichte gespielt haben durch fremde Lehrmeister geschult wurden, darf aber deshalb nicht vergessen daß sie es sind welche sie ausführten. Ueberdies bliebe immer noch zu ermitteln, inwieweit diese Erzieher, als sie ihren Zöglingen die künftige Lebensbahn vorzeichneten, durch deren eigenthümliche Natur bestimmt worden sind. Es versteht sich von selbst daß ein solcher Einfluß als das Product der ihnen einwohnenden Kraft, als eine Folge ihrer eigenen Thätigkeit betrachtet werden muß. Auch ist es lediglich diese nur ihnen angehörige Activität welche sie auf dem angewiesenen Wege, wenn auch unter fremder Leitung, fortschreiten läßt.

Die Geschichtslosigkeit der sogenannten passiven Völker besagt im Grunde Nichts weiter als daß sie sich an der Geschichte in anderer Weise betheiligen wie diejenigen Volksstämme welche ihnen als active entgegengesetzt werden. Sie sind mithin von diesen letztern nicht wesentlich verschieden, vielmehr mit ihnen, sofern es eben auf ihre historische Würdigung ankommt, auf ganz gleiche Linie zu stellen. Ihre vermeintliche Passivität ist nur eine andere Form der Activität, was freilich da verkannt werden muß wo der Geist als das einzig wahre Princip der menschlichen Thätigkeit vorausgesetzt wird. Wie wenig sich übrigens der vom Verfasser statuirte Gegensatz der activen und passiven Menschheit den Thatsachen der Geschichte gegenüber festhalten läßt, sieht man auch daraus daß er vergeblich bemüht gewesen ist, die wirklichen Vertreter dieses Dualismus, die weiße und die gefärbte Menschenrace, scharf und durchgreifend voneinander zu sondern. Die Activität des weißen Stamms wird offenbar sehr problematisch, wenn die zu ihm gehörigen Inder und Finnen (Hunnen rc.) nach ihrer historischen Stellung und Bedeutung den passiven Völkern beizuzählen sind.

Es wurde schon früher gesagt und wir wollen es hier am Schlusse dieser Anzeige wiederholen, daß der Werth des vorliegenden Werks auch dann ein höchst bedeutender bleibt, wenn man sich mit den allgemeinen Principien des Verfassers und folgeweise mit manchen Resultaten seiner Betrachtung nicht einverstanden erklären kann. Wir halten dasselbe für eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen die in neuester Zeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Geschichtschreibung ans Licht getreten sind, und wünschen recht sehr daß die in Aussicht gestellte Fortsetzung sich nicht, wie das gegenwärtig nur zu oft der Fall ist, gar zu lange erwarten lasse.

23.

Naturbilder von Cotta und Masius.

1. Geologische Bilder von Bernhard Cotta. Mit Titelbild und 130 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Hermann Masius. Leipzig, Brandstetter. 1852. 8. 27 Ngr.

Für alle gebildeten Freunde der freien Natur werden diese beiden Bücher gewiß bald herzlich bewillkommnete Freunde sein. Es sind vortreffliche Bücher. Sie haben einen klaren verständigen Geist und ein aufrichtiges warmes Herz für das Geschaffene auf Erden und vergessen dabei des freundlichen Schöpfers nicht, obgleich sie seiner nur selten Erwähnung thun. Ein wissenschaftlich abgerundetes Ganzes geben sie beide nicht, sondern nur einzelne Bilder und Skizzen; sie geben aber dies ausgewählte Einzelne von ganzer Seele gern und in vollendeter Form gründlich und schön. So vertiefen sie sich in ungezwungener Natürlichkeit bald hier bald dort in das Feste, Flüssige und Belebte der Erde und wählen unbefangen frei nur Das heraus wofür sie sich selbst am lebhaftesten interessiren, was sie am genauesten kennen, was sie am meisten bewundern; und es ist natürlich daß sie bei ihren Lesern überall wieder Interesse erwecken, zur klaren Erkenntniß verhelfen und zur Bewunderung anregen. Bei so hervorstrahlenden Eigenschaften dürfen sie einer allgemein beifälligen Aufnahme gewiß sein. Sie sind populair für Frau und Mann, für Jung und Alt, ohne sich so zu nennen, und sie werden auch sicher ganz populair, obgleich sie wol kaum daran gedacht haben dies zu wollen.

Die Werke sind allerdings sowol ihrem Inhalte als ihrer Auffassung und ihrem Standpunkte nach wesentlich voneinander verschieden, aber dennoch gehören sie zusammen wie Mann und Frau einer glücklichen Ehe. Das erste hat nur Auge für die unorganische Natur, das andere concentrirt sein ganzes Interesse nur auf das Leben der Pflanzen und Thiere auf Erden. Das ist aber gerade eine individuelle Verschiedenheit welche sich nicht widerstreitet, sondern sich sucht und eine dauernde, innig befreundete Zusammengehörigkeit verspricht. Sie sind weit davon entfernt miteinander in Kampf zu gerathen, im Gegentheil schließen sie sich freundnachbarlich eng aneinander und unterstützen sich gegenseitig zu einem genau ineinander passenden Naturganzen. Das erste Werk geht in reiner ernster Wissenschaftlichkeit einen ruhig forschenden, aufklärenden, beschreibenden Gang; das zweite durchbricht alle Gelehrtenschranken und schwingt sich empor zu einer heitern poetischen Begeisterung und fühlt sich nur wohl und glücklich in gemüthlicher Ausmalung seiner Naturstudien. Jenes sucht Wahrheit in der Wirklichkeit und bewundert daneben die Schönheit und Erhabenheit der Natur, dieses hat nur Sinn für die Schönheit und Erhabenheit und findet sie in der Wahrheit und Wirklichkeit der Natur. Der Verfasser der „Geologischen Bilder" ist ein rühmlich bekannter Meister seines Fachs, ein Verehrer und Freund des großen Alexander von Humboldt; er beherrscht ein viel größeres und viel tieferes Wissen als wovon das vorliegende Werk Kunde gibt. Der Verfasser der „Naturstudien" ist ein noch wenig gekannter bloßer Liebhaber der Naturschönheiten, ein stiller Bewunderer Humboldt's, der sein ämsig gesammeltes ganzes Wissen im schönsten Schmucke an die Oeffentlichkeit bringt. So herrscht also große Ungleichheit in beiden Werken. Aber dennoch fehlt ihnen die nahe Verwandtschaft nicht. Darum haben wir sie wie Freunde nebeneinandergestellt und gemeinschaftlich besprochen. Wollen wir nun aber zur genauern Charakteristik und zur Mittheilung aus den Werken übergehen, so müssen wir uns entschließen jedes für sich ins Auge zu fassen.

Die „Geologischen Bilder" sind aus den bekannten einzelnen Beiträgen der „Illustrirten Zeitung" entstanden, welche der Verfasser in gelegentlichen Mußestunden für das gebildete Publicum verfaßt hatte, und welche so allgemein mit Beifall aufgenommen worden sind daß die Verlagshandlung gegen den Verfasser den Wunsch ausgesprochen hat dieselben unter dem von ihr selbst gewählten Titel als selbständiges Werk herausgeben zu dürfen. Der Verfasser kam diesem Wunsche bereitwillig nach, machte aber zugleich noch darauf aufmerksam daß bereits ein treffliches Buch von Burmeister unter demselben Titel erschienen sei. Die Verlagshandlung verfolgte nun unbeirrt ihren Plan und gab das Werk seinem innern gediegenen Gehalte genau entsprechend in sehr eleganter Ausstattung heraus. Daran hat sie recht gethan; auch wird es gewiß mit ungetheiltem Dank entgegengenommen werden daß sie dem Werke das Portrait des Verfassers als Titelbild vorgeheftet hat. Diese „geologischen Blätter" sind wie die Cotta'schen „Briefe" eine aufklärende Grundlage des großen „Kosmos"; deswegen werden sie wie diese rasch vergriffen werden; und wer erfreute sich nicht gern an dem Anblick des Bildes von dem Manne welcher so unterhaltend und allgemein faßlich einzuführen versteht in die wissenschaftlichen Tiefen des Humboldt'schen einzig dastehenden Weltwerks. Der Verfasser gibt zu Allem in einer liebenswürdigen anspruchslosen Bescheidenheit seine Zustimmung. „Wenn der Herr Verleger für gut befunden hat", sagt er, „mich ebenso wie die mancherlei in diesem Buche abgebildeten versteinerten Bestien in Holz schneiden zu lassen, so hat er das ganz allein zu verantworten, und es kann mir höchstens als eine passive Verschuldung angerechnet werden daß diese Abbildung als Titelbild zu einem geologischen Buche benutzt worden ist."

Die im Buche mitgetheilten Bilder sind in zehn Gruppen vertheilt. Die erste Gruppe enthält eine Reihe ansprechender Skizzen über die Geschichte der Bildung der Erdoberfläche, über die Durchbrechung von Eruptivsteinen durch die erste Erstarrungskruste, über das Emporsteigen der dichten Bedeckung von Schichtgesteinen durch den mächtigen Einfluß der innern Wärme unserer Erde, wobei zugleich ein Umschmelzen und Umwandeln der Schichtgesteine bewirkt wurde. Die zweite Gruppe erfaßt ihr Thema schon mit mehr Ausführlichkeit; sie liefert sehr gelungene Bilder der Vulkane sowol in idealer Durchführung als naturgetreuer Ausmalung der reinen Wirklichkeit; sie enthält allgemeine und ganz specielle Bilder, welche gewiß jeder gebildete Denker mit innigem Wohlgefallen beschauen wird. Sowie nun in den beiden ersten Abschnitten ganz vorzugsweise die bildende Wirkung des Erdfeuers vorherrscht, so regiert in der dritten und vierten Gruppe die Wirkung des Wassers unter dem Einfluß der Wärme und Kälte. Die fünfte Gruppe liefert naturgetreue Bilder der Erdkruste in ihrer interessanten Einzelheit; da sind einige welche die Formation des Erbsensteins darstellen, andere welche die Korallenriffe zeichnen, wieder andere welche die wahrscheinliche Entstehungsart der Basaltsäulen zu erklären suchen u. s. w. Die sechste Gruppe gibt Skizzen der Architektur der Erdkruste. Die siebente enthält lauter Ideale über die Entstehung und den Bau der Gebirge. Die achte und neunte schildern das Vorkommen der Erz- und Kohlenlager. Die zehnte schließt eine Sammlung von bildlich dargestellten Versteinerungen in sich und gibt zu-

gleich interessante Züge aus der Geschichte des organischen Lebens auf Erden.

Jetzt wollen wir unsere literarische Unterhaltung auch noch mit einigen Mittheilungen aus dem Buche zu beleben suchen. Wir wählen dazu zunächst Einiges aus den Untersuchungen über das Vorrücken der Gletscher. Männer wie Charpentier, Agassiz, Forbes, Schlagintweit, Saussure, Escher, Hugi, Wild u. A. haben viel darüber beobachtet, gemessen und gedacht. Dadurch ist dieser Gegenstand zu dem allerinteressantesten geworden, wozu sich ebenso wol das gebildete große Publicum als die Gelehrten gleich mächtig angezogen fühlen. Der Verfasser der vorliegenden Bilder ist der Ansicht des wirklichen Fließens der Gletscher zugethan. Er will den gar zu entschiedenen Unterschied zwischen starr und flüssig nicht gelten lassen, und fragt z. B. in welchem Momente man zerschmolzenes Wachs nicht mehr flüssig, sondern fest nenne. „Welcher Körper wäre überhaupt absolut starr und ließe bei hinreichendem Druck keine Verschiebung seiner Theile zu? Wie verhält es sich mit den Mengungen fester und flüssiger Körper, z. B. des nassen Sandes? Alle diese Fragen sind hier wohl zu beachten, am meisten vielleicht die letztere." Daß die Theile der Gletscher in sich verschiebbar sind beweisen unzählig viele Thatsachen; ob aber diese Verschiebbarkeit in einem wirklichen Fließen oder in einer bloßen Lagenänderung der Eiskörner in den sie umgebenden Wasserzonen ihrer Haarspalten besteht, wartet erst noch der Entscheidung. Der Verfasser hält die Ansicht fest daß die Bewegung der Gletscher ein wirkliches Fließen sei. Es klingt dies etwas sonderbar, indeß läßt er es auch nicht an Gründen fehlen welche für die Annahme seiner Hypothese geneigt machen können. „Eine Begründung der so paradox klingenden Ansicht kann man zunächst darin finden daß die Gletscher alle Unebenheiten und alle Unregelmäßigkeiten der Thäler wirklich ausfüllen. Wenn z. B. das von einem Gletscher eingenommene Thal sich örtlich stark verengt und dann wieder erweitert und diese Gestaltung sich mehrfach wiederholt, so werden dennoch alle diese Erweiterungen vom Eise erfüllt. Ein völlig starrer Körper würde sich schon gar nicht durch eine engere Oeffnung als er selbst ist hindurchschieben lassen, ohne gänzlich zu zerspalten; wäre das aber auf Kosten seiner Integrität dennoch geschehen, so würde er sich dann in keinem Falle genau der Form der Erweiterung anschließen. Das Alles ist aber bei den Gletschern der Fall und füglich eine Bestätigung der Verschiebbarkeit ihrer Theile." Der Ansicht Saussure's daß die Gletscherbewegung ganz einfach als ein Hinabgleiten auf geneigter Ebene zu nehmen sei tritt Cotta mit den jetzt gewöhnlichen Gründen entgegen. Seitdem Venetz nämlich gezeigt hat daß die erratischen Blöcke am Jura nur durch Gletscher dahin getragen sein können, sah man wol ein wie ein bloßes Gleiten auf geneigter Bodenfläche die Gletscher niemals bis zum Jura hätte vorrücken können, denn die ganze Neigung vom Kamme der Alpen bis zu den Blöcken am Jura beträgt kaum zwei Grad. Uebrigens hängt er nicht eigensinnig nur an einer Ansicht. „Man darf es also gegenwärtig als unzweifelhaft betrachten daß die Bewegung der Gletscher hauptsächlich in einem höchst langsamen Fließen, außerdem auch hier und da in einem Gleiten durch eigene Schwere oder durch den Druck der Firnmassen besteht. Ganz untergeordnet mag dabei selbst die Volumenvermehrung des in Spalten gefrierenden Wassers wirken, welches sich bekanntlich bei seinem Festwerden um ein Neuntel ausdehnt. Die Bewegung des Fließens wird in den untern Gletscherregionen die vorherrschende sein, die des Gleitens in den obern, meist steiler geneigten und kältern. Beide Bewegungsarten bewirken durch die am Boden und in den Seitenwänden der Gletscher eingefrorenen Steine und Sandtheile, welche mit dem Eise, durch dasselbe fest aufgepreßt, fortgeschoben werden, die Abrundung, Abschleifung und Kritzung der Felsoberfläche, die man in den Alpenthälern so häufig wahrnimmt. Jeder Gletscher wirkt dadurch gleichsam wie eine langsam, aber unter ungeheuerm Druck bewegte Feile."

Den fünften Abschnitt beginnt der Verfasser mit der interessanten Frage, ob die Steine wachsen. Er beantwortet dieselbe beziehungsweise mit Ja. Die alte und zum Theil auch noch die gegenwärtige Ansicht der Landleute daß die Steine im Ackerlande größer würden und sich vermehrten ist jetzt als vollkommen grundlos erwiesen, darauf bezieht sich das Ja nicht. „Das Wachsen oder Bilden von Steinen erfolgt unter sehr verschiedenen Umständen durch sehr verschiedene geologische Processe, aber stets der Art daß dadurch nicht einzelne lose Steine, sondern zusammenhängende Steinmassen, Gesteine, Felsmassen, Gesteinschichten oder dergleichen gebildet werden, aus denen überhaupt die feste Erdkruste bei einer gewissen Tiefe unter der Bodendecke überall zusammengesetzt ist." Hierauf werden in specieller Nachweisung mehre mechanische und chemische Bildungswege der Gesteine zur Sprache gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Erbsensteinbildung, welche in einigen Karlsbader Quellen ausgezeichnet schön zu beobachten ist, erklärt. „Diese kalkreichen Quellen sind bei ihrem Hervortreten äußerst bewegt, sie führen kleine Granittheilchen, Sandkörnchen mit sich und spielen gleichsam mit denselben, dabei aber lagern sich nach und nach um alle diese Körnchen dünne concentrische Schichten von Kalksinter ab. Sie ballen sich mehr und mehr zu kleinen Kugeln. Haben diese Kugeln eine bestimmte Größe erreicht, in welcher sie zu schwer sind um noch fortwährend vom Stoß der Quelle emporgewirbelt zu werden, so fallen sie an ruhigern Stellen zu Boden, bleiben übereinander liegen und sintern durch zwischen sie eindringende Kalkniederschläge zu sogenannten Erbsensteinen zusammen. Sehr oft haben die einzelnen Kalksinterkügelchen ungefähr die Größe von Erbsen, sie kommen jedoch auch größer und kleiner vor, je nach der örtlichen Stoßkraft der Quelle. Durchschlägt oder durchschneidet man eine dieser kleinen Kugeln, so sieht man deutlich ihre Zusammensetzung aus lauter einzelnen dünnen concentrischen Lagen rings um ein kleines Sandkorn oder Granittheilchen herum, welches das Centrum bildet."

Wir wollen nun auch auf die „Naturstudien" von Masius eine specielle Aufmerksamkeit richten. Sie haben überall eine tief-gemüthvolle, ja sogar poetische Färbung. Der Verfasser ist kein eigentlicher Naturforscher von Fach, sondern mehr ein glücklicher Freund und Bewunderer aller Naturschönheiten. Schon im Jahre 1849 versuchte sich derselbe in einigen Skizzen welche er in einem Schulprogramme circuliren ließ. Die beifällige Aufnahme dieser ersten Probe trieb zur Fortsetzung dieser Lieblingsarbeiten und zur endlichen Herausgabe des vorliegenden anmuthigen Werkchens. Zunächst wiederholen wir nochmals das freie Geständniß daß das Buch eine durch und durch interessante Unterhaltung gewährt, wenigstens hat dasselbe auf den Referenten eine ungemein ansprechende Wirkung gemacht. Doch wir haben ja noch die Absicht uns durch das Buch Unterhaltung zu verschaffen, da werden die Leser sich selbst von der Richtigkeit des günstigen Urtheils überzeugen.

Der Inhalt ist in fünf Abschnitte getheilt, wovon der erste „Die norddeutschen Waldbäume" als Ueberschrift trägt. Der zweite enthält „Charakterbilder aus der Vogelwelt"; der dritte behandelt den Wasserfrosch, der vierte den Fuchs und der fünfte den Krebs und Hummer. Daraus ersieht man schon daß es hier viel weniger um eine reiche Fülle von Naturbildern zu thun ist als um eine fleißige Durchführung einzelner Lieblingsthemata.

Aus dem Bildersaale des ersten Abschnitts fällt uns sogleich ein meisterhaft gelungenes Charakterbild unserer Eiche auf. „Kein zweiter Baum gleicht der Eiche an wildkühner Schönheit; aber auch keiner bot sich dem ersten Bedürfniß zu ausgiebigerm Dienste. Das Haus des Lebenden, der Sarg des Todten, das Schiff das den Seefahrer trug, die Lanze die der Jäger schwang, Alles gab die Eiche. Mark und Fülle zeigt

ihr Wuchs, von der tiefgreifenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatt und der derben, bronzenen Frucht. In dem trotzigen Zickzack ihrer Aeste und in den grandiosen Verkrümmungen ihres Stamms steht sie da als Baum der Stärke (quercus robur), gleichsam als lege sie sich aus zum zerschmetternden Streiche; es ist der graue Wälderkönig, den der Adler sucht und der Held zum Bilde nimmt. Wie treffend, wenn Homer die beiden Lapithensöhne als Hüter vor den Schiffen stehen läßt:

> .... zwei hochwipflige Eichen des Berges,
> Welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig!

Und wie sinnvoll daß die englischen Könige, wenn sie den Thron besteigen, sich eine Eiche erwählen, ihren Namen zu tragen und künftigen Geschlechtern lebendig zu erhalten.... Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre misgestalteten Pranken, als wolle sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst es hinauf, langsam, aber riesengroß, bis zu der luftigen Wolkenstraße selbst. Wie ein undurchdringlicher Harnisch legt sich die tiefdurchrissene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eisenstamm schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein riesiger Held, und freut sich die Wolkenschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heer zu kämpfen. Vom Boden aber rankt Eppich und Geisblatt hinauf und Fink und Amsel spinnen frische Lieder um seine Zweige. Das ist die deutsche Eiche, die Sagenruine der Jahrhunderte." Ist das nicht eine lebensvolle, kerngesunde, frische Phantasie, wie sie vom deutschen Manne in ungeschwächter Jugendkraft nur erwartet werden kann! Sie tritt markig und wild, kühn und gerade auf wie man es von der alten deutschen Dichtung nur gewohnt war. Wo ist die deutsche Eiche in unsern heutigen deutschen Liedern geblieben! Wie gestutzt und gebiegelt, wie geleckt und geglättet, wie fremd und matt, wie gereizt und krank, wie aufrührerisch und gottlos hören sich unsere heutigen, überall mit Politik durchmengten deutschen Dichtungen an! Die alte deutsche Eiche!

Aus dem zweiten Bilderzimmer interessirt uns das gar schön getroffene Charaktergemälde des Storchs. „Er ist vornehmern Geblüts als die Schwalbe", sagt der Verfasser, „hochgeboren, wie das Volksräthsel sagt, auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest.... Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter dem Volke. Er wird als ein treuer langvermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt. Die Alten im Dorfe kennen ihn als Genossen ihrer Jugend, und den Kindern, denen er vor Allen freund und hold ist, gibt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erste Sicherheit und Gewähr.... In überlegsames Schweigen gehüllt stelzt er steif und gravitätisch wie Mynheer durch seine Feldkanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er in gemessenem Takt den langbestrumpften Fuß hoch hinauf, gleichsam um ihn vor jedem ungebührlichen Anhängsel zu behüten, während Kopf und Hals in stetem Pendelschlag feierlich-lächerlich vorübernicken. So bewegt sich Mann und Männin in ceremoniellem Wandelgang wie philosophirende Peripatetiker dahin, bis der eine oder der andere im Dickicht des Riedgrases den fetten, zappelnden Quäker gewahrt und nun jach den spitzen Schnabel wie eine Harpune vorwärts schleudert, um den Unglücklichen zu spießen und in der Tiefe des Kropfschlundes zu bergen. Der andere hebt den Kopf und macht ein schnörkelndes Compliment."

Im dritten Abschnitte greift der Verfasser zunächst den bekannten Ausspruch Linné's an daß die Natur, welche alle übrigen Geschöpfe so wunderbar schön ausgestattet habe, sich der Reptilien nicht gerade rühmen dürfe. Er meint und gewiß mit vollem Rechte daß nicht Schönheit das oberste Princip der Naturschöpfung und Naturbeurtheilung sei, und daß auch manche Reptilien vorkämen welche ganz ohne Vorurtheil betrachtet nicht allein nicht häßlich, sondern sogar schön genannt werden könnten; dies sei vor allen von einigen Batrachiern wahr. Ueber diesen Punkt hat man in neuester Zeit sehr schwärmerische Ansichten verbreitet, ja man ist sogar so weit gegangen, ohne Ausnahme Alles gerade deswegen schön zu nennen weil es zur Natur gehöre. Mit einer so weitgreifenden Behauptung können wir uns nie befreunden, obgleich wir nicht in Abrede stellen wollen daß jener Satz für jeden Naturforscher von Fach zur Wahrheit werden kann. Diese bloße Möglichkeit leuchtet ein, wenn man bedenkt wie der Begriff des Schönen einer gar mannichfachen Deutung fähig ist und sich eigentlich nie ganz von der individuellen Subjectivität trennen läßt. Die Kröte, besonders die Pipa von Surinam, hält auch unser Verfasser für eine widerliche häßliche Erscheinung und die meisten Leser d. Bl. werden mit ihm gleicher Meinung sein; aber dennoch würde ein begeisterter Naturforscher sagen können: Ich verdanke diesen Thieren den schönsten Schatz meines Wissens, sie haben mir Ehrfurcht vor dem Naturganzen eingeflößt, sie waren die Ursache meiner erhabensten Begeisterung für das Studium der Natur, ich kann die Kröten nicht hassen, ich liebe sie leidenschaftlich und finde sie sogar schön. Wer eine solche Liebe nicht aus eigener Erfahrung kennt, kann sie gar nicht begreifen. Doch wir wollen nun hören wie sich unser Verfasser bei dem Charaktergemälde des Wasserfroschs in eine dichterische Stimmung bringen kann. „Der Frosch gehört zu den komischen Typen des Thierreichs. Dies liegt vorallem in seiner Menschenähnlichkeit. Wer hätte nicht schon Männer mit Froschphysiognomien gesehen? Es sind meist bartlose, kurzhalsige Köpfe, stumpfe Gesichter mit kahler Glatze, gerader, aber angedrückter Nase, hervorquellenden Augen, breitem Munde, zurückgehendem Kinn und kugelichten Backen. Gesellt sich zu einem solchen Gesicht noch die rundbäuchige Abtsgestalt, so dürfte dem Nachbilde kein Zug mehr fehlen.... Sendet die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen auf die Erde herab, dann erwacht mit all den Schläfern in der Tiefe auch der Frosch. Der schwere Wintertraum wird abgeschüttelt, durch den vom Eise befreiten Spiegel sieht er das goldene Licht, sein Herz wird weit, die Glieder strecken sich, er taucht auf. Da hebt er nun den stumpfeckigen Kopf heraus, unbewegt wie ein Stein und verwundert in die Welt starrend, die ihn sprossend und grünend umgibt. Aber noch ist er stumm und matt. Wie die Sonne höher steigt, entfaltet der Frosch ein energisches Leben. Bald läßt er die Stimme erschallen, und nun antwortet aus allen Wassern der wundersame Chorgesang. Wer kennt ihn nicht? Es ist nicht der fröhlich leckernde Schrei des Laubfrosches, noch weniger das heisere Knarren der Kröte, sondern ein breiter, behaglicher, mit einer gewissen Virtuosität gleichsam herausgebohrter Ton, dem dann ein Gelächter folgt, so durchdringend und in so hastigen Stößen daß man glauben möchte, den lustigen Personen müsse der Bauch bersten."

Wir kommen nun zu der Galerie von höchst interessanten Fuchsskizzen. Das ist ein reicher Speicher des feinsten Witzes, des heitersten Humors. Die Einleitung hierzu liefert ein lebensfrisches allgemeines Bildchen welches mit sehr treffenden lieblichen Zügen treu und wahr der Natur abgelauscht ist. Ein grüner Wald schüttelt nach erquickendem Regen die anhängenden letzten Tropfen von seinem üppigen Laube und von der Haide am Boden steigt es erfrischend und würzig in die Abendluft. Die Mücken beginnen ihre aufklärenden Wettertänze, die Ameisen kriechen hervor und beginnen ihr ämsiges Werk des Aufräumens der verschlämmten Verkehrswege. Der Finke schmettert aus dem Buchenwipfel in das unheimliche Schweigen der Waldstille hinein. Der Hase schießt Capriolen. Da fühlt auch der Fuchs ein heimliches Rühren. „Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er windet. Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element." Der Verfasser läßt dann den Held sei-

ner Gemälde mehr in den Vordergrund treten, damit man genau das Vollblut in seinen Adern erschaue, damit man sich ergötze an der vornehm-lässigen Haltung, an dem fein schlau beherrschten adeligen Bewußtsein eines alten weltberühmten Stamms. Man fühlt, es verlohnt sich der Mühe einen solchen Charakter, eine solche Physiognomie scharf prüfend ins Auge zu fassen.

Wir treten nun an ein anderes Bild. Hier ist der Fuchs wie er leibt und lebt portraitirt. Wir geben dem Verfasser das Wort. „Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn horizontal, mit straffangezogener, listigglatter Stirnhaut, eine mathematische Tafel auf der nur die Linien des Calculs hin und wieder spielen. Das Ohr scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor um jeden Laut zu fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren. Das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blatts, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend aufgespannte Oeffnung, Nichts entgeht ihm. Und nun die Nase! Wie viel Bosheit und Grazie, wie viel Esprit liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! Scheint es nicht als gingen tausend unsichtbare Fühlfäden von dort aus und als säße hier wie in ihrem Centrum die ränkespinnende, schwänkesinnende Seele des unvergleichlichen Improvisators? Es ist eine Nase wie sie die großen Meister der Politik, wie sie die Richelieu und Talleyrand gehabt haben mögen." Hierauf wird nun auch das Auge des Fuchses ausgemalt. Es ist nicht schön, aber genau Das was es sein soll, das Fuchsauge, katzenartig, aber unendlich viel klüger, mordgierig, aber fast immer mit scheinheiligem Schleier überworfen. „Jetzt senkt es sich in demüthiger Ergebung oder es blickt unschuldig und naiv umher, jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor spitz und giftig als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungestillter Gier, aufflammend in Mordlust, schmachtend in zärtlicher Verliebtheit birgt es eine Welt voll Leidenschaft und List und ist vielleicht der größte Mime den das Thierreich aufzuweisen hat." Jetzt kommt auch die Beschreibung der Fuchsschnauze an die Reihe. Sie wird ein weitgespaltener Mund genannt. Der umgebende Bart ist sparsam aus zurückstrebenden Spitzen zusammengesetzt. „Die Lippen sind fein geschnitten und geschlossen, sie deuten auf Energie und Selbstbeherrschung. Oeffnen sie sich aber, dann blecken scharf und grimmig die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es knistert halb höhnend und halb zerknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken hagern Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe, unter der sich das Riechfläschchen verbirgt, das oft des Fuchses einziger Trost in Nöthen ist."

Es thut uns herzlich leid die Leser nicht durch die ganze Fuchsgalerie hindurchgeleiten zu können. Es ist hier Alles voll Geist, voll Witz und Satire. Kaulbach's Bilder und Goethe's Uebersetzung des „Reineke" sind sehr geschickt benutzt.

Von dem fünften Abschnitte wollen wir nur kurz erwähnen daß er seinen vier Vorgängern um Nichts an Schönheit und Anmuth nachsteht. Der Flußkrebs wird voraufgestellt. „Am Ufer der Bäche und Flüsse, wo Erlen und abgestorbene Stämme ihr Wurzelnetz in den Schlamm flechten, in tiefen Höhlen, nachbarlich mit der kahlgeschwänzten Ratte, hauset der Krebs. Er ist immer im Harnisch, schwerbewaffnet bis an die Zähne. Sturmhaube und Küraß aus einem Stück, aber siebenfach zusammengesetzt der kunstvolle Ringpanzer seines Hinterleibs, der sich in eine flossenähnliche Verbrämung endigt. Unter diesem Schilddach regen sich vier, ja neun Joch krabbelnder Füße, die wuchtige Kriegsmaschine mühsam fortschiebend, wie unter dem Schirm des Mauerbrechers keuchend der römische Legionar." Von dem Hummer sagt der Verfasser daß sich derselbe zum Krebs wie das Meer zum Flusse verhalte. „Um mehr als eines halben Fußes Länge überragt der Hummer das gewöhnliche Krebsvolk. Er ist der Krebs im großen Stil, vom Wirbel bis zur Zeh' ein Meerespotentat.... Der Hummer in seinem satten Purpur, mit seiner stolzen gebogenen Rückenlinie, mit seinen großen, wie Scepter ausgreifenden Fühlfäden muß für Kochkünstler und Thiermaler einen Anflug von Majestät haben, und ist ganz dazu geeignet als Mittel- und Hauptthema auf einer Tafel zu prunken."

Unsere Mittheilung aus beiden genannten Schriften ist nur Stückwerk, indeß reicht sie doch wol aus, um zu erkennen daß es sich wol der Mühe verlohne die Werke selbst und ganz zu lesen. Was nun übrigens noch die Bücher betrifft, so ist ihre Anlage ganz vortrefflich zur Fortsetzung geschaffen, und Verfasser und Verleger werden hierzu gewiß gern die Hand bieten, da die Aufnahme so allgemein beifällig ausgefallen ist.

24.

Das Cap und die Kaffern, oder Mittheilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Südafrika. Von Alfred W. Cole. Aus dem Englischen übertragen von J. A. Haßkarl. Mit dem Portrait des Kaffernhäuptlings Macomo. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Hälfte des Titels würde zu Erwartungen berechtigen die das Buch nicht erfüllt, wenn nicht die zweite Hälfte des Titels die Ansprüche die man außerdem etwa machen könnte alsbald herabstimmte und auf das dem Inhalt entsprechende Maß zurückführte. Eine vollständige Beschreibung der Südküste von Afrika und Schilderung ihrer Bewohner unter erschöpfender Berücksichtigung der einschlagenden geographischen, naturhistorischen, nationalökonomischen und politischen Verhältnisse findet man hier nicht; noch viel weniger irgend eine systematische Darstellung und Behandlung des gegebenen Stoffs: das Buch enthält nichts Anderes als eine Reihe von Skizzen, eine bunte Menge von Bildern, wie sie der Verfasser bei seinen Zügen durch das Land aufzunehmen Gelegenheit hatte, und ein Conglomerat von eingestreuten Bemerkungen über die Cultur des Landes, über die Sitten seiner Bewohner, über die Colonialverwaltung und die Beziehung zwischen der Colonie und den Kaffern, Alles, wie Zeit und Ort des Aufenthalts gerade Veranlassung dazu darbieten.

Der Verfasser hat sich aber im Westen und Osten der Colonie fleißig umgesehen und weiß seine interessanten Erlebnisse lebendig und mit Geist und Humor zu schildern, sodaß man ihn durch alle Capitel des Buchs hindurch gern bis zum Ende begleitet.

Mit noch größerer Befriedigung würden wir die Mittheilungen Cole's vernehmen, wenn er sich mit seinem natürlichen guten Humor begnügt und nicht dann und wann auch forcirten zumbestengegeben, ingleichen wenn er eine häufig nicht zu verkennende Flüchtigkeit der Auffassung und des Urtheils vermieden hätte. Diese Umstände mindern die innere Glaubwürdigkeit seiner Berichte, und so können wir selbst da wo er auf ernstere Dinge tiefer eingeht zu keiner vollen Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Behauptungen gelangen, da sich die einmal regegewordenen Zweifel in Betreff der Zuverlässigkeit der unterbreiteten Thatsachen nicht ganz bannen lassen.

Cole ist durch Zufall nach dem Cap gekommen. Er wollte nach Neuseeland gehen, litt am Eingange zur Tafelbai Schiffbruch, wurde gerettet und blieb fünf Jahre in der Colonie, ohne, wie es scheint, sich irgendwo fest anzusiedeln, denn er hat bald in diesem, bald in jenem Theile der Colonie seinen Aufenthalt genommen.

Der Schiffbruch, ein Besuch bei dem Kaffernhäuptling Macomo, ein Anfall von den Kaffern zu der Zeit wo sie anfingen mit offener Feindseligkeit gegen die Colonie aufzutreten, und mannichfache Jagdabenteuer bei Leoparden-, Büffel-, Löwen- und andern Jagden, ein Zusammentreffen mit der großen Blasennatter, der gefährlichsten Schlange am Cap, ein Heu-

schreckenregen und noch manche andere dergleichen Begegnisse bringen den Verfasser in interessante Situationen; und ein häufiger, oft längerer Besuch bei den verschiedenen Colonisten, theils denjenigen die sich besonders auf den Weinbau, theils denjenigen die sich auf Pferde- und Rindviehzucht geworfen haben, theils endlich bei den sogenannten Schaffarmers, setzen ihn in die Lage, von der eigenthümlichen Lebensweise derselben ein anschauliches Bild zu entwerfen. Der Verfasser schildert das Capland überall da wo es nicht an Wasser fehlt als äußerst fruchtbar und zur Erzeugung aller europäischen sowol als vieler köstlichen Producte der subtropischen Gegenden wohl geeignet. Doch haben die Colonisten außer von dem Wassermangel von manchen natürlichen Feinden, namentlich was das Getreide anlangt, von einem Brande oder Roste, der mitunter die Felder eines ganzen Districts mehre Jahre hintereinander befällt und alle Ernten vernichtet, sowie von der Heuschrecke, und was die Heerden anlangt, von der gefleckten Hyäne, dem Capschakal und in den Grenzdistricten von den Raubzügen der Kaffern viel zu leiden. Den meisten Ertrag werfen nach des Verfassers Berechnungen die Schaffarms ab, die das angelegte Capital alsbald zu 20—25 Procent verinteressiren. Noch vortheilhafter ist die Pferdezucht, wozu aber ein weit größeres Capital gehört, da der Gewinn erst später beginnt. Der Verfasser gibt genaue Schilderungen vom Cappferde: wir können aus diesen einen Beleg für unsere obigen Behauptungen entnehmen. Er versichert nämlich, ein Cappferd lege nicht leicht mehr als drei englische Meilen in der Stunde zurück, fügt aber auf derselben Seite hinzu, das Cappferd werde nicht müde wenn man in zwei Tagen einen Weg von 120 Meilen mit ihm mache, ja an einer spätern Stelle bemerkt er, die Cappferde legten häufig 80—90 Meilen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenniedergang zurück. Hiernach müßte man zu der Hypothese gelangen daß die Capkalender die Tageslänge zu 27—30 Stunden herausstellen.

Weit mehr für die Cultur des Landes, namentlich in Wein- und Tabacksbau, würde dann geleistet werden können, wenn es nicht allzu sehr an Arbeitskraft fehlte. Die Bedienung besteht fast durchgängig aus Hottentotten, die träge, unreinlich und unzuverlässig sind, sodaß mitunter die gesammte männliche und weibliche Bedienung einer bedeutenden Ansiedelung zum großen Schaden des Eigenthümers an Einem Tage verschwindet. Europäer werden für Dienstleistungen sehr hoch bezahlt. Ein Schäfer erhält jährlich 50—70 Pf. St. außer freier Wohnung und tüchtigen Rationen für sich und seine Familie; eine Dienstmagd 25—36 Pf. St; der geringste Tagelohn ist fünf Schillinge (1 Thlr. 20 Ngr.), Zimmerleute, Maurer, Schmiede erhalten viel mehr.

Als eine durch das ganze Gebiet der Colonie sich hindurchziehende erfreuliche Erscheinung schildert der Verfasser die zuvorkommende Gastfreundschaft der Colonisten, der englischen wie der holländischen. Der Gruß den man dem Colonisten zuruft wird mit der Einladung beantwortet, abzusteigen und im Hause zu bleiben solange es beliebt. Auch das Familienleben der holländischen Boers, die „dasselbe frugale, industriöse und mäßige Volk geblieben sind wie ihr väterlicher Stamm in Holland", ihr Verbleiben an einundderselben Wohnstätte bis zum zweiten und dritten Glied, sodaß man nicht selten „einen Großvater und eine Großmutter von 90 Jahren sieht, umringt von einem halben Dutzend Söhnen, deren jeder wieder für sich ein halb Dutzend erwachsener Kinder hat", und die ungestörte Harmonie, die in diesen weiten, verwandten Kreisen stattfindet, gewährt einen wohlthätigen Eindruck.

Sehr ehrenvoll für die Colonie ist was der Verfasser von ihrem Erziehungssysteme berichtet: „In jeder Stadt und jedem, selbst dem unbedeutendsten Dorfe befindet sich ein gutes und geräumiges Schulhaus, welches für alle Classen und Secten offensteht, in dem in allen wesentlichen Stücken einer einfachen und verständigen Erziehung Unterricht gegeben wird, und zwar nur von Männern die mit der größten Sorgfalt dazu auserwählt sind. Es sind vorzüglich Graduirte der schottischen Universitäten und mit wenig Ausnahmen Leute von großer Geschicklichkeit und ausgezeichnetem Charakter. Jedes Kind der Capcolonie kann hier unentgeltlich eine gute, verständige und nützliche Erziehung erlangen. Außer Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Naturgeschichte und Geographie werden die wesentlichsten Grundsätze der christlichen Religion gelehrt, doch sind mit lobenswerther und sorgfältiger Auswahl alle sektirerischen Lehren dabei ausgeschlossen, sodaß die Kinder von Kirchlichen, Dissenters, römischen Katholiken, ja selbst ein bis zwei Mohammedanern diese Schulen besuchen, ohne daß je auch nur eine Klage in religiöser Beziehung erhoben worden wäre. Dies ist um so auffallender, da die sektirerischen Streitigkeiten am Cap auf eine ziemliche Höhe gestiegen sind. Der Gehalt der Lehrer beträgt jährlich zwischen 100 und 200 Pf. St. außer freier Wohnung. Wie hoch glaubt nun wol der Leser daß die Summe sich belaufe, welche zur Sicherung aller dieser unschätzbaren Vortheile für den ankommenden (?) Staat nöthig sind? Ich will es ihm mittheilen: 2500 Pf. St. jährlich."

Hier ist ein offenbarer Widerspruch. Mit dieser Summe können bei unentgeltlichem Schulunterricht kaum 10—12 Schulen unterhalten werden. Es müssen also andere Deckungsmittel, unmittelbare Schulsteuern oder dergleichen vorhanden sein. Aber wir suchen beim Verfasser vergebens nach weiterm Aufschluß: ein zweiter Beleg für unsere obige Behauptung. Mit einem dritten, dem Urtheile des Verfassers über die Kaffernfrage, wollen wir unsere Anzeige schließen.

Er spricht gegen das Colonialministerium, die Colonialregierung und den Gouverneur den herbsten Tadel aus, unter Anderm gegen den Letztern deshalb, „weil sich Sir Harry Smith mit einer ungenügenden Handvoll Leuten von See aus in das Herz des Kaffernlandes geworfen, statt die Grenze der Colonie zu vertheidigen und die Kaffern immer weiter und weiter von dieser Linie zurückzutreiben", und faßt die Maßregeln die er nehmen würde in Folgendem zusammen:

„Zuerst würde ich Sandilli (den einen Häuptling) sowie noch zwei bis drei Hauptanführer als Mörder und Verräther aufknüpfen. Sodann würde ich ganz Kaffernland besetzen, das Land unter britische Unterthanen vertheilen und die Kaffern zwingen für ihren Unterhalt zu arbeiten. Drittens würde ich alle mit den Waffen in der Hand gefangengenommene Kaffern bandenweise an öffentlichen Wegen und Gebäuden arbeiten lassen, gerade so lange als sie in England für ein solches Vergehen zur Deportation verurtheilt worden wären. Viertens würde ich Mittel ergreifen um Jedermann Arbeit, aber auch guten Lohn für seine Arbeit zu geben, und ganz entschieden jeder Grausamkeit und Unterdrückung welche die Colonisten etwa gegen sie ausüben möchten entgegentreten."

Das „Mittel ergreifen", um Jedermann Arbeit und guten Lohn dafür zu geben, ist leichter gesagt als ausgeführt. Bei der Bestimmung sub 2 kommt der Verfasser auf Dasselbe zurück was er am Gouverneur tadelt, und die Bestimmungen sub 1—3 erinnern im Uebrigen trotz der captatio benevolentiae sub 4 zu sehr an das Verfahren der Spanier gegen die Indier auf Haiti, als daß man diese im ausgehenden wüsten Mittelalter begangene und doch von der Geschichte mit Recht so bitter verurtheilte Handlungsweise heute zur Nachahmung anempfehlen sollte.

Wir können dem Werkchen keinen andern Werth beilegen als daß es wohl geeignet ist zu weitern Forschungen über die dortigen Zustände anzuregen, und daß es eine unterhaltende und interessante Lecture darbietet. Wer es zu diesem Zwecke benutzt, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

14.

Zur Statistik Belgiens.

Bekanntlich hat die belgische Regierung seit dem Bestehen eines selbständigen Belgien das Princip der Oeffentlichkeit im

weitesten Sinne zu üben gesucht und über alle der staatlichen Erhebung und Controle nur immer zugänglichen Verhältnisse dem Publicum stets genaue und umständliche Berichte vorgelegt. Namentlich aber gehören seit 1841, wo einerseits die statistische Division im Ministerium des Innern reorganisirt, andererseits zur obern Leitung sämmtlicher statistischer Veröffentlichungen die „Statistische Centralcommission" geschaffen wurde, die belgischen statistischen Publicationen zu den meisterhaftesten und musterhaftesten in Europa und — um nur das Wesentlichste im Vorbeigehen zu erwähnen — die seitdem ununterbrochen erschienenen statistischen Berichte über die Bewegung der Bevölkerung und den Handel (alljährlich ein großer Quartband von beiläufig 300 Seiten), die fünf Quartbände in welchen die Ergebnisse der großen Volks-, industriellen und agricolen Aufnahme vom 15. Oct. 1846 niedergelegt sind, das Werk über die belgischen Minen, die triennalen Berichte über den Stand des Unterrichtswesens u. s. w. enthalten einen Schatz des interessantesten, über alle Lebensverhältnisse Auskunft gebenden Materials, wie ihn kaum noch ein zweites europäisches Land besitzt, und zeichnen sich durch Reichhaltigkeit des Materials, durch Genauigkeit der Angaben wie durch Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung so vortheilhaft aus daß sie — um den bescheidensten Ausdruck zu gebrauchen — dem Besten würdig zur Seite treten, was die letzten Jahrzehnde auf diesem Gebiete in England, Frankreich und Preußen ans Licht gefördert. Ende 1850 beschloß nun die Regierung die Masse des im Jahrzehnd 1841—50 angehäuften, theils in zahlreichen Quartanten niedergelegten, theils noch unedirten Materials zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem Gesammtbild Belgiens verarbeiten zu lassen. Die obere Leitung und Anordnung des Werks übernahm die bereits erwähnte, durch die seit zwölf Jahren unter ihren Auspicien erschienenen officiellen Publicationen wie durch ihr inhaltsreiches „Bulletin" (dessen fünfter Band jetzt unter der Presse) vortheilhaft bekannte „Statistische Centralcommission", als deren Präses Ad. Quetelet, Director der k. Sternwarte und einer der rationellsten Statistiker der Neuzeit, wirkt, während die eigentliche Redaction der statistischen Division im Ministerium des Innern übertragen wurde, an deren Spitze der verdienstvolle, seit 1841 auf diesem Posten unermüdlich wirkende und auch durch seine gediegenen, theils belgischen, theils allgemeinen statistischen Privatpublicationen rühmlichst bekannte Xavier Heuschling steht. Unter dieser zweifachen Leitung wurde dann das auszuführende Werk nach seinen einzelnen Bestandtheilen an verschiedene Fachmänner vertheilt, die sich je mit dem betreffenden ihnen zugewiesenen Gegenstand speciell befassen. So wurde z. B. der geographische und militairische Theil von General Trumper bearbeitet; Klima von Quetelet; Bevölkerung von Heuschling; politische Verfassung vom Justizminister Faider; Unterrichtswesen, Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängniß von Ed. Duchentiaux, Generalinspector der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten; Justiz und Cultus von Lenz, Divisionschef im Justizministerium u. s. w. Dieses Zusammenwirken der tüchtigsten Fachmänner, welche unter zweifacher bewährter Leitung die besten und zuverlässigsten Materialien verarbeiteten, hat unter dem Titel „Statistique générale de la Belgique" ein Werk zustandegebracht das wahrhaft classisch genannt werden muß und in der statistischen Literatur Epoche machen wird. Der Grundgedanke der alle Bearbeiter dieses Werks leitete war: einerseits ein getreues Spiegelbild aller öffentlichen und (wenn nur irgendwie controlirbaren) Privatverhältnisse, andererseits zugleich eine in Ziffern ausgedrückte Geschichte des Jahrzehnds 1841—50 zu geben; denn die genauern alljährlichen Angaben über die Schwankung der meteorologischen Erscheinungen, Bewegung der Bevölkerung, Wahloperation, Provinzial- und Gemeindewesen, Zahl und Besuch der Unterrichtsanstalten, Gerichtsorganisation und Rechtspflege, Wohlthätigkeit, Gefängnißwesen, Finanzen, Miliz, Armee, Handel, Ackerbau, Industrie u. s. w. setzen den Leser besser als die ausführliche Beschreibung in den Stand, sich nicht nur von dem Lande im Allgemeinen, sondern auch von jedem einzelnen Zweig der öffentlichen und Privatthätigkeit das getreueste Bild über Bewegung, Entwickelung, Rück- oder Fortschritt zu entwerfen. Und dadurch daß bei jeder Frage wenigstens die erwähnte zehnjährige Periode, oft aber auch die frühere Zeit in Betracht gezogen worden, ist zugleich der einzige Mangel vermieden den man der Statistik zu machen pflegt, daß nämlich ihre Angaben so rasch wechseln und daher leicht veralten. Denn dies mag allerdings von den Angaben von ein bis zwei Jahren gelten; werden diese aber einem Jahrzehnd entnommen, so gleichen sich die numerischen Schwankungen welche äußere Zufälligkeiten veranlassen gewissermaßen untereinander aus und das Mittel der Periode kann dann jedenfalls als zuverlässige Angabe, als getreuer Ausdruck des wirklichen Sachverhältnisses betrachtet werden. Ich bedauere nur daß Umfang und Inhalt des Werks nicht gestattet das Gesagte mit Proben und Citaten zu belegen; indessen der wohlverdiente Ruhm den sich die belgischen statistischen Veröffentlichungen längst erworben, die tüchtige Leitung und Redaction der sie anvertraut, die Sorgfalt und Gründlichkeit mit der sie während voller zwei Jahre bearbeitet worden, bürgen zur Genüge für die Gediegenheit und Werthfülle der „Statistique générale de la Belgique". Wenn Etwas zu bedauern, so ist es höchstens ein „embarras de richesse", nämlich der große Umfang des über 600 Kleinfoliobogen fassenden Werks, wodurch es dem größern Publicum unzugänglich wird; abgesehen davon daß es nicht in den Buchhandel kommt und nur von der Regierung an Behörden, Bibliotheken, Akademien u. s. w. vertheilt wird. Die Leser d. Bl. werden daher mit Vergnügen vernehmen daß gleichzeitig mit dem umfangreichen französischen Original eine gedrängte deutsche Bearbeitung als „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien" (30—35 Bogen stark) erscheint. Der deutschen Bearbeitung fehlt nichts Wesentliches was zur Kenntniß des Landes gehört, und die Auslassungen betreffen im Allgemeinen nur jene auf einzelne Provinzen, Bezirke, Anstalten u. s. w. sich erstreckenden Angaben, die an sich sehr wichtig und lehrreich, doch den Ausländer minder interessiren. Durch die Bereit- und Dienstwilligkeit mit welcher ihm die Redaction des Originalwerks hierbei an die Hand ging, wurde J. E. Horn, der die deutsche Bearbeitung unternommen, zugleich indenstandgesetzt, die statistischen Angaben bis auf die unmittelbarste Gegenwart fortzuführen, während das Original bei 1850 stehen bleibt. Ende Januar wird das Original hier, die deutsche Bearbeitung in Dessau ausgegeben. Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit welche jetzt wieder allseitig Belgien zugewendet wird, kann das zeitgemäße Werk nicht verfehlen die allgemeinste Theilnahme zu finden. 25.

Notizen.

Mönchsjustiz im 15. Jahrhundert.

In den „Mittheilungen des Historischen Vereins für Steiermark" (erstes Heft, Gratz 1850) gibt J. Warlinger Nachricht über eine schauderhafte peinliche Urtheilsvollstreckung in dem Minoritenkloster zu Villach. Das Klostergebäude wurde nämlich in ein Militairverpflegungsmagazin umgestaltet, und bei den Arbeiten öffnete man eine Nische, sechs Schuh hoch, zwei Schuh breit und ebenso tief, in welcher ein Menschengerippe eingemauert gefunden wurde. Um den Schädel war Eisendraht befestigt, auch fand man Stücke eines Altartuchs, mit welchem vermuthlich der Mund des Eingemauerten umgeben oder verstopft wurde, entweder um dessen Schreien zu verhindern oder ihn durch Ersticken schneller zu tödten.

Einige Zeit nachher fanden die Maurer in dem aus der Nische herausgearbeiteten Schutt ein kleines beschriebenes Pergamentblatt folgenden Inhalts: Notum fiat posteritati, quod ann. rep. salut. mill. quadr. nonag. octav. Frater Anselmus Bamberg. Mon. Coquus ob peracto veneficio Rev. Dom. P. Quardiani Erasmi, praecedente Judicio aequo Rev. Dom.

P. Josepe et plen. Capit. in mortem *immurationis vivo corpore* condemnatus fuit. Die autem Jovis post Pentecost. anni praedicti.

Es wurde also beurkundet daß der Klosterkoch, Frater Anselm aus Bamberg, wegen Vergiftung des Pater Guardians Erasmus, durch gerichtliches Erkenntniß und Ausspruch des Pater Joseph und des ganzen Capitels verurtheilt worden war lebendig eingemauert zu werden. Und es geschah so am 7. Juni 1498.

Das Pergament, auf welchem dieses Denkmal mönchischer Grausamkeit verzeichnet steht, ist dem Archiv des Johanneum zu Graz übergeben und daselbst niedergelegt worden. 13.

Nachlese aus den Briefen vom Papste Ganganelli.

Si fa sempre male quando non si fa niente. (Man thut immer Schlimmes wenn man Nichts thut.)

An eine seiner Schwestern schrieb er: „Il luogo del Cristiano quaggiù è il Calvario, e se sale sul Tabor, è per un istante." (Die Stätte des Christen hienieden ist der Calvarienberg, und wann er auf den Tabor steigt, ist es für einen Augenblick.)

Ein anderes mal erhalten wir Erläuterung über Abkunft unsers sprüchwörtlichen „Des Teufels Advocat". „Die Heiligsprechung eines Heiligen ist häufig eine Angelegenheit welche ein ganzes Jahrhundert hindurch hin- und hergewendet wird; Der den man herkömmlich «des Teufels Advocat» nennt — «l'avvocato del diavolo» — verfehlt nicht alle Zeugnisse aufeinanderzuhäufen, welche dem Diener Gottes entgegen sein dürften." 12.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Auriol, oder: Das Lebenselixir. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. 1ster Band. Vier Hefte. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen. Von einem deutschen Officiere a. D. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Beaulieu, C. Freih. v., Kriegs- und Friedenslieder. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Rechtliche Bedenken zu dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Blätter der Erinnerung an Preußens König Friedrich Wilhelm III. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 6 Ngr.

Fliegende Blätter für Musik. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von dem Verfasser der „Musikalischen Briefe". 1stes Heft. Leipzig, Baumgärtner. Lex.-8. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. 2te durch einen Anhang vermehrte Auflage. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Bratranek, F. T., Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. 1ster Band: Die Kritik. Mit dem Bildniss des Hippolytus. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Eiche, historisch-romantischer Blätterkranz von W. A. Geißler und andern beliebten Schriftstellern. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Erdmann, Ueber Collision von Pflichten. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Fettinger, F., Leierklänge. Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 16. 10 Ngr.

Frauenstädt, J., Aesthetische Fragen. Dessau, Gebrüder Katz. Gr. 8. 1 Thlr.

Gedichte des Rothenburger Einsiedlers. 2te durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Gentz, W., Briefe aus Aegypten und Nubien. Berlin, Barthol. 8. 1 Thlr.

Die Handschriften-Verzeichnisse der Königl. Bibliothek herausgegeben von Pertz. 1ster Band: Verzeichniss der Sanskrit-Handschriften von Weber. Mit 6 Schrifttafeln. Berlin, Nicolai. Gr. 4. 12 Thlr.

Hessel, J., Peter, oder: Der Menschenfischer. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. Br. 12. 10 Ngr.

Hocheneger, L., Festpredigten. Handschriftlicher Nachlaß. Zwei Bände. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jesuiten und Jesuitereien. Wirkliche Begebenheiten und geschichtliche Thatsachen nebst Gründen der Erfahrung. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Kurtz, J. H., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte. 3te neu ausgearbeitete Auflage. Zwei Bände in vier Abtheilungen. Mitau, Neumann. Gr. 8. 4 Thlr. 21 Ngr.

Limbeck, A., Eine Nacht in der Papier-Mühle, oder: Tabschädel's komische Abenteuer und Confusions-Streiche. Lokal-Posse mit Gesang in drei Akten. Nach Stiepanek's „Böhme und Deutsche" für die Münchener Volksbühne bearbeitet. Musik vom Kapellmeister Aug. Prummer. München. 1852. 8. 10 Ngr.

Lubojatzky, F., Hundertjährige Chronik oder: Die Schicksale des sächsischen Volkes seit 1750 bis 1850. Ein Gedenkbuch für Familienkreise aller Volksklassen im Sachsenlande. 16 Lieferungen. Dresden. Gr. 4. à Lief. 3 Ngr.

Macaulay's, T. B., Ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von F. Steger. 1ster Band. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, F., Ueber Richard Wagner's Tannhäuser und Sängerkrieg auf Wartburg. Eine Mittheilung, unter Rückblick auf Sage und Geschichte. Mit Rich. Wagner's Portrait. Weimar, Jansen u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. 1ster Band: Bis zum Belgrader Frieden. 4te durchaus verbesserte Auflage. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, H., Versuch einer Philosophie der Mathematik verbunden mit einer Kritik der Aufstellungen Hegel's über den Zweck und die Natur der höheren Analysis. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder Sklavenleben in den Freistaaten Amerika's. Aus dem Englischen. Drei Theile. 2te Auflage. Berlin, Schnitzer. 8. 20 Ngr.

Tiedesfreund, A., Napoleon III. Kaiser der Franzosen. Sein politisches und literarisches Leben mit Rücksicht auf seine Familie. Berlin, Hempel. 8. 20 Ngr.

Vogl, J. N., Die Familie Bonaparte. Nach Naervin's Geschichte Napoleon's. Mit dem Bildnisse Kaiser Napoleons III. München. Gr. 12. 10 Ngr.

Zarncke, F., Der deutsche Cato. Geschichte der deutschen übersetzungen der im mittelalter unter dem namen Cato bekannten distichen bis zur verdrängung derselben durch die übersetzung Seb. Brants am ende des 15. jahrhunderts. Leipzig, G. Wigand. 1852. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Nr. **I** dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XVIII—XXII des Literarischen Anzeigers; Nr. **II**, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. XXX und XXXI; Nr. **III**, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. XLIII und XLIV.)

88\. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Vierter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis dritte Band (1850—51) haben gleichen Preis.

89\. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundvierzigstes bis sechsundfunfzigstes Heft, oder siebenter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

90\. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Siebenunddreißigste bis vierundvierzigste Lieferung. Jede Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mit der achtundzwanzigsten Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln), mit der sechsunddreißigsten Lieferung die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln) und mit der vierundvierzigsten Lieferung die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religon und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

91\. **Dichtungen von Moore und Byron.** In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Diese Miniatur-Ausgabe enthält folgende Dichtungen im englischen Original und zugleich in poetischer deutscher Uebersetzung: von **Thomas Moore** „Das Paradies und die Peri" und „Haremslieder", von **Lord Byron** „Drei Lieder", „Finsterniß" und „Hebräische Lieder".

92\. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G) Herausgegeben von J. G. Gruber und M. H. E. Meier. Vierundfunfzigster und fünfundfunfzigster Theil. (Gargano — Gefreiter.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Neunundzwanzigster Theil. (Junges Europa—Jury-Tabocas.)

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

93\. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Achtundachtzigstes bis einundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 4 Thlr. 10 Ngr

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

94\. **Kleine Geschichten für die Jugend.** Seinen Kindern in der Heimat erzählt von **D. L. H.** 8. Geh. 8 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. 8. 1852. 20 Ngr.

95\. **Gutzkow (K.), Uriel Acosta.** Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieses Dramas wird es erwünscht sein, dasselbe hiermit den so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Neun Bände. Zweite Auflage. 8. 1852. 11 Thlr.

Dramatische Werke. Erster bis siebenter Band. 8. 1845—52. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen und sind einzeln zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf

Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr. — Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Durch mich ist zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von Wegener. 4. 6 Ngr.

96. **Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Rose.** Dichtung. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, die sich, wie das baldige Erscheinen dieser zweiten Auflage beweist, rasch Freunde erworben hat und zu deren besonderer Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter später vielfach erweitert und umgestaltet hat, von Robert Schumann in Musik gesetzt wurde.

97. **Wilhelm von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden; ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachläßen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon die vierte Auflage (2 Theile, geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.) vorliegt.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin" für Wilhelm von Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen **Humboldt's** geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und soeben schon in zweiter Auflage erscheinen.

98. **Kinderleben.** In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. **J. E. Volbeding.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** 8. Cart. 1 Thlr.

Eine Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt, eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann.

Von M. J. E. **Volbeding** erschien früher ebendaselbst:

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgestellt. 8. 1852. 12 Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

99. **Lisettens Tagebuch.** 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow empfiehlt diesen Roman angelegentlich in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", indem er ihn unter Anderm „ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen" nennt.

100. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Vierte Lieferung. 8. **Preis einer Lieferung** mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für **jeden Gebildeten** der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

1852.

Neuigkeiten, neue Auflagen und Fortsetzungen

aus dem Verlage von

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Baucher, F., Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen. Aus dem Französischen durch einen Ueberzeugten. Mit 12 Abbildungen. 4te Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Biblische Geschichten in Bildern nach den vier Evangelien. Erfunden und gezeichnet von Carl Merkel. In Holz geschnitten von E. Engelmann. In Farben gedruckt von J. S. Wassermann. Gr. 4. Eleg. cart. 5 Thlr. 10 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 6 Thlr. 20 Sgr. In reichstem Einband mit Bildhauerarbeit 11 Thlr. 10 Sgr.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 3te (Miniatur-) Auflage. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

Fuchs, Dr. C. F., Medizinische Geographie. Mit 11 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. 28ste, 29ste und 30ste (Miniatur-) Auflage. Geh. 1 Thlr. 24 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 7½ Sgr. In Prachtlederband 2 Thlr. 22½ Sgr.

Hertz, Henrik, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von Fr. Bresemann. 4te (Miniatur-) Auflage. Geh. 8 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Hesekiel, George, Das Capitel im Ordenspalais. Gedicht zum silbernen Hochzeitsfeste Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin Carl von Preußen am 26. Mai 1852. Gr. 8. Eleg. geh. mit Goldschnitt 10 Sgr.

Kühn, C. G., Drei Bücher Epigramme. Miniatur-Ausgabe. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

— —, Preußische Soldatenlieder und einige andere Volkslieder und Zeitgedichte aus dem Siebenjährigen Kriege und der Campagne in Holland von 1787 aus gleichzeitigen Einzel-Drucken und Fliegenden Blättern. Gr. 8. Geh. 12 Sgr.

Landesmann, Heinrich, Abdul. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geh. mit Goldschnitt 9 Sgr.

Minutoli, Dr. Julius Freiherr von, Spanien und seine fortschreitende Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851. Mit lithographirten Beilagen. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Sgr. In reichem engl. Einband 5 Thlr. 10 Sgr.

Niendorf, M. Ant., Die Hegler Mühle. Ein Cyclus märkischer Lieder. Miniatur-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

d'Ohsson, Mémoire sur la gravitation universelle, la pression de l'air et les théorèmes d'hydrodynamique. Extrait d'études sur les principes des sciences physiques. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Poggendorff, J. C., Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften seit Wiederherstellung derselben. Gr. 4. In engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 2te (Miniatur-) Auflage. Geh. 12 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 24 Sgr. — 3te (Miniatur-) Auflage. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

— — — Illustrirte Pracht-Ausgabe. 4. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr. In Kalblederband mit Goldschnitt 3 Thlr. 22½ Sgr.

Putlitz, Gustav zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 11te, 12te und 13te (Miniatur-) Auflage. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

Risch, Wilhelm, Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

Salmuth, Dina von, Jugendblüthen. Dichtungen. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Smidt, Heinrich, Devrient-Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. Eleg. cart. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Sommerreise, Eine. Miniatur-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

Starost, Louis, Zur Geschichte der polnischen Bestrebungen im Anfange des Jahres 1846. Mit 2 Karten. Gr. 8. Geh. 27 Sgr.

Storm, Theodor, Immensee. Miniatur-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 27 Sgr.

Uechtritz, Friedrich von, Albrecht Holm. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. 8. Geh. Erste Abtheilung. Zweiter Band 1 Thlr. 6 Sgr. Zweite Abtheilung. Erster Band 1 Thlr. 18 Sgr. Zweiter Band 1 Thlr. 6 Sgr. Dritter Band 1 Thlr. 3 Sgr.

Wernicke, Dr. C., Die Geschichte der Welt zunächst für das weibliche Geschlecht bearbeitet. Erster Theil. Die Geschichte des Alterthums. Lex.-8. Geh. 2 Thlr. 24 Sgr. In englischem Einband 3 Thlr. 10 Sgr.

Im Januar 1853 wird ausgegeben:

Kaulbach, Wilh. von, Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. 1te Lieferung. 3 Blätter mit erklärendem Text. Quer Imp. Folio. 9 Thlr. 10 Sgr. Vor der Schrift 14 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 7. —— 12. Februar 1853.

Inhalt.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist in unsern Tagen so leicht nicht sich frisch und lebensfähig zu erhalten; die Frictionen der Zeit sind stark und aufreibend. Die Wissenschaft macht keine Ausnahme von dieser Erfahrung, sie hat kein Privilegium, kein Patent zu ihrem Schutz. Was sich also zu erhalten vermag und fortdauernd Anerkennung und Aufmerksamkeit findet, muß einen geistig-kräftigen Kern in sich tragen. Dieser Eigenschaft darf sich auch das oben genannte Taschenbuch rühmen. Machen wir unsere Leser zuvörderst in Kürze mit dem Gesammtinhalt desselben bekannt.

1. Des Grafen Christoph des Aeltern von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben. Dargestellt von Johannes Voigt.
2. Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die frommen Grafenhöfe. Von Friedrich Wilhelm Barthold. Zweite Abtheilung.
3. John Milton's prosaische Schriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben seiner Zeit. Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution. Von Georg Weber in Heidelberg. Zweite Abtheilung.
4. Die große Landgräfin. Bild einer deutschen Fürstin des 18. Jahrhunderts. Von Philipp Bopp in Darmstadt.
5. Ueber den Entwickelungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte. Von Moritz Carriere.

Johannes Voigt, zu den Altmeistern unserer deutschen Geschichtskunst gehörend, hat durch die oben erwähnte Monographie der Specialgeschichte Deutschlands einen höchst schätzenswerthen Dienst geleistet und, was wir noch höher anschlagen möchten, einem Ehrenmanne durch seine Forschung und seine Feder zur Gerechtigkeit verholfen. Und sehr treffend sagt der Verfasser:

Ist von irgend wichtigen Dingen des Menschenlebens die Rede, so fällt oft das Wort ein: Solches zu rühmen, darüber zu urtheilen, zu richten kommt der Geschichte zu, wird einst ihre Pflicht sein. Und blickt man nun ins Buch der Geschichte hinein — wie oft scheint sie ihres Amts und ihrer Pflicht gänzlich zu vergessen! Wie Vieles was einst groß und ewig denkwürdig erscheinen mochte ist ewiger Vergessenheit verfallen! Wie ungerecht ist häufig ihr Urtheil und Gericht! Wie manches Verdienst steht in ihr auf fremdem Namen und wie mancher Name glänzt und prunkt mit fremden Verdiensten! So ist über zwei Jahrhunderte hinaus auch der edle Mann der Vergessenheit anheimgefallen, dessen Andenken und Verdienste in vorliegender Darstellung versucht wird ins Buch der Geschichte wieder einzuschreiben und was er für seine Zeit gethan und gewirkt in die Erinnerung zurückzurufen. Des Grafen Christoph von Dohna eingreifende Wirksamkeit in den Staatshändeln und politischen Bewegungen seiner Zeit ist wenig oder nicht gekannt; vergebens sucht man seinen Namen wo man ihn finden mußte.

Und doch war er es, der kluge, geschäftskundige, diplomatischgewandte, welterfahrene, gründlich gebildete und mit sieben Sprachen, die er zum Theil fertig sprach, ausgestattete Geschäftsträger und Diplomat, der an den Höfen zu Paris, London, Wien, Prag, Dresden, Berlin und Turin, in Venedig und bis nach Ungarn hinein in die sturmbewegten Staatenverhältnisse seiner Zeit rastlos thätig und einflußreich einwirkte, der überall wo er wirkte, bei den Königen Heinrich IV. und Ludwig XIII. von Frankreich, Jakob I. von England, bei dem Dogen Leonardo Donato in Venedig, dem Prinzen Moritz von Oranien, dem Herzoge von Bouillon, bei Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, mit Auszeichnung behandelt, mit Beweisen hoher Gunst und Achtung beehrt und bei den Fürsten seines Vaterlandes, denen er am nächsten stand, den Kurfürsten Friedrich IV. und Friedrich V. von der Pfalz, dem Fürsten Christian von Anhalt, den Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm von Brandenburg durch unbedingtes Vertrauen beehrt wurde. Ein Mann nun der in einer so verhängnißvollen Zeit, wie das angehende 17. Jahrhundert namentlich war, in der Diplomatie eine hervorragende Rolle spielte, muß für den Geschichtsforscher

eine interessante Persönlichkeit sein und der Geschichtswissenschaft keine unerhebliche Ausbeute gewähren, zumal wenn seinem Biographen, wie es bei dem Grafen Dohna der Fall ist, Gesandtschaftsberichte aus Italien, Frankreich, England u. s. w. zugebotestehen und ein reichhaltiges Tagebuch ihm noch außerdem zur Verfügung überlassen wird. Abgesehen von der Reichhaltigkeit historischer Thatsachen im höhern Sinne des Worts gibt der Verfasser auch Vieles was zur Charakteristik theils einzelner Persönlichkeiten, theils besonderer Verhältnisse jener Zeit beiträgt, so recht eigentlich aus dem Leben jener Tage gegriffen ist. So schreibt der Graf Dohna in seinem Tagebuch über seinen Aufenthalt in Dresden am Hofe Johann Georg's I.:

Ich ward jeden Tag zur kurfürstlichen Tafel geladen und zwar allein obenan gesetzt. Man hat aber damals — fährt er an einer andern Stelle fort — am kursächsischen Hofe über alle Maßen sehr getrunken und sonderlich an der kurfürstlichen Tafel, welches ich mit Verwunderung und mit Schmerz angesehen. Von dem von der Schulenburg wie auch sonst erfuhr ich daß sich beim Kurfürsten wegen des starken Trinkens etwan heftiger Zorn und harte Worte zeigen, also daß es schwer ist allda zu dienen. Es waren zur selbigen Zeit auch von den böhmischen Ständen Gesandte da, nämlich Herr Leonhard Colonna von Fels, Feldmarschall, nebst zwei Andern die mit mir in einer Herberge lagen. Wir haben auch an der kurfürstlichen Tafel zusammengesessen. Da man einmal stark zu saufen angefangen, habe ich gethan als wenn ich entschliefe, um das viele Saufen zu vermeiden, und weil man sah daß ich mich nicht erwecken könne hat man mich endlich weggehen lassen müssen. Einstmals beim Weggehen aus dem kurfürstlichen Gemach fiel mir ein Gemälde in die Augen, worauf man allerhand unfläthiges Vieh, Schweine und Hunde an einer Tafel sitzend abgemalt hatte mit den Versen:

Quid mirare, tuos hic aspicis, helluo, fratres,
Qui toties potas, talis es ipse pecus.

Unter dem Gesundheitstrinken:

Una salus sanis, nullam potare salutem,
Non est in poto vera salute salus.

Dieses Distichon ist eine offenbare Parodie auf den bekannten Vers der „Aeneide": „Una salus victis nullam sperare salutem", und darum so zu interpungiren wie wir gethan haben, nicht aber ist, wie der Verfasser gethan, nach sanis und poto eine starke Interpunction zu setzen. Uebrigens ist die Stelle deshalb hier von uns besonders hervorgehoben worden, weil sie bestätigt was Cosmar in der Vertheidigung des Grafen Schwarzenberg aus dessen Briefen mitgetheilt hat.

Ich habe — schreibt Schwarzenberg aus Dresden — beim Kurfürsten und dessen Bruder wol zehn Jahre meines Lebens versoffen.

Die damalige Sittengeschichte weist aber nach daß der sächsische Hof keineswegs allein dem Trinken huldigte.

Dohna's vieljähriges Hof- und Gesandtschaftsleben endigt mit dem Jahre 1621 und sein höchst werthvolles Tagebuch mit der Bemerkung: die böhmischen Stände hätten sich immer noch Hoffnung gemacht, König Friedrich werde durch Hülfe der Niederlande und Dänemarks sowie durch den Beistand des Herzogs Christian von Braunschweig, der Markgrafen von Baden und Jägerndorf, des Fürsten von Siebenbürgen u. A. wieder auf den böhmischen Thron kommen. Man habe gemeint diese Fürsten würden dazu acht Heere ins Feld stellen. Da er aber damals mehren vornehmen Böhmen den Rath gegeben, sie sollten sich nach Schweden wenden, dort würden sie Hülfe finden, so komme ihm dies wie eine Prophezeiung vor, die nachmals in Erfüllung ging. Zuletzt mögen noch zwei Bemerkungen hier ihren Platz finden. Des Verfassers Monographie ist an mehr als einer Stelle eine Vervollständigung von Sugenheim's „Frankreichs Einfluß auf die Beziehungen zu Deutschland von 1517—1789" (Berlin 1845), ein Werk das leider nur bis zum ersten Bande gekommen ist. Sodann sind die Citate welche Voigt seiner Arbeit beigegeben hat für den gelehrten Kenner der Geschichte von besonderm Werthe. Wir entlehnen daraus nur eine einzige Stelle, die sich in einem Schreiben des Grafen Dohna von Venedig aus findet:

Fin' ora i principi d'Alemagna essere stati disuniti, ma da poco tempo in quà esserai talmente accordati che sene potera sperare ogni bon frutto. La piu sana e gran parte di detti principi essere deliberata, se il Papa tentasse di pervenir per forze all' intento suo, di opporvisi in effetto. La Republica (Venedig) potra pensare, so in questo proponimento desidera concorrere e congiugnersi co detti principi. La segretezza essere necessarissima a questo negozio.

Liegen darin nicht Anklänge aus mehr als einer Periode der Geschichte unsers Vaterlandes?

Indem wir die beiden nächsten Monographien, die in ihrer zweiten Abtheilung jetzt vorliegen, weil wir dieselben im vorigen Jahre bereits besprochen haben, nur mit der kurzen Bemerkung noch begleiten daß sie das bereits erregte Interesse nicht unbefriedigt gelassen, wenden wir uns zur Nr. 4, welche uns das Bild einer deutschen Fürstin des 18. Jahrhunderts zeichnet. Man kann sagen, Friedrich's d. Gr. Urtheil und sein Briefwechsel mit Karoline von Hessen hat dieselbe zu einer historisch-merkwürdigen Persönlichkeit geweiht. Und Wieland, der sie persönlich kennengelernt hatte und zu ihren feurigsten Verehrern gehörte, widmete ihr, die an Geschlecht ein Weib, an Geist aber ein Mann war, folgendes Epitaphium:

Du, der du unter diesen von Karolinens wohlthätiger Hand gepflanzten Bäumen wandelst, was staunst du und wunderst dich des geheimen Schauders der deine Seele erschüttert? Wisse, dieser Hain ist heilig! Unter diesem Schatten trauert der Jugend Genius und Karolinens Aschenkrug! Steh' und feiere das Andenken der besten Fürstin, erhaben durch Geburt und Verbindungen, erhabener durch ihren Geist und ihre Tugenden; geprüft in beiderlei Glück und in beiden gleich groß, vergaß sie gern in diesen der Betrachtung geweihten Lauben jede andere Größe, dachte hier an des Lebens Vergänglichkeit, wovon sie, ach zu früh, ein Beispiel wurde: und hier wollte sie ihren von den Thränen ihrer Kinder, ihres Volks, Aller die ihr jemals sich nahten, benetzten Staub der Erde zurückgeben. Sie, die den ersten Thron der Welt geziert hätte, verschmähte den eiteln Pomp kostbarer Denkmale. Denn sie hinterließ ein Denkmal das ihrer würdiger, das unsterblich ist wie sie, in den Herzen aller Redlichen.

Eine Fürstin ferner die durch ihre Persönlichkeit und durch den glücklichen und schönen Familienkreis den sie

sich herangezogen hatte die Hochachtung der nordischen Semiramis, Katharin II. von Rußland, zu gewinnen wußte, und die einen deutschen Mann wie den ältern Moser zu schätzen verstand, ist gewiß kein Weib untergeordneten Rangs; die Geschichte hat die Verpflichtung sie der Vergessenheit zu entreißen. Eine Fürstin endlich, die trotz ihrer französischen Jugenderziehung gleichwol für die aufgehende Morgenröthe der deutschen Literatur die lebhafteste Sympathie in sich fühlte und mit Freuden aussprach, und in dieser Hinsicht ihren königlichen Verehrer Friedrich II. übertraf, kann unmöglich unter die Alltagserscheinungen weiblicher Naturen gezählt werden; sie hat ein Anrecht an die Feder der Geschichtschreibung. Und in der That haben Naturen über deren männliche Kraft der Reiz echter Weiblichkeit zugleich ausgegossen ist eine eigenthümliche Anziehungskraft für den Geschichtschreiber und, wenn dieser seine Schuldigkeit ebenso gewissenhaft als geschickt thut, nicht minder für den Leser. Wir machen deshalb auf die vorliegende Biographie sowol Männer als gebildete Frauen aufmerksam. Und ragt nicht jene Karoline von Hessen mit ihrem Geiste, mit ihrer echten Mütterlichkeit, mit ihren Verdiensten in unser Jahrhundert herein? Ludwig I. von Hessen-Darmstadt war ihr Sohn! Und ein hessischer Geschichtschreiber sagt ebenso gerecht als schön:

Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war in mancher Beziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte früh das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen hatte sie selbständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten.

Diese fürstliche Mutter fand, eine zweite Cornelia, ihren Schmuck nicht nur in ihren Söhnen; sie opferte ihr Geschmeide, um für die Ausbildung ihres ältesten Sohnes alle Mittel aufzuwenden. Sie sendete ihn in Begleitung seines Hofmeisters nach der Universität Leyden und nachher auf Reisen und hatte die Genugthuung dieses Opfer nicht umsonst gebracht zu haben. Die Ludwigssäule in Darmstadt ist deß zur Urkunde. Endlich möchten wir Karolinens Biographie noch eine Classe von Lesern wünschen, Diejenigen nämlich die heutzutage in den Grüften der Fürstenfamilien mit leidenschaftlicher Begierde wühlen, um deren Sünden, Thorheiten und Schwächen bloßzulegen, aber so oft sie auf deren Tugenden und Verdienste stoßen, dieselben ärgerlich oder mit Hohngelächter als veralteten Plunder oder als glänzende Sünden beiseitewerfen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die letzte Monographie unsers vorliegenden Taschenbuchs. Das Thema „Ueber den Entwickelungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte" ist interessant genug um die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten zu erregen, und Carriere besitzt die Feder dazu, um finden zu lassen was man sucht; er hat auch in dieser neuen Arbeit einen Beweis dafür geliefert. Bemerken wollen wir übrigens gleich daß des Verfassers Darstellung von der ältesten christlichen Zeit ausgehend bis auf die unmittelbare Gegenwart hereinreicht und daß sie das Gesammtgebiet der Künste, auch die sprachliche Kunst umfaßt. Das ist nun allerdings eine Aufgabe, deren Lösung in ihrem vollen Umfange noch Niemand versucht hat, und auch der Verfasser bildet sich, wie natürlich, nicht ein dieselbe gelöst zu haben, am allerwenigsten innerhalb der Grenzen die er sich setzen mußte; er wollte nur Bausteine zum künftigen Baue liefern, anregen, gleichsam den mühevollen, aber zu schönem Ziele führenden Weg zeigen. Mit vollem Rechte knüpft er seine Betrachtungen unmittelbar an den Geist des Christenthums an. Er sagt:

Ich sehe im Christenthum ein neues Lebensprincip für die Menschheit, keineswegs blos eine Sammlung von Lehrsätzen; wenn auch die Kirche sich zuerst selbst gestalten mußte, so sollte sie doch die Welt durchdringen und zum Gottesreiche bilden; so erhielt das Christenthum eine Geschichte und seine Idee erschien in mannichfaltigen Formen gemäß den verschiedenen Gebieten des Geistes, in denen sie sich Geltung verschaffte. Eingegangen ist es in sie alle und viele Menschen meinen wol heutzutage ihm fremd geworden zu sein, während doch ihr ganzes Dasein auf seiner Grundlage ruht und von seiner Atmosphäre ganz umflossen ist. Ich verstehe darum auch unter der christlichen Kunst diejenige welche sich seit seinem Auftreten unter den Völkern entwickelt hat die sich zu seinem Namen bekennen, möge sie nun das kirchliche oder das weltliche Gepräge tragen. Und das können wir doch wol als eine der sichersten Errungenschaften der Erkenntniß in unserer Zeit betrachten, daß die Einsicht von einem ethischen Organismus allgemein wird, der in einem Volke wie in der ganzen Menschheit Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Religion und Naturanschauung umschließt, sodaß alle diese als Zweige eines einigen Stamms gelten, die wechselsweise ihre Gestalt bedingen und sich zusammen zu einer Krone wölben; kein einzelner Zweig könnte als solcher auf anderm Stamme stehen; so wenig als eine Lilie Rosenblätter oder eine Linde Eicheln trägt, könnte ein Sophokles in Rom geworden sein oder ein Rafael ohne den christlichen Glauben gedacht werden.... Die christliche Kunstgeschichte wird sich daher an die Hauptepochen der Entwickelung des europäischen Lebens anschließen müssen; und wenn in diesem nach der Völkerwanderung ein Höhepunkt durch die Kreuzzüge, Wendepunkte und Abschnitte aber durch die Reformation und durch die Revolution gebildet werden, so wird dies auch in jener hervortreten und wir werden drei Perioden gewinnen, die ich als die des Mythus oder der Kirchlichkeit, als die der Wirklichkeit und als die der gottinnigen Humanität bezeichnen möchte.... Nachdem das Christenthum sich rasch verbreitet hatte, war ihm als Aufgabe die Vermittelung seiner selbst mit der Cultur der Alten Welt und mit dem Geiste der neuen Völker gestellt, und es löste dieselbe in der Zeit die wir passend das Mittelalter nennen. Auf dem Grunde der alten Wissenschaft ward die christliche Lehre dogmatisch festgestellt und ausgebildet und die Kirche stand zugleich den Nationen priesterlich gegenüber, um sie für das Reich Gottes zu bereiten; das Wort der Offenbarung war die Autorität der sich der forschende Geist anzuschließen, der das Leben sich zu fügen hatte, und insofern die selbst durch den Glauben gebundene Wissenschaft den Inhalt desselben nur zu bearbeiten und die Geister zu schulen hatte, war der Name der Scholastik auch für sie der geeignete. Der ganzen Zeit aber, die deshalb auch das Reich des Sohnes heißen konnte, erschien die Versöhnung Gottes und der Welt in Christus, aber auch nur in ihm vollbracht; wie ein Mysterium

nahm sie die Einheit beider Naturen im Heiland hin, und er, des Menschen Sohn, in der Mitte der Geschichte ward der Repräsentant des ganzen Geschlechts, seine Thaten, seine Leiden waren eine ewige Geschichte, die factische Bewähr ewiger Wahrheiten. Insofern nun die Kirche Trägerin der Culturentwickelung war, gewann auch die Kunst eine kirchlich-religiöse Färbung, und wo sie ein weltliches Gepräge zeigte oder weltliche Stoffe behandelte, da war es doch einmal das Gemüthsleben mit seiner tiefen Innerlichkeit und seinem Sehnen und Sinnen, das sich sowol als Gegenstand der Kunst wie als formgebendes Princip in seiner Verwandtschaft mit dem Christenthum kundthat, oder es wurde das Weltliche selbst in den Thaten der Männer und den Geschicken der Völker zum Mythus, indem die Volkssage dem Geiste der Geschichte einen idealen Leib schuf, das Wirken ganzer Jahrhunderte in den strahlenden Bildern einzelner Heldengestalten veranschaulichte und in vergangener Größe einen Spiegel der Gegenwart und ihrer Bestrebungen aufstellte.

Diese Gedanken und Ansichten bilden in ihrer Ganzheit den Maßstab den der Verfasser an die einzelnen Kunstepochen und deren einzelne Erscheinungen anlegt: das Christenthum ist ihm das principium et fons der Kunst von den ersten Anfängen des Mittelalters an bis auf unsere Tage. Und im Allgemeinen genommen steht ihm auch die Kunstgeschichte aller Culturvölker des Alterthums sowol des Orients als des Occidents zur Seite: Indien, Aegypten und Griechenland liefern die Beweise. Uebrigens können wir nicht umhin unsern Lesern den Rath zu geben, daß sie die Grundgedanken Carriere's mit der schönen Einleitung vergleichen mögen, die Schnaase seiner „Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter" vorgesetzt hat: es wird an interessanten Vergleichungspunkten nicht fehlen. Beide Kunstgeschichtschreiber erscheinen zugleich als die wärmsten Vertheidiger des Christenthums und der segensvollen tiefeingreifenden Wirkung desselben auf den menschlichen Geist, einer Kraft deren es unter keiner Zone, bei keinem Volke je völlig verlustig gegangen ist.

Zeigen wir nun an einem Beispiele wie Carriere seinen christlichen Maßstab an die Kunstschöpfungen legt. Wir wählen Shakspeare zu diesem Zwecke, besonders auch deshalb weil in der jüngsten Zeit Gervinus, wie vor ihm Niemand unter den Deutschen, mit seinem Urtheile über den genialen Engländer in den Vordergrund getreten ist. Shakspeare bringt was vor ihm mehre Volksgenossen begonnen hatten zum classischen Abschluß. Er ist durchaus Dichter der Immanenz: Gott waltet in der Welt, das Schicksal wird zum objectiven Charakter des Menschen, und durch die Dialektik der Ereignisse selbst vollzieht sich die Vorsehung. Sie ist die sittliche Weltordnung, ihr Gesetz zugleich des Menschen eigenes wahres Wesen. Dabei greift der Dichter mit sicherer Hand hinein in das volle Menschenleben, um es in seinen Höhen und Tiefen nach seiner ganzen Breite naturwahr darzustellen, und der Reichthum wie die psychologische und historisch richtige Zeichnung der Charaktere aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern ist ja von jeher Das gewesen was Allen bei ihm auffallen mußte. Er hat nicht einige typische Gestalten als Repräsentanten der ewigen Mächte und Richtungen der Menschennatur, sondern er entwirft seine Männer und Frauen als Originale, die in selbständiger Eigenthümlichkeit eine Welt für sich sind, aber alle die Grundzüge des ganzen Menschenthums ansichtragen; er gefällt sich in der Vorführung der seltsamsten und wunderbarsten Ereignisse, die ein ganz Absonderliches und Zufälliges scheinen könnten; aber sowie er sie aus den handelnden Persönlichkeiten herleitet, werden sie zu einem Nothwendigen und erkennen wir die Herrschaft des allgemeinen göttlichen Gesetzes in ihrem Verlauf. Er weiß die Idealität der Kunst dadurch zu bewahren daß er eine Idee zum Mittel- und Brennpunkt seiner Dichtungen macht und die Charaktere sich ihr Loos durch die Stellung bereiten läßt, die sie sich zu ihr als der Schicksalsmacht des Dramas geben, und indem er eineunddieselbe Idee in mehren ineinandergeflochtenen Geschichten abspiegelt, kommt sie uns selbst als ein Allgemeingültiges, Alldurchwaltendes zum Bewußtsein. So sind Shakspeare's Werke in seiner Zeitperiode so vollendet als Rafael's Gemälde oder der kölner Dom es ihrem Zeitalter waren; aber der Ausgangspunkt ist ein verschiedener und dadurch seine Classicität eine neue. So wenig sich Ben Jonson oder Sheridan auf Shakspeare's erstiegenem Gipfel behaupten, ihr Mangel an Poesie ist gerade das einseitige Hervortreten der verständigen Beobachtung, der Naturcopie, des Realismus der ganzen Zeit. Der Verfasser schließt seine Darstellung mit den Worten:

> Ist meine entwickelte Auffassung richtig, dann wird uns die Aufgabe der Gegenwart eine so hohe und umfassende daß uns das große Ganze Trost gewährt bei dem Mislingen einzelner Bestrebungen, an die wir unser Hoffen und Trachten gesetzt, und der Schmerz der Zeit wird uns zur Geburtswehe, auf welche die Geburtswonne folgt.

Wir schließen uns mit Freudigkeit an diese Hoffnung an, aber ihre Verwirklichung ist an eine einzige und zwar höchst wichtige Bedingung geknüpft, eine Bedingung die sich durch des Verfassers Auffassung gleichsam von selbst erzeugt: daß der Geist des Christenthums diejenige sittliche Stärke in uns zum Leben bringe, die der Vollendung der Kunst zur Quelle und zum Stützpunkte zugleich dient.

Möge übrigens das „Historische Taschenbuch" noch recht lange fortfahren, eine Fundgrube historischen Wissens für die Freunde der Geschichtswissenschaft zu sein, sowie ein Vereinigungspunkt recht vieler Männer, denen Gelehrsamkeit, Geist und erprobte Federn zugebotestehen!

Karl Zimmer.

Bulwer als epischer Dichter.

King Arthur by Sir *Edward Lytton Bulwer.*

Der berühmte englische Romanschreiber scheint den Plan gefaßt zu haben sich wenigstens in allen Dichtungsarten zu versuchen; Lyrik, Trauerspiel, Lehrgedicht und Satire sind früher schon von ihm gepflegt worden; diesmal hat er uns ein Heldengedicht gebracht, ein Heldengedicht von gehörigem Umfange, zwölf Gesänge und

jeder Gesang mindestens zu 100 Stanzen. Es ist die Arbeit langer Jahre; seit länger als 20 Jahren hat er sich mit dem Plane Arthur's Geschichte zum Epos zu verarbeiten getragen; es ist das Kind seiner liebsten Hoffnungen, dem er die Aufgabe anvertraut, des Vaters Namen zu erhalten und weiter zu verbreiten; es soll das beste Werk sein was er liefern kann, „das am wenigsten vergängliche Denkmal derjenigen Gedanken und Arbeiten welche das Leben seines Lebens ausgemacht haben".

Petrarca, wenn wir uns nicht irren, erwartete von der Nachwelt namentlich um seiner lateinischen Heldengedichte willen als Dichter gepriesen zu werden; die Nachwelt hat seine lateinischen Heldengedichte vergessen und feiert ihn als Dichter nur noch um seiner lyrischen Gedichte willen. Aehnlich, fürchten wir, wird es unserm Bulwer gehen; das Werk von dem er am meisten Ruhm erwartet wird ihm am wenigsten einbringen und die englische Literaturgeschichte wird seiner hauptsächlich als Romanschreiber gedenken.

An und für sich schon ist es unsers Bedünkens ein unglückseliger Gedanke in unserer Zeit ein Epos schreiben zu wollen; das Epos verlangt einen mythischen Boden und eine feste Grundlage von frischen im Volksbewußtsein lebenden Sagen. Nur solange der Volksgeist in beständiger Thätigkeit ist sich die Geschichte zur Sage umzugestalten, solange Glauben an diese Sagen vorhanden ist, kann ein wahrhaftes Epos entstehen. Sobald aber die Nüchternheit und Klarheit der Geschichte der sich bildenden Sage hemmend und vernichtend in den Weg tritt, sobald das Wunderbare das jeder Sage angehört nicht mehr vom Glauben des Volks getragen wird, sobald die Sagen aufhören Eigenthum des Volks zu sein, dann ist auch die Zeit des Epos vorüber, und so viele erzählende Gedichte auch noch diesen Namen tragen, so wenig verdienen sie ihn. Die reine geschichtliche Erzählung mag die glänzendsten Schilderungen haben, sie mag mit Götter- und Geistergestalten ausgeschmückt sein soviel sie will, ihr Hintergrund bleibt immer die nüchterne Geschichte und sie wird den Leser kalt lassen und langweilen. Wenn irgend noch Dankenswerthes in neuern Zeiten auf diesem Felde geleistet worden ist, so ist es im Gebiete der alten mittelalterlichen Sagen, mit denen wir aus Volksbüchern und andern Quellen her noch eine gewisse Vertrautheit behalten haben; aber auch dann ist vom eigentlichen Wesen des Epos fast überall schon insofern abgegangen worden als der Dichter nicht mehr der unbemerkte und dem Leser gleichgültige Berichterstatter ist, sondern seine moderne philosophische Weltanschauung in den Stoff der seine Schöpfung wird hineinträgt. Damit aber beginnt das Epos schon in den Roman hinüberzutreten, und der Roman ist das für unsere Zeiten einzig natürliche und mögliche Epos.

Bulwer hat sich, wie vor Zeiten gebräuchlich war, lieber an ein Recept gehalten, um ein Epos zu fabriciren. Er sagt in der Vorrede:

Pope hat als die drei Haupteigenschaften der epischen Fabel richtig das Wahrscheinliche, das Wunderbare und das Allegorische gesetzt. Denn ohne das Wahrscheinliche fehlte das lebendige Interesse; ohne das Wunderbare müßte sich die Einbildungskraft auf ihr kleinstes Gebiet beschränken; ohne das Allegorische würde der Dichter das höchst angenehme Mittel zur Belehrung verlieren. Namentlich durch das Allegorische wird der Dichter didaktisch und erreicht er seinen Zweck, Wahrheit im phantastischen Gewande zu geben. Ich nehme diese Eintheilung an, weil sie mit den einfachsten Grundsätzen vernünftiger Kritik übereinstimmt; und obwol ihre Verbindung noch kein Epos bildet, dient sie doch wenigstens dazu das Gebiet der romantischen Dichtung zu erweitern und ihre Zwecke zu erhöhen. Es ist mein Ziel gewesen diese Theile so zu verschmelzen daß jedes mit dem andern harmonirt und daß alle zu dem von Anfang an gehegten Ziele führen; denn das ist die Einheit des Baus die jedes Kunstwerk von Erzählung verlangt, und sie bildet einen der Hauptpunkte welche den Leser von gesundem Urtheil bei der Abschätzung des Verdienstes eines Werks bestimmen. Ich habe nur wenig episodische Ereignisse zugelassen und keines das nicht aus der Geschichte selbst herauswächst. Indem ich meinen Gegenstand aus der Ritterromantik nehme, nehme ich die Mächte welche das Wunderbare natürlich und ungezwungen darbietet — die Fee, den Schutzgeist, den Zauberer, allerdings nicht ganz in dem Geiste in welchem unsere Ammenmärchen diese Schöpfungen der Phantasie durch das Mittel französischer Fabliaux empfangen (??), sondern in dem größern Umfange, wie unsere Väter bei ihrer Auffassung des Uebernatürlichen oft die Geheimnisse der Natur verkörperten. Denn die Romantik von der ich borge ist die des Norden, eine Romantik, gleich der nordischen Mythologie voll sinnbildlichen Inhalts und verborgener Bedeutung. Diese Vorliebe für eine innere oder doppelte Bedeutung ist der hervorragendste Zug in der sogenannten gothischen Romantik, der Zug der am meisten allen Schöpfungen gemeinsam ist welche den Stempel nordischer Phantasie tragen. So bleiben wir dem eigentlichen Charakter nordischer Romantik am treuesten, wenn wir zum Wunderbaren seinen alten Gefährten, das Sinnbildliche oder Allegorische hinzunehmen. Dies sind aber erst zwei von den drei Theilen, welche ich als Bestandtheile der Einheit die ich zu erreichen suche angenommen habe; es bleibt noch das Wahrscheinliche, d. h. das Wirkliche; das ganze Gedicht allegorischen Deutungen zu unterwerfen wäre ein Irrthum, da ein Werk dieser Art die Stütze der augenblicklichen und menschlichen Theilnahme bedarf. Die innere und die äußere Bedeutung der Fabel sollten zusammenfließen, jede auf die andere wirkend wie Gedanke und Handlung im menschlichen Leben. Es ist wahr, um die Handlung klar darzulegen müßten wir bis zum Gedanken vordringen. Aber wenn uns diese Einsicht fehlt, drückt die Handlung, obgleich weniger verständlich, doch noch ihre Wirklichkeit in unsern Sinnen ab und macht Anspruch auf unsere Theilnahme.

Ich habe so das Wahrscheinliche durch die Kette von Begebenheiten in denen menschliche Triebfedern in Thätigkeit sind aufrechtzuerhalten gesucht, und diese Triebfedern machen die eigentliche Handlung des Gedichts aus, während das Allegorische die Einführung der feinern Form der Wahrheit ins Wunderbare zuläßt, welche wenn weniger positiv als das Wirkliche noch weiter in ihrer Anwendung ist und tiefer in ihrer Bedeutung sein sollte.

Aus dem Obigen geht zur Genüge hervor welches Verhältniß der Dichter zu seinem Gedichte einzunehmen gedenkt, keineswegs das des alten epischen Dichters, dessen Persönlichkeit nirgend hervortritt, der keinen andern Zweck hat als den gegebenen Stoff zu einem schönen Ganzen zu verarbeiten, der aber weder darauf ausgeht den Stoff nach seinem Gutdünken zu modeln und

durch eigene Erfindungen zu erweitern und abzuändern, noch darauf, seine eigene Weltansicht in demselben niederzulegen und auf diese Weise seiner Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Bulwer stellt sich zu seinem Stoffe in dasselbe Verhältniß in welchem er als Romandichter zu seinen Romanstoffen steht; er will erfinden, der Schöpfer des Stoffs sein, das ganze Gedicht soll eben nur ein Poem, d. h. eine poetisch gemachte Begebenheit sein der die Ursprünglichkeit abgeht; es soll dem Verfasser ebenso wie seine Romane verstatten, seine Ansichten über die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse unserer und früherer Zeiten niederzulegen, kurz der Charakter des Epos ist wesentlich verlassen, und was wir erhalten haben ist ein Mittelding zwischen Epos und Roman, ein Mittelding das viel von beiden ansichträgt und doch für ein Epos sowol wie für einen Roman zu schlecht ist.

Daß demnach „König Arthur" kein Kunstwerk sein kann erhellt von selbst. Der Dichter hat sich jedoch alle mögliche Mühe gegeben um ein solches zu schaffen, nur daß er durchweg die verkehrten Mittel dazu in Anwendung gebracht hat. Ein recht künstlich angelegter Plan des Ganzen, auf dessen Erfindung sich Bulwer nicht wenig einbildet, die Ausschmückung desselben im Einzelnen mit prunkhaften Beschreibungen, von denen es schwer zu sagen was sie im Epos „König Arthur" zu thun haben, die gewissenhafte Beobachtung des Pope'schen Recepts, das sind die Ansprüche welche das Werk auf den Titel eines Kunstwerks hat. Wir werden jetzt genauer untersuchen wie es mit diesen einzelnen Ansprüchen bestellt ist.

Was zunächst den Plan betrifft, so glauben wir uns nach den obigen Bemerkungen hauptsächlich verpflichtet dem Leser Gelegenheit zu geben, sich ein eigenes Urtheil über denselben zu bilden, daher wir uns denn mehr auf die etwas mühsame Rolle eines Berichterstatters beschränken, da es Nichts weniger als leicht ist dem Leser eine Uebersicht über die etwas verworrene und oft wunderliche Handlung des Gedichts zu geben.

Um den Plan des Gedichts möglichst klar darzulegen, wird es nothwendig sein zunächst zwei Stellen aus dem ersten Buche vollständig mitzutheilen. Ich gebe sie in eigener möglichst treu sich der Urschrift anschließenden Uebersetzung.

König Arthur feiert heiter ein Fest im Thal von Carduel; seine Ritter umgeben ihn; da tritt mitten in ihren Kreis eine Erscheinung die dem Könige zuwinkt ihr zu folgen. Arthur thut es; was ihm begegnet, erzählt er dem Zauberer Merlin:

50.

Und auf sein off'nes blaues Auge fällt
Des Sehers Blick: „Was suchet Arthur bei
Der grauen Weisheit, die die junge Welt
Vielleicht mit Recht verschmäht? Kind, rede frei!"
Drei mal seufzt der Monarch, bevor er spricht:
„Ach gegen Schicksalswuth schützt Weisheit nicht.

51.

Welch' Zauber treibt die Trübniß von der Schwelle?
Welch' Baum ist heilig vor des Blitzes Glut?"
„Sohn", sprach der Seh'r, „der Lorber! Größ're Helle
Umstrahlt den Ruhm nur in des Schicksals Wuth.
Fahr' fort!" Trüblächelnd thut des Königs Mund,
Was warnend ihn der Geist ließ schauen, kund.

52.

„Fort in den Wald, in seiner Tiefen Grauen",
Beginnt der König, „willenlos ich schritt,
Und vor mir, kaum dem Auge zu erschauen,
Stets das Gespenst hin durch die Oede glitt.
Doch endlich stand's — an einem See es war,
Der schwarz wie Ebenholz und wie Krystall so klar.

53.

«Sieh' dort, o König,» flüstert drauf der Geist,
Und etwas gleich 'ner Hand zeigt auf die Flut,
Ich blick' hinein und grausern Krieg sie weist,
Als je ein Reich verheert mit Mord und Blut.
Dort fliegt das Roß, dort funkelt Speer an Speer,
Gespensterscharen stürmen wild umher.

54.

Ich sah — ich sah mein Drachenbanner da
— Hier drängt der Brite, dort der Sachse hält —
Verschwinden aus den Lüften ich es sah,
Sah es zertreten im gespenst'gen Feld.
Heran der Sachse stürmt — wir floh'n, wir floh'n!
Das bleiche Roß sprach stolz den Todten Hohn.

55.

Der bleiche Schatten einer Riesenhand
Fährt über'n See — der Geisterkrieg ist fort
Und Stadt an Stadt sich fügt und Land an Land,
Die Landschaft wächst nach Ost, West, Süd und Nord;
Bis dieser kleine Fleck in seinem Kreis umspannt
Die ganze Insel, meiner Väter Land.

56.

Dort an der Flüsse Herrn stand ein Palast,
Ein Thron und rings der Flur von Blute naß,
Und Sachsen nur das ganze Land umfaßt
Und auf dem einen Thron ein Sachse saß.
Und Kymri's Kron' auf seiner Stirn' er trug
Und über Carduel ging des Landmanns Pflug.

57.

Um Ost und West und Nord und Süd ich wandte
Den Blick und rief als Fürst mein Volk herbei;
Blaß in der Berge Schluchten ich erkannte
Noch Flücht'ge vor dem Joch der Sklaverei,
Die heer- und führerlos an Schlucht und Höhen
An ihres Vaterlandes Grabe stehen.

58.

Und da selbst, in den kahlen steilen Bergen
Hört' ich der Sachsen Tritt, sah ihren Stahl,
Kein Fels kann retten, keine Höhle bergen,
Der blut'ge Mord trifft Opfer ohne Zahl.
Von Höh' zu Höhe wälzen sich die Wogen
Bis Alles blutigroth war überzogen.

59.

Da sprach der höll'sche Schatten mir zur Seiten:
«O König, der du träumst in Lust und Pracht,
Dein Leben soll als Sommerfesttag gleiten,
Nicht ahnst der nahen Schicksalsstürme Nacht,
Arthur Pendragon, in der Sachsen Hand
Fällt deine Kron' und deiner Väter Land.»

60.

Und wer bist du, der sich des Himmels Schritte
Anmaßen darf? rief ich, doch die Gestalt
War fort und in des düstern Waldes Mitte
Und bei dem See, in dem das Bild sich malt
Der Nacht nur auf krystall'ner Nacht, ich stand
Und kein Gespenst ich als die Oede fand.

61.
Sinnlos ich war, gleich mächt'gen Träumen stahl
Sich Angst betäubend über Seel' und Sinn;
Sinnlos ich war, bis in dem Sonnenstrahl
Um Schutz floh zur Natur das Leben hin.
Thal, Blum' und Quell in heiterm Frühling lachten,
Aufs neue sie zum Könige mich machten."

Merlin verkündet dem König darauf was er thun und vollbringen muß, wenn jenes Geistes Drohung sich nicht an ihm erfüllen soll. Nach Prophentenweise darf Merlin natürlich nur dunkel reden:

80.
„Prinz", sprach der Seh'r, „auf mußt du jetzt dich raffen,
Von Pracht und Lust zu Arbeit hart und schwer;
Nimm von der Mau'r die ritterlichen Waffen,
Verlaß den Thron, den schützen kann die Wehr.
Als Pilger wand're einsam du von hinnen,
Zum Schutz des Throns die Gaben zu gewinnen.

81.
So spricht das Schicksal: Bis den Lauf vollbringt
Die Sonn' am Himmel, König, kehr' zurück
Zur Müh', der Menschen Erbrecht; so erringt
In griech'scher Mythe das Ambrosiaglück
Der heitern Hebe und Olympias Hain
Zeus und Alkmenens Sohn durch Müh' und Pein.

82.
Das muth'ge Herz, das in Gefahr nicht fehlt,
Das weise Hirn, das Müh' und Noth erzielt,
Durch sie wird Tapferkeit und Ruhm gestählt,
Durch sie des Schicksals großer Zweck erfüllt.
Vernimm die Gaben, die du mußt erlangen;
Fehlt eine nur, ist Alles fehlgegangen.

83.
Die Kling' aus einem Diamant gegossen,
Den Geistern in der Spathhöhl' anvertraut,
So aus dem einen Stamm ein Wald entsprossen,
Ein Tempel unter'n Wogen drin gebaut,
Wo das begabte Auge sehen kann
Das Zauberweib des Sees im stillen Kahn.

84.
Der Silberschild, in dem als Wiege schlief
Der Säugling Thor einst, jetzt mit Neid bewacht
Vom wilden Zwerg, deß Heimat in der Tief',
Wo Eisfelsmass' an Eisfelsmasse kracht.
Des Krieges Schwestern freu'n sich, daß der Stoß
Den Vorhang reißt von Loki's Lager los.

85.
Und vor dem ehr'nen Thor, zuletzt von allen
Zum Eintritt offen bei dem schwächsten Stoß,
Doch ohne Ausgang, wo in Todeshallen
Das Schicksal Leben webt erbarmungslos,
Dort führt mit gold'nem Haar und mildem Blick
Fast noch ein Kind zur Erde dich zurück.

86.
Das Schwert, den Schild, den Führer dir gewinne,
Dann soll der Hölle wüth'ger Spruch noch lügen,
Trotz biete der Gefahr, der Lust entrinne,
Nicht wohne Furcht, doch Ernst in deinen Zügen,
Ob trüb' Gewölk hängt über dieser Hall',
Ob donnernd hier sich bricht des Krieges Schwall.

87.
Ob aus der Fern' auch Seheraugen blinkt
Für Kymri's Söhne noch so manches Leid,
Ein Königsstamm aus deinen Lenden springt,
Deß Thron umschattet all' die Meere weit,
Deß Reich, dem Cäsar's Reich nicht zu vergleichen,
Die Sonne nie aus seinem Kreis sieht weichen.

88.
Und du wirst leben, selbst für alle Zeiten
Ein schönes Denkmal und des Ruhmes Bild,
Kein schwach Gedächtniß staubbedeckter Saiten,
Am trauten Herd ein Name wundermild,
Gefei'rt in Liedern als ein Stern voll Klarheit,
Geliebt als Fabel und geglaubt als Wahrheit."

In den mitgetheilten Stanzen haben wir den Grund auf dem das Gebäude des Epos aufgeführt ist, einen Grund aus dem wir indessen noch nicht mit der geringsten Sicherheit ersehen können wie umfangreich das Gebäude werden und was Alles in das Gebäude hineinpraktícirt werden wird. Sehen wir uns jetzt das Gebäude etwas näher an.

Nach dem Rathe Merlin's reist Arthur in aller Stille von Carduel ab und Merlin verkündet den Großen des Königs Abreise, verheimlicht ihnen aber den Grund derselben. Arthur begegnet noch seinem theuersten Freunde Lancelot, der ihn begleiten und alle Gefahren mit ihm theilen möchte, aber des Königs Vorstellungen nachgibt und trauernd Abschied nimmt.

Zweiter Gesang. Arthur's drei beste Freunde, Lancelot der gesangreiche Caradoc und der fröhliche Gawain, sind in so großer Trauer um ihren König daß Caradoc sein „Epos vom Trojaner Brutus" unvollendet läßt und Gawain keine Scherze mehr macht. Alle Drei berathen, ob es gut sei dem Könige auch gegen seinen Willen zu folgen, bis ihnen endlich der Wahrsager Merlin verkündet daß das Schicksal es einem von ihnen, den es selbst auswählen würde, gestatte. Er sendet sie einzeln in den Wald mit dem Auftrage, mit dem Vespergeläute zurückzukehren und ihm zu berichten was ihnen zugestoßen sei. Das Schicksal entscheidet sich für Lancelot.

Arthur findet am Seestrande einen Führer in einer weißen Taube, die ihn zu einem Boote führt in dem er sich einschifft. Nach fünf Tagen landet er im Vandalenreiche (d. h. in Frankreich); dort ist die Königsfamilie (die Bourbonen) verbannt, und Ludwig der Große, ein entfernter Verwandter (Ludwig Philipp), regiert daselbst. Folgende Schilderung wird von ihm gegeben.

46.
An ihrer Statt, doch uns entfernt verwandt
Herrscht Ludewig, für weise stets geachtet.
Jung er sein Streben auf den Ruhm auch wandt',
Sein reif'res Alter nur nach Früchten trachtet.
Krieg riß und Bürgerzwist den Staat entzwei,
Er mied den Sturm, bis seine Wuth vorbei.

48.
Der Augenblick der Zwietracht brach ins Reich,
Der Herrscher war zu rauh und doch zu schwach,
Der schlaue Vetter schlich ans Steu'r sogleich
Und führt' das Ruder mit geschicktem Schlag,
Mit so geschicktem Schlag, daß über Bord
Das Volk und auch der König fliegt sofort.

50.
Und Ludwig's Worte süß sind ohne Ende,
Viel er verspricht, Nichts er zu halten denkt.

Fortuna liebt die trügerischen Hände
Und lächelnd dem Beschwörer Beifall schenkt.
Statt der versproch'nen Freiheit Steuern drücken,
Und Lorber geißelt die erstaunten Rücken.

König Arthur wird von Ludwig glänzend empfangen, der ihm sogleich nach Ludwig Philipp's bekannter Manier den Vorschlag macht, einen seiner Söhne mit Arthur's Schwester zu vermählen, was Arthur mit den nicht für triftig befundenen Gründen daß seine Schwester alt und eine Hexe ist, und mit dem als triftig anerkannten daß sie schon verheirathet ist, ablehnt. Mit seinem Vertrauten Astutio (Guizot) beräth er darauf wie er Arthur's Königreich erlangen könne, und Astutio gibt ihm den Rath seinen Sohn an eine sächsische Prinzessin zu vermählen, die Kymrien als Heirathsgut zubringen müßte. Astutio-Guizot wird folgendermaßen geschildert:

68.

Doch war Astutio ein würd'ger Mann,
Eh' das Gehirn ihm's Herz nahm aus dem Leib;
Doch jetzt die Welt er anzuseh'n begann,
Sowie den Markt ansieht ein Hökerweib.
Der Mensch als Waar', als Geldsack das Gewissen
Galt ihm, der nur im Dienst des Herrn beflissen.

69.

Von Volk und Staat wußt' viel er zu berichten,
Und wohlgereift mußt' sein Gedächtniß fassen
Gesetze, Königsstammbäum', Weltgeschichte
Und Sittensprüche, die zu Allem passen,
Und Alles mit gehör'ger Farbenwahl,
Geschichte schwarz, doch himmelblau Moral.

70.

Doch nach Staatskünstlerruhm strebt' er zumeist,
Sein Leitestern die gold'ne Mitte war:
Streb' aufwärts, bis du oben stehst, sie heißt,
Dann wie sie ist, ist gut die Welt fürwahr.
Kurz in zwei Regeln faßt er alle Dinge:
Halt', was du hast, und was du kannst, erringe!

Während sie berathen wird Arthur von der Taube vom Hofe des verrätherischen Königs weg und an den Meeresstrand geführt, von wo aus er ein sächsisches Kriegsschiff erblickt. Dieses Kriegsschiff hat einen sächsischen Häuptling hergebracht, der nicht lange, nachdem Arthur den Hof verlassen hat, daselbst erscheint und von Seiten Crida's, des sächsischen Königs von Mercia, dem Könige der Vandalen ein Bündniß gegen Arthur anträgt, dagegen ihm aber Schutz gegen seine Verwandten, auf deren Throne er sitzt, verspricht. Ludwig sagt Hülfe zu und erwähnt gegen die Sachsen daß Arthur seinen Hof soeben erst verlassen hat; die Sachsen verfolgen ihn sogleich, um sich seiner zu bemächtigen. Arthur übernachtet unter einer Buche auf einem Erddamme, bedroht von einer zwiefachen Gefahr.

Dritter Gesang. Als Arthur in der Nacht erwacht, findet er in seiner Nähe einen Mann im Kampfe mit einem Wolfe, der ihn in demselben Augenblicke angefallen hat, in dem er Arthur überfallen und tödten wollte. Arthur rettet den Mann der ihn auch dann noch zu ermorden versucht, aber die Kraft dazu nicht hat. Dieser Mann ist nämlich ein fanatischer Priester, der im Dienste seiner barbarischen Göttin Menschen zu ermorden suchen muß; die indische Mördersekte findet sich also hier ins germanische Alterthum versetzt. Arthur bekehrt den Priester zu besserm Glauben und dies ist seine eigene Rettung. Mit Tagesanbruch nahen sich die verfolgenden Sachsen: Sie finden Arthur auf dem Hügel zu Pferde sitzend; auf seinem Helme wiegt sich die Taube. Der Sachsenanführer Harold fodert ihn auf sich zu ergeben. Der König weigert sich und vertheidigt sich; die Taube die sich in die Lüfte erhoben hat wird von einem Falken verfolgt, aber durch einen Pfeilschuß gerettet, wie der König selbst durch eine wilde Schar von Menschen unter Anführung jenes Priesters. Arthur schützt mit echtchristlichem Edelmuthe jetzt die Sachsen gegen die Wuth dieser Schar. Man sieht, Arthur ragt weit über alle Helden der mittelalterlichen Ritterromane.

Der Dichter versetzt uns nun in das glückliche Thal, d. h. in ein verborgenes Thal in den Alpen, in dem sich vor Zeiten eine etruskische Colonie, die durch Zufall hierher gerathen ist, niedergelassen hat. Das alte etruskische Gesetz verstattete den Königen in diesem Thale sich zu verheirathen mit wem sie wollten; die Töchter derselben aber durften sich nur mit Prinzen aus dem etruskischen Königsstamme vermählen. Zu dieser Zeit gab es im Thale nur eine Prinzessin Aegle, den letzten Sprossen des etruskischen Königsstamms; der Hohepriester beschließt für Aegle einen Fremden herbeizuschaffen, ihn für einen Gott auszugeben und so das Volk zu täuschen. Sobald Aegle einen Sohn geboren, sollte dieser Fremde wieder entfernt werden. Arthur ist der Fremde der in das Thal eingeführt wird; die Taube verläßt ihn jetzt.

Der vierte Gesang schildert uns Arthur und Aegle's gegenseitige Liebe. Lancelot, von seinem magischen Ring geleitet, kommt zu den Felsen die das Thal umschließen, ohne einen Eingang finden zu können; doch hält ihn der magische Ring in der Nähe derselben fest. Ein Rabe bringt Arthur die Nachricht daß die Sachsen in sein Reich eingefallen sind, wodurch Arthur sich bewogen findet sich von Aegle zu trennen und zurückzukehren.

Der fünfte Gesang führt uns zunächst die zwölf Ritter der Tafelrunde vor, die drei Ritter des Raths, die drei des Kriegs, die drei der Beredtsamkeit und die drei der Liebe. Auch hier spielt die Allegorie wieder ihre Rolle, denn die zwölf Ritter der Tafelrunde sind englische Krieger und Staatsmänner der Jetztzeit, Wellington, Palmerston u. A., deren Portraits für den Engländer verständlicher sind und mehr Interesse haben als für den Deutschen. So halten wir uns bei ihnen nicht weiter auf. Die zwölf Ritter sind in Berathung; Merlin verkündet ihnen das Nahen der Feinde, fodert sie auf überall Feuerzeichen leuchten zu lassen und die waffenfähige Mannschaft zur Rettung des Vaterlandes zusammenzuberufen. Als Arthur unter des Priesters Leitung das Thal verläßt, findet sich die Taube wieder bei ihm ein. Der Priester führt ihn in den Tempel des Todesgottes, der nach Chaucer's Manier geschildert wird, und Arthur schifft sich ein auf den Fluten die zum Wasserfall führen, in dem nach des Priesters Willen Arthur seinen

Tod finden soll. Aegle ist Arthur gefolgt, sie sieht ihn im Nachen, hört vom Priester daß sein Tod unvermeidlich ist und stürzt sich ihm nach in die Fluten.

Unterdessen ist Lancelot vom magischen Ring an den Wasserfall geführt worden; dort erscheint ihm die Taube, führt ihn die Felsen hinauf, wo er Arthur, der Aegle's Leichnam gerettet hat, findet und Beide nach einem Kloster bringt. Todtenfeier für Aegle im Kloster und im Thale nebst den christlichen und etruskischen Leichengesängen. Aegle wird am Ufer eines Sees in der Nähe des Klosters begraben; dort sitzen Arthur und Lancelot; Letzterer erblickt zuerst auf dem See eine Fee im Nachen, die für Arthur erst sichtbar wird, nachdem er das bittere Zauberkraut das ihm die Taube von Aegle's Grabe bringt gekostet hat. Arthur besteigt den Nachen, der sogleich, noch ehe Lancelot folgen kann, verschwindet.

Der sechste Gesang ist durchaus komischen Inhalts. Gawain wird von Merlin's Raben ausersehen ebenfalls noch dem Könige zu Hülfe zu ziehen und sich obendrein noch des Raben Führung anzuvertrauen. Gawain sieht aber in dem Raben nur einen Teufel der ihn ins Verderben führen will, und wendet Alles an um Schutzmittel gegen ihn zu erlangen. Er begibt sich daher vor seiner Abreise noch zu einem Bischofe, der den Raben exorcisiren soll, was aber der Rabe verhindert, indem er sich in angemessener Entfernung hält. Gawain's Vorurtheil gegen den Raben findet sich bald hinreichend bestätigt. Der Rabe führt ihn zuerst unter Räuber; er muß um ein Mittagsessen zu bekommen die Verpflichtung eingehen mit dem Anführer der Räuber zu kämpfen und dessen Tochter zu heirathen. Beides geschieht. Einem von seinem Schwiegervater in der Brautnacht auf ihn gemachten Mordanfall entgeht er dadurch daß er sich fern von seiner jungen Frau in einem Winkel des Zimmers niederläßt. Als es Morgen wird zieht er weiter in Begleitung seiner Frau, die ihm wider seinen Willen folgt, ihm aber unterwegs untreu wird und Gawain mit einem häßlichen Riesen der ihnen in den Weg tritt vertauscht; dafür aber bleibt ihr Hund, den Gawain gefüttert hat, aus Dankbarkeit bei ihm. In der nächsten Nacht übernachtet Gawain unter einer Eiche; er erwacht in der Nacht und findet sich mitten unter Elfen, die er mit Laune anredet und bei welchen er vortreffliche Aufnahme findet. Um ihn, den Ritter der Tafelrunde zu ehren, zeigen sie ihm das schöne Feenland. Voll Verwunderung fragt Gawain: „Herr Elf, ihr seid wol fürchtbar reich?" Aber im Nu sind alle Schätze verschwunden und die Elfen zwicken und peinigen den Ritter bis der Hahn kräht. Voller Verwünschungen gegen den Raben macht er sich am Morgen wieder auf den Weg; diesmal führt ihn der Rabe unter die Wikinger, von denen er ein halbes Dutzend erschlägt, bis er überwältigt, gebunden und zur See fortgeführt wird, um im nordischen Heimatlande der Freia geopfert zu werden.

Siebenter Gesang. Die Dame vom See landet mit Arthur auf einer Insel, welche sogleich in die Tiefen hinabsinkt, in denen ein Wald aus einem einzigen Stamm entspringt. Arthur verkündet sein Begehr und verweigert die viel werthvollern Gaben welche die Fee ihm bietet. Sie führt ihn danach bis an den Eingang schauerlicher Höhlen, in welche er allein eintreten muß. Er gelangt in eine große, abermals auf das phantastischste und wunderlichste ausstaffirte Halle; dort hat er zwischen Vergnügen, Glanz und ruhmvollem Tode zu wählen. Nachdem ihm der König der Zukunft gezeigt hat wie er in den späten englischen Königen noch fortleben wird, wählt er unbedenklich den ruhmvollen Tod. Das Marmorbild verlangt noch daß Arthur die Taube opfern solle, um das Schwert zu erlangen; Arthur will aber lieber auf das Schwert verzichten als sich undankbar bezeigen und gerade dadurch gewinnt er das Schwert. In einem Zustande der Verzückung wird er wieder an die Meeresküste gesetzt.

Achter Gesang. Lancelot wartet am Ufer des Sees auf die Rückkehr des Königs. Dort begegnet er der Genevra, der Tochter des sächsischen Harold, die zur christlichen Religion übergetreten und entflohen ist, weil ihr der Vater mit einer Vermählung mit dem wilden Beorn gedroht hat. Die wilden Normannen, in deren Schiffe sie hierher gelangt ist, sind durch sie zum Christenthum bekehrt worden. Auf Geheiß seines Rings folgt Lancelot der Genevra und findet Arthur auf dem Normannenschiffe.

Unterdessen ist Gawain ans Land gekommen; gebunden liegt er und sein Hund in dem Tempel der Freia, in deren Kinnbacken er über langsamem Feuer gebraten werden soll. Ein Priester kommt um den Leib der Bildsäule der Freia mit Kohlen anzufüllen; auf Gawain's Geheiß fällt ihn der Hund, der seinen Strick zernagt hat, an und droht ihn zu erwürgen; um diesem Schicksale zu entgehen muß der Priester Gawain's Bande lösen und mit ihm die Kleidung und den Platz wechseln. Gawain entflieht. Auch hier tragen alle Reden des Priesters und Gawain's stets einen scherzhaften Charakter.

Der neunte Gesang versetzt uns mit einem male in das Eismeer; er beginnt mit Betrachtungen über den Winter und den günstigen Einfluß den derselbe auf die geistige und körperliche Thätigkeit des Menschen ausübt. Winter, Arbeit und Nothwendigkeit seien das Trio das uns zu Dem macht was wir sind. Arthur schifft nach dem Polarmeere, um dort den Schild zu suchen. Schilderung der Fahrt und ihrer Leiden. Der Scharbock. Lob der neuesten Entdecker. Kampf von Arthur's Mannschaft mit den Walrossen, unterbrochen durch den plötzlichen Zusammenstoß von Eismassen, zwischen denen sie eingeklemmt werden. Arthur und der gerettete Theil der Mannschaft eilen dem Festlande zu unter Anführung der Taube die der Mannschaft das Kraut bringt welches den Scharbock heilt. Aus den Trümmern des Schiffs werden Hütten gebaut; sie schicken sich an zu überwintern. Schrecken der Ueberwinterung. Da stößt Arthur auf Eskimos, wird von ihnen angegriffen, aber von einem großen Manne der unter den Eskimos in besonderer Achtung steht gerettet.

Dieser Mann ist Gawain. Der Dichter schildert uns nun zunächst das Leben und die Sitten der Eskimos und läßt dann Gawain seine Geschichte erzählen.

Als Gawain sich befreit hatte, war er mit seinem Hunde umhergeirrt und endlich an die Meeresküste gelangt, wo er auf eine Schar Leute stößt die eben auf den Walfischfang ausgehen wollen, aber nur auf günstigen Wind warten. Sobald sie ihn im Priestergewande sehen, bitten sie ihn ihnen doch günstigen Wind zu verschaffen, der sich auch glücklicherweise schon in kurzer Zeit erhebt. Dadurch gelangt Gawain bei der Mannschaft zu hohem Ansehen, und die Mannschaft ist froh daß er sich bewegen läßt mit ihnen zu reisen. Als sie im Eismeere sind entsteht ein Sturm; das Schiff wird zertrümmert; nur Gawain und der Hund werden gerettet. Gawain beschaut sich die Verheerung:

> **Prows, rudders, cases, ropes, blubber, hides and hooks,**
> **Sailors, saltbeef, tubs, cabinboys and cooks —**

Alles schwimmt bunt durcheinander; dann wandert er mit seinem Hunde fort und stößt auf eine Schar Eskimos die von zwei Bären verfolgt werden. Gawain greift die Bären an und erschlägt sie; infolge davon wird er von den Eskimos mit fast göttlichen Ehrenbezeigungen aufgenommen und nimmt seinen Wohnsitz unter ihnen. Arthur und Gawain streiten sich über die Schuld des Raben, den Arthur mit solchem Erfolge vertheidigt daß auch Gawain ihn freispricht.

Schließlich erzählt Arthur daß Lancelot's magischer Ring ihn zur Rückkehr nach der Heimat getrieben und daß er deswegen mit Genevra heimgekehrt sei. Als er des Zwecks seiner Reise ins Eismeer erwähnt, berichtet ihm Gawain daß er von den Eskimos viel von einem Schilde gehört hat der in einem Felsen von einem Zwerge bewacht wird.

Der zehnte Gesang ist wieder sehr reich an Schilderungen. Der Frühling im Eismeere macht den Anfang, bald folgt ein Kampf mit den Seeungeheuern; dann die Beschreibung des innern Felsen mit seinen vorweltlichen Thieren und seinen mannichfachen andern Scheußlichkeiten. Arthur hat nämlich den Felsen aufgesucht, ist vom Zwerge, der ihn gern verderben möchte, aber nicht kann, ins Innere desselben geführt worden und erringt auf etwas geheimnißvolle Weise den Schild. Gawain und Arthur's Gefolge finden ihn zerhauen und zerstochen und geistig insichgekehrt, und es dauert lange ehe ihm die Gesundheit und die Manneskraft völlig zurückkehrt. Unterdessen sind Schiffe von der Insel Rügen angekommen, Walfischfänger, und Arthur kehrt auf einem derselben nach England zurück. Von der Taube geführt läuft Arthur in einen Hafen von Mercia ein, an den ein Wald stößt. Arthur folgt der Taube in den Wald und gelangt zu altceltischen Grabhügeln und Trümmern von Gebäuden. Dort verschwindet die Taube. Arthur's bemächtigt sich eine namenlose Angst.

Elfter Gesang. Die Sachsen stürmen Carduel. Die versprochenen Hülfstruppen der Vandalen sind ausgeblieben; als Grund dafür wird uns die Geschichte der neuesten französischen Revolution, etwas nach englisch-aristokratischer Anschauung behandelt, vorgeführt, die wir unsern Lesern noch mittheilen wollen.

4.

Wo sind die Scharen vom Vandalenland?
  Wahr ist's: Bevor das Leben nicht entfloh'n,
Bau' Niemand auf sein Glück, und in der Hand
  Blieb statt der Macht uns oft ein Sonnstrahl schon.
Unsich're Beute fesselt keine Kraft,
Der flücht'ge Augenblick das Licht entrafft.

5.

Monarchen sah'n auf Ludewig mit Neid,
  Und Weisheit seine List der Weise nannte;
Gewalt stand an dem Schloßthor stets bereit,
  Reichthum der Unzufried'nen Zungen bannte.
In Freiheitsformen hüllt sich der Despot
Und stets von ihm erkauft war die Synod'.

6.

Nicht bilden Gold und Stahl der Reiche Kraft,
  Das Alte kann nur knorr'ge Wurzel schlagen;
Lebend'ger Glaube — Eifers junge Kraft,
  Sie können nur den jungen Schößling tragen.
In jungen Staaten wie Religionen
Muß stets ein feur'ger Glaubenseifer wohnen.

7.

In heil'ger Sache kann ein Kind auch leiten!
  Womit thut Ludwig seinem Volk Genüge?
Was Macht verleiht, der Glaub' entflieht bei Zeiten
  Und jeder Grund wird ausgehöhlt zur Lüge:
Bis einst ein Aufruhr ausbrach in den Gassen,
Der Ludwig endlich ohne Kron' gelassen.

8.

Den Aufstand konnt' ein Haufen Speer' erdrücken;
  Der König rief: „Ihr Krieger schützt den Thron!"
Die Krieger wappnen sich und aus sie rücken —
  Doch wehe! da besinnen sie sich schon,
Und auf der Stelle ward es ihnen klar,
Daß dieser Thron längst werthlos für sie war.

9.

Durch Plebs und Pöbel, müß'ge Zungen schwoll,
  Durch Diebe, Gaukler, Bettler der Tumult,
Indeß gleich Epikurus' Göttern voll
  Gleichmuth die Krieger zuschau'n und Geduld,
Bis daß die Menge, diese Hydra, beut
All' ihre Häupter dar und zischend dräut.

10.

Astutio, irrend, doch ein weiser Mann,
  Hielt erst die Hydra für ein Fabelwesen,
Wie wol ein Dichter es erfinden kann,
  Wovon jedoch bei Plinius Nichts zu lesen.
Erst als zu spät war das Philosophiren,
Rief er: „Sie ist's, da hilft kein Raisonniren.

11.

Der Hydra Hercules nur widerstände,
  Bist du der nicht, nimm seine Larve her."
Der Rath ist gut — der König ringt die Hände,
  Verstößt den Weisen, ruft 'nen Zauberer.
Der schwingt die Ruth' — entwaffnet gleich die Wache,
  Läßt Volk herein — welch' wunderbare Sache!

12.

So fiel, unangerührt noch, Ludewig,
  Sein eig'ner Fuß ihn gleitend niederzog.
Die Krone die er von Fortun' erschlich,
  Fortuna den Betrüger drum betrog.
Sie steckt das Spielwerk an der Mütze Rand,
Ruft „**Presto**", setzt sie auf — fort war der Tand.

13.

Und bis zuletzt erweckte die Gefahr
 Mit ihrem Hauch kein königlich Gemüth.
Wie sonst Verkleidung seine Zuflucht war,
 Und in Handwerkerkleidung er entflieht.
Die Prinzen rennend für ihr Leben, traun
Vergessen ihre Schild' und ihre Frau'n.

14.

Und König Plebs folgt auf dem leeren Thron,
 Wählt zu Ministern einige Chaldäer.
„Verschwinden soll die Sonn' um Mittag schon,
 Daß nicht zu Tod' sich schwitzen die Plebejer.
Die Erde soll auch ohne Pflug und Spaten
In Scheffeln gleich vorbringen ihre Saaten."

15.

Die Sonne war dem Spruch gehorsam nicht,
 Die Erde buk das Korn nicht das sie bracht',
Drauf Plebs befiehlt, es sollt' an ihre Pflicht
 Die Schöpfung mahnen neuen Aufstands Macht.
„Noch gilt der Pflug, die Sonn' scheint ohne Mind'rung,
 A bas Zeit und Natur! Hurrah zur Plünd'rung."

16.

Jetzt werden erst die städt'schen Bürger wild
 Und jede Brust ein Brutusfeuer schwellt;
Wie Lämmer sanft, solang die Kron' es gilt,
 Doch löwenmuthig, handelt sich um's Geld.
Wer Läden plündern will, wird nicht geschont
Und König Geld den König Plebs entthront.

17.

Danach, gar sehr darüber aufgebracht,
 Daß kleine Tyrannei der größern weicht,
Der Mittelgroß' ein Strafgesetz erdacht',
 Daß Jeder nur dieselbe Höh' erreicht.
Denn da der Mensch gleich groß die Welt betrat,
Ist And're überragen Hochverrath.

18.

O armes Volk! strebt denn der Thurm empor
 Nutzlos bei Feindes Nah'n hoch über'n Wall?
Tonsteigerung nur gibt harmon'schen Chor,
 Die Gleichheit brächte Miston in das All.
Laßt Wogen wogen, laßt den Berg sich heben —
Was unnatürlich, darf's Gesetz nicht geben.

Nach neunmonatlicher Belagerung ist Carduel seinem Falle nahe. In der Festung selbst herrscht Zwietracht und Hungersnoth, das Volk wird muthlos. Da fodert Merlin Caradoc auf das Vaterland, wenn auch mit Verlust seines Lebens, zu retten. Caradoc erklärt sich bereit dazu, tritt in die Scharen der niedergeschlagenen und verzweifelnden Celten, feuert sie durch seinen Gesang zur Begeisterung an und zieht dann an ihrer Spitze den Sachsen entgegen. Die Schlacht entbrennt zwischen den Celten und Sachsen. Zweikampf zwischen Harold und Lancelot; Harold besiegt den Lancelot fast, wird aber dann von diesem besiegt, der eben im Begiff ihn zu tödten das Schwert in die Scheide steckt, sobald er Harold's Namen hört, und ihn überrascht entweichen läßt. Caradoc opfert sich für die Kymren, die sich um seine Leiche scharen und siegreich jeden Angriff der Sachsen zurückschlagen. Caradoc's Schatten erscheint Arthur und führt ihn in das alte kymrische Begräbniß; an der Pforte verschwinden Zeit und Raum und nur der Gedanke an das Unendliche bleibt zurück. Der Dichter verliert sich hier in philosophische Betrachtungen. Der Geist der Arthur zuerst im Walde beim schwarzen Pfuhl gewarnt tritt ihm entgegen und zeigt ihm die Absicht seiner Warnung. Arthur findet nun seinen jungfräulichen Führer in Genevieve, der Tochter des Königs Crida von Mercia, die, wie Genevra Christin, entflohen ist. Er glaubt in ihr die Taube wiederzufinden. Sie führt ihn in sein Land zurück. Sie stoßen auf ein verheertes Kloster, finden die Aebtissin desselben, die Arthur kennt, und werden von ihr in die unterirdischen Gewölbe geführt. Arthur übergibt Genevieve der Fürsorge der Aebtissin und eilt nach Carduel zu kommen. Genevieve entdeckt sich der Aebtissin als Crida's verlorene Tochter, um deretwillen der Krieg unternommen ist, und eilt dem Arthur nach.

Zwölfter Gesang. Letzter Kampf zwischen Sachsen und Kymren; Arthur kommt den Seinen im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe, dringt siegreich mit ihnen vor, nimmt den König Crida gefangen und rettet Genevra vom Opfertode, dem sie bestimmt ist. Harold bringt Friedensanträge. Der Frieden kommt zustande und zugleich die Verbindung Lancelot's mit Genevra und die Arthur's mit Genevieven.

Man sieht, an Mannichfaltigkeit und Abwechselung fehlt es dem Epos von Bulwer nicht; leider ist die Mannichfaltigkeit aber eine ähnliche wie die auf dem bekannten Familiengemälde des Landpredigers von Wakefield, wo der Landprediger im Ornate der Venus seine Schriften über den Whiston'schen Streit übergibt und Alexander der Große zu den Füßen einer jungen Amazone in modernem Jagdkleide sitzt. Denn wenn Arthur ins Eismeer schifft, wenn uns dort die geographischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Neuzeit vorgeführt werden, wenn wir dann wieder in die Alpennatur geführt werden und wenn daneben in bunter Nebeneinanderstellung altgermanischer Götzendienst, mittelalterliche Ritterlichkeit und völlig moderne Zustände, Personen und Sprache erscheinen, so gehört wahrhaftig nicht viel dazu um einzusehen daß daraus nun und nimmermehr ein Kunstwerk werden kann. Dem Dichter war es aber, wie wir aus seiner Einleitung wissen, zunächst darum zu thun seinen Kunstregeln Genüge zu leisten. Diese verlangten daß im Epos Wahrscheinliches, Wunderbares und Allegorisches gemischt sei; das Wahrscheinliche haben wir in den Schilderungen die er sich naturwahr, wirklich zu machen bestrebt hat; wir sollen es außerdem in der ganzen Kette der Ereignisse, soweit sie durch menschliche Kräfte geleitet werden, haben; ob es aber darin zu finden ist, überlassen wir dem Urtheile der Leser. Daß es am Wunderbaren in diesem Gedichte nicht fehlt, geht aus dem obigen Inhalte genugsam hervor; ebenso aber auch daß des Grotesken und Wunderlichen noch beiweitem mehr darin ist als des Wunderbaren. Allegorie haben wir genugsam in der Darstellung moderner Zustände und Personen, wo Zustände und Personen aus Arthur's Zeit geschildert sein sollen. Kurz was Bulwer vom Epos verlangt, hat er großentheils auch hineingebracht. Schade daß die Kunst mit solchen künstlichen Anfoderungen sich nicht zufriedenstellen läßt!

Nicht wenig bildet sich Bulwer auf seine Schilderungen ein und das ist ganz natürlich. Wer die neuern Heldengedichte der Deutschen, Franzosen und Engländer einigermaßen kennt, wird wissen welche große Rolle in ihnen allen die Beschreibung spielt; die Dichter fühlen daß lange Beschreibungen eine unentbehrliche Stütze ihrer Gedichte sein müssen, und sie verwenden gewöhnlich darauf ihren meisten Fleiß, damit an dem ganzen langweiligen Gedichte doch etwas Werthvolles sei, wobei man freilich nicht übersehen darf daß auch die Beschreibungen und Schilderungen in den meisten Gedichten langweilig genug sind. Mit solcher Taktlosigkeit wie Bulwer ist freilich wol nicht so leicht ein anderer Dichter verfahren; neue Beschreibungen hat er liefern wollen und diese hat er in einen Stoff aus dem grauen britischen Alterthume hineingearbeitet.

Am gelungensten im ganzen Gedichte sind die komischen Partien desselben. Hier stört das Moderne, das sich überall vordrängt, beiweitem weniger als sonst; denn hier macht der Dichter auch keine besondern Ansprüche, den Charakter der Zeit in welche die Handlung fällt aufrechtzuerhalten, und er ergeht sich auf das allerfreieste und häufig auch auf das allerbreiteste in durchaus moderner Rede- und Anschauungsweise. Der Dichter will hier den Leser unterhalten, und das gelingt ihm im Ganzen viel besser als sein Streben nach hoher Poesie und selbständiger Erfindung. Der sechste Gesang ist der unterhaltendste im ganzen Gedicht, obwol nicht zu leugnen ist daß die witzelnde Manier des Vortrags auf die Länge ebenfalls ermüdet. Als Probe des Stils in diesen komischen Partien theilen wir noch aus dem sechsten Gesange die Schilderung des Bischofs Henricus mit:

32.

Henricus — so the prelate sign'd his name —
Was Lord High Chancellor in things religious;
With him church militant in truth became
(Nam cedant arma togae) church litigious.
He kept his deacons notably in awe
By flowers epistolar perfumed with law.

33.

No man more stern, more fortiter in re
No man more mild, more suaviter in modo;
When knots grew tough, it was sublime to see
Such polished shears go clippingly in nodo:
A hand so supple, pliant, glib and quick
Neer smooth'd a band nor barn'd a heretic.

34.

He sum'd to turn to you his willing cheek
And beg you not to smite too hard the other;
He seized his victims with a smile so meek
And wept so fondly o'er his erring brother,
No wolf more righteous on a lamb could sup,
You vex'd his stream — he grieved — and eat you up.

Zu bemerken ist noch daß der Dichter sich bemüht hat hier und da die englische Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern. So hat er die deutschen Wörter „graulich" und „grausame" als grauly und grausame ins Englische aufgenommen, was schon insofern als mislungen bezeichnet werden muß als diese Wörter englisch growly und growsome lauten müßten. 26.

Rußland im Licht und Rußland im Schatten. Von Fjedor Wernirot. Hamburg, Berendsohn. 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die politischen Ereignisse der neuesten Zeit liefern eine Bestätigung des von Gentz gethanen Ausspruchs: „Rußland ist die einzige Macht welche bei einem allgemeinen Brande wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hat." In der That haben die Jahre 1848 und 1849 deutlich gezeigt, wie gut unser nordischer Nachbar die auswärtigen Revolutionen zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht und seines europäischen Einflusses zu benutzen weiß. Ländervergrößerung hat er allerdings dabei nicht gemacht; nein, er ist großmüthig gewesen, er hat nicht nur das große Oestreich und das kleine Dänemark geschützt, er hat auch für Deutschlands Wohl gelegentlich ein beruhigendes Wort gesprochen. Es ist ein schützender Riesenbaum, der nach allen Seiten seine Zweige hinüberstreckt. Doch wollen Viele behaupten, der Baum sei innerlich morsch und werde unter seiner eigenen Last zusammenbrechen. Wann dies einmal geschehen wird, wissen wir ebenso wenig als die klügsten Diplomaten, glauben aber daß es damit noch Zeit hat, solange das russische Volk mit religiöser Innigkeit den Despotismus liebt und an ihm festhält. Daß dieser treue Sinn durch das Eindringen des fremden revolutionnairen Gifts nicht gefährdet wird, dafür ist mit weiser Vorsicht gesorgt. So z. B. wußte man von den Revolutionen der Jahre 1830 und 1848 in den russischen Provinzen soviel als Nichts. Was man in den gebildeten Kreisen von den Dingen flüsterte, die sich in Italien, Frankreich und Deutschland ereigneten, ließ auf keine eigentliche Revolution schließen; vielmehr konnte man daraus nur folgern daß in jenen Ländern ein paar Tausend schlechte Kerle sich zusammengerottet, um die Religion mit Füßen zu treten, die Gesetze der Obrigkeit über den Haufen zu werfen und das Eigenthum reicher und wohlhabender Leute gewaltsam zu rauben. Der gemeine Mann in seinem Dorfe und selbst die meisten Bewohner der Kreis- und Gouvernementsstädte ahnten von jenen furchtbaren Ereignissen Nichts. Allenfalls konnte jeder einigermaßen aufgeklärte Mann aus den ungewöhnlich strengen Maßregeln der Polizei und der Commandirenden des Militairs abnehmen daß irgend Etwas aus seinen Fugen gewichen war. Selbst in Petersburg wußten nur die Allerwenigsten wie es eigentlich in Deutschland und Frankreich herging. Alle Andern erschöpften sich in lauter Vermuthungen und Meinungen; so gut hatte die russische Regierung ihre Maßregeln angewendet.

Da das Briefgeheimniß in Rußland nicht unverletzt bleibt, so hat jeder Verständige, der öfter Briefe vom Auslande erhält, es so eingerichtet daß ihm ja Niemand, zumal in solcher Zeit, etwas über Politik oder gar über Aufstände schreibe. Und geschieht es dennoch und ist er auch so glücklich daß der Brief unversehrt aus den Händen der Häscher zu ihm gelangt, so schweigt er von solchen Dingen wie das Grab.

Aber Rußland ist uneigennützig; es mag zwar keine Nachrichten von uns annehmen, desto mehr läßt es von sich zu uns herausdringen, wie die vielen Dutzend Bände beweisen, welche das Ausland über alle möglichen russischen Verhältnisse und Zustände besitzt. Stets vergrößert sich noch die Zahl dieser Beschreibungen und es kann nur unsere eigene Schuld sein, wenn wir in dem Zarenreiche nicht besser Bescheid wissen als innerhalb unserer Landesgrenzen. Auch das vorliegende Buch bietet eine Vermehrung jener Literatur dar und mag für Leute die noch sehr wenig über diesen Gegenstand gelesen haben interessant sein; für Andere die die Werke Kohl's, Custine's und ähnliche kennen bietet es nichts Neues von Bedeutung dar. Es enthält neben Anderm eine ziemliche Anzahl russischer Spitzbubengeschichten; die „Streiche aus dem Leben des berüchtigten und als praktischer Arzt berühmten Dr. St . . . st" füllen über 50 Seiten, und am Schlusse finden sich bekannte Züge aus dem Leben des Fürsten Suworow. Am besten hat uns die Erklärung des rus-

fischen „Nitschewó“ gefallen. Buchstäblich übersetzt heißt dieses Wort „Nichts“. Häufig vertritt es aber die Stelle eines ganzen Satzes und bedeutet dann: Es hat Nichts zu sagen; es schadet Nichts. Nitschewó ist das Gegenmittel zu welchem der gemeine Russe in geistigen und körperlichen Leiden, in Mangel und Noth seine Zuflucht nimmt. Mislingt ihm etwas, so sagt er: „Nitschewó!“ Bekommt er eine Tracht Schläge, so reibt er sich die Haut und sagt: „Nitschewó!“ Hat er sich auf irgend eine Weise Schaden zugefügt, ist er in drückende Noth gerathen, so sagt er: „Nitschewó!“ Werden Verbannte auf ihrer Reise nach Sibirien, an eine Stange geschmiedet, durch ein Dorf transportirt, so vergießen die Bewohner bei dem Anblick des herzzerreißenden Elends Thränen, beschenken die Unglücklichen und ermuthigen sie mit dem Zuspruche: „Nitschewó!“ Ein Edelmann ließ seinen Kutscher prügeln und zwang den Vater des armen Teufels die Execution mitanzusehen; der alte Mann stand weinend dabei, und während ein Kerl zuschlug, tröstete er seinen Sohn mit: „Nitschewó! Nitschewó!“ Bei der Aufrichtung der Alexandersäule in Petersburg waren Tausende von Menschen thätig, besonders Plodniks (Zimmerleute), von denen nach üblicher Weise jeder ein scharfes Beil im Gürtel stecken hatte. Als das Werk im Gange und alle Walzen im Rollen waren, gerieth einer der Plodniks mit einem Arme unter die Walze und war in Gefahr mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel und hieb ihm den Arm ab, indem er sagte: „Nitschewó, Brat!“ (Es hat Nichts zu bedeuten, Bruder.) Gewiß liegt in diesem Wort und seiner Anwendung sehr viel für das Verständniß des russischen Volkscharakters. Die Engländer haben zwar auch ihr „No matter“; aber wir glauben nicht daß in England ein Vater der seinen Sohn auf Befehl eines Vornehmen prügeln sähe „No matter“ ausrufen würde. Auch von den Deutschen, wenn ihnen das russische Beglückungssystem gar zu nahe auf den Hals rücken sollte, wollen wir hoffen daß sie etwas Anderes sagen werden als „Nitschewó!“ 27.

Georg Arnold Heise. Mittheilungen aus dessen Leben, gesammelt von W. von Bippen. Halle, Schwetschke und Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Georg Arnold Heise, geboren in Hamburg am 2. August 1778, von 1802—18 in Göttingen, Heidelberg und wieder in Göttingen öffentlicher Lehrer des Römischen Rechts, bis 1820 Oberjustizrath im Justizministerium zu Hannover, gestorben als Präsident des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte zu Lübeck am 6. Februar 1851, gehört zu den echtdeutschen Charakteren welche sich einen wohlbegründeten, weitverbreiteten Ruhm erwerben, ohne als Schriftsteller eine umfassende Thätigkeit zu entfalten oder in irgend hervortretender Weise in die öffentlichen Angelegenheiten thätig einzugreifen. Ihres Namens Gedächtniß beruht theils auf der Tüchtigkeit ihres persönlichen Charakters, theils auf der nachhaltigen Anregung und Förderung die sie als Geschäftsmänner oder namentlich als Lehrer in weiten Kreisen übten. Je weniger es bei derartigen Charakteren große Thaten oder auffallende Verwickelungen sind, je mehr es das wahrhaft und rein Menschliche ist in dem ihre Größe besteht, desto mehr verdienen sie daß ein der Oeffentlichkeit übergebenes Denkmal die Erinnerung an sie lebendig erhält, die sonst nur zu leicht durch auffallendere und lärmendere Erscheinungen in den Hintergrund gedrängt wird. Und so ist es denn auch mit Dank anzuerkennen daß sich Heise's Schwiegersohn der, wie aus der Vorrede zu ersehen, nicht geringen Mühe unterzogen hat ein treues und reichhaltiges Lebensbild seines Schwiegervaters für Mit- und Nachwelt aufzustellen. Da Bippen durch so enge und zarte Bande mit dem Manne verbunden war, dessen Leben und Wesen er darstellt, da er überdies kein Fachgenosse des Verstorbenen ist, so ist es vollkommen erklärlich daß auch in seinem Buche weit mehr das Bild des Menschen als das des Gelehrten oder Geschäftsmanns hervortritt. Manchem, namentlich dem Juristen, der eigene Belehrung aus dem Thun und Wirken eines vielgerühmten Vorbilds zu schöpfen wünscht, mag dies nicht ganz willkommen sein; aber es gibt eine sehr zahlreiche Classe von Lesern die kein würdigeres Studium für den Menschen kennen als den Menschen, und diesen sind gerade solche Lebensbilder vorzugsweise willkommen, aus denen sie nicht blos den Fachmann kennen lernen; vielmehr greifen sie vorzugsweise gern nach Lebensbeschreibungen die ihnen das Streben und Werden eines Charakters, die Gemüthswelt einer reinen Seele, ein treuer Pflichterfüllung nach allen Seiten hin gewidmetes Dasein vor Augen stellen; und Alle denen Biographien von diesem Gesichtspunkte aus eine stets erfreuliche Beschäftigung bieten, werden sich von der Arbeit Bippen's in hohem Grade angesprochen und befriedigt fühlen, wenn auch Heise's Namen ihnen bis dahin ganz unbekannt geblieben sein sollte. Wesentlich unterstützt wird dieser Eindruck dadurch daß Bippen namentlich in die erste Hälfte des Buchs zahlreiche Briefe von und an Heise eingeflochten hat, darunter mehre von Heise's Landsmann und Jugendfreund, dem berühmten Uebersetzer J. D. Gries. Da sich die vollste geschichtliche Treue bei der vorliegenden Arbeit von selbst versteht, für eine eingehende Kritik also ein besonderer Anlaß nicht geboten ist; da für längere Auszüge hier kaum der Platz sein dürfte, so möge es genügen durch Vorstehendes auf das Buch aufmerksamzumachen. Mag sich nun der Leser an der gemüthlich reichen und schönen Seite desselben erfreuen, oder mag er eine größere Strenge der Darstellung und Hervorhebung des speciell Wissenschaftlichen vermissen, immerhin wird sich der Verfasser, wenn auch sonst kein Nebenbuhler des großen Römers, mit Fug und Recht das Tacitische Wort aneignen dürfen: „Hic liber honori soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus.“ 3.

Zur Albumsliteratur.

Album zum Besten Nothleidender im sächsischen Erzgebirge. Mit Originalbeiträgen von Th. Apel, L. Bechstein ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Scherffig. Zwickau, Gebrüder Thost. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Originalbeiträge von 30 deutschen, berühmten und unberühmten Schriftstellern, mit Geschmack und Takt vom Herausgeber ausgesucht und geordnet, bilden dieses doppelt empfehlenswerthe Buch. Empfehlenswerth als solches und in seinem humanistischen Zwecke, hat sich damit der Herausgeber zwiefach verdient gemacht. Das Lied ist am stärksten vertreten; von erzählenden Arbeiten finden wir nur sechs. „Dorothea“, eine Skizze von Wildenhahn, schildert in sehr lebensgetreuer, aber doch etwas zu unschön-getreuer Weise die Leiden einer armen Webersfrau in einer unglückseligen Ehe und im Kampfe mit Angst und Noth. „Ein letztes Hoffen“, ein kleines Zeitbild von Josef Rank, bringt uns ein ergreifendes Genrebild in einer Auswandererfamilie, deren Kind in Frankfurt stirbt; leider wird das Bild gestört und zertheilt durch unerquickliche tendenziöse Betrachtungen über die Paulskirche, die gleichsam hineingezwängt, wenigstens durchaus nicht genug vermittelt erscheinen. „Die Dorfgroßmutter“ von Moritz Horn ist ein wirklich reizendes Stillleben, mit den feinsten Tinten und Tönen wahrer und einfacher Beobachtungen ausgeführt. „Vom armen Baume“, Phantasie von Elise Polko, dürfte wol das Vortrefflichste aller Prosaarbeiten dieses Buchs sein. Der Samen eines Lorberbaums ist zufällig unter Baumarten gewöhnlichen Schlags gekommen und der nun aufschießende Fremdling wird verkannt, verhöhnt, verspottet; zwar zuletzt von einem Reisenden als schöne Seltenheit ausgegraben und verpflanzt, aber er geht ein, er stirbt an Heimweh. Diese

poetische Idee erinnert zwar an Andersen's häßliches Entelein, was zuletzt ein Schwan wurde; aber doch erscheint sie hier neu und ist wirklich plastisch-schön dargestellt. „Nuschirwân und das Bauernmädchen", aus der Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien „Scari Abdallah" übertragen von W. A. Behrnauer, ist etwas unklar, gar zu skizzirt und abgerissen. „Der Fund in der Höhle", ein Studentenabenteuer von Florus, zieht sich gar zu lang an subjectiven Schilderungen bis zum eigentlichen Kern hin: zum Auffinden der Leiche eines Studenten in einer Höhle, die nach ihm den Namen „Bürger's Schacht" bekommen hat. Diese Scene aber ist vortrefflich geschildert, charakteristisch, frappant und trotz des an sich eben nicht interessanten und mehr an die Klinik als an die Kunst erinnernden Stoffs doch fesselnd, ja spannend.

Eine dramatische Dichtung von Feodor Wehl: „Der Triumph des Genies"; Festspiel zur Goethefeier, ist poetisch erfunden und geschmackvoll verständig ausgeführt. Eine epische Dichtung „Belladonna", Märchendichtung von Moritz Horn, vermehrt die schon leidig gewordene Literatur der Blumendichtungen mit einem Werkchen, das man „trotz alledem und alledem" doch noch gern liest und das jedenfalls gestaltvoller und weniger nebelhaft verschwimmend ist als so viele seiner Geschwister. Unter den Liedern sind besonders hervorzuheben: „Thakulf" von Gustav Pfarrius; „Zeugen der Vorwelt" von Gottfried Keller; ein Liedercyklus von Julius Hammer; „Eine Welle" von Arnold Schloenbach; „Das Recht der ersten Nacht" von Wolfgang Müller; „Viel Blumen blüh'n" von Adolf Böttger; „Das Lied der Sterne" von Ludwig Bechstein. Ganz hübsche Lieder geben noch die Oestreicher Vogl, Seidl, Castelli, auch Th. Apel, Ed. Kauffer, Tit. Voigtländer und Karl Georgi. Das Uebrige dürfte nach höhern Kunstanfoderungen mehr oder weniger nur „Futter für Pulver" sein, wenn auch hier und da noch ein guter Ton durchklingt, der sich aber rasch wieder verflüchtigt in der Gewöhnlichkeit der nächsten Verse. 28.

Ein Geschichtswerk über die Herzoge von Urbino.

Unter den Verwirrungen denen Italien von dem 15. bis 17. Jahrhundert ausgesetzt war übertrugen die Herzoge von Urbino wie eine erbliche Ueberlieferung sich gegenseitig die Liebe zu Wissenschaften und Künsten. Einige erwarben sich kriegerischen Ruhm, alle zeichneten sich durch weise und gesetzmäßige Regierung aus. Trotzdem hatten die Herzoge von Urbino noch keinen Historiker gefunden. Nur einzelne Schriftsteller, wie Muzio, Leoni, Baldi, brachten uns Bruchstücke aus der Geschichte der Häuser Montefeltro und della Rovere. Ein fremder Schriftsteller, Dennistoun, hat endlich jetzt die sorgfältigsten Untersuchungen aus einer Unzahl von Büchern und unbekannten Manuscripten in einem Buche niedergelegt, welches er bescheidentlich „Denkwürdigkeiten" benannt hat, während es doch eine vollständige Geschichte der Herzoge von Urbino ist.

Die Physiognomie der Herzoge von Urbino ist jedenfalls weniger imposant als die der Medici von Florenz, allein von größerer Einheit und Reinheit. Keiner dieses Stamms war eigentlich ein großer Mann, allein alle liebten das Gute aufrichtig und ihr geringerer Ruhm ist frei von jenen Lastern die den Ruhm der Medici beflecken. Selten tragen die Werke die unter den Mäcenen von Urbino entstanden den Stempel der Größe und Macht an sich, allein von den Schriften Bembo's und Castiglione's bis zu den Poesien Guarini's athmen alle Grazie und ausgesuchte Eleganz. Zwei Namen repräsentiren diese verschiedenen Richtungen, Michel Angelo und Rafael.

Es ist mitunter ziemlich schwer, dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten" auf seinem reinhistorischen Wege zu folgen; er verliert öfter das vorgesetzte Ziel und ergeht sich zu gern in Abschweifungen. So sind die Verschwörung der Pazzi, die Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen zu ausführlich erzählt. Man muß diese Thatsachen erwähnen, allein eine specielle Schilderung ist nicht nöthig. Unter den Malern von Urbino ist ferner ein großer Platz dem Fra Angelico da Fiesole gewidmet, nur weil Dennistoun zwei Gemälde desselben besitzt, die er genau beschreibt. Allein mit Ausnahme dieser und ähnlicher Mängel kann die scrupulöse Genauigkeit des Verfassers nicht genug gerühmt werden. Vorallem hat er sich gänzlich von der Manie der Rehabilitation freigehalten; Cesare Borgia ist in seinen Augen ein schamloser Verbrecher, die Niederträchtigkeit Lorenzo's II. von Medici, die Sittenlosigkeit Aretino's, die Felonie des Connétable von Bourbon werden wie sie es verdienen gebrandmarkt.

Das Herzogthum Urbino, welches aus einem Theile des alten Umbrien gebildet ward, nahm ziemlich das Territorium vom Adriatischen Meere bis Toscana und von Ancona bis Rimini ein. Das Haus Montefeltro, das dort zuerst herrschte, stammt von den Grafen von Carpegna ab; im 13. Jahrhundert nahmen sie den Titel Grafen von Urbino an und Graf Guido war einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit. Die Pisaner riefen ihn als Haupt der Ghibellinen zu Hülfe gegen welfische Florentiner und Luccaner und machten ihn zu ihrem Schutzherrn; als solchem gibt man ihm den schrecklichen Hungertod Ugolino's Schuld.

Guido kehrte nach Abschluß des Friedens heim nach Urbino und versöhnte sich zuletzt auch mit dem Papst, der ihn zwei mal excommunicirt hatte; er zog sich in das Franciscanerkloster von Assisi zurück und gab auf Drängen Bonifacius' VIII., der Palestrina vergeblich belagerte, diesem den Rath, nächtlichen Sturm oder betrügerische Versprechungen zu gebrauchen. Bonifacius bediente sich der letztern und zehn Jahre später setzte ihm Dante dafür in der „Hölle" einen unvergänglichen Schandpfahl.

Fast hundert Jahre lang besteht die Geschichte der Nachkommen Guido's nur aus Verwirrungen und Kämpfen. Ihrer Lehen beraubt, erhielten die Grafen von Montefeltro sie erst Ende des 14. Jahrhunderts wieder und 1443 ward der Graf Odd' Antonio vom Heiligen Stuhle mit der herzoglichen Würde bekleidet. Antonio zeichnete sein kurzes Leben nur durch Ausschweifungen und Grausamkeiten aus; so ließ er einmal einen Pagen, der vergessen hatte ihm das Licht zur rechten Stunde zu bringen, vor dem ganzen Hofe mit Pech bestreichen und verbrennen, während er in demselben Zimmer zu Abend aß. Er ward in seinem Palast ermordet und das Volk von Urbino rief einstimmig seinen natürlichen Bruder Friedrich zum Herzog aus. Mit ihm beginnt das Zeitalter der Civilisation und des Fortschritts.

Friedrich war erst 22 Jahre alt, hatte sich aber durch manche kriegerische That schon ausgezeichnet und der berühmte Professor Victorino da Feltre in Mantua hatte ihn zu seinen eifrigsten Zuhörern gehabt. Victorino war ein Grammatiker, d. h. er lehrte Theologie, Dialektik, selbst Politik. Sein Einfluß auf den Geist Friedrich's war außerordentlich wohlthätig.

Friedrich unterwarf Urbino zuerst einer regelmäßigen Verwaltung, stellte das Ansehen der Obrigkeit wieder her und vertheilte die Abgaben gleichmäßig. Dies erregte die Eifersucht der benachbarten Oberherren und der tyrannische Sigismund Malatesta organisirte gegen ihn eine große Verschwörung; die Ermordung Friedrich's mislang und es begann darauf ein blutiger Krieg, der mit der Niederlage und dem Tode Malatesta's endete. Friedrich misbrauchte diesen Sieg nicht, sondern ließ den Erben des Letztern die Herrschaft über Rimini, ein Zug der ihn wesentlich von den Medici unterscheidet.

Dieser Krieg hatte 24 Jahre gedauert; Friedrich hatte darüber aber nicht die Sorge um das Innere vergessen. Er eröffnete Schulen, errichtete Monumente, häufte Kunstschätze auf und bildete die berühmte Manuscriptensammlung, die sich jetzt im Vatican befindet. Erst später entstanden die Bibliotheken Cosmo's von Medici und Nikolaus' V. in Rom. Friedrich war so eifrig auf dieses Sammeln daß er sogar in

der Schlacht von Volterra (1472) eigenhändig statt aller Beute eine hebräische Bibel eroberte.

Bald darauf ward er Herzog von Urbino, da Odd' Antonio diesen Titel nur für seine Person erhalten hatte, und verheirathete eine seiner Töchter an Giovanni della Rovere, einen Neffen des Papstes; von Neapel und England erhielt er hohe Orden und er galt als der Vertheidiger des Heiligen Stuhls. Die Stunden die ihm freiblieben verbrachte er in seiner Bibliothek oder unter Gesprächen mit Gelehrten. Dies geschah gewöhnlich Abends mit dem Ave Maria und dauerte bis Mitternacht.

Seine zweite Gemahlin, Battista Sforza, nahm an diesen gelehrten Gesprächen, die gewöhnlich lateinisch gehalten wurden, theil; sie hatte schon mit vier Jahren an ihren Onkel, den Herzog von Mailand, eine lateinische Rede gehalten. Ihr Tod nach dreizehnjähriger Ehe ging Friedrich sehr nahe; jedoch behielt seine Lieblingsneigung die Oberhand, denn in einem Briefe an den Herzog von Mailand, dem er den Tod anzeigte, brachte er es nicht über sich, diesem wegen des brillanten Stils nicht Glück zu wünschen.

Diese damals so allgemeine Neigung zur Affectation und zum Pedantismus hat ihren Grund in dem Hinstreben jedes italienischen Staats zum classischen Alterthum. Urbino, Florenz, jede andere Stadt wollte das italienische Athen sein; die Anbetung des Alterthums ging bis zur Abgötterei; die Namen des Plato und Aristoteles waren die gewöhnlichsten und die italienische Literatur bestand aus lauter Nachahmungen griechischer und lateinischer Werke. Dies ging so in Sitten und Gewohnheit über daß der Glaube sogar gefälscht ward und der Bischof von Gubbio am Hofe von Urbino an den Papst, ohne irgendwo Anstoß zu erregen, schreiben konnte, einer seiner Verwandten habe am Todtenbett die letzte Oelung erhalten und in diesem Acte christlicher Frömmigkeit ein Mittel gesehen „die Götter zu versöhnen".

Dieser übertriebene Eifer für das Alterthum charakterisirte auch den Hof von Urbino und machte sich vornehmlich in den gelehrten Unterhaltungen und in den Schriften geltend die erschienen.

Die literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten waren aber nicht der einzige Gegenstand der unermüdlichen Aufmerksamkeit Friedrich's. Der berühmte Architekt Francesco di Giorgio berichtet uns daß er allein 1475 mit dem Bau von 136 Gebäuden im Herzogthum Urbino beauftragt war und zu gleicher Zeit eine Abhandlung über seine Kunst zu schreiben hatte. Die Paläste zu Urbino, Cagli und Gubbio wurden mit Sculpturen bereichert die zumeist dem Meißel florentinischer Künstler entsprossen waren, ferner mit Bronzen, antiken Marmorstatuen und (damals ein unerhörter Luxus) mit einer vollständigen Sammlung musikalischer Instrumente. Nicht weniger wurde die Malerei gefördert, wennschon die meisten Künstler nicht eingeboren waren. Die umbrische Schule war erst im Keimen begriffen, der Meister sollte noch kommen.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Miniaturmaler Oderigi von Gubbio sich ziemlichen Ruf erworben. Ueber viele mittelmäßige Maler erhob sich nur Gentile da Fabriano. Friedrich's Aufmerksamkeit wandte sich aber besonders ausländischen Künstlern zu. Lorenzo von Salerno, der Venetianer Carlo Crivelli und Andere decorirten die Kirchen und Paläste der Hauptstädte des Herzogthums mit Fresken und wurden reich geehrt und belohnt. Derjenige der jedoch Gegenstand ganz specieller Begünstigung blieb war Pietro della Francesca.

Pietro war in Borgo-San-Sepolcro, einem Städtchen bei Arezzo, geboren und erhielt von seiner Mutter, einer Bäuerin, die ihn zärtlich liebte, den Namen „Sohn der Francesca". Pietro soll zuerst in Italien auf die Malerei die Grundsätze der Perspective angewendet haben und alle Schriftsteller stimmen darin überein daß er ein guter Geometer war. Deshalb sprach er auch dem denkenden Geiste Friedrich's zu und seine Gemälde scheinen eher die sorgfältige Lösung eines Problems als den Ausdruck einer Empfindung zu bezwecken. Seine zahlreichen Werke in Urbino sind leider fast alle verschwunden; ebenso ließ Rafael seine Fresken im Vatican, wie man sagt, mit Bedauern, zerstören und das Einzige was wir noch besitzen ist ein vollendetes Zeugniß seiner Kunst in der Kirche des heiligen Franciscus in Arezzo. Die Gegenstände dieser letztern Malereien sind nicht mehr blos dem Evangelium entnommen, sondern stellen historische Scenen dar; nämlich die Erfindung des Kreuzes, die Vision Konstantin's und die Schlacht bei Marentia. Nachdem Pietro die Malereien beendet und ebenso einige in Perus und Ancona vollendet hatte, folgte er dem drängenden Rufe Friedrich's wieder nach Urbino und blieb daselbst etwa 26 Jahre; leider nöthigte ihn eine völlige Blindheit die begonnenen umfänglichen Arbeiten ruhen zu lassen, und er brachte das Ende seines Lebens in großer Zurückgezogenheit hin.

Derjenige der gewöhnlich als sein Nachfolger bezeichnet wird ist der Dominicaner Fra Coradino, ein mittelmäßiger Künstler mit wenig ascetischen Gewohnheiten, weshalb er auch den Beinamen „Bruder Carneval" erhielt. Seine Hand ist leicht, der Stil jedoch sehr unvollkommen und ausgeartet.

Während der Fra Carnevale am Hofe von Urbino den Platz Pietro's della Francesca einnahm, schien ein anderer Künstler die Aufmerksamkeit Friedrich's weit mehr zu verdienen. Er nannte sich Giovanni Sanzi. Bembo fügte diesem Namen des Wohlklangs wegen bekanntlich eine Silbe bei und änderte ihn für Rafael in Sanzio um. Sanzi, der Vater des berühmten Rafael, rechtfertigte als Dichter und Maler den Ruf den er sich erwarb, der ihn jedoch nicht lange überlebte. Sein Gedicht ist zwar eine bloße Reimchronik der Regierung Friedrich's, allein seine Gemälde verdienten eine größere Aufmerksamkeit als man ihnen zollt. Er hat einen strengen Geschmack, einen festen Stil, und man muß sich über die Einmüthigkeit wundern mit der die Biographen Rafael's ihn einen „armen Maler" nennen. Ebenso unrichtig ist was sie von seiner „Obscurität" berichten, denn der Herzog und die Herzogin besuchten ihn häufig und er war bei ihnen ganz heimisch.

Umringt von den zahlreichen Gelehrten und Künstlern, deren vornehmste wir genannt haben, verbrachte Friedrich die letzten Jahre seiner Regierung in der glänzenden Lage die ihm seine Thaten, sein Geschmack und seine weise Politik bereitet hatten. Des Herzogthums Unabhängigkeit war gesichert, er vertheidigte den Heiligen Stuhl gegen jeden Angriff und schützte ebenso die kleinen Staaten gegen die Umgriffe Venedigs; als Haupt der Ligue gegen dasselbe wollte er Ferrara vertheidigen, erkrankte aber am Fieber und starb nach wenigen Wochen, kaum 60 Jahre alt.

Alle Zeugnisse, alte und neue, stimmen darin überein daß er ein aufgeklärter Fürst und ein Feldherr ersten Rangs war. Sein Aeußeres dagegen war abschreckend. In seiner Jugend war ihm im Turniere ein Auge ausgeschlagen und die Nase gebrochen worden; bald darauf machte ihn ein Sturz vom Pferde unkenntlich und zuletzt ward er durch den Einsturz eines Balcons, auf dem er stand, lahm.

Friedrich unterschied sich von den Medici durch seinen loyalen Charakter. Er entriß sein Vaterland einer unruhigen Oligarchie und gründete auf den Trümmern der Tyrannei eine väterliche Regierung. Mit weniger Mitteln als Lorenzo von Medici versehen, that er doch alles Mögliche, um die Meisterwerke des Alterthums populair zu machen, und man kann den Namen des zweiten Herzogs von Urbino getrost neben den der Medici stellen.

Sein einziger Sohn Guido Paolo Ubaldo oder abgekürzt Guidobaldo folgte ihm 1482 in einem Alter von 12 Jahren in der Regierung. Die alten Freunde seines Vaters leiteten ihn mit gutem Rath und es gelang anfänglich, den blühenden Zustand des Herzogthums zu erhalten. Dies dauerte aber nicht lange.

Guidobaldo hatte Alexander VI. schon kennengelernt. Die

Orsini hatten ihn als Kämpen des Papstes gefangen genommen, der Papst weigerte sich aber ihn auszulösen, und die Herzogin von Urbino hatte daher alles Geschmeide veräußern müssen, um ihn zu befreien. Bei andern Feldzügen, die er für den Papst unternahm, hatte er immer Unglück, weil dieser ihn stets mit den versprochenen Hülfstruppen im Stich ließ. Müde dieser Doppelzüngigkeit begab er sich in sein Herzogthum, um das ruhige Studienleben wieder zu beginnen.

Guidobaldo, der keine Kinder von seiner Gemahlin Elisabeth Gonzaga hatte, wollte seinen Neffen, Franz Maria della Rovere, Sohn Johanna's von Montefeltro und des Präfecten von Rom, adoptiren. Der Papst verlangte für die Genehmigung dieses Plans daß der Erbe von Montefeltro seine Nichte Angela Borgia heirathen sollte und Franz Maria, der prefettino, ward wirklich mit dieser verlobt. Wegen der Jugend der Brautleute konnte die Trauung aber nicht gleich vollzogen werden und in seinem zügellosen Nepotismus hieß Alexander Cesare Borgia, für sich selbst das Herzogthum zu erobern. Der schwache Guidobaldo floh alsbald nach Mantua und rettete nur „das Leben, ein Wamms und ein Hemd", wie er dem Cardinal della Rovere, nachmaligen Papst Julius II., schrieb.

Cesare Borgia zog indeß mit großem Pomp in Urbino ein, ließ alsbald einen seiner Vertrauten, der ihm versprochen hatte den Herzog zu überliefern, aber sein Wort nicht gehalten hatte, hinrichten und hierauf die Kunstschätze nach Forli schaffen. Nach fünf Monaten wurden die Truppen des Usurpators jedoch aus dem festen Platze San-Leo vertrieben, in Urbino entstand während Cesare's Abwesenheit ein Aufstand und Guidobaldo ward mit Enthusiasmus aufgenommen, mußte aber nach einigen Wochen dem wiedergekommenen Cesare nochmals weichen.

Nicht so muthlos gab die Schwester Guidobaldo's, die Mutter des präsumtiven Thronerben, ihr Recht auf. In Sinigaglia vertheidigte sie sich tapfer gegen Borgia, den der König von Frankreich, Ludwig XII., unterstützte; aus Furcht vor Letzterm fand sie nirgend Schutz. Endlich zog Cesare Borgia in Sinigaglia ein und ließ einige seiner Verbündeten, die ihre Hülfe zu hoch anschlugen, erwürgen. Sieben Monate dauerte seine grausame und wollüstige Herrschaft, als Alexander VI. starb und nach dem Tode Paul's III. einige Wochen nachher Julius II., der vertraute Freund Guidobaldo's, der Sache eine andere Wendung gab.

Cesare sah das Ende seiner Herrschaft voraus, lud Guidobaldo zu einer Unterredung ein und demüthigte sich vor diesem, indem er seine Verbrechen mit seiner Jugend und den Befehlen Alexander's VI. entschuldigte. Guidobaldo nahm diese heuchlerischen Versicherungen an und war froh als er seine Bücher und Gemälde von Forli wieder zurückerhielt. Den Rest seines Lebens brachte er mit literarischen Arbeiten und der Verwaltung seines wiedererlangten Staats hin. Gichtisch von seiner frühesten Jugend lebte er die letzten sechs Jahre unter großen Leiden.

Unter Gelehrten und Dichtern ging er den Gewohnheiten seines Vaters nach, jedoch zeigte sich die Neigung zum Classicismus schon weniger exclusiv. Die Werke Bibbiena's und Fregoso's zeigen von literarischer Unabhängigkeit und zuerst im Palast von Urbino wurde das Lustspiel „Calandra" aufgeführt, das für das älteste regelmäßige Stück des italienischen Theaters gilt.

Frühzeitig gealtert starb er zu Fossombrone, wohin er des mildern Klimas wegen sich begeben hatte. „Nie war ein Fürst mehr geliebt worden von seinen Unterthanen", erzählt Sismondi, „und Tausende knieten vor dem Sarge, als er nach Urbino gebracht ward."

Zu den treuesten Freunden des verstorbenen Herzogs gehörte der Graf von Castiglione, dessen ehedem berühmtes Buch „Der Höfling" nicht nach dem Titel als ein Rathgeber für Schmeicheleien betrachtet werden darf, sondern dieser Höfling ist vielmehr ein weiser Rathgeber, wie Phönix beim Achilles und Aristoteles bei Alexander, der sich aber in Acht nimmt, gleich Kallisthenes die Wahrheit ohne anziehende Form zu geben.

Das Wort mit dem die damalige Richtung und die Physiognomie des Hofs von Urbino bezeichnet werden kann ist die Anmuth; nach ihr strebte man in jeder Beziehung. Bembo, Octavian und Friedrich Fregoso, Julian von Medici und andere Freunde Guidobaldo's waren vollendete Höflinge, die die gelehrten und ernsten Doctoren des vorigen Herzogs ebenso hinter sich zurückließen wie die philosophischen Unterhaltungen des damaligen Hofs. Statt dessen versammelte man sich des Abends im Salon der Herzogin und verbrachte die Zeit mit interessanten Plaudereien, Musik und Tanz. Die edelsten Cavaliere und die berühmtesten Schöngeister Italiens waren damals in Urbino versammelt. An sie an schlossen sich die Damen, welche ebenso unterrichtet und gebildet waren wie ihre Vorgängerinnen, deren Pedanterei sie aber abgelegt hatten. Keine Hippolita Sforza sprach mehr auf dem Congreß zu Mantua vom Vortheil eines Kriegs gegen die Türken, man schrieb keine lateinischen Briefe mehr an den Papst; die Damen bestrebten sich aber, in dem Halbdunkel ihrer Paläste auf die Arbeiten der Schriftsteller und Künstler zu influiren, wenn diese bei ihnen Begeisterung und Urtheile erhalten wollten. Unter ihnen zeichnete sich besonders Emilia Pia aus, die eine so glänzende Rolle in dem Gedichte Castiglione's spielt; sie ist der Typus jener großen italienischen Damen, die halb gelehrt, halb Modedamen, die Schützerinnen der Gelehrten und Dichter waren. Sie war seit ihrer Jugend Witwe eines natürlichen Bruders Guidobaldo's und nahm, ihrem Gemahl treu, nur die Huldigungen der Freundschaft an.

Diese Herrschaft der Anmuth machte sich bei den Werken der Künstler in Urbino bemerklich. Der Baumeister Bramante, der Maler Timoteo della Vite zeichneten sich durch ihre Eleganz aus und vorallem endlich war der Moment da, wo der vollendete Genius der Anmuth, Rafael, erscheinen sollte. Der Herzog von Urbino vermochte ihn nicht in der Weise zu schätzen und an seinen Hof zu fesseln, wie es unter andern Umständen möglich gewesen wäre. Allein die wiederholten Vertreibungen aus seinen Staaten hinderten Guidobaldo daran. Der bekannte Empfehlungsbrief der Schwester des Herzogs von Urbino, den diese Rafael nach Florenz mitgab, beweist indeß die rege Theilnahme des Hauses Montefeltro an dem Sohne des Malerdichters Sanzi.

Wir können Dennistoun nicht in die Details über Rafael's Werke und Leben folgen. Es würde dies zu weit führen. Zu bemerken ist nur, wie der Verfasser sich bemüht, die förmlichsten und authentischsten Zeugnisse zu widerlegen, z. B. seinen Tod einem bloßen Seitenstechen zuschreibt und das Verhältniß mit der Fornarina in das Reich der Fabeln weist. Die Höflinge Leo's X. hatten keine strengen Grundsätze und erregten bei der damaligen Sittenfreiheit keinen Anstoß. Bembo, dessen Liebschaften bekannt sind, ward zuletzt noch Cardinal, und Rafael, der zu ihnen gehörte, wird schwerlich eine Ausnahme gemacht haben; es ist dies zu beklagen, aber nicht Veranlassung zum Erstaunen.

Die Zeit der Herzoge von Montefeltro war die des größten Glanzes für Urbino; die Herzoge des Hauses della Rovere bieten zwar manches Bemerkenswerthe dar; jedoch ist der Glanzpunkt der italienischen Kunst und Geschichte vorüber. Nur eine kleine Anzahl ausgezeichneter Künstler erscheint in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Der abenteuerliche Charakter Franz Maria's, des Erben Guidobaldo's, war von dem seines Adoptivvaters wesentlich verschieden. Mit 18 Jahren bereits war er oberster Kriegshauptmann der päpstlichen Truppen. Als er für Julius II. bei dieser Gelegenheit Mirandola eroberte, das die Franzosen freundlich aufgenommen hatte, wollte der Papst es zerstören lassen, jedoch rettete es Franz Maria. Man darf hiervon aber nicht abnehmen daß er von sanftem Charakter gewesen wäre.

Im Gegentheile, als er Bologna mit dem Cardinal von Pavia vertheidigen sollte und dieser nicht allein so geschickt manövrirt hatte daß die Franzosen die Stadt einnehmen konnten, sondern auch ihn beim Papst des eigenen Verraths beschuldigte, sodaß Julius II. seinen Neffen des Commandos entsetzte und heftig anließ, erdolchte er den Cardinal auf offener Straße, ohne daß dessen Gefolge ihn gehindert hätte, und floh. Der Papst war durch den Verlust von Bologna, den Krieg gegen Frankreich und das Concil von Pisa in große Noth versetzt und lud den Herzog ergrimmt nach Rom. Franz Maria stellte sich auch und nahm Castiglione mit, der ihn mit Philipp Beroaldo vor dem Tribunale von sechs Cardinälen, die über den Tod ihres Collegen gar nicht böse waren, so geschickt vertheidigte daß er freigesprochen ward. Die Wiedereroberung Bolognas durch ihn und andere Siege stellten sein Ansehen beim Papste, der ihm die Herrschaft Pesaro verlieh, wieder her, als der Tod Julius' II. und die Wahl Leo's X. ihm einen Freund nahm und einen neuen Feind erzeugte.

Der Cardinal Johann von Medici war von Franz Maria bei seiner Wahl sehr unterstützt und ebenso Lorenzo und Julian von Medici als Verbannte von Guidobaldo freundlich aufgenommen worden. Statt des Danks nahm jedoch Leo X. Franz Maria den Oberbefehl und gab ihn Julian und benutzte den Mord des Cardinals von Pavia, obwol er in dieser Sache drei Jahre vorher als Richter fungirt hatte, um ihn zu excommuniciren und seinen elenden Neffen Lorenzo mit dem Herzogthum Urbino zu beschenken.

Franz Maria zog sich nach Mantua zurück, blieb aber nicht unthätig wie Guidobaldo, sondern fiel nach einigen Monaten mit einer Handvoll Soldaten, die er für den Erlös aus den Edelsteinen seiner Gemahlin geworben hatte, in der Romagna ein und eroberte Urbino wieder. Der Papst rief in seiner Angst Kaiser Karl V. und den König Franz I. zu Hülfe. Gegen diese Uebermacht wollte Franz Maria nicht die Kräfte seines Landes zersplittern und schlug daher Lorenzo einen Zweikampf oder den Kampf zweier gleich großen Heere vor. Statt hierauf einzugehen suchte Lorenzo durch die Tortur von den Abgesandten des Herzogs etwaige Mittheilungen zu erpressen. Als dieser dies erfuhr, beschloß er den Sieg möglichst theuer zu verkaufen und hielt lange Zeit einen Parteigängerkrieg gegen die damaligen drei Großmächte aus. Endlich mußte er weichen und brachte seiner Gemahlin statt deren Geschmeide 64 Standarten mit, die er erobert hatte. Der allgemeine italienische Frieden von 1529 gab ihm sein Herzogthum wieder und Franz Maria verließ die letzten neun Jahre seines Lebens dasselbe nur, um diplomatische Reisen zu machen.

Franz Maria war aber keineswegs ein bloßer italienischer Karl XII. an Verwegenheit und Kriegsthaten, sondern er hörte trotzdem nie auf, sich für Poesie und Kunst zu interessiren. Er stand mit Ariosto, der die letzte Hand an seinen „Rasenden Roland" legte, und mit Michel Angelo, der für Julius II. im Auftrag der Familie della Rovere das prachtvolle Grabmal erbaute, in Correspondenz; er nannte Tizian Freund und dieser schuf dafür die berühmten Gemälde des Herzogs und seiner Gemahlin in der florentinischen Galerie. Er vollendete in Pesaro den Palast Imperiale und zog die Gelehrten wieder an den Hof, die der Krieg vertrieben hatte.

Im Gegensatze zu ihren Vorgängern waren die Gäste des Palastes Imperiale weit mehr einer praktischen und realen Richtung hingegeben als einer idealen. Die Architektur verschönerte nicht mehr die Städte, sondern befestigte, sie und die Malerei und Sculptur diente mehr zur Verherrlichung des kriegerischen Ruhms Franz Maria's. Der Palast in Pesaro ward späterhin für die von Pombal aus Portugal vertriebenen Jesuiten zum Aufenthalt, und von dem vormaligen fast königlichen Luxus der Familie della Rovere ist heutzutage Nichts mehr übrig; der Palast ist ein bloßer Meierhof geworden. Franz Maria's Tod wird dem Gifte zugeschrieben und als Veranlasser des Verbrechens Peter Ludwig Farnese und Ludwig Gonzaga von der Geschichte bezeichnet. Der Mörder war ein Barbier von Mantua, der dem Herzog das Gift in das Ohr träufelte.

Der neue Herzog war des vorigen Sohn, Guidobaldo II., der nur zum Theil die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters erbte. Er regierte 36 Jahre lang fast ohne bemerkenswerthes Ereigniß. Nur ein mal, als Urbino wegen einer Steuer sich empörte, zeigte er eine unerwartete Energie und verfolgte die Empörer mit blutiger Grausamkeit, sodaß er sogar den Bischof von Pesaro, der um ein christliches Begräbniß derselben bat, verbannte. Seine Unterthanen nannten ihn deshalb, um ihn von Guidobaldo I. zu unterscheiden, Guidobaldaccio.

Es wäre jedoch Unrecht, wollte man ihn unter die ganz unbedeutenden Fürsten oder gar unter die Tyrannen zählen. Er war keins von Beiden und zeichnete sich als Feldherr des Papstes und der Venetianer aus. Sinigaglia ward von ihm zum Bollwerk des Adriatischen Meers gegen die Türken erhoben. Ebenso würde er durch seine Verbindungen mit Künstlern seine Familie geehrt haben, wenn er größere Auswahl beobachtet hätte. So aber nannte er den Maler Zuccaro und den Dichter Aretino neben Tizian und Ariosto Freund.

Aretino's Schmuzigkeit, mit der er sich rühmte und die so groß war daß man kaum die Titel seiner Werke citiren darf, war kein Hinderniß für die Freundschaft Guidobaldo's, bis er bei diesem von dem Florentiner Doni, dem Verfasser von „Zucca" und andern Satiren, in der Gunst verdrängt ward. Beides waren literarische Zigeuner, die ihr Talent benutzten, durch cynische Schriften sich Lebensunterhalt zu gewinnen. Auf Aretino ward daher die Grabschrift gefertigt: „Hier liegt Aretino, ein toscanischer Dichter, der Jedermann beschimpfte, außer Jesus Christus; der Grund war einfach der daß er ihn nicht kannte." Doni griff Aretino sofort mit der größten Bitterkeit an und es entspann sich ein giftiger Kampf, in dem endlich Doni dadurch siegte daß er zu der gröbsten Schmeichelei Guidobaldo's seine Zuflucht nahm.

Neben diesen Beiden begünstigte der Herzog jedoch auch Würdigere. Bernardo Tasso, der durch den Uebertritt seines Beschützers, Ferdinand Sanseverino, Prinzen von Salerno, dessen Secretair er lange gewesen war, in französische Dienste, verlassen mit seinem Sohne Torquato dastand, ward von Guidobaldo freundlich aufgenommen und konnte in Muße sein Heldengedicht „Amadis" vollenden; der junge Torquato dagegen durfte am Unterricht des Erbprinzen mit theilnehmen.

Das lange Gedicht Bernardo's hatte anfangs fast den Erfolg von Ariosto's „Roland". Jetzt dürfte man indeß kaum den Muth haben die 100 Gesänge durchzulesen, und unglaublich scheint, was die Sage von Guidobaldo berichtet, daß er es jährlich ein paar mal gelesen habe. Trotz mancher einzelnen Schönheiten zeigt das Ganze doch von der damaligen, auch in der Malerei sichtlichen Richtung, die nur nach Leichtigkeit und Geschicklichkeit strebte. Der Verfall der italienischen Malerei war noch nicht da, aber er nahte und ward einige Zeit darauf nur noch durch die Caracci, Caravaggio und den Ritter von Arpino aufgehalten. Durch die Begünstigung der beiden Zuccaro und Baroccio's trug Guidobaldo das Seinige zur Verschlechterung des Geschmacks bei. Vorallem aber nahm die Malerei auf glasirte Thongefäße überhand, und obschon mitunter Meisterwerke darunter hervorgingen, so wurde dadurch dennoch die Mittelmäßigkeit am meisten gefördert.

Die Regierung Franz Maria's II., des sechsten und letzten Herzogs von Urbino, nimmt eine noch geringere Stellung als die seines Vorgängers ein; man könnte sie das Zeitalter des Verfalls nennen, wenn der Herzog nicht der Schützer Tasso's, Guarini's und Aldovrandi's gewesen wäre.

Torquato Tasso war mit dem Herzoge erzogen worden und Beide begingen den Fehler, miteinander auf dem Fuße der Gleichheit wie früher fortleben zu wollen. Die Folge davon war, daß Lucrezia d'Este, Schwester Alfonso's II., des Herzogs von Ferrara, die Gemahlin Franz Maria's, die Dritte bei dieser Freundschaft sein wollte.

Der Herzog war still und zurückgezogen, liebte das Studium und unterbrach dasselbe nur, um zwei mal die Woche zu jagen; man nannte ihn deshalb nur den „Fürst-Mönch". Mit 22 Jahren hatte er Lucrezia, die bereits 35 Jahre alt war, geheirathet. Diese war ehrgeizig und gebieterisch und wollte die Stellung ihres Gemahls benutzen, diesen Leidenschaften zu fröhnen. Jedoch fand sie an der Kälte und der Thatlosigkeit des Herzogs Widerstand. Sie wandte sich daher vom Ehrgeiz der Gefallsucht zu und in diesem Augenblicke war es, wo der Herzog Tasso, auf dessen Freundschaft er eifersüchtig war, an den Hof zurückberief.

Tasso brachte sein Drama „Aminta" mit und entzückte die Menge wie den Hof. Bei der damaligen Disposition Lucrezia's, die damals schon 40 Jahre alt war, dauerte es nicht lange daß diese zu dem jungen Dichter in heftiger Liebe entbrannte, und sich so wenig zurückhielt daß der Herzog ihr drohte sie zu ihrem Bruder nach Ferrara zurückzuschicken. Tasso war zurückhaltender und seine Sonette mehr galant als zärtlich. Lucrezia, die ihn zu dieser Zeit wieder in Ferrara wußte, legte es gerade darauf an von ihrem Gemahle getrennt zu werden und ging zu ihrem Bruder. Dem Herzoge war dies ziemlich gleichgültig und er kümmerte sich nicht um sie die 20 Jahre lang die sie noch lebte. Wenigstens findet man in dem Tagebuche, worin er die geringste Kleinigkeit gewissenhaft eintrug, Nichts weiter als folgende Bemerkungen: „14. Januar. Ich schicke den Abbé Brunetti nach Ferrara, um die Herzogin, meine Gemahlin, zu besuchen, die seit einigen Tagen krank ist. — 15. Februar. Ich höre daß Madame Lucrezia d'Este, Herzogin von Urbino, meine Gemahlin, in der Nacht vom 11. gestorben ist. — 19. Februar. Der Abbé Brunetti kehrt von Ferrara zurück."

Dagegen blieb Tasso stets in der vollen Gunst des Herzogs, obwol er die unschuldige Ursache des ehelichen Zwistes war. Als das „Befreite Jerusalem" erschien und bekanntlich zu Anfang überall nur Neidern begegnete, war es der Herzog von Urbino, der an alle Souveraine und Gelehrten Italiens schrieb, um einen Kreuzzug gegen die Verächter Tasso's zusammenzubringen. Er lud ihn ein, nach Pesaro zu kommen und dort ein Asyl zu suchen. Von der geheimnißvollen Liebe zu Leonoren, die bald eine Schwester Alfonso's, bald eine Hofdame gewesen sein soll, wieder nach Ferrara gezogen, ward Tasso dort eingekerkert und verdankte nur dem Herzoge von Urbino seine Befreiung. Seitdem irrte er, der finstersten Melancholie hingegeben, von Stadt zu Stadt bis zu seinem Tode.

Franz Maria war in anderer Beziehung glücklicher. Er nahm Galilei auf einer Reise nach Rom freundlich auf und unterhielt mit ihm einen lebhaften Briefwechsel ebenso wie mit dem berühmten Naturforscher Ulysses Aldovrandi, mit Guarini und vielen Theologen und Professoren. Papst Clemens VIII. drängte ihn, da er kinderlos war, das Herzogthum als päpstliches Lehn abzutreten; er wollte seine Unterthanen jedoch dadurch nicht unglücklich machen, und diese liebten ihn so daß sie ihn wieder zu heirathen auffoderten und ihm zuriefen: „Serenissimo, moglie!" Franz Maria gab nach und heirathete 1604 seine Nichte Livia, Tochter Hippolyt's della Rovere, die ihm auch einen Sohn Friedrich gebar. Er verkündete dem ängstlich harrenden Volke diese Geburt aus dem Palaste herab mit den Worten: „Meine Freunde, Gott hat uns einen Sohn gegeben." Der Jubel des Volks ahnte nicht die trüben Tage die dieser heißersehnte Prinz ihm bringen werde.

Seine schwache Gesundheit brachte es mit sich daß man ihm fast gänzlich seinen Willen ließ und ihn so von Grund aus verdarb. Er gab sich den größten Ausschweifungen hin und es half auch Nichts, als ihn sein Vater mit der Prinzessin Claudia, Tochter des Großherzogs von Toscana, vermählte, ihm den Thron abtrat und sich nach Castel Durante zurückzog. Vielmehr überließ sich jetzt Friedrich, der des letzten Zeugen ledig war, allen Orgien, befahl in der Stadt Feste zu Ehren seiner Maitresse, einer Schauspielerin, erhob die Komödianten zu Edelleuten und ward endlich selbst Schauspieler; er trat als Bedienter und besonders in Rollen auf wo er schmuzige Gesten anbringen konnte, sodaß der Hof von Urbino ein Bild römischer Kaiserherrschaft darbot. Eines Morgens fand man ihn im 18. Lebensjahre todt in seinem Bette und der alte Herzog mußte den Thron von neuem besteigen.

Friedrich hinterließ nur eine Tochter und der Heilige Stuhl begann von neuem dem Herzoge Abtretungsvorschläge zu machen, indem er mit Krieg drohte. Da der Großherzog von Toscana auf das Erbe seiner Enkelin verzichtete, wenn sie die Allodialgüter ihres Großvaters erhalten würde, so bequemte sich endlich auch der Herzog von Urbino 1626 zur Abtretung seiner Staaten an den Heiligen Stuhl und behielt sich nur den Titel eines Souverains und das Recht der Begnadigung vor. Im J. 1631 starb er in Castel Durante in einem Alter von 82 Jahren. 15.

Neugriechische Literatur.

Während in einem von Kollar hinterlassenen Werke behauptet und angeblich erwiesen wird (vergl. Nr. 29 d. Bl. f. 1852) daß die altitalienischen Völkerstämme Slawen gewesen seien, hat vor einiger Zeit ein neuerwählter Docent der hellenischen und lateinischen Philologie an der Universität in Athen, Panagiotis D. Kupitoris von Hydra, eine Abhandlung über die Verwandtschaft der albanesischen Sprache mit der altgriechischen veröffentlicht, in welcher er nachweist daß der albanesische Stamm hellenisch, d. h. pelasgisch oder äolisch ist, indem die albanesische Sprache viele Beziehungen zur äolischen habe oder vielmehr die Wurzeln der letztern in der albanesischen Sprache sich finden.

Auch auf dem Gebiete der hellenischen Lexikographie sind die Griechen seit längerer Zeit thätig gewesen. Zuerst übersetzte Anthimos Gazis aus Thessalien das griechische Wörterbuch von Schneider aus dem Deutschen, welches 1811—16 in Venedig in drei Bänden erschien und wodurch er eine große Lücke für die mit dem Studium der hellenischen Sprache sich beschäftigenden Neugriechen ausfüllte. Eine zweite Ausgabe dieser Uebersetzung des Schneider'schen Wörterbuchs von Gazis erschien ebenfalls in drei Bänden in Wien 1835—37. Nachdem eine 1819 in Konstantinopel unter dem Titel „Κιβωτός" begonnene Uebersetzung des „Thesaurus" von Stephanus aufgegeben worden war, unternahm es Konstantin Kumas aus Thessalien, das Wörterbuch der griechischen Sprache von Riemer aus dem Deutschen in zwei Bänden (Wien 1826) herauszugeben. Später erschien das auf selbständigern Studien beruhende „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" von Skarlatos Byzantios (Athen 1839), wobei zugleich eine sorgfältigere Berücksichtigung der altgriechischen Schriften, der nach dem Freiheitskampfe häufiger entdeckten altgriechischen Inschriften und der in der Volks- und Umgangssprache der heutigen Griechen erhaltenen echt und unleugbar altgriechischen Wörter stattfand. Die von diesem „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" 1852 erschienene, besonders nach dem Wörterbuche des H. Stephanus ausgearbeitete zweite Ausgabe ist außerdem mit einem Wörterbuche der in den griechischen Schriftstellern vorkommenden Eigennamen bereichert worden. In neuester Zeit gab der Grieche Emmanuel Antoniadis ein „Ἐπίτομον λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" nach der deutschen Stereotypausgabe des griechisch-deutschen Handwörterbuchs von J. A. E. Schmidt in Leipzig heraus (Athen, 1851). Ist auch diese Uebersetzung nach dem Ausspruche eines sachverständigen Richters in diesen Dingen, des Professors der hellenischen Literatur an der Universität Athen, Konst. Asopios, seiten des Verfassers sowie seiten des Herausgebers nicht frei von manchen Irrthümern und Mängeln, so erklärt doch derselbe die Herausgabe des Buchs an und für sich als besonders dankenswerth, indem er übrigens dabei den Wunsch ausspricht, theils daß auch das deutsch-griechische Wörterbuch des nämlichen Verfassers (Leipzig 1850) einen Uebersetzer für die Griechen finde, für welche es zum Studium der deutschen Sprache und

Literatur unentbehrlich sei, theils daß unter den Griechen bald ein zur Abfassung eines hellenischen Wörterbuchs geeigneter Mann erscheinen möchte, der die seltsame Meinung Passow's Lügen strafe, daß Niemand die altgriechische Sprache weniger kenne als die Neugriechen.

Von dem in Deutschland, namentlich auf den Universitäten Leipzig und Berlin gebildeten gegenwärtigen Professor der griechischen Literatur an der Otto-Universität in Athen, J. Benthylos, erhielten wir unter dem Titel „Στοιχεῖα μετρικῆς τῆς τῶν Ἑλλήνων καὶ Ῥωμαίων ποιήσεως" (Athen 1851) ein zur Erlernung der Anfangsgründe der Metrik und zur Kenntniß der bei den alten Griechen und Römern üblichen Versmaße besonders geeignetes, vornehmlich nach deutschen Quellen bearbeitetes, recht nützliches Lehrbuch, durch welches der Verfasser theils das Vorurtheil und die Abneigung gegen die Metrik als eine gar zu schwierige und trockene Wissenschaft bekämpfen, theils bei der griechischen Jugend das Gefühl und den Sinn für echte Rhythmik erwecken, theils Andern zur Abfassung einer Metrik Anlaß geben wollte. Unter der Bezeichnung „Μετρικὸν ἀναγνωσματάριον" findet sich eine Zusammenstellung verschiedener Beispiele aus griechischen und römischen Dichtern zu praktischem Gebrauche höchst zweckmäßig angehängt.

Von den beiden Juristen G. A. Rallis und Mich. Botlis sind die ersten beiden Theile einer auf sechs Bände berechneten, für die Geistlichkeit und die Laien der griechischen Kirche vorzüglich nützlichen Sammlung der Kirchengesetze der morgenländischen Kirche nebst dem „Νομοκάνων" des Photios und mit den Erklärungen des J. Zonaras, Th. Balsamon und M. Blastaris, sowie mit Anmerkungen des Aristenos u. A. unter dem Titel „Σύνταγμα τῶν θείων καὶ ἱερῶν κανόνων" in Athen 1852 erschienen. Der erste Band enthält namentlich den Nomokanon des Photios, wobei eine bisher unbekannte Handschrift desselben, die sich in der Bibliothek des verstorbenen Bischofs von Argolis, des Onkels des einen Herausgebers Rallis, befunden, benutzt worden ist. Im zweiten Bande sind die Kanones der Apostel, der sieben ökumenischen Synoden, sowie der ersten und zweiten konstantinopolitanischen Synode enthalten.

Zu dem neulich von uns erwähnten ersten Hefte der „Επιγραφαὶ ἀνέκδοτοι, ἀνακαλυφθεῖσαι καὶ ἐκδοθεῖσαι ὑπὸ τοῦ Ἀρχαιολογικοῦ Συλλόγου" ist bereits ein zweites Heft hinzugekommen (Athen 1852). Der eigentliche Herausgeber, P. Eustratiadis, hat es darin unternommen, die hier und dort zerstreuten Theile der bisher herausgegebenen Inschriften aufzusuchen, zusammenzustellen und mit Anmerkungen zu versehen. Die griechische Zeitschrift „Ἀθηνᾶ" empfiehlt das Unternehmen auch den Archäologen Europas.

Nach der zwölften Ausgabe des „Auszugs der römischen Geschichte" von Goldsmith und der zweiten der französischen Uebersetzung ist eine in griechischer Sprache besorgte Uebersetzung von Leontios M. Anastasiadis in zwei Theilen in einer verbesserten und vermehrten Ausgabe zu Athen 1852 erschienen. Der greise Uebersetzer, der sein Leben als Lehrer an verschiedenen Lehranstalten, z. B. als Gymnasiarch des Gymnasiums in Nauplia, der Bildung der griechischen Jugend gewidmet, hat diese zweite Ausgabe nicht blos mit interessanten Anmerkungen versehen, sondern auch dabei unter Vermeidung fremder Ausdrücke einer reinen griechischen Sprache sich befleißigt, sodaß das Buch theils in Ansehung des Gegenstandes, den es behandelt, theils um der sprachlichen Darstellung willen vornehmlich der griechischen Jugend empfohlen werden muß.

Von den in unsern Mittheilungen über neugriechische Literatur in d. Bl. schon oftmals erwähnten „Indischen Uebersetzungen" des Dimitrios Galanos ist neuerdings (Athen 1852) ein sechster Band von K. Georg Typaldos herausgegeben worden, der die „Chitopadassa" oder „Pantsa Tantra" (d. i. fünf Bücher) des Visnu-Sarman in griechischer Uebersetzung, zugleich auch, zu deren Ergänzung, die vor längerer Zeit herausgegebene, nach dem Persischen verfaßte Uebersetzung des indischen Pentateuch von Simeon Magister Seth enthält. Es muß wiederholt bemerkt werden daß diese indischen Uebersetzungen, welche durch die Herausgabe des genannten Georg Typaldos, durch dessen Prolegomenen und Anmerkungen einen besondern Werth erlangen, das Verdienst haben, theils die Griechen mit der Philosophie und Dichtkunst der Indier, aus welcher die alten Griechen so Manches geschöpft haben, also mit den Quellen der altgriechischen Philosophie, Poesie und Religion und der Mutter aller Religionen und der von Indien ausgegangenen Gesammtcultur der Menschheit bekanntzumachen, theils auch in sprachlicher Hinsicht auf die immer größere Reinigung und Veredlung, also die Bereicherung der neuen Sprache günstigen Einfluß zu äußern. Daß die Fundgruben der indischen Weisheit durch diese Uebersetzungen des Galanos auch den europäischen Indologen näher gerückt, zugänglichgemacht und aufgeschlossen werden, dürfte ebenfalls der Anerkennung werth sein, besonders bei der Genauigkeit und Treue dieser griechischen Uebersetzungen.

Von der bereits seit einiger Zeit mit Genehmigung der Kammern und der Regierung des Königreichs Griechenland begonnenen, von Andr. Mamukas herausgegebenen Sammlung der Verfassungsurkunden, Gesetze und ähnlicher Actenstücke vom J. 1821 bis Ende 1832, unter dem Titel „Τὰ κατὰ τὴν ἀναγέννησιν τῆς Ἑλλάδος" ist neuerdings (Athen, 1852) der zehnte Band erschienen. Der historische Werth dieser Sammlung, die manches geschichtliche Actenstück vor dem Untergange und der Vergessenheit rettet, wird dadurch in einem besondern Grade erhöht daß hier allen Denjenigen die in dieser Hinsicht sich belehren wollen Gelegenheit gegeben wird, den Geist kennen zu lernen, welcher die Griechen vom Anfange des Freiheitskampfes an bei Errichtung ihrer politischen Grundgesetze geleitet hat. Der vorliegende Band jener Sammlung enthält die Verhandlungen der Nationalversammlung von Argos im Juli und folgenden Monaten 1829 unter der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias, die Beschlüsse des Congresses, die verschiedenen Protokolle, die Schriften der damals in Griechenland weilenden Gesandten der drei Schutzmächte und des Präsidenten Kapodistrias, sowie dessen Verordnungen an den Congreß und die Erwiderungen des letztern — also reichen Stoff für die Geschichtsforschung und schätzbare Beiträge zur Kenntniß eines der wichtigsten Abschnitte aus der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes zu einer Zeit, da ihm und den Bestrebungen der Griechen nach einer festen Ordnung der Dinge noch nicht die spanischen Stiefeln des europäischen Staatensystems und einer engherzigen Politik angelegt waren. Namentlich die Griechen selbst können aus jenen Actenstücken für eine Vergleichung der spätern Geschichte ihres Staatslebens von 1833 an und theils vor, theils nach dem September 1843 mit den politischen Kämpfen in jener frühern Zeit unendlich Vieles, vornehmlich auch für Erlangung wahrer politischer Weisheit und für Aneignung echter uneigennütziger Vaterlandsliebe lernen!

Einen ähnlichen Nutzen in dieser letztern Hinsicht kann den Griechen unserer Tage auch eine politische Schrift gewähren, die unter dem Titel „Διάλογος δύω φίλων περὶ τῶν κοινῶν τῆς Ἑλλάδος ἰδίως καὶ τῶν γενικῶν τῆς Εὐρώπης πραγμάτων", bei Karl Tauchnitz in Leipzig gedruckt, 1851 erschienen ist und den gegenwärtigen griechischen Consul in Leipzig, Panagiotis Naum, zum Verfasser hat. Derselbe gibt sich hierin als einen warmen und verständigen Freund seines Vaterlandes zu erkennen, der über die Angelegenheiten und Zustände desselben in der jüngsten Vergangenheit, seit Kapodistrias, und in der Gegenwart unbefangen und offen sich äußert und dabei über Gegenstände sich ausspricht, die für einen jeden Griechen, der selbst ein Freund seines Vaterlandes ist und an der politischen Zukunft desselben regen Antheil nimmt, von Interesse und der Kenntnißnahme werth sind. Der Dialog den die Schrift enthält beschäftigt sich unter Anderm namentlich mit den Intriguen der einzelnen politischen Parteien in Griechenland, welche — worauf jedoch in dieser Ausdehnung hier nicht ein- und zurückgegangen worden ist — schon vor Kapodistrias ihr Unwesen

zum Nachtheil des Landes und Volkes getrieben haben, und welche besonders mit der Errichtung des Königthums in Griechenland und mit dem Eintritte der bairischen Regentschaft Nahrung gewannen und sich trotz der Septemberrevolution 1843 leider bis auf die neueste Zeit erhalten haben. Sie stehen aber in gewisser Beziehung mit der Politik der drei Schutzmächte in einem nähern Zusammenhange als der Verfasser anzunehmen scheint, und sind ein trauriges Anhängsel dieser traurigen Politik und jedenfalls so lange als nicht eine weniger egoistische, vielmehr wahrhaft vernünftige und im europäischen Interesse geleitete Politik an die Stelle getreten sein wird, ein nothwendiges Uebel. Ueber diese Politik der Schutzmächte urtheilt der Verfasser, besonders was England anlangt, sehr streng, aber durchaus wahr und gerecht, und was er für den unvermeidlichen Fall der wirklichen Lösung der orientalischen Frage den Griechen räth, ist ebenso der unverhohlene Ausdruck des Patriotismus des Verfassers, als es an und für sich durch jene Politik und die Umstände für die Letztern als ein Gesetz der Nothwendigkeit geboten wird.

Aus Athen erhielten wir noch eine kleine interessante Schrift von R. Bambas, Professor an der Otto-Universität, über das in Athen selbst befindliche, ziemlich gut erhaltene, den Kennern der griechischen Alterthümer daselbst auch unter dem falschen Namen „Laterne des Demosthenes oder Diogenes" bekannte schöne choragische Monument des Lysikrates: „Περὶ τοῦ ἐν Ἀθήναις Λυσικρατείου μνημείου" (Athen 1852). Die Schrift erschien zugleich mit einem Programm der in Athen bestehenden griechischen Privaterziehungsanstalt, über welche ersteres interessante statistische Mittheilungen und Schulnachrichten enthält. Ueber das gedachte Monument selbst, welches nach seinen architektonischen und plastischen Eigenthümlichkeiten als einzig in seiner Art angesehen werden muß, verbreitet sich der Verfasser theils im Allgemeinen, was die altgriechische Sitte der χορηγία anlangt, theils im Einzelnen in topographischer, chronologischer, historischer und bibliographischer Beziehung, sowie in Betreff der künstlerischen Beschreibung des Monuments, des Stils in dem es gebaut ist, und der mythischen Darstellungen auf dem Friese desselben, in höchst klarer, anschaulicher und kenntnißreicher Weise. Dabei unterläßt er es nicht, bei der Verschiedenheit der modernen Lebensverhältnisse, wie sie natürlich auch in Griechenland sich gestaltet haben, auf das Eigenthümliche des öffentlichen Lebens im alten Griechenland und auf die dadurch der natürlichen Entwickelung und der selbständigern reichern Bildung der Kunst zu Theil gewordene hohe Begünstigung, demnach aber auf die großen Vorzüge der hellenischen Kunst im Allgemeinen aufmerksamzumachen und in geistreicher Darstellung zum Nutzen der gegenwärtigen griechischen Jugend hinzuweisen. 29.

Notizen.

Schiller läßt in „Wallenstein's Tod" (vierter Aufzug, dritter Auftritt) den Bürgermeister von Eger, Pachhelbl, sprechen:

> Wir waren reichsfrei,
> Doch seit zweihundert Jahren ist die Stadt
> Der böhm'schen Kron' verpfändet. Daher rührt's
> Daß wir nur noch den halben Adler führen;
> Der unt're Theil ist kanzellirt, bis etwa
> Das Reich uns wieder einlöst.

Zu dieser Stelle gibt der soeben erschienene „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner" eine Berichtigung, woraus hervorgeht daß seltsamerweise ein Rechenfehler von **hundert** Jahren durch alle die zahlreichen Ausgaben des „Wallenstein" hindurchgeht; denn da Eger, welches seit den Zeiten Friedrich's des Rothbarts als eine in der Pfalz gelegene Freie Reichsstadt angesehen wurde, schon 1315 von Kaiser Ludwig dem Baier an König Johann von Böhmen verpfändet wurde, so kann der Bügermeister 1634 wol von 300, aber nicht von 200 Jahren reden. **Verkanzellirt** oder **verkarzerirt** heißt, daß der freie Reichsadler gleichsam in einen Käfig von Streifen der böhmischen Landesfarben, weiß und roth, bis an den Hals gesetzt wurde, welches Stadtwappen noch bis auf diesen Tag steht. 30.

Sicilische Geberdensprache.

„Als ich unter der Restauration" — erzählt François Barrière — „nach Neapel ging, verweilte ich einige Tage in Turin. Ich hatte hier einen jungen Diplomaten zum Freund, den Grafen d'Apremont, Attaché bei der französischen Gesandtschaft. Eines Abends als wir im Winkel beim Kaminfeuer plauderten, denn kaum war der Frühling im Anzuge, theilte er mir eine eigenthümliche Geschichte mit. Ich lasse ihn selbst reden." „Der neapolitanische Botschafter in Piemont ist geborener Sicilier. Ich war gestern mit seiner Gemahlin in der Gesandtschaft. Sie ist liebenswürdig, er ist geistreich; die Eine sieht man gern an, mit dem Andern plaudert man gern. Der Graf und die Gräfin waren die ganze Länge des Salons voneinander getrennt, Jedes an einem andern Ende, als die Rede auf die Beweglichkeit der Gesichtszüge der Sicilier kam. «Ist es wahr», sagte Einer von uns, «daß die Sicilier sich auf Entfernungen ohne Stimme und Handbewegungen durch die bloße Bewegung der Physiognomie untereinander verstehen?» «Nichts ist gewisser», entgegnete der Graf. «Wenn dem so ist», sagte der Frager lachend, «fragen Sie doch die Gräfin durch diesen neuen Telegraphen, ob sie uns nicht bald einen Ball geben wird.» «Gern,» sagte der Graf. Ein Augenblick, denn für uns war es nur ein Augenblick, ward zwischen beiden Siciliern gewechselt. «Nun, was hat die Gräfin geantwortet?» «Unmöglich, hat sie mir gesagt, für jetzt unmöglich, unser Hof legt morgen Trauer an.» Sofort steht Einer von uns auf, geht quer durch den Salon und fragt die Gräfin: «Wie, Sie werden uns also keinen Ball geben?» «Nein, ich habe den Grund bereits meinem Manne angegeben; ein Fest wäre jetzt unpassend, wir haben soeben eine Prinzessin verloren.» Urtheilen Sie selbst ob wir erstaunt waren", fuhr d'Apremont fort; wir mußten indeß dem Augenschein nachgeben." 31.

Bibliographie.

Kerst, S. G., Ueber Brasilianische Zustände der Gegenwart, mit Bezug auf die deutsche Auswanderung nach Brasilien und das System der brasilianischen Pflanzer, den Mangel an afrikanischen Sklaven durch deutsche Proletarier zu ersetzen, zugleich zur Abfertigung der Schrift des Kaiserlich brasilianischen Professors Dr. Gade: Bericht über die deutschen Kolonien am Rio preto. Berlin., Veit u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Kirchhoff, A., Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2tes Bändchen: Das 17. und 18. Jahrhundert. — A. u. d. T.: Versuch einer Geschichte des deutschen Buchhandels im 17. und 18. Jahrhundert bis zu Reich's Reformbestrebungen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Korschelt, G., Geschichte von Berthelsdorf. 2 Lieferungen. Berthelsdorf bei Herrnhut. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Poland, F., Praktische Bemerkungen zum Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Orth, E., Die Evangelische Kirche und die gemischten Ehen zwischen Evangelischen und Römisch-Katholischen. Ein Vortrag, gehalten auf dem fünften Deutschen Evangelischen Kirchentage zu Bremen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1852. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reden, v., Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den vier letzten Regierungsformen. Eine statistische Skizze. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

In **Wilhelm Braumüller's** Buchhandlung des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ist in Commission erschienen:

Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1853. Cart. 20 Ngr.

Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 9. Mai 1852. 15 Ngr.

Inhalt: Eröffnungsrede Sr. Excellenz des Herrn Curators Dr. Alex. Bach. — Vortrag „über die Wichtigkeit des Naturstudiums" von Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten Dr. Andr. Ritter von Baumgartner. — Bericht über die Veränderungen und die Wirksamkeit der Akademie, von dem General-Secretär Dr. Ant. Schrötter. — Vortrag über die k. k. General-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, von Dr. K. Kreil. — Ueber die Vielsprachigkeit von Freih. v. Hammer-Purgstall.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. III. Band. 1. Lief. mit 9 Tafeln Abbildungen. 6 Thlr. III. Band. 3. Lief. mit 14 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.
(Die 2. Lieferung erscheint später.)

Pokorny, Alois, Die Vegetationsverhältnisse von Iglau. Ein Beitrag zur Pflanzengeographie der böhmisch-mährischen Gebirge. Mit einer Karte von den Umgebungen Iglaus. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. VII. 3. Heft 1 Thlr. 10 Ngr. 4. und 5. Heft 2 Thlr. 10 Ngr. VIII. Band 1. Heft 24 Ngr. 2. Heft 1 Thlr. 15 Ngr. 3. Heft 1 Thlr. 4. Heft 1 Thlr. 10 Ngr. 5. Heft 12 Ngr. IX. Band 1. Heft 2 Thlr. 10 Ngr. 2. Heft 1 Thlr. 15 Ngr.

Unger, F., Med. et Phil. Dr., bot. Prof. publ. ord., Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. 2 Thlr. 28 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften.*

Bibra, Dr. Freiherr von, Die Algodon-Bay in Bolivien. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 26 Ngr.

Böhm, Dr. J. G., Beobachtungen von Sonnenflecken und Bestimmung der Rotations-Elemente der Sonne. 1 Thlr. 18 Ngr.

Boué, Dr. Ami, Ueber die ewigen Gesetze der Natur, die Einfachheit, die Einheit und das allmählige Uebergehen besonders in der Mineralogie, Geologie und Paleontologie, mit Berücksichtigung des jetzigen Standes der Wissenschaften. 25 Ngr.

Brücke, Ernst, Untersuchungen über den Farbenwechsel des afrikanischen Chamäleons. Mit 2 Tafeln. 28 Ngr.

Kner, Dr. Rud., Neue Beiträge zur Kenntniss der Kreide-Versteinerungen von Ost-Galizien. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kollar, Vincenz, Die Cerr-Eichen-Blattwespe, Tenthredo (Emphytus) Cerris. Ein forstschädliches Insect. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.

Kreil, Karl, Einfluss des Mondes auf die magnetische Declination. 20 Ngr.

Lichtenfels, Rud., **Fröhlich**, Rud., Beobachtungen über die Gesetze des Ganges der Pulsfrequenz und Körperwärme in den normalen Zuständen, so wie unter dem Einflusse bestimmter Ursachen. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, Prof. Dr. Fr., und **Wedl**, Dr. C., Beiträge zur Anatomie des zweibuckeligen Kameeles (Camelus bactrianus). Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pohl, Dr. J. J., Nachtrag zur thermo-aräometrischen Bierprobe. 10 Ngr.

Reissek, Siegfr., Die Faserngewebe des Leines, des Hanfes, der Nessel und Baumwolle. Mit 14 Tafeln. 5 Thlr.

Schläfli, Dr., Ueber die Resultate eines Systems mehrerer algebräischen Gleichungen. Ein Beitrag zur Theorie der Elimination. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmarda, Ludw. K., Zur Naturgeschichte der Adria. Mit 7 Tafeln. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schrötter, Prof. A., Aequivalentbestimmung des Phosphors. 10 Ngr.

Spitzer, Simon, Auflösung transcendenter Gleichungen. 8 Ngr.

Stampfer, Prof. S., Theoretisch-praktische Abhandlung über die Verfertigung und den Gebrauch des Alkoholometer. 28 Ngr.

Unger, Prof. Franz, die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer historischen Bedeutung. 1 Thlr.

Unger, Dr. Franz, Iconographia plantarum fossilium. Bildung und Beschreibung fossiler Pflanzen. Mit 22 Tafeln. 8 Thlr. 10 Ngr.

b) *Aus den Sitzungsberichten.*

Brücke, Prof. Ernst, Vergleichende Bemerkungen über Farben und Farbenwechsel bei den Cephalopoden und bei den Chamäleonen. 2 Ngr.

— — Ueber die Zunge bei den Chamäleonen. Mit 1 Tafel. 4 Ngr.

Engel, Prof. Dr. Jos., Ueber die Gesetze der Knochen-Entwickelung. Mit 4 Tafeln. 25 Ngr.

Ettingshausen, A. v., Weitere Bemerkungen zu dem Vortrage des Herrn Prof. Petzval vom 15. Jänner 1852. 2 Ngr.
Ettingshausen, Const. v., Die Proteaceen der Vorwelt. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr.
— — Ueber fossile Pandaneen. Mit 4 lithographirten Tafeln. 10 Ngr.
— — Beitrag zur fossilen Flora von Wildshuth in Oberösterreich. Mit 4 lithographirten Tafeln. 10 Ngr.
Fritsch, C., Kalender der Flora des Horizontes von Prag. 20 Ngr.
— — Ueber die Temperaturverhältnisse etc. in Böhmen. 20 Ngr.
Griesinger, Prof. W., Ueber die pathologische Anatomie des in Egypten vorkommenden biliösen Typhoids. 4 Ngr.
Haidinger, W., Ueber den Zusammenhang der Körperfarben oder des farbig durchgelassenen und der Oberflächenfarben und des farbig zurückgeworfenen Lichtes gewisser Körper. 6 Ngr.
— — Note über die Richtung der Schwingungen des Lichtäthers in geradlinig-polarisirtem Lichte. 4 Ngr.
— — Die Löbischen Ringe, eine Beugungs-Erscheinung. 4 Ngr.
— — Niedrigste Höhe von Gewitterwolken. 2 Ngr.
Hauer, Fr. v., Ueber den gegenwärtigen Zustand des Museums der k. k. geologischen Reichsanstalt. 4 Ngr.
Heckel, Jos., Erster Anhang zum Reisebericht; Die Störarten aus den Lagunen bei Venedig. Mit 2 Tafeln. 10 Ngr.
— — Zweiter Anhang zum Reisebericht. 1 Thlr.
— — Dritter Anhang zum Reisebericht. 1 Thlr. 10 Ngr.
Heeger, Ernst, Beiträge zur Naturgeschichte der Insecten. Als Beiträge zur Fauna Oesterreichs. Mit 11 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.
— — Beiträge zur Naturgeschichte der Physopoden (Blasenfüsse). Mit 10 Tafeln. 1 Thlr.
— — Beiträge zur Naturgeschichte der Insecten. Mit 5 Tafeln. 16 Ngr.
Heuglin, Dr., Ueber ein Cetaceum (Balaenoptera Lacep?) aus dem rothen Meere. Mit 1 Tafel. 4 Ngr.
Hinterberger, Med. et Chir. Dr., Beitrag zur Kenntniss der Quecksilber-Verbindungen der Alkaloide. 4 Ngr.
Hornig, Emil, Ueber die chemische Zusammensetzung einiger in der Gegend von Krems vorkommenden Weisssteine. 2 Ngr.
Hyrtl, Prof. J., Ueber das Arterien-System des Lepidosteus. 4 Ngr.
Kavalier, A., Ueber das Korianderöl. 2 Ngr.
Kner, Prof. Dr. Rud., Ueber die Mägen der Blinddärme der Salmoniden. Mit 2 Tafeln. 15 Ngr.
Kotschy, Theod., Ueberblick der Vegetation Mexicos. 3 Ngr.
Kreil, Carl, Erster Bericht über die k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. 3 Ngr.
Leydoldt, Prof F., Ueber die Krystallbildung im gewöhnlichen Glase und in den verschiedenen Glasflüssen. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.
— — Beiträge zur Kenntniss der Krystallformen und der Art der Bildung des Eises. 5 Ngr.
Lichtenfels, Dr., Ueber den Puls als ein Symptom, so wie als numerisches Maas der physiologischen Arzneiwirkung. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.
Nendtwich, Prof., Chemisch-technische Untersuchung der vorzüglichsten Steinkohlen-Lager Ungarns. 8 Ngr.
Partsch, Director, Analyse des Meteoreisens von Rasgata in Neugranada von Prof. **Wöhler** in Göttingen, mit Notizen über das Vorkommen und die physikalischen Eigenschaften desselben. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.
Petzval, Prof. Jos., Ueber ein allgemeines Princip der Undulationslehre: Gesetz der Erhaltung der Schwingungsdauer. 4 Ngr.
Petzval, Prof. Jos., Ueber die Unzukömmlichkeiten gewisser populärer Anschauungsweisen in der Undulationstheorie und ihre Unfähigkeit, das Princip der Erhaltung der Schwingungsdauer zu ersetzen. 4 Ngr.
Pohl, J. J., Ermittelung des technischen Werthes der Kartoffeln. 3 Ngr.
— — Nachtrag zur thermo-aräometrischen Bierprobe. 2 Ngr.
— — Ueber die Anwendung der Pikrisäure zur Unterscheidung von Geweben vegetabilischen und thierischen Ursprunges. 2 Ngr.
— und **Schabus**, J., Tafeln zur Reduction der in Millimetern abgelesenen Barometerstände auf die Normaltemperatur von 0° Celsius. 8 Ngr.
Pokorny, Alois Prof., Ueber die Verbreitung und Vertheilung der Lebermoose von Unterösterreich. 4 Ngr.
Reissek, Dr. Siegf., Untersuchungen über die Fäulniss der Mohrrüben. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.
Rochleder, Prof. Fr., Ueber die natürliche Familie der Rubiaceae. 4 Ngr.
— — Ueber die natürliche Familie der Ericinae. 5 Ngr.
— und **Hlasiwetz**, Dr., Ueber die Wurzel der Chiococca racemosa. 4 Ngr.
Rokitansky, Prof. K., Ueber die Entwickelung der Krebsgerüste mit Hinblick auf das Wesen und die Entwickelung anderer Maschenwerke. Mit 2 Tafeln. 10 Ngr.
— — Ueber den Zottenkrebs. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.
— — Ueber den Gallertkrebs mit Hinblick auf die gallertigen Geschwülste. Mit 3 Tafeln. 12 Ngr.
Schabus, F., Ueber das bei der Quecksilbergewinnung aus Fahlerzen gebildete Kalomel, nebst einem Berichte Winkler's über die Gewinnung des Quecksilbers aus Fahlerzen. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.
Schöbl, Eduard, Vielfache Brechung eines Lichtstrahles in Kalkspath-Krystallen. Mit 2 Tafeln. 5 Ngr.
Schrötter, Professor A., Bemerkungen zu Jacquelain's Aequivalentbestimmung des Phosphors. 2 Ngr.
— — Ueber die Ursache des Leuchtens gewisser Körper beim Erwärmen. 2 Ngr.
Schwartz, Rob., Vorläufige Notiz über die Bestandtheile des Krautes von Galium verum und Galium aparine. 2 Ngr.
Skuhersky, Rud., Die Theorie der Theilungspuncte, als Beitrag zur Lehre von der freien Perspective. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.
Sonnleithner, H. v., Skizze über den österreichischen Reisenden Virgil von Helmreichen. 4 Ngr.
Stampfer, Prof. A., Methode, den Durchmesser der Pupille sowohl bei Tage als bei Nacht am eigenen Auge zu messen. 2 Ngr.
Steinheil, Sectionsrath, Rectification des Gehaltmessers der optischen Bierprobe. 2 Ngr.
Streffleur, V., Ueber die Natur und die Wirkungen der Wildbäche. Mit 1 Karte. 8 Ngr.
— — Einiges über Wasserstands- (Pegel-) Beobachtungen und deren Aufzeichnung. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.
— — Orographisch-hydrographische Studien über das Gebiet des österreichischen Kaiserstaates. Mit 2 Tafeln. 16 Ngr.
Suess, Eduard, Ueber Terebratula Dyphia. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.
Unger, Dr. F., und **Hruschauer**, Dr. F., Ueber die im Salzberg zu Hallstatt im Salzkammergute vorkommenden Pflanzentrümmer. 4 Ngr.
Vlacovik, Dr. Paolo, Dell' apparecchio ses suale de monotremi. Con due tavole. 8 Ngr.
Willigk, Dr. Erwin, Untersuchung der Blätter der Rubia tinctorum. 2 Ngr.
Zippe, F. X. M., Ueber den Rittingerit. Eine neue Species des Mineralreiches. 2 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. III. Band mit 4 Tafeln. 5 Thlr.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. VII. Band. 1.—4. Heft 1 Thlr. 25 Ngr. VIII. Band. 1. Heft 20 Ngr. 2 Heft 20 Ngr.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth.: Diplomataria et acta. V. Band. Codex Wangianus. Urkundenbuch des Hochstiftes Trient, begonnen von Friedr. von Wangen, Bischofe von Trient und Kaiser Friedrich's II. Reichsvicar für Italien; fortgesetzt von seinen Nachfolgern. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Rud. Kink, Ministerial-Concipisten beim k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht. 2 Thlr.

Fassel, Hirsch B., Das mosaisch-rabbinische Civilrecht, bearbeitet nach Anordnung und Eintheilung der neueren Gesetzbücher und erläutert mit Angabe der Quellen. I. Band. 1. und 2. Theil. 2 Thlr. 10 Ngr.

Münch-Bellinghausen, Freih. Eligius von, Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen. 1 Thlr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 1852. Für 24 Nummern 2 Thlr.

Sitzungsberichte der philosophischen Classe 1851. VII. Band. 3. Heft 1 Thlr. 10 Ngr. 4. und 5. Heft 20 Ngr. VIII. Band. 1.—2. Heft 20 Ngr. 3.—4. Heft 1 Thlr. 5. Heft 20 Ngr. IX. Band. 1. Heft 28 Ngr.

Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg. Aus dem VIII. bis XIII. Jahrhundert. Mit Erläuterungen von Th. G. v. Karajan. Mit 2 Tafeln Schriftproben. Fol. 4 Thlr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Gaisberger, J., Ovilaba und die damit in nächster Verbindung stehenden Alterthümer. Mit 4 Abbildungen. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hammer-Purgstall, Dr. Freiherr, Ueber die Namen der Araber. 24 Ngr.

— — Die Geisterlehre der Moslimen. Mit 1 Tafel. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Ueber Bogen und Pfeil, den Gebrauch und die Verfertigung derselben bei den Arabern und Türken. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hügel, Freiherr C. v., Das Kabul-Becken und die Gebirge zwischen dem Hindu-Kosch und der Sutley. I. Abth. 2 Thlr. II. Abth. 20 Ngr.

Kremer, Prof. Alfr. v., Beiträge zur Geographie des nördlichen Syriens. (Nach Ibn Schihne's: Dorr-El-Mentacheb Fi Tarich Haleb.) 15 Ngr.

Pfizmaier, Dr. A., Das Li-Sao und die neuen Gesänge. Zwei chinesische Dichtungen aus dem dritten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten.

Ankershofen, Gottlieb Freih. v., Des Abtes Zacharias Gröblacher Annales Ossiacenses. Mit der Fortsetzung durch Abt Hermann Ludinger aus den Blättern eines Ossiacher Codex abgeschrieben und mitgetheilt. 5 Ngr.

— — Urkunden — Regesten zur Geschichte Kärntens. (Fortsetzung.) 8 Ngr.

Beidtel, Ign., Ueber österreichische Zustände in den Jahren 1740—1792. 15 Ngr.

— — Ueber die Justizreformen unter K. Leopold II., und ihren Einfluss auf den gesellschaftlichen Zustand. 4 Ngr.

Bergmann, Jos., Ueber die Freiherrn und Grafen zu Rogendorf, Freiherrn auf Mollenburg. 16 Ngr.

— — Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Bregenz im Jahre 1408 und deren Retterin Ehrguta mit ihrem vermeintlichen Denkmale. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Blumberger, Friedr., Ueber den Gehalt des österreichischen Pfennigs im 14. Jahrhunderte, als Beitrag zur Geschichte des österreichischen Münzwesens. 4 Ngr.

Chmel, Jos., Habsburgische Excurse. III. 8 Ngr.

— — Versuch einer Begründung meiner Hypothese über den Ursprung des Privilegium Majus von 1156. 8 Ngr.

Diemer, Jos., Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur. I. Theil. 20 Ngr.

Fabricius, Carl, Der Process des Schässburger Bürgermeisters Johann Schuller von Rosenthal. 15 Ngr.

Goldenthal, Prof. Dr., Die neueste historische Schule in der jüdischen Literatur. Zugleich Bericht über die von Herrn Leopold Dukes herausgegebenen in dies Bereich einschlagenden hebräischen Werke. 5 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freiherr, Bericht über den zu Kairo im Jahre d. H. 1251 (1835), in sechs Folio-Bänden erschienenen türkischen Commentar des **Mesnevi** Dschelaleddin Rumi's. 20 Ngr.

— — Neuestes zur Förderung der Länder-, Sprachen- und Völkerkunde Nord-Afrikas. 8 Ngr.

Höfler, Constant., Fränkische Studien. I. 20 Ngr.

— — Fränkische Studien. IV. 15 Ngr.

Jäger, Prof., Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniss des Cardinals Nicolaus von Cusa, als Bischofs von Brixen zum Herzoge Sigmund von Oesterreich und zu dem Benedictiner Nonnen-Münster Sonnenburg im Pusterthale. Von 1018—1465. 5 Ngr.

Jäger, Prof., Ueber Leistungen auf dem Gebiete der Alterthumsforschung in Tirol. Mit 2 lithographirten Tafeln. 10 Ngr.

— — Zur Vorgeschichte des Jahres 1809 in Tirol. 8 Ngr.

Karajan, Th. G. v., Bericht über die bisherigen Leistungen der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, erstattet in der Classensitzung vom 29. April 1852. 8 Ngr.

Koch-Sternfeld, Ritter J. J., Zur Vorgeschichte der Dynastien von Mürzthal und Eppensten in der Steiermark. 4 Ngr.

Kremer, Prof. v., Vortrag über ein vorgelegtes Druckwerk:

Description de l'Afrique par un Arabe anonyme du sixième siècle de l'Hégire. 4 Ngr.

Kudler, Dr. Jos. Ritter v., Ueber Gesetze, welche die Zinsenforderung im Privat-Verkehr beschränken. 5 Ngr.

Müller, Jos., Byzantinische Analecten, aus Handschriften der S. Markus Bibliothek zu Venedig und der k. k. Hof Bibliothek zu Wien. 15 Ngr.

Otto, Karl, Zur Charakteristik des heiligen Justinus, Philosophen und Märtyrers. 4 Ngr.

Pfizmaier, A. Dr., Untersuchungen über den Bau der Aino-Sprache. 10 Ngr.

— — Kritische Durchsicht der von Dawidow verfassten Wörtersammlung aus der Sprache der Aino's. 1 Thlr.

— — Ueber einige Eigenschaften der Japanischen Volkspoesie. 4 Ngr.

Pichler, Georg, Geschichte der ehemaligen Herrschaft Radek im Salzburgischen. 4 Ngr.

Pritz, Franz Xaver, Ein Beitrag zur Geschichte der Lamberge von Steier, besonders in jüngerer Zeit. 4 Ngr.

Schimper, Dr., Berichte aus und über Abyssinien. 4 Ngr.

Schleicher, Prof., Ueber v (-ov-, -cv) vor den Casus-Endungen im Slawischen. 4 Ngr.

Seidl, Custos J. G., Fortsetzung der Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. 4 Ngr.

Sibiljan, P. Clemens, Beschreibung von XII noch unedirten Münzen der Armenisch-Rubenischen Dynastie in Kilikien. Mit Abbildungen. 10 Ngr.

Springer, Johann, Parallelen zwischen politischen und materiellen Bauten. 4 Ngr.

Stülz, J., Ueber den Grafen Ulrich von Schaumburg, den angeblichen Erzieher des Herzog Rudolph IV. von Oesterreich. 2 Ngr.

— — Ausschusstag für fünf niederösterreichische Lande in Wien 1556. 4 Ngr.

Tafel, G. L. F., Theophanis Chronographia. Probe einer neuen kritisch-exegetischen Ausgabe. 28 Ngr.

Wattenbach, W., Die österreichischen Freiheitsbriefe. Prüfung über deren Echtheit und Forschungen über ihre Entstehung. 8 Ngr.

Wocel, Prof. Joh., Bericht über die im August und September 1851 unternommene kunst-archäologische Bereisung Böhmens. 4 Ngr.

Wolf, Ferd. Dr., Ein spanisches Frohnleichnamsspiel vom Todtentanz. 8 Ngr.

Zappert, Georg, Stab und Ruthe im Mittelalter. Mit 2 Tafeln Abbildungen. 8 Ngr.

Zeibig, Dr. H. J., Cooperator, Die Familienchronik der Beck von Leopoldsdorf. 5 Ngr.

Zeibig, Phil. Dr. Hartmann Jos., Chorherr zu Klosterneuburg. Die kleine Klosterneuburger Chronik 1322 bis 1428. Zugleich Nr. 1, 2 und 3 der Monumenta Claustroneoburgensia. 20 Ngr.

Zimmermann, Dr. Rob., Der Cardinal Nicolaus Cusanus als Vorläufer Leibnitzens. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 8. —— 19. Februar 1853.

Inhalt.

Die deutsche Journalistik im Zusammenhange mit der Entwickelung der deutschen Literatur und Gesammtbildung.

Erster Artikel.

Die Stürme von 1848 und 1849 haben wie in unsern Illusionen überhaupt, so auch in unserer Journalistik arg gewüthet und Blatt für Blatt von ihrem Stamme abgelöst und in ihrem Wirbel fortgeführt, wir wissen nicht wohin. Alle jene der Unterhaltung und der ästhetischen Kritik gewidmeten Blätter und Blättchen, zu deren Benamsung Himmel und Erde, die Sternen- und die Blumenwelt, die Mythologie, die Tageszeiten und das Lexikon socialer Terminologien geplündert wurden: „Zeitung für die elegante Welt", „Freimüthige", „Berliner Conversationsblatt", „Wiener Conversationsblatt", „Morgenzeitung" (die Kind-Kraukling'sche), „Oestreichisches Morgenblatt", „Rheinische Morgenzeitung", „Abendzeitung", „Mitternachtzeitung", „Ost und West", „Nordlicht", „Komet", „Planet", „Wandelstern", „Spiegel", „Damenspiegel", „Zeitspiegel", „Hesperus", „Hebe", „Flora", „Neue Flora", „Eos", „Mercur", „Pandora", „Phönix", „Berliner Kurier", „Bazar", „Deutscher Horizont", „Charivari", „Eulenspiegel", „Eremit", „Posaune", „Salon", „Rosen", „Telegraph", „Schnellpost", „Originalien", „Freihafen", „Literarischer Zodiacus", „Athenäum" (das Riedel'sche und das Meyen'sche), „Deutsche Blätter", „Münchener Blätter" — und wie sie alle geheißen worden sein mögen, diese Hunderte von Kindern des launischen Augenblicks —, sie waren bereits vor dem Jahre 1848 an Alters- oder Jugendschwäche und dem Abonnentenzehrfieber hingesiecht, oder starben, wie vom Schlage getroffen, mit dem Ausbruche jenes vielfach merkwürdigen Jahres eines jähen Todes, oder ergriffen wie lebensunfähig gewordene Ministerien diese Weltkatastrophe als willkommenen Vorwand, von dem so kritisch gewordenen Schauplatze abzutreten. Der Schwarze Tod, der unter den Legionen unserer belletristischen Journalistik so arg gehaust daß noch kaum ein älteres Blatt dieser Gattung ein Leben nach dem Tode führt, darf als ein Beweis gelten daß unsere literarische und ästhetische, unsere sociale und politische Bildung einen merkwürdigen und beachtenswerthen Umschwung erfahren hat.

Im Laufe eines Jahrhunderts scheinen wir über ein Jahrtausend hinweggeschritten zu sein. Die Reichsschneckenpost hat wie im Waaren- und Personenverkehr, so auch auf dem Gebiete der Intelligenz, der religiösen und moralischen Begriffe aufgehört. Unsere Großväter kannten keine telegraphischen Depeschen, keine Feuilletons, keine Leitartikel. Ihre beschränkten, aber in sich festen Anschauungen und Moralbegriffe haben sich in flüchtige Gase und Dämpfe verwandelt. Die Postille ist in den Bodenwinkel geworfen, den Spinnen zur Behausung, welche ihren ehrwürdigen Deckel mit ihren Netzen umziehen. Währenddessen treiben wir mit Hülfe der Zeitungen große Politik und schöpfen unsere Kenntniß socialer Zustände aus Eugen Sue oder christlich-romantische Gesinnung aus Oskar von Redwitz!

Da blättere ich in dem Prutz'schen „Deutschen Museum" und treffe auf einige von Voigts mitgetheilte Briefe Hölty's, die dieser treuherzige Mensch im Jahre 1775 schrieb, den ersten an seinen Vater, die drei letzten an seinen Stiefbruder Levin, und die um so größere Beachtung verdienen, je weniger Briefe von Hölty übriggeblieben sind. Der Dichter litt damals gerade heftig an den Beschwerden seines unheilbaren Brustleidens, aber er macht dafür weder das hanoverische Regierungssystem noch die deutsche Handelspolitik oder irgend einen seiner

Recensenten verantwortlich. Dieses Siechthum war ihm ja auch Gottes Schickung. Wir glauben außer an unsere eigene Göttlichkeit höchstens noch an das Wirken der Materie und die Herrschaft des Zufalls, als ob von diesen abhängig sein ehrenvoller für uns wäre als von einem persönlichen Gott abhängig sein, und als ob die Menschheit, wenn eine tiefe und wirkliche Noth über sie kommen sollte, in ihrer Erlösungsbedürftigkeit nicht zuletzt der „Göttin Materie" und dem „Gott Zufall" Altäre errichten würde.

Freilich können wir nicht mehr denken, dichten und Briefe schreiben wie die Mitglieder des Hainbunds. Wir sind Producte und Kinder einer Zeit, in welcher sich jener Wissensdurst, der eher zur Skepsis als zum Glauben führt, schon in der zarten Jugend entwickelt und die naturhistorische Forschung Gesetze bloßgelegt hat, die sich mit den Gesetzen der Orthodoxie nicht immer in gewünschten Einklang bringen lassen. Die Scheibe der Gesellschaft hat sich gedreht und wir mit ihr. In einem vollen, noch dazu sturmgepeitschten Strome kann sich die einzelne Welle nicht vornehmen stehen zu bleiben, und wenn Alles um uns her lange Beine macht, so liegt darin für den Einzelnen die Auffoderung, sie auch seinerseits so lang zu machen als er eben kann. Auch die Dämpfe und Gase und elektrischen Kräfte, womit wir so große Dinge verrichten, kommen von Gott, und selbst der deutsche Bauer, dem man einen Mangel an Stabilität gewiß nicht vorwerfen kann, benutzt die Eisenbahn, weil er weiß daß er damit rascher, bequemer und im Grunde auch wohlfeiler befördert wird als mit seinem eigenen Gespann. Auch die frömmsten Leute, selbst die Herren Jesuitenpatres verschmähen die Eisenbahn nicht, während sie, in ihren bequemen Sitz zurückgelegt, über das vorgespannte Teufelsroß und die ganze teuflische Erfindung trübselige Betrachtungen anstellen. Wir müssen diese Erfindung mit ihrem allerdings höllischen Gezisch und Gekreisch hinnehmen, wie unsere Vorfahren die Erfindung des Schießpulvers und des Buchdrucks sammt ihren guten und bösen Folgen auch hingenommen haben.

Nur das darf man nicht zugeben daß das Band welches die Eisenbahnen um Individuen, Stände, Stämme und Völker schlingen ein moralisches sei. Nur das soll man sich nicht einbilden daß man uns eine besondere Wohlthat erzeige, wenn man in uns auf eine kleine Landscholle zusammengepackten Europäern den unruhigen, auf bloßen Gewinn und Erwerb erpichten Geist der Nordamerikaner anfacht, die über so unendliche Territorien gebieten daß sie noch Jahrhunderte lang Raum genug haben um diesen Geist austoben zu können. Nur das soll man nicht billigen daß den Männern der extremen Richtungen die Zeit in ihren Ausschreitungen nach Links und Rechts noch immer nicht schnell genug geht, daß sie ihr die mit heißen Dämpfen gefüllten Locomotiven ihrer eigensinnigen Doctrin vorspannen, wobei man freilich eine zeitlang wie mit Windesschnelle fortkommt, dann aber noch weit vom Ziele aus dem Gleise geschleudert wird, um am Fuße der Böschung mit zerschlagenen Gliedern bewegungslos liegen zu bleiben. Es ist das Unglück sowol der Franzosen als Deutschen daß sie mit ihren Theorien den gegebenen Zuständen um Jahrhunderte voraus zu sein pflegen und augenblicklich entstandenen, im nächsten Augenblick erlöschenden glänzenden Luftgebilden nachjagen, ohne zu merken daß ihnen der Boden unter den Füßen bereits entweicht.

Noch zu Klopstock's Zeit waren es die einfachsten, aber erhabensten Gegenstände die man in der Poesie zu verherrlichen liebte: Gott, Unsterblichkeit, Vaterland, Freundschaft, Tugend, Naturgenuß — Gegenstände mit denen man sein Leben schon ausfüllen und womit man auskommen kann. Das sind nicht Parteidevisen, nicht ästhetische Grillen, nicht epigrammatische Salonpointen, sondern Devisen der Menschheit selbst, und um ihr Banner scharte sich was in Deutschland überhaupt auf Bildung Anspruch machte. Die Gegensätze von voltairianisirendem Unglauben und von Mystik und Pietismus waren zwar vorhanden, jener aber beherrschte nur die aristokratischen Kreise, nicht die Massen und nicht die tonangebenden Dichter, Philosophen und Literatoren, und der Pietismus trat nicht in dem Grade hervor um unter dem literarisch gebildeten Publicum selbst eine Zersplitterung herbeizuführen. Der Katholik, insofern er sich überhaupt zu den literarisch Gebildeten zählte, las und verehrte Klopstock's „Messiade" und Oden ganz ebenso wie der Lutheraner und Calvinist, und selbst Unchristen und Ueberchristen erbauten und erquickten sich gemeinsam wenigstens an diesen für die damalige Zeit ganz neuen Formen und Gedanken. Literarische und theologische Zänkereien freilich gab es auch; aber das lesende Publicum ließ sie sich nicht anfechten; es las nicht um seinen Autor zu kritisiren oder sich für ihn auf acht Tage zu echauffiren, die Verehrung die es seinen Lieblingen widmete war eine echte, ursprüngliche, naive und hing nicht von zufälligen Attributen des Autors, seinem Stande, seiner gesellschaftlichen Stellung, seinen Glücksgütern, seinen Connexionen, seinen geselligen Talenten ab. Die Dichter und Literatoren der damaligen Zeit, selbst die dem adeligen Stande angehörigen, lebten auch sehr wenig in der „Gesellschaft", und von Klopstock namentlich wird gemeldet daß er die Gesellschaften der Vornehmen gemieden habe, weil er gewohnt gewesen in ihrer Herablassung etwas für das Talent Beleidigendes zu erkennen. Im Publicum fragte man damals nicht: Wie sieht mein Lieblingsautor aus? Wie trägt er sich? Welche Figur spielt er in der Gesellschaft? Welche Nase hat er? Man war damals noch nicht so materialistisch wie jetzt, Genie und Talent von der Richtung und Form des Stückchen Fleisches an der Nasenspitze abhängig zu machen!

Ein Umstand trug zur Erhebung der Gemüther und zur Einigung der Geister wesentlich bei: die Deutschen hatten seit langer Zeit wieder einmal einen Nationalheros, den preußischen Fritz, dessen Thaten, wie Goethe bemerkt, „den ersten wahren und höhern eigentlichen Le-

bensgehalt in die deutsche Poesie brachten". Man darf bedauern daß auch die Thaten Friedrich's zum großen Theil von dem Unsegen der Selbstzerfleischung, der sich seit Arminius und Marbod durch die deutsche Geschichte hindurchzieht, begleitet waren, aber man wird nicht leugnen können daß er gerade unter den deutschen Stämmen welche genöthigt waren Soldaten gegen ihn ins Feld zu stellen zum Theil seine eifrigsten Verehrer hatte. Wer sich davon überzeugen will braucht nur Goethe's „Wahrheit und Dichtung" oder Schubart's „Selbstbiographie" zu lesen. Reindeutsche Ehrentage waren außerdem die Tage von Roßbach und Zorndorf, zugleich die Ergebnisse und Ehrenzeugnisse einer Politik welcher der Machtwille auf der Stirn geschrieben stand, nicht zu dulden daß sich das Ausland in die Angelegenheiten Deutschlands einmische. Eine minder großartige, aber um so lichtvollere Erscheinung war die edle Gestalt des in seinen Reformen stets wohlmeinenden, wenn auch nicht immer glücklichen Kaiser Joseph. Solche Gestalten, solche Thaten, solche Bestrebungen waren ganz dazu geeignet die Geister nicht nur zu befruchten und zu erheben, sondern ihnen auch den Mittelpunkt zu gewähren, um den sie sich wie eine einzige Brüderschaft scharen konnten. Es wäre mir leicht aus Klopstock's Oden („Wir und Sie", „Weissagung", „Ueberschätzung der Ausländer", „An den Kaiser" u. s. w.), aus Kleist („Ein Gemälde"), aus Ramler („An die Könige"), aus Uz, Alxinger, Bürger, Göckingk, Pfeffel, F. L. von Stolberg, Schubart und andern gleichzeitigen, zum Theil für sehr zahm geltenden Dichtern eine Blumenlese politischer Kraftstellen zusammenzubringen, deren Energie und Rücksichtslosigkeit unser jetziges Geschlecht in Erstaunen setzen würden. Namentlich muß man Klopstock, wenn man ihm sonst Nichts lassen will, doch den Ruhm lassen daß er in der deutschen Nation das reine Feuer eines stolzen Nationalitäts-, Unabhängigkeits- und Selbstgefühls zu entzünden wußte, welches seitdem mehr oder weniger kräftig fortloderte und noch im Jahre 1848 durch so manche moderne Schlacken hindurchbrach. Wer sich von Klopstock's patriotischen Oden angegähnt fühlt, möge nur gestehen daß ihm das Vaterlandsgefühl überhaupt fremd und langweilig ist. Aber auch die freisinnigen Tendenzen der Dichter von damals waren die einfachsten von der Welt; es handelte sich bei ihnen nicht um Republik oder Monarchie, um Constitutionalismus oder Absolutismus, um Communismus oder Socialismus; sie bildeten eine gemeinsame Partei, nicht Parteien und Cliquen unter sich. Alles in Allem: jene Männer der Zopfzeit waren ganze Männer, von deutschem Schrot und Korn, die nicht nöthig hatten am Schlusse ihrer Laufbahn wie ein berühmter moderner Dichter die Irrthümer ihres Lebens zu widerrufen. Selbst der sonst in Sachen des Denkens so revolutionnaire Kant ließ doch die ewigen Moralbegriffe unangetastet.

Die journalistische Bewegung blieb hinter der großen allgemeinen Bewegung der Geister während dieser Periode im Ganzen weit zurück, obschon sie gegen den Schluß derselben durch die Betheiligung eminenter Talente immer größere Bedeutung gewann. Zwar entwickelten die wenigen politischen Zeitungen „von Staats- und gelehrten Sachen" begreiflicherweise gar kein selbständiges Leben und beschränkten sich auf Referate, deren barbarische Schreibart gegen die inzwischen gewonnene Reinheit und Präcision namentlich des poetischen Stils aufs wunderlichste abstach. Mehr Bedeutung erhielten jedoch die zu literarischen und theilweise zu polemischen Zwecken ins Leben gerufenen periodischen Unternehmungen: die schon in frühere Jahre hinaufreichenden „Discurse der Maler" (von Bodmer und Breitinger) und die „Bremer Beiträge", die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (von Nicolai), das „Deutsche Museum" (von Dohm und Boje). Bemerkenswerth ist schon damals die Erscheinung daß epochemachende Dichter solche periodische Unternehmungen zu ihren Organen machten, wie Klopstock die „Bremer Beiträge", oder selbst solche Organe gründeten, wie Wieland den „Deutschen Mercur", Herder die „Kritischen Wälder", welche einen ganz neuen Ton anschlugen, und Lessing, der noch immer unübertroffene Heros der deutschen Kritik, der mit Nicolai als Begründer des deutschen Journalismus zu betrachten ist, seine „Literaturbriefe". Der Geist der Polemik bezeichnet zwar zum Theil diese periodische Literatur von den Streitigkeiten der Schweizer mit Gottsched an, aber gegen den Schluß dieser Periode waren die dem damaligen „Jungen Deutschland" feindseligen Elemente überwunden. Die Literatoren durften die durch angestrengte Arbeit auf dem Felde der Literatur gewonnenen Parcellen einfenzen und die Früchte ihrer Mühen genießen, jeder dem Andern die verdiente Ehre schenkend und gleicherweise geachtet und geehrt von der Nation. Auch handelte es sich bei jener Polemik nicht um blos persönliche, sondern um literarische Interessen. Als eine absonderliche Erscheinung dürften dann noch der „Wandsbecker Bote" des jedenfalls originellen Claudius, eine in ihrer Weise bisjetzt unübertroffene Volksschrift, und die politisirende, in kräftiger Prosa und mit Freimuth geschriebene „Deutsche Chronik" des genial unstäten Schubart anzuführen sein. Dieser Mann, der niemals Ruhe fand außer während der zehn Jahre seiner Kerkerhaft, ein sprudelnder, von Lebensfülle schäumender Charakter, der zu einer politisch bewegtern Zeit ohne Zweifel eine hervortretende Rolle gespielt haben würde, bekundete in seinen politischen Anschauungen dieselbe Hinneigung zu englischen Zuständen, welche sich während dieser ganzen Epoche durch die deutsche Literatur hindurchzieht, während sich eine immer entschiedenere Abneigung gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks bemerkbar machte. Auch die Anfänge der höhern deutschen Journalistik lehnten sich an englische Vorbilder, namentlich an Addison's „Zuschauer" an. Wir werden im Verlaufe dieser Betrachtungen noch mehrfach Gelegenheit haben, wiederholt darauf hinzuweisen daß das zu einseitige Vorwalten des fran-

zösischen Geschmacks in der Literatur und den Formen unserer Gesellschaft uns stets verderblich geworden ist. Gerade weil der französische Geist dem deutschen so diametral entgegengesetzt ist, muß dieser sich hüten jenem sich gefangen zu geben oder in ihm aufgehen zu wollen. Die Franzosen haben uns auch niemals weniger geachtet als zu den Zeiten wo wir unsere nationalen Eigenthümlichkeiten aufgaben, um unsern Geist in französische Livrée zu stecken und ihn als Bedienten dem französischen Esprit nachlaufen zu lassen.

Die deutsche Literatur war in der Periode von der wir hier handeln rein und keusch wie die Künste und die Literatur zur Incunabelnzeit zu sein pflegen. Selbst Wieland's Muse trug anfangs auch einen seraphischen Charakter; seine spätern Lascivitäten bilden eine Anomalie in dieser reinen Strömung der Geister. Buchhändlerische Speculation und marktschreierische Charlatanerie im jetzigen Sinne gab es damals nicht; man trieb auf dem Markt der Literatur geistigen Tausch-, keinen Geldhandel. Die Journalistik blieb während dieser ganzen Periode ziemlich unentwickelt, aber auch frei von unlautern Motiven und selbstsüchtigen Tendenzen. Als der Politiker dieser englisch-deutschen Richtung kann der treffliche Justus Möser gelten.

Ein Stadium höherer geistiger Entwickelung, der höchsten welche bisher von den Deutschen erreicht wurde, erlangte die deutsche Literatur durch Goethe und Schiller, zu einer Zeit wo auch Herder und Wieland zu ihrer Reife gediehen waren, Klopstock den französischen Bürgerbrief erhielt und die Furchen welche die Lessing'sche Kritik im Strome der Literatur zurückgelassen hatte noch deutlich zu verfolgen waren. Talente, die, so eminent sie waren, doch gegen jene gehalten als solche vom zweiten Range bezeichnet werden müssen, vervollständigten das Ensemble, wie ja zu einer trefflichen Vorstellung auch die gute Ausführung zweiter und dritter Rollen erfoderlich ist. Während aber der Literatur der Charakter der Erhabenheit erhalten und in wesentlichen Beziehungen noch gesteigert wurde, machte sich doch auf Kosten der frühern Einfachheit eine gewisse literarische Unruhe, die zuletzt zur Buntheit führte, allmälig geltend. Die Literatur gewann an universeller Vielseitigkeit, an Tiefe, Neuheit und Originalität der Ideen und Eleganz der Formen was sie an vaterländischem Kern und nationalem Inhalt einbüßte. Dem ästhetischen Belieben und der absoluten Willkür der Genialität, obschon wir dieser Richtung gerade die mächtigsten Dichtungen deutscher Nation verdanken, wurde zum Schaden der Simplicität immer mehr Raum gegeben. Schiller, nachdem er das Stadium einer gewissen barbarischen Genialität, die durch ihre verwildernde Nachwirkung manches Unheil anrichtete, durchgekämpft und durchgestürmt hatte, erhob sich zwar in seinen spätern Werken, namentlich in „Wallenstein", zu der Höhe einer großartigen Idealität, nicht ohne einen tüchtigen realen Kern durchblicken zu lassen (wie denn namentlich die charakteristischen Gastmahlscenen in den „Piccolomini" zu dem Ausgezeichnetsten gehören was die dramatische Literatur überhaupt in dieser Hinsicht aufzuweisen hat); aber berechnender und weniger naiv als Goethe huldigte er der Wirkung auf das Publicum wegen zeitweise einer zu weit getriebenen Sentimentalität, die ihn unter Anderm den Charakter der Königin Elisabeth im Gegensatz zu dem der unglücklichen Maria Stuart — den Engländern zum wahren Schreck — hämisch und kleinlich auffassen ließ, und einem Opernpomp, welcher in der „Jungfrau von Orleans" und im „Wilhelm Tell" sein höchstes Maß erreichte. In der Jugend halb republikanischer Idealist, in reifern Jahren ein Anhänger Kant's, von Grundsätzen Protestant, wenn nicht etwas Heide, liebäugelte er doch gelegentlich in der „Maria Stuart" mit dem prachtliebenden Katholicismus und in der „Jungfrau von Orleans" mit dem Marienglauben und dem Begriff des absoluten Königthums von Heiligengnaden! Goethe, der sich niemals zu solchen Zugeständnissen an die theatralische Wirkung herbeiließ, legte die Unendlichkeit des subjectiven Empfindens und Trachtens im „Werther" und im „Faust" mit überwältigender Energie offen, aber er stellte neben den idealischen Faust den kalt zersetzenden Mephistopheles — ein wunderwürdiges Geschöpf, aber ein Vorbild jener diabolischen, die tiefsten Regungen und alles Heilige bezweifelnden und bespöttelnden, aus „Dreck und Feuer" zusammengesetzten Creaturen welche auf der Bühne des modernen Lebens eine so maßgebende Rolle spielen. Die ästhetische Sublimirung aller Lebensverhältnisse wurde durch Goethe, Schiller und Wieland allmälig oberstes Gesetz, dem jede andere Rücksicht weichen mußte.

Wir werden gleich sehen welche Rückwirkung diese überwiegende, ja fast ausschließliche Richtung nach der ästhetischen Wirkung und dem schönen Schein hin sowol auf die poetische Production als auf das Publicum, ja selbst auf die Formen des socialen Lebens, namentlich aber auf die Journalistik, den Spiegel dieses Lebens, haben mußte, wie sogar sehr Vieles, woran wir vielleicht unheilbar leiden, dieser ästhetischen Willkürherrschaft auf Rechnung zu schreiben ist.

Was die periodische Literatur in diesem Zeitraum betrifft, so huldigte sie fast ausschließlich dem literarischen und ästhetischen Interesse. Dies gilt von den „Horen", den „Propyläen" und der „Thalia" ebenso gut als von den übrigen länger dauernden und zum Theil wichtig gewordenen periodischen Schriften, deren Entstehung in diese Zeit fällt und unter denen wir namentlich die „Berliner Monatsschrift" (von Biester und Gedicke) und die von Bertuch gestiftete „Allgemeine Literaturzeitung", die sich dann in die „Jenaische" und „Hallesche" trennte, und die „Leipziger Literaturzeitung" nennen. Diese einseitige Herrschaft des literarischen Interesses war um so auffallender, je ungeheurer die Vorgänge in Frankreich, je gefahrdrohender die Kriege waren die um die Grenzen jenes Staatenbunds tobten, welcher noch den Scheintitel des Deutschen Reichs trug. Das Bedürfniß politischer Belehrung fing allerdings an sich geltendzumachen. Ihm verdankte die Archenholz'sche

„Minerva" ihre Entstehung und in die letzten Jahre des Säculums fiel der Ursprung der „Neuesten Weltkunde", die eigentlich Schiller aus der Taufe zu heben bestimmt war. Aus diesem Embryo wickelte sich die „Allgemeine Zeitung" los, an welcher der Stempel der classischen Zeit, in der sie entstand, insofern noch unverwischt ist als sie den Gesetzen des Geschmacks und der Stilistik, deren Nichtachtung zur Barbarei und Ungenießbarkeit auf Kosten der Sache selbst führt, ihr gebührendes Recht stets aufrechterhielt.

Was das lesende Publicum anlangt, so muß man allerdings anerkennen daß es zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen auf einer geistigen Höhe stand die es niemals wieder erstiegen hat. Das poetische Interesse war damals so allgemein, die Theilnahme an den Dichtern so groß, die ästhetische Gemeinde so gleichmäßig verbreitet, daß, wie Veterane jener wunderbaren Zeit versichern, wir Nachlebenden davon keinen Begriff haben. Wer denkt nicht an jene Begrüßung Schiller's durch das Volk bei der ersten Aufführung der „Jungfau von Orleans" in Leipzig? Wer nicht an die Leichenbestattung Klopstock's, an welcher unter dem Läuten aller Kirchenglocken die Bevölkerung des seitdem so sehr dem Materialismus hingegebenen Hamburg insgesammt sich betheiligte, und welche eine so aufrichtige Trauer zurückließ daß man diesen Verlust wie eine in einer Familie entstandene Lücke noch lange Zeit nachfühlte? Wer nicht an die Wallfahrten, welche von nah und fern nach Weimar veranstaltet wurden, wenn die Kunde von der bevorstehenden Aufführung eines neuen Dramas von Schiller oder Goethe ins Land gedrungen war? Wer hätte nicht einen Maßstab von der Wirkung, welche Shakspeare'sche Tragödien damals ausübten, wenn er hört daß der Schauspieler Brockmann als Gast in Berlin im Verlaufe von 21 Tagen den Hamlet zwölf mal darstellte, daß er, was zuvor noch Keinem in Berlin geschehen war, im Drange überströmenden Gefühls herausgerufen und eine Denkmünze auf seinen Hamlet geschlagen wurde? Wer hätte nicht gehört mit welchen Acclamationen das deutsche Publicum, namentlich das weibliche und die Jugend, jede neue Schrift Jean Paul's aufnahm, dieses originellen Schriftstellers, der sich in einem Feuerregen leuchtender Gedanken producirte, die aus dem Rauch und Dampf einer bizarren Schreibart raketenartig hervorsprühten? Der „Cultus des Genius", von welchem später auf dem Papiere die Rede war, damals war er gewiß eine Wahrheit. Wir haben uns inzwischen mit diesen Heroen abgefunden, wir haben ihnen Denkmale gesetzt. Inzwischen ist Herder unserm Gedächtniß fast entrückt oder wird, er, der Prophet der Humanität! von modernen Humanitätssalbadern bespöttelt; Jean Paul rückt ihm in die Vergessenheit nach; von Lessing kennen die Meisten weiter Nichts als was ihnen gelegentlich auf der Bühne von ihm geboten wird; von Goethe's veredelndem Einfluß läßt sich in unserm gegenseitigen Verkehr und selbst in der nächsten Nachbarschaft um sein Standbild zu Frankfurt am Main herum verzweifelt wenig verspüren; und Schiller's Andenken wird von jenen Emeutiers und Propagandisten geschändet, welche einzelne Phrasen aus seinen Dichtungen herausgreifen und ihn als Dichter ihrer Partei, der socialdemokratischen, proclamiren! Diese Heroen müssen sich noch in ihren Gräbern umkehren bei dem Gedanken in welcher Weise und zu welchen Zwecken man ihre Erbschaft angetreten hat und verthut!

Welches sind die Gründe dieses von Niemand, möge er auch noch so sehr Optimist sein, in Abrede zu stellenden Verfalls des öffentlichen Geschmacks und der öffentlichen Bildung? Die Ursachen davon sind freilich vielfacher und zum Theil europäischer Art, wie denn in Frankreich die Verwilderung und der Materialismus in den Gemüthern gewiß noch größere Verwüstungen angerichtet haben als unter uns. Wir sehen Italien und Spanien fast nur noch von den Resten ihrer vordem so hoch entwickelten poetischen und künstlerischen Bildung zehren. Wir sehen fast überall wohin wir blicken Spuren der Ermattung, der Erschöpfung und der Agonie, wechselnd mit krankhaften Anstrengungen, um sich aus diesen Zuständen herauszuringen, und fast nur in England finden wir trotz des auch dort gesteigerten Materialismus Eigenschaften bewahrt, die wenigstens nach gewissen Seiten hin eine gesunde Fortentwickelung des nationalen Lebens zu versprechen scheinen.

In Betreff Frankreichs und Deutschlands ist an so manchen bedenklichen Erscheinungen, die an dem Körper ihres Nationallebens allmälig zutagegetreten sind, die Richtung welche die Literatur dort wie hier genommen hat nicht ohne Mitschuld. Poesie und Wissenschaft gestalteten sich bei beiden Völkern zu exclusiv und rissen sich von den Volksbedürfnissen los; jene huldigte allzu ausschließlich erst der ästhetischen, dann im Fortgange der roh-materialistischen Wirkung (wie namentlich in Frankreich) und den provisorischen Zuständen des Augenblicks. Die philosophische Speculation, die theologische Discussion, die Poesie wie die Wissenschaft nahmen zu wenig Rücksicht auf Das was der Engländer common sense nennt und was auch bei frühern deutschen Schriftstellern, z. B. bei Justus Möser, im Vordergrunde stand. Den Ansprüchen der Hofkreise (und Frankreich hat immer einen Ueberfluß an Hofleuten gehabt, selbst zur Zeit des barbarischen Convents), den Salons, den literarischen Cliquen und den Universitätscoterien mußte zuvörderst genügt werden, mit offenbarer Vernachlässigung des gesunden Menschenverstandes. Während in England der Humor zu den Wunden die er schlägt zugleich auch immer das Pflaster mitbringt, mühte sich die französische und deutsche Tagesliteratur prickelnde Witzpfeile zu werfen und in die wunden Stellen immer noch nachzubohren. Letztere Neigung gehört freilich einer spätern Zeit an. Verfolgen wir weiter den Gang wie es dazu kam.

In Deutschland begann der mächtige und imposante Strom der Universalität, dem Herder und Wieland wie Goethe und Schiller das Bett zu graben jeder in seiner Weise sich bestrebt hatten, sich sehr bald in eine Menge

kleinerer Bäche und Gießbäche zu zertheilen. Das literarische Publicum, bis dahin durch jene gewaltigen Geister zusammengehalten, zersplitterte sich. Die Männer der romantischen Schule, so reich an Talent und so fruchtbringend ihre kritischen Studien zum Theil auch waren, schlossen sich mit einer Schar Erwählter von dem großen Publicum ab; es fehlte ihnen sowol der allgemein-menschliche als der reale Hintergrund, der sich selbst noch in den am meisten idealischen Schöpfungen Goethe's und Schiller's erkennen läßt. Man führte kunstvoll construirte Versmaße in die deutsche Poesie ein, die sich fast ausschließlich für die voll austönenden romanischen Sprachen eignen und sich nie so bei uns einbürgern werden wie etwa das Sonett und die achtzeilige Stanze. Die Griechen, denen wir soviel verdankten, wurden allmälig beiseitegeschoben und dem verehrten William Shakspeare in Calderon ein Rival zur Seite gestellt. An die Stelle des mythologischen Apparats der hellenischen Welt trat der Apparat der katholischen. Begabte Männer, die früher einer ganz entgegengesetzten Richtung gehuldigt hatten, flüchteten sich kopfüber in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche, welche ihre innern Schäden mit der Schürze ihrer Nachsicht zudeckte. Auf der andern Seite kannten die philosophische Forschung und Skepsis keine Grenze mehr und stellten ihr Banner in dem jenseitigen Luftleeren auf, worin das Volk als solches nicht zu athmen vermag. Die ästhetischen und moralischen Begriffe verwirrten sich. Die Kluft zwischen der gelehrten Bildung und der Volksbildung ging immer weiter auseinander, und während sich die Gebildeten an den höchsten und feinsten ästhetischen Leckerbissen gütlich thaten, stopfte das Volk seinen Magen, der ungeheuer viel zusichnehmen, aber wenig verdauen kann, mit der derben Kost einer ungeheuerlichen und barbarischen Ritter-, Kloster-, Räuber- und Gespensterromantik, in welcher Schritt für Schritt dem gesunden Menschenverstande Hohn gesprochen, der Moral Arm und Bein gebrochen und der Logik und Sprache Gewalt angethan wurde. Aus dieser mit Giftdunst und Schlamm erfüllten Höhle der Leihbibliothekenromantik holten zum Theil Jüngling und Jungfrau die Anschauungen für ihre Liebes- und Eheverhältnisse und für das praktische Leben, das in jenen wüsten Productionen auf den Kopf gestellt war. Für die sittliche Bildung der edlern Jugend wurde zwar auch durch zahlreiche Schriften und Productionen gesorgt, aber auch hier blieb der Moral- und Tugendbegriff ein sentimentaler und pathetisch-hohler und in seiner Anwendung auf das concrete Leben durchaus unfruchtbarer.

Die Journalistik gestaltete sich während dieser Periode in einer Weise die zu einer weitern Zersplitterung des lesenden Publicums führte; denn während sie nach der einen Seite zu einer abstracten, jeden Bezug auf das reale Leben ausschließenden Wissenschaftlichkeit erstarrte und eintrocknete, zerfächerte und zerblätterte sie sich auf der andern Seite in Tageblätter mehr unterhaltender Art, welche die gewichtigern Monatsschriften verdrängten und womit die eigentlich belletristische Journalistik ihren Anfang nahm. So kam in das Publicum eine neue Spaltung; es schied sich nämlich dasjenige Publicum welchem die wissenschaftliche Journalistik zu trocken war von demjenigen welchem die belletristische zu flach und fade war. Zwischen beiden fand wenig Gemeinsames statt. Dieser Gegensatz hat sehr viele Misstände zur Folge gehabt und ist bis auf die neueste Zeit nicht überwunden worden. Für das eigentliche Volk war seit dem weiland „Wandsbecker Boten" in der Journalistik so gut wie gar nicht mehr gesorgt; man ließ es sich eben multipliciren nach Herzenslust und wild aufwachsen wie Gras und Pilz. Den Hauptstock der belletristischen Journalistik bildeten fortan Gedichte, Novellen, Theaterrecensionen, musikalische Berichte und literarische Zänkereien. Zwei von diesen Tageblättern haben eine zeitlang auch literarische Bedeutung und außerdem eine lange Dauer gehabt: die „Zeitung für die elegante Welt", welche den Ansichten der Gebrüder Schlegel (deren directes Organ eine zeitlang das „Athenäum" war) unter Spazier's Leitung huldigte und später von Mahlmann, Methusalem Müller, Binzer, Laube und Kühne fortgesetzt wurde und namentlich unter Laube und Kühne in den Wirren des Jungen Deutschland wieder eine hervortretende Rolle spielte, und der gegen dieselbe gerichtete Merkel-Kotzebue'sche „Freimüthige", der später mit dem Förster-Alexis'schen „Berliner Conversationsblatt" verschmolz, bis dieses Associationsgeschäft wieder in die beiden ursprünglichen Firmen zerfiel, die dann gemeinsam ins Grab sanken. Im Jahre 1807 wurde das „Morgenblatt" gegründet, welches sofort ein Sammelplatz der feinsten und edelsten belletristischen Kräfte Deutschlands wurde, in den verschiedenen Hauptstädten Europas ausgezeichnete Correspondenten hatte und überhaupt für einen gediegenen Inhalt von culturhistorischer Bedeutung sorgt. Dieses universelle Organ des höhern Geschmacks hat denn auch die Ungunst der Zeiten, obschon es dieselbe wol auch empfindlich spüren mag, und alle Phasen der Geschmacksrichtungen bisjetzt überdauert. Dagegen verathmete Kotzebue's „Biene" (1809) auch in ihrer Verpuppung als „Grille" (1811) sehr bald.

Nachdem wir den Gang welchen die Bildung in Deutschland nahm — und ihren Hauptausdruck erkennt man ja wol in unsern Tagen in der Journalistik — bis hierher verfolgt, wird es uns freilich immer noch höchst seltsam und bemerkenswerth, aber doch erklärbar sein, wenn die ungeheuern Umwälzungen in Frankreich, die Weltkriege und die Noth und Bedrängniß des eigenen Vaterlandes an der deuschen Journalistik und Publicistik fast spurlos vorübergingen. Das höhere geistige Leben der Nation war von überragenden Geistern in eine fast ausschließlich ästhetische und literarische Form gebracht worden, und da diese Geister als die Gesetzgeber der deutschen Nation galten, so mußte das gebildete Publicum ihrem Gebot folgen. Dieser Strudel der literarischen Bewegung war so mächtig geworden daß er Alles was in seinen Kreis kam in sich schluckte und mit

hineinriß. Man hatte keinen Gegenhalt gegen diese ästhetisch-literarische Bewegung, weil das Volk, selbst die besitzenden Classen von einer Betheiligung an den allgemeinen Angelegenheiten ausgeschlossen und an eine Discussion politischer Fragen nicht gewöhnt waren. Die Folgen dieser politischen Unmündigkeit und Unkenntniß waren in Frankreich wie in Deutschland freilich bitter genug, indem totale Ungesundheit, Verwirrung und Phantastik der politischen Begriffe, wie sie sich sowol in Deutschland wie in Frankreich offenbarten und noch täglich offenbaren, nicht möglich wären, wenn neben der ästhetischen Durchbildung auch eine stetige wohlbemessene Zucht in politischen Dingen nebenhergegangen wäre. Wenn Völker, die nach oben hin blos wissenschaftlich und literarisch gebildet, nach unten hin verwildert oder stupid sind, plötzlich durch die Gewalt der Umstände zur Betheiligung an der Politik gedrängt werden, so ist es erklärlich daß sie entweder wie Narren oder wie Kinder handeln, um schließlich wie Narren oder Kinder für ihre Unarten den gewöhnlichen Lohn zu empfangen. Mit Narren und Kindern ist freilich keine gesunde Staatsschöpfung auf die Dauer herzustellen: man muß jene vernünftig, diese gescheit machen, aber ums Himmelswillen nicht altklug, nicht übergescheit, nicht zu pädagogisch, nicht zu ordonnanzmäßig militairisch oder bureaukratisch, nicht zu doctrinair-literarisch. Das sind keine Elemente mit denen sich eine gute Gesellschaftsorganisation in einer civilisirten Zeit wie die jetzige bewirken oder aufrechterhalten läßt und mit denen zu regieren Denjenigen welche damit regieren viel Spaß und Vergnügen machen könnte; wie denn auch Spaß und Vergnügen in dieser Welt sehr häufig und ohne Uebergang in ihr Gegentheil umschlagen und das frivole Spiel zum bittern Ernste wird!

Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und die furchtbaren Umwälzungen in Frankreich ließen nun freilich die Deutschen nicht unberührt, aber sie wirkten mehr auf ihr Gemüth und ihre Phantasie und mehr verwirrend als läuternd, statt auf ihren auf solche Ereignisse völlig unvorbereiteten politischen Verstand. Man stand diesen ungeheuern Ereignissen kopflos, aber nicht herzlos gegenüber. Die großen Genien der Nation verschanzten sich gegen diese Eindrücke hinter der Wissenschaft oder der objectiven Poesie und Kunstanschauung. Unter den Dichtern ersten Rangs hat sich nur der damals bereits bejahrte Klopstock, der erste eigentliche politische Dichter unter den Deutschen, dieser Ereignisse mit wahrhaft jünglingsmäßiger Glut bemächtigt. Er feierte das erste Morgenroth der Französischen Revolution in begeisterten Oden, er beklagte ihren blutrothen Niedergang in weh- und zornmüthigen Trauergesängen. Die „États généraux", „Kennt euch selbst", „Der Fürst und sein Kebsweib", „Der Freiheitskrieg", „An Cramer den Franken", „Die Jakobiner", „Die beiden Gräber", „Das Neue", „Zwei Nordamerikaner" u. s. w. gehören zu den merkwürdigsten Proben deutscher politischer Poesie. Seine Jünger und Schüler: Voß, die beiden Stolberg, Freiherr von Sonnenberg, von Halem u. A., sangen in dieser Richtung. Auch an Ergüssen excentrischer Revolutionspoesie (man denke an Eulogius Schneider!) fehlte es nicht. Wir nennen nur der Merkwürdigkeit wegen eine königsmörderische Ode von Lorenz Leopold Haschka, der für diese Jugendsünde später als östreichischer Censor Buße that! Alles wiederholt sich im Leben! Herder beklagte in seinen Oden die Zerrissenheit und Unmacht Deutschlands und empfahl als einzige Schutzwehr gegen den Schwall französischer Invasion ein festes Bündniß zwischen Preußen und Oestreich. Auch das eigentliche sangbare Vaterlandslied bildete sich durch Matthias Claudius, Johann Heinrich Voß, Johann Georg Jacobi, Schmidt von Lübeck und Alois Schreiber in der Stille aus. In Halle zeigten sich schon im Beginne des Jahrhunderts die Anfänge einer deutschen Burschenschaft. Der nun auch dahingeschiedene Turnvater Jahn, auf den namentlich die patriotischen Phantasien des Dya-na-Sore (vom östreichischen Hauptmann Meyern) gewirkt hatten, gehörte diesem Kreise an. Das Lied von Strakerjan: „Bruderbund", aus dem Jahre 1801, worin von „Brudertreue" und vom „blanken Burschenschwert" die Rede ist, bezeichnet schon ganz den Geist der die Burschenschaft der spätern Jahre durchwehte. Der Keim zu dem spätern politischen Sektenwesen war somit gelegt.

Während sich so der Busen der Lyrik den politischen Ereignissen aufthat, blieben merkwürdigerweise die Journale und Zeitungen ihrem alten Charakter getreu; jene sorgten fast ausschließlich für belletristische und ästhetische Lecture, diese beschränkten sich meist auf ein bloßes chronikartiges Verzeichnen der Thatsachen, obschon einzelne (der „Hamburgische Correspondent" commandirte in seinen besten Jahren über 30—40,000 Abonnenten!) mehr gelesen und auch mehr Quelle waren als jetzt, indem sie meistens aus Originalmittheilungen bestanden. An eigentlichen politischen Unterricht wurde jedoch wenig gedacht; indeß dürfte in dieser Hinsicht die von Archenholz gestiftete „Minerva" zu nennen sein. Als jedoch die Monarchie Friedrich's des Großen in Einem Ansatz über den Haufen gerannt war, begann man insichzugehen; man hatte nicht geglaubt daß das alte System gar so morsch war. Zwar konnte unter der nun folgenden französischen Gewaltherrschaft von einer irgend wirksamen und offenen Discussion politischer Fragen in den Zeitungen nicht füglich die Rede sein, aber es begann nun die Epoche der im Geheimen verfaßten, gedruckten und verbreiteten Flug- und Brandschriften gegen die Tyrannei des französischen Kaisers und seiner Generale, die überall, wo es Contributionen zu wägen gab, das Schwert in die Wagschale warfen. Diese Flugschriftenliteratur pflegt wie auch die Journalliteratur in unsern historischen und literarhistorischen Schriften zu wenig berücksichtigt und gewürdigt zu werden. In ihr liegen die Hauptkeime einer populairen Betheiligung an der Discussion vaterländischer Angelegenheiten, die sich später fortsetzte. Die deutsche Lyrik blieb inzwischen nicht müßig. Seume richtete zur Zeit der größten Schmach deutscher Nation an diese seine wenig poe-

tischen, aber ethisch tüchtigen Strafoden, worin er unter Anderm auch die Fürsten geißelt, die „stolz auf Knechtschaft im Clientenheere kriechen und gierig nach Satrapenehre haschen"; Halem besang schon damals die Göttin „Publicitas"; Collin und Heinrich von Kleist, angefeuert durch die Erhebung Oestreichs im Jahre 1809, besangen Jener die östreichische Landwehr, Dieser den Erzherzog Karl; auch dichtete Kleist seine echtpoetisch glühende Ode „Germania an ihre Kinder". An Wirkung übertraf sie freilich Alle einer unserer größten Denker und vorzüglichsten Prosaisten (in sehr wesentlichen Beziehungen vielleicht unser vorzüglichster), Johann Gottlieb Fichte, in seinen 1808 gehaltenen „Reden an die deutsche Nation". Zwei Jahre später erschien Jahn's „Deutsches Volksthum". So bildete sich immer mächtiger jenes patriotische Element, namentlich in Preußen aus, welches 1813 zu einer Lohe aufschlug die den Feind rascher vom Boden des gemeinsamen Vaterlandes wegzehrte als er ihn in Beschlag genommen hatte.

Ueber das Jahr 1813 — das schönste im ganzen Umfang der deutschen Geschichte, weil in ihm zuerst alle deutschen Stämme auf den Ruf und Vorgang Preußens und unter energischen Führern einem gemeinsamen Impulse folgten — darf ich mich kurz fassen. Das Alter wetteiferte mit der Jugend an feurigem Todesmuth; die Bauern und Bürger mit den „Junkern", welche die Scharte von 1806 wieder auswetzten und den Heldennamen ihrer Vorfahren eine neue Glorie hinzufügten, an unerschrockener Tapferkeit; die Frauen mit den Männern an Begeisterung und Opferfähigkeit; die Poesie (Körner, Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Rückert) mit der That an Glut, Schwung und stürmischem Drang. Das deutsche Volk fühlte damals dieselbe Beseligung und Befriedigung, die das Individuum empfindet, wenn es etwas Ganzes ganz will, wenn alle seine geistigen und leiblichen Kräfte sich auf Ein Ziel concentriren und es mit Ueberwindung ungeheuerer Schwierigkeiten erreichen. Ach, diese Momente sind im Leben der Völker ebenso selten als in dem der Individuen, und nur zu bald pflegt einem unverbrüchlichen Naturgesetz gemäß bei Völkern wie bei Individuen solchen Momenten der höchsten geistigen und leiblichen Kraftanstrengung ein Zustand der Ermattung und Abspannung zu folgen.

Ueber diese Zeit der Abspannung, die Enttäuschungen die nun folgten darf ich mich ebenfalls kurz fassen. Steht doch das Urtheil der Nation und der Geschichte darüber fest! Aber anzuführen sind die bezeichnenden Worte eines mithandelnden Staatsmanns aus dem Jahre 1819, die wir in der Lebensbeschreibung von Friedrich Perthes finden:

> Die Deutschen haben das tiefste Bedürfniß nach Gegenständen gemeinsamer Liebe, gemeinsamer Hoffnung und gemeinsamer Achtung und dieses Bedürfniß hat auch nach dem Siege über Frankreich keine Befriedigung erhalten. Der Sieger sieht vielmehr den Besiegten im Besitz großer nationaler Güter, sieht ihn als Volk geachtet und geehrt und sich selbst alles lebendigen politischen Zusammenhangs und aller politischen Bedeutung beraubt. So sind die Deutschen zu dem Glauben gelangt, statt Gegenstände gemeinsamer Liebe nur Gegenstände gemeinsamen Hasses zu haben. Keine Anstrengung und keine Gewalt der Regierung ist im Stande, einer solchen Stimmung gegenüber den politischen Zustand für die Dauer zu erhalten. Wir sind verloren oder es muß gelingen die Nation dahin zu bringen sich des Bestehenden zu erfreuen.

Man befand sich nach dem Jahre 1815 im Zustande der Restauration in Frankreich wie in Deutschland. Zwar hatte man in Deutschland keine Revolution durch das Volk erlebt, das sich im Gegentheil auf Geheiß seiner Regierungen sowol für als gegen Deutschland hatte todtschlagen lassen, aber wol durch jenen gewaltigen Corsen der die Staaten wie Kartenhäuser durch- und untereinandergeworfen hatte. Restaurationszeiten sind ohne Vergleich unerquicklicher und unheimlicher als Revolutionszeiten. Jeder der es kann sucht sich in solchen Zeiten durch Genuß, Gewinn, Luxus und Frivolität für die ausgestandenen Aengste und Entbehrungen zu entschädigen und durch hämische Bonmots und piquante Anekdoten an den gestürzten Größen zu rächen. Der eine Theil sucht was er während der Zeit des Umsturzes erhaschte zu erhalten, ein anderer was er verlor wieder zu erlangen und wo möglich noch mehr, ein dritter endlich der bis dahin Nichts gehabt die neuen Zustände zu seinem Vortheile zu benutzen. Es findet ein wahrer Wettlauf der Intriguen und des Egoismus statt; von oben her stützt man sich zumeist auf die unedlern Antriebe im Menschen und betrachtet einen seelenlosen Mechanismus und Schematismus als das höchste Ziel aller Staatsweisheit, und der uneigennützige Patriot wird von dorther chicanirt und auf alle Weise zurückgesetzt und von unten her miskannt und gehöhnt. Von solchen Zeiten sagte der beredte J. Görres in seinen „Historisch-politischen Blättern" (Jahrgang 1844, Octoberheft) sehr stark, aber sehr treffend:

> Keine Art von Begeisterung wird ferner mehr geduldet, jede Aeußerung des innern Lebens zurückgetrieben; nur der todte Mechanismus soll herrschen überall, denn das gemeine Wesen ist auf das Bayonnet (und die Polizeispionnerie) gegründet; das aber wird vom Gelde gehalten und gelenkt; Geld also ist das Staatsprincip; die Hand der Gerechtigkeit ist die Hand des Einnehmers, und das Papier, im Sollen wie im Haben, wird zuletzt der Grund aller Macht; fortan der Verkehr der Staaten zu einem Farospiel entartet, grenzenlose Verschwendung überall; Treu und Glauben wankend; Bankbrüchigkeit zur Speculation erhoben; Falschmünzerei im geistigen und gesellschaftlichen Gebiete und im gemeinen Verkehr getrieben und gehegt.... Jede Spur von Sittlichkeit ist aus dem Staatsrechte verbannt, nur fressende Eigensucht wird zum Princip des internationalen Verkehrs erhoben; keine Volksthümlichkeit bleibt der schrankenlosen Willkür heilig, und die Länder werden zerrissen und getheilt wie die Convenienz es gut befunden. In Mitte dieses Verderbnisses wird die Religion wie ein lächerliches Vermächtniß der Vorzeit nur noch kaum geduldet; das Buch de tribus impostoribus ist der hochgeehrte Besitz, den sie als ihr höchstes Geheimniß sich von Generation zu Generation hinüberreichen; jedes sittliche Gefühl wird in den Eidgenossenschaften des Lasters verhöhnt. Der Geruch der Verwesung geht durch die ganze europäische Gesellschaft hindurch und stinkt zum Himmel auf; die Gräber aber die allen diesen Moder insichschließen, sie werden durch die Kunst und Wissenschaft mit Lügen übertüncht daß sie wie Natur und Gotteswerke aussehen.

Man kann sich nicht verhehlen daß auch in Deutschland die Napoleon'sche Herrschaft in den Landstrichen wo sie jahrelang genistet in den Gemüthern große Verwüstungen angerichtet hatte. Gewalt für Recht, Bereicherungssucht, Bestechung, Käuflichkeit, Intrigue, Materialismus, Trachten nach äußerm Glanz und einträglichen Stellen hatten dort einen durch das Gebahren der kleinen Höfe wohl vorbereiteten Boden gefunden. Ihrerseits brachten die in Frankreich stationirt gewesenen Regimenter und namentlich die Offiziere ihrer großen Mehrzahl nach nicht die Eigenschaften zurück die sie mit hinübergenommen hatten. Für Viele, sehr Viele war Paris ein verweichlichendes Capua geworden. Diese brachten mit zurück seichten Prätorianerstolz, womit sie sich dem bürgerlichen Stande als eine bevorzugte, überall den Vortritt beanspruchende Kaste gegenüberstellten, Hang zu Vergnügungen, zur Frivolität, zu äußerer flacher Eleganz, zu leichter unterhaltender Lecture und Schaulust. Diesen auf bloße Unterhaltung gerichteten Charakter nahmen dann auch die productive Literatur, das Theater, die Musik, der gesellschaftliche Umgang, der Verkehr an öffentlichen Orten, selbst die militairischen Uebungen in hervortretendem, den Ernst und (in der Poesie und Musik) den classischen Geschmack zurückdrängendem Grade an. Vorallem aber verfiel die belletristische Journalistik und die in Taschenbüchern wuchernde Novellistik dieser Tendenz. Gemüthlosigkeit verbarg sich hinter den grell gemalten Tapeten einer erkünstelten, falschem Pathos huldigenden Sentimentalität und Unproductivität hinter gespenstisch-frazzenhaften Gebilden, zu denen man seine krankhafte Phantasie aufkitzelte und womit man die Nerven der Leser und der Theatergänger zu stimuliren suchte. Der Befreiungskrieg hatte somit nicht im entferntesten den wohlthätigen regenerirenden Einfluß auf die productive Literatur wie seiner Zeit der Siebenjährige Krieg; im Gegentheil, der Charakter der Größe, der gesunden Einfachheit, des tüchtigen Ernstes verlor sich jetzt aus ihr gänzlich, und fast nur auf dem Altare der Lyrik wurde das reine Feuer des unverfälschten deutschen Gemüths von Einzelnen mit sorglicher Hand gepflegt. Dies war auch die Zeit wo das arrogante, finger- und kehlenfertige, habsüchtige und unproductive Virtuosenthum, das in unserer Zeit einer neuen Restauration seine Triumphzüge wieder angetreten, seine Herrschaft begründete und mit den ungemessenen Huldigungen auch den ungemessenen klingenden Lohn einstrich!

Indeß — man hatte zur Zeit der Noth die Bürger und die Jugend gerufen, und es liegt in der Natur der Sache daß man Den nicht wieder los wird den man gerufen hat. Die mittlern Stände, obschon an der allgemeinen Verseichtigung und Genußsucht theilnehmend, empfanden, jedes idealen Hebels und Anhalts beraubt, eine gewisse Leere und Oede in sich, die sie umsomehr mit einer ziemlich unfruchtbaren Misstimmung und verbissenen Opposition gegen die Regierungen ausfüllen zu dürfen glaubten, je mehr sie geleistet, verdient und trotz aller Verheißungen Undank statt Lohn erhalten zu haben meinten. Der Bürgerstand machte umsomehr Ansprüche, je mehr er bei der fortschreitenden Verarmung des Adels in den grundbesitzenden Stand übertrat. Die Jugend, die ihrerseits sich den Hauptantheil an dem Nationalsiege über die Bedränger des Vaterlandes zuschrieb, war wie eine von einer gewaltigen Kraft aufgewühlte Woge, die sich nicht sofort zur Ruhe begibt, sondern noch lange Zeit nachher zornmüthig klatschend gegen das Ufer braust. In der That war sie auch in ihren idealen Anschauungen und Hoffnungen schmählich getäuscht. So bildete sich unter den Eindrücken der über Europa sich mehr und mehr verzweigenden politischen Geheimbünde, die für die Jugend ohnehin einen verlockenden Reiz haben, das burschenschaftliche Wesen auf den Universitäten aus; doch zeigte sich sehr bald daß außer den Irländern vielleicht kein Volk so wenig zu Geheimverschwörungen gemacht ist als das deutsche, indem ihm eine ohne Zweifel ehrenhafte Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, dann aber auch ein gewisser Hang zur lärmhaften Renommisterei und zum kindischen Großthun daran hinderlich ist. Die Turnerpolitik ging mit umgeschlagenem Hemdkragen und offenem Brustlatz einher: man konnte ihr gerade bis ins Herz sehen. An der Jahn'schen und anderer Turnväter Phantasiepolitik bewies sich, wie wenig man über die ersten Elementarbegriffe der Politik und Staatskunde unterrichtet war, und wie es geschehen konnte daß die Männer des „deutschen Volksthums" von der einen Seite als Demagogen und Demokraten gemaßregelt wurden, während die Demokraten vom Jahre 1848 sie als Reactionnaire und „Tyrannenknechte" maßregelten. Entging doch selbst der greise Jahn kaum ihren Nachstellungen am Tage der frankfurter September-Hetzjagd!

Zum Theil war diese unklare Phantastik die natürliche Folge des unfertigen Zustandes der politischen Presse in Deutschland, zum Theil wirkte sie wieder auf die Haltung derselben zurück. Fichte, Jahn, Arndt, Görres hatten dem deutschen Volksbewußtsein die Zunge gelöst, und die feurige energische Sprache in der sie die nationale Frage behandelten hatte bis dahin noch nicht ihresgleichen gehabt. Man bedurfte dieser glühenden Aufstachelungen des Patriotismus umsomehr, je schlaffer er sich an gewissen Stellen zeigte (hatte doch sogar die Herausgabe der geraubten und nach Paris geführten Kunstschätze nicht ohne Mühe und Debatten durchgesetzt werden können!) und je mehr das Volk in Masse geneigt schien, wieder der Lethargie und dem Dämon des Particularismus zu verfallen. Aber zu einer praktischen Behandlung der allgemein europäischen und der speciell deutschen Lebensfragen brachten es jene patriotischen Männer nicht. Ueberhaupt entsprach der Zustand der politischen Presse nach den Befreiungskriegen keineswegs auch nur den mäßigsten Ansprüchen, die man in dieser Hinsicht an ein Volk machen konnte, welches auf einer solchen Höhe der — freilich nur zu exclusiv literarischen — Bildung stand und um das als den Kern und das Herzblatt der euro-

päischen Welt sich so viele Fragen der wichtigsten Art concentrirten. Wie gesagt, man merkte es den damaligen Wortführern in Deutschland an daß sie ebenfalls mehr aus einer gelehrten und literarischen als aus einer politischen Zucht hervorgegangen. Auch kamen bald bei dem Einen und dem Andern politische oder confessionnelle Hintergedanken zum Vorschein, wie bei Görres die katholische Tendenz. Görres blieb bis in seine alten Tage von diesem Standpunkt aus Revolutionnair, und wenn er noch im Jahre 1844 die Behauptung aufstellte: „In der Sprache der Menschenkinder wird eine Revolution genannt, wenn die alte Ordnung umkippt, in der Sprache der Ueberirdischen ist es ein Umschwung, nach dem Richtmaß ewiger Ordnung, von der Vorsehung zugelassen", so weiß Jeder welche Tendenzrevolution er darunter verstand. Görres war eine Art O'Connell auf dem Papier; seine Anhänger gehörten ebenfalls der deutschen papierenen Welt an. Aber die Sprache die er in seinem „Rheinischen Mercur" führte war für eine Zeit wo Deutschland noch keine innere politische Revolution durchgemacht hatte so excessiv revolutionnair daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn seinem Organ der Mund verboten wurde. Was sonst die dürftige politische Oppositionspresse in Deutschland damals leistete, z. B. das ebenfalls sehr bald unterdrückte, anfangs von L. Wieland geleitete „Weimarische Oppositionsblatt", das bestand doch mehr oder weniger nur aus wohlgemeinten Phrasen, wie sie einem blos literarisch gebildeten Volke geläufig sind, und wie sie, wenn auch allmälig mehr und mehr an praktische Fragen sich anschließend, auch in der spätern Oppositionspresse immer wiederkehrten und auch jetzt noch nicht ganz überwunden, auch wol nie ganz zu überwinden sind, solange das Object des Angriffs dasselbe bleibt. Wenn ein in einer andern Richtung gegründetes Organ eines Staatsmanns wie Niebuhr, der „Preußische Correspondent", ebenfalls bald erlosch, so beweist dies daß entweder auch dieser Gelehrte, dessen Leistungen auf anderm Gebiete nicht hoch genug zu schätzen sind, ebenfalls nicht das praktische Zeug hatte, um sich ein Publicum ich möchte sagen anzuschreiben oder anzuredigiren, oder daß es damals noch kein Publicum in Deutschland für raisonnirende politische Blätter gab, obschon die Zahl Derjenigen welche sich mit einem (ebenfalls nur in Deutschland möglichen) alle Fragen der Literatur und Aesthetik ausschließenden Fanatismus der Politik zuwandten allgemach immer größer wurde, nur daß sie in ihrer Weise eine subjective, um nicht zu sagen lyrische Phantasiepolitik trieben. Andererseits verstanden es die Regierungen nicht oder verschmähten es im Gefühle einer vermeintlichen Sicherheit, das sich im Jahre 1848 arg genug bestrafte, das Volk über politische Interessen in ihrem Sinne aufzuklären. Man braucht nur an die „Preußische Staatszeitung" und den „Oestreichischen Beobachter" zu erinnern und damit die allgemeine Auflösung im Jahre 1848 zu vergleichen, um die Folgen einer gouvernementalen Presse zu erkennen, die wunder weiß wie geschickt zu operiren glaubt, wenn sie sich darauf beschränkt, von ihren Mittheilungen die dem System und den gerade bestehenden Regierungsmaximen nicht zusagenden Thatsachen auszuschließen.

Unterdeß wucherten die Lianen und das Schlingkraut der belletristischen und unterhaltenden Journalistik und der Literaturzeitungen, die vereinzeltstehenden Hochstämme der Zeitungsliteratur fast verdeckend, um so üppiger. In den letztern trieben das Recensirhandwerk, ohne höhere Gesichtspunkte und die einzelnen Literaturerscheinungen meist nur vereinzelt auffassend, in der erstern die Coterie der bloßen Unterhaltungsschriftsteller ihr Wesen. Diese Journalnovellistik war mehr nur die Spreu die von dem reichen Ausdrusch auf der Tenne der Romantik abgefallen war. Hatte die romantische Schule während der Periode der Unterdrückung insofern ihre nationale Bedeutung gehabt daß sie den Quellen altdeutscher Poesie und Literatur mit Eifer nachspürte und dadurch auch ihrerseits zur Belebung nationalen Sinnes beitrug, so löste sie sich doch im Fortgange zu sehr von der Mitzeit los und führte ein dämmerhaftes Traumleben in Duft und Nebel unter selbsterzeugten Phantasiegebilden. Sie entwickelte eine reiche Productionskraft und eine Fülle von Phantasie, die aber meist zu krankhaft und fieberhaft war, um dem Volke gesunde Nahrungsstoffe zuführen zu können. Was soll man aber von ihrem abgeblaßten Nachwuchs sagen, welcher die belletristischen Blätter und Taschenbücher versorgte und mit einem Geist der Ritterlichkeit coquettirte, der mit dem täglich sich unritterlicher gestaltenden Geiste der Generation in einem schneidenden Widerspruche stand? Durch diese novellistischen Tagesschriftsteller wurde in verderblicher Weise unendlich viel falsches Sentiment gerade unter den halbgebildeten Mittelclassen verbreitet. Und doch war damals eben wegen dieser überfirnißten Lüge die Blütezeit der belletristischen Presse! Der Stand der Abonnenten war, was die Hauptblätter dieser Gattung betrifft, im Jahre 1820 etwa folgender: das „Morgenblatt" zählte 1500, die „Zeitung für die elegante Welt" 1000, die „Abendzeitung" und der (von Kuhn höchst traurig und ohne allen höhern Aufblick redigirte) „Freimüthige" je 800 (?), der „Gesellschafter" 500 Abonnenten!

Jedoch ließen selbst innerhalb dieser Periode, für deren zunehmende Fadheit in Geschmackssachen sich in den allmälig aufkommenden bloßen Witzblättern (die übrigens zum Theil, wie die von Saphir, mit Talent redigirt wurden) handgreifliche Beweise genug finden, einzelne auffallende Erscheinungen deutlich spüren daß sich ein Theil des Publicums an diesen reinliterarischen oder reinunterhaltenden Tendenzen nicht mehr genügen lasse. Die Streiflichter der politischen Tendenz brachen schon hier und da durch und beleuchteten Regionen die schon außer den Wendekreisen der reinen Belletristik lagen. Der Mann welcher auf Wittgenstein's Wunsch oder Geheiß das bald verendende „Russisch-deutsche Wochenblatt" — der Titel allein drückt die schmachvolle Tendenz aus die es vertrat — gegründete hatte, August von Kotzebue, stiftete das „Literarische Wochenblatt", hinter dessen zah-

mer literarischer Maske der politische Schelm lauerte, der, oft nur in der unscheinbaren Form einer Recension, Propaganda für die russischen Absichten auf Deutschland machte. Zu schwer und ohne Nutzen für Deutschland büßte er für sein politisches Vergehen unter dem Dolche eines jungen politischen Fanatikers, eine That welche ein grelles Licht auf die vulkanischen Leidenschaften warf, die sich allmälig im tiefen Schlunde der Gesellschaft auch in Deutschland unter üppiger Blumendecke zu entwickeln begannen. Zu den Schriftstellern die ebenfalls, nur von ganz entgegengesetztem Standpunkt aus, sich der Kritik bedienten, um politische Tendenzen auf den Markt zu bringen, gehören Börne und Menzel, jener zu Anfang der zwanziger Jahre namentlich in den „Zeitschwingen" und der „Wage", dieser zu Ende des Decenniums in dem zum „Morgenblatt" gehörenden „Literaturblatt", welches sich unter seiner Leitung gerade unter der die Buchhändlermesse mit ihren seichten Productionen überschwemmenden Sippschaft der mittelmäßigen und tendenzlosen Novellisten und Erzähler so gefürchtet machte. Unter diesen wurde nun allerdings fürchterlich aufgeräumt, zugleich aber erhielt die Journalkritik eine Richtung, die indem sie der kurzen ästhetischen Mahlzeit ein ewig langes politisches Tischgebet vorangehen ließ und Aesthetik, Poesie und Kunst durch das Joch der Tendenz hindurchzwängte, sich nach der entgegengesetzten Seite hin verirrte und ausschweifte. Der heilsame wie der nachtheilige Einfluß den diese Männer wie der zu jeder Art genialer Caprice und Unart aufgelegte Tendenzpoet und Tendenzhumorist Heine gewannen, kam jedoch erst in der neuen Richtung, welche die Journalistik und Kritik nach dem politischen Epochenjahre 1830 nahm, zur vollen Wirkung und zur Herrschaft über die Tagesliteratur. Bedeutsamer fast möchte es noch erscheinen daß gerade in dem Decennium welches der Julirevolution voranging und in den nächstfolgenden Jahren staatsmännisch gebildete Geister es weniger als früher verschmähten, sich an der Discussion politischer Fragen zu betheiligen. Beispielsweise möge hier an Hans von Gagern erinnert sein, der von 1822—27 seinen „Einsiedler" herausgab und in den ersten dreißiger Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" seine „Vaterländischen Briefe" erscheinen ließ, an Niebuhr, Thiersch u. A. Doch stand und steht noch die deutsche politische Presse, was die Betheiligung eigentlicher Staatsmänner an ihr betrifft, hinter der französischen und namentlich der englischen weit zurück.

Es würde aber in der Charakteristik dieses Zeitabschnitts der deutschen Journalistik eine Lücke bleiben, wenn nicht noch schließlich eines Mannes gedacht würde, welchem eine häßliche und durchaus verwerfliche Abart der modernen deutschen Kritik und Polemik ihre Entstehung verdankt. Dieser Mann war der Verfasser der „Schuld", Adolf Müllner, der nach dem Tode Kotzebue's eine zeitlang zuerst im „Literarischen Wochenblatt", dann im „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" seine kritischen Flibustierzüge ausführte. In ihm stellt sich der Egoismus der Literaturkoryphäen jener Periode am entwickeltsten dar, ein Egoismus welcher ohne Rücksicht auf das Gedeihen der Literatur im Ganzen oder eines besondern Literaturzweigs nur die Eine Triebfeder kennt, die maßlosen Ansprüche der eigenen Persönlichkeit selbst auf Kosten und zum Schaden der allgemeinen literarischen Interessen durchzusetzen. Die organisirte Corruption der literarischen Kritik, namentlich aber jenes Herabsetzen und Negiren concurrirender Literaturgenossen und Sichselbstherausstreichen unter dem Deckmantel der Anonymität oder mit Hülfe geworbener dienstbeflissener Handlanger, gedieh namentlich durch Müllner zu einem so hohen Grade von Ausbildung daß es schwer zu sagen ob dieser Meister in allen journalistischen Künsten von Spätern, die in diesem Genre auch Erkleckliches leisteten, übertroffen worden ist. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es daß gerade aus dem Kotzebue'schen „Wochenblatt", indem es durch Ankauf in den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig überging, ein kritisch so unbescholtenes Journal wie das „Literarische Conversationsblatt", die jetzigen „Blätter für literarische Unterhaltung", hervorgehen sollte, ein Organ welches den trockenen unproductiven Ton der kritischen Zunftblätter und den spielenden, nach bloßen Pointen haschenden und darüber das Sachliche hintansetzenden Ton der belletristischen Kritik verschmähend, einen praktischen Mittelweg einschlug und zugleich zu den wenigen Blättern Deutschlands gehört, die an den in Deutschland so arg vernachlässigten, in England so hochgestellten common sense anknüpften. Wie wenig übrigens letzterer im Allgemeinen auch während der Periode von 1830—48 in der deutschen Journalistik vertreten war und wie der gegen das Jahr 1848 immer mehr hervortretende Ueberdruß an aller belletristischen und kritischen Journallecture hauptsächlich diesem Uebelstande zuzuschreiben ist, das nachzuweisen möge einer künftigen Betrachtung aufbehalten sein.*) **Hermann Marggraff.**

Neue Duodez-Lyriker.

1. Eine Sommerreise. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 15 Ngr.
2. Die Hegler Mühle. Cyklus märkischer Lieder von M. A. Riendorf. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 15 Ngr.
3. Immensee von Theodor Storm. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 15 Ngr.
4. Drei Bücher Epigramme von C. G. Kühn. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 1 Thlr.
5. Lieder eines fahrenden Schülers von Berthold Sigismund. Herausgegeben von Adolf Stahr. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1853. 16. 27 Ngr.
6. Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee. Von Ida von Düringsfeld. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 16. 22½ Ngr.
7. Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Es scheint jetzt in Deutschland rechte Sonntagsruhe zu herrschen; die lyrischen Heimchen zirpen im

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Gras. Diese Duodez-Stürmer des Parnasses haben fast alle etwas Pygmäenhaftes; und daß sie so häufig aus dem berliner Sand hervorkriechen, muß gegründete Bedenken erregen. Goethe's „Musen und Grazien in der Mark" scheinen hier eine literarische Auferstehung zu feiern; aber die märkische Waldpoesie hat doch zu starken Kieferngeruch und die Naturandacht findet in den Flußgebieten der Havel und Spree keinen geeigneten Tempel. Wenn man diese süßlichen Duodez-Productionen ansieht, diese Idyllen, Märchen und Phantasiestücke, so muß man glauben daß die deutsche Literatur wieder die Kinderkrankheiten bekommen hat, was bei so ausgewachsenen Schönheiten sehr gefährlich ist. Kaum ist das Scharlachfieber der blutrothen Freiheitslyrik vorüber, so fängt die deutsche Muse an die bösen und entstellenden Pocken der Sentimentalität und Phantasterei zu bekommen und wird durch das Eiapopeia von Ammenliedern in den Schlaf gewiegt. Wenn diese Lyrik für ein Zeichen der Zeit gelten soll, so ist sie ein sehr trauriges; denn weibischer, kraft- und markloser ist selten eine Dichtergeneration aufgetreten seit den seligen Zeiten von Matthisson und Salis als diese Plänkler einer literarischen Arrièregarde, welche den Rückzug der geschlagenen Romantik zu decken sucht. Wir leugnen nicht daß ganz hübsche Talente darunter sind, die allerliebste lyrische Gypsfiguren auf dem Brete tragen das ihren Kopf schmückt; aber dies Verschweben und Verduften, diese Ohnmacht des Gedankens, dies blinde Herumtasten in den Dämmerungen mystischer Gefühlswelt, diese von einer impotenten Kritik gehätschelte Bedeutungslosigkeit ist doch nur verkrüppeltes literarisches Knieholz neben den hochragenden Gedankenschlägen unserer Classiker, auf die unsere Nation stolz sein darf. Zwar gehören nicht alle oben angeführten Poesien in diese Kategorie, aber sie ist anderweitig so stark besetzt daß man diesem Ueberwuchern des literarischen Unkrauts entweder mit Angst zusehen oder es mit entschiedener, rastloser Kritik ausjäten muß.

Nr. 1 erfüllt mit Bedauern wegen des verunglückten Humors, der formlosen Form und der Vorliebe für die Hohenstaufen, denen es in der Lyrik wie im Drama ergeht nach Raupach's prophetischem Ausspruch:

> Es mußte so verlaufen!
> Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Nach Heinrich Heine noch eine „Harzreise" zu schreiben heißt in der That eine Ilias post Homerum dichten! Und welches Gedicht! Willkürliche Einfälle und zusammenhangslose Phantasiecombinationen gehören in eine Reisemappe oder eine Privatcorrespondenz — so im Négligé, so ungekämmt und ungewaschen vor das Publicum zu treten, heißt das Vorrecht des Humors misbrauchen, besonders wenn man nur eine geringe Dosis von demselben besitzt. Es sind ganz hübsche Gedanken in diesem Gedicht; aber wenn die salopte Weise in welcher es geschrieben ist zur Mode werden könnte, dann müßte der gute Geschmack nur noch als Mythe existiren. Gereimtes und Ungereimtes läuft bunt durcheinander; in die Harzreise sind wieder andere Reisereminiscenzen vom Rhein und aus Italien eingeschachtelt; das arme Fräulein Ilse, an der sich alle Lovely-Poeten den Kuppelpelz verdienen, muß zu einer Anekdote in Trochäen herhalten, während „Beatrix von Schwaben", eine poetische Erzählung, zu einem die ganze „Sommerreise" erdrückenden Volumen heranwächst. Sie ist in der That unter all dem Stückwerk das einzige Ganze und zeigt trotz der zahlreichen Reminiscenzen von denen sie wimmelt, des verwickelten Stils und der durcheinanderrauschenden Verschleppen, von einer ansprechenden Begabung, der nur noch wie einem jungen Hühnchen die Eierschalen ankleben. Freilich, Schiller, Raupach, Uhland thun das Beste darin; und wie unser Sommerreisender Schiller in den neuesten lyrischen Modestil zu übersetzen versteht, das beweisen folgende Verse:

> Es faßt die Zungen ein geheimes Grauen,
> Sie fragen sich einander bang und scheu,
> Ob nicht die erste aller deutschen Frauen
> Zugleich auch die bejammernswerthste sei?

Wer erkennt in dieser melodischklagenden Bejammernswerthsten nicht eine freie Uebersetzung der Schiller'schen Jammernswürdigsten?

> Die schönste aller Frauen, welche leben,
> Ist auch die jammernswürdigste von allen.
> (Maria Stuart.)

Diese Art Fortschritt über Schiller hinaus, aber auf seinen Schultern, findet sich noch öfter an der hochbauschigen „Hohenstaufengräfin", welche nur allzu reich an Versflickwörtern ist. Unser Sommerreisender, den man sich schwer ohne gelbe Nankinghosen denken kann, beginnt mit dem König Lenz:

> König Lenz, der längst ersehnte,
> War seit Monden schon gekommen,
> Hatte rings sein uralt Erbe
> Festlich in Besitz genommen;
> Sänger in den Lüften hatten
> Seine Herrlichkeit gepriesen.

Und so geht es fort in einer Weise die den meisten unserer Leser sehr bekannt vorkommen wird. Mitten in dieser Lenzpoesie fängt unser Sommerreisender an, über den rechten Standpunkt zu reflectiren, eine Reflexion an der wir eben die gelben Nankinghosen des ins Grün verirrten Berliners erkennen:

> Nun, wie oben referiret,
> Dieses sind vergang'ne Zeiten,
> Die ein kundiger Erzähler
> Flüchtig nur berührt vom Weiten (!),
> Daß er auf den rechten Standpunkt
> Stelle seines Lesers Seele,
> Am histor'schen Hintergrunde
> Auch es seinem Werk nicht fehle.
> Auf die Feste folgten Tage,
> Wie sie wol zu kommen pflegen,
> Heute Sonn'schein, morgen Regen
> Ohne Fluch und ohne Segen.

Nach dieser geistvollen Reflexion lassen wir unsern Berliner getrost für die Hohenstaufen schwärmen und in unschädlicher Weise gegen die Welfen Partei ergreifen und wenden uns zu Nr. 2, zu M. A. Niendorf und

seiner „Hegler Mühle", auf der durchaus kein Hegel'sches Mehl gemahlen wird. Diese „Hegler Mühle", die außerhalb aller Philosophie und zwar an dem großen havelländischen Luch, d. h. Sumpf, in einer vermuthlich höchst romantischen Gegend liegt, bildet das Local einer ganz gewöhnlichen Liebes-, resp. Dorfgeschichte in Versen. Der Stoff ist gewiß unglücklich gewählt, denn die heimische Poesie der Mark reicht für die Lyrik nicht aus, wenn auch Wilibald Alexis, dem das Werk gewidmet ist, die geschichtliche Poesie des Landes mit seinem großen plastischen Talent zu epischen Gemälden von anerkennenswerther Bedeutung gestaltete. Finden wir nun auch den Stoff dürftig und die märkische Lyrik wenig ansprechend, so müssen wir doch dem Dichter einräumen daß er ein unleugbares Talent für volksthümliche Poesie besitzt und daß er auf diesem Gebiet vielleicht etwas zu leisten vermag, wenn ihm sein Localpatriotismus nicht wieder einen Streich spielt. Auch hat seine Poesie etwas Gesundes, die Sprache natürlicher Empfindung, welche durch Provinzialismen und allerlei Capriccios bäuerlicher Weltanschauung sich kernhaft aus der verwässerten Modelyrik heraushebt. Die Verse sind meistens gedrungen, von wohllautender Rhythmik, wenn auch ohne höhern melodischen Zauber und hin und wieder aus der Sucht volksthümlich zu sein durch grelle Abkürzungen zerhackt. Das erste Sonett des Vorworts, das wir hier mittheilen, zeigt bereits einzelne Vorzüge des Dichters, besonders den, aus dem dürren märkischen Sand einige poetische Blumen zu zaubern:

Hast je die weißen Birken du gesehen,
Die einsam hie und da am Ackerscheide,
Auf grünem Rain, aus Föhren auf der Haide
Mit langem Haargezweig im Winde wehen?

Das ist des Nordens wilde Trauerweide;
Nicht Strauch, nicht Distel siehst am Stamm du stehen;
Am Rasen wuchert nicht der Dorn des Schlehen;
Kaum sproßt darauf ein frommer Halm Getreide.

Ein heilig Weihthum scheint den Baum zu schützen;
Ein Hänfling singt im Laub mit hell'rem Schlage,
Wenn Liebende des Sonntags drunten sitzen.

Der Bauer, der am heißen Wochentage
Dort über Mittag hält, sucht, müd' und matt,
Sich unterm Schatten Tisch und Lagerstatt.

Das zweite Sonett ist weniger gelungen. Die Verse schleppen sich mühsam verschlungen hin und die Reime wie: möchte, Nächte, Geflechte, legte sind so unrein wie möglich. Von den volksthümlichen Gedichten heben wir die „Johannisnacht" hervor, in welcher die Anschauung des Volks treu und in fließendem Versrondeau wiedergegeben ist. Riendorf versteht es in der Regel, das Versmaß dem Gedankengang und Gefühlsausdruck der Dichtung anzupassen, wie z. B. in folgendem Gebet:

Gib mir, o Gott, ein Herz wie Stein,
Es hat genug von Lust und Pein;
Es will kein Glück, mach' es nur still,
Da es der Schmerz nicht brechen will.

Gib mir, o Gott, ein Herz wie Stein,
Wasch' es von seinen Sünden rein;
Gleichwie man wäscht den Todten ab,
Eh' man ihn legt ins stille Grab.

Gib mir, o Gott, ein Herz wie Stein,
Es will vor'm Schmerze sicher sein;
Und zieh' mir an mein letzt' Gewand,
Gib die Citron' in meine Hand!

Nr. 3, „Immensee" von Theodor Storm, ist eine poetische Erzählung in Prosa, gehört aber seiner durchweg lyrischen Fassung wegen hierher. Der Inhalt reicht kaum zu einer Novelle aus und ist überdies ganz phantasmagorisch behandelt. Der Traum eines Alten von seiner Jugendliebe und seiner Begegnung mit der Geliebten, die später einen Freund geheirathet, wird uns ohne Motivirung und Abschluß in musikalischen Tönen und verschwimmenden Farbenskizzen vorgeführt. Doch „Immensee" ist sauber gearbeitet, in seinem Genre vortrefflich. Wer den Naturmysticismus, die geheimnißvollen, bedeutsamen Wasserlilien, die von träumerischer Beleuchtung übergossenen Landschaften liebt, der mag sich an dieser Phantasie erquicken. Andern zergeht sie mit ihren zuckerbackenen Menschen im Munde.

Nr. 4 ist ein Gelehrter. „Odi profanum vulgus et arceo." Gleich auf dem Titelblatt steht ein Distichon von Caelius Calcagninus, bald darauf folgt ein Motto aus den Epigrammen Martial's. Das Publicum ist also orientirt und nimmt den Hut ab. Diese „Drei Bücher Epigramme" machten auf uns den Eindruck metrischer Uebungen und sind als solche gelungen zu nennen, abgesehen von einzelnen kühnen und undeutschen Inversionen, wie z. B.:

Sieh', in der Stille der Nacht, kein Lüftchen bewegend die Flächen,
Wie Diamanten gestreut über den spiegelnden See
Sterne. Herab wer zog mit Gewalten, dämonischen, wer hat
Euch von des Firmaments Höhen gesenkt in die Flut?

Die Participialconstruction in dem ersten Hexameter ist ebenso undeutsch wie das „Herab wer zog" im zweiten. Der Inhalt ist blos für gelehrte Schulen berechnet; denn was in aller Welt soll unser Publicum mit diesem mythologischen Kram und dieser bezopften Weisheit? Freilich, der Dichter behandelt oft moderne Themata mit giftiger Polemik; ihn ärgert das Geld, die Actien, die Eisenbahnen, vorallem aber die „Wühlerei". Hier bekommen seine Epigramme sogar eine Spitze, oder vielmehr mehre Spitzen, indem der reichzuströmende Stoff den Rhapsoden fortreißt. Z. B.:

Ein Wühler (1848).

Seht den Besessenen dort! Auf dem Kopfe ein schäbiger Filz ihm
Schwankt. Tricolor und breit flattert im Winde das Band.
Schwarz-roth-golden ein Bart, mit dem besten des Bocks zu vergleichen,
Zottelt um Wangen und Kinn, bissiger Scharen Asyl.
Hochroth schnüret den Hals ein Tuch; nicht rosige Finger
Schürzten die Schleife; sie fällt frisch freiwallend herab.
Stolpernd in Hast zur Tribune hinan, der errungenen, fließt ihm
Geifernd die Rede, zu schmäh'n Alles was edel und schön.

So mag Cerberus nicht, an den höllischen Pforten ein Wächter,
Bellen, der Furien Chor brüllen in Tartarus Nacht.
Freiheit, Gleichheit kündet er an und die Theilung der Güter,
Rasender Pöbel umdrängt Beifall jauchzend den Wicht.
Endlich verläßt er den Sitz, springt auf mit dem Rufe: „Seid Freie!"
„Reue" bedeutungsvoll schallet das Echo zurück.

Diese langzottelnden Distichen sind auch „bissiger Scharen Asyl"; aber auch abgesehen von der letzten lahmen Pointe und trotz aller gewaltig gelehrten Kernflüche finden wir wol das Geschimpfe bissiger Impotenz darin, doch nirgend schlagenden Witz. Daß Kühn über dem Latein und Griechisch seine ehrliche Muttersprache vergessen hat, zeigen die Verse „Stolpernd in Hast" u. s. w. hinlänglich. Denn nach den Regeln deutscher Syntax kann sich dies „stolpernd" nur auf die „Rede" als das einzig sichtbare Subject des Satzes beziehen, was keineswegs die Absicht des Verfassers war, aber wie ein auf ihn selbst gedichtetes Epigramm aussieht. Doch wenn wir uns auch so vergriechen, das „stolpernd" auf ihn, auf den Wühler zu beziehen, so wird dieser wieder nicht zur errungenen Tribune hinanstolpern, sondern er stolpert hinan, um sie zu erringen. Unglückliches Participialdeutsch, der Genius der Muttersprache fühlt alle Maulschellen die du ihm gibst!

Nr. 5. Der fahrende Schüler wird von Adolf Stahr in die Literatur eingeführt in einer anmuthig geschriebenen Vorrede, die indessen dem kritischen Protector die böse Nachrede nicht ersparen kann daß er in letzter Zeit ein allzu windelnweicher Enthusiast geworden ist, den jeder Kuhreigen entzückt. Wir erkennen Stahr's Verdienste bereitwillig an; aber sein Gemüth ist in letzter Zeit so ganz voll geworden daß es gar keine poetische Durtonart mehr verträgt, dagegen in jedem elegischen Klang, in jedem zarten, aber unbedeutenden Gedichtchen eine Größe des Parnasses wittert. Er hat ein astronomisches Entdeckungsfieber nach neuen Dichtersternen, und so verdienstlich das liebevolle Aufsuchen junger Talente ist, soviel Vorsicht verlangt das Abschätzen eines Fundes den man selbst gemacht. Die „Lieder eines fahrenden Schülers" entsprechen nun freilich dem graziösen Lob Stahr's mehr als die Knüppeldammverse die er vor kurzem in der „Nationalzeitung" von einem andern thüringischen Dichter mitgetheilt. Sie sind frisch und anmuthig, athmen Eichendorff'sche Wanderlust und sind vorallem sangbar; der Wanderer kann sie wie grüne Zweige an den Reisehut stecken. Es ist freilich viel reactionnaire Romantik in ihnen, Polemik gegen das Moderne, gegen die modernisirte Stadt, Sehnsucht nach den alten Gräben und ihren feuchten Schauern, nach dem tüchtigen Alten überhaupt. Doch das ist Alles nicht gemacht, nicht forcirt; das kommt aus eigenthümlicher Naturanlage heraus und hat deshalb sein gutes Recht. Die Verse des fahrenden Schülers sind meistens fließend, aber nicht durchweg gefeilt, sodaß sie mit den „unsterblichen Jugendliedern" des „Jünglings Goethe" doch den Vergleich nicht auszuhalten vermögen. Als anspruchslose Gabe werden sie Jedem willkommen sein der sich einmal geistige Ferien macht und einfachen Naturgefühlen hingibt. Hierzu kommt die reiche Fundgrube welche das Werkchen dem Componisten bietet. Wir führen eins der gelungensten Lieder des fahrenden Schülers an, um damit das Buch den Freunden einfacher Gemüthspoesie zu empfehlen:

In des Abendgoldes Glühen
Glimmt und blitzt im Thal die Stadt,
Still ist Alles, an der Espe
Reget sich kein bebend Blatt.

Lieblich ist der dunkeln Berge
Saum mit Violett behaucht,
Und in tiefen Abendfrieden
Ist die ganze Flur getaucht.

Holder, süßer Abendfriede,
Mit dem letzten Sonnenschein,
Kehr', o kehre sanft und stille
Auch in meine Seele ein!

Hülle alle Erdendinge
Dicht in blaue Dämm'rung ein,
Nur am fernen Horizonte
Laß mir meiner Liebe Schein!

Nur das Thal ist überflutet,
Von der meerestiefen Nacht!
Süßer Liebe Abendröthe,
Halt' in meinem Herzen Wacht!

Nr. 6. „Amimone" von Ida von Düringsfeld ist jedenfalls das beste Product dieser Schriftstellerin, indem hier die märchenhafte Alpenpoesie doch von einem Gedanken getragen wird und sich dadurch über das bloße Geflüster verstandloser Wald- und Felsgeister erhebt. Amimone, die Fee der Waldamimonen, liebt einen Sterblichen, einen Bauer Adrien. Warum sie ihn liebt bleibt freilich im Dunkeln. Doch das ist eine Eigenthümlichkeit welche die Liebe der Feen mit der Liebe sterblicher Frauen gemein hat. Auch bedarf es im duftigen Feenreich nur spinnwebiger Motive und nicht solcher dicken dramatischen Ankertaue, an denen die Sinne und Charaktere im Menschendrama festgebunden werden. Die verschiedenen Blumengeister und Blumengeistinnen sind der Fee Amimone nun dazu behülflich, die Gattin des Bauers Adrien zu werden, indem sie dessen Braut Cécile in Schlaf wiegen, in die Grotte zur Frau der Grotte führen und Amimone indessen ihre Gestalt annimmt. Doch Adrien ist ein rauher Bauerntölpel und behandelt seine Frau mit Brutalität. Amimone kehrt nach schwerer dreijähriger Prüfung in ihre Feenwelt zurück, während die vom Schlaf erwachte Cécile noch zur rechten Zeit erkennt, aus welchem groben Holz Adrien geschnitzt ist und ihm infolge dessen einen Korb gibt. Amimone hat durch ihre „Heirath auf Probe" der Cécile eine langdauernde Täuschung erspart, an sich selbst aber die bittere Erfahrung gemacht daß das Hinausstreben in eine fremde Sphäre kein Heil bringt. Das einfache Thema, dessen Gedankengehalt von der Dichterin indessen mehr angedeutet als ausgebeutet ist, wird mit einer Fülle von Arabesken ausgeschmückt, die zu dem Besten gehören was auf dem

Gebiet der Lovely-Literatur geschaffen worden ist. Die Beseelung der Natur mit duftigen oder drolligen Gestalten ist der Dichterin sehr gut gelungen, wenngleich die schwer auszusprechenden und unpoetisch klingenden Namen dieser Naturgeister besonders am Anfang den Leser zurückschrecken. Ebenso wenig geht es in einem Werk der Ida von Düringsfeld ohne auffallende Plattheiten und Trivialitäten ab, die durch die kurz angebundene Manier dieser Autorin um so augenfälliger werden. In stilistischer Beziehung ist die „Amimone" nicht durchweg rein gehalten; es finden sich ebenso unausstehlich affectirte Wortbildungen wie offenbare Sprachfehler. Der Leser schlägt gewiß das Buch zu wenn er zufällig auf S. 7 zuerst folgenden Passus entdeckt:

Nun, nun,
Es ist ja nur ein Ob; nicht ein Behaupten,
Behüte, nein; wenngleich die schönsten Feen
Schon oft am Nichtwarumgewußt gekrankt (!).

Dergleichen spindelige und ungelenke Wendungen bringt nicht nur der „spindelige und gelenkige" Geist des Wachholders vor, sondern auch die zarten Feen kranken an unglücklichen Constructionen. Die Dichterin gebraucht z. B. wissen für kennen, eine poetische Licenz die oft komisch klingt, wie wenn Gueillein zu Amimone sagt: Ich weiß dich noch, statt: Ich kenn' dich noch. Damit wollen wir die poetischen Schönheiten des Gedichts nicht verkleinern. Sowol der dramatische Stil in den reimlosen Jamben ist schwunghaft als auch die duftigen Lieder der Naturgeister melodisch getragen und von großem rhythmischen Zauber. Ein passendes Beispiel des ersten gibt die Erzählung der Levra:

Es ist lange her,
Viel grüne Zeiten und viel weiße Zeiten
Vor jenem Tage, da der mächt'ge Berg
Sich dorten donnernd in den See begrub.
Du warst noch nicht, Gottrausa, Kreivakon
Auch du noch nicht; ich war und finst'rer Wald
Mit Riesenbäumen und mit Riesenthieren,
Der Sturm, der Donner und der Wiederhall,
Nichts sonst, da blühte meiner Schwestern eine
So wunderschön, wie keine and're mehr;
Ihr Alle seid wie Schatten nur von ihr,
Obgleich Ihr Alle reizend seid. Sie war
Die Pflegerin von Blumen, schöner viel,
Viel tausend mal, ja unvergleichlich schöner
Als Gangueillon's und Amimonens Blumen —
Des Schattens Sterne hießen sie und waren
Wie Licht und Schnee zugleich — u. s. f.

Ebenso gehört hierher der Monolog der Amimone im achten Bild, als sie sich in Cécile verwandelt hat und in ihre einfache Mansardenstube tritt. Wir heben aus demselben folgende glückliche Stelle heraus:

Ich sehe keine Schönheit, keine Anmuth,
Und doch mit Beidem will ich ihn empfangen.
Wie soll man lieben, wo nicht Schönheit ist,
Wo soll man küssen, wo nicht Anmuth waltet?
In diesem armen blassen Raum — da muß
Ein traurig Lieben es gewesen sein,
Wie Mondgeblinke in der Nebelnacht,
Wie Veilchenblüh'n am stein'gen Bergeshang;
Ich aber will ein Lieben frisch und hell,
Wie Mondesflammen in der Nacht des Sommers,
Wie Veilchenblüh'n am grünen Hang des Hügels.
Ich will die Feenlieb' im Mädchenherzen,
Ich will den Geisterkuß auf ird'scher Lippe.
Zum Ort für Zauber soll dies kleine Stübchen,
Zum Traum der Menschen sein und mein Geschick,
Zum Wunder werden die Alltäglichkeit.

Der Charakter des Adrien, des tölpelhaften und betrunkenen Buffo, ist ebenfalls von der Dichterin ohne Pruderie, mit derb humoristischem Zugreifen und dramatischer Lebendigkeit geschildert. Zu den reizendsten Liederpiècen gehören die Vernichtungsgesänge der Berggeister im fünften Bild und die berauschenden Blumenlieder welche Cécile in Schlaf singen. Schon der Probegesang ist reizend:

Komm' auf die Matten,
Im Nußbaumschatten
Drängt Becher an Becher in schillernder Bläue sich.

Komm' in den Garten,
Es steh'n und warten
In Farben und Thaulicht meine Blumen auf dich.

Komm' in die Büsche,
In duftiger Frische
Verbergen und zeigen die lieblichsten Kelche sich.

Im Sonnenglühen
Ist lauter Blühen,
Und alles Blühen und Glühen rufet dich.

Die „Amimone" von Ida von Düringsfeld ist eine duftige poetische Blüte, ein glücklicher Wurf auf dem Gebiet phantastischer Dichtung, aber dies ganze Genre ist nicht viel mehr als ein krankhafter Hautausschlag, den unsere Literatur wol bald überstanden haben wird.

Das letzte der vorliegenden Werke, „Die Brüder", eine chinesische Geschichte in Versen von Paul Heyse, verdient in formeller Beziehung alles Lob; die Diction ist einfach, würdig, adelig, ohne unnöthiges prismatisches Farbenspiel; die Trochäen wallen in gleichmäßiger Bewegung dahin, rein, fehlerfrei, ohne Flickwörter; die Einfachheit der Darstellung ist um so wirksamer als der Inhalt reich an blutigen Katastrophen und Scenen ist; aber das Werk ist doch nicht viel mehr als eine Formstudie und die Figuren darin erinnern an chinesische Porzellanfiguren oder vielmehr an Porzellanmalerei. Der König ist wie ein König auf alten Bilderbogen und wackelt mit dem Kopfe. In der That sieht man nicht ab warum diese Geschichte in China spielt und was für Poesie in den chinesischen Localfarben liegen soll. Betrachten wir das Werk indessen blos als Formstudie, als Versuch ein Ganzes aus einem Gusse zu schaffen, als Vorbereitung für größere Schöpfungen, deren Inhalt der Form ebenbürtig ist: so verdient es wegen seiner Präcision und Rundung alles Lob und kann nach dieser Seite hin als vielversprechend angesehen werden. Wir theilen zur Probe die ersten einleitenden Verse mit:

An dem Flusse liegt der Maulbeergarten,
Und ein Sommerlüftchen regt die Wipfel,
Drin die Grille singt, im Laub verborgen.
Und herüber aus dem Königsschlosse,
Dem der Fluß in Demuth küßt die Schwellen,

Und herüber durchs Gewühl der Gassen
Tönen Paukenklang und Glockenspiele,
Tönt Geschrei der Pfauen und Fasanen
Und das Wiehern stolzer Viergespanne
Mit dem Festgesumm von Menschenstimmen.
Denn des Landes Mai geliebter Erbprinz
Führet heim die fremde Fürstentochter.
An dem Flusse durch den Maulbeergarten
Wandelt ganz allein Swen-Kong der König,
Trägt den Fürstenhut von Schillerseide
Mit neun goldgeflocht'nen Quastenschnüren,
Trägt den Seidenrock mit Fuchs verbrämet,
Schön gegürtet mit dem Perlengürtel,
Und den bunten Kies der Gartenpfade
Tritt er mit den rothen Fürstenschuhen,
Und im Wandeln spricht zu sich der König:
Wo ist wol ein Garten wie der meine?
Wo ist wol ein blühend Reich wie meines?
Wo ein König, der sich mir vergliche?
Doch es ist Swen-Kong noch nicht am Ziele,
Seiner Wünsche nicht, noch seiner Tage,
Und noch immer konnt' er, was er wollte.
Also murmelnd wirft er hoch die Stirne,
Daß die Quasten aneinanderschlagen,
Und er blickt umher mit stolzen Augen,
Unverdunkelt von der Nacht des Alters,
Die ihm nur an Haar und Brauen dämmert.

Wir hoffen daß Paul Heyse „das Reich der Mitte" in jeder Beziehung bald verlassen wird.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Waldenser.

Die Waldenser im Mittelalter. Zwei historische Untersuchungen von A. Wilh. Dieckhoff. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Das in Nr. 100 d. Bl. f. 1851 angezeigte Weihnachtsprogramm des Prof. Herzog hat dazu beigetragen, der historischen Kritik einen Aufschwung zu geben, dessen kaum irgend ein Theil der Kirchengeschichte mehr bedarf als der uns vorliegende. Wenn auch von der in jener Anzeige erwähnten Successionsleiter, welche das apologetische Interesse bis zu Claudius von Turin, ja bis zu dem apostolischen Zeitalter hinaufgeführt hat, bei einigem Sinne für geschichtliche Beglaubigung nicht die Rede sein kann, so haben sich doch in dieser Geschichte unverdaute Ansichten oder, um mit Herzog zu reden, Cruditäten bis auf den heutigen Tag erhalten. In die mildeste Fassung gebracht, bestehen sie in der Darstellung der Waldenser als einer bibelgläubigen Sekte im Gegensatz zu der herrschenden Kirche, in welcher dieser Glaube, unter Menschensatzungen verschüttet, nur zu wenigen Einzelnen sich den Weg gebahnt habe: also einer im mittelalterlichen Dunkel mehr oder weniger hellleuchtenden, unter den Stürmen der Verfolgungen zwar oft nur unsicher flackernden, aber nie ganz erloschenen Fackel. Ein Zug der Wahrheit könnte in dieser Darstellung nur von einer Hyperkritik, welche am Brennen und Schneiden ihr Gefallen hätte, verkannt werden. Aber durch seine phantastische Erweiterung zu einer die vorhandene Fülle von Modificationen, Schattirungen und Uebergänge unterdrückenden Allgemeinheit ist dieser Zug unter dem Gehäuf der Traditionen fast ganz verschüttet worden. Das historische Gewissen, wenn es sich nicht zu dem der Partei erniedrigen lassen will, wird daher aufgefodert, jene Modificationen, Schattirungen und Uebergänge aufzusuchen, an diese Traditionen zu halten und nach beiderseitiger Richtung der Wahrheit sich anzunähern. Und insofern als wir Protestanten in der Wahrheit stehen fällt unser protestantisches Gewissen mit dem historischen zusammen und läßt uns alle apologetischen und polemischen Hülfsmittel verschmähen, welche sich mit demselben nicht in Einklang bringen lassen.

Daß in der Geschichte der Waldenser jene Modificationen, Schattirungen und Uebergänge nicht beachtet und diese Hülfsmittel nicht verschmäht und so der Polemik der römischen Kirche viele schwache Seiten geboten worden sind, geht aus den gedachten Schriften unwiderleglich hervor. Es ist dieses besonders von englischen und französischen Geschichtschreibern im reformirten Sonderinteresse geschehen, aber zu bemerken daß das diesem in so manchen Punkten entgegenstehende lutherisch-deutsche Particularinteresse nicht Aehnliches zu verhüten vermocht hat. So groß war und ist die Macht der durch mehre Jahrhunderte sich hindurchziehenden ehrwürdigen und frommen Traditionen!

Je schwieriger, freudloser und undankbarer jenes Unternehmen ist zu welchem das historische Gewissen die Kritik drängt, desto mehr verdient es aufmunternde Anerkennung, die das vorstehende Werk durch seine treffliche Ausführung besonders in Anspruch nimmt. Die Kritik in demselben ist in die Einzelheiten des historischen Stoffs ebenso eindringend als ihn in beinahe seinem ganzen Reichthume umfassend, nie in Details sich verlierend, sondern von wenigen, aber richtigen protestantischen Grundanschauungen gehalten und soweit als es das traurige Geschäft des Niederreißens des Bauwerks und des Aufräumens des Schuttes gestattet vom christlichen Bewußtsein getragen. Dabei muß des regen historischen Interesses und der Bescheidenheit des Verfassers gleich rühmend gedacht werden, indem ihn jenes nicht Nachsicht mit seiner gelehrten Arbeit, sondern ein genaues Eingehen der Kritik auf dieselbe verlangen und diese als Grund eines solchen Verlangens das Bewußtsein aussprechen läßt, die historische Forschung über seinen Stoff durch seine Untersuchungen noch keineswegs zu einem allseitig genügenden Abschlusse geführt zu haben.

Zu einem solchen Eingehen reichen aber ebenso wenig die dem Referenten zugebotestehenden Kräfte und Hülfsmittel zu, als es ihm der ihm zugemessene Raum gestattet. Er muß es daher eigentlich kritischen Blättern überlassen und auf die nachstehende Anzeige sich beschränken, vorher aber der Schwierigkeit des Berichts über ein Werk erwähnen, dessen Tendenz eine negative ist und dessen Form, anstatt die ansprechendere einer aus dem reichen Stoffe organisch und einheitlich erwachsenen Geschichte zu sein, den Leser durch die Windungen der kritischen Untersuchungen mühsam hindurchführt. Diese Form, welche auch auf die Kritik der Kritik übergehen muß, läßt die Hauptgesichtspunkte, auf die es bei einer bloßen Relation ankommt, leicht aus dem Auge verlieren.

Der Gang der Untersuchungen: erst den geschichtlichen Boden von tiefgewurzelten traditionnellen Täuschungen zu reinigen und so Spielraum zur Beantwortung der positiv-geschichtlichen Hauptfragen zu gewinnen, ist gewiß der richtige und durch die Natur vorgezeichnete. Ehe der Verfasser aber an die erste Arbeit geht, bringt er dieselbe unter leitende Gesichtspunkte, oder sucht sich gleichsam Höhepunkte eus, die ihm ebenso die Uebersicht der einzelnen Gegenstände gestatten als bei ihrer nähern Betrachtung die Orientirung erleichtern. Einer dieser Punkte, beide allerdings nur negativ, ist, daß wenn die herrschende Ansicht von dem reformatorischen Charakter der alten Waldenser, wie es ohne völlige Verblendung nicht anders sein kann, durch einzelne Abweichungen von demselben modificirt und das Urtheil also auf den comparativen Begriff des Mehr- oder Wenigerreformatischen gegründet wird, in denselben vieles Ungehörige hineingetragen werden kann. Ein anderer nicht weniger wichtiger Punkt ist die Erkenntniß gleichsam des alten Schadens oder Faulflecks der protestantischen Geschichtsforschung, von Flacius in seinem „Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit" an bis auf unsere Zeiten hinab. Er besteht darin daß man die Geschichte der protestirenden Sekten im Mittelalter einseitig unter den Gesichtspunkt des Zeugnisses

der Wahrheit gegen den römischen Irrthum stellte und demnach in den Angriffen auf dieselben ausschließlich den Versuch sah, das Licht der Wahrheit auszulöschen, und so vergaß daß sie, wie es z. B. von den Wicleffitischen Sekten geschehen ist, zuweilen nicht blos die Lüge, sondern auch die Wahrheit in der herrschenden Kirche verletzten. Diese Auffassung ließ die Echtheit der sie unterstützenden Documente ihrem Alter nach unbedingt voraussetzen und, wo aus denselben unreformatorische Spuren nicht vertilgt werden konnten, das historische Gewissen mit jenem unsichern und haltungslosen Mehr oder Weniger beschwichtigen.

In der ersten Abhandlung „Ueber die Manuscripten-Literatur der Waldenser" nimmt der Verfasser daher die Reinigung des Bodens vor. Er untersucht im Allgemeinen erst ihren Inhalt und dann diplomatisch ihre Geschichte (namentlich in Betreff der Hände aus denen diese Schriften gekommen sind) und geht dann auf die einzelnen Manuscripte über. Bei der Untersuchung des Allgemeinen und auch einiger Einzelheiten leiteten ihn besonders die Acten über die 1530 zwischen Oekolampadius und den Deputirten der Waldenser geführten Verhandlungen, denen er mit Recht eine große Wichtigkeit beilegt. Bei andern Details (z. B. dem „Almanach spirituel", den Schriften vom Fegefeuer und von der Heiligenverehrung) stellt er eine Vergleichung der beiderseitigen Schriften an. Aeußere und innere Kritik nicht immer auseinanderhaltend setzt er als „negativen Kanon" der letzten fest, Nichts als Echtwaldensisches zu betrachten, worin sich die eigenthümlichen Lehrsätze der Reformation finden, welche vor derselben erweislich der Sekte fremd waren. Die Ergebnisse dieser kritischen Untersuchungen lassen sich in Verfälschung der Documente kurz zusammenfassen, die namentlich darin besteht daß in einige derselben spätere reformatorische Lehren und Ansichten eingetragen worden, andere aber unbedingt nachreformatorisch, also jene theilweise und diese ganz verfälscht sind. Nur die berühmte „edle Unterweisung" („Nobla Leyczon") wird von dieser Verfälschung ausgenommen und ihr ihr vorreformatorischer Charakter erhalten, wenn auch aus einigen Stellen dieses bedeutenden Lehrgedichts nachgewiesen daß es schon in die Zeit fällt, da die Verfolgungen die Waldenser zu einer Verheimlichung ihrer Lehrer genöthigt hatten. Der Darstellung vorgreifend, muß hier bemerkt werden daß nach einem Citate und einer Bemerkung in der zweiten Abhandlung dieses Gedicht auf dem Standpunkte des römischen Semipelagianismus steht, wodurch denn die alten Waldenser viel von dem ihnen zugeschriebenen evangelischen vorreformatorischen Charakter verlieren.

Da der Verfasser bei seinen kritischen Untersuchungen dieser Handschriften in ihnen manches wirklich Reformatorische gefunden hat, zu dessen Prüfung nicht jener negative Kanon ausreicht, so nimmt dieselbe unter der Ueberschrift: „Die ursprüngliche Beschaffenheit der waldensischen Sekte im Mittelalter" die zweite Abhandlung ein. Bei der von ihm erkannten „gänzlichen Unsicherheit der waldensischen Manuscripten-Literatur" glaubt er nicht diese, sondern die katholischen Zeugnisse des Mittelalters, welche bisher im Interesse der neuwaldensischen Tradition zurückgewiesen worden seien, als Grundlage und Ausgangspunkt seiner Untersuchungen annehmen zu müssen. Das vielen Protestanten allerdings Anstößige dieser Erklärung mildert er durch die beigesetzte Versicherung, die in der Spreu jener „verfälschten" Literatur vorgefundenen Körner nicht unbenutzt zu lassen, und durch das der Sekte gemachte Zugeständniß daß sie ihrem Hauptstamme nach bis zur Zeit der Reformation ein eigenes geschlossenes Ganzes gebildet habe. Durch diese Erklärung, welcher Referent nach eigenen frühern Untersuchungen aus Ueberzeugung beitritt, wird der Vermischung oder gar Identificirung der Waldenser mit den aus den Manichäern und Katharern hervorgegangenen Albigensern begegnet, in welcher das entgegengesetzte polemische und apologetische Interesse die Katholiken und Protestanten vereinigt. Denn jene werden dazu vermocht, um die ihrer Frage, wo diese vor Luther gewesen wären, entgegengehaltenen „Vorläufer der Reformation" mit den Manichäern in eine Classe zu werfen und diese (die Protestanten) um die Zahl solcher Vorläufer zu vermehren. Dagegen ist Referent erst durch den Verfasser darauf aufmerksamgemacht worden daß auch die Waldenser des 13. Jahrhunderts wie die Katharer und Albigenser unter sich die Vollkommenen (Perfecti, wie die Electi der Manichäer) und bloßen Gläubigen (Credentes) unterschieden. Wenn aber auch diese Abstufung manichäisch ist, so kann sie bei den Waldensern nur einen äußern zufälligen Grund gehabt haben, da der Charakter ihrer Bewegung ein praktisch-frommer, der der manichäischen aber ein speculativer war. Die waldensische Unterscheidung scheint daraus hervorgegangen zu sein, daß die Waldenser durch die Umstände und namentlich durch die Verfolgungen sich genöthigt sahen, von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit, die unser Verfasser in die Verschmelzung der vollkommen christlich-ascetischen Frömmigkeit mit dem geistlichen Amte setzt, abzugehen. Diese Eigenthümlichkeit war es allein welche sie häretisch machte, und Referent schließt sich hier gegen den Verfasser dem Urtheile Gieseler's und Neander's an, daß Innocenz III. an der Stelle des Papstes Lucius III. die waldensische Bewegung ebenso in den Schoos der Kirche geleitet haben würde, wie es ihm mit der von Franz von Assisi ausgegangenen gleichartigen Bewegung so glücklich gelungen war.

Es kann auch auf die in der zweiten Abhandlung enthaltenen wichtigen und umfassenden Untersuchungen nicht näher eingegangen werden. Ihre Ergebnisse gehen auf einzelne Vermischungen der Waldenser mit andern Sekten und sogar mit der herrschenden Kirche, auf periodische Verunreinigungen durch ihre Aufnahme fremder Lehrbegriffe und endlich auf eine stete und entschiedene mangelhafte Einsicht in das Materialprincip des Katholicismus und Protestantismus hinaus. Die beiden ersten Resultate stellen jenes Zugeständniß des Verfassers, daß die Sekte ein abgeschlossenes Ganzes gebildet habe in eine flüssige Allgemeinheit und nehmen ihrem Begriffe alle Starrheit apriorischer Construction, zu der die Geschichte nur zu oft sich hergeben muß und das apologetische Interesse so leicht hinreißt. Das letzte Resultat aber zeigt uns, was von der evangelischen Richtung der Waldenser und von ihrem Protestantismus vor der Reformation eigentlich zu halten sei. Sie hatten allerdings des formalen Grundsatzes des Protestantismus insofern sich bemächtigt, als sie das unmittelbar aus der Heiligen Schrift abgeleitete göttliche Recht gegen die kirchliche Tradition und Gesetzgebung geltendmachten. Allein ohne Verbindung mit dem materialen Princip (welches Luther bekanntlich in die Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben setzte) verwandelt dieser Grundsatz entweder das Wort Gottes in einen bindenden, tödtenden Gesetzesbuchstaben, oder läßt bei einiger Regsamkeit des religiösen Lebens einem falschen materialen Principe erliegen. Denn so wenig wir um einen reinen Aether einzuathmen den Einflüssen der uns umgebenden Luft uns verschließen, sondern nur diese durch jenen reinigen können, ebenso wenig vermögen wir dem materialen Principe, wie es in dem christlichen Leben, also in der Tradition an uns lebendig herandringt und in dem formalen Princip der Heiligen Schrift ein heilsames Correctiv findet, uns zu entziehen: wie sich denn auch den strengen lebendigen Bibelgläubigen die Tradition als eine unbewußte Macht erweist. Dieses zeigte sich an den Waldensern, indem sie mit ihrer Bibelgläubigkeit außer dem Zusammenhang mit dem christlichen Leben sich stellend und den traditionnellen Faden abreißend unwillkürlich dem falschen römischen materialen Principe wenigstens theilweise erlagen. Dieses weist der Verfasser unter Anderm aus ihrer Lehre von der Beichte nach, in der sie zwar die Absolutionsgewalt des Beichtigers verwarfen, aber dessen Bindegewalt anerkannten, zur Auferlegung zeitlicher Strafen ihn berechtigten und so in den Semipelagianismus geriethen, dessen schon bei Gelegenheit der „Nobla Leyczon" gedacht worden ist, endlich auch mehr als zwei Sacramente annahmen. Die Auseinandersetzung des Verhältnisses dieser beiden Principien bildet einen Theil dieser Abhandlung, welcher

ganz unabhängig von seiner speciellen Beziehung auf die Waldenser von hohem Interesse und sehr lehrreich ist. Wir sehen hier daß der Wahlspruch der bedeutendsten Reformirten, in den auch viele deutsche Lutheraner gedankenlos einstimmen: „Die Bibel und Nichts als die Bibel", nur eine Täuschung ist, welche von ihrem eigenen christlichen Bewußtsein wirksam widerlegt wird.

Die allerdings scharfe und schonungslose Kritik des Verfassers hindert ihn nicht, die waldensische Sekte im Mittelalter als „eins der wichtigsten Glieder in der Reihe jener oppositionellen Entwickelungen, in denen man nicht ohne Grund eine Vorgeschichte der Reformation zu sehen gewohnt ist", anzuerkennen. Diese Anerkennung läßt ihn aber seine Verwunderung über die vielen ungelösten, gerade wichtigsten Fragen in dieser Geschichte aussprechen. Da das gelehrte Werk von Hahn („Geschichte der Ketzer im Mittelalter", Stuttgart 1845) für Viele, wie Herzog in seiner Recension dessen die Waldenser umfassenden zweiten Bandes, („Studien und Kritiken", Jahrgang 1851, Heft 4) bemerkt, eine Autorität geworden ist, und auf eine solche bei seinem von dem rühmlichsten Sammlerfleiße des Verfassers zeugenden Quellenreichthum auch gegründeten Anspruch zu machen hat, so trifft jene Verwunderung zunächst und vorzüglich diese Geschichte. Dieckhoff und Herzog werfen ihr übereinstimmend Mangel an historischer Kritik und Befangenheit in Voraussetzungen und Lieblingsideen vor. Referent kann von diesen Vorwürfen nur anführen daß Hahn dem „kritiklosesten der waldensischen Geschichtschreiber" (Leger in seiner „Histoire générale des églises vaudoises", Leyden 1669) blindlings folgt und daß er ohne allen Grund die piemontesischen und französischen Waldenser voneinander trennt. In beide Vorwürfe stimmt Referent aus Ueberzeugung ein; besonders aber in den letzten, da ihn seine Beschäftigungen mit der Geschichte der französisch-reformirten Kirche und mit der Art und Weise wie die Albigenser und Waldenser den Boden der Reformation aufgelockert hatten, überzeugt haben daß jene Waldenser aus Einer Wurzel hervorgegangen sind und sich in fast ununterbrochener Verbindung miteinander gehalten, ja durch diese und wechselsweise Uebersiedelungen mehre male gegenseitig ergänzt haben. Der Mangel an einer eigentlichen kritischen Waldensergeschichte läßt den Berichterstatter seinen schon in seiner frühern Anzeige ausgesprochenen Wunsch wiederholen daß Herzog sich dieser Arbeit unterziehe, zu der ihn nächst seinen schon erwähnten Studien und Forschungen auch seine im Jahre 1851 zur Aufsuchung von Handschriften der Waldenser nach Frankreich, England und Irland unternommene wissenschaftliche Reise befähigt. Das Verdienstliche dieses Unternehmens wird noch durch dessen Schwierigkeiten gesteigert, die in der nothwendigen Aufgabe bestehen, den durch die fortwährenden Verfolgungen nach so verschiedenen Gegenden getriebenen waldensischen Haupt- und Nebenströmungen nachzugehen. Eine der bedeutendsten derselben ging nach Böhmen, und der spätere nahe Zusammenhang der dortigen Sekten mit den Waldensern steht über allem Zweifel, wenn auch nach der richtigen Bemerkung des Verfassers die Entwickelung der Art dieses Verhältnisses noch von einer genauern Untersuchung erwartet werden muß. Referent glaubt hier darauf aufmerksam machen zu müssen daß vor ungefähr zwölf Jahren das Archiv zu Herrnhut im Interesse der ältern Geschichte der Böhmischen und Mährischen Brüder und auf Anregung ihres Geschichtschreibers Plitt sich in den Besitz vieler historischen Handschriften in böhmischer Sprache aus einem Kirchenarchive in Polen gesetzt hat. Dieser Bemerkung fügt er schließlich noch die Nachricht hinzu daß der Professor Schmidt in Strasburg in Riedner's „Zeitschrift für die historische Theologie" (Jahrgang 1852, Heft 2) Actenstücke über die Geschichte der Waldenser mittheilt und die Veröffentlichung der Acten des Processes der unter dem bezeichnenden Namen „Winkeler" um das Jahr 1400 in seinem Wohnorte entdeckten und verurtheilten Waldenser in Aussicht stellt. 32.

Aus Livland und über Livland.

I.

Der Livländer Johann Reinhold von Patkul und seine Zeitgenossen von Otto A. Wernich. Erster Band. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses mit großem Fleiße und kritischem Scharfblick nach den besten Quellen gearbeitete Werk, zu dem neben bereits im Drucke erschienenen Schriften auch die im dresdener Archive befindlichen Handschriften und Urkunden benutzt werden durften, bringt uns in dem vorliegenden ersten Bande im ersten Hauptstück die livländisch-schwedische Verfassungsgeschichte bis auf die Zeit J. R. Patkul's; im zweiten den Kampf des livländischen Adels für seine Rechte unter Patkul's Leitung, der angeklagt, verurtheilt wird und flieht; im dritten den Ausbruch und ersten Verlauf des Nordischen Kriegs; im vierten endlich die Fortsetzung desselben und seine Verbreitung über Polen.

Livland empfing durch seine geographische Lage die Rolle des Vermittlers zwischen Ost und West, des Dolmetschers germanischer Civilisation gegen die von Asien herüberdringende slawische Barbarei. Aber weil es in passiver Ruhe verharrte, statt der von der Natur ihm verliehenen Vortheile eingedenk sich thätig zu erweisen, weil es aus falscher Furcht, aus falschem Eigennutz die Heranbildung der esthnischen und lettischen Urbevölkerung versäumte, weil es, durch Misgunst und Uneinigkeit seiner Stände untereinander geschwächt, das vorgesteckte Ziel aus dem Auge verlor, wurde es in seiner willenlosen Ohnmacht der Zankapfel seiner Nachbarn, die es in blutiger Fehde einander zu entreißen suchten. Durch allen Wechsel der Herrschaft war es der livländischen Ritterschaft gelungen ihre alten Rechte und Privilegien zu schirmen, zu erhalten und zu mehren. Polnische Misgunst hatte an ihnen gerüttelt und auch Schwedens Monarchen, denen Livland aus freier Uebereinkunft sich angeschlossen, wagten es ihre Hand nach der livländischen Verfassung auszustrecken. Der schwedische Reichstag hatte die Reduction der Güter für das ganze Reich ausgesprochen, uneingedenk daß Livland seinen eigenen Landtag habe, dem allein ein Beschluß über die innern Angelegenheiten zustand. Die Gütereinziehungen begannen und unrettbarer allgemeiner Untergang war den Besitzenden gedroht. Da trat Patkul auf.

Dieser Mann, durch kühnen, eisernen Charakter zum Vorkämpfer, durch schlaues, gewandtes Benehmen zum Führer der Landessache am ränkevollen königlichen Hofe bezeichnet, konnte allein die schwierige Sendung übernehmen, welcher mit Aufopferung seiner eigenen Wohlfahrt er sich hingab. Unermüdlich allen Hindernissen trotzend drang er mit seiner Einsprache in den König und setzte bei wiederholten Audienzen den Sachverhalt mit Wärme auseinander. Der König ließ sich in Entgegnungen ein, als hoffte er Patkul vom Rechte der schwedischen Krone zu überführen. „Aber Patkul", so erzählt unser Autor, „sah in dem Allen nur das Elend und die Knechtschaft seines Landes; er sprach von dessen Treue, von der nahenden Armuth, welche die Nachkommen des ersten Standes in Unwissenheit, Vernachlässigung, Mangel daheim und in der Fremde werde untergehen lassen; er hielt fest an dem unveräußerlichen Rechte daß Livland keinem Schluß fremder Stände unterworfen sei. Da begann sich in Karl der Stolz des Schweden zu regen. «Es ist genug», rief er aus, «Schweden hat es über Livland beschlossen. Wollt Ihr die schwedischen Stände anklagen daß sie nicht nach Gebühr gehandelt?» Und Patkul antwortete mit einem lauten «Ja!» Wenn nur der König es gestatten wolle, vor ihm und der ganzen Welt könne er die Ungebühr erweisen, dafür seien die Verträge unter denen das Land an Schweden gekommen, dafür des Königs eigene ausdrückliche Willenserklärung, die nicht durch die Stände weggeräumt werden könne, und niemals dürfe was Livland zu Schweden mitgebracht ihm genommen werden."

Patkul, der in gleichem Maße durch Unerschrockenheit und Rednergabe imponirte, sodaß auch Karl ihm seine Bewunderung nicht versagen durfte, schien, obzwar langsam, seinem Ziele

näherzurücken. Aber im entscheidenden Augenblicke, wo es galt gegen die Angriffe der feindlichen Partei standzuhalten, wurde Patkul von Denen für die er ins Feuer gegangen feige verlassen und verleugnet. Der von den Freunden Verrathene hatte von seinen Feinden Alles zu fürchten und entzog sich ihnen durch die Flucht. Am 2. December 1694 erschien das Urtheil, in welchem er wegen seines Berichts über die Sendung an den Hof zu Stockholm, wegen der Anträge auf dem wendenschen Landtage, wegen des daselbst beschlossenen Verhaltungsbefehls für den Residirenden, wegen der Strafordnung, wegen des Schreibens an den König, wegen erregter Meuterei in der Festung Riga, wegen Verkleinerung an Sr. königlichen Majestät bestelltem Befehlshaber, Rath und Oberstatthalter, endlich weil er der Ritterschaft Acta und Privilegia unter fremde Herrschaft mitsichgenommen, verurtheilt wurde „andern aufrührerischen Unterthanen zum Schrecken und zur Warnung die rechte Hand, die er wider seinen König unverantwortlich gebraucht, und dabei Ehre, Leben und Güter, die beweglichen an die Krone, die unbeweglichen an die nächsten Erben zu verlieren, und sollen die von ihm eigenhändig aufgesetzten Schriften von dem Scharfrichter verbrannt werden."

Bald mußte das beschämte Livland die Aufopferung seines verrathenen Vorkämpfers dankbar anerkennen, denn Karl wagte nicht die begonnene Gütereinziehung fortzusetzen. Es war das nämliche mit weniger Geschick und Glück begonnene Werk, welches Ludwig Napoleon an den Gütern der Familie Orléans in Frankreich vollzog.

Vor einigen Jahren errichtete die livländische Ritterschaft im Sitzungssaale ihrer Landräthe das Marmorbildniß des zum Tode verurtheilten Verräthers Johann Reinhold von Patkul.

Für die erfahrene Unbill fand Livland bald seinen Rächer. Friedrich August von Sachsen, der soeben die polnische Krone gewonnen hatte, suchte durch lockende Versprechungen den livländischen Adel für sich zu gewinnen und kündigte Schweden den Krieg an. Der große Zar, welcher damals mit dem Gedanken der Schöpfung einer Flotte für den neubegründeten Kaiserstaat sich trug, ging gern auf Sachsens Plane ein, da durch die Eroberung von Ingermanland und Karelien seiner jungen Marine die Gewässer der Ostsee eröffnet werden konnten. Auch Rußland griff zu den Waffen.

Durch all diese Begebenheiten windet sich als rother Faden das Leben und Mitwirken Patkul's, der bald am sächsischen, bald am moskowitischen Hofe, bald auf dem Schlachtfelde, als kluger Staatsmann und tapferer Soldat die Vielseitigkeit seiner Begabung beurkundete.

Wenn wir bei so reichhaltigem, aber zerstreutem Material, als Wernich zusammentrug, den kritischen Fleiß des Autors anerkennen müssen, bemerken wir wie er hier und da vom Stoffe fast erdrückt mit Geschick sich Weg zu bahnen verstand. Trübt sich ab und zu der klare Strom der Darstellung, so bleibt diese Störung doch eine nur augenblickliche, untergeordnete.

Der höhere Gesichtspunkt geht bei all dem Gewirre persönlicher und provinzieller Interessen nie verloren. Ein Stück Menschengeschichte, ein Stück Weltgeschichte wird vor unsern Augen entrollt. Es ist der Kampf des historischen Rechts gegen die Anmaßungen der Willkürherrschaft und den Staatsstreich, und um diesen geschlungen das ganze Netz menschlicher Leidenschaft und Intrigue. Aber bald gewinnen Habsucht, Lust nach Abenteuern, Ehrgeiz, Herrschgier, jene Hauptknoten welche die Maschen schürzen helfen, die Oberhand. Das Princip, die erste Idee geht in dem Durcheinander der streitenden Absichten und Plane unter und das Feuer der Leidenschaften setzte endlich den ganzen Norden in Flammen.

Jener Kriegsbrand war das Abendroth der untergehenden Sonne Schwedens und Sachsens, das Morgenroth des jungen russischen Kaiserreichs, dessen Herrscher Livland, das seine Rechte aus der treulosen Hand der Könige Schwedens in den Schutz der russischen Zaren übertrug, die Unbilden früherer Willkürherrschaft vergessen zu machen gelobten.

Livland widmete dem mächtigen Reiche aus dankbarer Anerkennung des gewährten Schutzes in einem anhaltenden Frieden seine besten Kräfte, bot Rußland berühmte Staatsmänner und tapfere Krieger, schenkte ihm eine große Kaiserin und erwarb sich ein unabweisliches Recht auf das Zutrauen und die Zuneigung des russischen Kaiserhauses, von dessen Gedeihen die eigene Wohlfahrt abhängig wurde.*) **F. von Sivers.**

Pestalozzi-Album. Mit Originalbeiträgen von B. Auerbach, O. A. Banck, A. Buddeus, A. v. Chamisso und Andern. Zum Besten hülfsbedürftiger Lehrerwaisen im Königreich Sachsen herausgegeben von Ernst Fischer. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1852. 8. 1 Thlr.

Die grundsätzlichen Freunde der Albumsliteratur dürften sich in Deutschland gegenwärtig wol zählen lassen. Vielleicht rangiren sich zu ihnen einige verkannte Autoren, die unter der allgütigen Protection dieses Literaturzweigs zum mindesten ihre Namen zum Druck befördert sahen, vielleicht auch einzelne stille Denker, in denen der Gedanke zu dämmern angefangen hat daß sie dereinst auch einmal die Herausgabe eines Minne-, Sänger- oder Dichteralbums veranstalten könnten, kaum aber erfahrene Leser, welche die Dornen der Albumsrosen gefühlt, und am wenigsten die Recensenten, denen bei solchen literarischen Unternehmungen in der Regel schon im voraus das Handwerk gelegt ist. „Der Ertrag dient einem wohlthätigen Zweck." Wer soll da zu Gericht sitzen? wer Die verurtheilen die nur ein gutes Werk fördern, eine Wohlthat erzeigen wollten? Entwaffnet, mit gebundenen Händen muß der Kritiker — lesen und Christenpflicht üben statt seiner Recensentenpflicht: das ist so sein Schicksal.

Und doch liegt in dem „guten Zwecke" wirklich Etwas das selbst ein Recensentenherz versöhnt und zur Milde stimmt wider Diejenigen die auf Kosten der poetischen Schönheit ihre Barmherzigkeitsnothdurft verrichten. In einen Lebenskreis den Mangel und Sorge drücken tritt die Muse mit tröstenden, rettenden irdischen Gaben. Bald zündet sie den harrenden Kleinen den langersehnten Weihnachtsbaum an, bald nimmt sie einer verzweifelnden Mutter die bangen Sorgen vom Herzen. Wer kann das ohne innerliche Rührung sehen; wer kann gegenüber den dankgerötheten Gesichtern an den Mangel eines schlechten Verses oder die Seichtigkeit einer gutgemeinten Erzählung denken? Solange es Thränen zu trocknen und Kummer zu stillen gibt, wird die Albumsliteratur zu „guten Zwecken" immer eine nachsichtige Aufnahme finden und ihre Beurtheiler werden ohne Groll dessen eingedenk sein.

Das „Pestalozzi-Album" bietet seinem Zweck und Inhalt nach Erfreuliches. Es ist herausgegeben im Interesse des Pestalozzi-Vereins, der hülfsbedürftige Lehrerwaisen zu unterstützen und zu versorgen bestrebt ist. „Keine Lehrerwaise", sagt das Vorwort, „soll mehr in Noth und Elend verkümmern und jeder Lehrer soll mit dem Trostgedanken sein Auge zum Todesschlummer schließen können, daß der ganze sächsische Lehrerstand an den verwaisten Seinigen Vaterstelle vertreten wird." Die Mitarbeiter des Album sind Förderer dieses schönen Zwecks und haben auf Dank und Anerkennung umsomehr Anspruch als die meisten von ihnen nicht zufällige Gaben, Abfälle „aus dem Papierkorb" beigesteuert, sondern für das Album ihre Beiträge erst geschrieben haben. Unter diesen Beiträgen gebührt zweien die Anerkennung eines vorzüglichen Erfolgs. Zur Dorfgeschichte Auerbach's: „Hopfen und Gerste", genügt die Bemerkung daß dieselbe den ursprünglichen Charakter der Auerbach'schen Muse ansichträgt und in den Grenzen einer einfachen, aber nicht trivialen Erfindung eine reiche Fülle von Menschenbeobachtung und Lebenskenntniß in dichterischer Ge-

*) Auf den zweiten Band des Wernich'schen Werks über Patkul kommen wir nach dessen Erscheinen zurück. D. Red.

staltung offenbart. Ein würdiges Seitenstück hierzu hat im Gebiete der Lyrik **Adolf Peters** mit einem Gedichte „Die Distel" geliefert, das den Verfasser in dem anmuthigen Versfluß und der plastischen Darstellung nicht blos als ein Formtalent, sondern durch die aus jeder Strophe herausklingende, mit dem kleinen Leid und dem kleinen Zweifel des Lebens fertige Weltversöhnung als ein echtes Poetengemüth erkennen läßt.

Andere lyrische Beiträge lieferten v. Weyrauch, Otto Ludwig, Robert Reinick, Hermann Waldow, Julius Hammer, Gustav Erhard, Aurelio Buddeus, O. A. Banck, Gustav Mosen, K. Georgi, Rudolf Reibisch, Moritz Heidrich, Ernst Fischer und F. v. Schober. Hierneben veröffentlicht das Album vier kleine Gedichte von Novalis, Chamisso, Kuhn und einer unbekannten Verfasserin, die bisher noch nicht gedruckt gewesen. Noch mannichfaltiger als die Lyrik sind die Belehrung, der Scherz und die Unterhaltung vertreten. Richard Treitschke zeichnet mit etwas verblaßt romantischen Farben ein Seelengemälde: „Die Tanzlustige", Ernst Fischer erzählt die Novellette „Ein Pestalozzijünger", Ida Frick „Ein Madonnenbild", M. von Reichenbach „Einige Wochen im Schachenbade". Karoline von Göhren berichtet „Aus Adolph Henselt's Leben" und — gewiß weniger historisch treu — Rudolf Reibisch „Aus dem Leben eines Esels". Gustav Klemm entschleiert seine „Träume" und J. G. Kohl skizzirt „Die Weltstellung der Donau". E. von Wachsmann und A. Ziegler endlich führen den Leser in das „Land voll Sonnenschein", Ersterer um ihn mit dem „Schauplatz der Thaten des Don Quixote", Letzterer um ihn mit dem „spanischen Volkscharakter" vertrautzumachen. Ja selbst dramatische Poesie ist in dem Album, wenn auch nur fragmentarisch vertreten durch „Drei Scenen aus dem fünfactigen Schauspiel Ottfried von Karl Gutzkow", deren Inhalt sich beiläufig in des Verfassers „Selbsttaufe" (Urania 1847) genußreicher liest.

Die vorstehende Uebersicht läßt die Mannichfaltigkeit der im „Pestalozzi-Album" gebotenen Beiträge genügend erkennen. Ein gewisses Interesse aber gewinnen die letztern noch dadurch daß sie fast nur von in Dresden lebenden Schriftstellern herrühren. Möge das Buch darum in recht reicher Maße seinen nächsten praktischen Zweck erfüllen und so zugleich dem um sein Zustandekommen verdienten Herausgeber, dessen Verse „Aus der Kinderstube" und „Gedenkblätter" eine schöne Anhänglichkeit an seinen Lehrerberuf poetisch ausdrücken, Mühe und Arbeit vergelten. Diesen Wunsch herzlichen Mitgefühls darf im vorliegenden Falle auch die Kritik als solche theilen.

10.

Aus dem Leben eines sächsischen Husaren und aus dessen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland. Von Theodor Goethe. Leipzig, Hinrichs. 1852. Gr. 8. 24 Ngr.

Ohne unsern Altmeister Goethe würde die deutsche Literatur zu diesem Opus nicht gekommen sein. Der Verfasser glaubt nämlich herausgefunden zu haben daß er mit Goethe verwandt sei, da im 16. oder 17. Jahrhundert ein gewisser Goethe aus der Heimat des Verfassers nach Frankfurt gezogen sei und einen Verwandten zurückgelassen habe, von dem er, der königl. preuß. Steuerrath a. D. und Ritter des Rothen Adlerordens 4. Classe, abstamme. Dieses verwandtschaftliche Gefühl nun begeisterte ihn wol zur Schriftstellerei, zu vorliegendem „Werke". Es macht uns bekannt mit des Verfassers Schicksalen als Fourier während seines Engagements beim sächsischen Husarenregiment, auf dem Marsche nach Warschau im Jahre 1808, im Feldzuge in Polen und Sachsen 1809 und im Zuge nach Rußland 1812, bis — „zu meiner Anstellung im Civildienst"; von da schweigt er hartnäckig, eine civildienstliche Sphinx. Der Verfasser hat jene Kriegszeit beobachtet: „von meinem Standpunkt als Fourier aus", und so mag denn sein Buch auch recht interessant für Fouriere sein. Der Feldzug nach Rußland wird nach des Verfassers Ansicht „deshalb immer denkwürdig sein und bleiben, weil er so viele Menschenleben kostete und die Krieger nicht allein mit dem Feinde, sondern auch mit großer Kälte und Entbehrung zu kämpfen hatten". Dankbar für diese ganz neuen Mittheilungen empfehlen wir das Buch allen Freunden des Verfassers.

28.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1853. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Berthold, G., Der Räuberhauptmann Wenzel Kummer, genannt der böhmische Wenzel. Seitenstück zu „Johannes Karaseck". 2te Auflage. Mit Abbildungen. Löbau, Breyer. 8. 1 Thlr.

— — Die Ruine Tollenstein als Raubnest oder Kardineck und Grünhans, die Vorgänger des Johannes Karaseck. Erzählung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

Boerner, O., Die Lehre vom Bewußtsein in ihren pädagogischen und didactischen Anwendungen nebst einigen vorausgeschickten philosophischen Aufsätzen. Freiberg, Wolf. Gr. 8. 15 Ngr.

Buschmann, J. C. E., Ueber den Naturlaut. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Fischer, J. R., Die stenographischen Systeme von Gabelsberger und Stolze. Ein Wort der Belehrung für Jedermann. Nebst 3 lithographirten Tafeln. Gera, Kanitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Leben des königlich preußischen Wirklichen Geheimen Rathes Georg Wilhelm Keßler, Biographen Ernst Ludwig Heim's. Aus seinen hinterlassenen Papieren. Mit Keßler's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Nickel, M. A., Die katholischen Briefe der heiligen Apostel Jacobus, Petrus, Johannes und Judas erläutert und harmonisch geordnet unter die Grundlehren des Christenthums. Mainz, Wirth Sohn. Gr. 16. 25 Ngr.

— — Das göttliche Gesetzbuch. Zusammenstellung der in der heiligen Schrift zerstreuten bürgerlichen Gesetze unter die Titel des Justinian. Codex und der Pandekten, mit archäologischen und exegetischen Einleitungen und Erläuterungen. 1ster Theil. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Noack, L., Geschichte der Philosophie in gedrängter Uebersicht. Lehrbuch zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quandt, J. G. v., Verzeichniss meiner Kupferstichsammlung als Leitfaden zur Geschichte der Kupferstecherkunst und Malerei. Nebst 1 Kupfertafel. Leipzig, R. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rathlef, K., Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland, ein geographischer Versuch. Mit 1 orographischen Karte, 1 hydrographischen Karte und 9 Höhenprofilen. Reval, Kluge. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte. Ein Roman aus dem Leben der Sklaven in Amerika. Zwei Theile. 3te Auflage. Berlin, Sacco. Gr. 8. 1 Thlr.

Neue Volks-Bibliothek. 1ster Band. — A. u. d. T.: Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika. Von Harriet Stowe, geb. Beecher. Nach der 20sten amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Nebst der neuen von der Verfasserin eigens für Europa geschriebenen Vorrede. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 6.)

101. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maas- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Erstes Heft. Aachen — Berlin. 8. Geh. 12 Ngr.

    Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniß nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes, geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als sechs bis **höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten **Die Verlagshandlung garantirt dafür, daß dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird und verspricht zugleich die Beendigung des Werks bis zum Sommer 1853.** Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein bloßer Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

    Das erste Heft, auf dessen Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

102. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Fünfter und sechster Theil. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

    Der erste bis vierte Theil haben denselben Preis, das ganze Werk kostet somit 8 Thlr.

    Den Inhalt dieses Werks bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt: **Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

103. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neunzehnter Theil. Neue Folge. Siebenter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

    Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der **ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt** worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

104. **Schönberg (E. v.), Patmakhanda.** Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

    Der Verfasser theilt hier aus seinen Tagebüchern, die er während vieljähriger Wanderungen durch den Orient, besonders Ostindien und Persien führte, einzelne Blätter mit: Bilder, welche den Charakter, die Sitten, religiösen und häuslichen Gebräuche der Bevölkerung jener Länder aus eigener Anschauung schildern. Bei der reichen Fülle des gebotenen ethnographischen und psychologischen Materials wird das Buch ebenso den mit der Geschichte und den Verhältnissen jener Länder und Völker schon vertrauten Mann der Wissenschaft interessiren, wie dasselbe dem größern Publicum, für das es zunächst bestimmt ist, eine anziehende und unterrichtende Lectüre gewährt.

105. **Sternberg (A. v.), Ein Carneval in Berlin.** 8. Geh. 1 Thlr.

    Die einzelnen Partien dieser piquanten Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, haben folgende Ueberschriften: Hypochondrische Vorbetrachtungen. — Joyeuser Vorbericht. — Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Gesellschaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünstigte Literatur. — Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

106. **Sturm (J.), Fromme Lieder.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

    Die früher von **Julius Sturm** erschienenen „Gedichte" (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) haben sich durch ihre Innigkeit und Einfachheit schon so viel Anerkennung erworben, daß diese gewiß auch Sturm's neuen „Frommen Liedern" nicht fehlen wird. „Diese Lieder", sagt ein Kritiker von Sturm's Gedichten, „eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

107. **Wheaton (H.), Elémens du droit international.** Seconde édition. Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

    Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

    Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit de gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Rottner (A.), Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Zweite Abtheilung. Praktischer Theil der Buchhaltung. 4. Geh. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung enthält den theoretischen Theil und kostet 1 Thlr. Mit dieser zweiten Abtheilung ist das Werk vollständig. Es kostet geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Traité de la fabrication de la fonte et du fer envisagée sous les trois rapports chimique, mécanique et commercial; par **E. Flachat, A. Barrault** et **J. Petiet.** Texte. Trois parties. Liége. 1852. 8 Thlr.

Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine **Haji Khalfa** celebrato compositum. Ad codicum Vindobonensium Parisiensium et Berolinensis fidem primum edidit latine vertit et commentario indicibusque instruxit **Gustavus Fluegel.** Tomus sextus. Literas Mim (Mefátehat-) — Yá complectens. Accedunt additamenta tria lexici continuandi et supplendi caussa adjecta. 4. London. 1852. 13 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XXII. *Historiadores primitivos de Indias.* Coleccion dirigida é ilustrada por Don *Enrique de Vedia.* Tomo primero.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Afhandlingar i Populära ämnen af **Fredr. Cygnaeus.** I. 8. Helsingfors. 1852. $27^1/_2$ Ngr.

Finland framstäldt i Teckningar. Texten af **Z. Topelius.** Plancherna från **Adler & Dietze** i Dresden. Querfolio. Helsingfors. 1845—52. (Text und Tafeln.) 15 Thlr. Tafeln auf chinesischem Papier 18 Thlr.

Finlands Historie och Geografi. Andra upplagan. 8. Helsingfors. 1852. $7^1/_2$ Ngr.

Svenskt-Finskt Handlexikon. Förra Delen. Ruotsalais-Suomalainen Sanakirja. Edellinen Osa. 8. Helsingfors. 1852. 1 Thlr. 20 Ngr.

Finska Läkare-Sällskapets Handlingar. 4:e Bandet 5:e och 6:e Häftet. 8. Helsingfors. 1852. à 15 Ngr.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. Bihang till Acta Societatis Scientiarum Fennicae. 2:a Häftet. 4. Helsingfors. 1852. 2 Thlr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 1851. Elfte årgången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. 8. Helsingfors. 1852. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis zehnte Jahrgang ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen.

Uusi Testamenti ja Psalteri. Englandin ja ulkomaiselda Biblia-Seuralda Londonisa toimitettu. (Neues Testament in finnischer Sprache.) 8. Helsingissä. 1851. 20 Ngr.

---

8) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**
Siebenter Jahrgang. 4 Hefte. 8. 4 Thlr.

Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Soeben erschien und ist in allen Buch- und Kunst-Handlungen zu erhalten:

Systematische Darstellung der Entwickelung
der Baukunst in den obersächsischen Ländern
vom X. bis XV. Jahrhundert.

Bearbeitet und herausgegeben von **Dr. L. Puttrich,**
unter besonderer Mitwirkung von *G. W. Geyser d. Jüng.*, Maler, im Verein mit Dr. *C. A. Zestermann*,
sämmtlich Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer zu Leipzig u. s. w.

In Folio. 21 Bogen Text mit 4 Vignetten, nebst 13 lithogr. Tafeln, enthaltend 654 Abbildungen. In Umschlag geheftet.

Preis 6 Thaler.

Das vorstehende Werk des Verfassers des jetzt vollendeten Prachtwerkes:
„Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, 4 Bände“,
enthält die Resultate seiner vieljährigen, in jenem Hauptwerke niedergelegten, dort aber nach den Landestheilen geordneten Forschungen; hier gibt derselbe das System, auf welches ihn seine Forschungen geführt haben.

Da die Bauwerke Sachsens bis zu einer Zeit hinaufsteigen, aus der man in andern Ländern fast keine in ihrer ursprünglichen Form erhaltene vorfindet, so umfasst das vorliegende Werk eigentlich eine Geschichte der mittelalterlichen Baukunst ganz Deutschlands und der angrenzenden Länder, und ist daher, ausser für Architekten u. s. w., für Jeden wichtig, der sich für mittelalterliche Kunst im Allgemeinen interessirt.

Zur besten Empfehlung werden die dem Werke vorgedruckten Urtheile einiger der anerkanntesten Autoritäten im mittelalterlichen Baufache (**Zwirner** — **Kugler** — **Schnaase** — **Förster** — **Schulz** — **Quast**) dienen, welche auch auf dem besondern Prospecte des Werkes enthalten sind, der auf Verlangen zu Diensten steht.

Leipzig, Friedlein & Hirsch.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Liebe und Leben.
Gedichte
von
F. W. Schaefer.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. brosch. 15 Ngr. In höchst elegantem Einbande mit Goldschnitt 25 Ngr.

Diese Gedichte, „zartgefühlt und feingeformt“, wie sich einer der namhaftesten Beurtheiler ausdrückt, haben in weitern Kreisen Anerkennung gefunden und sind bereits in mehre Sammlungen erlesener Poesien übergegangen.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung arithmetischer Aufgaben
Behufs einer zweckmäßigen Beschäftigung der Schüler außer den Lehrstunden, zur Beförderung der praktischen Ausbildung und zum Selbstunterricht
von
Dr. E. S. Unger, Professor.

260 Seiten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1853.
Avenarius & Mendelssohn.

Volks-Bibliothek.

Neu sind hiervon erschienen:

VII. Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Von **O. L. H.** 20 Ngr.

VIII. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von **Rudolf John.** Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

Die frühern Bände der „**Volks-Bibliothek**“, von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. Joachim Nettelbeck. Von **Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Von **G. W. Keßler.** Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. Die Sprichwörter der Deutschen. Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von **F. Gerstäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. Das Kriegsjahr 1813. Von **N. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

VI. Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Von **C. G. H. Lentz.** 1849. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1853.
F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätt
für
literarische Unter

Sonnabend, —— **Nr. 9.** ——

…tsachen die Autorität ausmachen, da gibt es keine …hr, wo in der Classification der Phänomene das …steht, da gibt es, weil ja die Zahl der Phäno… …t, nur noch ein Aneinanderreihen von That… … immer complicirter und verallgemeinerter, …ne Philosophie, weder eine erste noch eine …rum jetzt nur noch das Geschäft übrig, …liche zu construiren, was ebenso viel …eben. Die Vernunft, welche diesem …diente, war, sobald sie dieser Kritik …s was sie aus sich selbst außer …brachte war a priori als eitel …was sie ehemals behauptete, …en zu können, wurde unter …rechnet. Indem sie selbst …stirte und ihre Gesetze …mußte sie unorganisch …rasa; die Vernunft …narchie, wo Philoso… …ne Hierarchie, eine …olgen behauptet … und ähnlich …organon" …hilosophi… …venn es …l, der …ahr… …re

Inhalt.

Proudhon über die sociale Revolution. *)

Abgesehen von den verschiedenen Journal- und Zeitungsartikeln der in- und ausländischen Presse und von einer in Deutschland unbekannten, zu Gunsten des Elysée verfaßten „Histoire du 2 décembre" von M. P. Mayer, hat der 2. December 1851 die französische Geschichtsliteratur um drei größere Werke bereichert, welche alle drei zu ihren Verfassern Männer der antibonapartistischen Partei haben, alle drei außerhalb Frankreichs erschienen sind und natürlich alle drei je nach den verschiedenen Standpunkten und Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller den Staatsstreich nebst seinen Voraussetzungen und Folgen streng und scharf kritisiren. Wenn es überhaupt gut ist daß ein großer Act, eine bedeutende Epoche der Geschichte von mehr als einer Seite den Annalen übergeben wird, so mag dies umsomehr Werth haben bei einer Wendung des Staatslebens, welche wie die des 2. December in Frankreich durch ihre nähern Umstände sowie durch ihren Repräsentanten hinlänglich geeignet war, die Leidenschaften aufzuregen und das Ganze in einseitig günstigem oder ungünstigem Reflexe erscheinen zu lassen. Dieser Einseitigkeit der Auffassung ist durch die mehrfache Bearbeitung der Thatsachen, welche mit der Zeit eine immer größere Wichtigkeit erlangt haben, glücklicherweise vorgebeugt.

Schölcher's „Histoire des crimes du 2 décembre", welche eine sehr genaue Sammlung aller hierher gehörigen größern und kleinern Vorgänge enthält, ist bisjetzt am wenigsten bekannt, verdient aber jedenfalls alle Beachtung. Victor Hugo's „Napoléon le petit" ist von der Menge verschlungen worden und hat in den verschiedensten Blättern seine bekannte mannichfache Besprechung gefunden. Weniger gelesen und weniger besprochen bricht sich Proudhon in seiner „Révolution sociale" ruhig und langsam, aber dafür desto sicherer und nachhaltiger seine Bahn. Merkwürdigerweise haben, soweit es dem Schreiber dieser Zeilen …, nur einige leitende Artikel der „Nation…" … „Weser-Zeitung" dieser neuesten Schrift … wähnung gethan, sonst haben die deutschen … über geschwiegen, und ebenso wenig hört … etwas von einer Uebersetzung der „Revolution …" ins Deutsche. *) Die „National-Zeitung" hat … tisches Blatt natürlich nur diejenigen Stellen … danken des Verfassers berühren und im Auszuge … geben können, welche es unmittelbar mit der Politik … Ludwig Napoleon, mit der That des 2. December zu thun haben. Aehnlich wird es in der „Weser-Zeitung" ergangen sein. Das genannte Werk des geistreichen Franzosen hat aber noch ein höheres Interesse als das reinpolitische, da es in sein Gebiet neben den unmittelbar politischen Fragen noch viele andere hineinzieht, welche eben darum die Schrift zu einer der interessantesten machen. Sie gibt uns die ganze Seele des Verfassers, seinen ganzen Geist in nuce, seine gesammte Geschichts- und Gesellschaftsanschauung en miniature. Sie bietet uns das philosophische, religiöse, politische, socialistische, nationale Glaubensbekenntniß des bekannten Schriftstellers in einem einzigen Rahmen, in offener, klarer Sprache. Daher der größere Werth des Proudhon'schen Werks vor dem Hugo'schen; es ist vielseitiger und außerdem objectiver; es ist ein Stück Culturgeschichte, in dem sich die französische Nation, der 2. December und Proudhon gleich sehr abspiegeln.

Das verschiedene Wesen Hugo's und Proudhon's hat natürlich Farbe, Ton, Gehalt ihrer beiden Bücher bestimmt. Hugo ist ein Dichter und leidenschaftlich, Proudhon ein Denker und ruhig. Hugo reißt im Schwunge der aufgeregten Rede den Leser mit fort, Proudhon läßt ihn ruhig neben sich hergehen und wirkt magnetisch auf dessen

*) La révolution sociale, par *Proudhon* (Brüssel 1852).

*) Neuerdings ist eine solche Uebersetzung bei Schünemann in Bremen erschienen.

Geist und Gemüth ausschließlich durch das Interesse welches in den entfalteten Thatsachen selbst liegt. Hugo langt sich die spitzigsten Pfeile aus seinem giftgetränkten Köcher und schießt sie ab gegen die Repräsentanten des 2. December, gegen die Person, gegen Ludwig Napoleon; Proudhon nimmt ruhig sein philosophisches Secirmesser, zerlegt vor unsern Augen die Thatsachen, zeigt sie uns in ihrem innern nothwendigen Zusammenhange und sagt: es mußte Alles so kommen wie es gekommen ist. Proudhon hat es darum mit der Person als solcher sehr wenig zu thun, sondern der Mittelpunkt seiner Schrift ist die That des 2. December, deren Inhalt, Bedeutung, Folgen, Vermittelung mit der Geschichte; wo Ludwig Napoleon behandelt wird, tritt er nur als Träger der Idee auf. Hugo betitelt darum seine Schrift „Napoléon le petit", Proudhon die seinige „La révolution sociale", und als Motto derselben dienen ihm die aus seinem frühern Werke („Idée générale de la révolution au 19me siècle") entlehnten Worte: „Je ne sais pas comment cela se fera, mais cela sera parce que c'est écrit."

Dieselbe Sicherheit die uns aus dem prophetischen parce que c'est écrit überraschend entgegenleuchtet ist auf gleiche Weise in jedem Satze der „Révolution sociale" zu finden. Die geschichtlich begründete Festigkeit der Anschauung und die in ein Centrum zusammenströmende Einheit der Gedanken ist die Zierde des Proudhon'schen Werks. Die sociale Revolution hält wie der Fortschritt nirgend inne, weil die Geschichte nicht stillstehen kann; der 2. December ist nur ein Datum in diesem sich nothwendig entwickelnden Revolutionsgange der französischen Nation, der Anfang einer neuen gesellschaftlichen Epoche, und Ludwig Napoleon ist nicht sowol der Gegner dieser socialen Idee, als er ihr Träger ist und sein muß, wenn auch wider sein Wissen und seinen Willen; er ist der Chef der neu angebrochenen Revolution und beschleunigt sie nur anstatt sie aufzuhalten. Das ist der Kern des ganzen Proudhon'schen Raisonnements.

Das eigentlich Interessante des Buchs liegt in der Ausführung dieses mit der Geschichte des 2. December und den Thatsachen der Gegenwart scheinbar in Widerspruch stehenden Nachweises, wie er von allen Seiten her durch das Wesen des Fortschritts, durch den Stand der Geschichte überhaupt, durch die Eigenthümlichkeit der französischen Nation, durch Vergleiche mit andern Geschichtsepochen und durch Anderes mehr unterstützt und getragen wird. Hier gibt sich der Verfasser in seiner ganzen Breite und Tiefe; seine Stellung zur Philosophie und Religion, seine Auffassung der Kirche und des Jesuitismus, seine Schilderung des 2. December, seine Würdigung des französischen Volks und seine Aufschlüsse über dessen geistiges und politisches Leben, seine Aeußerungen über Politik und Socialismus, seine Erklärung der Demokratie, sein Unwille über die Schmähungen der französischen Nation seit dem 2. December und seine echtfranzösische Apologie derselben — das Alles in einem Bilde gibt uns den Verfasser wie er leibt und lebt. Wir hören nicht blos den Politiker, der Proudhon überhaupt gar nicht sein will, nicht blos den Socialisten, wir hören den ganzen Menschen. Was könnte anziehender sein, da Proudhon jedenfalls den ersten Rang unter den Denkern der französischen Nation einnimmt! Er ist Geschichtskenner und Geschichtsphilosoph, Forscher und Logiker wie kein anderer Franzose. Victor Cousin mag viel Philosophie studirt haben und einmal ein großer Philosoph unter den Franzosen gewesen sein, aber an Präcision einer klaren abgerundeten Anschauung, an Tiefe der geschichtlichen Auffassung, an objectiv richtiger Würdigung der geistigen Principien, an logischer Schärfe geht ihm Proudhon, der Philosoph, weit voraus. Taillandier schreibt schöne und geistreiche Artikel über in- und ausländische Literatur, aber er begreift nicht die Geschichte und die Entwickelung ihrer Ideen in ihrer organischen Entfaltung und in der Nothwendigkeit ihrer letzten Resultate, wie es wenigstens seine Beurtheilung der deutschen Philosophie in Feuerbach hinlänglich gezeigt hat. Louis Blanc ist unter den Neuern der beste französische Geschichtschreiber. Aber Proudhon ist unter allen Franzosen der erste Denker, der klarste Kopf. Ich möchte ihn den geistreichsten Franzosen nennen, der auf eine wunderbare Weise und mit besonders glücklicher Geisteselasticität ausgestattet Theorie und Praxis, Denken und Schaffen, Leichtigkeit und Richtigkeit der Auffassung wie der Anwendung in sich vereint. Proudhon hat einen ungemein reichen und gewandten Geist, der ebenso schnell aufnimmt als verarbeitet, einen guten und geübten geschichtlichen Blick, der schnell und scharf über die Oberfläche bis in die Tiefen hinabdringt, eine erstaunliche Kenntniß der Vergangenheit, die ihm als Geschichtschreiber ungemein zustattenkommt, und ein hohes Verständniß aller staats- und handelswissenschaftlichen, aller finanziellen und commerciellen Fragen, was ihn als Nationalökonomen auszeichnet. Sein ganzes Wesen verräth ein glückliches Ensemble von deutschem Wissen, deutscher Gründlichkeit, deutscher Philosophie und von französischer Elasticität, Lebendigkeit, feiner Beobachtungsgabe und von praktischem Scharfblick und Talent. Proudhon ist jedenfalls eine der bedeutendsten Erscheinungen in der europäischen Culturgeschichte.

Wir können es darum nicht unterlassen gerade auf dasjenige Werk näher einzugehen, welches uns den bedeutenden Franzosen von seinen mannichfachsten Seiten zeigt. Häufig wird es das Beste sein ihn selber reden zu lassen, um aus seinen eigenen Worten die ihm eigenthümlichen Ansichten zu erfahren. Voranschicken wollen wir, wie er es selbst gethan, seine Auffassung des Geschichtsprocesses und des geistigen Fortschritts der Menschheit, gleichsam als die Grundlage seiner theoretischen Behauptungen und seiner praktischen Foderungen, als den Schlüssel zu seiner Beurtheilung der Gegenwart und des folgenreichen 2. December:

Wenn ich von Ursache zu Ursache die Stufenleiter der socialen Offenbarungen hinabsteige, so scheint es mir klar daß Das was seit vier Jahrhunderten die Nationen täuscht, was dem menschlichen Geiste seine Schranken setzt, was alle Uebel der ersten Revolution erzeugt und die Bewegung von 1848 hat fehlschlagen lassen, daß dies das allgemeine Vorurtheil ist, welches der Natur und den Wirkungen des Fortschritts anklebt.

In der Gesellschaft folgen die Dinge aufeinander nach einer bestimmten Norm; wir begreifen sie nach einer andern welcher wir sie anzupassen uns bemühen, daher ein beständiger Widerspruch zwischen der praktischen Vernunft der Gesellschaft und zwischen unsern Theorien, daher alle die revolutionnairen Verwirrungen und Störungen....

Wir schöpfen unsere Auffassung des Fortschritts aus den Wissenschaften und aus der Industrie. Dort bemerken wir wie unaufhörlich eine Erfindung der andern folgt, eine Maschine der andern, eine Theorie der andern; wie eine Hypothese die jetzt als wahr zugestanden und bald darauf als falsch nachgewiesen ist unmittelbar und nothwendig von einer andern ersetzt wird, sodaß es niemals in der Erkenntniß weder eine Lücke noch einen leeren Raum gibt, sondern nur beständige Häufung und Entwickelung.

Die Auffassung des Fortschritts legen wir als Maßstab an die Gesellschaft, d. h. an die großen Organismen, welche ihr bis auf den heutigen Tag als Form gedient haben. Danach wollen wir daß jede politische Verfassung eine Vervollkommnung der frühern sei, jede gegenwärtige Religion eine reichere, vollständigere und mehr harmonische Lehre als die an deren Stelle sie getreten; noch mehr, daß jede ökonomische Organisation eine tiefere, umfassendere, vollständigere Idee realisire als die des vorhergehenden Systems.... Die erste Frage von uns an die Neuerer, welche von Gesellschaftsreformen sprechen, ist immer die: Was setzt ihr an die Stelle?...

Nichts ist falscher als diese Auffassung des socialen Fortschritts. Die erste Arbeit jeder Gesellschaft ist die, sich eine Summe von Regeln aufzustellen, die wesentlich subjectiv, das Werk speculativer Geister, von der Menge ohne weitere Erörterung angenommen, von der Nothwendigkeit des Augenblicks gerechtfertigt ... sind, welche aber später oder früher in einen Druck ausarten, indem sie der lebenden Generation nicht mehr entsprechen. Alsbald beginnt gegen die Macht eine Arbeit der Negation die sich nicht mehr halten läßt. Die Freiheit sucht den ganzen Platz einzunehmen; während sich die Politik mit Staatsverbesserungen abmüht und nach Vervollkommnungen des Systems sucht, sieht der Philosoph ein daß dieses angebliche System Nichts ist, daß die wahrhafte Autorität die Freiheit ist und daß anstatt nach einer Verfassung von gewählten Gewalten die Gesellschaft nach einem Gleichgewicht ihrer natürlichen Kräfte strebt.

Ebenso ist es übrigens in allen Dingen welche von der reinen Vernunft herrühren.... Als Baco, Erasmus und andere freie Denker die Aristotelische Autorität abgeschüttelt und mit dem Princip der Beobachtung (Induction) die Demokratie in die Schule eingeführt hatten, was war die Folge dieser That? Die Schöpfung einer andern Philosophie? Mehre meinen es, Einige glauben es noch.

Und nun folgt die Darlegung des Proudhon'schen Standpunktes gegenüber der Philosophie. Daraus seine Beurtheilung aller Schwankungen, Reformen und Rückschrittsbestrebungen in dem politischen Leben eines Volks, daraus endlich auch seine Stellung, welche er den specifischen Politikern gegenüber als Socialist, als sogenannter Anarchist einnimmt.

Descartes, Leibnitz, Spinoza, Malebranche, Wolf unternahmen es auf dieser tabula rasa (d. h. nachdem die Aristotelische Autorität abgeschüttelt und die Demokratie in die Schule eingeführt war) wiederum Systeme aufzustellen. Diese großen Geister, welche sich alle auf Baco beriefen und über den Peripatetiker lächelten, begriffen indessen nicht daß es in der Philosophie kein System mehr und keine Autorität mehr gäbe, weil ja das Princip, oder um besser das Praktische des Baco auszudrücken, weil die Observation (die Beobachtung, die Erfahrung) aller Welt gehört, weil das Feld wo sie sich üben kann unendlich ist und die Anschauungen der Dinge ohne Zahl. Wo nur die Thatsachen die Autorität ausmachen, da gibt es keine Autorität mehr, wo in der Classification der Phänomene das ganze Wissen besteht, da gibt es, weil ja die Zahl der Phänomene unendlich ist, nur noch ein Aneinanderreihen von Thatsachen und Gesetzen, immer complicirter und verallgemeinerter, aber niemals mehr eine Philosophie, weder eine erste noch eine letzte.... Es blieb darum jetzt nur noch das Geschäft übrig, die Systeme ins Unendliche zu construiren, was ebenso viel heißt als die Systeme aufheben. Die Vernunft, welche diesem ganzen Verfahren als Mittel diente, war, sobald sie dieser Kritik verfiel, demokratisirt.... Alles was sie aus sich selbst außer der directen Observation hervorbrachte war a priori als eitel und leer nachgewiesen worden; was sie ehemals behauptete, ohne es aus der Erfahrung ableiten zu können, wurde unter die Zahl der Idole und Vorurtheile gerechnet. Indem sie selbst nicht anders als durch das Wissen existirte und ihre Gesetze mit denen des Universums vermischte, mußte sie unorganisch genannt werden, das war in der That tabula rasa; die Vernunft war ein Vernunftwesen. Vollständige ewige Anarchie, wo Philosophen und Theologen ein Princip, einen Urheber, eine Hierarchie, eine Verfassung, erste Ursachen und daraus resultirende Folgen behauptet hatten: so mußte die Philosophie nach Baco werden; und ähnlich ist es auch mit Kant's Kritik. Nach dem „Novum organon" und der „Kritik der reinen Vernunft" gibt es kein philosophisches System mehr und kann es keins mehr geben; wenn es nach den neuesten Arbeiten eines Fichte, Schelling, Hegel, der Eklektiker, der neuen Geister u. s. w. eine erwähnenswerthe Wahrheit gibt die wir erlangt haben, so ist es diese. Die wahre Philosophie besteht darin, zu wissen wie und warum wir philosophiren; auf wie vielerlei Art und über welche Stoffe wir philosophiren können; was die ganze philosophische Speculation nützt. Systeme gibt es dabei nicht mehr, es kann keine mehr geben, und es ist ein Beweis von philosophischer Mittelmäßigkeit heute noch eine Philosophie suchen zu wollen.

Unsere Kenntnisse vermehren und ausbilden, ihre verschiedenen Beziehungen zueinander aufsuchen, darauf unsere Kräfte verwenden, unaufhörlich an der Vervollkommnung unsers Geistes arbeiten, das allein bleibt uns nach Baco und Kant nur noch übrig, wenn wir Philosophen sein wollen. Aber Systeme! und gar das Absolute zu suchen! das wäre geradezu eine Thorheit, wenn nicht eine Charlatanerie und der Anfang der Unwissenheit!

Proudhon kennt also nur bis Baco von Verulam und bis zum königsberger Philosophen eine Philosophie, die wahre Philosophie, welche dieses Namens würdig ist. Nur bis dahin sieht er Systeme; mit diesen beiden Männern ist für ihn die Kette der wahren Philosophen, derer die das Absolute a priori suchen, derer die Systeme haben, abgerissen. Wenn Proudhon nun auch darin Recht hat daß mit unserm gegenwärtigen Zeitalter, mit Feuerbach und den neuesten Koryphäen der rein und nur auf Thatsachen, auf die Baco'sche Observation gegründeten Naturwissenschaft die Philosophie ihr Ende erreicht, so können wir ihm doch in Einem nicht beistimmen. Freilich hat die Philosophie durch Baco und durch Kant die bedeutendste Wendung erhalten, aber nur eine Wendung, noch nicht ihr Ende; jene Männer waren ihre Luther. Nach dem „Novum organon" und der „Kritik der reinen Vernunft" gibt es unzweifelhaft noch philosophische, genau voneinander getrennte, stufenartig aufeinander folgende und sich ergänzende Systeme. Kant selber hat ein solches System im Sinne Proudhon's, und Hegel desgleichen. Dieser gerade suchte das Absolute und meinte es gefunden zu haben. Ja in Hegel erreichte es erst seine größte Voll-

kommenheit, seine höchste Höhe. Hegel's Absolutes war so absolut daß es nicht blos Nichts mit der Observation, mit der Induction, mit der Empirie als mit seinen etwaigen Stützen und Vermittlern zu thun haben wollte, sondern daß es sich als der reine Geist, als das reine Denken wie der Gott alles a priori'schen geberdete und alle Dinge, alles Sein, damit den Inhalt aller Erfahrung auch aus sich, dem Absoluten, ableitete. Hegel's Philosophie ist so ausdrücklich ein System wie die Aristotelische, und was wir dieser lassen, können wir jener nicht nehmen. Nur ist der Unterschied zwischen einer frühern und der letztern, der Hegel'schen Philosophie, der, daß sich die Philosophie in und mit Hegel auslebte, übergipfelte; sie trieb ihren letzten wunderschönen, von Baco'schen und Kant'schen Grundsätzen getränkten und befruchteten Sproß, aber freilich ihren letzten. Und darin hat Proudhon Recht: heutzutage wäre es ein Unding, ein vergebliches Bemühen eine neue Philosophie, ein neues System aufzusuchen. Die Extreme berühren sich: Hegel's Philosophie hob sich so hoch in die Luft daß sie plötzlich haltlos und stützenlos, aber als befruchtender Regen auf die Erde herabsank in reißendem Falle. An die Stelle der Philosophie als der Wissenschaft von dem a priori gesuchten und gefundenen Absoluten tritt mit Feuerbach und Humboldt eine auf die unmittelbare Erfahrung und Beobachtung, also auf das Gegebene und Geschichtliche sich stützende Betrachtung der Dinge. Da ist natürlich von keinem System mehr die Rede. Wir haben von jetzt an dafür stufenartige, durch die Erfahrungswissenschaften vermittelte und auf sie begründete Bewußtseinsepochen des menschlichen Geistes über sich selbst und die Natur.

Hören wir Proudhon weiter in seiner Beurtheilung der Religion.

Als Luther die Autorität der römischen Kirche und mit ihr die katholische Verfassung geleugnet und auf Grundlage des Glaubens das Princip festgesetzt hatte, daß jeder Christ das Recht die Bibel zu lesen und sie nach dem ihm von Gott gegebenen Verstande auszulegen haben sollte, als er auf diese Weise die Theologie säcularisirt hatte, was war die Folge dieser eclatanten Rechtsaneignung? Daß die römische Kirche, bisher die Lehrerin und Erzieherin der Christen, nachdem sie in der Lehre geirrt, ein Concil von wahren Christen zusammenberufen mußte, um durch diese die evangelische Tradition erforschen, die Reinheit und Richtigkeit des Dogmas als das erste Erfoderniß der Kirchenreform wiederherstellen zu lassen...?

Das war in der That die Meinung Luther's selbst, Melanchthon's, Calvin's, Beza's, aller gläubigen und gelehrten Männer welche der Reformation angehörten. Die Folge hat gezeigt worin ihre Täuschung bestand. Nachdem die Souverainetät des Volks unter dem Namen der freien Forschung in den Glauben wie früher in die Philosophie eingeführt war, konnte es ebenso wenig ein Glaubensbekenntniß in der Religion wie ein System in der Philosophie geben. Vergeblich würde man durch die einstimmigsten und feierlichsten Erklärungen den protestantischen Ideen einen Körper zu geben suchen: man könnte nimmermehr die Kritik im Namen der Kritik verpfänden; die Negation mußte bis in das Unendliche gehen... Jemehr Jahre vergingen und jemehr die Theologen sich spalteten, destomehr vervielfältigten sich die Kirchen. Und darin vorzüglich bestand die Stärke und Wahrheit der Reformation.... Sie war der zersetzende Stoff welcher unmerklich die Völker von der Moral der Furcht zu einer Moral der Freiheit überführte. Bossuet, welcher gegen die protestantische Kirche einen Vorwurf wegen ihrer Veränderlichkeit erhob, und die Priester welche darüber errötheten, begriffen alle beide ganz augenscheinlich weder den Geist noch die Tragweite dieser großen Revolution.

... Aber sowol das Papstthum, indem es dem Gedanken das Recht und die Selbständigkeit dem Gewissen absprach, wie der Protestantismus, indem er sich den Consequenzen dieses Rechts und dieser Selbständigkeit entziehen wollte, verkannten auf gleiche Weise die Natur des menschlichen Geistes. Das erste war ganz offen contrerevolutionnair, der andere mit seinen ewigen Vermittelungen doctrinair. Alle beide, freilich auf andere Art, machten sich des nämlichen Vergehens schuldig: um den Glauben zu sichern verhöhnten sie die Vernunft; welche Theologie!

Wie einfach und wahr ist diese Begriffsbestimmung des eigentlichen Protestantismus, wie richtig sein Verhalten im Verein mit dem Katholicismus, den Proudhon nach französischer Terminologie Papstthum nennt, gegenüber der Vernunft. Der französische Schriftsteller gibt uns mit wenigen Worten das Urtheil in die Hand, was wir zumal heutzutage wiederum angesichts der halb doctrinairen, halb direct papistischen Bestrebungen des Protestantismus über diesen selbst fällen müssen. Wenn der Franzose sagt daß die Reformation und der gesammte Protestantismus keinen andern Zweck und Inhalt haben als die Völker von der Moral der Furcht zur Moral der Freiheit zu führen, so ist dies das Echo des deutschen Gedankens, welchem Feuerbach an dem Ende seiner „Vorlesungen über das Wesen der Religion" die Worte leiht: „Ich habe mich bemüht durch meine Vorträge aus Christen Menschen zu machen." Derselbe Sinn unter andern Worten, dieselbe Auffassung der Religion bei dem Franzosen wie bei dem Deutschen. Der Franzose meint weiter:

Seit dem Tage an welchem Luther die Bannbulle des Papstes zu Wittenberg verbrannte war kein Glaubensbekenntniß mehr möglich und kein Katechismus.... Das ist der Ruhm der Reformation, das ist es weshalb sie sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat und weshalb ihr Werk, indem es von neuem die bereits durch das Concil in Nicäa verzerrte Arbeit Christi wiederum aufnahm, das ihres Urhebers überdauert.

Wie die ganze Philosophie seit Baco sich auf die Regel reducirt, mit Genauigkeit zu beobachten, mit Schärfe zu analysiren und mit Strenge Alles unter allgemeine Gesetze zu bringen, ähnlich führt alle Religion seit Luther auf das von Kant formulirte Princip zurück: Handle so daß jede deiner Handlungen zur allgemeinen Richtschnur genommen werden kann. Anstatt der Glaubenssätze und Ritualsätze gibt es, was wir auch immer treiben mögen, für Vernunft und Gewissen fortan nur Regeln des Handelns.... Es gibt für den menschlichen Gedanken kein neues religiöses Gebäude; die Negation ist ewig.

Proudhon ist somit über alle Religion hinaus; mit dem Protestantismus hat nach seiner Meinung der menschliche Geist seine letzte religiöse Phase erreicht. Der Protestantismus schließt das Zeitalter der Religion. Und wollen wir wiederum des interessanten Vergleichs halber auf die neueste Entwickelung des deutschen Gedankens hinweisen: was ist evidenter als die Aehnlichkeit zwischen den Aussprüchen Proudhon's und den natürlich viel tiefer begründeten und historisch weit mehr nachgewiesenen Urtheilen Feuerbach's über das innerste Wesen und den ganzen Verlauf der Religion?

Wie kommt es aber daß sich seit Baco doch noch

philosophische Systeme gebildet haben und nach Luther doch noch neue Kirchen und Glaubensbekenntnisse auferstanden sind? Proudhon muß das zugestehen, da die Geschichte ganz offenbar den Beweis dafür beibringt. Wie reimt er das mit seinem frühern Urtheil zusammen? Es lag nicht, meint er, in der Natur des philosophischen Genius, gleich nach dem Erscheinen des „Novum organon" seinen eigenen Verfall zu proclamiren, sowie es dem religiösen Bewußtsein nach Luther widerstrebte, sich als überwunden zu bekennen, das heißt mit andern Worten: weder der philosophische Genius noch das religiöse Bewußtsein erkannten im Anfange klar die Bedeutung ihres eigenen Fortschritts, den ungeheuern Inhalt ihrer gedankenreichen und doch so einfachen That. Hinter der Einfachheit lag gerade die Fülle verborgen und ein kurzes Wort schuf eine ganze Welt voll Gedanken. Die kühnsten Entdecker, die größten Denker sind sich selten der ungemeinen Bedeutung ihrer Thaten bewußt gewesen. Weder Baco noch Luther ahnten wohin des Einen philosophische Methode und des Andern religiöses Gewissen führen würden. Schritt für Schritt geht der Geist in seiner Entwickelung weiter. Proudhon sagt am Schluß seiner oben gegebenen Worte:

Die Menschheit führt nicht mit besonderer Promptheit ihre Ideen aus und macht nicht große Sprünge, das müssen wir erkennen.

Am Ende dieser Betrachtung schließt er mit dem Bekenntniß, die Philosophie des 19. Jahrhunderts sei nichts Anderes als eine Geschichte der Philosophie und die Religion sei für ihn zur Archäologie der Vernunft geworden.

So ist der Fortschritt, und darin stimmen die ältesten Institutionen der Menschheit, die Philosophie, die Religion und der Staat überein, eine beständige Negation, nicht ohne Ersatz, aber ohne die Möglichkeit ihrer Wiederherstellung.

Freilich die griechische Religion und Weltanschauung kann ebenso wenig wiederum hergestellt werden wie der mittelalterliche Staat oder das Ptolemäische System. Jeder Gedanke hat seine Zeit und jede Institution ihre Tage. Das ist ebenso gewiß wie die darauf folgende Ergänzung, wie der Ersatz für das Frühere. Jeder Inhalt braucht seine Form, jedes Zeitbewußtsein schafft sich seinen verkörperten Ausdruck, jeder Fortschritt hat sein eigenthümliches Angesicht. In jeder Negation liegt keimartig bereits die Position für die Zukunft. Wenn die Denker nicht mehr philosophische Systeme bauen, das Absolute zu begreifen und in Formeln zu bannen, so hört darum das Denken noch nicht auf und eine denkende Betrachtung der Dinge. Und wenn auch die Religion, wie Viele meinen, mit der monotheistischen Weltanschauung ihr Ende erreichen sollte, so werden die Menschen und die Generationen welche die Träger der Weltcultur sind nie aufhören, nach hohen Ideen und schönen Idealen des Menschen leibliche und geistige Glückseligkeit anzustreben und annäherungsweise zu erreichen.

Interessant, besonders bei dem jetzigen Wiederauflebеn der Jesuiten, sind jedenfalls auch die Zeilen welche Proudhon dieser wiedererstandenen geistlichen Macht widmet. Für den Beurtheiler der heutigen französischen Geschichte fallen die Reden der Hunderte von Bischöfen bei der Rundreise Ludwig Napoleon's und das Benehmen des klugen Erzbischofs Sibour ebenso ins Gewicht, wie die Meinungen des gebildeten Frankreich das Gegengewicht in der schwankenden Wagschale bilden. Diese zu repräsentiren ist wol der scharfsinnige Proudhon am besten geeignet. Er nennt die Jesuiten kurzweg „geschworene Feinde der Vernunft, Verfälscher der Geschichte, Beförderer schlechter Sitten", und das Alles unter dem Deckmantel der Religion.

Wollte man ihnen glauben, so gäbe es in den Annalen der Menschheit nichts Legitimes, außer der Periode zwischen 1073, dem Datum der Papstwerdung Gregor's VII, und 1309, dem Datum der Verlegung des Heiligen Stuhls nach Avignon.... Was die Jesuiten wollen, das ist die Herrschaft der Kirche über den Staat, das ist die Kirche welche Könige und Völker erbittert, welche Rechte und Pflichten, Arbeit und Lohn, Freude und Liebe nach ihrem Belieben bestimmt. Darauf beruhe, meinen sie, für die Völker Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden. Nur unter dieser Bedingung werde die Gesellschaft zur Ruhe und Ordnung gelangen und sich einer ungestörten Sicherheit erfreuen. Und um diesen Zweck zu erreichen rathen die Jesuiten den Königen Europas, vorzüglich Ludwig Napoleon, ganz unbedingt ein jeder in seinen Staaten den Thron unter den Schutz des Altars zu stellen und sich mit ihren Heeren gegen die Geschichte aufzulehnen, in welcher nach ihrer Meinung und nicht ganz ohne Grund es nur Heil und Rettung für die Revolutionnaire gibt.

Nach der Meinung der Jesuiten .... müßte man die Kirchenverfassung, wie sie sich von Gregor VII. bis Bonifaz VIII. manifestirt hat, als die einzige Formel eines geordneten Zustandes in der Menschheit annehmen.

Man hat soviel für den Klerus, für alle Kleriker seit vier Jahren gethan daß mit gutem Recht ein jeder der Culte, welchem der Staat unter die Arme greift, daraus die Hoffnung eines Wiederauflebens hat schöpfen können. Selbst die Ohnmacht der Sitten, welche in der Geschichte die Uebergangsepochen bezeichnet, und die Ideenverwirrung kommen der theokratischen Utopie zu Hülfe. Bei dem Verfall des Glaubens greift Jeder nach der Kirche als nach einem Mittel gegen die Corruption und einem Präservativ gegen die sociale Revolution. Die Bourgeoisie verräth auf ein mal — welch ein günstiges Symptom! — nach einem Zeitalter der größten Gleichgültigkeit eine ganz außerordentliche Wärme für die Religion. Sie vermuthet daß die Religion ihren Interessen nützlich sein kann; gleich greift sie zur Religion, gleich will sie recht viel Religion. Eine Commandite zur Wiederherstellung der religiösen Ideen ist in ihrem Schooße organisirt worden. Christus ist für die Bourgeois-Götter Mammon, Plutus, Porus und Foenus zu Hülfe gerufen worden. Christus hat nicht geantwortet, aber die Kirche, die orthodoxe wie die reformirte, hat sich bewogen gefunden schleunigste Hülfe zu bringen. Nach den berüchtigten petits livres aus der Rue Poitiers haben wir die Concile in Paris, Lyon und Bordeaux gehabt, die Foderungen der Bischöfe, die Reden der Pfarrer und die Gebete der Priester. Eines Tages sangen sie für die Republik; sobald sich das Schicksal gewandt, eifern sie mit der größten Gewissensruhe gegen die Revolution.

Welch eine treffliche Schilderung des religiösen und moralischen Verfalls! Proudhon zeichnet uns das Absterben einer Religion und die riesenhaften, kecken, vom Staat begünstigten und von den Besitzenden unterstützten Anstrengungen der wiedererwachten Priesterkaste mit ähnlichen Strichen, mit denen uns Cicero das verfallende religiöse Leben seiner Zeit skizzirt. Wie es sich

damals um alte Götter, alten Glauben, alte Augurn handelte im Gegensatz zu der weit verbreiteten Ungläubigkeit, die bereits ein neues Zeitalter ahnen ließ, so heutzutage, wie sich Proudhon ausdrückt, um Katholicismus und Freiheit.

Die alte Gesellschaft ist auf die Theokratie gegründet. Das fatale Dilemma: Katholicismus oder Freiheit! kehrt täglich wieder. Die Jesuiten wissen es und das ist es was sie ganz allein in der Kirche stark und mächtig macht, wie die Socialisten allein stark und mächtig sind in der Revolution. Vergeblich sind die Jesuiten durch die Bischöfe desavouirt worden, traut diesen Hähnen nicht, den Doctrinairen der Kirchenverfassung, die hierin noch größere Jesuiten sind als die Jesuiten selbst. Die päpstliche Theokratie, sage ich euch, ist die letzte Aushülfe der Contrerevolution.

Was können, was müssen wir nun von einem Manne erwarten, der bei solcher Betrachtungsweise der Philosophie und Religion, des geistigen und kirchlichen Lebens nur einen ewigen Fortschritt in den Bestrebungen der Menschheit anerkennt? Welche Stellung wird er zu Ludwig Napoleon, dem Verbündeten des Priesterthums, dem Repräsentanten des Staatsstreichs, dem scheinbaren Vertheidiger der Contrerevolution einnehmen? Entweder er muß ihn verdammen, mit Hugo'scher Strenge geißeln oder ihn als Vertreter des Fortschritts, als Hebel und Träger der in der Zeit liegenden geschichtlichen Ideen anerkennen und rühmen. Proudhon entscheidet sich merkwürdigerweise für das Oder. Und warum? Proudhon ist Geschichtsphilosoph, ist Denker, sieht in der Geschichte der Gesellschaft und seiner Nation nur einen stetigen Entwickelungsgang zum Socialismus; also mag kommen was da will, und mag die französische Nation an der Spitze ihres Staatslebens einen Chef haben welchen sie immer will, jeder neue Chef und jeder neue Umschwung der Dinge führt diese nur um so schneller ihrem Ziele entgegen. Proudhon ist aber auch Patriot; Proudhon hat für sein Land, für sein Volk, für die Realisirung seiner eigenen Ideen viele und große Wünsche; Proudhon ist außerdem klug und Psycholog und kennt Ludwig Napoleon's Plane; darum möchte er diesen Ludwig Napoleon gern zu Dem machen was er, was Proudhon selbst wünscht, darum drängt er ihm völlig die Rolle die er spielen soll auf, darum vergleicht er den Neffen schmeichelhafterweise mit dem Onkel, darum traut er ihm alles mögliche Gute zu, darum nennt er den Präsidenten den General auf dem neuen Revolutionsmarsche, darum macht er ihn zum Chef des Socialismus. Am Ende gibt Ludwig Napoleon meiner Stimme und meinen Weisungen einiges Gehör, denkt Proudhon; vielleicht bleibt doch Etwas von meinem Socialismus an den Schultern des Präsidenten kleben, was ihn abhält sich den Kaisermantel umzuhängen. Vielleicht sind wir im Stande ihm den Weg zu zeigen den er zu unserm und unsers Landes Vortheil gehen muß und den er selbst nicht zu finden scheint. Vielleicht! Aber Proudhon mag klug sein, so ist er doch nicht Ludwig Napoleon; und Ludwig Napoleon ist zu kaisersüchtig um zu Proudhon's Fahne zu schwören. Der künftige Kaiser wird sich das für ihn und seine Regierungsplane Beste aus dem Proudhon'schen Werke auswählen und im Uebrigen sich nicht nach ihm richten. *)

Wir haben Proudhon als Kritiker der Philosophie und der Religion gehört; bei der Besprechung des 2. December muß er natürlich auch sein politisches Votum abgeben.

Seit 1848 ... ist ein bestimmtes Loos über die politischen Führer Frankreichs geworfen: dieses Loos ist das Problem des Proletariats, das Ende der Politik, die sociale Idee. Deshalb ist die Mission Ludwig Napoleon's keine andere als die Ludwig Philipp's und der Republikaner, und Die welche nach ihm kommen haben auf ihre Weise dasselbe zu erfüllen. In der Politik ist man nicht Erbe eines Menschen, sondern der Träger einer Idee. Wer sie am besten realisirt der ist der legitime Erbe.

Was thut es daß die sociale Idee nicht mehr in der Presse ihre gereizten Debatten führt, daß sie aufgehört hat die Menge zu elektrisiren?... Daß die Commissaire Ludwig Napoleon's in ihren Berichten sich glücklich schätzen, das Ungeheuer zu Boden geworfen zu haben, wie die mit dem Bildniß ich weiß nicht welches Kaisers geschmückten Medaillen diesen rühmten, den christlichen Namen vertilgt zu haben, nomine christianorum deleto? was thut das Alles .... wenn Ludwig Napoleon in seinen wichtigsten Decreten die unwiderstehliche Tendenz kundgibt, welche ihn zu der socialen Revolution treibt? Nein, der Socialismus ist nicht besiegt!...

Und nun kommt er zu Ludwig Napoleon selbst, dem er das Horoskop stellt, wobei er wohlweislich für sich und seine Beurtheilung der besagten Persönlichkeit eine Clausel anbringt.

Ich will Ludwig Napoleon eine gute Zukunft voraussagen. Uebrigens mache ich mir bei dieser Prophezeiung einen Vorbehalt: Ludwig Napoleon hat es vollkommen bei seinen Risicos und bei seinen Gefahren in der Gewalt mich Lügen zu strafen und die unwiderrufliche Bestimmung zu täuschen. Das Schicksal ist unbeugsam, aber der Mensch hat die Freiheit ihm bei Verlust seiner Seele den Gehorsam aufzukündigen...

Um einem Menschen sein Horoskop zu stellen sind zwei Bedingungen nöthig: seine geschichtliche und amtliche Bedeutung zu kennen und seiner Neigungen gewiß zu sein. Das Schicksal des Menschen ist das Product dieser beiden Factoren. Ein Mensch ist in allen Lagen seines Lebens immer der Ausdruck einer Idee. Durch sie macht er sich stark oder richtet sich daran zugrunde.... Ein Machthaber vorzüglich kann auf Grund der allgemeinen Interessen welche er repräsentirt keinen andern Willen, keine andere Individualität haben als diese seine Idee. Er hört auf sich selbst zu gehören, er gibt seinen eigenen Entscheid auf, um Diener der Bestimmung zu werden. Wenn er aus persönlichen Rücksichten Willens wäre die Linie zu verwischen, welche ihm seine Idee vorzeichnet, oder wenn er irrthümlicherweise darüber hinausschreiten sollte, so würde er nicht mehr ein Mann der Gewalt sein, er wäre ein Usurpator, ein Tyrann....

Ludwig Napoleon ist wie sein Onkel ein revolutionnairer Dictator, aber mit dem Unterschiede daß der Erste Consul die erste Phase der Revolution schließt, während der Präsident die zweite eröffnet....

Und Derjenige welcher zum ersten male kraft des Pacts von 1848 (eines revolutionnairen Pacts!) zum Präsidenten der Republik erwählt worden ist, welcher mit Benutzung dieses nämlichen Pactes ... sich auf zehn Jahre zum Chef dieser näm-

*) Es bedarf kaum der Bemerkung daß dieser Aufsatz vor der Erklärung Ludwig Napoleon's zum Kaiser der Franzosen niedergeschrieben wurde. D. Red.

lichen Republik hat wiedererwählen lassen, dieser, sage ich, sollte seinen Ursprung, sein Recht, seine eigentliche Legitimität verleugnen und ein Mann der Contrerevolution sein! — Ich glaube es nicht.

Ludwig Napoleon trägt nicht nur in sich, auf seiner Stirn und auf seiner Achsel das revolutionnaire Zeichen, er ist der Agent einer neuen Periode, er bezeichnet eine höhere Formel der Revolution. Denn die Geschichte bleibt nicht stillsteher, noch wiederholt sie sich, ebenso wenig wie das Leben in den Pflanzen oder die Bewegung in dem Universum. Welches ist diese Formel?...

Proudhon antwortet: Weder die gemäßigte Republik des 24. Februar, noch die constitutionnelle Bourgeoismonarchie, noch die sogenannte legitime Monarchie; auch nicht das Kaiserthum, obgleich man dieses behauptet, denn Ludwig Napoleon würde dann seine Haustradition mit seinem politischen Mandat, sein Taufzeugniß mit seiner geschichtlichen Idee verwechseln, also — welches ist diese Formel? Was repräsentirt Ludwig Napoleon? und was bedeutet der 2. December?

Der 2. December ist das Signal zum Vorwärtsrücken auf das revolutionnaire Ziel los, und Ludwig Napoleon ist der General auf diesem Marsche. Weiß er es? Will er es? Kann er diese Last ertragen? Die Folge wird es lehren. Jetzt handelt es sich für uns nicht um die Neigungen und die Fähigkeiten des Subjects, sondern um seine Bedeutung. Diese Bedeutung des 2. December, die Geschichte beweist es, ist die demokratische und sociale Revolution....

Vielleicht kann auch der Strom der Revolution in einem unbeweglichen Meere aufgehalten werden!

Das ist die Quintessenz des ganzen Buchs und der Kern des ganzen Proudhon'schen Beweises. Proudhon will absichtlich den zeitigen Chef des Staats zum Träger seiner, der socialistischen Ideen machen. Die Geschichte der Neuzeit ist nichts Anderes als eine mehr oder minder aufgeregte und stürmische Bewegung zu Gunsten des Socialismus; die Ständeunterschiede sollen aufgehoben, das Proletariat soll emancipirt, die Arbeit, der Gedanke, das Gewissen soll frei sein.

Möge doch Ludwig Napoleon kühn seinen verhängnißvollen Titel annehmen, möge er anstatt des Kreuzes das Maureremblem aufpflanzen ... möge er ohne Verzug das Antichristenthum, d. h. den Gegensatz der Theokratie, des Capitals, des Feudalwesens in das Leben einführen, möge er der Kirche die Proletarier entreißen, diese große Armee des allgemeinen Stimmrechts, und sie zu Menschen machen... Das ist sein Mandat, das ist seine Stärke.

Hierauf wollen wir gleich die meisterhafte Schilderung folgen lassen, welche uns Proudhon von dem französischen Proletariat und somit von den Zuständen seines Volks überhaupt gibt. Es ist ein schauervoller Blick den er uns in die tiefsten Schichten der französischen Nation und in ihr geistiges Elend thun läßt. Die folgende Skizze paßt leider nicht blos für sein Volk, sondern kann als Spiegelbild des eigentlichen Volkslebens und der niedrigen Volksbildung für die sämmtlichen Culturländer Europas gelten.

Die vierte Classe oder das Proletariat ist die welche mehr von ihrer Arbeit und von ihrem Verdienst lebt als von ihren Capitalien, welche keine Initiative in industriellen Unternehmungen hat und in jeder Hinsicht die Bezeichnung eines Lohnarbeiters oder Tagelöhners verdient. Einige Individuen dieser Classe erheben sich durch ihr Talent und ihre Fähigkeit zu einer Höhe des Einkommens, zu welcher öfter nicht einmal die Unternehmer und die Patentirten gelangen können;... aber diese ganz individuellen Ungleichheiten, die man fast Anomalien nennen kann, berühren nicht die Massen, und wie die Mittelclasse, die im Allgemeinen die geschicktesten und thätigsten Producenten in sich vereinigt, der Sicherheit und den Garantien nach ganz und gar den Bourgeois nachsteht, so ist das Proletariat nichts Anderes als eine arme, wenn nicht erbärmliche Masse, die ihr Lebenlang vom Glücke Nichts hat als höchstens den Traum, die an vielen Orten kaum den Gebrauch des Getreides, des Fleisches und des Weins kennt, die mit Holzschuhen versehen, zu jeder Jahreszeit in Baumwolle oder Leinwand gekleidet ist, und die zum großen Theil nicht einmal lesen kann. Die Oekonomisten haben in erschütternden Zügen das Elend des Proletariats gezeichnet; sie haben ganz augenscheinlich bewiesen daß in diesem Elend der Grund der moralischen Versunkenheit und des Verfalls dieser Classe liegt. Frankreich ist dasjenige europäische Land in welchem sich die größte Kluft vorfindet zwischen der Civilisation und der Barbarei, wo das Mittel der Erziehung spottwenig angewendet wird. Während Paris, das Centrum des Luxus und der Aufklärung, gerechterweise als Hauptstadt der Welt gilt, gibt es in den Departements eine Menge von Orten, wo das Volk, kaum von der Scholle fortgekommen und doch schon durch den Lohndienst verderbt, in das Mittelalter zurückgeschritten zu sein scheint....

Das Volk, die servile Masse, ist ohne politischen Werth. Seine Rolle ist fast keine andere als die der Sklaverei bei den Alten. Denken wir uns einen Augenblick die Hierarchie welche es zusammenhält und belebt, vernichtet, die Gewalt in ihrer persönlichen Verkörperung und in ihrer Ausübung aufgehoben, die Bourgeoisie entkräftet, ihre Reichthümer vertheilt, denken wir uns diese Masse, die arm und dumm, ja wenn man will barbarisch, aber nicht feil ist, durch einen revolutionnairen Handstreich zur Herrin erhoben, über Kirche und Staat hinwegschreitend und auf ihre Art das System des St.-Simon realisirend: in demselben Augenblick und bis zu einer neuen Organisation ist Frankreich, wie Simson von der Delila, seines Haupthaares beraubt, ist es Nichts weiter als eine träge Masse im chaotischen Zustande; dann gibt es wol eine Materie zur Bildung eines gesellschaftlichen Zustandes, aber eine Gesellschaft selbst nicht mehr.

So gleicht das französische Volk in seinen untern Schichten mit der Centralisation welche es einschnürt, mit dem Klerus welcher es einpfarrt, mit der Armee welche es überwacht, mit der Gerichtsordnung welche es bedroht, mit den Parteien welche es zerreißen, mit dem feudalistischen Geld- und Handelssystem welchem es unterworfen ist — so gleicht es einem Verbrecher der in den Bagno geworfen ist, Tag und Nacht bewacht wird, in einer Zwangsjacke steckt, an Ketten und Halseisen geschlossen ist, dessen Bett in einem Strohbund und dessen ganze Nahrung in Schwarzbrot mit Wasser besteht. Wo und wenn sah man eine Bevölkerung die mehr geknebelt, geschlossen, gezwängt und einer strengern Behandlung unterworfen war? Die Amerikaner, welche weder einen Klerus noch eine Polizei, weder eine Centralisation noch eine Armee, welche keine andere Regierung haben als eine im Sinne der Alten Welt, welchen nur ihr Vieh, ihr Mehl und ihre Ländereien zu schaffen machen, haben gut reden! Wir tragen seit Jahrhunderten eine Last welche in weniger als einer Generation eine ganz andere Race erdrückt haben würde, und so groß ist unser Elend daß wir, wenn man uns diese Last wegnimmt, augenblicklich zu leben aufhören und, wenn man sie uns läßt, nicht existiren können.

Das ist freilich ein trauriges Loos, das traurigste einer Nation; das ist ein unglückseliges Geständniß unserer Civilisation; das ist der böse Schatten welcher den Fersen der unausgesetzt fortschreitenden Cultur Europas

beständig sich anheftet. Es mag einem Franzosen der immer und überall Patriot ist und zumal einem Proudhon Schmerz gekostet haben, so die Blößen seines Volks aufzudecken, aber wir müssen ihm Dank wissen für eine Schilderung die einen reichen Beitrag zur gegenwärtigen Culturgeschichte liefert, die der Schlüssel ist, um mit andern Eigenschaften der Franzosen zusammengehalten so manche Räthsel in der neuesten französischen Geschichte genügend zu lösen. Wir begreifen darum umsomehr die Wahrheit und Schönheit jenes Worts, welches Proudhon am Ende des vierten Capitels seiner „Révolution sociale" ausspricht und welches uns den Demokraten Proudhon zeigt.

Ich schließe mich ohne Rückhalt den braven Menschen aller Parteien an, welche wohl begreifen daß Demokratie Demopädie, d. h. Volkserziehung ist, welche diese Erziehung als ihre Aufgabe ansehen und, indem sie die Freiheit über Alles stellen, neben dem Ruhme ihres Landes das Wohlsein der Arbeiter, die Unabhängigkeit der Nationen und den Fortschritt des Menschengeistes von ganzem Herzen wünschen.

Das ist eine Stelle die uns außer dem strengen Denker, dem scharfen Kritiker, dem geistreichen Schriftsteller, dem unerbittlichen Revolutionnair, dem gewandten Nationalökonomen in Proudhon auch noch den fühlenden Menschen verräth, der ein Herz und ein tiefes Verständniß für die Bedürfnisse des Volks hat und die allein richtige Auffassung des Begriffs Demokratie.

Die oben gegebene Schilderung der untern Volksclassen bildet auch ein wichtiges Moment in der Erklärung der Tage des 2., 3. und 4. December, welche Proudhon mit ungemeiner Objectivität und Leidenschaftslosigkeit zeichnet. Mit Hinweis auf das Leben, die Gefühle, Ansichten und Bedürfnisse der Masse löst er uns das Räthsel dieser Ereignisse sehr einfach mit freilich naiven, aber sehr anerkennenswerthen Geständnissen, welche gleiches Interesse für den Geschichtsforscher wie für jeden Laien haben.

Es ist gewiß, was man auch immer vom Muthe der Armee am 2. December sagen mag, daß dieser Muth ganz besonders durch die vollständige Theilnahmlosigkeit, ja ich möchte sagen durch die formelle Zustimmung des Volks geweckt worden ist. Es steht fest daß es am 3. wie am 4. einen Augenblick nur einer Hand voll Insurgenten bedurft hätte, um den günstigen Erfolg des Staatsstreichs zweifelhaft zu machen, und daß, wenn in diesem Augenblicke das Volk auf die Straßen gestürzt wäre und die Soldaten magnetisirt hätte, sich die Chancen gegen Ludwig Napoleon wandten.

Die Masse, das müssen wir nun einmal eingestehen, da das Geständniß ehrenvoller ist als davon zu schweigen, die Masse hoch und niedrig ist theils durch ihre Unthätigkeit, theils durch ihre Beifallsbezeigungen, endlich auch durch eine thätige Mitwirkung mitschuldig am Staatsstreich des 2. December. Ich habe es gesehen und tausend Andere auch, die ebenso wenig des Bonapartismus verdächtig sind: nicht die Stärke der Armee, nein das theilnahmlose oder vielmehr sympathisirende Volk hat die Bewegung zu Gunsten Bonaparte's entschieden.

In der nähern psychologischen Begründung dieser Aussagen fällt Proudhon einige harte, aber sicherlich wahre Urtheile über die Volksmassen. Auf die Frage, wie es denn komme daß das Volk eher den Bonaparte angenommen als die Verfassung vertheidigt habe, antwortet er, daß das Volk im Grunde genommen gar nicht besonders demokratisch sei, daß seine Ideen es immer wieder zu der Autorität eines Einzigen zurückführen. Ebenso sei es trotz des oberflächlichen Widerspruchs im Alterthum und im Mittelalter gewesen, wo die Demokratien mehr Folge der Schwierigkeit waren, einen Fürsten einzusetzen, als Folge einer wahren Einsicht der Freiheit. Daß aber das französische Volk Bonaparte der Nationalversammlung und der Verfassung vorgezogen habe, sei daraus abzuleiten, weil das Volk die That liebt, und Ludwig Napoleon griff zur entscheidenden That gegenüber den Debatten und Streitigkeiten der Versammlung, die dem Volke keinen reellen Nutzen brachten; weil ferner das Volk von Ludwig Napoleon das allgemeine Stimmrecht, diesen vortrefflichen Köder des 2. December, wiederhergestellt und sich zurückgegeben sah; weil endlich Ludwig Napoleon versprach, seine Regierung auf die Grundsätze von 1789 zu basiren. Die Völker aber waren bisjetzt häufig wie die Kinder, und wer sie nur auf die rechte Weise zu locken wußte, dem sind sie trotz der schlimmsten Erfahrungen immer wieder gefolgt. Das Jahr 1789 hat bei den Franzosen einen guten Klang und wer es versteht kann sie damit betäuben. Das Volk ist außerdem nicht logisch wie die spitzfindigen und scharfsinnigen Philosophen; daher nahm es ohne Untersuchung an, was ihm mit dem Scheine der Wahrheit geboten wurde.

Das ist noch nicht Alles. Der Präsident hatte sich früher durch socialistische Schriften bemerkbar gemacht, seine conservativen Freunde hatten mit Berufung darauf ihm beinahe Verzeihung im Lande verschafft. Das Volk welches die Leute nach sich selbst beurtheilt weiß daß sie verrathen und sich verkaufen können, aber daß sie sich nicht ändern. Es sagt, und das Wort ist historisch geworden: Barbès hat für uns von den Reichen eine Milliarde verlangt, Bonaparte wird sie uns geben. Freigebigkeit! wie zur Zeit der Könige. Das ist der ganze Socialismus des Volks.

Man erstaunt über diese Urtheile im Munde eines Mannes der nach dem allgemeinen Vorurtheile eher Ludwig Napoleon als das französische Volk angreifen sollte. Aber in dieser Enthüllung der wahren Seele des Volks mag gerade die größte Wahrheit liegen, und in dem kurzen fünften Capitel der „Révolution sociale" sind sicher die treuesten Grundzüge für eine Geschichtschreibung der epochemachenden Decembertage zu finden. Psychologische Studien sind das Mittel zur richtigen Würdigung von Handlungen und Begebenheiten.

In dem achten Capitel gibt uns Proudhon einen kurzgedrängten tabellarischen Ueberblick der französischen Geschichte seit 1800, wobei er chronologisch Jahr auf Jahr, Monat auf Monat, Tag auf Tag mit kurzer Erwähnung ihrer specifischen Begebenheiten aneinanderreiht und den Kaiser Napoleon einer vortrefflichen Kritik unterwirft. Das neunte Capitel enthält neben einem gewagten Vergleiche des Neffen mit dem Onkel den Mahnruf, mit der Revolution nicht zu spielen, die sich einmal nicht täuschen, aufhalten, verdrängen und vergessenmachen lasse. In dem zehnten Capitel endlich, dem letzten des Buchs, entscheidet Proudhon auf seine Weise die bekannte, zu ihrer Zeit von Romieu angeregte Frage: Ob Anarchie?

ob Cäsarenthum? Wie er sie entscheidet läßt sich von vorn herein errathen.

Ihr habt nicht die Republik gewollt, nicht die honnette, die gemäßigte, die conservative, die parlamentarische, die ruhig sich entwickelnde, die freie; gut, nun entscheidet zwischen dem Kaiserthum und dem Socialismus.

Das Cäsarenthum hält Proudhon nicht für möglich, denn

es war möglich bei den Römern, als zum Siege des Volks über die Patricier die Eroberung der Welt gleichsam wie eine Bürgschaft des Bestandes hinzukam. Damals konnte ein Cäsar seine Veteranen mit Ländereien belohnen die er den Fremden weggenommen, seine Prätorianer mit Geld belohnen das er den Fremden als Tribut auferlegt, und sein Volk mit Producten ernähren welche die Fremden erzeugt. Sicilien, Aegypten lieferten das Korn, Griechenland die Künstler, Asien das Geld, die Parfums und die Buhlerinnen, Afrika die wilden Thiere und die Barbaren ihre Gladiatoren. Das Ausplündern der Nationen war vollständig organisirt zur Unterhaltung des römischen Volks, was faul, roh, scheußlich war, und zur Sicherheit des Kaisers: da habt ihr das Cäsarenthum! Das dauerte gut und schlecht drei Jahrhunderte, bis die Verbindung der fremden Völker unter dem Namen des Christenthums das Kaiserthum überflüssig und den Cäsaren ein Ende machte.

Heutzutage handelt es sich um etwas Anderes. Wir haben unsere Eroberungen verloren, sowol die des Kaisers als die der Republik. Wir beziehen von den Ausländern nicht einen einzigen Centime, um damit dem Letzten der Decembristen ein Almosen zu geben, und Algier kostet uns in schlechten und guten Jahren hundert Millionen. Um über die Bourgeoisie, die Capitalisten und die Grundbesitzer zu triumphiren, um die Mittelclasse fleißig und freigebig zu erhalten und um durch das Volk zu herrschen, handelt es sich nicht mehr darum, dieses Volk durch den Raub an besiegten Nationen zu unterhalten, es handelt sich darum, es von seinen eigenen Producten leben zu lassen, mit einem Wort, es zu einem Arbeitervolke zu machen. Wie wird sich ein Cäsar dabei benehmen? Das ist die Frage. Wie er sich auch immer benehmen und ob er sich auf St.-Simon, Fourier, Owen, Cabet, Ludwig Napoleon u. s. w. berufen mag, wir sind mitten drinnen im Socialismus, und das letzte Wort des Socialismus ist das non-intérêt, das non-gouvernement!

Mit einer poetischen, echt patriotischen, durch und durch französischen Emphase an sein gebeugtes, leidendes Vaterland schließt Proudhon sein Werk, das wie gesagt sowol wegen der Kritik der geschichtlichen Thatsachen als wegen der darin niedergelegten Charakteristik des vielgenannten Franzosen nur rühmend hervorgehoben werden kann. 33.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. Leipzig, Brockhaus. 1852. 12. 8 Thlr.

Vorzugsweise drei Formen sind der italienischen Literatur vor andern eigen: das komische Heldengedicht, die platonisch-erotische Lyrik und die Novelle. Sie finden ihre gefeiertsten Vertreter in Ariosto, Petrarca und Boccaccio; jede dieser Gattungen aber ist daneben noch von unzähligen, zum Theil sehr talentvollen Schriftstellern angebaut. Die beiden ersten haben sich so ziemlich überlebt. Nicht allein daß nennenswerthes Neues in diesen Richtungen kaum mehr entsteht, sondern auch die bessern Erzeugnisse früherer Zeiten, wie etwa Bembo's Sonette, oder Berni's „Orlando innamorato", erscheinen nur noch einer kleinen Minderzahl als schmackhafte Speise. Die Novelle dagegen ist nach mehr als fünf Jahrhunderten jung und frisch geblieben. Die Demuth der Griseldis rührt, die Einfalt des Ferondo ergötzt uns, als hätte deren Verfasser unsere eigenste Art zu fühlen und zu denken aus unmittelbarer Anschauung erlauscht, und auch die Gegenwart bringt nicht allzu selten novellistische Erzeugnisse die sich ihren Vorbildern wohlberechtigt anschließen. So ist denn dieser Literaturzweig ein äußerst reicher und mit Recht vielverbreiteter. Wir besitzen eine ganze Anzahl größerer Sammlungen von Novellen italienischer Schriftsteller; keine derselben kommt aber der Vollständigkeit auch nur einmal nahe, und so bleibt den Freunden literarischer Seltenheiten für ihren Sammlerfleiß ein weites Feld. Manche Bibliotheken (wie z. B. die des Grafen Borromeo) verdanken ihren Ruhm dem Reichthum an italienischer Novellistik, und um der Leidenschaft der Bibliomanen fortwährende Nahrung zu bieten, liebt man neue Ausgaben in äußerst geringer Zahl von Exemplaren zu drucken.

Die Verbreitung der italienischen Novellen war im 15. und 16. Jahrhundert eine ganz außerordentliche. Boccaccio und andere Autoren wurden damals vielfach in die meisten lebenden Sprachen übersetzt. In welchem Umfange selbst untergeordnete Schriftsteller in England gekannt wurden, ergibt schon Shakspeare. In neuerer Zeit ist namentlich in Deutschland die Novellenliteratur außerhalb des „Decameron" weniger als billig berücksichtigt, obwol Valentin Schmidt, E. von Bülow u. A. im Einzelnen treffliche Arbeiten geliefert haben. So war es denn ein gar dankenswerthes Unternehmen, wenn Adelbert Keller, ein Mann mit dem an umfassender Kenntniß romanischer Literaturen schwerlich ein Anderer sich messen kann, zu einer mehr als ein halbes Jahrtausend begreifenden übersichtlichen Bearbeitung italienischer Novellistik sich entschloß. Von den Vorgängern des Boccaccio bis auf die Arbeiten lebender Zeitgenossen finden wir in diesen sechs Bänden 150 Geschichten von 66 Schriftstellern aneinandergereiht, sodaß wenigstens von den namhaftern Novellisten kaum einer vermißt wird, und die Auswahl reich genug ist um von den hervorragendsten ein ausreichendes Bild zu gewähren. So sind denn von Bandello 25, von Giovanni Fiorentino 16, aus den „Novelle antiche" 13, von Straparola 12, von Giraldi Cintio 10, von Sacchetti 8 und von Masuccio Salernitano 3 Novellen mitgetheilt. Noch vier Schriftsteller (Erizzo, Fortini, Firenzuola und Bandiera) haben je zwei, alle übrigen nur je eine Geschichte geliefert. Bei einzelnen sind ältere Sammlungen (die vielverbreitete des Sansovino, die mailänder der Ausgabe de' Classici und die der Accademici incogniti) als Quelle angegeben; doch möchten auch noch andere aus zweiter Hand geschöpft sein.

Ueber die Auswahl ist nicht füglich zu rechten. Ge-

wiß in jeder Blumenlese wird der mit den Urschriften Vertraute Einzelnes, das gerade ihm besonders zugesagt hatte, vermissen und dagegen dies oder jenes aufgenommene Stück für eher entbehrlich halten. Nur zu billigen ist daß dem Bandello allein 620 Seiten (mehr als 2/7 der ganzen Sammlung) eingeräumt sind, wenngleich Ruth („Geschichte der italienischen Poesie", II, 67) mit geringem Grunde von ihm sagt, er sei für uns von weniger Werth, weil er sein Talent meist für das Gemeine und Schmuzige angewendet habe. Dagegen gehören von den dreizehn den „Hundert alten Novellen" zugeschriebenen Geschichten nur zehn (1—9 und 12) dieser merkwürdigen, von Manchen dem Francesco da Barberino zugeschriebenen Sammlung. Die elfte ist ein Lückenbüßer, den Borghini in seine Ausgabe von 1572 an den Platz der von ihm als ungeziemend verworfenen neunundneunzigsten Novelle (bei Keller die zwölfte) gesetzt hat; die dreizehnte und beiweitem längste aber ist mehr denn ein Jahrhundert jünger als die „Cento novelle" und wird in der mailänder Novellensammlung von 1804, aus der sie entlehnt ist, keineswegs zu den „alten Novellen" gezählt, sondern einem Ungenannten zugeschrieben. Wie es scheint, hat der Uebersetzer nicht Gelegenheit gehabt für diese Novellen den von allen neuern Herausgebern wieder zugrundegelegten echten Text des Gualteruzzi (Bologna 1525) zu benutzen, sondern sich eines nach Borghini's Aenderungen corrumpirten Druckes bedient. Auch unter den dem Masuccio Salernitano beigelegten drei Novellen ist die dritte, aus Sansovino entnommene, die in den Ausgaben der „Cinquanta novelle" nicht zu finden ist, wol jedenfalls unecht. Ueberhaupt ist zu bedauern daß dieser Schriftsteller, der gegen die Sittenverderbniß der Geistlichkeit wie kein anderer die Geißel schwingt und anschauliche frische Lebensbilder aus dem südlichen Italien bringt, auf einen so engen Raum beschränkt ist. Einzelnen der spätern Geschichten könnte man das Recht auf den Namen der Novelle nicht ohne Grund streitig machen: so z. B. dem II, 93 mitgetheilten Bruchstück aus dem ersten Capitel von Cellini's „Trattato dell' oreficeria". Als Beispiel einer Künstlernovelle, an denen bei Vasari und sonst so übergroßer Reichthum ist, erscheint die kurze Erzählung doch gar zu unbedeutend. Cellini's eigenes Leben hätte viel Interessanteres geboten.

Unter den Novellisten die Keller unberücksichtigt gelassen sind einige denen man in Sammlungen zu begegnen pflegt. So Giovanni da Udine, Salvuccio Salvucci, Antonio Mariconda, Francesco Sansovino, Giovanni Salviati, Ortensio Lando, Diomede Borghesi, Levanzio da Guidicciolo, Niccolò Granucci, Annibale Campeggi, Girolamo Zanetti und unter den Neuern Clementino Vannetti, Galeazzo Scotti, Gherardo de' Rossi, Bernardino Tomitano, Angelo Dalmistro, Giuseppe Barbieri, Alessandro Paravia.

Die Anordnung ist im Allgemeinen chronologisch; doch fehlt es an Abweichungen von der Zeitfolge keineswegs. So ist schon erwähnt worden daß eine nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts geschriebene Geschichte sich unter dem Namen der „Cento novelle antiche" vor Sacchetti und Ser Giovanni Fiorentino (1378) verirrt hat. Ferner ist die Erzählung vom dicken Tischler (I, 301) sowol als die Sammlung des Sabadino d'Arienti: „Le Porretane" (II, 1), ohne Zweifel nicht nach, sondern vor Machiavelli's „Belfagor" (I, 240) geschrieben und ebenso noch manches Andere. Zu besserer Uebersichtlichkeit der historischen Reihenfolge hat Keller die Namen der einzelnen Autoren mit Jahreszahlen versehen. Da diese jedoch bald das Geburtsjahr der Schriftsteller, bald (wie bei dem „Pecorone" des Ser Giovanni) die Zeit der Entstehung der fraglichen Novellensammlung bezeichnen und beide Arten von Angaben nicht voneinander unterschieden werden, so ist die hierdurch gegebene Grundlage der Anordnung eine ziemlich unsichere. Es kommt hinzu daß einige dieser Daten, wenn nicht etwa besondere, bisher unerwogene Gründe Keller bestimmt haben sollten, incorrect zu sein scheinen. So bezeichnet die Novelle vom dicken Tischler den Manetto Ammanattini als noch lebend. Da nun dieser nach Manni („Veglie", III, 49) im Jahre 1447 schon 62 Jahr alt, so ist nicht wahrscheinscheinlich daß jene Erzählung erst 1480 geschrieben sei. Manche legen sie dem Feo Belcari bei, der allerdings erst 1484 starb, aber in der ersten Hälfte des Jahrhunderts blühte und bei der ascetischen Richtung seiner spätern Schriften diesen Schwank schwerlich anders als in seiner Jugend verfassen konnte. Andere nennen Filippo Brunelleschi, der bekanntlich schon 1446 starb. Ebenso sind die „Porretane" zwar 1483 zum ersten mal gedruckt, wenigstens nach Gamba aber schon 1448 verfaßt.

Diese und andere Bedenken würden vermuthlich gehoben sein, wenn Keller seine ursprüngliche Absicht ausgeführt hätte, nachdem er alle ihm zugänglichen italienischen Novellen von frühester Zeit bis auf unsere Tage durchgearbeitet, eine möglichst umfassende Uebersicht über das ganze von ihm durchwanderte Gebiet mit Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Erzähler, den Inhalt der Novellen, die Abstammung und die Verzweigungen der Stoffe und die Bibliographie der Sammlungen und Ausgaben zu geben. Daß dies nicht geschehen sei ist umsomehr zu bedauern, als wol Niemand gleich Keller befähigt ist den Stammbaum der einzelnen, oft in den wunderbarsten Umgestaltungen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten vom Ganges bis zu den Säulen des Hercules wandernden Geschichten nach oben und nach unten zu verfolgen und zugleich über die Verwandtschaften der Seitenlinien zu belehren. Wie ungenügend für den jetzigen Standpunkt der Forschung das bekannte Werk von Dunlop ist, ergeben außer den Arbeiten von Valentin Schmidt u. A. namentlich die eigenen Keller's, und sein Interesse an dieser Genealogie der Fabeln bekundet auch die Zusammensetzung der vorliegenden Sammlung, in welche er eine besonders große Zahl solcher Geschichten aufgenommen die durch spätere Dichter verbreitete Bearbeitungen erfahren haben. Die Vorrede schließt mit den Worten:

Doch darf ich die Hoffnung aussprechen daß es mir später noch gelingen werde Stimmung und Gelegenheit zur abschließenden Wiederaufnahme und zur Veröffentlichung meiner Studien über die Geschichte der italienischen Novelle zu gewinnen.

Daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe, wünschen gewiß alle Freunde dieses Zweigs der Literatur. Die italienische Novelle ist, wenigstens anscheinend, fünf Jahrhunderte lang fast stabil geblieben. Sie beginnt in den „Novelle antiche" mit naiver Einfachheit. Diese Richtung entwickelt sich im „Decameron" zu jenen so ergötzlichen Darstellungen volksthümlicher Einfalt. Daneben tritt aber in andern Geschichten auch schon Pathos und künstliche Wohlredenheit bis zum Uebermaß hervor. Naivetät und Pathos sind nun bis auf unsere Tage die ausschließend charakteristischen Farben der italienischen Novelle geblieben und zwar in der Art daß die jüngsten Generationen sich wieder mit wachsender Vorliebe der Naivetät der sogenannten Trecentisten zugewandt haben. Andere Tendenzen, wie die sich dem Roman nähernde epische Breite oder schärfer gezeichnete, an das Drama streifende Charakteristik der Individuen mit entwickeltem Dialog, die wir in andern Novellenliteraturen antreffen, kommen in Italien nur als kaum versuchte Nebenstraßen vor. Sehr belehrend würde es nun sein, auf dem Hintergrunde dieser anscheinenden Stabilität die verschiedenen Gruppen italienischer Novellisten und wieder innerhalb dieser Gruppen die einzelnen Persönlichkeiten von einem geschickten Zeichner aufgefaßt sich sondern und gegenseitig bedingen zu sehen. Ruth, welcher der Novelle außerhalb des „Decameron" mehr als zwei Bogen widmet und über die Genealogie der Geschichten eine Menge vereinzelter, also unfruchtbarer Notizen beibringt, hat diese eigentliche Hauptaufgabe so gut als unberührt gelassen.

Was endlich die Uebersetzung selbst betrifft, so würde es überflüssig sein besonders hervorzuheben daß ein Sachkundiger wie Adelbert Keller sein Original richtig zu verstehen und dessen Inhalt nicht nur sinngetreu und in gefälliger Sprache, sondern auch an den eigenthümlichen Ton der jedesmaligen Urschrift sich anlehnend wiederzugeben gewußt hat. Daß auf diesem Gebiete Meinungsverschiedenheiten unvermeidlich sind und daß auch dem Einsichtigsten gelegentlich ein Versehen mitunterlaufen kann, weiß am besten wer sich in ähnlichen Arbeiten wiederholt versucht. Mehr also zur Beruhigung für uns Andere, die wir uns von der Meisterschaft fern genug wissen, als weil die nachfolgenden kleinen Ausstellungen irgend ins Gewicht fielen, knüpfe ich an die schon mehrerwähnten „alten Novellen" ein paar Bedenken.

S. 2: „Feceli contare le sue ricchezze" heißt: Der Priester Johann ließ sich von den Gesandten über die Reichthümer Friedrich's Bericht erstatten, während Keller's Uebersetzung: „er ließ ihm seine Reichthümer erzählen", mindestens undeutlich ist. Ebendaselbst wäre uno suo carissimo lapidaro statt „werthvollsten Steinkenner" wol richtiger durch einen von ihm (dem Priester Johann) besonders hochgehaltenen Juwelier wiedergegeben. Gleich darauf heißt es für Lo quale mandò per lui, e mostrolli le sue pietre. Lodolle: „Dieser (der Kaiser) schickte nach ihm (dem Juwelier) und er zeigte ihm seine Steine. Er lobte sie." Offenbar aber zeigt der Kaiser die Steine und der Juwelier ist Derjenige der sie lobt. S. 3 (Nov. 3): Addomandò lo signore mariscalchi heißt nicht: „Da verlangte der Herr nach seinem Marschalk", sondern er verlangte nach Pferdekennern, wörtlich, nach Thierärzten. Auch sagt König Philipp nicht zu dem griechischen Weisen, dieser „verstehe sich sehr darauf", nämlich auf Pferde, sondern er sei überhaupt ein sehr weiser, kundiger Mann (tu se' molto saputo). S. 4: Spezzare una pietra heißt nicht sowol, einen (Edel-)Stein „in Stücke brechen", als ihn zerschlagen. S. 5 scheint die Auskunft welche der weise Grieche über den im Steine verborgenen Wurm ertheilt nicht angemessen als ein „Weissagen" bezeichnet zu sein. S. 8 (Nov. 41): avvidesene bene heißt gewiß nicht: „er gab ihnen guten Rath", sondern: er bemerkte es wohl; avvisare und avvedersi scheinen verwechselt. Ebendaselbst dürfte e que' ristettero durch: sie traten zurück, sie verwunderten sich, nicht aber durch „sie blieben dann auch stehen" zu erklären sein. In der Novelle 42 (S. 9) ist das mattero, das die provenzalischen Damen unter dem Kleide verbargen, um Guillem von Bergueden damit zu züchtigen, ohne Zweifel kein „Messer", sondern wie Borghini („Dichiarazioni") richtig bemerkt, ein Knüttel, eine kleine Keule. In der auf hohenstaufische Zeiten übertragenen Geschichte der Matrone von Ephesus (vergl. VI, 59) sagt S. 11 (Nov. 56, richtiger 59) der wachehaltende Ritter zu der Witwe nicht, sie möge ihm Rettung zeigen, „wenn's ihr möglich sei", sondern „weil sie es vermöge („chè potete"). S. 13 (Nov. 60) hat Keller offenbar altre maravigliose prodezze gelesen. Es heißt aber oltremaravigliose, was schon Borghini richtig als provenzalischen Superlativ erklärt und was auch in der Crusca aus Redi angemerkt ist. S. 14 (Nov. 60, richtiger 63) möchte das Campo, auf dem König Meliadus und der Ritter ohne Furcht Feinde waren, eher von dem Turnierplatz als von dem (Schlacht-)Felde zu verstehen sein. Im Verlaufe dieser Novelle kommen bei Keller mehre Worte und Wendungen vor, die sich in keiner der von mir besessenen Ausgaben des „Novellino" vorfinden (Z. 13 des Textes: „und unschicklich" — Z. 18: „und sein Wappen verdeckt hielt" — Z. 20, 21: „und wer ist es den ihr so schmachvoll entehrt" — S. 15, Z. 10: „im Felde"), sodaß die oben ausgesproche Vermuthung, er habe sich einer interpolirten Ausgabe bedient, Bestätigung findet. Der „Berg Arimini" der Novelle 62 (S. 15), die in den verstümmelten Ausgaben fehlt, scheint Remiremont zu sein. Trovavali l'acqua heißt in derselben Geschichte nicht: sie „suchte", sondern: sie holte ihm Wasser, und endlich sind die Worte: se mettea il filo alle tre volte nell'ago nicht zu verstehen: „wenn er den Faden drei mal in die Nadel brachte", sondern: wenn ihm das Einfädeln unter drei malen ein mal gelang.

Doch genug dieser kleinen Kritteleien. Sicher sind sie keineswegs dazu angethan die aufrichtige Freude zu mindern, mit der wir diese schöne Arbeit begrüßen.

Karl Witte.

Literarischer Bericht aus der Schweiz.

Die Schweiz nimmt in der Geschichte der deutschen Literatur keine unwichtige Stelle ein; ihr Name ist mit einigen der wichtigsten Perioden derselben eng verknüpft. Sie tritt schon in den frühesten Zeiten bedeutsam entgegen, als die Geistlichen sich der deutschen Sprache für ihre Schriften zu bedienen anfingen: es war das Kloster St.-Gallen wie eine Hauptstütze der Cultur überhaupt, so insbesondere ein einflußreicher Mittelpunkt für die Ausbildung der Muttersprache. Als die deutsche Poesie unter den Hohenstaufen einen so mächtigen Aufschwung gewann, blieb die Schweiz keineswegs hinter den übrigen deutschen Ländern zurück, ja es war ihr Antheil vielleicht noch umfassender als man gewöhnlich anzunehmen pflegt; aber wären auch nur Rudolf von Ems, Steinman, Konrad von Ammenhausen, Hadloub, Ulrich Bauer zu nennen, würde die Schweiz immerhin eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Selbst in den traurigen Zeiten, da die Poesie wie das Reich von der frühern Höhe immer tiefer sank, bietet uns die Schweiz manche erfreuliche Erscheinung: die trefflichen Schlacht- und Siegeslieder, die sich einander drängten wie die gewonnenen Schlachten, wiegen die zahl- und umfangreichen moralisch-allegorischen Gedichte der andern Länder vollkommen auf. Obgleich durch die Reformation das geistige Leben sich vorzugsweise im mittlern und mehr nördlichen Deutschland concentrirte und die Schweiz nicht blos dadurch an Einfluß verlor daß sie sich immer entschiedener vom Reiche trennte, sondern auch dadurch daß sie in ihren reformatorischen Bestrebungen einen andern Weg ging als der Norden, mit dem sie sogar in unseligen Widerspruch gerieth, vorzüglich aber durch den Umstand daß die allemannische Mundart aufhörte Schriftsprache zu sein, gelang es der Schweiz dennoch sich auf dem Gebiete der Literatur in eigenthümlicher Weise zu entwickeln. Dem Strome der Zeit folgend wendeten sich nunmehr auch die Schweizer der prosaischen Sprachdarstellung zu; aber während im Norden die didaktische Prosa zur höchsten Blüte gelangte, entfaltete sich in der Schweiz dem praktischen Sinn und plastischen Talent des Volks gemäß die historische Prosa in wahrhaft bewundernswürdiger Weise. Der Name Tschudi würde hinreichen dies zu bestätigen; aber wie viele tüchtige Männer sind noch neben diesem größten zu nennen. Diebold Schilling, Nikolaus von Wyle, Petermann Etterlyn, Justinger, Melchior Ruß, Bullinger, Valerius Anshelm, Schodeler u. s. w., alle diese haben wesentlich dazu beigetragen, die deutsche Geschichtschreibung zu fördern. Endlich wer weiß nicht, daß der große Aufschwung den die deutsche Literatur im vorigen Jahrhundert nahm zum großen Theil von der Schweiz ausging? Die Namen Haller, Bodmer, Breitinger werden stets ehrwürdig bleiben, wie sie von denen der größten Männer der damaligen Zeit unzertrennlich bleiben. War ja damals Zürich ein Wallfahrtsort, wohin selbst ein Klopstock, ein Wieland zog, um an der Quelle des neuen geistigen Lebens zu schöpfen.

Wenn auch die Schweiz politisch von Deutschland — hoffentlich nicht auf immer — getrennt ist, sie hängt mit ihm durch tausend geistige Beziehungen zusammen, unendlich mehr als der Elsaß, in welchem die französische Sprache, Literatur und Bildung tagtäglich das deutsche Element mehr zurückdrängt, während es in der Schweiz von Tag zu Tag kräftiger sich entfaltet. Ist es auch immerhin erfreulich, im Elsaß von Zeit zu Zeit tüchtigen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur zu begegnen, es haben dieselben für uns doch stets etwas Fremdartiges; sie machen auf uns ungefähr den nämlichen Eindruck, welchen wir bei deutschen Schriften empfinden mögen die uns aus Amerika zukommen: wir können uns des traurigen Gefühls nicht erwehren daß Land und Volk für uns verloren sind; jene Schriften erscheinen uns als Abschiedsgrüße die uns von Geliebten aus der Ferne zugeschickt werden, von theuern Verwandten die sich auf ewig von uns getrennt, mit denen wir Nichts mehr gemeinschaftlich haben als die Erinnerung an die Vergangenheit. Einen ganz andern Eindruck machen die literarischen Bestrebungen der Schweiz; jedes Buch das uns von dort kommt erscheint uns als ein Präliminarartikel zu einem künftigen Bund, als eine Versicherung daß das innere geistige Band von Tag zu Tag enger geknüpft werde, damit auch das äußere Band wiederhergestellt werden könne, wenn einst die politischen Scheidewände fallen, die jetzt eine Vereinigung unmöglich machen. Deshalb freuen wir uns immer so herzinniglich, wenn wieder eine tüchtige Erscheinung aus den Alpen oder vom Jura zu uns gelangt; jede ist eine Blume die den kommenden Frühling verkündigt. Möchte es uns gelingen, unsere Leser mit dem nämlichen freudigen Gefühl zu erfüllen, indem wir sie mit einigen der neuesten Schriften aus der Schweiz bekannt machen.

1. A. E. Fröhlich's gesammelte Schriften. Erster Band: Fabeln. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 1853. 8. 22½ Ngr.

Fröhlich ist in Deutschland schon seit längerer Zeit bekannt, ja man darf wol sagen, berühmt; es wird keine Geschichte der deutschen Literatur erscheinen, die ihn mehr oder weniger ausführlich berührt, jedenfalls ehrenvoll erwähnt. Bei alle Dem ist er noch nicht so allgemein bekannt als er es verdient, da viele seiner Dichtungen in verschiedenen Sammlungen zerstreut erschienen sind, die nicht sehr verbreitet zu sein scheinen. Es ist daher sehr verdankenswerth daß uns jetzt eine Sammlung seiner Schriften geboten wird. Dieselbe wird in sieben Bänden Alles vereinigen was der ebenso geistvolle als fruchtbare Dichter seit einer längern Reihe von Jahren hervorgebracht hat, namentlich auch seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte, die sich zum Theil durch ihre Zartheit, zum Theil durch ihre Kernhaftigkeit und kräftige Darstellung auszeichnen. Nicht weniger erfreulich ist es daß uns auch die Novellen des Dichters geboten werden, unter welchen ganz besonders diejenigen ohne Zweifel allgemeinen Beifall erwerben werden welche die Einwirkung der Musik auf das Leben darstellen. Die größern epischen Gedichte „Zwingli“ und „Hutten“ sollen in sorgfältigen Ueberarbeitungen mitgetheilt werden, wir zweifeln nicht daß sie in dem neuen Gewande neuerdings viele Freunde gewinnen werden. Der vorliegende Band enthält die gesammelten Fabeln, unter welchen wir jedoch sehr ungern manche vermissen welche in den ersten Ausgaben standen und die zu den bessern gehörten. So sehr es alle Anerkennung verdient, wenn ein Dichter Das verwirft was seinem Talente nicht entspricht, so bedauernswerth ist es, wenn er sich durch äußere Gründe bestimmen läßt, Gutes und Erfreuliches bei Seite zu legen. Solches ist Eigenthum des Publicums geworden, welches Das nicht gern entbehrt was ihm lieb geworden ist. Freilich hat uns der Dichter durch manche neue Fabeln, die hier zum ersten male gesammelt erscheinen, Ersatz geleistet; wir erwähnen insbesondere das größere Fabelepos „Der Dachs und der Fuchs“, in welchem sich des Dichters treffliches Talent in glänzender Weise kundgibt. Es ist dies eine höchst launige und geistreiche Darstellung von mancherlei Verkehrtheiten in politischen und pädagogischen Dingen, der es aber alle die speciellen Beziehungen mit dem entschiedensten Glücke zur poetischen Allgemeinheit zu erheben gelingt, sodaß die didaktische Tendenz der epischen Anlage und Ausführung in keiner Weise Eintrag thut. Wie in dieser größern Dichtung, so erkennen wir auch in den übrigen neuen Fabeln die Eigenthümlichkeit der Auffassung, durch welche Fröhlich dieser poetischen Gattung ein neues Leben zu geben verstand und worin er noch nicht erreicht worden ist. Wir theilen unsern Lesern folgende mit, die wir auf das Gerathewohl aus der Sammlung entnehmen.

Die Nützlichen.

„Unkraut seid ihr", sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume;
„Und ihr dürfet euch vermessen
Selbst von unserm Boden nähren?"

„Wir sind freilich nicht zum Essen,
Wenn das einzig hilft zum Ruhm",
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblüh'n hierneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannichfarbig zu beleben."

Abgeschlossenheit.

„Specht", sagt der Marder, „viel zu klein
Machst du die Thür!" — „Nun", sagt der Specht,
„Kann Euer einer nicht hinein,
So ist die Thüre eben recht!"

Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten brausten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr:
„Ach! wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken."

Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in Jenem ist kein Trug,
Der die Sehnsucht hat gegeben.
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde!"

Diplomatik.

„Warum sind uns Doppelzungen?"
Wundert eins der Schlangenjungen,
Und die Mama sagt ihm: „Lug',
Eine wär' uns nicht genug,
Denn wir sind unendlich klug!"

2. Gedichte von Karl Morel. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1852. 16. 15 Ngr.

Diese Gedichte haben schon in mehren Zeitschriften und andern Blättern gebührende Anerkennung gefunden; soviel wir wissen, hat sich noch keine einzige misliebige Stimme hören lassen. Auch dürfte eine solche kaum Entschuldigung, noch weniger aber Rechtfertigung finden, denn die Gabe welche wir in dieser Sammlung erhalten ist durchaus erfreulich. Daß sie nur ein Büchlein ausmacht und nicht ein dickes Buch, bürgt schon für die Tüchtigkeit des Verfassers, oder wir müßten uns sehr täuschen, wenn er nicht im Stande gewesen wäre, einen drei oder vier mal größern Band mit den Erzeugnissen seiner Muse zu füllen. Die durchweg schöne Form der uns gebotenen Dichtungen (nur hier und da zeigen sich einige unvollkommene Reime, die der Dichter entfernen sollte, umsomehr als er sie gewiß mit leichter Mühe entfernen kann), die Gewandtheit der Darstellung, die bald zierlich und zärtlich, bald kräftig und erhaben, immer dem Inhalte angemessen ist, kann nur infolge langen und ausdauernden Studiums der Kunst, infolge fortgesetzter Uebung erworben werden, sodaß wir allen Grund haben zu vermuthen, es habe uns der Dichter nur eine strenge und sorgfältige Ausgabe seiner Dichtungen geboten. Wir wünschen ihm und uns Glück daß er zu einer solchen Muth und Selbstverleugnung gehabt hat und dabei, wie es scheint, mit sicherm Takte und Geschmack verfahren ist. Wir sagen, wie es scheint, weil wir die verworfenen Dichtungen nicht kennen; wollten wir blos aus den mitgetheilten urtheilen, würden wir dem Dichter freilich mit aller Bestimmtheit neben dem unverkennbaren Talent auch künstlerisch geschärften Blick und Geschmack zuschreiben müssen. Er bietet uns nicht nur Lieder von überraschend schöner Form, sondern auch eine Welt von echtpoetischen Gedanken, unter denen nicht wenige sein vollständigstes Eigenthum sind. In andern glauben wir fremde Ideen wieder zu erkennen; z. B. weht uns aus dem vortrefflichen Gedichte „Weltseele" ein ganz Herder'scher Geist an; aber weit entfernt, dem Verfasser hiermit irgend einen Vorwurf machen zu wollen, freuen wir uns vielmehr daß er die erhabenen Ideen jenes großen Geistes in eine so schöne Form gebracht hat, wodurch sie nur in jeder Beziehung gewonnen haben, und es konnte ihm dies in so hohem Maße nur gelingen, weil er jene erwähnten Gedanken und Anschauungen mit solcher Selbständigkeit insichaufgenommen und verarbeitet hat daß sie zu seinem vollen unbestreitbaren Eigenthum geworden sind. Wir bedauern „Die Weltseele" wegen ihres größern Umfangs nicht mittheilen zu können; dagegen theilen wir zwei kleinere Lieder mit, in denen das eigenthümliche Talent des Dichters scharf ausgeprägt ist. Zuvor bemerken wir aber noch daß die Lieder Morel's auch durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts erfreuen, wenn auch Natur und Liebe die Grundtöne sind die sich beinahe durch alle hindurchziehen. Daß auch einige politische Gedichte aufgenommen sind, daß diese von Freiheitsliebe durchglüht sind, mögen vielleicht Andere bedauern; wir können es umsoweniger als dieselben nicht durch rhetorische Floskeln à la Herwegh glänzen, sondern aus der innersten Ueberzeugung hervorgegangen sind. Einige, wie das „In majorem Dei gloriam", erinnern an die ähnlichen Gedichte Béranger's. Eine schöne Zugabe bilden einige Uebersetzungen, besonders von Liedern Thomas Moore's, die wir als durchaus gelungen freudig begrüßen.

Herbstzeitlose.

Du Kind der Alpen mit dem Aug' voll Wonne,
Das schalkhaft blaut aus deiner Scheitel Gold,
Als hätte, deiner Schönheit froh, die Sonne
Die eig'nen Strahlen dir ums Haupt gerollt!

Gleich einer Blume scheu in dich versunken,
So schaust du still verklärt ins Land hinein,
Als hätte dir ein hohes Glück gewunken,
Und weißt es selbst nicht, wie du schön und rein.

Vom Berge schaut das Kirchlein, goldig helle,
Du gehst hinein — die Abendglocke klingt,
Indeß der Waldbach stürmisch Well' auf Welle
In ew'gem Wechsel in die Tiefe schwingt.

Das Läuten ist verklungen, gleich dem Träumen
Der schönen Jugend. In die Alpenruh'
Strömt wild und wilder nur des Waldbachs Schäumen
Und treibt ein welkes Reis der Ferne zu.

Neuer Frühling.

Wach ist die Welt durchs Licht geworden
Und strebt dem schönsten Leben zu:
Die Vögel fliegen aller Orten,
So wand're, junges Herz, auch du!

Soll ich den Vogelflug euch deuten? —
Es heißt: „Hinaus in Feld und Hain!"
Hinaus! die Maienglocken läuten
Uns all' den schönen Frühling ein.

Wach ist die Welt durchs Licht geworden
Aus dunkelm Traum und träger Ruh',
Und webt und strebt an allen Orten
Dem neuen Geisterfrühling zu.

3. Herbstblüten. Lyrische Gedichte von J. J. Honegger. I. II. Zürich 1851—52.

Die vorliegenden dichterischen Versuche eines, wie es scheint, noch jungen Mannes, der sich dem Lehrerstande widmen will oder schon gewidmet hat, verdienen schon deswegen Beachtung, weil sich in ihnen ein ernstes und redliches Streben kundgibt, wie denn die zweite Sammlung der ersten gegenüber in vielfacher Hinsicht von erfreulichem Fortschreiten zeugt. Man sieht schon aus dem ersten Bändchen, noch entschiedener aus dem zweiten, daß der Verfasser an den zwei reichen Quellen der Poesie, an der Natur und an den Werken der großen Dichter, das in ihm liegende Talent zu beleben und zu kräftigen sucht, nur hat er vielleicht nicht immer die wahren Meister gefunden und sich zum Theil an mehr untergeordnete Erscheinungen gehalten, die durch eine effectvolle Manier zu wirken suchen. In vielen Gedichten ist z. B. der unmittelbare Einfluß Freiligrath's unverkennbar, in andern erkennt man Herwegh's Einwirkung; bald wird man an Lenau, bald an Heine, bald an Anastasius Grün erinnert, und so ist die Sammlung im ganz eigentlichen Sinne eine Sammlung der mannichfaltigsten Studien und Copien, die wir als solche durchaus gelungen nennen müssen. Wenn wir uns recht erinnern, haben vor vielen Jahren Professor Messerschmidt in Altenburg, später Th. von Kobbe Sammlungen dieser Art veranstaltet, in welcher sie die Manier größerer und kleinerer Dichter mit großem Glücke nachahmten; diesen Versuchen möchten wir die vorliegenden jedoch nicht vergleichen; denn wenn sie in der That doch nur Aeußerungen geistreichen Muthwillens waren, tragen die Nachbildungen Honegger's den Stempel des reinsten Ernstes und der tüchtigsten Gesinnung. Sie sind aber gerade deshalb ebenso berechtigt als es die Copien strebender junger Künstler sind, welche sich in der Nachahmung der großen Meister zur künstlerischen Selbständigkeit heranbilden. Und wir zweifeln nicht daß auch der Verfasser der vorliegenden Versuche, wenn er ebenso rastlos fortfährt als er begonnen, auch solche Selbständigkeit erringen, daß es ihm gelingen wird, das Ideal zu erreichen das ihm vorschwebt. Es ist nun freilich eine andere Frage, ob Versuche und Nachbildungen dieser Art berechtigt sind vor dem größern Publicum zu erscheinen. Wir müssen sie unbedingt mit Ja beantworten, wir gestehen ihnen weitaus größere Berechtigung zu als den Producten von so vielen Dichterlingen, die bei scheinbarer Originalität nicht einmal die Kraft besitzen ähnliche Copien hervorzubringen, welche viel mehr wahres Talent, vor allem viel mehr ernstes Bestreben bezeugen und daher auch weit größere Befriedigung gewähren als so manche schale und inhaltslose Reimerei. Wie glücklich aber der Verfasser in seinen Nachbildungen ist, wollen wir an einem Beispiele darthun, bei welchem ihm, wenn wir nicht sehr irren, Anastasius Grün's „Baumpredigt" vorgeschwebt hat.

Größe.

Es war ein schöner Sommerabend:
Die Sonne sank den Bergen zu;
Die Höhen wurden bleich, die Tiefe
Lag dämmernd in der Abendruh'!

Ich lief, die Scheidende zu schauen:
Sie strahlte hehr; doch eh' zu ruh'n
Sie ging, berief sie ihre Strahlen
Zusammt und frug nach ihrem Thun.

Der erste Strahl sprach: „Eine Rose
In Nacht und Frost verloren lag:
Durch mich ist sie zu neuer Liebe
Und Lust erblüht am jungen Tag."

Der zweite sprach: „Auf theuerm Grabe
Fand ich die Trauerweide steh'n:
Mein Licht umsäumte sie, daß tröstlich
Ihr Blühen mahnt ans Wiederseh'n."

Der dritte sprach: „Ich hab' dem Meerschiff
Durch wilde Wogen Bahn gezeigt:
Es liegt am sichern Strand, und hochauf
Des Seemanns Gruß und Jubel steigt."

Der vierte sprach: „Die Nebelberge
Im bleichen Nord hab' ich zerstreut:
Des Meeres Fisch, des Landes Moos hat
Sich deß in selt'ner Lust gefreut."

Der fünfte sprach: „Ein weinend Auge
Hab' ich erhellt, ein trauernd Herz
Erschlossen einem neuen Hoffen,
Und gläubig hebt sich's himmelwärts."

So Zeugniß gaben sie. Ich hörte
Mit Andacht, was ein Jeder sprach;
Zu Muth ward festlich mir, und feiernd
Dacht' ich der höchsten Liebe nach.

Sie aber ließ ihr Flammenfeuer
Nochmals in stolz'rer Wonne glüh'n
Und sank den Bergen zu, und purpurn
Sah ich die letzten Firnen sprüh'n.

4. Kiltabend-Geschichten von A. Hartmann. Erstes Bändchen. Mit 45 Illustrationen von F. Walthard. Bern, Jent und Reinert. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

In mehren Theilen der Schweiz ist es bei dem Landvolke Sitte daß der junge Bursche sein auserkorenes Mädchen spät Abends, wenn sonst Alles schon zu Bett ist, in ihrem Kämmerlein besucht und noch stundenlang mit ihr kost, oft vielleicht erst mit Tagesanbruch sich wieder ebenso heimlich und auf demselben Wege wieder entfernt wie er gekommen war, nämlich durch das Fenster. Es ist hier der Ort nicht, Näheres über diese Sitte zu berichten, welche unschuldiger ist als sie aussieht, wenn sie auch wol hier und da zu mancherlei Klagen Veranlassung gibt; wir wollten nur eine allgemeine Erklärung des Ausdrucks geben, damit diejenigen unter unsern Lesern die mit der Schweiz weniger vertraut sind den Titel des Buchs verstehen, mit dem wir sie bekanntmachen wollen. Es sind also Geschichten, wie sie der „Bub" seinem „Maitschi" oder das Maitschi ihrem Buben bei solchen vertraulichen Zusammenkünften erzählt. So läßt uns schon der Titel des Buchs vermuthen daß wir in ihm Darstellungen aus dem Volksleben finden werden, denn womit könnten sich Liebende dieser Art füglicher und besser unterhalten als mit Geschichten die sich in ihrer Nähe zugetragen, welche das allgemeine Gespräch des Dorfs und vielleicht der ganzen Umgegend bilden? Demnach gesellt sich Hartmann zu der schon ziemlich großen Reihe von Schriftstellern welche uns in den neuern Zeiten das äußerlich einfache und innerlich doch oft so bewegte Leben des schlichten Landvolks dargestellt haben und die ursprünglich vielleicht aus der nämlichen Quelle fließen, nämlich aus Hebel's unübertrefflichen „Allemannischen Gedichten", der uns die reiche Poesie des Landlebens und der Dorfbewohner in so wunderbar schöner Weise eröffnet hat. So nahe es lag, nach Hebel's Vorgang das Leben des Landvolks, seine Leiden und Freuden, seine Wünsche und Hoffnungen, seine scheinbar ewig sich gleichbleibenden und in der That doch so mannichfaltigen Beziehungen und Verhältnisse in ausführlichern Gemälden darzustellen, so verging doch eine geraume Zeit, ehe der erste Versuch hierzu gemacht wurde, den wir, wenn wir nicht sehr irren, in Berthold Auerbach's mit so entschiedenem Beifall aufgenommenen „Dorfgeschichten" zu suchen haben. Es ist aber freilich keine so leichte Aufgabe in Verhältnisse einzudringen, sie zu verstehen und dichterisch wiederzugestalten, die den meisten im Gewühle der Städte lebenden Schriftstellern so entfernt liegen, die mit unserer conventionnellen Bildung oft in so mächtigem Widerspruche stehen und die wir nicht aus Reisebeschreibungen oder Schilderungen kennenlernen können, wie etwa das Leben und die Sitten der Beduinen und der Südseeinsulaner, von denen

uns so viele berufene oder unberufene Touristen berichten. Man muß selbst sehen, selbst beobachten, vorallem aber fähig sein, das rein Menschliche auch unter dem rohesten Gewande zu erkennen. Der Verfasser der „Kiltabend-Geschichten" hat dies in seinem Vorwort ganz gut ausgesprochen. „In unsern Kalksteinbrüchen am Jura", heißt es daselbst, „sieht ein gewöhnliches Auge nichts als Blöcke, aus welchen Brunnenschalen, Stundenweiser, Thürpfosten und ähnliche zur Nothdurft des Lebens gehörige Gegenstände verfertigt werden. Vor dem Auge des Geologen erschließt sich aber eine ganz andere Welt. Hier winkt ihm ein Ammonshorn; dort entdeckt er eine urweltliche Schildkröte; unter ästigen Korallen findet er den zierlich gerippten Seeigel; in jedem Blocke liegt Schnecke an Schnecke, drängt sich Muschel an Muschel. — So ist es mit unserm Volksleben. Wo der Eine nichts als Erdäpfelsäcke und Düngerhaufen zu sehen vermag, zwischen denen zweibeinige Dresch-, Pflüg- und Säemaschinen sich bewegen, da sieht ein Anderer Geschichten sich abspinnen, nicht minder romantisch, rührend, schreck- oder spaßhaft, als je auf den Burgen geschehen, die jetzt aus ihren hohlen Fenstern auf das Thal und seine Dörfer herniederschauen. Man muß nur den rechten Blick dafür haben." Und wir dürfen es aussprechen: der Verfasser hat hierfür den rechten Blick; er hat aber nicht blos diesen Blick, er hat auch das wenigstens ebenso seltene Talent, Das was er beobachtet hat poetisch aufzufassen, das Einzelne, Abgerissene zu einem lebendigen Ganzen zu gestalten. Was er uns vorlegt ist nicht ein bloßes, naturgetreues und doch unwahres Daguerreotyp, es ist ein mit Sinn und Geschick ausgeführtes Gemälde mit lebenswarmen und lebensfähigen Gestalten. Die „Kiltabend-Geschichten" erinnern unwillkürlich an die ähnlichen Darstellungen des bekannten Jeremias Gotthelf, allein sie sind von denselben ebenso sehr verschieden als es die Grundlage ist. Auch hierüber spricht sich der Verfasser aus.

„Der Boden auf welchem die vorliegenden sogenannten «Dorfgeschichten» gewachsen sind ist der sonnige Südabhang des Juragebirgs. Diese Seppli und Dursli, diese Liseli und Babeli gehören alle der Flora des Jura an. Sie wurzeln in warmem lockerm Kalkgrund, während Jeremias Gotthelf's Hansjoggeli, Annabäbi, Mädi und Uli nur auf jenem zähen, aber fruchtbaren Lettenboden vorkommen, der sich um die Molassenhügel des «Bernbiets» abgelagert hat und welcher das Lebenselement des berner Bauern ist."

Wir müssen unsern Lesern überlassen, sich mit den hier dargebotenen Geschichten selbst bekanntzumachen; wir können ihnen versichern daß sie das Buch befriedigt aus der Hand legen, daß sie nicht blos erfreuliche Unterhaltung, sondern auch mannichfache Belehrung finden werden, denn dies ist eben das Eigenthümliche der wahren Poesie daß sie, ohne es bezwecken zu wollen, neue Quellen der Erkenntniß eröffnet. Und so wird sich dem Leser aus den vorliegenden Geschichten ein viel richtigeres Verständniß des Volkslebens in der Schweiz, namentlich in den Ländern am Jura ergeben, als er aus Dutzenden von Reisehandbüchern oder Werken von Touristen jemals gewinnen könnte. Wir nennen in dieser Beziehung aus den mitgetheilten Gemälden nur das mit echtem Humor geschriebene „Schweizerische Soldatenleben" und den von tiefem Gefühl und wahrhaft poetischer Begabung zeugenden „Heimatlosen".

Doch können wir uns nicht enthalten, ehe wir schließen, noch eine die Darstellung betreffende Bemerkung zu machen. Wir haben gesagt daß die „Kiltabend-Geschichten" zwar an Jeremias Gotthelf erinnern, jedoch in keiner Weise als bloße Nachahmungen desselben zu betrachten seien. Und in der That, sie sind durchaus selbständig aufgefaßt und entwickelt; nur in Einem Punkte scheint Jeremias Gotthelf nicht ohne Einwirkung auf den Verfasser geblieben zu sein, und zwar nicht zum Vortheile des Buchs, nämlich in der Darstellung. Bekanntlich liebt Jeremias Gotthelf provinzielle Ausdrücke in seine Darstellung einzumischen, um dieser auch auf diesem Wege locales Colorit zu geben, auch wol aus dem weitern Grunde, weil manche Begriffe sich eben nicht durch hochdeutsche Wörter ausdrücken lassen. Wenn letzteres der Fall ist, läßt sich Nichts einwenden, obgleich immerhin verlangt werden dürfte daß man sich die Einmischung von Provinzialismen nur im höchsten Nothfall gestatte, da wo ein Begriff in keiner Weise anders ausgedrückt werden kann als durch einen Provinzialismus und wo er wirklich ausgedrückt werden muß. Der Gebrauch von Provinzialismen aber, um der Darstellung ein locales Colorit zu geben, ist durchaus verwerflich und geschmacklos, namentlich wenn man sich es in solcher Ausdehnung gestattet als Jeremias Gotthelf, der beinahe keinen Satz schreibt, ohne irgend einen provinziellen Ausdruck einzumischen, und wäre es nur die mundartliche Form eines Wortes, z. B. „Hung" statt „Hund". Ist dem Schriftsteller das locale Colorit die Hauptsache, so schreibe er in der Mundart, wie Hebel es in so ausgezeichneter Weise gethan; ist sein Buch tüchtig, so wird es sich auch trotz dieser zuerst dem Leser fremdartigen Form doch ein Publicum gewinnen, und er wird sich hierdurch noch ein weiteres Verdienst um die Kenntniß der deutschen Mundarten erwerben. Will er aber dies nicht thun, so haben wir auch das Recht zu verlangen daß er die Sprache nicht mishandle, nicht verderbe. Wir können aber in dieser willkürlichen Einmischung von Provinzialismen nichts Anderes als ein Verderben der Sprache sehen, dem ähnlich das sich aus der Einmischung von Fremdwörtern ergibt. Jede Mundart hat ihre streng ausgesprochene und ausgeprägte Eigenthümlichkeit, die an sich wie jedes organische Gebilde schön und trefflich ist, die aber, eben weil sie eigenthümlich und charakteristisch ist, sich unter keiner Bedingung mit der Schriftsprache oder mit einer andern Mundart verschmelzen läßt. Und ebenso läßt sich die Schriftsprache nicht mit einer Mundart zusammenschweißen, ohne ihr ihren Charakter, ihre Eigenthümlichkeit zu rauben, ohne sie bis zur Verzerrung zu verunstalten. Die Griechen, welche einzelne Mundarten zu Schriftsprachen erhoben, haben sich niemals einfallen lassen, dieselben zu vermischen: ihr Schönheitssinn hat sie davor bewahrt. Und fragen wir, ob eine solche Verunstaltung der Sprache nöthig ist, nöthig sein kann, so antworten wir darauf mit einem entschiedenen Nein! weil die Schriftsprache vollkommen fähig ist, alle die besondern Eigenthümlichkeiten zu schildern, auf welche es wirklich ankommt. Auf diese aber, welche durch die Einmischung der Mundart dargestellt werden, kommt es meistentheils nicht an, ebenso wenig als es darauf ankommt, in einem Portrait alle Haare abzubilden. Oder kommt es darauf an, zu wissen daß die Berner Hung statt Hund sagen? Daß in ihrer Mundart „toll" soviel ist als „stattlich"? Wir finden in dieser Vermengung der Mundart mit der Schriftsprache, durch welche diese ein hanswurstmäßiges Aussehen erhält, nur einen erbärmlichen Nothbehelf, der Darstellung locale Färbung zu geben, die man auch sonst wol erreichen könnte, ein Nothbehelf der wie alles Auffallende zuerst kitzelt, später aber gewiß allseitig verdammt werden wird. Wir sind der Ueberzeugung daß Jeremias Gotthelf's Erzählungen ungemein gewinnen würden, daß sie namentlich nie zu der Gemeinheit herabgesunken wären die ihnen anklebt, wenn er sich von der erwähnten Manier freigehalten hätte, weil diese Manier ihm in hundert Fällen neunundneunzig mal Anlaß gegeben hat in das Gemeine zu verfallen.

Solche Gemeinheit hat sich der Verfasser der „Kiltabend-Geschichten" freilich nie zuschuldenkommen lassen; der edle Sinn und geläuterte Geschmack, der sich in ihm keinen Augenblick verkennen läßt, hat ihn vor solcher Abirrung bewahrt; auch hat er sich die Einmischung von Provinzialismen weit weniger gestattet als Jeremias Gotthelf, aber wir wünschten daß er auch diese Klippe ganz vermieden haben möchte.

5. Des Nachtwächters Tochter. Eine musikalische Novelle aus dem Leben des fahrenden Musikanten. Von Elster. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 1853. 8. 27 Ngr.

Unsere Leser sind in ihrem Leben gewiß schon solchen Ge-

nies begegnet, die keine Ahnung davon hatten, was Zeichnen sei, und trotzdem im Stande waren, selbst aus dem Gedächtnisse die treuesten Portraits jeder beliebigen Person, die sie nur ein mal gesehen hatten, auf das Papier zu bringen. Ein solches Genie ist der Verfasser der vorliegenden Novelle. Auch ihm fehlen die ersten Anfangsgründe der Darstellungskunst: er weiß Nichts von kunstgerechter Composition und Anordnung, Nichts von allen den kleinen oder großen Mitteln durch welche der Romanschreiber oder Novellist seinen Stoff hebt, interessant oder effectvoll zu machen versteht; er weiß Nichts von der Perspective, die der Erzähler zu beobachten hat, um die Hauptpersonen hervortreten zu lassen, die untergeordneten Gestalten in den Hintergrund zurücktreten zu lassen; und bei alle Dem ist seine Novelle geradezu vortrefflich, ein wirklich geniales Erzeugniß, das vielleicht gerade wegen des Mangels an Schriftstellerroutine um so mächtiger auf den Leser wirkt. Die Erzählung gründet sich auf eine von dem Verfasser erlebte Begebenheit. Derselbe lernte einst, als er in einer norddeutschen Stadt als Musikdirector bei dem dortigen Theater lebte, einen Nachtwächter kennen, der früher Schulmeister, durch die Schlechtigkeit seines Pfarrers mit seiner ganzen Familie in das tiefste Elend gerathen war. Derselbe hatte eine Tochter, welche mit der schönsten Stimme begabt war und die der Musikdirector mit edler Aufopferung zu einer tüchtigen Sängerin heranbildete, zugleich aber vor den mannichfaltigen Abirrungen bewahrte, die nur zu oft das Grab des Talents sind. Das ist der einfache Abriß des reichen, vielbewegten Gemäldes, das sich allmälig vor uns entfaltet; denn der Verfasser führt uns zugleich in lebendiger, heiterer Schilderung, der es jedoch an scharfsatirischen Zügen nicht fehlt, das kleinstädtische Leben in seinen bedeutendsten Beziehungen vor die Augen; mit großem Glücke weiß er die gemüthlichen idyllischen Seiten desselben neben Dem was den Aufenthalt und das Leben in kleinen Städten für höher Strebende so niederdrückend macht hervorzuheben, und seine Heldin gewinnt umsomehr innere Bedeutsamkeit, als sie bei ihrem höchst bescheidenen, ja schüchternen Wesen alle die Klippen vermeidet die ihr jene beschränkten Verhältnisse bieten. Nicht weniger glücklich führt uns der Verfasser in das Theaterleben ein, dessen Licht- und Schattenseiten er mit großer Schärfe auffaßt. Am eigenthümlichsten ist er aber, wenn er Musik und musikalische Aufführungen bespricht; man erkennt dann bald daß er nicht blos musikalisch gebildet, sondern selbst ausübender Künstler, daß er, was ihn in unsern Augen noch höher stellt, von der lebendigsten Begeisterung für seine schöne Kunst erfüllt ist. Er ist aber auch ein denkender Künstler, und wir haben insbesondere die Stellen seines Buchs mit freudiger Theilnahme gelesen, in welchen er an dem Beispiele jener kleinen Stadt darthut, wie mächtig und heilsam Gesang und Musik, wenn sie mit Ernst betrieben werden, auf die geselligen Verhältnisse wirken können, wie sie im Stande sind, manche Schattenseiten des kleinstädtischen Lebens zu vertilgen, die Lichtseiten noch kräftiger hervortreten zu lassen. Wir wünschten daher daß viele Musikdirectoren in kleinen Städten das Buch lesen und daraus lernen möchten, wie viel sie für die edlere Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens wirken könnten, wenn sie mit ausdauernder Begeisterung und kluger Beachtung der bestehenden Verhältnisse für ihre Kunst wirken wollten.

6. Fastnachtspiele. Von Ed. Dorer-Egloff. Gedruckt in diesem Jahre. I. Der Affe von Arezzo. — Blätter und Blüten von Ed. Dorer-Egloff. Erste Lese. (Gedichte.) Zweite Lese. (Ueber Goethe's „Jery und Bätely.") 1852. Baden, Zehnder.

Vorliegende drei Hefte sind als Manuscript gedruckt und daher nicht für ein größeres Publicum bestimmt; doch glauben wir uns keiner Unbescheidenheit schuldigzumachen, wenn wir unsern Lesern davon berichten, die uns ohne Zweifel dafür dankbar sein werden, denn es sind keine gewöhnlichen Erscheinungen welche wir ihnen vorführen. Es wird schon daraus klar daß der Verfasser sich ganz an und in Goethe herangebildet hat, was an und für sich schon Talent und vielseitige Bildung voraussetzt. In den Gedichten sind mehre Distichen dem großen Meister gewidmet, die von dem tiefsten Verständniß desselben und von der begeisterten Liebe des Verfassers für Deutschlands großen Dichter zeugen. Unsere Leser kennen Varnhagen's treffliches Epigramm auf „Hermann und Dorothea"; Herr Dorer hat ein ähnliches geschaffen, das jenem an die Seite gesetzt werden darf:

Goethe's „Hermann und Dorothea".

Dorothea's Geschick sang Goethe; ihm lauschten die Musen;
Jede verlangte entzückt, daß er ihr widme sein Werk.
Aber es ordnete klug, daß keine ihm zürne, das Ganze
Goethe in Lieder und gab jeder der Holden ein Lied.

Auch die übrigen Distichen sind geistreich, gehaltvoll und in schöner Form abgefaßt; in allen weht Goethe'scher Hauch. Nur folgende zum Beweis:

Das Spinnlein.

Spinnlein, du spinnst so fein und gönnst nicht Rast dir im Werke;
Närrchen, dir ohne Gewinn senkt sich der Faden herab!
„Schaffend erfüll' ich mein Loos, wie mahnend mein Inneres dränget,
Ob ersprießlich mein Müh'n, bleibet dem Schicksal vertraut."
Hörst du das Lüftchen sich 'nah'n? Das Gewebe, vom Hauche geschaukelt,
Schlingt sich um Blütengezweig, bildet ein Brücklein zur Lust.

Vergeltung.

Neidend der Rose den Glanz, verwehet der Sturm ihr die Blätter
Aber im Sterben den Feind segnet mit Düften sie noch.

Die Strafe.

Wenn mein Vater mich sonst, den wilden Knaben, gezüchtigt,
Mußt' ich, ernstlich gemahnt, küssen die strafende Hand.
Wenn mein Mädchen nunmehr mich schmählt mit zürnenden Lippen,
O wie dankbar und gern küßt' ich den strafenden Mund!

„Der Affe von Arezzo" ist in jeder Hinsicht ein meisterhaftes kleines Stück: Gedanken, Anlage, Ausführung, Sprache, Form, Alles ist befriedigend und läßt den heitersten, schönsten Eindruck zurück. Möchte Herr Dorer noch mehre dergleichen Fastnachtsspiele nachfolgen lassen, sie aber dem größern Publicum zugänglichmachen. Der Bischof von Arezzo hält sich einen Affen, dessen Possen ihn und seinen Hof dermaßen vergnügen daß er mit Gunstbezeugungen aller Art überhäuft wird. Doch droht ihm jetzt Gefahr diese Gunst zu verlieren, denn eben hat ein Maler durch seine Kunst die Aufmerksamkeit des Bischofs so ausschließlich aufsichgezogen daß Niemand sich mehr um den Affen bekümmert. Um das Unheil abzuwenden, verdirbt er ein schönes Gemälde, das der Maler eben vollendet hatte, in der Hoffnung, es würde der Künstler darob erzürnen und Arezzo verlassen. Doch hat er sich bitter getäuscht: als der Bischof erfährt daß er der Thäter ist, läßt er ihn in einen Käfig sperren und schenkt ihn dem Maler, der ihn auf seiner weitern Wanderfahrt mit sich nimmt. Denn, sagt er, das Ganze beschließend:

Da kann er noch sich nützlich erweisen
Und greiflich lehren Groß und Klein,
Gemeines müsse bezwungen sein,
Wenn das Schöne soll das Herz erfreuen
Und unsere Wege mit Rosen bestreuen.

Statt uns weiter über den in obigen Zeilen ausgesprochenen Gedanken zu verbreiten, der dem Ganzen zugrundeliegt, lassen wir lieber noch einige Stellen folgen, aus welchen sich die Haltung des Gedichts und die Darstellungsweise des Dichters klar erkennen läßt. Nachdem der Affe seinem Weibe von der Gefahr erzählt die ihm droht, bricht er in folgende Worte aus:

Daß der Blümlein Loos uns beschieden wäre!
Sie fühlen nimmer des Schicksals Schwere;

Sie ackern, spinnen und nähen nicht,
Und dennoch es ihnen an Nichts gebricht.
Die Luft und die Erde stellen sich ein,
Dem Blümlein Koch und Schenk zu sein,
Und weben ihnen umsonst ein Gewand,
Wie schöneres nie ein König fand.
Wie glücklich das Thier, das ohne Cultur
Noch frei durchschwärmt den Wald und die Flur!
Ihm blüht die Freiheit, noch rein bewahrt,
Und spendet Genüsse der schönsten Art.
Die Thiere ohne Priestersegen
Und ohne Sporteln der Liebe pflegen:
Sie brauchen nicht sich Stübchen und Decken
Für Geld zu erwerben, die Lust zu verstecken;
Denn Feld und Wald, wie Blume und Baum
Gewähren ihnen erwünschten Raum,
Im Licht der Sonne, im Dunkel der Schatten
Sich frei und ohne Scheu zu gatten.
Gelüstet nach Nahrung der Mund wie das Herz,
So stillen sie leicht der Begierden Schmerz;
Sie greifen zu, wo es ihnen gefällt,
Ob Andere mit Fleiß auch Zäune gestellt.
Das sind noch herrliche Trümmer von Eden
Und reiche Stoffe zum Schreiben und Reden.

Wenn diese Stelle an die frühere kecke Art Goethe's erinnert, so finden wir in andern dessen tiefe Kunstanschauung der spätern Zeit mit Glück ausgesprochen. So sagt der Bischof:

Es gleicht die Kunst dem Frühlingshauch,
Er heißt die Blumen rings sich erneuen,
Daß mit Duft und Farben sie uns erfreuen. — —
Das Göttliche hat der Priester zu lehren,
Und er sollte es nicht in der Kunst verehren?
Sie ist ein neues Prophetenthum,
Ein weltlich Evangelium.
Es strahlen im echten Kunstgebilde
Des Himmels Zorn und des Himmels Milde.
Wie im Tropfen Thau der Strahl der Sonne
Sich spiegelt und farbig sich bricht uns zur Wonne,
So malt sich Gott im Zeitengehalt,
Und der Künstler fesselt die Lichtgestalt.
Wer so das Hohe und Reine erkannt,
Der wird von dem Gemeinen abgewandt.

Aus vielen andern schönen Stellen heben wir nur noch die folgende hervor, denn der Raum gestattet nicht mehr anzuführen.

Buffalmaco (der Maler):

Die Schwalbe kommt von ferne geflogen,
Sie ist den guten Menschen gewogen
Und baut bei ihnen gerne sich an:
So siehst du die Künstler den Guten nah'n.
Doch trotz dem sorglichen Liebesbemühen,
Von dannen muß die Schwalbe ziehen,
Als Botin andern Erdengründen
Das Nahen schöner Stunden zu künden.
Auch der Künstler kann des Scheidens Leiden,
So gern er wollte, nicht vermeiden.

Und als er erfährt, wie sein Gemälde verdorben worden, sagt er:

Die Sonne läßt es sich nicht verdrießen,
Die Strahlen der Luft auf die Erde zu gießen;
Und kehren die Nebel auch immer wieder,
Sie schlägt sie mit Muth von neuem nieder.
Der Künstler geht auf ihrer Spur;
Das Gemeine stählt zum Kampf ihn nur.
Ich bin bereit, auf dein Verlangen
Das Werk von neuem anzufangen.

Der Verfasser beklagt sich in seinem Aufsatze über Goethe's „Jery und Bätely", daß der große Dichter in der Schweiz so wenig Anerkennung gefunden habe und noch finde, wie schon Varnhagen in einer Besprechung von Eckardt's trefflichen „Vorlesungen über Tasso" gethan. Wir glauben kaum daß diese Beschuldigung begründet ist, denn wenn auch in der That aus der Schweiz nur wenige Schriften über Goethe hervorgegangen sind, so gibt es, wie wir aus Erfahrung wissen, gar manche treffliche Männer, die Goethe gerade zum Mittelpunkt ihres geistigen Lebens gemacht haben, und die wol im Stande wären, Gediegenes über den großen Dichter zu schreiben. Ist ja der Verfasser selbst ein Beweis davon, der, wie vielleicht nur Wenige in Deutschland, in und mit Goethe lebt. Und so sehr er auch befähigt ist, uns in die Tiefen der Goethe'schen Dichtkunst zu führen, Manches aufzuklären was auch den größten Kennern des Dichters unverstanden geblieben ist, so haben wir es am Ende nur einem glücklichen Zufall zu verdanken daß er einen kleinen Theil seiner Studien bekanntmacht, einem noch glücklichern daß uns sein als Manuscript gedruckter Aufsatz in die Hände kommt. Dieser gehört aber in jeder Beziehung zu dem Gediegensten was über Goethe und einzelne Werke desselben geschrieben worden ist, da sich in ihm lebendiges und reiches Gefühl für das Schöne und die Kunst und begeisterte Liebe für den Dichter mit dem vielseitigsten Studium desselben in der glücklichsten Verbindung vereinigt finden. Es wäre nahezu unmöglich einen Abriß der vorliegenden Schrift zu geben, denn obgleich sie für das kleine Drama das sie behandelt groß, selbst weitläufig zu sein scheint (sie zählt 43 Seiten des größten Octavformats), so ist sie in der That mit der größten Präcision geschrieben, und einige Stellen ausgenommen, in denen der Verfasser seine Begeisterung für den Dichter mit begeisterten Worten ausspricht, ist jeder Gedanke in der kürzesten Form dargestellt. Wir begnügen uns daher den Gang des Verfassers anzudeuten. Einer tiefgedachten und in jeder Beziehung vortrefflichen Einleitung über Goethe, sein Wesen als Dichter folgt die Darlegung des Dramas nach seinem Inhalte und seiner Entwickelung, an welche sich eine höchst gelungene Charakteristik der einzelnen Personen schließt. Nachdem der Verfasser uns in diesem Theile die künstlerische Bedeutsamkeit des Dramas erschlossen, stellt er sich zur Aufgabe, auch die innere Bedeutung der Dichtung darzustellen; diesen Abschnitt beginnt er mit folgendem Spruch Goethe's als Motto:

Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß ins Land des Dichters gehen.

Und so faßt er in kräftigen Zügen Alles aus des Dichters Leben und Verhältnissen zusammen was auf „Jery und Bätely" von wirkendem Einflusse war. Und dies ist, wie wir aus der gegebenen Darstellung ersehen, zur größten Ueberraschung selbst Derjenigen die mit Goethe's Leben ziemlich vertraut sind nicht wenig. Daß der Verfasser dabei aber auch auf Goethe's früheres Leben und Wirken einen überschaulichen Rückblick wirft, kann nur gelobt werden, weil er unerlaßlich ist, um dessen spätere Entwickelung zu verstehen. So sind wir denn auch im Stande den Schluß dieses Abschnitts zu verstehen, und für vollkommen begründet zu halten, wenn es heißt: „In dieser Dichtung ist der Kern und allgemeine Gang seiner Lebensperiode von 1775—80 in poetischer Verklärung abgespiegelt und die Handlung derselben nur darum in die Schweiz verlegt, weil diese Periode in diesem Lande zum glücklichen Abschluß kam und daselbst in den Lavater'schen Kreisen im Kleinen ein Bild von Dem was Goethe und Karl August anstrebten dem Sänger vor die Augen getreten war." Die weitere höchst geistreiche Ausführung mitzutheilen verbietet uns der Raum; nur andeutend wollen wir bemerken daß der Verfasser in Bätely Goethe's Freundin, Charlotte von Stein, wiederfin-

det; in Jery die bessere Seite unsers Dichters; in Thomas und seinem Thun die niedere Seite desselben in seinem Treibjagen nach dem Schönen und seinem Genusse; in Bätely's Vater Herder. Endlich untersucht der Verfasser, welcher Grundgedanke dem kleinen Drama zugrundeliegt, wobei er zuvörderst nachweist, wie unzulänglich sich A. W. Schlegel, Düntzer und Viehoff darüber ausgesprochen haben. Ihm liegt er aber (und wer möchte die Wahrheit seines Ausspruchs bestreiten?) in Folgendem: „Die Harmonie, der Friede und das Glück des Lebens der einzelnen Menschen an sich und in Verbindung mit andern beruht darauf daß jeder seine Bestimmung ganz und voll erfülle, das Gesetz der Entwickelung, das in ihm liegt und mit ihm und seinen Lebenskreisen wächst, nicht selbstgenügsam beschränke, sondern dasselbe wie die jeweilige Stufe der Entwickelung fest und klar in das Auge fasse und danach vorwärts strebe und wirke. Wo Versehen und Verstöße gegen diese Wahrheiten stattfinden, da läßt die Natur Schmerz und innere Kämpfe und Wunden als Rächer und mögliche Ersteller ihrer Ordnung und ihres Gesetzes walten und einschreiten, und wer durch sie zum Ziel gelangt, der lobe die Götter und sein Glück."

Wir stehen nicht an es auszusprechen, daß Herrn Dorer's Schrift über „Jery und Bätely" nebst Eckardt's „Vorlesungen über Tasso" das Gediegenste und Erfreulichste ist was in der neuesten Zeit über Goethe erschienen ist; wir schließen daher mit dem Wunsche, es möchte der Herr Verfasser sich entschließen, die Schrift auch einem größern Publicum zugänglichzumachen, und ihr bald andere Früchte seiner geistreichen Forschungen nachfolgen lassen. 6.

Das Geheimniß des Worts. Ein Beitrag von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Aue. 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Als Wienbarg vor nun wol 18 Jahren seine „Aestherischen Feldzüge" eröffnete und seine erste Waffenthat eine so hoffnungsreiche wie glänzende war, sahen viele jugendliche Herzen auf ihn wie auf einen Bannerträger nach dem Reiche der Schönheit, das nicht blos im Lande der Kunst, das mitten im Leben selbst gegründet werden sollte. Was Schiller in seinen herrlichen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" gelehrt, wie hier die Schönheit zur Freiheit leiten und die Kunstbildung eine harmonische Gesellschaft vorbereiten sollte, das schien nun in Wienbarg's Streben und Wirken eine erfolgreiche Weiterentwickelung und neue sieghafte Durchführung zu finden. Aber das Erstlingswerk blieb leider das einzig bedeutende, und was Wienbarg als Kritiker und Novellist, als Reiseschilderer oder Politiker schrieb, das war fragmentarisch und ohne nachhaltende Wirkung. Bisjetzt gehört Wienbarg zu den Jünglingsgeistern die in frischer Jugend eine Jugendthat rasch und glücklich vollbracht, denen aber die männliche Reife nicht zutheilgeworden, sei es daß ihre Begabung vorzugsweise in der Phantasie liegt, ohne doch zu einem Dichterleben auszureichen, sei es daß sie den Ernst der sauern Arbeit scheuen und sich nicht zu concentriren wissen. Das vorliegende Büchlein ist für Wienbarg selbst eine Nachgeburt der jugendlichen Phantasiespiele und für das Publicum kommt es um 40—50 Jahre zu spät. Damals, zu den Zeiten der Naturphilosophie, als Steffens seine „Anthropologie" mit der Behauptung begann daß der Kern der Erde metallisch sei, und den Diamant einen zum Selbstbewußtsein gekommenen Quarz nannte, als Görres seine „Mythengeschichte der Alten Welt" und Creuzer seine „Symbolik" schrieb, als man statt des langsamern Wegs der historischen Forschung und des wiederholten Experiments den schnellern des Orakels und der phantastischen Combinationen liebte, damals würde vielleicht Wienbarg's „Geheimniß des Worts" eine ebenso große Gunst, eine gleiche Berühmtheit erlangt haben wie obige Bücher; jetzt wird es keinen solchen Erfolg haben.

Wienbarg geht von dem richtigen Gedanken aus daß die Laute des Worts nicht gleichgültig für den Sinn und Gedanken sind, sondern in einer innigen Harmonie damit stehen; er behauptet schon etwas kühn ohne weitern Beweis daß jedes Wort jeder Sprache in seiner sinnlichen oder sinnbildlichen Bedeutung erkannt und verstanden werden kann durch die Organlaute die seine Wurzel bilden. Träger der Hauptbedeutung oder herrschender Charakterbuchstabe ist ihm aber der Anfangsconsonant jedes Wurzelworts. Da sollen nun die Kehl- und Gaumenlaute **k, h, ch, g** die Höhlung bedeuten: Kehle, Gaumen, Gurgel, Hals, Kessel, Külte, Kerbe. Der Zungenlaut **r** ist die zitternde Zunge, Kreisbewegung im Ganzen und in den kleinsten Theilen, Aufsprießen, starker Reiz von innen und außen, Regierung und Recht, als Schallaut rasselnd, rollend und stets gespannt wie in Raunen, Runen, Rede. **D** und **t**, von der Zungenspitze durch die Zähne gestoßene Hauchlaute, sind die gebietendsten Tongeister, die welche Dualität, Trennung, Dehnung, Deich, Düsterniß, Dunst und Dampf verkünden. Der Zahnlaut **s**, durch die geschlossenen Zähne hervorsäuselnd, gleicht einem durch ein Sieb laufenden oder durch einen Fang aufgehaltenen Wasser. Er bedeutet die Sonderung wie die dadurch hervorgebrachte Sammlung, Sieb, Sieden, Sippe, Seife, Seide, Seite, Süß, Sauer, Sättigung, Säbel, Salz, Sommer, Silber, Singen, Sehen. Das **n** ist der Buchstabe der Verneinung, der Nergelei, des Neides, aber da die Verneinung immer an der Bejahung ist, so soll er auch die Nähe, die Neigung, die Noth und die Nahrung bezeichnen. „Ein hübsches Bild des Inetwasseins ist der Nachen, von n (in) und Ache (Achwa, aqua), Wasser", das im Wasser Befindliche!! Die Lippenlaute stellen jede Doppelseitigkeit dar: **p** und **b** sind Geburt, Pforte, Bogen, Bein, Baumeister u. s. w., das Beiderlei, das Band. Der Webelaut **w** ist der verkörperte Begriff geheimnißvoll lebendiger Relationen, welche die große Frage der Natur an den in ihr weilenden Geist der Schöpfung bilden, das ewige wer, wo, was, wann, warum? Die Seele des Windes, von dem man nicht weiß von wannen er weht, das Wasser das auf- und abwallt, der Witz aller Erscheinungen, die Wonne, der Wein, das Weib und der Wandel in Weh und Wüste, der Wirth, die Wehr, die Wahlstatt. **M** ist ein sehr mystischer und sehr ordinairer Laut: der malmende, muschelnde, murmelnde Mund, der allen Ton und Hauch zwischen den Zähnen consumirt; er ist das Auflösende wie der Mord, das Aufgelöste wie die Materie, die Mischung, das Metall, das Meer. Aber er ist auch das Machen, das Maß, die Mutter, Minne und Mein, Muth und Mystik. Die Vocale sind mehr das musikalische Element der Sprache; sie geben der Bedeutung der Consonanten einen hellern oder dumpfern, spitzern oder vollern oder klarern Charakter. Verbindung von Consonant und Vocal ist die Wurzel.

Man sieht, Wienbarg nimmt eine Reihe von Wörtern die im Deutschen mit einem und demselben Buchstaben anfangen und theilt diesem dann ihre Bedeutung zu; es ist oft sinnig, oft widersinnig, ein hübsches Spiel, aber Wissenschaft, Sprachwissenschaft ist es nicht; man glaubt, die Humboldt und Grimm hätten vergebens gearbeitet, wenn man diese Phantasiespiele liest. Wenn aber Wienbarg sich nun vollends anschickt die Mythen und Götternamen nach den Buchstaben zu deuten; wenn er da alte und neue Sagen, Heidenthum und Christenthum durcheinandermengt; wenn der Apostel Petrus oder Johannes zum römischen Janus wird und dieser wieder mit Saturn zusammenhängt wie die beiden Hälften einer Gastfreundscherbe; wenn im Ei das Wortbild aller heiligen Lebenskreise erkannt und Ei, egg, ᾠόν, ovum, Quecksilber zusammengerührt werden; wenn Ehe und Eva und Venus zusammenkommen und Adam der Eidam oder Eierdamm des Herrn heißt; wenn dies lange noch nicht das Aergste, Willkürlichste und Wunderlichste unter Wienbarg's somnambulen Redensarten ausmacht — dann bedauert man das schöne Talent das sich spielend in ein Netz eingesponnen, in welchem es nun wie verzaubert sitzt und mitleidig auf die andern Menschen herabsieht, die draußen in der freien Natur

stehen und den Verstand, den Unterscheider, der die Dinge ständig macht, in ihrer Eigenheit festhält und sie nicht zu einem Urbrei zusammenrühren läßt, noch für eine gute Gottesgabe halten, ohne daß ihnen gut, Gott und Gabe zu Hohlheiten geworden sind, weil sie mit einem g anfangen. 34.

Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses in Berlin von L. Schneider. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wol in keinem gebildeten Lande widerstreben die Grundbedingungen der Kunstpflege einer Centralisation dergestalt wie in dem deutschen Staatenverbande, ein Grund, warum das Material unserer Kunstgeschichte aus zahlreichen Quellen zusammenströmt, entsprungen an ihren hauptsächlichsten Pflanzstätten, die zu verschiedenen Zeiten bald im Norden, bald im Süden die einzelnen Zweige der Kunst zur Blüte und zur Frucht trieben. Zu den wichtigsten jener Pflanzstätten gehört seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts Berlin, vornehmlich wegen seiner Förderung der dramatischen und musikalischen Interessen. Und so dürfen wir als einen höchst willkommenen Beitrag zu der auf die Kunstgeschichte bezüglichen Literatur eine Monographie von dem bekannten Schauspieler und Dramaturgen L. Schneider begrüßen, deren Titel den Kopf unsers Berichts bildet. Denn wird uns hierin nicht nur eine Arbeit geboten, welche aus authentischen, von dem Verfasser mit großer Gewissenhaftigkeit benutzten Quellen die Anfänge und Fortgänge eines gegenwärtig so bedeutsamen Kunstinstituts nachweist, so bieten die zahlreichen biographischen Notizen über Notabilitäten welche mit jenem Institut in irgend einer Verbindung standen eine dankenswerthe Belehrung, wie denn auch hierher gehörige Anekdoten aus der Künstlerwelt und aus den damit in Berührung gebrachten Hofkreisen die Lecture sehr interessant machen.

Das Buch umfaßt die Geschichte der berliner Oper mit Einschluß des Ballets von ihrem ersten Ursprunge an bis 1806, in welchem Jahre der Kampf zwischen der italienischen und deutschen Oper mit dem Sieg der letztern und dem Untergange der erstern endigt. Der Verfasser hat sein reiches Material in vier Abschnitte geschichtet. Der erste behandelt die uranfänglichen Bestrebungen des preußischen Hofs für die dramatische Musik von 1616 an (unter Kurfürst Johann Sigismund), welche sich zuerst unter König Friedrich I. als Selbständiges in Balletaufführungen und Singspielen zeigte, die von Prinzen und Hofleuten selbst executirt wurden, aber schon nachweisbar 1700 zu einer wirklichen (italienischen) Oper („La Festa del Hymeneo") überging, bei der die Balleteinlagen gleichfalls zum größten Theile von höchsten Herrschaften getanzt wurden. Nach Friedrich's I. Tod zeigte sich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. der Oper wie dem Ballet sehr abhold. Zu um so größerm Glanze erhob dieselben Friedrich der Große, dessen reiches Wirken auch auf diesem Felde der zweite Abschnitt des Werks (von 1740—86) umfaßt. Er war der Erbauer des 1844 abgebrannten Opernhauses; unter seiner Aegide sah Berlin einen damals in Deutschland unerhörten Glanz auf der Bühne, welche noch ganz die Hände italienischer Künstler trugen. Namen wie Graun, Quantz, Reichardt, Benda, Fasch, Barbarina, Mara, Astrua, Porporino, Concialini, Verona verbürgen der Nachwelt den Höhepunkt der damaligen berliner Kunstzustände, welche Schneider's gewandte Feder sehr anziehend zu schildern weiß. Friedrich Wilhelm's II. Regierung (1786—97) bildet den dritten Abschnitt, die Schilderung des Verfalls der italienischen Oper und des Aufblühens der deutschen im damaligen Nationaltheater in allen Einzelheiten, bis in dem letzten Abschnitt (von den Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. an), der die Periode von 1798—1806 einschließt, der endliche Triumph deutscher Musik mit dem Aufhören der königlichen italienischen Oper zu Berlin eine neue Aera einleitet, bei deren Beginne der geistvolle und einsichtige Verfasser schließt. Was wir besonders noch zu den bereits erwähnten Vorzügen rechnen, ist die Vermeidung des chronikalischen Tons, welchen ein ähnlicher Stoff sehr leicht anschlagen läßt. L. Schneider erzählt in fließendem und unterhaltendem Stile, dabei so übersichtlich daß er am Schlusse des Buchs eine klare Rückererinnerung des Gelesenen sehr erleichtert. Von speciell historischem Werthe sind die Beilagen, bestehend theilweise in Opern- und Balletprogrammen, theilweise in Nachweisen technischer Theaterzustände, theilweise und hauptsächlich in Correspondenzen der Fürsten und des Theaterpersonals sowol in Kunst- als in Privatangelegenheiten. Als Anhang gibt Schneider eine kurzgefaßte Geschichte der kurfürstlich brandenburgischen und königlich preußischen Kapelle von 1564—1712 (in welchem Jahre Friedrich Wilhelm I. den Etat für die Kapelle strich), nebst dem Reglement des Pensionsfonds für die Witwen und Waisen der königlichen Kapellisten von 1800. In den Text eingedruckte Holzschnitte verleihen dem Buche eine nicht unwichtige Zugabe durch Portraits und architektonische Bilder. Außer der kleinern Ausgabe des Schneider'schen Werks haben die Verleger noch eine Folio-Prachtausgabe edirt (mit 11 artistischen Beilagen), deren Preis auf 20 Thaler gesetzt ist. 35.

Saint-Just von Eduard Fleury.

Eduard Fleury, dessen „Camille Desmoulins" in Nr. 104 d. Bl. f. 1851 bereits besprochen wurde, fährt mit den Schilderungen aus der Revolutionszeit fort und hat zum Gegenstand seiner neuern Studien den nur allzu berühmten Saint-Just gewählt. Der Verfasser verfährt, um zu seinem Ziele, der richtigen Beleuchtung und minutiösen Genauigkeit seiner Schilderungen, zu gelangen, bei seiner Arbeit so daß er anfänglich die Personen die er uns vorführt ganz so nimmt wie die Geschichte sie mit all ihrer unechten Größe und ihrem falschen Glanze bietet, und sie dann allmälig auf das Niveau zurückführt dem sie angehören. Es unterscheidet sich diese Methode von der gewöhnlichen, sofort mit der Behauptung der Richtigkeit hervorzutreten und den Beweis dafür im Verlaufe des Buchs zu führen.

Saint-Just gehörte, wennschon dies anfangs parador erscheinen mag, ganz derselben Schule an wie Camille Desmoulins, der sein Vorbild, dann sein Freund, endlich sein Schuldgenosse und sein Opfer ward. Bei weniger Stil, weniger Bildung, weniger unüberlegtem Geiste findet man an ihm dieselbe Eitelkeit des Schriftstellers, dieselbe leere Opposition gegen jede bestehende Autorität, dieselbe Sucht nach Ruhm, dieselbe sophistische und abenteuerliche Unbesonnenheit, denselben Egoismus im öffentlichen Leben, der bei dem geringsten Hinderniß in Wuth sich verwandelte. Saint-Just war ein durch das Unglück der Zeit beherrschter Politiker, ein mittelmäßiger Schriftsteller, der in die großartigsten Verhältnisse geworfen worden war, ein Rhetoriker, einer jener Künstler der Phrase, der Sprache und der Geberde, die, wie Nero unter dem Dolche des Epaphrodites, noch sagten: „Qualis artifex pereo!"

Antoine Louis Léon Florelle de Saint-Just ward am 25. August 1769 zu Décize, einer kleinen Stadt von Nivernais, geboren. Sein Vater hatte ein leidliches Auskommen und war Ludwigsritter, seine Mutter eine fromme Frau und seine Schwestern ehrbare Mädchen. Sein ehrgeiziger, luxuriöser und stolzer Geist war daher seinen Verhältnissen nach nicht am Platze. Seine Lehrer nannten ihn foudre de guerre und auf ihn paßte das Prognostikon daß er einst ein großer Mann oder ein großer Verbrecher sein werde. Eines Tags wollte er gar das Haus anzünden, als er noch ertappt ward, und der ehrenwerthe François Marcel Pruneau hatte große Furcht vor ihm.

Von früher Jugend an zeigte er immer viel Neigung zum Versemachen und zu theatralischen Effecten. Er sonderte sich gern von seinen Kameraden ab und liebte die Einsamkeit wie Jean

Jacques. Auch als er später in der Politik auftrat, zeigte sich diese Affection von neuem, eine Folge seiner eingewurzelten Eitelkeit. Er zeigte sich abwechselnd exclusiv und prahlerisch, intolerant und anspruchsvoll, heftig und geziert. Barère ward bekanntlich der „Anakreon der Guillotine" genannt, Camille Desmoulins war häufig der Figaro oder Triboulet derselben und Saint-Just ihr Dorat. Eine Louvet zugeschriebene anonyme Broschüre „De l'imprimerie de la vérité, rue du Puits-qui-parle", datirt Caen, 13. Juli 1793, sagt von der Beredtsamkeit die Saint-Just bei dem berühmten Bericht im Convent über die in Anklageversetzung der Girondisten entwickelte: „Es ist eine Eigenthümlichkeit seiner Ci-devant-Seigneurie, des Herrn Chevalier Saint-Just, mit soviel Höflichkeit zu verleumden und den Schmuz des Père Duchesne, die Wuthausbrüche Marat's und die Rhapsodien Robespierre's in so feine Calembourgs zu verwandeln......"

Nachdem Saint-Just das Collége verlassen, setzte er sein Leben voll kleiner Verse und großer Ansprüche, oberflächlicher Studien und kindischer Affectationen, Zurückgezogenheit und Ostentation fort, sodaß er das Gespräch seines Dorfes ward. „Immer", erzählte eine alte Frau, die Saint-Just gekannt, dem Verfasser, „ging er einsam unter dieser Hagenbuchenallee und declamirte laut; wenn er dann wiederkam, erzählte er schreckliche Geschichten." Diese Einsamkeit verließ er nur, bald um zu den Füßen Théroigne-de-Méricourt's zu liegen, bald um in die Clubs von Chauny, Blérancourt und Coucy-le-Château zu eilen. Eines Tags finden wir ihn in einer sehr zahlreichen Wahlversammlung des Departements d'Aisne; es war am 15. April 1790. Seine Rede befindet sich in den Archiven des Departements, und wennschon die eigenthümliche Beredtsamkeit darin anzuerkennen ist, versichert uns der Verfasser doch daß der Redner mit der Orthographie auf etwas gespanntem Fuße gelebt haben müsse. Bei einer andern Gelegenheit spielte er den Tarquinius, wie er selbst erzählt. „Die Bauern meines Bezirks", schreibt er an Camille Desmoulins, „waren nach meiner Rückkehr von Chauny gekommen, um mich im Schloß Manicamp zu suchen. Der Graf von Lauraguais war von dieser bäuerlich-patrictischen Ceremonie sehr erstaunt. Ich führte meine Bauern alle zu ihm, um sie ihm vorzustellen. Man sagte uns, er sei auf dem Felde; ich machte es da wie Tarquinius, ich hatte ein Stöckchen in der Hand, mit dem ich einem Farrenkraut das Haupt abschlug, und ohne weiter etwas zu sagen, setzten wir unserm Feinde nach."

Von Tarquinius bis zu Scävola ist es eigentlich blos ein Schritt. Folgende Anekdote, die der Verfasser in den Manuscripten der Gesellschaft der Jakobiner gefunden haben will, wird dies belegen. Auf dem öffentlichen Markte zu Blérancourt hatte man vor der versammelten Nationalgarde eine Protestation der Rechten gegen Abschaffung der Strafgesetze in religiöser Beziehung (Mai 1790) verbrannt. Saint-Just nahm diese Gelegenheit wahr, um seinen Bürgereid zu leisten. Das war aber noch nicht Alles; nach der jakobinischen Erzählung hätte der junge begeisterte Mann seine offene Hand auf die Kohlen gelegt, in denen die letzten Reste des contrerevolutionnairen Libells brannten, und stärker als der Schmerz würde er die Flamme haben sein Fleisch verzehren lassen, während er der Nation Treue schwur. Da hätte der Maire von Blérancourt, der diesen Heroismus ernstlich genommen, gesagt: „Junger Mann, ich habe Ihren Großvater und Ihren Urgroßvater gekannt. Sie sind ihrer würdig! Fahren Sie so fort wie Sie begonnen haben und wir werden Sie in der Nationalversammlung sehen......."

Bei all diesem Heroismus und im Gegensatz zu diesen altrömischen Tugenden war Saint-Just jung und er debutirte in den Lüsten der Welt und in der Liebe mit einem jener skandalösen Ehebrüche die dem Leben eines Mannes für alle Ewigkeit anhängen. Saint-Just hatte mehr als ein mal Ursache die erste Liebe zu Madame **** zu bereuen, die, man mag machen was man will, einen so düstern Schatten auf den großen epischen Glanz seiner Enthaltsamkeit wirft.

Unter den schriftstellerischen Versuchen Saint-Just's ist es vorallem sein Gedicht „Organt", welches die Aufmerksamkeit aufsichzieht, indem es den Verfasser am besten charakterisirt. Es ist die ganze Poesie, die ganze Einbildungskraft, der ganze Stil, die ganze Jugend Saint-Just's. Das Gedicht beginnt mit einer Vorrede voll eiteln Lakonismen, die ihm von Collot-d'Herbois den Beinamen la boîte aux apophthegmes zuzogen: „J'ai vingt ans; j'ai mal fait; je pourrai faire mieux.". Dieses faire mieux war es augenscheinlich was Saint-Just bei seiner Verhaftung, als er am 10. Thermidor im Wohlfahrtsausschußsaal die Tafel mit der Erklärung der Menschenrechte erblickte, zu den stolzen Worten bewog: „C'est pourtant moi, qui ai fait cela!"

Gegenwärtig ist „Organt" eine literarische Seltenheit geworden, obwol es 1792 von neuem aufgelegt ward. Diese Ausgabe trägt als einzigen Titel die Worte: „Au Vatican." Der Buchhändler entschädigte sich damit für die erste Auflage. Denn Saint-Just war bei seinem ersten öffentlichen Auftreten so unbekannt daß das Journal welches die Verhandlungen des Convents brachte bemerkte, ein gewisser „Sinjeu" verrathe einiges Rednertalent.

Originell ist das Gedicht nicht, denn es finden sich Anklänge und Reminiscenzen an Gresset, Gilbert, Parny, J. J. Rousseau, Mably und vor Allen an Voltaire. In Laon starb vor kurzem, wie der Verfasser Fleury erzählt, ein alter Mann, Sohn eines glühenden Revolutionnairs, der sich rühmte Saint-Just gekannt zu haben und ein ziemliches Stück des Manuscripts von „Organt" zu besitzen; er versicherte daß das Gedicht zum Theil in Bailly geschrieben war, als Saint-Just 1789 im Kloster daselbst detinirt ward.

Analysiren läßt sich das Gedicht nicht, man muß es selbst lesen. Die Unordnung der Gedanken, die Zusammenhangslosigkeit der Scenen, die Inconsequenz der Charaktere, die Unwahrscheinlichkeit der Abenteuer, die Abwechselung der Zeit und des Stils beweisen, wie wenig der Verfasser dem Leser Rechnung trug. Der Faden der Erzählung wird hundert mal angeknüpft und wieder abgerissen und schwebt zwischen Episoden und Anekdoten umher. Bald ist die Scene am Rhein, wo Karl der Große seinen Feldzug gegen die Sachsen vorbereitet und wo Wittekind sich zum Widerstand rüstet; bald an den Thoren von Paris, das von den Ungläubigen blockirt wird; dann wieder in Sicilien, wo man zu seinem Erstaunen den alten Vulkan aus dem Tempel von Irmin treten sieht. Von der Erde, wo die Helden Saint-Just's alle Thüren einschlagen, alle Gemächer plündern, jedes Kloster entweihen, steigt man in den Himmel, wo der liebe Gott nach Fleury's trefflicher Bezeichnung ein wenig sehr einem Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses ähnelt. In dem Himmel Saint-Just's bekämpfen die Dämonen die Engel, die Menschen reiten auf geflügelten Eseln, Gespenstern und Hippogryphen. Die Hälfte des Gedichts hat ihren Schauplatz zwischen Himmel und Erde, in jener nebelhaften und unbestimmten Region die weder Wirklichkeit noch Fabel, weder Geschichte noch Erfindung, weder Wachen noch Träumen und die von Voltaire besonders in Aufschwung gebracht worden ist.

Der Held des Gedichts ist nicht Karl der Große, nicht Wittekind, nicht der Erzbischof Turpin, nicht die blonde Ricette oder die braune Adelinde, sondern Organt, ein Bastard des Erzbischofs Turpin von Sens; dieser hat eine große Aehnlichkeit mit dem Minister Ludwig's XVI. de Brienne, wie überhaupt in dem Gedichte die Gleichnisse und Anspielungen auf die damalige Zeit nicht gespart sind. Mit der Sünde Turpin's, der Organt entspringt, beginnt das Gedicht, und schwer lastet dieser Frevel des Erzbischofs auf Frankreich. Organt sucht seinen Vater, der verschwunden ist, überall, im Himmel und auf Erden, in der Hölle und im Paradies, in Hôtels und Klöstern vergeblich. Dieses Suchen, die Schlach-

ten am Rhein und die Luftreisen in den Himmel bilden den Roman, an den sich die allegorische und politische Seite des Gedichts anknüpft, die aber zu analysiren hier zu weit führen würde. 15.

Zur Literatur über China.

China during the war and since the peace; by Sir *John Francis Davis*. Zwei Bände. London 1852.

„China während des Kriegs und seit dem Frieden", worunter der letzte Krieg und Friedensschluß zu verstehen ist, bezeichnet wie den Inhalt so die Abtheilung der die beiden Bände des obenbemerkten Werks füllenden Gegenstände. Der erste Band beschreibt den Krieg und belegt die erzählten Thatsachen mit Auszügen aus chinesischen Actenstücken, welche den Engländern während des Kriegs in die Hände fielen. Fern von der Absicht, über Entstehung und Verlauf des Kriegs neues Licht zu verbreiten, hat doch der Verfasser das Ganze in einer Weise zusammengestellt daß Manches sich daraus lernen und das Ganze sich angenehm lesen läßt. Werthvoller und im Allgemeinen vielleicht interessanter ist die Gabe des zweiten Bandes: „China seit dem Frieden." Hier summirt der Verfasser den Gewinn welchen der Friedensschluß nicht allein England und jedem mit China in Verbindung stehenden Staate, sondern auch dem großen Kaiserreich selbst gebracht hat, und zählt dahin namentlich das Gute was er in dessen Folge als Missionar zu wirken vermocht. Denn der Vertrag, bemerkt er, auf dessen Boden er früher in China gestanden, sei von den Chinesen meist nur gehalten worden, wenn die Erfüllung in ihrem Nutzen oder die Nichterfüllung außerhalb ihrer Kräfte gelegen habe. Beachtenswerth erscheint hiernächst auch die Vermuthung des Verfassers daß der große Aufstand in den südlichen Provinzen Chinas — bekannt aus Zeitungsberichten — muthmaßlich die gegenwärtige Dynastie der Mandschu-Tataren vom Throne stürzen und einen reinchinesischen Stamm zum Herrscher erheben werde: eine Vermuthung welche ihren Grund in dem gedrängt geschilderten Hergange jenes Aufstandes von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit herab findet. Gleichsam als Anhang enthält der zweite Band Mittheilungen über die chinesischen Bewohner von Japan, Anam oder Cochin-China, Siam und Korea, denen die seiten der Vereinigten Staaten nach Japan beabsichtigte Expedition einen besondern Werth verleiht. 11.

Notizen.

Der Mann ohne Namen.

Seit die deutsche Romanliteratur einen „Mann ohne Schatten" besitzt, sind mancherlei Romane und Erzählungen unter ähnlichem Titel erschienen und jetzt eine englische Novelle „A man without a name", (zwei Bände, London 1853). Laut Titelblatt ist die verwitwete Gräfin von Morley Herausgeberin — ein bescheidener, weil aber Mode gewordener, nicht länger deckender Ausdruck für Verfasserin. Jedenfalls scheint das Buch aus einer weiblichen Feder geflossen zu sein, deren Inhaberin eines schönen Morgens oder Abends zu sich gesagt hat: Nun ich „Jane Eyre" und „Shirley" gelesen, will ich auch eine Novelle schreiben und sie „Der Mann ohne Namen" nennen. Das ist denn richtig geschehen, und hier und da haben „Jane Eyre" und „Shirley" bald ein-, bald nachgeholfen. Obgleich der namenlose Mann folgerecht keinen Namen hat, so nennt er sich doch folgewidrig Johnson. Das ist indeß ein angenommener, kein in der Taufe erhaltener Name, denn nicht allein die Taufe, sondern auch die Geburt liegt im Dunkeln. Inzwischen leidet es keinen Zweifel daß dessenungeachtet Johnson ein ganz präsentabler Mensch ist, daß er als Factor großer Kohlengruben ein hübsches Einkommen bezieht, daß er für die liebenswürdige Mary Hardy eine heftige Neigung empfindet und daß Mary Hardy in Erwiderung derselben ihn am Schlusse des ersten Bandes „vom Platze weg" heirathen würde, wenn — ja wenn die Verfasserin nicht das Bedürfniß gefühlt einen zweiten Band zu schreiben, und deshalb den klugen oder unklugen Gedanken gehabt, ihrem Helden den sich selbst überwindenden Vorsatz einzuflößen, der liebenswürdigen Mary nicht eher seine Hand zu reichen, bis er das Dunkel seiner Geburt aufgehellt. Also schickt ihn die Verfasserin nach Neusüdwales, wo, wie er ausgekundschaftet, seine Mutter und nebenbei auch ein Bruder von ihm leben soll. Das bietet eine herrliche Gelegenheit, Natur, Leben und Zustände von Australien zu schildern, und wer bereits etwas über Australien gelesen hat, wird finden daß solches seiten der Verfasserin gleichmäßig der Fall gewesen ist. Neues steht nicht zu erwarten; das hingegen versteht sich wol von selbst daß Johnson's Reise gute Frucht trägt und er am Schlusse des zweiten Bandes so glücklich wird wie er längst vorher hätte werden können.

Das Museum Westreenianum.

Unter diesem Namen ist die holländische Regierung im Begriff die werthvollen Sammlungen aufzustellen, welche der berühmte Bibliopole Baron Westreenen van Tiellandt dem Staate vermacht und dieser vor kurzem in Besitz genommen hat. Sie bestehen aus einer Bibliothek von 10,000 Bänden, meist seltenen Werken über Typographie, Bibliographie, Archäologie und Numismatik; einer Galerie Gemälde von den ältesten Meistern, wie Cimabue, Giotto u. A.; altgriechischen und römischen Sculpturen, viele aus Herculanum und Pompeji; einer Sammlung griechischer, römischer und orientalischer Münzen. Von den Büchern sollen 1233 aus dem 15. Jahrhundert sein, und von den Handschriften reichen 385 bis über das 14. Jahrhundert zurück. 7.

Eigenthümliche Schicksale einer nordamerikanischen Zeitung.

Im Jahre 1828 gründete der Exkönig Joseph Bonaparte, der seit 1815 in den Vereinigten Staaten seinen Aufenthalt nahm, zu Neuyork eine französische Zeitung unter dem Titel „Courrier des Etats-Unis". Es galt als ausgemacht daß er es hierbei auf nichts Geringeres anlegte, als sich durch Vertreibung der Bourbonen den Weg zum französischen Throne als Nachfolger Napoleon's zu bahnen, und der Hoffnung lebte, das Interesse der Nordamerikaner und den Einfluß der Regierung der Vereinigten Staaten für seinen damals doch gewiß weit aussehenden Plan zu gewinnen. Die Namen der ersten Redacteure waren Lazot und Lacoste, welcher Letztere damals Secretair des Exkönigs Joseph war und infolge der Februarrevolution zum französischen Generalconsul in Neuyork befördert worden ist. Die Zeitung hatte indeß nicht den erwünschten Fortgang und wurde 1837 durch Lacoste mit Genehmigung des Prinzen an einen gewissen de Berre verkauft, der als französischer Buchhändler bezeichnet wird. Von diesem Letztern ging sie 1839 an den französischen Literaten Frédéric Gaillardet, Verfasser des Melodramas „La tour de Nesle" und Herausgeber der „Mémoires du chevalier d'Éon", über, der sie zu einem Organe der amerikanischen Whigpartei machte. Seit 1849 trat ein neuer Wechsel sowol in der Leitung als in der Tendenz des Blattes ein, indem der nunmehrige Eigenthümer Paul Arpin dasselbe im Sinne der demokratischen Partei redigirte. So dauert es noch jetzt als täglich erscheinende Zeitung (anfangs waren nur drei Nummern wöchentlich herausgekommen) in einer Auflage von 3800 Exemplaren zum Jahrespreis von 12 Dollars fort. 4.

Rococo.

Auch eine Nachweisung über die Entstehung dieses Worts findet sich in Bernhard's „Franz Ludwig von Erthal" in der Anmerkung zu Seite 169: „Der seit ihrem Tode auch in weitern

Kreisen verehrten westfälischen Dichterin (?) verdanke ich die wol richtige Erklärung dieses Worts: In einer heitern Laune nach dem Diner erkundigten sich ein französischer Prinz und andere Emigrirte 1792 in Koblenz auf der Straße nach einem Händler mit alten Möbeln und Kleidern. Ein guter Deutscher suchte in seiner Muttersprache ihnen verständlich zu machen daß ein Rock vor dessen Laden hänge. «Oui, oui, roc, roc, rocococo!» rief der Prinz lachend. Während der Restauration wurde dies an der königlichen Tafel erzählt und als Einfall eines Prinzen natürlich geistreich befunden und Mode."

27.

Bibliographie.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von C. Götze und W. Georgy. 2te Auflage. Leipzig, Amelang. Hoch 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Allon, H., Die Religion des Moses und die Religion Jesu in ihrer wesentlichen Uebereinstimmung betrachtet. Ein Vortrag. Aus dem Englischen übersetzt von P. C. Gottheil. 2te Auflage. Canstatt, Bosheuyer. 1852. 8. 3 Ngr.

Bell, C., Villette. Aus dem Englischen übersetzt von A. Diezmann. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Burnet's, J., Principien der Malerkunst. Erläutert durch Beispiele nach den grössten Meistern der italienischen, niederländischen und andern Schulen. Aus dem Englischen von A. Görling. Mit vielen Illustrationen in Stahlstich. 1stes Heft. Leipzig, Payne. Gr. 4. 10 Ngr.

Eckardt, L., Schillers Geistesgang. Gedächtnißrede, am Schillertage 1852 gehalten in der Aula der Berner Hochschule. Bern, Blom. Gr. 4. 6 Ngr.

Friederich, G., Die Wahrheit und biblische Lauterkeit der evangelischen Kirche. Zur Würdigung der Jesuiten-Mission in der Gegenwart. Dargestellt in einer Reihe christlicher Vorträge aus der jüngsten Zeit. Frankfurt a. M., Auffarth. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Magnetische Kuren. Lustspiel in 4 Aufzügen. Stuttgart, A. Krabbe. 8. 1 Thlr.

Hagenbach, K. R., Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hippokrates und die moderne Schule. Trimeter und Knittelvers. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 16. 9 Ngr.

Kleinschrod, C. Th. v., Der Pauperism in England. 2te Fortsetzung mit mehren Tabellen und einem Anhange: „Ueber die Wohnungen der Armen- und Arbeiterklassen in ihrem Einflusse auf die physischen, socialen und sittlichen Zustände derselben". Augsburg, Rieger. Gr. 8. 27 Ngr.

Kurtz, J. H., Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilsplanes nach seiner geschichtlichen Entwickelung. 6te verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 26 Ngr.

Landsberg, G., Juden. Dramatische Dichtungen in 5 Aufzügen. Berlin. 8. 15 Ngr.

Leben und Künstler-Laufbahn der Negers Ira Aldridge. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 8. 7½ Ngr.

Moltke, M., Ein Frühling. Gedichte. 2te Auflage. Zwei Hefte. Triest. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nicht, E., Licht in die Finsterniß. Eine Auswahl von Predigten über die sonn- und festtäglichen Perikopen des Kirchenjahres mit Einschluß eines Cyclus von Fastenpredigten. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1½ Thlr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahres 1852. Für Leser aus allen Ständen. Von *r. Leipzig, Fest. 8. 15 Ngr.

Der Sachsenspiegel nach der ältesten Leipziger Handschrift herausgegeben von J. Weiske. 2te Auflage. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 18 Ngr.

Schild, F. J., Juraklänge in Solothurner Mundart. Vermischt mit einzelnen hochdeutschen Gedichten. Zürich. 8. 9 Ngr.

Schlichtegroll, N. v., Erinnerung an August Grafen von Platen in seiner Jugend. Züge zu seinem Bild in der ersten Entwickelungsperiode seines Dichterlebens von Freundeshand. Mit bisher ungedruckten Erstlingsgaben seiner Muse. Bei Gelegenheit der Aufnahme seiner Büste in die bayrische Ruhmeshalle im Verein mit mehreren Jugendfreunden desselben herausgegeben. München, Rieger. 1852. Gr. 16. 16 Ngr.

Sighart, J., Die Frauenkirche zu München. Ihre Geschichte und Schilderung, zunächst vom kunsthistorischen Standpunkt aus entworfen. Mit 6 Kunstbeilagen und 1 Restaurationsplane. Landshut, Krüll. Gr. 12. 24 Ngr.

Sternberg, A., Drei Preußen-Lieder. Königsberg. 8. 3 Ngr.

Neue Volks-Bibliothek. 1ster Band. — A. u. d. T.: Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika. Von Harriet Stowe, geb. Beecher. Nach der 20. amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Nebst der neuen von der Verfasserin eigens für Europa geschriebenen Vorrede. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu K. F. V. Hoffmann's Erde und ihre Bewohner. Mit schwarzen und colorirten Abbildungen. 3te Auflage. Zwei Bände. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Brucken, H. v., gen. Fock, Ueber die Bildung der ersten Preußischen Kammer nach den gegenwärtig geltenden Bestimmungen und den von der Regierung gemachten Abänderungsvorschlägen. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalb, P. L., Zeichen der Zeiten oder das Frankfurter katholische Kirchenblatt vor dem Richterstuhle der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Nebst einem Auszug aus den Schmalkaldischen Artikeln über päpstliche und bischöfliche Autorität. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Koegel, Die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Rüben-Zucker-Fabrikation und deren Steuerfähigkeit. Berlin, Gebauer. Lex.-8. 4 Ngr.

Kromm, H., Predigt bei der Neubegründung des Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Umstadt im Großherzogthum Hessen am XIX S. p. Trin. 1852 gehalten. Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 2 Ngr.

Sander, J. F. E., Der Beruf der Protestanten, Rom gegenüber, in dieser Zeit. Sendschreiben an die evangelischen Gemeinden. Leipzig, Gebhard u. Reisland. Gr. 8. 4 Ngr.

Steitz, G. E., Wie beweisen die Jesuiten die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte? Zusammenstellung der von Herrn Pater Roth entwickelten Beweisgründe und Widerlegung derselben. 5te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Völcker. 8. 4½ Ngr.

Ueber die Besteuerung des Zuckers aus Runkelrüben, eine staatswirthschaftliche und finanzielle Betrachtung. Von einem Finanz-Beamten. Frankfurt a. d. O., Hoffmann. 1852. Lex.-8. 5 Ngr.

Die Uebung christlicher Zucht in Familie, Staat und Kirche, und dann keine Rettungshäuser mehr. Ein Sendschreiben an alle Gemeinden der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Zum Budget des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten in Preußen. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden; ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon die vierte Auflage (2 Theile, geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.) vorliegt.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin" für Wilhelm von Humboldt erregten, haben die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und schon in zweiter Auflage erschienen sind.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Hr. **von Bethmann-Hollweg** sagt in einem Vorwort zu diesem der **Königin von Preußen** gewidmeten, jetzt in zweiter vermehrter Auflage erscheinenden Werke: „Es ist die Frucht eines Lebens, reich an Freude und Schmerz, wie sie ein liebendes Herz aus der Hand seines Gottes zwar annimmt, aber deshalb sie nicht weniger tief und lebhaft empfindet; wie sie sich spiegeln in einer leichtbewegten Phantasie und den Geist zu tieferm Nachdenken anregen." Ein zweiter Theil erschien 1848 und hat denselben Preis.

In Miniatur-Ausgabe erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung

von

Moritz Horn.

Zweite Auflage. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, die sich, wie das baldige Erscheinen dieser zweiten Auflage beweist, rasch Freunde erworben hat und zu deren besonderer Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter später vielfach erweitert und umgestaltet hat, von **Robert Schumann** in Musik gesetzt worden ist.

Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. Dritter Band. Die Geschichte der neuern Zeit bis zur französischen Revolution enthaltend. Dritte zum großen Theile umgearbeitete Auflage. Gr. 8. (1194 Seiten.) Preis 4 Thlr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Geschichten für die Jugend.

Seinen Kindern in der Heimat erzählt von D. L. H.

8. Geh. 8 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien ebendaselbst:

Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. 8. 1852. Geh. 20 Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Soeben erschien von diesem Werke das **99. Heft** (Bogen 29—32 des achten Bandes), enthaltend:

Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart. Erster Abschnitt. Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche. (Schluß.) — **Das Königreich Dänemark**, seine socialen und politischen Zustände.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Februar 1853.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 10. —— 5. März 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Danubische Poesie.

Erster Artikel.

Dieselbe Bedeutung die für eine Wasserleitung das Bassin hat scheint mir für die europäische Culturentwickelung das untere Donaugebiet zu haben. Wie in jenem von allen Seiten die natürlichen Quellen und wilden Bergwasser zusammenströmen, um sich, nachdem sie sich hinlänglich gesammelt, gesetzt und geklärt haben, von hier aus in künstlichen Röhren und Kanälen nach verschiedenen Richtungen auszubreiten, so hat auch dieses von alten Zeiten her dazu gedient, die aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen losgebrochenen Elemente der wilden und rohen Völkerschaften zuerst in sich aufzunehmen, sie hier zu einer gewissen Höhe der Macht und Bildung anwachsen zu lassen und dann in geregeltern Bahnen als erfrischende und befruchtende Zuflüsse der Civilisation weiter zu entsenden. Ob es diesem Zwecke auch schon in den vorgeschichtlichen Zeiten gedient hat, ob auch die alten Inder, Parsen, Hellenen, Pelasger, kurz die verschiedenen Ausläufer der großen indogermanischen Völkerfamilie in dem alten Scythien einst ihren gemeinsamen Knotenpunkt gehabt haben, mag dahingestellt bleiben, gewiß ist daß hier es war, wo zuerst die Heruler, Longobarden, Gothen, kurz fast alle jene Völker welche zur Zertrümmerung der Alten Welt ausersehen waren nach ihren Wanderungen feste Wohnsitze nahmen, Reiche gründeten und einen gewissen Grad von Gesittung und Bildung sich aneigneten, ehe sie ihren Weg nach Italien, Gallien, Hispanien fortsetzten und hier die Gründer und Träger der christlich-germanischen Bildung wurden; daß hier es war, wo in der Folge immer neue Fluten wilder Völkerschaften, die Hunnen, Sarmaten, Slawen, Avaren u. s. w., zusammenströmten und nicht selten zu solcher Höhe anwuchsen daß sie weithin auch die Nachbarländer überschwemmten, bis sie endlich doch darin zur Ruhe gelangten und sich hier allmälig zu jenem Grade der Bildung emporarbeiteten, der zwar noch einen gewissen Beigeschmack von Roheit hat, aber daneben auch mit einer Frische, Kernhaftigkeit und Naturwüchsigkeit verbunden ist, die nach Erlangung eines noch höhern Bildungsgrades in der Regel sehr bald verloren geht. Solange es auch schon her ist daß die jetzigen Bewohner jener Gegenden, die Magyaren, Serben, Kroaten, Slowaken, Wlachen u. s. w., dort ihre Wohnsitze genommen haben und an ihrer Gesittung arbeiten, so sind sie doch zufolge ihrer ewigen Berührungen und Conflicte mit andern mehr oder minder uncultivirten Völkern, namentlich mit den Mongolen und Türken, und zufolge der eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens und Klimas bisjetzt in ihrer Gesammtheit noch nicht über jenen eben bezeichneten Bildungsgrad hinausgekommen, sondern befinden sich noch immer in jenem von Vielen geringgeschätzten, in der That aber höchst glücklichen und beneidenswerthen Zustande einer noch unfertigen Ausbildung. Es ist bei ihnen noch Alles im Werden begriffen, es findet sich bei ihnen noch nichts wirklich Reifes und Vollendetes, es kocht und gährt noch überall und ringt nach Gestaltung. Aber eben darum tragen sie durch und durch noch den Charakter der Jugendlichkeit, sie sind der Wissenschaft und Kunst, der politischen und Gewerbthätigkeit gegenüber gleichsam

noch Studenten voll burschikosen Feuers und Uebermuths, gleich stark im Genießen wie im Entbehren, schwärmend für die Idee, rüstig im Handeln, Alles opfernd für die Freiheit und doch in der Freiheit streng am hergebrachten Comment haltend. Alles bei ihnen erweckt Hoffnungen, deutet auf Zukunft, über ihr ganzes Wesen ist der Duft des Frühlings, der Poesie, der Romantik ausgegossen. Offenbart sich dieser jugendliche Charakter in ihren staatlichen Einrichtungen, in ihren häuslichen Sitten und Gebräuchen, in ihrer Lust zum freien Nomaden- und Räuberleben, in ihren nationalen Vergnügungen und nationalen Kämpfen, so bethätigt er sich mit ganz besonderer Kraft und Frische auch in ihren Dichtungen, sowol in jenen welche gleichsam als Baumblüte und Wiesenflor der Nationalität dem ganzen Volke entsprossen sind, wie in denen die als hervorragende Prachtblumen der Phantasie und Kunst des Einzelnen ihr Dasein verdanken. Um dieser Eigenschaften willen hat schon seit längerer Zeit die Poesie jener Völker die Aufmerksamkeit und Bewunderung der übrigen Nationen auf sich gelenkt, und namentlich sind es zuerst die Volksgesänge der Serben gewesen, welche in ganz Europa, ganz besonders aber in Deutschland mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Nachdem zuerst Goethe, Herder und Vater einige Proben gegeben hatten, machte nach dem Erscheinen der serbischen Sammlung von Wuck Stefanowitsch-Karadschitsch (1814) zuerst wieder Grimm darauf aufmerksam, und demzufolge trat 1825 zunächst die unter dem Namen Talvj schreibende T. A. L. v. Jakob mit einer größern Sammlung von Uebersetzungen serbischer Volkslieder hervor, die so viel Anklang fanden daß rasch darauf Sammlungen von Wessely, Götze und Gerhard folgten. Ziemlich früh, wenn auch lange nicht in demselben Umfange, haben die Volksdichtungen der Slowaken, Bulgaren, Wlachen und anderer Völker jener Gegenden Berücksichtigung gefunden und sind dem Verständniß der Deutschen namentlich durch Wenzig und die Gebrüder Schott zugeführt werden. Einen weit größern Anspruch auf Theilnahme durften die ungarischen Dichtungen geltendmachen, und es hat auch schon von 1820 ab nicht an zahlreichen Verdeutschungen derselben durch Teleki, Gál, Petz, Festetics, Therese Pulszky, Toldy und ganz besonders durch Graf Mailáth gefehlt. Eine allgemeinere und lebhaftere Theilnahme hat sich jedoch der ungarischen Poesie erst seit der Mitte des letztverflossenen Jahrzehnds zugewendet, wo die politische Bedeutung Ungarns auch das Interesse für seine Literatur und Kunst und namentlich für seine Poesie erweckte. Natürlich ist dieses Interesse durch den großartigen Kampf der Ungarn in den Jahren 1848 und 1849 im höchsten Grade gesteigert und überhaupt die Aufmerksamkeit Europas wie noch niemals früher auf jene Gegenden und die sie bewohnenden Nationen hingelenkt worden, und es ist daher nicht zu verwundern wenn gerade jetzt, wo einstweilen die politische Entwickelung derselben in den Hintergrund getreten ist, die Literatur höchst thätig ist, uns mit den poetischen Erzeugnissen derselben bekanntzumachen. Die beiden Hauptvölker jener Gegenden sind einerseits die Magyaren, andererseits die verschiedenen slawischen Völkerschaften; wir werden daher, indem wir hier eine Uebersicht derjenigen neuern Erscheinungen welche die Poesie jener Völker der deutschen Weltliteratur einzuverleiben suchen, zu geben gedenken, am zweckmäßigsten verfahren, wenn wir dieselben nach ihrer Nationalität in zwei Abtheilungen sondern und die Erzeugnisse der ungarischen Literatur um ihrer größern Neuheit und ihres vorwiegenden Interesses willen voranschicken.

1. Ungarische Dichtungen.

Nachdem 1840 Steinacker mit einer „Blumenlese aus ungarischen Dichtungen", 1846—48 Greguß und Vilnay mit einer Sammlung „Ungarischer Volkslieder", Treumund mit „Harfenklängen aus Ungarn", Dux und Brauer mit „Gedichten von Petöfy" vorangegangen waren, haben in neuester Zeit Stier, Buchheim, Falk und Kovács, ganz besonders aber Kertbeny für die Verbreitung der ungarischen Poesie in Deutschland gewirkt, und die von ihnen neuerdings mitgetheilten Dichtungen sind es zunächst denen wir hier unsere speciellere Aufmerksamkeit zu widmen haben. Als die bedeutendste und wichtigste ihrer Mittheilungen besprechen wir zuerst:

1. Gedichte von Alexander Petöfy. Nebst einem Anhang Lieder anderer ungarischer Dichter. Aus dem Ungarischen übertragen durch Kertbeny. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Gedichte des jüngsten und größten ungarischen Lyrikers, Alexander Petöfy, haben in Deutschland eine Berücksichtigung gefunden, wie sie bisher keinem ungarischen Dichter zutheilgeworden ist. Während von den Schöpfungen seiner Vorgänger Csokonai, Szemere, Bercsényi, Horváth, Czuczor u. A. meist nur einzelne auf deutschen Boden verpflanzt worden sind, sind von Petöfy's Liedern seit 1847 kurz hintereinander mehre Uebersetzungen erschienen, zuerst von Dux (Wien 1847), sodann von Brauer (Pesth 1847), ferner eine ältere von unserm Uebersetzer (Hamburg 1848), denen sich die vorliegende Sammlung als die vollständigste und reichste anschließt. Unverkennbar hat hierzu das allgemeine Interesse welches gerade seit dem Auftreten Petöfy's Ungarn für sich in Anspruch nimmt außerordentlich viel beigetragen, und dieses Interesse wird es zunächst auch sein was dieser Sammlung über die engern literarischen Kreise hinaus den Weg in die Herzen des deutschen Volks bahnen wird, zumal seit Petöfy der Freiheit seines Vaterlandes selbst zum Opfer gefallen ist und hierdurch noch ein specielles Interesse für seine Person hervorgerufen hat. Aber wenn alles Das auch nicht so wäre, und dem Dichter keinerlei äußere Umstände zur Verbreitung seines Namens zu Hülfe gekommen wären, er würde dennoch rein durch den Werth seiner Dichtungen ganz dieselbe Theilnahme wenn auch vielleicht nicht erlangt, doch mit vollstem Rechte verdient haben, so sehr besitzen dieselben alle Eigenschaften einer echten, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gültigen Poesie. Freilich läßt

sich aus einer Uebersetzung, zumal einer solchen die wie die vorliegende an gar vielen sprachlichen und metrischen Härten leidet, nur ein sehr unsicheres und mangelhaftes Urtheil über den Werth des Originals gewinnen; indeß da die Gedichte schon in dieser unvollkommenen Gestalt und in der Entkleidung von dem ihnen eigensten und natürlichsten Gewande einen so tiefen und echtpoetischen Eindruck machen, so dürfen wir mit Recht schließen daß sie in ihrem ursprünglichen nationalen Kleide noch weit bedeutender wirken, und unser Urtheil wird daher, wenn es sich irren sollte, wenigstens nicht so leicht als eine Ueberschätzung derselben betrachtet werden können. Uebrigens hat die vorliegende Uebersetzung neben den bereits angedeuteten Schattenseiten auch mehre sehr anerkennungswerthe Eigenschaften und verdient namentlich darum gerühmt zu werden, weil dieselbe wirklich von einem ungarischen Lebensodem durchdrungen ist und uns die poetischen Gedanken und Anschauungen des Dichters in möglichst treuer und ungemodelter Färbung wiederzugeben scheint. Wer daher an gewissen formellen Mängeln nicht allzu sehr Anstoß nimmt und wessen Fühlfäden für poetische Schönheiten fein genug sind um sie auch noch aus einer minder schmiegsamen Form herauszufühlen, der darf sich aus diesen Gedichten einen Genuß versprechen wie er ihn vielleicht seit längerer Zeit aus keinem unserer deutschen Dichter empfangen hat; denn in der That muß Petöfy, was Tiefe und Zartheit der Empfindung, Frische und Lebendigkeit der poetischen Anschauung, Reichthum und Mannichfaltigkeit der Vorstellungen, Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit der Darstellung, Neuheit und Angemessenheit der Bilder, Fülle und Kraft der Begeisterung betrifft, den besten Lyrikern aller Nationen an die Seite gesetzt werden, und unser Uebersetzer hat daher vollkommen Recht wenn er ihm in einer den Gedichten vorausgeschickten Einleitung eine begeisterte Lobrede hält und unter Anderm von ihm sagt, er scheine ihm die Krystallisation der besten Züge im ungarischen Nationalcharakter zu sein; denn er besitze Großmuth der Gesinnung, Glut des Herzens, Elasticität des Geistes, Willenskraft der Idee und oft orientalischen Duft des Ausdrucks; er sei voll Humor wie die Jugend, und doch sei dieser Humor ein durch und durch ungarischer; ebenso habe er das Schwermüthige, oft tief Melancholische der Zigeunermusik; er sei durch und durch Patriot, begeistert für die Fragen seiner Nation, für den Fortschritt der Menschheit, nie intolerant, vorurtheilsvoll oder gehässig; und endlich erkenne man aus einigen Liedern aus dem Jahre 1846 daß er zugleich ein Seher der Geschichte oder besser ein Hellsehender in seiner Heimat und seiner Zeit gewesen sei. Ebenso wahr ist, was Kertbeny über seine literarhistorische Bedeutung sagt, wenn er unter Anderm den Satz aufstellt daß er gerade darum ein nicht blos ungarischer, sondern universeller Dichter sei, weil er eben nationell abgeschlossen eine neue ursprüngliche Welt in sich entfalte, weil er nicht als nachgemachter Hellene, Römling u. s. w. in Ungarn herumlaufe, vielmehr als echt entstammter Magyare die schönsten Tinten seiner Nation individuell wiederspiegle, in seinen Dichtungen nicht mehr die Schäfer und Schäferinnen, die Doris und Daphnis und Philidor mit ihrem bebänderten Hirtenstabe, geschnitten aus den Schablonen der Deshoulières und des faden Pope, schmachten lasse, sondern vielmehr die Juhászlegény der Puszta an den Ufern der lehmigen Tißa, auf den wilden Rossen der ungarischen Pampas daherfliegend, in ihrer Liebe und ihrem Leben volksthümlich und naturwahr schildere; denn in der That ist nur der Dichter von allgemeiner Wichtigkeit welcher das Concert der Völkerstimmen wirklich um eine besondere und eigenthümliche Stimme vermehrt und somit nicht nur als der Vertreter seiner selbst, sondern als der Repräsentant einer ganzen Nation sich darstellt.

Die Einleitung, worin der Uebersetzer diese Ideen entwickelt, gibt uns auch einige kurze Nachrichten über das Leben des Dichters. Hiernach ist Petöfy Sándor (Alexander Petöfy) den 1. Januar 1823 zu Duna Vecse geboren, wo sein Vater wahrscheinlich noch jetzt als Fleischermeister lebt. Nachdem er in Italien seine Dienstjahre abgethan, ward er Schauspieler bei einer herumziehenden Truppe, zu gleicher Zeit aber entwickelte sich sein Dichtertalent, das bereits während seines Soldatenlebens erwacht war. Das erste Bändchen seiner Gedichte erschien jedoch erst 1846, welchem sich dann seine „Neuen Dichtungen" (1846), „Liebesperlen" (1846), „Cypressenblätter" (1846), „Der Held Johann" und „Der Dorfhammer", zwei komische Epen (1846), „Sternenlose Nächte" und „Die Wolken" (1847), „Tiger und Hyäne", ein Drama (1847), und „Des Henkers Strick", ein Roman (1847), in rascher Folge anschlossen. Die Kritik nahm anfangs diese Dichtungen mit vornehmer Beurtheilung als Anfangsarbeiten eines ziemlich guten Talents auf; das Volk hingegen griff blindlings zu und schon nach einem halben Jahre wurden sie in schnell dazu erfundenen Melodien durch ganz Ungarn wie echte Volkslieder gesungen. Diese Wirkung und die rasche Vervollkommnung seiner Producte erzwangen ihm sehr bald auch die Anerkennung der Kritik und so ward er wie im Fluge der gefeiertste Dichter seines Vaterlandes. Im October 1847 ward er Gerichtstafelbeisitzer im neograder Comitat, verheirathete sich, nachden ihm die erste Geliebte, der die „Cypressenblätter" geweiht sind, gestorben war, mit seiner zweiten Liebe, schloß sich im März 1848 der ungarischen Bewegung an und kämpfte seitdem mit Leier und Schwert für die Freiheit seines Vaterlandes. Die Gedichte aus dieser letzten Periode sind dem Uebersetzer noch nicht bekannt geworden; auch vermag er uns, da die Einleitung schon im Mai 1849 geschrieben ist, über die fernern Lebensschicksale und den Heldentod des Dichters keine weitern Aufschlüsse zu geben.

Die Gedichte selbst welche uns hier von Petöfy geboten werden zerfallen in acht Abtheilungen. Die erste derselben führt die Ueberschrift „Lieder" und enthält größtentheils erotische Gedichte der leichtern Gattung, in denen der Liebe Scherz und Schmerz in mehr sinnig-epigrammatischer als tiefempfundener Weise zum Ausdruck kommt, z. B. (S. 16):

Grün an Blättern, weiß an Blüten,
Duft rings die Akazie weht,
Und im blauen Kleid ein blondes
Kleines Mädchen drunter steht.
Dort hat sie ereilt der Regen,
Und sie wartet ab sein End',
Aus der Vorhausthüre äugle
Ich auf sie gar sehr behend.

„Komm' herein doch, meine Taube,
Komm' in unser Zimmerlein!
Bis der Regen endet, setz' dich
Auf die Lade zu mir fein.
Ist zu hoch die Lade, heb' ich
Selber dich hinauf geschwind;
Ist zu hart der Sitz, so nehm' ich
In den Arm dich, holdes Kind."

oder S. 49:

Träume ich wol gar,
Oder blick' ich nicht so weit?
Und die ich seh', ist
Eine Fee das oder Maid?

Ob Fee, ob Maid,
Soll mich nicht sehr betrüben,
Wollt' sie sich nur
Recht rasch in mich verlieben.

oder S. 54:

Es regnet, regnet, regnet,
Und Küsse gar es regnet;
Mit meinen heißen Lippen
Sei du dafür gesegnet.

Es blitzet, blitzet, blitzet,
Der Regen fällt mit Blitzen!
O Taube, deine Augen
Sind glüh'nde Flammenspitzen.

Ein Donnerwetter auch noch,
Das kommt uns jetzt in Rücken;
Seh' deine Alten kommen —
Nun will ich gleich mich drücken.

In einigen kommt schon hier ein tieferes Gefühl zum Durchbruch, z. B. (S. 23):

So groß wie diese Welt da ist,
So klein bist, Taube, du darin;
Doch könnt' ich dich bezwingen nur,
Ich gäb' dich um die Welt nicht hin!

Der Tag bist du, ich bin die Nacht,
Voll dunkeln Drangs und trüber Noth;
Wenn ineinander flössen beid',
Was gäb's für schönes Morgenroth!

Zur Erd' hinab, nicht auf mich blick',
Verbrennst mir sonst die Seel' im Nu;
Doch da du mich nicht lieben magst,
Brenn' meine Seel' nur immer zu!

und mehr noch in den klagenden Gedichten, z. B. S. 35, wo es gegen das Ende des Liedes heißt:

Ich bin nicht mehr ein fruchtschwer blüh'nder Baum voll Pracht,
Ich bin ein abgebroch'ner Zweig, in sich zerkracht;
Ich bin nicht der, der einst die Rose heit'rer Laune war,
Ich bin des Kummers Trauerweid', wol sterbend gar.

Für mich ist solch ein Leben gar kein Leben mehr,
Wo nichts der Mensch mehr hoffen kann, was Lustbegehr.
O wäre doch in diesem Glase Wein da Gift,
Ob auch, vor dem sich Mancher scheut, der Tod mich trifft!

Oft aber zieht er seinen Schmerz durch hyperbolische Darstellung selbst in das Komische, z. B. (S. 31):

Was ist höher als der hohe Gellértsberg?
Was ist breiter als der breite Donaufluß?
Breiter als die Donau ist in mir die Lieb',
Höher als der Berg der Schmerz, den ich erleiden muß.

Lieg' am Donauufer in dem hohen Schilf,
Fischen Fischer neben mir im Stromesbett;
Haben eingefangen viele kleine Fisch',
Das Gewicht ihr Netze bald zerrissen hätt'.

Wüßt' ich, daß in meinem Netz was hängen blieb',
So ein recht, recht großer Fisch, dran zerrend toll,
Und mit sich mich selbst hinunterriß vom Land,
Hätt' dann selber Lust zum Fischefangen wol.

oder er macht seinem Unmuthe durch einen derben Fluch Luft, wie S. 36:

Gott strafe Alles nach Treugebühr!
Groß ist der Zorn im Herzen mir,
Und in mir schäumet es voll Weh,
Als wäre ich der Plattensee.

Verdruß wühlt in mir garstig um,
Schlag' mich mit tausend Leid herum,
Und wäre ich ein Mädel blaß,
Ich weinte ein paar Tücher naß.

Doch Weinen ist kein Broterwerb;
Mag, wen es freut, nur weinen herb,
Ich fluche einen Fluch voll Kern,
So find't mein Zorn gleich seinen Herrn.

Neben den Liebesliedern finden sich auch mehre Trinklieder, ebenfalls größtentheils mit epigrammatischer Spitze, z. B. (S. 41):

Warum thut nur jetzo Gott ein Wunder nicht,
Und verwandelte in Wein den Tißafluß?
Ließe dann mich sein die mächt'ge Donau wol,
Da die Tißa in die Donau münden muß.

Ebenso die Räuberlieder, z. B. (S. 42):

Schnell ist der Vogel, schnell der Sturm,
Schnell Blitzesbrand,
Doch schneller ist der Betyár noch
Vom Unterland.

Heut' stiehlt er sich in Kecskemét
Ein Füllen gut,
Führt's über bei St.-Martón auf
Der Donauflut.

Und er verkauft es morgen gleich
Zu Fejérvar,
Verkauft's und stiehlt in selber Stadt
Ein and'res gar.

Und übermorgen reitet er
Ein Roß, hübsch, schlank,
Zu Becskerek — das Roß, es ist —
Die Prügelbank.

und das Soldatenlied S. 49:

Bin ein Soldat, der ausgedienet hat,
War nie ein Corporal, nur immer gemeiner Soldat.
Beim Militair verflog mir der Jugendbraus,
Dort blieb er, ich brachte das Alter mit nach Haus.

Ich hab' mich treu und pünktlich aufgeführt,
Mir ward eine Strafe kein einzig mal dictirt.
Was war mein Lohn, als ich ausgedient zumal? —
Auf die Schulter klopfte mir der General.

Die zweite Abtheilung: „Schenkenbuch", enthält eine Reihe von Liedern, die unter den Weinliedern ganz denselben Rang behaupten wie der Ungarwein selbst unter den Weinen. Witz, Laune, Humor, Behaglichkeit, Begeisterung, Uebermuth, Zorn, Zärtlichkeit, Gottseligkeit — kurz alle Stimmungen und Regungen die dem Traubensaft entquellen sprudeln in denselben und kommen in immer neuen und frischen Weisen zum Ausdruck. Dabei tragen sie fast alle ein specifisch-ungarisches Gepräge, z. B. folgendes die Gemüthlichkeit der Schenkenstube am Gegensatz ausmalendes „Winterlied":

Sich ermordet hat heut' irgend Jemand,
Und dies brachte uns das schlechte Wetter.
Wüthend bläst der Wind, es tanzt der Teller
Am Barbiererschild von unserm Vetter.
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Dort der Tagelöhner und sein Weibchen
Nageln fort und sägen und zerfeilen,
Während ihre Kinder in den Lumpen
Um die Wette mit dem Winde heulen.
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Auf und ab mit großen Schritten schreitet
Vor der Wache der Soldat im Kalten,
Und er zählet ämsig seine Schritte.
Wie sollt' anders er die Pein aushalten?
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Und der lange dürre Drahtslowake
Flickt den Mantel, sich nicht zu verwöhnen;
Pfeffer ist ihm in die Nas' gestiegen,
Und vor Kälte weint er helle Thränen.
Sagt, wo ist vom Glück ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Selbst der Wandermime — nun, er wandert.
Findt's von einem Dorf ins and're schlimmer;
Hat wol keine warme Winterkleidung —
Zudem ist er hung'rig wol noch immer.
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Und gar der Zigeuner?... Leicht gekauert
Sitzt er auf des Hüttenloches Stufen.
Und der Wind klopft an, geht in die Hütte,
Eh' der Herre noch „Herein!" gerufen.
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Sich ermordet hat heut' irgend Jemand,
Und dies brachte uns das schlechte Wetter.
Wüthend bläst der Wind, es tanzt der Teller
Am Barbiererschild von unserm Vetter.
Sagt, wo ist vom Glück jetzt nur ein Schimmer?
Bei den Freunden in dem warmen Zimmer.

Daneben gibt es jedoch auch manche allgemeinern Charakters, z. B. (S. 82):

Wer kein Mädchen hat zur Liebsten,
Trinke Wein,
Glauben wird er, alle Mädchen
Seien sein.

Trinke Wein, wer nie hat in der
Tasche Geld,
Tragen wird er alle Schätze
Von der Welt.

Trinke Wein, wer Kummer leidet,
Matt und müd' —
Und das Leid gleich achselzuckend
Von ihm flieht.

Hab' nicht Geld und hab' kein Liebchen,
Blos nur Pein,
Darum trink' ich drei mal mehr als
And're Wein.

Außer den Trinkliedern, unter denen als Belege für die behauptete Mannichfaltigkeit derselben noch gar viele, z. B. S. 67, 80, 84, 88, 99, anzuführen wären, enthält das Schenkenbuch auch noch einige launige, balladenartige Erzählungen, wie sie wol beim Wein vorgetragen werden. Auch sie enthalten viel Ergötzliches, doch sind sie ihrer Ausdehnung wegen weniger zur Mittheilung geeignet.

Die Gedichte der dritten Abtheilung, „Liebesperlen" genannt, verdienen diesen Namen in der That, denn sie sind unter den Liebesliedern aller Nationen wirklich wahre Perlen und zeichnen sich durch eine Innigkeit und Glut und daneben durch eine Reinheit und Zartheit der Empfindungen aus, wie diese Eigenschaften in einem und demselben Dichter höchst selten zusammen gefunden werden. In vieler Beziehung erinnern sie an Rückert's „Liebesfrühling", halten sich aber frei von den dort oft mit unterlaufenden Spielereien und bewegen sich mehr in der Sphäre des natürlichen Ausdrucks. In der Kühnheit und Leidenschaftlichkeit der Empfindung wetteifern viele derselben mit den Heine'schen Liedern, aber sie verfallen nicht in den schneidenden, dämonischen, negativen Charakter derselben. Von den Goethe'schen Liedern haben sie oft die Einfachheit und Naturwahrheit der Darstellung, ohne daß darum die Reize einer idealen Anschauungsweise ausgeschlossen wären. Statt aller weitern Beschreibung einige Beispiele, z. B. sogleich das erste (S. 145): „An Etelka."

Siehst du, Engel, hier die Donau
Und die Insel mitten drein?
Wie die Donau jene Insel,
Schließt mein Herz dein Bildniß ein.

Von der Insel senkt ein grüner
Zweig sich in die blaue Flut: —
Wollt'st du doch das Grün der Hoffnung
Tauchen mir in Herzens Glut!

S. 161:

Will ein Baum sein, wenn du dessen Blüte.
Wenn du Thau bist, will ich Blume werden,
Und will Thau sein, wenn du Sonnenstrahl bist:
Damit wir vereinet stets auf Erden.

Wenn du, Mädchen, bist der blaue Himmel,
Will als Stern ich einen Platz mir suchen;
Wenn du, Mädchen, bist die finst're Hölle: —
Will ich deinetwegen mich verfluchen.

Sein äußeres Verhältniß zur Geliebten ergibt sich besonders aus folgendem Lied:

Ein kleines nied'res Dach verbirgt mich still,
Doch ein Palast dagegen ist dein Haus;
Weh' mir, o Mädchen hold, ich kann mich nicht
Zu dir erheben aus der dunkeln Klaus'!

Und doch wie könnten wir vereinen uns,
Kämst du herab zu mir in meine Welt!
Vom Berg herab der helle Quell auch fließt,
Vom Himmel auf die Erd' der Sonn'strahl fällt.

Sowie der Sonnenstrahl zur Erd' sich neigt,
Wie von des Berges Höh' der Quell entfließt,
So steig' von deinem Prachtpalaste du,
So steig' herab zu mir und sei gegrüßt!

Ich denk' auch, du wirst glücklicher dann sein,
Hier unten da bei mir, als dort zumal;
Am Gipfel ist die Luft so eisig kalt,
Doch ist der Lenz am schönsten tief im Thal.

Ein schöner Lenz erwartet dich bei mir,
Es ist der Lenz von meiner duft'gen Lieb',
Das Blühen dieses Frühlings ist mehr treu,
Als welches nur entsteht im Maientrieb.

Auf Wiesen kommt der Herbst und welket sie,
Da er so frei ersieht der Blumen Heer;
Mein Herz ein Garten ist, gar still versteckt,
Des Herbstes Welken find't ihn nimmermehr.

Willst du den Garten, Maid? Kommst du herab
In meine Hütt'? Ist sie auch klein sogar,
Doch haben wir wol Platz darin genug,
So wie im engen Nest ein Vogelpaar.

O Mädchen, komm' herab! Es irr' dich nicht,
Daß du verläßt den Schmuck, steigst du zu mir;
Bedarfst du denn des Schmucks? Es überstrahlt
Dein reines Herz ja weit des Schmuckes Zier.

Infolge dieses äußern Verhältnisses schwankt die Liebe des Dichters zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit hin und her, sodaß er singt:

Der Liebe Fahne ist mein Herz,
Um sie zwei Geister ewig streiten,
Scharf ist der Kampf und voller Wuth,
Gleich, ob es Tag, ob Nachteszeiten.

Der ein' im schneeigweißen Kleid,
Es ist die Hoffnung, nie verlassend;
Der andere ganz rabenschwarz,
Es ist der Zweifel, Freunde hassend.

Sie zerren ewig mich umher,
Wer siegt, weiß ich noch nicht im Schmerze;
Ich fürchte, sie zerreißen ach!
Der Liebe Fahne noch, mein Herze.

Er ruft gegen seine Liebesqualen den „guten alten Hausarzt Dr. Verstand" zu Hülfe; aber auch dieser weiß ihm Nichts als den Balsam der Hoffnung zu verschreiben, der ihn weder heilen noch tödten kann, und so gibt er sich mehr den düstern als den heitern Anschauungen hin. Nach und nach jedoch gewinnt wieder die Hoffnung mehr Raum, zunächst freilich in sehr elegischem Bilde, denn er singt:

Geendet hat des Sturmes Harfenspiel,
Das hinzog durch die Bäume, schlagend Blatt für Blatt;
Es ruht die Gegend wie ein Angesicht,
Das mit dem Tode rang und ausgelitten hat.

Es ist nun schöner Herbstesnachmittag,
Da, dort sieht man noch eine Wolke einsam zieh'n,
Die rückblieb von dem Sturme, wie rückbleibt
Erinnerung aus herber Zeit als Wüstengrün.

Der Dörfer blechbeschlag'ne Thürme sind
Vom Sonnenstrahl vergoldet, strahlend Gold zurück;
Und in der Délibák so fernem Meer,
Da schwanken, Schiffen gleich, die Weiler vor dem Blick.

Ich überschau' den großen Horizont,
Rings Haideland, ohn' Berg und Thal weithin:
Mein Herz ist gleich der endelosen Fläch',
Auf der Nichts blüht als nur der Liebe sehnend Grün.

Mein Herz ist so von Liebe hangend schwer,
Daß es beinahe kommet ob der Last zum Fall;
Es ist gleichwie der Baum, deß Zweige sich
Herniederbeugen, brechend ob den Früchten all'.

Mein Herz, das so von Liebe übervoll,
Es gleicht dem Glas, dem Ueberschwellen nah in Noth;
Ein theurer Wein! — Göss' ihn mein Lieb in Staub,
Wär's schad'... Da trinke lieber du ihn aus, o Tod!

Unmittelbar darauf aber singt er schon zuversichtlicher:

Mein Lieben glich dem wilden Meer;
Doch jetzund peitschet es nicht mehr
Mit Riesenkraft den Himmel und die Erde;
Ihr seht, wie es besänftigt liegt,
Wie's Kindlein eingewiegt,
Nachdem's geweint, mit ruhiger Geberde.

Auf Meeres spiegelglatter Ruh'
Fährt meine Seele ab und zu,
Auf sanft gehob'ner und gesenkter Fähre;
Und von den Ufern mir erklang
Von Zukunft ein gar holder Sang —
Und von der Hoffnung kam die süße Märe.

Und noch kühner spricht sich die Hoffnung aus, wenn er ausruft:

Herab von meinem Haupte nun,
Herzleid! du schwerer Helm dahier!
Komm', Frohsinn, leichter Csákó du,
Mit deiner luft'gen Federzier.

Von mir, Herzleid, du Kette, die
Des Reichen Brust so prunkend ziert!
Komm', Frohsinn, duft'ger Blumenstrauß,
Schmück' meine Brust gramunbeirrt.

Komm', Frohsinn, komme, heit'rer Freund,
Und machen wir uns Feiertag,
So lustig, wie noch zwischen uns
Kein Feiertag noch jemals lag.

Komm', Frohsinn, Regenbogen du,
Spann' deine Farben allerwärts,
Spiel' meinem Geiste auf Musik,
Zum Tanz für Seele und für Herz.

Du fragst, frohsinn'ger Freund, warum
Dich ruft zur Freude mein Gedicht?
Darum nur, weil ich heut' erfahr':
Ob sie mich liebet oder nicht.

Wenn wir vom Mädchen rückgekehrt
Und bringen Liebe nicht von ihr,
So schick' ich dich auf lange fort
Und sprech' wol nimmermehr mit dir.

Und ich gesteh', oft bebt' ich vor
Der Zeit, die nunmehr kommen wird,
Doch meines Muthes Flamme schlägt
Wol wieder hoch und lichtberührt.

Drum Schande dem Soldaten sei,
Der schon beim Anfang feig ohn' Noth;
Drum lustig drauf — und lustig geht's
Zur Schlacht auf Leben oder Tod!

Aber diese Schlacht zu schlagen war ihm nicht beschieden. Ehe er noch der Geliebten sein Herz geöffnet wird sie vom Tod dahingerafft, und so muß er seine „Liebesperlen" in Uebereinstimmung mit dem alten Glauben, daß Perlen Thränen bedeuten, mit der Klage beschließen daß er für die Geliebte in diesem Leben Nichts habe thun können als:

mitzunehmen in den Sarg
Sein Lieb'sgeständniß, hoffnungsbar.

Dem weitern Ausdruck seines Schmerzes sind die Lieder der vierten Abtheilung: „Cypressenblätter am Grabe Etelka's", gewidmet. Sie sind unstreitig die tiefst empfundenen Lieder der ganzen Sammlung und geben von der Zartheit, Reinheit und Kindlichkeit des dichterischen Gemüths das rührendste Zeugniß. So verschiedene Tonarten des Schmerzes in ihnen angeschlagen werden, so sind sie doch fast alle von gleicher Schönheit, und die folgenden zwei, die wir als Proben mittheilen, haben wir nur darum ausgesucht, weil sie seinen Schmerz am einfachsten und ungeschmücktesten wiedergeben. Das erste derselben (S. 191) lautet:

Ich sah zwei lange, lange Tage
Wohl deinen starren Leichnam liegen:
Die Lippen stumm, die milden Augen
Geschlossen in den fahlen Zügen.

Ich küßte weinend deine Asche,
Mein Eden, das so rasch entschwunden;
Es war mein erster Kuß gewesen,
Und den hast du nicht mehr empfunden.

Ich küßte deine todte Hülle —
Von meinem Altar, ach! die Trümmer —
Eiskalt fror meine Seel' im Kusse
An deiner Lippe, starr für immer!

Dein Leichentuch hab' ich geküsset: —
O diese unzwingbare Scheide,
Die niemals ich kann überschreiten,
Die mir verschließt die Himmelsfreude!

Ich sah bei dem geschloss'nen Sarge
Auch noch der Fackeln lohe Flammen
Und schaute jenen Todtenmorgen:
Und brach verzweiflungsvoll zusammen!

Ich war dabei ja wahrlich selber,
Als man dich in die Erde legte,
Ich hörte rollen dumpf die Scholle
Ins Grab, das nun mein Alles hegte.

Dies schaut' mein eig'nes Auge Alles,
Und doch konnt' ich es glauben nimmer;
Ist dies nicht ringsum nur ein Träumen?
Frug ich verzweifelnd mich wol immer.

Ich stürzte mich in euer Treiben,
Ich späht' in euerm Stadtgewimmel:
Find' ich denn nicht die hellen Augen
Von meinem feenhaften Himmel?

Ich sah und finde nicht die Augen,
Ob ich auch nochmals such' so bange,
Und geh' nach Hause dann und weine,
Und weine bitterlich und lange.

Das zweite bewegt sich vorzugsweise im Reich der Erinnerung:

Wenn du mich wach nicht mehr besuchst,
So komm' zu mir im Traume doch,
Komm', mein gestorb'nes Leben, du!
Viel hab' ich dir zu sagen noch.

Wir haben miteinand' bisher
Gesprochen selten recht nach Freud';
Nur ein, zwei schnelle Augenblick'
Blieb uns zur Red', gleich kam ein Leid.

Und Lust war mir's, zu seh'n dich so
Aus halb nur off'ner Zimmerthür,
Als hätte sich erschlossen da
Der ganze, ganze Himmel mir.

Und ging ich dann — vom Fenster nach
Sahst du mir oft so schelmisch traut;
Hast oft gedacht, ich schau dich nicht?
Doch Alles, o! hab' ich geschaut.

Ich schaut' auch deinen Leichenzug....
Hätt' ich nur dies geseh'n niemal!
Die Grube, die dein Grab da ward,
Wurd' meines Herzens Höll' voll Qual.

Und meine Seele traf die Wucht
Von tausend Blitzen, so viel als
Der Schollen man da warf auf dich;
Dein Sarg entschwand der Erdenflur.

Dort bist du nun, o Engel du!
Kehrst du um mich nicht bald zurück?
Mein Arm ist immerdar bereit,
Kommst du, zu fassen all sein Glück.

Und zeigt ein leises Lüftchen nur
Das Nahen deiner Seele mir:
Zum Himmel auf, hinab ins Grab,
Allüberall hin folg' ich dir.

Die Gedichte der fünften Abtheilung: „Sternenlose Nächte", zeigen uns den Dichter von einer ganz andern Seite. Sie bestehen aus einer Reihe kurz hingeworfener und mehr oder weniger scharf ausgeprägter Reflexionen über Welt und Leben. Sie sind dem Titel gemäß meist düstern Charakters, z. B. (S. 227):

Es fliegen uns're Hoffnungen, die schönen Vögel, hoch...
Doch wie sie just im besten Fluge sind,
Einathmend frei des Himmels reine Luft,
Wo selbst der Adler nimmer kreist:

Da kommt die Wirklichkeit, der finst're Jägersmann,
Dem gar kein Ziel zu hoch,
Und schießet sie hinab!

Auf derselben Seite:

Das Herzeleid?
Es ist ein großer Ocean!
Die Herzensfreud'?
Des Oceans ganz kleine Perle nur!
Tauch' ich empor mit diesem selt'nen Pfand:
Wol bricht es mir noch gar in schwacher Hand!

S. 230:

Vergänglichkeit, der Könige König!
Die ganze Welt ist sein Palast,
Er schreitet darinnen auf und ab,
Und keinen Ort gibt's, wohin er nicht geht.
Auf was er tritt und wo er steht,
Wird Alles wüst ... rings um ihn liegen
Zerbroch'ne Kronen, in Trümmern Wiegen,
Verwelkte Blumen und zerriss'ne Herzen!
Zerbröckelt schon, in Stein gehaune' Schmerzen!

Ebendaselbst:

Was ist der Ruhm?
Ein zauberfarb'ger Regenbogen,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht.

In einigen längern dieser Reflexionen spricht sich sein Freiheitssinn und sein Streben für die Zukunft aus. In dem Gedichte S. 223 erscheint ihm die Freiheit im Traume als Geliebte. Er will ihr Blumen pflücken: da erhebt sich gerade hinter ihm ein Henker und haut ihm den Kopf ab, der in seine offenen Hände fällt und den er ihr nun statt der Blumen darreicht. Spricht sich hierin in merkwürdiger Weise eine düstere Ahnung seines Schicksals aus, so wendet sich in dem Gedichte S. 224 sein Blick mehr zuversichtlich in die Zukunft, von der er allein Heil erwartet und hingegen mit scharfer Bitterkeit Diejenigen angreift die dem Alten und der Vergangenheit zugethan sind. Er ruft ihnen zu:

Und singst du immer noch,
Du mondscheinkranke Schar,
Von alter Zeit, die fortgeschwemmt
Der Strom aller Verwesung längst?
Wann reißt ihr ab das Nest,
Das ihr in uns're Mauern eingebaut,
Damit ihr dorten Verse zwitschern könnt
Mit Eulenbrut und Thurmesfalk?
Doch wißt ihr was ihr seid,
Die von Vergangenheit ihr singt?
Den Leichenräubern seid ihr gleich,
Ihr stahlet aus dem Grab hervor
Die längst gestorb'ne Zeit,
Um sie
Für Lorbern zu verhandeln schnöd'.
Ich winde jenen Kranz euch nicht,
Denn Moder hängt daran und Todtgeruch.

Weiterhin erscheint ihm die Welt als großes Krankenhaus, worin eine Nation nach der andern hinsieche. Dennoch verzweifelt er nicht. In der Krankheit Höhepunkt werde sich der Himmel seiner Söhne erbarmen; er sende einen Arzt uns zu, der schon auf dem Wege sei und heute oder morgen schnell eintreffen könne. Dieser Arzt ist ihm die Zukunft, und ihr weiht er jedes Lied und jeden Ton seiner Laute, den Romantikern zum Schluß zurufend:

Und ihr, verspätet blöde Sänger all',
Hört mich!
Hört mich!
Sei selber herzzerreißend so,
Zugleich auch herzensheilend wie
Das Nachtigallenlied von euch jed' Wort: —

Des Abendrothes Vogel ist die Nachtigall!
Zu Ende geht jedoch die Nacht,
Das Morgenroth, es naht;
Jetzt braucht die Welt
Der Nachtigall nicht mehr,
Der Lerche brauchet jetzt die Welt.

Die hier sich aussprechende Gesinnung des Dichters bildet auch das Thema zu den meisten Liedern der drei folgenden Abtheilungen, die unter den Titeln „Vermischte Gedichte", „Schwärmer" und „Abschluß" zusammengefaßt sind. Glühende Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Freiheit, bitterer Schmerz über das bisherige Schicksal Ungarns und die Leiden der Menschheit überhaupt, übersprudelnder Drang für Herbeiführung einer bessern Zukunft zu kämpfen und zu sterben: das sind die Töne die am lautesten und kräftigsten daraus wiederhallen und die ein um so höheres Interesse in Anspruch nehmen, als sich die bewunderungswürdigsten Seherblicke in die Zukunft darin offenbaren. Schon in den frühern Abtheilungen, selbst unter den „Liebesliedern" finden sich Ausbrüche dieser patriotischen Kampfeslust, z. B. wenn er S. 167 erklärt, selbst mitten aus der Hochzeitsnacht dem Rufe zum Freiheitskampfe, wenn wie in alter Zeit das blutige Schwert umhergehe, folgen zu wollen; aber was dort nur sporadisch durchklingt, wird hier zur immer wiederkehrenden Grundmelodie, bis sie endlich im Schlußgedichte „Bester Wunsch" ihren concentrirtesten und vollkommensten Ausdruck findet. Dieses Gedicht, aus dem Jahre 1846 stammend, lautet folgendermaßen:

Nur der Gedanke foltert mich:
Im Bett, auf Polstern einst zu sterben wol!
So langsam zu verwelken, wie die Blume welkt,
In deren Schoos geheim ein Wurm sich krümmt;
Und zu zerfließen langsam wie die Kerze, die
Zurückgelassen im einsamen Zimmer brennt!
O gib mir solchen Tod nicht, Gott,
O gib mir nimmer solchen Tod!
Sei ich ein Baum, den da der Blitz durchkreuzt,
Heiß! oder den der Sturm aus seiner Wurzel reißt!
Sei ich ein Fels, den von dem Berg ins Thal
Ein Donnerschlag, erschütternd Erd' und Himmel, stürzt hinab!
Wenn einstens jedes Sklavenvolk,
Des Joches überdrüssig, vorwärts tritt
Mit zornesrothem Antlitz und der rothen Fahn',
Den heil'gen Wahlspruch auf der Fahne hoch:
„Die Weltfreiheit!"
Und wenn das Volk die Fahne kämpfend trägt
Vom Orient zum Occident
Und die Tyrannen all' vertilgt:
Dann sei auch ich
Dort auf der Schlachtenwiese mit,
Dort fließ' mein junges Blut aus meinem Herz.
Und wenn dann meine Lipp'
Das freudenvolle Abschiedswort aushaucht,
Da fang' es auf das Schwertgeklirr,
Der Kriegstrompete Ton, Kanonenschall
Und trage meinen Leichnam hin das Roß,
Wo man den Sieg erkämpfet hat,
Und laßt mich liegen dann, zertreten dort. —
Dort suche man zusammen mein zerstreut Gebein,
Wann kommt der große Allbegräbnißtag,
Wo feierlich mit Trauermelodien
Und schwarzen Fahnen man zur Grube trägt
Und allen Helden ein gemeinsam Grab gibt, die
Für dich gestorben, heil'ge Weltfreiheit!

Neben diesen politischen Dichtungen finden sich in den drei letzten Abtheilungen noch sehr viele andere von dem verschiedenartigsten Charakter. Natur und Leben, Geschichte und Sage finden darin ihre Vertretung, und es gibt so leicht keinen Ton in der Scala der Seelenstimmungen, der hier nicht in echtpoetischer Weise angeschlagen wäre. Wenn „Der Wahnsinnige" (S. 279) den höchsten Gipfel einer tragischen, ja verzweifelten Weltanschauung erklimmt und im Ausdruck derselben

durch Kühnheit der Bilder und Ideenverbindungen mit der Shakspeare'schen Diction wetteifert, bewegen sich andere Gedichte in den Regionen des harmlosesten Scherzes, z. B. (S. 265) „Auf dem Wasser", wo er mit kurzem, treffendem Humor den Gegensatz zwischen dem weichen Gemüth seiner Mutter und dem derben Wesen seines Vaters zur Anschauung bringt, wenn er singt:

Mit einem Kahne plaudern
Die Wellen, überschlagend;
Ich stemm' mich mit den Füßen,
An Widerstand mich wagend.

O Mutter! würd'st mich sehen,
Ich weiß, du riefest gellend:
„Um Gott! Du gehst dem Tode
Entgegen, dich zerschellend!"

Würd'st, Vater, du mich sehen,
Ich weiß, du riefest trostlos:
„Der Teufel soll ihn reiten,
Zerreißt er seine Schnürhos'!"

Wir müssen hier schließen. Sind die beigebrachten Proben im Verhältniß zur Stärke und zum Reichthum der Sammlung und im Vergleich mit der Bedeutung des Dichters auch nur wenige, so werden sie doch genügen, um den Leser dieser Blätter zu überzeugen daß Petöfy unter den Lyrikern, die als Vertreter ganzer Nationen von universeller Bedeutung sind, einen dem Ruhm seines Volks würdigen Platz einnimmt und daß er Allen die sich für Poesie einerseits oder für Ungarn andererseits interessiren näher bekannt zu werden verdient. Sehr zu wünschen wäre es daß ein Dichter wie Karl Beck durch eine noch gewandtere Uebertragung desselben hierzu behülflich wäre; einstweilen darf auch diese Uebersetzung, soweit sie sich von einem des Ungarischen Unkundigen beurtheilen läßt, um der oben erwähnten Vorzüge willen bestens empfohlen werden.

Als Anhang ist dem Buche eine Sammlung von Liedern anderer ungarischer Dichter beigegeben, unter denen besonders Kisfaludy Károly, Czuczor Gergély und Vörösmarty Mihály und außerdem noch Horváth, Csokonai, Szakál, Vitkovics, Szaß, Döbröntei, Herzeghy Victor, Kriza Antal, Gál Jozsef, Tóth Lörincz, Erdélyi János, Szentiványi und Tompa vertreten sind. Beiweitem die meisten der mitgetheilten Lieder sind erotischen Charakters und kann daher die Sammlung auf Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts gerade keinen Anspruch machen. Innerhalb dieser beschränktern Sphäre aber scheint die Auswahl eine glückliche zu sein, wenigstens findet sich unter den gegebenen keins das nicht durch irgend eine eigenthümliche Wendung oder Pointe, durch nationale oder individuelle Färbung einen mehr als gewöhnlichen Reiz ausübte. Den Preis im leichten erotischen Liede verdient jedenfalls Kisfaludy Károly, besonders wegen einer gewissen Ironie, durch welche die Empfindungen gewürzt werden, die aber weder so künstlich berechnend ist wie die Tieck'sche, noch so zerstörend wie die Heine'sche, sondern einen im Ganzen sehr harmlosen und naiven Charakter trägt. Ein Beispiel davon findet sich sogleich im ersten der von ihm mitgetheilten Lieder, wo die Geliebte ihrem Liebsten, der Morgens vor ihrem Fenster mit seiner Heerde vorüberziehend ihr durch Knallen mit der Peitsche ein Zeichen zu geben sucht, unter Anderm den Rath gibt:

Knalle nicht, mein guter Täuber!
Hast die Träume mir zerrissen!
Gut ist's, kann ich wach dich sehen!
Doch im Traum kann ich dich küssen!

Nächst ihm verdienen besonders Czuczor Gergély und Vörösmarty Mihály hervorgehoben zu werden, von Ersterm namentlich das launige „Lilienstengel Tulipa" und von Letzterm „Hier in unserm Dorfe", eine lustige Verspottung der Männer, und „Aufwärts steigt im Wein die Perle", des Dichters berühmtes Trinklied, welches er nach dem Dorfe Fóth, wo er es dichtete, „Fótherlied" nannte und dafür vom Grafen Karolyi István dies Dorf zum Geschenk erhielt.

Indem wir die nähere Kenntnißnahme der übrigen Dichter dem Leser selbst überlassen müssen, wenden wir uns zu zwei andern Sammlungen ungarischer Lieder. Diese sind:

2. Sechsunddreißig ungarische Lieder und Gedichte. Aus Bercsényi, Kölcsey und Vörösmarty übersetzt von G. Stier. Halle, Schmidt. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Nationalgesänge der Magyaren. Mit einem Anhange: Schlachtenklänge aus dem letzten Revolutionskrieg. I. Aus dem Ungarischen übertragen von Adolf Buchheim und Oskar Falke. Kassel, Raabé u. Co. 1850. 12. 7½ Ngr.

Beide Sammlungen sind von geringem Umfange und können sich an Bedeutung mit der Kertbeny'schen nicht vergleichen; doch findet diese an ihnen eine wünschenswerthe Ergänzung, da dieselben zum größten Theil andere Lieder als jene enthalten. Die Stier'sche Sammlung liefert zumeist ältere Gedichte, die schon um deswillen einen geringern Reiz für uns haben, weil die Mehrzahl derselben in antiken Formen abgefaßt ist, in denen ihr nationaler Charakter fast ganz verloren geht; doch finden sich daneben auch manche von frischerer und unmittelbarerer Wirkung, z. B. „Der Held" von Kölcsey:

„Geh' und schütz' mich und das Vaterland",
Spricht die Gattin, reicht das Schwert der Hand;
„Siegend kehre,"
Schluchzt ihm nach die Gute,
„Mit dem Säbel,
Roth von Feindesblute!"

Zieht der Held fort, Herz von Glut durchwallt,
Blutig nahet ihm der Schlachttag bald;
Siegt, doch Siegers
Blut aus Todeswunden
Tränkt des Feind's Leib,
Den sein Schwert gefunden.

Wessen harrt sie dort beim Lampenlicht?
Tage komm'n und geh'n — er kehret nicht!
Das die Hand schwang,
Mit dem theuern Schwerte
Still am Abend
Deckt ihn stumm die Erde.

Schlafe, Tapf'rer! Grün ist Hügels Rand,
Feucht von Thränen ruht das Vaterland.

Segen fleht dir
Treuen Sinns die Gute;
Hier der Säbel,
Roth von Feindesblute.

Von Vörösmarty finden wir hier nur zwei Gedichte, eins derselben sein berühmter „Zuruf" an die ungarische Nation, der gewissermaßen zur Nationalhymne der Ungarn geworden ist und nicht wenig zur Erweckung und Belebung der Bewegung beigetragen hat.

Dasselbe Gedicht in wesentlich abweichender Uebersetzung findet sich auch in der Buchheim-Falke'schen Sammlung, die ihrem Titel gemäß vorzugsweise patriotische und politische Lieder bringt, überall die neuesten Schicksale Ungarns im Auge behält und schon um deswillen ein weit lebhafteres Interesse für sich anregt. Die darin vertretenen Dichter sind Vörösmarty Mihály, Garay János, Császár Ferencz, Petöfy Sándor und Kisfaludy Károly. Ueber jeden derselben geben die Herausgeber einige historische und literarische Notizen, aus denen hervorgeht daß fast alle diese Sänger neben der Leier auch das Schwert geführt und meistentheils für dieselbe Sache der sie ihren Gesang geweiht auch ihr Leben geopfert haben.

Bieten uns die vorgenannten Sammlungen sämmtlich nur Proben der ungarischen Kunstpoesie, so werden wir es um so dankbarer aufnehmen wenn uns Kertbeny auch mit der Volkspoesie der Magyaren bekanntmacht, da wir durch diese erst in die eigentliche und ursprüngliche Anschauungsweise einer Nation eingeführt werden und in ihr zugleich den Schlüssel für das richtige Verständniß der einzelnen Dichter erhalten. Die uns von ihm gebotene Sammlung führt den Titel:

4. Ausgewählte ungarische Volkslieder. Uebersetzt und herausgegeben durch Kertbeny. Nebst einem Titelkupfer. Darmstadt, Leske. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ist dieselbe, wie der Herausgeber in der Vorrede angibt, auch nur die Vorbotin einer größern Sammlung, welche „zweitausend ungarische Volkslieder" enthalten und zugleich zu einer umfassenden Sittenschilderung des ungarischen Volks ausgedehnt und mit gar vielen Einzelheiten bereichert werden soll, so ist sie doch schon von großer Reichhaltigkeit und liefert uns nicht weniger als 493 größere und kleinere Lieder, aus denen wir ein Bild fast aller Seiten des ungarischen Volkslebens, soweit sich dasselbe in der unmittelbaren Lyrik eines Volks abzuspiegeln pflegt, zu gewinnen vermögen. Nur eine Gattung der Volksdichtungen, nämlich die historischen Lieder, hat der Herausgeber planmäßig ausgeschlossen oder wenigstens durch eine sehr kleine Anzahl von Proben vertreten lassen. Als Grund hierfür gibt er an daß sich die meisten derselben ohne weitern Commentar nicht verstehen ließen und weil sie unter den frühern Censurverhältnissen nie im Original hätten gedruckt werden dürfen, also ihm nur in Handschriften zugekommen seien, die noch einer genauern Durchsicht und Purification bedürftig wären. Die wenigen die er bietet sind Loblieder auf den heiligen König István (Nr. 174), den heiligen König László (Nr. 175) und den König Mátyás (Nr. 176), ein Klagelied über die Schlacht bei Mohács 1526 (Nr. 177) und ein Lied von Ungarns Eroberung von Demetrius Csáti, welches letztere, weil kein Volkslied im strengern Sinne des Worts, in einem Anhange mitgetheilt wird. Bei diesen wenigen Proben läßt sich über den Charakter dieses Zweigs der ungarischen Volkspoesie kein sicheres Urtheil fällen und namentlich sich keine Vergleichung mit den historischen Liedern anderer Völker, insbesondere der nachbarlichen Serben ziehen; indessen kann man doch die Stärke und Lebendigkeit des ungarischen Nationalbewußtseins daraus erkennen, das sich ebensowol im Stolz auf die großen Könige und Helden der Nation wie im Schmerz über die erlittenen Niederlagen ausspricht. In formeller Beziehung haben sie eben nichts Eigenthümliches und entbehren namentlich jener zwar oft allen Gesetzen der Grammatik und des Versbaus Hohn sprechenden, aber meist originell und genial wirkenden Ausdrucksweise der deutschen Heldenlieder; vielmehr zeichnen sie sich durch eine gewisse Planmäßigkeit in der Anlage aus und tragen überhaupt ein solches Gepräge daß sie mehr im Bewußtsein der Gebildeten als in der unmittelbaren Anschauungsweise des Volks zu wurzeln scheinen. Da an den Königen vorzugsweise auch ihre Verdienste um Verbreitung des Christenthums, der Civilisation u. s. w. gepriesen werden, so dürften diese Lieder wol zunächst von Priestern herrühren und erst durch diese in das Volk gebracht sein. Gerade umgekehrt ist es mit den Liedern die den eigentlichen Inhalt dieser Sammlung bilden. Sie bewegen sich sämmtlich in denjenigen Elementen des Volks in denen die Volksthümlichkeit noch voll und ganz zu Hause ist und keinerlei Abschwächung und Verallgemeinerung durch die nivellirende Cultur erfahren hat. Die Personen deren Gefühle und Vorstellungen hier in unmittelbaren Aussprühungen zum poetischen Ausdruck gelangen sind sämmtlich Gulyaße, Kanaße, Juhaße, Kovaße, Csikose, Bereße, Bojtars, Betyars, Hußars u. s. w., d. h. Rinderhirten, Schweinehirten, Schafhirten, Roßhirten, Gestüthüter, Ackerknechte, Hirtenjungen, Vagabunden, Husaren u. s. w., und demgemäß gehen auch die Lieder selbst in Stoff und Darstellung nirgend über den natürlichen Ideenkreis und die hergebrachten Interessen dieser Menschenclassen hinaus. Aber weil gerade die Poesie innerhalb dieses Ideenkreises und dieser Interessen ihre eigentliche Heimat hat, weil ihr hier ein immer frischer und unversiegbarer Quell sprudelt, zu dem sie selbst von ihren höchsten Höhen stets wieder zurückkehren und sich neue Kraft und Jugendfrische holen muß, so stellen sich diese Lieder keineswegs als unebenbürtige, sondern gerade als echteste und erstgeborene Erzeugnisse der Poesie dar und üben trotz ihrer Simplicität, ja trotz ihrer Masse von Fehlern und Mängeln einen ähnlichen Zauber über uns aus wie die stammelnden Laute eines Kindes. Und wie sich in diesen Lauten doch schon alle Regungen und Empfindungen, alle Wonnen und Wehen des Herzens an-

kündigen, wie die scheinbar unausgebildeten Züge eines Kindergesichts dem tieferblickenden Auge doch schon die Schicksale und Erfahrungen des ganzen Menschenlebens zu lesen geben, so liegen auch in diesen unvollkommenen Ergüssen eines unausgebildeten Volksgeistes schon alle Gemüths- und Geistesentfaltungen seiner höhern Bildungsstufen und weitern Entwickelung im Keime vorgebildet, und ihre scheinbare Dürftigkeit ist dem ins Innere dringenden Auge gerade der Inbegriff eines unerschöpflichen Reichthums.

Es zerfallen die Lieder dieser Sammlung in zwei Abtheilungen. Die erste derselben enthält 300 kürzere, größtentheils vierzeilige Liedchen, von den Ungarn „Dana" genannt, die der Herausgeber mit den Skolien der Griechen, den Ritornellen der Italiener, den Seguidillas der Spanier, den Moudinhos der Portugiesen, den Quatrains der Franzosen, den Schämperliedern der Süddeutschen, den Schnadahüpfln der Tiroler und ähnlichen Liedchen anderer Nationen vergleicht. Beiweitem die meisten derselben sind erotischen Charakters und enthalten theils kurze Lobpreisungen des geliebten Gegenstandes, theils Klagen über die Qualen der Liebe, theils Verspottungen der Liebe u. s. w. Sie sind zum Theil sehr zart und innig, zum Theil aber auch derb und kräftig. Bei vielen derselben beruht das Poetische in der Anziehung irgend eines Bildes, wobei namentlich die Vergleichung der Geliebten mit einer Rose, Nelke, Perle, Taube u. s. w. fast stereotyp erscheint, ohne daß darum eine neue Wendung der alten Vorstellung ausgeschlossen wäre. Bei andern besteht der Reiz in einer mehr oder minder treffenden Pointe und wieder andere sind eben weiter Nichts als nichtssagende Scherze und Tändeleien, die nur durch die Naivetät und Anspruchslosigkeit ihrer Ausdrucksweise einen Reiz ausüben. Von der zartern Gattung ist sogleich das erste:

Keine Mutter wol gebar dich,
Wuchsest auf dem Stock der Rose;
Und im Morgenroth des Pfingsttags
Stiegst du aus dem thau'gen Schoose.

Deiner Wangen Rosen möcht' ich
An mich zieh'n gleich Frühlingsblüten,
Daß als Strauß an meiner Brust hier
Sie stets farbenreich erglühten.

und so Nr. 5:

So ist deines Auges Strahlen
Wie der Sterne flimmernd Prangen;
So ist deines Mundes Lächeln
Wie des Morgenroths Erscheinen.

Deine Augen geh'n im Rade,
Um, soviel du siehst, zu sterben; —
Sieh'! die meinen sind voll Wahrheit,
Finden dich heraus aus Hundert.

Nr. 7:

Deinen Namen soll mit Gold man niederschreiben
Und mit Demant zeichnen ihn in Stein zum Bleiben;
Dazu legen eine Lock' von deinen Haaren
Und in einem Rubinkästchen aufbewahren.

Nr. 11:

Schau' ich ins blaue Aug' von meinem Lieb,
Häng' treuer ich an ihr mit heißem Trieb:
Denn ihr groß Augenpaar ist blau so sehr
Wie meiner Heimat blaues Himmelsmeer.

Man sagt, ein blaues Flämmchen rundum fliegt
Am Ort, woselbst ein Schatz vergraben liegt:
Drum, flammt empor dein Aug' so blau und hell,
Schau' ich den Schatz in deinem Herzen schnell.

Mehr scherzender Art sind die nächstfolgenden Liedchen, z. B. Nr. 27:

Im dubárer breiten Graben drin
Wachsen hübsche Mädchen viel empor:
Hochschlank wie ein grünendes Schilfrohr
Und so biegsam wie ein Rosmarin.

Nr. 33:

Welcher noch kein Liebchen hat,
Geh' in grüne Waldesstatt,
Schreib' es auf ein Baumesblatt,
Daß er noch kein Liebchen hat.

Nr. 49:

Wenn die Donau und die Tißa Tinte wären,
Voll Studenten sechs der Comitate wären:
Könnten sie es doch beschreiben nicht getreu,
Wen ich liebe in der Meierei.

Nr. 77 ist in Form eines bei Volksliedern sehr üblichen Wechselgesprächs:

„Komm' herein, komm' herein, prächtiges Vögelein,
Ich mach' dir schnell einen Käfig von Golde fein,
Käfig von Gold und die Thüre von Silber klar,
Thüre von Silber, die Rinne von Demant gar."

„Will doch nicht, will doch nicht wohnen im Käfig drin,
Frei bin gewohnt ich zu hausen im Waldesgrün;
Hausen im Walde, zu klettern am Zweig hinauf,
Esse die Körner und schlürfe Thauperlen auf."

Nr. 80—104 handeln alle von der Seligkeit des Kusses, die besonders die Mädchen zu würdigen wissen, z. B. Nr. 89:

Wenn das kleine Mädchen Wasser trägt vorüber,
Rüttelt sie sogleich das heiße Liebesfieber.
Wenn ich auf sie blinzele zum Gruß,
Lächelt gleich ihr Mündchen wie zum Kuß;
Und je mehr ich blinzle, und mit gutem Grund,
Nun, je mehr auch lächelt dann ihr süßer Mund.

Nr. 105 und die nächstfolgenden gehen schon einen Schritt weiter. Der Bursche malt sich sein Liebchen aus, wie es zu Bette gehen will, und ruft:

Haja, haja! ging ich hin jetzt ihretwegen,
Würde, hoj, ich schon aufs Bett sie gut hinlegen;
In die Arme sie zu nehmen würd' ich wissen
Und dann ihre beiden Wänglein rundum küssen.

Dagegen ist Nr. 112 sehr sittlichen Charakters, indem es den Rath gibt:

Blos für Gold und Silber und für Kleidgeprange
Heuere ein Mädchen nie im wüsten Drange;
Lieb' sie lieber nur ob ihrem treuen Hange
Und vor deinen Augen ob dem Sittengange.

Sieh' nicht auf der Mädchen Fuß im flücht'gen Tanze,
Hör' nicht auf ihr Honigwort im Schmeichlerkranze,
Such' ihr Wesen zu verletzen nie im Scherze,
Lerne achten stets ihr Herz im hohen Schmerze.

Die folgenden Lieder handeln vom Heirathen und vom

Ehestande und sind zum Theil Spottlieder, z. B. Nr. 115 auf einen kleinen Ehemann:

Ist der Bursche auch noch gar zu klein,
Kann er doch ein Bräutigam schon sein;
Stelle man ihm unter einen Stuhl hübsch fein,
Kriecht er dann so ins Ehebett hinein.

Mit Nr. 119 beginnen Lobsprüche auf das Junggesellenleben, Lieder von der Freiheit mehr Liebchen haben zu dürfen, von Treue und Treulosigkeit u. s. w., wobei wieder viel Scherze unterlaufen, z. B. Nr. 229, 230, 232, 233, 236 fg.

Unter den nichterotischen Liedern nehmen die Trinklieder, Tanzlieder u. dgl. den größten Raum ein. Nr. 243 ist eine Art Seitenstück zu den „Lustigen von Weimar" von Goethe:

Trinke Wein an jedem Sonntag,
Arbeite am Montag nicht,
Gut ist's, schläft man alle Dienstag,
Steht am Mittwoch auf beim Licht.

Donnerstags sich dann curiren,
Freitags rechnen kreuz und quer
Und am Samstag sich dann fragen:
Was arbeiten wir nunmehr?

Nr. 253 und 254 wird das Weintrinken empfohlen, weil Gott eben darum den Wein erschaffen habe, damit der Mensch sich durch Vermeidung des Wassertrinkens über die dummen Thiere zur Gottähnlichkeit erhebe; Nr. 255 lautet:

Wasser schadet Stiefeln sehr,
Mädchenschuhen um so mehr;
Wie nicht Menschenkehlen gar?
Darum trinken Wein wir klar.

und Nr. 256:

Wasser wäre wol sonsten gut,
Doch drin wohnt der Frösche Brut,
Drum den Chömör (Fieber) man davon
Und Kolik bekommt als Lohn.

Treib' das Wasser Mühlen mir,
Schiff' es auf dem Rücken führ',
Schmuz'ge Wäsche wasch' es rein:
Aber trinken muß man Wein.

Mit Nr. 267 beginnen Lieder zum Lobe der Heimat, z. B. des Plattensees (Balaton):

O gesegnet Kanaan, Balaton und deine Flur,
Vieler armen Burschen wol süße Mutter bist du nur.
Gibst in ihre Krüge Wein und das Glas in ihre Hand,
Segensreiche Erde ist, Balaton, an deinem Strand.

Äpfel in der Pußta wächst, Korn in Kunság drin,
Äpfel, Nüsse, Haselnüss' in der Somogy Waldesgrün;
Segensreiche Erde ist, Balaton, an deinem Strand,
Segensreicher Wein auch wächst dort auf Zalas Hügelland.

Nr. 270:

O irdisch Kanaan,
Europas Eden du!
Fruchtkammer der Natur
Hast Alles immer zu!

Als Kerker bliebest du
Mir selbst erwünschtes Leid,
Denn deiner Grenze fern
Gibt's nicht Glückseligkeit.

Mit diesen verwandt sind die Lobsprüche auf das Juhászleben, z. B. Nr. 274:

Wenn Einer lustig lebt:
Der Juhász auch so lebt.
Im Wald, auf Wiesengrün
Pfeift, flötet, geht er hin,
Und schlendert, schreitet, bleibt
Auch oftmals sinnend steh'n.

Ebenso die Liedchen der Csikos auf ihre Rosse und auf das mit dem Csikosleben verbundene Abenteuer- und Räuberleben, sowie die Lieder gegen oder über das Soldatenleben. Den Schluß der ersten Abtheilung endlich machen einige Weihnachtslieder, z. B.:

Weihnacht ist es heut',
Feiertages Zeit.
Laufe, eil' zur Donau,
Fischer, hole Fischlein,
Leg' sie auf ein Tellerlein,
Trag' sie meinem Gotte hin,
Jesus Kristus sei gepriesen!

Die zweite Abtheilung enthält 193 längere Lieder, die vom Ungar „Dalok" genannt werden. Sie sind nach ihrem Inhalte ungefähr ebenso geordnet wie die Liedchen der ersten Abtheilung und tragen im Allgemeinen auch denselben Charakter wie diese, nur daß in ihnen der Ausführung mehr Raum gegeben wird und daß viele derselben für den Gesang berechnet zu sein scheinen, während jene wol nur zum Sprechen bestimmt sind. Da sie einer besondern Charakteristik nicht weiter bedürfen, so mögen nur noch einige, die sich durch Kürze, Abrundung, Eigenthümlichkeit oder Schönheit dazu empfehlen, als Proben mitgetheilt werden. Zunächst Liebeslieder, z. B. Nr. 3:

„Der Himmel ist noch schön, die Schwalbe zieht fort,
Und höre du niedliche Jungfer mein Wort;
Ei, sage mir Zierliche, sage mir traut:
Sag', bist du ein Mädchen, sag', bist eine Braut?"

„Ich bin keine Zierliche, bin auch nicht traut,
Bin Jungfer nicht, Mädchen nicht und auch nicht Braut:
Ich bin eine Blume in blühender Au,
In Sehnsucht wol sterbe ich bald um den Thau."

„Und bist eine Blume du wol in der Au,
So wandle ich selber mich um schnell zu Thau.
Ich flieg' auf die Blume des Abends — zu dir:
Und schwimme voll Lust bis zum Morgen auf ihr."

Nr. 14:

Ohne Eisen glitscht mein Schimmel,
Er kann nicht halten sich.
Ich kann nicht sein, beim Himmel!
Mein Liebchen, ohne dich.
Das Wasser abwärts flutet
In seinem ew'gen Gang.
Mein Herz, mein Herz verblutet
Mir in demselben Drang.
Die Berge sich umdüstern,
Wuthvolle Winde weh'n;
Das macht mir wenig Kummer:
Ich will zum Liebchen geh'n!
Durchpeitscht mich auch der Regen,
Mich trocknet Sonnenschein,
Wo nicht, kann auch der Pfarrer
Uns erst noch segnen ein.

Mich liebt mein blondes Täubchen
Auch so im vollsten Maß;
Und ich, ich lieb' sie grade,
Als wär' ich gar nicht naß.

Nr. 25:

Die Turteltaube gurrt am Pappelast;
Von Liebchens Haus nahm Abschied ich in Hast:
Wie schade, daß ihr Fenster gar so schmal,
Wir können uns umarmen nicht einmal.

Ich kann hinein nicht geh'n, sie nicht heraus,
Sonst sieht uns Jemand gleich vor ihrem Haus.
Nicht einen Kuß kann geben, nehmen ich,
Sonst hängt mein Haar am Fensterrahmen sich.

Verfaul' dein Holz, du schlechtes Fenster hier!
Haj! oder breche jedes Fach aus dir;
Was hinderst du denn mich und's Liebchen dran,
Daß ich sie nicht, sie mich nicht halsen kann.

Nr. 27:

In Bihar, in Borsod
Gibt's nicht so viel Ohren,
Wie oft meine Rose
Mir Treue geschworen.
In Bihar, in Borsod
Und selbst noch in Szabolcs
Gibt's nicht so viel Ohren,
Wie oft sie geschworen.

Der Hahn auf dem Miste
Scharrt nicht so oftmalen,
Wie oft ich und Rose
Zusammen uns stahlen.
Bei Tag doch und nächtig
Scharrt er stets bedächtig,
Nicht scharrt er oftmalen,
Als wir uns herstahlen.

Das Rad an der Mühle
Dreht nicht so viel Kreise,
Wie oft meine Rose
Mir Küsse gibt leise.
Und dreht sich's auch immer,
So hat sich's doch nimmer
So oft umgeschwungen,
Wie ich sie umschlungen.

Nr. 46:

Ganz farbelos, ganz farbelos
Der Bursch, solang' er ehelos;
Er schwitzt voll Pein, er friert voll Pein
Im Sommer, Winter ganz allein;
Doch nimmt er sich ein Weibchen schlicht,
So röthet sich sein Angesicht,
Es waschet ihn dann rosenroth
Der Liebe Thau bei aller Noth.

Ganz farbelos, ganz farbelos
Die Maid, solang' sie ehelos;
Sie schwitzt voll Pein, sie friert voll Pein
Des Sommers, Winters ganz allein.
Im Schatten doch von ihrem Mann
Sie schneller sich erwärmen kann,
Als in der Mädchenzeit sie's thut,
Legt sie sich gleich in Kohlenglut.

Und wer darum mit Mund und Hand
Entgegen ist dem Ehestand:
Ein dürrer Strauch an öder Stell'
Werd' dieser Niederträcht'ge schnell;
Auf dürrem Ast geh' er einher,
Auf dürrem Ast verdorre er;
Ein Hanfhemd trag' er immer doch,
Im Hanfhemd sterbe er auch noch.

Nr. 77:

Wahrlich, wahrlich, wahrlich wahr!
Kraus ist meines Liebchens Haar;
Kräuselt sich den Hals entlang,
Wie der Hopfen um die Stang'.

Wahrlich, wahrlich, wahrlich wahr!
Kraus ist meines Liebchens Haar;
Wär' es lieber nicht so kraus,
Burschenleerer wär' ihr Haus.

Wahrlich, wahrlich, wahrlich wahr!
Größter Schelm ist ein Betyár;
Küßt sein Lieb auf dunkelm Ort,
Höhnt es dann und macht sich fort.

Unter den nichterotischen Liedern, welche größtentheils länger sind, können wir nur einige wenige hervorheben, z. B. Nr. 112, ein Lied zum Preise des Morgens, das aus dem Jahre 1600 herrühren soll:

Ein schöner Vogel ist die Schwalbe, schön sie schwalbet,
Wenn noch der Morgenthau frisch von den Gräsern tropfet.
Und die kleine Lerche
Schneid't entzwei die Lüfte
Mit den Schwingen;
Schallet süß und lieblich,
Geht auf Sonnenstrahlen
Mit den Füßchen.

Und auch die Schnepfen alle Morgen prächtig pfeifen,
Die Hühnergeier fangen sich ringsum die Mäuse.
Und die Spatzen zwitschern,
Störche geh'n umher
Stolz und brüstend;
Alle Thiere jubeln,
Singen auf der Wiese
Voller Freude.

Es rascheln Elstern in den grünen, dunkeln Wäldern,
Es schlagen Nachtigallen in den niedern Stäuchern,
Enten baden lustig,
Und die Dohlen eilen
Zu den Brunnen;
Sonne sich verschönert,
Und sie wirft die Strahlen
Längs den Wegen.

Ein freudiges Erwachen fühlt jedes Wesen,
Es lacht den kleinen Vögeln wieder neues Leben;
Am bethauten Morgen
Sie sogleich beginnen
Ihre Arbeit;
Blumen sich eröffnen
Und die Gräser duften
Auf der Wiese.

Aufsteht auch schon der Sämann Morgens voller Freuden,
Es blasen frische Winde in der Zeit des Frühlings.
Einspannt er die Rinder,
Ackert seine Felder
Froh und glücklich;
Setzet fort die Arbeit,
Ziehet breite Furchen
In der Ordnung.

Und Gott, der Mächt'ge, wird bei ihm stehen segnend,
Er wird auch wol gesund des Sämanns Rinder lassen.
Waffen und Soldaten
Pflug und alle Eggen
Er regieret;
Hier auf Erden Garben,
Einst im Himmel Kronen
Er vertheilet.

Aus den Csikosliedern wählen wir das kürzeste, Nr. 125:

Bin im Niederland ein Csikos,
Stahl ein Roß aus Debreczin;
Strig' auf einen Bergeshügel,
Seh' hinab nach Debreczin.

Oeffne schnell dein Thor doch, Rosi,
Daß ich führ' mein Pferd hinein;
Gib ihm Hafer, gib ihm Heu gut,
Mach' das Bett dem Herrn auch fein.

Selbst der Vogel sä't und mäht nicht,
Fliegt doch nieder, fliegt doch hoch;
Ich auch sä' nicht, ich auch mäh' nicht,
Lebe ohne Kummer doch.

Nr. 129 ist eine Art Ballade, das einzige Gedicht dieses Genre:

Stahl ein Roß der Fehér Lászlé
Unter jenem schwarzen Hügel;
Wol mit allem Sattelzeuge,
Mit dem Riemen, mit dem Zügel.

Ihm zog nach die Gönczer Stadt gleich,
Wie es möglich, ihn zu fangen,
Alle Dorfschaft in der Gegend,
Selbst der Hauptmann ist gegangen.

„Gottes Segen! mein Herr Hauptmann!"
„Grüße Gott dich, Sohn! will fragen
Wie wol nennt man süßer Sohn dich?"
„Mein Herr Hauptmann, mag's nicht sagen."

„Hast du Vater, hast du Mutter?
Spreche wahr, gut geht's dann, Bester!"
„Hab' nicht Vater, hab' nicht Mutter,
Hab' nur eine schöne Schwester.

Fehér Anna heißt die Schwester
Und mein Roß hat weiße Füße."
„Frag' nach deinem Roß nicht, noch nach
Deiner Schwester schön und süße.

Sondern frag' nach deinem Namen,
Sonsten wird's dich arg bedrängen.
Fanget mir den Hundsfott, der nur
Taugt, am Galgen ihn zu hängen."

„Fehér László ist mein Name,
Trau' mich stets ihn noch zu nennen,
Doch weil man mich so benennet,
Ist nach mir so scharf das Rennen."

„Führet ihn hinab in Kerker,
In das Loch sollt ihr ihn bringen,
An die Händ' und Füße Eisen,
Will schon zum Gesteh'n ihn zwingen."

Als die Fehér Anna hörte,
Daß man fing den Bruder eben:
„Spanne, Kutscher, mir die Pferde,
Leg' Dukaten auch daneben."

„Guten Tag geb' Gott, Herr Hauptmann!"
„Perlenvöglein, Gottes Segen.
Um was kommst du, schönes Goldchen?"
„O Herr, meines Bruders wegen.

Wenn Ihr gebt heraus den Bruder
Würd' Euch Gott dann niemals strafen."
„Ich geb' deinen Bruder frei — willst
Eine Nacht du bei mir schlafen."

D'rauf sagt Nichts die Fehér Anna,
Geht zum Fluß nur bei den Buchen,
Von dem Flusse zum Verließe,
Ihren Bruder aufzusuchen.

„Gottes Tag dir, süßer Bruder!"
„Süße Schwester, schlecht wir's trafen!"
„Macht Nichts, will dich doch auslösen,
Ich will bei dem Hauptmann schlafen."

„Schlaf' mit ihm nicht, mit dem Hundsfott,
Den der Galgen sollt' belohnen,
Er beraubt dich deiner Zierde,
Wird den Bruder doch nicht schonen."

Drauf sagt Nichts die Fehér Anna,
Geht nur zum Flusse wieder,
Von dem Flusse zum Palaste,
Legt sich in das Brautbett nieder.

„Schläfst du denn schon, Fehér Anna?
Laß, mein Schätzchen, mich dich kirren."
„Ich schlaf' auch nicht, kann nicht ruhen
Ich hör' so viel Ketten klirren."

„Schlafe doch nur, süßes Schätzchen,
Du bist mein Rubin, mein Leben,
Schön dein Antlitz, wie dein Körper,
Um dich würd' ich Alles geben.

Wohl um Holz die Béres ziehen
Und ein Hirt die Nacht noch flötet.
Schläfst du denn schon, Fehér Anna,
Kleines Aepflein, sanft geröthet?"

„Ich schlaf' noch nicht, kann nicht ruhen,
Hör' so vieles Büchsenschießen."
„Schlafe doch nur, ruhe doch nur,
Wolle mich ins Herz nur schließen.

Schläfst du denn schon, Fehér Anna,
Höchster Schatz von allen Dingen?"
„Ich schlaf' noch nicht, kann nicht ruhen,
Hör' so viele Säbel klingen."

„Schlafe doch nur, ruhe doch nur,
Denn jetzt ist dein Bruder nimmer!"
„Mein Herr Hauptmann, mein Herr Hauptmann,
Sei verflucht denn, Herr, für immer!

Wasser soll vor dir sich fluten,
Koth sich hinter dir verdicken,
Deines Pferdes Fuß soll straucheln,
Sein Gewicht soll dich zerdrücken.

Dein Waschwasser soll in Blut sich
Wandeln und's Handtuch verbrennen,
Und dein Brot in Stein sich wandeln,
Gott mög' nie dich segnend nennen."

* * *

Diese Verse machten selber
Fehér László's beide Freunde;
Einer hängt hier rechts zu Handen,
Und der And're linker Seite,
In der Mitten Fehér Laczi,
Und sein Liebchen war schön Manczi.

Alle übrigen Räuberlieder sind mehr lyrisch und beschreibend als erzählend; doch gehören sie sämmtlich zu denen in welchen die eigentliche Romantik Ungarns zu Hause ist. Besonders hervortretend unter ihnen sind Nr. 136—138, die von dem berühmten Räuber Sobri Jozsi handeln, welchem nachgesagt wird daß er den Armen gegeben was er den Reichen gestohlen, und Nr. 139—141, welche die Räuber Zöld Marczi und Barna

Peter während ihrer Gefangenschaft und vor ihrer Hinrichtung schildern. Viel Laune und Schalkhaftigkeit ist in den Numern 149—158, z. B. 151:

> Freunde und Genossen,
> Wo sind meine Gänse?
> Waren ihrer zwölfe,
> Hatten weiße Schwänze.
>
> Eines war ein Gänsrich,
> Eine Gans die zweite;
> Schickt' nach ihnen meinen
> Mann in alle Weite.
> Sei der Mann verloren,
> Nur nicht meine Gänse!
> Krieg' schon wieder Männer,
> Doch nicht and're Gänse.

Von ganz besonderm Volkshumor und Feuer sind aber die Trink- und Weinlieder; nur gerade die besten so lang daß wir uns keine Mittheilung erlauben dürfen; zum Ersatz das kurze:

> Einmal sprach ein Kapuziner dieses,
> Einmal sprach ein Kapuziner dieses:
> Daß wol dieser Weinverächter
> Mohamed,
> Mohamed,
> Ein Prophet sei, doch ein schlechter.
>
> Einmal kam dem Narren der Gedanke,
> Er verbot den Wein, daß keiner wanke,
> Doch als vom Verstand ein Funken
> In ihn flog,
> In ihn flog,
> Hat er selber Wein getrunken.

Und hiermit möge zugleich der Bericht über die Volkslieder und überhaupt über die lyrischen Spenden der ungarischen Literatur geschlossen sein, damit wir noch etwas Raum für die Besprechung einiger epischer Dichtungen behalten, die nicht weniger als jene gekannt und gelesen zu werden verdienen. **Adolf Zeising.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

---

1. **Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Von Eduard Oskar Schmidt. Mit 2 Steintafeln. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**
2. **Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.**

Der Verfasser des zuletzt genannten Buchs verweist uns wegen des fremdartigklingenden Titels auf Tegnér's Frithjofssage. Nach der Zerstörung von Baldur's Heiligthum sitzt Frithjof kummervoll auf dem Grabhügel seines Vaters; er beschwört die Geister der Entschlafenen, ihm den Weg der Versöhnung zu zeigen; aber die Todten bleiben stumm. Die Sonne versinkt; die Abendlüfte singen ihr Lied sanft und mild; da naht plötzlich über die Meereswellen säuselnd eine aus Gold und Gluten gewebte Luftspiegelung:

> En hägring kalla vi det himlens under,
> i Valhall klingar hennes namn mer skönt.
>
> Die Hägring nennen wir dies Himmelswunder,
> In Walhall klingt sein Name schöner noch.
>
> Die Hägring zieht einen Goldkranz über das Thal und den grünen Hain; soweit der Blick reicht, schimmert ein Wunderglanz mit nie gesehenem Strahl.

Soviel zur Erklärung des gewählten Titels. Wollte man daraus den Schluß ziehen daß der Verfasser die Majestät und Schönheit der nördlichen Natur nur mit phantastischen Farben und in steter Verzückung gemalt habe, so würde man irren. Zwar zeichnet er uns dann und wann die Bilder des von ihm Geschauten in jener erhöhten Stimmung, welche die Meerfrau Gunnila in Denen erzeugt vor welchen sie ihre Wundereilande aus den Fluten emporsteigen läßt; im Ganzen jedoch erweist er sich als ein mit gesunden Sinnen ausgestatteter, ruhiger Beobachter, frei von sentimentaler Ueberspannung; wenn er Reflexionen einstreut, so sind sie geistreich und originell; in seinem Stil ist keine Spur von Weitschweifigkeit, vielmehr ist er fast zu gedrängt, bisweilen schroff abspringend, und die Andeutungen sind oft so kurz daß man um der Deutlichkeit willen eine weitere Ausführung wünschen möchte. Die erstgenannten Eigenschaften sind schon etwas werth bei einem Reisebeschreiber und selbst die springende Kürze verdient nach unserm Geschmack beiweitem den Vorzug vor der selbstgefälligen Breite und Geschwätzigkeit, womit uns manche Touristen zum zehnten male erzählen was wir schon neun mal gehört haben.

Der Verfasser der andern uns vorliegenden „Bilder aus dem Norden", Professor Schmidt, nennt in dem Vorworte als Hauptzweck seiner Reise „eigene Belehrung"; ferner sagt er: „Die Reiseliteratur über Skandinavien zählt so viele Bände daß ich eigentlich der Mode fröhnend um Entschuldigung bitten müßte wegen Hinzufügung dieses neuen. Das thue ich indessen nicht; ich glaube meinen besondern Standpunkt bewahrt zu haben." Dieser besondere Standpunkt dürfte darin bestehen daß der Verfasser als Naturforscher manche Dinge aus dem Thier-, Pflanzen- und Steinreich näher ins Auge gefaßt hat als andere Reisende; hierhin gehört z. B. das über 40 Seiten lange Capitel: „Die nordische Thierwelt nebst allgemeinen Bemerkungen über die geographische Verbreitung der Thiere", und ein anderes: „Zur Geschichte der Ost- und Nordsee." Auch finden wir in diesem Buche geschichtliche Nachrichten in den Capiteln: „Finmarken sonst und jetzt"; „Ueber die Ureinwohner von Skandinavien"; „Einiges über die alten Norweger". Im Uebrigen erzählt der Verfasser was ihm auf seiner Reise von Christiania über Land nach Bergen und von da längs der Küste bis zum Nordcap, sowie auf dem Wege durch Lappland nach Torneå und zurück über Upsala nach Stockholm begegnet ist. Sein Vortrag ist gerade nicht trocken, aber auch nicht lebhaft anziehend. Demjenigen welcher schon einige gute Reisebeschreibungen über Skandinavien gelesen hat wird das Buch nicht viel Neues und Anregendes darbieten. Doch würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir es zu den ganz überflüssigen Erscheinungen rechneten; denn abgesehen von dem Werthe seines naturbeschreibenden Theils mag es für Reiselustige, welche denselben Weg verfolgen wollen, manche brauchbare Fingerzeige enthalten.

Skandinavische Reisen sind in diesen Blättern schon mehrmals mit Ausführlichkeit besprochen worden; es kann demnach nicht unsere Absicht sein, den obengenannten Wanderern Schritt für Schritt zu folgen und ihre Beschreibungen auszugsweise vorzuführen. Das Wenige auf welches wir uns in dieser Beziehung beschränken wird hoffentlich unsere Leser interessiren; es betrifft zwei Gegenstände: einen weit berühmten Mann und ein völlig unberühmtes Volk.

Im Jahre 1810 wurde zu Bergen in Norwegen ein Mann geboren, dessen Name in beiden Hemisphären einen lauten Wiederhall gefunden hat. Ole Bull ist aber nicht nur ein genialer Violinspieler, er ist auch ein politischer Charakter und als solcher von bedeutendem Einfluß in seinem Vaterlande. Und das ist sehr natürlich. Ole Bull, mit einem lebendigen und klaren Geiste begabt, auf einer deutschen Universität gebildet, von thatkräftiger Freiheitsliebe und eifrigem Patriotis-

mus durchdrungen, ein Mann auf dessen glänzenden Ruhm seine Landsleute stolz sind, und dabei ein Millionnair, was in einem Lande, dessen jährliche Staatseinkünfte sich nicht auf volle drei Millionen Thaler belaufen, etwas sagen will, — ein solcher Mann muß in Norwegen eine gewichtvolle Stellung einnehmen. Wir glauben daß es den Verfassern der vorliegenden Reisewerke nicht an Veranlassung gefehlt hat, näher auf diese interessante Persönlichkeit einzugehen; indeß finden wir darüber nur gelegentlich eines Theaterbesuchs in Bergen folgende beiläufige Erwähnung in dem Schmidt'schen Buche:

„Kaum ist im Parquet noch Platz zu bekommen; namentlich Damen nehmen die Reihen ein, und es scheint etwas Außerordentliches vorsichgehen zu wollen, indem das zarte Geschlecht sich mit ganzen Blumenballen gewaffnet hat. Offenbar soll ein männliches Individuum damit bombardirt werden, da ich noch nie gesehen daß eine Schauspielerin oder Tänzerin von Damen mit Blumen belohnt worden wäre. Auch das Parterre ist überfüllt, und von den obern Galerien blicken auf dieses Getümmel die leidenschaftslosen Gesichter der Männer herab, welche die Districte Senjen, Helgeland und Finmarken auf den sonderbar gebauten Schiffen, den sogenannten Nordfahrern, nach der Stadt geschickt haben. Wie dürften sie es versäumen ihren berühmten geigenden Landsmann Ole Bull zu hören, um nach glücklicher Heimfahrt in den ärmlichen Hütten von den Wundertönen zu erzählen! Ole Bull gibt ein Concert. Den Enthusiasmus für ihn haben wir Deutschen seiner Zeit redlich durchgemacht. Das Portrait des Geigenspielers hat damals alle ästhetischen wie nichtästhetischen Blätter durchlaufen, sodaß er hier auf der bergenschen Bühne als alter Bekannter erscheint. Ole Bull ist Norweger mit Leib und Leben; alle seine Bestrebungen gehen auf die Geltendmachung norwegischer Nationalität, und so hat er sich unter Anderm in den Kopf gesetzt, ein norwegisches Nationaltheater zu gründen. Er hat das einer Privatgesellschaft zugehörige Theater übernommen und sich bemüht, eine norwegische Schauspielergesellschaft zusammenzubringen. Wenige verunglückte Versuche ausgenommen hat immer Dänemark seine Schauspieler über das Meer schicken müssen; und wie vollendet die Dänen auf der Bühne sind, kann man in Kopenhagen sehen, wo neben andern die Holberg'schen Lustspiele meisterhaft dargestellt werden. Die Mitglieder der Truppe von Ole Bull haben zum Theil dem Handwerkerstande angehört, sich aber mit Liebe ihrem neuen Berufe hingegeben und leisten Erfreuliches. In seinem Eifer, Nationales zur Geltung zu bringen, ist Ole Bull noch weiter gegangen. Er hat einige Bauerburschen und Mädchen engagirt, welche die Tänze ihrer Thäler vor den Bergensern aufführen müssen, versteht sich nach nationaler Musik. Am liebsten gesehen und gehört ist der Hallingtanz. . . ."

„Ole Bull ist Demokrat. Demokrat? wird man vielleicht fragen. Sind nicht alle Norweger geborene Demokraten? Da muß ich einschalten daß das nicht der Fall ist, daß zwar ein großer Theil der Bevölkerung mit der Verfassung in der jetzigen Gestalt zufrieden ist, daß aber eine nicht geringe Partei jene Reactionnaire nennt und wesentliche Umänderungen und Verbesserungen der von den lieben deutschen Demokraten so blindlings gepriesenen Verfassung anstrebt. Ole Bull ist echter Demokrat und als solcher ein geschworener Feind aller Beschränkung und Polizei. Als diese die ihr zukommenden Plätze in seinem Theater beanspruchte, sagte er: «Quod non; wenn ihr bezahlen wollt, sonst nicht.» Endlich gab er nach; die guten Wächter der öffentlichen Sittsamkeit und Sicherheit waren aber ebenso erstaunt als erzürnt, vor ihrer Loge ein großes Bret angenagelt zu finden, mit der Aufschrift: «Sitz für die Polizei.» Das hat der kühne Geiger natürlich herabnehmen müssen."

Bei dieser von Herrn Schmidt erzählten Anekdote fällt uns eine andere ein, die nicht minder charakteristisch für Ole Bull ist. Er spielte vor mehren Jahren, noch unter der Regierung Bernadotte's, im Schlosse zu Stockholm vor dem Hofe. Die Königin beehrte den Künstler mit den schmeichelhaftesten Aeußerungen ihres Beifalls und lenkte sodann das Gespräch auf Norwegen, wo man damals gerade starke Opposition machte. „Wenn Sie wollten", sprach die Königin, „so könnten Sie wesentlich auf die Umgestaltung der öffentlichen Meinung bei Ihren Landsleuten einwirken." Ole Bull that als verstehe er nicht recht. Die Königin trat deutlicher mit ihrem Anliegen hervor, worauf er entgegnete: „Ew. Majestät überschätzen mich; ich bin nur ein einzelner, schwacher Mensch; aber wenn ich auch den mächtigsten Einfluß auf mein Volk besäße, so könnte ich doch keinen Grund finden, ihn in der gewünschten Weise anzuwenden." Die Königin drehte dem Künstler den Rücken und dieser hat seitdem nicht wieder bei Hof gespielt.

Ohne uns weiter bei den Zügen unserer Reisenden durch Norwegen, Schweden und Dänemark aufzuhalten, folgen wir ihnen nur noch in eine Gegend welche von europäischen Touristen nicht oft betreten wird, zu einem seltsamen Volke, welches bestimmt scheint, nie in den Kreis einer höhern Civilisation einzutreten. „Man hat mich", schreibt Herr Pancritius, „nach meiner Rückkehr aus dem Norden oft und am häufigsten nach der Natur Lapplands und nach den Sitten seiner Bewohner gefragt. Ich will hier den Versuch machen, Land und Volk möglichst genau und treu abzuzeichnen." (Wir übergehen hier, was der Verfasser über die geologischen Eigenthümlichkeiten, die Vegetation, die Thierwelt und die Temperatur Lapplands mittheilt.) Bekanntlich pflegt man alle Länderstrecken welche von den nomadisirenden Lappen durchzogen werden Lappland zu nennen, d. h. den nordwestlichen Theil der russischen Provinz Finland, das schwedische Lappmarken und von Norwegen einen langen, schmalen Streifen längs der Reichsgrenze vom Varangerfjord bis in die Gegend von Drontheim."

„Man trifft schon Lappländer an, wo ein Nomadenleben unmöglich ist. Einzelne verdingen sich bei den Colonisten, selbst auf den Schiffbauplätzen der Städte, sind fleißig und arbeiten still, bis sie ein kleines Eigenthum erwerben, das dann schnell in Renthiere umgesetzt wird, mit denen sie ihre geliebten Berge durchziehen können. Die sogenannten Kirchspiels- oder Bettellappen sind in jeder Hinsicht herabgekommene Söhne der Wildniß, verrichten Dienste als Abdecker u. s. w. und leben von den ekelhaftesten Speisen. Sie verschmähen weder das Fleisch der gefallenen Pferde noch das des erlegten Wolfs. Die Fischlappen sind feste Ansiedler; sie pflegen einige Renthiere zu halten, die sie ihren nomadisirenden Brüdern zur Hütung anvertrauen. (Das Renthier hält sich nur in größern Heerden, und eine Zahl, geringer etwa als 200, vermindert sich schnell.) Das Leben der Fischlappen ist nicht angenehm; sie haben zwar feste Wohnungen, aber diese Baracken von Bretern und Zweigen sind viel weniger wohnlich als ein ordentliches Lappenzelt. Diese Lappen wohnen meist einzeln und sind ungesellige Leute. Nur zu größern Fischereien verbinden sie sich mitunter. Dem Gaste ihr Brot zu brechen, fällt ihnen nicht ein. Sie backen aus Fischen und Fichtenrinde eine Art fast ungenießbaren Brotes. Nur wenn der Reisende mit der Flasche in der Hand zu ihnen kommt, findet er Aufnahme. Ein Juckastaka, d. h. ein Schluck, macht ihn zum lieben Bekannten. Eine bessere Art (und den eigentlichen Volkstypus darstellend) sind die nomadischen Alpenlappen, welche im Winter bis in die Wälder hinabziehen; im Sommer werden sie von der Hitze und den Mücken mit ihren Thieren nach den Bergen getrieben. Das Ren bleibt nicht in der Ebene, wenn es zur warmen Jahreszeit kommt. Die Heerde macht sich sogar, wenn im Winter einmal Thauwetter eintritt, was freilich sehr selten geschieht, ohne Führer auf den Weg."

„Die Nähe eines echten Lappenlagers kündigt sich schon von ferne an. Das Gekläffe der kleinen Hunde, das eigene Grunzen der Rene und der aufsteigende, sich nach den Seiten verbreitende Rauch ist weithin wahrnehmbar. Die Hütte selbst sieht sehr unregelmäßig aus, hat aber doch im Allgemeinen die

Form eines abgestumpften Zuckerhuts. Es werden 16—20 Stangen kreisförmig in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden. Das Gestell wird mit Segeltuch oder Walmar (grobem Wollenzeug) oder auch mit Filz umhängt. Einige Stangen werden oben freigelassen und so bildet sich auf die einfachste Weise die Rauchöffnung. Der Eingang ist mit einem dreieckigen Stück Tuch geschlossen. Die Zeltdecke liegt ringsum ziemlich weit auf der Erde, um die nicht im Innern aufbewahrten Gegenstände des Haushalts und etwaige Vorräthe gegen das Wetter und andere Feinde zu sichern. Oft wirft ein Sturm die ganze Herrlichkeit um, besonders im Winter, wenn die in den Schnee gesteckten Stangen noch nicht festgefroren sind. Große Vorräthe schleppt der Lappe nicht mit sich. Den täglichen Bedarf geben ihm ja die Rene. Er geht alljährlich dieselben Wege und schlachtet und wintert sich ein immer an denselben Plätzen. Da baut er in Manneshöhe sein Vorrathshaus wie ein Vogelnest auf einen oben abgehauenen entästelten Baumstamm. Ein an der Erde danebenliegender eingekerbter Baum kann als Leiter angesetzt werden. Hier werden Fleisch und andere Vorräthe, auch die Kleidung der just nicht herrschenden Jahreszeit aufbewahrt, gesichert gegen lüsterne Thiere. Ein Diebstahl ist in jenen Gegenden unerhört; der vorüberreisende Fremde nimmt dagegen ohne Scheu und ohne Tadel, was er zum Unterhalt braucht."

„Wir heben die Thüre der Hütte auf und treten tiefgebückt ein. Es ist Mittagszeit. In der Mitte brennt am Boden ein Feuer von rohen Steinen eingeschlossen. An Ketten hängt von den Zeltstangen ein Kessel darüber. Der Rauch füllt den ganzen Raum und zieht sich behaglich aus dem obern Luftloch. Mücken gibt es hier nicht. Nur Lappländer können hier ausdauern. Der Hausherr bereitet eben das Mahl. Er kocht Renthiermilch, brockt Käse dazu und würzt die Speise mit Renthierblut. Er ist ein reicher Mann und guter Wirth, darum hat er auch Salz und etwas Mehl «zum Anrühren». Das ist die gewöhnliche Sommerkost. Brot zu backen ist dem Lappländer viel zu weitläufig. Er bedarf dessen auch nicht und muß im scharfen Winter namentlich vorallem um sein tägliches Fleisch sammt dazu gehörigem Fett bitten. Da geht es denn hoch her und es fehlt keineswegs an Delicatessen. Man bereitet Wurst, man kocht das Fleisch und röstet kleine Stückchen davon als Zwischenessen, taucht das übrige in das abgeschöpfte Fett und trinkt die kräftige Brühe; der Fischlappe begnügt sich mit dem Wasser in dem er seine Beute kochte. Man zerschlägt die im Sommer gesammelte Milch und läßt ein Stück im Munde zergehen oder man schabt sich etwas mit dem Messer ab. Auch wird wol ein Bär, ein Biber geschossen. Der Fjälllappe führt einen sehr kräftigen Tisch und hat es viel besser als unser Landmann. Tische hat er freilich nicht. Eine Matte (Dållo) von Birkenrinde wird auf die platte Erde neben das Feuer gebreitet. Es ist gegen ihre Sitte, vom bloßen Boden zu essen; selbst auf der Reise legt der Lappe wenigstens seinen Handschuh an die Erde um davon zu essen. Rings um das Feuer am Rande der Hütte liegen die Schlafstellen, Birkenreisig mit Fellen bedeckt. Der Hausherr hat wol auch ein mit farbigem Tuch besetztes Schaffell, das ihm als Kopfkissen dient. Die Schlafstätten dienen jetzt als Sophas. Dem Eingange gegenüber sitzt der Vater, neben ihm seine Frau, zur Seite die Kinder, gegenüber Dienstboten oder arme Anverwandte die deren Stelle vertreten."

„Der Gast wird auf den Ehrenplatz zwischen den Eheleuten geführt. Man reicht ihm die Hand. Die sonst allgemein übliche Sitte des Nasenreibens wird ihm selten zutheil. Die Leute riechen nicht zum besten und die Bettellappen stinken sehr. Der Kuß ist nur unter manchen Verwandten üblich; bei den Besuchen, die sie namentlich im Winter auf Schneeschuhen einander abstatten, werden viele unnütze Redensarten gewechselt und das Nasenreiben nach Stand und Würden modificirt. Vor und nach Tische wird barhäuptig und still und kurz gebetet. Beim Vorlegen des Fleisches wird Allerlei beobachtet. Namentlich dürfen die Weiber von alter Heidenzeit her nicht Alles essen. Am Eingange des Zelts steht ein Wassergefäß, das fleißig benutzt wird. Nach dem Mahle reicht man sich die Hand, zuerst Mann und Frau und dann in der Reihe herum. Nun waschen die Weiber das Geräthe, die hölzernen Teller und den Kessel. Die Löffel trägt man meistens bei sich; sie sind oft ganz artig aus hartem Holz oder Renthierhorn geschnitzt und verziert. Dann wird Alles ziemlich ordentlich weggelegt; der Raum ist zur Unordnung in der That zu enge. An den Stangen hängt auch Allerlei; diese schwarzberäucherten rundlichen Beutel sind Renthiermagen, in denen man die Milch für den Winter aufbewahrt. Man hat dazu noch kleine Holztönnchen, die, wenn die Milch gefroren ist, in der Mitte auseinandergenommen werden. Die Lappländer gebrauchen den großen Reichthum an Beeren auch zur Würze der Milch."

„Treten wir nun ins Freie! Der Lappe nimmt sein Fläschchen mit aufgelöstem Pech hervor und frischt den mückenfeindlichen Geruch seines Gesichts an, wie wir es etwa mit Eau de Cologne thun. Es ist Abend, obwol die Sonne noch hoch am Himmel steht. Wir sind nun schon an den stetigen Tagesschein gewöhnt, der im Anfange sehr beschwerlich fällt, namentlich wenn man den Schnee vor sich hat. Der Lappe hat viel mehr Tag als wir. Die langen Dämmerungen, das Schneelicht, der Nordschein machen auch seinen sonnenlosen Winter fast beständig hell. Die Luftspiegelung ist so stark daß man oft schon in Torneå am längsten Tage die Mitternachtssonne beobachten kann. Bei warmem Wetter soll man die halbe Scheibe, bei kaltem wenigstens den obern Rand sehen."

„Besehen wir uns nun unsere Wirthsleute. Sie sind alle gleich gekleidet. Mann und Frau unterscheiden sich nur durch die Form der Kopfbekleidung, die bei dem Manne ein rundes Käppchen, bei der Frau etwas complicirter ist. Die verschiedenen Marken haben hierin ihre bestimmten Moden. Den Körper deckt eine braune Blouse von Walmar, mit rothen und blauen Streifen besetzt. Der breite Gürtel von Leder ist mit selbstgezogenem Zinndraht gestickt, mit viereckigen Silberbuckeln verziert. Alles Silbergeräth muß klingeln und klappern, an Ringen, Bechern und Löffeln hängt allerlei Blattwerk und kleinere Ringkettchen. Dergleichen Zierathen sieht man übrigens auch in schwedischen Provinzen. Am Gürtel hängt das Messer in einer Scheide, ein Beutel mit Feuerzeug, Taback, der kurzen Pfeife von Eisen oder Holz, Tabacksdose u. s. w. Taback raucht Jeder: Herr und Knecht, Mann und Frau, Vater und Kind."

„Auch allerlei sonderbare Sachen von unerklärlichem Gebrauch tragen sie am Gürtel, zum Theil gewiß Zauberamulete. Die Stiefel sind an die Hosen befestigt und haben vorn umgelegte Sohlen, was bei dem steinigen Terrain sehr zweckmäßig ist. Um die Schenkel wickelt man den Komager, eine Ledergamasche, in den Sumpfstrecken ganz unentbehrlich. Der Komager wird um die Knöchel so festgebunden daß nur ein Lappländer es ertragen kann, der blos davon seine dünnen Beine bekommt. Statt der Strümpfe wird trockenes, weichgeklopftes Riedgras zwischen Hose und Haut gebracht. Die Weibertracht ist ganz ähnlich, nur von Renthierfellen gemacht und doppelt."

„Die Gesichtsbildung ist nicht schön; namentlich senken sich die Augen scharf nach der Nase, sind klein und entzündet. Das breite Gesicht läuft über die eingefallenen Backen in ein spitziges, bartloses Kinn aus. Es gibt viele Augenkranke unter ihnen, im Alter werden sie oft blind und fast Alle blinzeln beständig mit den Augen. Wer aber einen an der Radesyge leidenden Lappländer sah, wird den entsetzlichen Anblick nicht vergessen. Diese aus Norwegen herübergekommene Krankheit scheint in einer Zusammenschrumpfung der Haut zu bestehen. Sie gehört zu den wenigen (?) Krankheiten die von den Medicinern nicht verstanden und nicht curirt sind. Die Lappländer erscheinen vielleicht auch kleiner als sie wirklich sind, weil sie etwas seitlich gebückt gehen, woran sie sich beim Skilau-

fen*) gewöhnen mögen. Die Figur ist schlank, ein Dickbauch selten; sie sind überaus gelenkig und behende, wenn sie es wollen oder müssen."

„Sie thun durchschnittlich gar Nichts; nur am Abende, wenn die Heerde heimkehrt, ist Alles Leben und Thätigkeit. Man hört das eigenthümliche Knicken in den Fußgelenken der Renthiere schon von weitem. Es ist oft und sehr passend mit dem Geräusch verglichen worden, das der elektrische Funken beim Ueberspringen hervorbringt. Es rührt von einem länglichen Knochen unter dem Horn des Hufes her, der einige Aehnlichkeit mit dem sogenannten Krebsstein hat, und die Natur scheint es diesen Thieren gegeben zu haben, damit sie sich im dichten Schneetreiben nicht voneinander verlieren."

„Die Heerde ergießt sich von der Höhe wie ein Strom. Die Hirten treiben mit lautem Ruf, die Hunde bellen laut rund umher. Einzelne Thiere, dort auch ein Paar zusammen, verweilen und rupfen noch ein mal an dem moosbewachsenen Grund. Die Heerde drängt sich dicht zusammen. Die Geweihe — unser Gastfreund mag wol tausend Thiere haben; es gibt aber doppelt und vierfach so zahlreiche Heerden — bilden einen wandelbaren Wald. Wäre all dieses Geäste belaubt, man dächte an den Hain von Birnam im „Macbeth". Gewaltsam strömt endlich Alles in ein lockeres Gehege. Die Thiere stellen sich in den Rauch, der sich von den Feuern über sie wälzt, die man an der Windseite anzündet. In der Mitte des Gehegs stehen Stangengerüste. Hier wird jede Kuh gebunden, um sie zu melken. Das Ren ist ein unbändiges Thier, es sträubt sich, es hält die Milch zurück, und der Melker oder die Melkerin tractirt es mit Faustschlägen, von denen die Haare reichlich in die Melkgefäße stäuben. Kleine Buben fangen die Thiere, indem sie ihnen eine Schlinge über das Geweih werfen. Sie treffen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit mitten im dichten Schwarm jedesmal das bestimmte Thier. Merkwürdig ist es, wie der Lappe die Thiere kennt, wie er mit einem Wort jedes einzelne Stück den Seinigen bezeichnet. Er steht vor der Gamme und überzählt schon von weitem die Heerde, er weiß ob ein Thier und welches sich verlor. Unser einem wird es anfangs schwer nur die Kühe von den Männchen zu unterscheiden. Allmälig findet man freilich daß die zahmen Rene viel mehr Verschiedenheit haben als die wilden. Alle Hausthiere werden bunter. Auch hier sieht man hellfarbige und weiße Flecken an verschiedenen Körperstellen; zudem hat jeder Hausgenosse eigene Thiere mit seinem Zeichen unter der Heerde."

„Bei Nacht wechseln die Glieder der Familie sämmtlich stundenweise in der Bewachung. Die Uhr haben sie am Himmel und im Kopf. Sie sind gute Astronomen, halten auch viel vom Kalender, weil ihre Geschäfte ziemlich nach dem Datum bestimmt sind. Früher waren Stäbe mit Runenzeichen ihre Kalender, jetzt können Viele lesen oder doch im Kalender nachsehen. Wer seine Wache gethan hat, kommt in die Gamme, kriecht mit seinen Hunden, denn es hat Jeder seine bestimmten Wachgehülfen, über die Schlafenden hin und schickt seine Ablösung fort. Die Hunde sind klein, schmuzigbraun mit zottigen Haaren und aufrechtstehenden Ohren. Der Lappländer liebt seinen Hund sehr, er theilt mit ihm seine Speise, was seine Brüder schwerlich von ihm erlangen würden."

„Im Gebirge ist ein Platz bald abgeweidet; im Walde, der nur im Winter bezogen wird, ist das Terrain größer. Deshalb wechselt der Lappländer auch im Sommer sehr häufig seine Lagerstätte. Unser Wirth hat noch einen andern Grund dazu. Ihm ist vor einigen Tagen ein kleiner Bube geboren, den bringt er nun allmälig in die Nähe der Alpenkapelle, wo der Pastor am nächsten Sonntage einen Lappengottesdienst abhalten und die inzwischen einpassirten Neulinge taufen wird. Da werden denn schnell die Zelte abgebrochen und etwa zwanzig zum Lasttragen geeignete Thiere tragen sämmtliche Habseligkeiten fort."

*) Ski = Schneeschuh oder Schlittschuh.

„Während der Hausherr mit dem ersten Thiere abwandert, das er am Riemen führt und an das die folgenden in langer Reihe befestigt werden, und während die andern Lappen die Heerde zusammentreiben, um sie langsam nachzubringen, haben wir uns nach dem kleinen Weltbürger umzusehen. Er hängt in seiner Wiege oben an einem schwanken Birkenstämmchen und schaukelt sich gemüthlich im Winde. Die Wiege heißt Jätka und der kleine Lappländer steckt darin wie in einer Puppe der Schmetterling. Es ist ein leichter Kasten von Renthierfellen und Holzstäben, weich gefüttert, und das nackte Kind liegt oder steht vielmehr — denn man hängt diese Lautenschachtel aufrecht an den Baum und trägt sie auch so auf dem Rücken — in weichem trockenem Grase; die Mutter nimmt ihn häufig heraus, wäscht ihn im Kessel, was dem Jungen gut zu gefallen scheint, und erneut die Windel von Heu. Ein von dem Rückstücke nach vorn lose übergeschlagenes Stückchen Tuch schützt ihn vor der Sonne und den Mücken. Ein paar Glasperlen hängen daran an Fäden und spielen das Kind in sein Traumschlafen zurück. . . . ."

„Hat es ein Lappe zur Wohlhabenheit, d. h. zu einer zahlreichen Renthierheerde gebracht, so führt er ein angenehmes Leben. Im Winter bindet er seine Ski, die langen Schneeschuhe, unter die Füße und fliegt über Berg und See, oder er spannt auf sehr einfache Art das Renthier vor seinen sonderbaren Schlitten. Da besucht er Freunde, man plaudert, spielt Karten oder das Wolfsspiel. Die Karten malt er sich gelegentlich auf Birkenrinde mit Renthierblut. Er schießt nach dem Ziele, klettert um die Wette u. s. w. Es kommen die Jahresmärkte. Da zieht er mit reicher Fracht nach den Städten, feilscht mit den Kaufleuten und läßt sich nicht hintergehen, denn er ist kein Thor der vor dem Handel trinkt. Wollte er es sich nachher versagen, würde er sich selbst für närrisch halten. Er kann alle seine Nothwendigkeiten an Waffen, Zeugen und Geräthen einkaufen, Salz und Mehl mitnehmen und trägt doch noch einen hübschen Vorrath Silberthaler mit nach Hause. Er verwahrt sie in Felsenspalten, unter einsamen Steinen, in der Erde, kurz an Stellen die er allein kennt. Vor seinem Tode, wenn er nicht plötzlich stirbt, sagt er seinen Erben von den verborgenen Schätzen. Eine Stelle nur verschweigt er. Was da liegt hat er den Schutzgöttern seines Territoriums als Opfer dargebracht, trotz seiner christlichen Religion und der Alpenkapellen. Seine Abgaben an den Staat sind unbedeutend, doch sein bischen Christenthum kommt ihm theuer zu stehen. In neuerer Zeit haben Einige wol auch ihr Geld in den Kirchenkasten gelegt. Ich weiß wirklich nicht, ob die Idee der Verzinsung schon Wurzel unter ihnen gefaßt hat. Das eigentliche Vergnügen des Lappen ist eine heimliche Reise zu seinen Schatzkammern und sein Spiel mit den blitzenden klingenden Stücken. Daß ein reicher Lappe sein Nomadenleben aufgegeben und sich in glücklichern Gegenden niedergelassen hätte, ist wol noch nicht vorgekommen." 27.

Neue Romane.

1. Der Blinde und sein Sohn. Ein Roman von Adolf Weisser. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1852. 8. 4 Thlr.

Wer einen guten Theil seines Lebens verwendet hat, sich mit dem Neuen der schönwissenschaftlichen Literatur Deutschlands bekanntzumachen, der ertappt sich eben nicht selten auf der Frage: Was soll das Buch eigentlich vorstellen? Referent muß sich auch bei vorliegendem Buche zu dieser fatalen Frage bekennen. Der Titel verkündet einen Roman, und sofern ein solcher in mehre Bücher zerfällt und diese wieder in Capitel eingetheilt, jedes derselben auch mit einem Motto gekrönt zu werden pflegt, haben wir allerdings einen Roman vor uns. Wollen wir noch mehr, so können wir sagen: der Roman spielt im 18. Jahrhundert. Nun aber gibt es nicht Wenige die eine derartige Auskunft als befriedigend nicht

anerkennen, vielmehr nach dem Inhalte trachten, nebenher den Geist zu erhaschen streben der das Ganze durchdringt, um möglicherweise über die Tendenz desselben ins Reine zu kommen; denn wenn auch die Zeit einseitiger Tendenzromane so ziemlich vorüber ist, so muß doch immer noch jeder Roman die Berechtigung seiner Existenz insichtragen. Sodann verlangt man daß — aber ein Referent soll den Inhalt des Buchs nachweisen, nicht aber die Foderungen des Lesepublicums registriren! — Dann freilich geräth gegenwärtiger Referent in eine Klemme, die kaum abzustreifen ist, denn gedrängte und doch verständliche Kürze ist reine Unmöglichkeit und eine Relation von A bis Z der Gefahr der Langweiligkeit preisgegeben, und ein Literaturblatt hat Nichts mehr zu scheuen als eine solche Gefahr. Helfen wir uns daher mit etlichen Einzelheiten; dem Publicum steht ja das ganze Buch jeden Augenblick zugebote! Also — introducirt wird „Der Blinde und sein Sohn" durch einige Schnitterinnen, die wahrscheinlich aus einer Theatergarderobe costumirt sind, wenigstens sprechen diese guten würtemberger Landmädchen reine Vollblutbirchpfeiffereien. Uebrigens heißt der Blinde Starklof und sein Sohn Anton. Früher hieß der Alte Bernstorf, war ein beliebter Hofcavalier, ward aber bei dem nächsten Herzog, Karl, unbeliebt und durch einen Schurkenstreich in Venedig des Augenlichts beraubt. Warum er nun, obgleich ihm der Urheber seines Unglücks nicht unbekannt blieb, dennoch in das würtemberger Land zurückkehrt, warum oder wodurch er arm geworden ist, das sind Fragen an das Schicksal und dieses weiß zu schweigen. Auch der Roman ist stumm; allein man müßte ebenso blind sein wie der alte Starklof, wenn man nicht bald gewahrte daß Würtemberg nicht zu umgehen ist, weil die Erzählung von der nichtsnutzigen Hofwirthschaft mit Maitressen und dem Juden Süß angebracht werden mußte. Daß man den Juden aufhing, war jedenfalls ein Mord; aber der Jude konnte auch wol etwas klüger sein. Sodann mußte Moser, dieser gottesfürchtige vielschreibende Zopf, seine Rolle spielen. Uebrigens ist dieser historische Theil des Buchs noch immer das Beste, freilich auch das Leichteste, denn es durfte nur das reiche, überall zugebotestehende Material, etwa aus Schlosser, zusammengestellt worden, und das ist denn auch wenn nicht in künstlerischer, doch einfach referirender Form geschehen. Trotz Maitressen und Verführungen ist doch Alles ganz decent behandelt und darum auch wol Casanova weggelassen, der bekanntlich auch in Stuttgart um jene Zeit etwas abenteuerte. Wo bleibt denn nun aber der Blinde und sein Sohn? Der Letztere soll als ein wohlgewachsener Mensch zum Soldaten gepreßt werden und geht daher als Zimmermann auf die Wanderschaft. Der Vater gibt ihm noch einen alten Dolch mit und verbietet ihm nach Venedig zu gehen. Natürlich kommt er von der Schweiz aus nun doch nach Venedig, und hier ist von einer unklaren Geschichte die Rede, in die eine Judenfamilie, auch mit Süß zusammenhängend, verwickelt ist. Anton hat eine Art Mignonverhältniß zu einem Judenmädchen, die als sentimentale Seiltänzerin ihr Leben verliert, und nachdem, wie auch sonst schon im Buche, von Humanität Eins und das Andere vorgebracht worden, beschließt Anton seine Lebenstage in der Schweiz, hat jedoch vorher den Dolch, auf den eigentlich Nichts ankommt, irgendwo im appenzeller Lande vergraben. „Dort ruht das Messer in der Erde, bis es in späterer Zeit ein Glücklicherer hebt." Wozu?

2. Herzel und seine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmischen Schulleben vom Verfasser der „Südslawischen Wanderungen". Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Buch ist Alfred Meißner „zur Erinnerung an Dies und Jenes" gewidmet und wird am Schlusse des „Vorwörtchens" „Gott und dem «Deutschen Museum»" befohlen (empfohlen?). Was soll nun ein ordinairer Berichterstatter d. Bl. mit einem Buche beginnen, worüber eine Meinung zu haben nach jener Empfehlung bedenklich erscheint? Indessen, was kümmert es einen Recensenten was jene beiden Mäcenaten thun oder lassen? Also nur frischweg angezeigt! Was daher zuerst das Formelle anbetrifft, so sagt der Verfasser schon selbst, daß wir weder einen Roman noch eine Novelle, sondern lediglich zwei Bände vor uns haben, die man „Federzeichnungen" nennen könne. Das kann man thun. Zutreffend aber ist diese Bezeichnung ebenso wenig, oder nur insofern als das Buch mit einer Federpose oder Metallfeder geschrieben ist. Wenn sodann der Verfasser sich über die ihm geäußerte Besorgniß, „daß nicht wenige Leser nur mit ernstlicher Gefahr für ihre Lungen über einzelne Stellen dieser Zeichnungen würden hinwegkommen können, die viel mehr Aehnlichkeit mit einer Tagereise als mit einem wohlgefügten deutschen Redesatze hätten", nur leicht mit einem politischen Witze hinwegschlüpft, so ist das eine Nichtachtung der Kunst und des Publicums, die nicht gutgeheißen werden darf, wie vielfältig man dergleichen Vernachlässigungen heutzutage auch begegnet. In dieser Beziehung hat der Verfasser Nichts für sich als den bekannten Ausspruch: „Ueberall wo die Kunst fiel, ist sie durch die Künstler gefallen." Mit einem Witz, einem Scherz ist dergleichen nicht abgethan. Der echte Witz, der wahrhafte Scherz bedingen auch eben solchen Ernst, wie wir das überall im Leben und in der Kunst auch finden. Doch genug! Nehmen wir das Buch wie es nun einmal ist, so scheinen den darin handelnden Figuren wirkliche Persönlichkeiten gesessen zu haben, wie denn der Student, welcher den Spitznamen Horaz führt, leicht Alfred Meißner sein mag, der sich ja „an Dies und Jenes" erinnern soll. Die Hauptfigur bleibt jedoch Herzel Samuel, der Sohn eines jüdischen Trödlers, der in die christliche Schule gethan wird, weil der Alte sich in den Kopf gesetzt hat, der Junge müsse was Rechtes werden. Wie wol meistens überall, so ist auch hier der arme Judenjunge der Sündenbock, auf dem alle dummen und schlechten Streiche der Andern abgeprügelt werden; die stete Zielscheibe des Hohns und der Verachtung. Dennoch hält er aus. Nicht einmal der Hunger bitterer Armuth bringt ihn aus dem Gleise. Er quält sich durch, und richtig sehen wir ihn am Schlusse als vielgesuchten Arzt sogar in eleganter Equipage seinem Berufe folgen. Zwischen Horaz und einem Judenmädchen entwickelt sich ein zartes Verhältniß, welches fortbesteht als er politisch geächtet Böhmen verlassen hat. Das Mädchen erscheint edler als er; überhaupt ist dem Verfasser das Judenleben geläufiger als jedes andere, selbst in ihren Wohnungen ist er mehr zu Hause als anderswo, wie wir denn z. B. von ganz Prag Nichts zu sehen bekommen als das Judenviertel. Doch ist das Alles nicht, sondern das „böhmische Schulleben" schon nach dem Titel die Hauptsache. Da werden denn allerlei curiose Creaturen vorgeführt, wie sie unter Pädagogen aller Art sich auch heutzutage noch häufig genug finden, und die eigenthümliche Erscheinung daß Männer die berufen sind Andere für das Leben auszubilden selbst dem Leben fern stehen, mag zunächst in Böhmen allerdings manche seltsame Regenten einer hölzernen Scholastik aufzuweisen haben. Ob sie aber, wie hier im Buche, sich vielfältig als Caricatur geben, können wir nicht beurtheilen, wie denn auch die böhmischen Schulverhältnisse überhaupt nur insoweit deutlich werden daß wir uns in die Nähe des Mittelalters versetzt glauben, mindestens nicht in das laufende Jahrhundert. Uebrigens finden wir so ziemlich dieselben Erscheinungen wie sie auch sonst vorzukommen pflegen: allerlei Absonderungen unter den Schülern, Complots und sonstige Jugendthorheiten und manche Persönlichkeiten; manche Situationen sind auch ganz gut gezeichnet. So recht eigentlich gefesselt wird man jedoch nirgend: das Einzelne wie das Ganze ist nur so flüchtig ohne sonderlichen Ernst hingeworfen, als sei es dem sonst ganz talentvollen Verfasser nur darum zu thun gewesen, ein Buch zusammenzustellen welches zunächst für Freunde und Bekannte Interesse hat. Unterhaltend ist das Buch jedoch in gar manchen Partien, z. B. in der Scene mit dem Dechanten. 36.

Engländer und Franzosen. Eine Parallele. Von Adolf Helfferich. Berlin, Hertz. 1852. 8. 1 Thlr.

Die naturwissenschaftliche Richtung unserer Zeit hat auch auf die Physiologie der Länder und Völker den belebendsten Einfluß geübt. Wie dürftig nahmen sich früher die Charakteristiken der Völker aus, wie einseitig generalisirten Reisebeschreiber ihre flüchtigen Bemerkungen zu einem Bilde des Volkscharakters. Erst seit K. Ritter den Einfluß der Landesart auf die Entwickelung seiner Bewohner im Einzelnen mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufwies, seit sein Schüler Mendelssohn mit seinem Meisterwerke „Das germanische Europa" hervortrat, sind wir zu einer wahren Physiologie der Völker gelangt, wie sie unlängst Frankenheim in Breslau gab. Eine tüchtige Kenntniß der Culturgeschichte ist neben der der geographischen Verhältnisse das Haupterfoderniß eine treffende Charakteristik der Völker zu schreiben, und besonders fruchtbar ist die Form der Parallele, welche unser Verfasser gewählt. Ohne gründliche Geschäftskenntniß wird man immer Gefahr laufen, den augenblicklichen, vielleicht pathologischen Zustand eines Volks für den normalen zu halten, wie besonders viele Werke über Frankreich lehren. Helfferich steht die vollste Kenntniß der politischen Geschichte, der socialen, religiösen und Verfassungszustände beider von ihm betrachteten Völker zugebote; die geographischen Momente, welche zur Erklärung der Handels- und Gewerbsblüte von England so wichtig sind, hat er weniger hervorgehoben.

Seine Vorliebe für die englischen Zustände ist unverkennbar und im gegenwärtigen Augenblick sehr natürlich, doch verkennt er nicht die großen Mängel im Kirchen- und Schulwesen und der Rechtspflege. Aber er läßt den Leser an den meisten Stellen selbst urtheilen und gibt ihm eine lichtvolle und gelehrte Entwickelung der Verhältnisse. Einige Hauptgegensätze beider Völker, welche der Verfasser in den betreffenden Abschnitten weiter ausführt, sind: Die Geschichte Englands ist die Geschichte der Nation, die Geschichte Frankreichs die des französischen Königthums; der Engländer ist der Mann des Wesens, der Franzose ein Mann der Form; dem Engländer ist das Recht der Inbegriff der geschichtlichen Entwickelung des öffentlichen Lebens, für den Franzosen hat es die Bedeutung des idealen Vernunftstaats; der Engländer ist zu schwer, der Franzose zu leicht zum Wechsel geneigt; der Engländer führt sein Leben am liebsten in seiner Familie, daher die von Einer Familie bewohnten Häuser in London, daher die Uebertragung der Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens durch die Abtheilungen auf die Gast- und Kaffeehäuser, — dem Franzosen fehlt der Sinn für die Reize des Familienlebens, daher das Kaffeehausleben, die kasernenartigen Häuser für viele Haushaltungen in Paris, die Erziehung der Kinder fast von der Geburt bis zur Selbständigkeit außer dem Hause. Der Franzose will den Staat allmächtig und verlangt auch Alles von ihm, daher die Centralisation Frankreichs; der Engländer ist eifersüchtig gegen jede übertriebene Einmischung des Staats, daher das großartige Vereinswesen und die Selbstregierung des Landes. Wie die Centralisation Frankreichs jede gedeihliche Verfassungsentwickelung des Volks unmöglich macht, indem alle Beamten von der Regierung abhängen und es außer ihnen keine unabhängigen und zugleich sachverständigen Männer gibt, wie sie am leichtesten in der Classe der Gemeindebeamten in andern Ländern gefunden werden, hat der Verfasser gut entwickelt. Es ist deshalb wesentlich einerlei, welchen Namen die Spitze des centralisirten Frankreichs führt; solange die Präfecturverfassung besteht und den Corporationen jede eigene Verwaltung entzogen ist, kann die Regierung jedes einzelne Departement für die Wahl misliebiger Deputirten dadurch bestrafen daß sie ihm die Wohlthaten des Staatsschatzes für öffentliche Arbeiten und dergleichen entzieht. Den Uebelständen welche aus der zuweitgetriebenen entgegengesetzten Richtung in England besonders für das Volksschulwesen hervorgehen hat, wie erwähnt, der Verfasser ebenfalls sein Auge nicht verschlossen. Eine Menge feiner Bemerkungen, in beiden Ländern vom Verfasser persönlich aufgefaßt, erhöhen die Anziehungskraft des Buchs, welches bruchstückweise manchem Leser vielleicht aus dem „Morgenblatt" bekannt ist, besonders im gegenwärtigen Augenblick. 30.

Histoire de la République de Vénise sous Manin par *Anatole de la Forge*. Erster Band.

Ein schon durch mehrfache interessante Arbeiten über Italien bekannter Schriftsteller, Anatole de la Forge, hat es unternommen die Geschichte der letzten venetianischen Republik zu schildern. Der erste Band, der bis jetzt erschienen, endet mit der Proclamirung der Unabhängigkeit Venedigs. Vor 1848 hatte sich wie bekannt überall in den europäischen Staaten ein Streben nach Reformen kundgegeben, welches auch in Italien den lebendigsten Wiederhall fand. Piemont, Toscana, Neapel, selbst Rom waren dem allgemeinen Impulse gefolgt. Man erinnert sich der Begeisterung mit der Pius IX. aufgenommen wurde, weil man von ihm die Einführung des constitutionnellen Systems erwartete. Es war diese Erwartung ein Misverständniß. Ueberall läßt sich eine Theilung der obersten Gewalt denken und durchführen, in Rom beim Papste gewiß nicht. Die französische Regierung ging bei der römischen Expedition von demselben Irrthum aus; sie gab es aber bald auf ein constitutionnelles Papstthum gründen zu wollen. In Italien trug dieser Irrthum genug traurige Früchte. Man wollte aus Pius IX. einen Armeeführer machen, der Italiens Unabhängigkeit verfechten sollte; der Vater aller Gläubigen konnte das nicht werden; er durfte nicht Italiener sein und die Begeisterung für ihn verwandelte sich alsbald in Verfolgung. Dasselbe Volk das ihn als Retter Italiens begrüßt hatte beschoß ein Jahr später seinen Palast mit Kartätschen und zwang ihn zur Flucht. In dem Buche de la Forge's ist der Eintritt derselben Umwandelung in Venedig geschildert. Die Venetianerinnen, die das Bild des Papstes auf Broschen, Ringen, überall getragen hatten, warfen es mit Abscheu von sich, als die Trennung des Papstthums von der Nationalität offenkundig war.

Von allen diesen italienischen Revolutionen war die von Venedig die würdigste und interessanteste. Kein Verbrechen, keine Gewaltthat hat sie befleckt. Sie verdankte eine gewisse Gesetzmäßigkeit und jene Reinheit durch die sie sich auszeichnet vorallem ihrem Chef, dem Advocaten Manin, dessen Geschichte Forge in seinem Buche eigentlich mehr gegeben hat als die der Revolution von Venedig. Manin war ein honnetter und gemäßigter Revolutionnair. Er wäre weit mehr in einem constitutionnellen Lande als Führer einer Opposition am Orte gewesen. Er hätte lieber gerufen: „Es lebe die Reform!"; aber die Umstände zwangen ihn zu dem Rufe: „Es lebe die Republik!" La Forge erzählt von ihm einen Zug, der ihn vollständig charakterisirt. Manin war eingekerkert worden, als die Revolution ihn befreite. Seine Freunde drangen ins Gefängniß und kündigten ihm das Geschehene und daß er frei sei an. Allein Manin weigerte sich seine Freiheit auf diese Weise anzunehmen. Ungesetzlich sei er eingekerkert worden, dem Gesetz nur wolle er seine Freiheit danken, nicht einer siegreichen Emeute. Erst als man ihm eröffnete daß das Gericht seine Freilassung angeordnet habe und daß der Befehl dazu bereits ausgefertigt sei, erklärte er seine Freiheit annehmen zu wollen. Dieser Vorfall bezeichnet die Art der Revolution Manin's. Er behielt sie während der ganzen Dauer seiner Herrschaft bei. Allein er bedachte nicht daß die Freiheit Italiens identisch sei mit dessen Unabhängigkeit; er mußte daher den gesetzlichen Boden factisch verlassen, wenn er ihn formell auch immer innezuhalten suchte. Diese zweite Phase der venetianischen Revolution wird den Inhalt des zweiten Bandes der Schrift de la Forge's bilden. 15.

Amerikanische Literatur.

The Forest; by *J. V. Huntington*. Neuyork 1853.

Daß Nordamerika eine eigentliche Nationalliteratur besitzt, werden vielleicht selbst Diejenigen nicht behaupten wollen, in deren Augen die Freistaaten nicht nur überhaupt Alles, sondern auch Alles beiweitem besser haben als die ganze übrige Welt, vom Präsidenten bis herab auf den Schuhflicker. Ehrlich geurtheilt hatte Nordamerika vor Washington Irving weder einen nationalen Geschichtschreiber, noch einen nationalen Dichter, noch einen nationalen Novellisten. Schriftsteller in allen drei Fächern gab es unleugbar; nur war was sie schrieben nicht amerikanisch; Stil, Gedanken und Ausdruck waren englisch. Die jenseit des Atlantischen Meeres geschriebenen und gedruckten Bücher athmeten europäischen Geist; die Schriftsteller der Neuen Welt schilderten die Sitten und malten die Landschaften der Alten Welt. Mit Washington Irving änderte sich das; an ihn knüpft sich der Anfang einer amerikanischen Nationalliteratur. Obgleich aber der hochbegabte Cooper rüstig folgte und mit der gewaltigen Kraft eines seltenen Talents das neue fruchtbare Gebiet durchschritt, sich Alles aneignend was seinem Zwecke dienen konnte — das Malerische der Rothhäute, die Waldeseinsamkeit, das Unabsehbare der Prairien, die meerähnlichen Seen und die eifersüchtigen Kämpfe zwischen Natur und Civilisation — Niemand wird die Tragweite seiner unvergeßlichen Leistungen unterschätzen, doch für die Ansprüche einer Nationalliteratur blieben sie immer blos ein fortgesetzter Anfang. Läßt sich indessen auch kaum mehr von Denen rühmen die inzwischen andere Richtungen eingeschlagen und dadurch ihre Namen ehrenwerth bekannt gemacht haben, so sind doch jedenfalls Anfänge gewonnen und in ihnen glaubhafte Zeichen einer nahenden amerikanischen Nationalliteratur. Aus solchem Gesichtspunkte verdient die oben rubricirte Novelle Erwähnung. Nicht genug nämlich daß der Verfasser als unerlaßliche Bedingung, in der großen literarischen Versammlung einen eigenen Platz zu erhalten, die Nothwendigkeit gefühlt hat, amerikanisch zu schreiben, mit andern Worten originell, national, sich, seinem Vaterlande und Allem treu zu sein was im Reiche der Natur und des Denkens letzteres charakterisirt, gibt auch sein Roman Zeugniß daß er die Fähigkeit besitzt das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Seine Erzählung ist amerikanisch vom Anfang bis zum Ende. Wem daher das Einmischen theologischer Streitigkeiten Langeweile oder Galle macht, der hat insofern Recht als dergleichen nicht in einen Roman gehört, wo es den Gang der Erzählung hemmt und — zu Nichts führt, aber insofern Unrecht als er es an einem amerikanischen Romane tadelt, der ohne dergleichen nicht amerikanisch sein würde. Im Uebrigen verläuft die Geschichte sehr einfach und treten verhältnißmäßig wenig Personen auf; doch ist Beides vollkommen geeignet, die amerikanische Natur in den hellsten Farben zu malen, den amerikanischen Charakter von allen Seiten zu beleuchten und nebenbei den Leser für die Vergnügungen und Gefahren eines indianischen Jagdzugs lebhaft zu interessiren. Die Fabel kommt darauf hinaus daß De Groot, ein reicher Neuyorker, in einem indianischen Dorfe erkrankt und seine Tochter zu sich wünscht; daß diese sich zur Reise und Alban Atherton sich zur Begleitung entschließt; daß Erstere eine Cousine des Letztern sich zur Ehrendame erbittet, und daß Jane Atherton die Bitte um so bereitwilliger gewährt, weil sie den Cousin liebt und in seinem Alleinsein mit der schönen Marie allerlei Bedenklichkeiten sieht. Wie es endigt, steht im Buche.

11.

Notizen.

Literarisches Curiosum.

Als ein belustigendes Curiosum wollen wir den Lesern d. Bl. einige Stellen aus der soeben erscheinenden ersten Lieferung der „dritten vermehrten und verbesserten Auflage" von F. H. Ungewitter's „Neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde, oder geographisch-statistisch-historisches Handbuch" vorführen. Sie werden darüber erstaunen daß im Zeitalter eines Humboldt, Gauß, Laplace u. A. Derartiges gedruckt, ja sogar in drei Auflagen verbreitet werden konnte. Ungewitter gibt in einem Abriß der Weltgeschichte, den er vorausschickt, mehre originelle Ansichten. Indem er die Bibel als seine einzige Führerin in der Urzeit erklärt, findet er „die Bemühungen gewisser Gelehrten lächerlich, die Entstehung unserer Erde und der übrigen Planeten durch Hypothesen zu erklären, welche bei der geringsten nähern Prüfung in sich selbst zerfallen und die größten Widersprüche in sich begreifen". Zu diesen lächerlichen Bemühungen rechnet der Verfasser auch die Idee, „daß jene Körper durch Zusammenballungen von Bruchstücken größerer Weltkörper nach und nach sich gebildet hätten u. dgl. m." Niemand wird anstehen solche Theorien lächerlich zu finden, aber Jeder auch sogleich bemerken daß sie von unsern Geologen mit Entsetzen deprecirt würden und nur aus unklaren Erinnerungen an die Laplace'sche Bildungstheorie im confusen Denkapparat des Verfassers erzeugt sind.

Weiter stellt Ungewitter Berechnungen an, wie viele Menschen wol in der Sündflut ihr Lebensende gefunden haben mögen. Seinen Ansichten über Fortpflanzung des Menschengeschlechts zufolge müßten in der 32. Generation bereits 1853 Billionen Nachkommen des ersten Aelternpaares existirt haben. Indessen fügt Ungewitter zu unserm Troste hinzu daß „Männer wie Tubalkain und Lamech für Morden und Aufräumen genugsam gesorgt haben müßten, sodaß die durch die Sündflut vertilgte Menge zwar ungeheuer gewesen sei, doch noch nicht zu Trillionen angewachsen; wenigstens könne man 1000 Millionen rechnen, welche in den Wellen ihr Grab gefunden hätten". Erst nach der Sündflut hätte die verweltlichte und verleiblichte Menschheit Fleisch- und Weingenuß angenommen.

Ungewitter liebt es überhaupt, kühne Berechnungen anzustellen und dabei zu Zahlen zu gelangen, von deren Unermeßlichkeit er nicht den mindesten Begriff zu haben scheint. So sagt er uns z. B. (S. 42), daß wenn man jedem Menschen einen Quadratfuß Raum gönnte und zugleich die Kunst besäße auf der Wasseroberfläche sicher zu stehen, ohne einzusinken, 5345 Billionen Menschen auf der Erde leben könnten. Welche scharfsinnige Bereicherung der Wissenschaft! Ebenso originell und tief begründet sind auch Ungewitter's politische Ansichten. Da nämlich die Republiken der naturgemäßen Monarchie widersprechen, so müssen sie vergehen wie alles Naturwidrige; zum Beweise dienen die Republiken des Alterthums. Auch über constitutionnelle Monarchien urtheilt Ungewitter mit souverainer Verachtung à la Schlöffel und Ziz.

Die mitgetheilten Pröbchen werden genügen zur Kenntniß des Geistes dieses Buchs. Man möchte fast glauben es stecke hinter diesem Gebahren ein absichtliches Negiren der Wissenschaft, wie es heutzutage in gewissen Kreisen beliebt ist, aber die urwüchsige Einfalt und das am Tage liegende Unverständniß lassen diesen Verdacht nicht aufkommen.

37.

Die St.-Michaelshöhle im Felsen von Gibraltar.

An diese in das Herz des Bergs der Felsenfeste auslaufende Höhle knüpft sich eine wunderbare Sage. Der herrschenden Annahme zufolge geht sie nicht blos bis in eine Tiefe hinab die dem Meeresgrunde gleichkommt, sondern es wird sogar geglaubt daß sie einen Tunnel unter der Straße von Gibraltar nach der afrikanischen Küste hin bildet. Und die Mauren sehen diesen düstern Verbindungsweg als die Straße ihres in der Zukunft bevorstehenden Wiedereindringens in Europa an. Wenn der von Allah bestimmte Tag anbricht, dann wird — dies ist der unter ihnen verbreitete Glaube — der Ausgang dieser Höhle in Afrika entdeckt werden; dann werden ihre Scharen heimlich und plötzlich in diesen unterirdischen Gang einströmen und im Namen und mit der Kraft des Propheten das ihnen so lange vorenthaltene Paradies der abendländischen

Christenheit wieder nehmen: die Paläste von Cordova, die Alhambra und alle Herrlichkeiten von Andalusien. In der Zuversicht auf diese Traditionen sollen sie selbst die Schlüssel zu ihren ehemaligen Häusern in Granada noch als geltendzumachende Zeugnisse ihres rechtmäßigen Besitzes bewahren! Es mag dabei erwähnt werden daß diese Höhle auch in einer andern Beziehung die Aufmerksamkeit der Europäer aufsichgezogen hat. Auf den höhern Theilen des Felsens gab es nämlich eine früher zahlreiche eigenthümliche Affenart, von welcher noch einzelne wenige sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben (es ist verboten, Jagd auf sie zu machen). Man will nun bemerkt haben daß niemals der Leichnam eines Affen dieser Art dort gefunden worden ist und die Volksmeinung neigt dahin, dies dadurch zu erklären: daß jeder Affe nach seinem Tode von seinen Verwandten in einem Trauerzuge durch die St.-Michaelshöhle zu dem großen Todtenacker des Stamms nach Afrika gebracht werde. („Blackwood's magazine", Decemberheft 1852; bei Gelegenheit einer ausführlichen Anzeige der bemerkenswerthen in Oxford erschienenen Schrift: „The practical working of the church in Spain. By *Frederick Meyrick*." Der Verfasser dieser Schrift brachte seines Gesundheitszustandes wegen in den Jahren 1849, 1850 und 1851 mehre Monate in Spanien zu; die erwähnte Schrift enthält eine Reihe von Briefen die zur Zeit dieses Aufenthalts geschrieben wurden und die traurigen kirchlichen und religiösen Zustände des Katholicismus und seiner Bekenner in Spanien mit den grellsten Farben schildern.) 4.

Anekdote vom Herzog von Wellington.

Im soeben erschienenen dritten Bande seiner „Autobiography" (London 1853) erzählt William Jerdan eine den Herzog von Wellington betreffende Anekdote, welche in einer Zeit, wo die englische Presse auch den geringsten, von der Tafel des großen Todten gefallenen Brocken gierig aufnimmt und frisch servirt, um so eher Mittheilung verdient, als sie wirklich einen Charakterzug bietet. Der Herzog interessirte sich für gewisse in der City von London nothwendig gewordene polizeiliche Verbesserungen, und Jerdan, dem die Berichterstattung darüber oblag, hielt deshalb für angemessen ihm einen Abdruck seines Berichts einzusenden. „Also", erzählt er, „schicke ich diesen Abdruck durch meinen Diener nach Apsley-House" (der londoner Wohnung des Herzogs) und empfing die Anzeige daß der Thürsteher die Annahme des Paquets verweigert habe. Darauf meldete ich dem Herzog durch die Post, was ich und was sein Thürsteher gethan, und bat mich zu bescheiden, wie ich den fraglichen Bericht in seine Hände bringen könne. Umgehend kam die Antwort, in welcher der «Feldmarschall» mir eigenhändig schrieb daß sein Thürsteher, indem er die Annahme meines Paquets verweigert, nur seiner Instruction gemäß gehandelt; «denn,» drückte der Feldmarschall sich aus, «wollte ich Alles annehmen was mir aus allen Theilen Londons zugesendet wird, so würde mein Haus bald von unten bis oben von Unrath starren.» Damit nun aber mein Bericht, welcher dem Herzog, wie er gütigst versicherte, sehr willkommen sein solle, Zulaß erhielte, möchte ich die von ihm am Fuße seines Briefs angegebene Adresse seines Thürstehers gefälligst herausschneiden, sie «mit irgend etwas Haltbarem» auf mein Paquet kleben und dieses dem Thürsteher einhändigen lassen. Dies gethan, erwies Letzterer mir die Ehre es von mir persönlich anzunehmen." 7.

Bibliographie.

Benfey, T., Weitere Beiträge zur Erklärung des Zend. Göttingen, Dieterich. 8. 10 Ngr.

Dittmar, H., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. 1ste Abtheilung. 2ter Abdruck. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Emanuel, Die Tochter Jephthah's. Dichtung. Frankfurt a. O., Hoffmann. 1852. 16. 12 Ngr.

Frankreich in den Jahren 1842—1853. Altenburg, Pierer. 32. 6 Ngr.

Günther, F. J., Deutsche Klassiker in ihren Meisterwerken dargestellt. 1ster Band. — A. u. d. T.: Friedrich v. Schiller's Lied von der Glocke ausgelegt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 12. 1 Thlr.

Heinsius, A., Handbuch der menschlichen Wohlfahrts-Oekonomie. In einer neuen, allgemeinen, systematischen Darstellung. Berlin, David. Gr. 8. 10 Ngr.

Helfert, J. A., Hus und Hieronymus. Studie. Lex.-8. Prag, Calve. 2 Thlr.

Hertz, H. S., Die Lehre von Arbeit und Capital. Ein Leitfaden zum Unterricht. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Ngr.

Hertz, M., Schriftsteller und Publikum in Rom. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 22. Januar 1853 gehalten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 Ngr.

Kirchhoff, A., Das Stadtrecht von Bantia. Ein Sendschreiben an Hrn. Thdr. Mommsen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 16 Ngr.

Köstlin, J., Luther's Lehre von der Kirche. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 24 Ngr.

Lang, K., Die Freiheit des Evangeliums. Gedanken zu Galater Cap. 1—3. Dem Andenken an die Einführung der Reformation in die Grafschaft Schaumburg gewidmet. Rinteln, Bösendahl. 1852. 8. 7½ Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Die Geheimnisse von Pest. Vier Bände. Wien, Greß. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lilienbrunn, J. C., Der Mensch! Heranreifend in seinem Geschlecht. Praktische Darstellung der vernünftigsten, auf naturgemäße Grundsätze gestützten physischen und moralischen Behandlung des Menschen von seiner Entstehung bis zu den Jahren der Pubertät. Zwei Bände. (Der Jüngling. — Die Jungfrau.) Gratz. Gr. 12. à 12½ Ngr.

Ludwig, H., Die Unsterblichkeit oder: Ein Blick auf die Verbindung des Menschen mit der Erde und mit der Gottheit. Eine freundliche Gabe für frohe und trübe Stunden. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Vogel, A., Ueber den Chemismus der Vegetation. Festrede zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Maj. Maximilian II. Königs von Bayern gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften am 27. Novbr. 1852. München. 1852. Gr. 4. 8 Ngr.

Neue Volks-Bibliothek. Herausgegeben von A. Schrader. 2ter Band. — A. u. d. T.: Der weiße Sklave, oder Denkwürdigkeiten eines Flüchtlings. Eine Geschichte aus dem Sklavenleben in Virginien rc. Herausgegeben von R. Hildreth. Nach der 17ten amerikanischen Auflage aus dem Englischen. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Wichmann, R., Die Entwickelung der Philosophie. Eine Abhandlung. Berlin, Dümmler. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Dreßler, C. W., Schutzzoll und Freihandel im Hinblick auf die Wohlfahrt Deutschlands. Ems, Kirchberger. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Le Masson, A., Die Gränzen Frankreichs (les limites de la France). Uebersetzt und mit Randglossen versehen vom Verfasser der Schrift: „Der neue Kaiser der Franzosen". Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 15 Ngr.

Soll die Ostbahn von Küstrin nach Berlin direkt, oder über Frankfurt geführt werden? Berlin, Dümmler. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 5me édition. 8. 1852. Geh. 8 Ngr. — Second cours. 3me édition. 1853. 10 Ngr. — Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

2. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Third edition. 8. 1852. Geh. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 1852. 12 Ngr.

   Hierzu erschien:

   A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. 8. 1851. 5 Ngr.

3. **Darwin's und Hufeland's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.** Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von **F. A. von Ammon.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

   Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, darf sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst empfohlen werden.

4. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** 8. Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage. 1852. Zweiter Theil. 1848. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

5. **Bauernfeld, Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

   Bauernfeld, einer der talentvollsten und beliebtesten neuern deutschen Lustspieldichter, tritt hier zum ersten male als Lyriker vor das größere Publicum und wird sich gewiß auch als solcher des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen haben.

6. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Erstes bis vierzehntes Bändchen. 8. 1851—53. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

   1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
   2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
   3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
   4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
   5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
   6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
   7. Deutschland, von H. A. Daniel.
   8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
   9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
   10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
   11. Das Gold, von R. F. Marchand.
   12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner.
   13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
   14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.

   Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu [illegible]

7. **Benfey (Theodor), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. 8. Geh. 5 Thlr.

   Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniß durch das vorliegende Werk ab, dessen erste Abtheilung die **Grammatik** enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lectüre, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodaß das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmäßigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die zweite Abtheilung dieses „Handbuch der Sanskritsprache" — eine **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen lehrt, nebst **Glossar** — ist schon im Drucke **weit vorgerückt**, sodaß das Werk in kurzem vollständig in den Händen des Publicums sein wird.

   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

   Die Hymnen des Sama Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von **T. Benfey.** 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

   Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

8. **Béranger (J.-P. de), Chansons.** Nouvelle édition. En miniature. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

9. **Biesterfeld (C. W.), Die Mutter im Irrenhause.** Wahrheit. 8. Geh. 8 Ngr.

10. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tomes I—III. In-8. 1847—52. Broché. 3 Thlr.

11. ———, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Erster bis dritter Band. 8. 1847—53. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.

12. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. 12 Thlr.

    Diese Zeitschrift wird in wöchentlichen Lieferungen zu 3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

13. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster bis vierter Band. 12. 1850—52. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

14. **Byron (Lord), Der Korsar.** Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Gebunden 20 Ngr.

Diese Uebersetzung ist gleichsam eine dem deutschen Publicum vorgelegte Probe, deren günstige Aufnahme die Dichterin zu weitern Uebersetzungen Byron'scher Dichtungen ermuthigen würde. Ob sie auf eine solche rechnen darf, mag z. B. folgende Recension der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Uebersetzung des «Korsar», mit dem der jugendliche Dichter einst die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unsern besten Uebersetzungen an die Seite gestellt werden. Dies scheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man lese sie und vergleiche (Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan) das Original... Die verzehrende Glut, die düstere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'schen Gedichts sind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

15. **Camoens (L.), Sonette.** Aus dem Portugiesischen von **Louis von Arentsschildt.** 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zum ersten male erscheinen hier die Sonette des unsterblichen Dichters der „Lusiade" in deutscher Uebersetzung und werden nicht blos den Freunden der portugiesischen Literatur, sondern allen für echte Poesie Empfänglichen Genuß gewähren. Der verdienstvolle Uebersetzer, der sich rühmen kann, hiermit den größten Dichter der Portugiesen als Lyriker in Deutschland einzuführen, sagt in dem der höchst gelungenen Uebersetzung vorangehenden „Leben des Dichters" mit Recht: „Des Camoens Canzonen, Terzinen und Sonette, gedankentief und formvollendet, sind in ihrer Art das Schönste, auf welches irgend ein Volk Ursache hat stolz zu sein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **J. L. Lotzbeck** in **Nürnberg** ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

***Dobel, Dr. K. F.*, Vollständiger Pflanzenkalender von Deutschland,** in einer leichten Uebersicht, welche Pflanzen in jedem Monat zur Blüte kommen und an welchen Standorten dieselben aufzusuchen sind. Zwei Bände. Zweite Auflage. 8. Geh. 852 Seiten. Velinpapier. 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Durch übersichtliche Zusammenstellung, durch Beifügung der Linné'schen Namen- und Classenbestimmungen und der gebräuchlichsten deutschen Benennungen eignet sich dieser beliebte Pflanzenkalender besonders für Anfänger und Dilettanten der Botanik zum Gebrauche auf botanischen Excursionen und bildet gleichsam einen Vorläufer zu den Taschenbüchern von Koch und Kittel. Möchte nebenbei der außergewöhnlich billige Preis eine recht zahlreiche Abnahme veranlassen.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. *Hermann Brockhaus* in Leipzig.

Siebenter Jahrgang. 1853.

Gr. 8. Geb. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes Heft.

Eröffnungsrede der Göttinger Generalversammlung durch den Präsidenten Prof. *von Ewald.* — Ali Abulhasan Schadeli. Zur Geschichte der nordafrikanischen Fatimiden und Sufis. Von Prof. *Haneberg.* — Ueber Hâschim und 'Abdel-Muttalib die Vorfahren Muhammad's und über den Ursprung des Familienhasses zwischen den 'Abbasiden und Omajjaden. Von Prof. *Wüstenfeld.* — Abriss einer Reise in Palästina im Jahre 1852 von E. Robinson, E. Smith und Andern. Mitgetheilt von Prof. *Robinson.* — Erläuterung der Inschrift aus den Oberzimmern in Nimrud. Vom Schulrath *Grotefend.* — Ueber arabische und persische vorzüglich in der Mystik, Cabbala und in philosophischen Wissenschaften vorkommende Wortabkürzungen und die geheime Bedeutung der Buchstaben insbesondere. Von Prof. *Flügel.* — Kurzer Bericht über den Vortrag des Prof. *von Ewald* aus der „Entzifferung der Neukarthagischen Inschriften". — Kurzer Bericht über den Vortrag des Prof. *Redslob.* — A Catalogue of the rev. *H. Tattam's* Coptic and Sahidic manuscripts purchased or copied in Egypt. — Schanfara. Uebersetzt von Prof. *Reuss.* — Blick auf die Felsentempel Indiens. Von *E. von Schönberg.* — Zend und Zendik. Von Prof. *Spiegel.* — Ankündigung von Dhanjibhâi Framji's Wörterbuch der Zend-Sprache. — Literarische Nachrichten aus Finnland. — Neue Ausgabe des Firdusi. — Auszüge aus Briefen an Prof. Fleischer von *Sprenger, Smith, v. Kremer* und *Wright.* — Brief des Prof. *Tornberg* über einen abbasidischen Dirhem. — Ausgrabungen in Susa. — Literarisches aus Amerika. — Neueste Literatur der Zend-Sprache. — Ausgabe des Atharva-Veda durch *Roth* und *Whitney.* — Bibliographische Anzeigen. — Bericht über die Generalversammlung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft in Göttingen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Religiöse Reden und Betrachtungen.

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gersdorf's „Repertorium" (1851, Nr. 18) sagt über diese Schrift, als deren Verfasser jetzt der kürzlich von Gießen nach München berufene Professor Dr. M. Carriere genannt werden kann: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient, mit Schleiermacher's «Reden über die Religion» und Fichte's «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Juden.

Verschollene Ghetto-Märchen von **L. E. Lauber.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 11. —— 12. März 1853.

Lisettens Tagebuch. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Vorzüge seltener Art zeichnen die Verfasserin dieser sehr gelungenen Erzählung vor ihren Mitschwestern in Apollo aus: ein Standpunkt kritischer Bildung, der sie Begriff und Form des Kunstwerks richtig aufzufassen geschickt macht, und die Fähigkeit auch wahrhaft männliche Charaktere zu ergründen und richtig darzustellen. Diese beiden Vorzüge — den meisten Schriftstellerinnen aus naheliegenden Gründen unerreichbar — geben ihren Arbeiten ein so eigenthümliches Gepräge, daß wir ihrer voraus zu gedenken hatten ehe wir an die Besprechung ihrer Leistung selbst gingen. Die Verfasserin verläßt sich nicht auf den Naturalismus in der Kunst: sie entwirft ihre Plane nach kritischen Gesetzen, ungleich ihren Mitschwestern, die im Grunde genommen niemals den Foderungen des Verstandes in der Kunst, sondern nur dem Strome ihrer Gefühle folgen, indem sie Fortgang und Ausgang eines Romans entwerfen. Bei ihr herrscht die Tendenz. Die Katastrophe der vorliegenden Erzählung beweist daß die Macht des Gedankens, nicht die Empfindung sie eingegeben hat, denn, während neun Zehntel ihrer Mitschwestern sicher der Versuchung nicht widerstanden hätten, der Erzählung einen herzerschütternden Ausgang, einen thränenreichen Abschluß zu geben, lenkt sie dieselbe in eine heitere, humoristische Entwickelung, die, nachdem sie uns belehrt und angeregt hat, uns vollkommen beruhigt zurückläßt. Beruhigung, Abschluß, Festigung aber ist die Aufgabe der Kunst in allen ihren Ausstrahlungen. Der echte Humor des Ganzen, von leiser Satire selbst nicht frei, und die Keuschheit ihres Stils gewähren andere Proben von der exceptionellen Stellung dieser Schriftstellerin. Sie hat ohne Frage einen tiefen Blick in das Leben gethan, ästhetische Studien in ihre Bildung aufgenommen und ihr Auge so geschärft daß sie den Subjectivismus des Weibes überwunden und zur Erkenntniß Dessen durchgedrungen ist was in der Welt der Schönheit Gesetze gibt und herrscht. Indem sie alle Vorzüge der eigenthümlichen weiblichen Darstellungsweise sich bewahrt, alle Feinheiten derselben sich angeeignet hat, erkennt sie nichtsdestoweniger wie die Welt und der in ihr herrschende Gewalthaber, der Mann, geartet ist, und motivirt und charakterisirt ihn wie er ist. Dies macht sie zu einer durchaus interessanten Erscheinung und muß ihr die specielle Beachtung der Kritik erwerben.

Zunächst ist es die ganz humoristische Weise wie die Verfasserin die gegenstandslose Schwärmerei einer jungen weiblichen Seele behandelt, der feine Spott, die behagliche Ironie mit der sie jenen Seelenzustand malt, was uns das größte Vergnügen an dieser Arbeit gewährt. Wer lächelte nicht, wenn Lisette in ihrem Tagebuch ihre Träume malt, mit welchen das sechzehnjährige Mädchen in die Welt der Männer tritt? An der Wirthstafel nimmt ein schöner junger Mann neben ihr Platz. Das kleine Herz fängt sofort an zu schlagen. Sicher ist er ein Prinz, ein verfolgter Held; der Ueberrock verbirgt gewiß den Ordensstern, in der Brust hat er ein Paar geladene Pistolen stecken, sie, die natürlich sogleich seine bewunderte Schönheit ist, gegen jeden Angriff eines frechen Mitbewerbers um ihre Gunst zu schützen. Er hält um ihre Hand an — sie zaudert verschämt — „Sprechen Sie mit dem Vater" — ach, und der Traum zerrinnt; der Prinz ist blos ein — Handelscommis, der in „Bändern" macht! Oder — ein großer Hund springt sie liebkosend an, natürlich nur, weil sein Herr sterblich in sie verliebt — aber leider er schweigt und die im Himmel beschlossene Heirath kommt nicht zustande. Endlich findet sich ein ernster Bräutigam. Das Glück ist schrankenlos; die Residenz ist des neuen Paares Wohn-

sitz, die Herzogin eine mütterliche Freundin der Neuvermählten. „O wie bin ich selig!“ schreibt Lisette. „Aber wenn es auch eine Einöde wäre, in die mein Erwin mich geführt, an seiner Seite würde ich überall glücklich sein! Heute hat Erwin mich zum ersten mal verlassen, da seine Geschäfte ihn in das Cabinet des Herzogs rufen. Aber auch fern — bleibt er mir immer nahe; meine ganze Seele ist erfüllt von ihm.“ Aber ach, nur zu bald erkennt Lisette daß ihre Liebe zu Erwin eine Grille sei, daß er die Menschen der Welt mehr liebt als sie. O dieser Zwang des Lebens wird ihr unerträglich. Sie will, er soll der Welt entsagen, mit ihr in eine Einöde fliehen, für sie allein leben, sie, die für die Ausfüllung eines einsamen Daseins so wenig geistigen Vorrath gesammelt hat! Folgerichtig entwickeln sich nun aus dieser falschen Anlage, da Niemand ihr entgegentritt, alle die ernstern Fehler des Charakters, in welche Lisette allmälig verfällt und die sie dem moralischen Verderben nahebringen. Aus einem schwärmerischen Kinde wird eine eitle Jungfrau, die stets irgend ein verschrobenes Ideal träumt, eine gefallsüchtige Frau, die immer begehrt was ihr gerade abgeht, der jeder befriedigte Wunsch sofort zu einer unerträglichen Bürde wird, die sich von Jedermann verkannt glaubt, sobald ihren ziellosen Launen irgend ein Hemmniß entgegentritt. Die glücklichsten Verhältnisse miskennend stachelt sie sich selbst zu einer romanhaften, aber ganz erkünstelten Leidenschaft für einen Mann auf der sie nicht liebt, und ist im Begriff diesem „Gespenst von Liebe“ den trefflichsten Gatten, die glücklichste Häuslichkeit, ja selbst ihre Kinder aufzuopfern, als die Klugheit ihres Eheherrn sie rettet und in Verbindung mit einigen andern Umständen zur Besinnung bringt. Wie dies zugeht ist das Geheimniß des Romans. Man hat angeführt daß diese Umkehr die Consequenz verletze und nicht im Charakter der Heldin begründet sei. Wir halten sie für richtig, da die Verirrungen Lisettens nur ihr Verhalten, nicht ihre Grundsätze gefälscht und verdorben haben. Ja, wir erkennen in dieser Wendung zum Guten und zu einem heitern Ausgang der Erzählung gerade ein Zeichen von Kraft in dem Geiste der Verfasserin, von einer Geistesarbeit nach Gesetzen der Kunst, da die Versuchung nahe lag durch eine andere Wendung der Sache einen thränenreichen Ausgang herbeizuführen. Es scheint uns psychologisch durchaus richtig daß Lisette bereuen kann und bereuen muß; denn ihre Fehler widersprechen ihren Grundsätzen und ihre Schwermuth ist eine Frucht dieses Wispruchs in sich selbst.

In dieser kleinen, aber musterhaften Arbeit, naiv im besten Sinne des Worts und kunstgerecht zugleich, spiegelt sich erkennbar eine tiefe und fromme Seele ab, die einen durchaus reinigenden und läuternden Einfluß auf den Leser ausübt. Wir werden besser, weil wir nachsichtiger gegen menschliche Schwachheit werden, indem wir dies lesen; ja, wir kommen dahin uns dem schönen Lehrsatz der Verfasserin anzuschließen und ihn ganz zu begreifen, daß wir nur insoweit glücklich sind, als wir uns ehrlich bemühen Andere glücklich zu machen. Hätte die Verfasserin Nichts gethan als diesen feinen, eudämonistischen Grundsatz zu belegen, zu bewahrheiten, sie würde uns schon um deswillen Neigung und Achtung einflößen; allein sie hat mehr gethan: sie hat ein selbständiges und ursprüngliches Kunstwerk hingestellt, an dessen Form und Inhalt auch der ernste Geist sich erfreuen mag. Vor allem ergötzt uns die einfache, allem Prätentiösen und Phrasenhaften abgeneigte, natürliche und dem Gegenstand entsprechende Schreibart der Verfasserin, die eben auch in ihren humoristischen Anklängen auf einen heitern Ausgang der Verwickelung vorbereitet. Die Gedanken sprießen stets auf das natürlichste aus dem Thatsächlichen hervor und nehmen ihren Flug hoch über dem Niveau des letztern; im Ausdruck ist eine Kunst die sich verbirgt; keine unserer deutschen Schriftstellerinnen kommt in diesem Punkte der Bremer so nahe als unsere Verfasserin. Anmuth und gute Laune sind die Grundcharaktere ihres Stils, der nichtsdestoweniger auch des Schwunges fähig ist, wo sie ihm diesen Charakter geben will. Daß sie hierin sparsam verfährt, gereicht ihr nur zu um so größerer Ehre.

Hiernach bleibt der Kritik wenig Bedenken übrig, der Verfasserin gegenüber anzuerkennen daß sie auf dem rechten Wege sei. Wovor sie sich zu hüten haben wird, ist vor zu hohem doctrinairen Ton. Sie möge daran festhalten, durch die Thatsachen, nicht durch Worte, Vergebung, Mitgefühl, Schonung mit dem Irrenden, Sanftmuth und Aufopferung zu lehren; das Beispiel wirke, nicht die Lehre; sie sei Künstlerin und bedenke daß die Kunst die Lehre in sich zu absorbiren hat! Man spricht jetzt viel von Tendenz und tadelt den Tendenzroman. Jedes Kunstwerk hat seine Tendenz und soll sie haben, aber demüthig und in rechter Unterordnung unter die Gesetze der Kunst. Die Tendenz der Verfasserin ist Herausstellung des Sittlichen, Gottähnlichen; sie führe uns dies vor, aber sie sage nicht: „Wenn du sittlich und gottähnlich sein willst, so mußt du Dies und Das thun.“

Wir glauben daß die Verfasserin noch nicht die ihr erreichbare Höhe erstiegen hat; allein sie ist auf dem Wege dazu und wird uns noch oft anregen und erfreuen, wenn sie nämlich nach Erweiterung ihres Wissens ringt, ohne dem naiven Ausdruck ihrer reinen und tiefen Seele irgend einen Zwang anzuthun. 17.

Danubische Poesie.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 16.)

5. Erzählende Dichtungen von J. Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt von Kertbeny. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese zweibändige Sammlung enthält in jedem Bande ein kleines Epos und außerdem eine historische Einleitung vom Herausgeber über den Dichter und seine

Werke. Aus dieser erfahren wir daß Johann Arany (ungarisch: Arany János, gesprochen: A-ranj Jaa-nosch) 1817 zu Nagy-Szalonta in der biharer Gespanschaft geboren wurde. Er zeigte schon frühzeitig Trieb zum Lernen und erwarb sich die Fertigkeit des Lesens allein dadurch daß er sich von seinem Vater, einem schlichten Landbauer, die Buchstaben in der Asche des Herdes vorzeichnen ließ. Seine Aeltern wollten ihn daher zum Seelsorger ausbilden lassen und brachten ihn, nachdem er in Szalonta Poesie und Rhetorik absolvirt hatte, im Herbst 1832 ins Collegium nach Debreczin. Dort zeichnete er sich in jeder Beziehung aus, trat aber aus übergroßem Drang zur Poesie und zu einem freien Künstlerleben plötzlich im Jahre 1836 in eine wandernde Schauspielergesellschaft ein und trieb sich eine zeitlang unter Noth und Entbehrungen mit derselben herum. Da er jedoch hier seine Erwartungen bald genug getäuscht sah, so kehrte er noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurück und lehrte hier drei Jahre hindurch als Conrector an der reformirten Schule die lateinische Sprache. Im Jahre 1840 wurde Arany zum zweiten Notar des Comitats gewählt und dadurch von aller Beschäftigung mit der Poesie abgezogen. Die erneuerte Bekanntschaft mit einem alten Collegiengenossen führte ihn jedoch abermals zu derselben zurück, und als 1845 die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis für das beste komische Epos aussetzte, schickte er — wie er selbst gesteht, mehr der Goldstücke als des Ruhms wegen — seine erste gerade fertig gewordene Dichtung, eine satirische Schilderung der Comitatswahlen, ein und gewann wirklich den Preis. Hierdurch angefeuert, beschloß er das nächste mal der Ehre wegen zu concurriren, und so entstand sein „Toldi", dasselbe Epos welches den ersten Band dieser Sammlung füllt. Es machte sogleich das größte Aufsehen, und da es anonym eingesandt war, so glaubten Alle daß nur Petöfy der Verfasser desselben sein könne. Es gewann abermals den höchsten Preis (1847) und verschaffte ihm außerdem die höchste Anerkennung und Freundschaft von Seiten Petöfy's und den Enthusiasmus der ganzen Nation. Im Jahre 1848 vollendete er wiederum auf Veranlassung der Kisfaludy-Gesellschaft ein drittes Epos: „Die Eroberung von Murány", dasselbe welches den zweiten Band unserer Sammlung füllt. Es bewarben sich zugleich mit ihm Petöfy, Tompa und Karl Szász und Letzterer gewann den Preis. Bald darauf brach die Revolution aus und die Poesie wurde vom Freiheitsjubel übertäubt. Arany fungirte während der ganzen Zeit nur als Bureaubeamter und durfte daher nach ihrem Ausgang ungehindert in seine Vaterstadt zurückkehren, wo er noch jetzt „ohne Amt, arm und gesellschaftsscheu" lebt. Erst in neuester Zeit (1850) ist er wieder mit einer erzählenden Dichtung „Katalin" und vielen lyrischen Gedichten hervorgetreten, deren Mittheilung einer spätern Zeit vorbehalten bleibt.

So viel über den Dichter. Was die Dichtungen selbst und insbesondere zunächst „Toldi" betrifft, so ist der Stoff dazu aus einem ältern gleichnamigen Gedichte von Ilosvai genommen, das seit 1574 in ähnlicher Weise wie unsere Volksbücher unzählige mal auf Löschpapier abgedruckt, auf Märkten von alten Weibern für einige „ungarische Groschen" verkauft und so zu einem Lieblingsbuch und Eigenthum der untern Volksclassen geworden ist. Die darin enthaltene, von der Geschichte nicht gekannte Sage besitzt alle Eigenschaften die sie für eine epische Behandlung geeignet machen. Einerseits ist sie von größter Einfachheit und gestattet dem Dichter jene Behäbigkeit und Gemüthlichkeit der Ausführung, die eine der wesentlichsten Bedingungen für die Genießbarkeit eines epischen Gedichts ist; andererseits bietet sie doch eine ausreichende Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit von Elementen und Momenten, die der Dichter zu interessanten Gegensätzen, spannenden Verwickelungen und wirksamen Auflösungen verarbeiten und zur Erzeugung einer ebenso warmen und lebendigen als sittlichreinen Theilnahme ausbeuten kann. Toldi Miklós, der Held und Mittelpunkt der Fabel, ist nämlich der jüngere Sohn einer Witwe, die Herrin eines nicht unbedeutenden ländlichen Besitzthums ist. Ihr älterer Sohn György hat eine ritterliche Erziehung genossen, spielt am Hofe des Königs eine große Rolle und ist darauf nicht wenig stolz und hochmüthig; Miklós hingegen wird auf Betrieb seines Bruders, der ihn gern unterdrücken oder auch ganz beseitigen und sich seines Erbtheils mit bemächtigen möchte, durchaus nur als gemeiner Bauer erzogen und muß die Arbeiten eines gewöhnlichen Knechts verrichten. Trotzdem entwickelt sich in ihm der Drang nach größern Thaten, und seine übermenschliche Körperkraft, verbunden mit Herzensgüte und echtem, nur noch unter rauher Hülle verborgenem Seelenadel, scheint ihn auch zu einem Helden im besten Sinne des Worts, zu einem Retter des Vaterlandes, zu einem Beschützer der Schwachen und Hülfsbedürftigen bestimmt zu haben. Sein Bruder ahnt dies wohl, aber umsomehr verfolgt er ihn und läßt ihn geflissentlich, als er gerade bei seiner Mutter zum Besuch ist, durch seine Waffendiener so lange foppen und reizen, bis Toldi nach langem Dulden endlich im Zorn einen Mühlstein unter sie wirft und einen derselben tödtet. Sein Bruder will ihn nun als Mörder fangen lassen, aber er ergreift die Flucht und verbirgt sich tagelang unter Hunger und Noth jeder Art im hohen Schilfgras, bis ihn Bencze, der von seiner Mutter ausgesandte Diener, findet und ihm Nahrung bringt, mit der Bitte nach György's Abreise wieder zur Mutter zurückzukehren. Er erklärt ihm jedoch, lieber in die Welt gehen und dort von sich hören machen zu wollen. Damit entläßt er den Diener und unmittelbar darauf muß er mit einer Wölfin und einem Wolfe wegen ihrer Jungen einen heißen, lebensgefährlichen Kampf bestehen, den er zuletzt glücklich beendigt. Die Liebe der Wolfsmutter für ihre Jungen erinnert ihn an seine eigene Mutter und er beschließt sich in der Nacht zu ihr zu stehlen, um wenigstens von ihr Abschied zu nehmen.

Er führt dies auch aus, muß aber dann wiederum die Flucht ergreifen, weil sein Bruder, dem er die todten Wölfe über das Bett gelegt, daran seine Gegenwart merkt und abermals ihn zu fangen sucht, um ihn als Mörder auszuliefern. Aber er entkommt glücklich nach Buda, wo er, wenn zunächst auch nur als gemeiner Soldat, in den Dienst des Königs zu treten gedenkt. Er trifft hier auf einem Friedhof zunächst mit einer Mutter zusammen, die den Tod ihrer Söhne beweint, welche von einem auf der Donauinsel sich aufhaltenden und bisher von keinem Ungar zu bezwingenden Riesen aus Böhmen im Zweikampfe erschlagen worden sind. Noch früher als er war jedoch bereits sein Bruder György in Buda eingetroffen, in der Absicht, Miklós beim König zu verklagen und wo möglich seine Enterbung zu bewirken. So sehr er hierbei auch die Maske der Bruderliebe vornimmt und des Bruders Erbe scheinbar dem Könige zur Verfügung anbietet, merkt der König doch den falschen, eigennützigen Zweck, und indem er György's Anerbieten annimmt, erklärt er, ihm das Erbe zusprechen zu wollen, wenn er den böhmischen Riesen besiegt haben werde. Unterdessen wandelt Miklós durch die Straßen Budas und findet schon hier Gelegenheit die Bewunderung des Volks auf sich zu lenken, indem er allein den Muth und die Kraft besitzt, einen wüthenden Stier, der sich losgerissen, zu bändigen und zur Schlachtbank zurückzuführen. Trotzdem sieht er sich bald wieder allein und verlassen und begibt sich endlich wieder auf den Friedhof zurück, in der Hoffnung dort die weinende Mutter wiederzufinden und sie um die Waffen ihrer Söhne zu bitten, weil er die Absicht habe den Tod derselben an dem Riesen zu rächen. Er findet sie jedoch nicht und versinkt nun in große Traurigkeit darüber daß man ihn als gemeinen Bauer nicht zum Kampfe zulassen werde. Da erscheint plötzlich wieder der alte Bencze, der ihm von seiner Mutter einen Beutel mit Gold bringt. Hierüber in großer Freude nimmt er zunächst eine gewaltige Abendmahlzeit zu sich, bei der er einen echthomerischen Appetit entwickelt; dann legt er sich schlafen, um mit anbrechendem Morgen sich eine stattliche Rüstung zu kaufen und dann den Kampf mit dem Riesen zu bestehen. Unter den Augen des Königs, des Hofs und einer großen Volksmenge fährt er als unbekannter Ritter auf einem Kahne zur Insel hinüber und stößt sodann den Kahn mit dem Fuße zurück, weil ja zur Rückkehr doch nur ein Kahn nöthig sei. Der Riese will ihm sogleich bei der ersten Begrüßung die Hand zerquetschen, aber Toldi schüttelt und drückt ihm dieselbe dermaßen daß der Riese allen Muth verliert und Toldi um Erhaltung seines Lebens bittet. Dieser gewährt auch diese Bitte unter der Bedingung daß sich der Riese nie wieder in Ungarn sehen lassen solle; als aber der Riese bei der Rückfahrt arglistigerweise unsern Helden von hinten erschlagen will, merkt es dieser noch zur rechten Zeit im Wasserspiegel und haut nun ohne weiteres dem Riesen den Kopf ab. Ehe der König noch weiß wer der Sieger ist, spricht er ihm bereits Toldi's Erbtheil als Belohnung zu; als er aber erfährt daß der Held der verleumdete Toldi selbst ist, verspricht er ihm auch noch die Erbschaft seines falschen Bruders und verbannt den Letztern von seinem Hofe. Toldi aber nimmt dies Alles nicht an, sondern bittet den König nur ihn als gemeinen Krieger in seine Dienste zu nehmen; dieser aber macht ihn zum Ritter und Hauptmann und eröffnet ihm so eine Heldenbahn, auf der er zum Heile für sein Vaterland und zum Schutze für die Schwachen noch eine lange Reihe von Wunderthaten verrichtet.

Von demselben echtepischen Charakter wie der Stoff selbst ist nun auch die Verarbeitung und Darstellung desselben. Trägt auch das Gedicht unverkennbar das Gepräge eines Kunstepos und macht nicht ganz den Eindruck jener Unmittelbarkeit, der den wirklichen Volksepen eigen ist, so ist es doch seiner ganzen Anlage und Ausführung nach eine so treue Nachbildung derselben daß man annehmen muß, der Dichter habe zu derselben keineswegs blos das dazu erfoderliche ästhetische Bewußtsein, die technische Fertigkeit und überhaupt die allgemeine poetische Befähigung, sondern vielmehr außer allem Diesem noch eine ganz besondere Kindlichkeit und Naivetät der Anschauung und eine geradezu instinctive Hinneigung und verwandtschaftliche Beziehung zu der von ihm reproducirten Welt mitgebracht. Daher fühlen wir uns in der Welt in die er uns zurückversetzt sogleich vollkommen heimisch. Wie der Dichter sich ganz in dieselbe versenkt, ganz in ihr lebt und webt, kein anderweitiges Interesse irgend welcher Art einmengt, nirgend an seine Persönlichkeit auch nur erinnert als höchstens in der echtepischen Weise eines Erzählers, so weiß er auch den Leser ganz für die einfache Geschichte zu fesseln und ihn für alle die einzelnen Züge, die mit epischer Ausführlichkeit und Breite ausgemalt werden, wahrhaft zu interessiren. Aus dieser Hingebung an das Object entspringt denn auch die Kernhaftigkeit und Sinnlichkeit der Darstellung und die Vermeidung alles blos für die Lyrik und das Drama geeigneten rein Innerlichen und Psychischen, ohne daß darum eine treue Ausmalung von Gemüthszuständen, soweit dieselben mit den äußern Handlungen eng verwachsen sind, ausgeschlossen wäre. Von gleicher Anschaulichkeit ist auch die sprachliche Einkleidung der Gedanken. Freilich läßt sich hier schwer unterscheiden was dem Dichter und was dem Uebersetzer angehört; und sofern der Uebersetzer es für zweckmäßig gehalten hat, dem Verse des Originals eine dem Deutschen mehr zusagende Versart unterzuschieben, und außerdem offenbar bemüht gewesen ist, hier mehr als bei seinen übrigen Uebersetzungen die sprachlichen und metrischen Härten zu vermeiden, mögen gerade bei dieser Uebertragung manche freie und selbständige Wendungen mit untergelaufen sein; aber soviel läßt sich bei dem überall sich gleichbleibenden Bestreben des Verfassers, stets das Nationale und Eigenthümliche möglichst unversehrt zu erhalten, unbedenklich annehmen, daß er insbesondere bei Uebertragung der Bilder und Gleichnisse, die gerade im Epos von besonders charakteristischer Wirkung sind, mit

größter Treue verfahren ist. Und an diesen besitzt das Gedicht nicht nur einen großen Reichthum, sondern eine seiner Hauptzierden, da sie sämmtlich einerseits naiv und ungezwungen, meist aus dem Kreise der dem Volke zugebotestehenden Anschauungen entlehnt, andererseits von schlagender und treffender Wirkung und oft von wirklich überraschender Neuheit und Tiefe sind. So findet sich sogleich im Anfange des ersten Gesangs folgendes Bild:

Links, da ragt ein mag'rer Ziehbrunn',
Und der lange Schwengel d'ran
Guckt hinein tief in den Brunnen,
Sieht sich d'rin das Wasser an:
Einer Riesenschnacke gleicht er,
— Ruhig, langgestreckt und still, —
Die das Blut der alten Erde
Recht geheim aussaugen will.

Im zweiten Gesange bedient sich György zur Beschimpfung seines Bruders folgender Bilder:

So, lieb Mütterchen! verhätschle
Dein Schooshündchen nur ganz blind;
Schütze vor dem Wind, dem rauhen
Nur dein theures Wickelkind;
Tauche ihn in Milch und Butter,
Daß er sich hübsch voll d'rin saugt,
Auf daß er zu einem guten
Fetten Kuchen baldigst taugt.

Jetzt ist, glaub' ich, Garbenbinden,
Wol die Arbeit draus im Feld,
Danach aber ist dem Junker
Sichtlich nicht der Zahn gestellt;
Wie ein Jagdhund — riecht er Speckfleisch —
Sich heranschleicht ganz geschwind,
Kommt auch er und läßt alleinig
In dem Thale das Gesind.

und ähnlich im dritten Buche:

He, ihr Kinder! wol ein Trappe
Kauert dort für sich allein,
Furchtsam stecket untern Flügel
Seinen Schnabel er hinein;
Ist in Brunst er? oder Aas schon?
Sehen wir doch, ob er fliegt?
Schlaget herzhaft an die Planke,
D'runter er sich bange schmiegt.

Der vierte Gesang beginnt mit folgendem episch ausgeführten Bilde:

Wie ein Hirsch, von eines Jägers
Scharfem Speer gar arg verletzt,
In den dunkeln Wald enteilet,
Von dem glüh'nden Schmerz gehetzt,
Zum durststill'nden klaren Wasser
Einer frischen Quelle flieht
Und sich tausend gute Kräuter
Für die Wund' zu suchen müht;

Jai! doch gänzlich ausgetrocknet
An der Quell' das Becken trifft,
Keins der guten Kräuter findet,
Sondern Unkraut nur und Gift,
Jeden Ast mit Gier benaget,
Sich an Dornen blutig reißt,
Daß die Creatur, die arme,
Angstvoll blut'ge Tropfen schweißt:

So auch irrte jetzt der Miklós.
Im Genick saß ihm die Pein,
Und sie hieb in seine Seiten
Ihre Sporen tief hinein;
Wie dem eingesperrten Fohlen,
Ueber dem die Stallung brennt,
Schlug auch ihm das Herz im Busen,
Während er kopfunter rennt.

Nicht minder poetisch ist die Schilderung der einbrechenden Nacht zu Anfang des fünften Gesangs:

Schon versunken war die Sonne
Hinterm dichten, vollen Rohr;
Wol ließ sie am halben Himmel
Noch zurück den rothen Flor;
Muth doch faßt die Nacht, riß später
Ganz den rothen Flor herab,
Und der Erde wie dem Himmel
Ihre schwarze Farb' sie gab.

Zierlich schlug mit Sargesnägeln
Sie dann aus den dunkeln Sammt,
Mit den Millionen Sternen,
Hell und glänzend insgesammt;
Brachte noch den Mond, den schönen,
Mit dem geisterhaften Glüh'n,
Legt zu Haupt an jenem Sarge
Ihn als Silberkränzlein hin.

Viele Bilder tragen ganz das naive Gepräge der Homerischen und verschmähen, wofern sie nur bezeichnend sind, selbst solche Stoffe nicht die uns der höhern Würde zu ermangeln scheinen. So sagt der Dichter, um Toldi's Rührung beim Abschiede von seiner Mutter zu schildern, Folgendes:

Er wol wollte an sich halten,
Doch zu groß ja war das Weh!
Als hätt' ihn gestochen Jemand
In den Nasenknorpel jäh,
Oder als rieb Meeresrettig
Unter seine Nase man,
Solch ein prickelnd Stechen fühlte
Steigen er die Nas' hinan rc.

Daß hiermit keineswegs eine komische Wirkung erzielt werden soll, geht deutlich aus dem sonstigen Ernst der Schilderung hervor, in der unter Anderm die zusammenfließenden Thränen Beider mit zwei ineinanderströmenden Gebirgsbächen und ihre Seelen nach der gewaltsamen Trennung mit einer zerrissenen Kette verglichen werden. Nicht selten gibt der Dichter einem schon öfter gebrauchten Bilde eine neue, überraschende Wendung, z. B. im Anfange des elften Gesangs, dessen erste Strophe lautet:

Umhing sich den Purpurmantel
Schon der Morgen im Erglüh'n,
Ueber's Himmelsdach, das blaue,
Breitete er halb ihn hin.
Doch er war im Purpurkleide
Nicht so stolz, daß er nicht auch
In die Hütte eines Armen
Hätt' geblickt mit warmem Hauch.

Wie hier den Morgen, personificirt er an andern Stellen die Sonne, z. B. im siebenten Gesange, wo Toldi's Wanderung durch eine öde Puszta geschildert wird:

Wer doch war ihm Reis'genosse
  In der nackten Wüstenei?
Ihm ging nach die Sonne, schwimmend
  In dem Himmelblau so frei,
Sie erreicht' ihn, sie verließ ihn,
  Ließ ihn steh'n, mit sich allein,
Auf der endelosen Pußta,
  Mitternachts ohn' Sternenschein.

Drei mal hat sie ihn verlassen,
  Und beim vierten mal Aufgeh'n
Sah in Délibábs Gewässern
  Berge er, lichtzitternd, steh'n.
Miklós staunte, denn noch niemals
  Sah er, was sich hier begab,
Angestaunt hatt' er die Berge —
  Aber nicht die Délibáb.

Diese Personificationen der Naturerscheinungen haben bei ihm eine doppelte Bedeutung, ein mal als Verlebendigungen des poetischen Ausdrucks, sodann aber auch als eine Art von Ersatz für die im Epos sonst mitwirkende Götterwelt. An dieser nämlich fehlt es dem vorliegenden Gedichte gänzlich und hierdurch besonders bekundet es sich als ein modernes Kunstproduct. Aber keineswegs möchten wir dem Dichter wegen Beseitigung dieses Apparats einen Vorwurf machen, vielmehr müssen wir es als einen feinen und richtigen Takt an ihm loben daß er nicht wie manche moderne Dichter aus sklavischer Nachahmung der Volksepen auf künstliche und gewaltsame Weise herbeigezogen, was sich nicht von selbst darbot und aufdrängte; denn Nichts ist unpoetischer und langweiliger als wenn die höchsten, weltregierenden Mächte zu todten Hebeln und Schrauben eines selbsterfundenen Mechanismus herabgewürdigt werden. Statt zu einer so äußerlichen und unwirksamen Repräsentation der höhern Elemente seine Zuflucht zu nehmen, läßt er das religiöse und sittliche Moment einerseits in den Motiven der Handlungen selbst und namentlich in den Regungen eines natürlichen Rechts- und Gottesbewußtseins, andererseits in der Benutzung der ausdrucksvollern Naturerscheinungen als Verkündern und Trägern des göttlichen Willens zu der ihm gebührenden Geltung gelangen, und was hierbei etwa an Sinnlichkeit und Plastik verlorengeht, wird reichlich durch die größere Wahrheit, Natürlichkeit und Innigkeit ersetzt. Ueberhaupt macht das Gedicht gerade durch den in ihm waltenden Geist der Sittlichkeit, der sich ganz besonders in der einfachen Frömmigkeit und kindlichen Treuherzigkeit des Helden und in dem endlichen Siege des Guten über das Böse abspiegelt, einen höchst wohlthuenden Eindruck und wirft auf die Unschuld und Unverdorbenheit des ungarischen Volks, dessen Abbild dieser Toldi gewissermaßen ist, ein äußerst vortheilhaftes Licht. Daher hat der Uebersetzer vollkommen Recht, wenn er gerade diese Eigenschaft der Dichtung besonders hervorhebt und daran die Hoffnung knüpft, sie könne auch auf den Gang der deutschen Literatur einen heilsamen Einfluß ausüben, indem sie ähnlich wie die Literatur der Dorfgeschichten mit dazu dienen könne, eine Rückkehr der Kunst und Poesie zur ursprünglichen Einfachheit und eine Versöhnung der höhern Bildung mit dem Volksbewußtsein herbeizuführen; denn in der That ist sie zugleich eine glänzende Hervorhebung der Volksthümlichkeit und Naturwüchsigkeit gegenüber der Blasirtheit und Hypercultur, oder, wie der Herausgeber sagt, eine Verherrlichung der keuschen naiven Kraft des Körpers gegenüber der frivolen anmaßenden Kraft des Geistes.

Von wesentlich anderm Charakter ist die zweite der hier vorliegenden Dichtungen Arany's: „Die Eroberung von Murány. Erzählende Dichtung in vier Gesängen."

Während jene ganz im Gebiet der Sage wurzelt, basirt diese auf einem Factum der Geschichte, über welches der Uebersetzer in einem beigefügten Wörterbuch specielle Mittheilungen macht, deren Wesentlichstes in Folgendem besteht. Murány ist ein uraltes, großes, ehemals sehr festes Schloß auf einem hohen Felsen im gömörer Comitate, das in der Geschichte Ungarns mehrmals eine wichtige Rolle gespielt hat, öfter belagert, aber immer nur durch List oder Verrath erobert worden ist. Im Jahre 1620 kam es durch Geschenk von Seiten Bethlen Gabor's in den Besitz von Georg Széchi, der es auf seine Tochter Maria Széchi vererbte. Sie war anfangs, von beiden Aeltern gezwungen, mit Bethlen István, einem Vetter Bethlen Gabor's, vermählt gewesen, ward aber bald Witwe und erklärte sich als Herrin von Murány zur Gegnerin von Ferdinand III., indem sie sammt ihrem Schwager Illyésházi sich auf die Partei Georg Rákoczy's I. schlug, der sich 1644 als Protestant mit den Schweden verband und Ferdinand zum Linzer Frieden (1645) nöthigte. Während dieses Feldzugs ward Franz Vesselényi, ein berühmter Feldherr Ferdinand's, späterhin Palatin von Ungarn, gegen Murány geschickt, um es zu erobern. Es widerstand ihm jedoch hartnäckig, und als Vesselényi die Hoffnung verlor es mit Gewalt zu nehmen, bat er die Besitzerin desselben um eine Unterredung und in derselben nach Entfernung des Gefolges um die Hand Maria's. Diese, durch die Schönheit und anderweitigen Vorzüge Vesselényi's überwältigt, geht auf das Anerbieten ein; weil sie aber den Widerspruch der Besatzung und besonders ihres Schwagers fürchtet, veranstaltet sie ein Fest und berauscht auf diesem die Besatzung mit Wein, worauf Vesselényi mit einigen Auserwählten auf einer Leiter in das Schloß steigt, die Betrunkenen überwältigt und sich mit Maria vermählt.

Diese historische Thatsache, schon von der Volkssage und von frühern Dichtern, namentlich Gyöngyösi und Kisfaludy vielfach ausgeschmückt und ins Gebiet der Romantik gezogen, bildet nun auch die Grundlage der Arany'schen Dichtung, und es liegt in der Natur der Sache daß sie vom Dichter eine ganz andere Behandlung als der dem „Toldi" zugrundeliegende Stoff verlangte. Kam es dort vorallem darauf an die Naivetät und Treuherzigkeit der epischen Volksdichtung nachzubilden, und mußte sich also die Kunst gerade in der scheinbaren Verleugnung ihrer selbst bethätigen, so galt es hier gerade alle Mittel der Kunst aufzubieten, um

ein zwar an sich schon interessantes, aber der Gegenwart gar zu nahe liegendes und darum mehr für Roman oder Drama als für ein Epos passendes Ereigniß so zurechtzulegen und zu gestalten daß der Widerspruch zwischen Stoff und Darstellungsform gänzlich überwunden würde. Und auch dieses ist dem Dichter in hohem Grade gelungen. Zwar besitzt das Gedicht nicht durchweg dieselbe poetische Frische und Anziehungskraft die wir an „Toldi" haben rühmen müssen, und namentlich kann der erste Gesang, der eine Berathung Veselényi's mit seinen Offizieren enthält, den Kampf des Autors mit der Sprödigkeit des Stoffs nicht ganz verleugnen und macht im Ganzen den Eindruck der Breite und Eintönigkeit; aber je weiter sich der Dichter in den Stoff hineinarbeitet, umsomehr haucht er ihm den Geist einer warmen und lebendigen Poesie ein und weiß das geschichtliche Ereigniß im Ganzen wie im Einzelnen dergestalt zu idealisiren und aus dem Punctum saliens der Idee heraus so künstlerisch zu gliedern daß man hier nicht weniger seine Feinheit und ästhetische Berechnung als im „Toldi" seine Einfachheit und Natürlichkeit bewundern muß. Die eigentliche Idee nämlich die den Dichter geleitet hat ist, wie der Uebersetzer sagt, dieselbe die Immermann in den Worten ausdrückt:

> Sechs Tage gnügten kaum dem Schöpfungstriebe,
> Ein Augenblick erschafft die Welt der Liebe.

Die „elektrische Schnelligkeit der Liebe" also ist es was er in der poetischen Nacherzählung des historischen Ereignisses zur Erscheinung bringen will, und diesen Zweck hat er ebenso wol durch die sehr einfache Construction und Modification des gegebenen Stoffs wie durch die lebensvolle und tiefeingehende Darstellung der einzelnen Charaktere und Situationen zu erreichen gewußt. Weil sich die Kraft stets am stärksten einem Gegensatze gegenüber entwickelt, so läßt er Veselényi zunächst als einen Verächter des Weibes und der Liebe erscheinen, der im Bewußtsein seiner männlichen Ueberlegenheit und der schwachen Seite des weiblichen Wesens mit Maria's Herzen nur spielen und die künstlich in ihr erzeugte Liebe nur zu seinem Vortheile ausbeuten will. Aber so richtig er auch Maria's Herz berechnet hat, so falsch erweist sich das Vertrauen zu seiner eigenen Kraft. Sowie er Maria nur gesehen, wird er, der nur fangen will, selbst gefangen; was er nur als Mittel gebrauchen wollte, wird ihm nun zum Zweck, für dessen Erreichung er mit tollkühner Verachtung aller Gefahren und verderblichen Folgen sich, sein Heer und was ihm bisher als das Höchste galt, seinen Feldherrnruhm aufs Spiel setzt. Umgekehrt denkt auch Maria, indem sie sich den Eindruck den Veselényi auf sie gemacht nicht gestehen will, anfangs nur daran, die wahre oder vorgebliche Liebe Veselényi's zu ihrem Vortheil zu benutzen, und ladet ihn daher durch einen Brief ein, falls seine Liebe ehrlich gemeint sei, Nachts allein die Burg zu erklimmen und mittels einer Strickleiter zu ihr einzusteigen, in der freilich mehr ihrem Feldherrn Kádás als ihr selbst ernsten Absicht, so vielleicht ihren gefährlichen Feind in ihre Gewalt zu bekommen und sich seiner entledigen zu können. Aber wie Veselényi, so unterliegt auch sie der Macht der Liebe, und als wirklich Veselényi in ihrer Gewalt ist, gibt sie trotz dem anfänglichen Widerstreben ihres weiblichen Stolzes, trotz dem Drängen ihres Feldherrn, der mehr der Partei als ihr zugethan ist, trotz den Gefahren die ihr von ihm und der Besatzung bevorstehen, statt den Gegner zu vernichten, sich selbst ihm zueigen hin, und die Entschlossenheit und Kraft Veselényi's dem widerstrebenden Kádás gegenüber, sowie das plötzliche Eindringen seiner Soldaten, die ohne sein Wissen ihm nachgeklommen sind, beseitigt alle weitern Gefahren und Hindernisse und läßt den Sieg der Liebe auch vom Glücke begleitet sein.

Wie die Anlage des Ganzen, so ist auch die Gestaltung des Einzelnen, besonders in den beiden letzten Gesängen, meisterhaft und zeichnet sich vorzugsweise durch tief psychologische Ausmalung der Gemüthszustände, durch höchst lebendige und drastische Darstellung der äußern Situationen und durch oft höchst überraschende, von Witz und Humor funkelnde Gedankenwendungen aus. Am blendendsten treten alle diese Eigenschaften in den Stellen hervor, wo Maria mit sich selbst im Kampfe erscheint, und wir wollen daher aus diesen statt aller weitern Beschreibung einige Proben mittheilen. Wir beginnen mit der Stelle, wo sie Veselényi erwartet.

> Die schöne Frau der Festung, sie sinnt jetzt einsam nach,
> Unruhig wacht noch immer sie in dem Schlafgemach;
> Und wie als wollt' sie nehmen vor Liebe sich in Acht,
> Bringt sie, in schweren Panzer gekleidet, zu die Nacht.
>
> Oft wirft sie in den Divan von Sammt sich tief hinein,
> Dann geht sie auf und nieder und spricht mit sich allein;
> Jetzt setzt sie sich, dann steht sie; sie findet Ruhe nicht;
> Die äuß're Unruh' malt sich ihr auch im Angesicht.
>
> Um sie herum ist's stille, das Volk der Burg schläft fest,
> Der Herzschlag nur der kleinen Sackuhr sich hören läßt;
> Auf diese wirft die Augen unruhig sie manchmal,
> Sie stiert d'rauf an, versunken, den Liebesgott von Stahl.
>
> Dann später blickt sie öfter noch auf den Zeiger hin,
> Wie er bald eilt, bald zögert, zu langsam ihrem Sinn;
> Bis Mitternacht, so harret sie aus im Zählen still,
> Doch dann scheint es ihr Sünde, daß noch Nichts kommen will.
>
> Vielleicht hat Furcht darum sie und Unruh' nicht gering,
> Weil Veselényi doch nicht in ihre Falle ging;
> Gewiß warf sie umsonsten nach ihm ihr Netz wol aus,
> Der Feldherr hat's durchsehen, lacht sie nun aus zu Haus.
>
> So schwand die Mitternacht hin, kein Laut erhob sich doch;
> Der Sturm war ruh'ger worden, er grollte aber noch;
> Es schläft vielleicht der Ritter schon tief und liegt im Traum,
> Und Kádás sitzt vergebens im untern Schlossesraum.
>
> „Es war ja auch unsinnig", spricht sie, „was ich gethan,
> Daß ich auf Schmeichelworte gebaut gleich einen Plan
> Und der Partei zu Nutzen, voll Hoffnungen das Haupt,
> Aufs Spiel gesetzt die Ehre und an Erfolg geglaubt.
>
> Schon früher konnt' ich's wissen und wußt' sogleich es auch,
> Daß dies nicht Liebesflamme, daß dies blos leerer Rauch;

Kalt war's berechnet, daß er sich unterwerfe schlau
Die Burg sowie die Ehre von einer schwachen Frau. —

Ha! wenn nun Wesselényi als Siegeszeichen gar
Den Brief, den er erhalten, umherweist seiner Schar
Und eine Läst'rung zuzieht der Szécsi Mária,
Weil gleich ihr Stolz gebrochen, als sie den Mann ersah...?

Nein, nein!... Es naht ein Fußtritt, zu mir kommt Jemand her..."
Der Kommende, wer wäre es denn gewesen, wer
Wol als der alte Kádás? Er rufet, toll beinah',
Durch die halb off'ne Thüre: „Der Wesselény' ist da!"

Bei Wesselényi's Namen erbebt die schöne Frau,
Es zittert ihre Seele wie Espenlaub der Au';
Sie fühlte sich noch niemals so schwach, jed' Glied ihr bricht,
Sie konnt' zu einem Worte die Lippen öffnen nicht.

Sie, die gerad' gefürchtet, es bliebe weg ihr Held,
Daß er ins Netz nicht beiße, das sie nach ihm gestellt;
Nun, als der so ersehnte Sieg war gegeben ihr,
Schien sie beinah' zu wünschen: Wär' lieber er nicht hier!

Sie ermannt sich endlich und läßt sich von Kádás erzählen wie er den einsteigenden Helden sogleich habe überfallen, binden und in den Kerker bringen lassen. Ueber diese unwürdige Behandlung bricht sie sofort in Zorn aus und verräth dabei dergestalt ihre Liebe daß Kádás die Unaustilgbarkeit derselben erkennt und ihr selbst den Vorschlag macht, dem gefangenen Helden Freiheit und Hand anzubieten, unter der Bedingung daß er zu ihrer Partei übertrete, wo nicht, den Tod erleide. Obwol sie anfangs über diesen Vorschlag aufbraust, erklärt sie zuletzt doch, um der Freiheit ihrer Nation willen darauf eingehen zu wollen, und schickt Kádás mit diesem Antrage an Wesselényi ab.

Der Kádás ging. Es eilte der list'ge Alte sehr;
Noch ein mal rief die Herrin, doch hörte er's nicht mehr;
Vielleicht hat gut gehört er's, doch wollt' er's hören nicht,
Ihm bangt, daß schlecht gelaunet sie etwa anders spricht.

Noch ein mal also rief ihm jetzt nach die Maria.
„Schon ging er!" seufzt sie, trat dann schnell ihrem Spiegel nah',
Vom Haupt nahm sie den Kalpak, warf in die Eck' ihn d'rauf,
Und löst' ihr rabenschwarzes Gelock in Ringeln auf.

Als aufgelöst ihr schwarzes Gelock so niederfiel,
Bedeckte ganz den Panzer das dichte Haargewühl;
Und es verhüllte Alles, was männlich an ihr war:
Vom Scheitel bis zum Knie wol sah man kein Eisen starr.

Rechts, links an ihrem Busen, da schwellten sanft empor
Und durch den Haarwuchs drangen zwei Silberhügel vor;
D'rauf spielt der Glanz der Lampe, sich brechend, wellengleich,
Er zittert auf der Rüstung wie Mondscheinstrahl, so bleich.

Ach, oder zittert wirklich des schönen Weibes Brust,
Und bebt mit ihr der kalte Stahlpanzer selbst in Lust?
Und was bewegt die beiden, die Furcht, die Ahnung trieb,?
Vielleicht auch lang verfehlte, noch nicht gekannte Lieb'?

Fühlt schon ihr Herz, was gerne verleugnen möcht' ihr Mund?
Und ist schon ihre Seele von Qual und Sehnsucht wund?
Fühlt sie jetzt schon die Flamme, die, wenn sie uns durchzieht,
In Fieber gleich erbeben wol machet jedes Glied?

Nein, trotzdem ist's nicht Liebe, sie selber glaubt's ja nicht,
Daß sich die Kraft der Liebe so schnelle Bahnen bricht;
Vielleicht nur überfiel jetzt der Schlaf den Leib mit Macht,
D'rum glüht sie so in Gluten, die sie fast krank gemacht.

Sie sinkt aufs sammtne Ruhbett deshalb so müde hin,
Des Kádás Rückkehr wartend mit lauschend regem Sinn;
Der aber trieb das Echo der Nacht aus seiner Ruh',
Als laut hinab die Stufen er trabt dem Kerker zu.

Kádás überbringt nun dem Helden den Antrag nebst der Bedingung; dieser aber geht nicht darauf ein, und so sehr es ihn auch schmerzt, auf das ihm dargebotene Glück zu verzichten, läßt er doch der Gräfin sagen, lieber werde er den schnöden Henkertod wählen als das Gebot der Ehre vergessen. Mit dieser Antwort kehrt Kádás zur Gräfin zurück, und es heißt nun im Gedicht weiter:

Es war jetzt im Gemache von Bethlen's Witwe still,
Gleichwie im Haus der Todten, wo Nichts sich regen will;
Man hätte glauben können, lebendig sei d'rin Nichts
Als nur die Silberlampe im Flackern ihres Lichts.

Dort im Gemach stand Kádás, das Aug' zur Erd' geneigt,
Vertiefet in Gedanken, die Arme leicht verzweigt;
Er mag darüber sinnen, von Angst die Brust geschwellt,
Wie die gebrachte Antwort der schönen Frau gefällt.

Doch diese Nichts erwidert; nur des Gefang'nen Wahl
Macht ihr Gesicht erbleichen und ihres Auges Strahl;
Erheben will vom Ruhbett sie sich und sinkt zurück,
Bleibt so dort wortlos liegen, mit abgewandtem Blick.

In dem gestickten Polster vergrub das Antlitz sie,
Mit bittern Thränen näßte sie voll es, wie noch nie;
Die Liebe macht sie weinen, die Schande und die Wuth,
Die sich zusamm' bekämpfen in ihrer Brust voll Glut.

Empor sie sich dann hebet. Ihr flammend Angesicht
Ward von den vielen Thränen nur naß, gekühlt doch nicht;
Denn Oel sind sie vielmehr noch, gegossen in die Glut; —
Aufschreit sie fast als peitschten Gespenster sie mit Wuth.

„Das mußte ich erlangen!" begann sie zornerbleicht;
„Die Schande mußt' mir werden, da ich die Hand ihm reicht',
Bezwingend meines Wesens so tiefen Ueberdruß,
Und ich dieselbe schmachvoll zurück jetzt nehmen muß!

Entehrte Hand du, welche man selbst geschenkt nicht mag,
Was schlug man dich herab nicht, als ich noch hülflos lag,
Was wurd' ich nicht geboren als Krüppel krumm und lahm,
Dann wärst du werth des Abscheus, mich träf' dann nicht die Scham.

Ich dacht', du seist ein Schatz mir! Wie ich getäuscht mich hab'! —
Stolz hielt ich dich für eine herrliche Gottesgab';
Bisher auch blickte zitternd auf dich die Männerschar,
Drum war auf dich ich eitel, ja stolz auf dich sogar.

Was hätten sie gegeben, geopfert nicht sofort
Nur für ein Augenwinken, nur für ein einzig Wort!
Das Leben und die Ehre, die ew'ge Seligkeit,
Das waren sie zu wagen für dich, o Hand, bereit.

Und nun!... Der stolze, kühne, hochmüth'ge, eitle Mann,
Ein ärmlich Ja nicht einmal für dich er missen kann;
Da mich er und die Freiheit zusammen ohne Noth
Umarmen könnte, wählet er einzig sich den Tod!

Der Tod!... Was ist der Tod nur? Darf ich neugierig sein,
So möcht' ich kennen lernen den Nebenbuhler mein!

Wie mein Gesicht im Spiegel ist schöner sein Gesicht?
Als sein Geripp ... wär' schöner ich also wirklich nicht?

Weiß denn auch der Gefang'ne, der trotz'ge, was der Tod?
Die eisige Umarmung, kennt er sie, die ihm droht?
Und schreckt er denn zurück nicht, gefrieret nicht sein Blut,
Ist lebende Umarmung ihm noch zu karg an Glut?

Ha! weiß er, was es heißet, so Aug' in Aug' zu steh'n?
Die Waffe nicht zu heben, sich nicht vertheidigen?
Im voraus schon zu hören das Beil, wie es sich hebt,
Wie über seinem Haupte an einem Haar es schwebt?

Auf ein mal: «schuh!» gefallen ist's Beil hernieder jäh,
Roth quillt hervor das Blut dann, hin rinnt es wie ein
See;
Doch bis der letzte Tropfen des Bluts verrinnt am Stein,
Muß leiden er — wer kann es wol sagen, welche Pein?

Mann! hast du's überlegt wol, wie schrecklich Todesqual,
Da du für sie entschieden, wo frei dir stand die Wahl?
Und hast du keine Hoffnung, die dir verwelken kann?
Und keine Kinder, welche verwaist rückbleiben dann?

— Mög' er von nah ihn sehen!" — sprach nach Minuten sie,
„Wie er den Arm ausstrecket, bricht Mancher in die Knie;
Den kalten Hauch mag fühlen im warmen Antlitz er,
Aus meinem Mund ein Hauch nur ... der Mensch ... er
ist nicht mehr!

Du, Kádás, in das schwarze Gemach das Blutgerüst!
Ist's fertig, dann erschein' ich; an mir das Wort dann ist!
Was stehst du hier und schauest? Warum siehst du so blaß?
Zum Hochzeitsfest des Freiers mach' ich mir einen Spaß!"

Als sich Kádás hierauf entfernt, bleibt sie plötzlich vor einem Spiegel stehen und fährt dann fort:

„Das also ist das Antlitz, das herrlich dünkt der Welt?
Das sie, als wie ein Wunder gerühmt, für köstlich hält?
Das also ist der Wuchs auch — der schlanke leichte Bau —
Um den im halben Reich mich beneidet jede Frau?

Der Panzer kleidet übel; ich leg' ihn ab sogleich; —
D'rin ist mein Wuchs so männlich, rauh, stämmig, nirgend
weich; —
Abstoßend, kalt, dem Tod gleich ... ein einzig Eisenstück!
Vor solcher Frau, da schrecket vielleicht ein Mann zurück."

Dann schellt sie stark wol drei mal, bis es sich hören läßt;
Denn ihre Dienerinnen, sie schlafen schon gar fest;
Einweihen ins Geheimniß wollt' sie die Mädchen nicht,
D'rum schickte sie sie schlafen, nachdem gethan die Pflicht.

„So hat er mich gesehen", sprach weiter sie erregt —
„Es war um meinen Nacken der Panzer eng gelegt;
Ein finst'rer Helm bedeckte mein wallend Lockenhaar,
Die Stirn in meinem Antlitz gar nicht zu sehen war.

So sah er mich noch niemals, seh' er mich nunmehr so,
Wenn ich an meine Schönheit selbst glaube, ihrer froh;
Im reichen Frau'ngewande seh' er mich, wie ich bin,
Wenn ich mir selber dünke der Frauen Königin.

Ha! welch' Genuß soll's werden! Dann, wenn es ihm schon
graut,
Wenn er zusammenbrechend dem Tod ins Auge schaut;
Wenn er nach Hülf' rings blicket und nur den Henker sieht,
In seiner Hand das Blutbeil, dem nimmer er entflieht;

Dann, dann, wenn er die Arme zum Himmel flehend hebt,
Er kein Gebet kann sprechen, da seine Lippe bebt,
Er nur ein unverständlich Gemurmel zitternd spricht
Und seine Kinder suchet, ringsum sie sehend nicht:

O dann ihm zu erscheinen, welch herrlicher Genuß!
Das Brautbett ihm zu schmücken, das er besteigen muß;

Damit sein Herz dann fühle, wenn er mich sehen wird,
Was er am Tod gewinnet, was er an mir verliert.

Dann, wenn die unterdrückten Glutflammen seiner Seel'
In eine Selbstverfluchung auflodern ohne Hehl —
Er's Leben selbst verschmähet, beglückt nicht Liebe ihn,
Dann werfe ich ihm höhnisch die kalte Gnade hin!"

Die dritte Dichtung epischen Charakters die uns zur Besprechung vorliegt ist:

6. Der Held János. Ein Bauernmärchen von Alexander Petöfy. Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Nebst dem Bildnisse des Dichters nach einer Zeichnung von Nikolaus Barabas. Stuttgart, E. Hallberger. 1850. 16. 1 Thlr.

Nach den Mittheilungen des Uebersetzers in der Vorrede ist dieses Gedicht das populairste Petöfy's, weil es ganz in der Manier, deren sich die Erzähler in einer Csárda (Haideschenke) oder bei nächtlichem Wachtfeuer zu bedienen pflegten, gehalten sei und sich ebenso naiv als warm vielen nationellen Bezügnissen anschließe. Man könne geneigt sein es für eine wohlwollende Persifflage der ungarischen Märchen anzusehen; allein es trage andererseits unverkennbar den Stempel einer ganz absichtslosen und ursprünglichen Dichtung und müsse jedenfalls als die Blüte eines jugendfrohen Drangs, die Phantasie einmal zügellos gehen zu lassen, betrachtet werden. In der That ist diese Auffassung des Gedichts gewiß die allein richtige. Es ist die Ausgeburt eines sich noch sehr mostartig und absurd geberdenden, aber doch schon einen guten Wein versprechenden Genies, unbedeutend in seiner Erfindung, unreif in seinem Gehalt, salopp in seiner Ausführung, aber funkelnd von einzelnen Gedankenblitzen, bunt und wechselnd in seinen Scenerien, frisch und keck in seinem Fortschritt und dabei durch und durch von einer Gutmüthigkeit und Behaglichkeit daß man beim Lesen selbst die Wärme des Wachtfeuers zu fühlen meint, an dem es zuerst vom Dichter aus dem Aermel geschüttelt und hinterher wer weiß wie oft von den Bänkelsängern der Haide wiederholt sein mag. Das Ganze ist eigentlich eine buntscheckige Compilation von Märchen, Sagen, Schnurren und Jägergeschichten, wie sie bei allen Völkern, hier so, dort anders, überall aber in den Grundzügen sich gleich gefunden werden. Der Dichter hat daher eigentlich weiter Nichts gethan als alle die darin erzählten Wunderdinge und Abenteuerlichkeiten mit gutem Humor noch ein mal erzählt und sämmtlich wie Perlen auf einen einzigen Lebensfaden gezogen. Er hat sich dazu einen echten Sohn der Haide, einen Juhászbojtár (Schafhirtenburschen) ausersehen und führt uns diesen zunächst vor, wie er mit seiner geliebten Iluska tändelt, ihrer bösen Stiefmutter die Wahrheit sagt, darüber seine Schafe vergißt und in der Haide sich verlaufen läßt, dadurch den Zorn seines Herrn auffischladet und sich gezwungen sieht von seiner lieben Iluska Abschied zu nehmen und in die Welt hinaus zu gehen. Dort läßt er ihn nun erst die Pußta durchirren, dann Sturm und Gewitter erleben, dann unter die Räuber gerathen und zuletzt das Räubernest zerstören, dann mit

Husaren die Welt durchziehen, unter den Tataren und in Italien, im Polenreich und in Indien und endlich im Franzosenreiche große Heldenthaten verrichten, wofür er die von ihm den Türken abgejagte Tochter des Franzosenkönigs zur Frau haben soll. Er aber denkt nur an seine liebe Iluska, gibt der Prinzessin einen Korb und setzt sich, mit Säcken Goldes beschenkt, auf eine Galeere, um zur Geliebten zurückzukehren. Unterwegs aber leidet er Schiffbruch, wird auf eine wüste Insel verschlagen, setzt sich auf einen Greifen und fliegt so lange umher, bis er einst gerade über seinem Dorfe ist. Hier will er nun seine Iluska aufsuchen, aber sie ist, von ihrer bösen Stiefmutter gequält, bereits gestorben und er kann nur noch eine Rose von ihrem Grabe pflücken. Er geht nun aus Kummer wieder in die Welt, geräth unter die Riesen, wird der König derselben und zerstört mit ihrer Hülfe das Reich der Hexen, unter denen sich auch Iluska's böse Stiefmutter mit befindet. Er besteht außerdem noch manche andere Abenteuer und gelangt endlich durch den Bauch eines Drachen in das Feenreich, wo er denn zu allerletzt auch wieder mit seiner Iluska vereinigt wird, indem sich die Rose von ihrem Grabe in die Geliebte selbst verwandelt. So salopp und nonchalant wie die Composition sind auch die Verse — nach des Uebersetzers Versicherung in treuer Nachbildung des Originals; wir vermuthen jedoch daß im Original Vieles graziös und genial erscheint, was in der Uebersetzung nur den Eindruck der Härte und Gezwungenheit oder der gänzlichen Zerfahrenheit macht. Doch lassen sich auch in dem verunstalteten Gewande die mannichfachen poetischen Schönheiten nicht verkennen, von denen wir als eine kurze Probe nur die Schilderung des Feenreichs mittheilen wollen. Sie lautet:

> In dem Feenreich gibt's vom Winter
> Nicht die Ahnung, dorten leben
> Sie in Frühlingspracht ja immer.
> Dort ist Sonnenaufgang nicht, noch
> Sonnenneige: Purpur ew'ger
> Morgenfrühe flattert glänzend.
> D'rin sind Zaubersöhne und auch
> Zaubermädchen; Tod nicht kennend,
> Leben sie im steten Glücke;
> Ihnen ist nothwendig nicht das
> Essen, Trinken, denn sie leben
> Von der Liebe süßem Kusse.
> Dorten weinet Niemand mehr aus
> Kummer, doch aus allzu großer
> Freude weinen öfter ihre
> Zauberaugen helle Thränen;
> Nieder fallen diese Thränen
> In die Erde, und in deren
> Tiefe werden es Demanten.
> Jene blonden Zaubermädchen
> Winden durch die Erde, kämmend,
> Ihre gold'nen, langen Haare;
> Und nun, diese Fasern wandeln
> Sich zu Goldert, keine kleine
> Freud' für Jenen, der sie findet.
> Zauberkinder spinnen dorten
> Regenbogen, göttlich-schöne,
> Von den Augenstrahlen jener
> Feeenmädchen. Wenn hübsch lang den
> Regenbogen sie gesponnen,
> Schmücken sie damit die Wolken
> Und den Himmel. Diese Feen
> Haben Blumen-Ruhebette;
> Trunken von der Freude, schwingen
> Sie darauf sich; duft'ge Zephyr',
> Aber mit gar leisem Wehen,
> Wiegen sie in tiefe Träume
> Ein auf weichem Blumen-Ruhbett.
> Jene Welt jedoch, die sie im
> Traum erblicken, davon ist das
> Zauberreich ein bloßer Schatten.
> Wenn der Sterbliche zuerst ein
> Weib umarmet, fühlt er von dem
> Traume eine ferne Ahnung!

Vorangeschickt ist dem Gedichte eine historische Einleitung, in der unter Anderm mitgetheilt wird daß die Nachricht über Petöfy's Tod von seinen Freunden bezweifelt werde. Am Schlusse findet sich ein Wörterbüchlein, worin alle ungarischen Ausdrücke, Personennamen, Ortsnamen &c. erklärt werden, eine höchst dankenswerthe Zugabe, deren sich alle von uns besprochenen Kertbeny'schen Bücher zu erfreuen haben. Indem wir hier von dem unermüdlich thätigen Vermittler zwischen der ungarischen und deutschen Nation mit aufrichtiger Anerkennung seiner Verdienste Abschied nehmen, haben wir unserm Berichte nur noch die Anzeige zweier ungarischen Romane hinzuzufügen. Diese sind:

7. Batthyány der letzte Magnat. Roman aus Ungarns neuester Geschichte von Emmerich Kovács. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
8. Ungar und Spanierin. Roman von Nikolaus Jósika. Frei nach dem Ungarischen bearbeitet von Emmerich Kovács. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste derselben enthält eine romantisch ausgeschmückte Erzählung von den Lebensschicksalen des ungarischen Premierministers Grafen Ludwig Batthyány vom Anfang seiner politischen Thätigkeit und namentlich seiner Betheiligung an der ungarischen Revolution bis zu seiner Hinrichtung durch Pulver und Blei. Die große Bedeutung welche Batthyány in der neuesten Geschichte Ungarns hat, die einflußreiche, oft entscheidende Beziehung in der er zu fast allen Wendungen und Katastrophen derselben gestanden, sein enger Connex mit den wichtigsten Persönlichkeiten sowol der ungarischen wie der östreichischen Partei, endlich seine eigene zugleich ritterliche und volksthümliche, in jeder Hinsicht edle und liebenswürdige Persönlichkeit und sein tiefergreifendes tragisches Ende haben natürlich dem Verfasser dieses Romans einen schon an sich höchst interessanten und fesselnden Stoff geboten, und es bedurfte daher eigentlich nur einer zweckmäßigen Zusammenstellung des von der Geschichte Gebotenen und einer Vermeidung aller störenden und fremdartigen Elemente, um einen spannenden und allen Anfoderungen der Unterhaltungsliteratur genügenden Roman daraus zu construiren. Dies ist denn auch dem Verfasser im Ganzen und Allgemeinen gelungen. Er hat verstanden die Thatsachen so zu com-

biniren und das Ganze so anzulegen daß die politischen und nationalen Interessen zugleich in die Sphäre des reinmenschlichen Interesses hineingezogen werden, und hat sich durchweg einer zwar nicht tiefen und geistreichen, aber doch edeln und den Geschmack nirgend verletzenden Darstellung beﬂeißigt. Daß das Ganze vom Standpunkte der ungarischen Partei aufgefaßt und dargestellt ist, versteht sich bei einem Ungar von selbst; indeß ist der Ton überall ein ruhiger und trägt an keiner Stelle das Gepräge eines leidenschaftlichen Parteihasses; auch scheint er in allen wesentlichen Momenten der Wahrheit treugeblieben zu sein und sich keine geflissentliche Entstellung derselben zu Gunsten seiner Partei erlaubt zu haben. Nicht so lobend können wir uns über die proportionale Gliederung des geschichtlichen Stoffs aussprechen. Während er die Antecedentien und Anfänge der Revolution mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt, geht er über die spätern Ereignisse oft mit gar zu großer Flüchtigkeit und Kürze hinweg. Allerdings findet dies zum Theil darin seine Rechtfertigung daß der Einfluß und die Bedeutung seines Helden Batthyány späterhin beiweitem geringer gewesen ist; aber er hätte bedenken sollen wie eng das Interesse für Batthyány mit dem für sein Vaterland verwachsen ist, wie daher eine Befriedigung des einen ohne eine Befriedigung des andern kaum erreicht werden kann. Was die zur Ausschmückung des historischen Stoffs bestimmten poetischen und romantischen Zuthaten betrifft, so sind diese sehr dürftig und zeugen weder von einer hervortretenden Erfindungskraft noch von einer geübten Gestaltungsgabe, wie denn der Roman auf einen ästhetischen und künstlerischen Werth keinen Anspruch hat.

Der zweite der oben angeführten Romane beginnt nicht übel, verflacht sich aber sehr bald und vermag nur den Anfoderungen des gewöhnlichen Lesepublicums zu genügen. Dagegen verdient eine dramatische Dichtung aus Batthyány's Nachlaß: „Die Geächteten. Dramatisches Gemälde aus Ungarns Vorzeit“, welche als Anhang dem ersten der soeben besprochenen Romane beigegeben und nicht einmal auf dem Titel genannt ist, auch die Beachtung des höhere Ansprüche machenden Lesers. Zwar trägt sie viele Spuren daß sie nur das Product eines Dilettanten ist und verstößt mehrfach, besonders aber im dissonirenden Schlusse gegen die Gesetze der dramatischen Kunst; aber neben ihren Mängeln besitzt sie auch manche nicht gering anzuschlagende Vorzüge: eine für das Drama günstige und schon um ihres Vergleichs mit Ungarns neuestem Schicksal interessante Handlung, eine zwar nicht tiefe, aber lebendige Zeichnung der Persönlichkeiten und eine durchweg edle, zuweilen sich zum echttragischen Ausdruck erhebende Diction. Ueber die Entstehung dieser Dichtung gibt der Herausgeber keinen nähern Aufschluß; aber indem man sie liest, wird man unwillkürlich der Vermuthung zugeführt daß sie Batthyány im Kerker oder wenigstens zu einer Zeit geschrieben hat, als ihm der Fall Ungarns und sein eigenes tragisches Ende schon als düstere Vision vor Augen schwebten. Es finden sich darin nicht nur einzelne Stellen die mit specieller Beziehung auf seine eigenen Erfahrungen geschrieben zu sein scheinen, sondern es macht sogar die Anlage des Ganzen und namentlich die Durchführung des Hauptcharakters den Eindruck als sei das Beispiel der Vergangenheit nur als Bild der Gegenwart benutzt worden. Wie dem aber auch sein mag, Eins hat diese Dichtung mit allen jetzt an uns vorübergeführten Erzeugnissen der ungarischen Poesie gemein, nämlich den überall sie durchdringenden Geist einer glühenden Vaterlandsliebe und eines unaustilgbaren Nationalbewußtseins. Je mächtiger aber in der Poesie einer Nation gerade dieser Geist waltet, um so zuversichtlicher darf sowol sie wie die Nation selbst auf eine noch weitere Entfaltung des ihr eigenthümlichen Wesens und auf eine ihre Gegenwart noch überstrahlende Zukunft rechnen. Knüpfen wir an diese Hoffnung die andere daß einst die Zukunft des ungarischen Volks zur Zukunft Deutschlands eine ebenso freundliche Beziehung erhalten möge als jetzt die Gegenwart der ungarischen Poesie in der deutschen Literatur ein freundliches Echo findet. *)

Adolf Zeising.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Januar 18[illegible].

Die beiden letzten Monate des verflossenen Jahres gingen zu Grabe, ohne uns eine sonderlich bedeutende Zahl von Bücherspenden als literarisches Vermächtniß zurückzulassen; ebenso hat das neue Jahr noch wenig auf den Markt gebracht. Was für den Bedarf des Weihnachtsfestes bestimmt war erschien größtentheils schon zu Anfang des Herbstes, um sich frühzeitig zur Auswahl stellen zu können. Inzwischen liegen auf unserm Büchertisch noch einige Productionen, die ihres literarischen Interesses oder Werthes wegen eine ausführlichere Rücksichtnahme beanspruchen und die wir zuvörderst der Lesewelt empfehlen wollen, ehe wir in einem kurzen Ueberblick zum Schluß noch mehre gleichzeitig oder in den letzten Wochen hervorgetretene Veröffentlichungen nennen. Wir meinen: „Ein Carneval in Berlin“ von A. von Sternberg, eine geistvolle [illegible], die zwar in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen ist, aber ihres Inhalts wegen ganz besonders hierher gehört; ferner A. Widmann's Erzählungen unter dem Titel: „Am warmen Ofen“ (Berlin, F. Duncker), deren wir in unsern jüngsten Mittheilungen nur mit einem Worte gedachten, und ein kleines artiges anonymes Büchlein: „Unser alter Freund“ (Berlin, W. Hertz).

Herr von Sternberg hat uns von je in einer eigenthümlichen Weise angezogen, und wenn uns auch einige (wir sagen absichtlich nicht: alle) seiner aristokratischen Tournuren von ehedem keine Sympathien abgewannen, so waren sie doch immerhin noch im Stande unsere Phantasie zu beschäftigen. Wir haben von je seine feine Beobachtung, seine reiche Welt- und Menschenkenntniß, seine treffende Charakteristik von Personen und Zuständen, seine warme, lebendige, geistvolle und oft in den glänzendsten Farben spielende Darstellung bewundert, wir haben uns sogar bei ihm insoweit behaglich gefühlt, als wir niemals zu fürchten brauchten, er werde wie so viele andere moderne Autoren unser ästhetisch empfindendes Ohr verletzen; aber zugleich auch haben wir ihn als einen Schriftsteller bedauert, dessen dankbarstes Publicum schon länger als ein halbes Jahrhundert bei seinen Vätern ruht. Er machte uns stets den Ein-[illegible]

---

*) Einen zweiten Artikel geben wir im Monat Mai.
D. Red.

druck einer vereinsamten literarischen Capacität, eines etwas melancholischen Epigonen jener Tage wo es noch Salons gab, allerdings nicht gerade bei uns in Deutschland, sondern in Frankreich, und wo die Angelegenheit der Literatur noch die Angelegenheit der vornehmen, geistreichen und liberalen Welt war. Sternberg erschien uns als der Mann der Grandseigneurs, und wo er für die ritterliche Ehrenhaftigkeit, den freien Muth, den echten Cavaliersinn einer vergangenen Zeit kämpfte, oder für das menschlich Große und Schöne, das dem Nobilité oblige entsprießen kann und oft genug entsproß, im Gegensatz zu dem marktenden und feilschenden, hartherzigen und gaunerischen Egoismus unsers prosaischen Schachersäculums, stimmten wir ihm immer von ganzem Herzen bei. Heute sind die Grandseigneurs längst von der Erde verschwunden und mit ihnen Alles was ihre Herrlichkeit ausmachte; die höhere Gesellschaft der Gegenwart hegt kein wirkliches Interesse für die Literatur, sie ist zum Theil von eklem Schachergeiste angesteckt, theils ist sie specifisch Reaction, Reaction schon seit 1789 mit wechselndem Crescendo, Decrescendo und wieder Crescendo, welches heute bis zum stärksten Fortissimo angeschwollen. Einen Reactionnair aber, und darum von der Aristokratie begünstigt, konnten wir A. von Sternberg vor 1848 nicht nennen; es machte ihm damals vielmehr Vergnügen im Bewußtsein eines vornehmen Herrn mit den liberalen Ideen zu liebäugeln. Grund genug daß ihn die Crême der Aristokratie zur Seite liegen ließ, ebenso wie später, nach der Revolution, wo er von einem seltsamen Donquixotismus ergriffen für die Reaction, für diese, diese Reaction focht und ein paar glücklicherweise auch schon vergessene Romane schrieb. Seitdem hat Sternberg manche heilsame Erfahrungen gesammelt und eine große innere Wandelung, einen mächtigen Scheidungsproceß der Sympathien und Antipathien durchgemacht. Wir ersehen dies vorzugsweise aus dem gegenwärtigen „Carneval in Berlin"; ja er legt hier ein förmliches Bekenntniß ab, welches in einzelnen Partien eigen genug klingt als daß wir es nicht hier im Auszuge wiederholen sollten. Manche werden sogleich sagen, Sternberg sei zur Linken übergegangen; wir urtheilen indeß nicht so rasch und outrirt, wir glauben nur zu bemerken daß der geistvolle Mann mit der Aristokratie halb schmollt, halb auch in ein wirkliches Zerwürfniß gerathen, indem er sich vielleicht in letzter Zeit erst auf dem eigentlich praktischen Wege davon überzeugte daß er neben ihr von je eine isolirte Stellung einnahm und daß der innerste Kern ihrer Reaction von heute eben nur eitel fauler Schachergeist und klägliche Impotenz ist, während er im Lager der Gegner manche Kraft erblicken mochte die mehr wahre Ritterlichkeit manifestirte als die geborenen Ritter. Die Personen, so scheint es uns, nicht die Ideen haben ihm ein Capitel neuer Erkenntnisse gelesen. Doch nun zu der berührten Stelle selbst, in der er zunächst daran erinnert daß er Aristokrat sei. „Ein Mann mit sehr viel Eigen- und sehr wenig Wahrheitsliebe", fährt er S. 29 fort, „hätte hier leichtes Spiel, diese nicht sehr angenehme Selbstbetrachtung wegfallen zu lassen. Heutzutage wo man Alles was man ist oder vorstellt aus Grundsatz ist, würde es sich von selbst verstehen daß der Autor auch aus Grundsatz Aristokrat oder Royalist ist. Dem ist aber nicht so. Der Schreiber dieses ist in einer Gesellschaftsschicht aufgewachsen, in einem Lande, unter Verhältnissen die ihn zum Royalisten und Aristokraten machten, wie man Katholik oder Protestant wird, je nach dem Bekenntnisse Derer die die Wiege des neuen Weltgängers umstehen. Später sieht man sich die Gabe näher an die man bekommen, und wer es ehrlich mit sich meint macht sich entweder selbst mit großer Freude noch ein mal mit der Gabe ein Geschenk, oder er findet Veranlassung sie mit höflichem Dank zurückzugeben und sich etwas Anderes auszubitten. So ist es heutzutage mit der politischen und socialen Stellung... Das was wir heutzutage Aristokratie nennen ist von der alten siegesgewissen, siegesfesten, siegesbewußten Aristokratie soweit verschieden als eine elegante Hofuniform von dem Hirschlederkoller des alten Götz... ...Dennoch tauft man noch auf das alte Bekenntniß hin. Es werden uns in der Taufformel allerlei schöne Dinge versprochen und zugesagt.... Mit diesem Taufversprechen und der spätern Bewahrheitung ist es nur eine so üble Sache daß viele Geister irrewerden und viele Herzen fast im Tode brechen. Sie wollen und wollen nicht glauben daß es mit dem alten Bunde und den Versprechungen Nichts sei; sie liegen krank an den Widersprüchen, und wenn sie nicht sehr feste Naturen sind, so gehen sie hoffnungslos unter. Andere wissen sich anders zu helfen. Sie geben rasch entschlossen die Gabe mit Dank zurück und bitten sich etwas Anderes aus. Wieder Andere machen sonderbare Sprünge, wodurch ein Tanz zustandekommt, der ein Gemisch ist von der alten graziösen und steifen Menuet und dem liederlichen Cancan. Auf diese Weise haben wir die liberalen Aristokraten vor 1848 tanzen sehen; wieder Andere, und gerade jetzt die größte Zahl, machen die größten Anstrengungen völlig wieder turnierfähig zu werden und den alten Hermelin, von jedem Stäubchen gesäubert, um die Schultern zu schlagen." Sternberg gesteht selbst daß er, unzufrieden mit dem alten Bekenntniß und ungewiß wo das Neuere und Bessere liege, zu den Menuet-Cancan-Tänzern gehört habe, und zwar gesteht er dies nach einem förmlich ritterlichen Griff an seine Klinge, nach einem förmlichen Säbelrasseln, um seiner „Furchtlosigkeit" den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Wir wollen es ihm sehr gern glauben daß er sich jetzt scheut zu sprechen wie es ihm ums Herz ist; wenn er jedoch die „Furchtlosigkeit" zu jener Tugend stempelt die nie aus dem Wappen des Adels schwinde, selbst „wenn es noch so morsch und durch die Zeit verfinstert werde", so sehen wir ihn auch hier wieder, wo er sich sonst aus mancherlei Illusionen ernüchtert, mit verwegenem Sprunge über das Gehege der Wirklichkeit hinwegsetzen. Seit in Deutschland z. B. aus den Zeiten des Reichs eine Zeit der Staaten geworden, lehrt uns jedes Blatt der Geschichte, was es mit der Furchtlosigkeit des Adels auf sich habe; wo Carrièremachen als point de vue gilt, exercirt die Furchtlosigkeit hinter der Fronte. Der Adel kriecht, cabalisirt und entwerthet sich ungescheut heutzutage so gut wie jedes andere Menschenkind, ja es ist bezeichnend daß er seit länger als einem Jahrhundert die ganze Diplomatie in den Händen hat, jenen Zweig amtlicher Thätigkeit den früher ebenso bezeichend die Pfaffen, die Meister aller Ränke, vertraten. Jede Cabale und Selbstentwerthung aber schließt Nichts mehr aus als den edeln Sinn der Furchtlosigkeit. Nachdem Sternberg sich zu den Menuet-Cancan-Tänzern bekannt, sagt er weiter: „Es hatte soviel Reiz mit den liberalen Ideen zu spielen, sich für Zustände begeistert zu zeigen die man aus der Ferne betrachtet, wie jene reisende Fürstin die gemalten Dörfer und Städte, die die Ebene malerisch belebten. Als aber die Zeit kam die den Weizen von der Spreu sonderte, glaubte der Autor unmaßgeblich zum Weizen zu gehören. Die ganze Würde und Fülle der Taufverheißungen kam über ihn wie über viele Andere und er schrieb in Erbitterung und Grimm, aber völlig furchtlos für den Royalismus und für die Aristokratie. ....Unbekannt, was es heißt auf Antrag Anderer oder auf Wunsch von Freunden zu schreiben, war er gewohnt nur immer dann der Feder sich zu bemächtigen, wenn irgend wie etwas ihm im Sinn oder auf dem Herzen lag; wie hätte er es jetzt nicht thun sollen? Niemand hat es ihm später gedankt; er dankt sich es selbst nicht. Sein aufrichtiger Wunsch ist, jene Bücher nicht geschrieben zu haben (sic! sic!). Diejenigen die zu seiner Partei gehören sind in Deutschland wenig bekümmert um Das was für ihre Interessen durch die Feder gewirkt wird, so dankbar sie sind für Das was das Bayonnet ihnen einbringt.... Seitdem ist Manches anders geworden; und der Autor beansprucht durchaus nicht mehr seine hochmüthige Stellung als Weizen einzunehmen, seitdem er gesehen daß Vieles was er als Unkraut betrachtet kein Unkraut ist."

Wir haben hier mehr als eine Seite im Auszug wiedergegeben, obwol wir keineswegs gern zu den plündernden Anthologisten gerechnet sein möchten; wir hielten diese Anführung

jedoch für nothwendig, weil sie ein interessantes Licht auf eine Persönlichkeit wirft, der wir unter den zeitgenössischen Schriftstellern stets eine respectable Stelle einräumten. Wir möchten sagen, Sternberg sei ein specifischer Feuilletonist und zwar einer der hervorragendsten in Deutschland, obwol er gewiß nur sehr selten ein eigentliches Feuilleton geschrieben, Feuilletonist oder Skizzist, wenn man lieber will, und dieses nicht nur in seinen reflectirenden, sondern auch in den erzählenden Productionen. Die Ungleichheit und häufige Flüchtigkeit in der Behandlung und im Zusammenhang seiner novellistischen Stoffe, die Vernachlässigung des erzählenden Elements, dagegen die Schärfe, Feinheit und Bestimmtheit in einzelnen Lieblingspartien, in den Charakteren, in den Schilderungen der Sitten, in Allem was seiner persönlichen Sphäre nahesteht, das Ueberwiegen der ruhigen oder anmuthigen Empfindungen über die Glut und Tiefe der Leidenschaft, die glückliche Pointe, weniger im einzelnen Schlagwort als im geistvollen Gedanken, alles Das sind Eigenschaften die ganz besonders den Skizzisten bezeichnen. Was Sternberg auch immer schreiben mag, ob er über die anheimelnden Reize eines Boudoir spricht oder über ein Buch, ein Gemälde, eine Persönlichkeit, oder über die gute alte Zeit der Grandseigneurs, immer werden wir etwas Sinnreiches, Piquantes, angenehm Fesselndes lesen, und zwar in einem Stil der sich, was bei dieser Richtung selten hinlänglich hervorgehoben und gewürdigt wird, fast ganz und gar von Manier freihält. In der That, Sternberg ist ein bedeutender Stilist, vielleicht gerade darum weil er nicht, so hat es wenigstens den Anschein, danach strebt es zu sein. Seine Diction fließt leicht und absichtslos dahin; ihre Strömung ist licht und klar und funkelt von manchen Sonnenblicken und von den tausend bunten Nippes die auf dem Grunde liegen; sie stürmt und braust nicht, aber sie gleitet mit einem behaglichen Rieseln vorüber oder plätschert an kleinen Steinen mit denen sie spielt, oder an den Blättern und Stengeln der wunderlichen Nymphäen und Blumen die da und dort aus ihrem Schoose emporsteigen. Wir haben noch diesen und jenen bemerkbaren Feuilletonisten, ja wir möchten behaupten, fast alle unsere modernen belletristischen und selbst nichtbelletristischen Autoren seien unter die allerdings nicht überall fruchtbringende Herrschaft des Feuilletonstils gerathen, seit namentlich Heine diesen Ton angeschlagen; aber die meisten von ihnen sind pure Manieristen, sind ebenfalls vom Schachergeist der Zeit angesteckt und legen alle ihre blitzenden Einfälle, ihre echten Kleinodien sowie ihre falschen Steine und plattirten Waaren auf das ostentiöseste wie in einer Krambude aus; oder auch, sie coquettiren mit einem hohlen Dithyrambenpathos und man merkt es einem jeden ihrer Worte an daß sie nicht wenig Studien darauf verwenden, nur ja Nichts so zu sagen, wie es die natürliche simple Auffassungsweise der Umgangssprache in den Mund gibt. A. von Sternberg schreibt wie ein Weltmann welcher Bildung und Erfahrung genug besitzt um seinen Geist und ein interessantes Material ganz von selbst zur Geltung zu bringen, und dem zugleich jener Unabhängigkeitssinn einwohnt, der nicht danach trachtet die Leser durch besondere Künste zu amusiren. Höchstens liebt Sternberg dann und wann einmal ein kleines Paradoxon, aber er stellt es nicht zur Parade hin, sondern äußert es gelegentlich wie ein Mann der mit eigenem Kopfe denkt.

Doch zurück zu unserm „Carneval". Sternberg hat bekanntlich früher einen „Fasching in Wien" geschrieben, wo aber vom Fasching selbst wenig die Rede ist. Auch bei dem „Carneval in Berlin" ist es ihm im mindesten nicht darum zu thun eine eigentliche Beschreibung des Carnevals zu geben; vielmehr liegt ihm nur daran ein „Bild der Gesellschaft" zu zeichnen, „wie sie sich in den gegenwärtigen Zuständen der socialen Gruppirung unserer civilisirten Welt darstellt". Unter „Gesellschaft" versteht der Verfasser natürlich nur den hohen und höchsten Adel und die „Gesellschaft par excellence". In drei Abtheilungen antichambrirt Herr von Sternberg erst, ehe er seinem Thema unmittelbar in das Auge schaut. Ein ziemlich betrübtes Antichambriren!

„Hypochondrische Vorbetrachtungen!" Das Wort „Carneval" bezeichnet die lustigste Sache der Welt und man hört dabei sogleich die Schellen klingeln; aber wer kann heutzutage lustig sein? Die Wünsche der Menschheit schwanken zwischen Krieg und Frieden. Die Jugend will theilen, um diese faule Stagnation aller Verhältnisse loszuwerden; „sie will nicht mit dem frischen Athem ihrer noch festen Brust die ewig plappernden Maschinen in Bewegung bringen, sie will nicht ihre glücklichen und feurigen Jahre daransetzen daß eine Elle Kattun mehr in die Welt hineingewebt werde!" Auch der Kattun macht die Welt nicht glücklich und was hat unser Geschlecht im Ganzen von der erhöhten materiellen Bequemlichkeit und von dem erweiterten Genuß des Luxus? Sternberg hat gewiß nicht Unrecht wenn er sagt: „Die Bequemlichkeit, das angenehme Leben schaffen kein glückliches, sie schaffen vor allen Dingen kein großes Geschlecht und durch einen Polsterstuhl ist Niemand zum Cäsar geworden." Außerdem aber bleibt trotz des Avancement der untern Stände der „Reichthum immerdar an den Fingern Einzelner haften die sich vorzudrängen wissen, um zuerst die Hand in das Gold zu stecken." Das ist eine prächtige Gelegenheit, etwas zum Lobe der guten alten Zeit zu sagen, und daß Sternberg sich dieselbe nicht entgehen läßt, das kann man sich denken. Welch ein glänzendes und amusantes Leben in den Tagen der Grandseigneurs! Und wie allerliebst, ja mit wie prickelnder Satire zeichnet der Verfasser das Kehrbild der Medaille. Die Besitzenden und Mächtigen von ehedem traten keck auf, sie lebten, aber sie ließen auch leben. „Von dieser Zeit der Grandseigneurs", heißt es bei Sternberg, „stammen noch alle die schönen Bilder, Bauwerke und die schönen Geschichten her; dies fand eine spätere Zeit sehr lasterhaft, und es mag auch allerdings nicht zu loben sein daß Einer Alles hat und der Andere Nichts." Und wie schon angedeutet, das Folgende ist gar zu hübsch und bezeichnend, als daß wir es nicht zur faßbarern Charakteristik des artigen Büchleins heranziehen sollten. „Man änderte die Sache", fährt der Text fort. „Es sollten Alle etwas haben. Man schlug die Grandseigneurs todt, und nun kamen die Brotlosen und Habenichtse und setzten sich an die Tafel. An dieser Tafel sitzen sie noch. Aber sind sie nun zufrieden? Nein. Die Grandseigneurs sind todt, aber unter den Habenichtsen selbst verstanden es einige vortrefflich, sich ihre Taschen heimlich oder offen so stark mit den Eßwaaren der Tafel zu füllen daß die Bedürftigen immer die Bedürftigen blieben. Die Klugheit und ihr angeborener niederer Sinn gaben den reichgewordenen Habenichtsen die Maßregel ein, weder mit ihren Schätzen zu prahlen noch groß zu thun, damit sie nicht auch wie die alten unvorsichtigen Grandseigneurs todtgeschlagen würden; sie gingen also heimlich in irgend einen dunkeln Winkel und schluckten und gluckten was nur hineingehen wollte in den schwellenden Bauch; und diesen Bauch selbst wußten sie so zu wenden und zu drehen daß Niemand sah wie voll er war. Aber hier und da sah es doch ein neugieriges Auge aus dem Volke und eine Stimme ließ sich hören die da murmelte: Haben wir die alten prächtigen gnädigen Herren todtgeschlagen, damit uns ein neues Geschlecht heimlicher und versteckter Vielfraße erstehe, die uns keine schönen Feste geben, sondern heimlich im Winkel Das auffressen was unser Antheil war als wir zu Gericht saßen und die Beute getheilt werden sollte? Die heimlichen Prasser hörten das Gemurmel und praßten nun noch heimlicher, das Lauscherauge der Betrogenen sah aber immer schärfer, und dieser verheimlichte, feige, versteckte, seines Daseins nicht froh werdende Besitz und die unersättliche, in alle Winkel hinlauschende, ewig mistrauende, keine Versöhnung mehr glaubende, für jede Gabe, sei sie noch so reich, nicht mehr dankende Armuth, das ist nun das Bild unserer Gesellschaft! Man frage ob sie glücklich sei."

Gewiß nicht. Aber wenn uns Herr von Sternberg nun noch zeigt daß die „Armen zur Zeit der Grandseigneurs nicht so arm waren als unsere Armen es jetzt sind", und zwar darum

weil sie noch den Glauben an die „himmlische Tafel“ besaßen, und wenn er nach diesen Betrachtungen das Schwinden des blinden Glaubens, den er mit dem süßen Epitheton eines „kindlichen“ schmückt, gleichsam bedauert, indem er die Armuth der Gegenwart in ziemlich empfindlicher Ironie eine „hochweise“ nennt, so betritt er eine sehr gefährliche Brücke, und es könnte ihm leicht Jemand mit der schlimmen Vermuthung entgegentreten, er werfe das allmälige Erwachen der gesunden Vernunft im Menschengeschlechte mit den traurigen Consequenzen des Materialismus und der „in ihrem Innern entsittlichenden und entnervenden Industrie“ zusammen und bedaure dieses Erwachen selbst als ein Misgeschick. Es ist sehr wahr, „nicht die Leerheit und Oede seiner Wohnung, die Leerheit und Oede seines Innern macht den Menschen eigentlich arm“; aber darum ist es doch nicht gleichgültig, welche Idee das Innere des Menschen erfüllt. Wenn die alten Glaubensideen ihre Magie verloren haben, so liegt die Ursache nicht in einer Verschlechterung oder einem Herabkommen des Volkscharakters, sondern darin daß die Grandseigneurs und die weltlichen sowie die geistlichen Herren Misbrauch mit ihnen trieben und ihrer Wirkungskraft Alles aufbürden wollten was ihnen genehm schien. Das irdische Hungern im Hinblick auf das himmlische Brot hat auch seine Grenze. Die nüchterne Prüfung bemächtigte sich der Glaubenssätze und wurde um so eher mit ihnen fertig, jemehr man ihre Zusicherungen selbst nach und nach mit Materialismus ausgestopft hatte. Und wenn nun eine Leere in dem Gemüthe entstand, so sagt dies einfach nur daß man es von der betreffenden Seite her versäumte eine neue Idee zu wecken, oder richtiger bezeichnet, daß man bei dem unsaglichen Mangel an aller wahren Umsicht und Charakterhoheit stets nur beflissen war, jede auftauchende Idee, aus der sich vielleicht eine neue Begeisterung, ein neues Heil hätte entwickeln können, zu unterdrücken, oder wenigstens so zu dämpfen daß sie verkrüppeln mußte. Kaum dürfen wir zweifeln was uns die Zukunft bringen wird, obwol wir nicht so schwarz sehen wie Herr von Sternberg, der einen Kampf zwischen „der grausamen, unerbittlichen Habgier (der Armuth von heute), die jedem moralischen und religiösen Zügel enthoben ist, und dem feigen, schmuzigen, jeder Hoheit, jeder Würde entkleideten Besitz“ unausbleiblich erachtet. Wir glauben nicht an einen solchen Kampf im directen, wörtlichen Sinne, sondern an anders sich gestaltende Ausgleichungen, während die Frage dabei noch zwanzigerlei Wandelungen, natürlich unter ihnen auch gewaltsame, durchmachen wird.

Auf die „Hypochondrische Betrachtung“, welche das Buch eröffnet, folgt „Joyeuser Vorbericht“, aus dem wir schon oben das schwere Bekenntniß des Verfassers mittheilten, und diesem „Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen“, ein Gespräch einer ältern mit einer jüngern Dame, Variationen auf das Thema des ersten Satzes: „Vor 30 Jahren zurück gab es wenig Gesellschaften, aber viel Geselligkeit, heutzutage haben wir eine große Anzahl Gesellschaften, Soiréen, Assembléen, Matinées dansantes, Routs u. s. w., aber sehr wenig, fast gar gar keine Geselligkeit.“ In diesem Abschnitt, namentlich in der Einleitung desselben, finden wir einige jener reizenden Stellen die uns, was uns bei Sternberg häufig arrivirt, aufs lebhafteste an einen berühmten englischen Humoristen erinnern, an Leigh Hunt. In der That, Sternberg hat oft die größte Verwandtschaft mit Leigh Hunt, wir meinen hauptsächlich in der Darstellung und Behandlungsweise; man lese nur die kleinen allerliebsten Büchlein „Wit and humour“, „Imagination and fancy“, „A jar of honey from mount Hybla“ u. s. w., und man wird uns beistimmen, vergesse jedoch nicht daß die Gesinnungsrichtungen und verschiedenen Lieblingssphären der beiden Männer mannichfach divergiren. Wie anmuthig beschreibt Sternberg die etwas sentimentale Fröhlichkeit aus den Tagen der Pfänderspiele, der Ecossaisen und der Karoline Pichler. Es sind die Tage in die wir selber noch mit unserer Kindheit hineinragen, und deren wir uns um so lieber erinnern, als ihre Freuden die ersten Glanzlichter vor unsern zur Schau der Welt erwachenden Augen anzündeten; es sind die Tage unserer Mütter die wir so innig liebten. Und dann charakterisirt unser Autor die eine der beiden Sprecherinnen des folgenden Dialogs, die ältere Dame, mit so feinen, treffenden Zügen daß wir sie vor uns zu sehen glauben, wie auf einem Bilde des Balthasar Denner. Die gute Dame hat einen überaus scharfen Blick für die Inconvenienzen der modernen gesellig sein sollenden Zusammenkünfte und kritisirt das Alles mit einer ganz allerliebsten Moquerie. Sie hat wol Recht, die junge Männerwelt von heute ist für die Geselligkeit verdorben; aber alle Vorschläge zu einer Verschwörung der Frauen, um dieselbe wieder auf bessere Pfade zu leiten, werden wenig fruchten, da der Kern des Uebels nicht in den Personen, sondern in der Constellation der allgemeinen Verhältnisse liegt, die eine verdüsternde, erschlaffende Atmosphäre um uns ergießen, in der sich der Einzelne wol manchmal, von dumpfem Misbehagen gestachelt, der Excentricität und Wüstheit entgegenstürzt oder sich in verfrühter Theilnahme an den öffentlichen Fragen bis in die tiefsten Tiefen des Gemüths hinab verstimmt, aber nie in jene Sphären der Harmlosigkeit erhebt, wo die „Courmacherei“ als eine „Kunst“ studirt werden soll.

Nach diesen langen mannichfachen Einleitungen eröffnet uns der Verfasser endlich die Pforten des Salons, um nun die moderne höhere Gesellschaft selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die Feste am berliner Hofe bieten eine passende Gelegenheit zu einer Parallele mit Wien, die zugleich die innerste Natur der Gesellschaft an der Spree und Havel erkennen läßt. Das Jahr 1848 hatte die Fröhlichkeit aus den Königsburgen verscheucht; die folgenden Jahre brachten sie, die landesflüchtige, wieder zurück, ob aber die alte, echte oder nur ein künstlich nachgeahmtes und künstlich beseeltes Bild von ihr, eine trügerische Golemsgestalt, von deren Stirn vielleicht die nächste Zukunft das Wort des Lebens auslöscht, darüber hören wir Herrn von Sternberg, dem sein Adelstitel in Wien wie in Berlin Zutritt gestattete, und der darum der literarischen Welt allerlei Dinge erzählen kann aus Gebieten wo noch manche Entdeckung von Interesse, von lohnendem Interesse nicht für die schwatzhafte Medisance, sondern für die zeitgemäße Geschichte selbst zu machen sein dürfte. „Ich habe“, sagt der Verfasser, „in Wien im vergangenen Jahre die ersten neuen glänzenden Feste gesehen, ich sah sie in diesem Jahre zum ersten male wieder in Berlin. Welche Beobachtungen lassen sich beim Anblick dieser wiedergeborenen Lustbarkeit machen? Zuvörderst diese, daß es — und das wird uns Jedermann gern glauben — keine eigentlichen Lustbarkeiten waren. Wer möchte wol im Ernste daran denken jetzt sich belustigen zu wollen! Es wäre eine Grille so phantastischen Ursprungs wie nur irgend eine, die einem Märchen aus «Tausendundeine Nacht» das Dasein gegeben. Das Einzige was man thun kann ist, auf die paar Stunden wo man sich putzt und lächelnd wiedersieht, deutlich den Willen auszudrücken daß man vergessen will. In Wien sagte mir eine hochgestellte Person, indem sie auf den Glanz des Festes, auf den wirbelnden Tanz und die schwelgerisch besetzten Tafeln zeigte: «Sie sehen, es ist Nichts geschehen! es ist das alte heitere Wien!» Wenn die wiener Aristokratie mit der ganzen Wucht ihres Glanzes und ihrer Reichthümer sich auf die Schwingungen der Zeit wirft, so kann sie auf Momente allerdings die Dinge völlig in ihre alte Form bringen und jenen Worten Wahrheit verleihen. In Berlin ist dies ein Anderes. Die Partei die die Restauration zu repräsentiren hat ist vielleicht an gutem Willen nicht minder bereit, an äußern Mitteln aber lange nicht so ergiebig ausgestattet.“

Der Hof von Berlin unterscheidet sich sodann von dem wiener Hofe besonders dadurch daß ersterer die Träger der Wissenschaft und Kunst heranzieht, wodurch er ein bedeuteres und bunteres Ansehen erhält als letzterer, der sich dagegen seinerseits die Entwickelung eines imposantern Glanzes vorbehalten hat. Die Bemerkungen Sternberg's über Friedrich Wilhelm IV. im Salon und über das Verhältniß des Königs

zu den Künsten sind fein und charakteristisch; von den übrigen Persönlichkeiten des Hofs im engern Sinne, d. h. der Familie des Herrschers, erfahren wir wenig, vielleicht wol weil keine dieser Persönlichkeiten es sich, wie Sternberg andeutet, „zur Aufgabe gestellt hat, der Gesellschaft Elemente von Interesse, Geist und Leben zuzuführen oder wo solche vorhanden, sie zu pflegen oder in einem Mittelpunkte zu vereinigen“. Auf der andern Seite auch scheint der Verfasser hier nicht hinlänglich mit dem Verhältniß bekannt geworden zu sein, im Fall er nämlich nicht aus ganz besondern Gründen schwieg. Am meisten vermißt man wahrscheinlich einige Pinselstriche zum Portrait einer hohen Dame, die dem Throne nahe steht und die der Ruf mit einer Fülle von Geist und Bildung ausstattet.

Die Gesellschaft nun ist nicht wie in Wien „eine selbständige, durch Reichthum und uralten Adel imposante, sondern eine kleine, sich völlig dem Hofe anschließende. Es gibt nur wenige Häuser die für sich eine Coterie zusammen bilden und sich die Hofgesellschaft nennen; unter diesen Häusern sind ein paar von altem, unabhängigem Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen sind Hofchargen. Ueberwiegend im Körper der Gesellschaft zeigt sich die Beamtenwelt vertreten und bei Hoffesten ist sie es die die Säle füllt, zugleich mit dem zahlreichen Offiziercorps und mit Hinzuziehung der Künstler- und Gelehrtenwelt. Dieses Zusammenströmen einer ganzen Staatsgliederung gibt dem preußischen Hofe ein sehr eigenthümliches Ansehen, doch ist es das moderne, das vielbeliebte jetzt und würde eher einem höhern Aufbau der Geselligkeit förderlich als nachtheilig sein, wenn nur Jemand da wäre der den Acker bearbeitete, um ihm Früchte abzugewinnen.“ Es folgt ein Capitel über die Berühmtheiten und einige sonstige Notabilitäten, flüchtige Skizzen über (ohne Nennung der Namen) Humboldt, Wrangel, Meyerbeer, Manteuffel u. s. w., über Letztern in größerer Ausführlichkeit, aus der wir deutlich genug erkennen daß dieser Staatsmann kein Mann der Gesellschaft. Und das darf ihm die Gesellschaft wol am ersten verzeihen, da es ihr 1848 nur um einen Retter zu thun war und zu thun sein mußte. Der Verfasser verliert sich hierauf in eine Vergleichung des berliner Schlosses mit der kaiserlichen Burg in Wien und bleibt zuletzt betrachtend und sinnend in einem Zimmer unsers Schlosses stehen vor den Portraits von sechs Fürstinnen des preußischen Hofs, über die er anmuthig und sinnreich plaudert. Hier ist Sternberg stellenweise ganz Das was er sonst so häufig zu sein liebt, ein moderner Rococomaler à la Baron in Paris, der den Pinsel Lancret's oder Detroy's mit ebenso viel Frische als Geschmack zu führen weiß.

Der Abschnitt über „Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur“ läßt sich keineswegs in Untersuchungen über die Ursachen dieser Erscheinungen ein, und das ist auch nicht Sache des Feuilletonisten. Statt dessen greift Herr von Sternberg eine früher bekannt gewordene kleine Broschüre vom Grafen Arnim-Blumberg „In der Welt, aber nicht mit der Welt“ heraus, blättert sie durch und zeichnet da und dort ganz allerliebste ironische Glossen an den Rand. Und die heutige Modeliteratur? Die vielen Auflagen von Büchern wie „Amaranth“ oder „Was sich der Wald erzählt“ sind redende Zeichen der Zeit. „Wenn man diese weichliche, pietistische und prude Literatur in die Hand nimmt“, sagt der Verfasser, „so wird man allerdings kein Wort entdecken, kein Bild finden, wodurch die Sittlichkeit junger Naturen beleidigt wird, allein wir finden auch kein Wort, kein Bild, durch welches große Gedanken, schöne Anschauungen, ernste und kühne Vorsätze in die jugendlichen Seelen geprägt werden. Und dies ist natürlich. Wo man den Dichter zwingt, die Welt mangelhaft und nicht in ihren großen Gegensätzen zu schildern, da nimmt man ihm auch die Kraft, die wahre Sittlichkeit zur Anschauung zu bringen, und die besteht darin daß Sinne und Geist sich die Wage halten, daß Laster und Tugend von der Höhe echtmenschlicher Anschauung gesehen, sich ausgleichen.... Der heutigen Modeliteratur macht man immer wieder den Lobspruch daß sie sittlich sei — sie ist aber im höchsten Grade unsittlich; denn sie predigt eine unmögliche Moral, sie verweist den Menschen zu einer ewigen Unmündigkeit. Wenn man sieht, durch welche Mittel sich wahrhaft sittliche Naturen entwickeln, an welchen Werken sie sich kräftigen, wie sie streben sich früh mit der Natur und der Kraft des Lebens bekannt zu machen, wie sie nicht zurückbeben das Laster kennen zu lernen, um dann der Tugend und Religion mit jener kräftigen, selbständigen Liebe anzuhängen, die allein der Sittlichkeit Adel und Werth verleiht, dann wird man leicht einsehen, wie durch jene Bücher nur Heuchelei, im bessern Falle schwächliches Hindämmern, mithin Unsittliches bewirkt wird.“ Auch Dickens, George Sand (d. h. die „jetzt fade gewordene und modisch schwatzende“) und den „wahrhaft unsittlichen“ Eugen Sue will Sternberg aus den Händen der Jugend und der Frauen verbannt wissen; statt dessen empfiehlt er Smollet, Sterne, Goldsmith, Fénélon, Lesage („Gilblas“), Lafontaine, nicht zu gedenken Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Cervantes', Dante's und Homer's.

„Die nicht begünstigte Literatur“, der folgende Abschnitt, bringt höchst anerkennende literarische Skizzen über den trefflichen Wilibald Alexis und über Fanny Lewald, die gelegentlich mit der Gräfin Hahn-Hahn in Parallele gestellt wird. An Wilibald Alexis tadelt er nur daß dieser Autor von einer nie endenden Ruhelosigkeit getrieben werde, die ein poetisches Werk bei ihm nicht zu einem befriedigenden Abschluß kommen lasse, und daß ihm bei Schilderungen moderner Zustände die Grazie und Leichtigkeit fehle, weil er nie Gelegenheit gehabt „den Parquetboden selbst zu betreten, den er zum Schauplatz der Bewegungen seiner Figuren macht“. Dem jungen unadeligen belletristischen Autor sind bei uns bisjetzt noch immer die Kreise der höhern Gesellschaft und ganz besonders die des Hofs verschlossen. Dies ist für beide Seiten ein Uebelstand den Sternberg näher entwickelt und beklagt. Unter den „Zeitungen“ werden die „vermittelnden“ Blätter mit einigem Dedain abgefertigt und statt ihrer der „Kreuzzeitung“ und der „Urwählerzeitung“ der Preis zuerkannt; man sieht daß es Sternberg um ein offenes „Entweder — oder“ zu thun ist, eine Anschauungsweise die auch im Allgemeinen immermehr Terrain erobert. Zuletzt empfängt noch der „Kladderadatsch“ einige lobende Worte, nämlich der „Kladderadatsch“ von ehedem, da seine „eigentliche Mission“ gegenwärtig nothgedrungener Weise aufgehört hat.

Die hervorragenden Künstler einer Stadt und die Theater gehören selbstverständlich in den Kreis der Stoffe aus denen die Unterhaltung der „Gesellschaft“ ihre Nahrung saugt. Daher fanden dieselben auch bei Sternberg ihre Berücksichtigung. Sein Urtheil ist oft treffend und überall unumwunden. Der Tadel überwiegt das Lob; er schließt sich der Partei Derer an die in Bezug auf die Kunst dem gegenwärtigen Geschlecht nichts Rechtes zutrauen. Die Zeit, meint er, ist arm an Talenten, die Richtungen irren auf Abwegen umher und vorallem fehlt die Empfänglichkeit. „Es müssen große Stürme kommen, mächtige und schreckenerregende Umwälzungen, um bei dem jetzigen oder dem nächstkommenden Geschlecht wieder das Verlangen zu erregen, die Kunst wiederum als ein Bedürfniß herbeizuwünschen, als ein Mittel die müde Seele zu erheben, die Kraft neu zu stärken, das durch Schrecken und Verwilderung scheue Auge wieder an dem milden Glanz und am süßen Frieden den die Künste aushauchen, wenn man sie nicht misbraucht und sie zu leeren Reizmitteln erniedrigt, zu erlaben. Mit einem Worte, es muß ein Hunger nach Kunst da sein, u. s. w.“ Nichtsdestoweniger aber zeigt der Verfasser auf der andern Seite gar keine Lust, den Zertrümmerungsproceß unsers gegenwärtigen Lebens herbeizuwünschen oder auch nur geschehen lassen zu wollen, damit unsere Kunst erblühe. Es scheint ihn im Verlauf seines Buchs nach und nach eine friedfertige Stimmung überkommen zu haben, während er anfangs ziemlich drohende Noten erließ, z. B. S. 14: „Das versteckte Feindsein, das laue Freundsein muß aufhören; es komme wieder Wahrheit — Offenheit — Vertrauen in die Welt, und dies kann nur geschehen durch

offene Fehde. Schleppt das Siechthum halber Meinungen nicht länger mit euch." Doch sei man im Punkte der Consequenz nicht allzu streng mit einem Feuilletonisten; Laune und Stimmung gehören zu seinen Grundelementen und sein nächster Verwandter ist der Poet, der ja auch heute mit Pindar das Wasser, morgen mit Anakreon den Wein als das Beste preist. Wir glauben, ein einziger wirklich bedeutender Monarch, wenn uns nämlich die Zukunft einen solchen in einem der beiden Hauptstaaten Deutschlands schenken wollte oder wenn ein solcher in der Gegenwart vorhanden wäre, *könnte* uns alle jene grimmigen Krisen im Interesse der Kunst ersparen und ihr auf andern Wegen den neuen Lebensathem zuführen. Was die Künstler speciell betrifft, so spricht Sternberg nur von Rauch, Kiß, Kaulbach, Menzel und Magnus. Er tadelt die „Statuenmacherei" der Zeit, diese ziemlich precäre Gelegenheitsdichterei in Marmor und Erz, deren Herrschaft auch das Talent Rauch's gefährdet und niedergedrückt habe; er verwirft die so sehr überwiegende Beschäftigung mit der Thierbildnerei, daher auch Kiß' Amazone, ohne jedoch den Künstlern diese Richtung schuldzugeben. „Der Ursprung der Armuth der Motive ist ebenfalls, wo all unser sociales Misère und die Kleinheit unserer Zustände herkommt, aus der Pruderie und der Heuchelei der Zeit herzuschreiben." Man affectirt die Scheu vor dem Nackten und zwingt den Künstler, wie sich Sternberg geistreich ausdrückt, unter die Bestien zu gehen. An Kaulbach vermißt der Verfasser die nothwendige Verständlichkeit der Malersprache. „Kaulbach hat den Mangel einer allgemein verständlichen Allegorie gefühlt und er hat dafür einen neuen Künstlerjargon an die Stelle gesetzt, aber es ist eine schwerverständliche, gelehrte und mit weithergeholten Beziehungen vollgestopfte Symbolik geworden." Den Bildern Adolf Menzel's dagegen wird eine große Anerkennung gezollt, als vortrefflichen Genregemälden, denen nur ein „Etwas" fehle, um als „historische Bilder" zu gelten. Wir können mit letzterer Wendung nicht übereinstimmen; Menzel hat sich bisjetzt eben nur als einen großen Meister im „geschichtlichen Genre" gezeigt; und mehr als „geschichtliche Genrebilder" wollen auch diese Bilder nicht sein, *können* nicht mehr sein; denn das „Etwas", was ihnen zum eigentlichen „historischen Bilde" fehlt, ist nicht ein Mangel des Malers, sondern ist der Stoff selbst. Warum will man denn auf dem Felde der Geschichtsmalerei nicht auch wie in jeder andern Kunstgattung verschiedene selbständige Arten statuiren?

Wien und Berlin, beide Städte haben ihre Reize; wo läßt es sich aber angenehmer leben? Das ist die Frage, mit deren Entscheidung Sternberg am Schluß vom Leser Abschied nimmt. „Wer unter «angenehm leben» versteht, sich völlig frei und unberührt von allen Interessen der jetzigen Welt, wenn sie den Bereich der Küche, des Ballsaals und der Whistpartien überschreiten, zu erhalten, dem ist Wien anzuempfehlen; wer aber, ob nun zum Verdruß oder zur Freude, die Welt der Bücher und der Gedanken, die Ereignisse der Weltbühne, die kleinen Niederlagen und Siege die der geistige Verkehr mitsichführt, auch zu einem Leben rechnet, das er nicht angenehm nennen würde wenn sie fehlten, dem ist Berlin anzurathen." Und hiermit nehmen wir unsererseits von Herrn von Sternberg Abschied. Sein „Carneval in Berlin" war streng genommen mehr als ein Buch, war in gewissem Sinne eine That. Cäsar sprach sein „Alea jacta est", Ulrich von Hutten stampfte sein kühnes „Ich hab's gewagt!" auf den Boden; Sternberg tritt allerdings nicht so positiv auf, aber er bekennt offen daß es ihm leid thue, für den Royalismus und die Aristokratie geschrieben und seine Gegner für eitel Unkraut gehalten zu haben. Sein „Carneval" ist ein einfacher Absagebrief an die Aristokratie, an die ganze reactionnaire Partei, und auf diesem Umstande fußt zweifelsohne der erste und oberste Rechtstitel der literarischen Bedeutung des unterhaltenden geistvollen Buchs.

Wir gehen zu **A. Widmann** über, von dem uns ein kleines Bändchen, „eine Weihnachtsgabe", vorliegt, unter dem behaglich anheimelnden, an den Winter gemahnenden Titel „Am warmen Ofen". Wir lasen früher von Widmann einen Roman „Der Tannhäuser", eine Composition die sich auf wahrscheinlich selbst erlebte reformatorische oder revolutionnaire Jugendschwärmerei und auf die Persönlichkeit eines jetzt völlig verschollenen Menschen in Süddeutschland gründete, der damals einigen unreifen Phantasten imponiren mochte, dem reellen Beobachter und Denker aber von jeher als eine ausgemachte renommirende Lächerlichkeit erschien. Das Buch bot wenig Erquickliches; denn obwol sich darin einzelne geistvolle und gedankenreiche Stellen befanden, so gerieth doch der Verfasser andererseits nicht blos mit der Einsicht in die Verhältnisse, sondern selbst auch mit dem gesunden Menschenverstande in Conflict, indem er seine Helden, die kaum etwas Anderm als großmäuligen und barocken Vagabonden gleichen, allen Ernstes mit einer Art von Ehrfurcht wie verunglückende Messiasse behandelt, ganz abgesehen davon daß er sie immer nur als große Kraftgenies *beschreibt*, ohne daß sie sich selbst in Dem was sie thun oder sprechen im mindesten als solche *darstellen*. Kurz der genannte Roman war eine Misgeburt, ein in der Luft schwebendes Gebilde voller Grimassen und Abenteuerlichkeiten, und wir müssen es dem Verfasser von ganzem Herzen Dank wissen daß er diese Sphäre aufgegeben und sich dem reellen und concreten Boden der Wirklichkeit zugewandt hat. Hier bot sich dem Verfasser eine bessere Gelegenheit, seinem schriftstellerischen Talent die gebührende Geltung zu verschaffen; hier konnte er mit baarer Münze zahlen, während er in jenem Roman häufig nur ein sehr problematisches Papier verausgabt hatte. Ihren Stoffen nach sind die Erzählungen des vorliegenden Büchleins unter sich sehr verschieden, dennoch haben sie alle einen bestimmten Grundzug miteinander gemein, eine nicht gewöhnliche Frische und Plastik der Darstellung, verbunden mit einer Einfachheit, die sich zwar nicht immer von Absicht, Manier und einer gewissen naiven Sucht, wie wir sie von frühern deutschen Romantikern her kennen, frei hält, nichtsdestoweniger aber in unserer verzwickten und phrasenhaften Zeit den Eindruck einer kräftigen und unumwundenen Anschauungsweise macht. Zuerst werden uns zwei sogenannte „Alte Geschichten" erzählt, die der Verfasser nach einer kleinen Einleitung, einer selbst wol etwas veralteten Form, zwei Landsknechten in den Mund legt, von denen der eine behauptet daß es im Menschenleben ein unverdientes Glück, der andere daß es ein unverdientes Unglück gebe. Der Verfasser ahmt mit großem Geschick den Ton alter Erzählungen nach, der jedoch in der ersten Skizze noch besser getroffen ist als in der zweiten, weil dort auch der Stoff ganz nach einem frühern, etwa dem 1[illegible]. Jahrhundert schmeckt, während sich hier, wie uns scheinen will, doch einige moderne Elemente einschlichen. Beide Erzählungen dürfen wir ihrem literarischen Charakter nach „Studien" nennen, gelungene Studien in einem längst abgestorbenen Genre, das aber unter der warmen Feder Widmann's zu einem neuen Leben erwachte; es sind Bilder nach dem Sinne jener modernen belgischen Künstler, die sich die Aufgabe stellten, einen Ostade oder Adrian Brauwer zu malen. In den folgenden „Jägergeschichten" liegt für uns der Hauptschatz des Büchleins aufbewahrt, namentlich in der Erzählung „Die katholische Mühle". Das Terrain ist Süddeutschland, an der Grenze von Würtemberg und Baden, der Inhalt die unablässige Fehde der Wilddiebe und Forstleute, die Stärke des Verfassers eine vorzügliche Charakteristik einzelner Personen und eine prächtige Naturmalerei. Der Förster Rühs, der alte knorrige und verschlagene Lehrherr des jungen Baron Otto, dieser selbst, die Müllerstochter Anne Marie, auf die er ein Auge geworfen, sein Rival, der wilde „Maurerkarle", der „Basler", der „Schluchtmüller", das Alles sind Gestalten von Fleisch und Blut, zum Theil nur mit wenigen, aber festen und scharf individualisirenden Zügen gezeichnet. Dazu der Hintergrund des Gebirgswaldes, der frische, kräftige Athem der Natur, ferner die dunkle dämonische Tücke der Gefahr, die hinter jedem

Schritt der Erzählung lauert, endlich der furchtbare Schluß, welcher mit unerwarteter Hand in die Harmonie einiger Empfindungsaccorde hineinfährt und die Saiten zerreißt: kurz man hat ein Stück Leben vor sich, dessen Pulse elektrisch an unser Herz rühren. Gegen das Ende der Geschichte haben sich Otto und Anne Marie zu einem nächtlichen Rendezvous bestellt; Maurerkarle erlauscht die Verabredung und theilt sie dem Vater der Dirne, dem Schluchtmüller mit, der sofort auch das Gewehr ergreift und in die Nacht hinausstürmt, um dem jungen Herrn das Lebenslicht auszublasen. Otto sieht sich plötzlich gefährdet, ohne zu wissen von wem, er schießt und erlegt den Vater in dem Moment als die Tochter eben von fern herbeikommt. Am andern Tage „spielte die Sonne lustig im Laub und der Thau war aufgesogen“. Otto und der alte Förster waren wieder im Walde, unfern von der Schluchtmühle. „Ein Mädchen trat aus dem Walde in einem schwarzen langen Rocke; in den offenen Haaren spielte der Wind, die Schuhe und den Strohhut trug sie unter dem Arm und ging, auf den Rosenkranz schauend, an den Männern langsam vorüber. Der Jüngling sprang auf und wollte Ammrey (Anne Marie) aufhalten. Sie aber wendete sich um, sah ihn lange an aus den tiefen blauen Augen und winkte ihm stillezustehen. Er gehorchte; lautlos stand er und sah sie im Holz verschwinden; aber sein Herz schrie in bitterer Noth.“ Anne Marie verläßt die Gegend, eine Waise geworden, um fortan bei einer Mutterschwester in einem fernen Dorfe zu leben, und als sie dort ankommt, geht sie zuerst auf den Friedhof und singt vor dem Muttergottesbilde in der kleinen Kapelle ein frommes leises Gebet. Um dieselbe Stunde ritt auch Otto weg, heimwärts an den Neckar. „Oft schaute er zurück. Als er aber weiter hinabkam in das Thal und die Kuppe der Teufelsmühle, um welche unten dichter Nebel lag, zum letzten male sah, da sang er laut in die Lüfte hinaus:

> Glaub' wol, kein Wasser ist so tief,
> Für das kein Schiff bereit.
> Gäb' es so ein wildes Herze,
> Das nimmermehr verzeiht?“

Ein prächtiges Lied im Volkstone, mit der tiefmelancholischen Schlußstrophe:

> Schau' mich um und schau' gar oft mich um,
> Als sucht' ich was so sehr.
> Im Sinn ist mir als wenn es wol
> Verlorene Liebe wär'.

Die zweite Jagdgeschichte „Die Rabenhütte“ besitzt vielleicht neben ihrer merkwürdigen Einfachheit des Stoffs noch den Vorzug einer größern Originalität, aber die Zeichnung hat einige Lücken; wenigstens hätte der Verfasser noch ein Mehres thun können, um uns lebhafter und ausführlicher in die Vergangenheit des Burschen „Friedel“ und seiner Schwester einzuweihen und sonst unser Interesse für diese Personen noch zu erhöhen. Hierauf lesen wir zwei artige „Märchen“, ein schalkhaft-gemüthliches und ein romantisch-phantastisches; zuletzt zwei „Schloßgeschichten“ mit feiner Zeichnung einiger Charaktere aus den höhern Kreisen der Gesellschaft. Und mit angenehmer Befriedigung legen wir das gesunde und brave Büchlein aus der Hand.

Unter dem Titel „Unser alter Freund“ reicht uns ein talentvoller Anonymus ein kleines Fragment von Familienmemoiren, welche ihrerseits wiederum wie ein Rahmen vier einzelne kurze Erzählungen umschliessen. Wer ist der alte Freund? „Er kam zu uns in jedem Jahr“, beginnt das Büchlein. „Die Söhne des Hauses meinten, ohne ihn fehlte ihrer Ferienzeit die Hand welche die Blüten des Vergnügens ihnen zum Kranz der reinen Freude gestaltete. Diesmal kam er noch besonders aufgefodert, noch besonders nöthig; jubelnd zogen wir ihm entgegen, jubelnd hingen wir uns an ihn, sodaß er keuchend und lachend sich jede fernere Demonstration unserer Liebe verbitten mußte. Kaum war er eingekehrt in seine alte Wohnung, da mußte er schon eine ganze Zahl von Audienzen bewilligen; Jeder hatte ein Anliegen auf dem Herzen, Jeder etwas zu vertrauen. Wer dem Andern weichen oder warten sollte, führte wenigstens freundliche Gespräche mit dem alten Diener, einem frühern Soldaten, der in seinem Wesen so straff und gemessen war wie sein Herr behaglich und offen, so wortkarg wie dieser unterhaltend, und so ernsthaft wie dieser freundlich u. s. w.“ Gar Manchem werden ähnliche Erinnerungen aus seiner Kindheit herübertönen, Erinnerungen an irgend einen alternden behaglichen Herrn, der einmal mit Papa und Mama jung war, dann aber einsam in der Welt dastand und sich der Herzlichkeit erfreute, die ihm noch immer von den Genossen seiner frühern Jahre gespendet wurde. Man wird vielleicht noch mit Vergnügen daran denken, wie er dann und wann in das älterliche Haus zum Besuch kam, wie er da Allen gegenüber die geheiligte Autorität eines guten lieben Onkels übte, wie er so recht eigentlich mit zum Hause gehörte, wie ein altes Familienerbstück, und für Aeltern und Kinder ein Factotum war, und wie er namentlich Abends am Kamin beim traulichen Flackern der Flamme unterhaltende Geschichten erzählte. Solche Geschichten läßt auch Anonymus seinen „alten Freund“ erzählen. Es waren „Vorfälle, Begebenheiten, Menschen aus dem gewöhnlichen Leben, von welchen er zu erzählen pflegte“, bemerkt der Verfasser; „dennoch hatten seine Mittheilungen mehr Interesse für uns als die mancher romantischen Abenteuer.“ Und das darf man ihm glauben, denn er hat in der That Recht, wenn er einen gebildeten Beobachter von dem alten liebevollen Herrn sagen läßt, „daß er, obwol kein Schriftsteller, doch mit den Augen eines Poeten die verschiedenartigsten Naturen liebend anzuschauen, ihren Schicksalen sinnig zu folgen verstehe“. Das ist ganz der Eindruck, den auch wir von den mitgetheilten kleinen Erzählungen empfingen und in gleicher Weise natürlich auch von den Schilderungen der Häuslichkeit, der Familienmitglieder und ihres kleinen Romans in den Tagen, da der „alte Freund“ zum Besuch anwesend war. Beide Elemente sind geschickt ineinander verschlungen, sodaß wir eigentlich sagen müssen, der Rahmen gehört mit zum Bilde, ja vielleicht werden Einige den Rahmen selbst für das Bild halten und die eingestreuten Erzählungen nur für eine Decoration. Wie dem auch sei, Anonymus oder Anonyma — denn sehr Vieles im Ton und Charakter des Ganzen bestimmt uns eine Dame hinter dem Autor zu vermuthen — ist ein feiner, sauberer und innig empfindender Genremaler en miniature, der auch dem Unbedeutenden und scheinbar Alltäglichen eine das Gemüth ansprechende Seite abzugewinnen weiß. Seine Darstellung ist eben selbst im eigentlichen Sinne gemüthlich und von jenem Geschick der Behandlung und Stilistik begleitet, das für Alles das einfach bezeichnende, warme, lebensvolle Wort trifft. Wer stets nur Titanenhaftes verlangt, wird allerdings ein Büchlein wie dieses, nachdem er hier und da geblättert, achselzuckend beiseitelegen; wer jedoch allen Gattungen, die aber nicht nach Voltaire langweilig sind, ein Recht der Existenz gestattet und für alle Zweige der großen Mannichfaltigkeit Sinn hat, erfreut sich vielleicht mit dem Verfasser einer ganz angenehmen Stunde, wie Jemand, der wenn er nicht gerade in einem mächtigen stolzen Park spazieren kann, auch einmal das kleine schlichte Blumengärtchen hinter dem Hause des Nachbars mit Behagen anschaut. Wenn wir etwas tadeln dürfen, so wäre es vielleicht nur der Umstand daß der Verfasser mitunter eine etwas frömmelnde Weise durchklingen läßt; es fällt uns nicht ein, die Frömmigkeit an sich zu tadeln, aber in der Kunst poetischer Darstellung benachtheiligt ihr in der Regel viel zu sehr verschwimmender und gemeinplatzartiger Ausdruck die Kraft einer concreten Plastik. Verstehen es doch oft selbst die größten Dichtergeister nicht, das dem Wesen der religiösen Empfindung anhaftende abstracte Element bei ihrer Anwendung auszuscheiden; man denke nur z. B. an Lamartine's „Jocelyn“.

Es bleibt uns diesmal nicht mehr viel Raum, um außer den drei besprochenen Büchern auch noch der übrigen hiesigen

Erscheinungen und Leistungen aus den letzten zwei, drei Monaten zu gedenken. Wir bedürfen indeß auch keiner sonderlichen Ausführlichkeit, da nicht allzu viel ans Licht trat und das Meiste davon wahrscheinlich seine anderweitige eigene Beurtheilung in d. Bl. finden wird. Das Reich der Wissenschaft vermehrte sich namentlich um ein neues Werk unsers berühmten Ranke, der unlängst den ersten Band seiner „Französischen Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert" veröffentlichte; außerdem wurde auf dem historischen Gebiet Harriet Martineau's „Geschichte Englands während des 30jährigen Friedens von 1816—46" übersetzt von Bergius, sowie von Venedey's „Deutscher Geschichte" fernere Fortsetzungen erschienen. Im Roman brachten Novitäten: Th. Mügge: „Der Majoratsherr", L. Mühlbach: „Friedrich der Große und sein Hof", und Agnes Gräfin Schwerin: „Sechzehn Jahre", Max Ring den dritten und vierten Band seiner „Stadtgeschichten". Ein kleines sehr sauber ausgestattetes Büchlein „Tagebuch einer Frühverwaisten", nach dem Polnischen bearbeitet von Eduard von Lossow, schließt sich jener Gattung an, zu der oben „Unser alter Freund" gehörte. Eine liebevolle Detailmalerei kleiner häuslicher Verhältnisse und Entwickelungen, die zuletzt mit der glücklichen Verheirathung der Schreiberin dieses Tagebuchs enden; innig empfundene Schilderungen und Bekenntnisse, in gewissem Sinne eine Jugendschrift, die sich aber ebenso sehr zum Geschenk für Erwachsene, namentlich für Damen eignet. Von poetischen Gaben erwähnen wir den „Musenalmanach" für 1853 von Gruppe, „Gedichte" von W. Risch, „Dichtungen" von Konstanze. Von Anton Niendorf, dessen „Heglermühle" eine so beifällige Aufnahme gefunden, erscheint nächstens bei A. Duncker ein originelles Märchen in Versen, das uns unlängst im Manuscript zu Gesicht kam und dem wir einen ähnlichen günstigen Erfolg voraussagen dürfen. Niendorf ist eine echte und gesunde Dichternatur, die an Befähigung, an Phantasie, Gedanken- und Empfindungsreichthum und Ursprünglichkeit die nach 1848 aufgetretene Generation von Poeten mit Ausnahme des genialen Max Waldau, den wir wol ebenfalls erst von diesem Jahr an datiren dürfen, entschieden überragt. Die Anwesenheit und das Gastspiel des berühmten Negers Ira Aldridge veranlaßte die Verdeutschung einer kleinen in englischer Sprache erschienenen biographischen Skizze oder vielmehr eine Bearbeitung dieses Schriftchens, die der Neugier des Publicums willkommen sein wird.

Wir nennen endlich noch an Neuigkeiten den zweiten Band von Max Schlesinger's „Wanderungen durch Londòn", eine kleine geistreiche gedruckte Vorlesung von Erdmann „Ueber die Collision von Pflichten", B. G. Niebuhr's „Grundzüge für eine Verfassung Niederlands" (geschrieben 1813), den siebenten Band von W. von Humboldt's „Gesammelten Werken", „Briefe aus Aegypten und Nubien" von W. Gentz u. s. w. Ueber letzteres Werk äußert sich der Verfasser selbst: „Es sind diese Briefe auf einer Reise geschrieben, die der Verfasser zu seiner künstlerischen Ausbildung unternahm (er ist Maler). Freilich bieten sie weder in politischer noch wissenschaftlicher Hinsicht einen anziehendern Inhalt, sondern enthalten nur individuelle Begegnisse, Scenerien aus dem Leben und einige beiläufige culturhistorische Bemerkungen. Dennoch steht zu hoffen daß bei der von uns flüchtig skizzirten Bedeutung des Orients für uns, besonders in artistischer Hinsicht, diese Briefe für Diejenigen nicht unerfreulich sein werden, denen gelehrte Schriften über den Orient ungenießbar und Bücher leichterer Art erwünscht sind." Wenn der Verfasser derselbe W. Gentz ist von dem wir auf unserer letzten Kunstausstellung ein ziemlich umfangreiches Oelbild: Sklavenverkaufsscene im innern Hofraum des Sklavenmäkler-Hôtels von Assuan an der ägyptisch-nubischen Grenze, sahen, so müssen wir gestehen daß derselbe mit der Feder weit besser umzugehen weiß als mit dem Pinsel. Seine Briefe sind reich an Sachkenntniß, sie verrathen eine Denkernatur und einen Mann der sich mit Glück in das Studium der Völker-, Kunst- und Culturgeschichte versenkt hat, während seine Schreibart durch ihre lebendige Wärme das Interesse des Lesers zu gewinnen strebt, sodaß man ihr wol auch ihre da und dort auftauchenden Salopitäten nachsehen wird.

38.

Zur musikalischen Literatur.

1. Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1853. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Fliegende Blätter für Musik. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von dem Verfasser der „Musikalischen Briefe". Erstes Heft. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 15 Ngr.

Schien es in der That längere Zeit hindurch als wolle man das Feld der musikalischen Literatur, soweit diese nicht speciell pädagogischer Natur und nur Lehr- oder Lernbücher im prägnantesten Sinne umfaßt, gänzlich brachliegen lassen, so hat seit kaum einem Jahre doch plötzlich eine frische Regsamkeit sam auf demselben sich entfaltet, und es ist im Zeitraum weniger aufeinanderfolgender Monden mehr auf diesem Gebiete producirt worden, oder doch an das Licht getreten, als sonst in beiweitem längerer Zeit. Namentlich auch haben wir dabei die Schriften im Auge, welche ausschließlich oder zumeist doch an das größere gebildete und kunstbefreundete Publicum, nicht lediglich an die schulmäßig Musikverständigen oder Musikgelehrten sich wenden und Bausteine zur allmäligen Vollendung des Kunsttempels auch vom ästhetisch-philosophischen, historischen, literarischen Standpunkte aus mehr oder minder zu- und ausgehauen, glatt und einfach oder in zierlichem Schmucke herzubringen. Auch daraus wird man inne daß auf diesem Kunstgebiet seit nicht gar langer Zeit ein obwol häufig unerfreulicher, doch in seinen einstigen Resultaten zweifelsohne segensreicher Principienstreit ernstlicher entbrannt ist, daß der Meinungskampf, der Jahre hindurch auf andern Gebieten des Lebens und der Wissenschaft sich bewegte, jetzt einmal das musikalische, lange Zeit von ernstern Kämpfen direct unberührt gebliebene Gebiet sich zum Tummelplatze ersehen. Es liegt in der Natur jeder Partei begründet daß sie mit mehr oder weniger Zelotismus Proselyten zu machen strebt, und natürlich ist es daß man sich, da man im Allgemeinen den eingefleischten Musikern gar gewaltige Obstinacität zutrauen zu sollen meint, an das gebildetere größere Publicum im Allgemeinen wendet, bei dessen Gewinnung man leichteres Spiel zu haben glaubt, besonders wenn man zu rechter Zeit der eiteln Einbildung zu schmeicheln weiß daß jedes Menschenkind mit leidlich gesunden Ohren auch zu einem Urtheil über Musik berufen und befähigt sei.

Mag man dieses Parteistreben an sich für verwerflich, weil verderblich erachten oder nicht — Eins steht unwiderleglich fest, daß nämlich durch diesen ästhetischen Principienkampf, bei dem auch Conservative und Revolutionnaire sich entgegenstehen, die Stagnation endlich beseitigt ist in der die musikalische Kunst als solche zu verfallen sehr nahe daran war, und daß aus diesen Kämpfen der Extreme eine klarere und sicherere Anschauung des hohen Ziels und Zwecks der Kunst, ein erneutes, allgemeineres Interesse an derselben und eine Wiederbelebung und Reinigung derselben von den mancherlei Schlacken hervorgehen wird welche im Laufe der Zeit bei behaglicher Muße und breitspurigem Schlendrian sich an und um sie in gehäuftem Maße angesetzt haben. Ist doch die Musik unleugbar ein integrirendes und bedeutungsvolles Moment in dem socialen Leben aller civilisirten, man darf vielleicht auch sagen, der uncivilisirten Völker, und es thut wol noth daß sie immer klarer und bewußter als solches erkannt werde. Dazu aber muß nothwendig ein derartiger Principienkampf wesentlich beitragen, und es liegt auf der Hand, daß, ist ein solcher einmal angeregt, auch die neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete mehr oder minder die Färbung desselben tragen werden. In den letztverflossenen hundert Jahren schon, vorzugsweise aber in den letztverflossenen

Decennien unsers Säculums ist ungeheuer viel Musik getrieben, Unsummen von Musik sind consumirt worden, denn die Gesellschaft hat einen außerordentlich guten Magen und zeigt oft verwunderliche Appetite und einen Heißhunger, eine Unersättlichkeit die Alles verschlingt, mag sie es auch nicht verdauen können. Aber das Bedürfniß scheint nun endlich befriedigt zu sein, und wo das der Fall, wird man wählerisch; die Feinschmeckerei stellt allmälig sich ein, ja man begreift wol gar daß ein verständiger Genuß ein erhöhter, ein zwiefacher Genuß sei. Sollte man da nicht alle Bestrebungen welche auf die Vermittelung eines derartig potenzirten geistigern Genusses gerichtet sind freudig willkommenheißen, schon um der Ehre der Kunst willen, die dadurch in ihrer Würde und Erhabenheit so wesentlich gefördert wird?

Beide oben angezeigten Schriften, so verschieden sie auch an sich sein mögen, arbeiten unverkennbar auf diesen Zweck hin; beide wenden sich auf Grundlage künstlerischer Forschung zwar auch an die Musiker von Fach, aber ebensowol (ja vielleicht, sehen wir auf ihre Fassung, vorzugsweise) an das gebildete Publicum überhaupt und gewinnen sich dadurch den Anspruch nicht nur auf Berücksichtigung auch in d. Bl., sondern auch die Berechtigung, der Aufmerksamkeit besonders empfohlen zu werden.

Der Verfasser von Nr. 1 ist dem größern Publicum zunächst wol nur als publicistischer Schriftsteller bekannt und hat namentlich neuerlichst durch sein treffliches Buch „Die bürgerliche Gesellschaft" allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir haben mehrfach Verwunderung sich aussprechen hören daß er plötzlich auf musikalischem Gebiete literarisch thätig erscheine, freilich nur von Solchen, die nicht beachtet daß (um nur Einzelnes anzuführen) schon das ebengenannte sociale Werk in dem Abschnitt „Die Proletarier der Geistesarbeit" klar genug den mit der Musik in ihrer Stellung zum socialen Leben wohlvertrauten Autor erkennen ließ, oder denen die lehrreichen und gründlichen Artikel über das Volkslied und die moderne Oper (im dritten und vierten Bande der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Gegenwart") entweder selbst oder doch in Bezug auf ihren Verfasser unbekannt geblieben waren. Freilich werden die starren Musiker, die (um mit dem Verfasser zu reden) „einseitig technischen Musikanten" dennoch auch ihn mit dem gewöhnlichen mitleidigen Achselzucken zu den Dilettanten zählen. Indeß er darf sich das schon gefallen lassen; befindet er sich doch da in gar nicht übler Gesellschaft. Denn zu den Dilettanten in höherm Sinne, d. h. zu „den Männern welche durch die Wissenschaft zur Kunst geführt wurden", gehören ja auch Leute wie z. B. Thibaut, Winterfeld, Kiesewetter, und es ist jedenfalls eine nicht schwer zu beantwortende Frage, ob nicht in den letzten Jahrzehnden gerade diese es gewesen sind, welche die Musik als Kunst in ihrer ästhetischen und ethischen Bedeutung zumeist gefördert haben, ob sie nicht nahezu die Einzigen gewesen sind, welche wenigstens den Versuch nicht scheuten, durch strenge, gründliche Forschung auch die Musikgeschichte aus ihrer bisherigen Isolirung herauszureißen und sie in Beziehung zur allgemeinen Kunst- und Culturgeschichte zu setzen.

Gern zählen wir Riehl mit Ueberzeugung zu dieser Classe von Dilettanten. Denn auch er bekundet auf jeder Seite seines zwar nicht an Umfang, aber an Inhalt reichen Werkchens ein gründliches, tiefeingehendes, selbständiges Studium, eine tüchtige musikalische und ästhetische Bildung, eine große Vertrautheit mit den Erzeugnissen unserer Kunst, und verbindet damit eine anmuthig-leichte, fesselnde und elegante Darstellungsweise, die seinem Buche von vornherein das lebhafte Interesse der gesammten gebildeten Lesewelt sichert, zumal er es sehr glücklich versteht, nach dem Rathe des alten Justus Möser „nur das Mehl, nicht die Mühle" zu geben, und nirgend sich verleiten läßt, auf Kosten der Wahrheit nur der Geistreichigkeit Concessionen zu machen.

Was wir vorzugsweise an dem Büchlein rühmen, ist der Umstand daß der Verfasser klar bewußt die sociale Bedeutung der Musik in den Vordergrund stellt und durch eine sehr glückliche Zusammenstellung von Contrasten volle Klarheit über den behandelten Gegenstand zu verbreiten weiß. Er gibt Aphorismen zur Musikgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in keck und frisch hingeworfenen Silhouetten, zeichnet die einzelnen künstlerischen Charaktere weniger biographisch-chronologisch als in ihrer social-musikalischen Bedeutung, und es will uns bedünken, als habe er eine sehr beachtenswerthe Anregung zu einer ebenso neuen als fruchtreichen Behandlung der Musikgeschichte gegeben. Wir wünschten daß diese Agitation erfolgreich werden möchte. Dies wäre das sicherste Mittel den neuen Tendenzmusikern, die vor allen Dingen tabula rasa machen möchten, um vollständig als die Genies der Zukunft, als Autochthonen zu erscheinen, während sie doch in der That den Heroen der Vergangenheit gegenüber nur als Pygmäen erscheinen, um ihnen ernstlich das Gewissen zu schärfen, und wo dies nicht gelingen sollte, wenigstens ein sehr bedeutendes Gewicht in die Schale der Künstler und Kunstfreunde zu werfen, welche begreifen daß nur aus klarer, selbstbewußter, allmälig fortschreitender organischer Entwickelung auch der Kunst der wahre heilsame Fortschritt erblühen könne. Diesen besonnenen Künstlern und Kunstfreunden wird das Buch vorzugsweise eine Erquickung und in dem jetzigen Principienkampf von hoher Bedeutung sein, zumal es überall mit Recht auf die Anknüpfung fernerer musikalischer Entwickelung an das lebendige, volksthümliche Element dringt und gerade aus ihr die in der Kunst erreichte hohe Stufe nachweist.

Was der Verfasser will, spricht er selbst klar und deutlich aus: „Zum Ersten möchte ich das historische Studium der musikalischen Kunstwerke unserer so unbändig viel musicirenden gebildeten Gesellschaft als das köstlichste Bildungsmoment in der misbrauchten Tonkunst, den Musikern aber als ihre verfluchte Schuldigkeit auf die Seele binden. Zum Andern wollte ich Proben liefern, wie die Geschichte der Musik, die so isolirt abgehandelt zu werden pflegt daß man in den meisten Geschichtsbüchern der Tonkunst Nichts als Himmel und Musikanten sieht, in ihrem organischen Zusammenhange gefaßt werden müsse mit der übrigen Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte und der gesammten Culturgeschichte. Zum Dritten galt es mir als ein Act der Pietät und als eine wissenschaftliche Ehrensache, Protest zu erheben gegen den in der Geschichte der Musik so stark eingerissenen Unfug, welcher blos um die bekannten großen Meister der vergangenen Perioden sich kümmert, die minder glänzenden historischen Charaktere aber, die Männer der Vorarbeit, die Uebergangsstufen, die kleinern Meister, durch deren reiche Gruppen unsere Kunstgeschichte erst ihr volles individuelles Leben gewinnt, beiseiteliegen läßt."

Diese drei Gesichtspunkte hat der Verfasser streng festgehalten und in den einzelnen Abschnitten, denen innere organische Verbindung, der tiefere Zusammenhang nirgend fehlt (und insofern ist das Werk kein bloßes „Skizzenbuch"), durchgeführt. Nur in dem Abschnitt über Spontini und die politische Musik sind wir auf einzelne, nicht vollkommen klar gelöste Widersprüche gestoßen, die wol einer Sichtung und organischern Vermittelung bedurft hätten. An musikalischen Charakterköpfen enthält übrigens das Buch: Wenzel Müller und Asioga (ein dramatischer Bänkelsänger und ein musikalischer Aristokrat); Mattheson und seine Zeitgenossen, Eine Gruppe moderner Historiker (die Theoretiker mit Zopf und Schwert); Bach und Mendelssohn aus dem socialen Gesichtspunkte; Hasse und Faustina — Meyerbeer und Roger; Spontini — Cherubini; Die göttlichen Philister: Gyrowetz, Rosetti, Pleyel, Wranitzky, Hoffmeister, Neubauer; Zwei kleine Meister: Kreutzer und Lortzing.

Der Verfasser von Nr. 2 ist der „Wohlbekannte", dessen „Musikalische Briefe" wir in Nr. 31 d. Bl. f. 1852 bei so mancher Anerkennung redlichen Strebens doch um ihres Princips willen perhorresciren mußten. Dieses Princip aber zeigt

sich in den „Fliegenden Blättern" gänzlich und in höchst überraschender Weise verändert, denn während der Verfasser in den „Briefen" sagt: „Gehört geistige Anstrengung dazu, um zu einem Kunstgenuß zu gelangen, so ist es eben kein wahrer Genuß", so heißt es im Programm des vorliegenden ersten Hefts der neuen Schrift: „Unsere Musik ist eine Kunst, also ein wirklicher Genuß durch sie nicht möglich ohne Kenntniß dieser Kunst", und die „Fliegenden Blätter" sollen, das ist ihr Hauptzweck, „dem ganzen großen Publicum das Verständniß der Musik zugänglicher machen." Mit dem ersten Aufsatz über die „Technische Construction der Instrumentalwerke" beginnt der Verfasser nun auch die Anbahnung dieses praktischen Verständnisses, und wir bekennen gern daß wir mit solchem Unternehmen uns vollständig einverstanden erklären und dem gebildeten Publicum, Musikern und Musikfreunden dasselbe zu angelegentlicher Förderung empfehlen. Man kann da mit manchem Einzelnen nicht einverstanden sein — und wir sind es nicht mit so Manchem was dieses erste Heft bietet; doch würde ein specielleres motivirtes Eingehen darauf nicht hierher, sondern in eine musikalische Zeitschrift gehören — und doch das Ganze freudig begrüßen. Die „Fliegenden Blätter" sollen in zwanglosen Heften, zu verschiedenem Preise u. s. w. erscheinen und enthalten: Technik und Organismus der Tonwerke; Aesthetik der Tonkunst; Geschichte der Musik; Technik und Aesthetik des Drama, besonders des Operntextes; Anleitung zum Studium der Musik und zum rechten Ueben; Instrumentationslehre, Fugenlehre u. s. w., sodaß sie mit der Zeit eine „umfassende Bibliothek aller musikalischen Disciplinen" bilden sollen. Das ist ein großes, ja ein ungeheueres Unternehmen, und wir möchten uns nur den bescheidenen Zweifel erlauben, ob die Kräfte eines Einzelnen, abgesehen von der so leicht sich einschleichenden Einseitigkeit, für die Durchführung desselben wirklich ausreichen. Nach den ersten Bogen wäre eine Beantwortung dieser Frage unbedingt voreilig. Sie enthalten des Guten und Nützlichen, des Interessanten und Anregenden Manches und deshalb machen wir auf sie aufmerksam. Ein weiteres Urtheil wird erst später sich abgeben lassen, und wir behalten uns demnach ein Zurückkommen auf das Unternehmen nach dem Erscheinen mehrer Hefte vor. 1.

Kritische Geschichte der protestantisch-religiösen Schwärmerei, Sektirerei und der gesammten un- und widerkirchlichen Neuerung im Großherzogthum Berg, besonders im Wupperthale. Vorlesungen von F. W. Krug. Elberfeld, Friderichs. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie leicht ein evangelischer Predigamtscandidat in Elberfeld, als welcher sich der Verfasser dieser Schrift am Schlusse des kurzen Vorworts zu derselben zu erkennen gibt, auf den Gedanken habe kommen können, das in unsern Tagen so häufig ins Leben tretende Mittel, durch populair gefaßte Vorlesungen vor gemischten Zuhörerkreisen in irgend einem Wissenskreise die Summe gründlicher Bildung fördern zu helfen, zu einer ausführlichern Besprechung des in dem oben mitgetheilten Titel angegebenen Hauptthemas zu benutzen, liegt auf der Hand. Seit langer Zeit hat namentlich das Wupperthal einen eigenthümlich religiösen, vorherrschend pietistischen Charakter; Weberei und Schwärmerei stehen dort in einem nicht wegzuleugnenden Causalnexus, und wo wie eben dort die in den Confessionen gegebenen religiösen Gegensätze noch in einer Schärfe bestehen wie nicht leicht anderswo, sodaß die Reformirten Nichts zu schaffen haben wollen mit den Lutheranern, da muß wol Excentrisches vortreten, in einzelnen Persönlichkeiten mit dem Bestreben das auf religiösem Gebiete Angeflogene, Festgehaltene und Liebgewonnene auch zum Gemeinbesitz Vieler zu machen, d. h. Sekten zu stiften. Einem Candidaten nun, der in den Hafen eines Pfarramts voll des besten Willens einzulaufen wünscht, den Segen vernünftiger, wahrhaft beglückender Religion den ihm Anzuvertrauenden zuzuführen und zu erhalten, können die Auswüchse nicht gleichgültig sein, die sich so häufig an und um das religiöse Bekenntniß anzusetzen pflegen; und wenn sich neben dem für die Religion mit Unverstand Eifernden (Röm. 10, 2) seit dem Umsturzjahre 1848 besonders auch viel Un- und Widerkirchliches vorgedrängt hat, so muß er sich, wenn er alles in diese Kategorien Fallende vor urtheilsfähigen Zuhörern klar entfaltet, mit dem Bestreben sie für das juste milieu zu gewinnen, als ein Kämpfer erscheinen der dem Bessern eine Gasse aufthut, eventualiter nicht für sich allein, sondern auch für andere redlich wirkende Diener des Predigtamts. Hiermit sei diese Schrift Laien und Geistlichen angelegentlich empfohlen. Es durchdringt sie in dem einleitenden, verständigenden und beurtheilenden Materiale, welches das vorwaltend Geschichtliche und Factische verknüpft, ein klarer, heller, evangelischer Geist, der gehört zu werden verdient und um so sicherer Nutzen schaffen kann und wird, je leichter sich Eingang zu verschaffen pflegt was aus dem vielgestaltigen Leben selbst belehrend und warnend entgegentritt, in Vergleich zu Dem was blos andocirt wird. Was aber der Verfasser unter zweckmäßiger Benutzung einzelner Monographien, welche in dem von ihm beschrittenen Kreise die Geschichte der Sektirerei vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart darbieten, allgemein verständlich, wie es sein Zweck erheischte, zusammengestellt hat, bringt in die weitern Kreise unsers Volks weit mehr als ihm früher durch Jung-Stilling in seinem bekannten geschichtlichen Romane „Theobald, oder die Schwärmer" zugeführt ward, bringt in der That Merkwürdiges, man möchte sagen schier Unglaubliches, was das wiedertäuferische Unwesen in Münster fast noch überbietet. Selbstredend tritt die vorliegende Schrift als eine Gewinn bietende namentlich auch in die kirchengeschichtliche Literatur ein, und es wird ihr hier gebührende Anerkennung gewiß nicht versagt werden, obgleich ihr zur Abschneidung höherer Ansprüche, die sie schon vermöge ihres speciellen Zwecks nicht befriedigen konnte, der Charakter einer „kritischen" Geschichte, wie sie der Titel bezeichnet, nicht beigelegt werden durfte. Wahre Kritik hätte hier in viele Einzelheiten eingehen müssen die noch immer fraglich sind; für den Zuhörerkreis des Verfassers aber wäre dies unpassend gewesen.

In sachlicher Beziehung könnte nun diese Anzeige mit der leichtesten Mühe zu einer sehr umfänglichen ausgedehnt werden, wenn man dem Verfasser entweder mit einer gedrängten Inhaltsangabe durch das Ganze folgte oder etwa eine einzelne Persönlichkeit vorzugsweise herausgriffe, wozu sich vor Andern Elias Eller (gest. 1750), das Haupt der Zionitengemeinde zu Ronsdorf, eignen würde, der in manchen Punkten nicht unpassend mit Mohammed verglichen werden könnte. In jenem sind uns andere kritische Blätter schon zuvorgekommen; in diesem wollen wir durch eine ausführlichere Vergegenwärtigung des Eller'schen Lebens, das reichlich ein Drittel der ganzen Schrift ausfüllt, für die künftigen Leser die oft wirklich überraschende gratiam novitatis nicht zerstören. Wir dürfen außerdem nur die Namen von Männern wie Hochmann, Dippel, Tersteegen, Collenbusch, Kohlbrügge u. A. anführen, um den Lesern d. Bl. anzudeuten, was sie bei dem Verfasser zu suchen und zu finden berechtigt sind. Finden werden sie gewiß mehr als sie irgendwo sonst schon über diese Männer gelesen haben. 21.

Le siège de Rome en 1849. Paris 1852.

Der Marschall Vaillant, der als General des Geniecorps, und der General Thiry, der als Artilleriegeneral die Operationen bei der Belagerung von Rom leitete, haben unter dem obigen Titel die Belagerung Roms im Jahre 1849 durch die französische Armee geschildert. Die Belagerung von Rom war für Frankreich mehr eine Frage der innern als der äußern Politik. Man erinnert sich noch der heftigen Kämpfe die im

Innern der Gesetzgebenden Versammlung darüber entstanden. Rom war damals das letzte Asyl der europäischen Revolution. Franzosen, Polen, Ungarn, Deutsche, Schweizer, Italiener hatten ihr gemeinsames Banner der Republik, nachdem sie nacheinander in ganz Europa geschlagen worden waren, in Rom aufgepflanzt. Man wußte dies in Paris sehr gut und von der Regierung daselbst hing das Schicksal Roms ab. Die Truppen selbst waren Nichts weniger als klar darüber, ob sie feindlich oder friedlich gegen Rom ziehen würden.

Der Gedanke an einen Widerstand Roms fiel damals keinem Franzosen ein. Das „Journal du soir" berichtete vielmehr daß nach Regierungsnachrichten die französischen Truppen dicht bei Rom seien und demnächst dort einrücken würden. Den andern Tag circulirte an der Börse das Gerücht von dem Einzug der Franzosen in Rom und das „Journal du soir" wiederholte dasselbe als bestimmte Nachricht; Mazzini und die andern Häupter der Revolution seien geflohen.

Währenddessen waren jedoch die französischen Truppen blutig von den Insurgenten zurückgeschlagen worden und rüsteten sich zu einer förmlichen Belagerung. Mazzini's romantische Begeisterung wußte in den Römern den Glauben zu erwecken daß sie die alten Römer seien und stellte ihnen die Constituente auf dem Capitol als den alten Senat, den General Oudinot als Brennus dar. Er ließ die Gründung Roms feiern und gab den Römern das phantastische Schauspiel einer Beleuchtung des Colosseums mit bengalischem Feuer. Zu gleicher Zeit suchte er durch glühende Proclamationen die ganze Kraft der Römer zu wecken.

Gleichwol würde Mazzini's Begeisterung nicht hingereicht haben, wäre nicht zwei Tage vor der Ankunft Oudinot's Garibaldi mit 12—1500 Mann in Rom eingezogen und der Arm Mazzini's geworden. Es waren die Trümmer der Revolutionsarmee Italiens, zu denen sich 1000 lombardische Jäger von der Legion Manara gesellten. Mit ihrem Einzuge war der Widerstand beschlossen und sie gaben dem Aufstand eine militairische Organisation.

Am 27. April war Garibaldi in Rom eingezogen, am 30. April war die französische Armee vor Rom, immer in dem Glauben, als Freunde die Thore offen zu finden. Die Einsamkeit der Straßen und die ironische Inschrift auf den Häusern mit dem Artikel 5 der französischen Constitution: „Die französische Republik respectirt die fremden Nationalitäten rc..... Sie unternimmt keinen Eroberungskrieg und wendet ihre Kraft nie gegen die Freiheit eines Volks an", hätte sie eines Bessern belehren können. Etwa 400 Mètres von den Mauern zerstreuten zwei Kartätschenschüsse jeden Zweifel. Gleichwol glaubte Oudinot immer noch nicht an ernstlichen Widerstand und befahl ohne Verstärkungen abzuwarten den Angriff. Die französischen Truppen wußten indeß nicht einmal wohin sie marschirten. Sie gingen auf ein ehemaliges Thor zu, fanden aber nur Mauer. Mit blutigem Verlust mußten sie sich daher wieder zurückziehen. Währenddessen hatten die Römer am Thor San-Pancrazio einen Bataillonschef beredet in die Stadt zu kommen und mit dem Kriegsminister Avezzana zu unterhandeln. Sein Bataillon von 250 Mann ward indeß von den Römern umringt und da diese immer glaubten, bei den Franzosen noch Sympathien erwecken zu können, halb wider halb mit Willen in die Stadt gebracht. Als die Franzosen erfuhren, was inzwischen vorgefallen, weigerten sie sich jedoch überzutreten und wurden acht Tage lang gefangen gehalten, bis sie gegen die in Civita-Vecchia gefangenen Italiener ausgewechselt wurden.

Anfänglich waren die Stimmen in Rom getheilt gewesen, ob man nicht die Franzosen als Freunde empfangen solle, um von ihnen vielleicht ein Bündniß zu erlangen. Einer der Triumvirn, Armellini, war ganz dafür; allein Mazzini drang durch und die Gewalt der Waffen entschied. 15.

Notizen.

Oestreich in 1848—49.

So, nämlich: „Austria in 1848—49", mit dem erläuternden Zusatze: „being a history of the late political movements in Vienna, Milan, Venice and Prague; with details of the campaigns of Lombardy and Novara; a full account of the revolution in Hungary", lautet der Titel eines Buchs welches William H. Stiles, late chargé d'affaires of the United States at the Court of Vienna, in zwei Bänden herausgegeben hat (London 1852). Glaubt man nun daß ein solcher Mann in seiner diplomatischen Stellung nicht allein Gelegenheit gehabt hinter die Couliffen zu schauen, sondern auch während der betreffenden Sturmperiode mit den höchsten Staatsbeamten verkehrt und deshalb ein Buch voll merkwürdiger Neuigkeiten geschrieben haben müsse, so dürfte der letzte Glaubenspunkt weniger in der Wahrheit beruhen als die Versicherung, daß der Verfasser nicht als ein Mann erscheint, welcher die Feder ergriffen hat um auf die Geschichte der für Oestreich so verhängnißschweren Jahre 1848 und 1849 aus eigenem Wissen ein neues Licht zu werfen, sondern als einer dem es eben nur darum zu thun war, sein Interesse an jenen Ereignissen dadurch zu bekunden daß er zu Nutz und Frommen Anderer sie im Zusammenhang darstellte und dies nicht besser zu bewirken wußte als indem er Alles aneinander reihte was darauf bezüglich in selbständigen Werken oder Zeitschriften enthalten ist. Sein Verdienst beschränkt sich daher auf den Fleiß eines ehrlichen Sammlers, wohin auch das Excerpiren einiger Artikel des „Conversations-Lexikon" gehört; denn läuft auch hier und da ein eigener Zusatz, eine eigene Bemerkung unter, so will das nicht viel bedeuten. Mithin besteht der Werth des Buchs darin daß es das Aufsuchen und Nachlesen anderer Bücher erspart. Seine Oekonomie aber ist die daß der Verfasser in Form einer historischen Einleitung die allmälige Bildung des östreichischen Reichs erzählt, hieran eine Uebersicht seiner socialen Zustände und seines politischen Systems vor 1848 knüpft und dann den revolutionnairen Bewegungen von 1848 folgt, mit dem eigentlichen Oestreich anfangend, nach Italien übergehend und mit Ungarn endigend. Wo die Individualität des Verfassers durchschimmert, macht sich weder tiefe politische Einsicht noch glühender Liberalismus bemerkbar. Für die deutschen Revolutionsmänner zeigt er gar keine, für Kossuth und Ungarn einige Sympathie, und daß die Sache der Freiheit in Italien an ihm einen sehr kühlen Beschützer hat, läßt sich nicht bezweifeln. Folglich ist er muthmaßlich ein amerikanischer Conservativer.

Drei Anekdoten von Talleyrand.

In einer Periode, wo sehr unerwartete politische Ereignisse in Paris an der Tagesordnung waren, fragte Jemand Talleyrand, was er davon halte? „Des Morgens", war die Antwort, „halte ich davon Etwas; Mittags halte ich davon Etwas nicht und des Abends halte ich Nichts davon."

Bei seiner Rückkehr aus einer dreistündigen Cabinetssitzung wurde Talleyrand von einer hochstehenden Persönlichkeit gefragt: „Que c'est-il passé dans ce conseil?" Antwort: „Trois heures."

Talleyrand speiste in London beim Herzog von Gloucester, war aber verstimmt und sprach nicht. Das lähmte die Unterhaltung und man langweilte sich allgemein. Nach aufgehobener Tafel versuchte ein jetziger englischer Diplomat dem französischen Staatsmanne ein Gespräch abzugewinnen, indem er zu ihm sagte: „Ne trouvez-vous pas, Monsieur, les protocols de Milord Palmerston très-ennuyants?" Darauf der Angeredete mit einem Rundblick auf die Gesellschaft: „Non, Monsieur, ce ne sont pas les affaires qui m'ennuyent, c'est le temps perdu qui m'ennuie." 7.

Das Uebereinanderbegraben.

Im Mittelalter starb man bekanntlich nicht nur am liebsten unter den betenden Händen der Geistlichen, sondern man ließ sich auch gern in ihre Nähe begraben. Am allerweitesten ging aber der Gebrauch sich auf Geistlichen begraben zu lassen. Wir finden daß z. B. die Schwägerin des Bischofs Ditmar von Merseburg (im Anfang des 11. Jahrhunderts) verlangte, man solle sie auf dem heiligen Martin, dem ersten Abt des Klosters Waldbach, begraben. So berichtet ein sorgfältiger Geschichtsforscher, der verstorbene K. A. Engelhard.

Remus in den Marken.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts gab der Professor Eichhard Latinus in Rostock ein Werk heraus, worin er erzählt, Remus sei, um dem Hasse seines Bruders Romulus zu entfliehen, nach Rheinsberg (den bekannten Aufenthalt Friedrich's des Großen als Kronprinz) gegangen, habe dort residirt und sei hier gestorben. Daraus, meint der Genannte, erkläre sich der Haß der Brenner und Sennonen gegen die Römer! 39.

Bibliographie.

Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen. Von einem deutschen Offizier a. D. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Blicke in die Schöpfung. 2te vermehrte Auflage. Mit 1 lithographirten Abbildung. Zwickau, Verlagshandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 7½ Ngr.

Brunn, H., Geschichte der griechischen Künstler. 1ster Theil. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Militärisches Dichter-Album von G. M. Kletke. 1ste Lieferung. Berlin, Brandis. 16. 2½ Ngr.

Dittmer, G. W., Geschichte des Krieges der See- oder Wendischen Städte mit Dänemark und Norwegen, in Folge der Cöllner Conföderation vom J. 1367; nach Urkunden verfaßt. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Familie Werner, oder die Folgen des Aberglaubens, der Eitelkeit und Habgier. Zwickau, Verlagshandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Frei, E., Der Mann mit der eisernen Maske. Eine historisch-romantische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Neusalza, Oeser. Gr. 16. 4 Ngr.

Frühling- Sommer- Herbst- und Winter-Liebe. Eine Erzählung aus dem Familienleben. Von der Prinzessin **. Berlin, Decker. 16. 22½ Ngr.

Göschel, C. F., Mittheilungen aus der göttlichen Komödie. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 25. Januar 1853 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kinkel, G., Gedichte. 4te Auflage. Stuttgart, Cotta. 1852. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

— — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 12te unveränderte Auflage. Ebendaselbst. 16. 26 Ngr.

Kurtz, J. H., Christliche Religionslehre. Nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. 5te verbesserte Auflage. Mitau, Neumann. 8. 12 Ngr.

Lonard, A., Zeitlosen. Ein Sonettenkranz. Göttingen, Dieterich. 1852. Gr. 16. 5 Ngr.

Ludwig I. König von Bayern und Sein Wirken für Staat, Wissenschaft und Kunst. Mit Abbildungen von 39 auf Regierungshandlungen König Ludwigs geprägten Denkmünzen. Leipzig, E. Schäfer. Gr. 8. 1 Thlr.

Moll, C. B., Das System der praktischen Theologie im Grundrisse dargestellt. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Münchmeyer, A. F. O., Das Amt des Neuen Testaments nach Lehre der Schrift und der lutherischen Bekenntnisse; neun Thesen, abermals erläutert und gegen Hrn. Prof. Höfling gerechtfertigt. Osterode, Sorge. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ein Neujahrsgruß aus Mecklenburg an Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Peip, A., Die Wissenschaft und das geschichtliche Christenthum. Vorwort zu einem Grundrisse der christlichen Wissenschaft. Berlin, G. Reimer. 8. 7½ Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Die Maiblume. Bilder und Charaktere. Berlin, Duncker u. Humblot. 16. 1 Thlr.

Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des XV. Jahrhunderts. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben. Erster Druck. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Thiele, P. E., Das moderne Berlin in seinen Tugenden und Lastern. Romantisch dargestellt. Fürstenwalde, Uttech. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Timbs, J., Wellingtoniana. Anecdoten, Meinungen und Charakterzüge von dem Herzog von Wellington. Aus dem Englischen. Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Herzogs von Wellington. Nordhausen, Büchting. Gr. 12. 20 Ngr.

Thomasius, G., Christi Person und Werk. Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus. 1ster Theil: Die Voraussetzungen der Christologie. Erlangen, Bläsing. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weidinger, K., Gotthelf Wanderer, ein Zögling und Helfer der innern Mission. Zwickau, Verlagshandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 10 Ngr.

Wolff, O. L. B., Poetischer und prosaischer Hausschatz des deutschen Volkes. 1ste Abtheilung: Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Ein Buch für Schule und Haus. 16te vermehrte, neu bearbeitete und verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 4 Ngr.

— — Dasselbe. 3te Abtheilung: Deutsche Prosa. 1ste Lieferung. Ebendaselbst. Lex.-8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Abel, F. T. C., Antrittspredigt am 12. Decbr. 1852, dem 3ten Adventssonntage gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1852. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Appuhn, A. W., Das evangelische Predigtamt. Rede und Predigt über Lucas 1, 38. und 2. Cor. 5, 20. bei der Uebernahme seines Amtes als 2ter Domprediger zu Magdeburg am Tage Mariä Verkündigung und am Sonntage Judica 1852 gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1852. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Bildung einer ersten Kammer. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Ngr.

Förster, H., Trauer-Rede auf den Tod des Hochwürdigsten Hrn. Cardinals und Fürstbischofs von Breslau Freih. Melchior von Diepenbrock, gehalten bei der feierlichen Beerdigung am 26. Jan. 1853. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2 Ngr.

Monod, A., Das Glück eines christlichen Lebens. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfues. Stuttgart. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Gott ist die Liebe. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfues. Ebendaselbst. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

Nagel, J., Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren. Predigt zum Ehrengedächtniß des Hrn. Karl Paver, weil. evangelisch-lutherischen Pastors zu Rade vorm Wald, gehalten Sonntag, den 30. Januar 1853 zu Breslau. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Weidauer, M. F., Predigt über das Evangelium von der Hochzeit zu Cana am 2. Sonntage nach dem Feste der Erscheinung Christi zu Buchholz gehalten. Buchholz, Adler. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1852 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

16. **Codex Claromontanus** sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, daß er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments“ bezeichnete und erklärte, daß ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine größere Sicherheit gewähre als sie irgend ein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten. Die als Subscribenten dem Werke vorgedruckten Namen vieler Fürsten, der meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken des In- und Auslandes, mehrer Bischöfe Englands, sowie anderer Gönner und Kenner der biblischen Wissenschaften, lassen zuversichtlich erwarten, daß das Werk eine allgemeine Theilnahme in der gelehrten Welt finden wird.

Von dem Herausgeber erschien früher ebendaselbst:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Constantinus Tischendorf.** 2 tomi. 1850. 8. 4 Thlr.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

17. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis sechsundfunfzigstes Heft, oder erster bis siebenter Band. Gr. 8.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

18. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Erste bis vierundvierzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln), mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln), mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

19. **Cussy (F. de), Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

20. **Demiurgos.** Ein Mysterium. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

21. **Dichtungen von Moore und Byron.** In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Diese Miniatur-Ausgabe enthält folgende Dichtungen im englischen Original und zugleich in poetischer deutscher Uebersetzung: von **Thomas Moore** „Das Paradies und die Peri“ und „Haremslieder“, von **Lord Byron** „Drei Lieder“, „Finsterniß“ und „Hebräische Lieder“.

22. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XIII. Jahrgang. Neue Folge.

III. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

23. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier**. Erster bis fünfundfunfzigster Theil. Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann**. Erster bis neunundzwanzigster Theil. Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **M. H. E. Meier**. Erster bis fünfundzwanzigster Theil. 4. 1818—52. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr., in der Prachtausgabe 15 Thlr.

Hiervon sind 1852 neu erschienen:

Erste Section. Vierundfunfzigster und fünfundfunfzigster Theil. (Gargano—Gefreiter.)

Zweite Section. Neunundzwanzigster Theil. (Junges Europa —Jury-Tabocas.)

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

24. **Fischer (C.), Der Schutzzoll und der Ackerbau.** Erste und zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Diese kleine, aber inhaltsreiche Schrift eines praktischen Landwirths, von der schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weist an einfachen Zahlen auf das überzeugendste nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von dessen Blüte doch wiederum der gesammte Nationalwohlstand, die Blüte des Handels und der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft bedingt sei. Sie ist deshalb der Aufmerksamkeit nicht nur des landwirthschaftlichen Publicums, sondern aller Derer, die bei Entscheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands interessirt sind, also des gesammten Volks, dringend zu empfehlen.

25. **Fortlage (C.), Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unserer Zeit, in welcher zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen ebenso dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abstracten Studien im Gedränge der praktischen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darstellung der philosophischen Systeme willkommen sein, welche jenem Bedürfnisse mit möglichst geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Diese aus langjährigen und vielseitigen Studien hervorgegangene Darstellung entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 12. — 19. März 1853.

Inhalt.

System der Staatswissenschaft von L. Stein. Erster Band. — A. u. d. T.: System der Statistik, der Populationistik und der Volkswirthschaftslehre. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Wechselwirkung der Natur auf den Menschen und des Menschen auf die Natur bildet das eigentlich menschliche Leben im Großen wie im Kleinen. Daß der Mensch nicht nur wie seine irdischen Mitgeschöpfe Wirkungen von außen insichaufnimmt, sondern auch selbst wirkend nach außen, selbstthätig und selbstschaffend verfährt, daß er das Stückchen Erde das er bewohnt, und in seinem Zusammenhange mit andern Menschen und der Gesammtmenschheit die ganze Erde gleichsam umschafft, wohnlicher und productiver macht als er sie vorfindet, das ist seine Gottähnlichkeit und seine erhabene Bestimmung. Die Aufgabe der Geschichte ist, diese große Wechselwirkung in materieller, geistiger und sittlicher Beziehung in der Vergangenheit nachzuweisen, die Aufgabe der Statistik, sie in der Gegenwart zu formuliren, die Aufgabe der Staatswissenschaft, sie nach ihrer innern Nothwendigkeit zu erkennen und die Gesetze aufzufinden nach welchen sie verfährt. Das Leben aber ist frisch und die Schule oft trocken; das Leben treibt immer neue Blüten und neue Dornen, die Schule trocknet die Blüten und spitzt die Dornen oft über die Gebühr; das Leben ist progressiv, die Tage folgen sich und gleichen sich nicht, die Schule ist nur zu oft stationnair und übersieht wegen der Aehnlichkeit in der Form oft die Verschiedenheit in dem Wesen der Erscheinungen. In diesem Sinne konnte der Meister mit Recht sagen:

> Grau ist alle Theorie
> Und grün des Lebens gold'ner Baum.

Aber die Theorie erscheint wie der Luftkreis nur dann grau, wenn sie umnebelt ist; an sich und in ihrer Klarheit und Wahrheit verhält sie sich zum Leben wie der Begriff zur Erscheinung, wie der geometrische Lehrsatz zu seiner Demonstration, wie die Weltidee zur Weltschöpfung. Die geistige und sittliche Natur gehorcht nicht minder wie die materielle in ihrem innersten Wesen ewigen, unabänderlichen Gesetzen, und wenn wir diese am Sternenhimmel aufzufinden vermochten, so mögen auch jene in den uns näherliegenden irdischen Beziehungen vielleicht nicht immer ein Geheimniß bleiben. Denker und Forscher wie Adam Smith, Malthus, Bentham u. A. haben schon manchen Schlüssel theils aufgefunden, theils aufzufinden versucht, und auch unserm Verfasser ist das Verdienst nicht abzustreiten sich darum redlich bemüht und mit Geist und philosophischem Sinn geforscht zu haben. Die Aufgabe die er sich stellt ist indeß so groß und umfassend daß sie in gewisser Beziehung mit der Leiter verglichen werden mag, die Jakob einst im Traume sah, deren unterste Stufen auf der Erde stehen, während die Spitze den Himmel erreicht. Da gilt es denn vorallem nachzusehen ob sie auch recht fest aufsteht, damit ihre ätherische Spitze nicht durch Mangel einer breiten irdischen Unterlage gefährdet werde. Ohne Bild zu sprechen: der Verfasser stellt sich die Aufgabe die Wirklichkeit „nach ihrer innersten, lebendigen Einheit als ein großes Ganzes aufzufassen und gleichgültig gegen das Gegenwärtige wie gegen die Anwendung nach dem einheitlichen Gesetze des Lebens zu fragen". Er versucht in der Wissenschaft zu erfüllen, was eben im Vaterlande verunglückt ist, nämlich die sämmtlichen Strahlen in einem Brennpunkte zu vereinigen, die Wissenschaften, soweit sie geschichtlicher, geographischer, statistischer und staatswissenschaftlicher Natur sind, in eine Gesammtwissenschaft zu bringen, welche die ihnen zugrundeliegenden Gesetze philosophisch formulirt und praktisch regelt, „die absolute Grundordnung des wirklichen Lebens auffindet" und „die wandelbare Thatsache zum Ausdrucke fester Gesetze" formt.

Gleich am Eingange drängt sich nun aber die Frage

auf: Ist das Gebiet der Freiheit wie das Gebiet der Nothwendigkeit, ist was auf geistigen und sittlichen wie was auf materiellen Motiven beruht auch gewissermaßen nach mathematischen Gesetzen aufzufassen? Ist die Ebbe und Flut im menschlichen Herzen und im menschlichen Geiste wie die des Meeres zu berechnen und nach Zeit und Raum zu bestimmen? Ein berühmter Mathematiker des vorigen Jahrhunderts hat gesagt: wir könnten den Grad des Schmerzes und der Freude in jeder einzelnen Erscheinung genau angeben, wenn wir nur das Maß oder den Messer dazu gefunden hätten. Er hat hierbei in seinem mathematischen Eifer nur übersehen daß damit nichts Anderes gesagt ist als: auch Freude und Schmerz könnten wir messen — wenn wir sie messen könnten! Aber Maß erfodert Raum und Zeit, und wie könnte es an Das angelegt werden was mehr oder weniger dem Geiste oder dem Herzen angehört?

Gewiß ist dieser Einwurf von hoher Wichtigkeit, aber er darf doch in seiner Schlußfolge nicht zu weit gehen. Allerdings läßt sich auf die Motive der Erscheinungen welche die geistige und sittliche Welt berühren kein vollgültiger Schluß ziehen, aber wenn diese Erscheinungen in großer Zahl, genau und mit philosophischem Geiste beobachtet sind, so lassen sie eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über ihre ich möchte sagen durchschnittlichen Motive allerdings zu. Man erlaube uns dies an einem praktischen Beispiele klarzumachen. Wenn sich herausstellt daß in einem großen und reichen Lande gerade in den reichern Classen verhältnißmäßig wenig Ehen unter jungen Leuten geschlossen, oder auch in solchen Ehen durchschnittlich wenig Kinder erzeugt werden, so liegt es nahe nicht physische oder materielle, sondern sittliche oder vielmehr unsittliche Motive hierzu zu vermuthen, und diese Vermuthung kann durch manche hierauf bezügliche weitere Beobachtungen, wenn diese vielfach und genau angestellt wurden, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen. Schon zu den Zeiten des Kaisers Augustus hätten Beobachtungen dieser Art die bekannte Lex Papia-Poppaea gegen die Hagestolzen zur Folge.

Wenn aber dieselbe Erscheinung bei dem Mittelstande eintritt, so ist die Ermittelung der Ursachen offenbar schwieriger. Sie können in schlechtern Nahrungsverhältnissen, in zu großen Bedürfnissen, in Nachahmungssucht des von den Großen gegebenen Beispiels, in katholischen Staaten im Ueberhandnehmen der geistlichen wirklichen oder berechneten Vocationen, in vielen andern Dingen liegen, worüber eine nicht blos in Zahlen, sondern in rationellen Auffassungen begründete Statistik mehr oder minder genügenden Aufschluß geben kann.

Tritt endlich, was selten der Fall ist, dieselbe Erscheinung bei den untern Classen ein, so ist die naheliegende Vermuthung daß Nahrungslosigkeit der Grund und vor allen Dingen diesem wo möglich abzuhelfen sei. Doch können auch hier mehre der oben angeführten Motive, besonders in den Gegenden mitwirken wo große Fabriken und Manufacturen diesen Classen hauptsächlich Nahrung geben. Umgekehrt führt, und zwar noch häufiger, Nahrungslosigkeit zu einer gewissen Verzweiflung, welche gerade diese Classen geneigt macht leichtsinnig und ohne alle Aussicht auf Ernährung einer Familie Ehen zu schließen welche den Nothstand vergrößern. Auch zur Ermittelung dieser Gründe mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit kann eine rationelle Statistik wesentlich beitragen.

Auch auf das reinmaterielle Leben, auf Güterwerth, Güterbewirthschaftung, Production und Consumtion wirken, wie Jeder leicht einsieht, Ursachen ein die dem geistigen oder sittlichen Gebiete angehören, und man müßte auf jede praktische Folgerung aus Erscheinungen in diesem Gebiete verzichten, wenn man nicht zugeben wollte daß auch die Gesetze des geistigen und sittlichen Lebens in großen Umrissen erkennbar und bestimmbar sind. So z. B. haben, um nur ein Beispiel anzuführen das in die Augen fällt, die immer zunehmenden Auswanderungen in den meisten Gegenden Deutschlands hierauf unverkennbaren Einfluß. Wo aber diese auch in den wohlhabendern Classen zunehmen, wirken ohne Zweifel politische Gründe mit ein, welche die Regierungen sehr beachten sollen oder sollten.

Die Aufgabe also das Gesammtleben des Volks gleichsam in seine Elemente aufzulösen, die sämmtlichen Factoren desselben zu erkennen und ihre Resultate einer wenn auch nur auf Grund einer Wahrscheinlichkeitsberechnung beruhenden, doch darum nicht weniger mathematisch zu nennenden Berechnung zu unterwerfen, ist durchaus nicht als eine Chimäre zu betrachten. Wie die großen Fortschritte welche die physikalischen und chemischen Wissenschaften in unserer Zeit machten wesentlich darauf beruhen, daß man erkannte wie was man früher für untheilbare Elemente hielt es nicht sind, sondern andere Elemente an deren Stelle gesetzt werden müßten, so oder doch ähnlich verhält es sich auch mit den Elementen des Staatslebens. Solange man Erde und Luft, Feuer und Wasser für Elemente hielt, standen jene Wissenschaften auf einer niedrigen Stufe. Solange man dürre, ich möchte sagen gedankenlose Zahlen für Statistik hielt oder hält, wird die Staatswissenschaft ebenfalls auf einer niedrigen Stufe stehen. Was nützt es z. B., um bei der Frage stehen zu bleiben die wir bereits berührt haben, zu wissen wie viel Ehen in einem gegebenen Staate in einer gegebenen Zeit geschlossen wurden, wenn man nicht zugleich darüber Aufschluß hat wie viele derselben unter jüngern, wie viele unter ältern, wie viele unter solchen Paaren geschlossen wurden, wovon der eine (und welcher) Theil bereits ein höheres Alter erreicht hatte, wie viele in Städten, auf dem Lande, unter der agricolen, unter der industriellen Bevölkerung, bei den reichern, mittlern und ärmern Classen, in den Gegenden wo die Güter unendlich theilbar sind, in denen wo eine gewisse Untheilbarkeit derselben besteht, geschlossen, und besonders wie sich in allen diesen Gegenden, Ständen und Zuständen die Progression der Ehen in verschiedenen Zeiträumen verhalte?

In Frankfurt a. M. z. B. werden im Handwerker-

stande verhältnißmäßig viele Ehen geschlossen. Da aber dort Zünfte bestehen, so heirathen ältere Meisterswitwen häufig fremde junge Gesellen, die mit der alten Witwe das Meisterrecht erheirathen. Wenn diese nun nicht die Gefälligkeit hat bald die Zeitlichkeit zu verlassen, so tröstet sich ihr mittlerweile auch altgewordener zärtlicher Gatte mit der Hoffnung nach ihrem Tode die entbehrten Freuden in einer zweiten Ehe mit einem jungen Mädchen nachzuholen, und versäumt nicht diese Hoffnung zu erfüllen sobald das „traurige" Ereigniß eintritt, das oft lange auf sich warten läßt. So werden die Ehen in diesem Stande unverhältnismäßig oft zwischen Personen sehr ungleichen Alters geschlossen. Tabellen hierüber gibt es nicht, und wer sieht nicht wie mangelhaft hierdurch die ganze dortige Ehestatistik ist?

Einer bessern und rationnellern Praxis in der Statistik kann und wird sich aber auch eine richtigere Theorie der Staatswissenschaften anschließen, wie Beides in der That schon in der neuern Zeit geschehen ist. Nur darf man sich nicht verhehlen daß namentlich die letztere Aufgabe eine unendlich schwierige ist und wir auch hier wie überall erst durch Fallen und Straucheln gehen lernen müssen.

In diesem Sinne muß auch das vorliegende Werk beurtheilt werden, in dem wir, ohne uns irgend für competent in dem ungeheuern Gesammtgebiete zu halten welches dasselbe umfaßt, doch Irrthümer in mathematischen Berechnungen finden, welche bei dem Verfasser sehr auffallend sind und eben auch beweisen daß so umfangreicher Stoff schwer zu bewältigen ist. Wir sind vor allem verpflichtet dies und zwar in einer Weise darzuthun daß die Leser d. Bl. sich, auch wenn sie sich mit diesem Theile des menschlichen Wissens weniger beschäftigt haben, doch überzeugen können daß wir diesen Ausspruch nicht leichtsinnig thun. So heißt es z. B. S. 43:

Ist die Wahrscheinlichkeit bei einem sechsseitigen Würfel eine bestimmte Zahl zu werfen $= 1/6$, so ist die Wahrscheinlichkeit sie zwei mal hintereinander zu werfen $= 1/6 \times 1/6 = 1/36$.

Demnach läßt sich das Zahlenlottospiel wie jedes Spiel berechnen. Ist die Wahrscheinlichkeit unter 90 Nummern eine zu treffen $= 1/90$, so ist die Wahrscheinlichkeit zwei Nummern zugleich zu treffen $= 1/90 \times 1/90 = 1/8100$. Bei gerechter Vertheilung des Gewinns müßte daher der Gewinn Einer Nummer das Neunzigfache des Einsatzes, der Gewinn einer Ambe das Achttausendeinhundertfache desselben betragen. Auf dem Misverhältniß zwischen dieser Wahrscheinlichkeit und dem wirklichen Gewinn beruht der ungeheuere Gewinn des Lotto.

Es kann gewiß nicht unsere Absicht sein, ein so durch und durch unmoralisches Institut wie das Lotto in Schutz zu nehmen. Aber auch den Teufel darf man nicht schwärzer malen als er ist, und falsche Berechnungen darf man auch zu den besten Zwecken nicht anstellen. Jeder aber der sich nur irgend mit Wahrscheinlichkeitsberechnungen abgegeben und die Natur der Binomen kennt weiß daß in 90 Nummern nicht $90 \times 90 = 8100$, sondern nur $\frac{89 \times 90}{1 \times 2} = 4005$ Amben sind. Da nun immer 5 Nummern gezogen werden, welche $\frac{5 \times 4}{1 \times 2} = 10$ Amben enthalten, so wäre der richtige Gewinn nicht das Achttausendeinhundertfache, sondern etwa das Vierhundertfache des Einsatzes. Für den Verfasser hätte es nur eines Blicks in Meyer Hirsch's Sammlung (XXII, 13, 296) bedurft um sich hiervon zu überzeugen. Der Leser aber der mit dieser Rechnung nicht vertraut ist wird aus folgendem kleinen Beispiele die Unrichtigkeit der Berechnung unsers Verfassers ersehen. Wären nämlich in 90 Nummern $90 \times 90 = 8100$ Amben, das ist, fände man die Zahl der Amben durch Multiplication der Zahl der sämmlichen Nummern welche in einer Urne liegen mit sich selbst, so müßten in 6 Nummern $6 \times 6 = 36$ Amben sein. Daß dies aber falsch ist, zeigt folgende Zusammenstellung; die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 ergeben folgende Amben: 1, 2; 1, 3; 1, 4; 1, 5; 1, 6; 2, 3; 2, 4; 2, 5; 2, 6; 3, 4; 3, 5; 3, 6; 4, 5; 4, 6; 5, 6; zusammen $= \frac{5 \times 6}{1 \times 2} = 15$ Amben. Der handgreifliche Irrthum unsers Verfassers beruht auf Folgendem. Fragte man wie viele verschiedenartige Zusammensetzungen zweier Zahlen da möglich sind, wo diese aus verschiedenen Urnen gezogen würden, von denen jede sie alle enthielte und wobei es auch zugleich (was bei der gewöhnlichen Ambe, Terne u. s. w. nicht der Fall ist) nicht nur auf die Zahlen, sondern auch auf die Ordnung ankäme in welcher sie aufeinander folgten (sodaß z. B. 2 und 1 nicht als dieselbe Zusammensetzung betrachtet würde wie 1 und 2), so hätte man erstens alle obigen Zahlen in verkehrter Ordnung noch ein mal, und es würden also statt 15 nunmehr 30 verschiedene Zusammensetzungen möglich. Dann käme aber zweitens noch die Möglichkeit hinzu daß dieselbe Zahl zwei mal, also 1 und 1, 2 und 2 u. s. w. gezogen würde, was bei 6 Nummern noch 6 Möglichkeiten, im Ganzen deren also allerdings 36 $(= 6 \times 6)$, demnach bei 90 Nummern 90×90 ergeben würde. Beim Lotto aber kann dieselbe Nummer in derselben Ziehung aus dem einfachen Grunde nicht zwei mal herauskommen, weil sie eben nur ein mal in der Urne liegt. Wollten wir also auch annehmen, unser Verfasser hätte sich ungenau ausgedrückt, und nicht die gewöhnlichen, sondern die sogenannten bestimmten Amben, das heißt diejenigen gemeint bei welchen auch die Ordnung der Zahlen eingehalten werden muß, so wäre seine Berechnung darum nicht minder falsch, da auch dieser letztern nicht $90 \times 90 = 8100$, sondern nur $90 \times 89 = 8010$ möglich sind. Das Lotto ist nun freilich durch diese richtige Berechnung *) keineswegs

*) Leser welche der mathematischen Berechnungsweise unkundig sind können sich dieses Resultat an dem angeführten Beispiele der in 6 Zahlen berechneten Amben veranschaulichen. Hätte man von jenen 6 Nummern z. B. alle Amben der ersten 3 Zahlen (also 1, 2; 1, 3; 2, 3) gesetzt, so würde man in 3 Fällen gewinnen. Da nun wie oben gezeigt 15 Fälle bei den 6 Zahlen möglich sind, so verlöre man in 12 Fällen. Sollten also die Chancen gleich sein,

weißgewaschen, denn es bezahlt z. B. in Baiern die gewöhnliche Ambe 270fach, die bestimmte 6000fach, statt (in runden Zahlen) die erstere 400fach, die zweite 8000fach wie die Berechnung ergibt. Viel ärger ist es noch bei den Ternen (5400- statt 11,747fach) und Quaternen (60,000- statt 511,037fach). Es ist also gewiß unnöthig das Lotto durch falsche Berechnungen schwarzmachen zu wollen. Die richtige Berechnung stellt es schon hinlänglich schwarz dar, und in einer Schrift die fast ganz auf Berechnung beruht soll man auch richtig rechnen. Wir möchten aber behaupten, auch bei andern, freilich nicht ganz so einfachen Fällen wäre gegen die Berechnungen unsers Verfassers viel einzuwenden, und wir müssen sehr bedauern daß er, um, wie er sich ausdrückt, der „Notennoth" zu entgehen, die Quellen nirgend angibt aus denen er schöpfte. So z. B. stellt er (S. 41), wahrscheinlich nach Laplace, Wahrscheinlichkeitsberechnungen an, denen, wenn wir nicht sehr irren, ein großes Misverständniß zugrundeliegt. Er geht nämlich von dem Satze aus, die Wahrscheinlichkeit daß ein oft bemerktes Ereigniß sich noch ein mal wiederholen werde sei gegeben in dem Verhältniß der Zahl der beobachteten Fälle + eins zu derselben Zahl + 2. Hieraus folgert er:

> Wenn also 100 Fahrten eines Schiffs nach einem bestimmten Hafen etwa fünf mal Haverei und ein mal Schiffbruch gelitten haben, so ist die Wahrscheinlichkeit daß unter je 100 Fahrten wieder dasselbe Resultat eintreten werde $= \frac{101}{102}$.

Wir sollten denken, der einfache gesunde Menschenverstand genüge um diese Annahme als eine unrichtige zu erkennen. Welcher vernünftige Mensch würde z. B. in dem gegebenen Falle 101 Thaler gegen einen Thaler setzen, daß in den nächsten 100 Fahrten gerade wieder 94 glückliche, fünf widrige und ein ganz unglücklicher Fall und zwar nicht mehr und nicht weniger eintreten würden? Wer würde nicht sagen, in den nächsten 100 Fahrten kann sehr leicht öfter, es kann sehr leicht seltener Sturm eintreten; der Sturm kann mehr als ein mal Schiffbruch veranlassen oder auch immer mit Haverei enden, und wer eine so unverhältnißmäßige Wette darein setzte daß sich in den nächsten 100 Fällen gar keine Abweichung von den frühern ereignen werde, würde von unmathematischen Freunden nahezu ausgelacht werden. Und die mathematische, das ist die Berechnung welche die Regeln angibt nach denen die Vernunft in Raum- und Zahlverhältnissen verfährt, sollte so weit von dem gesunden Menschenverstande abweichen? Schwerlich!

Uns scheint der Irrthum des Verfassers darin zu liegen daß er die (bei einer kleinen Zahl von Beobachtungen übrigens kaum anwendbare) auf das durchschnittliche Resultat bestimmter Beobachtung angewandte Wahrscheinlichkeitsberechnung, welche bei einer großen Anzahl von Fällen ziemlich sicher eintrifft, bei einem einzelnen Falle viele Chance hat, mit einer ganz andern Frage verwechselt hat, mit der Frage nämlich: ob verschiedenartige, bei einer bestimmten Anzahl von Fällen beobachtete Resultate sich in derselben Anzahl von Fällen genau ebenso reproduciren werden. In dem angegebenen Falle repräsentiren 100 gegen 100 nicht mehr als eine Einheit einer andern Einheit gegenüber, vorausgesetzt jedoch daß es sich nicht von solchen Beobachtungen handle die auf ein Naturgesetz schließen lassen. Wenn z. B. bei einem Arzneimittel, das bei 100 Krankheitsfällen derselben Art angewandt worden, 94 mal Genesung, fünf mal Besserung und ein mal der Tod erfolgte, so ließe sich allerdings ein annäherndes Resultat auch für die nächsten 100 Fälle erwarten, und das umsomehr, da bei dieser Frage die Möglichkeit daß bei einer gleichen Anzahl von Fällen mehr ungünstige Resultate eintreten werden der gleich kommt daß mehr günstige eintreten, also beide Chancen sich gegenseitig aufheben. Wenn aber ein Spieler der 100 mal auf eine Nummer setzte ein mal gewann, 94 mal seinen ganzen, fünf mal seinen halben Einsatz verlor (etwa weil Zéro herauskam), 101 gegen 1 wetten wollte daß es bei den nächsten 100 Sätzen gerade wieder so gehen würde, so wäre das sehr thöricht. Wollte man etwa einwenden, hier lasse sich eine bestimmte Wahrscheinlichkeitsrechnung stellen, gegen welche diese einzelnen Beobachtungen keinen Werth haben könnten, so mag das Beispiel etwa der Wetterbeobachtung entlehnt werden, deren Regeln der verstorbene Professor Stiefel mit zum „Zeus" nahm. Wenn von 100 Tagen in einem gegebenen Winter so viele kalt, so viele naßkalt und so viele mild waren, so gäbe das gewiß keinen vernünftigen Grund 101 gegen 1 zu wetten daß der nächste Winter oder die nächsten Winter in denselben 100 Tagen genau ebenso viele kalte, naßkalte und milde Tage bringen würden. Wir haben schon angedeutet daß uns der Irrthum des Verfassers durch Laplace veranlaßt scheint, der den Grundsatz aufstellt: Wenn sich eine Begebenheit eine gewisse Anzahl mal hintereinander zugetragen hat, so ist die Wahrscheinlichkeit daß sie sich auch das folgende mal ereignen werde einem Bruche gleich, der diese um Eins (nämlich die Möglichkeit des günstigen Falls) vermehrte Anzahl zum Zähler, dieselbe Anzahl um Zwei (nämlich die beiden Alternativen des günstigen und ungünstigen Falls) vermehrt zum Nenner hat. Aber abgesehen davon daß, wie schon 1819 sein deutscher Commentator Langsdorf *) und vor etwa zehn Jahren mit ausgezeichnetem Scharfsinn Hofrath Fries **) nachgewiesen hat, dieser Grundsatz überhaupt nicht auf alle Fälle der Wahrscheinlichkeitsberechnung anwendbar ist (welche Poisson sehr treffend la loi du grand nombre nennt), glauben wir auch dargethan zu haben daß die

---

so müßte man im Falle des Gewinnstes 4fach $\left(= \frac{15 - 3}{3} = \frac{12}{3}\right)$ bezahlt werden, wo denn die drei Gewinnstfälle 12, die 12 Verlustfälle auch 12 betragen würden.

*) Laplace, „Versuch über Wahrscheinlichkeiten ꝛc. mit erläuternden Anmerkungen von Langsdorf".

**) Fries, „Kritik der Principien einer Wahrscheinlichkeitsrechnung".

vorliegende Anwendung unsers Verfassers eine durchaus irrige ist. Darum wollen wir nicht behaupten daß sie nicht dennoch einem vielleicht ganz schätzbaren mathematischen Werke entlehnt sein mag. Hat doch eben Laplace und Lacroix nicht minder die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse über ein geschichtliches Ereigniß oder der Zeugen in einem Criminalprocesse nach dem Gesetze berechnet, nach welchem die Wahrscheinlichkeit bestimmt wird daß und wie viel mal mit einem oder mehren Würfeln so oder so viel Augen geworfen werden! Laplace glaubte damit der Aufklärung wie der Rechtsgelehrsamkeit einen großen Dienst zu leisten, und wenn es möglich wäre daß ein so ausgezeichneter Mann sich lächerlich machen könnte, so wäre ihm gewiß nur dies gelungen.*) Es ist dem Manne der in einer Wissenschaft lebt und webt zu verzeihen, wenn er durch tiefes Denken auch ein mal in tiefes Träumen geräth, aber man muß sich sehr hüten solche Spiele des Scharfsinns zur Grundlage praktischer Wissenschaften zu machen.

Wenn wir uns aber nicht täuschen, so ist es dem scharfsinnigen und patriotischen Verfasser durch seine allzu große Lust am Formuliren in wichtigen Dingen so ergangen, und die Basis seines Systems ruht nicht eben auf sicherm Grunde. Der Organismus des eigentlich menschlichen Lebens ist, so sagt er mit Recht, ebenso wie der des physischen Lebens bestimmten Gesetzen unterworfen. Die Freiheit der Bewegung auf diesem Gebiete hat ebenso gut ihr Maß wie die Nothwendigkeit derselben; die Wechselwirkung der Persönlichkeit auf die Gesammtheit und dieser auf jene bildet ein großes organisches Ganzes. Die Elemente dieses Ganzen, das durch die Herrschaft der Natur über den Menschen und des Menschen über die Natur entsteht, müssen erkennbar sein. Er setzt sich demzufolge die Aufgabe die Volkswirthschaftslehre, besonders aber die Lehre vom Güterwesen in ein strenges, philosophisch durchdachtes und mathematisch formulirtes System zu bringen. Er erkennt hierin nach Blanqui die eigentliche Aufgabe der deutschen Wissenschaft, ohne jedoch die Bemerkung des französischen Schriftstellers sehr zu berücksichtigen: daß bei den deutschen Schriftstellern die Schwierigkeit der Aufgabe eine heilsame Vorsicht oder Zurückhaltung (une réserve salutaire) erzeugt habe, das ist aus der französischen Sprache der Courtoisie ins Deutsche und Deutliche übersetzt: erfodere. Es könne, sagt Stein sehr gut, einem einzelnen Volke nicht gelingen eine Wissenschaft „in Darstellung, Anwendung und Verständlichkeit zu erschöpfen, und es erfodere dies die Vereinigung aller Kräfte, verschiedener Individualitäten und Nationalitäten". Gleich hier, im Vorhofe des Tempels, drängt sich die Frage auf: ob nicht auch von praktischen Dingen gelte was er von theoretischen behauptet? Sein System geht mehr oder weniger auf Abschließung der Nationen gegeneinander in industrieller und mercantilischer Beziehung hinaus. Könnte man aber nicht nach seinem Vorgange behaupten, die höchste Blüte der Industrie werde oder könne doch „aus der Vereinigung aller Kräfte verschiedener Individualitäten und Nationalitäten", z. B. des deutschen Fleißes, der französischen Eleganz und des englischen praktischen Sinns hervorgehen? Solche Ansichten will er ein mal für alle mal über Bord geworfen haben und nennt sie verachtend „kosmopolitische". Wenn wir uns nun die Behauptung erlauben wollten: Nation verhalte sich zu Nation wie Familie zu Familie, so würde er, wie dies auch Friedrich List gethan (Schriften, herausgegeben von Häusser, III, 173), diese Ansicht für eine sehr ketzerische halten und vielleicht gar wie dieser (a. a. O.) dessen Verdienst man anerkennen kann, wenn man ihm auch nicht unbedingt beistimmt, das Gegentheil „durch die Kaperei beweisen, die im Frieden ein schändliches Gewerbe sei, im Kriege aber von der Regierung begünstigt werde". Wir aber, die wir diesen Beweis für nicht viel besser halten als wenn man auf die „nationalökonomischen Gründe" hinweisen wollte, welche manche hungernde wilde Völkerschaft bewegen mögen, das Fressen der Fremden durch ihre Nationalen „zu begünstigen", wir können nicht umhin in dem Vergleiche des Verhältnisses der Völker zu dem der Familien viel Wahres zu finden, wenn man ihn nur richtig versteht und anwendet. Der ist kein guter Familienvater der nicht vorallem für die Erhaltung der Seinen sorgt; wer aber keine andern Pflichten, keine andern Rücksichten kennt als für die Seinen, der ist ein starrer Egoist und hat obendrein, wie das vorliegende Buch sehr praktisch nachweist, gerade hierdurch auch für die Seinen schlecht gesorgt. Aehnlich — wir sagen ähnlich, nicht ganz ebenso — verhält es sich mit dem Verhältniß der Völker gegeneinander, zumal heutzutage. Das bürgerliche Recht hat den Naturzustand aufgehoben, den Hobbes den Krieg und Kant richtiger den Kriegszustand Aller gegen Alle nennt. Das Völkerrecht wird vielleicht nie so weit kommen, aber die Natur der Dinge hat auch hier viel zum Bessern angebahnt. Eisenbahnen, Dampfboote, elektromagnetische Telegraphen haben die Wechselwirkung der Völker aufeinander in materieller wie in geistiger Beziehung in ein ganz neues Stadium gebracht. Weder in geistiger noch in materieller Hinsicht läßt sich ein Land heutzutage hermetisch verschließen, und wer darauf hinarbeitet, der befördert eben nur den Schmuggel — der Ideen wie der Waaren.

Unser Verfasser will das auch nicht geradezu, aber er hat — möchten wir mit aller Hochachtung für ihn und seine Schrift doch hinzusetzen — seine Aufgabe zu sehr wie ein Rechenexempel gefaßt und dabei, wie wir eben im Einzelnen nachgewiesen haben, nicht immer ganz richtig gerechnet. Wir wollen hiermit gewiß nicht ableugnen was jeder vernünftige Mensch einsehen muß: daß, da alle Statistik auf Zahlen, auch alle Anwendung derselben auf Berechnung beruht. Neuere Beobachtungen und Berechnungen haben gezeigt daß selbst in den Erscheinungen die am meisten von Zufällen abzuhängen scheinen, wie Selbstmorden und Unglücksfällen aller Art,

*) Vergl. Ebendaselbst Abschnitt II, Capitel IV.

welche sich in gegebenen Zeiten in großen umfangreichen Ländern ereignen, eine überraschende fast gleichmäßige Verhältnißzahl liegt. Dasselbe gilt von Erscheinungen die fast ganz in das Gebiet des Geistes gehören, wie z. B. von dem Einflusse mildernder Criminalgesetze (wie der circonstances atténuantes in Frankreich) auf die fast genau wiederkehrende Verhältnißzahl der Losgesprochenen oder zu mildern Strafen Verurtheilten. In der materiellen Natur durchweg, in der geistigen mehr als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte, herrschen Gesetze vor, die eine mathematische Grundlage haben, oder eine mathematische Berechnung wenigstens zum Theil zulassen. Daß also die Einwirkung der freien auf die unfreie Natur, des Menschengeistes und seiner höhern und materiellen Organe auf die sachliche Welt Gesetzen unterworfen ist und Gesetze erzeugt die sich zum guten Theil in Zahlen berechnen lassen, ist richtig und durch die neuern und neuesten Fortschritte der Wissenschaft dargethan. Somit erscheint nur die Grundidee unsers Verfassers als eine richtige, aber in der Ausführung derselben möchte er wie gesagt jene „réserve salutaire", welche Blanqui auf diesem Felde den deutschen Gelehrten wenigstens ebenso sehr anempfiehlt als nachrühmt, zu oft aus den Augen verloren haben. Es kann unsere Absicht nicht sein uns hier in tiefere Untersuchungen einzulassen, welche weit über die „literarische Unterhaltung" hinausgehen würden, die den Lesern d. Bl. gewährt werden soll. Aber das muß jedem denkenden Menschen einleuchten daß die Progression des Geistes, der auch durch immer mehr verschwindende räumliche Entfernung vermittelten Vereinigung der gewerblichen wie der geistigen Interessen der Völker andern und zwar weniger meßbaren, aber darum nicht minder wirklichen Verhältnissen unterliegt als die Progression der unbelebten Natur. Wie sich zwischen den Völkern eine größere geistige Wechselwirkung gebildet hat, ebenso und beinahe in demselben Verhältniß ist auch eine größere materielle Wechselwirkung zwischen denselben entstanden. Diese unleugbare Wahrheit aber muß, so scheint es uns, auf vernünftige Nationalökonomie denselben Einfluß haben wie auf vernünftige Nationalpolitik, sie muß beide weniger abgeschlossen, das ist weniger egoistisch gestalten, den Egoismus mit einbegriffen der aus der Uebertreibung der Nationalitätsideen entsteht. Die Solidarität der Völker Europas war zu keiner Zeit so groß als in der jetzigen, und sie macht sich auf dem Markte und auf der Börse ebenso geltend wie in der Literatur, in der Politik, in der Haltung der Völker.

Wenn also, um auf die vorliegende Untersuchung näher einzugehen, unser Verfasser meint, schon das Misverhältniß der deutschen Betriebscapitalien zu den englischen oder andern erfodere einen ziemlich hohen Capitalschutzzoll, so vergißt er die durchaus kosmopolitische Natur des Capitals in allen Ländern des heutigen Europa. Fast in allen großen industriellen Anlagen Deutschlands sind englische und französische Gelder angelegt, nicht wenige gehören Engländern oder Franzosen, und rentable, auf Actien gegründete Unternehmungen werden, wie sich das bei den Eisenbahnen aufs unwidersprechlichste zeigt, immer Anziehungskraft für Speculanten und Capitalisten in allen europäischen Ländern haben. Die Zeiten wo die Völker sich mehr oder weniger abschlossen liegen in mercantilischer und gewerblicher Beziehung noch weiter hinter uns als in Beziehung auf politische Institutionen. Wir sagen die Völker, von den Regierungen möchten wir das freilich nicht in demselben Maße behaupten. So hat z. B. Frankreich unter den verschiedensten Regierungen und Regierungsformen allerdings bisher ein Zollsystem aufrechterhalten, das in mancher Hinsicht als ein Prohibitivsystem zu betrachten ist, aber unter den seit 1848 so sehr gestiegenen Finanzverlegenheiten hat das Interesse des Fiscus wol mehr als die Gründe hierzu beigetragen welche Thiers seiner Zeit dafür geltendmachte. Letzterer wurde von Michel Chevalier aufs überzeugendste thatsächlich widerlegt, und was weit wichtiger ist, die Besitzer großer industrieller Unternehmungen traten öffentlich in gedruckten Zuschriften auf die Seite dieses Letztern. Dabei darf nicht aus den Augen verloren werden daß Frankreichs Zollgesetze eben Frankreichs Zollgesetze sind, Deutschlands Zollgesetze aber entweder Deutschlands Gebiet nicht umfassen oder so weit überschreiten daß es nicht mehr Deutschlands Zollgesetze sind. Diese Frage kümmert freilich unsern Verfasser nicht, der seine Theorie ganz allgemein hält, aber sie ist darum für uns nicht aus dem Wege geräumt. Wenn es aber ganz in der Ordnung ist daß in einer reintheoretischen Arbeit die besondern Verhältnisse des eigenen Landes nicht in den Vordergrund treten, so dürften hingegen die praktischen Folgen welche die Natur der Sache selbst ergibt nicht durch ein getrübtes Glas betrachtet werden. Durch ein solches hat unser Verfasser aber gewiß gesehen, wenn er (S. 507) meint: „Der Freihandel gefährde das höhere sittliche Moment des Volksbewußtseins, das in dem Selbstgefühl des individuellen Lebens den Kern der Kraft für alles Lebendige im Volk anerkennt." Das wahre und echte Volksbewußtsein kann und darf nicht auf Ausschließlichkeit und Isolirung, es muß auf Innerlichkeit und edler Gemeinsamkeit ruhen. England hat wahrhaftig nicht an Nationalität verloren, seitdem es seine Märkte theils ganz, theils mehr allen Völkern geöffnet hat, und Sir Robert Peel war gewiß ein besserer Patriot, ein edlerer Volksfreund als die verknöcherten oder zweifelhaften Hochtories, die eben der Nationalwille aus dessen Ministerium vertrieb und die doch dem Volksbewußtsein gegenüber nicht umhinkonnten sich — mit welcher Aufrichtigkeit mag dahingestellt bleiben — für den Freihandel zu erklären. Vielleicht wird unser Verfasser hierauf antworten: England mit seinen ungeheuern Capitalien, der mächtigen Arbeitskraft über die es gebiete, der Höhe auf welcher seine Industrie stehe und dem Absatze den es sich in allen Welttheilen leicht verschaffen könne, stehe eben auf dem Punkte wo nach seinem Systeme die Schutzzölle ermäßigt und zum Theil aufgehoben werden können. Wohl, aber eben darum soll man was von Zeit und Umständen abhängt nicht

für ein allgemein gültiges nationales Bedürfniß erklären und vor allen Dingen über sublime Phrasen die schlichte, einfache, wahre Moral nicht vergessen. Daß aber hohe Zollsätze den Schmuggel und durch diesen die Misachtung der Gesetze überhaupt theils befördern, theils erzeugen, das klingt freilich nicht so philosophisch und gelehrt wie der eben angeführte Satz unsers Verfassers, ist aber darum doch viel wahrer und praktischer. Der Volkscharakter wird nicht gehoben, sondern verschlechtert durch den Widerspruch in welchen sich die bürgerliche Gesetzgebung mit dem innern Gefühle über den Grad der Strafwürdigkeit einer Handlung setzt. Unser Verfasser hat selbst mit großer Wahrheit ausgesprochen daß große und besonders dauernde Blüte der Gewerbe und des Handels fast immer in Verbindung steht mit einer freien Verfassung, und die Geschichte zeigt dies überzeugend in dem Beispiele Englands, Hollands, auch in früherer Zeit der Hansastädte, Genuas und gewissermaßen selbst Venedigs. Aber was heißt das anders als: die Sittlichkeit wie die Blüte des Volks wird am meisten durch solche Gesetze befördert welche mit der öffentlichen Meinung nicht in Widerspruch stehen?

Darum aber kann und darf nicht ungerügt bleiben, wenn einseitige Versenkung in ein von unserm Verfasser selbst (S. XI) für noch keineswegs abgeschlossen erklärtes System ihn zu dem unbedingten Ausspruche verleiten konnte (S. 507):

Wenn der Preis der Nahrungsmittel, der Kleidung, der Geräthschaften sinkt, so wird nothwendig nach dem Gesetze des Werthes auch der Preis der Producte sinken; wenn der Preis des Fabrikationsstoffs sinkt, wird auch der Preis der Waare für das große Unternehmen sinken; die Masse des wirklichen Ueberschusses der einzelnen Capitalien .... wird trotz des geringen Preises der Waare und der steigenden Masse derselben nothwendig gleich bleiben.

Oder wie er das ein paar Zeilen früher ausdrückt:

Es werden dadurch zwar die Kosten der Production im eigenen Lande vermindert und die Masse der Producte vermehrt; nicht vermehrt wird aber der Erwerb der durch die Production gemacht wird.

Wir leugnen nun erstens die Schlußfolge und ganz entschieden die Nothwendigkeit der Schlußfolge. Es ist weniger der größere Gewinn an einzelnen Verkäufen als der häufigere Umschlag des Capitals mit wenn auch geringerm Vortheil an dem einzelnen Verkauf, was die Fabrik wie den Handel und die Volkswohlfahrt hebt. Sinkt der Preis der Waare ohne Nachtheil des Fabrikanten (wie das immer der Fall ist wenn das Material wohlfeiler wird), so wird er in der Regel im Inlande wie im Auslande mehr absetzen, also sein Capital schneller und häufiger umsetzen und im Ganzen einen größern Gewinn davontragen. Er wird dabei mehr Menschen beschäftigen, mehr Arbeitskräfte verwenden und auch dadurch die Nationalwohlfahrt befördern. Es ist also durchaus nicht richtig daß der Erwerb durch Sinken der Preise des Materials nicht vermehrt werde, selbst wenn die Waare in demselben Verhältniß sinkt; aber wenn gar der Preis der Nahrungsmittel, der Kleidung, überhaupt der ersten Bedürfnisse des menschlichen oder bürgerlichen Lebens sinkt, dann wird offenbar im Großen und Allgemeinen gerade das Gegentheil von Dem eintreten was unser Verfasser für eine „nothwendige Folge" solchen Abschlags erklärt. Je weniger der Mensch für Das braucht was er zum unumgänglichen Lebensunterhalte bedarf, desto mehr kann und wird er für die Bequemlichkeit des Lebens verwenden, und wenn auch hierdurch, insofern von dem inländischen Gebrauche die Rede ist, das umlaufende Capital nicht im Betrage vermehrt wird, so wird es doch dadurch einen höhern Werth erhalten, da dieselbe Summe dann ein größeres Maß von wirklichen Gütern repräsentirt. Reichthum und Armuth sind aber offenbar relative Begriffe, und nicht das Volk ist das reichste das am meisten baares Geld hat, sondern das Volk ist es das am meisten Mittel hat seine Bedürfnisse zu befriedigen. Mit Erstaunen sehen wir unsern Verfasser hierin der rohen materiellen Ansicht wenigstens scheinbar huldigen, von der er doch sonst sehr entfernt ist.

Aber daran hat das unglückliche Prokrustesbett, das absolute System Schuld, in das er sich eingesponnen hat, und zwar ein mal seine Definition vom Gelde. Unser Verfasser gesteht zwar ein daß Geld fast ebenso schwer zu definiren als zu erwerben ist, aber er definirt es doch, und zwar nach Hoffmann mit einiger Umschreibung dahin: Geld sei „die in bestimmte Größen zerlegte, als Ausdruck der Massenverhältnisse aller übrigen Güterelemente und mithin als Maßstab des Werths anerkannte Masse der edeln Metalle". Wenn nun freilich das Geld der Maßstab des Werths der Dinge wäre, so könnte ein Volk wie eine Provinz oder ein Ort oder auch die Welt überhaupt nur reicher werden, wenn sie mehr Geld erwürben. Aber das Geld ist nur der Maßstab des Preises, nicht des Werths der Dinge, wie denn unser Verfasser selbst zugibt daß man „zwischen dem objectiven Werthmaß der Dinge und dem Gelde (dem Geldwerthe derselben) wieder scheiden müsse". Der Werth des Geldes wird erst gefunden, wenn man den Maßstab des Preises der Lebensbedürfnisse daran legt, und ist gewiß kein absoluter. Peru hat Spanien ärmer, die Welt, wenigstens auf die Dauer, nicht reicher gemacht, wohl aber haben die Kartoffeln den Reichthum Europas erhöht. Wo man es dahin bringt daß dieselbe Geldmasse dazu dient eine größere Masse von wirklichen Bedürfnissen zu befriedigen, da hat man den Reichthum des Landes vergrößert, sowie er im umgekehrten Falle sinkt. Unser Verfasser weiß das sehr wohl und sagt selbst Aehnliches wo vom innern Verkehr die Rede ist. Für den internationalen Verkehr aber anderes Maß und Gewicht zu haben, erscheint ihm fast als eine patriotische Tugend. Sagt er doch ganz unumwunden (S. 526): „Der Ausdruck der Handelsfreiheit ist die Zolleinheit, der Ausdruck der Verkehrsfreiheit die Gleichheit der Verkehrsgesetze", was uns nicht viel anders klingt als wollte man sagen: Der Ausdruck der Preßfreiheit ist die Einheit der Censur, oder der Ausdruck der Religionsfreiheit ist die Einheit der Gesetze gegen Andersglaubende.

Freilich meint es unser Verfasser nicht so böse wie man nach diesen Worten schließen sollte, und wir werden auf die Punkte zurückkommen in denen wir sogar mit ihm übereinstimmen, denn auch wir sind nur Gegner der Prohibitivzölle, nicht der Schutzzölle, insofern diese nur dazu dienen die Lebensfähigkeit inländischer Industrien zu entwickeln oder darzuthun daß sie eben nicht lebensfähig seien. Vor allen Dingen liegt uns aber ob nachzuweisen daß und inwiefern die Grundlagen des Systems das Stein in diesem Werke entwickelt nach unserer Ansicht wenigstens, wenn nicht auf unrichtigen, doch mindestens auf höchst unsichern Berechnungen beruhen.

Stein stellt nämlich den Satz voran, der Güterwerth sei das Verhältniß des Maßes eines bestimmten Gutes zum Güterleben überhaupt. Da nun das an sich Begrenzte und somit Meßbare im Gute der Stoff sei, so fange aller Werth zuerst an diesem an und gehe hiervon auf die übrigen Elemente der Güter über. Um also den Güterwerth zu finden, habe man vor allen Dingen den Werthmaß an sich, dann die Wertharten in Beziehung auf das Gut nach seinen verschiedenen Arten und Verhältnissen, also die Anwendung des Werthmaßes, endlich die Entwickelung des Werths zu finden und zu bestimmen. Das Werthmaß des einzelnen Gutes sei das Verhältniß desselben zu der gesammten übrigen Gütermasse, und dieses Werthmaß werde gefunden, indem die Masse der übrigen Güter mit der (durch die) Masse des fraglichen Gutes dividirt wird. Da aber eine solche Berechnung nur anzustellen sei, wenn Massenverhältnisse bekannt sind welche zugleich „eine Gesammtheit und doch ein Einzelnes" bilden, so finde die Werthreihe ihre praktische Anwendung wesentlich in der Bestimmung des Volksvermögens, und je allgemeiner die Gütersphäre sei welche sie umfasse, um so näher werde sie dem wahren Werthverhältnisse stehen.

Vorallem sei also das Gut in seine einzelnen Elemente aufzulösen, woraus die Reihe der einzelnen Massenverhältnisse entstehe, und es wäre alsdann das Gesetz des Werthmaßes auf diese Massenreihe anzuwenden. Diese Elemente sind nun nach unserm Verfasser: 1) Stoff, 2) Arbeit, 3) Erzeugniß, 4) Bedürfniß, 5) sachliche Verwendung, 6) wirklicher Consumo. Hieraus bildet er dann (mit den Anfangsbuchstaben dieser sechs Elemente) die Gleichung $S + A + E + B + V + C = G$ (Gut).

Setze man statt oder mit den Buchstaben Zahlen, etwa, wie er freilich willkürlich annehme und bei jedem einzelnen Gute erst ermittelt werden müsse, für S, A 2c. 6, 4, 3, 8, 5, 4, so ergebe sich 30 als Gesammtmasse des Guts, und der Werth jedes dieser Theile werde gefunden, indem der Gesammtwerth durch die Zahl der vorhandenen Theile oder Maße dividirt werde, woraus er denn manche, an sich ganz richtige und auch wohlbekannte Sätze als Folgerungen entwickelt.

Ist aber diese Angabe der einzelnen Elemente, also das Fundament der ganzen Rechnung überhaupt richtig? Läßt sich ferner das Verhältniß derselben bei jedem einzelnen Gute so ermitteln daß statt der von unserm Verfasser willkürlich angenommenen Verhältnißzahlen wenigstens annähernd richtige gesetzt werden können? Diese Fragen werden vor allen Dingen zu berücksichtigen sein. Der praktische Landwirth, Fabrikant oder Capitalist der ein Gut kaufen will geht nun offenbar so gelehrt nicht zuwerke. Er fragt: 1) Was sind die durchschnittlichen Erträge, was die durchschnittlichen Kosten des Gutes? 2) Welche Aussichten bieten sich dar, jene, etwa durch Verwendung eines größern Capitals, zu vermehren, diese zu vermindern? 3) Nach welchem Zinsfuße ist der muthmaßliche durchschnittliche Ueberschuß der Erträge über die Kosten zu capitalisiren? Handelt es sich dabei um ein Gut das ein reicher oder wohlhabender Mann selbst zu bewohnen gedenkt, so wird, selbst bei wirthschaftlichen Zwecken, auch die Schönheit der Gegend, die Nähe größerer Städte oder Orte und zwar letztere in einem größern Maße als hierdurch der Absatz und somit die Ertragsfähigkeit des Gutes gefördert wird, sowie manches Andere in Anschlag kommen.

Für diese Berechnung wird also Das was unser Verfasser sachliches Bedürfniß nennt, das ist wie er selbst erklärt (S. 155) das Bedürfniß für die Herstellung eines Products oder einer persönlichen Befriedigung, sodann das Bedürfniß der Erhaltung desselben in Das was unser Verfasser die Werthreihe nennt als ein Minus kommen, insofern es die Ertragsfähigkeit des Gutes nicht erhöht. Ist aber letzteres zu erwarten (was eben nur bei dem angegebenen ersten Falle mit Bestimmtheit eintritt), so ist was Stein hier sachliche Verwendung nennt, in Nr. 3 als künftiges Erzeugniß einzurechnen. Unter „Bedürfniß" versteht er sowol das sachliche wie das persönliche und unterscheidet in letzterer Beziehung zwischen dauernden, zufälligen und reinpersönlichen Bedürfnissen. Nun läßt sich freilich das Bedürfniß an Nahrungsmitteln, vielleicht an Kleidungsstücken u. dgl. im Großen und Kleinen formuliren. Wie läßt sich aber eine Norm für das Bedürfniß einzelner durch andere ähnliche Artikel zu ersetzender Stoffe finden? Wie viel Schuhschnallen, Seidenhüte u. dgl. sind z. B. für ein Volk oder eine Provinz oder eine Stadt Bedürfniß? Man kann dies nicht anders als nach dem Preise beurtheilen, der je nach Dem was die Kaufleute „Nachfrage" nennen steigt oder fällt. In der Regel ist das Steigen oder Fallen der Preise der Verhältnißmesser zwischen dem Bedürfnisse und dem Consumo, und bei normalen Preisen ist anzunehmen daß sie sich ziemlich gleich stehen. Jenes also so durchweg als ein in Zahlen berechenbares Element anzunehmen, scheint uns, wenn sich auch Autoritäten dafür vorführen lassen, doch sehr gewagt. Man kann freilich sagen, das durchschnittliche Verhältniß zwischen dem Erzeugniß und dem Consumo ergebe das durchschnittliche Bedürfniß, aber das beweist eben daß nicht alle drei, Erzeugniß, Bedürfniß und Consumo, als Elemente in der Grundberechnung aufgebracht werden können.

Sehr viel hätten wir noch über die Rubrik oder das Element Arbeit zu sagen; über Arbeit der Menschen

deren Kosten nach dem Bedürfniß wechselt, und Arbeit der Maschinen welche einmal angeschafft von dem Marktpreise der Arbeit (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) nicht berührt werden. Wir könnten erinnern daß der Werth der Arbeit in staatsökonomischer Beziehung ein ganz anderer ist als der in der privatwirthschaftlichen Annahme, aber es handelt sich nicht darum ein Buch über ein Buch zu schreiben, sondern nur dem Leser einen Begriff von dem Ideengange des Verfassers sowie von den Ansichten zu geben welche sich der Referent darüber gebildet hat. Die obigen Andeutungen scheinen uns genügend, um darzuthun daß die Elemente der Berechnung für die Werthmasse und Werthreihe der Güter eines Volks, welche unser Verfasser angibt, nicht so unwidersprechlich aufgefunden sind daß sie eine vernünftige Regierung bewegen könnten deswegen neue Zollschranken zu errichten oder dem Princip des Freihandels (denn dessen Ausführung hielten auch wir jetzt noch für verfrüht) entgegenzutreten. Das ist die praktische Seite dieser Frage, welche unsere Leser wol am meisten interessirt.

Sollen wir aber unsere eigene Ansicht über die große Zollfrage aussprechen, so könnten wir dies in der Hauptsache in den Worten thun welche Thiers — freilich nicht in der letzten Zeit, wo er zur entgegengesetzten Theorie übertrat — im Jahre 1824 aussprach, wo er den Gegenstand noch rein objectiv sine ira et studio ins Auge faßte:

> Als Repressalie ist der Zolltarif verderblich, als Gunst ein Misbrauch, als Aufmunterung einer fremden, nicht einführbaren Industrie ohnmächtig und unnütz. Wo er dazu dient ein Erzeugniß zu beschützen welches gegründete Aussicht hat Erfolg zu haben (qui a chance de réussir), da ist er zweckmäßig, jedoch auch nur auf eine gewisse Zeit. Hat diese Industrie ihre Erziehung vollendet, ist sie mündig geworden, dann soll der Zollschutz aufhören. („Moniteur", 1824, Nr. 24; vergl. Rau, „Lehrbuch der politischen Oekonomie", II, 539.)

In Deutschland nun, dem so vielfältig getheilten und zerklüfteten Lande, ist dieser Schutz lebensfähiger nationaler Industrien sowie die Aussicht auf günstige Handelsverträge nur durch einen Zollverein zu erreichen, und eben darum muß der Zollverein, soll er seinen Zweck erreichen, nur die Staaten umfassen welche überwiegend deutsche sind. Er muß dies auch aus dem Grunde, weil Deutschlands Industrie bereits eine hohe Stufe erreicht und so die Zollsätze, wie auch Friedrich List zugibt, nach und nach vermindert werden und man der Handelsfreiheit immer näher kommen kann, während die Länder, wo die Industrie zum Theil erst im Aufkommen ist, mit Recht auf höhere Schutzzölle halten. Er muß es endlich darum, weil er nur unter dieser Bedingung ein Institut ist, das geeignet ist das leider so sehr in den Hintergrund getretene oder auch zertretene Nationalgefühl einigermaßen zu erhalten. Aber er soll und muß, nach unserer Ansicht wenigstens, immer nur als Mittel betrachtet werden, dem großen Zwecke der Handelsfreiheit zuzuarbeiten; und wenn es auch wahr sein mag daß diese, wie unser Verfasser glaubt, nie oder doch wenigstens noch lange nicht ganz zu erreichen ist, sich ihr doch immer mehr zu nähern. Preußen hat in dieser Hinsicht seinen Beruf, wie ihn die Natur seines Landes und der Bildungszustand seiner Bevölkerung ihm anweist, bisher nach unserer Ueberzeugung richtiger erkannt als in den meisten andern Beziehungen. Es hat sich den unmäßigen Zollgelüsten der südlichen Industriellen oft und kräftig widersetzt; es hat auf eine der Form nach zwar allerdings verletzende, aber eben nur in dieser Form möglichen Weise den Steuerverein herangezogen, und wenn die jetzigen Verhandlungen mit Oestreich darauf hinausgehen daß ein Handelsvertrag mit demselben zustandekommt, durch welchen der Zollverein erhalten und Veränderungen des Tarifs in dem Sinne bewerkstelligt werden daß Grundproducte und Rohstoffe aus beiden Zollgruppen frei, Ganz- oder Halbfabrikate aber zu ermäßigten Zöllen eingeführt werden dürfen, so würden wir das als Mittel zum höhern Zwecke, oder vielmehr bei der gegenwärtigen politischen Lage Europas zu höhern Zwecken, von unserm Standpunkte aus für durchaus zweckmäßig und wohlthätig halten. Sollten aber hiermit auch bedeutende Erhöhungen des Zolltarifs für die Manufacturwaaren der andern Staaten verbunden werden, so würden dadurch die Hoffnungen der uneigennützigen, d. i. nationalen Anhänger des Zollschutzes wie die der Anhänger der wenn auch nur in Aussicht zu stellenden Handelsfreiheit gleich getäuscht und die bisherige wohlthätige Wirkung des Zollvereins nach jeder höhern Richtung hin geradezu aufgehoben werden.

Doch wir wenden uns von diesem eben auch nicht sehr grünenden Lebensbaume wieder der grauen Theorie zu, mit welcher wir uns in diesem Aufsatze zu beschäftigen haben. So ist von selbst der Uebergang zu dem Punkte gegeben, in welchem unser Verfasser weit über Friedrich List hinausgeht, den er doch als den Apostel der wahren Lehre preist. List erklärt nämlich (vergl. unter Anderm die angeführte Ausgabe seiner Werke, III, 193):

> die Ausdehnung des Schutzes auf die Production von Lebensmitteln und Rohstoffen als eine solche bei welcher die Verkehrsbeschränkung unter allen Umständen auf beide Nationen, die beschränkende wie die beschränkte, nachtheilig wirken muß.

Es ist dies eine nothwendige Folge des vernünftigen Grundsatzes dem auch er huldigt: „daß das Schutzsystem einzig und allein zum Zweck der industriellen Erziehung der Nation sich rechtfertigen läßt" (ebendaselbst). Unserm Verfasser aber erscheint dieses System, das er das System der Vermittelung nennt, gerade als das absurdeste von allen. Wie Pilatus: Was ist Wahrheit? so fragt er: Was ist Rohstoff? Ist nicht, fragt er theoretisch allerdings zum Theil mit Recht, was in dem einen Betriebe Rohstoff, im andern Fabrikat? So z. B. Garn für die Weberei, gewebter Stoff für Färberei und Druckerei, ja gefärbter und gedruckter Stoff für die Anfertigung von Kleidern und Möbeln. Für die Praxis genügt einfach die Antwort: Rohstoffe sind die Elemente der Fabrikation überhaupt. Es ist also absurd, gewebte Stoffe

für Rohstoffe zu erklären, weil sie noch Farben, oder gar gedruckte Stoffe, weil sie von der Menschenhand bestimmte Formen erhalten. Der Schutzzoll soll lebensfähige Fabriken und Manufacturen unterstützen, eben darum soll er ihr Material nicht vertheuern. Nun ist freilich Material wie Rohstoff zum Theil ein relativer Begriff, und wenn man nur ganz unverarbeitete Stoffe Rohstoffe nennen will, so ist Garn kein Rohstoff. Aber wir wissen, die eigentliche Industrie braucht das Garn als Material, und es vertheuern hieße dem Gewerbfleiße schaden. Das ist praktisch vollkommen hinreichend. Stein meint: die strenge Consequenz dieses Grundsatzes würde dahin führen alle Stoffe frei zuzulassen die überhaupt noch zur weitern Verarbeitung dienen. Nun die strenge Consequenz seines Grundsatzes hat ihn dahin geführt den ganz unhaltbaren Satz aufstellen: alle Einfuhr von Waaren welche weiterer Verarbeitung nicht fähig sind sei unbedingt nachtheilig, weil dadurch der Preis der gleichartigen Waaren im Lande herabgesetzt und somit „der Werth des gesammten Volksvermögens durch die Steigerung des Handels herabgesetzt würde". Hierbei hat er außer Acht gelassen daß fremde Völker natürlich in den Ländern am meisten kaufen, wo sie am meisten verkaufen, und daher der Gewerbfleiß wie das nationale Vermögen gerade durch solche Vergünstigungen sehr oft gehoben werden. Wie zwischen Menschen und Völkern, so ist auch zwischen den verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbfleißes eine gewisse Solidarität, und das Volk das an den Ausländer nur verkaufen, nicht auch von ihm kaufen will wird eben dadurch auch weniger an ihn verkaufen. Eben darum aber muß namentlich in den Fällen wo es sich um unverarbeitete oder doch wenig verarbeitete und hauptsächlich noch zu verarbeitende Stoffe handelt, wo also die inländische Industrie im Ganzen und Großen, wenn auch nicht im Einzelnen und Kleinen von der Einfuhr Vortheil zieht, diese frei und von praktischen Dingen jede Silbenstecherei und Wortmäkelei fern bleiben. Wir müssen sehr bedauern daß unser Verfasser, der doch sonst ein so großer Bewunderer von F. List ist, den wichtigen Grundsatz desselben übersehen oder nicht gehörig gewürdigt hat: Man kann als Regel aufstellen daß eine Nation um so reicher und mächtiger ist, je mehr sie Manufacturproducte exportirt, je mehr sie Rohstoffe importirt und je mehr sie an Producten der heißen Zone consumirt. Stein freilich, der sein System mit der starren Consequenz verfolgt die in praktischen Dingen leicht zu der bekannten Folgerung führt: périssent les colonies plutôt que les principes, weiß Rath wie die höhere Besteuerung der Rohstoffe ohne Nachtheil zu bewerkstelligen sein soll. Im Lande selbst wird sie nach ihm ganz ohne Schaden bleiben, wenn verhältnißmäßig auch die Ganzproducte des Auslandes höher besteuert werden. Es ist das als wollte man sagen, die strengste Censur werde dem inländischen Buchhandel nicht schaden, wenn nur auch die in fremden Landen und Sprachen gedruckten Bücher derselben Wohlthat theilhaftig würden. Ei, meine Herrn, der Leser und der Consument hat auch eine Stimme bei der Sache. Er liest oder kauft weniger oder weniger Gutes oder begnügt sich mit dem Alten, wenn man ihm das Neue so ungenießbar macht. Ersteres wird nun vielleicht von manchen Leuten im Interesse der Nationalverdummung als eine Wohlthat für das Volk betrachtet, aber Letzteres? Und der Consument wird dazu noch bald irgend ein Surrogat auffinden, und ist keins zu finden, nun so wird der löbliche Schmuggelhandel desto blühender werden. Denn auch das ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz daß mäßige Zollsätze dem Staatsärar wie der Privatindustrie schon darum mehr nützen als hoch gegriffene, weil sie größtentheils auch wirklich bezahlt werden, da sie die Mühe, die Kosten und die Gefahr der Einschmuggelung nicht aufwiegen. Es ist höchst merkwürdig und charakteristisch daß unserm Verfasser, der so scharf und so tief denkt, diese einfache Beobachtung ganz entgangen, wenigstens nirgend von ihm berücksichtigt worden ist.

Nur eine Ausnahme haben wir anzuführen, die gerade in die vorliegende Frage einschlägt. Unser Verfasser kann sich doch nicht ganz verhehlen daß hohe oder höhere Zölle auf Rohstoffe dem Absatze der inländischen Ganzfabrikate wenigstens im Auslande Schaden bringen. Dem, sagt er, wäre nun wol durch Rückzoll abzuhelfen, wenn man nämlich bei der Ausfuhr dieser letztern jenen Zoll von Staats wegen zurückvergütete. Aber die Erfahrung habe gelehrt welche argen Misbräuche hiermit getrieben werden, und so müsse man es eben unterlassen. Habeant sibi! Warum sind die Leute nicht gewissenhafter? Das ist nun recht schön gesagt und ein ganz richtiger Satz in einer Moralphilosophie. Aber die Staatsökonomie hat die Menschen zu nehmen wie sie eben sind und darum nicht minder für die allgemeine Wohlfahrt zu sorgen.

Ganz wegfallen sollen nach seinem Systeme nur die Schutzzölle auf solche Erzeugnisse welche das Land nicht hervorbringen kann, wie z. B. in Europa für Kaffee, Thee, Baumwolle u. s. w.

Hingegen soll das Prohibitivsystem da, jedoch nur auf beschränkte Zeit eintreten, wo eine Production des eigenen Landes noch gänzlich alles Capitals ermangelt und daher um zu gedeihen erst ein Capital aus ihrem freien Werthe erzeugen muß, wie z. B. bei neuen Erfindungen, bei dem Verbote des Nachdrucks und der Nachbildung von Kunstproducten.

Gegen diese letztern Beispiele ist nun gar Nichts, sehr viel aber gegen den allgemeinen Satz einzuwenden. Das Verbot des Nachdrucks und der Nachbildung von Kunstproducten hat mit dem Prohibitivsystem nach unserer Ansicht gar Nichts zu schaffen. Es ist einfach Schutz des Eigenthums. Im Gegentheil, daß dieser Schutz, wie wir ganz im Einverständniß mit dem Verfasser behaupten, nur auf eine Reihe von Jahren, nicht auf immer ertheilt werden soll, ist eine Beschränkung des Eigenthumsrechts im Interesse des öffentlichen Wohls. Dasselbe gilt von neuen Erfindungen insofern es sich um die unbefugte Reproduction derselben Erfindung han-

delt. Das Alles hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Verboten auswärtiger Erzeugnisse, und zwar umsoweniger da das Verbot Inländer wie Ausländer gleichmäßig trifft. Ein Anderes wäre es aber, wenn man um eine inländische neu entstandene Production zu heben die ähnliche oder gleiche des Auslandes, wie z. B. um des Runkelrübenzuckers willen, wenn auch bei der Entstehung dieser Fabrikation, den Colonialzucker verbieten wollte. Solcher Schutz darf unserer Ueberzeugung nach nie über einen wenn auch anfangs höher zu greifenden, doch nie an das Prohibitivsystem streifenden Schutzzoll hinausgehen und unterliegt den Vorbedingungen welche unter Anderm Rau (a. a. O., II, §. 206 fg.) sehr richtig stellt.

Daß der Schutz des Grundbesitzes durch Besteuerung der Einfuhr der ersten Lebensbedürfnisse eine sehr misliche Sache sei gibt unser Verfasser im Allgemeinen zu, und wir wundern uns nur daß er die großen Erfahrungen welche England in neuester Zeit hierüber machte ganz unerwähnt läßt. Das Ministerium Derby-D'Israeli, welches auf den Schultern der dortigen eigensüchtigen sogenannten „Protectionisten" ruhte, war nicht sobald zur Macht gelangt als es selbst durch die Macht der Wahrheit und der öffentlichen Meinung gedrängt sich von diesem System abwandte. Allein unser Verfasser mag seine guten Gründe haben hieran nicht zu erinnern, da er die Schutzzölle auf die ersten Lebensbedürfnisse doch in den beiden Fällen patronisirt wo in einem Lande entweder nicht genug oder zu viel Capitalien auf die Bodencultur verwandt werden, und zwar im ersten Falle um die Capitalien zu ermuntern sich der Landwirthschaft zuzuwenden, im zweiten um einer Entwerthung derselben und somit einer Gefährdung des Absatzes aller nationalen Erzeugnisse zuvorzukommen.

Nun ist soviel allerdings richtig. Jede Krisis ist an und für sich ein nationales Unglück, und wenn eine solche durch wirkliche Entwerthung des Bodens in dem Maße zu befürchten ist daß man, um eine gemeine Redensart anzuwenden, viele Eier nur durch Tödtung der Hennen, wohlfeile Nahrungsmittel von außen nur durch den Verfall der inländischen Bodencultur erhielte, so ist eine vorübergehende Schutzsteuer selbst auf die Einfuhr der ersten Lebensbedürfnisse nicht zu verwerfen. Aber diese Fälle treten, wie Englands neuestes Beispiel beweist, unendlich viel seltener ein als das Geschrei des Sonderinteresses glauben machen will. In der Regel und als Grundsatz steht fest daß Nichts die Armuth mehr vermindert und den Nationalreichthum mehr erhöht als die Wohlfeilheit des Brotes und der ersten Lebensbedürfnisse überhaupt. Es steht fest daß Nichts mehr als eben dieses die Blüte der Manufacturen und der Fabriken befördert, und daß daher Ausnahmen von der Regel: die Einfuhr derselben, das ist den Hunger des Armen nicht zu besteuern, nur in äußerst seltenen Fällen und auch dann nur sehr vorübergehend eintreten dürfen. Unser Verfasser leugnet dies nun gerade nicht, aber er legt, um seinem Lieblingsgedanken, dem Schutzzoll quand même, treuzubleiben, unserer Ueberzeugung nach lange nicht genug Gewicht darauf.

Was nun endlich die Höhe des Schutzzolls betrifft welche ungefähr zu statuiren wäre, so zeigt sich unser Verfasser hierin doch am Ende noch ziemlich gemäßigt. Er setzt ihn auf 12—15 Procent des Waarenwerths. Eingerechnet sind 5 Procent für Capitalschutzzoll, worüber wir schon früher unsere Ansicht ausgesprochen haben und der auf jeden Fall zu hoch gegriffen ist. Zugegeben wird daß da wo die Differenz der Größe der Productionscapitalien entschieden zu Gunsten des einheimischen Productionscapitals ausfällt der Schutzzoll aufhören müsse, aber verkündet daß die Zeit wo alle Schutzzölle aufhören könnten nie eintreten werde.

Das mag nun sein oder nicht sein, wir wollen von unserm Verfasser nicht scheiden ohne unsere Ansicht über diese hochwichtige Frage noch durch Zurückführen auf allgemeine Grundsätze zu begründen. So wahr es nämlich auch ist daß es kein Recht gibt das nicht seine Grenze, keine Freiheit die nicht ihre Schranke haben müsse, so wahr ist aber auch daß kein natürliches Recht und keine bürgerliche oder politische Freiheit übrigbleibt, wenn man der Engherzigkeit Raum gibt, die immer fürchtet und der Natur der Dinge zu wenig, der Vielregiererei aber zu viel Einfluß zutraut. Die Handelsfreiheit hat wie die Preßfreiheit, die Religionsfreiheit und alle andern Freiheiten auch Nachtheile und Misbräuche in ihrem Gefolge, wer wollte das leugnen? Wir geben sogar noch mehr, nämlich auch das zu, daß absolute Principien in gegebenen Zeiten und unter bestimmten Verhältnissen um des allgemeinen Wohls willen Modificationen erleiden müssen, aber wir können diese nur dann billigen, wenn sie das Princip nicht aufheben oder in ihren nothwendigen Folgen zu dessen Aufhebung oder doch ewigen Nichtbeachtung führen. Wenn man nicht eher Religionsfreiheit gewähren will als bis kein Theolog gleichviel welcher Glaubensrichtung sich mehr intolerant und unvernünftig gegen die von der seinen abweichende Kirche oder System zeigt, nicht eher Preßfreiheit als bis das Heer der Schriftsteller, Schreiber und Scribler durch und durch vernünftig geworden ist, nicht eher Handelsfreiheit als bis jeder Schwefelhölzchenfabrikant seinen Vortheil dabei nicht nur findet, sondern auch einsieht, so wird die Welt alt und wieder jung werden, ohne irgend eine Verbesserung zu erleben. Was nun besonders das Prohibitivsystem und die Schutzzollsysteme betrifft die ihm gleichen, so hat es noch den andern großen Nachtheil, eine Art industriellen Kriegszustandes zwischen den Völkern zu schaffen, der in unserer Zeit pfeilschneller Verbindung zwischen Menschen, Interessen und Capitalien, wir möchten sagen einen Anachronismus bildet. Allerdings sind wir noch in keiner, auch in nationalökonomischer Hinsicht nicht, da wohin wir gelangen sollen, und Aufgeben aller Schutzzölle in unserer Zeit und unserm Lande wäre wie jede Ueberstürzung eine Thorheit und eine Quelle des Verderbens. Man soll sich nicht einreden am Ziele zu sein, wenn man erst

für Rohstoffe zu erklären, weil sie noch Farben, oder gar gedruckte Stoffe, weil sie von der Menschenhand bestimmte Formen erhalten. Der Schutzzoll soll lebensfähige Fabriken und Manufacturen unterstützen, eben darum soll er ihr Material nicht vertheuern. Nun ist freilich Material wie Rohstoff zum Theil ein relativer Begriff, und wenn man nur ganz unverarbeitete Stoffe Rohstoffe nennen will, so ist Garn kein Rohstoff. Aber wir wissen, die eigentliche Industrie braucht das Garn als Material, und es vertheuern hieße dem Gewerbfleiße schaden. Das ist praktisch vollkommen hinreichend. Stein meint: die strenge Consequenz dieses Grundsatzes würde dahin führen alle Stoffe frei zuzulassen die überhaupt noch zur weitern Verarbeitung dienen. Nun die strenge Consequenz seines Grundsatzes hat ihn dahin geführt den ganz unhaltbaren Satz aufstellen: alle Einfuhr von Waaren welche weiterer Verarbeitung nicht fähig sind sei unbedingt nachtheilig, weil dadurch der Preis der gleichartigen Waaren im Lande herabgesetzt und somit „der Werth des gesammten Volksvermögens durch die Steigerung des Handels herabgesetzt würde". Hierbei hat er außer Acht gelassen daß fremde Völker natürlich in den Ländern am meisten kaufen, wo sie am meisten verkaufen, und daher der Gewerbfleiß wie das nationale Vermögen gerade durch solche Vergünstigungen sehr oft gehoben werden. Wie zwischen Menschen und Völkern, so ist auch zwischen den verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbfleißes eine gewisse Solidarität, und das Volk das an den Ausländer nur verkaufen, nicht auch von ihm kaufen will wird eben dadurch auch weniger an ihn verkaufen. Eben darum aber muß namentlich in den Fällen wo es sich um unverarbeitete oder doch wenig verarbeitete und hauptsächlich noch zu verarbeitende Stoffe handelt, wo also die inländische Industrie im Ganzen und Großen, wenn auch nicht im Einzelnen und Kleinen von der Einfuhr Vortheil zieht, diese frei und von praktischen Dingen jede Silbenstecherei und Wortmäkelei fern bleiben. Wir müssen sehr bedauern daß unser Verfasser, der doch sonst ein so großer Bewunderer von F. List ist, den wichtigen Grundsatz desselben übersehen oder nicht gehörig gewürdigt hat: Man kann als Regel aufstellen daß eine Nation um so reicher und mächtiger ist, je mehr sie Manufacturproducte exportirt, je mehr sie Rohstoffe importirt und je mehr sie an Producten der heißen Zone consumirt. Stein freilich, der sein System mit der starren Consequenz verfolgt die in praktischen Dingen leicht zu der bekannten Folgerung führt: périssent les colonies plutôt que les principes, weiß Rath wie die höhere Besteuerung der Rohstoffe ohne Nachtheil zu bewerkstelligen sein soll. Im Lande selbst wird sie nach ihm ganz ohne Schaden bleiben, wenn verhältnißmäßig auch die Ganzproducte des Auslandes höher besteuert werden. Es ist das als wollte man sagen, die strengste Censur werde dem inländischen Buchhandel nicht schaden, wenn nur auch die in fremden Landen und Sprachen gedruckten Bücher derselben Wohlthat theilhaftig würden. Ei, meine Herrn, der Leser und der Consument hat auch eine Stimme bei der Sache. Er liest oder kauft weniger oder weniger Gutes oder begnügt sich mit dem Alten, wenn man ihm das Neue so ungenießbar macht. Ersteres wird nun vielleicht von manchen Leuten im Interesse der Nationalverdummung als eine Wohlthat für das Volk betrachtet, aber Letzteres? Und der Consument wird dazu noch bald irgend ein Surrogat auffinden, und ist keins zu finden, nun so wird der löbliche Schmuggelhandel desto blühender werden. Denn auch das ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz daß mäßige Zollsätze dem Staatsärar wie der Privatindustrie schon darum mehr nützen als hoch gegriffene, weil sie größtentheils auch wirklich bezahlt werden, da sie die Mühe, die Kosten und die Gefahr der Einschmuggelung nicht aufwiegen. Es ist höchst merkwürdig und charakteristisch daß unserm Verfasser, der so scharf und so tief denkt, diese einfache Beobachtung ganz entgangen, wenigstens nirgend von ihm berücksichtigt worden ist.

Nur eine Ausnahme haben wir anzuführen, die gerade in die vorliegende Frage einschlägt. Unser Verfasser kann sich doch nicht ganz verhehlen daß hohe oder höhere Zölle auf Rohstoffe dem Absatze der inländischen Ganzfabrikate wenigstens im Auslande Schaden bringen. Dem, sagt er, wäre nun wol durch Rückzoll abzuhelfen, wenn man nämlich bei der Ausfuhr dieser letztern jenen Zoll von Staats wegen zurückvergütete. Aber die Erfahrung habe gelehrt welche argen Misbräuche hiermit getrieben werden, und so müsse man es eben unterlassen. Habeant sibi! Warum sind die Leute nicht gewissenhafter? Das ist nun recht schön gesagt und ein ganz richtiger Satz in einer Moralphilosophie. Aber die Staatsökonomie hat die Menschen zu nehmen wie sie eben sind und darum nicht minder für die allgemeine Wohlfahrt zu sorgen.

Ganz wegfallen sollen nach seinem Systeme nur die Schutzzölle auf solche Erzeugnisse welche das Land nicht hervorbringen kann, wie z. B. in Europa für Kaffee, Thee, Baumwolle u. s. w.

Hingegen soll das Prohibitivsystem da, jedoch nur auf beschränkte Zeit eintreten, wo eine Production des eigenen Landes noch gänzlich alles Capitals ermangelt und daher um zu gedeihen erst ein Capital aus ihrem freien Werthe erzeugen muß, wie z. B. bei neuen Erfindungen, bei dem Verbote des Nachdrucks und der Nachbildung von Kunstproducten.

Gegen diese letztern Beispiele ist nun gar Nichts, sehr viel aber gegen den allgemeinen Satz einzuwenden. Das Verbot des Nachdrucks und der Nachbildung von Kunstproducten hat mit dem Prohibitivsystem nach unserer Ansicht gar Nichts zu schaffen. Es ist einfach Schutz des Eigenthums. Im Gegentheil, daß dieser Schutz, wie wir ganz im Einverständniß mit dem Verfasser behaupten, nur auf eine Reihe von Jahren, nicht auf immer ertheilt werden soll, ist eine Beschränkung des Eigenthumsrechts im Interesse des öffentlichen Wohls. Dasselbe gilt von neuen Erfindungen insofern es sich um die unbefugte Reproduction derselben Erfindung han-

delt. Das Alles hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Verboten auswärtiger Erzeugnisse, und zwar umsoweniger da das Verbot Inländer wie Ausländer gleichmäßig trifft. Ein Anderes wäre es aber, wenn man um eine inländische neu entstandene Production zu heben die ähnliche oder gleiche des Auslandes, wie z. B. um des Runkelrübenzuckers willen, wenn auch bei der Entstehung dieser Fabrikation, den Colonialzucker verbieten wollte. Solcher Schutz darf unserer Ueberzeugung nach nie über einen wenn auch anfangs höher zu greifenden, doch nie an das Prohibitivsystem streifenden Schutzzoll hinausgehen und unterliegt den Vorbedingungen welche unter Anderm Rau (a. a. O., II, §. 206 fg.) sehr richtig stellt.

Daß der Schutz des Grundbesitzes durch Besteuerung der Einfuhr der ersten Lebensbedürfnisse eine sehr misliche Sache sei gibt unser Verfasser im Allgemeinen zu, und wir wundern uns nur daß er die großen Erfahrungen welche England in neuester Zeit hierüber machte ganz unerwähnt läßt. Das Ministerium Derby-D'Israeli, welches auf den Schultern der dortigen eigensüchtigen sogenannten „Protectionisten" ruhte, war nicht sobald zur Macht gelangt als es selbst durch die Macht der Wahrheit und der öffentlichen Meinung gedrängt sich von diesem System abwandte. Allein unser Verfasser mag seine guten Gründe haben hieran nicht zu erinnern, da er die Schutzzölle auf die ersten Lebensbedürfnisse doch in den beiden Fällen patronisirt wo in einem Lande entweder nicht genug oder zu viel Capitalien auf die Bodencultur verwandt werden, und zwar im ersten Falle um die Capitalien zu ermuntern sich der Landwirthschaft zuzuwenden, im zweiten um einer Entwerthung derselben und somit einer Gefährdung des Absatzes aller nationalen Erzeugnisse zuvorzukommen.

Nun ist soviel allerdings richtig. Jede Krisis ist an und für sich ein nationales Unglück, und wenn eine solche durch wirkliche Entwerthung des Bodens in dem Maße zu befürchten ist daß man, um eine gemeine Redensart anzuwenden, viele Eier nur durch Tödtung der Hennen, wohlfeile Nahrungsmittel von außen nur durch den Verfall der inländischen Bodencultur erhielte, so ist eine vorübergehende Schutzsteuer selbst auf die Einfuhr der ersten Lebensbedürfnisse nicht zu verwerfen. Aber diese Fälle treten, wie Englands neuestes Beispiel beweist, unendlich viel seltener ein als das Geschrei des Sonderinteresses glauben machen will. In der Regel und als Grundsatz steht fest daß Nichts die Armuth mehr vermindert und den Nationalreichthum mehr erhöht als die Wohlfeilheit des Brotes und der ersten Lebensbedürfnisse überhaupt. Es steht fest daß Nichts mehr als eben dieses die Blüte der Manufacturen und der Fabriken befördert, und daß daher Ausnahmen von der Regel: die Einfuhr derselben, das ist den Hunger des Armen nicht zu besteuern, nur in äußerst seltenen Fällen und auch dann nur sehr vorübergehend eintreten dürfen. Unser Verfasser leugnet dies nun gerade nicht, aber er legt, um seinem Lieblingsgedanken, dem Schutzzoll quand même, treuzubleiben, unserer Ueberzeugung nach lange nicht genug Gewicht darauf.

Was nun endlich die Höhe des Schutzzolls betrifft welche ungefähr zu statuiren wäre, so zeigt sich unser Verfasser hierin doch am Ende noch ziemlich gemäßigt. Er setzt ihn auf 12—15 Procent des Waarenwerths. Eingerechnet sind 5 Procent für Capitalschutzzoll, worüber wir schon früher unsere Ansicht ausgesprochen haben und der auf jeden Fall zu hoch gegriffen ist. Zugegeben wird daß da wo die Differenz der Größe der Productionscapitalien entschieden zu Gunsten des einheimischen Productionscapitals ausfällt der Schutzzoll aufhören müsse, aber verkündet daß die Zeit wo alle Schutzzölle aufhören könnten nie eintreten werde.

Das mag nun sein oder nicht sein, wir wollen von unserm Verfasser nicht scheiden ohne unsere Ansicht über diese hochwichtige Frage noch durch Zurückführen auf allgemeine Grundsätze zu begründen. So wahr es nämlich auch ist daß es kein Recht gibt das nicht seine Grenze, keine Freiheit die nicht ihre Schranke haben müsse, so wahr ist aber auch daß kein natürliches Recht und keine bürgerliche oder politische Freiheit übrigbleibt, wenn man der Engherzigkeit Raum gibt, die immer fürchtet und der Natur der Dinge zu wenig, der Vielregiererei aber zu viel Einfluß zutraut. Die Handelsfreiheit hat wie die Preßfreiheit, die Religionsfreiheit und alle andern Freiheiten auch Nachtheile und Misbräuche in ihrem Gefolge, wer wollte das leugnen? Wir geben sogar noch mehr, nämlich auch das zu, daß absolute Principien in gegebenen Zeiten und unter bestimmten Verhältnissen um des allgemeinen Wohls willen Modificationen erleiden müssen, aber wir können diese nur dann billigen, wenn sie das Princip nicht aufheben oder in ihren nothwendigen Folgen zu dessen Aufhebung oder doch ewigen Nichtbeachtung führen. Wenn man nicht eher Religionsfreiheit gewähren will als bis kein Theolog gleichviel welcher Glaubensrichtung sich mehr intolerant und unvernünftig gegen die von der seinen abweichende Kirche oder System zeigt, nicht eher Preßfreiheit als bis das Heer der Schriftsteller, Schreiber und Scribler durch und durch vernünftig geworden ist, nicht eher Handelsfreiheit als bis jeder Schwefelhölzchenfabrikant seinen Vortheil dabei nicht nur findet, sondern auch einsieht, so wird die Welt alt und wieder jung werden, ohne irgend eine Verbesserung zu erleben. Was nun besonders das Prohibitivsystem und die Schutzzollsysteme betrifft die ihm gleichen, so hat es noch den andern großen Nachtheil, eine Art industriellen Kriegszustandes zwischen den Völkern zu schaffen, der in unserer Zeit pfeilschneller Verbindung zwischen Menschen, Interessen und Capitalien, wir möchten sagen einen Anachronismus bildet. Allerdings sind wir noch in keiner, auch in nationalökonomischer Hinsicht nicht, da wohin wir gelangen sollen, und Aufgeben aller Schutzzölle in unserer Zeit und unserm Lande wäre wie jede Ueberstürzung eine Thorheit und eine Quelle des Verderbens. Man soll sich nicht einreden am Ziele zu sein, wenn man erst

einen Theil des Wegs zurückgelegt hat, aber man soll ebenso wenig den Weg einschlagen der wieder zurück-, der nach der entgegengesetzten Richtung hinführt. Das ist unser politisches wie unser nationalökonomisches Glaubensbekenntniß mit welchem wir diesen Aufsatz schließen.
40.

Ein protestantischer Dichter.

Fromme Lieder von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 24 Ngr.

Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Große Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist —

Als der große Reformator in diesen Zeilen das Bewußtsein von der Bedeutung des Kampfes den er unternahm und der Gefährlichkeit des Gegners aussprach, hatte er kaum eine entschiedenere Berechtigung dazu als wir Epigonen heute 300 Jahre später. Luther wußte was es heißen wolle Rom zu bekämpfen, und Rom thut alles Mögliche um uns zu beweisen daß es ewig das alte ist. In dem Herzen des protestantischen Deutschland tauchen Jesuitenmissionen auf und säen den Unfrieden, damit Rom ernte. Triumphirend weist die ultramontane Partei auf die sich mehrenden Bekehrungen und der Eifer der convertirten Ueberläufer weiß sich wie zu allen Zeiten nur in Schmähungen der verlassenen Kirche zu bethätigen. Selbst in das freie England sendet Rom seine Vorläufer ihm den Weg zu bereiten und den Boden zu lockern zu einer Gegenrevolution. Und wie immer weiß jene Partei der Finsterniß nicht nur mit dem groben Geschütz wohl umzugehen, sondern auch die mildern und feinern Mittel wohl anzuwenden. Eine speciell-katholische Poesie soll den Ultramontanismus den literarisch gebildeten Classen mundgerecht machen, und wen die Lehre, das Dogma, die Hierarchie vielleicht zurückschreckt, sollte der sich nicht von dem ästhetischen Interesse gefangennehmen lassen? Rom weiß Alles zu benutzen, und es hat die treffliche Wirkung des ästhetisirenden Katholicismus schon bei der romantischen Schule zu sehr erprobt, um nicht einen neuen Versuch zu machen das Widerstehende in majorem Dei gloriam ästhetisch zuzurichten.

Was haben wir Protestanten dieser gewaltigen Macht entgegenzusetzen? Wir haben keine mächtige, wohlgegliederte und disciplinirte Hierarchie; wir haben kein sichtbares Oberhaupt, von dem als Einigungspunkt der Kampf geleitet werden könnte. Die protestantische Kirche ist nicht reich wie die katholische und ihr Cultus nicht sinneberauschend und einnehmend wie der ihrer Gegnerin; uns fehlen die reservationes mentales und der jesuitische Grundsatz vom Heiligen der Mittel durch den Zweck ist für die protestantische Moral ein Abscheu. Was bleibt uns zum Kampf, was zur Vertheidigung? Nichts bleibt uns als die Waffen welche auch die Reformatoren schwangen: die Bibel und die Vernunft sind das Bollwerk von dem aus wir kämpfen, und protestantische Wissenschaft und Kunst wird auch jetzt den Sieg erringen. Wir wollen uns dieser Waffen bedienen. „Lasset die Geister aufeinander platzen", das hat schon der große Reformator selbst auf unsere Fahnen geschrieben. Nicht nur Duldung, sondern Friede, Liebe und Achtung für alle Andersgläubigen, aber nun und nimmer Friede mit Rom, dessen Princip es mitsichbringt daß es uns nie eine ehrliche Waffenruhe zugestehen kann.

Schon aus diesem speciell-protestantischen Gesichtspunkt müssen wir einen Kämpfer wie Julius Sturm, dessen Waffen sich schon bewährt haben, willkommen heißen: wir thun es aber um so freudiger, je mehr Werth auch in künstlerischer und ästhetischer Beziehung wir seinen Poesien beilegen. In dieser Beziehung habe ich schon früher an einem andern Orte zu zeigen gesucht welche ehrenvolle Stellung Sturm unter unsern Lyrikern einnimmt. Aus jener frühern Sammlung hat der Dichter einige religiöse Gedichte herübergenommen und sie mit einem reichen und frischen Strauß neuer zu den „Frommen Liedern" vereinigt.

Alle Vorzüge welche den lyrischen Productionen Sturm's überhaupt so viele Freunde erworben haben treten in gesteigertem Maße hervor, so oft sich seine Muse der religiösen Poesie nähert. Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, die Eigenschaften welche seine Lyrik überhaupt auszeichnen, sind um so merkbarer, je mehr sich der Inhalt der Gedichte dem Kreise religiöser Vorstellungen und Gefühle nähert. Und so begrüßen wir denn auch in den „Frommen Liedern" eine Erscheinung welche aus dem Strom lyrischer Alltäglichkeit hoch emporragt.

Julius Sturm neigt sich in seinen religiösen Ansichten wie es scheint der strengern Richtung unserer Kirche zu, ohne jemals in Verketzerungsgelüste zu verfallen oder auch nur selbst eine scheinheilig sauersehende Maske zu tragen.

In Möncherei und Muckerei
Sucht' ich nie meinen Ruhm,
Und nie hing ich der Heuchelei
Beliebten Mantel um.

Hab' nie ein feinstudirt Gesicht
Dem Markt zur Schau gestellt,
Mit eiteln Heuchelworten nicht
Geflunkert vor der Welt.

So sagt er von sich selbst und seine Lieder bestätigen seine Aussage. Wenn so im Ganzen eine strengere dogmatische Ansicht seiner Ueberzeugung zugrundeliegt, und hier und da auch in seinen Liedern sich ausspricht, so ist es doch im Allgemeinen das Christenthum in seiner welt- und herzenumschaffenden Kraft welches den Grundton von Sturm's Poesie abgibt. Bruderliebe, Gottvertrauen und alle christlichen Tugenden sind es die unsern Dichter begeistern und in seinen Liedern verherrlicht werden. Und wie mannichfaltig sind die Weisen in welchen der Dichter seinen Empfindungen Form zu geben weiß! Und meist müssen wir uns gestehen daß er

das dem jedesmaligen Inhalt entsprechendste Kleid gefunden hat. Wie stimmen in dem folgenden Lied Gedanke und äußere Form zu vollständigster Wirkung zusammen:

Dem Herrn sei Lob und Ehr!

Die Vöglein regen ihre Schwingen
Im morgengold'nen Wolkenmeer,
Und ihre Sprache ist ihr Singen,
Und aus den Lüften hör' ich's klingen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr!

Und bunte Blumen seh' ich blühen,
Umwogt von grünem Halmenmeer,
Und ihre duft'gen Kelche glühen,
Und ihre Sprache ist ihr Blühen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr!

Und tausend gold'ne Sternlein wandern
Bei Nacht auf dunklem Aethermeer,
Und wie sie kommen, wie sie wandern,
Spricht eines grüßend zu dem andern:
Dem Herrn sei Lob und Ehr!

Und finden sich verwandte Seelen
Auf wechselvollem Lebensmeer,
Die sich in Lieb und Treu vermählen,
Wird auch der fromme Gruß nicht fehlen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr!

Wie Sturm es versteht auszumalen, so weiß er auch einen geistreichen Gedanken, den eine weitere Ausführung verwässern würde, in eine knappe, beinahe epigrammatische Form zu gießen. Als Erläuterung Dessen was ich eben gesagt hebe ich nur ein ganz kleines Beispiel aus, dem sich noch gar manche andere anreihen ließen.

Der eine Spruch.

Die Engel sind in deinem Licht
Sie schauen, Herr, dein Angesicht,
Dein Angesicht nur ist ihr Buch,
D'rin lesen sie nur einen Spruch.

Sie lesen d'rin zu aller Frist:
Daß du die Liebe selber bist:
Und dieser eine Spruch verleiht
Den Engeln ew'ge Seligkeit.

Ungefähr denselben Gedanken spricht Sturm noch in einem andern Liede aus, welches ebenfalls mitzutheilen ich mir erlauben will. Ist es doch interessant zu sehen wie der Dichter einen ähnlichen Inhalt durch neue Form so erneuert daß er den frischesten Eindruck zu machen nicht verfehlen kann. In dem folgenden Lied erreicht dies Sturm durch die ihm in ganz vorzüglichem Grade inwohnende Fähigkeit, durch Naturbeobachtung und Naturschilderung gleichsam typisch Geistiges zu bezeichnen, ohne doch, was hier so sehr nahe läge, in eine frostige Allegorie zu verfallen. Dies wird vermieden, indem das Bild nicht etwas Aeußerliches neben Dem bleibt was es bezeichnen soll, sondern vielmehr in den Gedanken selbst lebendig und handelnd hereingezogen wird. Das Lied welches ich meine trägt die Ueberschrift „Offenbarung" und lautet so:

Es ist das Meer ein mächt'ges Buch
Mit ungezählten Blättern,
D'rauf schreibt der Sturm in hast'gem Zug
Mit schneeig weißen Lettern.

Er rollt die Blätter rauschend auf,
Kann nimmer sich genügen:
„Gott ist allmächtig!" schreibt er d'rauf
Mit urgewalt'gen Zügen.

Dann legt er aus der Hand das Buch,
Und ob die Blätter beben,
Die Sonne schreibt mit gold'nem Zug:
„Gott ist die Lieb'!" daneben.

Die Lebensansicht welche die Lieder durchzieht ist eine frische, muthige. Nur vereinzelt tritt eine schmerzliche Weltverachtung und Todessehnsucht hervor, die zu dem lebensmuthigen Christenthum welches Sturm selbst verkündigt nicht recht stimmt. Sturm hat in der Zeit in welcher diese Lieder gedichtet wurden herben, niederschmetternden Verlust erlitten und der noch nicht gebändigte Schmerz zittert in jenen Liedern nach. Wie erklärlich, wie rührend wird nun jenes erst Befremdliche! Gott wird ihm die Kraft geben seines gerechten Schmerzes Herr zu werden und die ihm gewordene Aufgabe freudig zu erfüllen.

Der letzte Theil der Sammlung enthält Lieder welche nach bekannten Choralmelodien gedichtet sind. Wir finden hier einzelne Gedichte welche sich den besten Kirchenliedern der neuern Zeit an die Seite stellen, ja viele klingen an jene so selten wiedergefundene Harmonie der Lieder eines Paul Gerhardt an, an jene Innigkeit, Einfachheit und Wärme, der auch das kältere Herz so schwer widersteht.

So begrüßen wir in Sturm einen trefflichen Dichter, so begrüßen wir in ihm aber auch einen mächtigen protestantischen Kämpfer. Zwar ist von Polemik in seinen Liedern nicht die Rede, aber er wirkt mächtiger positiv für die protestantische Kirche, wenn er der katholisirenden Schönrednerei der neuen Romantiker mit dem kernhaften und einfachen Gotteswort entgegentritt und das protestantische Volk zu einer gesunden thatkräftigen Frömmigkeit hinleitet. Wir wollen uns wehren mit unsern Waffen und uns so Gott will ehrlich durchschlagen.

August Henneberger.

Aus Livland und über Livland.

II.*)

1. Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman nach dem Russischen des Iwan Laschetschnikow. Vier Theile. Dessau, Katz. 1852. 8. 3 Thlr.

Was in dem Buche „Der Livländer Johann Reinhold von Patkul und seine Zeitgenossen" ein Geschichtsforscher vor unsern Augen entwickelt, sehen wir hier unter der Hand des Dichters sich gestalten. Während dort die Person Patkul's den Mittelpunkt der Darstellung lieferte, versetzt uns der russische Autor nach Livland auf den Schauplatz des Kriegs den der große Zar gegen den gekrönten Abenteurer, den kriegerischen Karl, mit siegreicher Waffe führte.

Der mit Geschick angelegte Plan des Romans fesselt den Leser in hohem Grade und läßt bedauern daß der Uebersetzer in Rundung des Ausdrucks oft hinter dem Original zurückblieb.

Doch auch Laschetschnikow hat einige Misgriffe sich zuschul-

*) Vergl. Nr. 8 d. Bl. D. Red.

denkommen lassen, deren Rüge wir ihm nicht schenken. Die Dehnung des zweiten Capitels „Das Thal der Todten" im ersten Theile und des zehnten Capitels im vierten Theile „Entwickelung" nehmen die Geduld des Lesers zu sehr in Anspruch. Der Autor verfiel in den Fehler, weitläufige Personen mit übertriebener Natürlichkeit in ihren Auseinandersetzungen sich ergehen zu lassen. Fügen wir hinzu daß namentlich der in den drei letzten Capiteln enthaltene Schluß des Romans von etwas gewöhnlicher Färbung die Ungeduld des Dichters durchschauen läßt, der seine Arbeit abzuschließen wünschte, so können wir im Uebrigen nur mit Vergnügen an den Gesammteindruck des Buchs uns erinnern, wie auch die Einzeldarstellungen landschaftlicher Bilder, Sittengemälde, historische Hergänge oder Mittheilungen aus dem Familienleben, Kriegsscenen oder friedliche Ereignisse, Entwickelungen des Seelenlebens oder Abwickelung des erzählenden Fadens, sei Livland, sei Polen, sei Rußland der Schauplatz des Romans, durch Gewandtheit, Treue und Wahrheit unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Das livländische Land- und Familienleben am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts, die Intrigue des Patriotismus und der Ruhmsucht bei Patkul und dem „letzten Norik", der Eitelkeit bei Frau von Segewald, der gemeinen Habsucht bei Niklasson, die Scenen aus Scheremetjew's Feldlager, die Raubzüge der Steppenhorden, der einfache Kaiserhofstaat Peter's, die Grundsteinlegung der Metropole des Nordens, der gelehrte Pedant Pastor Glück von Marienburg, seine Pflegebefohlene, die spätere Kaiserin Katharina, athmen ein recht individuelles Leben, und es gebricht ebenso wenig an allgemein menschlichem Interesse für die Personen, Handlungen, Ereignisse und Zustände. Kriegsnoth und Armuth auf der einen, Uebermuth und Schwelgerei auf der andern Seite, Niederträchtigkeit und Edelmuth, Liebe und Haß ziehen mit ihrem ganzen Gefolge an uns vorüber, bis endlich das Chaos des überhandnehmenden Elends von Peter's mächtiger Schöpferhand überwunden einer neuen thatenreichen Zukunft Raum gibt, deren schon fast erstickte Keime in mächtigem Drange ihre Häupter zum Lichte erheben. Wir stimmen gern ein wo der Autor des Lobes voll ist, weil wir in ihm den wahren Patrioten erkennen, der ohne Parteilichkeit oder Haß auch die Mängel aufzudecken nicht scheut — und die Erkenntniß des Uebels ist der erste Schritt zu seiner Hebung.

Die russische Literatur betrauert in dem Tode Gogol's ihren genialsten Novellisten, den Ersten der es verstand in selbständiger Schöpferkraft ohne Anlehnung an früher dagewesene ausländische Muster sich emporzuschwingen, und setzt einstweilen auf den Verfasser des uns vorliegenden Romans, auf Laschetschnikow, der schon früher uns mit einem auch in das Deutsche übertragenen Roman „Der Eispalast" beschenkte, ihre Hoffnung. Möge sie erfüllt werden!

2. Federnelken. Gesammelte Gedichte von A. W. von Wittorff. In einer Auswahl. Riga 1852.

Nachdem wir einen über Livland schreibenden Russen vorgeführt, sei uns gestattet die Gedichte eines Livländers zu bevorworten, der aus Elisabetgrad in Südrußland seine poetischen Klänge herübersandte. Gegenden in welche Paul Flemming's Muse zum ersten male den Deutschen versetzte erklingen abermals von der Leier eines deutschen Poeten, unverständlich den Bewohnern des Landes wie einst die Gesänge des verbannten römischen Dichters.

Der Sänger ist in die unabsehbare Steppe versetzt.

Des Forstes hochgewölbter Dom, des Berges Haupt, das frei sich sonnt,
Die Stadt, der Thurm, des Hafens Wald — sie liegen unterm Horizont
Versunken in der Ferne Grab; ein grauer Dunst umwebt es bleich,
Und ach! kein Denkmal ragt hinaus in meiner Blicke armes Reich!

— — — — — — — — —

Wer hieß in diesem Schlachtenplan der Stürme, die hier ewig weh'n
Und Wald und Berge fortgeweht, den Bühl, der jenen trotzte, steh'n?
Verdeckt er moderndes Gebein, ein Grab zugleich und Monument,
Mit bunter Inschrift neu bemalt in jedem Lenz, die keiner nennt!
That Seuche, that der Russen Schwert der Horden eine in den Bann
Des Todes hier, die aus dem Ost gen Westen wälzte Dschingis-Khan?
Die blutig einst Sarmatien und deutsche Fluren überschwemmt,
Bis Schlesiens Held den wilden Schwall mit seiner Leiche kühn gehemmt.
Hat hier der Hunne sich erbaut der grausen Menschenopfer Herd!
Hat nur zum unwillkomm'nen Gruß der Nachwelt er dies Mal beschert? —
Ob harte Schädel, hart Gestein der Schlund des Hügels einst verschlang, —
Zur Bühne hat erkoren ihn der Dichter heute seinem Sang.

— — — — — — — — —

Die meisten Gedichte Wittorff's, Bilder des Seelenlebens, tragen den Stempel seiner Heimat, der Ostseeküste.

Grüner Wald und blaue Wogen —
Zwischen beiden führt der Pfad,
Und zu beiden hingezogen —
Bin ich keinem ganz genaht.

Rechts und links ein lockend Rauschen,
Trauter Wink von hier und dort:
Möcht' dem Wellenliede lauschen
Und der Bäume Flüsterwort.

Möcht' in lauen Fluten laben
Meiner Glieder heißen Staub,
Mich in Waldesnacht begraben,
Einer Dryas sel'ger Raub.

Möchte fort mit jähen Winden,
Weiter als die Augen schau'n;
Möcht' im Wald ein Plätzchen finden,
Mich für's Leben festzubau'n.

Still', o still', zwiespältig Sehnen!
Gibst du nicht das Herz mir frei,
Wird der Weg sich ewig dehnen
An den Wünschen — ach! — vorbei!

Unter den Balladen verdient „Des Sängers Wunsch" in Terzinen den Vorzug vielleicht vor allen andern Gaben des Büchleins. „Aa und Embach" bringt eine lettische Sage in naiver Form, die dem Dichter häufig wie in „Die Esch im Herbst" gelingt, oft aber wie im „Wiegenlied", „Im April 1849", „Böser Dank" ihn gegen den bessern Geschmack verstoßen läßt. Ansprechend ist „Die Christbescherung", ein Idyll durch welches uns der Dichter mit Gewandtheit in die Voß'sche Periode zurückversetzt. Wir lauschen ihm aber lieber wenn er höhern Ton, wie in der „Rieseneiche" und im „Schwimmer", anstimmt oder mit sinniger Naturanschauung uns die Geheimnisse der freien Gotteswelt offenbart. Hierher gehören „Frühlingssehnen", „Vergangenheit", „Frühlingsweisheit", „Herbstbote", „Sie kommt nicht", „Natur- und Menschenweisheit", „Der Engel". Da aber unsere deutsche Lyrik überreich an verwandten Gaben ist, wählen wir zum Schluß ein anderes als Probe.

Zecher-Himmel.

Aus wüstem Schneegewimmel
Kommt unter's Dach zu Hauf;
Hier thut sich lichter Himmel
Zwischen vier Wänden auf.

Gleich sitzen wir im Blauen:
Das Schmaucheropfer brennt.
So, Zechgenossen, bauen
Wir unser Firmament.

Drin glänzet schon als Sonne
Der Bowle glühend Gold.
Trinkt, wenn ihr Frühlingswonne
Im Winter kosten wollt!

Trinkt, trinkt des Lichtes Welle,
Das in der Sonne wohnt!
Und Jeder wird zur Stelle
Ein lichter, voller Mond.

Die Gläser sind die Sterne,
Der Sonne Ehrenkranz;
Sie klingen in die Ferne
Und halten Sphärentanz.

Schon wiegt auf mächt'gen Schwingen
Sich das Planetenreich;
Dort muß ein Stern zerspringen,
Hier wird ein Mond so bleich!

Auf, färb' die fahlen Wangen,
Solang' noch Licht uns quillt,
So wirst du neu erprangen,
Du Gräbermondenbild!

Und ist zuletzt die Quelle
Versiegt, uns kümmert's nicht!
Wir strahlen sonnenhelle
Schon längst im eig'nen Licht.

D'rum jeder Kopf verwegen
In eig'ner Bahn sich dreht,
Auf ungemess'nen Wegen
Ein trunkener Komet!

3. Aus dem Tagebuche eines Livländers. Moskau, Konstantinopel, Burgos, Madrid, das Violinconcert von Beethoven in Petersburg und die Fastenmusiken. Wien, Gerold. 1850. 8. 1 Thlr.

Da wir erst seit kurzem unsere Bücherschau begannen, wird uns der Leser nicht verargen wenn wir abermals in die Vergangenheit greifen um Versäumtes nachzuholen. Vor zwei Jahren erschien zu Wien ein Buch dessen Autor dem Vernehmen nach der Familie Lenz, des genialen Jugendfreundes Goethe's, angehört. Diese von schöpferischer Einbildungskraft zeugenden Reisebilder aus Moskau, Odessa, Konstantinopel, Burgos, Madrid und Petersburg schlingen ihren Kreislauf um das ganze Europa in Ost und West und Nord und Süd. Der Dichter, denn so dürfen wir unsern phantasiereichen, mit malerischer Beobachtungsgabe ausgestatteten Autor nennen, füllte die dem Staatsdienste abgewonnenen Mußestunden mit Aufzeichnung seiner Reiseerlebnisse, von denen die vorliegenden eine Probe geben. „Moestus eram requiesque mihi, non fama petita est" setzte er als Motto auf den Titel des Buchs. Die Reise beginnt in Neuhausen, einem Orte dem wir in dem Romane „Die Eroberung Livlands" öfter begegneten, wo unfern der Poststation und des neuern gutsherrlichen Gebäudes eine schöne Burgruine, die Ueberreste wüster Jahrhunderte, in die lachende Ebene niederschaut.

Die Wunder der europäischen Civilisation und des asiatischen Luxus bieten sich in Rußland die Hand. Aus Petersburg, dem russischen Paris, führt eine macadamisirte Chaussée mit granitenen Brücken und gußeisernen Geländern in das 104 deutsche Meilen entfernte orientalische Moskau; doch kaum waren Residenz und Hauptstadt miteinander auf solchem Wege verbunden, als schon eine Eisenbahn hergezaubert wurde, welche die Wunder einer Phäakenfahrt übertrifft.

Die Beschreibung des Lebens und Treibens in den überreichen Häusern der hohen und höchsten moskauer Aristokratie wie in den Palästen der Massalow und Paschkow, die Bälle in der adeligen Gesellschaft (Dworjaenskoe sobranie) u. A. m. geben uns das glänzende Charakterbild der Zarenstadt. „Das Haus des Generals Massalow am Twerskoi-Boulevard war ein Abgrund von Säulen in weißem glänzendem Stuck; es reicht vom Boulevard bis an eine entfernte Parallelstraße. Man sah kaum den Wirth und dachte gar nicht einmal an ihn; es war der bekannte «Massalow'sche Ball» den diese Gesellschaft als ihr gesetzliches Eigenthum alljährlich in Anspruch nahm. Diese anständige Freiheit war der unverwelkliche Reiz dieses Lebens....
... Ein anspruchsloses, sorgenfreies, in sich geschlossenes und zufriedenes Leben war das dieser lebenslustigen liebenswürdigen Menschen. Ein besonderer Reiz lag dabei in den Umständen daß man sich immer wieder sah und ein Ball keine Industrieausstellung, nur der gewöhnliche Verlauf des Tags gewesen war. Diese zahlreiche Gesellschaft bildet eine große Familie, von der man leicht adoptirt war. So große Locale, Privatpaläste wie die ausgedehnten Gebäude in Moskau gibt es im Auslande gar nicht und nur ausnahmsweise in Petersburg *), wo Das was man in dem hohen Cirkel einen Ball nennt immer eine Haupt- und Staatsaction ist, die zwar Alles der Art in Europa an Geschmack und Reichthum überbietet, aber nicht gerade die ungebundene und sich wie von selbst verstehende Vertraulichkeit der Personen untereinander bedingt, die das Zusammenleben derselben in Moskau zur Folge hat, wo das otium cum dignitate vorherrscht, während in Petersburg Alles wesentlich Geschäft und nie rastende Thätigkeit ist."

In Begleitung des in Wien verstorbenen englischen Harfenspielers Parish-Alvars und eines Italieners Pietro, der die Rolle des Kammerdieners übernahm, geht die Reise durch die südrussischen Provinzen nach Odessa und von dort zu Schiffe nach Konstantinopel. Ich übergehe alle die romantischen Abenteuer, die Unbequemlichkeiten welchen unsere Reisenden sich fügen mußten. Der Bosporus mit seiner ganzen Südlandspracht entfaltet seine felsigen Ufer Asiens und seine mildern Blütengestade Europas, an denen beiderseits italienische Villas ihre malerischen Mauern erheben.

Es wäre unmöglich auf die Beschreibung der Reize Stambuls und seiner Umgebungen, der Wasserleitungen, des Hofs, der Gesellschaften beim englischen und russischen Gesandten, auf die Schilderung von Burgos, einer Reise mit spanischer Post, des spanischen Lebens, der Landessitte, der Gemäldegalerie zu Madrid und des Hofs, der Fastenmusiken und der Violinconcerte von Beethoven in Petersburg einzugehen.

Der Autor, dem ein treffliches Gedächtniß, scharfe Beobachtungsgabe, leichtes Vergleichungsvermögen und die Uebung eines weitgereisten Mannes zustattenkamen, beherrscht mit feiner, wohlgebildeter, eleganter Form den Ueberfluß des Materials.

Das so sehr verwahrloste Museum von Madrid, welches leider nur schwer zugänglich ist, enthält die kostbarsten Schätze, wie die La perla genannte Madonna von Rafael, welche Kugler für die schönste hält, den Tobias mit dem Fisch (La vergin del pez) und Lo spasimo di Sicilia, die Kreuztragung des Heilands, alle drei aus der dritten vollendetsten Manier Rafael's. Von einzelnen der im Museum repräsentirten Meister macht uns Lenz folgende Angabe: Bassano 271 Gemälde, Breughel 49, Alonso Cano 8, Claude Lorrain 10, van Dyck 22, Guido 16, Luca Giordano 55, Antonio Moro 13, Murillo 46, Parmegianino 3, Nicolas Poussin 21, Rafael 10, Ribera (Spagnoletto) 53, Rubens 62,

*) Das dem Retter Wiens geschenkte Palais daselbst, das unter dem Namen des Stahremberg'schen Freihauses in der Vorstadt Wieden bekannt ist, zählt nicht, wie in Wien gefabelt wird, 8000 Einwohner, sondern beherbergt in 300 Wohnungen an sechs Höfen 2000 Einwohner. In Petersburg dagegen gibt es Privathäuser die von mehr als 4000 Seelen bewohnt werden. Welcherlei die Thätigkeit eines Portiers in solchen Häusern ist, läßt sich ahnen.

D. Ref.

Snyders 23, Teniers 52, Tizian 43, Tintoretto 27, Velasquez 62, Paul Veronese 24, Wouwerman 10, Zurbaran 14. Numeris regitur mundus. Hören wir den Autor:

„Madrid besitzt eigentlich nur eine Merkwürdigkeit, die Gemäldegalerie des Prado — el Museo. Sie steht einzig da unter den Sammlungen dieser Art in Europa. Ohne System, ohne Eintheilung nach Schulen, ohne Chronologie ist hier weniger an eine Galerie zu denken wie deren Florenz, Rom, Paris, München und Dresden bieten, als an eine Rumpelkammer unschätzbarer Kleinodien, wie die einst in Spanien vorherrschenden eigenthümlichen politischen Verhältnisse sie hier bunt durcheinander warfen."

In Spanien ist Alles anders wie in andern Ländern. So birgt hier ein schwerfälliges unbeworfenes Gebäude aus Ziegeln Schätze die unerreicht einzig dastehen in der Geschichte der Kunst.

Wie Tizian von Karl an den Hof berufen diesen und Philipp II. malte, überlieferte Velasquez die Könige Philipp III. und IV. der Nachwelt. Velasquez ist mit Tizian unstreitig der größte Portraitmaler der je gelebt, demnächst ein ergreifender Historienmaler. Die Typographie des Madonnenhimmels der Italiener fehlt ihm, aber den tiefen Sinn desselben weiß er auf die Gestalten des Lebens zu übertragen. Philipp IV. schickte ihn mit großen Mitteln nach Venedig um Bilder von Tizian anzukaufen, den der König für den größten Maler hielt. Velasquez sprach es offen gegen Salvator Rosa aus: „er liebe den Rafael nicht!" Vergl. „Carta del navegar pittoresco" (Venedig 1660), S. 56, ein selten gewordenes Buch, das ich in der Bibliothek des Dogenpalastes zu Venedig fand.

Hören wir den Autor zum Schluß noch über den spanischen Nationalcharakter und das Schicksal des Landes. „Kein Volk ist seinem Charakter nach weniger zum Constitutionalismus geeignet. Der Spanier ist höchst egoistisch, er denkt immer an seine Person. Wie soll ein Gemeinwesen in Wahrheit bestehen wo an keine freiwilligen Concessionen zu denken ist? Der ungemessene Stolz des Spaniers macht daß jede Aeußerung einer kräftigen Individualität ihm gefällt. So war selbst die Inquisition nicht unpopulair in Spanien und bei den grausamsten Handlungen Ferdinand's VII. sagte man in Madrid: «Carajo! es mucho Rey!» (Teufel! er ist sehr König!) In dem König erblickte sich sonst der Spanier selbst und sagte sich gern daß er an seiner Stelle auch nur den eigenen Willen kennen würde. Ich hörte das aus dem Munde von Staatsmännern."

Balzac äußerte einst in Petersburg: „Mon Dieu! j'aimerai toujours mieux m'incliner devant un seul dont le pouvoir est au-dessus de tout, que de faire en France la cour à 550 roquets qui aboient dans tous les sens."

„Stellen wir uns", so schließt der Autor seine Bemerkungen über Spanien, „bevor wir Madrid verlassen, im Geist an das Meer. Von diesem aus gesehen erscheint die Pyrenäische Halbinsel wie ein dem Wasser entsteigender Kegel, um dessen Fuß, auf dessen erste Terrassen hin sich die herrlichsten Landstriche lagern, dessen abgestumpfter kahler Scheitel aber wenig Veranlassung zur Gründung einer Hauptstadt gab. Nicht die geographische Spielerei in der Mitte des Landes zu liegen war der Grund zur Erhebung Madrids. Nachdem die Hauptstadt Spaniens zwischen Valladolid, Sevilla, Granada und Toledo gewechselt, wählte Karl V. den einst maurischen Vorposten Toledos Majorit zum Aufenthalt, weil die rauhe, von der Guadarama über die Hochebene streichende Luft der Gicht, an der er zuletzt litt, wohlzuthun schien. Philipp II. erklärte hierauf Madrid für das Hoflager, nachdem er den Bau des Escurial angefangen. Hätte er, wie es in seiner Macht stand, die Hauptstadt, statt sie mit ungeheuern Opfern in einer Lehmgrube zu gründen, nach Lissabon verlegt, mitten in den Kranz der die Pyrenäische Halbinsel umgürtenden Küstenländer, es stände heute anders um die Geschichte Spaniens und Portugal hätte sich von ihm weder losreißen können noch wollen."

Das Escurial, dieser furchtbare Alp eines königlichen Mönchs, und Madrid waren die Ursachen des Verfalls von Spanien. Das constitutionnelle Régime unserer Tage wird es nimmer zu seiner alten Bedeutung erheben.

4. Beschreibung der phanerogamischen Gewächse Esth-, Liv- und Kurlands von Wiedemann und Weber. Reval 1852.

Nachdem wir die Geschichtschreibung, den Roman, die Dichtkunst, die Touristen an uns haben vorüberziehen lassen, wenden wir uns auf wenige Augenblicke einem andern, dem naturwissenschaftlichen Gebiete zu, denn auch auf diesem beurkundet sich einige Thätigkeit.

Die mit großartigen Mitteln ausgestattete Geographische Gesellschaft in Petersburg, der kaiserliche botanische Garten daselbst haben bei ihren überreichen Mitteln den Wissenschaften im Verein mit den Akademien neue Entdeckungen im Bereiche der russischen Monarchie zugewandt. Der Naturforschende Verein in Riga hat mit geringen ihm zugebotestehenden Mitteln das Seinige zu fördern gestrebt und auch in Reval erfuhr die Botanik zum wenigsten Anregung und Theilnahme. Nachdem in den Ostseeprovinzen älterer Zeit Friebe und Fischer, in den zwanziger Jahren Luce, in den vierziger Fleischer und Lindemann durch Veröffentlichung ihrer selbstgesammelten botanischen Kenntnisse der Ostseeprovinzen mit gewissenhafter Ausbeutung der Leistungen ihrer Vorgänger sich hervorgethan, meist aber nur Liv- und Kurland berücksichtigten, hat neuerdings die Beschreibung der phanerogamischen Gewächse von Esth-, Liv- und Kurland durch die Herren Wiedemann und Weber, welche in Reval, Esthlands Hauptstadt, leben, eine wesentliche Ergänzung erfahren.

Dem leider nach dem alten Linné'schen System zusammengestellten Buche geht eine Einleitung voraus, der wir unsere Aufmerksamkeit schenken, weil sie bestimmt ist das eigentliche organische Verständniß der Sache zu wecken. Zuvörderst finden wir eine Behandlung der physikalischen Geographie der drei Ostseeprovinzen in Bezug auf die durch Boden und klimatische Verhältnisse bedingte Pflanzenfruchtbarkeit. Diesem Abschnitte folgt eine Schau der Pflanzenfamilien Liv-, Esth- und Kurlands, sodann ein übersichtliches Verzeichniß der vorkommenden Arten nach Standort und Blütenzeit, hierauf ein Beitrag zur Pflanzengeographie durch Nebeneinanderstellung der Floren der drei Gouvernements untereinander und dieser zusammengenommen gegen Deutschland, wodurch dem Buche das Interesse, der volle Werth im Bereiche der ganzen Pflanzenwissenschaft gewonnen wird. Den Schluß der Einleitung bildet die Nutzanwendung der liv-, esth- und kurländischen Gewächse und eine Anleitung zu ihrem Bestimmen.

Stand, Fundort und Höhe derselben wurden sorgfältig verzeichnet, die Beobachtungen der Vorgänger mit gewissenhafter Quellenangabe benutzt. Da die Herausgeber an dem Linné'schen System festhielten, haben sie die später von den Kryptogamen ausgeschlossenen Farrnarten unberücksichtigt gelassen. Mögen die versprochenen Nachträge das Fehlende zu bringen nicht versäumen.

A. von Sivers.

Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Hundert Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Für Freunde derselben aufgezeichnet von C. P. C. Schönemann. Und Legende vom Ritter Herrn Peter Diemringer von Staufenberg in der Ortenau. Hanover, Culemann. 1849. Gr. 8. 25 Ngr. — Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweites und drittes Hundert. Aufgezeichnet von C. P. C. Schönemann. Ebendaselbst. 1852. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wiewol die Bibliotheken nicht blos, wennschon vorzugsweise, für den Gelehrten, sondern auch für jeden Gebildeten von besonderm Werthe und Interesse sind, so hatte man dies doch früher in Fällen wo sich zu literarischen Mittheilungen

über die Bibliotheken Anlaß fand zu wenig ins Auge gefaßt und dergleichen Mittheilungen, zumal wenn es sich dabei um Angabe und Darstellung des Inhalts einer Bibliothek handelte, fast immer ausschließlich den Bedürfnissen der Gelehrten anzupassen gesucht; den übrigen Gebildeten war es überlassen gewesen, davon das für ihre Bedürfnisse Geeignete sich selbst auszuwählen. Erst in neuerer Zeit hat man, und was am erfreulichsten ist, von Seiten der Bibliotheksbeamten selbst angefangen, die Unbilligkeit, deren man sich dadurch gegen das ganze nicht dem Gelehrtenstande angehörige gebildete Publicum schuldiggemacht hatte, auszugleichen und dafür Sorge zu tragen daß dasselbe mit der Geschichte und namentlich mit den Schätzen der Bibliotheken in geeigneter Weise bekanntgemacht werde. Es liegt auf der Hand daß es für letztern Zweck, für den sich die gewöhnlichen Bücher- und Handschriftenverzeichnisse der Bibliotheken in keinem Falle eignen, nichts Tauglicheres geben könne als ausgewählte Uebersichten über die Hauptmerkwürdigkeiten, Seltenheiten und Kostbarkeiten, die aber weder in einer bloßen Nomenclatur bestehen noch mit allzu umfänglichen Bemerkungen und Abhandlungen beladen sein dürfen, sondern sich auf Bezeichnung des Gegenstandes und Angabe alles Dessen beschränken müssen, was sowol zur Erläuterung unbedingt nothwendig als zur Erweckung eines regern Interesses für den Gegenstand wesentlich dienlich ist. Hierzu kommt noch daß derartige Schriften vorzüglich auch das mit im Auge zu behalten haben, nicht blos überhaupt das Bemerkenswerthere in passender Auswahl den Lesern vorzuführen, sondern und namentlich auch Dasjenige hervorzuheben was der einen oder der andern Bibliothek einen eigenthümlichen, sie vor den übrigen auszeichnenden Werth verleiht.

Unter den Schriften nun die mehr oder weniger in den eben bezeichneten Grenzen sich bewegen und zu denen auch die früher von v. Halem herausgegebenen, in neuester Zeit von Merzdorf überarbeiteten „Bibliothekarischen Unterhaltungen" zum Theile mit gehören, verdient keine mit mehr Recht der gesammten gebildeten Lesewelt zur Beachtung empfohlen zu werden als die vorliegende von Schönemann, dem verdienstvollen wolfenbüttler Bibliothekar, der eben jüngst erst die Literatur auch mit einem für den Sammler wie für den Geschichtsforscher gleichwichtigen Werke zur vaterländischen Münzkunde vom 12. bis 15. Jahrhundert bereichert hat. Ist ohnehin schon der Gegenstand der vorliegenden Schrift, die Merkwürdigkeiten einer Bibliothek, die den herrlichsten und weitbekannten Bücherschätzen unsers deutschen Vaterlandes, ja unsers ganzen Continents zuzuzählen ist, ein solcher daß er der Beachtung in jeder Hinsicht würdig erscheint, so hat ihn der Verfasser noch dazu in einer Weise zu behandeln gewußt daß die Schrift auch um deswillen auf die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums vollen Anspruch machen darf. Der Verfasser hat nicht nur unter dem Merkwürdigen der seiner Obhut anvertrauten Bibliothek das Merkwürdigste und für den Gelehrten und Laien Interessantere auszuwählen verstanden, sondern auch bei der Aufzählung dieser Merkwürdigkeiten da wo nöthig mit Sachkenntniß die erfoderlichen Erläuterungen hinzugefügt, die, obschon möglichst kurz und bündig, doch Nichts was etwa zur allgemeinen Orientirung der Leser hinsichtlich des Werths, Inhalts u. s. w. der angeführten Stücke verlangt werden könnte vermissen lassen. Ein gedrängter Ueberblick über die Geschichte der Bibliothek dient ganz passend als Einleitung und ladet den Leser ein, einen Blick auf den Weg zu werfen, welchen die Bibliothek seit länger als 200 Jahren zurückgelegt, auf den Weg welcher die Bibliothek zu ihrer jetzigen Höhe und Größe geführt, sie in den Besitz so vieler Schätze, die sich im vorliegenden Schriftchen aufgezählt finden, gebracht hat, ja welcher sie, hätten sich ihrer die braunschweiger Fürsten in gleichem Maße wie ihr großer Anherr Herzog August der Jüngere, der Gründer der Bibliothek, mit gleicher Liebe und gleichem Aufwande angenommen, sicher zu einer der ersten und glänzendsten Bibliotheken der Gegenwart erhoben haben würde.

Die Entstehung der Bibliothek fällt in das Jahr 1604. Den Grund dazu legte, wie schon erwähnt, der Herzog August der Jüngere auf seinem Erbschlosse zu Hitzacker. Von dem glühendsten Sammeleifer beseelt, wußte dieser, er der Einzige, theils auf seinen weiten Reisen, theils mit Hülfe seiner weitausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten, Buchhändlern und Agenten die Bibliothek so zu bereichern daß sie bald allgemein als die erste und reichste gepriesen wurde. Im Jahre 1661 zählte sie bereits nicht weniger als 28,415 Bände (darunter 2003 Handschriften), in welchen aber die für die damalige Zeit ganz außerordentliche Zahl von 116,351 Schriften enthalten war. Gegenwärtig beträgt der Gesammtbestand der Bibliothek etwa 200,000 Bände und 5000 Handschriften, wozu theils die vom Herzog Ludwig Rudolf auf dem blankenburger Schlosse angelegte Sammlung von beinahe 11,000 Bänden (wovon zwei Drittheile nach Wolfenbüttel kamen), theils die vom Herzog Karl I. erkaufte 10,000 Bände starke Bibliothek des zu Braunschweig verstorbenen Hofraths Baudiß einen sehr wesentlichen Beitrag geliefert haben. Das jetzige Bibliothekgebäude in Wolfenbüttel, wohin die Bibliothek auf ihrer Wanderung von Hitzacker über Braunschweig 1644 gelangt war, ist ein Werk des Herzogs Anton Ulrich, der dasselbe, leider der Eile wegen zur größern Hälfte aus Holz, aber mit einem überraschend schönen und großen Saale versehen, in den Jahren 1706—10 erbauen ließ.

Obschon manche andere Bibliothek jetzt an Umfang mit der wolfenbüttler auf gleicher Stufe und über ihr steht, so läßt diese sich doch, was den Werth einzelner ihrer Besitzstücke anlangt, nur von wenigen den Rang streitigmachen: unter ihren Pergamenthandschriften befinden sich z. B. einige die an Alter und Ruf die Schätze anderer der wolfenbüttler sonst ebenbürtiger Sammlungen hintersichlassen. Zu den merkwürdigsten unter diesen Pergamenthandschriften gehören vorallem eine Sammlung römischer Schriftsteller und Gesetze über Vermessung, Begrenzung und rechtliche Verhältniße beim Ackerwesen, welche mindestens über 1250 Jahre alt ist, und ein für Deutsche höchst merkwürdiger Palimpsest, worin uns das älteste Denkmal unserer Muttersprache in etwa 40 Versen der gothischen Bibelübersetzung von Ulfilas sich erhalten hat. Von Karl's des Großen „Capitulare de villis", der wichtigen und berühmten Verordnung des großen Kaisers über die Verwaltung der kaiserlichen Landgüter, besitzt Wolfenbüttel die älteste und einzige Handschrift aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts. Ebenso das einzige jetzt noch übrige oder wenigstens jetzt noch bekannte Exemplar der von Pfister in Bamberg 1461 gedruckten Ausgabe von Boner's „Edelstein" oder Fabelbuch, dem seltensten und kostbarsten aller gedruckten Bücher, welches in einem Exemplar einer andern wahrscheinlich spätern Ausgabe 1845 von der berliner königlichen Bibliothek mit 1000 Thlrn. bezahlt worden ist. Unter den sonst noch in Wolfenbüttel befindlichen namhaftern Merkwürdigkeiten, die in der vorliegenden Schrift in drei Abschnitte (I. Handschriften auf Pergament, Papier und anderm Material; II. Druckwerke: a) Holztafeln, Xylographen, b) mit beweglichen Lettern; III. Merkwürdige Bildnisse) vertheilt sind, verdienen hier einige beispielsweise hervorgehoben zu werden. Von besonderm Interesse für die Geschichte der Malerei sind zwei Handschriften auf Pergament, ein Lectionarium aus dem 11. und ein Evangeliarium aus dem 12. Jahrhundert, mit prachtvollen Malereien. Artistisch wichtig ist ferner das auf Pergament geschriebene Gebetbuch des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, Psalterium Corvinianum, eine florentiner Arbeit aus den Jahren 1470 und 1480. Wegen seines prächtigen Ureinbandes merkwürdig ein gleichfalls auf Pergament geschriebenes Lectionarium aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Militairisch und historisch beachtenswerth ist eine Papierhandschrift aus dem 16. Jahrhundert, Kaiser Karl's V. „Geschützbuch", welches 203 Abbildungen kaiserlicher, braunschweigischer, hessischer, sächsischer und anderer Feldstücke, welche im Schmalkaldischen Kriege erbeutet worden, enthält. Der schöne

zu Braunschweig auf Kosten des Raths von Michaelis 1366—67 auf Pergament geschriebene plattdeutsche „Sassenspeyghel" enthält, was literarisch sehr interessant ist, auf der innern Seite des Einbandes eine Kostenberechnung des Buchs, wonach dessen Anfertigung mit Einschluß des Materials nach dem jetzigen Silberwerth gerechnet auf etwa 120 Thlr. zu stehen gekommen ist. Auf Seehundsfell geschrieben besitzt Wolfenbüttel eine Sammlung isländischer Sagen und Volkslieder, Rimur, aus dem 14. Jahrhundert. Unter den Druckwerken gehören, natürlich außer den alten Xylographen, zwei Exemplare der beiden Ausgaben des Ablaßbriefes Papst Nikolaus' V. zur Türkensteuer von 1455, sowie ein Exemplar der in Mainz von Johann Gutenberg während der Jahre 1457—59 gedruckten sogenannten 36zeiligen Bibel mit zu den größten Prachtstücken der wolfenbüttler Bibliothek. Nicht minder ein Pergamentexemplar des von Fust und Peter Schöffer zu Mainz 1459 gedruckten „Durandi rationale divinorum officiorum". In der Reihe merkwürdiger Bildnisse sind vorallem drei Bilder von Lukas Kranach, Luther und seine Frau nebst Melanchthon darstellend, auszuzeichnen. An den zwölf Pfeilern des schönen Bibliotheksaales paradiren die Bilder von Mitgliedern aus dem Hause Braunschweig, darunter das des Stifters der Bibliothek, des Herzogs August des Jüngern.

Was die in vorliegender Schrift mitbefindliche Legende von dem Ritter Peter Diemringer von Staufenberg anlangt, so ist sie der Abdruck eines sehr seltenen, wahrscheinlich von Martin Schott in Strasburg um 1480—82 gedruckten Schriftchens, von welchem Wolfenbüttel ein Exemplar besitzt. Der Verleger des vorliegenden Buchs, Culemann, hat diesen Abdruck gleichwie der Verfasser das erste Hundert seiner „Merkwürdigkeiten" dem Hofbuchhändler Hahn in Hanover um seiner Verdienste um die wolfenbüttler Bibliothek willen gewidmet. 2.

Elim, histoire d'un poëte russe par *Paulin Niboyet.* Paris 1852.

Mancher Literaturkundige dürfte durch die zwei Fragen in Verlegenheit zu bringen sein: Wer ist Paulin Niboyet? und wer der Russe Elim, dessen Schicksale er uns erzählt?

Paulin Niboyet hat in der neuen „Geschichte der Literatur der Gegenwart" von Theodor Mundt noch keine Erwähnung gefunden, obwol dies Buch eine sehr vollständige Nomenclatur enthält und in dieser manchen Namen aufführt dem unser Autor an Talent und jungem Ruf nicht nachsteht. Er ist der Verfasser eines im Jahre 1851 herausgekommenen Romans „La chimère", dessen Grundgedanken die Kritik zwar als verfehlt bezeichnen mußte, der aber doch seiner Mängel ungeachtet Fähigkeiten verrieth die zu ermuthigen und zu fortgesetzter literarischer Thätigkeit anzuspornen waren. Elim aber ist eine Persönlichkeit über welche dem wißbegierigen Leser jedenfalls die Comtesse Dash die authentischsten Mittheilungen wird machen können, denn sie hat unserm Autor als Quelle gedient und sich hierbei glücklich gefühlt, ganz nach ihrer Neigung von einem Poeten, von einem Märtyrer reden zu können, dessen ganzes Dasein sich in den drei Worten zusammenfaßt: lieben, dichten und leiden. Elim war ein vornehmer Herr; von Geburt war ihm eine ausgezeichnete Stellung angewiesen, die seine reiche Begabung sich erkämpft haben würde, wenn sie ihm Gott nicht schon verliehen gehabt hätte. Sein Herz schlug theilnehmend für fremdes Leiden, am innigsten aber glühte in ihm eine Leidenschaft, die sein ganzes Leben erfüllte; das war der Patriotismus. Elim liebte Rußland, sein heiliges Rußland, wie er es nannte, tausend mal mehr als alle seine Maitressen; er schwärmte für seine Größe und Zukunft und war zu jedem Opfer willig bereit. Als Dichter hatte er Talent, und es würde dies noch reiner zur Geltung gekommen sein, wenn er nicht in der Epoche der romantischen Extravaganzen gelebt hätte; er konnte sich dem Einfluß seiner Zeit, in der man sich vorallem durch Bizarrerie auszeichnen mußte, nicht entziehen; allein neben aller Excentricität blieb ihm poetische Kraft genug, um Verse voll ergreifender Melancholie zu dichten. In seiner Mutter, die er zärtlich verehrte, fand Elim seine Ergänzung, sie war die andere Hälfte seines Wesens; deshalb konnte sie ihren frühzeitig verstorbenen Sohn auch nur kurze Zeit überleben. Als sie ihrem Elim nachfolgte, war keiner ihrer Freunde verwundert; man wußte daß es so kommen mußte.

Das Liebesleben Elim's hatte viele Episoden; es würde schwer sein, versichert die Einleitung der Comtesse Dash, sie alle zu erzählen. Niboyet hat aus denselben die poetischste und durch ihre romantischen Zwischenfälle bemerkenswertheste erwählt und folgenden thatsächlichen Vorgang zu seinem Romane verarbeitet:

Fast gleichzeitig mit Elim erblickte ein Mädchen aus der vornehmsten russischen Aristokratie das Licht der Welt. Beider Familien waren innig liirt und so wuchsen die Kinder von der Wiege an nebeneinander auf. Mariens Name war der erste den Elim stammeln lernte, und umgekehrt war Elim das erste von Marien ausgesprochene Wort. In wechselseitiger Zuneigung wurden sie größer; wenn eins von ihnen krank war, ward es auch das andere, mochten sie gleich voneinander getrennt sein und jeder Nachricht über ihr Befinden entbehren; und sollten sie gesund werden, so mußte man sie wieder zusammen führen. Der schönste Lohn für den Knaben war der Beifall Mariens zu seinen Arbeiten; mit diesem magischen Worte vermochte man Alles über ihn; ohne Mariens Zufriedenheit aber verlor er Wetteifer und Muth. So traten Beide in ein Alter, in welchem Elim noch Kind war, während Marie Jungfrau ward. Die Familien hatten die wechselseitige Neigung nie ernstlich genommen; ungeachtet eines leichten Widerstandes ihrerseits, ungeachtet aller Thränen die Elim weinte ward Marie verheirathet. Elim und Marie übten Entsagung: kein sinnlicher Gedanke mischte sich in ihre Beziehungen, sie waren eins für das andere ein Ideal, und obwol sie sich seitdem nur sehr selten sahen, obwol Alles sie getrennt hatte, blieb doch die innige Verwandtschaft ihrer Naturen vor wie nach dieselbe. Sie theilten ihr Leid in so eigenthümlicher Weise daß Beide an einem Tage, eins in Neapel, das andere in Petersburg, einer tödtlichen Krankheit verfielen. Sie schrieben sich fast gar nicht; Elim's Mutter war ihre Vermittlerin, und als diese selbst den erfolgten Tod ihres Sohnes Marien ankündigte, antwortete Letztere: „Ich wußte es wohl, ich habe es gefühlt, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde. Ich sage Ihnen Lebewohl; denn jetzt ist die Reihe an mir." Und wenige Wochen darauf verschied sie fast ähnlich wie Elim.

Die Vorrednerin nennt die Arbeit Niboyet's ein charmant livre und sagt von derselben, sie sei „plein d'aperçus remarquables, de fines remarques, d'élans partis du coeur". Man kann diesem Urtheile nicht nur beitreten, sondern behaupten, es sei der eigentliche Werth des Romans in ihm erschöpft. „Elim" ist in ein angenehmes Unterhaltungsbuch, in dem sich anziehende Scenen aneinanderreihen; die in ihm dargestellten Leidenschaften sind mit eindringlichem, lebhaftem Feuer geschildert, und der hin und wieder eingemischte scherzhafte Ton ist nicht blos voll Natürlichkeit, sondern auch innerhalb der Grenzen feiner Bildung angeschlagen. Trotzdem läßt der Gesammteindruck des Buchs in der Empfindung des Lesers einen Bruch zurück. Der Grund hierfür liegt tiefer als in dem Umstand daß die einzelnen Partien desselben ungleichmäßig gearbeitet sind und daß zwischen vorzüglichen und lebensvollen Schilderungen die französische Leichtfertigkeit sich mit dem ganzen abgenutzten Spielzeug der Romantik breitzumachen versucht. Der wahre Grund liegt nach meinem Dafürhalten vielmehr in dem Mangel einer klaren, einheitlichen Auffassung der Charaktere. Dieser Mangel hat sichtlich seine Rückwirkung auf die Detailausbildung der Fabel geübt und das Interesse für die zweite Hauptpartie des Romans, die mit der

Lösung des Vermählungsprojects zwischen Elim und Marien anhebt, wesentlich geschwächt. Es ist charakteristisch daß Riboyet gerade in dieser Partie, vielleicht um dem Interesse aufzuhelfen, allen möglichen äußern Aufputz, italienische Mondnacht, Liebesabenteuer und Maskenscherze, aufgenommen hat; die Unsicherheit in der Zeichnung der beiden Hauptpersonen wird aber dadurch nicht verdeckt, sondern doppelt fühlbar. Um so uneingeschränktere Anerkennung verdient des Romans Entwickelung in der ersten Hauptpartie. Die Scenen in Frankreich, die Jugendgeschichte Elim's, seine Liebe zu Marien und die wechselseitigen Geständnisse der beiden Liebenden sind mit einer Gefühlsinnigkeit und dabei mit einer Grazie geschrieben, die der schwerfälligen Phantasie manches deutschen Parnaßjüngers zum Muster dienen könnten. Ueber diese Abtheilung des Buchs spinnt sich der Reiz der Einfachheit gemächlich aus und der Leser gewinnt in ihr eine Illusion die nicht blos seine Einbildungskraft beschäftigt, sondern auch seinem Herzen nahetritt. Am sichersten ist die Zeichnung des alten Menars. Ohne besonders originell in der Erfindung zu sein, ist sie doch in der Ausführung liebenswürdig und voll plastischer Schärfe. Bezüglich der im Uebrigen vorzüglichen stilistischen Ausführung wird es dem Autor von Nutzen sein, wenn er sich vor einer im „Elim" manchmal sehr störenden Manier hütet, die bei vorsichtiger Verwendung am rechten Orte von ganz gutem Effect sein kann: ich meine die übermäßig gehäuften Anrufungen des Lesers. Riboyet braucht dies ganz äußerliche Mittel nicht, um sich im fortwährenden Rapport mit seinem Leser zu halten.

Zum Schluß will ich noch einer eigenthümlichen Idee des Autors gedenken. Von Elim dem „Dichter" verspürt man in dem Buche so wenig daß man das Wort poëte füglich von dem Titel wegstreichen könnte. Eines Tags jedoch läßt Riboyet seinen Elim vier Strophen aus dem Stegreif dichten, welche beginnen: Dis moi, mon coeur, mon coeur de flammes, Qu'est-ce qu'amour, ce mot charmant? C'est le doux penser de deux âmes, Deux coeurs, qui n'ont qu'un battement etc. Also eine schwülstige Variante des bekannten Liedes: „Zwei Seelen und ein Gedanke u. s. w."! Trägt für diese merkwürdige Invention der Autor selbst die Verantwortung oder — seine Quelle? 10.

Neugriechische Literatur.

Von dem auch als selbständig schaffenden Dichter des neuen Griechenland bekannten I. Karatschutschas, der gegenwärtig die Lehrerstelle an einem Gymnasium des Königreichs Griechenland bekleidet, ist zu Athen 1852 eine Grammatik der französischen Sprache zum Gebrauche für die Schulen in Griechenland erschienen, die besonders wegen ihrer zweckmäßigen Anordnung empfohlen wird.

Auch für Förderung des Studiums der englischen Sprache läßt man es in Griechenland an den nöthigen und nützlichen Hülfsmitteln nicht fehlen, und namentlich hat der Grieche Georg Polymeris, welcher selbst eine Buchdruckerei in Hermupolis auf der Insel Syra besitzt, theils 1851 ein „Ἀλφαβητάριον ἀγγλικόν", theils 1852 eine kleine Sammlung unter dem Titel „A selection of amusing anecdotes" erscheinen lassen.

Laut einer Ankündigung des Griechen A. Koritschas will derselbe von dem in seinen Händen befindlichen literarischen Nachlasse des den Freunden und Kennern der neugriechischen Literatur und Poesie wohlbekannten Athanas. Christopulos Einzelnes, namentlich die in funfzehnsilbigen ungereimten Versen verfaßte Uebersetzung des ersten Gesangs der „Iliade", außer Uebersetzungen einzelner Fragmente der Sappho und der Bücher des Herodot mit Anmerkungen des Christopulos und dessen Lebensbeschreibung, auch später dessen letzte Arbeit: „Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα", archäologischen und linguistischen Inhalts, herausgeben.

Von dem durch einige historische Schriften namentlich über die alte und mittelalterliche Geschichte Griechenlands vortheilhaft bekannten Griechen Konst. Paparrigopulos, welcher seit einiger Zeit als außerordentlicher Professor an der Universität in Athen angestellt ist und Vorlesungen über Geschichte hält, ist (Athen 1852) ein „Handbuch der alten Geschichte", nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet, erschienen, das in der ersten Abtheilung die alte Geschichte, dagegen in der zweiten das Mittelalter behandelt. Derselbe Grieche, welcher unter Anderm auch an der seit einigen Jahren in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα" besondern Antheil nimmt, unterläßt es auch nicht, in der letztern zweifelhafte Fragen der altgriechischen Geschichte zu behandeln und dabei namentlich die Forschungen deutscher Gelehrten zu berücksichtigen, wie dies z. B. in dem zweiten Novemberhefte der erwähnten Zeitschrift geschehen ist. Dieses Heft enthält nämlich einen Aufsatz über die von dem genannten Griechen selbst in einer eigenen Schrift 1844 angeregte Frage, in welchem Jahre Korinth durch den römischen Consul Mummius zerstört worden sei, eine Frage, die er gegen die gewöhnliche Meinung dahin beantworten zu müssen glaubte daß er jene Begebenheit nicht in das Jahr 146 v. Chr. Geb., zugleich mit der Zerstörung Karthagos, sondern in das darauf folgende 145 v. Chr. Geb. setzte. Nahm nun auch der berühmte Historiker Schlosser in der neuesten Ausgabe seiner „Allgemeinen Geschichte" jene Meinung des Griechen Paparrigopulos an, so bekämpfte sie dagegen der gelehrte göttinger Archäolog K. F. Hermann in seinen „Gesammelten Abhandlungen und Beiträgen zur classischen Literatur und Alterthumskunde" (Göttingen 1849), und wider dessen Beweisführung ist der angezogene Auffatz der griechischen Zeitschrift gerichtet, der die frühere Meinung des Verfassers vertheidigt. Es ist jedenfalls erfreulich, zwischen deutscher Forschung und den Studien gelehrter Griechen jener Wechselwirkung zu begegnen, die besonders auf dem Gebiete der Wissenschaft als eine Frucht wahrer und echter Wissenschaftlichkeit und zugleich echter Humanität, wie letztere an sich vornehmlich den Deutschen eigen ist, der Sache selbst nur förderlich sein kann, die aber auch auf Seite der deutschen Nation den Einzelnen selbst ehrt, der nicht hochmüthig auf die Neugriechen herabblickt.

Von dem gelehrten und durch verschiedene lexikographische Arbeiten bekannten Griechen Skarlatos D. Byzantios in Athen ist zu dem ersten Theile seines auf tiefen Forschungen und eigenthümlichen Studien beruhenden geographisch-historischen Werks über Konstantinopel nun auch kürzlich (Athen 1852) der zweite Theil erschienen, der sich mit dem Bosporus und dessen Umgebungen beschäftigt.

Von dem in Deutschland gebildeten, am Gymnasium in Athen angestellten Griechen N. Chortakis erschien (Athen 1852) in einer vermehrten und gänzlich umgearbeiteten zweiten Ausgabe dessen „Mathematische und physische Geographie" und von dem 1845 von Papadopulos Bretos herausgegebenen „Κατάλογος τῶν ἀπὸ τῆς πτώσεως τῆς Κωνσταντινουπόλεως μέχρι τοῦ 1821 ἔτους τυπωθέντων βιβλίων παρ' Ἑλλήνων εἰς τὴν ὁμιλουμένην ἢ εἰς τὴν ἀρχαίαν ἑλληνικὴν γλῶσσαν" wird gegenwärtig eine mit bibliographischen und kritischen Anmerkungen sowie mit kurzen Biographien von 480 Neugriechen vermehrte zweite Ausgabe vorbereitet.

Aus dem Jahre 1850 tragen wir hier noch im Interesse der Freunde der hellenischen Epigraphik eine in Korfu erschienene Schrift von I. N. Oikonomidis: „Λοκρικῆς ἀνεκδότου ἐπιγραφῆς διαφώτισις", nach, welche die sprachlich und sachlich sehr gelehrte Erklärung einer in Korfu oder in Lokris gefundenen sehr alten siebzehnzeiligen, im lokrischen Dialekt abgefaßten griechischen Inschrift enthält, und von welcher die Kritik bemerkt daß die neugriechische Literatur auf diese Schrift sich mit Recht etwas einbilden dürfe; und als einen Beitrag zur Geschichte des griechischen Freiheitskampfes, der nicht ohne historischen Werth und dabei noch besonders geeignet ist die Nachkommen die Leiden und Opfer erkennen zu lassen, mit de-

nen für die Väter der Freiheitskampf verbunden gewesen, erwähnen wir eine kleine Schrift von Joseph Zaphiropulos, herausgegeben von Theodor Zaphiropulos: „Οἱ Ἀρχιερεῖς καὶ οἱ Προύχοντες ἐντὸς τῆς ἐν Τριπόλει φυλακῆς ἐν ἔτει 1821" (Athen 1852).

Zum Schlusse gedenken wir hier noch eines höchst wichtigen und werthvollen, uns aus Griechenland zugekommenen Buchs, das unter dem Titel „Ὁ γέρων Κολοκοτρώνης" (Athen 1851) die von Theodor Kolokotronis selbst herrührende „Darstellung der Geschichten des Griechenvolks von 1770 — 1836" und in dieser Hinsicht um des Gegenstandes und um des Verfassers willen einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des neuen Griechenland enthält. Durch das ganze Buch, welches wol werth ist daß wir noch besonders und ausführlich auf dasselbe zurückkommen, weht ein eigenthümlicher hellenischer Geist, der in seiner fremden und unbekannten Weise und doch nicht als ein fremder und unbekannter Geist mit unwiderstehlicher Gewalt den Leser ergreift: ein Geist der ihn schon aus der doppelten Vorrede anweht, welche mit ebenso viel Kenntniß und Verstand als tiefem Gefühl und Phantasie von dem Griechen G. Tertschetis, Secretair der Deputirtenkammer in Athen, geschrieben worden, und welche durch die in ihnen sich kundgebende Religion einer heiligen Vaterlandsliebe jeden unverdorbenen Freund wahrer Nationalität mächtig und gewaltig anspricht. Es ist uns kaum ein anderes Buch aus dem neuen Griechenland zugekommen, das so wie dieses unser Interesse erregt hat, und es wäre wol zu wünschen daß es in einer deutschen Uebersetzung den Deutschen, die sich wenigstens früher für die Bestrebungen der neuen Griechen warm und lebendig interessirt haben und welche wegen der Zukunft Griechenlands und des ganzen europäischen Osten den Einfluß auf diese Zukunft sich nicht sollten entziehen lassen, näher gerückt würde, wenn nur — die Deutschen unter den gegenwärtigen Umständen besondere Lust hätten, jenen eigenthümlichen Geist und das Interesse, welches das Buch einflößt auf verdiente Weise zu würdigen. 29.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Pietro Bembo und seine Tochter.

In Rafael's Wandgemälde der Schule von Athen, in jener Philosophengruppe welche auf der rechten Seite des Bildes neben den Mittelfiguren Platon und Aristoteles steht, erblickt man einen bejahrten Mann mit langem weißem Barte, als Zeno, Stifter der stoischen Schule, gedeutet. In ihm hat man das Bildniß Pietro Bembo's erkennen wollen. Es ist ein Anachronismus, denn Bembo war damals nicht 40 Jahre alt; man erklärt sich indeß die irrige Annahme, wenn man weiß daß der venetianische Historiker und Dichter, als er Papst Leo's X. Geheimschreiber war, in freundschaftlichen Beziehungen zu Rafael stand, dessen berühmte Grabschrift im Pantheon von ihm herrührt, sowie durch den Umstand daß der Philosophenkopf mit dem des Cardinals einige Aehnlichkeit hat. Wenn man sich diesen Cardinal Bembo späterer Jahre vergegenwärtigt, so hat man selbst bei aller Berücksichtigung des Charakters des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts einige Mühe sich an den Gedanken der Identität desselben mit dem Verehrer Lucretia Borgia's zu gewöhnen. Die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand bewahrt bekanntlich manche Stücke der Correspondenz, denen die blonde Locke beigefügt war, welche Lucretia, seit 1501 Gemahlin Alfonso's von Este, Herzogs von Ferrara, dem damals etwa Vierunddreißigjährigen schenkte. Jahre und Abwesenheit thaten dem freundschaftlichen Verkehr zwischen Bembo, welcher Ferrara 1506 verließ, und der Herzogin, welche bis zum Jahr 1519 lebte, keinen Abbruch. Bembo's Liebe zu Lucretia wurde von gleichzeitigen Dichtern gefeiert, obschon die Anspielungen dunkel sind. Indem er ihr seine „Asolani" widmete, die Gespräche über die Liebe welche er den Hofleuten der Königin von Cypern, Caterina Cornaro, auf ihrem Landsitze zu Asolo in den Mund legt, pries er ihre Schönheit sowol wie ihr Bestreben ihren Geist zu zieren und ihre Kenntnisse zu bereichern. Wie sehr Lucretia, welche die neueste Zeit namentlich aus Romanen, aus Victor Hugo's Schauspiel und Donizetti's Oper kennt, von ihren Zeitgenossen bewundert ward, zeigen die Verse Ariosto's im „Orlando furioso", die Stelle unter andern (Gesang 42, Strophe 83), wo er die durch Inschriften erläuterten Bildnisse berühmter Frauen schildert, in deren Reihe die Herzogin zuerst erscheint:

> Lucretia Borgia nennt mit Lobeswalten
> Die erste Schrift, die seinem Aug' erscheint;
> Sie, die an Reiz und Tugend jener alten
> Lucretia ihrem Rom vorzüglich scheint.

Ein Lob das unter allen Verhältnissen seltsam klingen muß, wenn man auch nicht an Burkard's und anderer Gleichzeitigen Chronique scandaleuse-beflissene Historien von der Tochter Alexander's VI. denkt.

Während die Herzogin von Ferrara sich der Frömmigkeit in die Arme warf, eilte Pietro Bembo von Vergnügen zu Vergnügen. Nach Papst Leo's Wahl zu dessen Geheimschreiber ernannt, an dem weltlich glänzenden Hofe des Mediceers lebend, knüpfte er ein Verhältniß mit einer gewissen Morosina an, die man nach ihrem Namen für eine Venetianerin halten muß. Dies Verhältniß währte bis zum Tode der Morosina, welcher zu Padua erfolgte, wohin Bembo sich nach Papst Leo's Tode zurückgezogen hatte. Während der Regierungszeit Hadrian's VII. und Clemens' VII. führte er ein ruhiges, der Poesie, den Wissenschaften und Forschungen aller Art gewidmetes, von äußern Annehmlichkeiten verschöntes Leben theils in gedachter Stadt, theils auf einer Villa am Ufer der Brenta, wo Paul III. ihn, den bald Siebzigjährigen, auf das Zureden seiner Freunde Contarini und Sadolet, die Liebesgeschichten und Liebesgedichte seiner Jugend mit dem Mantel der Vergessenheit bedeckend oder mit der fast allgemeinen, dem Papste selbst nur zu wohlbekannten Richtung der Zeit entschuldigend, ins Heilige Collegium berief, dem er noch acht Jahre angehörte, die er meist in Rom zubrachte, obgleich er Bischof von Gubbio, dann von Bergamo war.

Bembo hatte drei natürliche Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Daß Letztere ihm nicht immer Freude machte, ergibt sich aus einigen Briefen welche in der Handschriftensammlung des Britischen Museum aufbewahrt werden und neulich in einem Heftchen „Alcune lettere di celebri scrittori italiani raccolte e pubblicate dal colonnello conte *Alessandro Mortara*" (Prato 1852) gedruckt worden sind. Im Jahre 1543 verheirathete Bembo, damals schon Cardinal, das funfzehnjährige Mädchen an den venetianischen Edelmann Pietro Gradenigo, zu welchem Zwecke er sich selbst von Rom nach Padua begab, wo Elena in dem Kloster S.-Pietro erzogen wurde. Schon vorher scheint er nicht mit ihrem Betragen zufrieden gewesen zu sein. „Tochter Elena", schreibt er am 1. Mai 1543 von Rom aus, „von mehren Seiten habe ich vernommen daß du eigenwillig und ungehorsam und starrköpfig geworden bist und keine Leitung noch Aufsicht ertragen magst, womit Alle die dich lieben und für dich sich mühen wenig zufrieden sind. Dies zu vernehmen ist mir unerfreulich gewesen und macht mich glauben, daß wenn du in deinem zarten Alter so bist, du größer werdend Allen misfallen mußt, indem die Fehler mit den Jahren eher zu- als abnehmen. Nichts aber kann bei einem Mädchen schlimmern Eindruck machen als Selbstwilligkeit und Mangel an Gehorsam und Demuth. Du weißt daß ich dir früher geschrieben und dich ermahnt habe fügsam zu sein, statt dich an Hochmuth zu gewöhnen und dich mehr zu dünken als du bist und als Solchen ansteht welche von Andern geliebt und belobt zu sein wünschen. Ich sehe daß dies Nichts gefruchtet hat und daß du meine Ermahnungen und Rathschläge in den Wind schlägst. Daran thust du übel

und erwiderst schlecht die Liebe die ich zu dir trage und die Sorge die ich um dich habe. So sage ich dir denn nochmals, du sollst dir angelegen sein lassen sittsam, bescheiden und demüthig in allen deinen Handlungen zu sein, nicht aber anmaßend, wenn du mir Freude und Trost zu bereiten, von mir Trost und Freude zu empfangen wünschest. Deinerseits sollten mir nur Merkmale und Beweise kommen daß du das bescheidenste Mädchen im ganzen Lande bist. Ich bringe dir in Erinnerung daß man die gute Meinung der Leute nicht gewinnt, indem man sich über sie erhebt: Frauen aber und namentlich Mädchen bedürfen dieser guten Meinung sehr. Bald werde ich dich wieder besuchen. Finde ich dich so wie du mir mehr denn ein mal geschildert worden bist, so wird es mir leidthun und du wirst es merken. Bleibe gesund und sei brav, und grüße Lucia und die ehrwürdigen Frauen. Am 1. Mai 1543 in Rom. An Elena Bembo meine Tochter zu Padua im Kloster von S.-Pietro."

Im Herbst desselben Jahres war Bembo in Padua, wo die Hochzeit Elena's stattfand. Am 27. November richtete er aber an dieselbe von Gubbio aus einen langen und ernsten Brief der größtentheils von häuslichen Dingen handelt und in welchem er der Neuvermählten Undank für so viele Güte vorwirft. Ein Schreiben vom 5. December ist kürzer, aber noch schärfer gefaßt. „Elena", heißt es darin, „da es dir gefallen hat eine so ungehorsame und undankbare Tochter zu sein wie du gewesen als ich kaum dich und deinen Gatten in Padua verlassen, um hierher (nach Gubbio) zurückzukehren, von wo ich blos aufgebrochen um dich zu verheirathen und glücklich zu machen: so will ich dir kundthun daß du dich schlecht betragen hast und dich schämen solltest, nicht blos die Liebe von welcher ich dir so viele wahrhaftige Beweise gegeben, und deine zahllosen Verpflichtungen gegen mich so bald vergessen, sondern auch eine mir deinem Vater so abgeneigte Gesinnung auf alle Weise andentaggelegt zu haben. Da ich nun vernommen daß es deine Absicht ist um diese Weihnachten in mein Haus zu Padua einzukehren, so melde ich dir daß du in mein Haus nicht einkehren noch es mit einem Fuße betreten wirst, solange ich am Leben bin. Du magst die Cristina wissen lassen, sie möge dir ihren schönen Palast herrichten und einen Karren schaffen auf welchem du sie nach Padua mitnehmen kannst, dich durch so schöne und liebe Gesellschaft zu ehren. Da wirst du denn nach Verdienst belohnt werden. Ich will dir nicht vorhalten was Alles du mir zum Verdruß gethan, denn du weißt es am besten selbst. Deinem Mann magst du sagen, daß wenn mein Entschluß ihm unerfreulich ist, er es dir zu danken hat, nicht mir: denn ich halte ihn werth, da ich ihn als wohlerzogen kenne, tüchtig und gesittet. Lebe wie dir beliebt, da du einmal solche Wahl getroffen hast; ich werde mich wenig darum kümmern. Erwarte von mir nicht Brief noch Botschaft, wenn mir nicht Reue ankommt, was ich nicht glaube. Unser Herrgott flöße dir tugendhaftere Gesinnung ein und sende dir nicht die Strafe und Züchtigung die du verdienst."

„Wenn mir nicht Reue ankommt, was ich nicht glaube." Die Reue der Tochter erweichte aber doch des Vaters Herz. Am Charfreitage des folgenden Jahres ließ er ihr Verzeihung angedeihen. „Tochter Elena. Da du in deinen Briefen mich demüthig um Vergebung der Undankbarkeit bittest welche du auf mehrfache Weise gegen mich kundgegeben hast, so will ich dir diese Vergebung gewähren, und zwar heute, an dem Tage des Verzeihens und Vergessens der Beleidigungen. Die dringenden Bitten des erlauchten Messer Jeronimo Quirino, des Messer Bernardin Belegno und der Madonna Isabella, die sich zahlreiche Verdienste um mich erworben, haben mich mehr dazu vermocht als deine Bitten. Denn du hast Nichts verdient außer weil du meine Tochter bist, was aber nicht im geringsten dein Verdienst ist. Grüße mir deinen Mann und bleibe gesund. Am 11. April, dem heiligen Freitag, 1544 in Rom. Dein Vater."

Wie wohlaufgenommen Pietro Bembo in jüngern Jahren am Hof von Urbino war, bei Herzog Guidubald I., ist bekannt; neuerdings noch hat Dennistoun in den „Memoirs of the dukes of Urbino" seine Beziehungen zu den feltrischen Fürsten erläutert. Mehr als 30 Jahre nachdem er Urbino mit Rom vertauscht, traf der Cardinalbischof von Gubbio in dieser zum Herzogthum Urbino gehörenden Stadt mit Guidubald II. zusammen, dem Großneffen jenes ersten. In dem obenerwähnten längern Schreiben an seine Tochter gedenkt er dieser Begegnung, die ihn an frühere Tage erinnerte. „Ich habe viele Ehre und Geneigtheit nicht nur von dem Herrn Herzog und der Frau Herzogin erfahren, die in dieser Stadt weilten als ich eintraf, sondern auch von der gesammten Bürgerschaft, sodaß ich mit meinem hiesigen Aufenthalt sehr zufrieden bin und denselben soviel ich vermag verlängern werde. Jene Herrschaften sind ein schönes und anmuthiges Paar, und die Herzogin scheint von nicht geringerer Tugend als ihre beiden Vorgängerinnen, von denen die erste eine so vortreffliche und seltene Frau war, die andere es noch ist." Es ist hiermit Elisabetta Gonzaga gemeint, Guidubald's I. ausgezeichnete Gemahlin, und Eleonora Gonzaga, die Frau seines Neffen und Nachfolgers Francesco Maria della Rovere. Die damalige Herzogin von Urbino, Guidubald's II. Gemahlin, war Giulia Varano, die Erbin von Camerino, welches sie und ihr Gemahl wider die Ansprüche Papst Paul's III., der es mit dem Kirchenstaate vereinigte, nicht zu behaupten vermochten. Sie starb nach zwölfjähriger Ehe, obgleich erst 24 Jahre alt, 1547. In demselben Jahre starb auch Pietro Bembo.

Eine römische That.

Bekannt ist die Geschichte S.-Johann Gualbert's, des Stifters des Vallombrosanerordens, welcher in seiner Jugend dem Mörder eines Verwandten begegnend, dem er Rache geschworen hatte, demselben, welcher sich in seine Hand gegeben sah, nicht nur verzieh, sondern ihn auch zu untadelhaftem Lebenswandel zurückführte. An dem Pfade der von Florenz nach der Basilika und dem Kloster S.-Miniato al Monte führt, wo Johann Gualbert sich dem Mönchsleben widmete, ist die Begebenheit in einem neuerdings ziemlich roh restaurirten Fresco dargestellt.

In der Kirche Sta.-Maria Araceli zu Rom erzählt eine Inschrift in der Nähe der Hauptthüre eine ähnliche Geschichte. Stefano Sanzio schwor dem Mörder seines Vaters Rache, nahm Kriegsdienste und traf mit dem Schuldigen zusammen, der in Lebensgefahr, ihn nicht kennend, zu ihm um Hülfe flehte. Er half ihm, umarmte ihn und entließ ihn später mit milder Gabe. Es geschah im zweiten Regierungsjahre Papst Alexander's VI., d. i. im Jahre 1494. „Neque admirandum, viator, quod Romanus vir romane agat." So sagt die Inschrift welche Gentile Virginio Orsini setzen ließ, damals Haupt der mächtigen Linie von Bracciano und Urgroßvater jenes Paolo Giordano, welcher in der Geschichte und in modernen Romanen als Gemahl zweier unglücklichen Frauen, der Isabella de' Medici und der Vittoria Accoramboni, eine große Rolle spielte. An Gentile Virginio's Leben knüpft sich nicht soviel romantisches Interesse, aber es war weit thatenreicher noch als das seines Nachkommen. Denn der Orsino, Herr von Tagliacozzo und Alba in den Abruzzen und zahlreicher Herrschaften in der römischen Umgebung, war schon in seiner Jugend am Hofe der Aragonesen in Neapel und einer der Ritter des Hermelinordens, welchen König Ferdinand I. stiftete, ihm die Devise des „Malo mori quam foedari" (Besser todt als befleckt) beilegend, welche wol zu den Insignien paßt, weniger zum Charakter des Stifters. In den endlosen kleinen Kämpfen welche dies ganze Zeitalter Lorenzo's de' Medici, diese weit über Gebühr gepriesene Aera des italienischen Gleichgewichts füllten, und während der ersten Jahre der großen Kämpfe zu denen Karl's VIII. Feldzug gegen Neapel das Signal gab, war Gentile Virginio einer der thätigsten und einflußreichsten Parteigänger, bis er im Jahre 1497, es heißt an Gift, im

Castel dell' Uovo zu Neapel starb, eines der unzähligen Opfer jener politischen Treulosigkeit in welcher die Borgia und die Aragonesen sich auszeichneten, von welcher aber die meisten Fürsten jener Zeit mehr oder minder angesteckt waren.

Blendung einer Ehebrecherin.

Die Chronik der Stadt Perugia von Antonio de' Beghi (theilweise gedruckt in den „Cronache e storie inedite della città di Perugia", erster Band, Florenz 1850) berichtet folgendes Factum aus dem Jahre 1455, welches von der Wildheit der damaligen Sitten ein nur zu anschauliches Beispiel gibt. „Am 30. Mai wurden der Bracciamonte del Miccia, Frau des Carlo dell' Abate dei Graziani, die Augen ausgerissen. Ihr eigener Bruder, Lionello del Miccia degli Oddi, war der Urheber der That. Er fand sie im Ehebruch mit einem Mariano, Seiler vom Campo Sta.-Giuliana. Diesem ließ er die Wahl: entweder ich tödte dich auf der Stelle oder du blendest die Bracciamonte. Der Seiler entschloß sich zu letzterm. Es geschah zu Castel Vieto. Nachdem es gethan war, gab Lionello dem Mariano eine Menge Prügel und verbot ihm sich je wieder im Gebiete blicken zu lassen." 41.

Bibliographie.

Byzantinische Analekten aus Handschriften der S. Markus-Bibliothek zu Venedig und der K. K. Hof-Bibliothek zu Wien. Von J. Müller. Wien. 1852. Lex.-8. 15 Ngr.

Bauer, H., Geschichte und Beschreibung der ehemaligen freien Reichsstadt Aalen. Aalen. Gr. 8. 18 Ngr.

Beidtel, I., Ueber die Justizreformen unter Kaiser Leopold II. und ihren Einfluss auf den gesellschaftlichen Zustand. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Brachelli, H. F., Die Staaten Europa's in kurzer statistischer Darstellung. Zwei Abtheilungen. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Conscience, H., Der Bauernkrieg. Historisches Gemälde aus dem 18. Jahrhundert. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 6 Original-Illustrationen von E. Dujardin. Zwei Theile. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Esselen, M. F., Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus. Eine Abhandlung. Hamm, Grote. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Familien-Chronik der Beck von Leopoldsdorf. Von H. J. Zeibig. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Gedichte von Louise H..st. Potsdam. 1852. 12. 7½ Ngr.

Goldenthal, Die neueste historische Schule in der jüdischen Literatur. Zugleich Bericht über die von Hrn. Leop. Dukes herausgegebenen, in dies Bereich einschlagenden hebräischen Werke. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Westeuropäische Gränzen. Von einem Beamten der Civilisation. Trier, Lintz. Gr. 8. 15 Ngr.

Hammer-Purgstall, Ueber Bogen und Pfeil, den Gebrauch und die Verfertigung derselben bei den Arabern und Türken. Mit 3 Tafeln. Wien. 1852. Folio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, W., Die Epochen der Kirchengeschichte Indiens. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 31. Jan. 1853 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Lauer, J. F., Litterarischer Nachlass. 2ter Band: Zur Mythologie. Herausgegeben von H. Wichmann. — A. u. d. T.: System der griechischen Mythologie. Prolegomena und die griechischen Himmelsgötter. Nebst Anlagen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Leucosia die Magdeburger Elbjungfrau. Eine Mustersammlung der neuesten und gediegensten Original-Novellen verschiedener Verfasser. 1ster Band. 12 Hefte. Magdeburg, Quednow. 4. 2 Thlr.

Ungedruckte provenzalische Lieder von Peire Vidal, Bernard von Ventadorn, Folquet von Marseille und Peirol von Auvergne. Herausgegeben von K. Delius. Bonn, König. Gr. 8. 10 Ngr.

Minutoli, A. Freih. v., Der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche christliche Baukunst der scandinavischen Normannen. Nebst 12 lithographirten Tafeln. Berlin, D. Reimer. Imp.-Folio. 12 Thlr. 20 Ngr.

Meißner, A., Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr.

Menzel, W., Geschichte Europa's vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß (1789—1815). 1ste Lieferung. Stuttgart, A. Krabbe. 6 Ngr.

Müller, J., Gedichte. 2te Auflage. Hamburg, Heller. 32. 20 Ngr.

Neumeister, T., Der Raubschütz oder die Verbrechen im Waldschlosse. 2te Auflage. 1stes Heft. Neusalza, Bornbrück. 8. 2½ Ngr.

Noack, L., Die Theologie als Religionsphilosophie in ihrem wissenschaftlichen Organismus dargestellt. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder: Leiden der Negersklaven in Amerika. Im Auszuge für das deutsche Volk bearbeitet. Mit 1 Titelbild. Berlin, Lassar. Gr. 16. 5 Ngr.

Zingerle, J. V., Die Müllerin. Eine Tiroler Dorfgeschichte. Innsbruck. Gr. 12. 4½ Ngr.

Tagesliteratur.

Anders, E., Die zweihundertjährige Jubelfeier der Evangelisch-Lutherischen Friedenskirche zu Groß-Glogau. Glogau, Flemming. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Bischof von Mainz und die römische Lehre. Eine Entgegnung auf die „öffentliche Erklärung" des Bischofs in Betreff des ungarischen Convertitenbekenntnisses. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Fallenstein, F., Zur Vertheidigung des Professor G. G. Gervinus wider die gegen ihn erhobene Anklage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Hauschild, E. J., Welche Erfolge darf sich der Unterricht in der deutschen Sprache von der Anwendung der calculirenden Methode versprechen? Wie kann sich die Schule an der Sorge für die nöthige Leibesbewegung unserer Kinder, sowie für deren körperliche Uebung und Ausbildung, betheiligen? Zwei Schulfragen in dem Leipziger Lehrerverein am 19. Jan. und 2. Febr. 1853 behandelt, und bei Gelegenheit des fünften Berichtes über das moderne Gesammtgymnasium in Leipzig veröffentlicht. Leipzig, Colditz. Gr. 8. 3 Ngr.

Das 50jährige Jubelfest des Hrn. Oberlehrers, Cantor J. Kunz zu Wiesbaden am 29. Sept. 1852. Festbeschreibung von Thielmann. Autobiographie vom Jubilar. Wiesbaden. Gr. 8. 5 Ngr.

Kleudgen, P., Die deutsche Kolonie Santa Cruz in der Provinz Rio Grande do Sul in Süd-Brasilien, nach den neuesten Nachrichten dargestellt. Hamburg, Kittler. Gr. 16. 6 Ngr.

Rechtsgutachten über die wider den Professor G. G. Gervinus erhobene Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrath und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Rintel, Zum Gedächtniß des Wirkens Melchiors Freiherrn von Diepenbrock, weiland Cardinals und Fürstbischofes von Breslau, während seines Episcopates. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1852 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

26. Gabelentz (H. C. von der), Beiträge zur Sprachenkunde. Erstes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter besondern Titeln:
I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:
Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.* Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

27. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Erstes bis einundneunzigstes Heft, oder erster Band bis achten Bandes siebentes Heft. Gr. 8.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

28. Kleine Geschichten für die Jugend. Seinen Kindern in der Heimat erzählt von D. L. H. 8. Geh. 8 Ngr.

29. Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh.

Erster Band: **Wirbelthiere,** besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:
I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte 1852. 5 Thlr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

30. Goltz (Bogumil), Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der noch nicht nach Verdienst geschätzte Verfasser des „**Buch der Kindheit**" (1847) und des „**Menschen-Dasein**" (1850), welches erstere Rosenkranz eine „Fundgrube für alle Zeiten" und Diesterweg ein „unschätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plastik, mit so quellfrischen Empfindungen schildert, daß sich der Leser mit fortgerissen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poesie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall schlagende Verstand des Buchs sagen will, das ist die lebendigste Schilderung, die herzigste Würdigung des Landvolks. Das Werk ist in dieser Hinsicht dem Besten an die Seite zu stellen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiet geleistet hat.

31. Görgei (Arthur), Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. Größtes Lexikon-Octav. Geh. 6 Thlr.

Dieses Werk, dessen Erscheinen man seit längerer Zeit allgemein mit außerordentlicher Spannung entgegensah, gehört der Geschichte an. Ohne die Memoiren Görgei's sind alle bisherigen Werke über die neueste Geschichte Ungarns nur Bruchstücke.

32. Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. Erster und zweiter Abdruck. 8. Geh. 22½ Ngr.

33. ——————, Resultate und Ausrechnungen zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst rc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

34. Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweisung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene zweite unveränderte Auflage desselben, um auch Diejenigen zur Lecture der „Ritter vom Geiste" zu veranlassen, die sich bisher diesen Genuß noch nicht verschafften.

35. ——————, Dramatische Werke. Erster bis siebenter Band. 8. 1845—52. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Die erschienenen Bände enthalten:
I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli. — VII. 2. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen 25 Ngr.

36. Gutzkow (K.), Uriel Acosta. Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieses Dramas' wird es erwünscht sein, dasselbe hiermit den so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Durch mich ist zu beziehen:
Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von Wegener. 4. 6 Ngr.
Vergl. Nr. 82.

37. Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon rc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von A. Schiller. In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis vierte Lieferung. (A—Genelli.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 18[illegible]—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 13. — 26. März 1853.

Inhalt.

Neue deutsche Dramen.

Dritter und letzter Artikel.*)

35. Schloenbach's dramatische Werke. Dresden, Schäfer. 1852. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es ist allerdings ein großer Sprung hinabwärts von Kugler's „Jakobäa", womit wir unsern zweiten Artikel schlossen, zu diesen dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmeten Schloenbach'schen Stücken, allein sie zählen mit Ausschluß eines einzigen immerhin zu den bessern und erfreulichern Producten der neuern Literatur und bekunden ein ernstes, auf das Charakteristische und Solide gerichtetes Streben, dem ein zwar nicht geniales und schwungreiches, aber gesundes und innerhalb seiner Beschränkung kräftiges Talent zugebotesteht. Die Sammlung beginnt mit ihrer werthvollsten Gabe, der Tragödie „Gustav III.", in welcher der Autor den schwierigen Versuch gemacht hat, die widerspruchsvolle Persönlichkeit jenes in seinem ganzen Wesen lebhaft an Oestreichs zweiten Joseph erinnernden Monarchen dramatisch zu consolidiren und künstlerisch zu begründen, ohne doch dabei der geschichtlichen Wahrheit allzu sehr ihr Recht zu nehmen. Wenn die Geschichte in Gustav eine Individualität aufstellt, die, vom lebhaftesten Wunsche, das schwedische Volk von Druck und Vorurtheil zu befreien, beseelt, jedes, auch das unsittlichste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks zu gebrauchen sich nicht scheut, und großer Eitelkeit und Selbstüberschätzung anheimgefallen die nachhaltige Ausdauer und ruhige Besonnenheit nicht besitzt, um den brennenden Wünschen die welterfahrene Ueberlegung und das am Leben und an Menschenkenntniß gereifte Urtheil als sichere Bürgschaft der thatsächlichen Erfüllung entgegenzuhalten; wenn sich hierin die Wahrheit erfüllt daß das blos leidenschaftliche Wollen und Handeln, es sei in seinem Ursprunge noch so gut und löblich, nach jeder Richtung hin scheitert und statt Harmonie Verwirrung und Umsturz erzeugt: so hat Schloenbach diese geschichtliche Realität dadurch zu Gunsten des seinem Helden zu gewinnenden ethischen Antheils zu mildern und zu veredeln gesucht, daß er die in egoistischer und crassester Selbstverliebtheit entspringenden Motive in der Brust des historischen Gustav in der idealen Menschenbeglückungstheorie des unglücklichen Fürsten durchaus untergehen und, um ihn in das hellste Licht zu stellen, seinen Widersachern alle Schatten und Nebel die das Stück des künstlerischen Contrastes wegen braucht zukommen läßt. Der Zweck den Helden dadurch zum unbestrittenen Träger des sittlichen Princips zu machen wird aber nicht erreicht, indem nun die höchsten ethischen Foderungen an ihn zu stellen für den Zuschauer — denn wir können nun einmal ein Drama nicht anders als auf der Bühne uns denken — eine Nothwendigkeit wird. Schloenbach's „Gustav" befriedigt diese Foderungen nicht nur nicht, er verletzt sie geradehin auf das gröblichste. Daß er den seinen Befehlen ungehorsamen General Hestesko hinrichten läßt, in welcher That unser Dichter offenbar eine tragische Schuld seines Helden, für welche seine Ermordung durch Ankarström die tragische Gerechtigkeit erfüllt, heraufzubeschwören beabsichtigt, das verzeihen wir dem König, denn er hat damit gegen einen in Kriegsnoth treulosen Soldaten ein Unrecht nicht eigentlich begangen; daß er durch die cordeliaartige Kälte und jeder Aeußerungsfähigkeit bare Insichselbstversunkenheit seiner ihn trotzdem im tiefsten Innern vergötternden Gemahlin von dieser abgeschreckt und liebedürftig, wie sein auf dem Throne vereinsamtes Herz es ist, einer Andern seine volle und glühende Zärtlichkeit zuwendet, verzeihen wir dem Menschen: aber daß diese Zärtlichkeit Liebe gar nicht ist, sondern nur sinnliches Flackerfeuer, dem zwei edelste Frauenherzen — das der Königin und das der Geliebten Gustav's — zum Opfer gebracht werden, und daß von diesem förmlich eine Art von Coquetterie und Spielerei mit dem Gefühle der Liebe getrieben wird — das sind Unwürdigkeiten die unser ethisches Bewußtsein einem wie hier die sittliche Macht repräsentirenden Helden nicht wohl vergeben kann. Hätte der Poet die in dem historischen Gustav lebendigen und zu seinen immerhin hohen Zwecken mitwirkenden Motive des persönlichen Ehrgeizes in seinem Gemälde kräftig stehen lassen, hätte er hier den Schuldpunkt seines Helden entwickelt, der zugleich ein wirklicher und in seinen Wirkungen energischer geworden wäre, hätte er immerhin denselben aus jener winterlichen Atmosphäre seiner Gattin an das Herz einer Geliebten sich flüchten lassen, der er wirklich Liebe geboten, so war Licht und Schatten richtig und kräftig vertheilt in dem Charakter des Königs und sein reines und sittliches Menschenthum (wir fassen „sittlich" hier natürlich anders als im Kanzelton) nach allen Beziehungen hin gewahrt. Die verfehlte Gesammtwirkung Gustav's beiseitegesetzt, hat der Verfasser im Detail dieser sei-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 38 d. Bl. f. 1852 und den zweiten Artikel in Nr. 4 d. Bl. D. Red.

ner Persönlichkeit viel Feinheit und richtigen Takt bewiesen, wie denn von den übrigen Gestalten seines Stücks die Königin, Pechlin, Ankarström und Gustav's Geliebte, Pauline Hagemann, der dramatischen Begabung des Dichters alle Ehre machen. Dieselbe Wahrheit übrigens die der historische Gustav darthut bekundet auch dieser poetische: Leidenschaftlichkeit zertrümmert selbst das Beste und Höchste, wo sie dasselbe ins Werk richten will, und nur die Besonnenheit ist die Mutter echten Heils.

Das zweite Stück der Schloenbach'schen Dramen: „Burgund und Waldmann", veranschaulicht eigentlich denselben Satz, nur mit der Modification daß jener Gustav im Stücke bei Realisirung seiner großartigen Idee nicht in directen Kampf geräth mit sich selbst, sondern nur mit der Welt außer sich und also mit seinen Planen vorwiegend an Andern scheitert, während dieser Waldmann, der, ein niedriger Gerbergesell aus Zug, als siegreicher Führer eines Gewerkfähnleins im Kampfe gegen Karl von Burgund zum Oberbürgermeister der Schweiz sich heraufschwingt, wesentlich an der gewaltigen, wildleidenschaftlichen Glut seines eigenen innersten Dämons der Herrsucht, also an sich selbst zugrundegeht. Wenn sich aber bei allen unabweisbaren Mängeln an dem vorigen Stücke ein kräftiges Ineinandergreifen der verschiedenen Charaktere, eine scharfe geistige Ausarbeitung in den psychologischen Motiven und Erscheinungen und eine gewinnende Klarheit und Routine im guten Sinne dieses Worts anerkennen und würdigen läßt, so können wir diese Momente in „Burgund und Waldmann" in gleicher Kraft nirgend entdecken und müssen im Gegentheil eine gewisse Wüstheit tadelnd rügen, die diesem Stücke die Totalwirkung ebenso sehr schmälert als sie die einzelnen darin zerstreuten und nicht zu verkennenden Schönheiten trübt und zerreißt.

„Ein spanischer Eid" heißt das Trauerspiel, mit welchem Schloenbach den vorliegenden Band seiner Dramen schließt. Der spanische General Pero zieht in den Kampf und vertraut seine um Vieles jüngere, in Neapel erzogene Gemahlin Clarissa der Hut seines jüngern Bruders Fernando, der als Maler zu Neapel weilte und nun zu diesem Zwecke von ihm zurückgerufen worden. Pero, durch und durch echter Castilier, darf in seinem Bruder denselben Typus ehren. „Wahre sie", sagt er zu Fernando, „vor Versuchung, und wenn du entdeckst daß sie einen Andern als mich liebt, so tödte sie, ehe sie sich und uns Schande bringt." „Mit Gut und Blut" schwört Fernando diesen Auftrag zu vollziehen. Pero ruft die Gräfin und Fernando erkennt in ihr seine Heißgeliebte aus Neapel. „Deinen Schwur habe ich und halte ich", erwidert der General dem ihm diese Entdeckung bekennenden und um Lösung seines Eides bittenden Bruder; „siehe wie du mit dir selbst und deiner Liebe fertig wirst!" So reist Pero ab, und Fernando ringt mit sich den Verzweiflungskampf, bis er endlich unterliegt, als er die Ueberzeugung gewinnt, die Gräfin liebe ihn. „Du wirst sterben, wenn du sagst daß du mich liebst", ruft er Clarissen zu, und sie antwortet: „Fernando, ich liebe!" Ins Herz gräbt er, seinem Eide zu genügen, ihr und sich den Dolch. „Lieben und Sterben — so — das löst, das rettet!" Da hallt Trauermusik und erschossen von Meuchlerhand tragen sie die Leiche des Generals herein.

Ist es doch als ob eins von den alten abgetakelten Schauderstücken wieder lebendig zu machen bei Schaffung dieser dramatischen Misgeburt die Absicht des Dichters gewesen wäre. Wenn es ein Lob verdient, zwei Acte von Gräßlichkeit so vollzustopfen daß andern Kalibers kein Staubkörnchen darin Platz hat, so muß diese abscheuliche Fratze ein Meisterwerk genannt werden. Abgeschlachtet wird ja so ziemlich Alles, und die Natur wird ordentlich auf die Folter gespannt, um sich als widerliche Caricatur in diesem Mordbilde prostituiren zu lassen. Hält der Poet das für spanisch, so rathen wir ihm etwas tiefer den Charakter dieser Nation aus ihrer herrlichen Literatur zu studiren; denn über das „wie er sich räuspert und wie er spuckt" ist er in diesem wahrscheinlich ein Charaktergemälde vorstellen sollenden Undinge nicht herausgekommen. Wir halten es für unsere Pflicht, Schloenbach, dem wir gezeigt zu haben glauben daß wir sein Talent, wo irgend thunlich, zu würdigen und anzuerkennen gern bereit sind, mit allem Ernste und allem Nachdruck darauf aufmerksamzumachen daß Gesuchtheit und Affectation, Momente die schon in seinem „Gustav" und „Waldmann" sich anmelden und in dem „Ein spanischer Eid" ihn bis zur crassesten Unnatur und widerlichsten Coulissen-Effectwirthschaft verführt haben, die Klippen sind, vor denen sein Talent, das wir sich selbst und der Literatur erhalten zu sehen lebhaft wünschen, sich aufs ernstlichste zu hüten hat, und daß er sich vor der Consequenz jener beiden Irrlichter nur bewahren kann, indem er jederzeit Das fest im Auge hält was für den Künstler das einzig stichhaltige Kriterium ist: das Menschliche und das Natürliche. „Ein spanischer Eid" ist ein Pasquill auf Beides.

36. Nero. Tragödie in fünf Acten von M. E. Schleich. Manuscript. München 1852.

Was bei Gelegenheit des Kugler'schen „Pertinax" über die für die poetische Conception ominösen Charaktere jener ost- und weströmischen Kaiserzeit gesagt wurde, gilt auch diesem Drama, das offenbar ein sehr tüchtiges und vielversprechendes Talent erkennen läßt. Es ist der historische Nero, den der Dichter in seinem Drama treulichst reproducirt. Wir finden den Despoten im Begriff seine rechtmäßige Gattin Octavia zu verstoßen und sich Poppäa, die zauberhaft schöne Gemahlin seines Feldherrn Otho, als Kaiserin und Mitregentin antrauen zu lassen. Sein alter Lehrer Seneca mahnt ihn mit edelm Freimuth umsonst ab von diesem Schritte, nachdem er ihm den ernsten Rath gegeben, endlich von dem grausamen und tyrannischen Willen seiner Mutter Agrippina sich zu befreien. Nero liebt diese Mutter nicht, kann sie auch nicht lieben, da er fühlt daß sie Mutter ihm nie gewesen, sondern ihn nur als Werkzeug ihrer maßlosen Herrschsucht gebraucht habe. Allein die Gewohnheit ihr die Mühsal des Regiments zu überlassen und eine angelernte Pietät unterwerfen ihn Agrippina, die nun zum ersten male in der Begierde ihres Sohnes, die sie selbst genährt und angefacht, ihre Nemesis findet. Denn Poppäa, von gleicher Herrschsucht und gleichem Stolze gestachelt, tritt an ihre Stelle und mit feiner Schlauheit weiß sie den in ihren Reizen versunkenen Nero zur Hinrichtung der Mutter zu bewegen. Agrippina sendet ihr ihren Fluch und dem Prätorianeroberst Burrus ihren Ring, an diesen die Mahnung knüpfend, Zwietracht zu stiften zwischen Nero und der neuen Kaiserin. Wie ihre auf die Gewohnheit gegründete Beherrschung ihres Sohnes der auf dessen Begierde und Eitelkeit fundirten Macht der Poppäa über den schwachen Cäsar weichen mußte, so beginnt der neuen Herrscherin Einfluß auf Nero gerade durch die Gewohnheit zu ermatten. Er wird ihrer satt, und sich die Zeit zu kürzen läßt er sich von seinem Günstling Tigellinus unter der Maske eines griechischen Mimen zu der allabendlich einen Kreis geistreicher Männer um sich versammelnden Schauspielerin Epicharis führen. Diese hat zuvor Besuch von ihrem Geliebten, dem vornehmen Römerjüngling Julius Piso gehabt, und als dieser sie zeitiger als gewöhnlich verlassen will, dringt sie so lange mit eifersüchtigem Verdachte in ihn, bis er ihr bekennt, er eile in seines Vaters Haus, wo eine Anzahl gegen das Leben des Tyrannen Nero Verschworener ihre Berathung hätten. Nero singt zur Laute, und als Epicharis, entzückt über sein Spiel, in Verzückung die Eumeniden, wie sie den Muttermörder Orest verfolgen, zu erblicken wähnt, rüttelt das eigene Selbstbewußtsein den verkappten Kaiser zu tiefstem Entsetzen auf, das aber, weil ein Festhalten irgend eines reinen Moments seiner Seele unmöglich, sehr bald in dem Verlangen untergeht, Epicharis zu besitzen. Diese beruft sich auf ihren Liebhaber, und als Tigellinus über dessen zeitiges Davoneilen scherzt, und auf ihr Bemerken, der-

selbe sei in sein väterliches Haus gegangen, höhnend vorgibt, er selbst komme von dort und habe den Julius Piso sich mit Spangen und Armbändern davonschleichen sehen, vergißt sie sich und ruft: „Ihr kommt vom Hause des Piso? Seid also auch von den Verschworenen?“ Nero nicht in Zweifel auf wen es diese Verschworenen gemünzt haben, entdeckt sich dem unglücklichen Mädchen, das also zur Verrätherin an ihrem Geliebten geworden, heißt sie fortführen und das Haus des Piso umzingeln, und eine wilde tigerartige, nur eben das Morden ohne Rücksicht auf den Gegenstand verfolgende Wuth packt seine Seele. Diese steigert sich noch als er auf den teuflischen Rath des Burrus seiner Gattin melden läßt, er sei von Verschwörern gefangen, und diese sofort ihren einstigen Gatten Otho zum Imperator unter Beistimmung aller Senatoren ausrufen lassen will. Verborgen in der Nähe weilend hat der Tyrann Poppäa's Ausspruch gehört. „Agrippinens Wunsch ist erfüllt“, murmelt Burrus. Poppäa's Stunde schlug. Jene planlose Mordsucht Nero's trifft sofort auch Seneca, der in ländlicher Zurückgezogenheit seiner Weisheit lebt und bei welchem wir einen Theil jener dem Tyrannen entflohenen Verschworenen, unter ihnen Piso, finden, denen der alte Römer Muth zuspricht und sie in die Provinzen fliehen heißt. Tigellinus erscheint und bietet ihm den Giftbecher, den er leert. „Das war ein Römer!“ klagt Piso und bricht auf in die Provinz, in dem quälenden Wahne, Epicharis habe ihn absichtlich verrathen. Auch diese läßt der Despot tödten. Ein wildes Gelage hat er in seinem Palaste bestellt, zu welchem die Flammen des auf sein Gebot angezündeten Roms leuchten; hier versucht Poppäa noch ein mal seine Begierde zu fangen, er schickt sie in den Tod, und in dem Gedanken im Lethe Vergessenheit ihrer ganzen Vergangenheit zu trinken findet sie den Sterbetrost. Am Finger des Burrus sieht Nero den Ring der Agrippina. „Du wagst es das goldene Glied mit dem du an der Kette meiner Feinde hängst zur Schau zu tragen?“ ruft der Wütherich, und unter den Klauen eines Circustigers endet Burrus. Die Nemesis hat nur noch einen Schlag zu thun — auf Nero's Haupt. Galba, zum Kaiser ausgerufen, rückt gen Rom. Von den Furien seiner Frevel gehetzt und jeglicher Kraft entbehrend flieht Nero — sein Narr und sein Günstling allein blieben ihm treu; endlich ersticht er sich selbst. So findet ihn Piso, er erfährt von Tigellinus die Unschuld seiner gemordeten Geliebten und schließt im Hinblick auf diese das Drama mit den Worten:

> Auch dieses Opfer laß dir gefallen, Vaterland! — dem neuen Kaiser
> Entgegen, und die Götter mögen's wollen — einer neuen Zeit!

Wir fragen zunächst den Dichter, ob er nicht gefühlt hat daß dieses ominöse „einer neuen Zeit entgegen!“ wie ein Hohn auf den Inhalt seiner Tragödie klingt, daß diese Worte das unbestimmte vage Misbehagen, welches der an jeder treuen und anschaulichen Schilderung jener versunkenen und verwesenden Zeiten — und solche bieten sich hier durchaus — unabstreifbar haftende Leichengeruch erzeugt, in ein Gefühl des tiefsten Ekels concentriren, und daß dieser Widerwille sich mit unwiderstehlicher Gewalt gegen alle die zum Theil frappirenden Schönheiten der Dichtung auflehnt? Und ferner: Hält der Poet seinen, wie bereits erwähnt, mit dem historischen Despoten identischen Nero wirklich für eine zur Vertretung einer tragischen Heldennatur würdige Persönlichkeit? Vom Helden des Stücks muß doch mindestens ein eigener Wille, sei er nun gut oder böse, verlangt werden, und dieser Wille hat alsdann den Kampf mit dem Schicksal zu durchringen. In diesem römischen Despoten aber ist nicht eine Spur von Selbstheit: hin- und hergeworfen als Spielball jedweder äußern Macht, die diesen oder jenen wunden Fleck zu treffen weiß, ein wüstes Chaos gespensterhaft durcheinanderwühlender Laster, die keinen Willen, sondern nur eine Gier als Oberherrn anerkennen, zuletzt ein reißendes Thier, das aller und jeder menschlichen Regung bar schließlich nicht einmal den Muth der Bestie hat, dem Gegner die Zähne zu weisen, das ist dieser Nero, an welchen auch nicht ein Atom von Interesse sich zu hängen vermag und welchen der Autor uns als einen tragischen Helden aufoctroyiren will. Die Rolle die die Persönlichkeit als solche spielen mußte und nicht spielen konnte maßt sich nun die Macht an die nur als Motiv im Drama mitwirken darf: das Schicksal ist der Held dieser Tragödie. Das aber ist durch und durch dem personificirenden und individualisirenden Geiste des Drama fremd, und hat es der Dichter etwa gar bezweckt, so hat er eine Misgeburt zu schaffen in Absicht gehabt. Und doch: wir bauen große Hoffnungen auf diesen mit dem besprochenen Werke unsers Wissens seine literarische Laufbahn beginnenden Poeten. Er hat sich im Stoffe vergriffen, das ist seine, insoweit es die Wirkung seines Stücks anlangt, allerdings sehr schwere, soweit es der Irrthum eines werdenden Talents ist, sehr verzeihliche Schuld. Außer Nero sind sämmtliche Persönlichkeiten der Tragödie, Agrippina, Poppäa, Seneca und der Narr sonderlich hervorzuheben, ganz vortrefflich und bis in das innerste Mark dramatisch. Die Sprache ist durchweg edel und oft von gewaltiger Kraft und Schönheit, und eine Fülle von Geist, hoher Wahrheit, frappanten Humors und tiefer Kenntniß der menschlichen Seele quillt in Ueberfluß durch alle Adern der Dichtung. Dabei sind der geniale Wurf des Ganzen, die freie plastische Objectivität und die durchaus richtige Vertheilung von Licht und Schatten in der Handlung Vorzüge auf welche der Verfasser um so stolzer sein darf, je seltener dieselben einem aufgehenden Talente eigen sind. Gewiß, es sind große und schöne Gaben in diesen Dichtergeist gelegt, und wenn der Ernst redlichen Willens und kräftiger Arbeit ein dauernder Führer desselben bleibt, wird er sein Ziel nicht verfehlen.

37. Franz von Sickingen. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Melchior Meyr. Berlin, Hertz. 1852. 8. 16 Ngr.

Wir hatten Gelegenheit Melchior Meyr's „Herzog Albrecht“ auf der Bühne zu sehen und müssen eingestehen daß uns diese spätere Arbeit ungleich bedeutender erschien als die vorliegende frühere. Denn wenn in „Herzog Albrecht“ die freie Beherrschung des Stoffs, die gründliche Charakteristik, die durchaus harmonische Vertheilung der Kräfte, die, wir möchten sagen, keusche Schlichtheit der Behandlung und die Gedrungenheit der Sprache als große Tugenden sich manifestiren, so ist von alle Dem in „Franz von Sickingen“ nur wenig zu finden. Der doctrinaire, oft theils kanzelnde, theils einem philosophischen Katheder unserer modernsten Tage angehörende Ton des nicht selten zu unerträglicher Breite sich verflachenden Dialogs, der doch mit großen und sonderlich originellen Gedanken seine Dickleibigkeit zu entschuldigen nicht vermag, und bisweilen in seinem eckigen Contraste mit der Sprech- und Denkart jener Zeiten geradehin komisch wirkt, endlich der leidige Umstand daß die meisten Persönlichkeiten, von der herrschenden theologischen Luft total benommen, nur sehr selten zur rechten Entwickelung ihrer Besonderheit und speciellen Individualität gelangen, und in der geistlich-philosophischen Flut wie müde Schwimmer sich abmühen und abquälen — das sind offenbar Eigenthümlichkeiten die einer jeden Dichtung, vorallem aber einem dramatischen Poem die frische, lebenswarme und unmittelbare Wirkung aufs äußerste schwächen und sich wie ein Bleigewicht an alle sonstigen Vorzüge und Vortrefflichkeiten eines Stücks hängen. Es wird uns in dem vorliegenden Drama Franz von Sickingen als der Hort des protestantischen Geistes im Herzen Deutschlands vorgeführt, und wir finden ihn im heftigsten Streite mit der Pflicht gegen seine bedrängten Glaubensbrüder und der Treue gegen seinen diese so hart behandelnden Kaiser, dessen Feldhauptmann er ist. Die Lehnstreue siegt in ihm, trotz Hutten's und anderer Freunde Abmahnung, allerdings nicht lediglich auf Grund von des Ritters eigenster Ueberzeu-

gung und Willensbethätigung, sondern zum guten Theile durch die beredte Ueberredungskunst von des Kaisers Beichtiger Glapio. So leiht denn Sickingen Karl V. die gewünschte Summe Geldes zur Kriegführung und zieht an der Spitze eines selbstgeworbenen Heeres von 20,000 Mann für den Kaiser gegen die Franzosen, den zu Gunsten der protestantischen Sache von diesem gethanen Versprechungen mit deutscher Arglosigkeit vertrauend. Er ist just nicht glücklich in dem Kriege, und Karl läßt ihn nicht nur seine Ungnade fühlen, sondern bricht ohne Umstände Alles was er ihm verheißen. Nun sagt sich Sickingen von ihm los, und gedrängt von seinen Freunden, vorallem von dem Feuergeiste Hutten's, ringt sich, getragen vom Bewußtsein der Nothwendigkeit, der protestantischen Sache gegenüber ihren im Besitze der äußern Macht befindlichen und diese Macht im vollsten Umfange gegen sie verwendenden Feinden ein gleichfalls auf äußere Hülfsmittel gestütztes Bollwerk zu gewinnen, der Entschluß in ihm auf, an der Spitze seiner noch um ihn versammelten Kriegsschar die Sache der Reformation durch das Schwert zur Entscheidung zu bringen. Sickingen kämpft einen harten Kampf ehe sein Entschluß eine That wird, und als das Für und Wider immer und immer zu keiner Entscheidung in ihm gelangen kann, appellirt er wie an ein Gottesurtheil an seinen Sohn und dessen Gattin, und aus Beider Herzen quillt ihm ein fröhliches glaubensstarkes Ja entgegen für seine kriegerischen Plane. Eine gewisse schablonenartige Kritik wird dem Dichter diesen Zug nicht vergeben: wir finden in demselben eine große Schönheit, weil er echtmenschlich ist. Sickingen's Trommeln wirbeln, da kommt von Luther und Melanchthon eine Botschaft welche die Plane des Ritters und seiner Freunde auf das härteste tadelt und sie dringend abmahnt von ihrem Vorhaben: der Geist allein sei der Schildhalter der Reformation, wer das Schwert ergreife der werde durch das Schwert umkommen, auf Sickingen laste, im Falle er nicht gehorche, die furchtbare Verantwortung. Neuer gewaltiger Kampf in der Brust des Helden. Hutten tritt zu ihm: Das ist der Spruch von Theologen, welche die Welt nicht kennen, jetzt noch hast du, du allein die Gewalt unsere Sache zu retten — thust du es nicht, trägst du die Schuld ihrer Vernichtung! Sickingen ist entschlossen: der Soldat besiegt in ihm den Gläubigen, und wie ein zweites zustimmendes Gottesurtheil kommt ein Brief der meldet daß der Bischof Richard von Trier, auf dessen Land der Ritter es bei Gewinnung eines Bollwerks für die lutherische Sache abgesehen, wobei eine gewisse zwischen ihm und dem Kurfürsten obschwebende Streitsache den Fehdegrund bieten sollte, den Fehdehandschuh aufnehme. Das Kriegsglück ist dem kühnen Feldhauptmann anfangs günstig, siegreich steht er vor Trier, aber die Bundesgenossen lassen ihn im Stiche, zurückgeschlagen und auf Landstuhl von des Bischofs Macht umschlossen, muß er die Feste übergeben, und an einer schweren Wunde stirbt auf seinem Feldbette der — letzte Ritter mit der Trosteskunde daß das Licht des Evangeliums aller Orten trotz Druck und Verfolgung zu leuchten und zu zünden beginne. „Das", spricht er verscheidend, „haben wir nicht bedacht! Wir schätzten die Kraft des Worts gering, weil wir es durch die Gewalt unterdrückt wähnten. Aber die Macht der Tyrannei reicht nicht so weit den Geist zu dämpfen und seine Offenbarung zu verhindern! Der Geist arbeitet fort, das Wort findet immer Herzen die es vernehmen, und wenn die Zeit erfüllt ist, dringt die Wahrheit siegend heraus und unterwirft sich die Welt!"

Die Aufgabe der besprochenen Dichtung — auf dem treuveranschaulichten Hintergrunde der Reformationszeit die Wahrheit zu verlebendigen daß die Sache des Geistes nur durch den Geist, nie durch die rohe Gewalt zum Siege gelangt, aber auch in ihrem Triumphe nicht gehindert wird, wenn die für sie aufgebotene äußere Macht unterliegt — zu lösen ist dem Poeten nur nach der einen untergeordnetern Seite hin gelungen; sein Drama veranschaulicht nur den Sturz der zum Dienste des Geistes aufgebotenen realen Gewalt. Denn alles Andere, der Triumph der Sache des Lichts durch den Geist trotz dieses Sturzes und des Siegs jener äußern Macht, die gegen sie in Bewegung gesetzt, wird nur erzählt, und doch mußten wir davon im Drama thatsächliche, für sich selbst redende Beweise sehen, wenn die Gesammtwirkung der Dichtung ihrer Intention gegenüber eine harmonische und in sich einige sein soll. Ueberdem wird im Verlaufe der Handlung so viel von Luther gesprochen, wir fühlen ihn so sehr als den geheimen, die ganze Dichtung inspirirenden Geist, er ist so sehr die Dominante bei Allem was im Drama selbst geschieht und nicht geschieht, daß sein Auftreten in *ipsissima persona* eine Foderung des Zuschauers wird, der nun einmal von Allem was ihn innerhalb des Schauspiels interessirt eine leibhaftige Manifestation sehen will, ganz zu geschweigen daß indem Luther sich als unsichtbarer Held des Stücks zu behaupten weiß, der sichtbare Held desselben darunter wesentlich leidet und verdunkelt wird.

Wir haben diese Dichtung scharf und mit großem Maßstabe beurtheilt, weil wir in dem Poeten eine zwar nicht geniale, aber durch und durch kräftige, kerngesunde Natur von echtdeutscher Solidität und Derbheit erkennen, von welcher wir, wenn auch nicht, wie von gewisser Seite her ausposaunt wurde, die Schaffung neuer Bahnen für unser Drama, so doch eine entschiedene und nachhaltige Bereicherung desselben erwarten, und von welcher wir überzeugt sind daß sie für die Weiterschreitung auf ihrem Wege von einer strengen Kritik nichts zu fürchten, aber viel zu gewinnen hat.

38. Hölderlin's Liebe. Ein dramatisches Gedicht nebst einem lyrischen Anhange von Feodor Wehl. Hamburg, Berendsohn. 1852. 16. 15 Ngr.

Es geht ein warmer poetischer Sonnenstrahl durch diese dramatische Scene, welche die bekannte Katastrophe aus unsers wackern Hölderlin Leben mit gewinnender Anmuth, hohem Schwunge und tiefer Innigkeit des Gefühls an uns vorüberführt. Form und Sprache sind vortrefflich, oft von außerordentlicher Schönheit, und das Ganze ist — ein seltener Vorzug — mit jener Liebe und jener reinen Flamme der Begeisterung geschrieben, die sich die Gemüther sofort unterwirft und ein edelstes Kennzeichen echter Dichterbegabung ist. Daß von der Bühne herab dieses Poem Glück machen wird, bezweifeln wir auf Grund seiner vorherrschend lyrischen Stimmung; daß es aber ebenso wie die von gleichem Geiste durchwehten und darum in vollster Harmonie dem kleinen Drama würdig sich anreihenden lyrischen Gedichte des Anhangs eine anmuthige und liebenswürdige Gabe für poetische Seelen ist, unterliegt keinem Streite und mag durch die Worte die der Dichter unsern Hölderlin zu seinem Freunde Sinclair sprechen läßt bewahrheitet werden:

> Was redest du von Glück, ich kenn' es nicht.
> Mir ist es, ach! wie eine Sage nur,
> Von der ich einst in meiner Kindheit hörte.
> Lag ich als Knabe träumerisch im Grase,
> Mit meinem Blick dem Zug der Wolken folgend,
> So meint' ich wohl: ein lächelndes Geschick
> Könnt' wie ein Stern mir aus dem Himmel fallen,
> Das Herz ging mir, die tiefste Seele auf,
> Hört' ich die Quelle mir zu Füßen rauschen,
> Fühlt' ich den Wind um meine Stirne fächeln,
> Ach, Beides schien mir wie ein Gruß des Glücks,
> Das mir am Morgen oder nächstens würde!
> Wie viele Tage, Monden, Jahre schwanden,
> Und das so Hochgewähnte blieb mir fern!

39. Filippo Lippi. Drama in fünf Aufzügen von Heinrich Rustige. Stuttgart, F. Köhler. 1852. 8. 18 Ngr.

Eine wackere Dichtung, die von ernsten und eifrigen Studien zeugend ein anziehendes und farbenreiches Bild jener merkwürdigen und geistreichen Mediceerzeit entwirft und ohne

alle Affectation ihren Gang geht. Die Charakteristik ist rein und nach keiner Seite hin manierirt, die Fabel interessant und gut erfunden und die Sprache würdig, wenn auch einige Härten und Schwerfälligkeiten wohl hätten vermieden werden können. In der Motivirung wäre allerdings mehr Sauberkeit und Solidität zu wünschen gewesen, und die Handlung leidet an unnöthiger Gedehntheit; auch stockt sie zuweilen geradezu und ist nicht hinlänglich kräftig zusammengehalten. Der Held des Stücks declamirt offenbar zu viel und tritt überhaupt nicht significant genug aus dem Ganzen hervor. Wir rathen dem Verfasser, noch mehr ins Besondere und Individuelle zu gehen und sein hübsches Talent vor zu viel Worten zu bewahren. Als Versprobe diene ein im Refectorium eines Klosters unter dem Sanctissima der Nonnen gesprochener Monolog Lippi's:

> Schon nicken Zweige hier und dort mit Blättern,
> Es klärt und weitet sich das Bild, die Blüten
> In ihrem Farbenschmelz, mit ihrem Dufte
> Gestalten sich zu gold'nen Früchten; auf
> Den schwanken blättervollen Zweigen schaukeln
> Die leichtbeschwingten Sänger sich; es wachsen
> Die saft'gen Zweige märchenhaft zum Hain,
> Wo schöne, glückliche Gestalten auf-
> Und niederwandeln! Blau und glänzend wölbt
> Der Himmel sich in ungemess'ner Ferne
> Und d'rüber rollt der Sonne gold'ner Ball,
> Verklärt mit ew'gem Glanz das Weltenall.
> Die Luft durchzittert frommer Stimmen Weise
> Wie Sang der Engel zu des Schöpfers Preise.
> Ich sehe dich, du nahst, Jungfrau der Gnade,
> Licht, Lieb' und Segen heil'ge deine Pfade.
> O bleib' du Wunderbild, Gebenedeite,
> Die meine Seele sich zum Tempel weihte!
> Bleib', seg'ne meine Kunst, daß ihr es glücke
> Daß sie dem Himmel dich zur Erd' entrücke.

40. Charlotte Corday. Drama von Julius Bamme. Magdeburg, Delbrück. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.
41. Konradin von Schwaben. Schauspiel von W. B. Scholz. Wiesbaden, Roth. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.
42. Valeria. Tragödie von Rudolf Gußmann. Leipzig, O. Wigand. 1853. 16. 1 Thlr.
43. Ein Ring. Trauerspiel von R. Rehbinder. Mitau, Reyher. 1851. 8. 15 Ngr.
44. Die Töchter der Sterne. Drama von Oswald Tiedemann. Herzberg, Mohr. 1851. 16. 6 Ngr.
45. Mohammed. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Bern, Dalp. 1852. 8. 15 Ngr.

Es kann d. Bl. nicht zugemuthet werden ein ausführliches Sündenregister für gänzlich verfehlte und misgestaltete Producte zu sein; wir sprechen daher über das vorstehende dramatische Sechsgestirn unsern Spruch in Bausch und Bogen.

Nr. 40 ist eine philosophische Abhandlung in dialogischer Form, mitunter Geistesblitze die frappiren, zumeist aber verworrene und düstere Reflexionen, die mehr Träumereien und Phantasien als Ideen ähnlich sehen. Eine Scene findet sich in dem verschrobenen Machwerke, in welchem Charlotte Corday einem fremden Kinde begegnet und sich zwischen beiden ein Gespräch entspinnt: wäre nicht auch hier der verworrene Jargon des Ganzen der Störenfried, so dürfte diese Scene schön genannt werden, eine Oase in der Wüste.

Nr. 41 bringt den unglückseligen Konradin, an dessen ominöser Persönlichkeit ein dramatischer Fluch zu haften scheint, und der doch immer und immer wieder einen gutmüthigen Deutschen als dichterischen Paladin ergattert, mit einer solchen Fülle von hohlstem Pathos und abgedroschenster Gemeinplätze daß man nicht ohne Gefahr, vor Gähnen die Maulsperre zu bekommen, das Buch zu Ende lesen kann.

In Nr. 42 sind wir wieder einmal in Ost-Rom angelangt und befinden uns in einer Sahara von Langweiligkeit. Was der Poet eigentlich für dichterische Intentionen mit dieser Declamationsübung im Sinne gehabt hat ist völlig unergründlich. Vielleicht belehrt er uns selbst darüber.

Nr. 43. Der Stoff aus welchem der „Ring" fabricirt wurde ist echtes Blei; die Trivialität hängt hier förmlich im Schaufenster, und die crassesten Ungereimtheiten, die abgedroschensten Fadaisen werden mit breitem Munde und lächerlichstem Bänkelsängertone vorgetragen. Schauder und Schlächterei sind nicht gespart und für empfindsame Seelen am Theetische ist die nöthige Dosis Patcholirührung auch vorhanden: „Sage, was willst du mehr?!"

Nr. 44 fliegt mit uns in die Sterne, wenn zwei ausgerissene Augen Sterne sind, declamirt, perorirt und lamentirt daß die Wände mitzuschreien nicht umhinkönnen, und findet schließlich seinen Haupteffect in der Vorschrift: „Der Vorhang fällt langsam, ohne Zeichen." Wenn dieser Autor derselbe Oswald Tiedemann, von welchem wir so manche hübsche Erzählung in den „Jahreszeiten" gelesen haben, so sollte er sich schämen sein Talent durch solche widerliche Fratze öffentlich zu prostituiren. In der That, die geniale Lina Fuhr, eine echte Tochter der Sterne, muß nebenbei auch sehr gutmüthig sein, sonst würde ihr Name nicht an der Stirne dieser ihr zugeeigneten Misère prangen.

Endlich Nr. 45. O unglückseliger Mohammed, in welche Pfuscher- und Quacksalberhände bist du hier gerathen! Gleich im ersten Acte fliegt der Prophet und Held dieses sich Trauerspiel nennenden Kaffeeklatsches mit Uriel auf einer Wolke in alle vier Winde und macht sich später das unschuldige Privatvergnügen, in verschiedenen Intervallen einer bodenlos platten und ekelhaft wässerigen Liebesgeschichte als Hans auf allen Gassen predigend und philosophirend einherzustolziren.

Und das nennen diese Stümper Poesie!

46. Don José von Tavora. Drama in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Berlin, Reimer. 1852. 8. 20 Ngr.

> Mit dir allein im weiten Ocean,
> Wenn unser Schifflein rasend der Orkan
> Wild durch den Schaum der tollen Wellen jagte,
> Und bangend dann dein Mädchenherz verzagte,
> Da möcht' ich steh'n am Steu'r in Sturm und Wetter,
> Mit dir allein, dein einz'ger Schutz und Retter.
> Da solltest du, wo feucht die Grüfte gähnen,
> In banger Furcht an meine Brust dich lehnen;
> Da solltest du, von Todesangst getrieben,
> Für dich und mich erzittern und mich lieben;
> Von der Gefahr umloht und ihren Flammen,
> Schmilzt Herz an Herz und Mund an Mund zusammen.

So ruft auf dem Feste, das in seinem Parke der mächtige Minister Portugals, Marquis Pombal, oder vielmehr dessen Gattin — denn der ernste schlichte Mann hielt von Prunk und Flitter Nichts — den Großen Lissabons veranstaltete, Konrad, der Geheimschreiber des Gastgebers, Franziska, der Tochter seines Herrn, nach. Ihn hatte einst als kleinen armen Knaben zu Wien die Staatscarrosse der Marquise Pombal überfahren und das blutende Bürschchen war von der menschenfreundlichen Dame, die eben den Tod eines Söhnchens betrauerte, an Kindesstatt angenommen und ihren kleinen Töchtern zum Bruder gegeben worden. Der arme Konrad lernte aber das Mädchen im Laufe der Jahre mit anderer denn mit Bruderliebe lieben, und diese Festnacht sollte zeugen daß Franziska's Herz einem Andern gehörte. Der junge, kühne, ritterliche, galante Abenteurer, Don José von Tavora, erklärter Bräutigam von des Ceremonienmeisters Tochter Doña Eleonore, fleht auf diesem Feste seine Schöne, an welche zwar ein leidenschaftliches, aber nur sinnliches Gefühl ihn kettet, am Arme des Königs und erhorcht aus ihrem Gespräche mit diesem daß sie insgeheim dessen Maitresse ist. Des jungen Ritters für sie schon

längst zu Gunsten von Pombal's Tochter abgekühltes Herz wirft die Treulose nun vollends zu den Todten, und mitten in den Sturm seiner empörten Gefühle führt sein Genius Franziska ihm entgegen, die sich unbelauscht glaubend in einem tiefpoetischen Selbstgeständnisse ihre Liebe zu dem schönen José verräth und von ihm überrascht dies Geständniß laut wiederholt. José fühlt zum ersten male was echte Liebe sei; aber auch diese füllt sein Herz nicht ganz, denn der durch Eleonorens Untreue gekränkten Eitelkeit des stolzen Mannes muß erst ihr Recht werden. Vor den König tritt er, und als dieser, von seiner Maitresse, die bei José's ihr fühlbar gewordenen Erkaltung gegen sie dessen Verzicht auf ihre Hand fürchtet, dazu überredet, dem tiefgekränkten Cavalier unter dem Anscheine höchster Gnade befiehlt, die Hochzeit mit Eleonoren sofort in seiner Gegenwart zu feiern, verwirft José öffentlich die Hand seiner Braut, erwidert dem erbitterten Fürsten daß er nicht Nachlese halten wolle wo Andere geerntet, und zückt, von Pombal verhindert, das Schwert gegen den Monarchen. In die Versammlung eilt er, die aus Jesuiten und unzufriedenen Großen bestehend unter seiner eigenen Mutter Leitung den Tod des Königs und seines Ministers Pombal betreibt; sich bietet er zum Mörder des Fürsten an, Jedem der Pombal ein Haar krümmen würde den Tod drohend, und wird von den Verschwörern als willkommener Genosse ihrer schwarzen Zwecke begrüßt. Nach einer nächtlichen Zusammenkunft mit Franziska, die das Verhängniß ahnend nur gewaltsam sich von ihm losreißen kann, begeht José die Meuchelthat. Aber der König wird nur verwundet und durch Eleonorens Hülfe, die den Schlupfwinkel der Verschwörer zu entdecken gewußt und welche, nachdem sie noch ein mal vergeblich versucht, den verlorenen Geliebten sich wiederzugewinnen, diesen verräth, werden die Meuterer in Haft genommen und José ergibt sich widerstandslos an Pombal.

Des armen Konrad schmerzvolle Existenz ist dem Minister, der den Pflegesohn mit gleicher Liebe wie die Tochter umfaßt und mit seiner Gattin eine Verbindung beider Kinder als einen Wunsch seines Herzens hegt, nicht entgangen und in einer einfach-herzlichen Scene sucht er den Bekümmerten zu trösten und aufzurichten. Mit Strenge hat übrigens Pombal seinen Feinden, die zugleich die Feinde menschlicher Freiheit und Cultur sind, den Fuß auf den Nacken gesetzt, und wir lernen ihn als den Mann kennen, der sich selbst dem hohen Zwecke der Beglückung seines Vaterlandes stets unterordnend, unerschütterlich den Weg des Rechts und der Humanität verfolgt und seinen Hauptgegnern, den Jesuiten, um keinen Zoll breit weicht.

> Sie sperren hier und sträuben da sich; gut,
> Sie soll'n es gründlich haben. Meinen Handschuh
> Werf' ich euch hin zur Fehd' auf Tod und Leben.
> Was will ich denn so Unerhörtes, daß sie
> Mir überall den freien Weg versperren?
> Vernunft soll herrschen, weiter will ich Nichts.
> Ich will ja ihnen ihre Kirchen lassen,
> Nur unvernünftig sollen sie nicht sein.
> Ich will ja nicht das Hergebrachte blindlings
> Zusammenstürzen! Aber wo es morsch ist,
> Da sollen sie mir Raum zu bessern geben.
> Des Volkes Stumpfsinn gibt genug zu thun,
> Will sich die Arglist noch mit ihm verbinden?
> Dem Irrenden verzeih' ich gern, doch strenge
> Werd' ich dem Uebelwollenden begegnen.

An das Vaterherz stürzt sich Franziska, von ihm erfleht sie des Geliebten Begnadigung. Das Vaterherz ist eben das Menschenherz — ein anderes kennt sie nicht, ein anderes kennt die Liebe nicht — was weiß Franziska von des Gesetzes Pflicht, sie, deren einziges Gesetz, deren einzige Pflicht die Liebe ist! Pombal ringt mit derselben Liebe in seiner Brust; hier ist das Opfer, das fühlt er, sein Kind. Dieses Kindes, dieses theuern Kindes Liebe zu verlieren, wenn er beharrt bei seiner Pflicht, muß sein Herz fürchten, denn in bittern scharfen Worten tritt Franziska's Anklage gegen des Vaters Menschlichkeit auf ihre Lippen. Aber Pombal bleibt fest und mit blutender Seele weist er die Arme an Konrad daß er sie tröste, und geht in den Rath um José zu verurtheilen. An dem Deutschen nun freilich findet Franziska ein Gemüth das nicht nur wie Pombal menschlich ist, sondern menschlich überall sein darf und in dieses strömt sie in ergreifenden Worten ihre flehentliche Bitte den Geliebten zu retten. Konrad, der längst sein Gefühl für das Mädchen auf jene reine Höhe geflüchtet hat, wo die Entsagung wohnt und die heilige Opferthat, tritt in des Unglückseligen Kerker und ebnet ihm die Pfade zur Flucht. Es währt lange ehe José die Großheit dieser That begreift: seine wilde Seele hat sich zu tief hineingestürzt in den Genuß des Lebens, um zu glauben an ein Herz das diesem Genusse zu entsagen fähig aus Liebe ist, denn wie heiß, wie treu, wie nachhaltig sein Gefühl für Franziska ist — über die Schranke des Genusses flügelte es sich nicht und erst dem Tode gegenüber klärt es sich auf zu jener reinen Sonne wie sie in Konrad leuchtet. José erhebt sich in dem Glauben an die Lauterkeit von Konrad's That über sich selbst, und indem er die Flucht von sich weisend eine Sühne seines Verbrechens im Henkertode erkennt, versöhnt sich sein Geschick, und die also getilgte Schuld seines Lebens faßt sich in die schmerzlichen Worte zusammen:

> Ich glaubte durch und durch die Welt zu kennen
> Und setzte das Gemeine als die Regel —
> Das Menschenherz ist doch ein ander Ding
> Als ich geglaubt. O Schade, daß ich das
> So kurz vor meinem Tode lernen muß.

Vergeblich hat Eleonore, die in innerster Brust immer noch eine leidenschaftliche Regung für José verbirgt, den schwachen König um dessen Begnadigung gebeten; was ihr, der Gewohnten, nicht gelang, erreichte Franziska, die zu dem Monarchen gedrungen war und durch den Reiz der Neuheit, welchen sie ohne Willen in dem elenden Fürsten erweckte, den weichlichen Despoten dahin bewog daß er in Pombal's Hände die Entscheidung über Leben und Tod des Verurtheilten legte. Pombal aber, mit Recht aufs tiefste entrüstet über die elende Feigheit, ihm eine Verantwortung aufzubürden, die allein die Pflicht des gekrönten Richters von Gottes Gnaden sei, beschließt seine Entlassung zu nehmen, welchem Entschlusse ihn nur die Hinweisung der von ihm hochverehrten Königin-Mutter — wenn er gehe, verlasse er nicht den feigen König, sondern die Sache der Menschheit und das ringende Vaterland — untreu zu machen die Kraft hat. Pombal bleibt, unterzeichnet im Vollbewußtsein seiner Pflicht als Hüter der königlichen Person und Würde das Todesurtheil und José stirbt muthig und gefaßt wie ein Held. Vor die geknickte Franziska aber tritt Eleonore — sie will, bevor sie stirbt, das Weib noch ein mal sehen, dem sie den Verlust des Geliebten Schuld geben zu müssen vermeint:

> Um den Geliebten, wenn er todt ist, weinen
> Ist Mädchenart — um den Geliebten sterben,
> Das fodert Muth.
> Kommt, kommt, Senhora, kommt.
> Er soll noch ein mal wählen zwischen uns!

So ruft Eleonore und durchsticht sich; Franziska erfaßt den blutigen Dolch und wilde Gedanken fodern sie zur Nachfolge auf. Doch während jene, weil sie den Funken der Religion in ihrer Brust erstickt hatte, nur im Verbrechen einen Trost fand, richtet sich Franziska, am Stabe des Gottesglaubens wieder auf und in der Liebe zu den Ihrigen findet ihre Liebe zu dem Geliebten Kraft nicht zu sterben, sondern den Tod zu überwinden und zu leben.

Indem wir diese Dichtung dem Gange ihrer Fabel nach den Lesern d. Bl. vorzuführen uns für verpflichtet hielten, ist

es vorallem die poetische Glut die wir in derselben als einen wesentlichen Vorzug anerkennen müssen. Der Poet hat unmittelbar aus dem warmen Quelle seiner reichgemütheten Brust geschöpft, und die Innigkeit und, um einen Novalis'schen Ausdruck zu gebrauchen, die herzliche Phantasie seines Werks bekunden den Dichterberuf des Verfassers auf eine sehr eindringliche und gewinnende Weise. Daß derselbe dabei keineswegs einer träumerischen Gefühlsschwelgerei und einer himmelnden Idealität zum Opfer gefallen ist, zeigen seine Gestalten, die, wenn ihnen auch der letzte Schliff, die fertige praktische Rundung im Allgemeinen abgeht, doch mit gesunder Kraft, frischer Menschlichkeit und sicherm Tritte ausgerüstet sind. Das Crasse und Ungeheuerliche, das der Fabel des Stücks als ein Stein des Anstoßes an mehren Orten im Wege lag, findet sich zwanglos und mit jenem richtigen Takte vermieden, der so äußerst selten ist und welcher selbst der genialsten Schöpfung erst das Bürgerrecht in der Welt der Kunstwerke ertheilt. Allein auf eine bedeutende Mangelhaftigkeit müssen wir den Poeten ernstlichst hinweisen: sein Schwung hat ihn verleitet die Motivirung aus dem Auge zu lassen und seiner warmen und poetischen Sprachweise eine Ueberredungskunst zuzutrauen, die im Drama das bloße Wort, und sei es noch so schön und herrlich, niemals hat, sondern lediglich die thatsächliche Begründung. So, um bei einem Momente zu verweilen, hat er in der ihrer Intention und Ausdrucksart nach sehr schönen Scene, die Eleonore und Franziska vor dem Schlusse des Stücks Auge in Auge führt, Eleonorens Handlungsweise als durchaus im Wesen und Denken dieser feurigen Coquetten beruhend und sich entwickelnd zur Anschauung gebracht; hingegen gibt uns Franziska nur Worte und Ausrufungen, denen wir erst einen innern psychologischen Kampf unterlegen müssen, ein Umstand der gänzlich undramatisch ist. Denn daß wir allerdings, durch Franziska's früheres Wesen vorbereitet, anzuerkennen willig sind, sie könne allenfalls so auftreten, wie sie in der genannten Scene auftritt, ist immer für uns noch kein Grund anzunehmen, sie müsse so auftreten. Und zu diesem Muß zu zwingen durch die Motivirungskunst, das gerade heißt dramatisch dichten; überall anderswo darf die Combination und Reflexion des Lesers für solche Fälle kräftig mit ins Spiel gezogen werden, auf der Bühne niemals. Hier ist es nur die rein durch sich selbst dem Zuschauer vermittelte Unmittelbarkeit, der absolute Genuß des Gegenwärtigsten was erzeugt werden soll, Combination und Reflexion liegen dahinter; solange der Vorhang aufgerollt ist, müssen sie schweigen, sonst hat der Poet die dramatische Wirkung seiner Arbeit verfehlt. Daß sich nun in der Persönlichkeit des José von Tavora das nach ihm benannte Stück mit dem erfoderlichen Quantum von Ausschließlichkeit zusammenfaßt, wie es die Bühnendichtung verlangt, läßt sich von der vorliegenden Arbeit allerdings nicht behaupten, weil in der Gestalt des Minister Pombal dem Helden des Stücks eine Natur zur Seite gegeben ist, die, innerlich viel bedeutender als jener, vom Beginne des Drama ein so energisches Interesse für sich zu gewinnen weiß daß sich dasselbe namentlich gegen Ende der Dichtung zu vollster Ausschließlichkeit steigert. Denn José von Tavora knüpft eigentlich unsern ethischen Antheil viel weniger an seine Persönlichkeit als an sein Geschick, und Pombal im Gegensatz fesselt die sittliche Stimmung zum größten Theile durch Das was er durch sich selbst und in sich selbst ist, viel weniger durch Das was aus ihm gemacht wird. Hierin liegt der Grund daß sich im fernern Gange der Dichtung eine gewisse Unruhe dem Zuschauer mittheilt und ein harmonischer Abschluß nicht erzielt wird. Möge der Dichter zusehen wie viel er von diesen Bedenken zur Verbesserung seiner in der That schönen und liebenswürdigen Dichtung zu tilgen vermag und diejenige Begünstigung der Bühnen erfahren, ohne welche das beste dramatische Talent schließlich ermattet und erlahmt; doch gedenke er dabei zur Conservirung fröhlichen Künstlermuthes allezeit des Spruchs: „Per aspera ad astra!"

47. Die Girondisten. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Robert Griepenkerl. — A. u. d. T.: Dramatische Werke von Robert Griepenkerl. Zweiter Band. Bremen, Schlodtmann. 1852. 8. 1 Thlr.

Was Griepenkerl in der vorliegenden Tragödie den Deputirten Vergniaud von der Partei der Girondisten sagen läßt: „Wir sterben, weil wir das Räthsel nicht gelöst. So sterben wir für Die die nach uns kommen, daß sie unsern Weg nicht gehen", kann mit gleichem Rechte von diesem Trauerspiel selbst behauptet werden, welches, soviel Geist, Schönheit und Kraft es in seinen Einzelheiten bethätigt und so entschieden es auf das Prädicat einer bedeutenden Dichtung Anspruch machen darf, doch als Drama kein rechtes Leben gewinnt und in seiner epischen Stofflichkeit und Weitschweifigkeit die dramatische Einheit verlierend ein warnendes Beispiel aufstellt, an unmögliche Stoffe, so mächtig ihr Reiz sei, den dramatischen Gestaltungstrieb nicht zu verschwenden.

Um den Kampf im Stücke sich anschaulich zu vergegenwärtigen, muß man zunächst die streitenden Parteien scharf auseinanderhalten: hier die Girondisten, der vielköpfige Held des Stücks, die gesetzliche, auf menschlichem Rechte und kräftiger Zucht beruhende Republik und diejenige Freiheit repräsentirend, welche in der Dahingabe der einzelnen Persönlichkeiten an das in der gesetzlichen Staatsordnung concentrirte Gemeinwohl das Heil des Volks erblickt; dort der Berg, ein gesetzloses und willkürliches Chaos erstrebend, das dem crassen Egoismus und der bodenlosen Herrschsucht seines Vertreters Marat den ungehemmtesten Spielraum für seine Laune gewährt. Hier die positive aufopferungsfähige Liebe, dort der negative nur sich vergötternde Haß, das Ideal der großen Revolution im gewaltigen Ringen mit seiner scheußlichsten Caricatur und dazwischen das wirkliche praktische Leben, um dessen Eroberung beide Gegner streiten — das ist die Kampfgruppirung dieses Trauerspiels. Wie sehr die Partei des Bergs in dramatischer Beziehung sich hierbei in Vortheil befindet, äußert sich sofort darin daß sie alles Mark, allen Willen und alle Fäden ihrer Plane und Maßnahmen in eine einzige Kraft zusammendrängt und so eine geschlossene und bühnengerechte Persönlichkeit als ihren Vertreter bietet, die durch die That den Willen der Partei praktisch macht und so entschieden über die andern sich im Stücke darstellenden Stimmführer der gesammten Richtung prävalirt, daß diese nichts Anderes sind als die charakteristisch-lebendigen Illustrationen eben dieser Persönlichkeit. Wie zerfallen erscheint dagegen die Partei der Girondisten! Hier will und soll nach des Autors offenbarer Absicht Jeder für sich selbst eine kleine Gironde sein und nirgend tritt ein Charakter auf, der in allen Phasen des Stücks diese kleine Gironde in seiner Energie und Geistesüberlegenheit zu einer einigen großen Gironde durch die That vereinigte. Vergniaud, der sich als Haupt der Partei gerirt, faßt sie nur im Worte dann und wann zusammen, ja es kann nicht einmal gesagt werden daß die durch die Girondisten vertretene Idee die Stelle des die Partei concentrirenden Parteihelden ansichgerissen habe, denn wie wenig durchgreifend und Alle gleichbeherrschend sich diese Idee erweist, lehrt unter Anderm die Sterbescene die dem armen Vergniaud ein wehmüthiges Kopfschütteln über die Wahrnehmung abzwingt, daß seine Collegen den Brennpunkt ihrer eigenen Sache gänzlich verkannt haben; wie möchten sie sonst bei der Nachricht von dem Herannahen der Vendéer und der Alliirten jubeln und die Rettung ihres kleinen Lebens über die Rettung ihrer Sache stellen, die unter den Bayonneten der Fremden und Emigrirten ebenso verloren ist wie unter den Piken von Marat's Sectionsmännern. Vielleicht wirft man uns ein: zugegeben, daß Vergniaud nur durch das Wort seine Gesinnungsgenossen zu einer geschlossenern Gemeinsamkeit einigt, ist es nicht Charlotte Corday die durch die That, die Ermordung Marat's, vollbringt was Jener nicht vermochte? Aber ist denn diese That, die, gegenfragen wir, wie gerechtfertigt sie in ihren Motiven sein mag, doch in ihrer Ausführung als eine

unsittliche, eine *ungesetzliche* sich herausstellt, ist diese That eine solche, die sich vor dem die Gesetzlichkeit der Willkürherrschaft opponirenden Standpunkte der Gironde hätte rechtfertigen können? Würde durch sie diese Partei nicht sich selbst und ihren Principien in das Antlitz geschlagen haben, so zwar daß man alsdann in dieser That, um sie psychologisch und dramatisch zu rechtfertigen, die tragische Schuld der Girondisten sehen müsse? Liegt aber diese Schuld in *dieser* That? Schon deshalb nicht weil die Gironde bereits tragisch gerichtet ist, ehe dieser Mord ausgeführt wurde. Allein davon ganz abgesehen, Charlotte Corday ist ja kein Mitglied *der* Gironde mit welcher es das Stück zu thun hat, die bloße Aehnlichkeit ihrer Ansichten mit denen jener Partei, deren Sache sie mit der leidenden Menschheit ihres unglücklichen Vaterlandes identificirt, macht sie mindestens *dramatisch* noch nicht zur Girondistin, sie kommt als ein Moment von außen, als ein *Helfer*, nicht als ein Genosse, und so, außerhalb der Coterie *für* welche, nicht *mit* welcher sie jene retten sollende That thut, vollbringt sie jenen Mord, von welchem, wenn er als eine die Partei in sich concentrirende That anerkannt werden soll, doch mindestens Einer jener Partei eine Ahnung haben müßte. Die Girondisten erfahren ja davon erst nachdem sie längst eingekerkert sind und ihr Untergang vollendet ist. Hier aber darf die Frage sich aufwerfen: Stellen sich denn die Girondisten, die Helden unserer Tragödie, überhaupt als eine *Partei* und eine *Macht*, welches letztere Epitheton sie als Heldengröße doch verdienen müßten, *thatsächlich* dar? Wir sind genöthigt mit Nein zu antworten. Denn *die* Momente die eine solche Machtstellung zu illustriren vom Poeten vielleicht ausersehen sind, können, soweit sie *thatsächlich*, in ihrer großen Vereinzelung und Isolirtheit schon deshalb nicht ins Gewicht fallen, weil sie nur dieses oder jenes Mitglied, nicht die Partei zum Vertreter haben. Alles Uebrige aber wird nur erzählt, und wenn auch in dem Umstande daß Marat seine *ganze* Gewalt anspannt um die Gironde zu vernichten, allerdings ein Document für die seinen Planen gefährliche und also eine Macht insichtragende Stellung jener politischen Vereinigung liegt, so ist das eben ein Document das die Gironde nicht *selbst* bringt, nicht selbst im Stücke durch ihre That vertritt, sondern vielmehr in einer Weise durch ihre Schwäche Lügen straft daß man sich fast wundert wie bei so bewandten Umständen der schlaue Marat soviel Kraft zur Erdrückung seiner energielosen Feinde anzustrengen für nöthig erachten mag. Allein vielleicht liegt gerade in dieser *Energielosigkeit*, in diesem Misverhältnisse zwischen Wollen und Können die tragische Schuld der Gironde? Gewiß, die Achseln dieser Männer sind zu schwach die Last der zum Theil von ihnen selbst dem Atlas der hergebrachten Ordnung der Dinge abgerungenen Welt zu tragen, für welche eine schönere Zukunft heraufzubeschwören sie wol die Sehnsucht, doch nicht die Kraft haben. Indeß diese Schuld ist eine so *durchaus passive*, in der *Charakterschwäche* der von ihr Belasteten beruhende, ist eine so durch und durch die dramatische Lebensbethätigung lähmende, ja geradezu aufhebende, daß wir in ihr eine *tragische* Schuld zu entdecken außer Stande sind; mindestens müßte der Dichter sie so eigenartig, urschöpferisch und originell behandelt haben daß sie nicht, wie hier doch geschieht, das Stück selbst verbleiert und lähmt. Aber wir müssen bezweifeln daß es überhaupt möglich sei die politische Machtstellung der nur im innersten Zusammenhange mit dem Ganzen des großen französischen Revolutionsbildes zu begreifenden und zu würdigenden Gründe in einem einzigen fünfactigen Drama so thatsächlich und eindringlich, wie es die Bühne verlangt, zur Erscheinung zu bringen. Fühlt man unserm Dichter doch deutlich an, wie er die Momente die er zur Ermöglichung seiner Aufgabe im Stücke selbst aufführt auch nicht für *allein* genügend hält, sondern eine sehr genaue detaillirte Kenntniß des gesammten Verlaufs jener gewaltigen historischen Begebenheit voraussetzt. Zu dieser Voraussetzung ist er vielleicht als *Deutscher*, nie jedoch als *Dramatiker* berechtigt; als Deutscher darum wol weil unsere Nation die Geschichte fremder Völker viel besser zu kennen pflegt als ihre eigene, als Dichter aber deshalb nicht weil ein Drama ein abgeschlossenes, für sich selbst und durch sich selbst bestehendes Ganzes bieten soll, das seine Voraussetzung in sich selbst trägt und nicht wie eine Oper vor aufgeschlagenen Textbüchern, so vor vom Zuschauer mitgeschleppten historischen Compendien gespielt werden darf. Ein Drama das nicht sein eigener Ausleger ist verzichtet dadurch auf sein Bühnenbürgerrecht.

Lähmt nun schon, wie besprochen, die *Art* der tragischen Schuld seines Heros das vorliegende Stück, so wird diese Ermattung noch gesteigert, indem, abgesehen von der ominösen Eigenthümlichkeit jener Schuld, gleich von vornherein der vielköpfige Held des Drama eine solche Fülle von Muthlosigkeit und Verzweiflung am Gelingen der eigenen Sache zutagefördert, daß man es in der That kaum für nöthig findet daß diese sich selbst Aufgebenden noch erst durch fünf Acte sich abmartern und abquälen müssen, um dahin zu gelangen wo wir sie schon beim Aufrollen des Vorhangs finden, beim *Untergange*. Etwas Muth, etwas Hoffnung für die Durchführung seiner Strebung und für den Sieg seiner Persönlichkeit muß der Held eines Stücks mindestens im Anfange des Drama bieten, wenn dieses zehn mal ein Trauerspiel heißt, denn nicht der Titel, sondern der Erfolg, die Wirkung erst soll das *Spiel zum Trauerspiel* stempeln. Ja noch mehr: es ist eben des dramatischen Dichters recht eigentliche Aufgabe, da wo die historische Bekanntheit seines Stoffs den Zuschauer schon ehe der Vorhang aufgeht über den allgemeinen *Her*gang und *Aus*gang des Stücks in keinerlei Zweifel läßt, doch den Geist des Hörers so in seine dichterische Täuschung zu ziehen daß derselbe gleichsam ein neues ihm unbekanntes Stück Geschichte aus dem bekannten Stoffe sich entwickeln und sich sein eigenes Urtheil sprechen und leben sieht. Auch diese Foderung befriedigen Griepenkerl's „Girondisten“ nicht.

Können wir somit nicht umhin nach unserer Ansicht dieses Poem in Stoff, Aufgabe und innerer Einheit verfehlt zu nennen, und müssen wir es demnach als *Drama* unbedingt verurtheilen, so dürfen wir es doch in Betracht seiner Fülle von Geist, von poetischer Schönheit, von treffender wirkungsvoller Charakteristik, von edler Sprache und von freier menschlichtiefer Gesinnung zu den *bedeutenden* Erscheinungen neuester Literatur rechnen und dasselbe als eine Arbeit würdigen, die trotz ihrer Verfehltheit durch ihr charakteristisches Detail den dramatischen Beruf ihres Verfassers außer Zweifel stellt. Denn daß die Auftritte welche die wilde Pöbelwirthschaft des damaligen Paris veranschaulichen voll significanter Wahrheit und Plastik sind; daß die Scene welche die letzten Stunden der in den Tod gehenden Girondisten insichfaßt hochpoetisch und als für sich wirkende Einzelheit betrachtet *hochtragisch* genannt werden muß; daß ferner die Persönlichkeiten des satanisch-bestialischen Marat, seines Helfershelfers Laurent, des Bürgers Ramin, des Deputirten Barbaroux, der liebewüthigen „Braut des Volks“ Lambertine und Danton's tadellos und nach jeder Richtung ihres Wesens hin echtdramatisch sind; daß endlich ein tiefer sittlicher Ernst durch alle Entwickelungsphasen dieses Drama wandelt: alle diese Momente drängen sich der Kritik als hohe und gewichtige Vorzüge entgegen und weisen nach was aus dieser geistvollen Arbeit hätte werden können, wenn der Dichter bei der Wahl seiner Aufgabe das „ne quid nimis“ recht nachdrücklich in Erwägung gezogen hätte. Was seine Frauencharaktere betrifft, so ist er, wie trefflich er in Schaffung und Motivirung seiner Lambertine befunden werden muß, und wie überaus künstlerisch es ihm hier gelungen ist, die wilde, alle Ufer und Dämme von Sitte und Besonnenheit zertrümmernde Brauseflut verschmähter Liebesleidenschaft durch Hineinschmelzung weicher seelenvoller Töne menschlich und selbst weiblich zu mildern, ja zu verklären, doch in seiner Charlotte Corday und Manon Roland nicht in gleichem Grade glücklich zu nennen. Madame Roland, die berufen ist in der letzten Stunde

der verurtheilten Girondisten den Genius darzustellen, der mit tönender Harfe die Geopferten in das leuchtende Jenseits geleitet und ihrem Sterbegange die Weihe der Poesie anhaucht, müßte inniger als durch Worte, mit der ganzen vollen Kraft einer ersichtlichen Thatsache und nicht blos durch die etwas zu sentimentale Zärtlichkeit für ihren Gatten mit dem innersten Geschicke jener Unglücklichen verschmolzen sein, wenn ihr die dramatische Berechtigung zu jener Rolle, die ihr am Schlusse des Stücks wird, zuerkannt werden soll. Charlotte Corday, die darin daß ihre That, die Ermordung Marat's, nicht nur ihrer Vaterlandsliebe, sondern recht wesentlich ihrem religiösen Gefühle entquillt, einen überaus wohlthuenden und erhebenden Gegensatz zu der religionslosen, nur der wüsten Stimme ihrer Leidenschaft folgenden Lambertine bietet, ist doch nicht mit der Sorgfalt und organischen Präcision ausgearbeitet daß wir die Entwickelung ihrer That aus jenen religiösen Motiven gleichsam werden sehen; wir schließen und combiniren diesen Umstand erst und das ist, wie schon ein mal ausgesprochen, durchaus undramatisch. Sehr schön und zwar just in seiner lapidarischen Kürze schön ist der Augenblick welcher Charlotten erkennen läßt daß ihre That gerade auf Diejenigen herabstürzt, für deren Rettung sie dieselbe gethan, und daß dieselbe aus Gott, wie sie geglaubt, nicht sein könne, da sie statt Segen Fluch bringe. Daß sich Charlotte hier nicht besinnt wie Das was sie vollbrachte, wenn auch nicht diesen zweiundzwanzig Männern, so doch ihrem ganzen Volke Heil und Rettung bringt, das eben ist ein trefflicher Zug des Dichters; sie kann in diesem Augenblicke zu einer Reflexion nicht gelangen und eben daß der gewaltige Affect dahin zu gelangen sie hindert, das ist nächst der mislungenen Rettung der Girondisten der zweite furchtbare Schlag ihres tragischen Geschicks, womit es ihre Schuld sich als eine Auserwählte Gottes zu erachten straft und zugleich sühnt.

Doch wir gewahren daß der Raum d. Bl. uns hier abzubrechen gebietet und uns höchstens die von Vergniaud gesprochenen Schlußworte der in Rede gewesenen Tragödie als Sprachprobe herzusetzen erlaubt, mit welchen diese trotz aller Mängel so geistvolle Dichtung ihre eigene Versöhnung feiert:

„Ich sehe den Vorhang von Jenseits und von Diesseits zerrissen in zwei Stücke von oben bis unten aus, und eine Stimme ruft wie mit Posaunenton: Erbarmen! Erbarmen! Irrten sie, so sind sie gesendet den Menschen eine Lehre zu hinterlassen, und nicht umsonst haben sie gelebt und gelitten. Sieh' nieder von deinem Gnadensitze auf dieses Häuflein Menschen, die ein Gedanke in ein Grab bettet. Nicht Todesfurcht bändigt unsern Leib. Vor deinem Angesichte werfen wir das Leben hin wie Flitter. Gruß allen Brüdern die nach uns kommen!

Einen Kranz, gebt mir einen Kranz!

Dem kommenden Jahrhundert, wenn das neue Gesicht an den Januskopf der Zeit springt und das alte Gesicht über unserm Grabe die Augen schließt! Du über den Sternen richte uns!"

48. **Aham, der Arzt von Granada. Tragödie in fünf Acten von A. E. Brachvogel. Manuscript. Breslau 1852.**

In seiner Alhambra trauert Ferdinand der Aragonier um seine Tochter Juana, welche eine Untreue ihres Gatten, Philipp's von Oestreich, in schwere und dem Anschein nach unheilbare Gemüthskrankheit geworfen hat, und sein Gewissen erblickt in diesem Unheil die Strafe Gottes für den zu Gunsten seines Erbrechts in Navarra von seinem verstorbenen Vater an seinem ältern Bruder, Karl von Viana, begangenen und von ihm selbst gern geduldeten Giftmord. Noch einen Arzt wagt des Königs Mohr Kasan seinem Gebieter zu empfehlen, Aham, den Arzt von Granada. Einst habe derselbe den von allen Heilkünstlern aufgegebenen Boabdil wieder zum Leben erweckt, und als dieser ihn öffentlich aus seinem Palaste habe peitschen lassen, weil Aham ihm den blutigen Mord der Abencerragen vorgeworfen, sei der Alhambra Eroberung durch die Christen von dem Gemishandelten prophezeit worden. In die Sierra Nevada habe sich darauf dieser zurückgezogen und der vor der Christenmacht fliehende Boabdil, der von hier aus den letzten Maurenseufzer gethan, sei von ihm in seiner Hütte noch gastlich gepflegt worden; ringsherum aber verehre und liebe das Volk den wunderbaren Mann, der Hülfe bringe in seiner Liebe und Weisheit, wo alle Kunst vielgelehrter Aerzte keinen Rath wisse. Als nun auch Ferdinand's Geheimschreiber Queva von dieses Aham Trefflichkeit berichtet und erzählt, wie derselbe ihn selbst von der Pest geheilt habe, da entschließt sich der König diesen einen Arzt noch zu versuchen und er selbst tritt in die Hütte des Mauren. Der schreckt zusammen als er den Christenherrscher den stillen Frieden seiner Einsamkeit stören sieht, aber kräftig gefaßt begegnet er dem Gewaltigen mit edelm Freimuthe, sagt ihm Hülfe für seine Tochter zu und verlangt, man solle die Leidende in seine Hütte bringen. Als nun der König, ob dieser Kühnheit betroffen, ihm begreiflich macht daß einer Königstochter solch ein Aufenthalt nicht gezieme und fodert, Aham solle in die Alhambra kommen, weigert sich dieser seine Hütte zu verlassen. „O sieh'", sagt Ferdinand, „was ist deine gepriesene Liebe für ein schwaches Ding! Wäre ich lediglich ein schlichter Mensch, du würdest mir helfen, aber dem Fürsten Liebe zu bieten gestattet dir dein Hochmuth nicht." Diese Worte besiegen Aham und er verspricht dem König in die Alhambra zu folgen, nachdem dieser ihm und seiner Tochter Tarbis Leben und Freiheit gesichert hat. Mit seinem Leben bürge auch er dafür, verschwört sich des Königs mit dem Vater in des Mauren Hütte getretener Sohn Juan. „Ein Bruder, König, bricht die Treue nicht! ich glaube!" sagt der Arzt zu dem bei diesen Worten erbebenden Ferdinand und nach Granada bricht der König auf. Und jetzt nun, allein gelassen, verräth Aham sich als jener todtgeglaubte Bruder Ferdinand's, der, nachdem ein maurischer Arzt die Folgen des schleichenden Gifttranks von ihm abgewandt, mit diesem, seinem Weibe und seinem getreuen Diener Perez nach Granada geflüchtet war. Umsonst mahnt ihn sein alter Perez von dem Gange in die ihm einst so unheilvolle Alhambra ab, und durchfühlend daß Aham dem auf so seltsame Weise wieder in seinen Kreis getretenen Bruder trotz der Liebe die er für ihn trägt doch innerlichst nicht traut, räth er seinem Herrn, entweder Ferdinand ganz zu trauen oder, was ihm das Bessere dünke, ihm durchaus fern zu bleiben. Aber Aham antwortet:

> Ich kann für jeden Menschen Liebe fühlen,
> Besonders wenn sein Vaterherz mich rührt.
> Vertrau'n hab' ich zu Niemand außer dir
> Und Tarbis.

Perez erwidert:

> O Ihr täuscht Euch, Fürst Viana,
> Denn wo man liebt, muß man auch trauen können.

Aham ruft:

> Nicht immer! Wenn ich liebe, gebe ich
> Von meinem Ueberflusse, wenn ich traue,
> Geb' ich von meiner Armuth weg.
> — — — — — —
> Ich gehe
> Wohin mich meine Pflicht ruft und mein Herz!

Und Aham heilt die kranke Infantin, indem er in ihrer Brust an die Stelle des verletzten Selbstgefühls und der quälenden Eifersucht Das augenblicklich zur Herrschaft zu bringen weiß was er Menschenliebe nennt, und sie in dem Gatten auch nur einen solchen zu sehen lehrt, dem man zwar alles Wohlwollen bieten und leisten, von welchem ein gleiches entgegenzunehmen man aber sich enthalten müsse. Die Freude des königlichen Vaters möchte nun gern in vollen Goldströmen an Aham ihren Dank abtragen, dieser aber verlangt

nur ein Symbol als Bürgschaft des fortdauernden, ihm und seinem Kinde Leben und Freiheit sichernden fürstlichen Wohlwollens, das ihm Ferdinand in Gestalt eines Ringes bietet. Aham zieht nun mit seiner Tochter, begleitet von den Segenswünschen der Geheilten und der dankbaren Aeltern, vondannen, und nur mit Wehmuth sieht ihn Ferdinand scheiden; ein wunderbar mächtiges Empfinden bannt den stolzen König an das Herz des armen Maurenarztes. Dem aber ist der Infant Juan nachgeeilt und im Schmerze der Trennung bekennt er dem entsetzten Aham seine glühende Liebe zu Tarbis. Der Greis, die möglichen Folgen dieses Bekenntnisses sich vergegenwärtigend, geräth außer sich, ladet schwere Beschuldigungen auf des Prinzen Haupt, in dessen Gefühl er nur leidenschaftliche Sinnlichkeit erblickt, und wirft im höchsten Affect die Tochter ihm in seine Arme, daß er als seine Buhlerin sie heimführe. Aber Tarbis eilt an das Herz des Vaters den sie nicht lassen mag und Juan schwört, seine Liebe vor dem verehrten Greise zu heiligen, daß er das Mädchen nicht wiedersehen wolle. Nun segnet ihn Aham und kehrt mit seinem Kinde in seine Berge. Aber Tarbis liebt den Infanten nicht wie ihr Vater ohne Vertrauen, sondern mit der vollen Innigkeit desselben, und Aham fühlt daß seine Liebeslehre diese Seele nicht heilt.. Um einen Ausweg zu finden zu seines Kindes Rettung, fragt er den alten ihm wohlbekannten Klausner Markus, ob es vor dem Christenglauben verwerflich, wenn ein Mann ein getauftes Christenkind zwar in christlicher Lehre erziehe, aber um eines Geheimnisses willen äußerlich mit maurischen Sitten umgäbe, und ob es ingleichen eine Sünde, wenn ein Bruder, der, vom andern vergiftet, sich vor diesem heimlich gerettet hat, sein Kind dem Kinde jenes Bruders zum Weibe gäbe, sich also zu versöhnen. Der entsetzte Klausner antwortet daß im ersten Falle Mann und Kind den Flammentod sterben müßten, im letztern das Verfahren nur dann zu billigen sei, wenn der Vergifter sich versöhnen wolle. „Wenn der Vergifter sich versöhnen will!" ruft Aham. „O Ferdinand! Nein, nein, ich wag' es nimmer!" und das unglückselige Mistrauen siegt abermals in dem Greise. Aber Torquemada, der Inquisitor, hat indessen nicht geruht, den maurischen Arzt aus dem Herzen Ferdinand's zu reißen; einer seiner Spione hat jene Fragen Aham's belauscht und Torquemada weiß sie zu benutzen. Juan, durch Kasan von den Aussagen jenes Spions unterrichtet, eilt in wilder Hast in die Hütte Aham's, für seine ob dieser Aussagen aufgestiegenen Zweifel an Aham's Wahrhaftigkeit von diesem selbst sich Lösung zu holen und ihn zu schützen wenn es noththue. Torquemada, unterrichtet von diesem Schritte des Prinzen, hinterbringt Alles dem Könige, dem er schon vorher den Verdacht eingeimpft, Juan liebe des Mauren Tochter. Ferdinand, sein Aham bewiesenes Vertrauen also getäuscht vermeinend, geräth in so wilden Zorn daß er den Greis und Tarbis sofort zu den Flammen verurtheilt. Die ausgesandten Garden finden den Infanten, der durch sein in Aham gesetztes Mistrauen das Herz der Geliebten sich entfremdet und Aham nur noch mehr in seinem Mistrauen bestärkt hat, in der Hütte des Mauren und der Arzt wird mit seiner Tochter in das Inquisitionsgefängniß geliefert. Aham bereitet sich mit seiner Tochter zum Tode, denn sein Mistrauen in Ferdinand weiß dessen Handlungsart keinen andern Grund unterzulegen als den Umstand daß derselbe in ihm den Bruder erkannt habe und dessen Ansprüche fürchtend sich seiner auf so bequeme und so gut kirchliche Weise gesetzlich entledigen wolle. Tarbis windet einen Kranz von weißen Rosen, die man auf Aham's Verlangen in den Kerker gebracht hat. Der Greis sagt:

Die alten Völker schmückten ihre Todten
Mit Blumen aus, und die befreite Seele,
In Düften floh sie auf zum Firmament;
So laß auch unsern Todtenkranz uns winden:
Die weiße Rose ist der Menschheit Bild,
Die sehnend sich dem Licht entgegendrängt,
Mit stummen Seufzerdüften sich verhüllt
Und neigt, wenn Nachtesschatten sie umfängt.
Oft tritt der Fuß der Zeit sie in den Sand,
Oft wird vom Hoffnungsdämmer sie umfangen,
Noch sehnend selbst dem Morgen zugewandt,
Wenn Blut und Scham begießt die reinen Wangen.
Mit Thränenthau wäscht sie den Schlamm der Welt,
Den Irrthum stets vom reinen Antlitz wieder.
Wenn Blatt um Blatt sie auch im Kampf zerfällt,
Ersteht sie freudig in der Knospe wieder.
Der Kranz von weißen Rosen schmückt einmal
Die Stirnen kräft'ger glücklich'rer Geschlechte,
O daß kein Dorn sich je zu ihrer Qual
In ihre wie in uns're Kränze flechte!
Und wie die weißen Rosen sich verweben
In duft'gem Glüh'n zu seligem Verein,
So mögen unter innigstem Ergeben
Die Menschen all' in Lieb' verschlungen sein.
In diesem Glauben und in diesem Hoffen
Flecht' diesen Kranz dir in die Locken ein.
Wenn auch die Menschen uns zum Tod getroffen,
Wird Menschenliebe doch einst Sieger sein.

Vom Finger zieht Aham seinen Ring und athmet mit der Tochter das aus dem zerbrochenen Reif quellende Todesgift. Inzwischen hat der alte Perez an Ferdinand Kunde und Beweis geliefert daß Aham des Königs todtgeglaubter Bruder sei, und in den Kerker stürzt Ferdinand, mit dem Freudenrufe: „O Karl! mein Bruder Karl!" sich dem Wiedergefundenen an die Brust werfend. Von dessen Lippen aber quillt die tragische Frage:

Du hast mich nicht gekannt, als meinem Tod
Du deines Namens Unterschrift gegeben?

— — — — — — —

O Gott, mein Schöpfer! Und so wär' denn ich
Das Opfer meines eig'nen Mistrauns? Wär'
Der Irrende, wo recht zu thun ich glaubte?
Verzeihung! O Verzeihung, Ferdinand!

— — — — — — —

Mein treuer Perez, fühlst du wol die Reue,
Die ohne Hoffnung mir das Herz durchflammt?
Ach hätt' ich deiner Stimme doch gefolgt!
Was nährt allein die Flammen, daß sie brennen?
Da, wo man liebt, muß man vertrauen können!

So stirbt Aham und neben der Leiche seiner geliebten Tarbis stürzt der Infant in seinen Dolch. Juana aber, in den alten Wahnsinn zurückgesunken, hebt zwei am Boden liegende weiße Rosen auf und spricht:

Ich bin die große Menschheit, bin der Welt
Uralte Majestät! verbeugt euch, Thiere!
Ich such' gleich Diogen in allen Straßen
Die Menschen auf und finde sie nicht mehr!
Ich wein' und wein' und suche meine Kinder,
Und finde statt der Menschen — Menschen — Nichts,
Als nur ein paar zertret'ne weiße Rosen!

So führt der Dichter in einer ergreifenden und spannenden Handlung am Helden seines Stücks die Wahrheit tragisch durch daß eine Liebe ohne Vertrauen ihre Zwecke nie erreicht, sondern Schiffbruch leidet an sich selbst, und daß, wer aus einzelnen Facten Schlüsse auf das Ganze ziehend sich die Menschen zu schlecht, sonderlich die bösen Menschen zu böse vorstellt, die rechte Freudigkeit an der Liebesbethätigung für die also Verkannten ebenso wenig haben kann als die rechte Zuversicht in die Durchführung und Ersprießlichkeit seiner Plane, ohne welche doch ein wirklich energisches Handeln nicht recht denkbar ist. Hätte Aham dem Bruder, für welchen sein Herz so mächtig schlug, als er ihn nach soviel Jahren wieder vor sich sah, in seiner Neigung auch vertraut und ihm offen entdeckt daß er Viana sei, hätte er das später nach der vollbrachten Heilung der Infantin bei seinem Abschiede von der Alhambra, wo ihm des Königs Achtung und Wohlwollen für den Retter seiner Tochter nicht unbekannt blieb, nachgeholt, ja hätte er, und hier

faßt sich seine Schuld in ihrer Gipfelung zusammen, schließlich dem Verdachte keinen Spielraum gegeben, Ferdinand wisse um seine Abkunft und wolle den als etwaigen Nebenbuhler auf dem Stuhle der Macht Gefürchteten mit leichter Manier sich vom Halse schaffen, so wäre an die Stelle tiefer Tragik eine heitere Versöhnung seines Schicksals und eine helle Zukunft für ihn und sein ganzes Haus getreten. Daß nun der Dichter die Consequenzen der Schuld seines Helden so scharf und gewaltig, so Schlag auf Schlag ohne jede Effectmacherei zu versinnlichen wußte, daß er diese Consequenzen mit echtdramatischer Energie und wahrhaft antiker Präcision am äußersten Schlusse seines Werks in einen gewaltigen Blitz zu concentriren verstand, und es ihm gelang in den Sturz des unter seiner Schuld zusammenbrechenden Helden auch die außerhalb dieser Schuld Befindlichen echttragisch mit zu begraben, sodaß dadurch zugleich der Eindruck dem Verhängnisse einer ganzen tragischen Familie zuzuschauen erzeugt wird und auch die eigentliche dramatische That des Helden, die Heilung der Infantin, sich in sich selbst vernichtigt, dem Dämon gegen welchen sie gerichtet war, dem Wahnsinn der Prinzessin die alte, zertrümmert geglaubte Herrschaft wieder überlassend; daß endlich diese Entwickelungen und Lösungen eben wirklich und thatsächlich im Stücke geschehen, ein Umstand der in den neuern Dramen selten zu werden anfängt: dies Alles berechtigt uns sicherlich die vorliegende Dichtung eine Tragödie in des Wortes vollster Bedeutung zu nennen und sie ohne Bedenken dem Besten anzureihen, was die neuere dramatische Production in das Leben gesetzt hat. Alle Gestalten, das Ganze wie das Einzelne dieser Dichtung sind kräftig und naturwüchsig in die Persönlichkeit des Helden geleitet; dieser vertritt vollkommen und energisch die harmonische Einheit der Tragödie; es ist überhaupt durchaus nichts Undramatisches und Untragisches in diesem Poem, dessen Fabel sauber und gut erfunden und dessen poetischer Schwung rein, kräftig und anmuthig wie eine duftige Frühlingsnacht über der interessanten Handlung ruht. Mit einem Worte, es ist ein menschliches und darum ein echtes Drama, dessen Gedankentiefe, Gemüthsinnigkeit und warmes schwellendes Leben sich zu einer wahrhaft schönen und harmonischen Kunstwirkung durchdringt und vollendet. Diesem Poeten wird, das fühlt man seinem Werke an, groß und heilig zu Muthe, wenn sich seine Seele in die Göttlichkeit des Menschenthums versenkt, dessen Tiefen und Höhen seinem poetischen Geiste eine liebe wohlbekannte Heimat sind. Die ernste Lehre die sein treffliches Drama bietet, daß selbst die menschlichste Natur der Gefahr so nahe steht, nach irgend einer Seite hin dem Unmenschlichen zu verfallen, und daß gerade sie daran gänzlich zugrundegehen muß, weil sie sich damit in eine Luft verirrt hat die für sie tödtliches Gift ist, diese Lehre möge vorallem auch unser Dichter sich als eine bleibende Lebenswahrheit von seinem eigenen guten Genius in das Herz geschrieben sein lassen, denn wie er selbst sagt:

> Die Völker und die Glaubenssätze sterben,
> Der Mensch allein ist ewig und ist groß!

Mit dieser echten Perle deutscher Dichtung sei denn zunächst unser dramatischer Reigen geschlossen. Wie mancher unsaubere Gast seinen Laufpaß erhalten, wie manche kränkelnde Erscheinung auf ihre Gebrechen verwiesen werden mußte, es bot sich doch des Anmuthigen, Guten und Schönen immer eine erquickliche Fülle und selbst in den mittelmäßigen Productionen das lebendige Zeugniß eines reinen und edeln Strebens. Daß unsere Dramatik inmitten all der wüsten politischen Wirthschaft, umschachert vom schmuzigsten und feilsten Materialismus, und von Denen die zu ihrer Hebung und Pflege die äußern Mittel in Händen haben mehr denn je vernachlässigt und vergessen, dennoch ihr rastloses uneigennütziges Ringen nach dem hohen Ziele künstlerischer Vollendung ununterbrochen fortsetzt, ja steigert und auf den dornigen Wegen die ihr äußerlich zu wandeln nicht erspart werden so schöne Blüten fördert, das ist ein erhebender Trost für die Zukunft und gewährt in den sonst so trüben und matten Zuständen eine begeisternde Ermuthigung. Bewahrt der deutsche Genius im Herzen den edeln Stolz der ihn großgemacht hat vor allen Nationen, sich allein und keinem noch so glänzenden Mäcenate seinen Ruhm und seine Schätze zu danken, bleibt er fest gegründet in sich selbst, um mit eigener Kraft in die Sonne zu fliegen, und vergißt nie daß keine gefährlichern Feinde ihm auflauern als die Mode des Tags und die Eiferwirthschaft der Partei, dann wird die göttliche Aufgabe, die vor allen gerade ihm geworden ist, eine endliche herrliche Lösung finden: Versöhnung der zerrissenen Menschheit durch den Geist. Das walte Gott! 16.

Vorlesungen über Anthropologie, Physiologie und Diätetik, für Gebildete aller Stände gehalten im akademischen Gymnasium zu Hamburg, von J. F. Siemers. Leipzig, Weber. 1852. 8. 2 Thlr.

Die Anthropologie oder die Lehre vom Menschen hat das mit allen übrigen Wissenschaften gemein daß sie ihren Gegenstand aus einem doppelten Gesichtspunkte auffassen kann. Es liegt eben in der Natur der existirenden Dinge selbst daß sie der Betrachtung zwei verschiedene Seiten darbieten, von welchen dann die eine oder die andere vorzugsweise in das Auge fällt oder auch ausschließlich fixirt wird. Die Sphäre des Daseins ist zugleich die des Werdens; beide sind untrennbar miteinander verbunden, woraus man freilich nicht folgern darf daß sie unterschiedslos zusammenfallen. Wenn es keinem Zweifel unterliegt daß Alles was da ist unausgesetzt durch äußere Bewegung oder durch innere Entwickelung bedingt und getrieben wird, so ist es doch andererseits nicht minder gewiß daß nichts von Dem was da wird in irgend welchem Augenblicke der bestimmten ausdrucksvollen Gegenwart und der beharrlichen Einheit mit sich selbst entbehrt. Dieser zwiefache Charakter alles Lebendigen begründet und rechtfertigt den wesentlichen Unterschied welcher in der Darstellung desselben zu jeder Zeit hervorgetreten ist.

Was man gewöhnlich die theoretische Betrachtung der Dinge zu nennen pflegt, ist im Grunde Nichts als die Erörterung ihres Seins, die Feststellung ihrer constanten Eigenschaften, ihrer wesentlichen Merkmale, der ihre Existenz bedingenden nothwendigen Bestimmungen. Wo sie dagegen aus dem Standpunkte der Praxis untersucht und beurtheilt werden, ist das Augenmerk stets auf ihr Werden, auf die Ermittelung Dessen gerichtet wozu sie bestimmt sind, was sie entweder durch Einwirkung von außen, durch mechanische Cultur oder vermöge ihrer Selbstthätigkeit und organischen Entwickelung sein können und sollen. Die beiden Formen in welchen die Gesammtheit der Lebenserscheinungen sich dem Blicke des Beobachters darstellt sind somit von jeher zu ihrem Rechte gekommen. Aber man hat sie bis dahin in der Regel voneinander getrennt, sodaß immer nur die eine mit Ausschluß der andern beachtet wurde. Erst in neuerer Zeit macht sich mehr und mehr die Einsicht geltend daß eine solche Isolirung unstatthaft ist, weil sie mit der gegebenen Wirklichkeit in Widerspruch steht. Man bemerkt überall das erfreuliche Streben, den theoretischen und den praktischen Gesichtspunkt in der Darstellung zu verbinden, wenn es

auch in der Natur der Sache liegt daß in jedem besondern Falle der eine oder der andere vorherrscht.

Die Siemers'sche Schrift behandelt das Leben des Menschen sowol in seinem gegebenen Inhalte, in allen seinen charakteristischen physischen und geistigen Erscheinungen und stellt mit Rücksicht auf die Entwickelung, deren es fähig und bedürftig ist Grundsätze und Regeln auf, nach welchen die praktische Ausbildung desselben zu verfahren hat; doch wird in ihr der theoretische Gesichtspunkt dem praktischen untergeordnet. Ihre nächste und ursprüngliche Aufgabe ist die Darstellung der Diätetik oder der Lehre von der „gesundheitsgemäßen Lebensordnung", ihre Tendenz mithin eine wesentlich praktische. Es konnte indeß dem einsichtigen Verfasser nicht entgehen daß seine Arbeit nur dann ihren Zweck mit Sicherheit erreichen würde, wenn er sie auf einer breiten theoretischen Basis aufführte. Er bemerkt mit Recht (S. VI):

„Der gebildete Mensch verlangt selbst dann wenn der Arzt ihm die einfachen Lebensregeln ertheilt eine Begründung derselben, und so erschien es nothwendig die Diätetik auch hier durch physiologische und anatomische Vorkenntnisse anzubahnen und aus diesen das bisher nicht gebräuchliche Eintheilungsprincip zu entnehmen; ja es wurde wünschenswerth, in einem allgemeinen Theile die anthropologisch-statistischen Verhältnisse zu geben welche auf das Menschengeschlecht einwirken, damit man einsehe daß der Einzelne, wenngleich unter dem Einflusse allgemeiner Naturkräfte, dennoch persönlich Manches für seine Gesundheit zu thun und zu lassen im Stande sei."

Wer sich durch eine literarische Erscheinung nur dann befriedigt fühlt, wenn sie neue überraschende Gesichtspunkte aufstellt oder in einer ungewöhnlichen piquanten Form auftritt, dürfte bei der vorliegenden Schrift schwerlich seine Rechnung finden. Sie hat wenig oder nichts von Dem was den verwöhnten Geschmack Derer reizen könnte welchen eine überkräftige oder doch stark gewürzte Lecture zum Bedürfniß geworden ist. Nur der einfache gesunde Sinn, wie er den gebildeten Kreisen der Lesewelt noch vielfach eigen ist, wird sie zu würdigen und, worauf es vorallem ankommt, zu benutzen wissen. Nicht dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit des Forschers zu erregen oder das Interesse der literarischen Gourmands an sich zu fesseln, ist sie umsomehr geeignet, einem Jeden der sich über die Natur des menschlichen Lebensprocesses und die vernunftgemäße Leitung desselben näher zu unterrichten wünscht treffliche Dienste zu leisten.

Fügen wir, damit die obigen Bemerkungen nicht misverstanden werden, hinzu, daß wenngleich die Darstellung Siemers' sich weder durch eine prononcirte Originalität noch auch durch eine glänzende oder mannichfach nuancirte Färbung auszeichnet, sie darum nicht minder allen Anfoderungen entspricht, die das gebildete Publicum an die formelle Seite der ihm gewidmeten Werke mit Recht stellen kann. Die Siemers'sche Schrift läßt zwar in ihrer Gliederung die mündlichen Vorträge, aus welchen sie erwachsen ist, nicht mehr erkennen, schließt sich dagegen in ihrer allgemeinen Haltung, in ihrer Diction, in Ton und Farbe des Ausdrucks möglichst nahe an sie an. Man darf in dieser Rücksicht sogar behaupten daß Siemers die ursprüngliche Fassung seiner Arbeit etwas gar zu treu wiedergibt. Wie es scheint hat er nicht hinlänglich erwogen daß die mündliche Rede nur unter sehr erheblichen Modificationen in die schriftliche Form gebracht werden darf. Die persönliche Gegenwart des Vortragenden lenkt die Aufmerksamkeit von Manchem ab was in einem gedruckten Buche nicht unberücksichtigt bleibt und vielleicht gerechten Anstoß erregt. Beiläufige Reflexionen z. B., die in der mündlichen Rede nicht selten willkommen sind, erscheinen beim Lesen gar oft als unbedeutend, als ein störendes hors-d'oeuvre. Indeß wenn auch nicht zu leugnen steht daß der Verfasser den Unterschied zwischen dem engern Kreise seiner Zuhörer und dem größern Publicum etwas fester hätte im Auge behalten sollen, so ist diese Verwechselung beider doch im Ganzen nur von geringer Bedeutung.

Möglich selbst daß sich eben durch diese etwas prolixe Darstellungsweise die vorliegende Schrift dem Einen oder Andern mehr empfiehlt, wie es bei einer strengern Form der Fall sein würde. Dieses ungezwungene Sichgehenlassen, dieser gemüthliche, hin und wieder fast vertrauliche Charakter des Ausdrucks ist um so anziehender, da der freundliche wohlwollende Sinn den der Verfasser überall andentaglegt etwas sehr Gewinnendes hat. Spricht er auch, wie es einem Manne in vorgerücktem Alter wol öfter zu begegnen pflegt, zuweilen mehr als es die Sache selbst erfodert, so hört man ihn doch immer gern sprechen. Die innige Theilnahme am Wohle der Menschheit durch die er unverkennbar geleitet wird, sowie der milde, heitere Ernst welcher den Grundton seiner Stimmung ausmacht, verfehlen auch da ihre Wirkung nicht wo man durch den Inhalt seiner Erörterungen weniger befriedigt wird. Vielleicht können wir die eigenthümliche Sinnesweise des Verfassers am besten durch Aushebung einer Stelle charakterisiren, in der er sich am Schlusse seines Werks über die ihm hoffentlich noch ferne Todesstunde ausspricht (S. 464):

„Je ruhiger, freundlicher, behaglicher die Umgebung des Sterbenden ist, je mehr die Attribute der Trauer, der Unruhe und der Angst verschwinden, desto besser. Ich würde in einem Zimmer mit Blumen, umgeben von den Meinigen, selbst unter Klängen einer passenden Musik sterben mögen. Ein Freund möchte mich daran erinnern daß die großen Gesetze der Natur uns allenthalben zeigen daß Nichts in der Schöpfung verloren gehe, sondern Alles unter andern Formen neue Verbindungen eingehe. Er möchte mir wiederholen daß die Gesetze der Bewegung der Erde, des Lichts, der Schwere, des Magnetismus weit über unser Sonnensystem hinaus herrschen und auf einen großen Gesetzgeber hinweisen. Ich würde ihm danken und in der Hoffnung entschlafen daß auch die geistigen und moralischen Gesetze unserer Erde auch außerhalb der Erdbahn ihre Geltung haben werden."

Von einem Manne der bis zum hohen Alter als praktischer Arzt mitten im bewegten Flusse des öffentlichen Lebens thätig gewesen ist, läßt sich keine Vorliebe für fest bestimmte, aber in der Regel einseitige Principien, keine Hinneigung zu extremen Richtungen erwarten. In der That zeigt sich Siemers durchgängig als ein besonnener Freund der richtigen Mitte. Es geht aus seiner Schrift unzweideutig hervor daß er, darin ungleich den meisten seiner Berufsgenossen, die fortschreitende Entwickelung der den Menschen betreffenden Wissenschaften mit lebhaftem Interesse begleitet und die Tendenzen wie die Ergebnisse selbst der jüngsten Forschungen mit aufmerksamem Blicke verfolgt hat. Unbefangen genug, sich alle die Resultate der neuern Untersuchungen anzueignen, die er nach sorgfältiger Prüfung als stichhaltig erkannt hat, ist er andererseits weit davon entfernt, sich durch irgend eine blendende Theorie, wie deren die Gegenwart gar manche erzeugt, berücken zu lassen. Ihm ist eine Hypothese, wenn er auch deren Nothwendigkeit und relativen Werth zugesteht, darum noch keine ausgemachte Wahrheit. Man lese z. B. den Abschnitt über das Nervensystem, um sich von der Zurückhaltung zu überzeugen, mit welcher er die kühnen Lösungen der an diesen geheimnißvollsten Factor des menschlichen Organismus geknüpften Räthsel beurtheilt. Auch weiß er, wie unter Anderm seine Bemerkungen über die Phrenologie beweisen, die Wahrheit der Principien von der ihrer weitern Entwickelungen und vorschnell gezogenen Consequenzen sehr wohl zu unterscheiden.

Wir wollen indeß nicht verhehlen daß uns Siemers gerade in Betreff der Principien, der allgemeinen, zusammenfassenden Erklärungen seine Vorsicht etwas zu weit zu treiben scheint. Die Abneigung gegen die „Einseitigkeit" führt hin und wieder zu einem wirklichen Mangel an „Entschiedenheit" (S. X), und die freilich aus seiner Berufsthätigkeit fast nothwendig resultirende Gewohnheit, vorzugsweise die „Erscheinungen des Lebens", die „Thatsachen der Erfahrung" ins

Auge zu fassen, läßt die Untersuchungen welche auf die innern Gründe, auf den einheitlichen Zusammenhang des Existirenden gerichtet sind zuweilen auch dann mit skeptischen Blicke betrachten, wenn sie auf Anerkennung mit Recht Anspruch machen können. Immerhin ist aber die vom Verfasser befolgte Methode, das Gewisse vom Zweifelhaften und die bloße Vermuthung von der berechtigten Ansicht scharf zu sondern, insofern schon am Orte, als sie dem bequemen Dogmatismus, zu welchem die Mehrzahl der Leser nur gar zu geneigt ist, heilsame Schranken setzt.

Es ist vielleicht im Interesse der sehr wünschenswerthen Verbreitung unsers Werks, wenn wir hier eine kurze Notiz über den allgemeinen Standpunkt des Verfassers einfügen. Bekanntlich ist die Zahl Derer welche durch eine genauere Kenntniß des Körpers ihren Geist oder was sie so nennen zu verlieren fürchten auch heute noch nicht unbeträchtlich. Solchen Kleingläubigen nun dürfte die vorliegende Schrift besonders zu empfehlen sein, denn sie macht sie mit Dem bekannt was in unsern Tagen kein Gebildeter füglich mehr ignoriren kann, ohne daß die Gefahr, vor welcher sie zurückweichen, ihnen irgendwie drohte. Ueberhaupt muß die für eine frühere Epoche nicht ganz unbegründete Meinung daß der Materialismus seine eifrigsten Vertreter im Stande der Aerzte habe, wenn sie auf die Gegenwart angewandt werden wollte, als ein grundloses Vorurtheil bezeichnet werden. Was speciell Siemers angeht, so unterliegt dessen Spiritualismus keinem Zweifel. Zwar stellt er den innigen und nothwendigen Zusammenhang welcher das geistige Leben mit dem des Körpers verknüpft keineswegs in Abrede. Er erkennt vielmehr die größere Bedeutung, die infolge der neuern Forschungen dem Organismus des Menschen beigelegt wird, in weitem Umfange an. Aber die durchgängige Bedingtheit des Geistes schließt seiner Ansicht nach die unbedingte Freiheit und Selbständigkeit desselben nicht aus. Indem er wiederholt im Gegensatze zu Denjenigen welche das geistige Leben lediglich auf die Bewegung des Organismus zurückzuführen suchen den bestimmenden Einfluß der Psyche auf den Körper hervorhebt, nimmt er zugleich für den Geist eine durchaus unabhängige Existenz und Wirksamkeit in Anspruch. Dieselbe Mäßigung und ruhige Umsicht, der wir in dem theoretischen Theile des Werks begegnen, findet sich auch in den Partien desselben in welchen der Verfasser seine diätetischen Grundsätze entwickelt und die besondern Verhaltungsregeln für die Pflege der leiblichen und geistigen Organe aufstellt. Wenn dort die ihm eigene Freiheit von aller Systematik, die Abneigung gegen das Extreme und die Vorliebe für die Thatsachen der Erfahrung nicht ganz ohne nachtheiligen Einfluß geblieben sind, so erscheint hier dagegen diese eigenthümliche Disposition nur von ihrer vortheilhaften Seite. Es ist keine Frage daß die diätetischen Vorschriften und Anweisungen, wie sie im Publicum umlaufen, oft mehr schaden wie nützen, weil sie mit der Prätension auf allgemeine Anwendbarkeit auftreten, während sie doch, von besondern Fällen abstrahirt, auch nur für diese Geltung haben können. Was Allen dienen soll, paßt in der Regel für Niemanden, und wenn es sich bei Einigen heilsam erweist, so hat es bei Andern die entgegengesetzte Wirkung. Die Regeln der Diätetik sind ebenso wie die der Erziehung nur dann gefahrlos, wenn man sie nicht in zu knappe Formen faßt und den Ausnahmen gebührenden Raum läßt.

Die mannichfachen und bewährten Erfahrungen welche Siemers im vieljährigen Laufe seiner praktischen Wirksamkeit hat sammeln können setzen ihn natürlich in den Stand, eine Menge von Rathschlägen zu ertheilen, die in manchen Fällen eine unmittelbare Anwendung zulassen. Auch fehlt es bei ihm nicht an Grundsätzen allgemeinern Inhalts, die geschöpft aus oft wiederholten und sorgfältig geprüften Beobachtungen unter den verschiedensten Umständen maßgebend sein können. Er hütet sich indeß wohl, solchen Vorschriften eine unbedingte, überall und zu jeder Zeit gültige Autorität beizulegen, sucht vielmehr stets die bestimmten Verhältnisse denen sie nach seinen Dafürhalten entsprechen möglichst genau zu specificiren. In der Ueberzeugung daß das unendlich variirende Leben keine universellen Heil- und Förderungsmittel gestattet, beschränkt er sich auf die Mittheilung Dessen was sich ihm in concreten Fällen als probehaltig ergeben hat. Im Ganzen aber ist es ihm weniger darum zu thun, das diätetische Verhalten durch feste Normen zu regeln als die verschiedenen Momente hervorzuheben, welche bei einer richtigen Anordnung desselben in Betracht zu ziehen sind. Zu dem Ende macht er nicht blos auf die vielfachen Unterschiede aufmerksam, die das organische Leben der Individuen je nach ihrer ursprünglichen Constitution, nach ihrem Geschlecht, Alter u. s. w. darbietet; er nimmt zugleich, und wir halten dies für einen sehr wesentlichen Punkt, auf die natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche der einzelne Mensch mehr oder weniger gebunden ist, auf Klima, Beschaffenheit, Stand und Gewerbe, Wohnung u. s. w. durchgängig die erfoderliche Rücksicht. Die Stelle in der er seine Ansicht über die in jüngster Zeit von manchen Seiten so dringend empfohlene Abhärtung ausspricht mag zum Belege dienen:

„Man glaubt durch leichte Kleidung, Nichtbeachtung der Veränderlichkeit des Wetters oder etwa eines daraus entstandenen Schnupfens und Hustens, durch fortgesetztes Baden im kalten Wasser u. s. w. den Körper zu stärken und man mag bei kräftiger Constitution, bei guter erblicher Anlage, in gewissen Gegenden Recht haben, anderswo aber und bei schwächerm Gesundheitszustande kann man sehr viel dadurch schaden. Das Wort «man muß dagegen angehen» hat nur bei großer Kenntniß der körperlichen Beschaffenheit Werth. Auf der andern Seite kann eine zu große Regelmäßigkeit der Lebensweise, zu große Sorgfalt der Bekleidung den Körper für jede Störung so empfindlich machen daß er in der That verweichlicht wird. Dies gilt körperlich wie geistig. Ich kannte Menschen denen ein täglicher Aerger Bedürfniß war und die an Verdauungsbeschwerden litten als die Veranlassung zum Aergern aufhörte. Man wird deshalb nicht behaupten daß täglicher Verdruß gesund sei."

Es wurde schon oben mit den Worten des Verfassers der Grund angegeben welcher ihn bestimmt hat seine Arbeit mit einem „Allgemeinen Theile" zu eröffnen. Fügen wir hier über den Inhalt dieses einleitenden Abschnitts, dem die Aufschrift „Anthropologie" nicht ganz angemessen sein möchte, ein paar Worte hinzu.

Gegenstand desselben ist „das Menschengeschlecht als Ganzes, in seinem Verhältnisse zum Leben der Erde, in seiner Abhängigkeit von der Atmosphäre und deren verschiedenartigen Einflüssen auf Geburt, Sterblichkeit und Lebensdauer" (S. 107). Siemers erblickt mit Recht in den statistischen Forschungen der Neuzeit, welche die Abhängigkeit der Geburts- und Sterbeverhältnisse von den Einwirkungen der „Jahreszeiten, des Klima, der Gewerbe, Kriege, Epidemien, selbst der Gesetzgebung und des Handels" arithmetisch zu bestimmen suchen, die vielversprechenden Anfänge einer neuen Wissenschaft, die früher oder später zu höchst folgenreichen Ergebnissen führen muß. Er ist dem bisherigen Gange der betreffenden Untersuchungen, wie sie namentlich von Quetelet, Casper, Villermé, Rieson u. A. angestellt worden sind, aufmerksam gefolgt und theilt nun hier im Interesse Derer welche nicht in der Lage sind die Arbeiten der genannten Männer selbst einzusehen die wichtigsten Resultate derselben übersichtlich mit.

Wir dürfen uns nicht gestatten diesen sehr werthvollen Auszug abermals zu excerpiren und bemerken daher nur noch daß der Verfasser den detaillirten, hin und wieder durch größere Tabellen erweiterten Zahlenangaben — im „Anhang" sind mehrjährige Sterblichkeitslisten für Belgien, Frankreich, England, Hannover zusammengestellt — eine Reihe von allgemeinen Reflexionen hinzugefügt hat, die wenigstens theilweise

eine mehr als vorübergehende Beachtung verdienen. Insbesondere machen wir auf den Abschnitt über die „Staats- oder Volkshygiene" aufmerksam, wo Siemers seine auf die Hebung der Volkswohlfahrt gerichteten Wünsche und Foderungen näher articulirt. Freilich sind auch ihm die Schwierigkeiten nicht unbekannt welche deren Erfüllung vorläufig in weite Ferne rücken. Er weiß z. B. recht wohl „daß die Regierungen die Durchführung mancher Liebhabereien oder mancher höhern Staatsinteressen der Förderung des leiblichen und geistigen Volkswohls voranstellen und deshalb kein Geld für Staatsdiätetik vorhanden ist", und findet nur in der Hoffnung einigen Trost „daß mit dem Aufhören der so kostspieligen Kriege sich auch für unsere Zwecke die nöthigen Mittel werden finden lassen".

In Betreff des zweiten oder besondern Theils unserer Schrift, welcher die „Physiologie und Diätetik" enthält, können wir uns um so kürzer fassen, da die Methode und Weise der Behandlung bereits oben im Allgemeinen hinlänglich charakterisirt worden ist. Es wird genügen, wenn wir die Reihenfolge der zur Sprache kommenden Gegenstände flüchtig andeuten.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung die „Stellung des Menschen in der Reihe organischer Wesen" erörtert, die „Anatomische Eintheilung des menschlichen Körpers" vorgelegt, die „Entwickelungsstufen des Menschen" näher bestimmt und den „Begriff der Gesundheit und Krankheit" erläutert hat, wendet er sich zur Darstellung des „Nervensystems", innerhalb deren auch die Betrachtung der „Sinne" ihre Stelle findet. Es folgt der „Athmungsproceß und die Sprache", sodann das „Hautsystem" (Bäder, Kosmetik, Kleidung), ferner der „Bewegungsapparat" und das „Gefäß- und Blutsystem". Der nächste oder sechste Abschnitt behandelt in großer Ausführlichkeit die „Ernährung und Verdauung", wo dann namentlich auf die Natur und Wirksamkeit der wichtigsten Speisen und Getränke speciell eingegangen wird. Daran schließt sich im siebenten Abschnitt die Erörterung des „Geschlechtslebens", während der achte und letzte Abschnitt „Das geistige Leben" und zwar in drei Paragraphen: „1. Verbindung und Abhängigkeit des Geistes vom Körper sowie des Körpers vom Geiste"; „2. Erziehung und Diätetik der Lebensalter"; „3. Das Sterben und der Tod", zur Sprache bringt. 23.

Der Connétable Karl von Bourbon. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit. Von St. v. Schwarzenau. Mit zwei Planen. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Je öfter man in unsern Tagen den Ständestaat als das Ideal des Staats rühmen und den ritterlichen Stand als die wahrhafte Stütze des Königthums anpreisen hört, um so interessanter ist das vorliegende Buch eines deutschen Freiherrn, welcher historisch nachweist daß die Stände nicht anstanden gegen ihren König das Schwert der Empörung zu erheben, wenn er ihrem Ehrgeiz sich nicht fügen wollte. Wie in Deutschland das Vasallenthum und Königthum Jahrhunderte lang miteinander rangen, bis das erschöpfte Königthum ein machtloses erbliches Kaiserthum ward, welches endlich 1806 die Krone niederlegte, weil die Reichsfürsten nicht aufhörten sich mit den Reichsfeinden gegen das Reichsoberhaupt zu verbinden, so hat auch der französische Adel seit den Zeiten Pipin's, Odo's bis hinab zu den Kriegen der Fronde und Orléans kein Bedenken getragen, die königliche Macht zu bekriegen, Dynastien zu stürzen u. s. w. Und als in Frankreich die Monarchie siegreich aus dem Kampf mit dem Lehnsadel hervorging, indem sie denselben zum Hofadel herabsetzte, wußte sich dieser durch Cabale und Intrigue dennoch einen so übermächtigen Einfluß auf die Regierung zu erwerben daß er die obersten Staatsämter zu seinen Privilegien machte und sich mit der absoluten Monarchie und dem Klerus in die Herrschaft über das rechtlose Volk theilte.

Das Widerstreben des Lehnsadels gegen das Königthum, welches in dem Misverhältniß der Feudalmonarchie liegt, wird im Connétable Karl von Bourbon nicht minder individualisirt als der ritterliche Hofkönig in Ludwig XII. und Franz I. Unser Verfasser hat uns in der That frische, lebendige Bilder aus den Zeiten des Untergangs der mittelalterlichen Staatsverfassung sowie des kriegerischen Adels gegeben, denn wir sehen den Kriegsadel erliegen nicht nur den Landsknechten, also dem Fußvolk, sondern auch der Artillerie. Karl von Bourbon's Abfall von seinem König bezeichnet einestheils einen Wendepunkt der Verfassungsgeschichte Frankreichs, denn bei Pavia erlag der Adel im Kampf für seinen König, anderntheils aber auch der Kriegsgeschichte, indem Artillerie und Infanterie die Schlachten hinfort entscheiden. Nicht minder lehrreich und klar sind die Verhältnisse Italiens und die Politik der Intriguen und Hinterlist der damaligen Zeit dargestellt, sodaß wir das Zeitalter Machiavelli's mit seiner Treulosigkeit, Habsucht und Gewissenlosigkeit in scharfen Umrissen und plastischer Anschaulichkeit gezeichnet finden. Von großer Lebendigkeit sind die Gemälde des Hoflebens und der Schlachten, die an geeigneter Stelle eingefügt sind, sowie die Beschreibung der Bewaffnung und militairischen Eintheilung der damaligen Heere oder der einzelnen Persönlichkeiten, sodaß das ganze Buch eine anziehende Lecture auch für Den wird welcher aus der Geschichte kein besonderes Studium macht. Einige genauere Mittheilungen aus der Fülle des Inhalts mögen zur Lecture des Buchs selbst veranlassen.

Zu dem Hause Bourbon gehörte außer mehren Nebenlinien auch das der Grafen von Montpensier, welche ihren Stamm bis auf Ludwig den Heiligen zurückführten. Beide Hauptzweige blieben aber dadurch eng verbunden daß nach Familienverträgen Töchter ohne Erbrecht waren und daher männliche Nachkommen auch entfernterer Abstammung den Gesammtbesitz des Hauses erbten. Karl, Sohn des Grafen von Montpensier, geboren 17. Februar 1489, war beim Aussterben der männlichen Bourbonischen Linie zur Erbschaft der Güter und des Namens desselben berechtigt, obschon ihm viel Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Er verlor in früher Jugend Vater und Mutter, aber die Herzogin von Alençon nahm sich seiner an, ließ ihn erziehen, zum Ritter ausbilden und wünschte die Verheirathung ihrer Tochter mit Karl. Wirklich ward 1505 der sechzehnjährige Karl mit seiner vierzehnjährigen Braut im Park zu Moulins verlobt. „Durch diese Heirath ward er der reichste und mächtigste Unterthan der Christenheit, denn die ziemlich abgerundeten Bourbonischen Lande umfaßten die Herzogthümer Bourbon und Auvergne, die Vicomtés von Carolat und Murat, die Grafschaften Beauvoisin, Clermont, Forets, de la Marche und Clermont in Auvergne, die Herrschaften Beaujolais, Combraille, Mercoeur, Annoney, Roche en Regnier und Bourbon-Lancey"; außerdem ernannte ihn der König zum Gouverneur und Lieutenant von Languedoc und hatte Karl Anwartschaft auf den Königsthron, wenn die jungen und unvermählten Prinzen Franz von Angoulême und der Herzog von Alençon sterben sollten. Karl zeichnete sich am Hof und auf den Turnieren so sehr aus daß seine bisherige Feindin, die Gräfin von Angoulême, nicht nur seine Verehrerin ward, sondern auch eine heftige Neigung zu ihm empfand, welche; da sie von Karl nicht erwidert ward, sich in glühenden Haß verkehrte und Karl endlich dahin brachte an der Spitze der Feinde Frankreichs den Thron seines Königs zu bedrohen.

In diese Zeit fallen die kriegerischen Versuche Frankreichs, sich bald Unter-, bald Oberitalien anzueignen. Im Allgemeinen waren die Feldzüge glücklich, aber deshalb erfolglos, weil nun Frankreichs Verbündete zur Gegenpartei traten, um den Sieger nicht zu mächtig und zum unmittelbaren Nachbar werden zu lassen. Es war dies jene Politik der Hinterlist, des Ver-

raths und des Treubruchs, wie sie von Machiavelli endlich in ein System gebracht und als politische Weisheit von den Höfen angenommen wurde. Auch Karl von Bourbon nahm als Reichsvasall an den Feldzügen Ludwig's XII. theil und führte 1509 die Reserve, welche außer den 300 Rittern des Herzogs noch aus ritterlichen Freiwilligen Italiens und Frankreichs bestand. Obschon Bourbon mit zur Gewinnung des Siegs beitrug, ja die Entscheidung herbeiführte, so fand er doch die verdiente Anerkennung nicht und kehrte mismuthig und fieberkrank nach Hause zurück. Nicht lange sollte er rasten; denn Kaiser Maximilian erschien plötzlich in Italien, um Venedig beizustehen, und der Papst Julius trat von Frankreichs Bündniß zu einer Alliance mit dem Kaiser über. Spanien und England folgten seinem Beispiel und der Bischof von Sitten führte ein stattliches Schweizerheer gegen die Franzosen ins Feld. Bourbon mußte nach Italien eilen, aber der König machte den jungen Herzog von Nemours zum Statthalter, weshalb Bourbon grollend das Heer verließ, um daheim besserer Zeiten zu harren.

Die Franzosen wurden geschlagen, mußten Mailand räumen. Spanien und England bedrohten die Grenzen, welche zu schützen endlich Bourbon beauftragt ward. Bourbon zeigte Umsicht und Energie, aber seine untergeordneten Heerführer soviel Ungehorsam daß der König den siebzehnjährigen Grafen von Angoulême als Kronprinzen zum Heere sandte, um den Zwistigkeiten ein Ende zu machen. Bourbon fühlte sich hierdurch gekränkt und kehrte heim. Zu derselben Zeit erlag das französische Heer schimpflich bei Guinegate den Engländern und Deutschen, und weil die Franzosen einen allzu starken Gebrauch von den Sporen machten, so nannte man diese Schlacht die Sporenschlacht. Da legte der König alle Kriegsgewalt in Bourbon's Hände, gab ihm die ausgedehntesten Vollmachten und Bourbon rettete Frankreich. Unter Rüstungen gegen Italien starb Ludwig 1515, und sein Nachfolger Franz ernannte den fünfundzwanzigjährigen Bourbon, der schon acht Feldzüge gemacht hatte, zum Connétable von Frankreich, d. h. zum Kronfeldherrn, Kriegsminister, Chef des Generalstabs u. s. w.

Unglücklicherweise wünschte des Königs Mutter, Louise von Angoulême, ein vertrautes Verhältniß zu Bourbon; deshalb beförderte sie ihn, um seinem Ehrgeize zu schmeicheln, ließ ihn aber auch oft zurückrufen, um ihn in ihrer Nähe zu haben. Franz beförderte den Damendienst an seinem Hofe; „wer nicht einer Dame diente, den schalt er einen Narren; wo er ein lebhaftes Gespräch bemerkte, da trat er hinzu, hörte wie man die Liebesworte stellte und gab häufig feinere Wendungen an die Hand". Bald sollte der König die übeln Folgen seiner Hofordnung erfahren, denn es kam in Frankreich dahin daß Damengunst über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschied. Die Gräfin Louise stellte, um Bourbon zur Eifersucht zu reizen, Bonnivet als Großadmiral ihm zur Seite, verletzte diesen aber tödtlich, da Bonnivet sein Feind war.

Als Franz den Krieg mit Mailand begann, hatte Bourbon als Connétable die Kriegführung. Da 20,000 Schweizer die Straße von Mont-Genièvre und von Mont-Cenis sperrten, spanische und neapolitanische-Haufen die Seitenstraßen besetzt hielten, so marschirte Bourbon auf rauhen Pfaden durch das Thal Argentières, vernichtete durch diesen Seitenmarsch des Feindes Kriegsplan, dessen Mitte er durchbrochen, und schlug ihn bei Novara gänzlich am 13. und 14. September 1515. Lange schwankte die Schlacht, mehre male schien sie verloren, aber Bourbon benutzte jeden Fehler des Feindes und siegte durch combinirten Gebrauch von Artillerie, Infanterie und Cavallerie. 15000 Schweizerleichen deckten den Boden, ihr Kriegsruhm ging verloren, Mailand ward erobert und Bourbon Gouverneur der eroberten Länder. Zwar rückte Kaiser Maximilian mit Heeresmacht heran und belagerte den Gouverneur in Mailand; da sich dieser indeß herzhaft wehrte und in Maximilian's Lager Geld fehlte, so liefen die deutschen Landsknechte auseinander, und nur der tapfere Frundsberg behauptete Verona gegen die siegreich vordringenden Franzosen.

Die Gräfin von Angoulême aber, welche den Connétable in ihrer Nähe wünschte, setzte seine Abberufung aus Mailand durch, verletzte diesen jedoch damit so sehr daß er ihr heftigster Feind ward und sie durch bittere Bemerkungen zu unversöhnlicher Rache reizte. Es traten Zerwürfnisse mit dem Hofe ein, der ihm seinen Gehalt zurückbehielt, und trotz der Feste die man sich gegenseitig gab wuchs die Feindschaft. Während der folgenden Kriege in Burgund und Flandern ward der Connétable in seinen Ehren mehrfach gekränkt, und da er nach seiner Gemahlin Tode einen Heirathsantrag der Gräfin Louise zurückwies, weil er unter drohenden Bedingungen angeboten war, so erhob diese Ansprüche auf die Bourbonischen Güter. Sie gewann den Proceß und Karl sah sich plötzlich auf sein kleines väterliches Erbe beschränkt, welches die Proceßkosten zu verschlingen drohten.

Ganz Europa war gespannt und überrascht durch den Ausgang des Processes; der König von England und der Kaiser sandten Boten an den Connétable und ließen ihn auffodern, sich mit ihnen gegen König Franz zu verbinden, wogegen sie ihn zum König von Arelat machen und ihm die verwitwete Königin von Portugal, Kaiser Karl's Schwester, zur Gemahlin geben wollten. Nach langem Zögern und Ueberlegen willigte Karl ein, da er sich für berechtigt hielt, den König Franz nicht nur seine Macht fühlen zu lassen, sondern auch die ihm widerrechtlich entrissenen Besitzungen durch Gewalt wieder zurückzunehmen. Diese Verabredungen wurden durch einen Priester, welchem ein Mitwisser beichtete, dem Könige mitgetheilt, welchen die Entschuldigung Karl's, wegen Unwohlsein am diesjährigen Feldzuge gegen den Kaiser nicht theilnehmen zu können, in seinem Mistrauen nur bestärkte. Um des Connétable gewiß zu sein, ließ er bei diesem einen Wächter zurück, unter dem Vorwande daß dieser ihm fleißig Nachricht über des Connétable Befinden geben solle. Hierdurch kam Karl in nicht geringe Verlegenheit, da er während einer bestimmten Zeitfrist die Fahne des Aufstandes zu erheben versprochen hatte und mit den von Deutschland her anrückenden Kriegsscharen gemeinsam operiren sollte. Da zwischen seinen Ländereien und Deutschland starke französische Corps lagen und die deutsche Hülfe ausblieb, so mußte sich Karl endlich zur Flucht in Feindes Land entschließen. Unter mannichfachen Gefahren wurde diese glücklich ausgeführt, obschon sich Karl oft mitten unter den verfolgenden königlichen Reitern befand. Seine Freunde und Verwandten mußten in Frankreich für ihn büßen, indem ihnen ihre Güter confiscirt, sie selbst verhaftet und auch wol hingerichtet wurden. Der Graf von Vallier stand auch bereits auf dem Blutgerüst, als noch ein Begnadigungsbefehl ankam, „den ihm seine Tochter dadurch erkauft hatte daß sie ihre Reize dem König spendete". Der Begnadigte behielt Zeitlebens Todtenfarbe und das während der letzten Nacht plötzlich weiß gewordene Haar.

Karl erhielt die Oberleitung des Kriegs gegen seinen König; sein Gegner Bonnivet war ihm nicht gewachsen, sondern ward gänzlich geschlagen. In dem Gefecht bei Rebecco fiel Bayard, dessen Rückgrat von einer Kugel zerschmettert war, mit dem Ruf: „Jesus, mein Gott, ich bin todt!" Er ritt noch einige Schritte, auf den Sattelknopf gelehnt, übergab dann den Commandostab an Graf St.-Pol, ward vom Pferde gehoben und an einen Baum gelehnt. Seinem Diener beichtete er und blieb dann sitzen, den Blick auf den Feind geheftet, das Schwert aufgerichtet vor sich in beiden Händen. Bourbon fand ihn sterbend. „Weint über Euch", sagte Bayard, „ich sterbe in meiner Pflicht, Ihr lebt dem Verrathe." Der tapfere Condottiere Pescara drückte dem Helden die Augen zu, als ihm nach drei schmerzlichen Stunden das Schwert entsank. Die Franzosen wurden aus Italien getrieben, aber beim Eindringen in Frankreich und der Eroberung der Bourbonischen Güter zeigten sich die Verbündeten so langsam daß

das Unternehmen vollständig scheiterte. Zwar verlor Franz die Schlacht bei Pavia, in welcher fast der ganze Kriegsadel Frankreichs fiel und der König selbst gefangen wurde, aber die Unterhandlungen in Madrid wegen des Friedens zeigten deutlich daß Kaiser Karl mit den Versprechungen die er Bourbon gegeben nicht Ernst zu machen gedenke.

Bourbon war verachtet von seinen Landsleuten als Verräther, verlassen und betrogen von seinen Verbündeten, sein einziger Besitz war sein Schwert und sein Kriegstalent. Da Franz seine Angriffe auf Italien bald erneuerte und auf deutscher Seite Geld zum Kriegführen fehlte, so warb Bourbon auf seine Rechnung Landsknechte, indem er dieselben mit der zu machenden Beute zu belohnen versprach. Der Connétable von Frankreich war herabgesunken zum Condottiere, der aus dem Kriege ein Handwerk und einen Erwerbszweig machte. Bei Pavia hatte er eine neue Kampfart improvisirt, die er auszubeuten wünschen mußte. Er ließ mitten im Gefecht die in tiefen Colonnen aufgestellten Fußknechte deployiren und die feindlichen Haufen in die Zange fassen; zugleich benutzte er zum ersten male Tirailleurlinien, welche der französischen Reiterei großen Schaden zufügten. „Das alte Ritterwesen fand auf der Wahlstatt von Pavia sein Grab, Helm und Wappenschild wurden ihm zerbrochen nachgeworfen in die unermeßliche Gruft."

„Fürsten ist Nichts lästiger als eine Größe neben sich, ohne sie gebrauchen zu können. Bourbon am Hofe zu Madrid war dem Kaiser ein steter Vorwurf. Das Selbstgefühl des Herzogs sträubte sich gegen die Uebernahme einer Rolle als Höfling; der Ausbruch eines neuen Kriegs rief ihn endlich nach Italien." Geldverlegenheit trieb Bourbon zu einem Zug nach Rom in Begleitung Kasper's von Frundsberg u. A. „Am 22. Februar 1527 zogen 25000 Mann mit fliegenden Fahnen zu Fuß und Roß aus, ohne zu wissen wohin. Es geht nach einem Orte, wo ihr euch für immer bereichern könnt, hatte man ihnen gesagt, worauf sie antworteten: Wir folgen und wäre es zu allen Teufeln! Bourbon vertheilte sein Hab und Gut unter sie mit den Worten: Ich bin ein armer Ritter wie ihr und habe keinen Pfennig; laßt uns zusammen unser Glück machen!"

Der Zug war schwierig, alle Städte verschlossen ihre Thore und mit Belagerungen durfte man sich nicht aufhalten. In Bourbon's Heer brach Noth und Unzufriedenheit aus, die endlich zur offenen Empörung wurden. Die Kriegsknechte, in einem Kreis um ihre Führer versammelt, wollten selbst Frundsberg erstechen, der sich so ärgerte daß er weder mehr reden noch stehen konnte und kurz darauf starb. Durch kühne Märsche umging Bourbon die Truppen welche ihm den Weg nach Rom sperren sollten, ließ zuletzt Gepäck und Geschütz stehen, um jene Stadt rasch zu erreichen, welche er auch sofort herzhaft bestürmte. Die Römer wehrten sich, ihr Geschütz warf die Reihen der Stürmenden nieder, sodaß sich Bourbon selbst an die Spitze der Spanier stellte. Da begegnet ihnen der florentinische Goldschmied Benvenuto Cellini mit einem Begleiter. Letzterer will fliehen, aber Cellini ruft: „Hier muß etwas Männliches geschehen!" schießt mit seinem Gefährten mehre mal die Luntenbüchse ab auf die dichten Haufen und bemerkt bald große Verwirrung in denselben. Bourbon war von zwei Kugeln unter dem Herzen getroffen. Er befahl dem Hauptmann Gogna, ihn mit dem Mantel zu bedecken, damit seine Krieger nicht muthlos würden; aber die Kunde von seinem Tode ging rasch von Mund zu Mund und entflammte Alle zur Rache. Rom wurde erobert und unter den furchtbarsten Gräueln ausgeplündert.

Bourbon's Leiche ward im Trauerzuge nach St.-Peter gebracht und blieb dort unbeigesetzt, bis nach zehn Monaten das kaiserliche Heer Rom verließ. Die Leiche ward von ihm nach Gaeta geführt; das Tridentiner Concil ließ den Sarg wieder ausgraben und offen hinstellen. „Lange war die wohlerhaltene Leiche zu sehen: aufrecht gestützt auf den Feldherrnstab, im grünsammtenen gestickten Waffenrocke, gestiefelt und mit dem Hute auf dem Kopfe. Daneben stand seine Fahne von gelbem und schwarzem Taffet, worauf goldene Hirsche und flammende Schwerter gestickt waren. Eine Hand fehlte; sie war in Rom abgeschnitten und dem Papste gebracht, welcher sie Herrn von Noailles schenkte." 42.

Moderner Jesuitismus. Roman von Th. König. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Noch ein König im Reiche der gegenwärtigen Romanliteratur und in der That ein Talent welches sich einen Theil der Herrschaft zu erobern verspricht. Der Verfasser, welcher mit einem andern Erzeugnisse: „Reisebilder aus Ost und West", debutirte, greift in diesem seinem neuesten Buche mit kecker Hand in die modernen Verhältnisse hinein, um sie von einem originellen Standpunkt aus zu mustern und mit eigenen Gestalten zu bevölkern. So bedeutende Vorzüge nun dieser Standpunkt entwickelt, führt er gleichwol eine Anzahl von Mängeln im Gefolge, die eine völlige Abrundung und Abklärung des künstlerischen Materials noch nicht zustandekommen ließen. Wir werden darauf sogleich eingehen in Veranlassung des Titels, welcher eben durch jenen Standpunkt ein doppelsinniger geworden. Th. König sucht nämlich in seinem Roman das Thun und Treiben der modernen Welt in ihrer Realität zu schildern; dieser Gesichtspunkt verrückt sich aber einigermaßen durch den Umstand daß die ideelle Anschauung des Verfassers jene Realität häufig durchkreuzt und uns so die heutigen Zustände durch das Kaleidoskop ihrer Sympathien und Idiosynkrasien zeigt. Wir erhalten dadurch eine Doppelwelt die nur halb lebt und halb allegorisch in einzelnen Typen Systeme des Romandichters aufstellt, welche oft würdig als Selbstzweck seiner Geschichte zu existiren, wie abgehandelte Capitel zur Seite geschoben werden. Wir nennen in Bezug hierauf unter Andern besonders den Abbé la Bergne, einen Charakter auf dessen Schultern die Säulen des Romans von Anfang an gegründet erscheinen und der dennoch schon in dem ersten Viertel des Buchs verschwindet, um einer sehr abgeschwächten Reproduction, dem Chevalier d'Aubert, Platz zu machen. Bei dem Gefühle der Nothwendigkeit, in dem heutigen Leben wie in der heutigen Literatur anstatt unfruchtbarer Abstractionen wirkliche brauchbare Gestaltungen zu gewinnen, ist es eine ernste Pflicht der Kritik, das entschiedene Talent Th. König's vor einem Abwege zu warnen, der schon so viele edle Kräfte in die Wüste geführt. Jenes Doppelwesen der Intention gibt sich, wie bereits erwähnt, schon in der Aufstellung des Titels kund. Der Verfasser lieh ihm eine wechselnde Bedeutung, einmal eine geschichtliche, sodann eine symbolische: die erstere auf das evidenteste dadurch daß er den Orden der Väter Jesu in dem Romane zwar nicht unmittelbar thätig, aber doch experimentirend vorführte, die letztere durch eine eigene Abhandlung im 14. Capitel (II, 24), welche folgendermaßen beginnt: „Man sieht, Arthur huldigte wie tausend Andere unserer Zeit jenem modernen Jesuitismus welcher sich seine Sittengesetze, sein Sollen und Müssen willkürlich selbst bestimmt, jener Casuistik welche jede Handlung des Menschen in ein rein geistiges Gebiet hinüberzuspielen sucht, welcher eine Sache Nichts ist, die Meinung hingegen Alles. Der Geist muß gegen den Buchstaben, der Buchstabe gegen den Geist herhalten, je nachdem der Zweck es erheischt" u. s. f. Hat nun Th. König die zweite Hälfte seines Zwecks mit Geist und Energie durchzuführen angestrebt, so können wir die erste, nämlich die Dichtung einer modernen Reformbestrebung des Jesuitismus, aus mehren Gründen in der Idee nicht als glücklich bezeichnen. Vornehmlich weil der Fiction eines geschichtlichen Acts, noch dazu im Schoose der Gegenwart, abgesehen von der Frage, ob dieselbe gestattet sei, das Fesselnde der

möglichen Illusion von Seiten des gebildeten Lesers abgeht. Sodann, weil das Resultat jener Experimente nur ein entmuthigendes Facit ergibt, ausgesprochen zum Schlusse des Buchs durch die Seele des historischen modernen Jesuitismus, Chevalier d'Aubert: „Bald werde ich auf den Glauben kommen daß für die Gegenwart und wol auch für alle Zukunft die Rolle eines Reformators eine unmögliche ist. Die Gesellschaft, die Staaten, die Völker müssen sich selbst retten und können sich auch nur selbst retten. Ein Staat im Staate, eine Gesellschaft in der Gesellschaft sind Undinge, mögen sie Gutes oder Böses anstreben!" Die Beziehung jenes symbolisch aufgefaßten modernen Jesuitismus mit den geschichtlichen Fortgängen des Ordens selbst zu vermitteln lag doch bei dem eingeschlagenen Wege weit näher und war unserer Ansicht nach auch fruchtbarer für die Schaffung lebensfähiger Situationen. Was Wunder, wenn nun bei diesem Schwanken zwischen Wahrheit und Dichtung die Collisionen des Romans fast nirgend zu einem wirklichen Abschlusse gelangen. Die Uebersiedelung des Kerns der im Romane auftretenden Personen nach Amerika läßt bei der obendrein unbefriedigenden Motivirung dieses Umstandes selbst nach dem Schlusse des letzten Capitels noch Fragen für die Zukunft nachklingen, die den Gedanken einer Fortsetzung durch einen neuen Romanabschnitt nach dem Beispiel verschiedener bedeutender englischer und französischer Schriftsteller anregen dürften. Nur Arthur und Pauline laufen in den Hafen einer garantirten Zukunft ein, nach Uebergängen die freilich auf eigenthümlichen psychologischen Ansichten des Verfassers beruhen. Ein Theil der Schuld jenes mangelnden, nicht alle angeregten Fragen kategorisch beantwortenden Abschlusses liegt allerdings in der Wahl des Stoffs selbst. Es ist schwierig, ja wol nicht zu überwinden, gährende Perioden wie die heutige in künstlerischer Behandlung ihrer socialen und politischen Brennpunkte abzurunden. Denn das eben ist der Kampf der Zeit, wenn kein Verstand der Verständigen die Lösung ihrer Räthsel findet. Wir halten uns weit entfernt davon, künstlerische Versuche auf diesem Felde zu perhorresciren, denn sie gehören mit zum Kampfe und werden auch einst am Siege ihren schönen Antheil haben. Aber solange das Wirrsal dauert dürfte auch hier vergeblich eine Feder den Ruhm des modernen Oedipus anstreben. Wir fügen als vorzüglich interessant — weil es uns beweist, wie der Verfasser sich seiner Aufgabe bewußt ist, und wir gerade darauf größere Hoffnungen zu gründen berechtigt sind — einen Ausspruch König's (in Person seines Grafen Rudolf) über das Ideal eines modernen Romans hinzu, welcher die von uns angedeuteten Schwierigkeiten theilweise erläutert, wenn wir auch seine Ansicht, der Romanschriftsteller solle nicht theilnehmen am Kampfe der Zeit, durch sein vorliegendes Werk factisch widerlegt sehen: „Ein Werk welches rein plastisch und objectiv unsere so merkwürdige und interessante Zeit darstellt, welches das Chaos der Gegenwart vor uns ausbreitete und die Schöpfung andeutete welche aus dem Chaos hervorgehen muß, ein solches Werk kenne ich nicht. Freilich würde in demselben auch von Politik und was unsere Zeit am meisten bewegt, von gesellschaftlichen Fragen die Rede sein müssen. Aber der Schriftsteller würde uns nicht durch seine Raisonnements ermüden und durch Parteilichkeit ärgern, sondern er würde einfach diese Verhältnisse abmalen wie sie eben sind, er würde den Kampf und Zwiespalt schildern, aber er würde nicht theilnehmen an dem Kampfe und Zwiespalte, er würde entwickeln, aber nicht urtheilen, das Urtheil dem Leser überlassen: er würde uns nur einen einfachen Text ohne Noten überliefern."

Soweit über die organischen Gebrechen des „Modernen Jesuitismus". Berühren wir nun auch seine theilweise wahrhaft glänzenden Vorzüge, so müssen wir vorallem der kernigen, oft poetischen und eleganten Sprache Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ganz das Relief der guten Gesellschaft abspiegelt. In der Aufstellung seiner Persönlichkeiten hat der Verfasser von der Gewohnheit abgesehen, einen Romanhelden zu schaffen; eine geschlossene Gruppe tritt in ihren wechselseitigen Beziehungen gleichberechtigt auf; jede einzelne Figur ist mit entsprechenden und prägnanten Zügen charakterisirt und zwar vortrefflich die dem warmen Leben entnommenen, wie z. B. der köstliche Doctor Knorrich, der Maler Günther, Abbé la Vergne, Graf Rudolf, der alte Staufen, Gozzi, der Jesuitengeneral, die Tante der Gräfin Marie, der blasirte Bedecke, die Bauernepisoden. Bei den Frauencharakteren zeigte sich die Schilderung Th. König's weniger glücklich. Geht sämmtlichen jugendlichen Gestaltungen das Liebenswürdig-Weibliche ziemlich empfindlich ab, taucht es zumal zu sehr in modernen Reflexionen unter, so entbehren vornehmlich die Gestalten der Margarethe und Pauline Goldschmidt der psychologischen Einheit, welche die in und mit ihnen entstehenden Conflicte sammt ihrer Lösung gehörig motiviren könnte. Drei Hauptcharaktere des Romans verfallen fast gänzlich dem oben angedeuteten Vorwurfe, Arthur Krüger, der junge Staufen und d'Aubert — sie figuriren zumeist als Personificationen abstracter Ideen, deren Resulate der Verfasser durch sie dem Leser verdeutlichen wollte. Die Ausspinnung des erzählenden Fadens erweckt viel Interesse und namentlich im ersten Theile große Spannung; das ganze Werk gehört zu jenen anregenden Schöpfungen die man gern noch ein mal zur Hand nimmt, um sie in ihren einzelnen Schönheiten abermals zu genießen, ein Reiz der nicht wenig durch geschickt eingestreute treffliche Parabasen über moderne Zustände hervorgebracht wird. Sprechen wir schließlich die Hoffnung aus daß der begabte Schriftsteller in rüstiger Fortsetzung seiner rühmlich eingeschlagenen Laufbahn mit dem ehrlichen und echtkünstlerischen Streben welches aus seinem vorliegenden Buche hervorleuchtet, bei Vermeidung der angedeuteten Fehler durch neue abgeklärte Erzeugnisse sich bald den Koryphäen der heutigen Romanliteratur anreihe. 35.

---

1. **Der Fruchtgarten von Saadi.** Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch Ottokar Maria Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Wien. (Leipzig, Brockhaus.) 1852. Lex.-8. 2 Thlr.
2. **Ibn' Jemin's Bruchstücke.** Aus dem Persischen von Ottokar Maria Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Wien. (Leipzig, Brockhaus.) 1852. Lex.-8. 2 Thlr.

Der Name des Persers Saadi hat längst in der deutschen Literatur einen guten Klang; sein „Gulistan" oder Rosengarten ist, seitdem ihn Olearius in der Mitte des 17. Jahrhunderts zum ersten mal übersetzt, allbekannt und theilweise oder im Ganzen immer wieder neu bearbeitet worden, zuletzt in einer auch in der Form die Urschrift treu abspiegelnden Uebersetzung von Graf.*) Weit weniger bekannt als der großentheils in Prosa abgefaßte „Gulistan" wurde der ganz in Versen — im Versmaß des Schahname — geschriebene „Bostan" („Fruchtgarten" nach vorliegender Uebersetzung, „Lustgarten" nach der von Graf) desselben Dichters, der, im Inhalte dem „Gulistan" ähnlich, aber tiefer eingehend, allerdings auch schon durch seine Form dem Verständnisse und der Uebersetzung mehr Schwierigkeiten darbot. Während der „Gulistan" nur gewissermaßen eine nachträgliche Blumenlese, einen leichtfaßlichen Anhang zu dem „Bostan" als dem Hauptwerke enthält, werden in diesem letztern mit dem warmen Gefühle eines frommen, in die Tiefen der Gottheit sich versenkenden Gemüths die reifen Früchte der

*) Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12.

Erfahrung eines langen und vielbewegten Lebens im lieblichen Schmucke der vollendetsten dichterischen Form dem Leser geboten. Die einzige deutsche Uebersetzung welche bis vor kurzem von diesem Werke sich vorfand war eine der letzten Ausgabe der Werke des Olearius (1696) beigegebene, nicht aus dem Persischen, sondern nur aus einer holländischen Uebersetzung übertragene, die in jeder Hinsicht höchst mangelhaft, kaum von dem Inhalte einen dürftigen Begriff geben konnte und daher auch fast unbeachtet blieb. Vor zwei Jahren ist auch von diesem Dichterwerke eine neue, gleich der des „Rosengarten" nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form der persischen Dichtung mit möglichster Treue wiedergebende Uebertragung von Graf erschienen.*) Was die vorliegende Schrift des Herrn von Schlechta-Wssehrd bietet, ist nur eine Auswahl des Schönsten und Ansprechendsten daraus in freierer Bearbeitung, aber durch die geschmackvolle, gediegene Form in der es erscheint wohl geeignet dem persischen Dichter auch in den weitesten Kreisen Freunde und Bewunderer zu erwerben. Ohne wie Bodenstedt und Daumer in ihren westöstlichen Dichtungen frei mit Stoff und Form zu schalten, hat sich Herr von Schlechta-Wssehrd doch auch nicht eine strenge Nachbildung der Urschrift zur Aufgabe gestellt, sondern hat, indem er sich bald enger an den Text anschließt, bald freier bewegt, mit Versmaß und Reim je nach dem Stoffe wechselt, hier Längen verkürzt, dort Kurzes und Schwieriges erklärend erweitert, das Einzelne dem deutschen Leser sozusagen mehr mundrecht gemacht und ihm gestattet, sich dem vollen ungestörten Genusse hinzugeben. Wer den ganzen von Saadi gepflanzten Garten durchwandern will, um in seinen Windungen sich sinnend zu verlieren, die Früchte wie sie sich ihm darbieten nach eigener Wahl zu pflücken und zu genießen, und auch auf den bescheidenern Blumen und Kräutern mit seinem Auge zu verweilen, der wird sich durch die Uebersetzung von Graf die Pforte aufschließen lassen; wer aber nur an einigen mit Kennerhand ausgesuchten duftenden Früchten, auf frischem Blatte oder in kunstreicher Schale dargereicht, sich erlaben will, der nehme Herrn von Schlechta-Wssehrd's Bearbeitung zur Hand. Zur Charakterisirung dieser letztern wollen wir zwei ganz kurze Proben geben und zur Vergleichung in Text und Form die entsprechende Uebersetzung von Graf beifügen.

Nachts einst lag ich in der Wüste,
Schlafgefesselt Leib und Seele,
Als der Treiber der Kameele
Mich mit Halfterschlägen grüßte
Und das wohlgemeinte Wort
Zu mir herrschte: „Auf und fort!
Zeit ist's wahrlich! nicht zum Gähnen,
Wenn des Aufbruchs Glocken tönen.
Oder bist du lebenssatt?
Ei, auch ich bin müd' und matt
Und ich selber schliefe gerne;
Aber ach! ein Meer von Sand,
Liegt die Wüste ausgespannt,
Dessen Ufergrün noch ferne!"

Dem Winde gleich flog Saadi durch die Welt,
Doch wird er einst dem Staube beigesellt,
Und ward er Staub erst, wird nach Jahr und Tagen
Der Wind aufs neue durch die Welt ihn tragen!
Dies Staubsein aber, ihm erscheint es leicht,
Weil er schon jetzt dem Staub' an Demuth gleicht.
Auch sang er ja, ein Sprosser voll der Töne,
Mit süßem Lied des Rosengartens**) Schöne,
Und billig wär's, daß mindest eine Rose
Als Sprossers Denkmal blüh' aus seinem Moose.

Diese Stellen lauten bei Graf folgendermaßen:

Einst in der Wüste Feid ware in der Nacht
Mein Fuß gefesselt von des Schlafes Macht.
„Auf!" schrie ein Treiber mir mit droh'nder Stimme
Und schlug den Kopf mir mit dem Zaum im Grimme:
„Bist du vielleicht gewillt zu sterben schon,
Daß du nicht aufstehst bei der Schellen Ton?
Wie du wol möcht' ich mich im Schlafe wiegen,
Allein die Wüste seh' ich vor mir liegen."

Ob Saadi Staub auch wird, was kümmert's ihn?
Bracht' er als Staub ja schon sein Leben hin,
In Noth und Armuth sank zum Staub er nieder,
Der Wind trieb durch die Welt ihn hin und wieder;
Nicht lange währt's, bis er dem Staub verfällt
Und wieder ihn der Wind treibt durch die Welt.
Sieh', hier in diesem blüh'nden Rosenhaine
Sang schöner noch der Nachtigallen keine;
Stirbt solche Nachtigall, so blühet doch
Wol eine Ros' aus ihrem Grabe noch.

Nr. 2. In ähnlicher Gestalt wird uns das zweite Werk desselben Uebersetzers, die „Bruchstücke des Ibn' Jemin", geboten. Dieser persische Dichter war der Sohn eines auch als Dichter bekannten Veziers in Khorassan; während sein Bruder Alauddin zu hohen Ehren gelangte und sogar selbst, jedoch unglücklich, nach der Herrschaft von Khorassan strebte, blieb er den Stürmen der Politik fern auf seinen Gütern in seinem heimatlichen Dorfe und lebte hier, gastfrei und geehrt, der dichterischen Muße (gest. 1345). Seine Gedichte bilden zwei Sammlungen: „Poetische Briefe an seinen Vater" und die bekanntern „Bruchstücke". Diese letztern hat Herr von Schlechta-Wssehrd mit ebenso feinem Geschmacke und ausgezeichnetem Dichtertalent verdeutscht wie die Bruchstücke aus Saadi, dabei aber die weniger ansprechenden Gedichte rein panegyrischen Inhalts ganz ausgeschieden und bei den übrigen zur Vermeidung von Wiederholungen Vieles weggelassen und gekürzt. Der mehr didaktischen als lyrischen Poesie des Ibn' Jemin fehlt das mystische Element, welches Saadi's Moral so wohlthuend erwärmt und der Darstellung derselben zugleich tiefern Gehalt und höhern Schwung verleiht.

Wer soviel hat, als ausreicht eben,
Und nicht vor Mangel braucht zu beben,
Der dient dem Teufel ohne Lohn,
Will er noch mehr, als ihm gegeben:
Denn ist man sicher, heil und satt,
Was soll man weiter noch erstreben?
Nimm dir zum Priester den Verstand,
Mach' And're froh, sei froh daneben.

Bei der Vergänglichkeit des Lebens und dem Unbestand der irdischen Dinge den Augenblick benutzen und nicht um den folgenden Tag sich Sorge machen, nicht um Reichthümer sich plagen oder um Ehrenstellen vor Mächtigen kriechen, sondern das Wenige was man besitzt fern von dem Treiben der Welt mit frohem Sinne genießen und genießen lassen, das ist die Lebensregel des Weisen, der wie Ibn' Jemin den klaren, nüchternen Verstand zu seinem Rathe und Leiter gemacht hat.

Ein Becher Wein an Baches Rand,
Wo Rosenbüsche sprießen,
Soll alle Wunden schließen,
Die je ein Herz empfand!
Der Satz ist wahr, das Mittel fein,
Nur Eines muß verdrießen:
Daß ein gesundes Herz allein
Vermag es zu genießen!

---

*) Moslicheddin Sadi's Lustgarten (Bostan). Aus dem Persischen übersetzt von K. H. Graf. Zwei Bändchen. Jena 1850. 16.

**) Der Uebersetzer findet hier irrthümlich eine Anspielung auf Saadi's „Rosengarten"; dieser erschien erst 1258, der „Bostan" dagegen schon 1257.

Ueberſichtliches Handbuch einer Geſchichte der ſlawiſchen Sprachen und Literatur, nebſt einer Skizze ihrer Volkspoeſie von Talvj. Mit einer Vorrede von Edward Robinſon. Deutſche Ausgabe, übertragen und bevorwortet von B. K. Brühl. Leipzig, Geibel. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Jahre 1837 erſchien in Leipzig eine „Geſchichtliche Ueberſicht der ſlawiſchen Sprache in ihren verſchiedenen Mundarten und der ſlawiſchen Literatur. Für das deutſche Publicum bearbeitet und herausgegeben von E. v. D.", in deren Vorrede der Verfaſſer bemerkt: „er habe, mit dem Entwurf ſeiner Arbeit ſchon beſchäftigt, zufällig durch Freundes Hand eine denſelben Gegenſtand verfolgende Abhandlung in engliſcher Sprache erhalten, welche urſprünglich für die Nordamerikaner beſtimmt war, um dieſelben mit den geiſtigen Culturverhältniſſen der ſlawiſchen Völker bekanntzumachen und das bei denſelben dafür herrſchende Intereſſe noch mehr zu beleben." „Da die gedachte Abhandlung", ſagt er weiter, „ganz dem von mir beabſichtigten Zwecke und dem dazu entworfenen Plane entſprach, ſo legte ich dieſelbe meiner Arbeit zugrunde und übertrug ſie, hier und da ergänzend und erweiternd, ſowie die Literaturgeſchichte der verſchiedenen Stämme bis auf die jetzige Zeit fortführend, ins Deutſche." Dieſe Abhandlung nun kann auch bei nur flüchtiger Vergleichung keine andere geweſen ſein als das oben erwähnte Talvj'ſche Werk, das, man mag es aufſchlagen wo man will, faſt überall ſelbſt im Wortlaut mit der Arbeit des E. v. D. gleich iſt. Nach 15 Jahren alſo erſcheint ſtatt einer neuen Auflage eine neue Ueberſetzung, die den Namen des Autors, nämlich den Pſeudonym der gelehrten Tochter des verſtorbenen Staatsraths von Jakob in Halle, einer Dame welche ſich die ſlawiſchen Sprachen zum ſpeciellen Studium erwählt hat, an der Stirn trägt. Sollten denn Ueberſetzer und Verleger von dem oben erwähnten 1837 erſchienenen Werke gar Nichts gewußt haben? Jedenfalls wird das in Neuyork 1850 erſchienene Werk nur eine neue Bearbeitung der erwähnten bereits ins Deutſche überſetzten Abhandlung ſein, deren Prüfung Schafarik beſtimmt hat, den Verleger aufzufodern, davon eine deutſche Ueberſetzung veranſtalten zu laſſen, obgleich es zu verwundern iſt daß ein Mann wie Schafarik, der doch gewiß das höchſte Intereſſe für alles Slawiſche hat, und aufmerkſam verfolgt was darüber erſcheint, das Buch des E. v. D. ganz unbeachtet gelaſſen haben ſollte.

Dem ſei jedoch wie ihm wolle, jedenfalls verdient die Verlagshandlung für ihre Gabe Anerkennung, ſchon deshalb, weil ſie erneute Gelegenheit gibt, einen Blick in das geiſtige Leben und Wirken einer Völkermaſſe zu thun, die über 70 Millionen ſtark, mit rieſigem Arm den ganzen Oſten Europas ſowie die beiweitem größten Strecken von deſſen Mitteltheile umfaßt und welche für den verſtändigen, umſichtigen Europäer von höchſtem Intereſſe ſein muß. Dieſe Anſicht ſpricht auch der Ueberſetzer in ſeiner Vorrede aus und erklärt ſich für einen Verfechter des Panſlawismus, wenn dieſer der intellectuelle Brennpunkt aller Geiſteskraft eines jugendfriſchen, wundervoll begabten und an Zahl mächtigen Volks, nicht aber eine politiſche Misgeburt ſein ſoll, eine Meinung die Referent vollkommen theilt, die aber leider von manchem Slawen angefochten und dadurch der Sache ſelbſt, beſonders den Regierungen gegenüber, jedenfalls geſchadet wird.

Talvj's Werk beſteht aus vier Theilen, denen eine Einleitung über Urſprung der Slawen, ihre Sagenzeit, früheſte Sprache und Dialekte, ſowie deren Eintheilung vorausgeht. Der erſte Theil behandelt die Geſchichte der alt- oder kirchenſlawiſchen Sprache und Literatur, der zweite in drei Capiteln diejenige der öſtlichen Slawen, alſo der Ruſſen, Illyro-Serben, Kroaten, Wenden, Slowenzen und Bulgaren; der dritte gleichfalls in drei Capiteln die der weſtlichen Slawen, nämlich der Czechen, Slowaken, Polen, ſerbiſchen Wenden in der Lauſitz und anderer jetzt erloſchener wendiſcher Stämme; der vierte endlich (der dem E. v. D.'ſchen Werke ganz fehlt) gibt einen Umriß der Volkspoeſie der ſlawiſchen Nationen, ſowie am Schluſſe ein alphabetiſches Namenverzeichniß der im Werke ſelbſt angeführten ſlawiſchen Schriftſteller.

Es iſt nicht zu verlangen daß ein 22 Bogen ſtarkes Buch einen ſo umfaſſenden Gegenſtand wie die ſlawiſchen Sprachen und deren Literatur es ſind erſchöpfend behandle; in ſolch engem Kreiſe müſſen Umriſſe genügen. Sind dieſe recht klar und überſichtlich gegeben, ſo iſt der Zweck des Autors erreicht und deſſen Arbeit eine nützliche zu nennen. Das Prädicat der Nützlichkeit muß aber dem Talvj'ſchen Werke in vielfacher Hinſicht zuerkannt werden, denn es bringt, wenn auch gedrängt, Alles zur Anſchauung was ſlawiſche Sprache und Literatur Eigenthümliches und Intereſſantes darbieten. Am wenigſten gelungen iſt, was S. 11 fg. in Betreff der ſlawiſchen Sprachen im Allgemeinen geſagt iſt, denn hier iſt ſtellenweiſe ein Mangel an Kenntniß bis zur Formenlehre herab zu ſehen. Iſt es z. B. nicht ein Fehler zu behaupten, der Plural der Subſtantive und Adjective habe ſechs Endungen, da er deren doch nur fünf hat, indem der vierte und fünfte Caſus ſich nach dem erſten oder zweiten richten; ferner das sot in osm sot als Accuſativ hinzuſtellen, da die Zahlen von fünf an ja den Genitiv regieren; dann die Angabe, die Negation verlange den Accuſativ, da ſie doch in den meiſten Fällen den Genitiv bei ſich hat, ſowie die Erklärung der verba perfecta und imperfecta durch „vergangen und halbvergangen" zu geben, anſtatt ſie als vollendete oder nichtvollendete, dauernde Handlung ausdrückend zu bezeichnen; endlich die Endung der erſten Perſon des Singular des Präſens der ruſſiſchen Verben mit u, gu zu bezeichnen, da ſie doch u, ju iſt u. ſ. w. Fehler der Art hätte der Autor vermeiden ſollen, denn ſie müſſen Jeden der nur einigermaßen die ſlawiſchen Sprachen kennt gegen das ganze Buch mistrauiſch machen. Aber auch den Ueberſetzer trifft ein Vorwurf und zwar der daß er eben nicht immer „überſetzt" hat. Laute wie sh, tsh, shtsh, naï u. ſ. w. wird zwar der Engländer ganz richtig und leicht ausſprechen, nicht aber der Deutſche; hier hätte sch, tsch, schtsch, naj gewählt werden müſſen. Was ſoll ferner der Deutſche mit den Infinitivendungen acz, icz beginnen, die ihm unverſtändlich und noch dazu, ſelbſt ſlawiſch ausgeſprochen, falſch ſind? Atj, itj wären hier jedenfalls beſſer geweſen, ſowie auch adin durchaus nicht das ruſſiſche „eins" wiedergibt, wol aber adjin. Dergleichen Verſtöße ſowie auch eine Menge Fehler in den angeführten Eigennamen muß der Ueberſetzer auf ſeine Rechnung nehmen, da er ſie als Slawe, der auch das Deutſche genau kennt, hätte vermeiden können und — ſollen.

Die wenigen Mängel welche Referent hier angeführt hat ſollen und können durchaus nicht den Zweck haben, den Werth des Talvj'ſchen Buchs irgendwie zu ſchmälern. Es iſt ja keine Grammatik, ſondern eine Geſchichte und als ſolche jedenfalls ein Buch das der Empfehlung ſehr werth iſt. Möge es einen recht großen Leſerkreis und auch den Weg in die Hände unſerer Jugend finden, der es nicht nur eine anziehende Lecture bieten kann, ſondern gewiß auch eine in vieler Hinſicht neue Welt eröffnet. 44.

Eine Hinrichtung in Lima.

„Während unſers Aufenhalts in der peruaniſchen Hauptſtadt", erzählt ein neuerer franzöſiſcher Reiſender dem die nachſtehende Epiſode entnommen iſt, „waren wir auf der Plaza-Mayor Zeugen einer ſeltſamen Scene die uns das politiſche Leben des Landes unter einem nicht ſehr günſtigen Lichte zeigte. Dort wurden die Hinrichtungen vollzogen, und ebenda löſten ſich auch die meiſten der militairiſchen Dramen, deren Schauplatz die von Bolivar gegründete Republik war. Peru war nach

vor kurzem in voller Empörung gewesen. Nach Gamarra's Tode in der Schlacht bei Ingavi hatten Viele sich um die Oberherrschaft gestritten, bis der General Vivanco Sieger geblieben war und unter dem Titel eines „obersten Leiters" dictatorische Gewalt über die Republik ausübte. Gegen ihn zettelte der General Lafuente eine furchtbare Verschwörung an und Vivanco, der alle gegen ihn gestellten Netze mit einem male vernichten wollte, ließ sämmtliche ihm Verdächtige aufgreifen. Allein seine Unentschlossenheit und mächtige Einflüsse retteten die Meisten und nur ein armer Colporteur, schuldiger oder ungeschickter als die Andern, ward von der Gerechtigkeit ausersehen und zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung dieses Unglücklichen ist in meinem Gedächtnisse geblieben als ein Zug jener so seltsam mit Milde und Grausamkeit gemischten Sitten.

Der Zufall hatte uns auf die Plaza-Mayor gerade an dem Tage geführt, an dem die Hinrichtung vollzogen werden sollte. Das Volk war herbeigeeilt und neugierige Gruppen, die sich mit jedem Augenblicke mehrten und denen man die peinliche Unruhe welche die Nähe eines Ereignisses ankündet ansah, sammelten sich an. Trotz der Vorsicht die unsere Uniformen uns in der vielleicht schon in der nächsten Minute einer neuen Revolution anheimgegebenen Stadt anempfahlen, zog uns die Neugierde zu wissen was es gebe auf den Platz hin, wo wir uns unter die Menge mischten, als ein Peruaner sich uns näherte und um die „Gunst" bat, seine Cigarre an der unsern anzuzünden. Ich bot ihm nach der Landessitte mein Panatella mit dem brennenden Ende; er nahm es zart zwischen Zeigefinger und Daumen, bediente sich und gab es mir dann mit jener graziösen Bewegung wieder die in dem spanischen Amerika zugleich einen Gruß und einen Dank ausdrückt. Ein Dienst ist des andern werth; wir fragten daher nach der Ursache der ungewöhnlichen Versammlung.

«Wie, Sie wissen noch nicht daß ein Verschworener füsilirt wird?» war die erstaunte Antwort. «Wo denn?» «Hier, auf dem Platze, zwei Schritte von uns.» «Was! Mitten in der Menge?» «Commono?» «Aber wenn nun ein Unglück passirt?» «Ja, da sind Die daran schuld denen es widerfährt; denn Jeder weiß daß immer vom erzbischöflichen Palaste her geschossen wird, sehen Sie.»

Er trat einige Schritte vor und zeigte uns eine Mauer deren Kalk in der That die unwiderlegbaren Spuren der vorherigen Hinrichtungen ansichtrug. Das Alles deutete uns wenig Sorgfalt für das öffentliche Wohl an, denn unter der großen Masse gab es jedenfalls einige Unvorsichtige. Währenddessen zerstreute uns ein Regiment mit klingendem Spiel und stellte sich in Pelotons vor dem Nationalpalast auf. Die Uniformen, die jungen von Vivanco gewählten Offiziere, die Musik, dies Alles verlieh auf ein mal dem Platze ein solches Ansehen von Freude und Festlichkeit daß wir vergaßen welch trauriges Schauspiel uns noch erwartete. Auf ein mal unterbrach sich ein Mann in einer neben uns stehenden Gruppe wo sehr lebhaft gesprochen wurde und hörte auf die Uhr der Kathedrale.

«Elf Uhr weniger ein Viertel», sagte er. «Noch eine Viertelstunde und er verläßt das Gefängniß.»

«Ja», sagte ein Anderer; «aber es sind drei Kirchen auf seinem Wege; auf diese Weise werden wir ihn vor 12 Uhr nicht zu sehen bekommen.»

Die Unterhaltung wurde dann fortgesetzt als sei Nichts vorgefallen. Jene Worte veranlaßten uns indeß den Weg nach dem Gefängniß des Unglücklichen zu nehmen, da das Drama wie es schien mehre Abwechselungen haben sollte. Schlag 11 Uhr kamen wir dort an. Der Zug, vorn und hinten mit einem Cavaleriepiquet, zu beiden Seiten des Verurtheilten von zwei Reihen Soldaten, um die neugierige Menge zurückzuhalten, umgeben, hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Ein Tambour in schwarzes Tuch gekleidet schlug einen traurigen und langsamen Marsch, den von Zeit zu Zeit eine Querpfeife mit ihren schrillenden und ironischen Tönen begleitete. Von den Kirchen ertönte Trauergeläute. Der Verurtheilte ging von seinem Beichtvater begleitet, der ihm mit halblauter Stimme Gebete vorlas, mit verbundenen Augen und gefesselten Händen. Er war schlecht und leicht gekleidet, seine Haltung aber gerade und sein Schritt sicher; bis zum Tode dem Nationalgeschmacke treu rauchte der Mann noch eine enorme Cigarre. Kurz hinter ihm kam eine Gruppe „Hermanos de la buena muerte" die nach der Hinrichtung seinen Körper übernehmen und ihm die letzten Ehren erweisen sollten. Der Zug bewegte sich, wie das herkömmliche Ceremoniel es wollte, äußerst langsam: bei jeder Kirche die auf dem Wege lag wurde Halt gemacht, der Verurtheilte kniete auf den Stufen nieder und betete. Sobald die Gebete beendet waren hörte auch das Geläute der Kirche auf, um bei der nächstfolgenden zu beginnen, und der Zug setzte sich inmitten der Menschenmassen, die ihm aber nicht folgten, sondern auf Nebenwegen den Ort der Hinrichtung vor ihm zu erreichen suchten, wieder in Bewegung. Wir thaten ein Gleiches und fanden auf dem Platze dieselbe Rührigkeit vor, während das dumpfe Anschlagen der Trommeln verkündete daß dem Verurtheilten das Urtheil nochmals vorgelesen ward. Plötzlich entstand am Eingang des Platzes ein Geräusch, es kündigte den Verurtheilten an.

Ein magnetischer Strom schien die Versammlung zu durchdringen, welche schauderte, gleich einem Saatfeld unter einem Windstoß. Alle Gesichter drückten Schrecken aus, jede Stimme verstummte, und der Zug den wir eben verlassen hatten zog inmitten eines Todesschweigens ein. Um ihm Platz zu machen öffnete sich eine Seite der ein Carré bildenden Soldaten; es ward nunmehr auch der verhängnißvolle Stuhl sichtbar auf den sich der Verurtheilte setzen mußte, wenn er die Todesstrafe erlitt. Man machte sich offenbar daran mitten unter den Menschen ihn zu erschießen, ohne sich um Die zu kümmern die hinter ihm sich befanden. Gewöhnt an dieses Manoeuvre beeilten sich die Zuschauer die betheiligt waren zu fliehen, allein weder die Polizei noch die Militairbehörde dachten daran die Menge zu ordnen. Währenddessen ward der Verurtheilte an den Holzstuhl geführt; er fesselte unsere ganze Aufmerksamkeit. Er warf seine Cigarre weg, bat seine Begleiter ihm die Binde wegzunehmen und richtete dann an die Versammlung eine Anrede in der er seine Unschuld betheuerte. Sein Blick wendete sich besonders auf eine Galerie des Palastes des Präsidenten, auf der eine Menge Offiziersuniformen glänzten; Vivanco selbst sollte mit darunter sein. Einen Augenblick hoffte man auf Gnade und unsere Blicke fragten die Galerie eine Minute lang voll schmerzlicher Aufmerksamkeit. Der Unglückliche mußte sehr schuldig sein, denn kein Wort, keine Bewegung ließ sich sehen.

Alles war damit gesagt. Wir begriffen daß das Gesetz seinen Lauf haben sollte und unsere Blicke wandten sich von neuem auf den Verurtheilten, bei dem die fieberhaften Abwechselungen der Hoffnung und der Entmuthigung Nichts an seiner Ruhe und stolzen Haltung geändert hatten. Man legte ihm die Binde wieder an die ihn zur ewigen Finsterniß vorbereitete, ließ ihn sich setzen, band ihn an die Pfoste welche die Lehne des Stuhls bildete und diesen zugleich am Boden festhielt, und ein Dutzend Soldaten näherten sich, bereit Feuer zu geben.

Wir wendeten die Augen von diesem traurigen Schauspiel ab und der umstehenden Menge zu. Mit vorgerecktem Halse, scheuem Blick, zitternden Lippen, sprachlos ließen die Tapadas, deren kleine weiße Hand ohne Zweifel nicht mehr die Kraft hatte den Manto zu drehen, ihr jugendliches Gesicht sehen, in dem sich ein seltsames Gemisch von Neugier und Schrecken zeigte. Ein Musquetenfeuer das uns Allen das Herz erbeben machte belehrte uns daß das Urtheil vollstreckt worden war. Sofort ertönten die Trommeln wieder, die Fanfaren schmetterten, die Truppen defilirten vor der Galerie des Palastes vorbei, die Fahnenträger neigten ihre Fahnen, die Offiziere salutirten mit dem Degen und riefen Vivat. Schon begann dieser Lärm den schmerzlichen Eindruck unter dem alle Stirnen sich ge-

furcht hatten zu verscheuchen und der Athem kehrte wieder wie nach einem Alpdrücken, als ein unbestimmter Schrecken sich mit elektrischer Schnelligkeit der Menge bemächtigte, die bleich und athemlos mit toller Beweglichkeit auf ein mal nach allen Seiten zu fliehen begann. Wider Willen von dem entfesselten Strome fortgerissen, fragten wir, indem wir uns so gut es ging Platz machten, nach der Ursache des plötzlichen Schreckens. «El muerto! el muerto!» war die einzige Antwort die man uns geben konnte. Währenddessen hielt plötzlich ein neues Musquetenfeuer die Flüchtigen auf und wir konnten den Hinrichtungsplatz wieder erreichen.

Wir sahen hier den Unglücklichen wie er von mehren Kugeln, aber so schlecht getroffen war daß er sogar nach dem zweiten Feuern noch athmete und sich wie galvanisirt herumwand, worüber das Publicum von neuem entsetzt floh. Die Soldaten näherten sich endlich dem Verstümmelten und gaben ihm den Gnadenstoß.

Bei einem dieser nichtcommandirten Schüsse wurde ein Mann, der uns ein Offizier zu sein schien und ohne Zweifel vergessen hatte daß man nicht von der Seite des erzbischöflichen Palastes sich nähern durfte, schwer verwundet; die Soldaten die ihn blutend davontrugen tadelten ihn heftig sich von jener Seite her verirrt zu haben. Die Büßer nahten sich dem Leichname und machten ihn von den Banden frei; bis gegen Abend mußte er auf dem Platze noch ausgestellt bleiben und die Mönche beteten bei ihm und sammelten Almosen zu Seelenmessen. Als der Leichnam dann fortgeschafft worden war, bevölkerte sich der Platz wie gewöhnlich mit eleganten Spaziergängern, das Geräusch und die Heiterkeit kehrten wieder und Alles schien uns zu sagen daß die traurige Scene des Morgens schon wieder vergessen worden sei.

Wir fragten uns wie man so schnell Eindrücke vergessen könne, die doch so lebhaft empfunden worden waren. Einige Wochen später bewies uns ein seltsamer Umstand daß diese Vergessenheit doch nicht so tief war wie es schien. Als wir der Ziehung der Nationallotterie beiwohnten, waren wir ganz überrascht daß unter den Devisen, welche die Nummern begleiteten die von den Spielern gewählt worden waren, folgende sehr häufig sich wiederholte: El alma del hombre fusillado. Waren dies die Gewissensbisse eines egoistischen Mitschuldigen oder die Erinnerung eines Freundes? Wollte man eine Kapelle dotiren oder eine Messe gründen, wenn das Loos sich günstig zeigen sollte, oder sollte der Todte seine Gebete zum Gewinne vereinigen und die Summe bewachen? Diese letztere Annahme schien uns die angemessenste, denn man muß bedenken daß wenn man in Lima an die Messe glaubt, man auch ebenso gut an das Geld glaubt." 15.

Notizen.

Zur Geschichte Karl's I.

Den Lesern d. Bl. ist vielleicht erinnerlich daß vor einiger Zeit die Handschrift des zwar bekannten, aber in geschichtlicher Beziehung noch unbenutzt gebliebenen Briefwechsels König Karl's I. von England mit dem Hauptmann, später Obersten Titus — latinisirt von Tighthose — vom Britischen Museum erworben wurde. Der Briefwechsel bezieht sich auf die Fluchtversuche des Königs aus der Feste Carisbrook und auf seine Haft auf der Insel Wight vom November 1647 bis ebendahin 1648; und obwol es über diesen Theil eines ewig merkwürdigen geschichtlichen Ereignisses nicht an Materialien fehlt, Briefe, Memoiren und Geständnisse darüber in Fülle vorhanden sind, so stand immerhin zu vermuthen daß die „Titus-Briefe", wenn auch nicht neue Aufschlüsse, doch manch eigenthümlich Interessantes enthalten dürften. Die Vermuthung gründete sich nicht allein auf das enge zwischen Karl und Titus stattgefundene Verhältniß, sondern nebenbei auf die Mysterie der Handschrift, indem dieselbe meist in Ziffern abgefaßt ist, welche Namen, Zeitpunkte und wesentliche Einzelheiten in bald mehr bald minder undurchsichtige Schleier hüllen. Es war daher kein ganz leichtes, aber deshalb um so dankbarer anzuerkennendes Unternehmen diese Schleier zu lüften, und solchen Dank hat sich George Hillier dadurch verdient daß er die Handschrift mit diplomatischer Treue copirt und unter Hinzufügung eines Schlüssels durch den Druck veröffentlicht hat. Sein Buch führt den Titel: „A narrative of the attempted escapes of Charles the first from Carisbrook Castle and of his detention in the isle of Wight, from November 1647 to the seizure of his person by the army at Newport in November 1648; including letters of the king to colonel Titus, now first deciphered and printed from the originals" (London 1853). Den Titel vollkommen zu rechtfertigen und fühlend daß die Briefe des Königs an seinen Agenten — von Swift kurzweg „der größte Schurke in England" genannt — selbst mit Hingabe des Schlüssels nur Wenigen ganz verständlich sein und durch massenhafte Erläuterungen an Interesse verlieren würden, verarbeitete der Herausgeber letztere zu einer selbständigen Erzählung, welcher nun die Briefe als Belege, als pièces justificatives dienen. In solcher Gestalt redet die Erzählung gleichsam mit des Königs eigenen Worten, schildert seine Gefühle, seine Hoffnungen, seine Täuschungen, seine neuen Plane, Alles was ihn umgab und was ihm leid gethan, wie er selbst sich darüber ausgesprochen, leistet, da sie zwar nicht jede, doch manche Dunkelheit aufhellt, mehr als im Allgemeinen zu erwarten war, und ist jedenfalls das Beste was die Literatur in fraglicher Beziehung besitzt — eine lesenswerthe Monographie über eine der gewichtigsten Episoden der englischen Geschichte.

Für Autographenfreunde.

Bei der vor einiger Zeit in Paris stattgefundenen Versteigerung der schönen Autographensammlung des Barons von Trémont hat sich unter Anderm Zweierlei herausgestellt, erstens daß gute Autographen immer noch gut bezahlt werden, und zweitens daß trotz der in neuerer Zeit aufgetauchten Vorliebe für fürstliche Handschriften die literarischer Notabilitäten nach wie vor die beste Nummer ziehen. Beispielsweise sei also erwähnt daß ein Molière für 430 Fr., ein Ludwig XIV. für 40 Fr., ein König Leopold für 6 Fr., ein Larochefoucauld für 300 Fr., ein Abd-el-Kader auch nur für 6 Fr. und ein Galileo für 206 Fr. verkauft wurde. Ein Bayard erlangte 311 Fr., ein George Monk 3 Fr., ein Cromwell 72 Fr., ein Alexander VI. (Papst Borgia) 34 Fr., ein Friedrich der Große 150 Fr. und ein Leo X. 157 Fr. 7.

Attila über die Schmeichler.

Als der König der Hunnen, Attila, nach der Zerstörung von Aquileja Padua besetzt hatte, eilte ein Dichter Namens Marullus aus Calabrien mit einem lateinischen Gedichte herbei, welches er zu Ehren Attila's gemacht hatte und vor ihm recitiren wollte. Entzückt eine Gelegenheit zu haben, ihren Gast würdig feiern zu können, veranstalteten die Behörden von Padua ein großes Schauspiel, zu welchem alle berühmten und gelehrten Persönlichkeiten Oberitaliens geladen worden waren. Schon hatte die Menge die Stufen des Amphitheaters besetzt und Marullus begann seine Verse unter dem Beifallklatschen der Zuhörer zu declamiren, als plötzlich die Stirn des Barbaren sich runzelte. Der Dichter, der nach damaligem Poetenbrauch seinem Helden einen göttlichen Ursprung gegeben hatte, redete Attila an, als sei er ein Gott. „Was heißt das?" rief da der König außer sich, „einen sterblichen Menschen mit den unsterblichen Göttern zu vergleichen ist eine Gottlosigkeit an der ich nicht theilnehmen mag." Und er befahl daß man ohne Verzug mitten im Amphitheater den schlechten Dichter und seine schlechten Verse verbrenne. Man kann sich die Störung des Festes denken, die Ueberraschung der Zuschauer, die nicht wagten sich zu regen und die sich weit weg wünschten; die hunnischen Soldaten die mit Holzscheiten beladen kamen

und sie in der Arena aufthürmten; dann den Dichter Marullus, der an Händen und Füßen gebunden auf dem Scheiterhaufen neben seinem unglückseligen Gedichte lag. Schon waren die Zurüstungen beendet und man näherte sich dem Scheiterhaufen mit brennenden Fackeln, als Attila ein Zeichen gab. „Es ist genug", sagte er, „ich wollte nur einem Schmeichler eine Lehre geben; wir wollen die wahrheitsliebenden Dichter die unsern Ruhm feiern wollen nicht erschrecken." 31.

Ein Beitrag zur Bildersprache.

Ein italienischer Bettelmönch predigte in Mailand an einem Osterfeste vor dem später heiliggesprochenen Cardinal Karl Borromeo und rief dabei dem Volke zu: „Ihr habt einen sehr heiligen Prälaten, der einem Osterei vollkommen gleicht, das roth, geweiht, aber ein wenig hart ist." („Havete un prelato santissimo, è come l'uovo di Pasca, rosso e benedetto, ma è vero ch' è un poco duretto.") 39.

Bibliographie.

Andrić, A., Geschichte des Fürstenthums Montenegro. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1852. Nach serbischen Aktenstücken, Hülfswerken und Volksliedern. Mit vielen Gnadenbriefen, Ukasen, Manifesten 2c., nebst einem Anhange, enthaltend die Regententafel der Balšiden und der Familie Čarnojević. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bausteinchen, gebracht von einem Handlanger. Drei Predigten. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 5 Ngr.

Blumberger, F., Ueber den Gehalt des österreichischen Pfenniges im 14. Jahrhundert, als Beitrag zur Geschichte des österreichischen Münzwesens. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Ngr.

Dieterici, F., Reisebilder aus dem Morgenlande. Zwei Theile. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 3 Thlr.

Franz, F. X., Die Offenbarung in der Natur. Landau, Kaußler. 1852. 8. 22½ Ngr.

Gumpach, J. v., Eine Kritik und Antikritik, als Streitschrift wider Hrn. Heinr. Ewald, ord. Prof. an der Universität Göttingen, aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1853. S. 42 ff. abgedruckt, nebst einer Einleitung und einer angehängten Abhandlung über die Schatzung Luk. 2, 1—5. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Hauptmann, M., Die Natur der Harmonik und der Metrik. Zur Theorie der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

Horn, U., Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1736. 1844. Historische Novellen. 2te veränderte Auflage. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr.

Jellinek, A., Thomas von Aquino in der jüdischen Literatur. Leipzig, Colditz. 8. 10 Ngr.

Jordan, K. A., Blücher und Wellington, ein Erinnerungswort. An Napoleons neuere deutsche Lobredner. Gumbinnen, Sterzel. 1852. Gr. 8. 2 Ngr.

Koch, C. W., Reseda-Blüthen. Wien, Kaulfuß Ww. Prandel u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Linderer, R., Lumpen-Lieder. Berlin. 1852. 16. 2½ Ngr.

Lubojatzky, F., Napoleon's Unglück, Verbannung und Ende. Historisches Werk. 1.—6. Lieferung. Dresden. 4. 3 Ngr.

— — Sachsens neun denkwürdige Jahre von 1806 bis 1815 während Napoleons Feldzügen in Deutschland und Rußland. Ein vaterländisches Chronikbuch für Familien aller Stände. Dresden. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Montalembert, Graf v., Katholische Interessen im XIX. Jahrhundert. Uebersetzt von K. Altherr. Zwei Hefte. Gratz, Dirnböck u. Mühlfeith. Gr. 8. 18 Ngr.

Neukirch, J. H., Dichterkanon. Ein Versuch, die vollendetsten Werke der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen auszuzeichnen, nebst gedrängter Vorbereitung auf das Lesen der aufgeführten Schriften und Angabe der gewandtesten deutschen Uebersetzungen. Kiew. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nicolas, A., Ueber das Verhältniß des Protestantismus und sämmtlicher Häresien zu dem Socialismus. Nebst einer Einleitung, gerichtet gegen eine Schrift des Hrn. Guizot. Aus dem Französischen übersetzt von H. Müller. Drei Lieferungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schwerin, F., Der Sonntag. Erste gekrönte Preisschrift unter 76 eingelieferten Arbeiten des Volksschullehrerstandes Deutschlands. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 4 Ngr.

Stowe, Mrs. Harriet Beecher, Maiblümchen oder amerikanische Skizzen und Erzählungen. Aus dem Englischen. Leipzig, Kittler. 8. 10 Ngr.

Theiner, A., Geschichte des Pontificats Clemens' XIV. nach unedirten Staatsschriften aus dem geheimen Archive des Vaticans. Zwei Bände. Mit dem Bildniß Clemens' XIV. Paris, Gebr. Didot. Lex.-8. 4 Thlr.

Willatzen, P. J., Uferblumen. Gedichte. Kiel, Schröder u. Comp. 16. 27½ Ngr.

Winterling, C. M., Mehr in Thaten als in Worten. Lustspiel in 5 Acten. Erlangen, Bläsing. Gr. 12. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blomberg, H. v., Stimmen aus dem Kunstpublikum. Studien. Berlin, Springer. 16. 5 Ngr.

Dittenberger, W., Predigt gehalten am Tage Mariä Reinigung den 30. Januar 1853 zu Weimar. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Hahn, C. U., Die Auswanderung. Aufruf an christliche Menschenfreunde. Heilbronn, Scheurlen. 8. 5 Ngr.

Harnack, Th., Dein Reich komme! Predigt zum 50jährigen Jubiläum der Kaiserlichen Universität Dorpat, am 12. 1852 gehalten. Dorpat. Gr. 8. 3 Ngr.

Bernhard Hartung. Ein Criminalproceß aus der Gegenwart. 2te unveränderte Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 6 Ngr.

Hause, B., Die Gotteslehre in ihrer Wahrhaftigkeit und Vollkommenheit. Predigt, gehalten am Schebuothfeste des Jahres der Welt 5612 (1852) zu Neukirchen. Fulda, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Kalb, P. L., Römische Taktik oder Hr. Caplan Nicolay, Herausgeber des Frankfurter katholischen Kirchenblatts, auf dem Richterstuhle seiner Vernunft und Geschichte, das neueste Zeichen der Zeit. Letzte Entgegnung. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Kliefoth, T., Predigt, zum Missionsfeste am 7. September 1852 in Wismar gehalten. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Lachemair, A. v., Predigt über das Evangelium am 2. Sonntage nach Epiphanie Joh. 2. 1 ff. Neuburg, Prechter. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Proceß gegen den Kaufmann Otto Bernhard Hartung zu Magdeburg wegen zwiefachen Mordes verhandelt vor dem Königlichen Schwurgerichte daselbst am 3. und 4. März 1853. Von einem Juristen, welcher der Verhandlung beigewohnt hat. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 5 Ngr.

Tholuck, A., Die Mystik. Vortrag gehalten in Halle am 3. Jan. 1853. Halle, Knapp. 16. 5 Ngr.

Die Verleumder der Jesuiten in Deutschland. Köln, Bachem. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf das

Kleinere Brockhaus'sche
Conversations-Lexikon,

das in 4 Bänden oder 40 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft

in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint.

Das erste Heft dieses Werks und eine ausführliche Ankündigung sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Monatlich werden in der Regel zwei Hefte erscheinen, sodaß in ungefähr zwei Jahren das Werk beendigt sein wird. **Die Verlagshandlung garantirt, daß der Umfang 40 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. nicht überschreiten wird, jedenfalls aber die mehr erscheinenden Hefte gratis von ihr geliefert werden.**

Jede Buchhandlung wird bereit sein, Subscribentensammlern besondere Vortheile zu gewähren. Bei einzelnen Exemplaren kann kein Rabatt gegeben werden.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847 bis 1851 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.***

Vierte Lieferung. Elster — Genelli.

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im März 1853.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben des königl. preuß. Wirkl. Geheimen Rathes

Georg Wilhelm Keßler,

Biographen Ernst Ludwig Heim's.

Aus seinen hinterlassenen Papieren.

Mit Keßler's Bildniß.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Biographie des Verfassers des trefflichen Volksbuchs „Der alte Heim" (zweite Auflage, 1846, 1 Thlr.), die **Prutz** im Deutschen Museum als „eine der angenehmsten und werthvollsten Gaben unserer neuesten biographischen Literatur" begrüßt, da Keßler's Leben zwar von einfachem Gang gewesen sei, ohne großes Geräusch, trotz des wichtigen Einflusses, den es auf die innern Verhältnisse Preußens geübt, aber ein echt deutsches, ein wahrhaftes Musterleben, das der deutschen Jugend nicht eindringlich genug vor Augen gerückt werden könne und von nationaler Bedeutung sei.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die sociale Revolution
durch den Staatsstreich am 2. December 1851,

erwiesen von **P. J. Proudhon.**

Nach der dritten französischen Auflage. 16 Octav-Bogen. Brosch. 2/3 Thlr.

C. Schünemann's Buchhandlung
(J. Kühtmann & Comp.) in **Bremen.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 14. —— 2. April 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Friedrich Perthes.

Friedrich Perthes' Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes. Zweiter Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedrich Perthes hat während einer langen Reihe von Jahren mit einer großen Anzahl geistig hervorragender Männer in vertraulichem Verkehr gestanden und mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit einen rückhaltslosen Gedankenaustausch gepflogen. Das reiche Material des hieraus hervorgegangenen Schriftwechsels ist auch in dem vorliegenden zweiten Bande*) von „Perthes' Leben" mit weiser Auswahl benutzt und zu einem schönen Ganzen verarbeitet worden. Er umfaßt den Zeitraum von 1814—22, und was darin über die politischen Ereignisse und Stimmungen, über die kirchlichen und religiösen Gegensätze aus verschiedenen Standpunkten geurtheilt wird, ist in hohem Grade anregend und wohl geeignet, zu einem tiefern Verständnisse jener Zeit beizutragen. Außerdem enthält das Buch viele interessante Aufschlüsse über die damaligen Zustände des deutschen Buchhandels und über die Geschäftsthätigkeit des für die Hebung desselben unermüdlich wirkenden Perthes. Am entsprechendsten aber und wahrhaft herzerquickend sind die Mittheilungen aus seinem musterhaften Familienleben; Alle die für das stille Glück des Hauses einen empfänglichen Sinn haben, namentlich edle Frauen werden diesen Abschnitt des Buchs mit inniger Befriedigung lesen. Somit haben wir hier ein Werk vor uns, welches der deutschen Literatur zur Ehre gereicht und als Vorbild für diese Gattung von Lebensbeschreibungen aufgestellt zu werden verdient.

Am Schlusse des ersten Bandes fanden wir Perthes auf der Rückkehr aus der Verbannung; am 31. Mai 1814 betrat er Hamburg wieder, das er ein Jahr vorher unter den traurigsten Umständen verlassen hatte. Große Gefahren waren glücklich überstanden; aber viele Mühen und Sorgen stellten sich ihm bei dem Wiedereintritt in die alten Verhältnisse entgegen. Schon die Wohnbarmachung des Hauses hatte ihre Schwierigkeiten: die schönen freundlichen Räume zur ebenen Erde hatten Monate hindurch französischen Soldaten als Wachtstube gedient; mitten in dem größten Zimmer stand ein mächtiger Ofen; zum Fenster hinein waren Baumstämme geschoben, deren Ende dem Feuer im Ofen zur Nahrung diente; alles irgend ablösbare Holzwerk im ganzen Hause war heruntergerissen und verbrannt; Rauch und Qualm hatten ihren Weg durch die Fenster suchen müssen. Die obern Stockwerke waren zuletzt vom General Loison bewohnt gewesen, aber auch hier hatten die Soldaten in einer solchen Weise gehaust daß das ganze Haus einem einzigen großen Schmuzhaufen glich. Es war ein harter Wiederanfang für Perthes' Gattin; aber noch vor dem Eintreten des Winters war das Hauswesen geordnet und in seinen frühern Gang zurückgeführt. Mit ungleich größern Schwierigkeiten war freilich die Herstellung des Geschäfts verbunden; als Hamburg ein Jahr zuvor, am 30. Mai 1813, von den Franzosen wieder

*) Vergl. über den ersten Band Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. f. 1848. D. Red.

besetzt worden war, hatte Davoust gleich am folgenden Tage Perthes' Bücherlager und Handlung versiegeln lassen und bald darauf bekanntgemacht daß die Schuldner der Handlung nicht an Perthes, sondern an die französischen Behörden zu zahlen hätten. Davoust's erster Anordnung gemäß sollten die brauchbaren Bücher des Lagers an die Bibliotheken, Schulen und Behörden vertheilt und der Ueberrest öffentlich versteigert werden. Das theilweise Verschenken des Lagers wurde nun zwar durch die Klugheit treuer Freunde vereitelt; jedoch sollten nach anderweitigem Befehl des französischen Gewalthabers die Bücher an den Meistbietenden verkauft werden. Bevor dazu geschritten werden konnte, mußte ein Katalog derselben gemacht werden, und absichtlich wurde die Anfertigung eines solchen in die Länge gezogen. Die 30,000 Bände, welche das Lager etwa zählte, waren um Platz zu gewinnen von den Franzosen bereits auf Blockwagen in ein anderes Haus geschafft und bei dieser Gelegenheit sämmtlich durcheinandergeworfen worden. Ein treuer Diener schrieb an seinen Principal Perthes:

Sie sollten da die Wirthschaft sehen, mein wohlgeborener, hochgeehrtester Herr. Landkarten, Kriegskunst, Classiker, Campe's Robinson, das Gebetbuch für gute Christen, „Goethe's Werke", Band sieben, der dritte Theil einer Reise in die Südsee, die Anleitung einer erfahrenen Köchin, Alles liegt wild durcheinander und so wird es numerirt, und das Lustigste ist daß sie auf die Bücher nur die Einer und Zehner jeder Zahl setzen, aber nicht dazufügen, zu welchem Hundert oder Tausend dieselbe gehört. Wenn sie fertig sind, müssen sie natürlich wieder von vorn anfangen; darum kümmern sie sich aber nicht, sondern setzen Tag für Tag ihre unkluge Arbeit fort.

In diesem chaotischen Zustande fanden die beiden Freunde Perthes und Besser das Waarenlager wieder; das bisherige Publicum der Handlung war zersprengt, eine sofortige Tilgung der Schulden unmöglich; dabei schien damals auf Hamburg und seiner nächsten Umgebung für die Wiederbelebung des Geschäfts gar nicht, auf das übrige Deutschland nur wenig gerechnet werden zu können. Gleichwol gelang es den beiden Freunden durch angestrengte Thätigkeit und wohlberechnete Unternehmungen das zerrüttete Geschäft wiederherzustellen, allen Gläubigern gerechtzuwerden und mit neuem Credit und anwachsendem Capital ein Haus wieder aufzurichten, welches in der deutschen Buchhändlerwelt hochgeachtet dasteht.

So dringend auch Perthes in den ersten Jahren nach der Wiederbefreiung Hamburgs durch die Lage des Geschäfts genöthigt war, seine ganze Kraft auf die Ausfüllung seines nächsten Berufs zu verwenden, so behielt er doch dabei eine lebendige Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten sowol der Stadt Hamburg als des deutschen Vaterlandes. Die Hoffnung daß die Staatsmänner des Wiener Congresses etwas Großes und Heilsames für die Nation vollbringen würden hatte sich bald als nichtig erwiesen. Nur Napoleon's Rückkehr aus Elba hatte man es zu danken daß aus den Diplomatenkünsten in Wien nichts Schlimmeres geworden ist als die Bundesacte vom 8. Juni 1815. Da stand nun Deutschlands Einheit auf dem Papier; für das Weitere sollte der Bundestag sorgen. Perthes war von Hamburg aus dem Gange der Verhandlungen mit lebhafter Theilnahme gefolgt; unter den wissenden und auch unter den handelnden Personen besaß er nahe Freunde und viele Bekannte, mit denen er in schriftlichem Verkehr stand, und manche vertraute, merkwürdige Nachricht über die Stellung der Persönlichkeiten und über die wechselnde Lage der Verhältnisse findet sich in den Briefen die er während des Congresses aus Wien und während des Kriegs aus Frankreich empfing. Am deutlichsten trat aus diesen Briefen die Gewißheit hervor daß die in den Verhältnissen liegenden Gegensätze durch die Leidenschaft der sich bekämpfenden Parteien über alles Maß hinaus verschärft und erweitert wurden. Erbittert griffen Bekannte welche Perthes auf dem Congresse besaß die Haltung Oestreichs an und eiferten in heftigen Worten gegen Metternich. Ein Freund schrieb ihm:

Metternich will nicht lassen von den alten Künsten böser Politik, und um für Oestreich Gewinn zu ziehen, begünstigt er am Rhein und in Schwaben das Drängen nach einer kaiserthümlichen Republik, in Baiern die Souverainetätssucht ehrgeiziger Minister und in den kleinern Staaten das Streben der Fürsten nach einem patriarchalischen Kaiserthum; zugleich aber unterhält er mit Talleyrand Verbindungen welche Deutschland und Europa ins Verderben stürzen können.

Ein Anderer schrieb:

Die östreichischen Staatsmänner sind dem schlechtesten Dienste politischer Bequemlichkeit verfallen und wollen mit abscheulichem Hasse gegen Alles was nicht hochgeboren ist ganz Oestreich nur als Mittel für die Zwecke der Diplomatie gebrauchen.

Noch in einem andern Briefe heißt es:

Das wiener Cabinet hält jede Gefahr für beseitigt, weil Napoleon besiegt ist, und ahnt nicht, was unten laut wird und von unten zur Entscheidung drängt. Dieses Oestreich, in fremder Meinung geschwächt, an eigenem Geiste verarmt und jeden Geist der sich ihm hingibt unglaublich schnell verzehrend, kann nie und nimmer an der Spitze Deutschlands stehen.

Nicht weniger heftig wie die Angriffe gegen Oestreich waren die Ausfälle gegen Preußen, welche andere Bekannte in ihren damals aus Wien an Perthes geschriebenen Briefen lautwerden ließen. Der Eine schrieb:

Von tiefer Unredlichkeit ist der ganze preußische Staatskörper durchzogen; der Rath des Königs besteht zum großen Theil aus höchst unmoralischen Menschen und fast alle Beamten tragen etwas von der Politik des Staats an sich, nach welcher jedes Mittel „Staatsweisheit" heißt, sobald es nur geeignet ist, Andere zu hintergehen.

So tadelte die öffentliche Meinung das Treiben der Diplomaten auf dem Congreß und sprach sich häufig mit bitterer Verachtung darüber aus. So schrieb Einer:

Wie bei der überall hervortretenden Selbstsucht und Erbärmlichkeit irgend etwas Würdiges und Dauerndes zustandekommen soll, ist nicht abzusehen.

Ein Anderer schrieb:

Wehe Dem der seine Hoffnungen auf einen Haufen Diplomaten setzt. Noch nie ist das Herrschen und die Staatskunst so gänzlich aller Würde entblößt erschienen, aber wahrscheinlich wird es auch nie so erfolglos geblieben sein.

Ein Dritter schrieb:

Die Beschlüsse, nach zufälligen Launen und wechselnden Bequemlichkeiten anmaßender Menschen gefaßt, können und werden nichts Bleibendes erzeugen, und eine fremde Gewalt, der revolutionnaire Zeitgeist, wird über kurz oder lang den ganzen Plunder über den Haufen werfen, aber was dann? Einen Mann der der bedeutenden Zeit gewachsen wäre haben wir nicht.

Im schroffen Gegensatze zu dem um das wahre Heil des Vaterlandes wenig bekümmerten, erfolglosen und widerlichen Hin- und Herzerren der Congreßmänner stand die bis zur Begeisterung erhobene politische Stimmung, welche die deutsche Nation bewegte und mächtig zum Auffinden der deutschen Einheit hindrängte. Ein klares Bewußtsein der Mittel zur Erreichung dieses Ziels besaßen freilich nur die Wenigsten. Bei dem Kampfe gegen Napoleon waren die Deutschen ein fest geschlossenes Volk; nach Besiegung des gemeinsamen Feindes hatte auch die Gemeinsamkeit der fernern Arbeit für Deutschlands Aufbau ein Ende; die Bestrebungen zersplitterten sich, die Diplomaten gewannen Zeit und die Dinge nahmen den bekannten Verlauf. Schon damals verzweifelten Viele an Deutschland; Perthes gehörte nicht zu diesen; unter allem Wechsel der Ereignisse in den Jahren 1814 und 1815 hielt Perthes die Ueberzeugung fest daß die den Deutschen von Gott gegebene und von dem guten oder bösen Willen der Einzelnen unabhängige Nationalität groß und gut und eine gewaltige Kraft sei, der man vertrauen könne und müsse, möchten auch die einzelnen Fürsten oder Kaufleute, Minister oder Handwerker, Soldaten oder Schriftgelehrten noch so Selbstsüchtiges, Verkehrtes und Willkürliches erstreben. Schon im Frühjahre 1814 hatte er geäußert: „Was auch der große Congreß, der in Wien zusammentreten soll, gebäre, die deutsche Nation wird sich es schon bilden und so lange sich wenden und winden, bis das Recht zutagegefördert ist."

Der letzte Kriegszug gegen Napoleon war durch die Schlacht bei Waterloo schnell beendigt. Nothdürftig hatte das gemeinsame kriegerische Auftreten in diesem zweiten Freiheitskampfe den tiefen Riß zugedeckt, welcher theils zwischen den einzelnen deutschen Staaten, theils zwischen den Regierungen und der öffentlichen Meinung entstanden war. Aber auch unter der Decke kriegerischer Einigkeit war das Mistrauen der Regierungen gegen die Bewegungen im Volke und das Mistrauen im Volke gegen die Regierungen tiefer und tiefer eingedrungen. Der gesammte geistig regsame Theil der Nation war in eine wildflutende Unruhe gerathen, und von den verschiedensten Standpunkten aus sahen erfahrene und wackere Männer mit tiefer Besorgniß auf die Zukunft Deutschlands und weissagten eine Zeit großer innerer Noth und Zerrüttung. Perthes erwartete zwar auch Jahre schweren Ringens und Kämpfens, aber die Hoffnung auf ein fröhliches Ende hielt er fest und machte, neubelebt durch Belle-Alliance, die eigene frische Stimmung nach allen Seiten geltend. Sein schönes Vertrauen auf das Uebergewicht der bessern und edlern Elemente in der menschlichen Natur ließ ihn nicht mit in die Klagen und Befürchtungen der Freunde einstimmen. So schrieb er unter Anderm:

Allen unsern Schwarzsehern theile ich noch eine Thatsache aus meiner Erfahrung mit: Wie man den Menschen nimmt, so ist er mit sehr wenigen Ausnahmen; tritt ein Mann einem Zweideutigen oder Jämmerlichen gegenüber und nimmt ihn als brav und tüchtig, gleich bemüht sich dieser brav zu sein oder doch zu scheinen, und wenn auch nur letzteres ist, so ist viel gewonnen und Gott schiebt nach. Hätten unter uns Deutschen recht viele der Bessern den Muth, Gutes zu sehen und zu hoffen und ihre Hoffnung an den rechten Mann zu bringen, so würde das Gute und Rechte schon kommen; laß uns unsere Gouvernements und Minister edel und groß nehmen, was gilt es, sie werden es.

Diesem „Erfahrungssatze" dürften doch die Erfahrungen sehr häufig widersprechen und wol auch Perthes muß später an demselben irregeworden sein. Damals aber beseelte ihn noch das ungeschwächte Vertrauen, welches er in einem Aufsatze „Aus dem Briefe eines Norddeutschen der gute Hoffnung hat" aussprach. Friedrich Heinrich Jacobi antwortete ihm darauf aus München:

Wäre ich nicht so gar krank, ich schriebe ein Seitenstück dazu: „Aus dem Briefe eines Süddeutschen der große Sorge hat."

Ein anderer weitentfernter Freund schrieb im Herbst 1816 an Perthes:

Du hattest immer freudigen Muth; hältst du ihn auch jetzt noch fest? Wie jammervoll sieht Deutschland aus vom fremden Lande betrachtet; das edle hochherzige, betrogene Volk, betrogen durch Diejenigen die von ihm aus der sklavischen Knechtschaft des tyrannischen Napoleon mit Aufopferung von Gut und Blut gerettet sind! Was wird aus Deutschland werden, wenn die Fürsten fortfahren, so zu macchiavelliren? Statt Stände und Preßfreiheit habt ihr Censur, Polizei, Militair und Verfolgungen gegen alle das Bessere Wollende und schon den Anfang einer politischen Inquisition.

Es konnte für Niemand verborgen bleiben daß die Haltung der preußischen Regierung bestimmend für die meisten andern deutschen Regierungen sein würde. Um so größer war daher die Sorge und Erbitterung über das Hervortreten der Richtung welche durch die Schrift des Geheimraths Schmalz ihren Ausdruck erhalten, in den Gegenschriften von Niebuhr, Schleiermacher, Koppe und Andern heftige Bekämpfung erfahren hatte. Perthes schrieb an Jacobi nach München:

Wol drohen Gefahren von mehr als einer Seite; der Streit in Preußen ist ein Zeichen der Zeit; dort greift die Regierung in ihrer Angst den Tugendbund an, spürt geheime Verbindungen auf, möchte die öffentliche Meinung und den Volksgeist bannen und den Volkswillen nach Verfassung, Landwehr u. s. w. hemmen. Weil sie unsere Zeit nicht begreift, möchte sie sich aus derselben heraus und in eine andere, vergangene hineinsetzen.....

Du erwähnst des Streits zwischen Schmalz und Niebuhr — heißt es in einem gleichzeitigen Briefe von Perthes an Fouqué. — Ich betrachte diese Beiden nur als Tirailleurs; geschlossene Colonnen stehen hinter den Bergen. Genau genommen sollen die Ausdrücke: Jugend und geheime Verbindung, gegen welche Schmalz seine Angriffe richtet, den Volksgeist, die öffentliche Meinung dieser Zeit, Verfassung, Landwehr u. s. w. bezeichnen; und welche Mittel wendet man an, um diesen Angriffen größere Stärke zu verschaffen! Lobende

Anzeigen der Schrift von Schmalz werden officiell durch alle Zeitungen verbreitet, während die Gegenschriften, namentlich die von Koppe, schon verdächtigt wurden bevor sie erschienen waren.

Perthes' gute Hoffnungen waren, wie wir aus diesen Worten sehen, nicht mehr so fest wie früher, er hielt sogar das damalige Auftreten der Regierungen für so verderblich daß er sich der schwierigen, unsichern Lage freuen konnte, in welcher sich dieselben nach allen Seiten hin befanden. Er schrieb an Fouqué:

Ueber den zweiten Pariser Frieden, wenn er auch schlecht genannt wird, klage ich nicht. Gefahren von außen müssen auch künftig die Regierungen noch bedrohen, damit sie des Volks bedürftig bleiben. Wären die Staatsverhältnisse auch nur auf ein halbes Jahrhundert dermaßen ins Gleichgewicht gestellt daß Ruhe und Friede überall in Europa wäre, so würde auf keinen Wunsch, auf kein Recht des Volks geachtet werden und Alles in dem alten verfassungslosen Zustande bleiben.

Von Sorge ergriffen rief Perthes einmal aus: „Wer kann es wissen, ob die Zukunft Deutschlands auch nur zwei Staaten oder zwei Stämme sehen wird, die brüderlich zusammenhalten!" Wenn trotz der traurigen Wirklichkeit eine solche Stimmung banger Sorge nur vorübergehend bei Perthes war und hoffnungsvolles Vertrauen in ihm herrschend blieb, so mag man ihn darum beneiden; aber höchst räthselhaft würde es sein, wie ein erfahrener, kluger und hellsehender Mann diese feste Zuversicht auf eine bessere Zukunft des Vaterlandes trotz des gänzlichen Mangels an den dazu nothwendigen Bedingungen sich erhalten konnte, wenn die Erklärung nicht in folgenden von Perthes geschriebenen Worten läge: „Wir freilich werden alt werden in dem Gange der Zeit und uns schlafen legen, bevor ein gutes Ende erscheint." Diese Art von Geduld mag echt christlich sein, aber nur die wenigsten Menschen, welche seit 1815—52 geduldig gewartet haben, werden im Stande sein, sich mit dem Troste zu beruhigen daß Alles noch einmal gut werden wird, wenn wir längst schlafengegangen sind.

Während der nächsten Jahre dauerte in den Gemüthern die Aufregung fort, dasselbe stürmische Verlangen nach einem deutschen Reiche und nach politischer Berechtigung der Unterthanen, deren Vertrauen zu den Höfen, wo es nicht schon ganz vernichtet war, täglich wankender wurde. In seiner kräftigen Weise schrieb darüber Görres Ende 1818 an Perthes:

Nach dreijährigem Stillschweigen wollte ich wieder einmal durch die Adresse eine Leuchtkugel unter die Parteien werfen, und ich kann nicht sagen daß sie viel Erfreuliches beleuchtet hätte: Fürsten die in der Unglücksschule studirt, aber gar Nichts begriffen haben, nicht einmal so viel daß sie ihre Würde in Acht zu nehmen wissen; Minister von gutem Willen, aber ohne Kraft, ohne Entschiedenheit und Muth; eine höfische Opposition, schlecht weniger durch die Anwesenheit von positiver Bosheit als durch die gänzliche Abwesenheit alles Guten, dumm bis zur Bestialität, plump wie ein Rhinoceros, feig und erbärmlich und unter aller Kritik von oben bis unten; eine demokratische Partei ohne Einheit und Zusammenwirken, ohne Standpunkt und Basis, unthätig, jeder Illusion nachlaufend, immer hoffend, es werde Alles über Nacht sich von selbst machen, ohne Takt in den Führern, ohne Grundsatz, ohne Weltansicht, hochmüthig, eitel, leichtsinnig, zerstreut und vergeßlich, verworren und ewig ohne Resultat, sich selbst widersprechend, zugleich feig und anmaßend, ohne Haltung, Nachdruck und Ruhe. Das sind die Herrlichkeiten dieser häßlichen Zeit, wie man sie eben von einer Generation erwarten kann, die jede Eitelkeit und jede Demüthigung versucht, die auf der Zinne des Tempels gestanden und durch jeden Koth sich hat durchschleifen lassen, die nur im Zerstören Talent gezeigt, im Bauen aber gänzliche Impotenz. Sie wird Nichts fertig bringen....

So schrieb Görres 1818; würde er 1848 nicht fast Dasselbe gesagt haben? Es ist wunderbar, wie so Vieles in dem Briefwechsel, den Perthes vor 30 Jahren mit seinen Freunden gepflogen, genau so klingt als wäre es erst vor ganz kurzer Zeit geschrieben.

Bei dem Wendepunkt welcher mit 1819 in der Geschichte Deutschlands eintrat war die Romantik der Freiheitskriege geschwunden und hatte dem Hasse gegen die einzelnen Regierungen und gegen die Bundesversammlung Platz gemacht. Die Ermordung Kotzebue's erfolgte. Von Vielen wurde die That des jungen Fanatikers als ein grauenvolles Symptom einer im Volke und namentlich in der Jugend tief eingewurzelten Verruchtheit, als der Anfang zu einer allgemeinen Abschlachtung volksfeindlicher Menschen betrachtet. Auch Perthes, der sich sonst wol gegen Schwarzseherei erklärte, schrieb im Sommer 1819:

Der Boden auf dem wir stehen ist bis zur obersten Rinde voll Feuers; wer scharfe Sinne hat, wittert den Dampf und sieht die Funken sprühen.

Aber Metternich und seine Gehülfen waren schon mit dem Löschapparat zur Hand. Die Turnplätze wurden geschlossen, viele Verhaftungen und eine noch größere Menge Haussuchungen wurden vorgenommen. Die polizeilichen Verfolgungen waren indessen nur ein Vorspiel zu großartigen Maßregeln, die aber auf dem Bundestage nicht füglich einzuleiten waren, weil man daselbst die Weitläufigkeit des Geschäftsganges und mehr noch den Widerspruch von Männern wie Wangenheim, Gagern und manchen Andern fürchtete. Metternich foderte daher eine beschränkte Anzahl größerer deutscher Höfe auf, Bevollmächtigte zu Conferenzen zu senden, welche im Juli und August 1819 in Karlsbad gehalten werden sollten. Die Frage: Was wird, was kann in Karlsbad zustandekommen? drängte sich jedem politisch-lebendigen Manne damals auf. Perthes hatte in jener Zeit mit mehren Bundestagsgesandten in einem lebhaften Briefwechsel gestanden. Die Briefe welche er von dorther empfing konnten keine Hoffnung erwecken daß in Karlsbad etwas Gutes erzeugt würde. In einem Schreiben aus Frankfurt heißt es:

Wir wollten die karlsbader Conferenz segnen, wenn sie auch nur einen ersten Schritt, um Deutschland als Deutschland zur Geltung zu bringen, thäte, aber meine Befürchtungen sind stärker als mein Vertrauen. Männer die zu den politischen Detaillisten, nicht zu den Großhändlern gehören, haben jetzt das Regiment; Gegenständen von nationaler Bedeutung sind sie nicht gewachsen. Die Leute in Karlsbad hat offenbar die Angst zusammengetrieben, und von manchem derselben möchte

man, wenn sie sich in ihrer Angst selbst überlassen bleiben, wenig Gutes erwarten, so z. B. von Graf Münster und Graf Rechberg, die den frühern bessern Erwartungen nicht entsprochen haben. Preußen ist vorallem berufen die Leitung zu übernehmen; aber wer glaubt an seine Ehrlichkeit? Nicht durch schöne Worte, sondern nur durch die That wäre das Mistrauen zu beseitigen; aber die Preußen scheinen in allen Beziehungen von Gott verlassen und immer nur auf das Widersinnigste auszugehen.

Unterdessen wurden die Conferenzbeschlüsse fertig und schon am 20. September von der Bundesversammlung, die noch nie so schnell gearbeitet hatte, einstimmig anerkannt. Der Eindruck den diese Beschlüsse in ganz Deutschland machten sprach sich in den Briefen an Perthes bald als Schmerz und Trauer, bald als Zorn und Ingrimm aus. Wie im wilden Fieber raste Görres' fliegende Phantasie in einem Schreiben, das er am 2. October 1819 an Perthes richtete. Es heißt in demselben:

Sie werden die Karlsbader Beschlüsse erhalten haben. Man muß gestehen daß diesen Leuten ein schätzbares Talent innewohnt, immer das Gegentheil von Dem hervorzubringen was sie bezwecken, und daß es keine ärgern Unruhestifter gibt als diese Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größern Zornesgluten anschüren. Ich kann mir es gar nicht anders klar machen als daß sie Würmer in den Hirnkammern sitzen haben; dann bekommen die Hammel bekanntlich die Drehkrankheit und werden wüthend in ihrer Art, freilich nicht in blutdürstiger Weise, aber sie stampfen, trommeln, blasen und fauchen und ihre Sanftmuth scheint sehr zornig. Man sollte glauben, Leute die durch ihre Stellung die Sachen von obenher betrachten müßten schon deswegen eine ruhige, feste Ansicht gewinnen; aber weit das Gegentheil; weil sie schwache Köpfe haben, werden sie gleich schwindelig auf ihrer Höhe; sowie sich etwas regt geht die Welt um sie her im Kreise herum; sie fürchten, die Häuser schlügen ihnen die Köpfe ein und die Bäume schritten einher und spießten sie. Man kann sich eben nicht verhehlen daß, solange dies Geschlecht beschränkter, verzagter, jämmerlicher Menschen, die mit lachendem Muthe einmal im tiefsten Abgrunde des Schimpfs, der Schande und der Niederträchtigkeit gelegen haben und dann vom umkreisenden Rade gefaßt und auf die Höhe geführt worden sind und dort oben Nichts als Kleinmuth, Angst und Todesschrecken mitten in kläglichem Hochmuth empfinden, daß solange diese Schächer an der Spitze der Geschäfte stehen, kein Heil zu erwarten ist und kein Glücksstern über Deutschland leuchten wird. Inzwischen hat ihnen die Noth die Vollziehung des 13. Artikels abgedrungen; wie sie ihn zu vollziehen gedenken, haben sie freilich deutlich genug ausgesprochen; aber das hat wol Alles gute Wege; was sie gaben ist gegeben, was sie vom Rechte nicht gegeben wird ihnen abgenommen, und so kommt die Sache freilich unter Streit und Stößen doch ins rechte Gleis. Am allerlächerlichsten ist es, was sie für Preßfreiheit verfügt; sie könnten wol leichter ein Sieb mit Flöhen hüten, wie das Gedankenreich in ihre Pferche sperren. Ich möchte gleich Idyllen dieser neuen diplomatischen Schäfer schreiben und die Noth und Angst schildern, in der diese Jammerbilder sich die Last aufgeladen haben, Ure, Einhörner und sonstiges ungebändigtes Vieh zu weiden; sie werden sich in diesem Garten die saftigsten und schmackhaftesten Stechapfel zum Dessert ziehen. Als ich mein Buch schrieb, habe ich selbst nicht geahnt daß es bestimmt sei, als die Declaration des gesunden Menschenverstandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beschlüssen auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen ist.

Die Karlsbader Conferenzbeschlüsse und die Wiener Schlußacte erzwangen für eine Reihe von Jahren Ruhe und äußere Ordnung in Deutschland. In welcher Weise die Regierungen diese neue Frist benutzten, um „ungeirrt durch unberufene Schreier und tumultuarische Auftritte" sich schöpferisch zu bewähren, ist genugsam bekannt. Wenn auch die geknebelte Presse ein Urtheil über das Thun und Lassen der Staatslenker nicht aussprechen konnte, so war es doch nicht zu hindern daß die Handlungen der Regierenden von denkenden Männern fortwährend einer scharfen Kritik unterworfen blieben, d. h. im mündlichen und brieflichen Verkehr. Während nun diese Beurtheilungen fast allgemein darin übereinstimmten daß Oestreichs Gegensatz gegen die gesammte politische Zeitrichtung, seine Stabilität fast eine unabänderliche Naturnothwendigkeit sei, sah man in Preußens ganzer Haltung nur eine schwere Verschuldung, und vielfach sprach man sich voll Haß und Grimm gegen Preußens Regierung aus. Unter den vielen Briefen, welche Perthes in jenen Jahren aus den verschiedenartigsten Kreisen empfing, findet sich nicht in einem einzigen Vertrauen auf die an der Spitze der Geschäfte stehenden Männer; Niemand glaubte daß sie die Aufgaben zu erkennen vermöchten welche in der Geschichte und in der Stellung Preußens zu Deutschland und zu Europa gegeben wären. Sehr gemäßigt äußert sich hierüber ein einflußreicher Mann in folgenden Worten:

Preußen kennt schon seit einem Jahrhundert nur ein einziges Ziel; es will um jeden Preis zu den großen europäischen Mächten gehören; durch alle seine Staatsmänner, durch seine Beamten, sein Heer, seine Bevölkerung geht das Streben nach diesem Ziele instinctiv hindurch. Seine reelle Macht und Größe steht mit demselben in schneidendem Widerspruch, aber die hohe Ausbildung seiner Verwaltung und vieler seiner politischen Institutionen legt ebenso wie die geistige Entwickelungsstufe seiner Bewohner ein unberechenbares Gewicht in die Wagschale und führt ihm Oestreich gegenüber die andern deutschen Staaten als natürliche und bis auf einen gewissen Grad abhängige Bundesgenossen zu. Preußens Macht hat eine andere Grundlage wie jeder andere Staat der Welt, und diese Grundlage fodert die zarteste Rücksicht und die sorgsamste Pflege. Unmittelbar aber nach den Freiheitskriegen ist Preußen mit seinen eigenen seit 1808 hervorgetretenen Institutionen und mit der geistigen Bedeutung seiner eigenen Bevölkerung in schroffen Widerspruch getreten. Seitdem es dem eigenen Lande die Verfassung verweigerte und jeder liberalen Maßregel im übrigen Deutschland entgegentrat, hat es die einzige Grundlage seiner europäischen Stellung untergraben; es hat die eigene Bevölkerung zum Gegner und hat sich die übrigen deutschen Staaten entfremdet. Diesen in sein eigenes Inneres aufgenommenen Widerspruch büßt es schwer, indem es trotz des Namens einer europäischen Macht eine durchaus untergeordnete Stellung gegen Rußland und Oestreich einnimmt. Es weiß sehr wohl daß seine selbständig geäußerte Stimme in dem europäischen Rathe überhört werden würde, und sagt daher stets nur Das was eine andere wirklich in Europa zählende Macht gesagt hat oder sagen will; in den ersten Jahren nach dem Kriege warf es sich Rußland, jetzt Oestreich in die Arme. Die Regierung hat eine unüberwindliche Abneigung vor jeder politischen Maßregel welche die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Grundlage der Kraft Preußens stärken kann; in dem Staate selbst aber liegt der Trieb, sich mit sich selbst zu versöhnen. Niemand kann sagen, ob der Wille der Regierung oder die Triebkraft des Staats den Sieg davontragen wird. Gewiß aber ist es daß Preußen die Möglichkeit eines selbstän-

digen Willens und die Kraft desselben in Europa geltendzumachen nur gewinnen kann, wenn es im Innern eine liberale Verfassung ausbildet und durch Entsagung selbstsüchtiger Anmaßungen die Kräfte der minder mächtigen Bundesstaaten mit seiner eigenen Macht verschmilzt. Bis dahin wird es auch in den deutschen Verhältnissen nur als Mittel dienen, den Geboten Oestreichs größern Nachdruck zu geben.

Schon früher, als der Gegensatz zwischen den höchsten preußischen Staatsmännern sich schärfer zu gestalten begann, hatte Nicolovius an Perthes geschrieben:

Mir ist das Herz gepreßt, mein lieber, verehrter alter Freund; nicht daß ich an der Zeit verzagen oder irrewerden sollte; im Gegentheil, täglich tritt die Wiedergeburt des Volks mir klarer vor die Augen und die herrliche Läuterung des nachwachsenden Geschlechts. Das aber ist mein Gram daß die Obern von der Zeit nicht durchdrungen sind, sondern sich nur belästigt und angefochten von ihr fühlen und daher Stimmen wie der Schmalz'schen Ohr und Herz leihen und gern im alten Sündenschlafe fortträumten.

In seiner drastischern Weise drückte Görres dieselbe Sache aus, wenn er über Hardenberg und dessen Gehülfen schrieb:

Das ist ein Haufe alter, furchtsamer, verschüchterter Leute; halb aus bösem Gewissen, halb aus undiäter Lebensart und Nervenzufällen fahren sie bei jedem Geräusch zusammen und vertragen gar keine Luft, ohne daß ihnen Kopf und Gesicht anschwellen und die paar Zähne schmerzen. Solange der Franzosenschrecken als heilsames Gegengift wirkte, ging es leidlich; nun ist die alte Hysterie zurückgekehrt.

Das Vorstehende dürfte genügen, um den in Betreff politischer Dinge so reichen und interessanten Inhalt des Buchs erkennen zu lassen. Doch mögen wir uns nicht versagen noch eine Stelle herauszuheben, welche deutlich zeigt daß es nichts Neues unter der Sonne gibt und daß eine Coalition mit Schutzzollmachinationen bereits vor länger als 30 Jahren vorhanden gewesen ist. Im Jahre 1820 erschien Lindner's Schrift „Manuscript aus Süddeutschland"; ihre eigentliche Absicht war, die Nothwendigkeit nachzuweisen daß Baiern zu einer großen Macht erhoben werden müsse; dabei waren auch Blicke auf Norddeutschland geworfen, und unter Anderm sagte Lindner von den Hansestädten, sie seien englische Factoreien und ihr Interesse auf die Plünderung des übrigen Deutschland und auf Vernichtung der Industrie gerichtet. Ein Freund von Perthes schrieb ihm unmittelbar nach dem Erscheinen jener Schrift:

Da Sie nicht täglich mit Süddeutschen verkehren, so haben Sie keine Vorstellung davon, in welchem Maße die Vorurtheile gegen den freien Handel und insbesondere gegen die Hansestädte im südlichen Deutschland verbreitet sind. Dazu kommt daß gegenwärtig die Verbindung der süddeutschen Staaten zu einem gemeinschaftlichen, dem preußischen Zollsystem gegenüberstehenden Verein mit Ernst und Eifer betrieben wird. In Deutschland leben jetzt nicht viele Männer die etwas wollen und schaffen können, und unter diesen wenigen arbeiten einige mit rastloser Thätigkeit an Herstellung eines Zollsystems welches den Handel Deutschlands vernichten kann. In diesem Augenblicke sind in aller Stille Bevollmächtigte in Darmstadt versammelt und sie haben sämmtlich eine ihnen überreichte Denkschrift vortrefflich gefunden, welche durch möglichste Beschränkung des Handels die Industrie zu heben vorschlägt.

Schon im Eingange dieses Artikels haben wir diejenigen Abschnitte welche von dem Familienleben des edeln Perthes handeln als in hohem Grade ansprechend bezeichnet. Ihm war der unschätzbare Segen eines treuen, liebevollen und verständigen Weibes zutheilgeworden. Mit voller Hingebung an den Gatten und die Kinder, mit rastloser Thätigkeit für das Hauswesen verband Karoline eine lebendige geistige Theilnahme an den Dingen welche die äußere Welt bewegten; Perthes konnte sich mit ihr über politische und kirchliche Angelegenheiten besprechen, und in ihren Briefen an den abwesenden Gatten überrascht uns manche von richtigem Verständniß und echtweiblicher Auffassung zeugende Bemerkung über diese Gegenstände. Am schönsten und wohlthuendsten berührt uns aber Das was sie als Gattin und Mutter äußert, das innige Gottvertrauen von welchem sie in allen Lagen des Lebens erfüllt ist, und die unerschöpfliche Liebe mit der sie die Ihrigen umfaßt. Einzelne Züge aus diesem lieblichen und erhebenden Bilde wollen wir nicht herausnehmen, so etwas muß im Ganzen geschaut werden, dann aber gewährt es auch für Geist und Herz einen wahren Genuß und bleibenden Gewinn.

Wir scheiden von diesem trefflichen Buche mit dem lebhaften Wunsche daß Professor Perthes uns bald mit dem dritten Bande, welcher die reichen Erfahrungen auch der letzten 20 Lebensjahre seines Vaters enthalten soll, erfreuen möge. 27.

Die deutschen Taschenbücher für 1853.*)

Glückliches Vaterland, du hast wieder dein Dutzend Taschenbücher und Almanachs und Albums wie ehedem! Wenn man sie so da liegen sieht in allen Farben des Regenbogens, in Gold und Silber, in Sammet und Seide gebunden, wenn man sie so da liegen sieht mit all den schönen dummen Bildern und hört

*) 1. Libussa. Jahrbuch für 1853. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Zwölfter Jahrgang. Mit 1 gestochenem Portrait und 2 gestochenen Kunstblättern. Prag, Calve. 1852. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

2. Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1853. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Neunundzwanzigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Lienhart. 1852. 8. 2 Thlr.

3. Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1853. Dreiunddreißigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Lienhart. 1852. 16. 1 Thlr.

4. Thalia. Taschenbuch für 1853. Herausgegeben von Johann Nep. Vogl. Vierzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

5. Gedenke Mein. Taschenbuch für 1853. Zweiundzwanzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Voß. 1852. Gr. 16. 2 Thlr.

6. Vergißmeinnicht. Taschenbuch für 1853. Siebenter Jahrgang. Herausgegeben von Jeanne Marie. Mit Beiträgen von Mehreren. Mit 5 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. 1852. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

7. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1853.

sie nun so singen und zwitschern und piepsen was schon tausend und tausend mal gesungen, gezwitschert und gepiepst wurde: wirklich, man könnte glauben, das Jahr 1849 wäre gar nicht dagewesen und „Alles wäre gut". Im Ganzen genommen, wir müssen es offen gestehen, haben wir wenig Respect vor dieser Taschenbuchsliteratur, namentlich seit die besten derselben: „Urania" und „Rheinisches Jahrbuch", eingegangen sind und man nun wirklich sagen kann: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Ein durchaus gutes Taschenbuch aufzustellen, dazu gehört mehr als die meisten Herausgeber derselben besitzen. Nicht allein Geschmack, feines, sicheres Gefühl, sondern auch der entschiedene Ernst einer echten Kunstaufgabe, wie die echte schaffende Kraft selbst sie in ihrem Werke erkennt. Ein andächtiges Streben: nur das Beste zu geben; eine bedeutsame Pflichterfüllung: der höchsten Anfoderung der Kunst und Poesie zu genügen. Da darf den Herausgeber kein bedeutender Name locken oder verblenden, nur dieses Namens wegen seine Gedichte aufzunehmen, auch wenn sie dessen nicht würdig sind. Es ist wirklich schmerzlich zu sehen, welch eine Menge unbedeutendster Gedichte von sehr bedeutenden Dichtern in diesen Almanachen zerstreut sind. Diese Dichter betrachten das Hergeben solcher Almanachsgedichte gleichsam wie ein Almosengeben; was ihnen für ihr Buch nicht würdig scheint, ei nun, meinen sie, in so einem Almanach schadet es Nichts und den Herausgebern ist es ja nur um den Namen zu thun. Sie bedenken aber nicht, wie jedes schlechte Gedicht, wenn es gedruckt ist, dazu beiträgt, theils den Geschmack zu verderben, theils dem Publicum den Respect vor der Poesie zu nehmen, theils eine Menge noch schlechterer Lieder hervorzurufen, von den unzähligen Dichterlingen die das schlechte Gedicht eines berühmten Dichters dazu ermuthigt. Dies führt nun zu einer zweiten Hauptanfoderung an den Herausgeber: eiserne Härte gegen diese Dutzenddichter und seien sie ihre intimsten Freunde und nächsten Verwandten. Es soll nicht allein in Geldsachen, sondern auch in solchen Angelegenheiten alle Gemüthlichkeit aufhören. Das Mitleid mit schlechter Poesie ist eine Sünde gegen den Heiligen Geist der Kunst, und sieht sich so ein Dutzendpoet einmal abgedruckt im Almanach, dann hat ihn bald die Literatur auf dem Halse, denn er hält sich nun ganz bestimmt für einen Dichter und ruht nicht eher, bis er sein Bändchen hinausgeschickt hat, muß er sich auch lange Zeit damit abquälen die Druckkosten herauszubekommen. Also keinen zu großen Respect vor großen Namen, kein Mitleid mit der blonden Nüchternheit; aber ein jahrelanges eifriges Aufmerken auf alle Journale die Gedichte bringen, auf alle Gedichte die erscheinen: da wird er manch einsames, aber echtes Talent entdecken, das muß er hervorsuchen; und lieber ein Bändchen echter als einen großen Band gemischter Gedichte; lieber unbekannte Namen mit bedeutenden als bekannte mit schlechten. So allein kann die Almanachsliteratur eine Bedeutung und für spätere Forscher ein literarhistorisches Interesse gewinnen; so allein kann sie der Poesie würdig, der Nation förderlich sein.

Von den vorliegenden Almanachen hat kein einziger diesen Anfoderungen entsprochen; darum kann auch keiner derselben eine entschiedene Befriedigung geben, und wollte man nach ihnen den jetzigen Stand der deutschen Poesie ermessen, es müßte das ein viel niederer werden als er es wol ist, wenn wir im Ganzen auch annehmen müssen daß die deutsche Lyrik für lange Zeit ausgeklungen und die Blumen- und Geisterwelt alle Geheimnisse ausgeplaudert habe, die man ihr seit den letzten Jahren so maßlos abnöthigte; wenn wir ferner auch gestehen müssen daß die Muskelkrämpfe und Geblütswallungen der modernen Lyrik nachgerade langweilig werden, daß aber auch im Geist der Zeit kein eigentliches Verständniß für tiefes Gefühl mehr vorherrscht; daß das Publicum nicht mehr daran glaubt und der Künstler immer nur Das schaffen kann was das Publicum glaubt. Wenn wir nun mit flüchtigem Blicke den Inhalt der vorliegenden Almanache durchprüfen, so geschieht das nach dem hohen und höchsten Maßstab den der Ernst der Kunst uns anzulegen befiehlt, nach der Strenge die uns einzig heilsam scheint die Flut schlechter Gedichte abzuwehren, welche die eigentliche Poesie zu überschwemmen droht. Es soll dabei wirklich alle Gemüthlichkeit aufhören und gegenüber bedeutenden Namen nehmen wir das Motto an: „Heilig achten wir die Geister, aber Namen sind uns Dunst." Wir versparen uns wie die Kinder das Beste bis zuletzt, nämlich den Schad'schen und Gruppe'schen Musenalmanach, und beginnen mit den östreichischen Taschenbüchern.

Oestreich hat gerade die Hälfte der Vorlagen gestellt. Glückliches Oestreich! Fünf Almanache mit einer Menge „Dichter"! Aber sie sind auch danach! Der beste dieser östreichischen Almanache ist jedenfalls (Nr. 1) „Libussa", herausgegeben von Paul Aloys Klar, und das Beste darin die vaterländischen Denkblätter: eine höchst interessante Biographie „Adalbert Stifter's" von Heinrich Reitzenbeck (mit einem vortrefflichen Portrait des Dichters von Karl von Binzer); „Reichstadt, Kaiser Ferdinand's I. Lustschloß", beschrieben vom Herausgeber; „Karl Graf Chotek und seine Zeit in Böhmen", historische Studie von Demselben; Beschreibung der „Grabstätte des ersten prager Erzbischofs Ernst von Pardubitz", von Anton Fähnrich; aus der Lebensgeschichte der heili-

---

Herausgegeben von Appell. Achtunddreißigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1853. 16. 2 Thlr.

8. Epheu, Lilien und Rosen. Eine Festgabe für das Jahr 1853. Mit 7 Stahlstichen und 1 Lithographie. Grimma, Verlags-Comptoir. 1852. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

9. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Mit 2 Stahlstichen und 1 Musikbeilage. Dritter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1853. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

10. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1853. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

11. Düsseldorfer Künstler-Album. Mit artistischen Beiträgen und unter literarischer Mitwirkung Mehrerer. Dritter Jahrgang. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1853. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

gen Katharina von Siena (aus den Archivquellen zu Nachod); Beschreibung der „Bibliothek und Kunstsammlungen Kaiser Ferdinand's I. zu Prag", vom Herausgeber, und der „Fürstlich Lobkowitz'schen Fideicommißbibliothek zu Prag", von Beutel Ritter von Lattenberg; Charakteristik der „Ausgezeichnetsten Männer des k. Prämonstratenserstifts Strahow im 19. Jahrhundert", vom Bibliothekar Adolf Fischer. Alle diese Arbeiten sind mit gründlichen historischen und künstlerischen Studien, mit echtwissenschaftlichem Ernst und warmem Patriotismus gestaltet. Der belletristische Theil ist weniger gut, obgleich auch hier manch Hübsches hervortritt, so z. B. gleich zu Anfang: „Helgoland. Aus meinem Wanderbuche", von Friedrich Fürsten zu Schwarzenberg. Poetische Auffassung und warme Schilderung vereinigen sich hier mit wackerer Gesinnung, die bei so hochstehendem Manne doppelte Bedeutung hat, doppelte Anerkennung fodert. Die nun folgenden Gedichte von dem Herausgeber und Johann Gabriel Seidl verdienen keine besondere Anerkennung, und wenn Isidor Proschko singt:

> Und laßt uns dort zusammen beten,
> Wer immer ihr auch seid, denn wißt:
> Man muß durch Noth an Gott sich ketten
> Und fühlen was der Glaube ist.

so wird das schon bezeichnend genug sein. Weit glücklicher ist Derselbe in seiner Erzählung: „Ein Oberöstreicher", die in frischem und lebendigem Volkston die Geschichte des Feldmarschalls Derflinger, des Schneidergesellen, behandelt. Ein Herr Joseph Bayer hält „Lyrische Monologe", die also beginnen: „Stille doch, still! und reget euch nicht, vorlaute Gedanken" — und sie lassen wünschen daß der Verfasser dieser guten Absicht treugeblieben sein möchte. Ueber die Gedichte Ferdinand Siegmund's gehen wir rasch hinweg, um die Heinrich Reitzenbeck's im ersten seiner Verse zu charakterisiren:

> Ich liebe eine Frau,
> Sie ist schon alt an Jahren,
> Die Haare sind schon grau,
> Das Augenlicht zerfahren.

Wir wollen dem eigenthümlichen Geschmack Reitzenbeck's nicht widerstreiten. Sehr interessant, aber uns durchaus hier nicht passend erscheinend sind „Skizzen aus dem Talmud", von Markus Hein. Jedenfalls aber sind sie passender wie die Gedichte Eduard Habel's (der „zu hehrer Weihe" nach Gastein kommt), wie die Gedichte von Karoline Hell und die „Poetische Erzählung" Victor Hansgirg's. Von einem russischen Soldaten, der so dumm war in einem brennenden Palais als Wachtposten getreulich auszuhalten und natürlich verbrennt, hat sich Friedrich Fürst zu Schwarzenberg zu einer sehr lebendig schildernden Ballade begeistern lassen. Uffo Horn, sonst ein talentvoller Mann, reimt hier:

> Aller Berge Schleier rissen,
> Alle Bäume träufeln Perlen
> Auf das Moos zu ihren Füßen.

und später vergleicht er eine Welle mit einem Hermelin! Dafür gibt er aber auch ein wirklich reizendes Gedicht: „Der Gesang der Nymphe." Konstantin Rück singt:

> Das Oechslein brüllt,
> Das Böcklein springt,
> Vor Freuden — auf dem Lande.

Lassen wir den Dichter in dieser seiner angenehmen Gesellschaft! „Der Lebensabend einer armen Mutter", Erzählung von H. Reitzenbeck; eine dumme Geschichte von einer dummen Mutter, die nach einer erklecklichen Portion Stubenleiden ihren dummen Sohn mit einer dummen Anna verheirathet. Nach sehr unbedeutenden Gedichten des unberühmten Johann Herein und des berühmten Alfred Meißner schlägt Siegfried Kapper in seinen „Frühlingsliedern" einen echten frischen Frühlingston an; dafür aber singt auch gleich darauf Franz Joseph Schaffer:

> Dichter Nebel liegt im Thale
> Und versperrt die Aussicht mir;
> Mühsam such' ich nach dem Pfade —
> Geh' ich hier recht oder hier.

Schaffer mag gehen wie es ihm beliebt, nur nicht auf dem Pfad der Poesie. „Sein oder Nichtsein", eine Erzählung von Isidor Heller, ist nicht ohne Geist und dramatische Lebendigkeit geschrieben, der Ausgang aber etwas corrupt und die ganze Sache ohne eigentliche klare Entwickelung. Ein C. V. H. besingt eine gewisse Henriette Grosser also:

> O deine Anmuth, sie durchdringt uns ganz;
> Nicht blos daß wir dich hören, auch erblicken,
> Darum für dich — des Lenzes schönsten Kranz!

Julius Scheda entschädigt für solche Reime durch anmuthig-sinnige Frühlingslieder, dagegen versetzen uns Karl Freiherr von Margelick und David Meadl recht unbarmherzig einige Gedichte. Dem talentvollen Novellisten August Schilling wollen seine „Lieder der Liebe" nicht so glücken wie seine Erzählungen, und H. Fischer ist jedenfalls ein besserer Gelehrter als Dichter, abgesehen davon daß er statt Sohn Son, statt Ruhm Rum, statt Ehre Ere u. s. w. schreibt. Die besten Gedichte des ganzen Buchs sind die von Haugwitz. Eine schöne Wärme und liebenswürdige Innigkeit, verbunden mit gerundeter Form, zeichnen diese Gedichte vor allen andern aus, und mit dieser lieben Erinnerung wollen wir die „Libussa" verlassen.

Nr. 2. Wir greifen nun zur saffianrothen, goldglänzenden, neunundzwanzigjährigen „Aurora", von J. G. Seidl. Die hochbusigen Alexandrinen, Ernestinen und andere Inen der Bildersammlung können uns nicht besonders interessiren, nur des hübschen Bildes „Der unterbrochene Kuß" sei erwähnt. Den literarischen Reigen beginnt Friedrich Steinebach mit einer historischen Novelle: „Friedrich's II. Jugendliebe"; das ist zwar schon Alles dagewesen und auch recht oft dagewesen, aber man hört es doch der Persönlichkeiten wegen gern noch ein mal an, namentlich wenn es so leicht und rasch vorübergeht wie hier. Nun aber kommen wieder Ge-

dichte. Hammer-Purgstall besingt in 56 Zeilen die Gicht und das Fieber, und Wilhelm Kilzer singt:

Fischerknabe bei dem Mädchen
Stand am klaren Heimatsee,
Und sie klagten still einander
Ihres Herzens tiefes Weh.

Wenn sie es dabei bewenden liessen sich es einander zu klagen, nun gut; aber sie klagen es auch dem Publicum und das ist langweilig. Zwei hübsche, sogar in manchen Theilen vortreffliche Gedichte von A. Bube sind danach doppelt entschädigend. „Carreau-König", von Castelli, ist eine gut erzählte, aber echt wienerisch-frivole, ja geradezu unsittliche Geschichte einer treulosen Frau. Solche Sachen können nur Franzosen schreiben, bei uns werden sie gleich ordinair. Ein prächtiges Gedicht gibt L. A. Frankl unter dem Titel „Ein Leichenflammenfest". Nun wieder eine lange Erzählung: „Der Prophet von Emmaus, aus Wiens Vorzeit", von J. W. von Turnegg. Ein Ritter liebt die Tochter eines Wiedertäufers, die ihn auch zum Wiedertäufer machen, sonst aber „entsagen" will. Der Ritter entsagt nun auch; zuletzt wird der Vater gehangen und die Mutter ersäuft, das Mädchen stirbt und „der Ritter wurde nie wieder gesehen". Recht angenehm wird man nach dieser Mordgeschichte berührt von J. G. Seidl's allerliebstem Lied in oberöstreichischer Mundart: „'s a g'schreckti Bußerl", dafür kann man ihm allenfalls die übrigen gewöhnlichen Lieder verzeihen. Nun aber kommt auch noch mit solchen Otto Prechtler, und W. von Metzerich stellt eine Frage an das Schicksal, indem er meint:

Ob dem Adler, einsam fliegend,
Sonnenwärts gekehrt den Blick,
Ob dem Falter, sanft sich wiegend
Ueber Blumen, höh'res Glück?

Wie freut man sich nach solchem häßlichen, gemachten Zeuge einer so gesunden, kurzangebundenen Natur begegnen zu können, wie uns A. Schilling in seiner Erzählung „Entsagungen" entgegentritt. Der Mann hat ein schönes Talent für Schilderungen aus der Gesellschaft, einen scharfen Blick für ihre Irrthümer und Lächerlichkeiten und eine gewisse graziöse Ironie. Nun wieder Lyrik. Oswald Gallisch singt:

Erlaub', daß ich ein Kind den Dichter heiße,
Das träumend, irrend weiter zieht.

Wir haben bei diesem Dichter durchaus Nichts dagegen und wünschen von Herzen daß er „weiter zieht". Der „Dichter der Parallelen" glaubt, der „Liebeszauber" würde folgendermaßen charakterisirt:

Ich saß gar viele Stunden
Zur Seite dir, und sieh'!
Sie sind so schnell entschwunden,
So schnell wie sonst noch nie.

Wäre darin doch auch die Zeit gewesen wo er solche Gedichte schrieb. B. Carneri singt:

Ich war so einsam, ach! von dir so weit;
Mich fröstelte als wär' es Winterzeit.

Wen sollte es denn bei solchen Gedichten nicht frösteln? L. Carri bringt recht gewöhnliche Gedichte aus dem Italienischen. „Der letzte Morgen einer Mutter", Novellette von D. G. Siegl, erzählt die Begebenheit von einer zwei mal begrabenen Frau; recht interessant für Todtengräber und Leichenwärter. Ein recht empfehlenswerthes Gedicht von Joseph Raimund: „Brautmorgen", wird leider durch einen unangenehmen Ausdruck sehr gestört. Eine Menge Gedichte von Rudolf Labrès, Alexander Patuzzi, Ignaz Zingerle, Karl Rain, Franz Fitzinger und W. von Metzerich kann man ohne Weiteres mit Goethe's Worten aus dem „Schäferknaben" abthun:

Vorüber, ihr Schäfchen, vorüber —
Dem Schäfer wird gar zu weh!

Das Buch endet mit einer trivialen Mordgeschichte „Reisel", von Franz Stelzhammer, welche die ganz neue Bezeichnung „Dorfgeschichte" mit sich herumträgt.

Nr. 3. „Iduna" feiert nun bereits den dreißigjährigen Krieg mit dem guten Geschmack; käme nicht nach den dummen Bildern mit den dummen Liedern ein so allerliebstes Genrebild aus dem wiener Gesellschaftsleben: „Ein Unnöthiger", von A. Schilling (leider mit dem trivialen Schluß der Rettung bei durchgehenden Pferden), so möchte man sich mit dem Buche gleich gar nicht befassen, trotz seines wirklich reizend geschmackvollen Einbands. Was soll man denn dazu sagen, wenn uns R. Labrès sein Herz zum besten gibt wie folgt:

Mein Herz, es ist mein ärgster Feind,
Und dennoch hab' ich's lieb!
Mit schweren Strafen droht es mir,
Obschon es selbst ein Dieb.

wenn W. Kilzer das liebenswürdige Selbstbekenntniß ablegt:

Ach, ich bin verwandelt,
Vieles — wie so leer!

wenn L. Engelhard singt:

Du blickst so fromm als wie ein Reh
Mit deinen schönen Augen,
Weshalb ich gerne zu dir geh'
Mit trüben, feuchten Augen.

wenn J. J. Hannusch singt:

Weil aber — unsern Herrn zu sehen — niemals gelingt,
So seh'n wir nicht wie er's Kindchen bringt.

Hannusch ist nämlich schon so aufgeklärt zu wissen daß der Storch die Kinder nicht bringt, und überträgt nun dieses delicate Geschäft unserm Heiland Christus. Das heißt denn doch den Redwitz überredwitzt. Erwähnen wir noch einen Herrn Kilian, der sich also expectorirt:

Aus heit'rer Wolke schlug
Ein Donnerkeil mich Armen nieder;
O Schicksals Lug und Trug,
Verstummt ihr heitern Liebeslieder.

Leider verstummt der arme Gekeilte nicht.

Auf dem Felde der Volkssage ist J. G. Seidl fast immer wacker zu Hause, und so hat er auch hier wieder einen Cyklus Sagen aus Steiermark recht glücklich bearbeitet. In der poetischen Erzählung: „Der Grenzer", von J. Raimund, bekundet sich unbedingt ein schönes Talent, sowol für Lyrik als Epik; aber der

Stoff dieser Dichtung ist gar zu unschön; ein schlechter Kerl der seine Geliebte ersticht, nachdem er sie benutzt hat, gehört nicht in die Poesie. „Der Auswanderer", Erzählung von Friedrich Steinebach, ist der Grundidee nach dem Freytag'schen Drama „Valentine" entnommen, leider aber eine gewöhnliche Criminal-Kalendergeschichte geworden. „Glück und Glas", mährische Sage von C. Straube, ist die sonderbar-confuse Geschichte eines blutdürstigen Wütherichs und Mädchenverführers, der durch eine Glasscherbe zuschandenkommt. „Zwei Blätter aus einem Tagebuche", das Leben eines jungen Mannes und spätern griesgrämigen Hagestolzen schildernd, ist sehr charakteristisch; aber es ist aus dem Englischen, wenn auch davor steht: Von D. G. Siegl. Wir verlassen diese „Iduna" mit der moralischen Ueberzeugung daß sie das schlechteste der östreichischen Taschenbücher sei.

Nr. 4. Viel bedeutender ist jedenfalls Johann Nepomuk Vogl's „Thalia"; die gute Göttin feiert darin ihren vierzigsten Geburtstag. Unter ihren Bildern zeichnet sich vor allen eine allerliebste Landschaft (Waldgebirgspartie) von A. Stifter aus, die eine innige Verwandtschaft mit des vortefflichen Dichters reizenden „Studien" insichträgt. Dann nennen wir noch die Portraits der Königin Josephine von Schweden und der Herzogin von Leuchtenberg, Maria Nikolajewna, Großfürstin von Rußland. Die Portraits sind besser als die dazu gemachten Gedichte. Nach dem vorigen Taschenbuch ist es eine Wohlthat hier weniger Gedichte zu finden, und man ist beinahe schon abgehärtet gegen Verse wie man sie da z. B. hört von J. Scheda:

> Doch fern, wo die Siegesbachalge grünt,
> Ist das rosigste Mädchen ihm freundlich gesinnt.

von W. von Metzerich:

> Beim Erntefeste, strahlend hell,
> Verherrlichend als Krone,
> Streut Lust wie Gnade Mirabell'
> Von ihres Zaubers Throne.

von J. Kutter:

> Zu Würzburg ist der Bischof,
> Dem Grafen tief ergrimmt,
> Der auf dem Schloß zu Wertheim
> Nicht Achtung vor ihm nimmt. (!)

von den Herren C. Cerri, A. Hirschberg, P. von Körber, A. Patuzzi; man verzeiht gern dem oft so glücklich dichtenden J. G. Seidl seine hier so gewöhnlichen Gedichte, ja man erträgt sogar ein süßes, verhimmelndes Gedicht von O. von Redwitz. Man kann sich erfreuen an einem recht artigen scherzhaften Gedicht „Auf der Eisenbahn", von Castelli; an des Herausgebers drei hübsch gearbeiteten Sagen; an Friedrich Halm's finnigem „Rathschlag"; an Karl Rick's, wenn auch mit etwas übertriebenen Bildern behafteten, so doch warm und wirklich poetisch empfundenen Blüten- und Blumengedichten. Man begrüßt auch mit Freuden zwei bedeutende Namen: Anastasius Grün und Grillparzer; sind ihre Gedichte auch nicht so bedeutend wie ihre Namen, so sind sie doch immerhin dieser Männer würdig. Ein nobles Gedicht, mit Gesinnung und Charakter, ist das von Otto Prechtler: „Schwingt den Hammer."

Der erzählende Theil der „Thalia" steht hinter dem poetischen zurück. Bauernfeld's „Studien aus der Gesellschaft" sind wahr und treffend; aber man fühlt so sehr die Bitterkeit, den grämlichen Mismuth dieses sonst so ausgezeichneten Schriftstellers heraus daß man sich gar nicht so recht daran erfreuen kann. „Nur-Mahal" von J. J. Hannusch ist eine prosaische Umarbeitung der poetischen Erzählung aus dem Orient „Nur-Jehan", von dem Kaiser der sich seine Geliebte aus dem Volke suchte. „Der Teufelsstein zu Mädling" ist eine kleine locale Volkssage, die N. Labrès sehr lang ausgesponnen hat. „Jakob Rubens", Novelle von Clare von Massow, erzählt auf 188 Seiten wie ein jüdischer Arzt eine Baronin liebt, auch von ihr geliebt wird, aber doch Beide entsagen. Der Inhalt der 188 Seiten ist auf S. 187 vollkommen erzählt:

> Er liebte Zella über Alles auf Erden, aber er hatte es ihr nie gesagt, davon hielt ihn seine Pietät vor Zella's Zartgefühl zurück. Hätte er aber auch um ihre Hand gebeten, sie würde sie ihm aus denselben Gründen verweigert haben, obwol ihr volles Herz sein unverlierbares Eigenthum war und blieb.

Das ist die schwindsüchtige Geschichte von J. Rubens. Josephine von Remekházy gibt unter dem Titel „Erzählung für Dämmerstunden" eine recht dumme Spukgeschichte und Friedrich Steinebach unter dem Titel „Ein verschwendetes Leben" die recht unangenehme Lebensgeschichte einer recht unangenehm coquetten, genußsüchtigen Frau. So dumm wie eben möglich ist Franz Stelzhammer's Geschichte „Ziffer 12", worin ein liederlicher junger Mensch in einem Wirthshaus auf Nr. 12 logirt und am frühen Morgen — 12 Louisdor zugeschickt bekommt!!! Einen unglücklichen Griff hat Karl Theodor Vogl mit seiner Novelle aus der Coulissenwelt: „Leidenschaften", gethan. Ein Schauspieler liebt eine Schauspielerin und ersticht dieselbe in der Rolle der Desdemona als ein wirklicher Othello, weil ein junger Lieutenant ihr die Cour gemacht hat. Recht angenehm und erheiternd schließt das Buch A. Schilling mit dem Besten des Prosainhalts: „Künstlerschicksale", allerliebstes Genrebild aus dem Leben eines jungen, schwärmerischen, kurzsichtigen Malers, der lange Zeit für eine Puppe am Fenster einer Modistin schwärmt und später ein tüchtiger, gesunder Künstler und glücklicher Hausherr wird.

Nr. 5. „Gedenke Mein!" Das letzte der vorliegenden Taschenbücher Oestreichs. Ja gewiß! Wir werden dieses Taschenbuchs gedenken! Gedenken der schlechten Gedichte der Herren C. Cerri, N. Labrès, J. Droscheck, A. Patuzzi, Ignaz Zingerle und des Verfassers der „Parallelen"; wir werden auch darüber nachdenken, wie ein so talentvoller Poet wie J. Raimund ein so gewöhnliches Gedicht wie „Die Schwalbe" veröffentlichen

kann; wie ein so trefflicher Dichter wie Dräxler-Manfred neben sein schönes Lied „An eine hohe Blumenfreundin" so ganz nichtsnutzige Sachen wie „Villeggiatura" und „Ein Salinenbad" stellen kann; wie der Witz einen tüchtigen Kopf herunterbringen kann daß Castelli sein „Der geplagte Müßige" hergibt, und wie J. G. Seidl so ironisch ist und „Ein freies Wort" dichtet. Wir wollen uns aber auch von Herzen freuen der lieben Gedichte von L. A. Frankl, des warm poetischen Liedes „Rosen unter dem Schnee" von Antonia Guiracich-Lichtner und der frischkräftigen schwedischen Sage „Der Strömkarl" von A. Bube.

Das Beste und Interessanteste der Prosa ist eine Biographie Castelli's mit gutausgeführtem Portrait von G. Decker. Dann wäre noch hinzuzunehmen eine „Idyllenstudie", von A. Ritter von Tschabuschnigg; „Der Bauern-Breughel", eine Art Ironie auf die immer neu grassirenden Dorfgeschichten; die Geschichte eines vornehmen jungen Mannes, der in den Bergen unter dem Volke seine Ideale sucht und beinahe eine Tracht Prügel, jedenfalls aber eine gesundere Ansicht von der Wahrheit des Volkslebens mit zurückbringt. Hätte Friedrich Steinebach seine Novelle „Tambour-Röschen" um die Hälfte kürzer gemacht, so würde er ein recht hübsches Bild geliefert haben, so aber wird die Geschichte der Tochter, deren Vater dem Kaiser Joseph das Leben rettete, unrettbar langweilig. Die Vorführung des edeln Kaisers Joseph ist indessen immer interessant und hier ist er recht gut charakterisirt. „Etienne Marville" ist eine ganz triviale Novelle von Ferdinand Siegmund; ein reicher junger Mann hat eine Liebschaft mit einer Schauspielerin und große Eifersucht auf einen ebenfalls von ihr begünstigten Lieutenant. Er schlägt sich mit demselben, wird verwundet und heirathet eine sanftmüthige Person, die ihn während seiner Krankheit gepflegt hat. Recht schade ist es daß sich der talentvolle Erzähler August Schilling an eine so unangenehme, fast ungenießbare Novelle verworfen hat wie die „Aus dem Geisterleben". Diese jungen Männer die unglücklich verheirathete junge Frauen lieben sind doch auch schon bis zum Ueberdruß dagewesen, und solch überdrüssigen Stoff nun durch neue Zuthaten von Spukereien, Mesmerismus ꝛc. interessant machen zu wollen, ist ebenso wenig künstlerisch als ausreichend.

Wir verlassen nun Oestreich und wenden uns, um noch in östreichischem Sinne zu reden, „zu Deutschland". Nach den Anfechtungen die wir von der östreichischen Lyrik haben erdulden müssen dürften wir uns beinahe glücklich schätzen, in drei der vorliegenden Taschenbücher gar keine Gedichte zu finden; denn die zu den diversen Bildern rechnen wir gar nicht. Das ist so die Knochenzugabe zum Fleisch der vielen Mamselles und Madames der Titelkupfer; ja wir können leider auch nicht unsers echten Dichters A. Böttger episches Gedicht „Der Ball zu Stockholm" ein wirkliches Gedicht nennen, nach den Anfoderungen die man an Böttger zu machen berechtigt ist. Es ist eine historische Anekdote, in ungereimte vierfüßige Zeilen rasch und leichtsinnig zusammengebracht. Das ausgezeichnete Portrait Böttger's ziert das Taschenbuch „Vergißmeinnicht" (Nr. 6), herausgegeben von Jeanne Marie, weit mehr als jenes Gedicht und ist überhaupt das Beste des ganzen Buchs. Der novellistische Inhalt ist beinahe Nichts werth. Der Herausgeber erzählt in „Zwei Sommertage" die Geschichte eines Malers, der auf seinen Wanderungen sich in eine Art Zigeunermädchen verliebt, aber von einem ihr Ebenbürtigern verdrängt wird. „Der eigene Weg" ist so eine echte Taschenbuchsnovelle, von dem sonst talentvoll erzählenden Bernd von Guseck. Ein verwaister, armer, an Kindesstatt in einem Grafenhause angenommener junger Herr von Ehrenfels liebt die Tochter des Hauses und geht seinen eigenen Weg, das heißt er brennt durch. Er erlebt nun natürlich allerhand Ungemach, wird bestohlen und selbst für einen Spitzbuben gehalten. Die geliebte Gräfin härmt sich währenddessen sehr, weist die Bewerbungen eines Prinzen zurück u. s. w.; endlich „kriegen sie sich". „Bruchstücke aus dem Leben des Generals von Winterfeld" von Ludowike Wallenheim. Die Ludowike macht schon von vornherein eine Thorheit, indem sie „Bruchstücke" eine Novelle nennt. Die Geschichte ist kurz die: daß der Secondelieutenant Winterfeld zwölf Stück riesige Soldaten als Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm an Peter den Großen nach Petersburg bringt; daß er sich dort in die Tochter des Feldmarschalls von Münnich verliebt und der gnädige Kaiser bei demselben sein Fürwort für den jungen Lieutenant ausspricht, der nun mit seiner Geliebten nach Berlin zurückreist. „Die Quinterona" von A. Görling. Die Confusion dieser Erzählung ist großartig. Prinzen die sich wie Spitzbuben benehmen und Spitzbuben die ehrlich sind, verlaufene Sklavinnen und flüchtige Polen und wer weiß was noch treiben sich kunterbunt da herum, wir wissen jetzt noch nicht weshalb.

Nr. 7. Es war im Jahre der Welt 1814, als der gute Alois Schreiber seine gute „Cornelia" zeugte; der Vater starb, aber Cornelia lebt noch, Cornelia feiert ihren achtunddreißigsten Geburtstag unter der treuen Pflege ihres jetzigen Stiefvaters F. W. Appell. Der gute Stiefvater hat sie mit einer Menge niedlicher Bilder aufgeschmückt; aber Cornelia ist doch nunmehr eine alte Jungfrau geworden. 38 Jahre! Das ist keine Kleinigkeit für eine unverheirathete Cornelia. Und man merkt es ihr an, sie wird langweilig, recht von Herzen langweilig. Bernd von Guseck hat ihr ein 152 Seiten langes Schleppkleid von Baumwolle angezogen. Er nennt es „Maria im Ried"; das ist der Name eines Klosters, in dessen Gemächern und in dessen Nachbarschaft eine alte adelige Familiengeschichte sich abspinnt, von einer treulosen Frau Baronin u. s. w. F. Hilarius hat ihr eine Dorf-Criminalgeschichte „Sanct-Leonhardsfahrt" um den Hals geworfen und der Verfasser des sehr verdienstvollen und mit Recht berühmten Romans „1812", L. Rellstab, hat ihr das kattunene Schürzchen einer Novelle umgebunden, deren Wesen lange nicht so düster

ist wie ihr unheildrohender Name: „In den Abruzzen." Ein Graf hat ein armes Mädchen verführt, dafür entführt deren Bruder sein Söhnchen; dann wird noch das Kind der Verführten an Stelle des neugeborenen Kindes der Gräfin gebracht und das gibt nun die köstlichste Verwickelung; ein Rattenkönig von „Misverständnissen". Zuletzt natürlich macht sich die Sache wieder und der Verfasser versichert uns: „Giftige Saat streuen Leidenschaft, Haß, Rache des Menschen; doch des Allmächtigen Hand berührt die Keime und gesegnete Frühlingsgefilde blühen daraus empor"; — leider aber auch schlechte Erzählungen und schlechte Taschenbücher.

Nr. 8. Die Gipfelblüte der Mittelmäßigkeit, die sich schon gelindem Blödsinn nähert, bringt die „Festgabe für das Jahr 1853", auch genannt: „Epheu, Lilien und Rosen." O ihr armen Blumen, zu was Allem müßt ihr euch hergeben! Soll vielleicht Bernhard Severin Ingemann's „Der Froschknochen" eine Rose sein? Diese nichtsnutzigste aller nichtsnutzigen „Novellen" eine Rose! Franz Lubojatzky's „Die Tochter der Garde de l'Aigle" etwa eine Lilie? Wir wollen uns hier nicht damit befassen, den Inhalt dieser Geschichten noch näher anzugeben; wir bitten es uns aufs Wort zu glauben daß die beiden genannten ebenso abgeschmackt und erbärmlich sind wie Neumann-Sartori's „Gott lebt noch", Robert Bake's „Der Verschüttete", G. Horn's „Die Wunderblume des Fichtelgebirgs"; daß dieses Taschenbuch noch schlechter als das schlechteste der östreichischen ist.

Nr. 9. Haben wir uns nun vorher beinahe glücklich geschätzt drei Taschenbücher ohne Lyrik genießen zu dürfen, so können wir uns jetzt wieder glücklich schätzen zwei ohne Erzählungen zu finden. Es sind, wie schon früher gesagt, die besten aller vorliegenden: der „Deutsche Musenalmanach" von Schad und der „Musenalmanach" von Gruppe. Sie sind gleich gut und gleich schlecht; wir wüßten nicht, wem wir den Vorrang geben sollten, und es soll keine Bedeutung haben, wenn wir zuerst den von Schad in die Hand nehmen. Mit Rührung und Pietät betrachten wir Eingangs das Portrait des liebenswürdigen, echten Liederdichters R. Reinick, dessen letzte Lieder das Buch beginnen und mit zu den schönsten des zu früh gestorbenen Dichters gehören. Sein „Schwanenlied", was wirklich auch sein Schwanenlied wurde, ist der seelenvolle Klang eines warmen, reinen Dichterherzens. Ehrfurchtsvoll lesen wir auch den Namen eines andern Todten, des wirklich großen, tiefen Dichters Friedrich Hölderlin; aber eben diese Ehrfurcht läßt uns zweifeln, ob das Gedicht „An eine Verlobte" wirklich von ihm herrührt. Wir glauben nicht daß Hölderlin je gedichtet hat:

> Indessen denk', ihm leuchtet das Sonnenlicht;

oder:

> Und wenn —
> Die Liebesstunden schneller und schneller sind.

Das ist nicht die Weihe und antike Hoheit Hölderlin's. Freilich können auch bedeutende Männer unbedeutende Dinge schreiben, dafür haben wir hier die augenscheinlichsten Beweise; denn durchaus nicht würdig ihrer klangvollen Namen finden wir hier Andersen, F. Daumer, A. Meißner, A. Stahr, E. Geibel, F. Hebbel, L. Schefer, Wolfgang Müller und J. Kerner. Besseres zwar, aber auch nur theilweise und jedenfalls weniger Tüchtiges als sie schon gegeben haben, geben Moritz Hartmann, A. Stüber, Ignaz Hub, F. Bodenstedt, Dräxler-Manfred, L. A. Frankl, Ritter von Levitschnigg, J. G. Seidl, J. N. Vogl, R. Gottschall, Hermann Semmig, L. Pfau, Gottfried Keller, L. Bechstein, J. Sturm, A. Pichler und J. Minckwitz. Einigermaßen beachtungswerth wären noch Karl Kandidus, J. J. Reithard, Vincenz von Ehrhart, Ignaz V. Zingerle und Ritter von Tschabuschnigg. Theils Null, theils noch unter Null erscheinen uns die Gedichte von Franz von Kobell, L. A. Staufe, F. J. Freiholz, F. Gük, Chr. Schad (trotz der hübschen Composition Hiller's), N. Delius, Günther Nicol, L. Pape, Eduard Ziehen, Willatzen von Hadersleben, Dichter der „Parallelen", Ida von Düringsfeld, Eduard Brauer, A. Schnezler, L. Wihl, Luise Otto, Theobold Kerner und vor Allen Friedrich von Lehr. Dieser Mann dichtet z. B. folgendermaßen ein Lied „Weibertrost":

> Ich färbe dir ein Kleidchen,
> Ich sage Nichts, allein
> Siehst du je deinesgleichen,
> Will ich des Teufels sein.
> Der Försterin ihr grünes
> Darf nicht daneben hin,
> Ich sag' dir, dies wird schöner
> Und noch ein mal so grün.

Theobold Kerner besingt den Magnetismus also:

> Wo nicht mehr helfen können stillen
> Essenzen, Salben und Mixtur,
> Da heilt, vereint mit festem Willen,
> Die Kraft der lebenden Natur.

Ida von Düringsfeld verlangt von ihrem Geliebten:

> Nimm meine dunkeln Locken
> Und tauche sie tief ins Meer,
> Und sind sie von Tropfen schwer,
> Dann küsse jeden Tropfen.

Das ist doch jedenfalls eine noch stärkere Zumuthung an den Geliebten wie die der Dame in Schiller's „Handschuh". Ida von Düringsfeld versichert aber dafür auch ihrem Geliebten:

> Ja, deine Muschel bin ich,
> Du hast mich am öden Strand,
> An den das Meer mich auswarf,
> Genommen in deine Hand.

Nikolaus Delius singt begeistert in „Germania rediviva" Folgendes:

> So, deutsches Volk, stürzt auch mit lauter'm Krache
> Auf dich der jüngst gehemmte Strom der Lieder;
> Frohlock' und lache, denn es kehren wieder
> Die Musen und die Musenalmanache!

Und bei solchem Gekrache soll man frohlocken?! Es ist abscheulich, und man weiß nicht, soll man mehr die Leute schelten die solch nichtsnutziges Zeug machen oder Diejenigen die es aufnehmen. Uns dünkt, die Letztern.

Dagegen wollen wir nun auch mit ungetheilter Freude die fast durchweg guten und schönen Lieder genießen von Karl Schultes, F. Otto, Georg Scherer, Georg Scheurlin, Feodor Löwe (mit die schönsten des Buchs), Luise von Plönnies (aus dem Englischen von Longfellow), J. von Rodenberg, Jegor von Sivers, Hoffmann von Fallersleben, Victor Precht, F. Ruperti, H. Pröhle, A. Kaufmann, G. Pfarrius, A. Böttger, Karl Mayer, A. Bube, H. Schauenburg, Gisbert von Vincke. Diese mehr oder weniger bedeutsamen, aber durchaus poetischen Klänge entschädigen denn doch einigermaßen und künden uns noch einen reichen Schatz echter Liederpoesie im Vaterlande an; sagen uns aber auch daß wir um ihn zu finden nicht nur nach den berühmten Dichtern zu suchen brauchen.

Nr. 10. Dasselbe sagt uns auch der „Musenalmanach" von O. F. Gruppe. Freilich stehen da Goethe (mit einem echt Goethe'schen Liedchen an Frau von Berg) und E. M. Arndt (mit einem „Hoch dem Geiste" an F. Schulze in Jena) nicht allein nach Namen, sondern auch nach Werth ihrer Dichtung hoch voran (Vater Gleim steht nur als ehrwürdige Curiosität da); dagegen finden wir aber auch neuerer Zeit gepriesene und verdiente Namen, die dieselben durchaus nicht würdig vertreten. So dürfte von F. Bodenstedt's fünf Gedichten wol nur das erste, „Ada's Hochzeit", gut genannt werden, während die übrigen ignorirt werden müssen; Paul Heyse gibt in seinem „Michel Angelo" auch nicht Das was er, resp. die Kritik, die ihn so rasch emporbrachte, versprochen hat; G. Pfarrius, der im vorbesprochenen Buch so Vortreffliches gab, gibt hier beinahe Triviales: denn wie anders soll man es nennen, wenn er z. B. von der „Isis" sagt:

> Die Isis einer Zwiebel gleicht.
> Nimmst weg die erste Hülle, zeigt
> Die zweite sich, die dritte gar ꝛc.

Auch R. Reinick, dem wir ebenfalls noch vorhin so schön begegneten, ist mit seinem „Fragment aus Genoveva" gar nicht an seinem Platze gewesen, und manche Dichter die wir im Schad'schen Almanach zum ersten male so liebenswürdig kennen lernten erscheinen hier unbedeutend; freilich ist es bei diesem und jenem auch umgekehrt der Fall. Wir wollen nun noch drei Gruppen aufstellen: 1) die schlechten, 2) die beachtenswerthen und 3) die guten und darin alphabetisch einregistriren. In Nr. 1: Bernhard Arnold, Konrad Moritz Besser, Hugo von Blomberg, Theodor Bornowski, Eduard Braun, C. von Lolo, Cajetan Cerri, Friedrich Eggers, Karl Esmarch, Paul Helmuth, George Hesekiel, K. L. Kannegießer, Th. Klein, H. Kletke, Otto Krämer, Bernhard von Lepel, A. Pichler, Victor Precht, Konrad von Prittwitz und Gaffron, Balthasar Reber (mit 176!! Strophen an Franz Liszt), Dietrich Richter, W. Freiherr von Rothkirch und Panthen, A. von Schlichtekrull, A. Schulte, K. W. Schulz, Anna Stern, F. Stromberg, G. Freiherr von Vincke, J. N. Vogl, F. Witte und J. V. Zingerle. Wir erachten es für eine wenn auch traurige und mühselige Pflicht, dieses genaue Register schlechter Poeten zur Warnung für sie selbst und Andere also aufzustellen, und können diesen ehrwürdigen Kreis nicht verlassen bis wir auch ihm einige Proben entnommen haben.

K. M. Besser besingt den „Fuchs":

> Der Fuchs, die Falle fliehend,
> Wo er den Schwanz verloren,
> Verwünscht, vor Scham erglühend,
> Den Tag wo er geboren.

Arnold Bernhard meint von sich:

> Ich war ein lebensfroher Knabe,
> Fast schien ich selbst ein heit'rer Scherz!!

Dietrich Richter hat die Kühnheit, von einer der ausgezeichnetsten Erscheinungen neuerer deutscher Literatur, von Gutzkow's „Rittern vom Geiste" zu sagen:

> Ein Roman neunbändig beschreibet
> Müßigen Lesern den Kampf
> Neuester Revolution.

und hinterher, man weiß nicht ob man es mehr albern oder mehr ordinair nennen soll, über die Hahn-Hahn:

> Auch mit der Hahnfrau noch hätt' ich zu pflücken ein Hühnchen,
> Aber ich störe sie nicht, denn ich vermuthe, sie legt!!

Die Gänseblümchenpoesie der Aline von Schlichtekrull lautet also:

> Mein Lieb, du hast mich treulos
> Verlassen zu Reu' und Qual;
> Daß ich dich hassen sollte,
> Sagen sie allzumal.

Friedrich Stromberg macht folgende „Epigramme":

Schulden.

> Dem Reiter schuld' ich ein Epigramm,
> Der von dem Roß auf — den Esel kam.

Heuchelei.

> Das ist ein rechter Galgenstrick:
> Ist spindeldürr und thut doch dick.

Wir erklimmen nun bei K. W. Schulz den höchsten Gipfel lyrischen Blödsinns; er beschreibt eine Schlacht, „wo der Wunden Wimmern tönt", diese Schlacht findet am Schwarzwald statt; die Todten liegen „hingemäht wie Erntegarben" in ihrem Blute. Daraus stellt nun der Dichter zusammen: „tragen sie dieselben Farben, neben Schwarz und Gold das Roth!" Sollte man wol irgend einen vernünftigen Menschen auffinden können der so was zustandebrächte? Und was gehört dazu es drucken zu lassen, es aufzunehmen! Wenden wir uns rasch davon ab und der zweiten Gruppe, der beachtungswerthen, zu: da finden wir F. Brunold, J. Burkhardt, B. C., B. von Ehrhardt, H. Grimm, den Herausgeber (mit dem ersten Liede: „Die Rose von Schiras"), Elise von Hohenhausen, Gertrude von Hohenhausen (die theilweise auch wol zur dritten Gruppe, der guten, gehören dürfte), Cäsar von Lengerke, W. von Merkel (dessen drittes Gedicht

„Des Meisters letzte Fahrt“ unbedingt zur dritten Gruppe gehört), Julius von Morton, F. Oser (d. h. nur mit seinem Lied an R. Reinick, alles Uebrige unter Nr. 1), A. F. von Schack (mit dem dritten Liede „Der ewige Wanderer“, während die zwei ersten unter Nr. 1), Christian Schneller, J. G. Seidl, A. Stöber (mit „Glück der Einfalt“, das Uebrige wie vorher) und E. Ziehen. Zur dritten, gesunden, echtguten Gruppe rechnen wir die Gedichte von A. Kaufmann, A. Kopisch, Franz Kugler, Leutrum-Ertinger, Wolfgang Müller (d. h. nur die „Sommernachts-Klänge“, während die „Meditationen“ zu Nr. 1 gehören), F. Otto, Jegor von Sivers, August Stöber, Albert Türke und H. Zeise.

Welch vortreffliche, kostbare Büchlein hätte man nun aus diesen Büchern machen können! Wie wohlthuend würden sie angeregt und neue Rührigkeit hervorgerufen haben! So aber kann man doch nicht zu einem reinen Genuß kommen; man muß gar zu viel dabei ausstehen. Möchten doch die Herausgeber dies künftig bedenken zu ihrer eigenen Ehre und zur Ehre der deutschen Nationalpoesie!

Nr. 11. In mittelbarer Weise gehört nun auch noch hierher: „Düsseldorfer Künstleralbum“ (dritter Jahrgang). Gönnen wir diesem zweifach hübschen Unternehmen auch noch einige Blicke und Worte. Hier vereinen sich Lied und Bild zu einem wirklich reizenden Ganzen und in Beidem bietet es bei weit geringerm Umfange als jedes einzelne der vorgenannten Taschenbücher doch weit Besseres als beinahe alle jene zusammengenommen. Es fehlt zwar auch hier nicht an Einigen die gänzlich Unbedeutendes geben, z. B. E. Ziehen, Dichter der „Parallelen“, K. W. Schultz, B. Precht, B. Strauch, J. Richter, B. von Ehrhardt und A. Wahrendorf; auch nicht an Solchen die nur theilweise Anerkennenswerthes geben, z. B. J. Zingerle in „Glück der Erinnerung“ und in einigen Strophen von „Im Frühling“; A. Pichler in der sehr hübschen, nur zu lang und dürftig ausgeführten Idee seines „Wildschütz“; J. von Ramberg in „Waldfrieden“; A. Schüler in „Wandernde Studenten“; E. D. in „Metamorphose“ und C. Schneller im zweiten Theil der „Schlacht im Sterzinger Moose“. Dahingegen haben auch wieder wahrhaft schöne und tüchtige Gedichte gegeben E. Geibel (mit Ausnahme des selbstgefälligen Liedes „Ein altes Lied“), Otto Roquette, A. Kaufmann (mit Ausnahme von „Der Vogelsteller von Würzburg“ und „Aus den Julitagen“), K. Simrock, Hoffmann von Fallersleben, G. Pfarrius, J. L. Seyffardt, J. Grosse (mit Ausnahme der „Zigeunerwerbung“) und A. Bube (nur etwas unklar in „Der Dränger“). Auch H. Schauenburg und Adelheid von Stolterfoth müssen noch achtungswerth genannt werden.

Von den Zeichnungen des ersten Theils: „Sprüchwörter“, zeichnen sich vor allen aus: R. Jordan's „Aller Anfang ist schwer“; F. Wieschebrink's „Im Alter kommt der Psalter“; A. Siegert's „Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen“; auch H. Richter's „Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren“; H. Knaus' „Alter schützt vor Thorheit nicht“; J. Fay's „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang“ und Th. Mintrop's „Nach gethaner Arbeit ist gut feiern“ verdienen künstlerische Achtung. Dagegen können wir uns nicht mit dem frivolen Humor Th. Hosemann's und zur geschniegelten und gedrechselten Romantik von H. Des-Coudres erheben und erlauben uns sogar A. von Wille's „Wer nicht kann blechen, der laß das Zechen“ und A. Tidemand's „Thu' wohl, sieh' nicht wem“ für unbedeutend zu erklären. Von den Zeichnungen zu den Gedichten heben wir als die vortrefflichsten hervor: B. Vautier's „Am Felsenborn“ und O. Achenbach's „Waldscene“. Wir nennen dann noch Th. Mintrop's „Bohnenkönig“, D. Arnz' „Aus den Julitagen“, J. Fay's „Der Todtenser“, W. Camphausen's „Metamorphose“ und H. Ritter's „Lebewohl“.

Zum Schluß sei noch C. Scheuren's Titelblatt zu diesem Werke mit Achtung genannt und das Werk selbst mit der an die Herausgeber gestellten Bitte: künftig noch schärfer zu sondern, recht warm empfohlen.

Arnold Schloenbach.

Der Protestantismus in Südfrankreich und Italien.

Zwei Ereignisse haben in der neuesten Zeit besonders mächtig die Protestanten Deutschlands und Englands ergriffen, die aus Frankreich und Italien zu unserer Kunde gekommen sind, hier die Verfolgung von Seiten der Präfectur gegen eine ganze Gemeinde die zur reformirten Kirche übergetreten war, dort die unerhörte Verurtheilung der Familie Madiai durch Gerichtshof und Regierung deshalb, weil sie es gewagt hatte den evangelischen Glauben zu bekennen, obgleich sie im Katholicismus erzogen war, die erfolglosen Bemühungen evangelischer Fürsten und Privatpersonen für ihre (es ist schrecklich daß man das Wort gebrauchen muß) „Begnadigung“.*) So also, fragt sich der deutsche Protestant, fragt sich der Freund der Gewissensfreiheit welcher Kirche er angehören mag, so also steht es dort mit der Freiheit des Bekenntnisses? Das sind die Fortschritte der Bildung des 19. Jahrhunderts? Oder sind dies nur vereinzelte Ausnahmen?

Aber die Antwort wird leider lauten: Leider nein, leider macht sich in der katholischen Kirche des Südens mehr und mehr eine Gesinnung geltend, die gern die Furie des heftigsten Religionshasses gegen den Protestantismus entfesseln möchte, die alle Mittel, Gewalt und Lüge anwendet zur Vernichtung der evangelischen Kirche, die ihre Sendboten in allerlei Gestalt über die Alpen hinaussendet.

Das ist die Antwort die uns auch aus einem neuern höchst anziehenden Buche**) entgegenklingt. Briefe sind es die uns hier gegeben werden, in der ursprünglichen Gestalt wie sie bei einem dritten Besuche des Südens in den Jahren 1850 und 1851 der Verfasser in die Heimat schrieb. Sie haben durchaus den ursprünglich vertraulichen persönlichen Charakter behalten, aber gerade dadurch haben sie den Charakter der Frische und Wahrheit bewahrt. Sie enthalten kein vollständiges Tagebuch, keine Reisekarte, aber sie haben dennoch einen sehr reichen Inhalt; es

---

*) Neuerdings ist dieselbe bekanntlich erfolgt. D. Red.

**) Protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien von Heinrich Gelzer. Zürich, Höhr. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

sind die religiösen und sittlichen Zustände der durchwanderten Länder die uns der Verfasser sehr anschaulich darlegt. Und kaum haben wir zu lesen begonnen, so können wir nicht anders als der Persönlichkeit des Briefschreibers unsere höchste Achtung, ja Zuneigung schenken. Es mögen Manche seine religiösen Ansichten nicht theilen, Alle werden das für die ernsten Fragen der Zeit tief begeisterte Gemüth und den edeln Charakter anerkennen, in den Ansichten und Urtheilen des Verfassers den wissenschaftlich, besonders historisch gebildeten Mann wiederfinden müssen. Dabei berührt einestheils der zart ausgeprägte Familiensinn, andererseits die patriotische Gesinnung der die Sache Schleswig-Holsteins eine heilige ist, die in der trüben Gegenwart die Hoffnung einer schönern Zukunft nicht fahren läßt, ungemein angenehm.

Liegt aber ein niederschlagender Eindruck des Buchs in dieser Antwort daß der Jesuitismus mit neuen Waffen sich rüstet, so bietet es auch des Trostreichen genug, daß nämlich dieser Kampf der letzte Kampf der Verzweiflung zu sein scheint, weil es kein Quell der Sittlichkeit ist in dem er sich verjüngt. Hohl und nichtig ist in sich der romanische, der ultramontane Katholicismus gegenüber dem deutschen Protestantismus, in dem allein wissenschaftliche und religiöse Vertiefung heutzutage möglich zu sein scheint. Man hat nicht zu fürchten daß man in diesem Buche einem beschränkten protestantischen Zelotenton begegne: dazu ist der Verfasser zu gebildet, wie er denn für die Schönheiten der Natur und Kunst Italiens ein tief empfängliches Herz hat und einzelne der Schilderungen an die Stahr's reichen; aber es ruht wesentlich auf der Grundüberzeugung daß die Höhe und die Vorzüge der seit einem Jahrhundert erblühten deutschen Bildung den Glauben an eine noch nicht erfüllte Mission aller jener großen geistigen Arbeiten erzeugen, zu denen so viele edle Kräfte in heldenmüthiger Treue und Hingebung hingewirkt, daß aber die deutsche Reformation und die auf ihrer Grundlage entstandene protestantische Weltanschauung das wichtigste welthistorische Vorrecht der deutschen Zunge und ganz eigentlich das von Gott ihr anvertraute Pfand sei.

Von Bern aus reiste der Verfasser über Bevay nach Genf. Dort hatte er eine Zusammenkunft mit dem ehemaligen römischen Geistlichen De Sanctis, dessen imponirende Persönlichkeit der Verfasser mit kurzen Worten schildert; De Sanctis hat die Hoffnungen auf eine große nahe Zukunft seines Vaterlandes aufgegeben. Der Verfasser tritt nun in Frankreich ein. Die südliche Natur des Landes ergreift ihn mächtig; die Denkmäler der Kunst, die Zeugnisse der Geschichte werden genannt, über Avignon und Nismes erfahren wir mancherlei auch für den Archäologen Interessantes. Montpellier, Marseille bieten dem Verfasser Gelegenheit zu anziehenden historischen Bemerkungen. Die schroffsten confessionellen Gegensätze fand er in Nismes, der Stadt in der die Protestanten so viele blutige Verfolgungen erlitten haben. Unter Napoleon genossen sie Religionsfreiheit; die Restauration brachte neue Verfolgungen, daher die Katholiken zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers von der Herstellung des Bourbon-Legitimismus den Sieg der Hierarchie erwarteten. Als Napoleon gestürzt war, wurden die blutigsten Pöbelexcesse gegen die Protestanten von priesterlichen und altadeligen Händen organisirt, von deren scheußlichen Einzelheiten der Verfasser von Augenzeugen die entsetzlichsten Dinge hörte. Erst die Besetzung der Stadt durch die Oestreicher brachte Hülfe. Als damals 1815 die Protestanten unter östreichischem Schutze zum ersten mal wieder Gottesdienst halten wollten und der Prediger seine Predigt begonnen hatte, stürzte der aufgehetzte katholische Pöbel herein, sprengte die andächtige Versammlung, und ein hoher französischer Offizier der dem Unfug wehren wollte erhielt eine Schußwunde, an der er lange lebensgefährlich darniederlag. Der Kaiser von Rußland vermittelte endlich bei Ludwig XVIII. daß sich solche Scenen nicht wieder erneuern durften. Dennoch dauerte während der ganzen Restaurationszeit die Gährung fort, die Missionsprediger pflanzten im Freien in der Stadt kolossale steinerne Missionskreuze auf und hielten daselbst heftige Diatriben gegen die Protestanten. In der Julirevolution wurden die Kreuze aus den Straßen in die Kirchen gesetzt, worauf an demselben Abend das Fabrikgebäude eines Protestanten aufbrannte. Seit der Februarrevolution hat die Hierarchie in dem neuen Unterrichtsgesetze einen neuen Sieg erfochten. Dieser Sieg ist erfochten durch das Bündniß der Bourgeoisie mit der ultramontanen Partei, durch diese wunderliche neue Ordnungspartei, wie sie sich nennt, die blos die Furcht vor dem Socialismus zusammenhält. Mit diesem Fortschritt des Ultramontanismus nimmt die Sittenverderbniß auf eine bedauerliche Weise überhand.

In Sardinien fand der Verfasser, dem man wahrlich nicht die geringste Zuneigung zum Radicalismus vorwerfen kann, Alles unendlich besser als vor acht Jahren bei einer frühern Anwesenheit. Damals die heftigsten Verfolgungen gegen die Waldenser und die andern Protestanten, damals konnte selbst der König dem holländischen Gesandten nicht Recht verschaffen, dessen Tochter gegen seinen Willen ins Kloster verlockt worden; jetzt vollständige Religionsfreiheit. In Nizza lernte der Verfasser den ehemaligen katholischen Missionar und jetzigen anglikanischen Geistlichen D. aus Neapel kennen, der früher lange Zeit unter den italienischen Flüchtlingen in London für das Evangelium wirkte, seit einigen Jahren seiner Gesundheit wegen in Nizza weilte. Früher hatte er mit Mazzini zusammengelebt, denselben aber nicht für den Gedanken gewinnen können daß einer Wiedergeburt Italiens die religiöse und sittliche Reformation durch das Evangelium vorhergehen müsse, demselben Mazzini, der später, seit seine alten Plane gescheitert sind, die Protestantisirung Italiens sich zum Losungsworte gewählt hat. Unter den Geistlichen Piemonts fand der Verfasser manche die einer ernstern Auffassung der religiösen Wahrheiten zugethan sind, aber die Angst vor der Hierarchie ist so groß daß selten Jemand sich auszusprechen wagt. Es fehlt dem Lande die kräftige Persönlichkeit eines Luther.

Von Genua und Spezia entwirft der Verfasser schöne Bilder, die wieder seinen für die Natur empfänglichen Sinn bezeugen; von Pisa, Florenz, Livorno erhalten wir schöne Schilderungen. Am 22. December 1850 zog der Verfasser in Rom ein. Die ewige Stadt mit ihren alten und neuen Schönheiten erneuerte in ihm die mächtigen Empfindungen von denen er bei seiner ersten Anwesenheit bewegt war. Am Weihnachtsfeste sah er den Papst, auf dessen Gesicht durchaus keine Spur von Gram zu lesen war, bei der Feier in St.-Peter, die ihm trotz alles Gepränges durchaus leer vorkam, während der Gottesdienst in der preußischen Gesandtschaftskapelle am folgenden Tage mit der schönen Liturgie und dem schönen Gemeindegesang ihn tief ergriff. Auch manches Privatverhältnisse Berührende in diesen Briefen hat für den sinnigen Leser Interesse. Dahin möchte Referent auch einen Reiseplan zur Besichtigung der Ewigen Stadt rechnen, den für einen künftigen Besuch der Verfasser entwirft; dieser stellt so übersichtlich und so praktisch die Sehenswürdigkeiten Roms zusammen daß er den meisten Reisebüchern vorzuziehen und wirklich jedem Reisenden zu empfehlen ist. Was Rom an kirchlichen Festen Merkwürdiges bietet, das große Sprachenfest, das Puppenspiel mit dem Jesuskinde am Dreikönigstage u. s. w., hat der Verfasser gesehen und schildert es schön, obgleich mit ihm Tausende nicht werden begreifen können wie diese Ceremonien zur Befriedigung der Herzensbedürfnisse ausreichen sollen. Neu aber und darum wichtiger sind die Mittheilungen über den Ritus der evangelischen Gemeinde. Auch die Geschichte neuester und älterer Zeit wird öfter berührt, die Revolutionszeit, die Kirchengeschichte u. A. und die durch Shelley in weitern Kreisen bekannte Geschichte der Beatrice Cenci in erschütternder dramatischer Weise erzählt.

Nach länger als dreimonatlichem Aufenthalt verließ der Verfasser die Stadt um sich nach Neapel zu begeben. Er beschreibt sehr anziehend den Weg dorthin über Gaeta, sowie

den Aufenthalt in Neapel und namentlich in Sorrent und Amalfi, wo er Seebäder gebrauchte; besonders liegt es ihm am Herzen den Volkscharakter darzustellen. So vernachlässigt das Landvolk in dortiger Gegend auch ist, so ist doch ein tüchtiger Grund, auf dem sich in der Zukunft wird fortbauen lassen, nicht zu verkennen. Namentlich fand der Verfasser unter dem kräftigen Menschenschlage der Fischer die meisten unverdorbenen, treuherzigen, zuverlässigen Charaktere voll aufrichtiger Frömmigkeit, die freilich aus Mangel an besserer Leitung durch crassen Aberglauben entstellt wird. Dagegen kann der Verfasser die städtische Bevölkerung nicht loben; die Unwissenheit des Volks, die Vernachlässigung aller Erziehung, die sittliche Versunkenheit eines großen Theils des Klerus ist unglaublich groß. Dabei steht das Loos der dort wohnenden Protestanten noch fortwährend auf sehr schwachen Füßen. Bekehrungsversuchen, die ununterbrochen gemacht werden, dürfen die nächsten Familienglieder ohne die größten Gefahren nicht wagen Widerstand zu leisten. So erzählt der Verfasser von der Bekehrung einer jungen reichen deutschen Frau aus einer ihm nahestehenden Familie, deren Namen er aus Rücksicht gegen die lebenden Familienglieder nicht mittheilt, welche durch die schlauesten Mittel, nachdem durch äußere Pracht und Sophistik auf ihr Herz eingewirkt war, den Ihrigen mehr und mehr entfremdet, endlich für die Kirche gewonnen wurde, zum unendlichen Schmerze für die Ihrigen, die aber, weil sie darum doch nicht die Verbindung mit ihr aufgaben, von dem fanatischen Pöbel verfolgt wurden, bis ein früher Tod die Convertitin, als sie nach besserer Einsicht ihren Schritt rückgängigmachen wollte, aus ihrer Zerknirschung befreite.

Nach mehrwöchentlicher Abwesenheit kehrte der Verfasser nach Rom zurück. Hier ließ er sich diesmal außer dem erneuerten Besuche der ewig denkwürdigen Schönheiten der Stadt angelegen sein das Papstthum an der Quelle zu studiren. Die Ergebnisse sind interessant genug. Daß die Begeisterung die Papst Pius begrüßte so schnell verflog, erklärt er einfach aus dem unauflöslichen Widerspruch der Verbindung päpstlicher und politischer Gewalt in Einer Person, die als gänzlich unhaltbar auf die Dauer von allen Einsichtigen erkannt wird. Nicht blos die Politiker, sowol die liberalen als die Unitarier, sehen das Haupthinderniß einer gesegneten Entwickelung Italiens in dieser Verbindung, sondern selbst eifrige Katholiken wünschen Nichts mehr als Befreiung des Oberhaupts der Kirche von den Fallstricken der gewöhnlichen Politik. Der Thron des Papstes ist auf Widersprüchen erbaut die selbst das sanfteste Herz nicht zu versöhnen vermag. Daher das tragische Schicksal daß der Statthalter Christi unter dem Schutze der Waffen die Herrschaft wiedererlangt und behauptet. Den gegen die maßlose priesterliche Reaction sich erhebenden Widerwillen zu beschwichtigen fehlt es in der ganzen hohen Klerisei Italiens an großen geistigen Kräften. Hier reine Nullen oder bigote Zeloten, dort französische Freigeisterei. Auch der niedere Klerus entspricht weder in Bildung noch in Gesinnung seiner Aufgabe. Das Schlimmste ist daß die Volksschule ganz vernachlässigt ist. Ernste Katholiken sehen dies Alles ein und daher hat sich seit längerer Zeit in katholischen Kreisen Frankreichs der Gedanke ausgebildet, Frankreich habe jetzt die Bestimmung die Stütze des Katholicismus zu sein. Daher der französische Ultramontanismus große Mühe darauf verwendet die protestantischen Elemente in der Armee zu gewinnen, die Protestanten zum Zweck der Bekehrung mit Jesuiten zu umgeben; daher die gehässigen Angriffe auf den Protestantismus in den Abendconferenzen welche mehrmals wöchentlich für die französischen Militairs gehalten werden. Als eine sichere Stütze der ultramontanen Gesinnung gilt der General Gemeau.

Fast der ganze Mittelstand und Adel Italiens bildet eine staatsrechtliche Opposition gegen Rom; in dem ärgerlichen Wandel, dem Ehrgeiz und der Habsucht der Priester sucht er die Ursachen der Schwächung des Katholicismus und dringt auf Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Immunität des Klerus. Diese Opposition fand ihren Ausdruck in der Schrift des Sardiniers Leoni: „Ueber die Ursachen der Schwächung des Katholicismus in Europa", und den bekannten Siccardi'schen Gesetzen. Die stark verbreitete nationale Partei findet das Mislingen ihres Kriegs gegen Oestreich begründet in den friedliebenden Rundschreiben des Papstes, worin er sich gegen den Krieg aussprach; diese sonst eifrig katholische Partei fand ihren Ausdruck in dem Pater Ventura, dem großen geistlichen Redner, und dem Philosophen Gioberti. Die republikanische Partei unter Mazzini endlich sieht schon in dem Papste als einem Fürsten ihren Gegner. Dabei ist aber auch eine wissenschaftliche Antipathie gegen Rom weit verbreitet; man glaubt daß Rom die Wahrheit fürchte und deshalb die Erziehung ängstlich überwache oder vernachlässige. Aus diesem Glauben entspringt die Ansicht als ob überhaupt zwischen Glauben und Wissen keine Versöhnung möglich sei; die Furcht vor dem Schicksale Galilei's, Giordano Bruno's, Paolo Sarpi's hält aber den Mund verschlossen. Der religiöse Widerwille gegen Rom hat auf der einen Seite eine atheistische Weltanschauung erzeugt, die allerdings in der Zeit der Republik manche Gewaltthaten gegen wehrlose Priester veranlaßte, auf der andern Seite in größerm Umfang aber einen pantheistisch-socialistischen Enthusiasmus, aus dem die wunderlichsten Erscheinungen hervorgingen und noch wunderlichere Auftritte hervorgehen würden, sobald die religiöse Bewegung freigegeben würde, wie denn der Mailänder Romano, der in Tessin vor Gericht gestellt wurde, ganz in der Weise Johann's von Leyden predigte. Endlich aber gibt es auch in Italien einen Gegensatz gegen Rom, der auf einer tiefer durchgebildeten Einsicht in das Wesen des Christenthums beruht. Dieser zeigt sich nicht blos in Piemont in den Waldensern, sondern auch in Florenz seit den Tagen von Savonarola bis in die Gegenwart hinein, wo wir von dem standhaften Bekenntniß und der Verfolgung Guicciardini's und der Familie Madiai lesen, und zeigt sich in den Schriften der größten Männer, eines Dante, Michel Angelo, zeigt sich besonders in dem 16. Jahrhundert, wo die Ausbreitung der Reformation nur durch Gewalt gehemmt wurde. Denn weithin hatte die neue Lehre ihre Wurzeln verbreitet und tief in die Gemüther gesenkt; war es doch namentlich der feingebildete Hof von Ferrara, an dem nicht blos griechische Weisheit, sondern auch evangelische Wahrheit die wärmsten Anhänger fand, und dort lebte längere Zeit eine der edelsten Frauen Italiens, der wir nachher in unserm Vaterlande begegnen, Olympia Morata, deren Lebensbeschreibung im Anhange dieses Reisewerks eine wahre Perle des Buchs, ein erfrischendes Labsal für jedes feiner organisirte Gemüth ist.

Gegen diese Regungen stützt sich das neue Rom auf Verbindung mit Frankreich und Oestreich und kämpft durch Predigt und That eifriger als je gegen den Protestantismus. Daher die Verfolgung des toscanischen Buchhändlers Vanelli, der Bibeln verkaufte, des Dr. Achilli, der neuerdings in England den großen Proceß gegen Newman so siegreich durchfochten hat, daher das strenge Verbot in Florenz die evangelische Predigt zu besuchen. Dazu gesellt sich die große Unwissenheit in Bezug auf das Wesen des Protestantismus, der nicht blos dem großen Haufen, sondern auch einem Theile des Klerus mit Heidenthum identisch ist. Der Verfasser vorliegender Briefe machte die merkwürdige Erfahrung daß ein Dominicanermönch, der ihn zu bekehren gesucht hatte, nach einer Auseinandersetzung über die Unterscheidungslehren der römischen und evangelischen Kirche ihn fragte, ob er wol in Genf ein Unterkommen finden würde wenn er zur reformirten Kirche überträte. Eine der stärksten Stützen findet Rom in dem Aberglauben des Volks; der Bilderdienst ist noch immer gäng und gäbe, der Mariencultus vor dem Christuscultus vorherrschend, neue Wunder, wie das augenverdrehende Madonnenbild in Rimini, tauchen immer auf. Neuerdings sind für das Papstthum die Liguorianer und

Jesuiten in ihren Missionen aufgetreten, mehr freilich im Auslande als in Italien, welche, um den alten bösen Ruf ihrer laxen Moral zu vertilgen, jetzt als Bußprediger sich geriren und schon den Protestantismus gestürzt zu haben meinen.

Aber mit welchen Empfindungen verläßt der Reisende Italien? Groß und gewaltig sind die Erinnerungen der Vergangenheit, und heute ist es von einem Ende zum andern von fremden Waffen beherrscht, mit alleiniger Ausnahme des von innen und außen bedrohten Sardinien, der letzten Hoffnung eines freien Italien, und gerettet werden kann es nur durch sittliche Reinigung und religiöse Vertiefung, durch die Aufhebung der geistig-sittlichen Gebundenheit der untern und der moralischen Entnervung der obern Classen. 20.

Geschichte des griechischen Kriegswesens von den ältesten Zeiten bis auf Pyrrhos. Nach den Quellen bearbeitet von W. Rüstow und H. Köchly. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 6 lithographirten Tafeln. Aarau, Verlagscomptoir. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die sogenannte classische Philologie, mehr als ein Menschenalter von einem starren Formalismus beherrscht und mit ihren Siebensachen, ihrem Wort- und Variantenkram selbstgefällig handtierend, bedurfte einer starken Aufrüttelung, bevor sie zu einer würdigern Auffassung ihrer Aufgabe und ihres Ziels gelangte und anfing sich an dem stofflichen Gehalt des Alterthums zu versuchen. Während der drei letzten Decennien hat das Alterthumsstudium einen höhern Aufschwung genommen und beinahe nach allen Gebieten des antiken Lebens Eroberungs- und Entdeckungszüge unternommen. Die Mythe, Sage, Kunst, Recht und Staatswesen der alten Völker sind näher durchforscht und untersucht worden. Wenn einzelne Zweige der sorgfältigsten Pflege sich zu erfreuen hatten, so wurden freilich wieder andere mit geringerer Aufmerksamkeit und nur oberflächlich behandelt oder blieben beinahe gänzlich unbeachtet. Dies gilt vornehmlich vom Kriegswesen. Es ist dies übrigens leicht erklärlich. Dem Philologen ist der Stoff, der zu behandeln wäre, zu fremd und zu unbekannt, dem Militair dagegen, der gewandt mit dem Stoffe manipulirt und sich mit Leichtigkeit selbst in den ungleich complicirtern Formen und Verhältnissen der neuern Kriegskunst bewegt, fehlt beinahe durchgängig eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen und daher alle Sicherheit in der richtigen Auffassung des in den Quellen enthaltenen Materials. Die Militairschriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, Folard an der Spitze, die bis in die neuere Zeit als die Hauptautoritäten verehrt wurden, leiden gerade am stärksten an diesen Gebrechen und ihre Werke sind deshalb auch wenig brauchbar. Da nun die Bearbeitung eines Stoffs wie das Kriegswesen des Alterthums ist, Eigenschaften fodert die sich in einer Person schwerlich zusammenfinden, so bleibt nichts Anderes übrig als daß der Philolog und der Militair sich die Hände reichen und unitis viribus die Arbeit ausführen. Aus einer solchen Vereinigung ist das vorliegende Werk entstanden, das zwar nur die Darstellung des griechischen Kriegswesens und zwar noch mit Ausschluß des Kriegsseewesens enthält, aber in dieser Beschränkung auch eine ausgezeichnete Leistung ist. Diese verdient umsomehr alle Anerkennung, da die bisherigen Vorarbeiten nur höchst mangelhaft und unzuverlässig sind und in vielen sehr wichtigen Materien erst eine neue Bahn aufgesucht werden mußte. Die bisherige Verwirrung in den Vorstellungen der Militairschriftsteller hat vorzüglich ihren Grund in der Verwechselung der Zeiten, und schon deshalb war den Verfassern die Verpflichtung auferlegt bei der Anordnung und Behandlung ihres Stoffs ein strenghistorisches Verfahren einzuhalten. Das ganze Werk zerfällt in vier Bücher, denen ebenso viele Perioden der Geschichte entsprechen und die jedesmal durch eine historische Ueberſicht über den Stand und Gang der politischen Verhältnisse und der jeweiligen kriegerischen Unternehmungen eingeleitet sind, aus denen sich der Stoff für die folgenden Untersuchungen über das Kriegswesen in seinen einzelnen charakteristischen Momenten zusammensetzt. Die ganze Arbeit beruht auf einem genauen Studium der Quellen, über deren Beschaffenheit und Werth einleitungsweise Bericht gegeben ist. Daß die neuern Schriften nur ausnahmsweise in die Besprechung gezogen wurden, findet seine Rechtfertigung in der geringen Ausbeute die sie gewähren und in dem Umstande daß eine fortlaufende Polemik nicht hätte vermieden werden können, dadurch aber dem Buch eine übergroße Ausdehnung gegeben worden wäre.

Das erste Buch, mit dem heroischen Zeitalter beginnend, behandelt das griechische Kriegwesen bis zum Schlusse der Perserkriege mit der Schlacht bei Platää in folgenden Abschnitten: „A. Heerbildung, Kriegführung, Kampfweise und Bewaffnung des heroischen Zeitalters." Die diesem Capitel reichlich beigedruckten Holzschnitte, vorzüglich nach Vasengemälden und den bekannten Kupferwerken von Inghirami, Tischbein, Millingen, Raoul-Rochette ꝛc. entnommen, tragen wesentlich zur Verdeutlichung der Sache bei.

„B. Von der dorischen Wanderung bis auf die Schlacht bei Platää." Der historischen Ueberſicht folgen Abhandlungen über a. die Bildung und Gliederung der Heere, b. über Bewaffnung und Taktik. Dazu kommt eine ausführliche Darstellung der Schlachten bei den Thermopylen und Platää.

In diese Periode fällt die Ausbildung der Hoplitentaktik durch die peloponnesischen Dorier (vorzüglich Spartaner), nach deren Vorgang sie auch bei den übrigen griechischen Stämmen und Völkerschaften Grundform der Heerbildung wurde. Der Gegensatz der Kampfweise der heroischen Periode zu der in der zweiten üblichen wird treffend hervorgehoben mit folgenden Worten: „Der Streitwagen der alten heroischen Zeit ist aus dem Kriege verschwunden; er erscheint nur noch auf den Kampfplätzen der Nationalspiele. Während der schwerbewaffnete Fußkämpfer in der Heroenzeit nur als Gefolgsmann des Zeus entsprossenen Fürsten erscheint und sein Kampf nur in Beziehung zum Kampf des Edeln etwas bedeutet, ist jetzt eben der schwergerüstete Fußkämpfer, der Hoplit, der eigentliche Streiter; sein Kampf ist der Kampf des Heeres; er ist nicht mehr Beigabe, sondern Alles was außer dem Hopliten auf dem Schlachtfeld erscheint ist Beigabe, Zuthat zum Hoplitenheer. Während in der heroischen Zeit der Einzelkampf die Schlacht zeichnete und entschied, markirt und entscheidet sie jetzt der Kampf geschlossener Massen; die geschlossene Phalanx ist nicht mehr blos zum Vorrücken oder zum Rückzug bestimmt, sie findet sich nicht zufällig: sie wird mit vollem Bewußtsein geordnet und ist die charakteristische Stellungsform für die Vorbereitung des Gefechts wie für das Gefecht selbst."

Das zweite Buch umfaßt die Zeit von der Vertreibung der Perser aus Griechenland bis auf die Schlacht von Mantinea (362) und bespricht: a. die Heerbildung und Gliederung bei den Spartanern, Athenern und den übrigen griechischen Völkerschaften in einläßlicher Weise, ebenso die Formation der Söldnerheere; b. Bewaffnung und Elementartaktik, und zwar der Hopliten, der Reiterei und des leichten Fußvolks; c. Taktik der verbundenen Waffen, und zwar 1. Schlachtentaktik und 2. Marschtaktik. Der Zug der Zehntausend, von dem der Anstoß zu einer Umänderung des Kriegswesens ausgeht, sowie die Reformen die durch Iphikrates eingeführt wurden sind ausführlich in diesem Buch besprochen worden. Dem Epaminondas und seinen „beiden Töchtern", den Schlachten von Leuktra und Mantinea, ist ein besonderes Capitel gewidmet und gegenüber der durch Folard und seine Nachbeter in Umlauf gesetzten Ansicht gezeigt daß die „schiefe Schlachtordnung", deren Erfinder eben Epaminondas gewesen, in nichts Anderm bestanden als „in der Eintheilung des aufgestellten Heeres in einen Offensivflügel und einen Defensiv-

Flügel, welcher letztere sich nur beobachtend verhalten soll und gewissermaßen als eine Reserve aufgespart wird." d. Der Festungskrieg.

Das dritte Buch, von der Schlacht bei Mantinea im Jahre 362 v. Chr. bis zum Tode Alexander's des Großen 323 v. Chr. reichend, enthält außer dem geschichtlichen Ueberblick die Darstellung des Heerwesens der Macedonier unter Philipp und Alexander, der macedonischen Taktik und ein eigenes Capitel über den Festungskrieg in dieser Zeit. Die Belagerung von Perinth unter Philipp, die von Halikarnassos und von Tyrus unter Alexander, der Angriff auf Massaga, auf Aornos haben hierbei eine ausführliche Besprechung gefunden.

Das vierte Buch, das die sogenannte Diadochenperiode umfaßt, behandelt in mehren Abschnitten: 1. die Zusammensetzung der Heere, Kriegführung, Taktik; 2. das schwere Geschütz"; 3. den Festungskrieg. Dazu kommt eine Darstellung der Belagerung von Megalopolis durch Polysperchon, von Salamis und Rhodus durch Demetrius Poliorketes. Das hier behandelte Thema ist ein ungemein reichhaltiges, zugleich aber sehr schwieriges, an dem sich der Scharfsinn und die Combinationsgabe des militairischen Verfassers in sehr glücklicher Weise erprobt hat, besonders in den Partien die von der Construction der alten Geschütze handeln. Eine Reihe von Holzschnitten veranschaulicht Gestalt und Structur derselben.

Wir schließen unsere Anzeige des Werks mit aufrichtigem Dankspruch an die Verfasser für die vielfache Belehrung die wir aus ihrer Arbeit geschöpft haben, und mit dem Wunsche daß alle diejenigen Schwierigkeiten weggeräumt werden möchten, welche die Ausführung des in der Vorrede angedeuteten Plans, die römische Kriegsgeschichte nachfolgen zu lassen, in Frage stellen könnten. 6.

Eine Krönung durch Papstes Hand.

Im gegenwärtigen Moment wo soviel davon die Rede ist daß die Krönung eines neuen Cäsars durch die Hand Pius' IX. stattfinden könnte, dürfte die Schilderung einer durch einen Papst vergangenern Jahrhunderte vorgenommene Krönung nicht ohne Interesse sein. Es war kein Kaiser den das Oberhaupt der Kirche salbte, es war ein italienischer Fürst dem die Krone aufgesetzt ward, Cosmus von Medici, seit dem Jahre 1537 Herzog von Florenz, seit 1557 Herzog von Siena, am 27. August 1569 durch eine Bulle Pius' V. zum Großherzog in Toscana ernannt und am 18. Februar des folgenden Jahres als solcher zu Rom gekrönt, ungeachtet des Widerspruchs Kaiser Maximilian's II., König Philipp's von Spanien und der Herzoge von Savoyen, von Mantua und von Ferrara, welche Letztern die Erhebung eines ihnen an Alter so weit nachstehenden Hauses nicht anerkennen wollten. Lassen wir einen Augenzeugen den Hergang schildern. Dieser Augenzeuge ist der savoyische Gesandte in Rom, dessen Bericht aus dem turiner Hofarchiv durch L. Cibrario mitgetheilt in der römischen Zeitschrift „Il saggiatore" (IV, 33 fg.) gedruckt worden ist.

„Rom den 5. März des Jahres LXX. Heute morgen begab sich der kaiserliche Botschafter (Graf Prosper d'Arco) zeitig nach den Palast und wartete in dem untern Gemach auf unsern Herrn den Papst, bis derselbe herunterstieg, worauf er in Gegenwart der Herren Cardinäle Morone, Alessandrino (Michele Bonelli) und Chiesa (von Tortona) einen Protest vorbrachte: Da Seine Heiligkeit den Herzog Cosmus von Florenz krönen und ihm einen höhern Titel verleihen wolle, dies aber für seinen erhabenen Herrn präjudicirlich sei, so bestehe er darauf daß dies nicht geschehe und protestire, indem er alles Geschehene und noch zu Geschehende null und nichtig erkläre, aus den Gründen welche er zu geeigneter Zeit und an geeignetem Ort auseinanderzusetzen sich vorbehalte, indem er ein Schreiben Sr. Kaiserlichen Majestät in Händen habe. Se. Heiligkeit erwiderte, wenn ich recht verstanden, mit wohlwollenden Worten, die Antwort werde im nächsten Consistorium erfolgen, und ging dann weiter nach dem Gemach wo die kirchlichen Gewänder aufbewahrt werden und wo der Papst die Pontificalkleidung anlegte. Hier erwarteten ihn die Cardinäle und der Herr Herzog. Dieser trug einen bis auf den Boden herabreichenden Leibrock von Goldbrocat, um den Hals das goldene Vließ, an der Seite einen vergoldeten Degen; darüber einen ebenfalls langen Oberrock von karmoisinrothem Sammet mit weiten Aermeln, die bis zur Hälfte des Arms zurückgeschlagen und mit Hermelin gefüttert waren, mit einem zwei Palm breiten Hermelinkragen. Das Baret war schwarz wie er es gewöhnlich trägt. Nachdem der Papst sich gekleidet, segnete er die goldene Rose mit den gewöhnlichen Ceremonien und ging dann nach der Sixtinischen Kapelle, indem der Herzog unbedeckten Hauptes ihm die Schleppe trug. In der Kapelle angelangt, wo einer der Cardinäle zum Messelesen bereit stand, wurde das Confiteor gesprochen, wobei Se. Hoheit auf der letzten Stufe kniete, bis der Heilige Vater den Thron einnahm, worauf der Herzog sich erhob, die gebräuchliche Reverenz machte und den ihm angewiesenen Sitz zwischen den beiden jüngsten Cardinalpriestern einnehmen ging. Se. Heiligkeit empfing hierauf die Obedienz der Cardinäle; der erste Diakonus nahm die geweihte Rose, übergab sie dem Kammerkleriker Monsignor de Torre und dieser dem Sacrista der sie auf den Altar stellte. Nachdem die Epistel und das darauf folgende Graduale gesungen worden, stand beim letzten Verse der Herzog auf und ging auf den Papst zu, zwischen Marc Antonio Colonna (dem Sieger von Lepanto) zur Rechten und Paolo Giordano Orsini (Herzog von Bracciano und Cosmus' Schwiegersohn) zur Linken, vorauf die Stabträger mit dem Ceremonienmeister, während zugleich die dazu bestimmten päpstlichen Kämmerer Sangalletti und Giustiniani vortraten, von denen der eine eine schöne Krone, der andere ein Scepter in goldenen Schüsseln trugen.

Als der Herzog vor dem Papste stand, kniete er nieder und leistete den Eid mit folgenden Worten: «Ich Cosimo de' Medici, Großherzog von Toscana, verspreche und schwöre der Heiligen apostolischen Kirche und dem Heiligen Stuhl und Euch, Pius, durch die göttliche Vorsehung fünftem Papste des Namens, den gewohnten Gehorsam und Devotion, wie ich durch meine Gesandten zu thun gewohnt und wie die christlichen Fürsten sie zu leisten verpflichtet sind, indem ich mit all meiner Macht zur Erhöhung und zum Schutz des heiligen katholischen Stuhls mich bereit erkläre, Ew. Heiligkeit und euern Nachfolgern als wahren Statthaltern Christi bei jeder Gelegenheit meinen dankbaren Sinn als katholischer Fürst zu bezeugen für die vielen Gunstbezeugungen, Gnaden und Ehren, welche von Ew. Heiligkeit und dem Heiligen Stuhl meiner Person und meinen Nachfolgern erwiesen worden sind. So möge Gott mir helfen und sein heiliges Evangelium.» Nachdem er diese Worte gesprochen und die Rechte auf das Buch gelegt, zog er sich knieend ein paar Schritte zurück, und der Papst, aufstehend und ohne Inful, begann laut Pater noster, das Uebrige leise hersagend bis zum Ne nos inducas in tentationem, worauf einige andere Gebete folgten.

Se. Hoheit kniete dann nochmals zu den Füßen des Papstes, der wieder die Inful trug und aus der Hand des ersten Priesters, Cardinals von Urbino, die Krone nahm, welche er dem Herzoge aufs Haupt setzte, indem er die Worte aussprach: «Accipe coronam insigne amplioris praeeminentiae, quae per nos capiti tuo imponitur in nomine Patris † et Filii † et Spiritus Sancti † Amen. Et intelligas te ammodo ad defensionem fidei sacrosanctae ecclesiae, viduarum, pupillorum et quarumcumque aliarum miserabilium personarum fore debitorem velisque deinceps utilis esse et executor perspicuusque dominator coram Domino et inter athletas virtutum merito ornatus appareas: quam gratiam tibi concedere dignetur Dominus noster Jesus Cristus, qui cum Patre et Spiritu

Sancto vivit et regnat in secula etc.» Hierauf ihm das Scepter reichend sprach er: «Accipe virgam directionis et iustitiae in nomine Patris † et Filii † et Spiritus Sancti † Amen. Per quam valeas unicuique secundum merita sua tribuere, sive boni fuerint sive mali, semper Deum ante oculos habens a dextris vel a sinistris, sed cum omni caritate bonos foveas, malos coerceas, ut omnes intelligant te iustitiam dilexisse et iniquitatem odio habuisse. Quam gratiam tibi concedere dignetur, qui est benedictus in secula seculorum Amen.»

Nach diesem Gebete küßte Se. Hoheit den Fuß Sr. Heiligkeit und blieb in einiger Entfernung noch auf den Knien, während der Papst stehend und ohne Inful sprach: «Deus pater aeternae gloriae sit adiutor tuus et protector tuus et omnipotens benedicat tibi, preces tuas exaudiat et vitam tuam longitudine dierum adimpleat; statum dominii tui iugiter firmet et gentem populumque tuum in aeternum conservet et inimicos tuos confusione induat et super te sanctificatio Christi; ipse in coelis conferat praemium, qui vivit et regnat per omnia secula seculorum Amen.»

Und Se. Hoheit, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, begleitet von den jüngsten Cardinalpriestern Madruzzi und Alciati, die ihn aufheben kamen, kehrte auf seinen frühern Platz zwischen Beiden zurück. Als das Evangelium gesungen ward, stand er auf, übergab dem Colonna die Krone, dem Orsini das Scepter und blieb so stehen bis Papst und Cardinäle das Credo gesprochen hatten. Beim Offertorium (wegen der Länge der Ceremonie blieb die gewöhnliche Predigt weg) kniete der Großherzog wiederum vor dem Papste und überreichte ihm einen goldenen Kelch mit der Patena, eine Par (Täfelchen von Gold oder Silber mit einem darauf eingegrabenen heiligen Abbild), einen goldbrocatenen Pontificalmantel mit Rosetten die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren, namentlich der vordere Schließhaken, an welchem man zwei goldene Figuren sah mit einer Reihe von sechs Perlen und ebenso vielen Rubinen auf jeder Seite und in der Mitte die Buchstaben I. H. S. von Diamanten. Ueberdies alles Uebrige, dessen der Papst bei dem Pontificale bedarf, von Brocat und seltener Schönheit. Alles Dies wurde von sieben Edelleuten des Großherzogs auf besondern Schüsseln getragen und vom Papste empfangen, welcher ein Stück nach dem andern dem Monsignor Sacrista zustellte. Nachdem der Großherzog sodann vom Papste zum Kuß des Fußes, der Hand und Wange zugelassen worden, kehrte er auf seinen Platz zurück, wo er bis zur Präfation blieb. Zu Ende des Pontificale kniete er nochmals vor dem Heiligen Vater, von welchem er den Segen mit ausgedehnterer Indulgenz als gewöhnlich empfing. Mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Linken folgte er nun dem Papste, mit der Linken die Schleppe des Mantels tragend, bis zur Kammer der Paramenti (Gewänder und Schmucksachen), wo er knieend von Sr. Heiligkeit die goldene Rose empfing, zwischen den gedachten beiden Cardinälen. Diese hielt er in der Hand bis der Papst sich entfernt hatte, worauf auch er in seine Wohnung ging, von allen Cardinälen begleitet. Dort nahm er die Krone ab, hielt jedoch die geweihte Rose in der Hand, dankte jedem der Cardinäle die ihn im Kreise umstanden und wartete bis alle sich mit einem Gruß entfert hatten."

Die Herren Marc Antonio Colonna und Paolo Giordano Orsini wechselten hierauf Proteste in Betreff des Rangs, wie es bei ihren Familien von Alters her Sitte ist, indem auf des Papstes Wunsch an diesem Morgen der Herr Paolo Giordano ohne irgend ein Präjudiz den Ehrenplatz abgetreten hatte.

Die Krone war von Gold mit vielen seltenen Edelsteinen und Perlen. Man schätzt ihren Werth auf 120,000 Scudi. Folgende Inschrift war rings eingegraben: Pius Quintus Pontifex maximus ob eximiam dilectionem ac catholicae religionis zelum praecipuumque iustitiae studium donavit. Das Scepter war silbern, zwei Palm lang mit einer rothen Lilie (dem Wappen von Florenz) auf einer mit einem großen Smaragd und zwei kleinern Rubinen geschmückten Kugel. Es gibt verschiedene Bildnisse des Großherzogs Cosmus, darunter eins in Mosaik in der Manufactur der Pietre dure zu Florenz, mit der gedachten Krone, welche eine von den gewohnten Königskronen wie von den herzoglichen völlig abweichende Form hat. Der Historiograph der Medici, Galluzzi, welcher in seiner bekannten Geschichte (florentiner Ausgabe von 1822, III, 110 fg.) den Hergang erzählt, gibt die Inschrift verschieden an.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen daß die beiden letzten Krönungen durch die Hand von Päpsten von zwei Pius, Pius V. und Pius VII., vorgenommen wurden, wenn man Napoleon's Sacre mit dem Wort Krönung bezeichnen kann. Die letzten gekrönten Kaiser waren Friedrich III. und Karl V., jener durch Nikolaus V. in Rom am 15. März 1452, dieser durch Clemens VII. in Bologna am 24. Februar 1530. Honorius III. aber krönte zum letzten male einen Kaiser des Orients — es war Peter von Courtenay. Unter der Vorhalle der Kirche San-Lorenzo fuori le mura bei Rom sieht man die Abbildung dieser Krönung, welche im Jahre 1217 daselbst stattfand.

45.

Neues über Béranger.

Wir entlehnen über den Chansonnier, wie er sich selbst nennt, Einiges aus der kürzlich erschienenen „Biographie des hommes vivants, publiée par Courcier".

Pierre Jean Béranger ward zu Paris, Straße Montorgueil, den 17. August 1780 in der Wohnung eines Schneiders geboren, blieb bis zum neunten Jahre bei seinem Großvater, glücklich und schrankenfrei umherschweifend. Die Straße war seine Schule, das Volk sein Lehrmeister. Die Geschichtslection welche er am 14. Juli 1789 empfing wird seinem Gedächtnisse nie entschwinden. Das Geschick bringt ihn zu einer Vatersschwester nach Péronne, welche Herberge hielt und bei der er einen „Télémaque" ausgrub und mehre zerrissene Bände von Voltaire und Racine, deren Inhalt er heimlich verschlang. Die fromme Frau sparte dem Neffen das Predigen nicht. Einst kam der Donnerstrahl ihren Bußpsalmen zu Hülfe. Er traf den Sünder, der tauben Ohrs für die andächtige Beredtsamkeit neugierigen Blicks den Zuckungen des elektrischen Fluidums in den Wolken folgte. Nach einer Stunde völliger Lähmung stand der Junge wieder auf den Beinen, lachte seiner weinenden und betenden Tante hellauf ins Gesicht und fiel ihr in der nächsten Minute ganz gerührt um den Hals.

Mit 14 Jahren gab ihn die Wirthin zum Buchdrucker Laisné in Péronne in die Lehre, der von seinen Talenten überrascht ohne großen Erfolg versuchte ihm etwas Orthographie und einige Regeln der Versification beizubringen. Etwas später verschaffte er ihm Eintritt in das nach Rousseau's System gegründete patriotische Institut, wo Béranger jedoch mehr eine bürgergemäße als literarische Erziehung genoß und sich für Antrag und Rede ausbildete. Mit 17 Jahren kehrte er nach Paris zu Vater und Mutter heim, ohne Leitung, Stütze, Vermögen, fortwährend besessen vom Dämon der Poesie. Einige Theatervorstellungen, mit den härtesten Entbehrungen erkauft, brachten ihn auf die Idee einer Komödie. In einem „Les hermaphrodites" betitelten Stücke geißelte er die geckenhaften und weibischen Männer, die ehrgeizigen und ränkesüchtigen Weiber, ein Auswuchs zügelloser Sitten der Epoche des Directoriums. Aber dem jungen Dichter fiel ein Molière in die Hand, den er las und las, bis er aus Achtung für diesen großen Maler menschlicher Herzen das eigene Lustspiel in die Flammen warf. Die einen Augenblick erprobte satirische Gattung ward bald wieder verschmäht. Auch die religiöse Dithyrambe vermochte ihn nicht zu fesseln. Darauf faßte er den verzweiflungsvollen heroischen Entschluß ein episches Gedicht zu fertigen. Chlodwig sollte der Held sein. Dann blitzte es dem Sän-

ger durch den Kopf sich nach Aegypten aufzumachen, wo seine Landsleute standen. Zuletzt wandte er sich mit seinen Dichtungen an Lucian Bonaparte, dessen Rednertalent und Liebe zu Kunst und Wissen man kannte und der als Mitglied des Instituts seinen eigenen Jahrgehalt unserm Poeten anwies. Während zwei Jahren arbeitete er in der Stille bei der Redaction der „Annales du Musée", ward im Secretariat der Universität angestellt und gab Ende 1815 die ersten Gesänge heraus, welche ihm rasch die Gunst des Publicums gewannen. Man kennt die lange Reihe von Preßverfolgungen, Geld- und Kerkerstrafen welche die Bourbons über den sie fortan aufrichtig hassenden Chansonnier verhängten.

Seinen ganzen Einfluß wandte er 1830 an um die Gemüther zu beruhigen. Den zur Macht gelangten Freunden, welche ihn mit zu sich emporheben wollten, antwortet er:

En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Er nimmt seine Holzschuhe, seine Leier, zieht sich nach Passy, später nach Fontainebleau, dann nach Tours zurück, kommt wieder nach Passy und lebt gegenwärtig in der Rue d'Enfer, ein paar Schritte vom Luxembourg in bescheidener Klause.

Nach der Revolution von 1848 rief ihn die allgemeine Stimme aus seiner Einsamkeit, um ihn zu einem Repräsentanten von Paris bei der Constituirenden Versammlung zu machen. Trotz der Bitten seiner Collegen nahm er bald seine Entlassung. „Nun, jetzt haben Sie ja Ihre Republik", sagte ihm Châteaubriand, als er ihn zum ersten male wiedersah nach dem Februar. „Ja, ich habe sie, aber ich möchte lieber von ihr träumen als sie sehen." Wir fügen hinzu, der Verlauf hat diese Aeußerung des Biedermanns zu einem Seherworte gestempelt.

Sainte-Beuve in seinen „Causeries du lundi" theilt Béranger's Gesänge in vier bis fünf Zweigungen: 1) Das heitere, bacchische, epikureische, schelmische Lied mit welchem er zuerst erschien. Dahin gehören die kleinen Meisterwerke: „Le roi d'Yvetot", „La Gaudriole", „Frétillon", „Madame Grégoire", „Le petit homme gris", „Les Gueux", „La Bacchante". 2) Der gefühlvolle und elegische Sang: „Les oiseaux", „Le bon vieillard", „Le voyageur", „Le retour dans la patrie", vorzüglich „Les hirondelles". 3) Das vaterländische und das Freiheitslied, das die volle Originalität unsers Dichters ausprägt: „Le Dieu des bonnes gens", „Mon âme", „La bonne vieille", „Le vieux sergent", „Le vieux drapeau", „La sainte alliance des peuples", „La Déesse", „Psara", „Le pigeon messager" etc. 4) Die satirische Art: „Le ventru", „Clefs du paradis" etc. Endlich die blos poetische und philosophische Ballade: „Les Bohémiens", „Les contrebandiers", „Jeanne la Rousse", „Le vieux vagabond", „Jacques et les fous". Aus letzterm citiren wir eine bewunderungswürdige Strophe:

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un foi qui meurt nous ligue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait; eh bien! demain,
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ein Hauptmoment im Privatleben Béranger's bildet seine Freundschaft mit Manuel, von dem er in jenem auf dem Grabe des Freundes niedergelegten Gedichte sagen konnte:

Coeur, tête et bras, tout était peuple en lui.

Der Dichter verkehrte in den letzten zehn Jahren auch mit Châteaubriand, Lamennais und Lamartine und bewahrt in seiner Mappe eine fast epische Dichtung: Octaven über Napoleon in verschiedenen Perioden des Kaiserreichs. Ein zweiter Gewinn für die Zeitgenossen welche den Poeten überleben — denn es handelt sich noch von einem Buche über das Grab hinaus („d'outre-tombe") — wird das Werk sein, an welchem er seit lange arbeitet und über das er sich gegen den Verfasser seiner Biographie wie folgt äußerte. „Ich will eine Art Dictionnaire liefern, wo unter jedem Namen unserer politischen und literarischen Notabilitäten, junger wie alter, sich meine reichen Erinnerungen reihen sollen, sammt dem Urtheile das ich mir gestatten oder den glaubwürdigen Autoritäten entlehnen werde. Wer weiß ob ich nicht diesem Werke meines Alters es verdanken dürfte, wenn mein Name überdauerte? Wäre es nicht komisch wenn die Nachwelt spräche: Der scharfsichtige, der ernste Béranger! Warum nicht?" 21.

Notizen.

Der jüngste Birmanenkrieg.

Narrative of the Burmese war in 1824—26; by *Horace Hayman Wilson*, Professor of Sanscrit in the university of Oxford. London. 1852.

Wer über die in den Jahren 1824—26 zwischen den Engländern und Birmanen gefochtenen Kämpfe, deren Entstehung, Verlauf und Folgen sich zu unterrichten wünscht, kann von dem berühmten Namen des Verfassers obigen Werks zu dem Glauben veranlaßt werden, darin alles Bezügliche zu finden. Ehe er sich in dieser Erwartung getäuscht sieht, sei ihm Zweierlei gesagt. Ein mal ist das Werk blos Auszug einer 1827 in Kalkutta erschienenen Geschichte jenes Kriegs, wörtlich nachgedruckt, und der Werth der vom Verfasser beigegebenen Anmerkungen höchst unbedeutend. Und zweitens beschränkt sich dieser Auszug auf das rein Thatsächliche des Feldzugs, ohne mehr als das Nothdürftigste über die Ursachen oder etwas von den Resultaten zu erwähnen. Dabei ist das Ganze eine sehr trockene Lecture, nirgend ein Versuch die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, und daher nur zum Nachschlagen zu empfehlen. 7.

Ramsay's „Travels of Cyrus".

Die bekannten „Reisen des Cyrus" von dem Engländer Ramsay, die man ebenso gut als eine Fortsetzung der „Cyropädie" des Xenophon wie als eine Nachahmung des „Telemaque" von Fénélon ansehen kann, enthalten unter dem Gewande der Geschichte und des Romans treffliche Wahrheiten der Moral, der Politik und der Religion zur Bildung des Geistes und Herzens der Jugend. Sie sind deshalb vor kurzem von dem Griechen Th. Choidan in Athen ins Neugriechische übersetzt worden und haben auf Subscripton herausgegeben werden sollen. 18.

Bibliographie.

Ackermann, Die Beichte, besonders die Privatbeichte, beleuchtet und besprochen. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. 12. 12 Ngr.

Andree, K., Nord-Amerika. In geographischen und geschichtlichen Umrissen. 2te Auflage. Mit in den Text gedruckten Abbildungen und einem Kartenwerke von 16 Bl. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Lex.-8. 10 Ngr.

Chalybäus, H. M., Philosophie und Christenthum. Ein Beitrag zur Begründung der Religionsphilosophie. Kiel, Schwers. Gr. 8. 24 Ngr.

Deleuze, J. P. F., Praktischer Unterricht über den thierischen Magnetismus. Aus dem Französischen von F. X. Schumacher. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr.

Fischer, K. P., Die Unwahrheit des Sensualismus und Materialismus, mit besonderer Rücksicht auf die Schriften von Feuerbach, Vogt und Moleschott bewiesen. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Einladung zur Unterzeichnung
auf das

Kleinere Brockhaus'sche
Conversations-Lexikon
für den Handgebrauch.

(Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.)

Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften
zu dem Preise von 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft.

Das Werk wird in ungefähr zwei Jahren beendigt sein, und die Verlagshandlung garantirt, daß der Umfang 40 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. nicht überschreiten wird, jedenfalls die mehr erscheinenden Hefte gratis von ihr geliefert werden.

Verlag von *F. A. Brockhaus* in Leipzig.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das Conversations-Lexikon einen wohlverdienten Platz unter den **Nationalwerken der Deutschen** errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmälig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden **Real-Encyklopädie für die gebildete Welt** entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigem und Interessantem darbieten. Das Conversations-Lexikon, in gegen **200,000** Exemplaren verbreitet, ungerechnet die zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volks Etwas beigetragen zu haben.

Wie alle frühern Auflagen des Conversations-Lexikon hat auch die noch im Erscheinen begriffene **zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publicums zu erfreuen. Außer den genau revidirten und zum Theil völlig umgearbeiteten Artikeln der frühern Auflagen enthält dieselbe eine große Anzahl ganz neuer Artikel. Sie ist ein ebenso vollständiges als treues Bild des gegenwärtigen Standes der Cultur und Wissenschaft.

Schon im Hinblick auf den merkwürdigen, in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels einzig dastehenden Erfolg des Conversations-Lexikon wird die Verlagshandlung desselben niemals eine wesentliche Aenderung damit vornehmen, vielmehr die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der bisherigen Idee des Werks, wie es dem Publicum einmal zum Bedürfniß geworden, stets als ihre Hauptaufgabe betrachten. Dennoch hat sie sich nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publicums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt, und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, der Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker &c. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage gibt, ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch.** Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, neben dem Conversations-Lexikon, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf Weiteres als

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch

bezeichnet.

Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht nur den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des Con-

versations-Lexikon darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon.** Der Inhalt des Werkes ist deshalb ein sehr reicher und umfaßt namentlich:

1) die politische, culturhistorische und literarische Geschichte aller Völker und Zeiten;
2) die Statistik nach den neuesten Angaben, die Geographie mit besonderer Rücksicht auf Topographie;
3) die theoretischen Lebensgebiete in Religion, Theologie und Philosophie, Wissenschaft und Kunst;
4) die politischen Wissenschaften in Bezug auf Staats- und Rechtsleben, Nationalökonomie, Handel und Industrie;
5) die Naturwissenschaften: Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie ꝛc. nebst deren Einwirkung auf Heilkunde, Technik, Ackerbau, Hauswirthschaft, Gewerbe, Berg- und Hüttenwesen ꝛc.; die mathematischen Wissenschaften mit der Astronomie;
6) die technischen Künste; den Handel mit vorzüglicher Rücksicht auf Münze, Maß und Gewicht; die Landwirthschaft in ihren verschiedenen Zweigen; die Gewerbe jeder Art;
7) kurze Lebensbeschreibungen von allen Männern und Frauen, die sich in älterer, neuerer und neuester Zeit irgendwie im Leben, in Wissenschaft oder Kunst auszeichneten;
8) endlich die Erklärung aller fremden Wörter und ungewöhnlichen Ausdrücke, die im Verkehr oder bei der Lectüre gebraucht werden; sowie der Kunstausdrücke, die beim Studium fachwissenschaftlicher Werke in Betracht kommen.

Es bedurfte der berechnendsten Oekonomie, um diesen reichen Inhalt in den so beschränkten Raum von vier Bänden zusammenzufassen, ohne dabei in abschreckende sprachliche und typographische Formen zu verfallen. Die Verlagshandlung, die in der Herausgabe encyklopädischer Werke reiche Erfahrungen gesammelt, glaubt jedoch hinsichtlich der Redaction, der Mitarbeiter u. s. w. so zweckmäßige Anordnungen getroffen zu haben, daß sie die gewissenhafteste Erfüllung des Versprochenen garantirt. Das Vertrauen des Publicums, das ihr bisher bei dem Conversations-Lexikon in so reichem Maße zutheil wurde, wird ihr hoffentlich auch bei diesem neuen Unternehmen freundlich entgegenkommen.

Das **Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon** erscheint

in 4 Bänden oder 40 Heften,

von denen **jedes Heft**

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh.

kosten wird.

Auf die äußere Ausstattung wird die größte Sorgfalt gewendet. Der Satz, mit ganz neuen Lettern, ist zweispaltig, das Aufschlagen eines Artikels sehr erleichternd, den Raum aufs zweckmäßigste schonend. Das Papier, mit dem zu der zehnten Auflage des **Conversations-Lexikon** verwendeten übereinstimmend, zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus.

Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die Herausgabe des Werks in dem Zeitraum von ungefähr zwei Jahren zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich zwei Hefte** erscheinen. **Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werks 40 Hefte zu 5 Ngr. nicht überschreiten wird, und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Sammler von Subscribenten werden aufgefodert, sich mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung zu setzen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen wird. **Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt bewilligen.**

Das **erste Heft** des **Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten. **Unterzeichnungen** werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Leipzig, im April 1853.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1852 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Vierundfunfzigster und fünfundfunfzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Neunundzwanzigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Galenus von *Friedländer;* Gartenkunst, Gedächtniss, Gedächtnissfeier, Gedächtnisskunst, Geduld von *Scheidler;* Gas, Gasbeleuchtung von *Hankel;* Gascogne und Gascogner, Gastmähler von *Wachter;* Gassion, Gatterer von *Röse;* Gasteropoda, Gebirge von *Giebel;* Gattinara von *v. Stramberg;* Geburt, Geburtshilfe etc. von *Theile;* Gebirgskrieg von *v. Polenz;* Gedanke von *Hasemann;* Gefecht von *Baer;* Gefion von *Zacher* etc.

Zweite Section: Junges Europa, Junges Teutschland von *Bippart;* Junia Gens von *Weissenborn;* Junius (Pseudonym) von *Grässe;* Jupiter (Astronomie), Jupitermonde von *Stern;* Jupiter (Mythologie) von *Matthiae* und *Wachter;* Jura (Departement und Orographie) von *Klöden;* Jura (Geognosie) von *Strohmeier.*

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im April 1853. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Land- und See-Bilder aus der Gegenwart.

Aus den Household-Words des Charles Dickens (Boz) zusammengestellt und übersetzt von

D. Sägelken.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die von Charles Dickens herausgegebenen Household-Words bilden eine Familienbibliothek, der wir in Deutschland nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben. Diese „Land- und See-Bilder" bieten eine Auswahl von Aufsätzen aus denselben, die zum Verständniß des Lebens in den fremden Welttheilen beitragen. In allen diesen Aufsätzen herrscht frisches Leben und ein gesunder Blick; des Sammlers wohlbekannter Name bürgt schon dafür, daß er nichts Todtes und Einseitiges liefern würde. Die Uebersetzung ist fließend und getreu, die Ausstattung dem Unternehmen entsprechend.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlich 16 Ngr.

Die unter diesem Titel in meinem Verlag erscheinende **populäre Wochenschrift** hat wegen ihres reichen Inhalts in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands in kürzester Zeit den lebendigsten Anklang und die weiteste Verbreitung gefunden. Immer näher rückt sie dem Ziele: ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** zu werden, das in keiner Familie fehlen sollte. **Gutzkow** wird dem Blatte fortwährend seine ganze Thätigkeit widmen. Auch andere namhafte deutsche Gelehrte und Dichter werden an demselben mitzuwirken fortfahren.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. April beginnende und unter Anderm eine durch mehre Lieferungen gehende neue Erzählung **Berthold Auerbach's:** „Der Viereckig oder die amerikanische Kiste" bringende **neue Quartal** (Preis nur 16 Ngr.) werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im April 1853.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen,

bis Ende des Jahres 1853 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

(*Encyklopädisches.*)

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) 9te, verbesserte und vermehrte Original-Auflage. Mit Universalregister. 15 Bände. 8. 1843—47. (20 Thlr.) **15 Thlr.**

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. 4 Bände. 1832—34. (8 Thlr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 4 Bände. (In 5 Abtheilungen.) 8. 1838—41. (12 Thlr.) **2 Thlr.**

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreissigste Auflage etc., umgearbeitet und verbessert von *F. A. Rüder.* 4 Theile. 8. 1824—27. (13 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Büchern zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ **Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt.** ☜

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), **Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

——————, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band. 8. Geh. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1852
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

38. **Hellmann (J.), Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker.** In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

39. **Hertz (H.), Ninon de Lenclos.** Schauspiel in fünf Acten. Uebertragen von **Harald Thaulow.** 8. Geh. 24 Ngr.

40. **Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Rose.** Dichtung. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, die sich, wie das baldige Erscheinen dieser zweiten Auflage beweist, rasch Freunde erworben hat und zu deren besonderer Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter später vielfach erweitert und umgestaltet hat, von Robert Schumann in Musik gesetzt wurde.

41. **Wilhelm von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden; ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon die vierte Auflage (2 Theile, geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.) vorliegt.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin" für Wilhelm von Humboldt erregten, haben die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und soeben schon in zweiter Auflage erscheinen.

42. **Jolowicz (H.), Die merkwürdigsten Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeschichte** in Darstellungen deutscher Dichter für Gymnasien und Bürgerschulen gesammelt und mit geschichtlichen Bemerkungen versehen. Mit einem Vorwort von **Cäsar von Lengerke.** 8. Geh. 24 Ngr.

43. **Kapper (S.), Die Gesänge der Serben.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen", die Dichtung „Fürst Lazar" u. s. w. schnell bekannt gewordene Verfasser veröffentlicht in vorliegendem Werk zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben" von Talvj den reichen Liederschatz des serbischen Volks, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung. Bildet somit das mit werthvollen Erläuterungen versehene Werk einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südslawenthums und insbesondere der serbischen Literatur, so ist dasselbe zugleich allen Freunden echter Volkspoesie zu empfehlen.

44. **Kinderleben.** In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. **Volbeding.** Mit Illustrationen von **L. Richter.** 8. Cart. 1 Thlr.

Eine Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt, eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann.

45. **Koenig (H.), Auch eine Jugend.** 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeschichte eines unserer beliebtesten Romanschriftsteller, Heinrich Koenig in Hanau, des Verfassers von „William Shakspeare" (zweite Auflage, 1850), „Die Clubisten in Mainz" (1847) u. s. w., die den Leser in eine schon ziemlich vergessene Zeit zurückversetzt und ihm Zustände der Gesellschaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit ersetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebnissen abgeht. „Knabenwege" und „Studentenwandel" sind die Hauptabschnitte dieser anziehenden Selbstbiographie überschrieben.

46. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von seinem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zwei Bände. Nebst 19 Beilagen. 8. 1851—52. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Kriegs im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

47. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zwei Bände. Mit 38 Tafeln Abbildungen. 8. 1851—52. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dr. Kützing, der mit seiner 1843 erschienenen „Phycologia generalis" bekanntlich eine neue Epoche auf diesem Gebiete begründete, gibt der dort befolgten Methode der Naturforschung in diesem neuen Werke eine allgemeine Bedeutung. In dem ersten Bande folgt einer historischen Einleitung die Darstellung seiner Methode vom philosophischen Standpunkte aus. Dann untersucht der Verfasser, zu dem praktischen Theile der Botanik sich wendend, die Stoffformen und das Zellenleben in seiner ganzen Ausdehnung. Daneben befinden sich zahlreiche neue Untersuchungen, durch die beigegebenen Abbildungen erläutert. Der zweite Band erörtert die morphologische Behandlung der Hauptpflanzengruppen und das Verhältniß der Pflanzen zur übrigen Natur. Es wird dieses jetzt vollständig vorliegende Werk wegen seines allgemeinen chemisch-physiologischen und philosophischen Gehalts das Interesse der Botaniker, wie auch das der Chemiker, Physiologen und Philosophen gewiß in hohem Grade erregen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.

48. **Lisettens Tagebuch.** 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow empfiehlt diesen Roman angelegentlich in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", indem er ihn unter Anderm „ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen" nennt.

49. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von **Dr. F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Erste bis vierte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für jeden Gebildeten der sich mit dem Bau des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem praktischen Arzte, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem angehenden Mediciner ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 15. —— 9. April 1853.

Inhalt.

Cäsar von Lengerke.

Ungeachtet wir Deutschen mit Literaturgeschichten und literarischen Uebersichten, mit Chrestomathien und kritischen Journalen wie überschwemmt worden sind und täglich mehr überschwemmt werden, so ist es dennoch gewiß daß im Laufe der letzten Jahre vieles Bedeutende, Vieles worin sich echte Eigenthümlichkeit ausspricht, mit gutem oder bösem Willen übersehen worden ist. Auch Literaturgeschichten haben ihre Kategorien, ihre Vorurtheile; auch Literaturgeschichten haben ihre althergebrachten Marken über die sie nicht hinausgehen, als daß sie alle werthvolle Production sämmtlicher deutschen Gaue beachten sollten; namentlich scheint nach ihnen Ostpreußen besonders in neuester Zeit nicht zum deutschen Bunde deutscher Literatur zu gehören. Die Chrestomathien folgen ihnen nach, und oft nicht einmal das, sondern es kommt nur darauf an, ob dies oder jenes Buch in der Leihbibliothek des Städtchens in dem der Sammler lebt oder am Ende nur in seiner Privatbibliothek mit aufgeführt ist, um über das Aufzunehmende zu entscheiden. Und endlich viele unserer kritischen Journale, sie lassen sich oft nicht einmal durch Kategorien, sondern nur durch Coterien bestimmen, ob und wie ein Dichter, ein Prosaiker beurtheilt werden soll. Was nun aber die Chrestomathien betrifft, so haben wir, um auch Bestimmtes in Erwähnung zu bringen, in allen Sammlungen die uns zu Gesicht gekommen unter Anderm Dichtungen von Karl Gutzkow vermißt. Und doch ist es gewiß daß Gutzkow auch im Lyrischen Vortreffliches gegeben hat. Es ist nicht wahr daß in Gutzkow's kleinern Gedichten nur sein ausgezeichneter Verstand thätig sei. In jenen kleinen lyrischen Umrahmungen wie sie ursprünglich der Hamburger „Telegraph", später die „Gesammelten Werke" (erster Band, Frankfurt a. M. 1845) brachten, findet sich eine Frische der Phantasie, findet sich eine Tiefe der Sinnigkeit und Innigkeit vor, daß sie unser stetes Andenken verdienen. So haben wir auch Cäsar von Lengerke, diesen überaus reichen Lyriker, in manchen Blumenlesen vermißt. Was aber viele unserer Zeitschriften in dem Punkte mit Büchern umzugehen anbelangt, so wollen wir nur Kohl's herrliches Werk „Aus meinen Hütten" als Beleg anführen, wie gewissenhaft man mit literarischen Erscheinungen zu verfahren pflegt. Diese drei Bände, voll der interessantesten Beobachtung, voll feiner Bemerkungen, eine unerschöpfliche Fundgrube für den Schriftsteller und jeden Gebildeten, sind entweder noch lange nicht ihrem ganzen Werthe nach anerkannt oder auch wol völlig übersehen worden. Es war gewiß auch das ein edler, wieder aufzunehmender Gedanke des redlichen, so Vieles überwachenden Jean Paul, daß er damit umging solche werthvolle Bücher in Erinnerung und in Beurtheilung zu ziehen, die man unerwähnt gelassen oder denen man doch nicht genug gethan hatte.

Wir unternehmen es im Folgenden einen Dichter zur Sprache zu bringen und wenigstens durch einige Züge ihn zu charakterisiren, der schon lange durch seine lyrischen Gaben so Viele erfreut hat, der unermüdet Neues spendet, der auch schon hier und da mit gerechter Anerkennung beurtheilt, der aber noch nirgend soviel wir wissen in seinem Gesammtwesen, in seiner lyrischen Eigenart betrachtet worden ist. Wir legen der gegenwärtigen Beurtheilung Cäsar von Lengerke's folgende seiner dichterischen Leistungen zugrunde:

1. Gedichte von Cäsar von Lengerke. Gesammtausgabe. Danzig, Gerhard. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Bilder und Sprüche von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.
3. Eine Vision. Im Jubeljahr der Albertina von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.
4. Fliegende Blätter von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Voigt. 1847. 8. 15 Ngr.
5. Lebensbilderbuch von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1851. 8. 1 Thlr.
6. Weltgeheimnisse von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1851. 8. 15 Ngr.

Das was unsern in Rede stehenden Dichter ganz

besonders zu charakterisiren scheint ist die möglichste Unabhängigkeit von Demjenigen was man Stimmung zu nennen beliebt, ein Seelenzustand der doch meistens von außen her oder doch wenigstens durch Lieblingsgegenstände des äußern oder innern Lebens bedingt wird. Es ist bekannt daß selbst sehr große Dichter auf Stimmung viel gegeben haben und geben mußten. Auch kann es uns nicht einfallen die Stimmung bei Cäsar von Lengerke gar nicht in Anschlag bringen zu wollen. Welcher Künstler, welcher Mensch wäre ganz von ihren Einflüssen frei und hätte sich zu jeder Zeit und unter allen Umständen gleich sehr in seiner Gewalt, um zu produciren oder doch zu wirken? Wenn wir nun bei unserm Dichter die Stimmung, dieses gleichzeitige Zusammentreffen von Empfänglichkeit, Einfall und Ausdruck, weniger hervorheben, so hat dieses nur den Sinn daß wir in all seinen Dichtungen eine im Durchschnitt sich gleichbleibende Aufgewecktheit und Sangeslust bemerken. Die oben namhaft gemachte erste Sammlung seiner Gedichte ist für die Art seines Dichtens, für seine immer bereite lyrische Erregbarkeit vorallem mustergebend. Nach einem ganz richtigen Takt hat der Verfasser diese Poesien weder nach Jahren noch nach Inhalt und Form geordnet. Der Frühling des Dichtens hört bei ihm gar nicht auf, oder vielmehr er dichtet nicht blos (um hier auf einen andern Dichter anzuspielen) „trutz Nachtigall", er dichtet trotz jeder Jahreszeit, trotz politischen und natürlichen Wetters, trotz guter und böser Zeit; er dichtet auf einsamen Spaziergängen und im Stadtgewühl; er dichtet für das aufjauchzende wie verzweifelnde Herz; er dichtet für Zweckessen wie mit aller Zartheit und in allem Seelensturm am Grabe eines geliebten Kindes.

Daher finden wir denn auch, wenn wir die erste Sammlung dieser Gedichte überschauen, wie sie Tag und Nacht, wie sie das Leben in seinem bunten Wechsel dem Verfasser gebracht hat, die kunterbunteste Mannichfaltigkeit der Aufgaben in völliger Ungenirtheit nebeneinander und alle von einer nie ausgehenden Munterkeit und Dichterlust herausgeboren. Da ist es bald die Erinnerung an einen Gleichgesinnten, mit dem der Dichter beim Becherklange unvergeßliche Stunden gefeiert hat, oder es ist der Hinausblick auf das Meer, ein Andenken voll Schwermuth und Schmerz, oder es ist eine Predigt, zu der den Dichter die allgewaltige Natur stimmt, oder eine Komödiantenstube, in die er sich plötzlich versetzt sieht, und so sind es auch im Fernern Liebe und Haß, Seligkeit und Qual, Politisches und Religiöses, Weltliches und Geistliches, Familie und öffentliches Leben, Geburt und Tod, Zeit und Ewigkeit, die ihn in schnellen Uebergängen gleich sehr in Anspruch nehmen und zu Worte bringen, ohne daß der Dichter, wie weit und breit er sich auch herumwendet, wie sorglos-naiv er auch Alles in Betracht zieht, je die Tiefe vernachlässigte oder eine lyrische Pointe, die seine Hauptstärke ist, schuldig bliebe, eine Schärfe die bei ihm im Epigrammatischen, Satirischen oft sehr verletzend werden kann.

Wenn wir nun aber oben bemerkten daß Cäsar von Lengerke in seiner Lyrik keinen eigentlichen Lieblingsgegenstand verrathe, das heißt kein Object welches für ihn vorzugsweise ergiebig wäre, dem er sich immer wieder zuwendete, so ist damit doch keineswegs gesagt daß auch sein dichterisches Naturell nicht vorherrschende Sympathien kundgebe. Diese lassen sich zu Gunsten seiner Poesie sehr wohl und auf das allerbestimmteste nachweisen, wodurch seine Dichtung eben einen sehr individuellen, subjectiven Charakter bekommt. Dieser Charakter aber prägt sich ihm nirgend durch den Gegenstand auf, obwol er sehr objectiv trotz aller Lyrik herauszugestalten vermag, sondern allein durch sein persönliches, subjectives Behagen. Lengerke ist auch in seinem dichterischen Verfahren eine durchaus gesellige Natur, und selbst wenn ihn das Leben verwundet hat, wenn er durch das Scheiden geliebter Wesen sich vereinsamt fühlt, die Gesellschaft flieht, die verborgenste Einsamkeit sucht, auch dann ist er noch gesellig, verräth er seinen Geselligkeitshang durch einen gewissen leichten, muntern Gesprächston weniger der Form als dem Gehalte und Inhalte nach; daher ihm auch die Liedesweise so vortrefflich gelingt.

Diesem Geselligen fügt sich aber in seinem Dichten auch sogleich das Beschauliche. So jedoch daß diese Liebe zum Nachdenklichen bei ihm nie in eine geistliche Askese ausläuft, sondern immer wieder den Lebens- und Weltreiz in die Beschauung, in die lyrische Contemplation hereinnimmt und so Umgang und Betrachtung, Erfahrung und Anschauung, Scherz und Ernst auf das heiterste in Eins bildet. Wenn unser Dichter daher auch überall so unabhängig in seiner Lyrik ist daß er keines großen Aufwands von außen her bedarf, nicht der Reisebeobachtung und also auch nicht des unmittelbaren Reiselebens selbst, nicht der Anspielung auf Lecture, nicht der ganzen Breite unsers modernen Culturapparats, so verräth sich in seinem Dichten doch ganz unverkennbar, wie sehr er einen gewissen freien, in keiner Weise genirten Verkehr mit Geistesgenossen liebt, einen Verkehr der seine Lebensluft findet in dem ungehemmten, unüberwachten Austausch des Gedankens, den kühnsten Schwung nicht ausgenommen, in einem Beleuchten des Tageslaufs mit dreisten Lichtern der Persifflage; und wie Geist hier in Geist blitzt im Wechselverkehr des Gesprächs, so wird auch von Rechts wegen, da Dichter und der Dichtkunst Empfängliche sich hier verständigen, der Wein kredenzt werden, ja es darf auch wol jenes narkotische Reizmittel, der Tabak, wie es der Orient ohnehin liebt, nicht ausbleiben. Und so würde als ein Beweis daß Dichter auch der entferntesten Gegenden im Punkte des Behagens und Umgangs sich verständigen, jener Mirza-Schaffy, von dem uns Friedrich Bodenstedt in seinem „Tausendundein Tag im Orient" so Anmuthiges erzählt, mit unserm deutschen Lengerke gleichfalls auf das beste sich zurechtfinden; sie würden in Sitte und Gesprächsweise übereinstimmen, und es würde sich ihnen der ganze Austausch des Tiefempfundenen mit gleicher Nothwendigkeit in die heiterste Stegreifdichtung ergießen. Dies westöstliche Le-

bensglück und Sängerthum, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, wie es seinen Inhalt aus immer neuen Anschauungen entnimmt, wird in den Gedichten Cäsar von Lengerke's wie ein Cultus gefeiert und scheint, nach der Innigkeit und dem Hochgefühle des Ausdrucks zu urtheilen, von ihm als ein letztes, in allen Lebenstagen treubleibendes erprobt worden zu sein, sodaß der Dichter, der sich bekanntlich auch als ausgezeichneter Orientalist einen Namen erworben hat, wol lieber auf den ganzen Schatz seines Wissens über den Orient verzichtete als daß er seinem poetischen Schaffen entsagte, welches ihm nach allen Dämmerungen und Finsternissen den Morgen immer wieder heraufführt und ihn sogar auf den ewigen Morgen hinweist. Diesen Sieg seiner Muse über alle Finsternisse feiert er z. B. im Folgenden:

> Es will nun Abend werden,
> Doch wär's auch finst'rer noch,
> Wir schauen einst auf Erden
> Die Morgenröthe doch!
>
> Weil aber noch ohn' Ende
> Die Nacht voll Trug und Wahn,
> So zündet Feuerbrände
> Auf allen Höhen an!
>
> Und will die Nacht nicht wanken,
> Habt dennoch rechten Muth:
> Schickt Blitze von Gedanken
> Hinaus in Feuerglut.
>
> Und sollt' die Nacht nicht weichen?
> Seht ihr die Sterne nicht?
> Die Nacht gibt selbst ein Zeichen
> Vom künft'gen Morgenlicht.
>
> Denn in der Zeiten Dunkel
> Zieht heller Geister Schar
> Herauf wie Sterngefunkel
> Und macht die Nacht uns klar.
>
> Einst schmilzt zu Frührothsflammen
> Der Herr der Ewigkeit
> Der Sterne Licht zusammen
> Und leuchtet durch die Zeit!

So müssen wir es auch hier schon an jenem Dichter ebenfalls als charakteristischen Zug hervorheben daß er nie dessen uneingedenk bleibt, woher alle Lebensoffenbarung kommt und wohin sie geht; daß er, ungeachtet er, wie bereits angedeutet worden, gern auf Tagesereignisse einlenkt und von seinen poetischen Bildern auch gern politische Schlaglichter ausgehen läßt, daß er sich doch nie den Irrthum so vieler Modernen hat zuschuldenkommen lassen, als könne auch die Poesie mit dem bloßen Diesseits abschließen und den Weltproceß feiern oder ihn wol gar nachbilden, ohne ihre Huldigung einem Wesen darzubringen in dessen schöpferischer Allmacht auch das Schöne seinen letzten Grund hat. Im Gegentheil finden wir bei Cäsar von Lengerke durchaus die Ehrfurcht vor einem Heiligsten, Urschöpferischen und das tiefsinnige Ahnen eines noch unerschlossenen Geisterreichs. Dieser Dichter weiß es sehr wohl daß der Poet sich sozusagen den Boden unter den Füßen entzieht, seinen Standpunkt untergräbt, aber auch um diejenige entzückende Fernsicht bringt welche ihm in der Weite und Höhe unzählige Anschauungen allmälig vermittelt, wenn er das Geheimniß antastet, wenn er es sogar leugnet und sich mit platter Alltagswahrheit begnügt. Doch wir kommen später auf alle diese Punkte mit Nothwendigkeit noch ein mal zu sprechen, bei Gelegenheit des Didaktischen. Jenen unendlichen Reiz des Mysteriums meint unser Dichter, wenn er singt:

> Zweifelnd geht der Sterbliche durchs Leben,
> Sinnend schaut er nach der Sterne Lauf,
> Und er ruft: Du magst die Deutung geben,
> Löse meiner Abkunft Räthsel auf;
> Geist, der dort im Abendstern entglommen
> Und verhüllt durch alle Welten kreist,
> Künde mir, von wannen ich gekommen,
> Sprich, wo meine Heimat, ew'ger Geist!
>
> Lichte jenen Pfad mit deiner Helle,
> Den ich einst von dir gezogen bin,
> Führe an des Heiligthumes Schwelle,
> Wo ihm Lösung wird, den Zweifler hin.
> Er bevölkerte mit seinen Träumen
> Diese Nacht und steht nun fragend hier,
> Denn nur Märchenbilder sah er keimen,
> Wahrheit aber fodert er von dir!
>
> Ach! Geheimnißvolle Töne schlagen
> An mein Herz und weisen mich an dich,
> Alle Stimmen der Natur befragen,
> Ew'ger Geist, um meine Abkunft mich.
> Sieh', es fragt die Nacht mich, wenn sie trüber
> Meine schwermuthsvolle Seele stimmt
> Und zum bilderreichen Flug hinüber
> Den Erschöpften in die Arme nimmt.
>
> Wenn die Blume welkt und Thaulicht trinket,
> Seufz' ich leise: Bin ich nicht wie du?
> Auch der Pilger schlürfet, wenn er sinket,
> Lichtesquell und blüht dem Himmel zu!
> Seh' ich, wie der Nebel sich entfaltet,
> Niedersäuselnd, frag' ich himmelwärts:
> Ist der Mensch nicht schwach wie du gestaltet?
> Löst sich nicht in Thränen auf sein Herz?
>
> Alles fragt: Woher kommst du gegangen?
> Sprich, wo deines Daseins Quelle fließt?
> Ach, der Ungewißheit Schleier hangen
> Ueber einer Zeit die dunkel ist.
> In mir ruht die Antwort, aber lösen
> Kann ich meiner Lippe Siegel nicht,
> Und von einer Zeit, die einst gewesen,
> Spricht nur Ahnung, sie erhellt kein Licht!
>
> Schweigend muß ich mein Geheimniß wahren!
> Aber kann es nicht der erste Blick
> Eines Sterbenden uns offenbaren,
> Der ins Jenseits fällt und dann zurück?
> Ach, auch er wird keine Antwort geben!
> Keinen Rückblick gönnt der Tod! Er ruft —
> Und es nimmt der Mensch mit seinem Leben
> Das Geheimniß mit in seine Gruft.

Wie der Dichter hier beim Schlusse der letzten Strophe anlangt und ausdrücklich das Geheimniß hervorhebt, so offenbart er in dieser Stelle wie in vielen andern seiner lyrischen Ergüsse daß es für ihn eine tiefere Nothwendigkeit hat als solches bei den meisten Lyrikern der Fall zu sein pflegt, auch die Geheimnisse des Weltwesens im großen Ganzen dichterisch zu betrachten, sodaß es nur eine Consequenz seiner dichteri-

schen Entfaltung ist daß wir später unter seinen Poesien auch einem Gedichte „Weltgeheimnisse" begegnen. Diese enge Verschwisterung der Lyrik mit der Didaktik ist einer der tiefsten Grundzüge in der Dichtungsweise Lengerke's und hat seinen letzten Quellpunkt in der orientalischen Sinnesart dieses Poeten, daher er denn auch als Didaktiker nie metaphysisch wird, sondern immer beschaulich bleibt, nie in den blos untersuchenden Ernst übergeht, vielmehr, auch vom Schmerze des Lebens erfaßt, zur Lebenslust zurückkehrt. Diese Rückkehr zur Heiterkeit und zum Genuß wird bei ihm durch ein ganz bestimmtes Ferment vermittelt, nämlich durch das Epigrammatische, oft auch Sarkastische, Persifflirende, wo er freilich an eine Klippe gelangt die er nicht immer ohne Eintrag seines poetischen Werths umschifft. Doch kommen wir auch hierauf sogleich noch ein mal zu sprechen und gehen zunächst auf die weitere Betrachtung der Gesammtausgabe vom Jahre 1843 ein.

Wir gedachten schon früher der außerordentlichen Begabung unsers Dichters, mit Gewandtheit, mit schöpferischer Beseelung und Gestaltung die Gelegenheit zu benutzen, um aus jeder, wiefern sie überhaupt dazu geeignet ist, ein Gedicht zu gewinnen. Hier ist Lengerke in seinem Hervorbringen oft ganz besonders glücklich, hier strömt er seine Lyrik oft am reinsten aus, mit einer Gedankenanmuth und Frische, mit einer Leichtigkeit, innigen Heiterkeit und einem musikalischen Rhythmus, welche dem sinnigen Componisten, ja sogar bisweilen dem Munde des Volks sich auf das günstigste fügen. Von dieser Seite her namentlich verdiente der Dichter noch beiweitem mehr gekannt und benutzt zu werden als es bis dahin schon der Fall gewesen ist. Wir gedenken, um einen Beleg für den musikalischen Wohllaut seiner Sprache zu geben, des allerliebsten „Reine Freude":

Allezeit, alle Tag',
Wie man wol wünschen mag,
Kann man, o nein!
Fröhlich nicht sein.
Thut auch kein Finger weh,
Blitze durchzucken jäh,
Stürme durchweh'n
Heiterste Höh'n.

Das ist erst rechte Freud':
Bleibt sie, ohn' Herzeleid,
Bis sie vorbei,
Hold uns und treu.

Wenn wir das Reinlyrische und Reindidaktische überall als die beiden Hauptrichtungen in den Gedichten Cäsar von Lengerke's ausgesprochen finden, denen das Sarkastische als Moment nur gleichsam zum Intermezzo dient, zur Auflösung gewisser Mistöne die den Dichter mitunter anwandeln, so gelingt ihm auch solche Auflösung oft vortrefflich; nur dann und wann erfährt auch er, wie schon so Viele vor ihm es erfahren haben und daran oft sogar zugrundegingen, wie gefährlich es ist die Ungunst der Tagesereignisse, der persönlichen Begegnisse in die Poesie mit aufzunehmen und die Bitterkeit, den Groll recht absichtlich stark aufzutragen. Es sei dem wahren Dichter völlig unverwehrt die Schärfe walten zu lassen, seinen Angriff gegen Vorurtheile, Anmaßungen, Verschrobenheiten und Misgestalten voller Dünkel aller Art zu richten, und wir dürfen was Deutschland betrifft nur an die weltberühmten Xenien unserer beiden größten Dichter denken, um es außer Zweifel zu setzen daß die Poesie auch in solchem Verfahren unendlichen Segen verbreitet; aber dann darf der Dichter nie beim Zorn verweilen, er darf den Haß nie mit besonderer Vorliebe, auch nicht einmal mit Liebe auftragen, er darf in seinem Gedicht nie in der Verletzung schon eine Genugthuung finden, sonst verletzt er sich selbst in seinem innersten Wesen, er stört seinen Frieden auf, er kann sogar, bei allem Geschmack den er sonst besitzt, in einzelnen Wendungen das Widerliche hervorbringen. Dergleichen Ausartungen finden sich bei unserm sonst so ausgezeichneten Dichter z. B. in der „Stimme aus Zion" vor. Indessen ist Derartiges bei ihm immer nur die Ausnahme von der herrschenden Anmuth und Fülle des Sinnigen und Treffenden auch im Epigrammatischen und Sarkastischen.

Oft spielt die Lebenslust bei Lengerke, zumal in der Skolie, in die lieblichste Schalkhaftigkeit hinein, wofür wir sehr viele Dichtungen aus der Gesammtausgabe von 1843 namhaft machen könnten; wir begnügen uns mit der folgenden „Neigung".

Wegzutändeln mir die Grillen,
Wack'rer Küfer, führe du
Mir aus deiner Kellerschule
Eine junge Pflanze zu.

Nicht die feurige vom Rheine,
Noch die dunkle von Burgund!
Nicht nach Raserei der Liebe
Lechzen g'rade Herz und Mund.

Bring' ein Weinchen zum Verführen,
Blond und mit dem Aug' so rein,
Zärtlich wie ein kleines Mädchen,
Bring' den sanften Moselwein!

Cäsar von Lengerke ist seinem ganzen Wesen und Ausdrucke nach ein echt norddeutscher Dichter. Die Art wie er mit der Natur verkehrt, wie er das Menschenleben auffaßt, wie er einzelne Gestalten oder auch wol ganze Gruppen aus demselben herausproducirt, verräth eine durch Klima und Sitte gestählte Kraft, eine von früh auf auch den Kampf mit der Außenwelt nicht scheuende Rüstigkeit. Dennoch besitzt er die ausgezeichnete Gabe auch die Reize des südlichen Himmels, einer kampflosern Existenz nicht blos in sich aufzunehmen, sondern sie auch selbständig wiederzugeben, sodaß er wenigstens die deutsche Lyrik in einer Vollständigkeit repräsentirt welche ihm jedenfalls eine Stelle unter den reichsten Lyrikern unsers Vaterlandes zusichert. Gewiß hat in Königsberg in Preußen noch nie ein Dichter gelebt der sich im Lyrischen einer so frischen Phantasie, einer so leichten Beweglichkeit, einer so abgerundeten und doch eigenthümlichen Form der Sprache hat rühmen dürfen, und nur Friedrich Bobrik dürfte ihm auf dem Gebiete des Liedes gleichgestellt werden. In der Vielseitigkeit

des lyrischen Elements, in der sinnvollen, zarten und anmuthigen, heitern wie ernsten Behandlung desselben, in der Kunst es mit dem Didaktischen zu verbinden, in den scharfen Norden die weiche Beschaulichkeit des Orients hineinzubilden und doch auch, wie bereits angedeutet worden, das Südliche und zwar das Süddeutsche glücklich zu pflegen und in all solcher Sangeslust unerschöpflich zu sein, hierin ist Cäsar von Lengerke unter uns einzig in seiner Art und darf also umsoweniger von der Literaturgeschichte der Zukunft und von den bessern gründlich verfahrenden Zeitschriften übersehen werden, wenn man sich nicht einen wesentlichen Mangel zuschuldenkommen lassen will. Es ist bewundernswerth wie sich dieser Dichter eine solche Thätigkeit hat erhalten können, in einer Gegend welche weder was das Klima, die Natur noch was die geselligen Zustände betrifft, dem poetischen Menschen Abwechselung oder auch nur besonders geeignete Stoffe überhaupt darbietet. Nur die Nähe des Meers, die allerdings großartig malerischen Ufergelände der Ostsee, mit einer Saison die sogar unsern kalten Verstandesnaturen bisweilen einen poetischen Anflug ertheilt, dürften unserm Dichter von außen her einigen Ersatz geboten haben; im Uebrigen hat er größtentheils erst die mühevolle Arbeit der Umschmelzung der Stoffe aufsichnehmen müssen, um auch nur die Gegenstände poetisch gerecht zu finden. Das was ihm dabei die Mühe erleichterte und es herbeiführte daß er in keinem Betracht einem unserer deutschen Lyriker nachsteht, war eben Das was den Dichter überall ausmacht, schon der poetische Gesichtspunkt für die Objecte, schon die ideale Beseelung des Stofflichen, die Bevölkerung durch die Phantasie des an sich Oeden, die Gestaltungskraft, vorallem aber die innere Wärme, die den Frühling auch da hinzaubert wo er in der Wirklichkeit oft gar nicht vorhanden oder oft rauh genug oder doch wenigstens nur kurz ist. Und doch ist es bei unserm Dichter, wie der Kenner einräumen wird, auch nirgend künstliche Wärme welche seine Gebilde hervortreibt; er gibt nie bloße Kunstblumen der Metrik, Treibhauspflanzen des Nordens, sondern trotz des Nordens den vollen warmen Lebenshauch eines Frühlings, in dem der wahre Dichter allerdings sich immerdar weiß. In diesem Sinne dichtete er:

Innerer Frühling.

Du böser Winter stürm' um mich,
Doch thu' nicht allzu schlimm,
Ich habe Waffen gegen dich,
Zu trotzen deinem Grimm.

Ein Frühling lebt mir im Gemüth
Voll Liebesseligkeit,
Durch seine hellen Blumen zieht
Das Auge still erfreut.

Mir ist, als dächt' Natur nun auch
Still an ihr Frühlingsglück,
Als kehrt' ein leiser Rosenhauch
Auf ihre Wang' zurück.

Mir ist, als sproßt' die Blüt' am Baum,
Als grünt' es fern und nah!
Ihr lächelt wol und nennt es Traum?
O nein, der Lenz ist da!

Die vollendete Schönheit des dichterischen Werths erreicht Cäsar von Lengerke in dem geselligen Liede, welches bei ihm oft in den süßesten Volkston übergeht, in der Elegie, wie die herrlichen Dichtungen „An Benoni's Grabe" beweisen, und in denjenigen Poesien welche ganz besonders die Liebe zum Gegenstande haben, in denen er der echt norddeutsche Minnesänger ist, von einer Kindlichkeit und Zartheit, aber auch von einer Innigkeit und Glut erfüllt, wie solche in größerer Reinheit keinem schwäbischen Dichter zueigen sein können. Man weiß wahrlich nicht, soll man in der Erfindung und Ausführung der drei angegebenen Richtungen mehr die Neuheit, Fülle, Feinheit, Tiefe der Gedanken, ihre Schönheit anerkennen oder die Durchsichtigkeit, das Fließende und Melodische der Form; kurz es ist eine Verschmelzung, eine Durchdringung aller lyrischen Momente zu einer ergreifenden Gesammtwirkung. Erfreuen wir uns aus dem zuletzt angegebenen Genre noch des folgenden:

Verständniß.

Ich schrieb ihr in die Ferne,
Wohl klang es frisch und frei,
Es sollte Trost ihr geben,
Doch weint' ich still dabei.

Ich wehrte nicht der Thräne,
Denn, dacht' ich, Niemand sieht
Dein Weh, das ruht für Alle
Geheim in deinem Lied.

Hinaus that ich es senden,
So ging's von Haus zu Haus,
Und frohe Augen lasen
Nicht meinen Schmerz heraus.

Doch als mein Lieb' es hörte,
Wie schwoll das Herz ihm bang!
Da mußt' es herzlich weinen,
Wie froh das Lied auch klang.

Hier und da setzen die Lieder unsers Dichters in der Gesammtausgabe von 1843 auch schon zum Genrebildlichen an, welches er später, besonders in den „Lebensbildern", zu seltener Schönheit cultivirt; gegen das Ende jener Sammlung wendet er sich dem Romanzen- und Balladenartigen zu und weiß uns auch hier mit trefflichen, eigenthümlich durchgeführten Gaben zu überraschen.

Wir gehen in unserer Betrachtung zu den „Bildern und Sprüchen" wie zu den „Fliegenden Blättern" mit Einschluß der „Vision" über und können uns hier kürzer fassen, indem die bereits herausgestellten charakteristischen Grundzüge Lengerke's sich auch in diesen Hervorbringungen, wenn auch meistens wieder mit neuer Erfindung ausgestattet, leicht entdecken lassen. In den „Bildern und Sprüchen" macht sich ihrer und des Verfassers Natur nach ganz besonders oft das Orientalisch-Beschauliche geltend. Sie zeichnen sich durch Tiefe, durch Sinnigkeit des Inhalts, durch transparente Fassung desselben in rhythmischer Mannichfaltigkeit aus, bei welcher Gelegenheit wir bemerken, was auch von einigen Gedichten der ersten Sammlung gesagt werden muß, daß unser

Dichter oft in längern Versen und Strophen, ohne breitspurig zu werden, die ganze Volltönigkeit unserer Sprache dem Ohre höchst annehmlich zu machen vermag, während doch auch leichtere, kürzere Weisen der metrischen Bewegung ihm zu gleichem Wohllaut gelingen.

Um eine Probe seiner tief innerlichen und dennoch klar ausgesprochenen Beschaulichkeit zu geben, wählen wir das Gedicht

Lebensstille.

Wenn auch das Leben Nichts erregt,
Was draußen sich begeben —
Wie irrt doch, wer den Glauben hegt:
Dann stehe still das Leben!
Mir ist es: Engel müßten nah'n,
Lauschend der Seele Leben,
In dessen innern Tiefen dann
Die Saiten zitternd beben.
Des Lebens feinster Nerv erwacht,
Es strömt aus tiefster Quelle
Und mehrt — sei's nun des Himmels Macht,
Sei es die Macht der Hölle.

Zur Stunde, wo der Falter dort
Entwickelt seine Schwingen,
Ist still er am verschwieg'nen Ort,
Wohin kein Aug' mag dringen;
Zu solcher Stunde, wo Natur
Geheim ihn will gestalten,
Da scheint sein ganzes Leben nur
Tiefinnerlich zu walten;
Und doch erzeugt die Sphinx der Nacht
Derselben Stunde Stille,
Wie jenen Falter, der erwacht
Zu Tages Glanz und Fülle.

Bisweilen hat der Dichter auch in den beiden in Rede stehenden Sammlungen seinen Gegenstand der Zeit und zwar dem eben abrollenden Tageslauf entnommen, wo denn auch Dasselbe eintritt was wir an seiner Muse bereits oben gerügt haben, daß sie sich nämlich vergrollt, daß sie dann fast ihres himmlischen Ursprungs, ihres heiligen Berufs, Alles und Jedes zu verklären, ohne es deshalb zu verfälschen oder ihm zu schmeicheln, mitunter vergißt. Ungestraft wird kein Dichter grell in Grell malen, ja er wird wo er so malt nicht einmal treffen, denn es muß auch auf die Poesie und den Poeten eine Anwendung erleiden das vielsagende Wort: Gott läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, und der Dichter soll auch in dieser Beziehung Gott nachfolgen.

Wir sehen das eben Hervorgehobene auch in den so echt Poetisches enthaltenden „Lebensbildern" bestätigt, in denen Cäsar von Lengerke, zumal da wo er sich mit lobenswerther Wärme den Leiden des Volks zuwendet, auch oft zu stark ins Grelle, ins Gräßliche und Wilde scheltend sich verliert und dadurch die Wirkung wieder aufhebt welche er sonst in reichem Maße haben würde. Gibt uns der Dichter in seinen „Lebensbildern" seine Stärke im Genrebildlichen nicht selten bis zu höchster Vollendung kund, da wo er aus dem Lichte des Ideals seine Gestalten hervorgehen läßt, indem er sie gleichsam aus erdigem Grunde mit Strahlen des Himmels herausdaguerreotypirt, so begnügt er sich doch auch bisweilen damit, das blos Erdhafte, die nackte, rohe Wirklichkeit unter einen Reverbère zu bringen, welcher uns seine rothen Lichter widerlich zurückwirft und Scenen beleuchtet die im Sinne der alltäglichen Wirklichkeit leider völlig wahr sein mögen, die aber so abgebildet Nichts weniger als poetisch sind. Poetische Momente und ganze Partien werden uns auch hier begegnen, denn ein so überaus reicher, geschmackvoller und gewandter Dichter wird sich nie durchaus untreu: aber Strophen wie folgende finden wir zu wenig dem schöpferischen Umbildungsprocesse unterworfen als daß wir sie in einem Gedichte gelten lassen dürften. So wenn es unter der Ueberschrift „Der Mucker" vom Handwerksmanne heißt:

Und leis' erhebt er sich um Mitternacht,
Behutsam leuchtet er umher im Kreise,
Doch schlafen Alle, Keiner ist erwacht.
Er betet aus dem Psalter David's leise.
Dann springt er auf, erfaßt ein Messer fest
Und hat die Seinen rasch zum Tod getroffen.
Ihm selbst, als er das Messer fallen läßt,
Klafft auf der Brust die Wunde breit und offen.

Oder eine Stelle aus „Ein Weib aus dem Volk", wo es von einem Manne lautet:

Ihn macht das Laster dann vom Elend frei,
Will ihm zu Haus ans Herz der Jammer greifen.
Zur Schenke geht er, um in Völlerei
Mit Branntewein den Kummer zu ersäufen.
Im eig'nen Haushalt leidet's ihn nicht mehr,
Er zürnt, wenn stumme Leiden ihn verklagen,
Und kommt er trunken von der Schenke her,
Hört man ihn wüthend Weib und Kind zerschlagen.

Man könnte einwenden daß diese Strophen nur aus ihrer Verbindung genommen einen unschönen Eindruck hervorbrächten, indessen prüfe man sie im Zusammenhange des Ganzen, und man wird schwerlich leugnen wollen daß die Grellheit und sogar die Unpoesie dieser beiden Stellen dieselbe bleibt, wie schon daraus dem Prüfenden sich ergeben wird, wenn er sie des Metrums und Reims entkleidet und auch der Form nach in Prosa auflöst. Der sonst so wackere Dichter würde unser Mitgefühl mit den Leiden des Volks in einem viel höhern Grade hervorgerufen haben, wenn er in der Zusammenstellung der Züge, der charakteristischen Merkmale wählerischer gewesen wäre, denn überall wird das Widerliche auch auf das Mitgefühl eine störende Wirkung ausüben. Wir durften diesen Tadel hier umsoweniger unausgesprochen lassen, als er sich auf einen Dichter bezieht der im Besitze alles Dessen ist was dergleichen vermeiden kann.

Die „Lebensbilder" von Cäsar von Lengerke zerfallen in drei Hauptabschnitte: 1) „Ernste Bilder"; 2) „Heitere Bilder"; 3) „Geschichte. Legende. Märchen." Dem schließt sich noch ein Nachtrag zu 1 an: „Die Göttin der Armuth." Fast alle Vorzüge Lengerke's, wie wir sie an seiner Lyrik schon im Vorigen namhaftgemacht haben, finden sich auch hier wieder, im Inhalt wie in der Form, werden aber auch durch neue Schönheiten,

namentlich durch eine größere Reife und Frische in der Darstellung des unmittelbaren Lebens, der Wirklichkeit in deren vollständigsten Einzelheiten noch bereichert. Hier beweist sich denn die Phantasie unsers Dichters in ihrer ganzen Stärke, um dem matt und oft so uninteressant vorsichgehenden Tageslauf unserer hiesigen Stadtnovellistik nachzuhelfen, aber der Dichter zeigt auch eine so feine und treue Beobachtungsgabe, um sich nichts Originelles entgehen zu lassen, um es sogar in Personen wie sie ihm gesessen haben wiederzugeben und es zugleich in die Sphäre des allgemein menschlichen Interesses hineinzuversetzen. Wir finden hier daher schon unter den ernsten Skizzen und Ausführungen Portraits und Genrebilder die meisterhaft gezeichnet und gemalt sind, die zwar auf localen Wahrnehmungen beruhen, zu denen sich aber die entsprechenden Originale auch anderswo, besonders in Deutschland, leicht entdecken lassen, und selbst über Deutschland hinaus wird man mit einigen Modificationen Das vollauf bewährt sehen was ein ostpreußischer Dichter mit so glücklichen Strichen und Farben zur Erscheinung bringt. Es ist in romanhaften und genrebildlichen Darstellungen des modernen Lebens oft schon von weiblichen Wesen der Bürgerclasse die Rede gewesen, die in solch bescheidener Mitte und oft sogar allein stehend, sich still und redlich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und spärlich vom Glücke bedacht dennoch nicht aufhören stille Hoffnungen zu hegen, indem sie hingeneigt Tag aus Tag ein auf ihre Handarbeit, von einer Zukunft träumen die oft nicht entfernt eintrifft, oft aber auch in Erfüllung geht. Man weiß wie reizend uns sogar George Sand ihre Grisetten geschildert hat. Man wird indessen zugeben müssen daß es auch unserm ostpreußischen Sänger auf das lieblichste gelungen ist uns eine deutsche und zwar eine königsberger Jungfrau der angedeuteten Art gar anmuthig vorzuführen in dem Gedichte

Die Nähterin.

Sie ist ein sittsam-fleißig Kind und geht
In Häusern näh'n um wenig Geld und Essen;
Wenn noch auf früher Zeit der Zeiger steht,
Schon thätig, weil die Zeit ihr kurz gemessen.
Die alte Mutter, d'ran sie zärtlich hängt,
Die kränkelt oft, da darf sie nimmer feiern;
Sie spart sogar, vom Tagsbedarf bedrängt,
Vom Mund sich's ab, sich künftig auszusteuern.

Wie manches Mädchen ging, zum Tanz geschmückt,
Hervor aus ihren künstlerischen Händen!
Es überblickte manche Braut entzückt
Der Nadel zierlich Werk, die reichen Spenden.
Dann dachte sie bei jedem Nadelstich
Des Liebsten wol und seufzte, doch im Stillen,
Und sprach — wenn sie die Braut geschmückt — für sich:
„Wär' ich so weit erst! Doch nach Gottes Willen!"

„Was sorg' ich denn und mache mir Verdruß?
Erlang' ich nur mein Glück in künft'gen Tagen!
Und dann, — mein Schatz, der arme Schelm, er muß
Als Accessist ja auch ums Brot sich plagen!
Und was das künft'ge Jahr uns bringt, wer weiß!" —
Doch sie erkrankt. Die letzten Groschen springen.
Genesen kaum, verdoppelt sich ihr Fleiß,
Um das Versäumte wieder einzubringen.

Doch endlich hat ein Sümmchen sie erspart
Und ernstlich denkt sie an den Tag der Ehren.
Nun hindert Nichts ihr Glück. Befördert ward
Ihr Accessist und kann sie nun ernähren.
Wie selig ist sie! Kehrt sie spät nach Haus,
Dann schafft sie noch bei Nacht in späten Stunden
Am Brautstaat, denn sie stattet selbst sich aus,
Und spät erst hat der Schlaf sich eingefunden.

Sie ruht nicht, bis die Arbeit abgethan.
Das Kleid ist fertig nun. Wie wird sie's zieren!
Sie spricht und sieht dabei den Spiegel an:
„Ich will doch seh'n, wie's sitzt, und anprobiren!"
Und als bei ihres kargen Lichtes Schein
Sie selbst als Braut im Spiegel sich erblickte,
Da lächelt wohlgefällig sie hinein:
„Nicht jede war so leidlich, die ich schmückte."

O segne Gott dich doch zu aller Zeit,
Du gutes Kind, das ist's was ich ihn bitte —
Für deines Fleißes Unverdrossenheit,
Für deine Kindesliebe, deine Sitte!
Es mög' wie heut', da in der Freude Glanz
Der Liebe Rosen deine Wangen zieren,
Wie morgen in ersehnter Myrte Kranz,
Dein Engel dich durchs ganze Leben führen!

In diesem lieblichen Gedichte wetteifert die Wahrheit mit der Schönheit, die Einfachheit mit der Lauterkeit, und keine steht der andern nach, und Alles fügt sich zu einem anmuthigen Ganzen zusammen. So erfreut uns dieselbe Lieblichkeit und Frische, und zwar auch meistens genrebildlicher Art, in dem zweiten Abschnitte dieser Sammlung, nur eben in das Joviale gewendet. Können wir zwar dem Gedichte „Vier Küsse" unsere völlige Befriedigung nicht zuerkennen, so erheitern und befriedigen uns umsomehr „Der Registrator" und „Der alte Candidat". Auch zu diesen letzten beiden, zumal zu dem letzten, wird jedes deutsche Land die Urtypen bis auf den kleinsten Zug darbieten. Ist auch in „Der alte Candidat" eine ganz bestimmte, Jedermann hier bekannte Figur der königsberger Universität wie sie leibt und lebt abconterfeit, so wird wol jede deutsche Universitätsstadt ein Analogon dazu aufzuweisen haben. Die größern oder kleinern Nuancen oder sonstigen Abweichungen werden dem Genusse keinen Eintrag thun. Wir haben es hier mit einem nie abgehenden, nie in das Philisterthum des Amts einkehrenden, ewigen Studenten (wenn er auch bereits Candidat seit etwa 40 Jahren ist) aufzunehmen, also mit einem stark alternden, in das Greisenthum überschreitenden Manne, der indessen noch rüstig, immer noch voller Hoffnungen, immer noch fidel ist und den ganzen Comment des deutschen Studentenwesens sich zueigengemacht hat, wie er ihn denn auch stets im Munde führt. Wie viele Generationen flotter Burschen er auch schon vorüberschwinden sah, er mischt sich in und außer dem Colleg stets noch gern zu den Füchsen. Man sieht ihn nie anders als mit einer hebräischen Bibel unter dem Arm über die Straße gehen, er schreibt in den Vorlesungen nach, er verkehrt auf dem Fechtboden, er speist mit rasendem Appetit an den Convicten der Musensöhne ganze Portionen und diverse Ueberreste auf und ist, wenn auch viel gefoppt, dennoch stets

von Allen gern gesehen, ein unentbehrliches Meuble des studentischen Haus- und Umgangsbedarfs. Aber was das Lustigste ist, obwol er unter den Kommenden und Gehenden der stets Bleibende, unter den Schwänzenden der immerdar Hospitirende und Nachschreibende ist, dennoch weiß er sich stets davon überzeugt daß er nun nächstens seine Pfründe als wohlbestallter Landpfarrer in Besitz nehmen werde; er erzählt allen Studenten und Philistern davon daß er zu einer Stelle bereits vocirt sei und nun nächster Tage unter einem glänzenden Comitat abreisen werde. Darauf hin ist er unausgesetzt in bester Stimmung und doch auch voll Wehmuth, eingedenk der ganz nahen Scheidestunde von seinen geliebten Commilitonen. Das Alles und mehr noch als das hat der Dichter in jenem allerliebsten Genrebilde uns auf das heiterste in Scene gesetzt.

Endlich sei in Betreff der „Lebensbilder" hier noch jenes oben erwähnten, das Ganze dieser Sammlung beschließenden Poems „Die Göttin der Armuth" gedacht. Daß Cäsar von Lengerke im Lyrischen das Höchste zu erreichen vermag, beweist er schon allein in diesem Product. Obwol er sein Thema descriptiv durchführt und das Walten seiner Göttin auf Erden fast genetisch verfolgt, so weiß er damit dennoch odischen Schwung in der feurigsten und gedankentiefsten Art zu verbinden. Man glaubt in der schönen Fülle dieser Strophen einen der größten Meister auf diesem Gebiete, Hölderlin, zu vernehmen. Wie unter dem Wollen und Wirken des Gottes überall sich Oede in Fruchtbarkeit, Böses in Gutes, Fluch in Segen verwandelt, so quillt auch hier aus der rastlosen Thätigkeit der Armuth, welche der Dichter als Göttin personificirt, Reichthum hervor. Das Gedicht ist voller Ueberraschungen in den Wendungen die es nimmt, und bringt den auch sonst in unserer Zeit so vielfach besprochenen Contrast von Mangel und Besitz in durchaus eigenthümlicher, reizender Weise zur Lösung und damit zur Harmonie, ja es eröffnet uns zuletzt noch die Aussicht in eine Zukunft, welche dem Menschenfreunde für so viele Zustände in der Gegenwart Ersatz oder doch wenigstens Beruhigung gewähren wird, eine Aussicht deren nothwendige Erfüllung auch der Denker nicht aufgeben darf, da sie eine ewige Foderung der Vernunft und eines jener Ideale ist, deren Verwirklichung aus einer geordneten Verwendung menschlicher Kräfte, aus der fortgesetzten Thätigkeit der Gesellschaft von selbst erfolgen muß.

Nun hätten wir noch die letzte der Dichtungen Lengerke's, ein größeres und zwar lyrisch didaktisches Werk: „Die Weltgeheimnisse", in nähern Betracht zu ziehen. Es dürfte schon aus der ganzen bisherigen Charakteristik dieses Dichters, aus den Proben welche wir an verschiedenen Stellen gegeben haben, zu genügender Deutlichkeit erhellen daß seine Lyrik in den verschiedenartigsten Richtungen aus dem tiefsten Bedürfnisse des Gemüths zur Didaktik ansetzt, wie wir das bis auf ein bestimmtes Thema hin an einem einzelnen Gedichte bereits im Vorigen nachgewiesen haben, indem der Dichter in demselben ausdrücklich beim „Geheimniß" anlangte. In der jetzt uns beschäftigenden Dichtung wird das Didaktische sogar Grundelement, indem das Mysterium nicht blos in vereinzelten Beziehungen dichterischer Gefühle verbleibt, sondern objectiv auf den Kosmos, auf des Menschen wunderbares Verhältniß zu ihm übertragen und, soweit es die dichterische Phantasie, das Denken im Dichten gestatten will, auch gedeutet wird. Wie viele Sympathien Cäsar von Lengerke mit der Gegenwart, zumal da wo sie auf eine neue Ordnung der gesellschaftlichen Zustände hinarbeitet, auch haben mag, in den Zersetzungen des an und für sich Heiligen, in den Beschränkungen des Menschengeistes auf das bloße Diesseits stimmt er ihr nirgend bei, sodaß wir ihn in seiner Weltanschauung auch niemals dem Materialismus, dem Skepticismus, Pantheismus oder gar dem Atheismus huldigen sehen. Selbst in den heitersten Liedern seiner Geselligkeit, selbst da wo er seiner Bitterkeit oft auf Kosten der Poesie Raum gibt, gemahnt es ihn dem Menschenleben noch einen andern Aufschluß zuzugestehen, als ihn eine gewisse Tendenzpoesie unserer kaum verklungenen Zeitläufe oder nun gar eine Philosophie welche mit dem Sinnlichgewissen des Diesseits endet zuerkennen will. Unser Dichter täuscht sich darüber nicht daß unsere Erde, wieviel des Herrlichen sie bieten mag, wieviel Freude sie Demjenigen gewährt der sich auf die Weihe durch den Geist versteht, doch auch dem Schmerze Tribut leisten muß, daß sie über sich selbst hinausweist, wie sie ja auch das Licht ihres Tages nicht sich selbst gibt, sondern einer Sphäre verdankt die außer ihr im Weltraume vorhanden ist. So erwartet der Dichter die letzte Lösung aller Lebensräthsel, den letzten Aufschluß aller Geheimnisse der Existenz allerdings vom Jenseits im umfassendsten Sinne, von der Unermeßlichkeit des Universums, sodaß er die Lösung nicht in einen irdischen Moment setzt, obwol er die unendliche Bedeutung des Diesseits nicht leugnet, nur daß er es mit dem Jenseits zu einem stetigen Lebensproceß in Eins bildet.

Es ist gewiß nicht blos ein schwieriges, sondern sogar ein höchst bedenkliches Unternehmen, ein so inhaltsreiches Thema, wie der Verfasser es sich gewählt hat, in dem Umfange eines so kleinen Gedichts zu bearbeiten („Die Weltgeheimnisse" Lengerke's zählen 97 Seiten) und doch nicht umhinzukönnen die wichtigsten Probleme der Philosophie wenigstens doch in Anregung zu bringen. Solches Unternehmen wird aber doppelt bedenklich in einer Zeit die eben aus den Erörterungen über politische, sociale, industrielle Gegenstände herkommt und selbst für dergleichen Erwägungen schon schlaff geworden ist. Auch wird der Dichter schon nach der Natur seines Vorwurfs überall auf einen Gegner stoßen, der in unsern Tagen keck genug sich vernehmen läßt, nämlich auf den Unglauben an alles Das was sich mit Händen nicht greifen, wenigstens mit dem Verstande nicht begreifen läßt. Aber noch ein anderer Feind wird ihm aus der unheilvollen Verwirrung des 19. Jahrhun-

derts erwachsen, wir meinen den Ueberglauben, welcher schon von vornherein gegen alle Denkprobleme mistrauisch sich verhält, die in unserm Falle noch sogar von der Poesie zur Sprache gebracht werden. Dennoch hat der Dichter, wie es schon der Prolog andeutet, allen derartigen Bedenklichkeiten gegenüber eine sehr weise Stellung eingenommen. Auch darf er allerdings hoffen, da die Fragen des Gemüths in der menschlichen Natur unaustilgbar sind und oft dann am lautesten werden, wenn die Wissenschaft schwer verständliche Formeln gibt, wenn das Leben mit rücksichtsloser Kälte verfährt, er darf hoffen mit Dem was er beabsichtigt in dichterischer Weise noch am ersten durchzudringen. Er ist dabei gar nicht gemeint die Weltgeheimnisse in allen ihren Weiten und Tiefen zu ergründen, er gedenkt nur ihr wirkliches Vorhandensein in überzeugender Stärke zu erhärten, er will nur das ewig Neue alter Wahrheiten in neuen Wendungen, wo möglich im Gefolge der Schönheit, in Aussicht beseligender Offenbarungen, mitten in der Vergänglichkeit, mitten in der Herbigkeit und im Sturme der Lebensfügungen, wie sie wol ein Jeder erfährt, zu ruhiger, heiterer Gewißheit bringen. Und mit alle Dem hätte er nicht wenig erreicht und würde er Tausenden nicht geringe Wohlthat erweisen. Auch müssen wir, was die Ausführung des Dichters selbst betrifft, eingestehen, er hat sein Thema mit großer Sinnigkeit und Gewandtheit behandelt, er ist ebenso bedacht gewesen seine Strophen mit der Tiefe des Gedankens wie mit der Schönheit der Form auszustatten. Er dringt weit über die gewöhnliche Auffassung seines Gegenstandes hinaus, er weiß das Räumliche und Zeitliche in ihrer ewigen Bedeutung für den Geist außer Zweifel zu setzen und ist weit entfernt von der Weichlichkeit oder Kurzsichtigkeit gewisser Modernen, entweder den Schmerz der irdischen Existenz sich leichtfertig aus dem Sinne zu schlagen oder doch die volle Verwirklichung Dessen was sein soll blos in das Diesseits zu verlegen. Unser Dichter vielmehr erfreut sich der Offenbarungen des Göttlichen auch im Menschlichen, in der ganzen Breite der irdischen Natur, aber ihm entgeht auch nicht der Wurm der Vergänglichkeit in allem Irdischen, ihm entgehen auch nicht die finstern dämonischen Mächte welche die Geschichte der Menschheit und des Individuums oft so unheimlich machen. Jedoch diese Schatten weiß er im Hinausblick auf das Universum und seinen fortgehenden Lebensproceß zu verklären. Das Licht und nicht die Finsterniß siegt für den Geist und durch den Geist in jedem Betracht bei Lengerke. Seine Ideale sind auf das sicherste geborgen und müssen auch für den Menschen zur Verwirklichung gelangen. Gerade der dunkle Grund unserer Erdenleiden wird dem Dichter zur Folie für den teleskopischen Spiegel seiner Phantasie, mit der er in die Unermeßlichkeit hinausdringt und die Ideale als vorhandene, erreichbare Sphären entdeckt, für welche auch der Mensch geschaffen ist, weil er sie denkt, weil er sie schaut. So verkündet er einen Morgen nach jeder Erdennacht und einen Morgen der alle Finsterniß besiegen wird. Es ist sehr bezeichnend für die specielle Natur Lengerke's, wie wir sie auch im Anfange als orientalisch-beschaulich herausgestellt haben, daß er auch nach dem Schlusse seines didaktischen Gedichts noch ein besonderes Finale als Anhang gibt, den er „Beschauliches" nennt, um darin einer Hauptrichtung seiner eigensten Individualität genugzuthun, ein Anhang in dem sich wieder die sinnvollste Weisheit des Orients, mit der Geselligkeit, Zartheit und Anmuth deutscher Lyrik gepaart, wie in den frühern Poesien unsers Dichters auf das erfreulichste wahrnehmen läßt. So muß dieses lyrisch-didaktische Gedicht „Weltgeheimnisse" in jedem für erhabene Anschauungen empfänglichen Gemüth, in Jedem der den Reiz des Denkens auch in der Poesie kennt und die Consequenzen durch weiteres Nachdenken zu verfolgen weiß, es muß in ihm einen bleibenden, die ganze Thätigkeit des Geistes belebenden Eindruck zurücklassen und ihn mit jener Zuversicht erfüllen, welche für sich selbst, vorallem aber für einen von Gott geordneten Weltplan das untrüglichste Zeugniß ablegt; während Zweifelsucht und Mistrauen schon an sich beweisen daß man in das Wesen aller kosmischen Gesetzmäßigkeit auch noch nicht die entfernteste Einsicht erlangt hat. Denn das ist eben ein Vorzug des Lengerke'schen Gedichts vor so vielen andern neuern Versuchen in gebundener Rede, über das Woher und Wohin des Menschenlebens zu beruhigen, daß er die Gesetzmäßigkeit und den letzten Weltzweck nicht in dem Luftrevier einer abstracten Vernunft oder frivolen Einbildungskraft befestigt, sondern daß er die Unverwüstbarkeit des Seins, zumal da wo er es als Bewußtsein faßt, aus der Gottheit selbst ableitet und wieder zu ihr hinüberleitet, ohne je beide Potenzen pantheistisch miteinander zu vermischen.

Dürften wir nun über sämmtliche bisherige Leistungen unsers Dichters mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen, um in Licht- und Schattenpartien seinen lyrisch-didaktischen Charakter beurtheilend zu vervollständigen, so möchten wir zunächst den Gedankenreichthum seiner Production, die Fähigkeit, im Großen und Kleinen Gedanken zu entdecken, poetische Gesichtspunkte aufzufinden, besonders rühmend hervorheben. Diese Gedanken erzeugende oder vielmehr nur entdeckende Kraft (denn was wäre von dem Welt schaffenden Gotte nicht Alles schon vorausgedacht, was der Genius eben nur nachdenken und damit entdecken kann), diese Fähigkeit, da unergründliches Leben, Schönheit und Anmuth zu sehen, wo Tausende früher Nichts gesehen haben, ist eine Eigenthümlichkeit Lengerke's, die er oft sogar in dem kleinsten lyrischen Gedichte gar glücklich bekundet und die ihn den größten Lyrikern deutscher Nation ebenbürtig an die Seite stellt. Noch mehr würde das Alles bei so seltener Gabe des Ausdrucks und Wohllauts von Wirkung auf den Leser oder Hörer sein, wenn unser Dichter nicht im Lyrischen von einer gewissen Hastigkeit des Verfahrens sich fortreißen ließe. Wir empfingen bei ihm oft den Eindruck, wenn er uns in dem geselligen Liede, im Gelegenheitsgedicht, in der Skolie, der Elegie, dem

Sonett, der [illegible]schen Dichtung, der [illegible] durch die Idee, die Pointe, durch den Versgang wie den Reim entzückte, als werde er selbst von einer vorherrschenden Fluctuation des Augenblicks schon wieder über seine Schöpfung hinausgetrieben, als beschäftige er sich, noch während er eben das Eine dichte, schon wieder mit Andern, mit allem Dem was er noch dichten könne und werde; kurz wir bemerkten bisweilen eine Unstätigkeit, ein Voranseilen, welche Flucht in die Zukunft sich nicht ohne Nachtheil seinem Product mittheilte, indem es jene Ruhe, jene Genugsamkeit des echten Kunstwerks vermissen ließ welche die Seligkeit und Sicherheit des schaffenden Gottes ist. Weniger und meistens gar nicht wird das Gerügte bei Cäsar von Lengerke in seinen beschaulichen Dichtungen bemerkbar, was freilich in der Natur der Beschaulichkeit selbst seinen Grund hat. Hier indessen tritt wieder der Mangel ein daß unser Dichter, zumal in dem eigentlich Didaktischen, sich damit begnügt seine Gestaltungskraft allein in der sinnigen und schönen Herausarbeitung des Gedankens hervortreten zu lassen, ohne uns eigentliche Gestalten, lebendige und für das weitere Nachdenken erfrischende Episoden zu geben. Die Episode aber ist außer dem Epos gerade in dem didaktischen Gedicht von unentbehrlicher Wichtigkeit. Die Episode soll angenehm unterbrechen, sie soll, während sie selbst spannt, für neue Spannungen des didaktischen Fortgangs empfänglich machen, sie soll durch Mannichfaltigkeit auch die Ausdauer in der Vertiefung erhalten. Der Mangel des Episodischen wird daher auch in den „Weltgeheimnissen" Lengerke's bei sonst Trefflichem doppelt bemerkbar. Die Menge, also das Volk der Leser, will neben der Mühe und Arbeit des Denkens auch die Festzeit der Unterhaltung; es will panem et circenses; sonst hält es bei der bloßen Nützlichkeit oder dem Ernste der Didaktik nicht aus. Was der Dichter in Betreff dieses Fehlenden zu leisten vermöchte, wenn er nur wollte, das hat er in seinen so anmuthig ausgeführten, wahrhaft erheiternden genrebildlichen Darstellungen im Lyrischen andentaggelegt.

Nun aber Alles in Allem genommen ist und bleibt Cäsar von Lengerke einer der reichsten, geschmackvollsten lyrischen Dichter unsers deutschen Vaterlandes, der es schon längst verdient hat in die Annalen unserer Literatur eingetragen zu werden, und der es wiederum beweist daß der wahrhafte Genius über alles Klimatische, Gesellig-Unfruchtbare, ja sogar über das Schmerzvolle eigener Schicksale sich hinauszuschwingen vermag, indem er in jedem Zeitalter und auch unter den rauhen Stürmen von Tomi, auch wenn er völlig vereinsamte, fortdichten würde, fortdichten müßte, da er seiner Natur nach die Kraft hat jede Oede durch innere Metamorphosen auch äußerlich zu beleben und aus der tiefsten Einsamkeit Welten hervorzuzaubern, welche ihm jetzt und einst auch der Nachwelt die reichste Geselligkeit zuführen. Möge aber auch schon die Mitwelt bei Dem einkehren was er geschaffen hat, und möge er selbst auch ferner noch von der Muse begünstigt werden!

Alexander Jung.

Fahrende Schüler, Bacchanten und Schützen.

Wenn wir heutzutage einen Blick auf unsere Schulbildung werfen und sehen wie sich Alles in seiner regel- und planmäßigen Weise abwindet, wie wir von Sexta nach Quinta und so immer weiter kommen, bis wir endlich auf der Universität wieder ein geordnetes Ganzes finden; wenn wir sehen wie schon von früher Kindheit an uns also eine Menge von nöthigen und unnöthigen Kenntnissen zu leichter Aneignung geboten wird, so möchten wir uns kaum aller der verschlungenen und verwickelten Verhältnisse, der Unordnung und Unbestimmtheit erinnern, durch welche unser Schulwesen hindurchgegangen ist ehe es zu dieser Gliederung gelangte.

In dem Nachfolgenden soll nun aus der Masse der Erscheinungen ein Bild gerade des buntesten und regellosesten Lebens herausgenommen werden, ein Bild aus dem Leben der Fahrenden Schüler. Für den Zusammenhang der Darstellung bedarf es jedoch eines weitern Ausholens.

Die erste christliche Cultur erhielt Deutschland durch Missionare wie St.-Gallus (Columban) und Andere, vorzüglich aber durch Winfried, der sich durch seinen Eifer um die Bekehrung der Deutschen den Namen Bonifacius erwarb und als Apostel der Deutschen bekannt ist. Es entstanden schon am Ende des 7. Jahrhunderts, dann am Anfang des 8. und in der folgenden Zeit Klöster in verschiedenen Gegenden, welche heilsam nicht nur auf Entwilderung der Gemüther, sondern auch des Bodens wirkten. Unsere heidnischen Vorfahren hatten sich ihrer ganzen Natur nach die wissenschaftliche Bildung nicht eben angelegen sein lassen, Krieg und Jagd waren bekanntlich ihre Hauptgeschäfte, und selbst zu den Gesängen auf Helden und Götter bedurften sie keiner künstlichen Unterweisung. Mit den Klöstern aber verbanden sich Schulen, zunächst um die Geistlichen für ihren Beruf zu bilden; zu Tours, Lyon, Fulda, St.-Gallen, Hirschau, Reichenau, Korvei, Hirschfeld, St.-Emmeran, Regensburg, Weißenburg, Prüm bei Trier sah man dergleichen entstehen. Karl der Große, der selbst die rauhen Stimmen seiner Franken durch italienische Gesangmeister geschmeidig zu machen suchte, und sein Nachfolger, Ludwig der Fromme, ließen sich besonders die Einrichtung der Schulen angelegen sein. Freilich erstreckte sich der Unterricht in den sieben freien Künsten, dem Trivium und Quadrivium, meist eben nur auf Geistliche; doch bestanden außer diesen eigentlich innern Schulen auch noch äußere, in denen man Prinzen, Vornehme und Adelige erzog. Diese jungen Herren trugen dann bisweilen den ausgelassenen Geist ihres Standes mit in die Anstalten, sodaß z. B. eine solche Schar erwachsener reicher Junker zu Halle an der Salle auf dem Kloster zum Neuenwerk 1180 den Scholasticus weidlich ausprügelte.

Kurz nach den Klosterschulen entstanden in Deutschland die Dom- und Stiftsschulen, verbunden mit den Domen und Stiften. Der Bischof Chrodegang von

Metz († 769) hatte eine neue Einrichtung getroffen, die mit der Weise des Klosters eine größere Bequemlichkeit vereinigte. Er zog mit seinen Geistlichen in ein Gebäude („domus“, Stift) zusammen; dort wohnten, schliefen, beteten sie gemeinsam, waren aber weder zur Mönchstracht noch zur Entsagung auf alles Eigenthum gezwungen. Diese Einrichtung fand allgemeinen Beifall und ward durch Karl den Großen auch nach Deutschland verpflanzt. Bei Errichtung von Bisthümern und Stiften machten er und sein Nachfolger aber die jedesmalige Anlegung von Schulen unter Leitung der Stiftsherren zur Pflicht. Dergleichen Schulen waren im 9. und 10. Jahrhundert zu Mainz, Paderborn, Hildesheim, Bremen, Magdeburg, Hamburg und an manchen andern Orten, freilich meist nur Trivialschulen, wo also Grammatik, Arithmetik und Geometrie gelernt wurde.

Nach und nach wurde der Eifer der zu Anfang geherrscht hatte kälter, zuletzt so kalt daß die Concilien sich des Unterrichts annehmen mußten, um ihn vor gänzlichem Verfall zu retten. In den unruhigen Zeiten welche fortdauernd über Deutschland herrschten, wo bald Dänen, bald Slawen, besonders aber die Ungarn einfielen, hatte man genug zu thun, sich gegen den äußern Feind zu wehren, auch fielen manche Pflanzstätten der Bildung in den Zerstörungen; die Sitten wurden im Allgemeinen roher. Es geschah zwar dann wieder viel für Herstellung der Klöster und Abteien, doch der alte Lehreifer war gewichen, namentlich als die Klöster anfingen sich von ihren Bischöfen loszureißen und sich gegen ein Schutzgeld als Klöster des römischen Sprengels unmittelbar unter den Schutz des Heiligen Vaters zu stellen, weil dieser ihnen fern war. In alle weltlichen Angelegenheiten mischten sich die Geistlichen, im Kriege, bei Hofe, bei Turnieren und Lustbarkeiten waren sie zu finden, aber die Schulen ließen sie verfallen oder ganz eingehen. Die Mönche beriefen sich auf des heiligen Hieronymus Worte: „Monachus non docentis, sed plangentis habet officium“, sie seien nicht zum Lehren, sondern zum Beten und Fasten da, sodaß im 12. und 13. Jahrhundert jene erste Bestimmung der Klöster ganz verschwand, ohne daß man behaupten möchte, die Mönche hätten durch Beten und Fasten das hierin Versäumte zu ersetzen gesucht.

Nicht besser ging es mit den Stiften; schon am Ende des 10. Jahrhunderts drang Streben nach Luxus und Unabhängigkeit in dieselben ein, die Clausur hörte allmälig auf und Jeder wohnte wo es ihm beliebte. Das erste Beispiel gab Trier 977; die Geistlichen blieben im Genuß ihrer Präbenden, reisten aber nach den auswärtigen Universitäten zu Bologna und Paris. Die Domscholastoren, Männer vornehmen Standes, entzogen sich ihrem Amte; an ihre und an der Cantoren Stelle traten zwar Rectoren und Succentoren, aber von dem Gehalte der ihnen ausgeworfen werden sollte bekamen sie meist Nichts, im Gegentheil verkaufte in großen Städten der Scholaster sogar die Lehrfreiheit. Natürlich suchten die Käufer Vortheil daraus zu ziehen und das Lehramt mußte statt zur Verbreitung von wissenschaftlichen Kenntnissen zur Erwerbsquelle dienen.

So verfielen bald die Wissenschaften in Deutschland. Wer sich wirklich unterrichten wollte mußte sein Auge nach auswärts wenden; besonders waren es die Universitäten Italiens, deren Blüte die Geistlichen anzog, zumal auch die häufigen Züge der Kaiser die Deutschen mit diesem Lande in Verbindung gesetzt hatten. Deutsche Mönche und Geistliche ziehen jetzt als scolares nach Salerno, Neapel, Padua, Bologna, auch nach Paris, von Päpsten und Kaisern durch Verwilligungen zum Besuch fremder Universitäten aufgemuntert. So gab Friedrich I. in den Beschlüssen von Roncaglia 1158 ein privilegium scolasticum, in dem er allen scolares welche Studien halber reisen, besonders den Lehrern göttlicher und heiliger Gesetze Schutz auf der Reise und am Orte ihres wissenschaftlichen Aufenthalts verspricht. Den zahlreichen Geistlichen welche in dieser ernsten Absicht durch das Land zogen schlossen sich eine Menge anderer an, die nur in der Absicht sich auf ein oder die andere Weise zu ernähren die Studienreisen zum bequemen Deckmantel wählten, um unter dem Schutz kaiserlicher und päpstlicher Privilegien desto ungestörter umherschweifen zu können.

Noch schlimmer wurde die Sache, als die Päpste Präbenden verschenkten und verkauften, oft gar nicht einmal an Einheimische, namentlich seit Gregor IX. Diese ließen sich in ihren Residenzen auch nicht ein mal sehen und nahmen nur den Einheimischen die Versorgung. Durch diese schlechte Verwendung der geistlichen Beneficien, nicht nach Verdienst, sondern nach blinder Gunst oder gar infolge von Bestechung, kamen auch die wirklichen Anhänger der Wissenschaft in große Noth. Um dem abzuhelfen, privilegirte man sie zum Betteln. In Oxford erhielten die Studirenden Bettelbriefe von den Kanzlern, in Paris wurden sie sogar durch päpstliche Bullen auf die Mildthätigkeit Anderer angewiesen. Wieder machte sich diese Bettelprivilegien eine große Schar Solcher zunutze die gar nicht an ein Studium dachten, und überschwemmte mit Jenen zusammen das Land. Jetzt wogten diese Fahrenden Schüler, scolares vagantes, scolastici, goliardi, histriones genannt, auf und ab, bettelten nicht blos, sondern betrogen, stahlen, fröhnten jeder Art von Unsittlichkeit und stifteten überall Unfug an. Die abergläubische Unwissenheit des Volks, namentlich auf dem platten Lande, wußten sie trefflich zu nutzen. Schon äußerlich auffallend, mit einem gelben gestrickten Netze, wol einem magischen Zeichen, am Halse, spielten sie als Geisterseher, Wahrsager, Zauberer, Schatzgräber mannichfachen, zum Theil ergötzlichen Betrug. Sie verschafften sich Ansehen, indem sie Sonnen- und Mondfinsternisse verkündigten, auch trugen sie Kalender umher, und als die Chemie in Deutschland Eingang fand, gewannen sie außer der Bezahlung durch chemische Experimente der Bauern ehrfürchtiges Erstaunen. Ihre größte Weisheit gaben sie aber vor vom heiligen Venusberge zu haben. Es lag dieser Berg am See von Nursia in Italien; Eulen, Dämonen und nächtliche Schatten

schreckten den Furchtsamen zurück, aber der Muthige sah die Geister, konnte sie anreden und wurde von ihnen in magische Künste eingeweiht. Daher wußten sie Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, konnten Verlorenes herbeischaffen, gegen Hexen und Zauberer schützen. Wunderbare Worte, die sie zwischen den Zähnen murmelten, schützten vor Schwert, Hagelschlag, Viehsterben u. s. w. auf ein ganzes Jahr. Ihnen war Macht gegeben über das wilde Heer und die irrenden Geister. Wo sie ihr wunderbares Wein- und Fruchtseil in die Erde gruben, da stiegen die Preise dieser Erzeugnisse. Alles Das geschah natürlich nur gegen gute Bezahlung. Beim Schatzgraben, zu dem sie allerhand Hokuspokus mit Kreisen, Salz, Wasser, Kräutern und Lichtern machten, brauchten sie auch immer Geldstücke, mit denen sie dann aber zur rechten Zeit zu verschwinden wußten. Mit besonders wunderthätigen Gebeten zur Seelenerlösung aus Hölle und Fegefeuer pfuschten sie den fahrenden Mönchen ins Handwerk, deren auch nicht wenige herumzogen, ebenso mit dem Reliquienhandel. Besonders waren ihren Betrügereien immer die Bauern ausgesetzt und die Weiber vor Allen, die sie in mehr als einer Hinsicht anzuführen wußten.

Nur die Bessern ließen sich als Vicare, da sich viele Pfarrer gern vom Dienst frei machten, als Unterlehrer an den Schulen, als Kaplane und Sänger bei Kirchen festhalten. Andere lebten zum Theil von ihrer Hände Arbeit, bald so, bald so beschäftigt. In einzelnen Fällen wagten sich aber die Betrüglichen auch an die mehr gewitzigten Geistlichen, wie denn von einem erzählt wird daß er einmal sich zu Ostern zum Responsorium als Engel an Christi Grabe habe anwerben lassen, dann aber mit dem neuen Kleide, was er dazu für nöthig erklärte, das Weite suchte und so den Geistlichen, da keine Antwort erfolgte, zu dem wenig kirchlichen Ausrufe hinriß: „Wo hat dich denn der Teufel?", zur allgemeinen Ergötzlichkeit der Gemeinde.

Dieses Unwesen wurde in Deutschland, dem eigentlichen Lande der Fahrenden Schüler, so groß mit der Zeit daß die Kirche ihren Blick ernstlich darauf zu richten und strafend einzuschreiten sich genöthigt sah. Am Ende des 13. Jahrhunderts sprachen deutsche Concilien sogar den Bann über die Fahrenden Schüler aus, aber umsonst, eine Unsitte die so tief eingewurzelt war und die in dem ganzen unordentlichen und abenteuernden Unabhängigkeitsgeiste der Zeit Grund und Ursprung hatte, ließ sich nicht durch Conciliensprüche sogleich abschaffen.

Das Schulwesen hatte sich auch zum großen Theil geändert, doch gerade so daß es immer noch scheinbaren Vorwand abgab für das Umherziehen im Lande. Schon am Ende des 11. Jahrhunderts, besonders während des Kampfs Heinrich's IV. mit den Sachsen, begannen die Städte sich zu heben. Mehr noch im folgenden Jahrhunderte, als Heinrich's des Löwen Macht gebrochen und zerstückelt war. In der Lombardei hatten die deutschen Städte ihr Muster, wo sich im langwierigen Kampfe mit den Hohenstaufen die gewaltige Kraft der Städte bewies. Unsicherheit im deutschen Lande trieb viele Bewohner des flachen Landes hinter die Mauern der Städte, dort gegen die Ritter und Herren Schutz zu suchen. Indem so die innere Verwaltung der Städte sich immer kräftiger und tüchtiger entwickelte, begannen auch die Elemente geistiger Bildung daselbst aufzukeimen, und damit zugleich regte sich der Wunsch den Unterricht in den Kreis eigener Befugniß zu ziehen. In den Orten wo Stifte und Kathedralen vorhanden waren entstand nicht selten Streit zwischen diesen und dem Magistrat, doch gelang es wenigstens neben den privilegirten Dom- und Stiftsschulen niedere Anstalten, Schreibschulen einzurichten, in denen deutsch lesen und schreiben gelernt wurde. Als Gründe, um selbst Schulen einrichten zu können, machten die Städte gegen den Papst die wachsende Volksmenge und namentlich auch den oft weiten, für die Kinder unbequemen, selbst gefährlichen Weg nach den Stiftsschulen geltend. Wo keine Dome und Stifte waren, hielt es nicht so schwer die Berechtigung zu erlangen, selbst die Oberaufsicht wurde von den Bischöfen oft an die Städte abgetreten, die dann dazu eine Deputation aus den Geistlichen oder einigen Rathsgliedern ernannten. Die Schulen behielten den Namen Parochialschulen, obgleich der Unterricht den Parochen (Geistlichen) genommen und in die Hände von Rectoren gelegt wurde. Mit diesen Rectoren schloß man nicht selten Contracte auf Kündigung, und sie nahmen dann wieder dem Zunftwesen gemäß Gesellen an, natürlich auch auf Kündigung, häufig aus den umherschweifenden Schülern, wenn diese Lust hatten sich an einem bestimmten Orte eine zeitlang fesseln zu lassen. Dies gab einen Grund mehr ab für die Schüler von Ort zu Ort zu wandern wie die Handwerksgesellen; des ruhigen Lebens nicht gewohnt, fanden sie zeitweise bald da, bald dort ein Unterkommen, und bessere Stellung an einem andern Orte ließ sie ihre frühere Stellung bereitwillig aufgeben. Aber auch jüngere Schüler, die an ein Unterrichten nicht denken konnten fanden in dem bald bessern, bald schlechtern Unterrichte an verschiedenen Orten einen Grund zum Wandern.

Wie wir sahen, fügte sich das Wesen der Fahrenden Schüler bisweilen in den zunftmäßigen Charakter des Schulwesens ein, es hatte aber auch in sich selbst eine mehr zunftmäßige Gliederung angenommen. Es unterschieden sich nämlich die großen und kleinen Schüler jetzt ganz deutlich. Für die erstern findet sich im „Leben des Burkard Zingg" vom Anfang des 15. Jahrhunderts zuerst der Name Bachanten, doch ist er offenbar schon älter, da ihn Zingg wie einen allgemein bekannten ohne weitere Erörterung anwendet. Die kleinern Schüler welche diesen größern zur Seite standen werden Schützen genannt. Ihnen widmen wir jetzt eine eingehendere Aufmerksamkeit.

Was zuerst die Namen betrifft, so ist, obgleich nicht urkundlich festgestellt, der Ursprung von bacchari unzweifelhaft, auch ganz passend für das wilde ungezügelte Umherschwärmen dieser Schüler. Dafür spricht auch

eine Depositionsrede zu Leipzig 1713 herausgekommen, und dagegen kann Möhsen's Einwand in seiner „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg" nicht als stichhaltig angesehen werden, der nämlich daß die Schützen von den Schullehrern ermahnt worden seien Fleiß anzuwenden, um auch bald Bacchanten oder Candidati Academiae zu werden. Die Anwendung im guten Sinne schließt nicht die Entstehung aus dem Misbrauche aus. Jedenfalls künstlich ist Bacchanten aus Vaganten entstehen zu lassen, und ganz ungerechtfertigt mit Frisch und Adelung eine Herleitung aus Beanus, d. h. Bec jaune; beide Namen fanden sich übrigens auch noch lange nebeneinander für die angehenden Studenten. Dies was zur Auseinanderhaltung der Namen Anlaß hätte sein sollen hat jenen Herren gerade zur Vermischung gedient. Für Schütz, das uns noch in A-B-C-Schütz aufbehalten ist, vermag ich keine begründete Erklärung aufzustellen.

Der obengenannte Zingg selbst zog von 1407 bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre 1426 umher als Schüler, von Memmingen im Oberdonaukreis in Baiern nach Ehingen, Balingen im Würtembergischen, dann auch nach Ulm und Würzburg, zuerst mit einem „großen Schüler", später einmal mit einem „großen Studenten", die übrigens auch unter die Classe der scolares vagantes gehören, sonst allein. Die kleinern Schüler schlossen sich an die großen an, um von ihnen geschützt zu werden; sie mußten sich natürlich unter diesem Namen alle Art von Bedrückung und Tyrannei gefallen lassen, wenn wir auch davon bei Zingg keine besondere Erwähnung finden. Scheinbar gründete sich dieses Umherziehen der Schüler darauf daß man auf einer Schule mehr lernen konnte als auf einer andern, wie schon bemerkt; denn manche erhoben sich so weit über Trivium und Quadrivium daß selbst artes logicales und naturales daselbst getrieben wurden; wesentlich aber mehr auf den leichtern Erwerb hier oder da und endlich am meisten auf das ungebundene Leben, auf den Hang zum abenteuerlichen Umherziehen, den wir am Ende des Mittelalters und am Beginn der Neuzeit in manchen andern Erscheinungen, z. B. in dem Landsknechtswesen beobachten können. Gewiß waren noch die alten Künste der Fahrenden Schüler nicht vergessen und Diebstahl mag nicht selten vorgekommen sein, selbst die Erwähnungen von den Würfeln welche die rechte Zeit zum Diebstahl anzeigen scheinen in diese Zeit zu gehören, aber Burkard Zingg scheint nur in bessere Gesellschaft gekommen zu sein, wenigstens berichtet er davon Nichts. Auch in die andere Art sich seinen Unterhalt zu erwerben, nämlich durch Betteln, konnte sich Zingg anfangs nicht finden; er sah sich aber genöthigt sein empfindliches Ehrgefühl in diesem Punkte abzulegen. Es fanden sich viel barmherzige Seelen, die es den Schülern möglich machten sich durchzufristen, wobei sie dann auch manchmal dazwischen eine andere Beschäftigung übernahmen. Als Beschäftigung welche mehr in ihr Fach schlug diente kleinere Knaben zur Schule zu führen, von deren Aeltern sie dann ganze oder halbe Kost empfingen. Aber auch als Diener vermietheten sie sich oder trieben ein Handwerk. Zingg versah selbst eine zeitlang das Amt eines Thurmwächters. Wie wenig aber während eines so bewegten Schülerlebens gelernt wurde, geht unter Anderm daraus hervor daß Zingg am Ende seiner neunzehnjährigen Schülerlaufbahn „ein wenig schreiben" konnte, eine Kunst damals freilich so viel werth daß er selbst mit dem Wenigen sich gut ernährte.

Aus der Zeit ein Jahrhundert später ist uns eine selbstgeschriebene Lebensbeschreibung eines Thomas Platter aus dem Dorfe Grauchen im Canton Wallis aufbewahrt, welche sich mit voller Naivetät über alle Zustände des Lebens der Bacchanten und Schützen verbreitet; ihr folgen wir in dieser weitern Darstellung hauptsächlich. Der Unterschied zwischen Bacchanten und Schützen war zu seiner Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts) deutlich dieser: die Bacchanten sind große Schüler welche ihrer eigenen Kraft, seltener ihren Kenntnissen vertrauend im Lande umherziehen; Schützen sind die kleinern Schüler welche wegen ihrer eigenen Unsicherheit sich unter den Schutz jener erstern stellen, von ihnen aber dabei zu allen möglichen Diensten angehalten und nicht selten gemishandelt werden. Der Uebergang des Schützen zum Bacchanten ist durch keine besondern Anfoderungen bestimmt, auch an keine Zeit gebunden; wer selbständig und kräftig genug ist auf eigene Faust umherzustreifen, der thut es eben und macht sich so zu einem Bacchanten. Der Vergleich mit Lehrlingen und Gesellen, den man für dieses Verhältniß angewendet hat, ist also nur insofern richtig als damit eine handwerksmäßig niedere und höhere Stufe bezeichnet wird.

Das Betteln, zu dem wir schon seit früher Zeit die Scolaren privilegirt sahen und zu dem sich auch Zingg hatte entschließen müssen, bildete immer noch eine Haupteinnahme für die Schüler. Aber die Bacchanten verrichteten das nicht mehr in eigener Person, die Schützen wurden ausgeschickt zu singen und zu heischen und mußten dann den Bacchanten präsentiren was sie bei den mildthätigen Leuten erlangt hatten. Auch Schleichwege die Mildthätigkeit der Leute zu gewinnen wurden eingeschlagen. So zog mit dem Bacchanten Thomas Platter's eines Pfaffen Sohn, dem man ein Stück Tuch zu einem Rocke mitgegeben hatte. Dafür mußte nun Platter so lange das Macherlohn heischen, bis man endlich den Betrug bemerkte und ihm das Handwerk legte. Das Stehlen selbst hatte sich zu einer Art von Privilegium ausgebildet. Platter erzählt:

> Wie wir auf der Reis waren und man dann allerley redet, sagten die Bacchanten zusammen, wie es in Meißen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler dürften Gäns und Enthen, auch andre essige Speis rauben und thäte man einem nichts darum, wenn man nur dem entrönne, dessen ein Ding gsin wäre.

In Dresden schickt sogar zu derselben Zeit der Schulmeister selbst mit den Bacchanten zusammen etliche Schützen aus um Gänse zu stehlen.

Dabei mußten dennoch die Schützen, welche alle diese

nicht immer gefahrlosen Unternehmungen auszuführen gezwungen waren, die härteste Behandlung, oft die abscheulichsten Mishandlungen erdulden. Wehe ihnen wenn sie etwas unterschlugen! Hören wir darüber wieder Platter:

Da hab ich grossen Hunger gelitten, dann alles was ich überkam bracht ich den Bachanten, ich hätte nicht ein Bisslein genossen, dann ich fürchtete das Streichen. Paullus (nämlich Platter's Vetter, mit dem er zog) hat einen andern Bachanten zu ihm genommen, Namens Achacius, war von Maynz gebürtig, denen mußt ich und mein Gesell Hildebrand praesentiren, aber mein Gesell fraß schier alles, dem giengen sie auf der Gassen nach daß sie ihn essend funden, oder sie hiessen ihm das Maul mit Wasser schwenken und in eine Schüssel mit Wasser spritzen, daß sie sähen, ob er etwas gefressen hätte! Dann wurffen sie ihn in ein Beth und ein Kissen auf den Kopf daß er nicht schreien könnte; und schlugen ihn diese Bachanten bis sie nicht mehr möchten; darum fürchtet ich mich und bracht alle Ding heim, hatten offt so viel Brod daß es grau wurde; da schnitten sie das auswendig grau ab und gaben es uns zu essen, da hab ich oft grossen Hunger gehabt und bin übel erfrohren, darum daß ich oft in der finstern bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brod singen.

So sehr wurde Platter von Hunger geplagt daß er den Hunden auf der Straße die Knochen absagte und die Brosamen aus den Säcken zusammensuchte, und einer der Bachanten war noch dazu sein Vetter.

Während sich die armen Schützen auf diese Weise abplagen mußten mit Singen, Heischen, Betrügen und Stehlen, um nur die Ansprüche ihrer Tyrannen zu befriedigen, ließen es sich diese, die Bachanten, wohl sein. Zu ganzen Haufen zogen sie oft wild lärmend umher, zechten und sangen zusammen in den Wirthshäusern. Vorauf die Schützen, das Zehrgeld zu gewinuen, hinterdrein die Bachanten, hier und da Halt machend. Wer mehre Schützen unter sich hatte, zwei oder drei, der war so gut daran als hätte er eine Pfründe. Deshalb war den Bachanten auch viel daran gelegen ihre Schützen zu behalten; damit nun diese nicht etwa durch Kenntnisse in den Stand kämen sich selbständig zu machen, wurden sie sogar von der Schule fern gehalten. Die Folge war natürlich eine außerordentliche Unwissenheit, sodaß z. B. auch Platter erst in seinem achtzehnten Jahre ordentlich lesen und schreiben lernte. Nicht durch Milde suchten die Bachanten ihre Schützen bei sich zu behalten, sondern durch furchtbare Härte und durch schreckliche Drohungen. Platter's Bachant droht seinen Schützen gleich am Anfang, er werde ihnen nachziehen, weun einer wegliefe, und finge er ihn wieder, so werde er ihm alle Viere abschlagen. Als Platter dessenungeachtet Reißaus nimmt, zieht er ihm mit einer Hellebarde nach, denn er hatte mehre Jahre von ihm gelebt. Dergleichen war aber keine vereinzelte Erscheinung, man konnte solche Schützenverfolgungen öfter sehen. Wer kümmerte sich viel um die Schützen! Die Aeltern schickten ihre Kinder in die weite Welt, und nicht selten war ein Vater wie z. B. jener Pfaffe, dessen Sohn mit Platter zusammen zog, froh seinen Sohn loszuwerden, den er doch nicht öffentlich bekennen durfte. Die Obrigkeiten wehrten sich augenblicklich zu große Uebelstände ab, dabei blieb es denn aber auch.

Nicht allein die Schützen gingen nicht fleißig in die Schule, auch die Bachanten beschwerten sich damit nicht gern, sie zechten lieber zusammen, aßen lieber die gestohlenen Rüben und Zwiebeln und brieten sich lieber die gestohlenen Enten und Gänse und was ihnen sonst in die Hände fiel. Die Schulmeister aber in den Städten und die Bachanten welche sich bei ihnen hatten fesseln lassen wollten das nicht leiden, sondern die umherziehenden Bachanten und Schützen auch bei ihrer Schule festhalten, wobei es dann zu recht ordentlichen Schlägereien kam. Thomas Platter erzählt:

Zu Neuenburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen die singen können sungen, ich aber gieng heuschen; giengen da aber in keine Schul; das wolten die andren nicht leiden, träuten uns in die Schul zu ziehn; der Schulmeister entboth auch unsren Bachanten: Sie solten in die Schul kommen, oder man würde sie räichen; Anthoni entboth ihm wieder; Er möcht wol kommen. Und als etliche Schweitzer auch da waren, die liessen uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß sie uns nicht unversehnlich überfielen; da trugen wir kleine Schützen Stein auf das Tach, Anthoni aber und die andren nahmen die Thür ein; da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bachanten, aber wir Buben wurffen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten.

Der besiegte Schulmeister verklagte diese Schülerbande dann bei der Obrigkeit, darauf zogen sie in die Vorstadt, nahmen aber noch einige Gänse aus einem nachbarlichen Stall mit, und die Bachanten feierten mit jenen freundlich gesinnten Schweizern ihren Sieg durch ein Zechgelage. Wären sie besiegt worden, hätten sie offenbar sich dem Schulmeister fügen und zu seiner Schar hinzutreten müssen.

An einigen Orten hatte man mit besonderer Vorliebe für die Fahrenden Schüler gesorgt, wie denn Felix Faber in seiner am Ende des 15. Jahrhunderts geschriebenen Chronik sagt: „Grandis Bachantria ac nominata erat Ulmae." Zu Thomas Platter's Zeit war es namentlich Breslau; dort gab es ein besonderes Spital für die Fahrenden Schüler, in welchem sie sehr gut gehalten wurden, nur von einem Uebel geplagt, an welchem die Schüler, zu Zeiten auch der gemeine Mann, damals überhaupt litten, nämlich von einer Unzahl von Läusen, sodaß Platter es vorzog auf dem Fußboden statt in den Betten zu liegen. Außerdem war man in Breslau gegen die Schüler so freigebig daß sich die Schützen beim Bierheischen nicht selten einen Rausch holten, der es ihnen schwer machte den Weg zu ihren Bachanten zurückzufinden. Auch an allen andern Lebensmitteln war eine solche Fülle und sie waren so wohlfeil daß die armen Schüler sich dermaßen daran übernahmen daß sie nicht selten in schwere Krankheiten fielen. Daher war denn Breslau mit einer guten Schar von dergleichen Volk gesegnet; nicht weniger als einige tausend Bachanten und Schützen waren auf ein mal vorhanden und alle nährten sich von Almosen. Manche Schüler hielten sich 20 oder 30 Jahr dort auf und ließen ihre Schützen für sich betteln, ohne daß man ihnen das Handwerk gelegt hätte. Zum Schlafen für die Nacht hatten die Bachan-

ten in Breslau und andern ihnen günstigen Städten kleine Kammern, welche für sie eingerichtet waren; die Schützen lagen in der Schule auf der Erde. Im Sommer in der Hitze zogen sie es wenigstens in Breslau vor das Gras zu sammeln, welches am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser gebreitet wurde, um sich daraus auf dem Kirchhofe ein Lager zu bereiten, auf welchem sie nach Platter's Ausdruck lagen wie die Säue n der Streu. Bei der großen Anzahl der Schüler war es aber nöthig eine gewisse Ordnung zu halten; Breslau hatte damals sieben Schulen, zu diesen hielten sich die Schüler, einer zu jener, der andere zu dieser; danach wurde dann auch die Stadt in sieben Reviere getheilt, in denen nur die hingehörenden Schützen singen und heischen durften. Ließ sich einer in einem andern Reviere betreffen, so fiel dort Alles über ihn her, auch die Bachanten eilten herbei, und da sich natürlich auch Vertheidiger für den Angegriffenen fanden, so entwickelten sich ähnliche Scenen wie die zu Neuenburg; ebenso wenig werden es auch hier die siegenden Bachanten daran haben fehlen lassen ihre Triumphe durch Zechgelage zu feiern. Platter's Schlußurtheil fällt dahin aus: „Summa, da war Nahrungs genug, aber man studirte nicht vil", und so war es nicht allein zu Breslau, sondern überall; hatte man genug zu leben, so ließ man sich es wohl sein und grämte sich nicht um das Wissen; hatte man keine Nahrung, so ließ wiederum das Erwerben derselben nicht viel Zeit zum Studiren übrig. Aber auch selbst wo man Lust hatte etwas zu lernen war es nicht leicht; druckte man auch schon seit einem halben Jahrhundert und länger Bücher, so waren sie doch zu kostspielig als daß einer außer dem Präceptor hätte eins haben können. So mußte man bei der Lecture des Terenz erst dictiren, dann distinguiren, dann construiren, dann exponiren, sodaß die Bachanten welche wirklich die Schule besuchten bei ihrem Weggange „große Scharteken" mit sich zu tragen hatten. Dazu nehme man noch die große Schwierigkeit welche damals den Schülern noch das Schreiben an und für sich verursachte.

Keineswegs war man aber überall den Bachanten und Schützen so hold wie zu Ulm und Breslau, manchmal ging es ihnen traurig genug, und auch die Bachanten mußten sich ihre Freude an Trinkgelagen vergehen lassen. Auf der Reise von Dresden nach Breslau mußte sich Thomas Platter mit seinen Genossen elend durchhelfen; rohe gesalzene Zwiebeln, gebratene Eicheln, Holzäpfel und Holzbirnen bildeten ihre Kost, ihr Lager war das Feld mit dem Himmel als wenig warmer Decke darüber. Bei den Häusern wollte man sie nicht dulden, da hetzte man die Hunde auf sie, ein mal sagar, als sie Nachts in der Nähe einer Stadt sich ein Feuer angemacht und sich um dasselbe gelagert hatten, wurde auf sie geschossen. Zu solcher Behandlung gab ihre Lebensweise genügende Veranlassung, ihr unnützes Umhertreiben, Betteln, Betrügen, Stehlen und dazu der Unfug welchen sie in den Häusern nicht selten anrichteten wo man sie aufnahm. Schon Burkard Zingg hatte ein Haus verlassen müssen in dem er als Bachant lebte, da er mit der erwachsenen Tochter ein Liebesverständniß anknüpfte. Luther, dem ein geordnetes Schulwesen außerordentlich am Herzen lag, ist ihnen daher natürlich keineswegs hold. Er nennt die Bachanten grobe Esel und Tölpel, die der Leute Kinder mit großer Unkost und Geld dennoch Nichts lehren; denn eitel Esel sein und dafür die Weiber, Töchter, Mägde zuschandengemacht und dazu Herren im Hause gewesen. Melanchthon wirft ihnen all den Unfug vor den wir schon früher erführen, daß sie den Kindern teuflische Sagen und Conjurationes gelehrt und daß sie mit Teufelbannen, Schlangen- und Schatzbeschwören, Mantelfahren und dergleichen Zaubereien umgegangen. Dennoch ließen die Aeltern vielfach von solchen unnützen Burschen ihre Kinder unterrichten, statt sie in eine bessere Schule zu thun, wie sie besonders mit der neuen Lehre der Reformation aufkamen, oder ihnen bessere Lehrer zu geben, deren sich allmälig auch zu bilden anfingen. Andererseits mußte der unruhigere Geist welcher sich an die Reformation vielfach anschloß anfänglich dazu beitragen Manchen im Lande umherzutreiben.

Wollte ein Bachant eine festere Stellung einnehmen, so wurde es ihm nicht schwer irgendwo als Unterlehrer anzukommen; wenn er gut einschlug, konnte er sogar bis zur Stellung eines selbständigen Lehrers, eines Rectors oder Scholasticus gelangen wie Thomas Platter. Ferner war man leicht bei der Hand einem Bachanten die Weihen zu ertheilen, sodaß ihm der Weg zum Pfaffen geöffnet war; auf Kenntnisse sah man dabei nicht eben sehr. So wollte man Zingg gleich weihen, und Platter ward hauptsächlich nur durch die Anhänglichkeit an Zwingli's Lehre und seine Person vom geistlichen Stande zurückgehalten. Mancher Pfarrer, der zwei Stellen hatte und zu träge war für beide zu sorgen, nahm sich einen Bachanten als Vertreter, wobei es nicht einmal besonderer Förmlichkeiten bedurfte. Auch Schreiber, die sich damals gewaltig dünkten, oder Buchdrucker wurden aus den Bachanten. Aber mannichfach waren auch sonst noch die Beschäftigungen denen die Schüler außerdem von Zeit zu Zeit oblagen und die mit ihrem Stande sonst nicht viel gemein hatten. Burkard Zingg sahen wir schon als Diener bei verschiedenen Herren und gar als Thurmwächter. Thomas Platter war ein mal bei einer Metzgerin in Dienst und trug die Häute umher; ein ander mal wàr er in der Lehre bei einem Seifensieder, freilich einem Magister Viennensis; er war Lehrbursche und dann Geselle bei einem Seiler; bei einem Magister Myconius und bei Andern war er Diener, trug Holz und Geld, that Botendienste.

Viele der Bachanten die sich genug als solche umhergetrieben hatten gingen auf die Hohe Schule, um dort wieder vom Betteln zu leben, in nicht weniger zügelloser Weise den vorigen Lebenswandel weiter zu führen, zumal auch Studenten nicht selten als Fahrende Schüler das Land durchschweiften. Manche mögen auch fleißig und ernst ein höheres Studium ergriffen haben.

Was sie aber als Schützen zuerst geduldet, dann als Bacchanten an den andern Schützen geübt, das mußten sie in reichem Maße noch ein mal dulden, ehe sie aus Bacchanten zu Bursen wurden. Zuerst wurden sie durch allerlei Verirfragen gehudelt, deren Abstammung man bis auf die athenischen Gymnasien zurückführt. Wußten sie nicht Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit zu zeigen, so lachte man sie aus und verhöhnte sie, um sie für die Zukunft einzuschüchtern. Von diesem Beanismus mußte noch 1673 der Dekan der philosophischen Facultät zu Leipzig freisprechen. Dann ward ihnen auf wenig chirurgische Weise ein Backzahn, der sogenannte Bacchantenzahn ausgezogen. Blutend und vom Schmerz geplagt mußten sie von den Bursen allen möglichen Hohn, selbst Püffe und körperliche Mishandlungen dulden. Außerdem mußten sie einen Depositionsschmaus geben und auch dabei wurden sie noch auf alle Weise gequält; man zog sie bei den Haaren, gab ihnen Kopfnüsse, zwang sie aufzuwarten, ritt auf ihnen, trank Schüsseln Wein auf ihnen aus, sang Lieder, las die Bacchusmesse von ihrem Rücken herab. Dazu wurden sie mit allen möglichen Spottnamen ausgestattet wie: Bacchanten, Beanen (Gelbschnäbel, becs jaunes), Pennäle, Haushahnen, Spulwürmer, Mutterkälber, Säuglinge, Quasimodo geniti, Offsky, junge Herren u. s. w. Schon 1367 waren die Quälereien der angehenden Studenten so schlimm, daß der Bischof Hugo von Orléans bei Strafe des Kirchenbanns befahl, Niemand solle sich unterstehen die Beanen zu hudeln oder von ihnen Geld zu fodern.

Wie das Wesen der Fahrenden Schüler, wenn es nicht ganz deutsch ist, so doch wenigstens in Deutschland sich besonders entfaltet hat, so hat sich auch die Sitte des Beanismus auf den deutschen Universitäten am weitesten ausgedehnt und am längsten gehalten.

Wenn auch die Reformatoren alle Kräfte anstrengten ein geordneteres Schulwesen zu erreichen und dadurch selbst auf katholischer Seite Manches veranlaßten, so mußte es doch lange Zeit dauern, bis man den unstäten Geist in Deutschland so fesseln konnte daß nicht immer noch Fahrende Schüler umherzogen. Wir sahen daß die Erscheinung der Fahrenden Schüler schon in eine frühe Zeit zurückweist, genau ließ sich dieselbe aber nicht bestimmen; ebenso wenig können wir genau bestimmen, wann das mehr gegliederte Wesen der Bacchanten und Schützen sich zuerst zeigt, jedenfalls schon im Anfang des 15. Jahrhunderts. Daß auch für das Aufhören keine genaue Zeit anzugeben ist, liegt in der Natur der Sache; dergleichen Erscheinungen verschwinden allmälig. Daß sie nicht mehr vorhanden sind bemerkt man, aber wann sie verschwanden läßt sich nicht bestimmen; jedenfalls ist es noch im 16. Jahrhundert geschehen. Als eine Art Ausläufer erscheinen die prager Studenten, welche während der Vacanzen musicirend und bettelnd umherzogen, auch in mancher andern Kunst bewandert die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, wie durch Nachahmen von Vogelstimmen und dergleichen. 46.

Neue Romane.

1. Veronika. Ein Roman von Emma Schellbach. Neubrandenburg, Brünslow. 1853. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

In diesem Buch erhalten wir eine einfache Erzählung, eine Erzählung die sich mehr in den innern Räumen des Lebens als in den äußern bewegt, die mehr die Vorgänge in den Herzenskammern der Menschen als in ihren Tanzsälen, Boudoirs, ihren Gesellschafts- und Prunkgemächern beleuchtet; die nicht von der Oberfläche des Lebens die bunten, amusanten, aber oft so inhaltslosen und leeren Figuren gehoben hat, welche wie schillernde Libellen über dem Abgrund der Meere, Leben oder Zeit genannt, schweben, sondern diejenigen herausgeholt hat aus diesem Meere, aus den Abgründen darin, welche tief verborgenen Schätzen gleichen, die die Natur, weil sie so schwer, so gewichtig sind, in das tiefste Meer, das Herz des Menschen senkte. Man muß das Leben, den Schmerz des Lebens, aber auch den Trost des Lebens kennen, um zu wissen wo diese Schätze zu suchen sind. Hat man sie aber gefunden, so locken auch vergebens die bunten Libellen, deren Leben auf ihren Flügeln geschrieben steht. Man kennt es und erräth es so leicht. Dann locken uns die tiefen Schätze und man wagt noch ein mal sein Leben daran, wenn es sein muß, sie zu gewinnen. Der Lauf der Geschichte ist das weniger Werthvolle an der Erzählung, sie gibt nur den Faden woran die Perlen gereiht sind, Perlen der Reflexion und der Poesie. Veronika die Heldin ist Dichterin. Die verschiedenen Stimmungen ihrer Seele gestalten sich in Gedichten, die zwar an und für sich wenig Werth haben, doch da wo sie angebracht sind ihren Zweck erfüllen. Veronika gehört zu den überschwänglichen Naturen die unglücklich lieben müssen. Sie stirbt an ihrer Liebe zu dem verheiratheten Mann, der nach dem Tod der tugendhaften vergötterten Freundin die leichtfertige weltlichgesinnte Gattin verläßt und dahin „zieht wo der Wind des Lebens sein Schiff ohne Compaß und Anker treibt". „Ich habe", sagt die Verfasserin, „es dem Maler gleich gethan, der es verschmäht durch das Auftragen greller Farben, durch blendende Decorationen, durch crasse, unnatürliche Situationen zu locken, sondern der durchdrungen von der Macht seiner Ideen, seinen Stoff in möglichst plastische Formen zu bringen sucht, nach würdiger Einfachheit strebt und seine Gestalten groß und einfach durch sich selbst wirken läßt, der den Effect einer augenblicklichen Sinnenverblendung dem nachhaltigen Eindruck einer innern Wahrheit opfert. Dafür kann es ihm auch nie geschehen daß man fragt: Wo sind denn die Menschengestalten hinter der weiten pomphaften Drapirung? Wird es mir auf diese Weise gelingen das Interesse zu gewinnen, so habe ich dann auch viel gewonnen dafür daß ich viel gewagt, ich habe die Seele meiner Leser zu mir gezogen, nicht nur ihre Augen und ihre Sinne." Wir erkennen das Streben der Verfasserin an; es war ihr wirklich darum zu thun das Menschenherz in seinem Lieben und Leiden darzustellen, und jenes Publicum welches gerade für diese Specialitäten Sinn hat wird ihr dafür dankbar sein.

2. Märchen von Ludwig Wahl. Nebst einer Vorrede von Ludwig Tieck. Berlin, Hollstein. 1852. 16. 27 Ngr.

Referent kann wol nicht besser die vorliegenden Märchen charakterisiren, als wenn er die Worte Ludwig Tieck's anführt: „Diese Märchen sind so harmlos und so einfach und liebenswürdig geschrieben daß sie sich gewiß des Beifalls vieler Leser, besonders aber der jüngern erfreuen werden. Mit wunderlicher Laune sind die Erscheinungen der Thiere behandelt; seltsam und erfreulich die Erscheinungen der Geister; manchmal wird eine heitere Allegorie durchgeführt, dann wieder Wohlwollen und Mitleid gegen Arme und Nothleidende gelehrt. Mit einem Wort, dies Büchelchen kann keinen Anstoß erregen, wird aber wol in vielen Familien und besonders bei der Jugend Freude und Lust bewirken." Man findet manche schöne Wahrheit mit anmuthigem Unsinn gemischt; die Phantasie irrt unter Zaubereien und Naturschilderungen umher und ruft liebliche Träume

hervor. Eins der Märchen, „Der Kreisel", erinnert an den dänischen Dichter Andersen. Einige moralische Erzählungen zeichnen sich durch großen Ernst vor den leichtern Märchen aus. Das vorliegende Büchlein enthält weder Zeitumstände, noch Politik, noch sogenannte kräftige Gesinnung, wie man dem so häufig begegnet: doch steht zu hoffen daß es ein Publicum findet dem es zum Herzen spricht.

3. Kalendergeschichten von Ferdinand Schmidt. Berlin, Schulze's Buchdruckerei. 1852. 8. 12 Ngr.

Die vorliegenden Erzählungen sind sehr ernster Art, dem Leben entnommen und für das Leben bestimmt. Armenzustände sind detaillirt, mancherlei Gebrechen der Gesellschaft enthüllt und die Mittel der Abhülfe angegeben. Die einzelnen Bilder, obgleich dem ganz gewöhnlichen Leben entlehnt, sind nicht ganz ohne Poesie, ein Menschen liebendes Herz hat sie gesammelt und niedergeschrieben, nicht als unterhaltende Lecture für ein unbeschäftigtes leselustiges Publicum, sondern zur Belehrung und Bildung der Menschenfreunde, welche wirken möchten für ihre Brüder. Da sieht man den armen Mann der mit angestrengtem Fleiß seine Familie nicht erhalten kann. Die Instrumente die er baut muß er für den halben Werth dahingeben, weil reiche Leute und Wucherer von seiner Geldnoth Nutzen ziehen. Der arme Mann ist gerettet als man Instrumente bestellt, ihm deren vollen Werth bezahlt und ihm Vorschüsse macht. „Schule und Leben" zeigt uns den Dorfschullehrer in seinen häuslichen Nöthen bei sehr schlechtem Gehalt und in seinem Wirken zur Schule. Die beste Schülerin, die verführt wird weil die schwache Mutter ihrer Vergnügungssucht nicht wehrt, findet den Tod im Wasser. Die Moral fehlt nirgend. „Liebe und Ehe" gibt in verschiedenen Phasen das Glück der Liebe und das Unglück der Ehe und wie letzteres durch das Betragen der Eheleute nach und nach herbeigeführt wird. So kann der Leser aus dem vorliegenden Büchlein Manches lernen was er für das Leben braucht.

4. Sänger und Ritter. Ein Roman aus der Neuzeit von von D. Dijon von Monteton. Zwei Theile. Aschersleben, Fokke. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein hübscher Roman liegt vor uns; er spielt in gebildeten vornehmen Kreisen und ist für gebildete Leser geschrieben. Eine reiche adelige Familie auf dem Lande umfaßt zwei liebenswürdige Frauen, die Gemahlin des Schloßherrn und dessen Schwester, Letztere Braut. Ihr Leben in den Genüssen des Wohlstandes enthüllt sich auf anmuthige Weise in der durch Kunstsinn und Geschmack verschönerten Halle am Theetisch, während das Wirken ihrer Wohlthätigkeit in der Familie Windolph sich darthut, die sie ausgestattet und etablirt haben. Verbotene Leidenschaften schleichen sich ein. Die junge Frau entdeckt in ihrem Herzen eine Neigung zum Freunde ihres Mannes, dem Hauptmann, und diese Neigung wird erwidert. Beide kämpfen dagegen und vermögen siegreich die heiße Liebe in warme Freundschaft umzuwandeln, während Windolph, welcher vor seiner Verheirathung als Jäger im Dienste der Herrschaft gestanden, der alten Jagdleidenschaft nicht widerstehen kann und zum Wilddieb wird. Er sinkt von Stufe zu Stufe immer tiefer herab, eine neue Schuld geht immer wieder aus der alten hervor; 1848 betheiligt er sich an einer Sturmpetition um das Jagdrecht und hält es mit den Unzufriedenen. Das Haus des Gutsherrn, seines Wohlthäters, wird in Asche gelegt und Windolph dabei gefangen und eingekerkert. Er entflieht mit Lebensgefahr und stirbt in Baden als Freischärler, nachdem von seiner Hand der edle Hauptmann gefallen ist. Letzterer bekennt sterbend dem Freunde die Liebe zu dessen Frau, und dieser ist nicht dadurch verletzt. Beide stehen so hoch in seiner Achtung daß kein Zweifel an ihrer Redlichkeit in seiner Seele wohnt, und er theilt den Schmerz seiner treuen Gattin, die ihre Neigung so tapfer besiegt und geläutert hatte. Dies ist das Gerippe des Romans, den anmuthige Schilderungen, geistvolle Gespräche, poetische Vergleichungen u. s. w. schmücken. Es wird dem Leser heimisch am Theetisch der Familie, er begleitet sie gern auf Spaziergängen und Spazierritten, er freut sich ihrer Ansichten und nimmt theil an ihren Unternehmungen, die das Wohl der Menschheit oder die Förderung des Schönen und Edeln zum Zweck haben. Eine treue Schilderung der Wirren von 1848 ist dem Roman einverleibt, die vormärzlichen und nachmärzlichen Stimmungen von den berliner Barrikadenkämpfen des 18. März an bis zu den spätern sich daran knüpfenden Erscheinungen. Die uns befreundete Familie ist theils leidend, theils handelnd dabei betheiligt, und so lernen wir manche geschichtliche Gestalt jener Zeit in treuer Schilderung kennen und einzelne marquante Ereignisse werden beinahe dramatisch uns vorgeführt, wodurch ein gedrängtes, doch lebendiges Bild des verhängnißvollen Jahres entsteht, das mit den badener Kämpfen schließt. An diesen betheiligen sich unsere Freunde, welche im Frieden Sänger waren und im Kriege Ritter wurden. Geschichtlich ist das zusammengedrängte Bild jener Zeit nicht ohne Werth; es ist vom conservativen Standpunkt aus aufgefaßt und die Anschauungsweise der Güter, Bildung und Stellung besitzenden Classe ist treu wiedergegeben.

5. Die neugriechische Helena oder der grüne Kranz auf Hohenschwangau. Ein Roman nach historischen Anklängen von Wilhelmine Sostmann. Zwei Theile. Hamburg, Nestler und Melle. 1852. Gr. 12. 2 Thlr.

Graf Ernst von Hohenschwangau kämpft in dem Freiheitskampfe der Griechen; der hochherzige König von Baiern, der vorahnend schon damals mit Vateraugen auf eine edle, unter Tyrannenzwang leidende Nation schaute, hatte ihn für die Dauer seines Aufenthalts in Griechenland aus dem bairischen Dienst entlassen, und er hatte sich mit mehren Waffengefährten nach Griechenland eingeschifft, kühner Hoffnung voll, in muthigem Vertrauen auf den reichen Lorber der Siege. Das vorliegende Buch macht uns nun mit Schlachten und Zuständen jenes Feldzugs bekannt. Einzelne von der Geschichte verewigte Namen sind genannt, deren Träger handelnd, redend, denkend charakterisirt. Interessante Details, aus guten Quellen geschöpft, füllen den ersten Theil. Die Fürstin Helena Maurogenis ist die neugriechische Helena die dem Roman den Namen verleiht und die zur furchtbaren Heldin wird, ein wunderbares unheimliches Wesen mit heißem Blut und kaltem Herzen, unverstanden von Allen die sie kennen; schon mehre male verlobt, ist sie die Braut des Helden Bozzaris. Der deutsche Graf entbrennt zu ihr in Liebe, die er getheilt wähnt, wodurch er sich begeistert fühlt zu kühnen Thaten und schmachtenden Liedern. Bozzaris stirbt und vermacht ihm die Gattin, aber sie, im ersten Witwenschmerz, wendet sich von ihm ab und er reist hoffnungslos nach Paris, wo ein junger englischer Freund seine Erfahrungen macht und Graf Ernst die Gunst einer schönen Tänzerin gewinnt. Sehr wenig interessant ist dieser Theil des Romans. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, aber immer wieder neue Menschen, denen das Alte neu ist. Die gewöhnlichsten pariser Abenteuer sind weder anziehend noch spannend erzählt. Die darauf folgenden Erlebnisse in Hohenschwangau sind es ebenso wenig, obgleich wir dort ein junges liebenswürdiges Wesen kennen lernen, Klara, ein gefundenes Kind und als Schwester des Grafen von Hohenschwangau erzogen. Eine flüchtige Liebe zu ihr regt sich in Ernst's Herzen, doch wählt sie den ältern Bruder und abermals zieht der jüngere aus und mit dem bairischen Prinzen nach Athen, wo er Helenen wiederfindet und sich mit ihr verlobt. Bald aber entdeckt er Unheimliches in ihrem Wesen, seine Liebe, sein Vertrauen zu ihr schwinden und er verläßt sie, als er durch des Bruders Tod Herr von Hohenschwangau wird. Mit seiner kranken Schwägerin zieht er nach Wiesbaden und lernt dort eine schöne Engländerin kennen, die er liebt und an deren Seite er Glück zu finden hofft. Da erscheint die Fürstin Helena und vergiftet ihm die geliebte Braut mit einem Kranz den sie ihr

zum Brautschmuck schenkt. Einst stirbt langsam dahin am Weh und Klara wohnt einsam auf dem Schloß Hohenschwangau und bereitet sich vor zum stillen Klosterleben, dem sie sich zu weihen gedenkt. Da kommt Helena zur nächtlichen Stunde durch Zufall verirrt dort an und bittet um Obdach. Die Gegend ist ihr und der alten Amme Fides bekannt; vor Jahren waren sie durchgereist und Helena hatte am Ufer eines einsamen Sees ein Kind geboren, welches todt zurückgelassen ward. Dieses Kind war nun Klara. Die reine edle Klara sollte das verbrecherische Weib Mutter nennen. Sie sollte ihr folgen in die Welt und ihre bedeutenden Güter theilen; Helena zeigte ihr selbst den umdunkelten Weg. Voll Stolz, in mütterlicher Eitelkeit, rasch, unbesonnen im Handeln, breitete sie die glänzende Lebensbahn vor ihr aus, welche in der Heimat sich vor ihr öffnen sollte. Klara aber weist der Mutter Vorschläge mit Heftigkeit von sich. „Unsere Wege", sagte sie, „schieden sich früh auseinander; nur in der Stille blüht die Blüte meines Friedens; ziehe hin in dein schönes Land und laß mich den heiligen Mauern denen ich mich gelobt. Dein Recht hast du an mir dahingegeben, hier wo du mich hülflos ließest ist mein Geschick gereift." Und wie die Mutter ihr Kind auch heiß umschlang und wie auch die Kindeslippe in erwidernder Liebe brannte, Nichts beugte den frommen Sinn der Geprüften. „Wir haben viel zu beten", sprach sie, „ehe die Seele zur Ruhe kommt; dein Arm reiche wohlthuend in die Welt, über deinen Bereich hinaus. Ich nehme stille Thaten mit in mein einsames Kloster und ein Herz voll brünstigen Flehens, daß dir Gott erbarmend nahe, ich weine ein paar Thränen unter dem Nonnenschleier mehr; was liegt daran? Wenn die Blutwellen des Herzens so hoch im Sturme schlagen, dann gießt sich bald eine selige Ruhe über die Fluten aus." Die neugriechische Helena aber kehrt, arm an Glück, arm an Freude mit ihren Schätzen in die Heimat, um in tiefer Abgeschiedenheit in den Bergen Albaniens ihr verfehltes Leben und ihre Gewissensqual den Augen der Welt zu verbergen. 8.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Beiträge zur Sprachenkunde von H. C. von der Gabelentz. Erstes bis drittes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Was von vielen der größten Geister des Alterthums bekannt, z. B. von dem Fürsten des Gedankens, Platon und Aristoteles, vom Feldherrn und Staatsbeherrscher C. Julius Cäsar („De analogia"), daß sie ohne Sprachforschung zu ihrem Metier zu haben und neben ihren überwiegend schwerern Geschäften dennoch und gleichsam zur Erholung auch für sprachliche Studien noch Zeit und in sich die Lust fanden, davon hat auch vielleicht weniger häufige, indeß nicht minder glänzende Beispiele die Neuzeit aufzuweisen. Als früheres genüge das des allseitigen Denkers und Vielwissers Leibniz. Einen andern Namen braucht man kaum oder nur eben zu nennen, den des weitumfassenden und tiefsten aller Sprachforscher welche bis jetzt gelebt, W. von Humboldt's.

Gleichwie aber dieser große Staatsmann und Mensch in der Fülle seines anderweiten Wissens und Könnens, ja aus diesem heraus durch das Licht und den machtvollen Adel seines Geistes sowol als durch die Hoheit und das Ansehen seiner bürgerlichen Stellung unserer Wissenschaft (diesem seitdem doch viel seltener mit verächtlich zweifelndem Blick für einen schulmeisterlichen umbratious labor angesehenen Gehabe um sprachliche Minutien und Quisquilien) außer Luft und Sonne, ohne welche, wie kein Geschöpf, keine Pflanze, in demselben Maße keine Disciplin auf die Dauer Bestehen und Gedeihen hat, sogar einen öffentlichen Glanz verlieh: so auch sehen wir den berühmten Verfasser obiger Beiträge, und zwar Nichts weniger als unwilligen Herzens aus dem geräuschvollen Staatsleben ins stille Privatleben, vom Ministertische an den Studirtisch „in sein Tusculum" bei Altenburg oder auf einen andern Landsitz sich zurückziehen. Und um was? Den Stimmen verachteter und „Europens übertünchte Höflichkeit" freilich wenig kennender Völker Das abzulauschen was jede Menschenbrust bewegt. Und zwar begegnen wir diesmal Hrn. von der Gabelentz — es erstrecken sich aber seine (linguistischen) Spaziergänge weiter als der Seume'sche nach Syrakus — in beiden Welten, der Alten und der Neuen. Nämlich das erste Heft klärt uns auf über die Sprache der Dajaken, einer auf Borneo wohnenden Abzweigung der Malaien *); die beiden andern aber sind zwei amerikanischen Idiomen gewidmet, der Dakota- und Kiririsprache, wovon die erste dem Norden Amerikas, die zweite (Mithr. III. 2, 462, 465 fg.) dessen Süden angehört.

Nicht wahr? Keine anlockende Passagiere und ein Thema das, läse man noch in der sich gebildet dünkenden und sich gebildet nennenden Welt Latein, zu dem Ausrufe berechtigte: „O curas hominum! O quantum est in rebus inane!"

Schenken Sie mir aber, gütige Leser, noch zwei Minuten, um mit Ihnen nachzusehen ob das Thema wirklich so trocken und leer, vorallem aber ob Ihrer Aufmerksamkeit völlig unwerth. Zoologie, specieller z. B. Ornithologie oder Entomologie, Botanik, ja auch das Unorganische nicht ausgeschlossen, Mineralogie und Geologie werden von Ihnen mit Recht wissenswürdig, vielleicht, selbst außerhalb des Kreises eigentlicher Fachgenossenschaft, von anziehendem Interesse gefunden. Und wie, der Mensch in seiner mannichfaltigen Gestaltung, diese kleine Welt oder Mikrokosmos in der großen, wäre allein dem Menschen ein seine Wißbegierde zu reizen und ihr Genüge zu thun unfähiger Gegenstand? Besinnen Sie sich.

Es hält der Herr der Erdenschöpfung Nichts weniger als unter seiner Würde mit Allem was es auf der Erde Lebendiges, ja Unlebendiges gibt und bis zum letzten Stäubchen herunter, das des Chemikers Kunst gleichwol in noch feinere Stoffe zertrennt, wissenschaftlich und auch ohne steten Hinblick nach dem unmittelbaren Nutzen sich aufs eindringlichste zu beschäftigen. Dürfte er ohne den ärgsten Stumpfsinn zu verrathen, oder könnte er, der Eigensüchtige, als zu gleichgültiges Geschöpf sich selbst aufmerksamer Beobachtung nach allen Seiten hin entziehen wollen?! Dann aber, liegen ihm etwa Haut, Haare, Gesichtszüge und Schädelbildung der verschiedenen Menschenracen, worauf schon länger der Naturforscher sein Augenmerk richtet, oder auch selbst Lebenssitte, traditionnelle und religiöse Vorstellungen der Völker, kurz derlei Dinge welche den Menschenbeobachter allerdings auch nicht kalt lassen, liegt dies Alles — zum Theil doch nur Schale und äußere Hülle — dem Menschen im Kreise des höchst Wissenswerthen; die Sprache aber, seine ureigenste Schöpfung und nicht blos der Spiegel seiner Seele, vielmehr diese selbst verkörpert, die Zunge, welche an ihren Bewegern, an Geist und Herz der Völker zum Hauptverräther wird, außerhalb? Behaupte das wer mag; aber er schmeichle sich nicht in der Ethnologie weiter als bis zu deren Propyläen vorzudringen; er bilde sich nicht ein in den geheimnißvollen Busen der Menschheit einen tiefere geistige Bedürfnisse befriedigenden Blick werfen zu können ohne die Einsicht nicht etwa in zwei, drei, nein in so viele Sprachen wie möglich, von der mannichfaltigsten Structur, von Völkern der verschiedensten Einrichtung und Bildungsstufe.

Wie noch kein Zoolog ist, wer etwa von Walfischen, Elefanten und Tigern, überhaupt von Thieren höherer Gattung sehr gut unterrichtet wäre, von denen niederer Ordnungen aber gar keinen Bescheid wüßte, so hat auf den Namen eines Sprachforschers, wenigstens im ausschließlichern Sinne und den

---

*) Ueber die Dajaken findet man Näheres, auch in Betreff ihrer Sprache Einiges, in den halleschen Missionsberichten von 1840 und 1846, dort von dem Missionar Julius Berger, dessen Witwe mit drei Kindern nachmals eine Zeitlang in Halle zugebracht hat, hier von dem schon seit längerer Zeit zurückgekehrten und in Halle als Lehrer angestellten Missionar Hupe.

allgemeinerer Richtung, noch keinen Anspruch wer Griechisch und Lateinisch oder gar dazu Arabisch und Hebräisch oder welches Idiom sonst noch aus der Crême der Menschensprachen versteht. „Versteht“, ein zweideutiger Ausdruck, der im gewöhnlichen Sinne des Könnens (nicht nothwendig zugleich rationnellen Begreifens) angewendet auch nur entweder allein das philologische Verständniß einer Sprache, insoweit es sich auf Literatur bezieht, oder zudem die mehr active Seite praktischer Ausübung derselben herverkehrt mittels Mund und Schrift. Dieserlei Art sprachlichen Verstehens aber, über wie vielerlei Sprachen es sich ausdehne, kann zwar in letzterm Betracht einen guten Dolmetsch, einen Mezzofanti abgeben, einen Sprachforscher macht es für sich allein auch nicht. Das Verständniß der Literaturen aber, d. h. der Gesammtheit von Geisteserzeugnissen, welches in einer bestimmten Sprache niedergelegt und von der Schrift — sonst flüchtige und allzu leicht im Winde verflatternde Hauche, ἔπεα πτερόεντα — gebannt und gefesselt worden, zu eröffnen und zu wahren, das ist des Philologen wichtiges Amt. Ein anderes das des Sprachforschers. Für letztern, der als solcher nicht fragt ob ein Volk eine Literatur (es genügt — und kein Volk ist ohne Sprache — eine Sprache) besitze, für ihn handelt es sich zunächst und zumeist um etwas Anderes als des in den Sprachen und mittels ihrer Ausgesprochenen geistig Herr zu werden oder sich in den Besitz der Sprache zu setzen um sonstiger praktischer Zwecke willen. Er, oder wie man seine mit der Philologie in weiterm Sinne allerdings verschwisterte Wissenschaft zum Unterschiede wol genannt hat, die Linguistik, nimmt das Absehen auf die Sprache ganz eigentlich in ihrem Selbst; in der artlich und gradlich verschiedenen Tauglichkeit und Zweckangemessenheit ihrer zahllosen bunten Erscheinungsformen gegenüber der sie alle leitenden Einen Idee; auf sie mehr als Naturproduct und mit vorzüglicher Rücksicht auf die in sie gelegte facultative Möglichkeit zu gelegentlicher Handhabung, als gerade in dem Factischen wirklicher Ausbildung und monumentaler Leistung. Zwar, wo sprachliche, d. h. mittels einer Sprache errichtete Geistesdenkmale, sei es der Dichtung oder in Prosa, sich bieten: er wird (das wäre ein Vorwurf den er lebhaft von sich zurückweisen muß) nicht in stumpfer Gefühllosigkeit und unversucht zum Mitgenusse ihrer künstlerischen Schönheit oder ihres wissenschaftlichen Gehalts an ihnen vorüberschreiten; vielmehr wie jeder Andere (nicht blos um der Vocabeln willen) an Homer oder Cicero, Shakspeare, Dante, Calderon und Voltaire, Nibelungen, an Sakuntala oder Hafis sich ergötzen; aus Bibel, Vedas oder Kings, aus Koran oder Edda u. s. w. Das herauslesen was gebildeten Leuten zu wissen frommt. Er bedingt sich nur aus Mensch, kein Gott sein zu dürfen und bei dem beschränkten Sprachvermögen des Menschen sie nicht sämmtlich im Original lesen zu müssen, sondern nur einige. In seiner Eigenschaft als Sprachforscher jedoch geht, wenngleich sein Bemühen auch der Erklärung von Schriftmonumenten zugutekommen mag, sein unmittelbares Ziel nicht dahin, nicht auf das Studium solcher geistigen Wunderwerke wie die genannten. Vielmehr der Gesammtgeist der Menschheit ist es welcher ihm winkt; der Geist wie er in den volklich begrenzten Abstufungen unsers Geschlechts, sei es Grieche oder Neger, Mongole, Rothhaut oder Malaie, anders und anders durch sein Hauptausdrucksmittel, die Sprache, sich kundgibt und offenbart, er, der Menschengeist, auch in den erbärmlichsten und verkommensten Volkschaften noch durchweht vom Odem Gottes. Der Geist baut mit Luft, d. h. mit dem ihm verwandtesten Elemente und zugleich erstwesentlicher Lebensbedingung seine stolzesten Bauten; und mittels Luft wird der hauptsächlichste Verkehr zwischen Geistern und Geistern gepflogen. Denn Luft und Schall ist, oder schreibst du sie, ein paar Striche und Häkchen, der Sprache Gewand und Körper. Ein wennschon nur in eine geringe Anzahl einfacher Klangatome, welche dazu in allen Sprachen mit vergleichsweise geringer Abweichung wiederkehren, zerfallender Körper und bei aller, auch in der Bildung sogenannter Wurzeln beobachteter Sparsamkeit doch in Menge und Mannichfaltigkeit mittels ihrer zustandekommender bedeutsamer Silben- und Wortcomplexe unerschöpflicher als was sich die fruchtbarste Phantasie in dieser Art aussinnen möchte, beinahe, in nicht übertreibendem Wortverstande, unendlich. Nicht so sehr aber die kaleidoskopische Buntheit körperlichen Aussehens interessirt uns an den Sprachen als die trotz der Einheit menschlicher Logik und gleichsam ihr zum Hohn sich manifestirende innere Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus: eine Verschiedenheit jedoch gleich den Variationen eines einzigen musikalischen Grundthemas, und worin sich als Widerhalle dissonirender Denk- und Empfindungsweisen von Nationen dessenungeachtet, Alles übertönend und überstrahlend, immer der Eine Mensch wiederfindet; in sich mehrspaltig, aber Einer.

Nicht weiter. Genug für Den welcher uns bis hierher gefolgt ist; zu viel für Jenen welcher uns früher verließ.

Zum Schlusse nur noch einige Worte über den Urheber der Schrift welche uns zu obiger Betrachtung den willkommenen Anlaß bot. Hr. von der Gabelentz, im Besitze des reichsten linguistischen Apparats und unermüdlich daran fortsammelnd, versteht auch von seinen Schätzen den angemessenen Gebrauch zu machen. Außer seiner mit Löbe zusammen unternommenen, für lange im Großen abschließenden Bearbeitung des Ulfilas sammt Wörterbuch und Sprachlehre des Gothischen, welche letztere von ihm allein herrührt (1836—46), gab er 1832 eine französisch geschriebene Mandschu-Grammatik und 1841 eine Grammatik der Syrjänischen Sprache heraus. Ueberdies stehen von ihm zahlreiche linguistische Abhandlungen in Zeitschriften (wie denen von Lassen, Höfer, in der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“) zerstreut: zumeist über finnische Mundarten; dann Samojedisch, Mongolisch, Kafferisch, Nordamerikanisch u. s. f. Ein Theil davon aber beruht auf der mühsamsten Forschung, indem er zuvor gar nicht vorhandene Grammatiken erst schuf, dadurch schuf daß er mit Hülfe von Bibelübersetzungen sie aus diesen abzog und das auf einem so dornigen Wege Gewonnene in die Form von Sprachlehren brachte. Ein nicht hoch genug von Dem anzuschlagendes Verdienst, der da weiß wie der Fortschritt der Linguistik in nicht geringem Grade auch von Erweiterung zubereiteten neuen Materials abhängt.

Die drei vorliegenden Hefte der „Beiträge“ geben uns gleichfalls über drei bis dahin grammatisch so gut wie unbekannte und was hier zu zeigen freilich wenig am Orte sein würde, durch mancherlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten bemerkenswerthe Sprachen erwünschten Aufschluß, und wenngleich mit Ausnahme der Kiriri-Grammatik, welche dem Titel nach „Aus dem Portugiesischen des P. Mamiani übersetzt“ worden, uns kein Wort davon unterrichtet, woher das rohe Material entnommen sei, so möchte man doch wenigstens für Dajakisch und Dakota desgleichen auf Bibelübersetzungen als Hauptquelle schließen.

Hoffentlich haben wir noch weitere und baldige Mittheilungen auf diesem Wege zu erwarten.

August Friedrich Pott.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Jean Sédaine.

Bis in dieses Jahrhundert herein glänzte auf der deutschen Bühne, wenn sie Operetten gab, der Name Sédaine's, gestorben 1797 zu Paris im 78. Jahre, und in Frankreich ist sein Name wol noch nicht verschollen. Vor zehn Jahren wurde sein „Le philosophe sans le savoir“ und seine „La gageur imprévue“ auf dem Théâtre français gar oft noch mit lebhafter Erinnerung an alte Zeit und Sitte gegeben. Schon die Art wie sich Sédaine zum Dichter herauf- und herausgebildet hatte erhielt sein Andenken. Sein Vater war in Paris namhafter Architekt gewesen und als Steinmetz wuchs sein Sohn heran. Traurige Schicksale raubten dem Vater die frühern Ersparnisse.

Aus Scham zog er sich in die Provinz zurück, wo er starb, indem er 18 Francs hinterließ. Mit ihnen wanderte der vaterlose Sohn nach der Hauptstadt, während er noch für seinen jüngern Bruder sorgt und nun die Steinmetzarbeit vornimmt. Doch bei dem Zuhauen der Steine denkt er nur an andere Studien; Horaz und Virgil, besonders aber Molière schwärmen um ihn herum und in der Feierstunde liest und studirt er in ihnen. Er macht sich allmälig frei von der Handarbeit; er dichtet Lieder, die allgemein ansprechen, bis 1754, wo sein Name am Hofe und in der Stadt schon so bekannt ist daß der dem Bankrott nahe Director der Komischen Oper zu ihm kommt und ihn um Rettung durch den Text zu einer komischen Operette bittet. Er will nicht daran, allein die Gutmüthigkeit reißt ihn endlich hin. Anonym tritt er heraus mit dem „Diable à quatre", mit unserm „Der Teufel ist los", das schon in Leipzig, aus dem Englischen bearbeitet, die deutsche Operette begründet hatte, und Paris ist von der Posse so entzückt wie es nur die Leipziger damals waren. Jetzt hat ihn der Theaterteufel gepackt; mit Grétry's oder Monsigny's Musik kommt eine seiner komischen Opern nach der andern zum Vorschein, 34 folgen nach und nach und wandern durch ganz Europa. In Rußland, in Deutschland entzücken sie gleich sehr wie in Frankreich. Jetzt denkt er auch an ein paar größere Arbeiten. Er schreibt, freilich minder schnell, aber desto gediegener seine „La gageure imprévue", die auf Marie Antoinette's Privattheater in Versailles gebracht wird. Sie spielt darin die Hauptrolle, er hat die Ehre die Proben zu leiten und zu sagen wie Dies und Jenes gespielt werden muß, sie das Verdienst ihn in der Vorstellung mit manchem feinen Zuge zu überraschen, der immerfort traditionell wiederholt worden ist. Was bedurfte es mehr als solchen Umstandes, um ihn zum Abgotte des Tags zu machen? Alle Fürsten Europas die nach Paris kamen besuchten ihn, der König von Dänemark in Begleitung von Struensee, Gustav von Schweden, Joseph II., der Großfürst Paul von Rußland. Und wäre noch etwas nöthig gewesen Paris in Feuer zu setzen, so hätte es Molière's Büste gethan. Die Einnahme welche ihm sein Lustspiel schaffte verwendete er nämlich, diese aus Marmor im Foyer des Theaters aufstellen zu lassen. Nicht minderes Glück hatte sein „Le philosophe sans le savoir", ein ernstes Familiengemälde, schon früher 1765 *) gefunden. Reichthümer hatte er jedoch nicht gesammelt. Die Tantième mußte ihn ernähren. Als er starb hinterließ er diese einer einzigen Tochter, aber die Tantième hielt nur zehn Jahre vor, und die Tochter lebte noch 1840 74 Jahre alt und fast blind. Napoleon hatte ihr eine Pension von 1200 Francs angewiesen, denen Ludwig XVIII. noch 500 Francs zufügte, bis ein Minister sie dann auf 900 Francs herabsetzte. Wenn ein Stück von ihrem Vater gegeben wurde, saß sie gewöhnlich in einem Winkel des Theaters, um wenigstens zu hören was sie nicht sehen konnte. Sic transit gloria mundi!

2. Molière und die Aerzte.

Es gibt wol nicht leicht einen Stand den man auf dem Theater so oft zur Zielscheibe des Witzes und Spottes gemacht hätte als den der Aerzte, insofern man, was die Einzelnen sich zuschuldenkommen ließen, gern auf das Ganze übertrug und was in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur lag, für absichtliche Misgriffe nahm. Der Mensch ist nun einmal in der Lage von sich selbst sehr wenig zu wissen. Er entsteht und besteht ohne das Wie des Einen und des Andern zu kennen, und kommt eine Strömung in seinem Bestehen, d. h. Leben, so glaubt er diese beseitigen zu können, indem er diese oder jene Mittel anwendet, welche einer meist vermeintlichen Erfahrung zufolge dagegen heilsam waren, wobei aber hier oft die größten Irrthümer vorkommen. Diejenigen welche sich mit Erkenntniß solcher Mittel vorzugsweise beschäftigten, die Aerzte, geriethen nicht selten in den ärgerlichsten Streit darüber untereinander und machten sich dadurch lächerlich; manche glaubten ein neues Mittel entdeckt zu haben, das gleich alle Krankheiten heilen sollte, und oft tauchten zwei einander ganz entgegengesetzte Mittel zu gleicher Zeit auf, wo dann der Streit alle Grenzen überschritt, die Rechthaberei mehr als alles Wohl der Kranken galt, die Lacher aber allein ihre Rechnung fanden. So ist es jetzt noch und so war es zu jeder Zeit, folglich kein Wunder daß auf dem Theater solche Blößen umsomehr zur Unterhaltung benutzt wurden, je mehr nun auch Aerzte gefunden wurden, die nur des Geldes wegen ihre Kunst trieben und dem Grundsatze folgten: Wenn man den Kranken nicht bei der Nase herumführt, so kann man kein Geld von ihm ziehen. Sagten sie dies auch nicht, so dachten sie es doch, und der Kluge durchschaute es. Schon Aristophanes spottet daher in seinen „Wolken" über die Aerzte, und ein Fragment eines fast ebenso alten Lustspieldichters Philemon meinte:

> Ein Arzt, wenn du genau es willst erforschen,
> Sieht ungern seine Freunde selbst gesund!

Sehr natürlich, er hat dann keine Aussicht ihre Geld- oder gar Goldstücke zu ziehen. Der alte römische Lustspieldichter Plautus macht von solchen Seitenhieben nicht minder Gebrauch und spottet über einen Charlatan, der den Kranken die wunderlichsten Fragen vorlegte, übrigens aber sich rühmte:

> Dem Aesculap das Schienbein, das er brach,
> Aufs beste wieder eingelenkt zu haben,
> Und ebenso Apollo'n selbst den Arm.

Je gebildeter ein Arzt, je vorurtheilsloser er ist, desto mehr lernt er die engen Grenzen seiner Kunst kennen und desto ärgerlicher ist ihm daher die Anmaßung der Collegen, welche sich rühmen Wunderdinge zu verrichten, indem er dann aber auch nicht selten selbst ihre Schwächen aufdeckt und so am meisten dazu beiträgt sie lächerlich zu machen. So gab es im 17. Jahrhundert einen pariser Arzt Gui Patin, der ihnen mehr Böses nachsagte als es der ärgste Feind vermocht hätte und namentlich dem berühmten Molière eine fast unerschöpfliche Quelle des Spotts eröffnete. Es waren damals ein paar Mittel in Ruf gekommen, der Brechwein und das Opium (Laudanum), die gegen Alles helfen sollten, wie früher schon der Taback, von welchem ein lateinisches Epigramm spottend rühmte:

> Mit allen Mitteln konnte man
> Kaum eine Krankheit heilen,
> Mit einem Mittel kann man jetzt
> Gleich jedes Weh zertheilen!

Gerade so war es mit dem Brechwein und Opium. So wirksam beide sind, so gefährlich werden sie in einzelnen Fällen und zur Unzeit. Den Vin émétique nannte daher der angeführte Gui Patin nur Vin énétique, den Mordwein, und als der Leibarzt Valot die junge Königin von England Henriette, Jakob's II. Gemahlin, durch Opium, wie es schien, um das Leben gebracht hatte, durchlief ein Epigramm ganz Paris, das ihn mit Ravaillac und ihr Schicksal mit dem Karl's I. von England verglich:

> Karl endigte auf dem Schaffot
> Und Henriette starb anjetzt
> Durch Einfalt unsers Herrn Valot.

Gerade am pariser Hofe gab es unter den damaligen Leibärzten die ärgerlichsten Auftritte und in seinem „L'amour médecin" brachte Molière die fünf dadurch wie durch ihre Pedanterei allgemein bekannten Männer auf die Bühne,

*) Es ist eins der besten Familiengemälde, wie nur irgend eins von Iffland geschrieben worden ist, ausgezeichnet durch Plan und Charakteristik, hatte aber, ehe es zur Aufführung gelangte, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da es, gegen den Zweikampf gerichtet, durch Cabale in den Ruf gekommen war daß es eine Apologie des Duells sei. Man mußte es Ludwig XV. selbst vorlesen, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen. In Deutschland muß es auch viel gegeben worden sein, denn wir haben eine Uebersetzung davon aus dem Jahre 1767 und dann wieder eine von 1776.

da ihm der Dichter Boileau griechische Namen an die Hand gab, welche den wahren Namen derselben gleich auf der Stelle erkennen ließen. Der Eine hieß Desfougerais und brillirte als Desfonandrès, d. h. Menschenmörder; der Monsieur le Docteur Esprit wurde zum Doctor Bahis, ein Mann welcher bellt wie ein Hund. Der Mairoton hieß eigentlich Guenot, bekam aber seinen Namen von der pedantischen langsamen Art womit er zu sprechen und jedes Wort abzuwägen pflegte, so wenig Geist in Allem war was er herausbrachte; und so wurde der vierte, Daquin, der auf das Aderlassen versessen war, als Tomes bezeichnet, vom griechischen Worte das die Ader durchschneiden bedeutet. Ein Monsieur Fillerin endlich, als Nr. 5 paradirend, heißt, aus dem Griechischen übersetzt, Todtenfreund, denn wie er selbst im Stücke sagt, hält er es mit den Todten, weil man sich nicht mehr um sie zu bekümmern nöthig hat. Jedermann von Bildung wußte gleich aus den Namen wen er vor sich hatte, und am sichersten war der Hof damit vertraut, denn die ganze furchtbare Satire welche Molière hier losließ scheint einem von Ludwig XIV. selbst gegebenen Winke entsprungen zu sein. Schwerlich würde sich ja wol Molière gerade an seinen Leibärzten gleichsam vergriffen haben, wenigstens rührte sich keiner der bezeichneten Herren, die doch mit Händen zu greifen waren, obgleich ganz Paris in die Vorstellungen strömte, und es wäre sonderbar wenn sie außerdem die Geißelhiebe so ganz geduldig hingenommen hätten. „Ludwig lachte gewaltig darüber", versichert der oben genannte Gui Patin, als das Stück in Versailles gegeben wurde. Indessen hatte Molière schon früher die ärztliche Charlatanerie zum Stichblatt genommen, und nicht minder geschah es späterhin. In seinem „Le festin de pierre" darf man nur die erste Scene des dritten Acts nachlesen; in dieser macht er sich über den Brechwein lustig, und mit dem Eide welchen er der medicinischen Facultät im „Le malade imaginaire" leistete starb er gleichsam. Es wäre wol unnöthig aus der spätern Bühnenliteratur Seitenstücke zu Molière's Arbeiten herauszuheben, denn überhaupt kann man wol sagen daß Molière den Stoff gleichsam erschöpft hat, weil gerade zu seiner Zeit der Streit der alten Galenischen und neuentstandenen chemischen Schule ganze Facultäten ergriffen, ja das Krankenlager des berühmten Ministers Mazarin gerade vier der genannten Leibärzte zu dem ärgerlichsten Streite hingerissen hatte. Der Eine suchte den Sitz der Krankheit in der Milz, der Andere in der Leber, der Dritte in dem Gekröse und der Vierte in den Lungen, während der Minister nebenan schon sterbend ihren Zank vernahm. Daraus folgt jedoch nicht daß nicht, ehe man es sich versieht, ein neuerer Dichter zu demselben Stoffe greifen könnte. Jedes neue System der Medicin bietet Anlaß dazu, den sich auch z. B. ein Kotzebue nicht entgehen ließ; der wahrhaft verdiente Arzt aber ist der Erste welcher über die Thorheiten und Großsprechereien seiner Brüder lacht, die, was ihnen an Wissenschaft fehlt, durch Wichtigthun und Lüge zu ersetzen suchen und umsomehr dabei gewinnen, da sie immer noch Narren in Menge finden die ihnen unbedingten Glauben schenken und die harten Thaler in die Taschen stecken. Im Ganzen gilt ja noch jetzt wie damals: „C'est l'effronterie et le jargon qui font le médecin!" 47.

Notizen.

Men and women of France, during the last century. Drei Bände. London 1852.

Dieses Buch kann den Leser insofern irreführen als er über die darin gezeichneten „Männer und Frauen Frankreichs aus dem letzten Jahrhundert" wenig oder nichts Neues erfährt, es kaum etwas Anderes ist als eine sorgsame Zusammenstellung bald mehr bald minder bekannter Thatsachen aus den Memoiren und Autobiographien jener Zeit. Am fleißigsten hat der Verfasser die „Bibliothèque des mémoires" von Barrère, die „Correspondance littéraire" von Grimm und die „Mémoires secrets" von Duclos benutzt, ohne es gerade mit Angabe seiner Quellen sehr gewissenhaft zu nehmen. Solche Vergeßlichkeit rächt sich dadurch daß man nun auch nicht weiß ob einzelne Anekdoten, die man sich nicht erinnert gelesen oder gehört zu haben, schon früher in Druck erschienen sind, und wenn nicht, ob sie auf das bloße Wort des Verfassers hin für wahr gelten dürfen. Davon abgesehen gehören zahlreich eingestreute Bemerkungen unstreitig dem Verfasser als Eigenthum an, und sollten dieselben auch nicht immer tief gehen oder von Witz und Scharfsinn übersprudeln, so sind sie doch stets am rechten Orte und ganz vernünftig. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Ist er Franzose oder Engländer? Für letzteres spricht das reine, fließende Englisch; für ersteres der Gedankengang, so oft der Verfasser selbstredend auftritt, dann sein Urtheil, seine lebendige Darstellung und sein Personificiren abstracter Ausdrücke, was Engländer in der Regel nicht thun. Welcher der beiden Nationen er indeß auch angehöre, jedenfalls hat er seinen Gegenstand gut aufgefaßt und richtig behandelt, kurz, ein Buch geliefert welches der Mühe überhebt ein Dutzend andere zu lesen. 7.

Neugriechische Volksbibliothek.

Unter dem Titel „Ἡ βιβλιοθήκη του λαοῦ" („Die Bibliothek des Volks") erscheint seit einiger Zeit in Athen eine periodische Zeitschrift, die von dem aus der frühern Kapodistrianischen Herrschaft bekannten Griechen G. Ainian mit Sorgfalt und Eifer geschrieben wird. Sie erscheint in monatlichen Heften von je fünf Bogen und muß nach den bereits vorliegenden sieben dergleichen als eins der nützlichsten und nothwendigsten der in Athen erscheinenden periodischen Blätter gelten. Der Inhalt besteht natürlich nicht in Romanen und dem Aehnlichen, sondern in Dem was zum gewöhnlichen Leben nützlich ist und wahrhafte Aufklärung befördert. So enthalten einige der letzten Hefte eine Lebensbeschreibung der Judith, der Jungfrau von Orleans, des Joseph, des Kolokotronis, Franklin's, Skanderbeg's und der Mutter Washington's; ferner Aufsätze über die Cultur des Weins, über die Bildung eines Vereins zur Aufklärung des Volks, über Freiheit des Unterrichts in England, über Volksunterricht; Uebersetzungen der Abhandlungen Franklin's: „Ueber das Mittel Geld in der Tasche zu haben", „Nöthige Kunde für Die so reich werden wollen" 2c. Es ist erfreulich daß auch in Griechenland die Nothwendigkeit das Volk aufzuklären anerkannt wird und daß Einzelne zu diesem Zwecke das Nothwendige thun und unternehmen; aber es liegt vornehmlich in Griechenland in der Pflicht der Regierung, in Griechenland, wo ein König aus **deutschem** Stamme das monarchische Element vertritt, solchen Bemühungen Einzelner den erfoderlichen Nachdruck durch geeignete Maßregeln zu geben. 18.

Die Köchin des Dr. Warburton, ein weiblicher Herostrat.

Der Bischof von Gloucester Warburton (gestorben 1779), bekannt als Commentator Shakspeare's, sammelte mühsam auch eine Anzahl von handschriftlich vorhandenen Schauspielen P. Massinger's und anderer Zeitgenossen und Nachfolger Shakspeare's. Mit vielen Kosten, Reisen u. s. w. hatte er einen ansehnlichen Schatz solcher Manuscripte zusammengebracht und ging endlich daran sie zu ediren, als er die traurige Wahrnehmung machte daß seine Köchin eine ganze Partie dieser Dramen zum „Aufmangeln und Bedecken" der Pasteten, eines Lieblingsgerichts ihres Herrn, verbraucht hatte. Es war ihr von Warburton aus Papiergeiz untersagt worden, unbeschriebenes Papier zu ihren culinarischen Zwecken zu verwenden, und so hatte sie sich an die beschriebenen Hefte gehalten, die ihr als die unscheinbarsten vorgekommen waren. Auf diese Weise hat sie nicht weniger als 11 Schauspiele von Massinger

und noch 40 andere Dramen verschiedener Autoren, zusammen 51 kostbare Ueberreste altenglischer Poesie, unter denen sogar „The honour of women" vor ihren frevelnden Händen nicht geschützt ward, verbacken und der Literatur entzogen und die englischen Literatoren notiren bei Anführung dieser und ähnlicher Titel nur: „Ruinirt durch die Köchin des Dr. Warburton"; „Unbrauchbar gemacht durch die Köchin Dr. Warburton's" u. s. w.

Zur Charakteristik Seume's.

Einer glaubwürdigen Quelle entnehmen wir folgenden zur Zeit wol nur wenig bekannten Charakterzug Seume's: Eines Abends trat in das Speisehaus in Leipzig wo Seume gewöhnlich aß einer der regelmäßigen Gäste etwas später als sonst ein, und erzählte daß er auf einem Spaziergange die Stunde der Thorsperre versäumt habe, dabei habe er überdies noch in der Dunkelheit dem Thorschließer für das Oeffnen statt der Kupfermünze ein Zehnkreuzerstück aus Versehen in die Hand gedrückt; erst in seiner Wohnung habe er den Irrthum erkannt, sei aber nicht zurückgekehrt, um sich nicht etwa noch Grobheiten seiten des Thorschließers auszusetzen. Seume hörte diese Worte mit düsterer Stirn an; plötzlich sprang er auf und sagte: „Aber man muß doch gleich nach Empfang des Geldstücks dieses als zuviel erkannt haben und man hätte Ihnen nicht nachgerufen?" Der Andere verneinte dies betheuernd, und sofort ergriff Seume Stock und Hut und eilte zur Thür hinaus. Die Anwesenden die ihn kannten waren solche Aeußerungen seiner Heftigkeit gewohnt und glaubten er ginge vor Unmuth weg nach Hause. Aber nach nicht langer Zeit trat Seume wieder ernst und ruhig ein, legte dem erwähnten Gaste soviel auf den Tisch als er auf das Zehnkreuzerstück hätte herausbekommen sollen, und mit den Worten: „Dachte ich mir es doch, daß man nicht so unehrlich wäre Ihnen zurückzubehalten was Sie aus Versehen zuviel bezahlt hatten", setzte er den Hut wieder auf, drückte ihn tief in die Stirne und verschwand ohne einen Dank abzuwarten. 39.

Bibliographie.

Bauer, B., Rußland und das Germanenthum. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Ada die Lesghierin. Ein Gedicht. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 29.—31. Band. — A. u. d. T.: Daisy Burns. Von Julia Kavanagh. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Clemens, F. J., Die speculative Theologie A. Günther's und die katholische Kirchenlehre. Köln, Bachem. Gr. 12. 20 Ngr.

Dumas, A., Schriften. Neue Reihe. Herausgegeben von F. Heine und A. Diezmann. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 5 Ngr.

Eckart, F., Der gute Hirte. Ein Gedicht. Mit 1 Bilde von Otto Speckter. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 4. 7½ Ngr.

d'Elvert, C., Geschichte des Theaters in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Brünn. 1852. Lex.-8. 20 Ngr.

Féval, P., Die Königin von Saba, oder: Die Zigeuner unter der Regentschaft. Aus dem Französischen. Vier Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Ritter vom Firmament. Aus dem Französischen. Drei Bändchen. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr.

Ficker, J., Engelbert der Heilige, Erzbischof von Köln und Reichsverweser. Köln, Heberle. Gr. 12. 1 Thlr.

Fischer, J. G., Die Einheit in der organischen Natur. Populaire Vorträge. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 1 Thlr.

Frei, E., Nickel List und seine Spießgesellen. Eine romantische Schilderung des Räuber- und Gaunerlebens in Deutschland in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Neusalza, Oeser. 8. 2½ Ngr.

Gerlinger, J. B., Die griechischen Elemente in Schiller's Braut von Messina dargelegt. 2te Auflage. Neuburg, Prechter. Br. 8. 15 Ngr.

Hauff's, W., sämmtliche Werke mit des Dichters Leben von G. Schwab. 5te Gesammtausgabe. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 4 Ngr.

Heinrich, F. O., Leben und Werke der berühmtesten Maler aller Zeiten und Länder. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten und Kunstfreunde herausgegeben. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, David. Gr. 8. 12 Ngr.

Das französische Kaiserthum und die europäischen Mächte, oder der Allianz-Vertrag vom 20. November 1815. Freiburg im Breisgau, Diernfellner. Gr. 8. 15 Ngr.

Mähly, J. A., Die Frauen des griechischen Alterthums. Eine Vorlesung. Basel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meine Reise durch Deutschland, Belgien, Italien und die Schweiz. Tagebuch eines Livländers. Zwei Theile. Dresden, Naumann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reise- und Lebensbilder aus Neuholland, Neuseeland und Californien. Nach dem Tagebuche eines Verwandten herausgegeben von W. Schulze. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 24 Ngr.

Rinck, W. F., Die Religion der Hellenen, aus den Mythen, den Lehren der Philosophen und dem Kultus entwickelt und dargestellt. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr

Schlichtkrull, Aline v., Eine verlorene Seele. Roman. 1ster und 2ter Band. Görlitz, Heyn. 8. 3 Thlr.

Schulze, H. J. F., Nationalöconomische Bilder aus Englands Volksleben. Mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 98ster Band. Neue Folge. 27ster Band. — A. u. d. T.: Der Teufel im Bade. Aufzeichnungen eines Kurgastes in Homburg. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Uhland, L., Gedichte. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Weinhold, K., Ueber deutsche Dialectforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Mit Rücksicht auf verwandtes in deutschen Dialecten. Ein Versuch. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Wickede, J. v., Bilder aus dem Kriegsleben. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Zusner, V., Neuere Gedichte. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Verfassers. Wien, Beck. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Ginzel, J. A., Christus nur in seiner Kirche. Predigt am 2ten Sonntage nach Ostern zu Prag gehalten. Prag, Bellmann. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

Heuß, A., Chronik der christkatholischen Gemeinde zu Weimar und ihrer Schwestergemeinden zu Erfurt, Arnstadt und Mühlhausen. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 10 Ngr.

Hertzberg, G., Montenegro und sein Freiheitskampf. Vortrag gehalten in Halle am 19. Februar 1853. Halle, Knapp. 16. 5 Ngr.

Die Napoleoniden. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rechtsgutachten über die wider den Professor G. G. Gervinus erhobene Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrath und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. 2te Auflage. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1852 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

50. **Mickiewicz (A.), Ballady i Romanse.** Miniaturausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

51. ——————, **Farys. Grażyna.** Miniaturausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

In Miniatur-Ausgaben erschienen früher in demselben Verlage:
Malczeski (A.), Marja, powieść Ukraińska. 1849. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.
Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. 1846. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.
Zaleski (B.), Duch od Stepu. 1847. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

52. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Erstes Heft. Aachen — Berlin. 8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniß nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als sechs bis höchstens sieben Hefte (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. Die Verlagshandlung garantirt dafür, daß dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird, und verspricht zugleich die Beendigung des Werks bis zum Sommer 1853. Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein bloßer Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

53. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. 8 Thlr.

Den Inhalt dieses Werks bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:
Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

54. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Erster bis vierter Theil. 12. 1848—52. Geh. 6 Thlr.

55. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII., VIII. und IX. Jahrgang (1848—51) kosten jeder 2 Thlr.

Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 1 Thlr. 10 Ngr. Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.
Sonntags-Magazin. Ein Band. 8 Ngr.

56. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erste Folge. Erster bis zwölfter Theil. 1842—47. Neue Folge. Erster bis siebenter Theil. 12. 1848—52. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden.

57. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster bis dritter Band. 8. 1850—52. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

I. Jon, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

III. Theätetos, oder die geistige Entbindungskunst. — Parmenides, oder das Eine. — Der Sophist, oder das Treibjagen. — Der Staatsmann, oder das wahre Königthum.

58. **Poland (F.), Dichter und Kanzler.** Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 16 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Von der **neuen Ausgabe in 96 Lieferungen** dieses Werks erschien soeben die

vierte Abtheilung (44.—52. Lieferung):
Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.)
Preis 2 Thlr.

Fortwährend ist übrigens der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** auch **auf ein mal vollständig** zu erhalten, zu dem Preise von 24 Thlrn. Ebenso ist jede der denselben bildenden **zehn Abtheilungen** nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2½ Thlr.
VI. Schiffsbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1½ Thlr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1½ Thlr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1½ Thlr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im April 1853.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uriel Acosta.

Trauerspiel
von
Karl Gutzkow.

Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieses Dramas wird es erwünscht sein, dasselbe hiermit den so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen,
bis Ende des Jahres 1853
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

(Literaturwissenschaft.)

Auerbach (B.). Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. 12. 1846. (1 Thlr. 18 Ngr.) **16 Ngr.**

Brederlow (C. G. F.). Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. 2 Theile. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Ebert (F. A.). Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. 8. 1822. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Ersch (J. S.), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. 4 Bände. 8. 1822—40. (12 Thlr.) **3 Thlr.**

— — Literatur der vermischten Schriften etc. Neue fortgesetzte Ausgabe von *C. A. Geissler* etc. 8. 1837. (25 Ngr.) **8 Ngr.**

Talvj. Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder aussereuropäischer Völkerschaften. 8. 1840. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ **Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt** ☜

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die heiligen Frauen.

In Bildern mit erläuterndem Texte.
Dritte Folge der Frauen der Bibel.

Erste Lieferung. 4. 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen erschienen 1851 und kostet jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die sociale Revolution durch den Staatsstreich am 2. December 1851,

erwiesen von **P. J. Proudhon.**

Nach der dritten französischen Auflage. 16 Octav-Bogen. Brosch. ⅔ Thlr.

C. Schünemann's Buchhandlung
(J. Kühtmann & Comp.) in **Bremen.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 16. —— 16. April 1853.

Inhalt.

Ludwig Tieck als Kritiker.

Kritische Schriften. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Tieck. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848—52. 12. 6 Thlr.

Laube hat im „Illustrirten Familienbuch des Oestreichischen Lloyd" eine höchst anziehende Schilderung von einem Besuch gegeben, den er im Sommer 1852 dem greisen Ludwig Tieck in Berlin abstattete. Tieck streifte in der rasch wechselnden Unterhaltung fast alle Dinge die ihm in Kunst und Poesie am meisten am Herzen liegen. Mit jugendlicher Wärme berührte er seine innige Liebe zu Shakspeare, seine Begeisterung für den jugendlichen Goethe und die desto gründlichere Verachtung gegen dessen spätere „Geheimrathsperiode", seine frische Theilnahme an der Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Theaterlebens, seine rührende Vorliebe für Schröder und Fleck und seinen mürrischen Widerwillen gegen Iffland und die heutigen Bühnenzustände. Und dies Alles mit jener unvergleichlich schalkhaften Anmuth und tiefen Sachkenntniß wie sie eben nur Tieck zugebotestehen.

Ein glücklicher Zufall spielte mir Laube's geistreichen Bericht in die Hände in dem Augenblicke, da ich gerade Tieck's „Kritischen Schriften" rasch hintereinander gelesen und wieder gelesen hatte. Es war mir ergreifend zu sehen wie lebendig der kranke Greis noch immer den Ansichten und Idealen seines langen Künstlerlebens anhängt. Denn in der That kann man sagen daß alle vier Bände von Tieck's „Kritischen Schriften", obgleich in den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Anlässen entstanden, doch mehr nur Variationen auf die Themata jenes Gesprächs sind. Freilich sind hier alle einzelnen Motive tiefer, voller und nachhaltiger durchgeführt.

Ich betrachte es als einen großen Gewinn für unsere Literatur daß die verschiedenen, oft schwer zugänglichen Abhandlungen, Recensionen, Briefe, Vorreden und dramaturgischen Blätter, in die Tieck seine kritische Thätigkeit zerstreut hatte, jetzt in einer bequemen und übersichtlichen Gesammtausgabe auftreten. Es gilt seit jenem berühmten Manifest der „Halleschen Jahrbücher" gegen die Romantik wol noch immer in einzelnen Kreisen für guten Ton, rücksichtslos über Alles den Stab zu brechen, was nur irgendwie zu der sogenannten romantischen Schule in einem wenn auch noch so entfernten Bezug steht. Aber ich nehme mir nach wie vor die Freiheit, Tieck für einen Dichter und trotz aller einzelnen Schwächen und Misgriffe für einen wirklich großen Dichter zu halten. Und ich bin der Ueberzeugung daß Tieck ein ebenso großer Kritiker als Dichter ist. Ja es scheint mir sogar, unsere jungen Kritiker thäten besser daran bei Tieck recht ämsig in die Schule zu gehen, statt daß sie es vorziehen ungeberdig mit Steinen nach ihm zu werfen.

Wenn ich mir erlaube öffentlich einige Worte über die kritischen Leistungen Tieck's zu sagen, so kann es nicht meine Absicht sein, näher in alle Einzelheiten einzugehen. Die beiden ersten Bände der Sammlung enthalten kritische und geschichtliche Betrachtungen über Literaturwerke; die beiden letzten die „Dramaturgischen Blätter", die bereits früher herausgegebenen sowol wie einige neue, bisher unbekannte.

Die hervorragendsten Arbeiten sind in den beiden ersten Bänden die Briefe über Shakspeare und eine Abhandlung über Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren, eine kritische und geschichtliche Entwickelung der altdeutschen Minnelieder, des altenglischen und des ältern deutschen Theaters, an die sich sodann die Entwickelung unserer Bühne seit Friedrich Ludwig Schröder anschließt, und zuletzt eine vortreffliche Kritik und Charakteristik Goethe's und seiner Zeit. Unter den „Dramaturgischen Blättern" der beiden letzten Bände möchte ich die feine Besprechung Shakspeare'scher, Goethe'scher und Schiller'scher Meisterwerke, die sarkastische Vernichtung der deutschen Schicksalstragödie und der neuern französischen Fadheiten, die vortreffliche Schilderung Schröder's, Fleck's,

Iffland's und Eßlair's hervorheben, und vorallem eine kritische Geschichte des deutschen Drama seit Lessing bis zum Anfang der dreißiger Jahre.

Wer wüßte es nicht daß durch Tieck's Herausgabe des „Altdeutschen Theater" und des „Altenglischen Theater" und durch die „Vorschule Shakspeare's" die Erforschung und Kenntniß dieser bis dahin völlig vernachlässigten Literaturzweige erst erfolgreich begonnen und begründet wurde? Und selbst ein Jakob Grimm gesteht daß Tieck's Besprechung und Sammlung altdeutscher Minnelieder für ihn die unmittelbare Veranlassung wurde, daß er seinen Fleiß und Scharfsinn diesem Kreise der Dichtung zuwendete. Und so ließe sich wol bis ins Einzelnste die Wirkung und der Erfolg der hier vorliegenden Kritiken nachweisen. Wurde doch eine hier aufs neue mitgetheilte Recension Tieck's über die Gedichte des märkischen Pfarrers Schmidt von Werneuchen für Goethe das Motiv zu seinen „Musen und Grazien in der Mark". Und dennoch suche ich den Vorzug und den eigensten Reiz der Tieck'schen Kritik nicht in ihrem sachlichen Reichthum, sondern ganz besonders in der Feinheit und Innigkeit des poetischen Empfindens, von der jede Zeile durchhaucht ist. Wir sehen überall den Dichter der von Natur aus mit einer selbst bei Dichtern ganz ungewöhnlichen Feinheit und Empfänglichkeit des künstlerischen Gefühls begabt ist und der überdies noch Auge und Geschmack durch das umfassendste Studium der Kunst und Poesie aller Zeiten und Völker unablässig geschärft und gebildet hat.

Es ereignet sich wol daß Tieck dann und wann einmal in der Auffassung einzelner Charaktere sophistisch und grillenhaft wird, wie z. B. in der Auffassung des Hamlet und der Ophelia, ja hier und da schraubt er wol auch Schwächlichkeiten und Erbärmlichkeiten zu einer Höhe hinauf die diesen nicht zukommt, wie ihm dies namentlich mit Werder's „Columbus" und mit den Erzählungen seines Freundes Friedrich Laun und einigen andern Dingen ähnlicher Art begegnet ist. Aber das sind nur vereinzelte Grillen oder Nachgiebigkeiten seines spätern Alters. Sonst hat er überall eine Unbefangenheit und eine Wärme des Urtheils, die um so erfreulicher wird, je kälter und herzloser der herrschende Ton unserer heutigen Kritik zu sein pflegt.

Dies gilt namentlich über Tieck's Verhältniß zu Shakspeare. Die neuere Forschung hat inzwischen einzelne Uebertreibungen die dem Shakspeare-Cultus der Romantiker eigen waren berichtigt, namentlich hat sie auch den innern Entwickelungsgang des Dichters und die chronologische Reihenfolge der einzelnen Stücke mit größerer Sicherheit und oft von Tieck's Ansichten sehr abweichend festgestellt. Aber woher kommt es, wir lesen diese Tieck'schen Shakspeare-Kritiken doch mit immer erneuter Freude? Laube sagt sehr schön in jener oben erwähnten Schilderung:

Kaum je habe ich den Namen Shakspeare's so segnen hören als in dieser Stunde. Wie oft hört man ihn äußerlich und modemäßig loben und fühlt sich versucht dem inhaltslosen Preise geradezu entgegenzutreten. Denn banales, unempfundenes Lob fodert ja immer heraus. Hier rührte es bis zu Thränen, als Tieck fragte: „Ist es Ihnen nicht oft wie ein Wunder gewesen daß ein Mensch mit dieser Schöpfungskraft und Weisheit hat entstehen können?"

Und eben deshalb werden Tieck's Kritiken immer selbst wie kleine Kunstwerke. Wir sehen überall den Künstler der innerlich dem Künstler nachbildet. Wie mit einem Zauberschlage weiß uns der Kritiker in das Kunstwerk das er bespricht mitten hinein zu versetzen. Das innerste Lebensgeheimniß der Dichtung thut sich vor uns auf, die einzelnen Scenen und Charaktere entstehen und entfalten sich aufs neue, und wenn dann der Kritiker das letzte Wort der Entscheidung über die künstlerische und geschichtliche Bedeutung, über die Poesie oder Unpoesie des vorgeführten Werks ausspricht, da ist es nicht als hörten wir das Urtheil eines Fremden, sondern wir selbst glauben es uns aus unserer eigenen Erkenntniß und Einsicht gebildet zu haben. Das ist es auch was Tieck's „Dramaturgische Blätter" für den Schauspieler so unendlich wichtig macht. Nirgend hohle Theorie; zergliedert Tieck eine Rolle wie den Antonio im „Tasso" oder Eßlair's Wallenstein, da hören wir immer den kundigen dramatischen Vorleser, der die feinsten Nuancen jeder einzelnen Redewendung aufs genaueste durchdacht und selbst künstlerisch dargestellt hat. Deshalb wirkt es auch so unwiderstehlich vernichtend, wenn Tieck das Schlechte und das Mittelmäßige verhöhnt und geißelt. Tieck erzählt dann meist einfach das Stück, aber er weiß Licht und Schatten so fein gegeneinander zu legen daß das kritisirte Stück nicht sowol vernichtet wird als sich vielmehr selbst vernichtet. Recensionen wie die köstliche Verhöhnung von Houwald's „Leuchtthurm" und Oehlenschläger's „Correggio" konnte nur der Dichter des „Gestiefelten Kater" und des „Zerbino" schreiben.

Irre ich nicht, so war es im „Deutschen Museum", wo jüngst Tieck's kritischen Bestrebungen der Vorwurf gemacht wurde, sie seien doch ohne eigentliche Wirkung auf die Fortbildung der Dichtung und dramatischen Darstellung geblieben. Ich begreife nicht wie dieser Vorwurf eigentlich gemeint ist. Geht er ausschließlich auf die „Dramaturgischen Blätter", so sollte man doch bedenken daß eine neue Schauspielkunst nicht entstehen kann ohne eine neue dramatische Dichtkunst. Geht er aber auch auf Tieck's Literaturbetrachtungen, so zeigt er nur wie wenig man sich noch immer klar macht, wie verschiedene Zeitlagen nothwendig auch verschiedene Arten und Richtungen der Kritik bedingen. Hätten wir auch heutzutage einen neuen Lessing, seine Wirkung wäre doch nicht so unmittelbar und tief eingreifend wie die Wirkung des alten Lessing war. Productive Kritik im Sinne Lessing's ist nur möglich wo sich aus der Verwirrung der herrschenden Geschmacksrichtungen erst das Reine und Echte mühsam herausringt, wo man das wahrhaft Schöne und Künstlerische noch gar nicht kennt, wo die Erkenntniß, die Darstellung und der Genuß der höchsten Kunst und Poesie erst wie ein unbekanntes Land entdeckt und er-

obert werden muß. Lessing entdeckte dies Land; er stürzte die Unnatur des Zopfstils, er wies auf Shakspeare und mit Winckelmann vereint auf die Alten; daher das Mannhafte in ihm, das Kriegerische, das kühn Vordringende; daher ist seine Kritik wesentlich Kritik, d. h. Messen und Vergleichen des Bestehenden mit den Foderungen und Gesetzen der ewig mustergültigen Kunstwerke, Hinüberführen aus dem fremden Lande der Knechtschaft in das Land der ursprünglichen Heimat und Verheißung. Jetzt aber ist die Lage der Dinge eine durchaus andere. Die That Lessing's ist für immer gethan und kann nicht noch ein mal gethan werden. Jetzt ist die allgemeine Bildung, wenigstens insoweit sie in Wahrheit den Namen der Bildung verdient, über die allgemeinen Grundsätze und Vorbilder der Kunst und Schönheit längst im Reinen; jetzt ist das Land nicht erst zu erobern, wir haben das eroberte Land lediglich nur zu behaupten und weiter auszubauen. Die Kritik wird daher zwar auch heute noch nach wie vor die Pflicht haben unermüdlich ihr scharfes Schwert zu ziehen, wo sich eine falsche und verderbliche Geschmacksrichtung aufspreizt, sie muß das goldene Kalb zertrümmern, wo sich Schwache finden, die in den alten Götzendienst zurückfallen; aber das ist im Wesentlichen doch nur negative Kritik. Die wahrhaft productive Kritik besteht heutzutage nur darin daß wir die Gesetze und die Musterwerke der Kunst immer tiefer verstehen und geschichtlich begreifen lernen. Die Kritik in diesem Sinne ist jetzt nichts Anderes als die Aesthetik der Kunst als solcher und die Charakteristik der einzelnen großen Kunstwerke und Kunstepochen, die Kunst- und Literaturgeschichte. Dies ist der Grund warum sich sogleich nach Lessing durch Herder und durch die Anregungen der romantischen Schule die Literatur- und Kunstgeschichte und durch Schelling und Solger die Aesthetik oder Kunsttheorie zu einer nie vorher gesehenen Blüte aufschwingt.

Der Kritiker wird heutzutage immer zugleich Kunsthistoriker sein müssen, und kein Kunsthistoriker wird sich seines dauernden Erfolgs rühmen können, der die Geschichte der Vergangenheit nicht zugleich auch als eine Kritik der Gegenwart aufstellt.

Hermann Hettner.

Zur Geschichte der Frauen.

Geschichte der Frauen von G. Jung. Erster Theil. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Die Bibel, das Gesetzbuch und der ungeschriebene Sittencodex wiederholen noch immer den alten barbarischen Satz von der Schwäche des Weibes und seiner dem Manne untergeordneten Natur.“ In diesen Worten, mit welchen Jung das erste Capitel seiner vorliegenden Schrift schließt, spricht derselbe das letzte Resultat der geschichtlichen Entwickelung, die er in ihrem seitherigen Verlaufe zu schildern unternommen hat, klar und einfach aus. Man sieht, es lautet nicht sehr tröstlich und stimmt gar schlecht zu der stolzen Rede Derer welche nicht oft und laut genug zu verkündigen wissen wie wir es bereits so unendlich weit gebracht haben. Der „Reichthum“ und die „Gediegenheit“ unserer vielgepriesenen modernen Bildung wird zur leeren Phrase, wenn es wahr ist daß unsere Auffassung und Behandlung des Weibes noch den Charakter der Roheit ansichträgt. Und die seltene, staunenswerthe Höhe zu welcher sich der gemeinen Sage nach die Civilisation der Gegenwart erhoben hat, schrumpft zum ordinairen Maulwurfshügel zusammen, wenn Jung mit Recht behauptet daß wir in unsern Beziehungen zum weiblichen Geschlechte über den Standpunkt der „Barbarei“ noch nicht hinausgekommen sind. Es läßt sich erwarten daß man dieses Recht von verschiedenen Seiten und aus mannichfachen Gründen in Zweifel ziehen wird. Ob mit Erfolg, ist freilich eine andere Frage, die nach unserm Dafürhalten unbedingt verneint werden muß.

Wer die gegenwärtige Lage der zweiten „schönern und edlern“ Hälfte der Menschheit unbefangen ins Auge faßt, wird nicht wohl leugnen können daß „die Krone und Seele der Schöpfung“ im Allgemeinen eine Stellung einnimmt welche sich in mancher Rücksicht von der des leibeigenen Heloten nicht wesentlich unterscheidet. Was den Sklaven vorzugsweise charakterisirt, der Mangel aller äußern und innern Selbständigkeit, ist auch beim Weibe anzutreffen. Beide sind in ihrem Wollen und Wirken von einer fremden, außer ihnen stehenden Gewalt abhängig; beide müssen ihr natürliches wie ihr geistiges Leben nach Gesetzen und Bestimmungen einrichten, die nicht von ihnen selbst gegeben sind und deshalb ihrem innersten, eigensten Wesen mehr oder weniger widersprechen. Der Sklave hat kein Eigenthum über das er nach Belieben unbeschränkt verfügen könnte; was er sich etwa erwirbt gehört im Grunde nicht ihm, sondern seinem Herrn, der es zu jeder Zeit für sich in Anspruch nehmen kann. Das Weib ist in dieser Beziehung nicht viel besser gestellt. Wenigstens hat der „große Unterschied“, auf welchen mancher wohlmeinende Freund abstracter Theorien alsogleich hinweisen dürfte, keine reelle Bedeutung.

Was nützt es der Frau daß sie das Recht hat, für sich selbst erwerben zu können, wenn Natur und Erziehung sie gleich wenig befähigen, von diesem Rechte in geeigneter Weise Gebrauch zu machen? Ebenso illusorisch ist ihre Befugniß, ein eigenthümliches Vermögen zu besitzen, denn die Verhältnisse gestatten ihr in der Regel nicht, nach eigenem Ermessen über dasselbe zu disponiren. Es ist allerdings wahr: das begüterte Mädchen kann sich die ökonomische Unabhängigkeit sichern und bewahren. Aber der Preis um welchen sie diese Freiheit erkauft ist zu hoch als daß er außer in seltenen Fällen freiwillig geboten werden sollte. Nur wenn sie sich entschließt, im Cölibat zu leben, d. h. mit ihrer Natur und Bestimmung in offenen Widerspruch zu treten, darf sie hoffen an der freien Benutzung ihres Eigenthums nicht gehindert zu werden. Sobald sie in die Ehe tritt, ist sie, mag sie nun wollen oder nicht, genöthigt, der apostolischen Vorschrift „zu haben, als hätte man nicht“

unbedingt folgezuleisten. Denn was die Gemeinschaft der Güter betrifft, welche unter den Ehegatten stattfinden soll, so bemerkt Jung mit Recht daß sie „ihren echt christlichen Haken" habe (S. 14):

Der Mann ist des Weibes Haupt, sowie er das der Gütergemeinschaft ist. Es ist die alte Geschichte vom jagenden Löwen, der seine Gesellschaftsverträge auf ähnliche Art zu schließen pflegte.

Wir leugnen übrigens nicht daß das soeben angedeutete Verhältniß sich durch sehr triftige Gründe rechtfertigen läßt. Es unterliegt keinem Zweifel daß das Weib infolge seiner natürlichen Bestimmtheit weder geneigt noch auch fähig ist, die Verwaltung und Ausbeutung seines etwaigen Vermögens selbst in die Hand zu nehmen. Wer sich die Mühe geben will, das Wesen und den Charakter der Frauen, welche auf dem Markte des öffentlichen Verkehrs eine active Rolle spielen oder in die Bewegung des geschäftlichen Lebens irgendwie thätig eingreifen, aus der Nähe zu beobachten, wird gar bald die Ueberzeugung gewinnen daß „die feine Natur der Frau sich an einen Kampf der nur um die Mittel des Lebens geht nicht verloren geben kann" (S. 24), wenn sie nicht wirklich verloren gehen oder doch bis zum Unkenntlichen entstellt werden soll. Die Erwerbs- und Vermögensfreiheit, welche im Laufe der Zeit dem weiblichen Geschlechte verliehen worden, ist demnach eine sehr zweideutige Errungenschaft; sie wirkt verderblich, wenn man von ihr Gebrauch macht, und wird da am besten benutzt, wo man sie unbenutzt zur Seite stellt.

Es erregt billig Verwunderung, wenn noch fortwährend im Namen und Interesse des „vernünftigen Fortschritts" auf die festere Begründung oder gar auf die Erweiterung jener entweder schädlichen oder überflüssigen Rechte gedrungen wird. Dem Weibe ist damit natürlich wenig gedient; es kann bei dem Gewinne, den man ihm zuzuwenden gedenkt, nur verlieren. Ueberhaupt aber scheint die Einsicht daß die mit gutem Grunde gefoderte Gleichstellung der beiden Geschlechter nicht die Gleichheit der Rechte, sondern lediglich die des Rechts zur Folge haben darf, noch keineswegs allgemein verbreitet zu sein. Auch unser Verfasser, wenngleich er die wesentliche Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Natur zum öftern nachdrücklich hervorhebt, vindicirt dennoch der Frau mehrfach Befugnisse welche nur dem Manne zustehen und für ihn allein Werth haben können.

Auch darin steht die Frau dem Sklaven gleich, daß sie wie dieser keinen eigenen Willen, wenigstens nicht die Macht hat, ihn ohne höhere Genehmigung zu verwirklichen. Die Grundlage der menschlichen Würde, die Voraussetzung des sittlichen Daseins: die Freiheit der Selbstbestimmung, ist für das Weib nicht vorhanden. Es wird im Gegentheil von ihm verlangt daß es sich ausschließlich durch eine fremde Persönlichkeit bestimmen lasse. Die Frau steht somit außerhalb der sittlichen und folgeweise auch der menschlichen Sphäre; wenigstens muß, sollte man meinen, diese Consequenz von Denjenigen anerkannt werden, welche das unterscheidende, charakteristische Merkmal des Menschen eben in dessen sittliche Natur setzen. Aber die Theorie hält sich immer einen Nebenweg offen, in den sie im Falle der Noth von der großen Heerstraße ihres Systems abbiegen kann.

Die philosophische Ethik der Gegenwart, welche im Grunde lediglich auf der specifisch-männlichen Natur basirt und daher für das Weib keine Gültigkeit haben kann, glaubt sich dennoch berufen, auch dem schönen Geschlechte die Gesetze seines Lebens und Wirkens zu dictiren. Natürlich muß sie, wenn anders diese Prätension durchgesetzt werden soll, zunächst und vorallem zu zeigen suchen daß ihr vorhin angegebenes höchstes und letztes Princip nicht blos dem männlichen, sondern ebenso dem weiblichen Wesen entspreche. Sie behauptet demnach daß der Act durch welchen sich die Frau dem Manne verbindet, oder richtiger zueigengibt, die persönliche Freiheit und den sittlichen Charakter derselben nicht im mindesten gefährde, denn er werde nur dann gültig vollzogen, wenn er die Wirkung ihres freien Entschlusses sei. Man weiß wie oder wie wenig diese „nothwendige" Voraussetzung durch die Verhältnisse des wirklichen Lebens gerechtfertigt wird, daß die Freiwilligkeit welche man dem Weibe zugesteht in der That mit sehr seltenen Ausnahmen nur ein maskirter Zwang ist. Jung hat vollkommen Recht wenn er (S. 8) sagt:

Die Wahl des Mädchens ist nicht frei, weil man einem Abgrunde entgegentaumelnd nicht erst lange prüfen kann, wem die rettende Hand angehört; sie ist nicht frei, weil außer der durch Rang-, Standes- und Geldverhältnisse hervorgebrachten Beschränkung in derselben die Familie den Umkreis bestimmt, innerhalb dessen gewählt werden kann; sie ist endlich nicht frei, weil der dem Mädchen auferlegte Zwang im Umgange mit Männern eine genaue Prüfung unmöglich macht.

Doch ist die Doctrin darum noch nicht falsch, weil die Praxis nicht mit ihr übereinstimmt. Einen begründetern Zweifel an ihrer Richtigkeit erregt die Wahrnehmung daß sie in dem vorliegenden Falle mit sich selbst in Widerspruch geräth. Man sieht leicht daß es dem von der Ethik wie von der Theorie des Rechts gleich anerkannten Grundsatze, nach welchem sich Niemand seiner persönlichen Freiheit entäußern kann, geradezu widerstreitet, wenn dem Weibe gestattet oder gar geboten wird, sich durch eine förmliche Erklärung für immer einem fremden Willen unterzuordnen. Es ist allerdings richtig: diese Erklärung, welche die Frau bei Eingehung der Ehe abgibt, ist an die Präsumtion geknüpft daß der Wille des Mannes für sie eben kein fremder sein, sondern stets den Inhalt ihres eigenen Bewußtseins ausdrücken werde. Nur fehlt leider der Natur der Sache nach jede Gewähr dafür daß diese an sich widersinnige Voraussetzung auch zutreffe. Ebenso wenig ist für den Fall daß sie sich als eine unbegründete erweist die Möglichkeit sichergestellt, der übernommenen Verpflichtung ledig zu werden. Mag die Frau immerhin aus ganz freiem Antriebe in die Verbindung mit dem Manne eintreten, sobald die Ehe geschlossen ist befindet sie sich in einem Zwangsverhältnisse, dessen Auflösung zwar nicht geradezu unmöglich, aber mit so vielen Schwierig-

keiten verknüpft und von so großen Nachtheilen begleitet ist daß sie nur sehr selten ernstlich in Aussicht genommen werden kann.

„Das Gesetz gebietet der Frau, dem Manne zu folgen, die Sitte duldet nicht daß sie ihre eigenen Wege gehe. Sie soll mit den Augen des Mannes sehen, mit seinen Ohren hören, mit seinen Organen empfinden." (S. 18.) Eben dies, daß dem Weibe geboten wird, sich einer fremden Persönlichkeit hinzugeben, daß sie formell gezwungen ist, Art und Gang ihres gesammten Lebens nach dem Urtheile und Willen eines Andern einzurichten, begründet den unfreien Charakter ihrer ehelichen Stellung. Es läßt sich freilich nicht leugnen, das Unwürdige des Verhältnisses in dem sie zu leben gezwungen ist kommt der Frau nur sehr selten zum Bewußtsein. Aber die Befriedigung welche sie in ihrer gegenwärtigen Lage allerdings zu finden pflegt fließt aus einer sehr trüben Quelle. Niemand entbehrt, was er nicht kennt, und dem Weibe ist die persönliche Selbständigkeit eine völlig unbekannte Größe. Sie hat, wenn sie anders noch ein Bewußtsein ihrer Freiheit in die Ehe mithinübernahm, es allmälig verloren, resignirt oder, wie man zu sagen pflegt, sich gefügt. In der Regel ist dieser successive Selbstmord aber nicht einmal nöthig, denn — um die eben nicht sehr schmeichelhafte Parallele noch einen Schritt weiter zu verfolgen — auch darin kann sich die Frau dem Sklaven vergleichen, daß ihr eine Erziehung zutheilwird welche diesen Namen gar nicht verdient. Erziehung nämlich findet wie bekannt nur da statt wo die Entwickelung aller im Menschen ruhenden Bildungskeime um ihrer selbst willen erstrebt und gepflegt wird. Beim Weibe aber handelt es sich lediglich von einer Dressur, einer Abrichtung für den besondern Zweck seiner ehelichen Bestimmung oder, was die Sache genauer bezeichnen möchte, seiner allseitigen Brauchbarkeit für den Mann.

Wir meinen, die Zeit der Fach- und Brotstudien sei vorüber, und wenn wir auch nicht geneigt sind einer unbedingten abstracten Freiheit von all und jedem bestimmten, eigenthümlichen Inhalte das Wort zu reden, so halten wir doch dafür daß die besondere Sphäre der Thätigkeit diese nicht vollständig absorbiren, der Mensch, der ganze, volle Mensch nicht in seinem speciellen Stande oder Berufe untergehen soll. Beim Weibe aber ist dies wirklich der Fall; in ihm wird der Mensch der einzelnen Qualität desselben geopfert und sein allgemeines, unendliches Leben gezwungen, in einer besondern endlichen Form zu erstarren. „In der Ehe aber wird der ganze Antheil der Frau an der Welt, ihr Leben und Lieben auf immer begraben." (S. 15.)

Es scheint, man kann sich nicht zu der Einsicht erheben, daß wenngleich die Familie die Bestimmung des Weibes ist, sie darum doch nicht als seine einzige, ausschließliche Bestimmung betrachtet werden darf, daß die Aufgabe der Frau, Gattin und Mutter zu werden, ihren letzten und höchsten Lebenszweck, Mensch in der allein wahren, umfassenden Bedeutung des Worts zu sein, nicht aufheben oder auch nur beeinträchtigen kann.

Der Irrthum, daß das Leben der Frau in ihrer Beziehung zur Familie seinen Abschluß erhalte und daher in dem engen Kreise derselben zu verlaufen habe, hat natürlich zur unmittelbaren Folge daß ihre gesammte Bildung auf diesen einen Punkt gerichtet wird. Die unvermeidlichen Wirkungen solcher Einseitigkeit sind leicht zu ermessen; man gewahrt sie überall da wo eine einzelne Anlage oder Fähigkeit auf Kosten des ganzen Menschen gepflegt oder dieser für einen besondern Zweck abgerichtet wird. Der gänzliche Mangel an allem echt geistigen und sittlichen Gehalte, welchen Jung als das Resultat der weiblichen Erziehung bezeichnet, versteht sich von selbst, wenn ihr der allgemein menschliche Charakter fehlt. Vielleicht ist aber diese negative Folge nicht einmal die schlimmste. Eine vollkommene Leere schließt als solche doch auch den verwerflichen Inhalt aus, und würde, wenngleich sie nichts Werthvolles aus sich erzeugen könnte, doch wenigstens auch nicht nachtheilig wirken. Leider kann das „wohlerzogene" Mädchen der Gegenwart keineswegs als eine solche tabula rasa betrachtet werden, sondern, wie es immer geschieht, daß wo die wahre humane Bildung fehlt, nicht die primitive Roheit, sondern die durchgängig selbstsüchtige Verbildung an deren Stelle tritt, so ist es auch hier.

Weil die Frau mit ihrem ganzen Sein und Leben an die Familie gefesselt ist, nur in ihrem Interesse erzogen und gebildet und von Jugend auf fast ausschließlich auf sie verwiesen wird, erscheint sie als die Trägerin des Familienegoismus. Dieser aber ist unsers Erachtens weit widerwärtiger wie die Selbstsucht des Individuums, weil er sich in das Gewand seines Gegensatzes, der liebenden Aufopferung für Andere, zu kleiden pflegt. Alle Isolirung, jede Beschränkung die in sich verharrt ist unsittlich; der Stolz ist bekanntlich der Vater der Sünde. Das Weib, indem es sich wesentlich nur als Moment des Familienlebens weiß und bewegt, verliert eben hierdurch seine höhere sittliche Bedeutung.

Man sieht leicht wie diese Bornirtheit des weiblichen Kopfes und Herzens zugleich die Würde und den sittlichen Charakter der Familie vernichtet, und darf sich nicht wundern, wenn in unsern Tagen auch von einer Seite her, auf welcher man den zügellosen Libertinismus der ungebundenen, willkürlich wechselnden Neigung keineswegs in Schutz nimmt, die Beseitigung der Ehe oder der Familie gefodert wird. Wer diese Foderung auf eine naturwidrige Abstraction zurückführen zu müssen glaubt, mag bis auf einen gewissen Punkt Recht haben. Jedenfalls ist sie insofern begründet, als sie dem egoistischen Treiben, wie es in dem gegenwärtigen Haus- und Familienleben vorherrscht, ein Ziel gesetzt wissen will. Es unterliegt keinem Zweifel daß die Familie in ihrer jetzigen Form ähnlich der Zunft an ihrer eigenen Beschränktheit zu Grunde gehen wird, und ihr wesentlicher Inhalt nur dadurch gerettet werden kann daß man sie

über ihre bisherige Schranke hinaushebt, d. h. als ein integrirendes Moment in den befreienden Organismus des sittlichen Gesammtlebens aufnimmt. Die Reform der Familie setzt aber die der weiblichen Erziehung nothwendig voraus. Man gebe der Frau eine freie, umfassende, humane Bildung, man entwickele im Weibe zunächst und vorallem den Menschen, so wird auch die Familie den humanen Charakter erhalten, welchen sie gegenwärtig nicht, wenigstens nur nebenbei als eine accidentelle Zugabe besitzt.

Es ist uns sehr zweifelhaft, ob Jung die allgemein menschliche Natur des Weibes, deren allseitige Entwickelung wir in Obigem als nothwendig bezeichneten, nach ihrem wahren Inhalte und in ihrer ganzen Bedeutung anerkennt. Wir glauben vielmehr daß die Meinung Derer welche das Leben und die Wirksamkeit der Frau auf die Familie beschränken wollen im Wesentlichen auch die seinige ist. „Im Wesentlichen", denn allerdings bezieht sich diese Uebereinstimmung lediglich auf den Haupt- und Cardinalpunkt der Frage, während im Uebrigen die Ansichten selbst bis zum schroffsten Gegensatze auseinandergehen. Die Worte in denen sich der Verfasser über die Ehe und ihr Verhältniß zum Weibe ausspricht zeigen das recht deutlich. Er sagt (S. 13):

Solange die Menschen hürdenweise zusammenstehen zu gemeinsamem Schutz und Trutz gegen eigene und fremde Roheit, wird die Liebe beschränkt, concentrirt und bewacht in der Ehe, d. h. die Gemeinschaft erkennt durch ihre geschiedenen Organe der Religion, der Gesetzgebung und der Sitte die Geschlechtsgemeinschaft nur in einer bestimmten Form an, die ihr Garantien gewährt daß besonders der Mann für das Ganze nicht verloren gehe. Die Natur des Weibes ist auf Freiheit in der Liebe, die des Mannes auf Freiheit seines Handelns gerichtet; ihre Schranke ist die Ehe, seine der Staat.

Wir müssen gestehen, es ist uns nicht ganz klar geworden, inwiefern Jung die Institution der Ehe mit Recht als eine Folge und Wirkung des Staats auffaßt. Schon Aristoteles bemerkt, und schwerlich wird ihm Jemand in diesem Punkte zu widersprechen wagen, daß die Familie und folgeweise auch die Ehe — in welcher Form ist natürlich gleichgültig — der Zeit nach dem Staate vorhergehe. Auch dürfte sich nicht in Abrede stellen lassen daß in dieser vorstaatlichen Periode die Ehe eine weit strengere Gebundenheit der Frau zur Folge hatte wie in der ihr folgenden Epoche. Wer etwa daran zweifelt, der lese nur nach was der Verfasser in dem Abschnitte „Die Frau bei den Wilden" über die Lage und Bedeutung des Weibes in den so ziemlich jenseit aller politischen Entwickelung liegenden Anfängen der menschlichen Civilisation mittheilt. Doch auch abgesehen von solchen durch die Thatsachen der Geschichte veranlaßten Bedenken, man begreift überhaupt nicht, wie die den Staat begründende Richtung des Mannes zum Allgemeinen die Beschränkung des Weibes auf und durch die Familie oder Ehe hätte herbeiführen sollen.

Daß übrigens zwischen der Ehe und dem Staate ein genauer innerer Zusammenhang stattfindet, unterliegt keinem Zweifel. Wir leugnen nur daß die eine aus dem andern abgeleitet, als die Wirkung einer fremden, außer ihr liegenden Kraft betrachtet werden kann. Die Ehe, d. h. wenn wir sie lediglich in Beziehung auf den weiblichen Factor des Verhältnisses bestimmen, die ausschließliche Verbindung der Frau mit einem einzelnen männlichen Individuum, findet ihren zureichenden Erklärungsgrund einzig und allein in der eigenthümlichen Natur des Weibes. Sie verhält sich zum Weibe ebenso wie der Staat zum Manne: beide sind der objective Ausdruck der specifischen Bestimmtheit der Geschlechter, welche in ihnen auf einseitige abstracte Weise fixirt erscheint. In beiden wird die Form der Wirksamkeit, welche jedem der beiden Geschlechter ihrer besondern, unterschiedenen Natur gemäß eigen ist, zum wesentlichen Inhalte derselben, hier wie dort der allgemeine Modus seiner Lebensäußerungen in deren Object, die Art der Thätigkeit in den Zweck derselben umgewandelt.

Die Ehe ist die Schranke der Frau, nicht blos da wo sie direct oder indirect zur Eingehung derselben gezwungen wird, auch nicht lediglich deshalb weil sie das freiwillig geknüpfte Band, falls sie es später als hemmende Fessel empfindet, nicht füglich wieder lösen kann, sondern auch und zwar vorallem dann, wenn sie in der Ehe eine nie versiegende, aber zugleich die einzige Quelle ihres Glücks findet. „Die Natur des Weibes", sagt Jung, „ist auf Freiheit in der Liebe gerichtet", die Liebe also der eigentliche Inhalt, die charakteristische Bestimmtheit der weiblichen Natur. Wir begegnen hier einer Auffassung, die offenbar ebenso einseitig ist wie die aus der vorhin mitgetheilten Stelle zu entnehmende Ansicht, daß die specifisch-männliche Thätigkeit sich mit Ausschluß des Denkens einzig und allein in der Form des Handelns bewege. Es läßt sich allerdings nicht leugnen daß die Liebe eine eigenthümliche Qualität des weiblichen Wesens ist. Daß sie aber die einzige sei, dürfte mit demselben Rechte bestritten werden, mit welchem die Beschränkung des Mannes auf die Function des Handelns für unstatthaft erklärt werden muß. Es wird sich weiter unten Gelegenheit finden, die dem Denken entsprechende Thätigkeit des Weibes näher zu bestimmen. Wir müssen aber gleich hier bemerken daß auch die weibliche Liebe als solche unserer Ansicht nach vom Verfasser in einem zu beschränkten, d. h. nicht in dem richtigen Sinne aufgefaßt wird.

Die Liebe, welcher Jung die Freiheit der Bewegung gesichert wissen will, ist genauer betrachtet nur eine einzelne Manifestation derselben, die geschlechtliche Liebe des Weibes „zu einer fremden (männlichen) Individualität, welche in jede Besonderheit, jede Nuance ihrer eigenthümlichen Persönlichkeit belebend und befruchtend einzudringen weiß". (S. 16.)

Dem Weibe soll die Möglichkeit gegeben sein, bei der Wahl des Gatten ausschließlich der Stimme seines Herzens zu folgen und nicht länger die Pflicht obliegen, die Verbindung mit dem Manne äußerlich aufrechtzuerhalten, sobald es sich innerlich von ihm geschieden fühlt.

Dies sind im Wesentlichen die Foderungen welche der Verfasser im Namen des unterdrückten weiblichen Geschlechts stellen zu müssen glaubt. Man wird ihre vollommene Begründung nicht in Zweifel ziehen und ebeno wenig verkennen können daß sie sehr mäßig gehalten ind. Sie dringen zwar auf die Beseitigung der Schranken welche der gewöhnlich sogenannten Liebe des Weibes on außen her gestellt werden, lassen aber die Beschränung welche in ihr selbst liegt ruhig fortbestehen. Die rau soll vor wie nach in der allerdings freien Gattin ufgehen, etwa ebenso wie die reinen Republikaner den Mann zum freien Mitgliede des Staats erheben, zuleich aber in diese Stellung festbannen wollen. Die isherige Lage der Dinge erleidet demnach in der Hauptache keine Aenderung: die in der Ehe gegebene Abängigkeit des Weibes von einem einzelnen männlichen ndividuum wird von Jung gebilligt und sanctionnirt; ur soll diese Gebundenheit künftig eine durchaus freiillige, nicht, wie dies gegenwärtig gar oft der Fall t, erzwungen sein. Mit andern Worten: das Wesen er Ehe wird von unserm Verfasser anerkannt, nur die – und zwar bisherige — Form derselben verworfen.

Die geschlechtliche Gemeinschaft, „die eigenste, heiligste ngelegenheit" der in sie eintretenden Personen, ist nach er Ansicht Jung's eine reine Privatsache. Sie bedarf aher der öffentlichen Sanction durch die Kirche oder en Staat durchaus nicht, wird vielmehr durch die Einmischung dieser allgemeinen Gewalten in ihrem innersten Besen verletzt und entweiht. Wir wollen die Richtigkeit ieser Auffassung, welche lediglich das subjective Moment n der ehelichen Verbindung berücksichtigt, nicht näher rüfen. Der Verfasser ist aber ohne Zweifel sehr im Irrthum, wenn er meint, der öffentliche Abschluß des Ehebundes erfolge lediglich im Interesse „jener Allgemeinheit die zu ihrer eigenen Erhaltung den Individualitäten die Spitze abzubrechen bemüht ist". (S. 16.) Er liegt nicht minder im Interesse der Individuen selbst elche sie eingehen, weil ihre Gemeinschaft nur durch n die höhere Sanction erhält, deren sie, auch nach ihrer genen Ueberzeugung, nicht entbehren kann. Namentlich ilt dies von der kirchlichen Einsegnung der Ehe. Denn as die „bürgerliche" Trauung betrifft, so mag deren Einführung in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen alleings wünschenswerth und selbst nothwendig sein: dem Besen der Ehe entspricht sie auf keine Weise, weil der Staat, in dessen Namen sie vollzogen wird, eben nur en Politikern vom reinsten Wasser die menschliche Allemeinheit vertritt. Es ist daher sehr natürlich daß uch da wo die Civilehe schon längst in anerkannter Geltung steht die Einholung des priesterlichen Segens ur sehr selten für überflüssig gehalten wird. Erst durch en kirchlichen Act wird nach der Auffassung der weitus größten Mehrzahl auch der heutigen Menschen der helichen Verbindung die unentbehrliche höhere Weihe zuheil; die „Profanation der Liebe", welche er unserm Verasser zu enthalten scheint, ist nach ihrem Dafürhalten erade umgekehrt die Heiligung derselben. Der Grund dieser Ansicht oder, wenn man will, dieses Vorurtheils liegt nicht eben weit ab und die Partei des Fortschritts würde wohl daran thun, ihn in sorgfältige Erwägung zu ziehen, wie sie denn überhaupt seltener als es geschieht vergessen sollte daß die Macht der religiösen Vorstellung nur durch die volle Verwirklichung ihres wahren Inhalts gebrochen werden kann.

Der überweltliche Gott oder dessen irdischer Vertreter wird nur darum zur Knüpfung des ehelichen Bandes in Anspruch genommen, weil er die Hypostase des menschlichen Wesens, der einheitliche, persönliche Ausdruck der Menschheit ist.*) Diese also ist es im Grunde welche die Hände der Brautleute ineinanderlegt und ihre Einheit verkündigt. Es wird, glauben wir, vergebliche Mühe sein, sie von der Verrichtung dieses Geschäfts entbinden zu wollen. Das Einzige was erstrebt werden kann und muß ist, daß sie es nicht wie bisher durch einen ungenügenden Vertreter, sondern selbst vollziehen. Man sieht leicht wie damit auch die gegenwärtige Form der Verheirathung eine durchgreifende Aenderung erfahren würde. Aber eben auch nur eine Aenderung, denn daß sie, wie der Verfasser behauptet, ganz wegfallen werde, können wir weder für möglich noch auch für wünschenswerth halten.

Weit wichtiger indeß wie die Form in welcher sie abgeschlossen wird ist der innere Gehalt der ehelichen Verbindung. Bekanntlich pflegen Brautleute in dem Wahne zu leben daß sich der ganze Inhalt ihres Wesens in ihrer gegenseitigen Beziehung vollständig erschöpfe. Die Natur der Verhältnisse bringt es mit sich daß der Mann über diese Befangenheit gewöhnlich schnell und leicht hinauskommt. Der Antheil den er vermöge seiner bürgerlichen Stellung am öffentlichen Leben zu nehmen gezwungen ist zerstört gar bald die Illusion, als könne die Angehörigkeit an das Weib eine ausschließliche sein, und gibt ihm somit die Freiheit zurück welche in der einseitigen Hingabe an ein besonderes Verhältniß verloren zu gehen drohte. Die Lage der Frau ist in dieser Rücksicht eine weit ungünstigere. Weil sie vorzugsweise auf das Haus beschränkt und fast durchgängig in den engen Kreis der Familie gebannt ist, hält sie an der verderblichen Täuschung fest daß ihr gesammtes Leben in der Beziehung zum Gatten aufgehen könne und müsse, ohne zu bemerken, wie sie damit die Bethätigung ihrer allgemein menschlichen Natur von vornherein unmöglich macht.

Wir wissen zwar: auch die Frau steht heutzutage in steter und mannichfacher Beziehung zur Außenwelt; sie unterhält persönliche Verbindungen der verschiedensten Art. Wir geben ferner zu, und werden dies sogleich noch näher motiviren, daß diese Verbindungen eben als

---

*) Wir möchten die obige Aeußerung nicht so verstanden wissen, als ob sie eine unbedingte Zustimmung zu der Ansicht Derer enthalte, welche die Religion auf die Anthropologie zurückzuführen gedenken. Unsers Erachtens ist diese Ansicht nur dann richtig, wenn sie cum grano salis verstanden wird; sie ist wahr, aber nicht die ganze Wahrheit.

persönliche dem Wesen des Weibes durchaus gemäß sind, weil dasselbe, was von den sogenannten Emancipatoren des weiblichen Geschlechts in der Regel verkannt wird, sich infolge seiner geschlechtlichen Bestimmtheit zur menschlichen Gesellschaft nur auf persönliche Weise verhalten kann. Aber die Beziehungen in welche die Frau, abgesehen von den Mitgliedern ihrer Familie, eingeht, sind durchaus zufälliger Art. Sie werden nicht blos, wie Jung hervorhebt, durch den Mann und dessen Stellung bedingt, sondern zugleich, was weit schlimmer ist, von ihr selbst als Nebensache angesehen und behandelt. Es geschieht im Widerspruch mit ihrem eigenen Bewußtsein, wenn die Frau mit einem außerhalb der Geschlechtsgenossenschaft stehenden Menschen ein nicht gerade oberflächliches Verhältniß anknüpft, denn sie hegt die Ueberzeugung daß der Gatte ein unbedingtes ausschließliches Recht auf sie habe.

Jung bemerkt irgendwo, der Mann habe für das liebende Weib die Bedeutung eines „Gottes", und scheint anzunehmen daß dies eben das richtige und wünschenswerthe Verhältniß sei. Wir sind der geradezu entgegengesetzten Meinung, daß es vorallem noththue, jenen thatsächlich allerdings vorhandenen Irr- oder Aberglauben baldmöglichst auszurotten. Der göttliche Charakter mit welchem die Frau den geliebten Mann ausstattet ist die Ursache der Nicht- oder Misachtung welche sie in ihrer Beziehung zur gesammten übrigen Menschheit andentaglegt. Indem ihr der eine Mensch alle andern ersetzt, verliert sie nothwendig die Fähigkeit, den Werth und die Bedeutung dieser letztern richtig zu schätzen. Auch läßt der dem Manne geweihte Cultus nicht zu daß sie geneigt und bereit ist, den Ansprüchen welche von anderer Seite an ihre passive oder thätige Theilnahme gemacht werden in dem erfoderlichen Maße zu willfahren. Für sie selbst aber hat die unbedingte Hingebung an ein einzelnes Individuum die schlimme Folge daß der reiche Inhalt ihres Wesens nicht zur Erscheinung kommen kann, weil ihm der Raum und die Gelegenheit fehlt sich vollständig zu entfalten.

Wir tragen kein Bedenken, die Ansicht des Verfassers daß „die Natur des Weibes auf Freiheit in der Liebe gerichtet sei" zu adoptiren. Aber es fragt sich, was unter dieser Liebe zu verstehen ist und welchen Inhalt sie haben müsse, damit sie in Wahrheit frei genannt werden könne.

Vergleichen wir, um hierüber Aufschluß zu erhalten, die weibliche Liebe mit der männlichen, so möchte sich zunächst der gemeinsame Inhalt beider dahin bestimmen lassen daß die eine wie die andere in der Hingebung des eigenen Ich an eine fremde Persönlichkeit besteht, mit welcher sich dasselbe in unmittelbarer Einheit verbunden weiß. Die Differenz liegt dann lediglich in der Beziehung, in welcher das andere Selbst als das eigene aufgefaßt oder in Dem was als das Wesen der fremden Persönlichkeit ergriffen und mit der eigenen identificirt wird. Man kann aber in dem Andern nur Das als das Seinige anerkennen was man an sich selbst bereits hat und besitzt. Der eigenthümliche Charakter der Liebe ist mithin durchgängig von der charakteristischen Bestimmtheit der Liebenden bedingt. Um daher den Unterschied der männlichen und weiblichen Liebe genauer festzustellen, wird es nöthig sein auf den der männlichen und weiblichen Natur zurückzugehen.

Hören wir wie sich Jung über die wesentliche Verschiedenheit der beiden Geschlechter ausspricht. Er sagt (S. 20):

> Das Weib vertritt die reine Persönlichkeit, die für sich steht und sich um keine Allgemeinheit kümmert, die Willkür des Herzens die kein Gesetz erschöpfen kann. Ihr Princip ist das ewige, während das des Mannes immer wechselnd endlich doch in der Person aufgehen muß.

Es ist allerdings richtig: das Allgemeine, wenn es dem Weibe als solches in seiner eigenthümlichen abstracten Form entgegentritt, ist ihm unverständlich und ebendarum fremd und gleichgültig. Weder die Wissenschaft noch der Staat kann seine lebendige innere Theilnahme fesseln und das Denken so wenig wie das Handeln den Inhalt seiner Thätigkeit abgeben; die Mühe welche man sich vielfach gibt, es zu dem einen oder andern heranzubilden, wird ohne Frage verschwendet. Das Allgemeine, in seinem Unterschiede vom Besondern gedacht und fixirt, hat für die Frau kein Interesse; daraus aber folgt keineswegs daß es dem Weibe schlechthin und überhaupt unzugänglich sei. Wäre dem wirklich so, stände das weibliche Wesen zum Allgemeinen in gar keiner Beziehung, so würde es als eine nichtige, inhaltslose Abstraction betrachtet werden müssen.

Jung ist von einer solchen Auffassung sehr weit entfernt; er findet im Gegentheile daß sich gerade in der Frau das reichste, intensivste Leben darstelle. Um so auffallender ist es, wenn er sie später als die „reine" Persönlichkeit bezeichnet, denn diese ist offenbar mit der absolut leeren, all und jeden Inhalts baren Persönlichkeit identisch, mithin ein Unding, ein wahres Gespenst. Man kann nun einmal das Allgemeine nicht leugnen, ohne zugleich das Besondere anzuerkennen; je schroffer die Negation des Einen, um so entschiedener die Position des Andern; wird das Allgemeine unbedingt verneint, so wird eben damit das Besondere unbedingt bejaht. Der entsprechende Ausdruck dieser Bejahung ist die „reine Persönlichkeit welche für sich steht", d. h. in keine Beziehung zu Anderm eingeht oder, weil dies auf Dasselbe hinausläuft, leblos, todt ist. Man sieht, was dem Verfasser an der einen Stelle wahres, volles, „blühendes" Leben ist (S. 2), wird ihm an der andern zu einer leeren, blassen Scheinexistenz; während er vorhin die Liebe, d. h. die Hingebung an das fremde Dasein als die Natur des Weibes bezeichnete, setzt er hier die charakteristische Eigenschaft desselben in die beziehungslose Beschränkung auf sich selbst.

Dieser Widerspruch ist eine Folge des Umstandes daß Jung den Gegensatz des Allgemeinen und Besondern nicht wirklich überwunden, sondern nur dadurch zu beseitigen gewußt hat daß er das Allgemeine einfach in

Abrede stellt. Nach seiner Meinung ist in Wahrheit nur das Besondere, dieses aber dem Inhalte nach Nichts weiter als die Verneinung des Allgemeinen, das Nicht-Allgemeine, während es in der That die entschiedenste Bejahung desselben und insofern das Allgemeine selbst ist. Es liegt in der Natur der Sache daß auch der Verfasser diese allein richtige Bestimmung des Besondern anerkennen muß, aber ebenso begreiflich ist daß sie bei ihm nur auf unmittelbare Weise, gleichsam wider sein Wissen und Wollen zu ihrem Recht kommt, während die bewußten, officiellen Erklärungen in jener inhaltslosen Negation stecken bleiben. Eben diese Befangenheit in der einseitigen Polemik gegen das Allgemeine veranlaßt ihn das Weib auf Kosten des Mannes zu erheben, die männliche Natur der weiblichen unterzuordnen. Denn es leuchtet ein daß wenn das männliche Princip „doch endlich" in das des Weibes „aufgehen", die Entwickelung des Mannes also den eigenthümlichen Inhalt der weiblichen Natur zum schließlichen Resultate haben muß, das wahre Wesen des Mannes eben das weibliche und er berufen ist zum Weibe zu werden. Damit stimmt denn auch der Ausruf (S. 2): „Was sie Gott, dem Geiste, der Gattung und andern Gespenstern angedichtet, ist es nicht in dir (d. h. in der Frau)?" Nur fürchten wir, ist das Weib wie es hier aufgefaßt wird selbst ein „Gespenst", das zu bannen sehr an der Zeit sein möchte.

Jung sagt, das Princip des Mannes, das Allgemeine, sei in einem „steten Wechsel" begriffen. Man wird das zugeben müssen, sofern der Inhalt dieses Princips, nicht aber es selbst, sich fort und fort entwickelt, das Allgemeine, wie es Gegenstand des Mannes ist, sich in doppelter Beziehung unausgesetzt erweitert. Es gewinnt nämlich im Fortgange der Zeit an Umfang wie an Inhalt, denn einerseits mehrt sich die Zahl der allgemeinen Objecte mit denen sich der Mann zu beschäftigen hat, und andererseits dehnt sich der Kreis welchen die Allgemeinheit umspannt weiter und weiter aus. Indeß ist nicht einzusehen, wie diese fortschreitende Entfaltung des Princips die „Ewigkeit" desselben aufheben könnte. Man sollte umgekehrt meinen, die erstere gebe für die letztere die beste und sicherste Gewähr. Jedenfalls ist gewiß, daß wenn der wechselnde Inhalt des männlichen Princips die zeitlich beschränkte Geltung desselben zur Folge hat, auch die weibliche Lebensform auf einen „ewigen" Bestand Anspruch machen darf. Denn beim Weibe findet dieselbe Wandelung oder vielmehr derselbe Fortschritt statt, welchen der Verfasser beim Manne hervorhebt.

Das Weib ist wesentlich Allgemeinheit in individueller Form, der Mann wesentlich Individualität in Form der Allgemeinheit. Hat man daher das Weib überhaupt, die charakteristische Bestimmtheit der weiblichen Gattung im Auge, so wird man diese als unbestimmte Allgemeinheit bezeichnen müssen; handelt es sich aber vom concreten, einzelnen Weibe, so muß das unterscheidende Merkmal desselben in die Individualität gesetzt werden. Vom Manne gilt das Umgekehrte; er ist seinem Wesen nach Individuum oder richtiger Persönlichkeit, formell, d. h. in seiner concreten Erscheinung, Allgemeinheit. Die Form nämlich bestimmt den Modus des Lebens, das Wesen den Zweck oder das Ziel desselben; aus jener geht die Eigenthümlichkeit der Wirkungsweise, aus diesem ihr Inhalt oder Resultat hervor. Jung hat also nicht Unrecht, wenn er behauptet, die Beschäftigung mit dem Allgemeinen führe den Mann doch schließlich auf seine „Person" zurück. Nur hätte er nicht übersehen sollen daß auch die Hingebung an das Individuelle, welche eben, weil sie selber in ihrem wirklichen Dasein wesentlich Individuum ist, die Frau charakterisirt, in letzter Instanz stets zu deren allgemeiner Natur zurückleitet. Man erkennt dies recht deutlich, wenn man sich das Ziel der männlichen und weiblichen Bildung, die Anfoderungen welche an das vollständig entwickelte Weib und den wahrhaft gebildeten Mann gestellt werden vergegenwärtigt.

Die Bildung des Mannes erscheint um so höher und reicher, je umfassender der geistige Gehalt ist den er sich zueigengemacht hat, d. h. theils in eigenthümlicher Form, theils so besitzt daß seine persönliche Wirksamkeit lediglich durch ihn bestimmt wird. Mit andern Worten: der Reichthum und die Eigenthümlichkeit des Geistes sowie die Entschiedenheit und der Umfang oder die Größe des Charakters bedingen den Grad der männlichen Bildung. Dagegen schreitet die Entwickelung der Frau um so weiter fort, jemehr sie sich vom Besondern, Einzelnen, Particularen emancipirt, je größer der Umfang oder die Zahl der individuellen Bestimmtheiten ist welche sie in sich aufnimmt, und je tiefer sie in jede derselben ein-, d. h. zu ihrem allgemeinen Wesen vordringt, endlich je durchgreifender sie in ihrem persönlichen Leben durch ihre individuellen Anschauungen geleitet und beherrscht wird. Mit andern Worten: der Reichthum und die (objective) Wahrheit der Anschauung oder der Phantasie sowie der Umfang und die Energie oder Innigkeit der Liebe entscheiden über die Stufe der weiblichen Bildung.

Sehen wir uns die Sache einen Augenblick von der umgekehrten Seite an; sie wird uns über das Verhältniß Aufschluß geben, in welchem die Ehe zur weiblichen Bildung steht. Die Roheit des Mannes steigt gleichmäßig mit der äußern und innern Beschränktheit des Allgemeinen, in und mit welchem er lebt und wirkt; sie wächst ferner in geradem Verhältnisse mit seiner Unfähigkeit, den Gegenstand seiner theoretischen und praktischen Thätigkeit sich zu assimiliren oder, was Dasselbe ist, individuell zu gestalten. Die weibliche Roheit dagegen ist um so größer, je beschränkter die Zahl der Individuen ist zu welchen das Weib in Beziehung steht, ferner je inhaltsloser sie als solche, je weniger individuell oder je allgemeiner sie sind. Auch wird man den Bildungsgrad der Frau um so niedriger ansetzen müssen, je mehr sie sowol in ihrer theoretischen Betrachtung wie in ihrem praktischen Verhalten an der Oberfläche der Individuen, an ihren allgemeinen Bestimmungen, d. h.

hier an gemeinen Zufälligkeiten haftet. Die Schranke des Mannes ist demnach das Allgemeine, welches ihn wie ein Besonderes bestimmt, oder das Besondere, dem er die Geltung und den Werth des Allgemeinen beilegt; die des Weibes das Individuelle, wenn es ihm in allgemeiner Form ausschließlich Gegenstand ist, oder das Allgemeine, dem es individuelle Bedeutung zuschreibt. Man überzeugt sich leicht daß in der Ehe, sofern sie eben der objective Ausdruck für die Liebe des Weibes zu einem einzelnen männlichen Individuum ist, diese Schranke thatsächlich besteht.

Das männliche Individuum, dem sich die Frau in der Ehe verbindet, vertritt ihr die Individualität überhaupt, auf welche sie durch ihre Natur hingewiesen ist, das eine Individuum ersetzt ihr alle übrigen, wenigstens ist ihr etwaiges Verhältniß zu diesen der Beziehung zu jenem unbedingt untergeordnet. Wie der religiöse Mensch in seinem gesammten Thun und Lassen von der Rücksicht auf die Gottheit bestimmt wird und alles Andere nur insoweit anerkennt und seiner Beachtung werth hält, als er es mit seinem Gotte in Verbindung zu bringen weiß, ebenso hat auch das liebende Weib im Wesentlichen keine andere Sorge, keinen andern Gedanken als den, wie sie ihrem Gatten gefallen möge, für alle übrigen Dinge und Personen aber nur insofern ein aufmerksames Auge und einen theilnehmenden Sinn, als sie mit ihrem speciellen Idole in einem nähern Zusamenhange stehen.

Verfolgt man indessen den Entwickelungsgang den die Liebe des Weibes in der Ehe nimmt, so stellt sich heraus daß sie in der Regel entweder in eine mehr oder minder verhüllte Indifferenz oder in eine unbedingte, wahrhaft stupide Anerkennung des Mannes und seiner gesammten Reden und Handlungen ausläuft. Es ist daher sehr natürlich daß die Klage über den zunehmenden Verfall des Familienlebens in immer weitern Kreisen laut wird. Nur sind freilich diese Lamentationen höchst unfruchtbar: sie vermögen weder die fortschreitende Auflösung zu hemmen, noch auch dem ihr zueilenden Gegenstande eine andere Bahn anzuweisen, auf welcher er mit verjüngter Kraft einem neuen höhern Ziele zustreben könnte. Eben dies aber ist nothwendig; hat sich die bisherige Form der Geschlechtsgemeinschaft wirklich ausgelebt, so muß man eine andere an ihre Stelle setzen oder vielmehr aus ihr herausbilden. Denn allerdings: weil die Ehe oder deren Quelle und Grundlage, die Liebe zum einzelnen Manne als dem Vertreter der Individualität überhaupt, ein nothwendiges Moment in der Entwickelung des weiblichen Wesens ist, trägt sie auch den Keim der höhern Bildung, in welche sie überzugehen hat, bereits in sich. Man kann sogar behaupten: nicht blos den Keim dieser Bildung, sondern sie selbst.

In der Regel freilich ist es so wie wir vorhin bemerkten: die Liebe wird in der Ehe entweder aufgehoben oder zur Caricatur entstellt. Doch läßt sich nicht leugnen daß wenigstens in einzelnen Fällen unter besonders günstigen Umständen die Entwickelung zu einem erfreulichern Resultate führt. Bekanntlich wird an das Verhältniß der Ehegatten nicht selten die Anfoderung gestellt daß es in der spätern Zeit seines Bestehens auf gegenseitiger Achtung beruhen, seine ursprüngliche Grundlage, die Liebe, durch die Achtung ersetzt werden müsse. Auch findet diese Aenderung im wirklichen Leben in der That hin und wieder statt, nämlich da wo eine geeignete innere Disposition sich mit einer günstigen Lage der äußern Verhältnisse vereinigt, um eine normale und gleichmäßig fortschreitende Entwickelung des Mannes wie der Frau möglich zu machen. Doch ist nicht minder gewiß daß die Umwandelung, wenn sie überhaupt eintritt, sich gewöhnlich nur theilweise, nicht rein und durchgreifend vollzieht und ihr Resultat, die wechselseitige Achtung — ein Ausdruck übrigens der die in Rede stehende Gesinnung keineswegs genau bezeichnet, am wenigsten die der Frau welche besser Liebe genannt würde — durch die vorhin erwähnten Afterbildungen mehr oder weniger entstellt wird. Je freier es sich aber von diesen zu erhalten weiß, je reiner und deutlicher es hervortritt, um so genauer und vollständiger stellt die auf ihm basirte Verbindung den künftigen Inhalt und Charakter der Geschlechtsgemeinschaft dar.

Wir sagten schon, die spätere, geläuterte Liebe des Weibes zum Manne sei nicht eigentlich Achtung zu nennen. Wol aber kann sie mit dieser verglichen werden, denn sie ist ihr insofern nahe verwandt als sie denselben Ursprung hat, dieselbe Beschaffenheit des Gegenstandes auf den sie sich bezieht voraussetzt. Es ist der wahrhaft gebildete, d. h. der zur Persönlichkeit im oben näher bestimmten Sinne des Worts entwickelte Mann, durch den sie erzeugt und erhalten wird. Auch ist ihr Charakter um so reiner und ihre Wirksamkeit um so umfassender, jemehr sich die männliche Bildung erhöht und vollendet. Indem aber die weibliche Liebe mit dem würdigern Object zugleich sich selbst findet und zum entsprechenden Ausdruck ihres wahren Wesens wird, tritt an die Stelle der ihr ursprünglich eigenen Exclusivität ein allgemeiner Inhalt. Ist der Mann als Persönlichkeit, als realer Ausdruck des Allgemeinen und einzig und allein in dieser Eigenschaft der Gegenstand der weiblichen Theilnahme, so bezieht sich diese eben nicht mehr auf das einzelne männliche Individuum, sondern auf den Mann überhaupt, wie er sich in der Gesammtheit der Geschlechtsgenossen darstellt. Diese Folgerung wird durch die Thatsache des wirklichen Lebens vollkommen bestätigt. Die ältere, gereifte Frau, deren persönliche Entwickelung den gesetzmäßigen Gang genommen hat, unterscheidet sich von dem jüngern Weibe gerade dadurch daß sie nicht blos dem Gatten, sondern einer größern oder geringern Mehrheit von Männern innerlich verbunden ist.

Die individuelle, egoistische Liebe des Weibes, welche den Grund und Anfang der Ehe bildet, entwickelt sich im weitern Verlaufe derselben zur allgemeinen humanen Liebe. In dieser findet sie ihre Vollendung und somit ihr eigentliches wahres Wesen. Nur aber was ganz und

ausschließlich Das ist was es seinem Begriff oder seiner Idee nach sein soll, kann mit Rechte frei genannt wer-)en. Die „Freiheit der Liebe“, auf welche, wie Jung)emerkt, „die Natur des Weibes gerichtet ist“, besteht nithin in ihrer Allgemeinheit; diese ist der positive Aus- ruck Dessen was sie selbst nur in negativer Weise an- eutet. Soll daher die weibliche Liebe aus dem Zustande er Unfreiheit, in welchem sie sich gegenwärtig allerdings efindet, heraustreten, so muß sie vorallem ihren bis- erigen exclusiv-individuellen Inhalt aufgeben. Der Ver- isser dagegen ist, wie vorhin näher nachgewiesen wurde, estrebt sie in dieser Beschränkung zu erhalten; seine Fo- :rungen zielen einzig und allein dahin daß es ihr gestattet erde sich in der gewohnten einseitigen Richtung frei nd ungehindert zu bethätigen. Er geht demnach über :n gegenwärtigen Standpunkt des Weibes im Wesent- chen nicht hinaus, ist vielmehr in der unmittelbar ge- :benen Bestimmtheit desselben durchaus befangen. Dies it zur Folge daß er die Mangelhaftigkeit der letztern oar sehr deutlich und lebhaft, aber zugleich nur als nen äußern Druck, als eine durch fremde Kräfte ver- nlaßte Beengung empfindet, während sie als eine Folge nd Wirkung des einer höhern Entwickelungsstufe zu- rebenden allgemeinen weiblichen Wesens begriffen wer- n sollte.

Freilich will Jung von dem Unterschiede des Wesens ıd des wirklichen Daseins Nichts wissen; ihm ist die attung ein „Gespenst“, weil er alle Realität im Con- eten, Individuellen enthalten und beschlossen glaubt. iese Ansicht, welche allerdings in keinem Zweige der issenschaft zu gedeihlichen Resultaten führen dürfte, ist mentlich für den Historiker eine Klippe an der die nügende und vollständige Durchführung seiner Aufgabe thwendig scheitern muß. Die Einsicht liegt nahe daß eine richtige Auffassung des historischen Processes un- iglich macht, mithin das wahre Verständniß der Ge- ichte geradezu ausschließt. Denn die Geschichte der nge ist eben nichts Anderes als die successive Entfal- ıg ihres Wesens, die fortschreitende Realisation ihrer ıttung. Sie setzt daher ebenso sehr das Dasein der tern wie ihren Unterschied von der auf jeder einzelnen ufe der Entwickelung hervortretenden besondern Be- nmtheit voraus. Wo die Individualität als das al- ı Wahre und Wirkliche gesetzt und mit ihrem allge- inen Wesen unmittelbar identificirt wird, kann von er innern, wahrhaften Entwickelung nicht die Rede ı. Das Individuum als solches wird nicht — we- stens entzieht sich seine Bildung dem beobachtenden icke —, es tritt lediglich hervor, entsteht, sobald es ı gelungen ist die etwaigen äußern Hindernisse zu rwinden.

Unser Verfasser sucht in einem besondern Capitel — lleicht ohne Noth — zu zeigen daß das Weib die ihm eits zutheilgewordene Freiheit nicht der Gunst und ade des Mannes verdanke, sondern sich durch eigene heit errungen habe. Aber diese Selbstbefreiung hat hier nicht den einzig richtigen und ausreichenden Sinn einer unausgesetzten Emancipation von den Schranken des eigenen Wesens. Sie ist vielmehr lediglich eine im Fortgange der Zeiten stets weitergreifende Beseitigung der äußern Hemmnisse welche dem Inslebentreten des Weibes entgegenstehen. Eine successive Manifestation der weiblichen Natur, eine allmälige Entfaltung ihrer einzelnen Momente hat, so scheint es, gar nicht stattgefunden. Das Weib war von Anbeginn Das was es sein sollte und konnte; es ist nur gehindert worden sich als Das was es ist zu zeigen und zu bethätigen und wird eben auch heute noch daran gehindert. Kein Wunder daß Jung, wenngleich er auf manche eigenthümliche Züge des weiblichen Wesens in feinen und treffenden Bemerkungen aufmerksammacht, dennoch seiner Geschichte nicht, wie zu wünschen gewesen wäre, eine eingehende und zusammenhängende Schilderung desselben vorausschickt und zugrundelegt. Da das Weib seiner Meinung nach eigentlich noch gar nicht existirt, konnte es ihm natürlich nicht in den Sinn kommen es beschreiben zu wollen. Das Einzige was er füglich unternehmen durfte war die Angabe der Umstände welche sein Erscheinen bis dahin verzögert haben.

Die Geschichte der Frauen wie sie von unserm Verfasser aufgefaßt und dargestellt wird ist keine Geschichte im eigentlichen wahren Sinne des Worts, denn sie hat nicht die fortschreitende Selbstbethätigung des Weibes, sondern lediglich das sich allmälig mindernde Dulden desselben zum Inhalte. Man würde sie daher nicht mit Unrecht als eine Passionsgeschichte des weiblichen Geschlechts bezeichnen können, nur daß wie gesagt das Leiden im Fortgange der Zeit nicht zunimmt, sondern abnimmt. Es ist gewissermaßen ein rückläufiger Kreuzweg, den das Weib der Geschichte zurückzulegen hat. Wir wollen die verschiedenen Stationen desselben mit den eigenen Worten des Verfassers näher angeben, machen indeß vorher darauf aufmerksam daß dieser traurige und zugleich einförmige Leidensgang denn doch einzelne, wenngleich kurze Unterbrechungen erfährt, indem die normale Passivität des Weibes hin und wieder für eine Weile in eine übrigens ziemlich wirkungslose Activität übergeht (S. 13 fg.):

> Der Wilde bemächtigt sich der Frau nach keiner andern Regel als wie er ein Thier des Waldes fängt. Sie gehört sein mit Leib und Leben. Dies ist der Anfang der Ehe. Bei steigender Cultur erhält die Frau einen Verkaufswerth; sie geht aus dem Eigenthum des Vaters in das des Mannes über. Im Interesse desselben wirt ihre Person mehr geschont und ihre Sittlichkeit strenger bewacht. Von Pflichten des Mannes, von einer Gegenseitigkeit ist noch nirgend die Rede.... Je umfassender das Gesetz wird unter dem die Menschen sich vereinigen, umsomehr greift dieses in das rohe Naturrecht des Mannes die Frau als seine Sache zu betrachten ein. Es mildert dasselbe zunächst im Interesse der Fortpflanzung des Stammes. Je behaglicher sich die Menschen einrichten, umsomehr gewinnen sie der Frau Geschmack ab. Allmälig wird sie erbfähig, sie hat Vermögen, sie erlangt Einfluß und Macht und nun wendet sich ihr die ganze Aufmerksamkeit des Staats zu, der auf alle mögliche Weise ihre Freiheit zu beschränken sucht,

weil er um den Besitz des Mannes mit ihr kämpfen muß. Die alten Staaten verloren ihre Weisheit in diesem Kampfe mit der Frau; sie entschlüpfte aller Vormundschaft und trat in der römischen freien Ehe als selbständige Person neben den Mann, schoß eine üppige Wucherpflanze in voller Blüte aus den Ruinen der Republik hervor. Das Christenthum im Verein mit der ihm dienstbaren römischen Jurisprudenz erfand, um die Knechtschaft unter wohlklingendem Namen wiederherzustellen, die Idee der Gemeinschaft, der gleichen Gemeinschaft aller Dinge. Von einer bloßen Foderung, die dieser Satz noch lange Zeit blieb, fand er endlich seine entsprechende Verwirklichung in der allgemeinen Gütergemeinschaft. Aber beide, sowol die geistige Gemeinschaft als die der Güter, haben ihren echtchristlichen Haken; der Mann ist des Weibes Haupt, sowie er das der Gütergemeinschaft ist.

Dies wäre der allgemeine Umriß des Gemäldes welches Jung von dem geschichtlichen Leben des Weibes entwirft. Man sieht: es ist nicht die Frau als solche in der Gesammtheit ihres Lebens und Wirkens, sondern lediglich ihr Verhältniß zum Manne, genauer nur die negative Seite desselben, deren Entwickelung uns vorgeführt wird. Der Irrthum daß die Geschichte einzig und allein das Werk des Mannes sei und demnach nur die verschiedenen Richtungen der männlichen Thätigkeit eine historische Würdigung und Darstellung zulassen, wird zwar von unserm Verfasser mehrfach bekämpft. Dennoch, scheint uns, ist er selbst in dieser grundlosen Meinung befangen. Wenigstens faßt er in seinem vorliegenden Werke strenggenommen nur die Beziehung des Mannes zum Weibe ins Auge. Der Mann ist das eigentlich positive Element in dem historischen Processe, dessen Gang und Verlauf in ihm dargestellt wird: seine Ansicht vom Weibe, seine Behandlung desselben, endlich die Art und Weise wie sich die specifisch-männliche Sphäre, der Staat, zum weiblichen Geschlechte stellt, treten entschieden in den Vordergrund; vom Weibe ist nur insofern die Rede als sie das passive Object dieser Einwirkungen abgibt. Man würde daher, wollte man die uns von Jung gebotene Geschichte der Frauen durch eine allgemeine Bestimmung charakterisiren, sie als das Postulat dieser Geschichte bezeichnen können. Sie ist eine thatsächliche Anerkennung der Wahrheit *daß* das Weib eine Geschichte hat; diese selbst aber enthält sie *nicht*.

Man wird ihren Werth darum nicht gering anschlagen dürfen. Denn es ist schon sehr viel damit gewonnen, wenn nur erst das Weib als eine geschichtliche Potenz, als ein wesentlicher Factor des historischen Lebens im Allgemeinen anerkannt wird. Die richtige Würdigung ihrer geschichtlichen Wirksamkeit, die schrittweise Verfolgung des Bildungsprocesses den sie durchlaufen und der genaue Nachweis des Einflusses welchen sie im Fortgange dieser Selbstentwickelung auf die übrigen Momente und Richtungen der menschlichen Civilisation zu jeder Zeit ausgeübt hat, das sind die Aufgaben deren Lösung noch zu erwarten steht, aber auch erwartet werden darf, nachdem sie einmal gestellt und als nothwendig begriffen sind. So leicht freilich wie sich das Mancher wol vorstellt dürften sie nicht zu erledigen sein. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt die Geschichte ausschließlich als das Product des Mannes und seiner eigenthümlichen Thätigkeit aufzufassen, um nicht fürs erste noch dem Irrthum Raum zu geben, daß das geschichtliche Werden des Weibes nach denselben Gesetzen und in denselben Formen fortschreite welche für den Bildungsgang des Mannes maßgebend sind. Wer aber die wirkliche und wahrhafte Geschichte des Weibes schreiben will, muß vorallem des Unterschieds eingedenk sein und bleiben, welcher ebensowol in der Weise der innern Entfaltung ihres Wesens wie in der Art ihrer nach außen gerichteten Wirksamkeit zwischen den beiden Geschlechtern stattfindet. Natürlich geht diese formelle Differenz in letzter Instanz auf die materielle Verschiedenheit von Mann und Weib zurück. Das geschichtliche Leben des Letztern kann daher nicht ohne eine genaue und umfassende Kenntniß der weiblichen Natur in seinem wahren Verlaufe erkannt und dargestellt werden. Ist ja doch jede historische Schilderung, wenn sie sich nicht auf irgend eine einzelne aus ihrem weitern Zusammenhange abgelöste Entwickelungsphase beschränkt, nichts Anderes als die Bildungsgeschichte Dessen was ist, des wirklichen, gegenwärtigen Daseins wie es vom Darsteller angeschaut und begriffen wird.

Man würde das Studium und die Reproduction der Geschichte für etwas sehr Ueberflüssiges halten müssen, gäbe nicht das Werden der Dinge zugleich Aufschluß über ihr inneres Wesen, welches eben nur in ihm wirklich ist. Jede Geschichte muß den Zweck verfolgen, den eigenthümlichen Inhalt ihres Objects in und aus der zeitlichen Entwickelung desselben nachzuweisen. Denn nur so wird es möglich ihn nach seiner wahren Bedeutung zu würdigen und Ziel und Weise seiner Weiterbildung richtig zu bestimmen. Die auch in unsern Tagen noch vorherrschende Indifferenz gegen die Frau, die Verkennung und Geringschätzung welche sie vielfach erfährt, hat ihren letzten und eigentlichen Grund in dem Umstande daß weder sie selbst noch auch der Mann ein klares, deutliches Bewußtsein ihres Werths besitzt.

Die Geschichte hat die Pflicht dem Weibe zu dieser Selbsterkenntniß zu verhelfen. Sie muß ihm zeigen was es ist und bedeutet, indem sie ihm die Ergebnisse seines bisherigen Wirkens vor die Augen stellt, und aus ihren Thatsachen den überzeugenden Beweis führen daß es sich vom Anbeginne der menschheitlichen Entwickelung bis auf den gegenwärtigen Augenblick unausgesetzt als eine eigenthümliche Lebensmacht von großer, innerer Kraft und weitreichender, folgenschwerer Wirksamkeit bethätigt hat. Es unterliegt keinem Zweifel: das Bewußtsein von dieser ihrer historischen Bedeutung; die Ueberzeugung daß sie mit ihrer Thätigkeit nicht blos auf den Umkreis der Familie angewiesen, sondern zugleich berufen sei in den allgemeinen Bildungsproceß der Menschheit anregend und fördernd einzugreifen, wird in der Frau das höhere Selbstgefühl begründen welches die nothwendige Voraussetzung der fremden Achtung ist, und ihr jene persönliche Würde verleihen die sich ihre Anerkennung selbst erzwingt.

Jung hat die Aufgabe, deren Lösung dem Geschichtschreiber des weiblichen Geschlechts obliegt, in ganz an-

erer Weise bestimmen zu müssen geglaubt; er wünscht nd erwartet von seiner Darstellung nur daß sie aufrege, :bittere. „Jede Schmach", heißt es in der einleitenden lpostrophe, „jede Entwürdigung die die Frau erlitten hlage an dein starkes Herz und rege es zur Empörung uf." Wir würden uns diese wenngleich negative Wir- ıng recht gern gefallen lassen, wäre sie nur nicht eben ie einzige welche in Aussicht genommen wird. Es ist ber allerdings bei der Art und Weise in welcher die Geschichte des Weibes in der vorliegenden Schrift be- andelt worden kein anderes Resultat zu erwarten. Das naufhörliche Gerede von der „Unterdrückung" die sie er- ıhren und der stete Hinweis auf die „Knechtschaft" in er sie schmachte können nur dazu dienen das Herz der frau mit bittern und gehässigen Empfindungen zu er- üllen. Und zwar wird diese, wenn sie vorherrschen oder ar ausschließlich walten soll, gewiß keineswegs wün- chenswerthe Stimmung um so greller und beleidigender ervortreten, da die wiederholte excentrische, aber ganz llgemein gehaltene Glorification des weiblichen Wesens ie Leserin nothwendig veranlassen muß, ihre nicht näher ntwickelte Bedeutung zu überschätzen. Glücklicherweise at man allen Grund zu der Erwartung daß der vom Verfasser gehoffte Eindruck sich nicht gerade häufig herausstellen werde. Denn das Weib ist im Allge- meinen wenig geneigt eine so vorwiegend negative Auf- fassung wie sie hier durchgeführt wird zu der seinigen zu machen.

Jung wendet sich zwar mit seiner Schrift zunächst und vorzugsweise an die Frauen; doch dürfte sie diesen weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form beson- ders zusagen. Denn jener geht, wie aus dem Obigen hinlänglich klar sein wird, auf das specifisch Weibliche im Grunde gar nicht ein und hat mithin wenig Aus- sicht von einem normal gebildeten weiblichen Sinne be- reitwillig aufgenommen zu werden. Was aber die Dar- stellung betrifft, so ist die von den Ausdrücken der Schule freie Sprache darum noch nicht, wie der Ver- fasser zu glauben scheint, dem Weibe angemessen und verständlich.

Dagegen zweifeln wir keinen Augenblick daß die ma- terielle wie die formelle Beschaffenheit des vorliegenden Werks gleichmäßig dahin wirken werden, ihm bei dem männlichen Publicum einen sehr freundlichen Empfang zu bereiten. Leistet es auch nicht was es seinem näch- sten Zwecke gemäß leisten sollte, so ist doch sein Inhalt reich an geist- und gehaltvollen Bemerkungen sowol über allgemeine wie über concret-historische Verhältnisse. Sie sind indeß zum weitaus größten Theile so geartet daß sie nur von einem philosophisch gebildeten und bereits mit einer genauern und tiefern Kenntniß der Geschichte ausgerüsteten männlichen Geiste richtig gewürdigt werden können. Ebenso dürften der klare und zugleich gewandte Ausdruck, die reine, durchsichtige, auch — abgesehen von den einzelnen Wendungen, die der Verfasser besser vermieden hätte, aber wahrscheinlich nicht hat vermeiden wollen — durchgängig edle Sprache, die piquante, geistreiche, nicht selten glänzende Diction nur da die verdiente An- erkennung finden, wo diese ausgezeichneten Eigenschaften des männlichen Stils als solche erkannt und erstrebt werden.

F. Brockerhoff.

Bilder aus dem Thierleben. Von Karl Vogt. Mit 120 in den Text gedruckten Holzschnitten. Frank- furt a. M., Literarische Anstalt. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk liefert den sehr unerfreulichen Beweis daß sein Verfasser nie müde wird den schroffen Sonderling zu spielen. Schon vor sieben Jahren, als Referent bei der Besprechung des Vogt'schen Buchs „Im Gebirg und auf den Gletschern" die Leser d. Bl. zuerst mit dem Verfasser bekanntmachte, zeigte sich derselbe von einer ganz eigenthümlichen, ganz wunderlichen Seite, obgleich gar nicht zu verkennen war daß mitten durch diese rauhe Schale hindurch ein tiefer gediegener geistiger Kern glänzte. Damals lebte und schrieb der Verfasser wie jetzt in der Schweiz; er war der republikanischen Freiheit dieses Landes von ganzer Seele zugethan, aber dennoch nannte er sich noch recht gern, und nicht ohne den wärmsten Stolz, einen Deut- schen. Das ist jetzt ganz anders geworden. Er blickt mit mürrischer Bitterkeit auf sein deutsches Vaterland und gefällt sich darin, ihm hämisch und plump Fußtritte zu versetzen. Wir kennen die frankfurter und stuttgarter Veranlassung zu dieser patriotischen Verstimmung, indeß möchten wir ihn mit Klopstock fragen und zurufen:

> Was that dir, Thor, dein Vaterland?
> Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
> Bei seines Namens Schall!

Fast allen hervorragenden Gelehrten ist Vogt ein grob absprechender Gegner, aber seinen gelehrten Landsleuten gegen- über geberdet er sich wie ein giftig gereizter Todfeind. Schon früher war er ein Grobgesell und schlug einen derben Schlag mit seinem scharfgeschliffenen Satyrschwerte; das thut er auch heute noch, nur nimmt er gar häufig mit höhnendem Jubelge- schrei den spitzen Dolch der plattesten Ironie zu Hülfe und versetzt damit tödtliche Stiche. Das ist nicht edel!

Vogt hatte sich als Naturforscher einen sehr beachteten Na- men erworben. Bis 1848 hatte ihn sein Fach begeistert, oft sogar in eine erhabene poetische Stimmung gebracht, er zeigte neben seinem fein und scharf prüfenden Verstande ein tief em- pfängliches Gemüth zum Bewundern der Schönheit und Er- habenheit der Schöpfung auf Erden. Das ist nun auch ganz anders geworden. Seine Verdienste um Bereicherung und Förderung der Naturwissenschaft werden schon seit Jahren nicht mehr erwähnt, sie sind meistens alt geworden und werden von den glänzendern Thaten seiner ältern und jüngern Fach- genossen stark überstrahlt. Die Zeit seiner politischen Kometen- laufbahn ist auch vorüber. Man mag seine unnatürlich auf- gedrängten politischen Zwischenschiebsel jetzt gar nicht mehr und beklagt es sogar recht aufrichtig und tief daß er sich je um Politik bekümmert habe, denn es ist nur zu klar daß er sich gerade hierdurch der Wissenschaft und seinem Vaterlande ent- fremdet hat.

Aber noch viel weniger will die jetzt stark überhandnehmende materialistische und antireligiöse Denkweise des Ver- fassers gefallen. Wie es möglich gewesen ist daß ein so geistig gesunder und vielseitig gebildeter Kenner und warmer Anhänger der freien Natur ein so herzloser Materialist, ein so gemüths- armer kalter Gottesleugner und Religionsspötter werden konnte, ist ein wunderbares, gar nicht zu begreifendes Phänomen. Alle wahrhaften Naturkenner fühlen sich hingezogen zur Verehrung des geahnten großen Schöpfers der Schöpfung, Vogt will nichts Höheres anerkennen und begreifen und verehren als die Ma- terie, die „unendliche Materie". Der Himmel mag uns

bewahren vor solchen gemeinen Auswüchsen der Naturforschung! Wie wäre es möglich solche Ansichten, wie Vogt sich nicht entblödete sie drucken zu lassen, der Jugend mitzutheilen, ohne ihr ihre Liebe zur Natur zu verkümmern, ohne ihren Seelenadel zu beschmuzen! Es ist ein Glück daß Vogt's Naturkunde, vom pädagogischen, psychologischen und moralischen Standpunkte betrachtet, eine noch gar nicht beachtete Größe ist und auch gewiß eine Null bleiben wird, sonst wäre es um das eben jetzt soviel gepriesene Bildungsmoment dieses Lehrobjects sicher geschehen. Wenn Vogt blos seine mikroskopischen, anatomischen Forschungen mitgetheilt hätte, so würde er nie Gefahr gelaufen sein seine Beachtung zu verkleinern; dadurch aber daß er alle diese Resultate mit seinem materiellen Pantheismus durchwühlt hat, wird er widerlich und läuft sicherlich in sein eigenes Verderben. Wo, wie in dem vorliegenden Werke, mit frechem Hohne aller edeln Menschenwürde, aller Ehrfurcht vor der Natur des Geistes der Kopf abgerissen wird, da sinkt alle wahre Achtung und Liebe der Naturforschung zu Grabe, da läßt sich weder Jung noch Alt fesseln, da fehlt ja Alles was man heilig hält in der Natur. Was soll uns auf einem so geistlosen materiellen Boden begeistern, entzücken und beseelen! Ja es gehört eine große Portion Blindheit und egoistische Selbstgenügsamkeit dazu, einen Weg einzuschlagen auf dem man ganz allein wandelt, auf dem man sich von Gott, von Religion und von dem Geiste der ganzen Menschheit lossagt. Eine solche That ist charakterloser Eigensinn. Wir können uns nicht enthalten dem Verfasser auch hier noch ein Wort von Klopstock zuzurufen, welches für Gottesleugner ernst, tief und wahr gedichtet worden ist und wenn nicht schon jetzt, wahrscheinlich doch später für den Verfasser paßt:

> Aber ich sucht' und ich fand Entschuldigung
> Für den Feigen, der ist und dem doch Gott nicht ist.
> Entscheid', ob ich die rechte fand: Er denkt sich
> Ohne Gott, hat sich dadurch, nur nicht ganz vernichtet,
> Schleichet, bebt, zweifelt umher;
> Des Gespenstes Gedanke (sein Wort leug't Tiefsinn)
> Ist dem Traume gleich,
> Welcher vom Traume träumt.

Doch was hilft es uns daß wir Vogt auf den Ausspruch einer so großen Autorität aufmerksammachen, er sagt sich ja von der Anerkennung jeder Autorität los, er hält sich allein für klug und nicht blos seine lebenden Mitmenschen oder die seines Jahrhunderts, sondern die seines ganzen Jahrtausends für sentimentale Salbader. Eine frechere Arroganz hat die Welt noch nicht erlebt. Gemeiner ist das Erhabene noch nicht in den Koth gerissen.

Wir wollen uns nun an des Buchs Inhalt selbst machen und denselben speciell beleuchten und daraus Mittheilungen machen, damit die ausgesprochenen strengen Worte ihre Rechtfertigung erhalten.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte sehr ungleichen Inhalts. In dem ersten macht uns dasselbe bekannt mit Dem was die Fischer in der Nähe von Nizza unter „Matanza" verstehen. Dies ist eine sehr interessante, vollkommen gelungene Schilderung des Volkslebens in dem Meerbusen von Nizza, das eigentliche und einzige Bild vom ganzen Buche. Der Verfasser hielt sich 1850 in dieser Gegend auf, um möglichst fern von seinem deutschen Vaterlande den Naturstudien der Meeresgeschöpfe leben zu können. Er war damals, wenigstens seiner Behauptung nach, troz des Exils recht glücklich, er hatte des Tags Arbeit, des Abends Gäste, blauen Himmel und blaues Meer, „Menschen auf Erden und Bestien im Wasser", welche ihm beide gleichmäßig zum Studium und zur Erheiterung dienten. Der glückliche Fang einer Rieseneidechse mit grünem Rücken und blauen Streifen auf der Seite war eines Tags seine Beute, welche er eben heimtragen wollte, als plötzlich die Jungen seines damaligen Wohnorts aus voller Kehle „Matanza!" schrieen. Vom Hafen her ruft es: „Matanza! Matanza!" Mit demselben Rufe stürzen aus den kleinen Häusern die Kinder hervor. Es ist gerade Sonntag, Alles in der Kirche, die Frauen drinnen, die Männer und Burschen an der Thüre. Da fängt das Glöckchen an auf dem Thurme zu läuten, die Andächtigen springen auf, schreien „Matanza!" und rennen hinab nach dem Hafen. Selbst der Prediger kommt im Ornate bis an die Thüre, die Messe unterbrechend, blickt mit vorgehaltener Hand über die Spiegelfläche der See weg und sagt beifällig schmunzelnd: «Si, una grande matanza!» worauf er ganz zufrieden nach dem Altare zurückkehrt, um vor leeren Bänken seine Messe in größter Geschwindigkeit zu vollenden und nach abgelegtem Ornate am Strande zu erscheinen." Mit solchen kurz angedeuteten Charakterzügen belebt er das Bild und spannt seine Leser immer mehr und mehr auf den erklärenden Ausgang der Matanza. Vogt behält nicht Zeit seine Eidechse heimzutragen, er muß mit einsteigen in eins der vielen Boote welche zur Matanza rudern. Endlich nach langem vergeblichen Fragen erfährt er denn daß Matanza in der dortigen Sprache ein Fischzug mit dem großen Netze heißt. „Die Mandragne ist ein ungeheueres Netz von mehr als einer Viertelstunde Länge und einer entsprechenden Breite, das aus starken Bastseilen geflochten und mit Ankern und Schwimmern an seinem Platz befestigt ist.... Die Erlaubniß ein solches Netz aufstellen zu dürfen wird von der Regierung gegen Erlegung einer Steuer ertheilt, die mehre Tausend Francs im Jahre beträgt.... Alles steht gerüstet. Unsere Boote halten die parallelen Ränder der Mandragne, das Hochbord steht quer und auf Commando greifen alle Fischer hinab in das Wasser um das Netz zu heben. Mühsame Arbeit! Man zieht den Boden des Netzes so weit heraus daß er aus dem Wasser ragt, und indem man ihn mit der einen Hand festhält greift die andere vor. So rückt das Hochbord langsam Zug für Zug gegen das Ende des Netzes vor, über den Theil den man wieder fallen gelassen hat weggleitend. So wird allmälig der Raum der den Gefangenen bleibt immer kleiner und zugleich seichter, wodurch sie der Oberfläche näher kommen. Anfangs sehen unsere ungeübten Augen nur die purpurene Tiefe, allmälig unterscheiden sich einzelne unbestimmte Schatten die geräuschlos durcheinanderschießen, während an der Oberfläche die Pelamiden sich tummeln und wir halb im Scherz, halb schon im Eifer nach ihnen haschen. Der Grund des Netzes hebt sich mehr und mehr, die Pelamiden sind theils mit den Händen, theils mit den Handnetzen herausgeschöpft und in die Boote geworfen, wo sie von Zeit zu Zeit sich in die Höhe schnellen. Die hohen Rückenflossen, die obern Spitzen der Schwanzflossen der mächtigen Thunfische ragen schon aus dem seichten Wasser, welches das Netz noch umschließt, hervor, während sie beständig im Kreise sich drehen und mit doppelter Schnelle an den Rändern des Netzes hinschießen. Dieses wird endlich so weit gehoben daß höchstens nur noch ein Fuß Wasser darüber steht und dann die Maschen an den Pflöcken, die auf dem Rande des hochbordigen Bootes stehen, eingehängt, sodaß die Fischer die Hände frei erhalten." So fährt der Verfasser fort den Thunfischfang interessant zu beschreiben. Dabei bemerkt er dann daß Das was sehr viele Schriftsteller über das Hauen und Stechen der Thunfischer erzählt haben eine reine Fabel sei, er habe Nichts von der schrecklich ausgemalten Metzelei der Fische in der Todtenkammer gesehen und glaube auch nicht daß die Fischer Thoren genug wären, die Fische, von denen jedes Stück einen besondern Werth besitze, auf das Gerathewohl zu zerfetzen und zu Markte zu bringen; im Gegentheil werde jedes Thier fein säuberlich, ohne die mindeste Verletzung aus dem Wasser gezogen; um den Todeskampf abzukürzen, schlachte man jedes Thier ab, indem man ihm beim Herausziehen mit dem Messer einen Stich in das unter der Kehle liegende Herz versetze. Dieser Fischfang zu St.-Hospice wird besonders noch belebt, wenn es sich trifft daß Delphine und Haie in das Netz gerathen sind. Der Verfasser machte einst einen solchen Fang mit, wo ein Hai im Netze saß. „Wir stellten uns in gewohnter Weise auf. Das Heben des Netzes begann. Bald sah man in der dunkeln Tiefe die unbestimmten Umrisse eines Ungeheuers, das in Farbe und Größe einem braunen Eichstamme von Mannesdicke glich. Die Formen zeigten sich näher. «Una scrossola!» riefen die Fischer wie aus Einem Munde. Ich sah wie sie mit

Vorsicht die Maschen packten, als fürchteten sie der Hai möge)eranschießen und nach der Hand schnappen. Jetzt konnte ich uch den Fisch erkennen. Es war ein Hammerhai von 14 Fuß Länge. Anfangs schwamm das gewaltige Thier ruhig im Kreise umher, so nahe an der Oberfläche daß seine Rückenflosse aus dem Wasser hervorstand. Der breite hammerförmige Kopf mit den glotzenden grünen Augen an den Rändern gab dem Fische in seltsames Ansehen. Als das Wasser aber seichter wurde, das Netz ihn an die Oberfläche drängte, da gerieth der Hai in ine grenzenlose Wuth. Er warf sich auf den Rücken und sperrte den Rachen auf, dessen scharfe Zähne uns entgegenstarren; er schlug mit dem Schwanze daß die Boote wankten und er Gischt weit in die Luft spritzte. Die Zuschauer vom Strande erficherten später daß wir manchmal vor ausspritzendem Wasser unsichtbar gewesen seien. So furchtbar waren die Sprünge des asenden Thieres daß es einmal bei einem solchen Emporschnelen mit dem Schwanze den Hut eines Freundes erreichte, der n dem Boote stand, und ihn weithin in die Wogen schleuderte. Mit vieler Mühe gelang es endlich, ihm ein Tau um den Hals zu schlingen. Unsere Kräfte reichten kaum aus es in as Boot zu bringen. Der Oberfischer bohrte ihm sein Tachenmesser in das Herz. Ein dicker Blutstrahl wie beim Schlachen eines Ochsen schoß aus der Wunde hervor. Im Todeskampfe schlug der Hai mit seinem Schwanze eine Ruderbank n die Höhe, die schwirrend in die Luft wirbelte und abseits n das Wasser fiel. Als wir ihn am Lande aufschnitten, fanden wir in seinem Magen einen halbverdauten Delphin, der twa die Dicke eines Mannsschenkels hatte. Er war in drei Stücke zerbissen. Die Bißflächen sahen aus als seien sie mit inem Messer geschnitten. Ich fing an einige Geschichten vom Hai zu glauben, die mir früher unwahrscheinlich dünkten."

Der **zweite** Abschnitt führt die Ueberschrift „Salpen". Er enthält eine Reihe interessanter Mittheilungen über mehre Arten der Salpen, welche aber viel mehr für gelehrte Naturhistoriker von Fach als für das gebildete große Publicum geschrieben sind. Der Verfasser ist gerade hier so recht auf seinem ieblingsfelde und man verfolgt auch gern den mikrometrischen Gedankenfaden seines scharf beobachtenden und schlagend kritirenden Geistes. Man sieht, er ist ein gewissenhafter Selbstorscher und bewahrt eine sehr reiche Fülle von naturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Einige kritische und politische Seitenhiebe abgerechnet, geht der Gang dieser mikroskopischen Untersuchung ganz ruhig vonstatten, nur paßt der ganze Gegenstand nicht recht gut für das gebildete Publicum.

Der **dritte** Abschnitt heißt: „Die Erzeugung der Jungen." Das ist ein Feld auf dem Vogt ganz vorzugsweise zu Hause ist, auf dem er sich als vielerfahrener Meister zeigen kann. Aber auch hier geht er zu speciell tief in das Einzelne und ergißt zuweilen daß sein Buch nicht blos für Fachgelehrte, ondern für das denkende große Publicum geschrieben sein soll. Indeß abgesehen hiervon und von einigen stacheligen Reden auf Cuvier, Ehrenberg, Merkel, Wagner u. A., ist der Gegenstand ehr anziehend belehrend durchgeführt. Die erste Frage welche er Verfasser zu beantworten strebt, bezieht sich auf das Feststellen der Grenze zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche, und a gesteht der Verfasser, je tiefer man in die Erkenntniß der kleinsten Wesen eindringt, welche alle Gewässer in unzähligen Scharen bevölkern und durch massenhafte Anhäufung von Millionen von Individuen sogar einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Erdoberfläche ausüben können, desto mehr schwinden die Scheidemauern zusammen, welche man früher zwischen ihnen aufstellen zu können glaubte. Darauf behandelt der Verfasser die Frage, ob es eine Urzeugung gebe oder nicht. Er verliert mit der Untersuchung, ob die Eichel oder der Eichbaum früher geschaffen sei, keine Zeit und bemerkt nur ganz kurz daß es sicher eine lange Epoche unserer Erde gab, wo weder Eichel noch Eichbaum existirte. Dies gelte von aller rganischen Schöpfung auf Erden. Wir wollen von diesem Abschnitt eine kleine Mittheilung machen, um zu zeigen wie interessant der Verfasser sein Thema zu behandeln versteht. „Doch gibt es noch einen Punkt den ich früher mit dem Bewußtsein anatomischer Ueberlegenheit ziemlich über die Hand gespielt habe und den man in Deutschland gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat., Ich meine die Entstehung der **elektrischen Milbe**. Vor einigen Jahren machte die Milbe in allen Zeitungen viel Aufsehen. Ein Engländer wollte sie fast überall wo ein elektrischer Funke durchgeleitet wurde haben entstehen sehen. Ich lachte mit den Andern. Eine Milbe durch den elektrischen Funken erzeugt! Ein so hoch organisirtes Thier, mit so ausgesprochener Organisation! Humbug! Humbug! Seither habe ich aber mit vielen Physikern, Chemikern, tüchtigen Beobachtern sonst, über diese elektrischen Milben gesprochen und hier stets ernsthafte Gesichter gesehen und fast kategorische Behauptung gehört. Unsere Glocken waren so rein geputzt als möglich, unsere Luftpumpe im Zustande exemplarischer Reinheit, nie ließ sich eine solche Bestie vor dem Versuche daranfinden; aber jedesmal wenn der elektrische Funken durchgeschlagen hatte, sah man sie in dem Wasserknöpfchen an der Glasglocke manchmal zu Dutzenden vereinigt. Ja Einer versicherte mir sogar gesprächsweise, man finde die Milben in dem Wasser welches man aus Sauerstoff und Wasserstoff durch den elektrischen Funken erzeuge. Ich muß gestehen daß mir gerade diese Behauptung Zweifel an der excessiven Reinheit der Apparate beibrachte.... Aber einer neuen definitiven Untersuchung ist denn doch die Sache werth. Wenn auch nur der elektrische Funke diese vielleicht in Lethargie versunkenen Milben weckt oder die Entwickelung ihrer Eier fördert, so ist dies Resultat schon ein solches das einiger Versuche nicht unwürdig ist." Man kann es beklagen daß der Verfasser es noch versäumt hat, gerade über diesen für seinen Standpunkt höchst wichtigen Gegenstand eigene Erfahrung einzusammeln.

Nach dem bisher Mitgetheilten fehlt es durchaus an der Veranlassung zu der im Eingange unserer Besprechung andentaggelegten Entrüstung. Man darf sich aber dadurch nicht irreführen lassen, es kommen zu den vorher besprochenen Abschnitten noch zwei hinzu, und gerade diese sind es welche den eigentlichen, aber giftigen Kern des Buchs enthalten. Als Referent in der Vorrede des Werks gelesen daß dasselbe die weitere Entwickelung von Dem enthalte, was nur sehr kurz und fragmentarisch vereinzelt in der „Naturgeschichte" des Verfassers vorkomme, daß diese Erweiterung vielleicht „Niemandem zu Lieb und Manchem zu Leid geschrieben sei", so wurde er schon etwas stutzig, und dies steigerte sich noch um ein Bedeutendes durch die charakteristischen Schlußworte der Vorrede: „Das deutsche Gelehrtenwesen sinkt mehr und mehr in den Sumpf und es ist Zeit daß man etwas derb in diese gegenseitige Bewunderungsanstalt hineinschreie, zu welcher auch die Naturforschung nach und nach erhoben wird. Freilich weiß ich daß es ein ärgerlich und undankbares Geschäft ist, der Katze die Schelle anzuhängen. Aber solange man noch Zähne hat muß man sie üben, werden sie uns doch früh genug stumpf werden!" Wenn man solche Vorworte von Vogt liest, so ist es natürlich, sich auf eine gewichtvolle Spectakelscene gefaßt zu machen. Umsomehr mußte es nun aber überraschen, in der beiweitem größern ersten Hälfte des Buchs gar Nichts zu finden was in dem Sinne des Verfassers derb genannt werden könnte. Es war daher natürlich daß das Urtheil des Referenten über diesen Theil des Buchs ein sehr günstiges wurde; er glaubte schon gar nicht Das in demselben zu finden was der Verfasser mit so entschiedener Sicherheit angekündigt hatte. Da kam nun aber gleich die gewaltige Enttäuschung. Denn gerade in den beiden letzten Abschnitten über „Untergegangene Schöpfungen" und über „Thierseelen", wo er es den unschuldigen Ueberschriften schon nicht mehr zutraute daß ihr Inhalt eine bissige Uebung der Vogt'schen scharfen Zähne abgeben sollte, da kam die Scene in ihrer ganzen Niedrigkeit zum wildesten Ausbruch.

Den ersten dieser eben genannten Aufsätze beginnt der Verfasser mit dem Gedanken daß die feste Rinde der Erde, auf

der wir wandelten, größtentheils nur ein Beinhaus sei, aus unzähligen Thier- und Pflanzenleichen zusammengesetzt. Daran wird dann die Frage nach der Ursache geknüpft, warum so viele Einzelwesen, so viele Arten von Thieren und Pflanzen zugrundegegangen sind und noch immer zugrundegehen, womit natürlich auch die Frage in Verbindung kommt, auf welche Weise wol früher und noch jetzt der Tod unter die Organismen gekommen und sie verheert habe. Das führt bei jedem Andern zu wissenschaftlichen Untersuchungen, worüber Niemand unzufrieden sein kann, welcher nur verständig genug ist den reinmenschlichen Standpunkt eines Naturforschers nicht aus dem Auge zu verlieren. Vogt, der ohne persönliche Zänkerei nicht leben kann, reißt gleich den ganzen Gegenstand von seiner wissenschaftlichen Erhabenheit in seine unreine Niedrigkeit, wenn er sagt: „Ich weiß es wol daß eine große Meinungspartei, deren Zahl jetzt immer mehr und mehr zunimmt, bei solchen Fragen die Augen gläubig zum Himmel aufschlägt und über meine absolute Verderbtheit, Verstocktheit und Ungläubigkeit einen mehr oder minder ehrlich gemeinten Stoßseufzer nach oben entsendet." Darauf lenkt er die Untersuchung auf den Dogmenstreit, ob es wahr sei oder nicht daß erst mit dem Sündenfall der Tod in die Welt gekommen wäre; er hält sich zur letztern Partei. „Im Paradiese", sagte er, „lebten alle Thiere einträchtig beisammen und fraßen gemeinschaftlich Gras, was überhaupt den Frommen als der Urtypus einer unschuldigen Nahrung gilt. Daß ein hungeriger Ochse bei einer einzigen Mahlzeit Hunderte von kleinen Insekten, Räupchen und andern Geschöpfen welche in dem Grase ihr Wesen treiben, Tausende von Eiern und Puppen die an den Grashalmen angeklebt sind verkaut und hinabschlingt, daß es überhaupt unmöglich ist, einem pflanzenfressenden Thiere solches Futter darzubieten, in welchem keine lebenden Wesen sich befinden, kommt unsern Frommen nicht allzu sehr in Betracht. Lupe und Mikroskop sind Teufelswerke und Herr R. Wagner in Göttingen muß täglich und aber täglich viele Bibelverse lesen, um sich von der Sünde, diese Instrumente zuweilen zu gebrauchen, weißzuwaschen. Jetzt kommt der fromme Herr Hofrath täglich mehr von diesen sündlichen Beschäftigungen ab und exercirt sich dafür in gläubigen Stilübungen unter dem Titel: «Physiologische Briefe.» Gott segne seine Studia! In dem Paradiese also fraßen die unschuldigen Thiere alle Gras. Da kam jenes schreckliche Ereigniß welches uns zur Arbeit und die Frauen zu Kindeswehen verdammte. Der Mensch fiel, wurde sündhaft, wurde sterblich. Wie ein Kartenhaus fiel die ganze Thierwelt nach, wurde sündhaft und sterblich. Der Mensch tödtete Thiere zu seiner Nahrung, Thiere tödteten Thiere. «Sehen Sie, meine Herren», sagte von Rougemont bei der Fortsetzung seines Themas, «so kam der Tod in die Welt.»" In dieser Frivolität gefällt sich Vogt ungemein, sie scheint ihm zur zweiten Natur geworden zu sein. Sie ist aber eines wissenschaftlich gebildeten Mannes unwürdig. Aus der weitern Untersuchung folgt nun daß der Tod ein allgemeines Naturgesetz sei, welches mit dem Entstehen der organischen Natur sogleich mit entstanden sei. Der Tod habe existirt, ehe der Mensch auf der Erde erschien, und habe Millionen lebender Wesen weggerafft. Wer wollte unvernünftig genug sein und gegen solche Resultate seine Stimme erheben, weil sie nicht genau mit dem Ausspruche der Bibel übereinstimmen; das geschieht sicher nicht, indeß läßt sich mit Recht verlangen daß solche Ergebnisse mit der Rücksicht und mit dem Ernst ausgesprochen werden, welche wir dem heiligen Buche und den ihm anhängenden vielen Millionen Menschen schuldig sind. Das Erhabene niederzureißen und lächerlich zu machen ist keine schwere Kunst, dazu hat am Ende jeder Dummkopf noch Kopf genug. Aber das Erhabene zu erhalten und im feierlichen Ernste noch höher zu heben, selbst da wo wir Unvollkommenheiten daran erkennen und Verbesserungen anzubringen haben, das ist weise, dazu gehört ein feiner Kopf und ein tieffühlendes hochherziges Gemüth. Von der Religion raisonnirt Vogt noch blinder in die Welt hinein wie von der Bibel. Sie stiehlt sich nach seiner Meinung gar oft in die Wissenschaft ein und stellt Dogmen auf, deren Wahrheit man nicht beweisen, sondern nur fühlen kann. Daß der Verfasser ein Feind der Bibel und Religion ist, mag er mit seinem Gewissen ausmachen, wenn dies ihm nicht auch schon längst ein unbeweisbares Dogma geworden sein sollte; nur das möchten wir ihm zu bedenken geben daß ohne Ausnahme alle Wissenschaften ganz verfehlte Machwerke der Menschen sind, wenn sie uns nicht hinführen können zur Religion, wenn sie uns nicht innig und wahrhaft damit befreunden können. Es ist allerdings wahr daß dem verständigen Fortschritt der meisten Wissenschaften Nichts so hinderlich gewesen als eine unpassend eingeführte Frömmigkeit, aber ebenso wahr ist es daß diese Wissenschaften in ein Nichts zerfallen werden, wenn sie übermüthig sich ganz von Gott und Religion lossagen wollten, wenn sie blos den Verstand erleuchten und nicht zugleich auch das Herz für die Tugend erwärmen könnten, wenn sie mit Vogt leichtsinnig in die Irrhöhle auf Antiparos hinabsteigen wollten, ohne an die zuverlässigen Mittel des sichern Zurückfindens gedacht zu haben. Da Vogt alle diese Rücksicht und Vorsicht unbeachtet läßt und eigensinnig nur seiner starren Consequenz Sklave sein will, so ist es natürlich daß er fast ohne Ausnahme mit den Ansichten aller andern Naturforscher in Hader geräth. Da gilt ihm Ehrenberg's Verdienst in der Entdeckung der Welt der Infusorien nur eine Bagatelle voll glänzender Anmaßung ohne innere Wahrheit; da macht er sich lustig über die so allgemein bewunderte und für wahr gehaltene Theorie der Hebung der Gebirge, welche besonders von Leopold von Buch, Elie de Beaumont und Alexander von Humboldt ausgebildet worden ist; da verhöhnt er Agassiz, weil dieser in seinem trefflichen Werke über die fossilen Fische noch an einen Schöpfer der ganzen Natur gedacht habe. Mit dem Bekämpfen der Ansichten des Letztgenannten befaßt er sich am angelegentlichsten; wir lernen dadurch seine eigene Meinung am besten kennen, verweilen wir deshalb noch einige Augenblicke dabei. „Wir fragen uns vergebens, was dieser außer der Welt stehende Schöpfer, was dieser Gesetzgeber jetzt noch zu thun hat? Er hat gleichsam die Function des Fingers gethan, welcher das Pendel der Uhr in Schwingung gesetzt hat; die Uhr geht jetzt von selbst fort, ohne daß ihr Pendel weiterer Nachhülfe der Schwingung bedarf. Ein menschlicher Finger kann weitere Beschäftigung finden, aber ein allmächtiger Schöpfer ist mit dem Schöpfungswerke das er ausgesprochen hat vollkommen erschöpft, da das Charakteristische seiner Thätigkeit eben das Unendliche sein muß. Wie wir deshalb auch die Sache ansehen mögen, stets werden wir von der Existenz eines persönlichen denkenden Schöpfers abgelenkt und auf die Natur hingewiesen, auf die Materie, welche in sich die Gesetze trägt, nach welchen sie sich bald in organischer, bald in unorganischer Weise entwickeln und gestalten muß. Die Gesetze nach welchen diese Entwickelung geschieht, nach welchen Alles, anorganische wie organische Welt, ineinandergreift und sich gegenseitig bedingt, diese Gesetze sind nicht von außen her aufgedrängt und in die Materie hineingepflanzt, ihr octroyirt durch ein fremdes Wesen, nein, es ist die Materie selbst, der diese Gesetze als innerstes Wesen inhäriren, diese Gesetze sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Gedanken, die Seele der Materie." Ein seelenvoller Ausdruck!

Wir gehen nun zur Besprechung des letzten Abschnitts über die Thierseelen. Als Motto hat der Verfasser eine Stelle aus dem siebenten Buche von des Plinius „Historia naturalis" gewählt, worüber er sich freut, weil sie ihm so recht in den Kram paßt. Es ist hier die Meinung über die Fortdauer der Seele nach dem Tode für Unsinn erklärt. Plinius zeigt sich allerdings überall als ein Denker von Geist und Lebendigkeit, aber er bleibt klein und kalt, so oft es gilt das Große und Erhabene richtig zu würdigen und mit Begeisterung zur klaren Anschauung zu bringen. Er kennt die Natur kaum anders als wie er sie aus Büchern zusammengesammelt hat, und ganz besonders weiß er die anatomische Thiergeschichte nur stümperhaft zu entwickeln im Vergleich zu Aristoteles. Sein Ernst,

seine Sentimentalität tritt nie ohne Bitterkeit und Hohn auf. Es ist klar daß Vogt sich hingezogen fühlt zu Plinius. Bei der Beantwortung der Frage: „Was ist die Seele?" schließt er sich an Burmeister's Ausspruch: daß die Seele ein Complex von Fähigkeiten und Kräften sei, welche ein bestimmter thierischer Organismus andentaglegt. Dies Einvernehmen dauert aber nur kurze Zeit, denn wenn Burmeister ferner annimmt daß die Seele des Menschen sich dadurch wesentlich von der des Thiers unterscheide daß sie Vernunft habe, welche dieser gänzlich mangele, so paßt das nicht in den platten Materialismus Vogt's. „Ich weiß wahrlich nicht", sagt er, „wo Burmeister diese Grenze legen will. Mir kommt es vor als schwebe ein alter Satz unbestritten durch alle philosophische Anschauung hindurch, quod non est in sensu, non est in intellectu.... Ich liebe darum weit mehr die ältere Definition von der Vernunft, welche darin einzig die Erkenntniß Gottes sah und in dieser den einzigen Unterschied des Menschen von dem Thiere fand.... Burmeister freilich kann diese alte Definition nicht brauchen, da aus seinem ganzen Aufsatze hervorgeht daß ihm die Gottesidee nicht mehr ist als für jeden andern Naturforscher der im Besitz fünf gesunder Sinne ist; nämlich das x, welches man an diejenige Grenze setzt, wo unsere geistigen Fähigkeiten gerade in ihrer Entwickelung angekommen sind. Denn auch diese Gottesidee ist nur ein Ausfluß desselben Hochmuths von welchem Plinius oben spricht, des Hochmuths, der nicht eingestehen will daß eine Grenze da ist, welche für Jeden subjectiv verschieden ist und deshalb für die Massen stets in einem gewissen Niveau steht, welches nach und nach zurückgerückt wird.... Deshalb hassen uns aber auch die Grenzwächter am Schlagbaum, welche von dem Passagiergeld leben wollen, über alle Maßen."

Später theilt uns Vogt seine eigene Ansicht über die Seele mit. Die Seele ist ihm blos ein Collectivbegriff für eine Anzahl von Functionen, die er der Nervenmaterie zugesteht, sie hört also auf mit dem Aufhören der Nervenmaterie. „Das Gehirn eines Hundes hört im Augenblick des Todes auf als Gehirn zu fungiren, es hat nicht mehr dieselbe Zusammensetzung, da der Blutstrom der dieselbe unterhielt aufhört, es unterliegt andern Gesetzen der Materie und wird nach chemischer Wahlverwandtschaft zersetzt." Das ist die rechte Tonart der materiellen Empirie, mit solchem geistlosen Gekrächze soll der Geist der Schöpfung besungen werden! Doch wir wollen ihn ausreden lassen. „Kein Zweifel daß dieselbe Quantität von Elementen, wenn sie in derselben Form als Hundegehirn je einmal in einem Hundekörper sich wiederfinden sollten, auch die nämlichen Gedanken produciren würde als die waren, welche vor ihrer Zersetzung producirt wurden. Das Fortbestehen der Thierseelen nach dem Tode ist demnach ein reiner Unsinn.... Wie verhält es sich denn nun mit den Menschenseelen? Für sie gelten dieselben Gesetze. Da sie im Leben nichts Apartes vor den Thierseelen voraus haben, so wird ihnen auch nach dem Tode kein anderes Schicksal bevorstehen." Wer freut sich nicht über einen so handgreiflichen Seelenbeweis! Wer könnte nun noch Zweifel haben über das Schicksal der Seele nach dem Tode! Ja, Vogt ist der Mann der durch anatomische Psychologie endlich herausgefunden hat daß er mit seinem Mopse ein Herz und eine Seele sei, denn sie hätten beide nie eine Seele, nie ein Gemüth, nie Vernunft bekommen, also könnten sie auch nichts davon verlieren. Ja!

Auf S. 441 sagt der Verfasser: „Es wird in gar keinem Falle eine Seele getödtet, es ist keine darin und kommt keine hinein, weder in den Fötus, noch in das Kind, noch in den Menschen." Damit rennt der Verfasser nun auch gegen die Fundamente unserer Strafgesetze und möchte vielleicht auch alle Rechte und Strafen aus der Welt vertreiben, wie er alle Religion, allen Glauben an Gott und die Seele der Menschen hat vertilgen wollen. Und dabei bleibt der Verfasser für seinen eigenen Balken im Auge blind, sieht aber sehr scharf den Splitter seiner Fachgenossen. Es wird interessiren davon ein schlagendes Beispiel zu sehen. Er läßt Bischoff in Gießen in seiner „Entwickelungsgeschichte des Menschen" sagen: Die Seele kommt nicht plötzlich in den Embryo, so wenig wie das Gehirn plötzlich in den Schädel kommt u. s. w., und fährt nun mit folgenden hämischen Worten über den Mann her: „Recht gefährlich ist es und auch wol durchaus unrecht und unverträglich mit der officiellen Stellung, wenn ein Professor und wohlbestallter Examinator an einer hochfürstlichen Landesuniversität über derlei Dinge und von solchem Standpunkte aus schreibt. Die zerstörenden Tendenzen in andern, zumal jüngern Köpfen werden dadurch auf eine allzu leichtfertige Art gefördert und der Materialismus erhält Hebel in die Hand, wodurch er sogar die bestehende Staatsordnung und die Gesellschaft dereinst aus den Angeln heben könnte. Denn nicht Jeder hält mit seinen Gedanken gerade an dem Punkte still, wo der Schreibende es wünscht, der am Abhang liegende Stein rollt weiter, sobald ihm der Anstoß gegeben ist."

Vogt kommt in seinem niedrigen Materialismus dahin, auszusprechen daß der Mensch so gut wie das Thier nur eine Maschine, das Denken nur das Resultat einer bestimmten Organisation des Gehirns, der freie Wille nur eine eingebildete, gar nicht vorhandene Grille sei. „Der freie Wille existirt nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und eine Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und die Strafrechtspflege und Gott (?) weiß wer noch uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig wie wir Herr sind darüber daß unsere Nieren eben absondern oder nicht absondern sollen. Der Organismus kann nicht sich selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung."

Das ist ein Glaubensbekenntniß wie es die Welt noch nicht kennt, wovor die ganze Welt schaudern könnte, wenn sie die Sache so ernst nähme wie sie hier und da einen Schein hat; aber das wird sie nicht und kann sie nicht, darum wird sie tüchtig über Vogt lachen, der schon so oft und so leichtsinnig über sie gelacht hat. In dieser Stimmung können wir mit Vergnügen abwarten wielange und wieweit es Vogt noch treiben wird.

Heinrich Birnbaum.

Reisen von Friedrich Gerstäcker. Erster Band: Südamerika. Zweiter Band: Californien. Stuttgart, Cotta. 1853. 8. 3 Thlr.

Friedrich Gerstäcker ist einer von den Wenigen welche dem deutschen Reichsministerium etwas zu danken haben. Zu der beabsichtigten Reise um die Welt erhielt er eine Beisteuer von demselben, und so trat er in einer Zeit wo ein Theil des Volks noch das Beste hoffte die Fahrt an und entging, während er die Wunder des Oceans und entfernter Welttheile anstaunte, dem ersten Acte des traurigen Schauspiels welches der Mitte des 19. Jahrhunderts vorbehalten war.

Gerstäcker kann sich einen Zögling der nordamerikanischen Freistaaten nennen und er macht dem rührigen Geiste unter dessen Einflüssen er seit dem ersten Jünglingsalter gelebt keine Schande. Es liegt in ihm etwas von dem unternehmenden Muthe der den Wildnissen trotzt, Berge ebnet und entlegene Ströme miteinander verbindet, und von dem stoischen Gleichmuthe der über einem vorgesetzten Zwecke Mühsal, Gefahren und Entbehrungen der gewöhnlichsten Bedürfnisse vernachlässigt. Es ist dies derselbe Geist eines an Leichtsinn grenzenden Lebensmuthes, welcher einen Herodot und Strabo im Alterthum, einen Marco Polo u. A. im Mittelalter durch die damals noch unbekannte Welt führte und diese Männer zu den Organen machte, durch welche neue Kenntnisse und ein weiterer Kreis von Einsicht in alle Reiche der Erde und Natur eröffnet und die Märchen in welche sich das Entfernte kleidet zerstreut wurden.

Und wenn auch bei der Vervollkommnung der Communicationsmittel die Schwierigkeiten welche Gerstäcker zu überwinden hatte beiweitem keinen Vergleich mit jenen zulassen, und wenn seine Leistungen an Originalität sowol, da er fast auf jedem Schritte seiner Bahn mit Vorgängern zu kämpfen hatte, als an Allgemeinheit der Forschung weit zurückstehen müssen: so vereinigt er doch Vorzüge welche ihn zu einem schätzbaren Berichterstatter und Lehrer der Gegenwart machen. Er besitzt einen raschen Blick, die Gabe gewandter, geistreicher, oft witziger Darstellung, an der rechten Stelle Kürze des Ausdrucks und ein großes Talent, seine Anschauungen in Bildern und Gruppen, in lebensvollen Situationen und Schildereien wiederzugeben, welches letztere malerische Talent am geeignetsten ist fremde Sitten, Gebräuche und Lebensweise, Charaktere und Eigenthümlichkeiten anschaulich zu machen.

Der erste Band seiner „Reisen" enthält die Fahrt nach La Plata und den Ritt durch die unermeßlichen Pampas, die weidereichen Prärien des südlichen Amerika, die Wanderung über die Cordilleren, den Aufenthalt in Chile (Valparaiso) und die Fahrt nach Californien. Die Landreise gehört zu den kühnsten Unternehmungen welche ein einzelner Mann, Sohn der modernen Cultur, auf seine eigene Kraft und Ausdauer gestützt, zum Theil unter höchst ungünstigen Verhältnissen vollführt hat. Schilderungen und Gegenstände haben zum Theil nicht mehr den ganzen Reiz der Neuheit; dagegen finden sich andere welche ebenso überraschend als belehrend sind. Die blutigen Gemälde der La Plata-Schlächtereien erscheinen hier unsers Wissens zum ersten mal, ebenso die sehr scharfen Blicke und detaillirten Skizzen in Betreff des Bildungszustandes der verschiedensten, kaum noch in der Geographie genannten Ortschaften, welche zwar langsam und heimlich, aber mit sicherm Schritte einer großen Entwickelung entgegengehen. Wieviel wußten wir bisher von dem im Süden Brasiliens durch den kühnen Pampashirtensohn Rosas geschaffenen und beherrschten (sogenannten Frei-) Staat? Und was konnten wir von ihm für eine Zukunft erwarten? Der Reisende zeigt uns die wildtrotzigen Reiterhirten, die Gauchos, mit ihrer Ungebundenheit, Kühnheit, Bedürfnißlosigkeit mitten in einem Lande das nur einiger Cultur wartet, um zu den ergiebigsten der Erde zu gehören. Zweifeln wir nun noch daß hier der Fötus zu einer Geburt liegt, welche für die gemäßigte Zone Südamerikas dasselbe Amt übernehmen wird wie die englischen Colonien für das nördliche? Er führt uns dann in die friedliche, gesegnete, aus allen Elementen bunt gemischte Republik am westlichen Abhange der Cordilleren, wo die Freiheit schon ihre Segnungen ausgebreitet hat, ein Bild im Kleinen für Das was die östlichen Länder im Großen unter diesem Himmelsstrich herzustellen berufen sind. Und dies Alles mit ebenso schätzenswerther Klarheit als Unparteilichkeit.

Der Gang nach Californien und der Aufenthalt daselbst führt uns in das Reich der Märchen und hilft einen Traum der letzten Jahre in nackte Wahrheit umsetzen. Dieser Traum hat glücklicherweise schon in letzter Zeit sich zu verflüchtigen begonnen und insofern kommt das Buch etwas zu spät. Indessen ist es auch jetzt noch dankenswerth, da es in außerordentlicher Anschaulichkeit und mit dem sichtbaren Stempel der Treue den Zustand eines Landes schildert, das in wenig Monaten durch den Ruf seines Goldreichthums zur belebten Colonie wurde, nach welcher Tausende strömten, um den Spaten in der Hand durch ein paar Wochen Arbeit reiche Leute zu werden. Daß ein solcher Traum zerstört wurde ist ein Verdienst welches allzu lange hat auf sich warten lassen. Das größere Verdienst Gerstäcker's besteht darin daß er den Einwanderer auf Das aufmerksam macht, was derselbe in Californien eigentlich zu suchen und zu erwarten habe: nicht Schätze unter, sondern über der Erde, nicht glänzende Begünstigungen eines zufälligen Fundes an funkelndem Metall, sondern reiche Belohnung angestrengter Arbeit, Gewinn für jede Art von Thätigkeit und Speculation; einen dankbaren Boden und ein Feld für rührige Geister. Der Gewinn der Digger (Goldgräber) mag in einzelnen Fällen so überraschend sein wie der des großen Looses in der Lotterie, er ist auch ebenso selten und ebenso ein Ergebniß des Zufalls. Die Regel ist ein Ertrag welcher einem mäßigen Tagelohn von anderswo entspricht und durch die enormen Preise der Lebensmittel und anderer Nothwendigkeiten aufgezehrt wird. Was hilft es acht und zehn Dollars im Durchschnitt täglich zu gewinnen, wenn zwei allein für Brot wieder aufgehen? wenn die kleinste Nutzung fremder Kraft anstatt mit Silbermünze mit Goldgewicht aufgewogen werden muß? Die Resultate der Goldgräberei glänzen nur auf dem Papier so prächtig und verschwinden in der Wirklichkeit. Dies weist Gerstäcker nach und bewährt es nicht nur mit seinem, sondern auch mit dem Beispiele vieler Andern. Wer das Gemälde seiner eigenen Lebensweise und Schicksale in den Goldgruben liest, dem wird wahrlich die Lust der Nachfolge vergehen; er muß einsehen daß ein regelmäßiger Erwerb durch Fleiß, Ordnung und Klugheit der beste bleibt. G.

Unterhaltungsliteratur.

1. Cäcilie Telville. Roman von Luise Otto. Drei Bände. Leipzig, Hinze. 1852. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hätte dieser Roman nur einen Band statt drei, so würde er um zwei Bände weniger langweilig sein. Das anfangs recht hübsche Talent der Verfasserin hat sich nachgerade in Vielschreiberei und Tendenzreiterei verpufft und verflacht, und seit der Blütenstaub erster Frühlingsbegeisterung von ihren Freiheits- und Emancipationsgelüsten abgestreift ist, werden dieselben beinahe abgeschmackt. Vor einigen Jahren ging über die deutschen Bühnen ein artiges Lustspielchen: „Ueberall Jesuiten." Darin sieht Jemand Jesuiten an allen Ecken und Enden; Luise Otto hat uns mit ihrem Buche daran erinnert; wir werden in demselben förmlich mit Jesuiten geplagt. Wohin man nur blickt, überall diese unheimlichen Gestalten: katholische und protestantische Pfarrer, Doctoren, Schafhirten, Geheimräthe, Schauspieler, Juden, Aerzte — Alles Jesuiten. Wenn man das Alles glaubt und hat eine nur etwas rege Phantasie, so muß man nach Lesung dieses Buchs seinem besten Freund mistrauen. Dazwischen schlingt sich nun die Geschichte einer frühern Opernsängerin der gewöhnlichsten Art in einer Gruppirung theils ganz ungesunder, theils widerwärtiger Figuren. Luise Otto mag es recht gut meinen mit den Menschen, der Welt, den abgedankten Sängerinnen und den unglücklich liebenden Frauen, aber sie vermag daraus kein Kunstwerk zu schaffen, nicht einmal ein leidliches Buch.

2. Trümmer und Epheu. Novelle von Gustav Pfarrius. Köln, Du Mont-Schauberg. 1852. 12. 18 Ngr.

Pfarrius ist ein geistvoller Mann, ein talentbegabter Lyriker; für Beides hat er entschiedenste Thatsachen gegeben. Im Vorliegenden aber ist er auf ein ihm völlig fremdes Gebiet gerathen, ist er gar nicht wiederzuerkennen. Diese Novelle ist kleinlich und kränklich in Erfindung und Stoff, zerrissen und verworren in Anlage und Durchführung. Ein reicher Engländer mit deutscher Bildung verliebt sich in eine tiroler Wirthshaussängerin; natürlich sie sich auch in ihn. Ein junger roher Baron verfolgt sie mit unzweideutigen Absichten, wird abgewiesen und pfeift mit seinen Freunden die Sängerin im nächsten Wirthshausconcert aus. Daraus entsteht mancherlei Trauriges, woran die Ausgepfiffene stirbt, wie der Geliebte sie eben in die Heimat führen will. Diese triviale Geschichte ist nun durchflochten mit althistorischen Erinnerungen an das Schloß Heidelberg und mit einem langen romantischen Märchen. Man weiß oft gar nicht wo man ist: bei den Tirolern, bei dem alten Kurfürsten Karl Ludwig oder bei den Geistern des Märchens. W.

Zur Geschichte der Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547.

König Adelred war glücklicher als Kurfürst Johann Friedrich. Stolberg in seinem Buche „Alfred der Große" erzählt: „Wieder nach vier Tagen ward große Feldschlacht geliefert (im Jahre 871) bei Aston in Berkshire. Der Feind hatte sich in zwei Treffen getheilt: diesem Beispiel folgten die Engländer. Alfred brach früher auf mit dem ihm zugetheilten Heer als Adelred, welcher beim Gottesdienst verweilte und, als der Drang des Augenblicks ihm ans Herz gelegt ward, bezeugte, er würde menschlicher Angelegenheiten wegen den Dienst Gottes nie versäumen. Erst nachdem der Priester das heilige Amt vollendet hatte, machte er sich auf wider den Feind. Gott wandte ab die zu erwartenden Folgen dieser beschränkten Ansicht."

Von D. Pedro de Salazar aus Madrid erschien zu Neapel 1548 (zweite Ausgabe, mit etwas anders lautendem Titel, Sevilla 1552): „Historia de los sucesos de la guerra que Su Majestad del invictísimo Don Carlos Quinto, Emperador de los Germanos y Rey de España y Alemaña hizo contra los príncipes y ciudades rebeldes de Alemaña, y del fin que tuvo, compuesta por Pedro de Salazar, vecino de la villa de Madrid." Salazar hatte unter Karl V. im Schmalkaldischen Kriege gedient. Zugänglicher ist, weil auch ins Lateinische übersetzt, folgendes Buch: „Comentario del ilustre Señor Don Luis de Avila y Zúñiga, Comendador mayor de Alcántara: de la guerra de Alemaña hecha de Carlos V. Máximo Emperador Romano, Rey de España. En el año de MDXLVI. y MDXLVII." In der Ausgabe „en Anvers, en casa de Juan Steelsio, MDL, con privilegio imperial" (II, 67 fg.) steht die Beschreibung der Schlacht. Das Feldgeschrei der Spanier war: „San Jorje, Imperio, Santiago, España." Die Schlacht wurde am Sonntage Misericordias Domini, 24. April, geliefert, wie Avila ganz richtig angibt, wenn er sagt: „den Tag nach St.-Georgentag und vor St.-Marcus", denn Georgii fällt den 23. April, und es ist irrthümlich den Georgentag, wie häufig geschehen, auf den 24. April zu legen. Der Kaiser ging früh halb 11 Uhr über die Elbe.

Lope de Vega hat im dritten Acte seines Schauspiels „El valiente Céspedes" diese Vorgänge auf die Bühne gebracht, wie es scheint nach Avila's Geschichtserzählung. Sie werden durch folgende Scene eingeführt:

Hugo.

Vernehmt, es ist der Capitan Albana
Gekommen mit den span'schen Büchsenschützen.
Die haben wirklich, wie er aufgesessen,
Den Feind geseh'n und sagen, Johann Friedrich
Gedenk' in Mühlberg diese Nacht zu lagern.
Der Kaiser will die Elbe überschreiten
Und hat den Herzog Alba rufen lassen;
Den Angriff soll Brück' oder Furt vermitteln.

Cespedes.

Vortrefflicher Entschluß!

Hugo.

Es hat der Kurfürst
Sechstausend Mann zu Fuß bei sich in Mühlberg.

Cespedes.

Und wie viel Pferde?

Hugo.

Ihrer sind dreitausend,
Denn Thumshirn naht sich mit dem Rest des Heeres.
Der Platz ist stark ummauert und vertheidigt
Von einer festen Burg. Doch ich befürchte,
Es wird der Fluß, der tief und breit dahinströmt,
Den Uebergang wol unserm Kaiser wehren,
So er auf Meißen will.

Cespedes.

Karl darf nur wollen;
Hinüber tragen seines Ruhmes Flügel! u. s. w.

Dann treten auf der Landmann, el labrador (Avila bezeichnet ihn als villano), der die Furt zeigt, der Kurfürst Johann Friedrich, den Céspedes gefangen genommen hat, mit seiner Wunde im Gesicht. Auch geschieht der Verurtheilung des Kurfürsten zum Tode im Angesicht des Heeres und seines Verhaltens bei der bekannten Schachpartie Erwähnung. (Vergl. Lope de Vega's „Comedias", Madrid 1627, XX, 146 fg.) Céspedes blieb in den granadischen Kriegen, und am Schlusse des Stücks verheißt der Dichter über dessen fernere Großthaten und seinen Tod einen zweiten Theil, der nicht vorhanden ist. Diesen Céspedes hat um das Jahr 1640 auch Juan Bautista Diamante in seinem „El Hércules de Ocaña" auf die Breter gebracht. Calderon gedenkt der Schlacht bei Mühlberg in seinem „Primero soy yo" (erster Act), wo es heißt:

Llegué al Albis, á ocasion
Que la Majestad Cesarea
De Carlos, de cuyo sol
Es primera luz el Alba,
Tenia su ejército contra
Él de Sajonia en campaña.
En tercio de Don Fadrique
De Toledo senté plaza etc.

In der königlichen Rüstkammer zu Madrid, Armería Real, befindet sich el peto y celada del Duque de Sajonia, prisionero de Carlos V., d. i. der Brustharnisch und der Helm des Herzogs von Sachsen, Gefangenen Karl's V. (Antonio Ponz, „Viaje de España", Madrid 1776, VI, 90.) Eine Abbildung der Mühlberger Schlacht ist in der Armeria des Herzogs Alba in der Villa von Alba de Formes bei Salamanca. „Se representan tres batallas", sagt Ponz (XII, 291), „en que fué General y vencedor el gran Duque de Alba D. Fernando Alvarez de Toledo: una de ellas es, en la que quedó prisionero el Duque Mauricio de Sajonia, de quien se guarda allí mismo un busto de marmol." Statt Mauricio ist hier zu lesen Juan Federico. 49.

Notizen.

Die Hauptquelle für die Geschichte Wilhelm Tell's ist bekanntlich Tschudi's „Chronik", geschrieben 1572. Schon in dem jener Zeit ziemlich bekannten Werke: „Cosmographei, oder beschreibung aller länder, herrschafften, fürnemsten stetten, geschichten, gebräuchen, hantierungen &c., zum offternn mal trefflich seer durch Sebastianum Munsterum gebessert in weltlichen und natürlichen historien und jetzunder aber biß auff das tausent fünffhundert sechs und fünfftzichst jar gemeret &c., getruckt zu Basel", heißt es S. 430 fg. unter der Ueberschrift: „Von den vögten in den ländern Ury, Schweitz und wie ettlich auß derselbigten vertriben worden", also: „Der vogt von Schweitz und Ury trib einen sundern mutwillen, richt zu Ury ein stecken auff, henckt seinen Hut daran, ordnet ein knecht darzu, ließ jederman gebieten, denselbigen hut eer zu beweisen. Nun was ein landman hieß Wilhelm Tell, der wolt solichs nit thun, darumb er auch für den Herrn berufft ward, unnd die weil er ein guter schütz was, gebot im der herr, das er seinem eignen kind ein öpffel ab dem haupt schiessen solt. Er wöret sich lang, doch must er solichs zuletst thun. Und als im gott das glück gab, das er on schaden dem kind den öpffel härab schoß, fragt iehn der herr, was er mit dem andern pfeyl mutt hatt geheppt? Antwurt er: wo das kindt geschedigt were worden vom ersten schuß, wolt er den andern pfeil in den herrn geschossen haben. Der herr ließ disen fahen und furt ihn hinweg ihn einem schiff, aber do er zwischen Ury und Brunn kam, entran er auß dem schiff, lieff über Berg und thal und fürkam seinem herrn, hatt

acht auf ihn und schoß ein pfeil in ihn. Auß disen und dergleichen mutwilligen handlungen wurden die vögte und ihre anhänger aus disen dreien ländern vertriben."

Sonderbarer Aberglaube in der Oberlausitz.

Ein selbst in den höhern Ständen der Oberlausitz verbreiteter Aberglaube besteht darin daß man glaubt, ein weggeschenkter Vogel erkranke oder sterbe wenn sein früherer Besitzer krank werde oder gar sterbe; diesem zuvorzukommen gibt es blos ein Mittel, es dem Vogel zu sagen: Dein früherer Herr ist krank oder todt; dann bleibt der Vogel am Leben. Auf dem Lande geht man aber noch weiter. Stirbt da ein Bauer, so sagen die Erben jedem einzelnen Stück Vieh: Dein Herr ist todt; ja an manchen Orten wird jedem Obstbaum der Tod seines Herrn angekündigt und namentlich bei Bienenzüchtern wäre es ein Verbrechen deren Tod den Bienen vorzuenthalten. Jeder Stock wird einzeln von dem Tode seines bisherigen Besitzers in Kenntniß gesetzt, widrigenfalls er zugrundegehen würde. 50.

Der Leichnam König Ludwig's IX. von Frankreich, welcher bei der Belagerung von Tunis an der in seinem Heere herrschenden Seuche gestorben war, wurde, nachdem man Herz und Eingeweide herausgenommen, in Wasser und Wein, nach einer andern Nachricht in Salzwasser gesotten, um das Fleisch von dem Gebein zu sondern. Ein solches Verfahren war nicht neu und damals durch die Umstände geboten, welche ein gehöriges Einbalsamiren nicht erlaubten. Das Fleisch mit den Eingeweiden ward hierauf zu Palermo, der Residenz seines Bruders Karl von Anjou, beigesetzt, das Gerippe aber am Freitag vor Pfingsten des Jahres 1271 zu St.-Denis feierlichst bestattet. Papst Bonifaz VIII. verbot bei Strafe des Banns diese in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aufgekommene Sitte, die Ueberreste geliebter und vornehmer Personen zu dem Zwecke zu zertheilen und zu zerstreuen, um verschiedene Orte damit zu beehren. Sein Nachfolger Benedict XI. aber erlaubte es wiederum Philipp dem Schönen für den Fall daß die Ueberbringung eines Todten aus der königlichen Familie an den Ort des Erbbegräbnisses mit Schwierigkeiten verknüpft wäre. Daher ward auch der Leichnam König Philipp's des Kühnen (gest. 1285 zu Perpignan), Sohnes und Nachfolgers Ludwig's IX., in Wasser und Wein gesotten, worauf man sein Fleisch und die Eingeweide zu Narbonne beerdigte, Herz und Gebeine aber nach St.-Denis brachte. (Vergl. Villeneuve-Trans, „Histoire de St.-Louis", III, 645.)

Einer viel verbreiteten Meinung, der wir auch in den Schilderungen aus Südfrankreich von Moritz Hartmann begegnen, ist diese, daß die Stadt Aigues-Mortes im französischen Departement Gard (ehemalige Provinz Languedoc), wo sich gewöhnlich die Kreuzfahrer aus Frankreich nach Palästina einschiffen, zu jener Zeit unmittelbar am Meere gelegen gewesen, das sich seitdem auf etwa eine Stunde von demselben zurückgezogen habe. Hiergegen führte in neuester Zeit ein französischer Schriftsteller, F. E. di Pietro, in der „Histoire d'Aigues-Mortes etc." aus dem Umstande daß neuerlich Trümmer von Gebäuden und Gräber aus dem Mittelalter zwischen der Stadt und dem Ufer des Meers gefunden worden den Beweis, daß dieselbe im 13. Jahrhundert ebenso wie heutzutage eine Stunde vom Meere entfernt gelegen gewesen. 51.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuche eines Soldaten aber keines Lanzknechts. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beiträge zur Kunde Chinas und Ostasiens, in besonderer Beziehung auf die Missionssache. Herausgegeben von K. L. Biernatzki. 1ster Band. 1stes Heft. Mit 2 Holzschnitten. Kassel, Vollmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernhard, G. A., Sphärenklänge der Heiligen Schrift in gottbegeisterten Gesängen unserer gefeiertsten Dichter. Zu Morgen- und Abendbetrachtungen ausgewählt. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Edenhofer, J., Chronik Parksteins im Jahre 1852, dem 8ten Secularjahre der Erstürmung und Vernichtung der Veste Parkstein durch Konrad I. und dem 2ten Secularjahre der Einführung des Simultaneums in Parkstein. Sulzbach, v. Seidel. 1852. 4. 2½ Ngr.

Ferrus, M. G., Ueber Gefangene, Gefangenschaft und Gefängnisse, ins Deutsche übertragen von G. Klein. Ratibor, Jacobsohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Franke, E., Skizzen aus dem Leben. Erzählungen. 1ster Theil. Cassel, Hotop. 16. 15 Ngr.

Frantz, C., Geschichte der geistlichen Liedertexte vor der Reformation mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Halberstadt, Frantz. 8. 18 Ngr.

Fröhlich's, A. E., gesammelte Schriften. 5ter Band. — A. u. d. T.: Novellen. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Anderes Geld. Vorschlag ein neues vortheilhafteres Verkehrsmittel in Umlauf zu bringen. Breslau, Kern. Lex.-8. 10 Ngr.

Geschichte des Kaisers Ludwig Napoleon. Nach authentischen Quellen sowie den Schriften und Briefen des Kaisers bearbeitet. Berlin, Sacco. Gr. 8. 15 Ngr.

Günther, F. J., Die deutsche Literatur in ihren Meistern mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser. Halberstadt, Frantz. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hermann, Agnes Bernauer. Poetische Studien. Breslau, Kern. 32. 20 Ngr.

Heßlein, B., Der Kurfürst und der Gauner. Original-Novelle. Zwei Theile. Berlin, L. Fernbach jun. 8. 25 Ngr.

Schrader, W., Angelus Silesius und seine Mystik. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Halle, Anton. Gr. 4. 10 Ngr.

Jacobi, O., Gedichte. Berlin, Duncker und Humblot. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jolowicz, H., Polyglotte der orientalischen Poesie. In metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. 4. 1 Thlr.

Julius von der Traun, Die Rosenegger Romanzen. Wien, Gerold. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meynert, H., Geschichte der Ereignisse in der österreichischen Monarchie während der Jahre 1848 und 1849 in ihren Ursachen und Folgen. Mit vielen Aktenstücken und Urkunden jener Epoche. 1ste Lieferung. Wien, Gerold. Gr. 8. 7 Ngr.

Schmeidler, J. C. H., Urkundliche Geschichte der evangelischen Haupt- und Pfarrkirche zu St.-Bernhardin in Breslau, von der ersten Gründung derselben bis auf die heutige Zeit. Denkschrift zur 400jährigen Jubelfeier dieser Kirche. Breslau. Gr. 8. 8 Ngr.

Schmidt, R., Der politische Künstler. Eine wissenschaftliche Untersuchung. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 7½ Ngr.

Soden, C. T. v., Die Elbe und die Elbzölle. Ein publicistischer Versuch. 1stes Heft.: Einleitung. Der Elsflinger Zoll. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Daum, H., Magister Johannes Hus. Ein Weckruf für die deutschen Protestanten. Tangermünde, Doeger. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwiegespräche über Rentenversicherungs-Anstalten und insbesondere über die Sächsische. Leipzig, Fest. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

59. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, daß dieses Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer gründlichen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur vollständig abhelfe. Unter Anderm bemerkt das „Literarische Centralblatt" (1852, Nr. 1): „Es fehlte noch immer an einer zeitgemäßen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur aller Völker vom Anfange der Wissenschaft an bis auf unsere Tage, welche mit Uebersichtlichkeit und Kürze auch die größtmögliche Genauigkeit verbände, und deren Einrichtung es nicht nur gestattete, ein jedes Buch mit Leichtigkeit aufzufinden, sondern sich auch über die bereits vorhandene Literatur irgend eines Gegenstandes aus dem Gebiete der Gewächskunde zu belehren. Diesen vielfachen Anfoderungen hat Dr. Pritzel in seinem Thesaurus vollkommen entsprochen."

60. **Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.** Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung vermischter Schriften wird drei Bände umfassen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

61. **Schmidt (Marie), Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.** Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. 8. Geh. 1 Thlr.

62. **Schönberg (E. v.), Patmakhanda.** Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser theilt hier aus seinen Tagebüchern, die er während vieljähriger Wanderungen durch den Orient, besonders Ostindien und Persien führte, einzelne Blätter mit: Bilder, welche den Charakter, die Sitten, religiösen und häuslichen Gebräuche der Bevölkerung jener Länder aus eigener Anschauung schildern. Bei der reichen Fülle des gebotenen ethnographischen und psychologischen Materials wird das Buch ebenso den mit der Geschichte und den Verhältnissen jener Länder und Völker schon vertrauten Mann der Wissenschaft interessiren, wie dasselbe dem größern Publicum, für das es zunächst bestimmt ist, eine anziehende und unterrichtende Lecture gewährt.

63. **Schücking (L.), Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman **Levin Schücking's**, der seine frühern beliebten Romane „Der Bauernfürst" (1851), „Ein Sohn des Volkes" (1846) u. s. w. an Originalität und drastischer Spannung noch übertrifft.

64. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht.

Octav-Ausgabe. **Achte Auflage.**
Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.
Miniatur-Ausgabe. **Vierte Auflage.** 1851. Gebunden 1 Thlr.

65. **Schulze (E.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Außerdem erschien von E. Schulze ebendaselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.

66. **Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine.** (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar **C. L. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch diese Schrift, die nur authentische und bisher noch nirgends abgedruckte Actenstücke mittheilt, kommt zum ersten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verschiedenartigste Weise erzählt wurde. Sie bildet insofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien **Schiller's** von Frau von Wolzogen, Schwab, Hoffmeister, Viehoff u. A. und wird allen Verehrern Schiller's willkommen sein.

67. **Die Segnungen des Zollvereins.** Eine statistische Skizze. 8. Geh. 6 Ngr.

Der Verfasser weist in der überzeugendsten Weise an statistischen Thatsachen nach, daß mit dem steigenden schutzzöllnerischen Charakter des Zollvereins die Production und der Wohlstand der zollvereinsländischen Bevölkerung in gleichem Schritt gesunken sei. Die Schrift verdient deshalb die aufmerksamste Beachtung von Seiten Aller, die an der Entscheidung der schwebenden Zoll- und Handelsfragen Deutschlands Interesse nehmen.

68. **Der Septembervertrag und die gegenwärtige Situation in Hannover.** 8. Geh. 4 Ngr.

69. **Sternberg (A. v.), Ein Carneval in Berlin.** 8. Geh. 1 Thlr.

Die einzelnen Partien dieser pikanten Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, haben folgende Ueberschriften: Hypochondrische Vorbetrachtungen. — Joyeuser Vorbericht. — Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Gesellschaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünstigte Literatur. — Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

70. **Sturm (J.), Fromme Lieder.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die früher von **Julius Sturm** erschienenen „Gedichte" (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) haben sich durch ihre Innigkeit und Einfachheit schon so viel Anerkennung erworben, daß diese gewiß auch Sturm's neuen „Frommen Liedern" nicht fehlen wird. „Diese Lieder", sagt ein Kritiker von Sturm's Gedichten, „eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele

an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

71. **Sue (E.), Les Mystères du peuple**, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I — XIII. In-8. 1850 — 52. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

72. ———, **Die Geheimnisse des Volks**, oder Geschichte einer Proletarierfamilie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis dreizehnter Theil. 12. 1850 — 52. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

73. **Talvj, Heloise.** Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
Dieser Roman der als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen Talvj rühmlichst bekannten Verfasserin ist das ursprünglich deutsch geschriebene Original des in englischer Sprache erschienenen, nach dem deutschen Manuscript übersetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale" (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derselbe bei dem deutschen Publicum, für das er zunächst bestimmt ist, dieselbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

74. **Talvj, Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
Dieser Roman verdient durch die Schilderung der socialen Zustände Nordamerikas, mit denen die Verfasserin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutschland wie in Amerika die größte Beachtung.

75. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Vierter Jahrgang. 12. 1853. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.
Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen kosten im ermäßigten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis dritter Jahrgang (1850—52) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

76. **Taylor (H.), Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt von **A. Heimann.** 8. Geh.
Erster Theil: Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. 1848. 1 Thlr. 10 Ngr.
Zweiter Theil: Philipp van Artevelde's Tod. Ein Drama in fünf Acten. 1852. 1 Thlr. 10 Ngr.

77. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In 11 Heften. Erstes bis neuntes Heft. (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel; Würger—Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel—Wadvögel; Wadvögel; Wadvögel, Schwimmvögel; Schwimmvögel.) Bogen 1—54 und Tafel I—XC. 4. 1845—52. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

78. **Ticknor (G.), Geschichte der schönen Literatur in Spanien.** Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von **N. H. Julius.** Zwei Bände. 8. Geh. 9 Thlr.
Die große Seltenheit spanischer Bücher hat bisher eine allgemeine und gründliche Anerkenntniß der spanischen schönen Literatur als eine der ersten und reichsten aller Völker, sowie eine genügende Geschichte derselben, in und außer ihrem Mutterlande, fast unmöglich gemacht. Darum ist die einzige schätzbare, bisjetzt erschienene derartige Geschichte, die von Bouterwek in Göttingen, auf dessen Weltbibliothek gegründet, alsbald ins Spanische übersetzt worden. In unsern Tagen nun, da auch in Madrid, Paris, London, Wien große literarische Schätze vorhanden und die trefflichen Privatsammlungen von Heber, Sir Thomas Grenville, Ternaux-Compans, Tieck und Ticknor in diesem Fache entstanden sind, ist die schwere Aufgabe etwas erleichtert. Der Letztgenannte, Georg Ticknor, der schon vor 30 Jahren, nach langem Aufenthalte in Spanien, an der amerikanischen Universität Cambridge erfolgreiche Vorlesungen über spanische Literatur hielt, hat im Besitze einer fast 2000 Bände zählenden Sammlung gedruckter und ungedruckter spanischer Bücher, mit Hülfe mehrmaliger Reisen in Europa und zahlreicher gelehrter Verbindungen in Spanien, uns die **erste wahre Geschichte der spanischen schönen Literatur** geliefert, die auch sogleich in Madrid übersetzt wurde. Alle reichen Nachträge dieser spanischen Ausgabe, sowie sehr viele vom Verfasser selbst, von Dr. Wolf in Wien und dem Herausgeber, Dr. N. H. Julius in Hamburg, sind es, die bei sorgfältiger Benutzung alles später noch in Europa Erschienenen von Wolf, Dozy, Clarus, von Schack u. A. das gegenwärtige deutsche Werk bilden, das sowol vor dem amerikanischen Original als vor der spanischen Uebersetzung noch Vorzüge voraus hat und somit auf der Höhe der gesammten Kenntniß der spanischen Literatur steht.

79. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 1848 — 52. Geh. 6 Thlr.
Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter", welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch viele später geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte.

80. ———, **Dramaturgische Blätter.** Drittes Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr.
Dieses dritte Bändchen schließt sich an die 1826 zu Breslau bei Josef Max u. Comp. erschienene und in meinen Verlag übergegangene Ausgabe an.

81. **Töpffer (Rudolf), Gesammelte Schriften.** Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8. Geh.
I—III. Genfer Novellen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.
IV—VII. Das Pfarrhaus. 1852. 3 Thlr.
Von dem Verfasser erschien außerdem ebendaselbst:
Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.
——— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). 8. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 23 Ngr.
Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.
Töpffer's Novellen sind, wie Zschokke von ihnen sagt, „zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens. Nicht selten erblickt man, überrascht und lächelnd, sich selbst darin wieder, mit seinen eigenen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen und geheimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen mag, und für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige Wort findet."

82. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **K. Gutzkow.** Erster Jahrgang. Nr. 1—13. (October bis December 1852.) 8. Wöchentlich 1 Bogen. Preis vierteljährlich 16 Ngr.
Unter diesem Titel erscheint vom October 1852 an in meinem Verlage eine durchaus neue und eigenthümliche populäre Wochenschrift in wöchentlich einer Nummer zu dem Preise von vierteljährlich nur 16 Ngr. Den Inhalt derselben bilden Unterhaltungen, theils Novellen und Erzählungen, theils Darstellungen aus der Natur, der Geschichte, dem Menschenleben, theils Mittheilungen über Kunst, Geselligkeit, Erziehung u. s. w.; dagegen sind Politik, kirchliche Polemik und strengwissenschaftliche Kritik ausgeschlossen.

83. **Volbeding (J. E.), Luther in Worms.** Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgestellt. 8. Geh. 12 Ngr.
Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

84. **Volks-Bibliothek.** Erster bis achter Band. 8. 1845—52. Geh. 7 Thlr. 10 Ngr.
Die erschienenen Bände dieser Volks-Bibliothek, von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:
I. Joachim Nettelbeck. Von Ch. L. Haken. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. 1 Thlr.
II. Der alte Heim. Von G. W. Keßler. Mit Heim's Bildniß. Zweite Auflage. 1 Thlr.
III. Die Sprichwörter der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1 Thlr.
IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1 Thlr.
V. Das Kriegsjahr 1813. Von K. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.
VI. Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Von C. G. H. Lentz. Neue Ausgabe. 1 Thlr.
VII. Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Von D. L. H. 20 Ngr.
VIII. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von M. John. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

in seine Gemüthswelt. Der durchgängige Typus dieser Blütensammlung ist indessen der des Sinngedichts, und außer gehörig vergifteten Epigrammenpfeilen findet sich auch manch zartes Spruchgedicht, z. B.:

> Mensch, du Gefang'ner in der Welt,
> Ertrag' dein Loos demüthig-stille,
> Und wie es dir auch immer fällt,
> Ist's eines Gottes heil'ger Wille.
>
> Gesprochen hat ja die Natur
> Das Todesurtheil doch uns Allen,
> Geheim hält sie die Stunde nur,
> In der das Beil wird auf uns fallen.

Shakspeare sagt: „Es muß auch solche Käuze geben." Damit ist Justinus Kerner kritisirt.

Rudolf Gottschall.

Aus dem Leben des 18. Jahrhunderts.

(Einem verstorbenen Künstler nacherzählt.)

Auf Verfügung des Herzogs Christian von Zweibrücken hatte ich meine Werkstatt in seinem Schloß zu Manheim. Neben derselben hielten Tänzerinnen des damals glänzenden Theaters ihre Tanzübungen im Saale, zu welchem eine Schildwache jedem Manne den Eingang verwehrte. Mich überraschte indeß vor der Tanzstunde eine junge Schülerin, ward von mir freundlich bewirthet und unterhalten, wußte dann unbemerkt ihren Saal zu gewinnen. Bald ward dies von einer Andern entdeckt. Um ihres Stillschweigens sicher zu sein, mußte sie Antheil an der Morgenunterhaltung nehmen, und durch folgende ähnliche Entdeckungen vermehrte sich die Gesellschaft. Einst kommt unvermuthet der Herzog, findet zu seiner Verwunderung meine Thüre verschlossen, ich öffne die Thür in großer Verwirrung, er gewahrt beim Hereintreten den Saum des Gewandes einer sich Verbergenden, hört das Anklopfen mehrer noch Kommenden, die vergebens das Gegenzeichen erwarten, und ich muß mir durch Ausflüchte helfen. Der Herzog schweigt nachsichtig, aber die Besuche sind zu Ende und die Tänzerinnen werden pflichtmäßig gescholten. Dafür entschädigten mich bald verschiedene Herren des Hofs, welche gern durch das Schlüsselloch Tanzübungen zusahen, bei denen die leichten Gewänder aufgeschürzt werden.

In Paris waren die Werke von Boucher und Vanloo sehr beliebt. Es hielt schwer mit diesen Berühmtheiten in Verbindung zu kommen, sie gaben nach Hofsitte Audienzen, und bei Vanloo war das Zeichen zum Aufbruch, wenn er seine Palette in die Hand nahm. Herzog Christian empfahl die Vorzüge Boucher's sich anzueignen, ohne seine Fehler nachzuahmen; wollte auch nicht sonderlich loben daß in einer Composition von mir Venus ihren Gemahl in der Schmiede auf einer Wolke schwebend besuchte — gerade diese Wolke hatte Boucher hineinverlangt. Geschickte Ueberredung gewann mir dieselbe Frau zum Modell, welche Boucher in seinen weiblichen Figuren nachbildete, wodurch er dann, ohne davon zu wissen, meine Malereien lobte. Weiberverhältnisse fehlten nicht in der leichtfertigen Hauptstadt, sie wurden schnell geschlossen und aufgegeben; und wenn auch ernstere Neigung fesselte, nahm Alles oft einen nicht erwarteten Ausgang. So hatte unter Anderm N** geheime Zusammenkünfte mit einer Verheiratheten, die ihn stark anzog; sie aber erklärt ihm nach geraumer Zeit ihre Schwangerschaft, daß sie nur diese gewünscht und von nun an ihre Verbindung aufhebe. Umsonst suchte der Liebhaber seitdem seine Unbekannte aller Orten, er sah sie niemals wieder.

Anders war mein Abenteuer mit der schönen Aminte. Ich und einige Freunde besuchten das Schauspiel und fanden auf dem vordern Logensitz eine Alte mit einem jungen Mädchen, die zur flüchtigen Bekanntschaft geeignet schienen. Meine erfahrenen Begleiter machen Einleitungen, werden aber schnöde zurückgewiesen, und es entsteht ein so lebhafter Wortwechsel daß die Freunde gerathen halten sich zu entfernen. Ich bleibe auf meinem Platz des Schauspiels wegen und weil ich an jenem Streit nicht theilgenommen. Kaum sind die Andern fort, so werde ich freundlich angeredet und ein Blatt mit Adresse fällt in meine Hand. Triumphirend unterrichte ich davon die Freunde und man beschließt gemeinschaftlich die Frauenzimmer nach Hause zu geleiten. Dies geschieht in einem Fiacre, die Alte schmählt wol, gibt sich aber zufrieden, und wegen Mangel an Raum muß ich das hübsche Kind auf den Schoos nehmen. Sie flüstert, ich möge sie doch aus den Händen ihrer Begleiterin retten, und bestimmt eine Zusammenkunft. Mich reizte die Jugend, anscheinende Unschuld und der Gedanke eine Gefallene zu bessern, erfuhr nun Geschichten vom harten Vormund, vom Entlaufen, von Aufnahme in ein zweideutiges Haus, vernahm dringende Bitten um Dienste bei einer Herrschaft u. s. w., sprach darüber mit meinen Freunden, die mich auslachten und meinten ich wolle den Fund für mich behalten, trotz aller Betheuerungen des Gegentheils, wiewol die Schönheit des Mädchens Ausführung des Vorsatzes schwer machte. Fréron, der manchmal zu unserer Gesellschaft gehörte, spottete über die romantische Geschichte und antwortete auf alle von mir entworfenen Plane mit den trockenen Worten: „Vous n'en ferez jamais qu'une fille." Ich ließ mich aber nicht irremachen und hörte kurz darauf, Aminte sei von der Polizei aufgehoben. Sie schreibt mir aus der Haft die beweglichsten Briefe und ich erwirke vom Polizeidirector Sartine mit Mühe Erlaubniß zum Besuch. Als ich komme, ist sie nicht mehr dort, sondern in Bicêtre unter den Händen des Arztes. Auch dahin bringt mein Eifer, und ich sehe sie hinter einem Gitter, entstellt von scheußlicher Krankheit, ganz unähnlich ihrer frühern Erscheinung. Nun beschränkte sich meine Theilnahme auf ein Geldgeschenk und Empfehlung an den Arzt des Hospitals.

Monate waren vergangen, da bringt mir ein reichgekleideter Bedienter einen Brief — von der schönen

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 17. —— 23. April 1853.

Inhalt.

Vier Lyriker.

1. Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Zweite Auflage. Bremen, Schlodtmann. 1853. 16. 2 Thlr.
2. Liederbuch von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1852. 16. 1 Thlr.
3. Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen von Wolfgang Müller von Königswinter. Stuttgart, Cotta. 1852. 32. 26 Ngr.
4. Der letzte Blütenstrauß von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta. 1852.

Wer in Paris in Kunst und Literatur allgemeine Geltung gewinnen will, der muß Das sein was man in der fashionabeln Gaunersprache eine „Specialität" nennt. Die Universalgenies gelten in Frankreich wenig; dagegen kann man durch eine Liebhaberei, durch ein Steckenpferd zu einer Notabilität werden. Eine „Specialität" imponirt immer den Salons, welche eben nur einen encyklopädischen Anflug von Weisheit besitzen, und durch die Salons kommt man in Frankreich zu Ehren und Würden. Wer also z. B. Armenisch, Türkisch oder Deutsch versteht und in der Literatur dieser fremden Nationen Bescheid weiß, der wird von allen Exoterischen als ein Priester dieser Sprachmysterien verehrt, der hat Anwartschaft auf den Orden der Ehrenlegion und auf einen vacanten Lehrstuhl. So ist z. B. der liebenswürdige Saint-René Taillandier, dessen ebenso geistvolle wie milde Kritiken trotz einer einseitigen Richtung und einer oft burlesken Ueberschätzung des Unbedeutenden, das man in Deutschland kaum dem Namen nach kennt, auch bei uns allgemeines Interesse erregen, für die Franzosen die fleischgewordene deutsche Literatur, eine Specialität von Kopf zu Fuß, der man ebenso viel Ehrfurcht wie unbedingtes Vertrauen schenkt. Unsere deutsche Bildung ist von Hause aus kosmopolitischer, vielseitiger, aber auch mannichfaltig verzettelt; deshalb gedeihen bei uns die Specialitäten weniger, obgleich sie bei ursprünglicher Begabung und hartnäckiger Consequenz doch des Erfolgs gewiß sind.

Der Dichter Bodenstedt ist eine solche Specialität; er ist der „Kaukasus" in Versen und Prosa, poetisch, ethnographisch und touristisch, selbstschöpferisch und nachbildend. Sein Pegasus grast nur zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, höchstens noch in den russischen Steppen. Dennoch beruht der Erfolg seiner Dichtungen gerade auf dieser Beschränkung, auf dieser Ausbeutung eines bestimmten Volkslebens. Das deutsche Publicum ist mit Recht stoffhungerig, denn es ist gerade hierin nicht verwöhnt. Die deutsche Lyrik kommt immer wieder auf die alten, längsterschöpften Sangweisen zurück, sodaß man bei diesem Ziehbrunnen der die poetischen Eimer aus der Tiefe des Gemüths heraufholt immer die alten Ketten in unangenehmer Weise rasseln hört. Man will einen Fernblick hinaus über die Subjectivität, über diese monotonen Gefühle, welche unsere Dichter wie alte Handschuhe immer wieder waschen und wenden, so oft auch ihre Nähte geplatzt sind; man will einen weiten Horizont, das warme Colorit anderer Gegenden, die Sitten, die Kämpfe der Völker statt dieser Herzenskämpfe der Abiturienten und Candidaten in den unsterblichen deutschen Mondscheinnächten und beim Lied der Nachtigall, welche nebst der Lerche das ganze Vogelinventarium unserer bescheidenen Lyriker bildet. Da hört man doch lieber einmal eine türkische Kaja-Bulbul flöten oder eine Spinoletta trillern; da freut man sich, wenn statt der spinnenden Katzen und gestiefelten Kater unserer Romantiker der Löwe und die Giraffe auf die Scene treten. Darauf beruhte der Haupterfolg der Rückert'schen und Freiligrath'schen Dichtungen, daß sie den deutschen Hippogryphen einmal in neuer Weise zu satteln verstanden. Auch die Poesien von Bodenstedt gehören in die Kategorie der „exotischen" Dichtungen und verdanken dem Interesse des Stoffs einen großen Theil des Beifalls den sie gefunden. Die „Lieder des Mirza-Schaffy" als freie Nachdichtungen orientalischer Lebensweisheit und Spruchpoesie klingen durch einzelne

der gesammelten Dichtungen hindurch und geben auch für die meisten abendländischen Poesien dieses neuen Westöstlichen Divan den dominirenden Grundton an. Dadurch bestimmt sich ihre Form, auch wo sie sich nicht in das Versgewand des Ghasels kleidet, als graziöses Rondeau, ihr Inhalt als muntere, naive Lebensweisheit. Dadurch gewinnt die Liebespoesie im Buch Edlitane eine frischere Färbung als sie die fadenscheinige Lyrik der abendländischen Epigonen zu bieten vermag.

O sieh' die Perlen auf der Schnur
In lichtem, funkelndem Gestrahl —
Zerriss' das seid'ne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal.

Du siehst sie fallen, suche nur
Und sammle sie mit ämf'ger Hand —
Zerrissen ist die seid'ne Schnur,
Die alle schön zusammenband.

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
Du bist's, um die sich Alles schlingt,
Die Alles schön zusammenhält.

O halte fest, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch dich ich selber nur.

Diese orientalische tiefere Färbung gibt vielen Bodenstedt'schen Gedichten einen eigenthümlichen Reiz. Dieser Reiz fehlt indessen den lyrischen Anfängen, in denen viel Mattes, Flaches und Unreifes mitgetheilt ist. Auch will uns der Bodenstedt'sche Humor in den „Kleinen Bildern" und in „Ein Stück Jugendgeschichte" nicht zusagen, da ihm die Grazien ausgeblieben sind und er sich oft nicht wie ein Shakspeare'scher Clown, sondern wie ein burlesker Bajazzo der Seiltänzerbuden geberdet. Die drollige Naivetät und holzschnittartige Einfalt steht zwar einem Hans Sachs gut zu Gesicht, kann aber bei einem Autor des 19. Jahrhunderts nur für Manier gelten. Diese Manier klebt der Bodenstedt'schen Muse so an daß sie auch bei ernsterm Aufschwung dieselbe nicht ganz los wird und plötzlich in die Trivialität herunterplumpst. In viele Gedichte schleicht sich in überraschender Weise eine versificirte Prosa ein, sodaß es scheint als habe der Dichter den Stimmhammer und die Tonart verloren. Ebenso erhebt sich das „Stück Jugendgeschichte", das echtbänkelsängerisch anfängt, später zu ernsterer Auffassung und ist ebenfalls ein Beweis dafür daß der Muse Bodenstedt's trotz ihrer großen Vorzüge noch die künstlerische Einheit, Reinheit und Harmonie fehle, die sie nur in einzelnen Schöpfungen erreicht. Die folgenden Einleitungsverse der „Jugendgeschichte" werden jedem Leser beweisen was wir unter jener trivialen Holzschnittmanier verstehen, die weder drollig noch witzig ist, sondern eben nur altfränkisch:

Zuneben einem kleinen Fluß
Liegt eine kleine deutsche Stadt,
Die ich bei Namen nennen muß,
Und zwar gleich auf dem ersten Blatt,
Weil sie der Schauplatz der Geschichte
Und mir den Stoff beut zum Gedichte,
Und endlich, weil mich diese Stadt
Geboren und erzogen hat.
Ist euch das sonst auch gleich zu wissen,
Ich darf es nicht im Liede missen,
Weil mir das Loos in diesem Lied
Auch eine Rolle zubeschied.
Die Rolle ist zwar eine kleine,
Doch dafür spielt sie auch in Peine.
So heißt das Städtchen, das ich meine.
Die Fuse heißt der Fluß, der seicht
Durchs Flachland bis zur Aller schleicht,
Die kurzen Laufs zur Weser fließt
Und sich ins Deutsche Meer ergießt.
Daß die Beschreibung so ausführlich,
Erscheint wol Jedem sehr natürlich,
Der so wie ich die Vaterstadt
Im Herzen und im Rücken hat.
Dazu kommt noch in diesem Falle,
Daß meine Leser wol nicht alle
Viel wissen von des Städtchens Dasein u. s. w.

mit oder vielmehr ohne Grazie in infinitum. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Diese gewollte Trivialität von Bodenstedt wird später bisweilen zu einer ungewollten, die manchem volltönenden Gedicht ein Bein stellt.

Die poetische Erzählung „Iwan, der Sohn des Starost", zeigt auf ungünstigem Terrain die Vorzüge unsers Dichters: das warme, treue Colorit, die Klarheit der Anschauung, die Sicherheit der Darstellung. Der Ton des Ganzen ist vortrefflich gehalten, denn er athmet die Wehmuth des gedrückten russischen Volkslebens. Diese Ballade spielt nicht blos in Rußland wie etwa Paul Heyse's chinesische Geschichte in China, sondern sie ist durchweg russisch gedacht und gefühlt und schließt sich an die mitgetheilten russischen Volkslieder passend an. Der Abschnitt „Das Morgenland" enthält kaukasische Reisebilder, poetische Skizzen aus dem Volks- und Königsleben, und zeichnet sich unter allem Neuen was uns in diesem Bande mitgetheilt wird durch Schwung, Farbenpracht und Originalität aus. Die Reime sind neu ohne gesucht zu sein, die Verse bei aller Kühnheit, mit der das anapästische Metrum in Gedichten wie „Vom Kasbek nach Georgien", „Bild aus Tiflis", „Schamyl in den Wäldern von Itschkeri" und andern gehandhabt ist, meistens wohllautend. Dennoch können wir uns mit der Art wie Bodenstedt die quantitativen Längen der deutschen Sprache zu Kürzen herabdrückt nicht immer einverstanden erklären. Waldau hat in seiner Nachrede zur „Cordula" mit Glück nachzuweisen versucht daß die Quantität im deutschen Metrum nicht maßgebend sei, sondern der Accent des Gedankens. Dies ist jedoch cum grano salis zu verstehen, denn „Holzklotzblock" wird sich nimmer mit seinen schweren Molossen in einen hüpfenden Daktylus verwandeln lassen. Aehnliche Daktylen kommen aber mehrfach bei Bodenstedt vor, und wenn man sie auch als poetische Licenz oder um die Eintönigkeit des Versmaßes zu unterbrechen gelten lassen wollte, so laufen denn doch diese Versbestien auf mehr Füßen als ihnen zukommt, oder werden ganz unscandirbar. So heißt es z. B. in dem Gedicht „Bei

der Fontaine von Priuthina", dessen Metrum in den ersten klargehaltenen Versen sich deutlich als das vierfüßige anapästische ausprägt, plötzlich:

> Doch noch flammt seine Wange in loher Glut,
> Und noch steht er in trotzigem Uebermuth,
> Und streckt sein Haupt so hoch, als ob er mehr
> Dem Himmel denn der Erde angehöre.

Diese beiden letzten Zeilen sind fünffüßige Jamben und zerstören offenbar die rhythmische Textur des Ganzen. Ferner finden sich Verse wie:

> Ragen Felsen empor, weißgrau und nackt,

> Große Felsblöcke rollen vom Gebirge herab,

oder gar:

> Deren edle Glieder starke Panzer umblitzen,

ein Knüppeldammvers, der einem sechsfüßigen Trochäus ähnlicher sieht als einem vierfüßigen Anapäst. So wird durch die gänzliche Verachtung der Quantität die charakteristische Bestimmtheit des Metrums aufgehoben, und es tritt eine Versanarchie ein welche uns lauter metrische outlaws vorführt, von denen die eine Hälfte lahm und die andere insektenfüßig ist. Bodenstedt, der sich in vielen Gedichten als Meister rhythmischen Schwungs zeigt, möge dies von ihm vielgebrauchte anapästische Metrum nicht als ein Fontanell betrachten das ihm alle poetischen Licenzen aus dem Leibe schafft. Ein vortreffliches Rondeau der Strophen zeigt das Gedicht „Georgia", während in dem Gedicht „Der Terek" die rhythmischen Cascaden vortrefflich zu dem Hüpfen und Rauschen des Bergstroms passen. Wir theilen dies Gedicht hier mit, weil es zugleich eine glänzende Probe von der Bodenstedt'schen, vom Gedanken durchgeistigten Naturmalerei gibt:

> Wie ein großer Gedanke sich losreißt aus
> Dem Haupte eines Genius,
> Also springt aus des Kasbek steinernem Haus
> Der brausende Terekfluß;
> Reißt sich in sprudelnder Lust
> Von der nährenden Bergesbrust;
> Rauscht mit hellem Geplätscher
> Ueber die eisigen Gletscher —
> Und die Steine und Felsen, die seinen Wellen
> Sich trotzig hemmend entgegenstellen,
> Lachend überspringt er sie,
> Oder stark zwingt er sie
> Mit sich hinunter ins blühende Thal.
> Was ihm widersteht, wird zerstoben;
> Denn seine Gewalt kommt von oben.
> Die Geis, die, wie er, vom Felsen springt,
> Sich labend aus seiner Welle trinkt;
> Der Wand'rer, der lechzend am Berghang ruht,
> Erquickt sich an seiner kühlen Flut.
> Schwankende Büsche, uralte Bäume
> Baden die Wurzeln im frischen Geschäume.
> Es freu'n sich die duftigen Blumen, die bunten,
> Ob der lauten, tanzenden Wellen tiefunten;
> Und es lockt der stürmische Bergessohn
> Durch Klagen, Murmeln und Schmeichelton
> Manch widerstrebend Blümelein
> Zu sich ins Flutenbett hinein ...
> Und nach unten gewandt
> Durchzieht er das Land
> Ein König im blitzenden Wellengeschmeide,
> Den Fluren zum Segen, den Menschen zur Freude.
> Und Nichts hält seinen Lauf,
> Den stürmischen auf.
> Ohne Rast, ohne Ruh'
> Eilt er dem Meere zu —
> Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus,
> Nimmt ihn auf in seinem weiten Haus.
> Doch wie er im Meer
> Seine Wohnung genommen,
> Weiß man nicht mehr,
> Von wo er gekommen;
> Man erkennt ihn nicht wieder
> Aus der Zahl seiner Brüder,
> Die, wie er, aus der Ferne herbeigeschwommen.
> Sein Name entschwebt —
> Ein leerer Schall —
> Er selbst aber lebt,
> Ein Theil im All.

Das Gedicht das an ein ähnliches von Goethe anklingt ist in seiner Durchführung vortrefflich und vielleicht nur darin zu tadeln daß das kaukasische Colorit in demselben nicht klar genug hervortritt. Statt der schwankenden Büsche und uralten Bäume hätten wir die specielle Flora des Kaukasus gewünscht, um den Terek mehr von ehrlichen deutschen Bergströmen zu unterscheiden.

Wie Bodenstedt den kosmopolitischen Zug des deutschen Gemüths, sein Hinausstreben in die Weltferne repräsentirt, so Roquette in seinen Liedern die innerlichste Heimatlichkeit; seine Wanderlust geht nicht über die deutschen Thäler und Berge hinaus. Dies poetische Genre hat unleugbar seine Gefahren; denn es ist so oft angebaut worden daß es am besten eine zeitlang brachliegen bliebe, um den Boden wieder zu kräftigen. Die Klage Adolf Stahr's daß wir keine sangbaren Poesien hätten ist vollkommen unbegründet. Wir haben singbare Lieder genug, aber es singt sie Niemand; wir haben volksthümliche Gedichte genug, aber das Volk kennt sie nicht. Diese Thatsache ist wohl geeignet die Enthusiasten der Volksthümlichkeit etwas stutzigzumachen. Tieck und die Romantiker glaubten mit ihrer neuaufgeputzten Märchenwelt, mit dem „Kaiser Octavianus" und der „Genoveva" im höchsten Grade volksthümlich zu sein und stellten sich sogar der Schiller'schen Geschichts- und Gedankenpoesie polemisch gegenüber. Und gerade sie waren nur der Crème der exclusiven Gesellschaft genießbar, während Schiller mit dem Schwung einer großen Begeisterung fast alle Schichten der Gesellschaft bis an die äußersten Grenzen der Bildung erfüllte. Wo liest das Volk heutzutage die Dorfgeschichten von Auerbach, Rank u. A.? Die Volksthümlichkeit der Literatur ist eine gemachte und künstlich fabricirte, man muß hierin seinen offenen Augen und nicht den kritischen Blendlaternen glauben. Das Volk läßt sich seine Lieder nicht octroyiren und erzählt sich seine Geschichten selbst. Die Phantasten aber, die immerfort in das Volk hineinreflectiren und hineindichten, können wol eine literarische Manie hervorrufen, aber keine Bewegung die das Volk selbst ergreift. Roquette scheitert, obgleich er auch in

den Liedern vielfach sein liebliches und frisches Talent bewährt, doch zum Theil daran daß er mit vollen Segeln auf die Volksthümlichkeit lossteuert, die weit mehr eine Klippe als ein Hafen ist. Roquette ist der moderne Minne- und Meistersänger. Mit der Meistersängerei ist es aber bekanntlich nicht weit her, wie uns auch einzelne Proben aus Roquette beweisen:

Singt, singt, singt und singt
Aus tiefstem Herzengrund.
Klingt, klingt, klingt und klingt,
Wer fröhlich und gesund.
Was ihr nicht heute trinkt und singt,
Wer weiß ob's euch das Morgen bringt.
Der Tag hat gold'ne Flügel,
Ja Flügel!

Rauscht, rauscht, rauscht und rauscht
Ihr Lieder wohlgemuth.
Lauscht, lauscht, lauscht und lauscht,
Ihr Stimmen aus der Flut u. s. w.

Tön', tön', tön' und tön'
Und mach' das Herz uns weit!
Schön, schön, schön und schön
Ist's in der Jugendzeit u. s. w.

Dieser Klingklang ist doch die reinste Bänkelsängerei; man wird vielleicht das sangbare Rondeau rühmen. Singen läßt sich in der That Alles was klingt und sich reimt. Die rheinländische Jugend singt mit Begeisterung:

Haarig, haarig, haarig ist die Katz'!
Und wenn die Katz' nicht haarig wär',
So fängt sie keine Mäuse mehr.
Haarig, haarig, haarig ist die Katz'!

Das hat auch sein Rondeau und vor dem Klingklang Roquette's noch den Vorzug daß es wirklich im Munde des Volks lebt, aber die Poesie soll nicht die Gassen kehren. Die Schwänke à la Hans Sachs die Roquette uns mittheilt kann man sich eher gefallen lassen, obgleich sie in treuer Nachahmung ihres Vorbilds zu breit und weitschweifig sind. „Der Bohnenkönig" zeugt von derselben geschickten Schnitzarbeit in phantastischen Arabesken und liliputanischen Naturgeistern, die Roquette bereits in „Waldmeister's Brautfahrt" andentaggelegt, während „Das Doctordiplom" durch seine burleske Naivetät interessirt. Die Vorzüge der Roquette'schen Lieder sind indessen größer als die gerügten Mängel. Manche Gedichte sind so frisch erfaßt, so zart hingehaucht daß sie des Goethe'schen Vorbilds nicht unwürdig erscheinen. Besonders zeichnet sich der zweite Theil durch Feile und Rundung aus. Wie wehmüthig ergreifend, wie weihevoll ist das Gedicht „Thau der Nacht liegt auf den Wiesen":

Thau der Nacht liegt auf den Wiesen,
Mondesfülle wogt im Thal,
Und um jene Bergesriesen
Schweifen Nebel grau und fahl.

Alles will in Eins verschwimmen,
All' des Tages bunte Lust,
Ahnungsvolle ferne Stimmen
Rufen leise in der Brust.

Und aus fernen stillen Tagen
Und aus Nächten hold und mild
Geht mir durch die Brust ein Klagen,
Und um dich, geliebtes Bild.

Eine Welt war uns erschlossen,
Halb im Ernst und halb im Spiel,
Und ich ließ sie, festentschlossen,
Weiter, weiter ging mein Ziel.

Dämmernd liegt sie in der Weite,
Wie ein thauig Nachtgebild,
Und die Zeit, die stets bereite,
Hat den ersten Schmerz gestillt.

Mag sie mich vergessen lehren
In des Tags geschäft'ger Macht,
Nimmer, nimmer kann sie wehren
Jenem Thaugebild der Nacht.

In diesem reizenden Gedicht stört nur die vierte Strophe mit dem wiederholten Reim und dem schiefen Ausdruck: „Weiter, weiter ging mein Ziel." Ebenso köstlich sind: „Aus deinem Auge", „Schöne Tage sind gewesen" und andere lyrische Bluetten von großem Schmelz. Auch „Der Gesang des Mädchens" hat, besonders in dem Schlußvers, jenen weihevollen Zauber der nur dem echten Talent zugebotesteht:

Ich stand am Rebgelände
Und sah hinaus ins Land,
Ob ich den Weg wol fände,
Wo er sich hingewandt.
Durch sonnige Gebreite
Zieh'n sich die Straßen hin,
Bis Berg und Thalesweite
Dem Auge sich entzieh'n.

Einst war es Mai, die Reben
Erblühten wonniglich,
Da blühte auch das Leben
So hold um mich und dich.
Wir wußten, Liebster, Beide
Noch nicht, wie Scheiden thut,
Von Thränen Nichts, noch Leide,
Wir hatten sel'gen Muth.

Zum letzten male wallten
Wir dort ins Thal hinaus,
Mit letztem Klange hallten
Die Abendglocken aus.
Ihr Klanggefieder schlugen
Sie fern hinauf, hinab.
Ich ahnte Nichts, sie trugen
Mein ganzes Glück ins Grab.

Nun weiß ich, was in Gluten
Dein Herz so mächtig schlug,
Als wollte es verbluten
Im letzten Kuß und Zug.
O daß ich dich nicht schaute
Bei deiner Worte Ton,
Ach, als der Morgen graute,
Da warst du mir entfloh'n.

Hin ist die Zeit der Blüte,
Der Rebenblüte Zeit,
Der Sommer kam, versprühte
Die Gluten weit und breit.
Der Herbst ist da, er reifte
Die Gold- und Purpurlast;
Wie oft, wie oft ach schweifte
Mein Blick hinaus in Hast.

Ich tret' in allen Frühen
Vor meines Vaters Haus
Und seh' die Berge glühen
Ins weite Land hinaus.
Ich seh' die Sternenflocken
Die Nacht durchdringen all'
Und hör' die Abendglocken,
Wie sie verklingen all'.

Und wenn der Schall verschwommen,
So war's ein Gruß von dir,
Und wenn ein Tag verglommen,
Ich weiß, du warst bei mir.
Ob der Erinn'rung Wonne
Auch löst in Thränen sich,
Ich segne jene Sonne
Und bete still für dich!

Die Gedichte „Aus der Tiefe" sind sprachlich vortrefflich, von Goethe'schem Guß, und die rhythmische Bewegung spiegelt Ebbe und Flut des ringenden Herzens graziös wieder. Dennoch empfinden wir nicht dieselbe Sympathie mit dem Inhalt wie mit der Form, weil zwar der Ausdruck des Schmerzes gelungen, aber sein Motiv zu nebelhaft gehalten ist. So werden diese Elegien abstract, Nänien um einen beliebigen Todten, aber das zum Mitgefühl aufgefoderte Herz will wissen welches Glück der Klagende begraben hat.

Noch anspruchsloser als Roquette in diesen Liedern tritt Wolfgang Müller in seinem Idyll „Die Maikönigin" auf, die er zwar eine Dorfgeschichte in Versen nennt, ohne indessen wie andere Dorfgeschichtenschreiber mit der Volksthümlichkeit zu coquettiren. Wenn man den alten Begriff des idyllischen Epos festhält, daß es das Glück beschränkter Verhältnisse schildere, in denen die Seele ganz aufgeht, und an einem einfachen epischen Faden die wechselnden Bilder des Landlebens entrolle; wenn man von ihm nur die Inscenirung jener Schiller'schen Verse fodert:

Glückliches Volk der Gefilde, noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz,
Deine Wünsche beschränkt der Saaten ruhiger Kreislauf,
Deinem Tagewerk gleich windet dein Leben sich ab.

so erfüllt die Müller'sche Idylle vollkommen diese kritischen Anfoderungen. Die episch-ruhige Haltung ist von Anfang bis zu Ende gleichmäßig gewahrt, und die bestimmte locale Färbung, das Eingehen in Volkssitten, die mit poetischem Zauber aufgefaßt sind, erhebt sie über die Nachahmung jener abstracten Idyllen die überall und nirgend spielen können. Wenn die Kritik aber sich an Goethe's „Hermann und Dorothea" anlehnt und die Beschränkung der Idylle künstlerisch nur unter der Bedingung gestatten will daß sie durch den Contrast des geschichtlichen Lebens in das rechte Licht gesetzt werde, daß ihre Beschränkung sich vertiefe, indem sie sich als Aufhebung eines Gegensatzes darstelle, so bleibt die Müller'sche Dichtung allerdings hinter diesen Ansprüchen zurück, da hier keine Weltbewegung fernher vorüberzieht und gleichsam eine losgelöste Blüte, die schönste von allen, in den Schoos der Idylle zu ihrem Feldblumenkranz fallen läßt, sondern im eng abgecirkelten gegensatzlosen Lebenskreis der Faden der Geschichte sich abspinnt. Doch hat Müller dafür Sorge getragen das negative Element, die schwarzen Schlagschatten dem sonnenlichten Bilde nicht fehlen zu lassen. Wir meinen hier weniger den rothhaarigen Philipp, der das dämonische Princip vertritt, als vielmehr die feindlichen Elemente der Natur, Wasser und Feuer, die in das stille Dasein hereinbrechen und im Kampf mit denen sich der einfache Naturmensch zur ersten, gleichsam elementarischen Größe emporringt. Die Dichtung von Müller ist eine der lieblichsten idyllischen Gaben welche die neue Zeit bietet, die durchgängige Einfachheit der Diction sinkt fast nie ins Triviale herab; die Charaktere fest, entschieden, ohne Ueberladung gezeichnet, sondern sich zu klaren Gruppen; das Naturleben in den Rebengeländen der Rheinlandschaft ist mit warmen Farben gezeichnet, indem der Dichter allen Jahreszeiten nicht ihre abstracte Eigenthümlichkeit abgelauscht, sondern ihr concretes Auftreten in dieser bestimmten Gegend mit Treue schildert und mit den Volkssitten verknüpft, und diese wieder mit dem individuellen Schicksal seiner Helden, sodaß das Ganze zu einem farbenreichen und abgerundeten Gemälde wird. „Das Weinbergrecht", einer der gelungensten Abschnitte, schildert uns poetisch die Feier der Weinlese am Rhein, indem er an die Schilderung der Herbsteslandschaft die idyllische Feier selbst und an die Volkssitte, nach welcher die Dirne dem Burschen mit welchem sie an demselben Stock las und unbemerkt eine Traube stehen ließ einen Kuß geben muß, den Fortgang des Verhältnisses zwischen Agnes und Reiner anreiht. Ebenso dient später Reiner's rüstiger Kampf mit dem Wasser bei dem Eisgang und mit dem Feuer bei dem Brand der Behausung des Herrenbauers dazu, seine Bewerbung um Agnesens Hand zum Ziel zu führen. Den Herbst feiert Müller in folgenden einfach-anmuthigen Versen:

Schön wird das Fest in diesem Jahr!
Wie lacht der Himmel leuchtend klar
Von Rand zu Rand! Der Sonnenstrahl
Malt scharfbeleuchtend Berg und Thal.
So hellumgrenzt sind Höh'n und Gründe:
Man sieht die Welt so licht als stünde
Man dicht vor jedem Gegenstand.
Und helle Farben sind gespannt
Auf Wald und Au, auf Haid' und Wiese,
Nicht wie im jungen Paradiese
Des Frühlings ist es duftig-licht;
In roth' und braunen Farben bricht
Sich das Gebreit. Dem Knaben gleicht
Der süße Lenz; im Herbst erreicht
Die Erd' erst ihre Männlichkeit.
Ernsthaft und heiter weit und breit
Liegt sie in voller sonn'ger Reife.
Es ist, die letzte Fülle streife
Darüber hin. Den Rest der Tage
Des Daseins fei'rt sie ohne Klage;
Bewußt des Sterbens, aber heiter
Häuft sie zum nahen Tod die Scheiter.
Bevor sie sinkend muß vollenden,
Streut sie mit voller Hand die Spenden.

Ebenso anmuthig ist die Beschreibung der Maikönigin:

Und sieh', das Mädchen tritt hervor!
Ist es ein Purpurrosenflor,
Erblüht in warmer Sommernacht,
Der in das holde Dasein lacht?
Ist es das junge Morgenlicht,
Das auf dem Antlitz hell sich bricht?
O nein, das ist die süße Scham,
Die tief aus keuscher Seele kam,
Weil sie es nimmer fassen kann,
Daß solche Ehren sie gewann.
Es ist das Glück, das reich ihr blüht,
Es ist auch wol, daß im Gemüth
Die Liebe still verschleiert sitzt,
Was hell durch ihre Züge blitzt.
Denn der ihr all' die Ehre gibt,
Das ist der Jüngling, den sie liebt.
O wenn im ganzen lichten Wesen,
So selig rein, so keusch erlesen,
Der Seele Wunderschätze funkeln,
Wie Diamanten aus dem Dunkeln,
Was soll man da vom Leib noch sagen!
Mag sie auch schlank und leicht ihn tragen,
Gleichwie ein schüchtern wildes Reh,
Glänzt auch wie frischgefall'ner Schnee
Ihr Hand und Nacken, fällt das Haar
Wie Seide weich und wunderbar,
Ist auch ihr Auge wie das Meer
So unergründlich räthselschwer,
Blüht auch der Mund gleich der Koralle,
Sind perlenweiß die Zähne alle,
Viel schöner ist, was heimlich mild
Ihr durch die tiefe Seele schwillt,
Was And're ahnen, doch nicht kennen —
Nur Keiner einzig kann es nennen.

Der vierte unserer Lyriker, Justinus Kerner, gehört zu den Persönlichkeiten von echtem Schrot und Korn, die mit Haut und Haar in ihren Gedichten aufgehen. Solche ausgeprägte literarische Physiognomien haben immer etwas Anziehendes, mag man nun den künstlerischen Werth ihrer Productionen hoch oder niedrig anschlagen. In der That ist er bei Kerner eine incommensurable Größe; man kommt gar nicht in Versuchung den kritischen Maßstab anzulegen; man sucht sich nur aus diesen Gedichten die originelle Persönlichkeit zu construiren. Wir haben einen Greis vor uns der uns hier seinen letzten poetischen Blütenstrauß überreicht. Es ist wahr, wir finden hier wenig Langathmiges und Ueberschwängliches, Alles, Haß und Liebe, drückt sich kurz, lakonisch, schlaghaft aus. Die Verse haben keine melodische Weichheit, sondern sind meist schroff, derb, eckig: Parolebefehle eines ergrauten Kriegers, frisch von der Leber weg dictirt, Anatheme eines Gläubigen, der jede Ketzerei gleich auf den Scheiterhaufen schickt. Sehen wir uns das Bild des greisen Justinus Kerner im Jahre 1853 an!

Wenn ein Baum, ein morscher, alter,
Plötzlich wieder blüht aufs neu,
Ist's ein Zeichen, daß nun bald er
Todt und reif zum Fällen sei.

So auch hat sich ein Erblühen
In mir Altem angefacht,
Ach, nur eines Herbst's Erglühen
Vor des Winters langer Nacht.

Was aufs neu' ich hier gesungen,
Fühl' ich, hat kein Lenz erzeugt,
Meine Saiten sind gesprungen
Und mein Tag hat sich geneigt.

In diesen rührend-schönen Versen der Widmung schildert der Dichter sich selbst, ein Gesammtbild das erst durch die nachfolgenden Einzelheiten vollkommen illustrirt wird. Die Liebespoesien des Alters athmen ein tiefes Gefühl des Familienglücks. Dafür wird die meerentstiegene Aphrodite in zwei Strophen heruntergekanzelt. Hierauf werden König Ludwig von Baiern, Radetzky, Erzherzog Johann u. A. im Odenschwung gefeiert. Dann kommt ein Lied vom Hasse. Die Volkssouverainetät wird persifflirt, die Reaction gerechtfertigt, Herwegh in einer unwürdigen Weise angegriffen, auf die Rothen losgehauen und der Teufel mehrfach citirt. Denn daß die Politik von 1848 ein Werk des Teufels ist, scheint dem ehrwürdigen Kerner vollkommen klar. Seine Epigramme gleichen indeß weniger einer Nadel mit einer Spitze als einem Knittel mit einem Blechbeschlag.

Du klagend Lied tön' frei heraus:
Weh! daß bei wachenden Kolossen,
Zündnadeln und Hinrichtungsgraus
Noch steht das große Narrenhaus
Der Märzverbrannten nicht geschlossen.

Kerner scheint indessen mit dem Terrorismus der Reaction ebenfalls nicht einverstanden; er wünscht „den Irrenden einen Heiland". Der tendenzlose Humor des Dichters, wie er sich in einzelnen Gedichten, z. B. „Freunde bis zum Fressen", „Der Traum eines Arztes" und andern ausspricht, wird Jedem willkommener sein als diese stachelige, contrerevolutionnaire Poesie, die dem Pegasus mit Gewalt die Sporen in die Weichen haut. Die Verse eines Kraftgenies sind eine vortreffliche Persifflage moderner Titanen, Stürmer und Dränger:

Staunt, ein Geist mit Stab und Flügel
Sagte mir im Traume heut',
Daß einst meines Grabes Hügel
Wie der Aetna Feuer speit.

Daß der Rationalismus einen epigrammatischen Seitenhieb erhält, darf bei Kerner nicht wundern; wol aber daß dieser Blütenstrauß so wenig nekromantische Blumen enthält. Sollte das Gerücht sich bestätigen daß dem alten Zauberer der Glaube an seine Geister abhandengekommen ist? Nur ein von der Seherin von Prevorst abgedrucktes Gedicht, das in die Sammlung aufgenommen, scheint das Gegentheil zu beweisen. Doch wenn Kerner nicht mehr an seine ausgewachsenen Geister glaubt, so glaubt er wenigstens an die kleinen Geisterchen der Homöopathie:

Ein frohes Hoch dem unsichtbaren Geist,
Dem heilenden, der durch die Schöpfung kreist,
In Pflanzen, Erden und Metallen ist,
Und den man nicht mit Loth und Pfunden mißt.

Die Muse von Kerner schlägt alle Tonarten an; er grollt mit der Zeit, mit den Revolutionnairs, den Rationalisten, den „Negationsräthen"; er wird scharf und grob; dann vertieft er sich wieder mit weicher Hingabe

in seine Gemüthswelt. Der durchgängige Typus dieser Blütensammlung ist indessen der des Sinngedichts, und außer gehörig vergifteten Epigrammenpfeilen findet sich auch manch zartes Spruchgedicht, z. B.:

Mensch, du Gefang'ner in der Welt,
Ertrag' dein Loos demüthig-stille,
Und wie es dir auch immer fällt,
Ist's eines Gottes heil'ger Wille.

Gesprochen hat ja die Natur
Das Todesurtheil doch uns Allen,
Geheim hält sie die Stunde nur,
In der das Beil wird auf uns fallen.

Shakspeare sagt: „Es muß auch solche Käuze geben.“ Damit ist Justinus Kerner kritisirt.

Rudolf Gottschall.

Aus dem Leben des 18. Jahrhunderts.

(Einem verstorbenen Künstler nacherzählt.)

Auf Verfügung des Herzogs Christian von Zweibrücken hatte ich meine Werkstatt in seinem Schloß zu Manheim. Neben derselben hielten Tänzerinnen des damals glänzenden Theaters ihre Tanzübungen im Saale, zu welchem eine Schildwache jedem Manne den Eingang verwehrte. Mich überraschte indeß vor der Tanzstunde eine junge Schülerin, ward von mir freundlich bewirthet und unterhalten, wußte dann unbemerkt ihren Saal zu gewinnen. Bald ward dies van einer Andern entdeckt. Um ihres Stillschweigens sicher zu sein, mußte sie Antheil an der Morgenunterhaltung nehmen, und durch folgende ähnliche Entdeckungen vermehrte sich die Gesellschaft. Einst kommt unvermuthet der Herzog, findet zu seiner Verwunderung meine Thüre verschlossen, ich öffne die Thür in großer Verwirrung, er gewahrt beim Hereintreten den Saum des Gewandes einer sich Verbergenden, hört das Anklopfen mehrer noch Kommenden, die vergebens das Gegenzeichen erwarten, und ich muß mir durch Ausflüchte helfen. Der Herzog schweigt nachsichtig, aber die Besuche sind zu Ende und die Tänzerinnen werden pflichtmäßig gescholten. Dafür entschädigten mich bald verschiedene Herren des Hofs, welche gern durch das Schlüsselloch Tanzübungen zusahen, bei denen die leichten Gewänder aufgeschürzt werden.

In Paris waren die Werke von Boucher und Vanloo sehr beliebt. Es hielt schwer mit diesen Berühmtheiten in Verbindung zu kommen, sie gaben nach Hofsitte Audienzen, und bei Vanloo war das Zeichen zum Aufbruch, wenn er seine Palette in die Hand nahm. Herzog Christian empfahl die Vorzüge Boucher's sich anzueignen, ohne seine Fehler nachzuahmen; wollte auch nicht sonderlich loben daß in einer Composition von mir Venus ihren Gemahl in der Schmiede auf einer Wolke schwebend besuchte — gerade diese Wolke hatte Boucher hineinverlangt. Geschickte Ueberredung gewann mir dieselbe Frau zum Modell, welche Boucher in seinen weiblichen Figuren nachbildete, wodurch er dann, ohne davon zu wissen, meine Malereien lobte. Weiberverhältnisse fehlten nicht in der leichtfertigen Hauptstadt, sie wurden schnell geschlossen und aufgegeben; und wenn auch ernstere Neigung fesselte, nahm Alles oft einen nicht erwarteten Ausgang. So hatte unter Anderm N** geheime Zusammenkünfte mit einer Verheiratheten, die ihn stark anzog; sie aber erklärt ihm nach geraumer Zeit ihre Schwangerschaft, daß sie nur diese gewünscht und von nun an ihre Verbindung aufhebe. Umsonst suchte der Liebhaber seitdem seine Unbekannte aller Orten, er sah sie niemals wieder.

Anders war mein Abenteuer mit der schönen Aminte. Ich und einige Freunde besuchten das Schauspiel und fanden auf dem vordern Logensitz eine Alte mit einem jungen Mädchen, die zur flüchtigen Bekanntschaft geeignet schienen. Meine erfahrenen Begleiter machen Einleitungen, werden aber schnöde zurückgewiesen, und es entsteht ein so lebhafter Wortwechsel daß die Freunde gerathen halten sich zu entfernen. Ich bleibe auf meinem Platz des Schauspiels wegen und weil ich an jenem Streit nicht theilgenommen. Kaum sind die Andern fort, so werde ich freundlich angeredet und ein Blatt mit Adresse fällt in meine Hand. Triumphirend unterrichte ich davon die Freunde und man beschließt gemeinschaftlich die Frauenzimmer nach Hause zu geleiten. Dies geschieht in einem Fiacre, die Alte schmählt wol, gibt sich aber zufrieden, und wegen Mangel an Raum muß ich das hübsche Kind auf den Schoos nehmen. Sie flüstert, ich möge sie doch aus den Händen ihrer Begleiterin retten, und bestimmt eine Zusammenkunft. Mich reizte die Jugend, anscheinende Unschuld und der Gedanke eine Gefallene zu bessern, erfuhr nun Geschichten vom harten Vormund, vom Entlaufen, von Aufnahme in ein zweideutiges Haus, vernahm dringende Bitten um Dienste bei einer Herrschaft u. s. w., sprach darüber mit meinen Freunden, die mich auslachten und meinten ich wolle den Fund für mich behalten, trotz aller Betheuerungen des Gegentheils, wiewol die Schönheit des Mädchens Ausführung des Vorsatzes schwer machte. Fréron, der manchmal zu unserer Gesellschaft gehörte, spottete über die romantische Geschichte und antwortete auf alle von mir entworfenen Plane mit den trockenen Worten: „Vous n'en ferez jamais qu'une fille.“ Ich ließ mich aber nicht irremachen und hörte kurz darauf, Aminte sei von der Polizei aufgehoben. Sie schreibt mir aus der Haft die beweglichsten Briefe und ich erwirke vom Polizeidirector Sartine mit Mühe Erlaubniß zum Besuch. Als ich komme, ist sie nicht mehr dort, sondern in Bicêtre unter den Händen des Arztes. Auch dahin dringt mein Eifer, und ich sehe sie hinter einem Gitter, entstellt von scheußlicher Krankheit, ganz unähnlich ihrer frühern Erscheinung. Nun beschränkte sich meine Theilnahme auf ein Geldgeschenk und Empfehlung an den Arzt des Hospitals.

Monate waren vergangen, da bringt mir ein reichgekleideter Bedienter einen Brief — von der schönen

Aminte. Auf Befragen meldet er, die Briefstellerin lebe im Ueberfluß, er wird ohne Antwort verabschiedet, auch der Brief ungelesen gelassen. Dasselbe geschieht mit mehren spätern Zuschriften. Einst auf der Straße rollt mir ein prächtiges Viergespann entgegen, dem ich schnell ausweichen muß und mit Koth bespritzt werde. Im Wagen sitzt Aminte neben einem ältlichen besternten Herrn, jugendlich frisch, ohne Spuren der Krankheit. Jetzt ließ mich Neugierde die Briefe öffnen, sie waren voll Klagen über Nichtbeantwortung, voll Dank für bewiesene Dienste. Bei einem spätern Aufenthalt in Paris kam nochmals eine Einladung mit dringenden Bitten um Annahme, ich fand die Dankbarkeit beachtungswerth und ging zu ihr. Sie empfängt mich im glänzenden Kreise von Frauenzimmern, rings warten Neger und Bediente auf ihre Befehle, ich werde vorgestellt als alter Freund, der natürlich alter Geschichten nicht gedenkt und in guter Gesellschaft zu Mittag speist. Aminte war nämlich die Geliebte des Kanzlers Meaupou geworden und wußte nach dem Sturze dieses Mannes ihr Glück bei andern Großen fortzusetzen.

Diderot verabscheute nicht wie J. J. Rousseau glänzende Besuche, aber ließ die Vornehmen ruhig zum fünften Stock emporsteigen, empfing sie in einem Zimmer, dessen Ofen zugleich als Kochherd diente. Ich sah ihn zuerst in Begleitung der Kurfürstin von der Pfalz, einer Gönnerin der Gelehrten. Während des Gesprächs erschien eine schmuzige Frau verdrießlichen Angesichts und besorgte die Töpfe im Ofen. Diderot stellt sie vor als seine Gemahlin. Man sagt ihr schöne Worte über das Glück mit einem so berühmten Mann zu leben, und sie antwortet roh: „Das gelte ihr gleich, er sei nicht einmal brauchbar nach den Suppentöpfen zu sehen.“ Als sie sich entfernt, bedauert man den Philosophen, vergleicht ihn mit Sokrates, er entschuldigt die Gattin, welche außer böser Laune viele gute Eigenschaften besitze. Nach einiger Zeit komme ich ohne die Kurfürstin mit einem Freunde zu Diderot's Wohnung. Dieser ist nicht daheim, und wir werden empfangen von einer bürgerlich, reinlich gekleideten Frau, die uns mit Artigkeit anredet und einige Zeit unterhält. Keine Aehnlichkeit mit Xanthippe war zu finden, und wir wunderten uns über die Scene welche Diderot sie vor der Kurfürstin spielen lassen.

Mit Ritter Gluck und seiner Familie war ich oft im Verkehr; der derbe, sinnlich genießende Mann hatte außerordentlich viel Mühe es zur ersten Aufführung seiner „Iphigenie“ zu bringen. Kleine Musikunterhaltungen in seinem Hause waren sehr angenehm, besonders als ein berühmter Sänger Milico ihn in Paris besuchte. Sie besprachen täglich einen Lieblingsgedanken Gluck's, incognito von Ort zu Ort zu ziehen und sich hören zu lassen; die Ausführung unterblieb. Inzwischen erhielten die kleinen Hausconcerte Ruf, und die gebildete pariser Welt drängte sich zur Theilnahme, doch Gluck versagte sie Jedermann, weil Milico in England sein Wort gegeben, auf dem Festlande nicht öffentlich zu singen. Als nun ein junger Sänger von Paris um Einführung in die Gesellschaft mich anging, ward im voraus unmöglich erkannt Gluck zu bewegen, indeß versprach die Frau Hülfe, wenn der Sänger sich zu gewissen Bedingungen verstehe. Er war bereit und mußte verkleidet beim Nachtessen aufwarten; dem Ritter bezeichnete man ihn als neuen Bedienten. Nur nachdem Gluck und die Gesellschaft durch Trank und Gesang in heitere Stimmung versetzt waren, wagte man die Entdeckung und der Kunstgriff ward verziehen. Der junge Sänger, welcher nun gleichfalls sich hören ließ, war Méhul.

In Begleitung einiger andern Künstler kam ich nach Rom und zwar beschwerlich genug, weil unsere Sorglosigkeit wenig Vorkehrung gegen Reiseunfälle traf. Wir schifften uns ein in Genua, und Sturm trieb uns zurück in den Hafen; auf den Apenninen überfiel uns ein Gewitter, und wir fanden kaum ein Unterkommen an entlegenem Ort, mußten das Mistrauen der Bewohner überwinden und versprachen zum Dank ein Altarbild in die Kapelle zu malen, worauf die Leute noch warten. Später gesellte sich ein Abbé zu uns, Missionarius aus China, der Allen zum Gegenstand des Spottes diente und schweigend die Unart ertrug. Kaum hatten wir das päpstliche Gebiet erreicht, als er nach einigen Neckereien an der Mittagstafel wüthig aufspringt, mit geballten Fäusten den Tisch schlägt und ausruft: bis hierher habe er ihre Ungezogenheit geduldet, nun aber sei die Sache anders, ihr Leben stehe in seiner Hand, er werde sie der heiligen Inquisition anzeigen und gebührende Strafe zu erwirken wissen. Wir erblaßten, mieden fortan den Gefährten und entwischten ihm einige Stationen vor Rom mit der Post. Dafür wurden wir von unsern römischen Freunden ausgelacht, welche behaupteten, Ausländer hätten von der Inquisition Nichts zu fürchten. Freilich saß Ganganelli auf dem Heiligen Stuhl und übte Nachsicht, was ich selbst erfuhr als ich einst zum Schrecken des Meßners auf dem Altar der Sixtinischen Kapelle mein Mittagsmahl verzehrte.

Unähnlich dem pariser Leben gab es in Rom wenig gesellige Zerstreuungen außer denen welche die Künstler unter sich veranstalteten; Verbindungen mit Mädchen waren gefährlich. Eine Donna Mariana beobachtete uns aus nahem Fenster, als wir im Farnese'schen Palast arbeiteten. Es kam zur Zeichensprache, wir wollten wissen **wer** begünstigt sei, stellten uns in eine Reihe und mich traf das Zeichen des Beifalls. Sogleich ward ein Briefchen in meinem Namen geschrieben, nicht von mir selbst unterzeichnet und in ihre Hände gebracht, auch eine Zusammenkunft verabredet. Als sie stattfand, war ein Freund bewaffnet in der Nähe, aber ein Geräusch störte die Unterhaltung. Wenige Tage darauf wendet sich der Oheim des Mädchens an den Director der Malerakademie, fragt nach den Verhältnissen und dringt auf Heirath. Ich entdecke den Scherz, doch der Italiener schwört sich selbst Recht zu verschaffen, und

um dem Dolche zu entgehen muß ich eine Reise nach Neapel machen, darf auch längere Zeit hernach die Farnesina nicht besuchen. Einen meiner Freunde hatten in ähnlichem Fall die Vettern des Mädchens mit Gewalt zur Heirath gezwungen. Folgenloser war ein Abenteuer mit der schönen Geltrude, die als Nachbarin nur durch enge Gasse von meinem Wohnzimmer getrennt, mich anzog, auch zum Umgange mit ihren Aeltern verhalf, bei denen jedesmal wol Spielkarten, aber nicht die Tochter zu finden, außer wenn sie mir auf der Treppe begegnete, für deren Dunkelheit durch Auslöschen einer Lampe gesorgt wurde. Das Frauenzimmer welches allen damaligen Malern zum Modell diente vermied jedes nähere Verhältniß, mit der wiederholten Erklärung: sie wolle ihre Jungfräulichkeit dem künftigen Ehemanne bringen, welchem sie von Rechts wegen gebühre. Diese fille à sentiments, wie wir sie nannten, blieb ihrem Vorsatz treu, verheirathete sich an einen römischen Bürger und ward seitdem gefällig.

Bei der Rückkehr nach Deutschland änderte der Tod des Herzogs Christian von Zweibrücken (1775) meine bisherige äußere Lage. Sein Nachfolger Karl verabschiedete fast den ganzen Hof, lebte eingezogen, war mistrauisch, heftig in seinen Entschlüssen, hielt alle Umgebungen in Furcht. Ankauf eines kleinen Guts und Vergrößerung des dortigen Schlosses brachte mich in Beziehungen zu ihm, er verlangte eine Unzahl von Rissen und Arbeitern für seine neue Schöfung, den Karlsberg. Was beschlossen war sollte auch sogleich fertig sein, man mußte bauen bei Winterkälte, mit brennenden Holzstößen Wasser und Kalk erwärmen. Jede Vermuthung eigenen Willens und eigener Betriebsamkeit der Untergebenen welche den Herzog anwandelte hatte Ungnade und Entfernung vom Hofe zur Folge. Wer zu ihm kam durfte — selbst nicht aus der Ferne — weder Bücher, Gemälde noch Papiere auf dem Tische aufmerksam betrachten, sonst schalt ihn der Fürst einen Naseweis. Ohne besondere Erlaubniß durfte nicht der Bibliothekar in die Bibliothek, nicht der Galerieaufseher in die Galerie, Niemand in den Garten, Niemand nach dem wenige Stunden entfernten Zweibrücken. Wie eingesperrt saßen die Höflinge auf dem Karlsberge, für Alles entschädigt durch herzogliche Gegenwart und Gunstbezeugung; wer letztere verlor war untröstlich und suchte sie wiederzugewinnen. So unter Anderm beklagte sich ein junger Mann über diesen Verlust, unwissend worin er gefehlt. Man räth ihm auf dem Wege zur Reitschule stets rechts zu sehen und zurückkehrend links; denn auf dieser Seite war das offene Feld, auf der andern lagen die Wohnzimmer der Hofdamen. Nun hatten Se. Durchlaucht misfällig bemerkt daß der Reiter stets zu den Fenstern hinaufblickte und waren deshalb ungnädig; als jener aber den gegebenen Rath befolgt, hört man bald sein Lob aus fürstlichem Munde. Jeder Wunsch mußte befriedigt, jeder Laune gefolgt werden, Menschen und Dinge waren nur vorhanden für den Herzog und sein Vergnügen; es gab Nachtigallenwärter die ihre Kunst aufboten den armen Thieren während schöner Sommerzeit durch Kälte und magere Kost ihren Gesang zu rauben, damit sie im Winter bei Ofenwärme und gutem Futter sängen; das Wild ward geschont bis der Fürst es schoß, indem die Hofgesellschaft zuschaute; Schulden wurden gehäuft durch Verschwendung, keine Gehalte ausgezahlt; man lebte in Hoffnung der reichen Erbschaft Baierns, dessen Kurfürst Karl Theodor seinem Ende nahe schien, aber freilich den Herzog überlebte. Einfall wechselte mit Einfall, Liebhaberei mit Liebhaberei, ohne Zweck, selbst ohne besondern Genuß; denn das Leben dieses Hofs blieb einförmig und traurig.

Weil ich ohne Rücksicht auf meine frühere Ausbildung zum Architekten bestimmt war, mußte ich bei Nacht und bei Tage auf den Karlsberg und ward planmäßig in immer größere Abhängigkeit gesetzt. Nur mit List erhielt ich die Einwilligung zur Heirath, weil Familienbande der Willenlosigkeit Abbruch thun, doch sah ich hinfüro selten meine Familie, meistens auf dem Fluge, höchstens verstohlen an Feiertagen oder während einer Lustreise des Herzogs; ich mußte auf dem Karlsberg wohnen, die Familie in Zweibrücken, und letzteres war noch ein Rest von Freiheit, weil die Gegenwart der Meinigen am Hofe mir auch den Schatten der Unabhängigkeit geraubt hätte. Zeichen daß ich Günstling geworden war die Zusendung eines Kaffeebrots, welches für das Frühstück des Herzogs besonders gebacken wurde und welches außer mir auch der Abbé S** zu erhalten pflegte. Dieser lebte auf einem Landsitz in der Nähe, umgeben von allen Erfodernissen eines behaglichen Daseins, fuhr jeden Tag zum Karlsberge um die Zeit zu tödten, und fühlte sich unglücklich, wenn der Herr unfreundlicher als gewöhnlich gewesen. Außer guter Mittagstafel, woran es nicht gebrach, bestanden die Unterhaltungen im Nichtsthun, in Spaziergängen durch den Garten, in schweigender Gegenwart bei dem Nachmittagsschlafe Sr. Durchlaucht. Entfernen konnten wir uns nicht, denn alle Thüren waren verschlossen und der Herzog trug den Schlüssel in der Tasche. Einst schläft der Herzog ein nach reichlichem Mittagsmahle, schläft diesmal lange, es wird Nacht, wir Günstlinge werden gepeinigt durch ein dringendes Bedürfniß, erwarten sehnsuchtsvoll, doch vergebens das Ende des Schlafs. Ich gedenke des Tycho Brahe, der an Blasenverhaltung gestorben, ergreife ein heroisches Mittel und werfe einen Stuhl um. Se. Durchlaucht fahren auf, fragen, was es gebe? Wir entschuldigen uns, aus Versehen habe ein Kleid anstreifend den Stuhl umgerissen. Der Herzog ward inne wie spät es sei und entließ sogleich uns Glückliche, die ihre Rettung diesmal dem Tycho Brahe verdankten. Ein anderes mal war vom Arzte dem Herzoge Bewegung angerathen, und dieser beliebte sie im Zimmer sitzend vorzunehmen, hopste also mit dem Stuhl von einem Ende des Saales zum andern. Wir Gesellschafter hinterher, und es begann ein förmlicher Wettlauf, in welchem der Herzog siegte. Die artige Bewegung gefiel so sehr daß seitdem täglich einige Stunden ihr gewidmet wurden.

Zu Manheim lebte hochbejahrt ein Graf von Sarrazona, den ich früher schon kannte und der mich um eine Gefälligkeit ersuchte. Er pflegte seine Lebensgeschichte in folgender Art zu erzählen:

Ich bin unweit Modena geboren und ward als Knabe Paggiari genannt, denn so hieß der Leibarzt welcher für meinen Vater galt. Man ertheilte mir allerlei Unterricht, zu welchem ich gar keine Neigung hatte, sondern auf andere Weise mich in der Welt auszuzeichnen wünschte. Deshalb entlief ich meinen Aeltern und Aufsehern, irrte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und nahm das Mitleid der Menschen in Anspruch. Endlich in Marseille betrachtete ich nachdenkend den Laden eines Perückenmachers. Der Inhaber wird mich gewahr, und weil ihm meine Aufmerksamkeit gefallen muß, fragt er ob ich in seine Dienste treten wolle? Ich bejahe die Frage, widme mich mit Eifer dem Geschäft und lerne vollkommen gut frisiren, auch Perücken machen. Nach einiger Zeit treibt mich eine innere Unruhe wieder in die Welt und meine Sehnsucht wird nur durch die prächtige Hauptstadt Paris gestillt. Hier bediente ich mehre Herrschaften und erstieg noch höhere Stufen der Kunst. Als in Frankfurt a. M. die Kaiserkrönung vorfiel, erwacht in mir die Begierde sie anzuschauen, wie ich denn immer einen besondern Trieb zu großen Dingen verspürt habe. Dort verschaffte mir der Ruf eines pariser Haarkünstlers allenthalben Zutritt. Einst gehe ich dem Hôtel Zweibrücken vorüber, wo der herzogliche Haushofmeister vor der Thüre steht und mich ersucht ihn zu frisiren. Als ihn der Herzog am Tische sieht, fragt er sogleich, wer ihn frisirte? „Ein junger Italiener der aus Paris kommt", war die Antwort. „Ich wünsche diesen Menschen in meinen Dienst", sagt der Herzog, „da ich bisher schlecht frisirt worden bin." So kam ich in die Dienste des Herzogs Christian und begleitete denselben auf seinen Reisen nach Paris. Weil dieser Herr häufig mit dem Könige von Frankreich in vertrauter Gesellschaft zu speisen pflegte, genoß ich der Ehre bei Tische aufzuwarten. Auch die Marquise von Pompadour war zugegen, eine sehr schöne und prächtige Frau, weswegen ich nicht unterlassen konnte sie fortwährend anzusehen. Sie bemerkte dieses, sah mich wieder an und lachte; darauf sagte sie dem Könige etwas ins Ohr, welcher seine großen Augen auf mich richtete und gleichfalls lachte. Noch denselben Abend hatte Madame Pompadour die Güte bei Tisch etwas von mir zu begehren, was sie niemals that, auch die andern Bedienten nicht anredete, woraus ich abnehmen konnte daß ich bei ihr in Gnaden stehe. Diese Clemenz — wie Paggiari sich ausdrückte — machte mich so kühn, meinem Herzoge ein Anliegen meines Vetters am französischen Hofe mitzutheilen und den Wunsch zu äußern, es möchte durch die Gewogenheit der Marquise die Sache eingeleitet werden. Se. Durchlaucht sprachen darüber und sagten mir, die Marquise befasse sich freilich nicht mit solchen Dingen, doch habe sie erlaubt mein Anliegen ihr selbst vorzutragen. Das war nun ein höchst wichtiger Schritt meines Lebens und ich dachte an die geschicktesten Wendungen des Vortrags in Beziehung auf eine so hohe Dame. Eines Morgens betrat ich ihr Vorzimmer, und als ich sagte wer ich sei erhielt ich sogleich Audienz. Die Marquise lag im Bett und war außerordentlich schön und anmuthig. Sie lachte bei meinem Anblick, ich hielt zweckmäßig ehrfurchtsvoll auf ein Knie mich niederzulassen und in dieser Stellung meine Worte mit gutem Anstande herzusagen, wobei die Huldvolle fortwährend lachte, welche mir überhaupt sehr zum Lachen geneigt schien. Nach Beendigung meiner Rede befahl sie mir aufzustehen und fragte, ob ich mir wol zutraue was ich gesagt niederzuschreiben? Ich antwortete: das solle wol gelingen. „Aber mit allen Phrasen", rief sie, „ohne Auslassung." Darauf ward Tinte und Papier ins Nebenzimmer gebracht, ich beurlaubte mich mit einer Kniebeugung und ging ans Werk. Am schwersten hielt es mit der Orthographie, sonst brachte ich mein Gesuch mit den gehörigen Redensarten gut zustande. Sie empfing es lächelnd aus meiner Hand und versprach mir weitere Nachricht. Binnen wenigen Tagen erhielt mein Vetter eine Pension von 600 Livres.

Bald nach dieser Begebenheit faßte ich eine zärtliche Neigung zu dem Kammermädchen der Kurfürstin von der Pfalz, die aber wol etwas mehr bei ihr bedeutete und als ihre Vertraute gelten konnte. Ich fand Gegenliebe und wir dachten uns zu heirathen. Die Kurfürstin wollte nicht gern meine Geliebte aus ihrem Dienst verlieren und ließ mir deshalb Anträge machen zur Kammerdienerstelle. Nun hatte ich keinen Grund meinen bisherigen Herrn zu verlassen und konnte auch wegen der Aussichten am französischen Hofe mich nur dann dazu entschließen, wenn ich befördert würde. Die Kurfürstin machte mich deswegen zu ihrem geheimen Secretair. In diesem Amt hatte ich nebst meiner Frau vorläufig nichts Anderes zu thun als bei der Morgentoilette Ihro Gnaden die Kämme und Pomadenbüchsen zu reichen, auch wol die Haare in Ordnung zu bringen. Weil ich inzwischen durch den mir übertragenen Ankauf der besten Pomade und feinsten Schminke in Verbindung mit dem Finanzministerium gerieth, ernannte mich die Fürstin bald zu ihrem Finanzrath, wodurch mir die Thüre zu höhern Würden geöffnet war.

So standen die Sachen als unvermuthet der Herzog von Modena starb. Seinem Nachfolger war mein Aufenthalt bekannt worden und ich erhielt schriftliche Einladungen vom dortigen Hofe. Sie konnten allerdings einem Manne meiner Lage bedenklich scheinen oder schädlich werden, jedoch die guten geränderten Dukaten welche mitkamen raubten mir alle Besorgniß und ich reiste in mein Vaterland. Gleich nach meiner Ankunft in Modena ward ich dem Herzoge vorgestellt, der mich umarmte und bei ihm zu bleiben ersuchte. Es wurden darüber Unterhandlungen gepflogen. Man entdeckte mir einen vertrauten Umgang des Herzogs mit der Marquise B**, welcher mir das Dasein gegeben, und daß ich unter dem Namen Paggiari im Hause des Leibarztes auferzogen worden. Seit meiner Flucht habe man anfangs Nichts von mir erfahren, bis man meinen Aufenthalt in Manheim erforscht. Nun gehe der Antrag dahin daß ich meinen durch Geburt gebührenden Rang wieder einnehme und in Italien bleibe. Mir ward vorgestellt, es gereiche allerdings zur großen Ehre durch eigene Verdienste mich emporgeschwungen zu haben, ich dürfe aber jetzt auch hinnehmen was mir das Schicksal zutheile. Ich war dem Antrage nicht abgeneigt, jedoch beharrte man auf einer nothwendigen Bedingung, mich von meiner Frau zu scheiden, da diese Mißheirath von dem stolzen Adel Italiens nie gebilligt werden möchte. Diese Bedingung wollte ich nicht eingehen: ich hätte meine Frau aus Liebe geheirathet, lebe mit ihr glücklich und könne sie nicht verlassen. Hierauf antwortete man: der Herzog schätze mich um dieses Entschlusses willen desto höher, müsse aber nun seinen Planen entsagen mich an Italien zu fesseln. Er machte mich darauf zum Ritter, gab mir eine Generalsuniform, das Eigenthum der Grafschaft Sarrazona und schenkte mir aus seiner Galerie treffliche Gemälde von Rafael, Correggio nebst andern zum Andenken. Die Verwunderung in Manheim war bei meiner Rückkehr groß, ich konnte wohl merken mit was für Augen die Herren auf meine Uniform und mit welchem Neide sie auf meinen Grafenrang hinblickten. Ich verachtete dieses, auch manchen Spott den sich Einige erlaubten, wie denn Jemand einst laut am Hofe sagte: „Le Comte de Sarrazone a bien senti la poudre", mehr wie mancher General. Der Kurfürstin suchte ich beizubringen daß in nunmehriger Stellung die Verhältnisse für mich und meine Frau etwas geändert werden dürften, daß wir jedoch fortwährend zu allen Liebesdiensten bereit bleiben wollten. Diese Dame begriff vollkommen die Richtigkeit meiner Bemerkung, aber unglücklicherweise entstand einige Kälte zwischen ihr und meiner Frau, wodurch letztere sich ungemein gekränkt fühlte und welches zu ihrem wenige Jahre hernach erfolgten Tode gewiß beitrug. Seitdem neuerdings der Herzog von Modena gestorben, werden

mir freilich die Einkünfte meiner Grafschaft unregelmäßiger ausgezahlt, sie haben jedoch hingereicht mit der nöthigen Einschränkung standesmäßig zu leben.

Das Anliegen des siebzigjährigen Greises war nun folgendes. Er habe vordem am Hofe des Herzogs Christian den Prinzen *** recht gut gekannt, ihn aber in den letzten Jahren nicht gesehen, sei auch nicht am Hofe gewesen — ob nicht durch meine Vermittelung der Prinz eine Schale Kaffee bei ihm zum Frühstück einnehmen wolle und etwa eine Bratwurst dazu, welche er ehemals gern gegessen? Ich trug die Bitte vor und sie ward gewährt, auch die Prinzessin wollte mitkommen, und zwar, weil dem Grafen von Sarrazona am Aufsehen gelegen, in vollem Staat. Es rollte daher am bestimmten Tage ein Wagen mit Vorreitern und Läufern vor die Thüre des Grafen, der vor Freude außer sich die Gäste empfängt. Indem man ihn späterhin einmal nach Hofe ladet, erreicht seine Seligkeit den höchsten Gipfel. 52.

Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden. Eine Episode aus der Geschichte der nordischen Reiche von A. Ipsen. Kiel, Schröder u. Comp. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, seine staatsmännische Wirksamkeit unter schwierigen Verhältnissen, die merkwürdige Thatsache daß er als feindlicher Feldherr von den Schweden zum Thronfolger erwählt wurde und endlich sein plötzlicher Tod, dessen Ursachen bis auf den heutigen Tag noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, alles Dies bietet für den Freund der Geschichte eine seltene und anziehende Erscheinung dar. Dieselbe wird in dem vorliegenden Werke mit klaren Zügen und wohlerwogener Benutzung der Quellen vorgeführt und insbesondere mit der löblichen Absicht, den Verdächtigungen entgegenzutreten, mit welchen der dänische Historiograph Wegener das Andenken jenes edeln Fürsten zu beflecken sucht. Der Inhalt dieser Verdächtigungen concentrirt sich in der Anklage: „daß der Prinz den Feinden seines Königs Dienste erwiesen, die selten unter den Verhältnissen sein dürften, wo die Treue für eine Tugend gilt", daß er dem Dänenkönige gegenüber, der selbst Lust hatte Beherrscher von Schweden zu werden, ein falsches Spiel getrieben, zu seinen eigenen Gunsten mit einer mächtigen Partei in Schweden intriguirt und daß er den Plan gehegt habe die ganze norwegische Armee zur Treulosigkeit gegen ihren Herrn zu verleiten und Norwegen aus seiner Verbindung mit Dänemark zu reißen. Gegen diese Vorwürfe tritt der Verfasser in die Schranken und vernichtet sie unsers Erachtens mit den triftigsten historischen Beweisen, indem alle hier vorgelegten Thatsachen wol geeignet sind, jeden Verdacht der Treulosigkeit von dem Prinzen zu entfernen und ihn als einen durchaus reinen und edeln Charakter erkennen zu lassen.

Der Prinz Christian August (erst nach seiner Wahl zum schwedischen Thronfolger änderte er seine Namen in Karl August) war auf dem Schlosse Augustenburg (Insel Alsen) am 9. Juli 1768 geboren. Mit seinen Brüdern wurde ihm ein ernster gediegener Unterricht zutheil, und der Verfasser hebt hervor daß das augustenburger Haus sich dadurch auszeichnete daß es stets für die Erziehung seiner Prinzen eine kluge, umsichtige Fürsorge trug. Schon im Alter von 14 Jahren bezog Christian August mit seinen beiden ältern Brüdern die Universität Leipzig. Auf ihren Geist scheint der damals in großem Ansehen stehende Philosoph Platner einen nicht geringen Einfluß gehabt zu haben, und nach einer langen Reihe von Jahren gedachten die Brüder untereinander noch dieses akademischen Lehrers, der ihnen stets eine Autorität blieb. Aus der nächstfolgenden Zeit bemerken wir nur daß Christian August, der bereits 1781 zum Oberstlieutenant in der dänischen Armee ernannt worden, 1791 bis zum Generalmajor der Infanterie avancirte. Inzwischen war die Französische Revolution ausgebrochen; der Prinz bot dem Herzoge von Braunschweig seine Dienste an, sie wurden abgelehnt; darauf ging er nach Oestreich und trat dort als Volontair und zweiter Oberst in das Carabinierregiment, das zur Armee des Erzherzogs Karl gehörte. Der Frieden von Campo-Formio bendigte einstweilen wieder seine kriegerische Thätigkeit. Aber schon im folgenden Jahre brach der Krieg mit Frankreich aufs neue aus und abermals eilte der Prinz nach Oestreich, wo er in Anerkennung seiner Verdienste jetzt als Oberstfeldwachtmeister (Generalmajor) der Cavalerie angestellt wurde. Er nahm an dem Feldzuge von 1800 theil und war bei zahlreichen Gefechten thätig, wurde auch einige mal verwundet. Als der Frieden von Luneville geschlossen, ward der Prinz von dem Könige von Dänemark zurückberufen. Im Jahre 1803 wurde er zum Chef der südnorwegischen Infanterie ernannt und hiermit beginnt für ihn eine vollkommen neue Laufbahn.

Die Ankunft des Prinzen in Norwegen erregte großes Aufsehen; es war dort lange Zeit hindurch kein Mitglied des königlichen Hauses gesehen worden. Schon das Pflichtgefühl gegen den König ließ den Prinzen mit Zuvorkommenheit und Neigung empfangen. Wo er hinkam, fand er Feste veranstaltet und auf diesen frohe Gesichter. Gleich bei seiner Ankunft scheint indeß der Prinz mehr errungen zu haben als officielle Empfangsfeierlichkeiten. Sein würdiges Auftreten, ohne dabei Stolz zu offenbaren, sein offenes, hingebendes Wesen, ohne sich dabei etwas zu vergeben, dabei seine Gabe sich glücklich auszudrücken, das gefiel, zog an, erweckte Zutrauen. Aber erst im weitern Verlaufe seines Aufenthalts sollten die Norweger innewerden, welch einen Schatz sie in der Person des Prinzen besaßen, und glücklicherweise war wieder dieser treffliche Volksschlag so ganz geeignet den Gesinnungen des Prinzen ganz zu entsprechen. „Niemals", sagt Aal, „ist es einem Staatsmanne in kürzerer Zeit gelungen sich des Volks Hochachtung und Liebe zu erwerben, als dem Prinzen Christian August. Er hatte offene Ohren und freundliche Worte für Jedermann der in der unglückschwangern Zeit sich ihm näherte, hatte stets Hülfe und Rath." Dabei machten Standesverschiedenheiten bei ihm keinen Unterschied; oft hat er sich mit den einfachen Gebirgsbauern über ihre Verhältnisse unterhalten, ihre Noth sich erzählen lassen und geholfen und gerathen wo und wie er konnte. Gerade das Gebirgsvolk pflegte ihn häufig aufzusuchen.

Schon in dieser ersten Stellung hatte der Prinz das Vertrauen der Norweger gewonnen. Eine einflußreichere Thätigkeit beginnt für ihn 1807. In diesem Jahre erhielt Norwegen zum großen Erstaunen der damals Lebenden eine Art Provinzialregierung. Durch Kanzleipatent wurde bekanntgemacht: „daß der König unter den gegenwärtigen Umständen eine interimistische Regierungscommission für Norwegen ernannt habe und daß er dieser Commission die Befugniß beilege, auf eigene Verantwortung Alles abzumachen was des Landes Bedürfniß für nothwendig erscheinen lasse und wozu sie nicht zeitig genug die specielle königliche Resolution erwirken könne"; alle Ober- und Unterbehörden Norwegens sollten Verhaltungsmaßregeln von der Commission einholen. In dieser Regierungscommission sollte der Prinz, so oft sein militairisches Commando es zulässig machte, das Präsidium führen. Leider war das der Commission eingeräumte Gebiet der freien Befugniß ein sehr enges; die Instructionen waren so beschränkt, der Befehle nach wie vor so viele und so in das Kleinliche gehend daß eine freiere Bewegung kaum möglich war. Trotz dieser so bedrängten Amtsstellung hat die Regierungscommission in mancher Hinsicht auf die Angelegenheiten Norwegens einen heilsamen Einfluß ausgeübt.

Die Verwickelungen Dänemarks mit England brachten bald eine sehr schwere Zeit über Norwegen, so schwer wie sie wol selten ein Staat gefühlt hat, und lediglich herbeigeführt durch Dänemarks hartnäckige und unkluge Politik. Man confiscirte in Dänemark das englische Eigenthum; die natürliche Folge war daß England in gleicher Weise mit norwegischem Eigenthum verfuhr; ungeheuere Verluste trafen das Land, dem ohnehin durch die Handelsstockung die besten Nahrungsquellen abgeschnitten waren. In dem unsinnigen Verfahren der dänischen Regierung gegen Norwegen zu jener Zeit sind die Ursachen von Dem zu suchen was nach einer Reihe von Jahren zur Ausführung kam: die Trennung beider Staaten. In dieser Zeit des allgemeinen Elends entwickelte der Prinz Christian August bald in seiner Eigenschaft als Mitglied der Regierungscommission, bald als Privatmann eine außerordentliche Thätigkeit. Er half selbst, soweit seine Mittel reichten, er war unermüdlich im Anrathen und Anregen von Mitteln die der Noth abhelfen konnten. Er munterte zur Ausrüstung von Kapern auf; er sandte Vorstellung über Vorstellung nach Kopenhagen daß man Norwegen nicht im Stich lassen möge. Dort aber verblieb man bei der schlechten Politik welche kalt und sorglos darauf ausging Norwegen aufzuopfern. Schon damals begannen einzelne Norweger die Zweckmäßigkeit einer Verbindung mit Schweden zu erwägen.

Ohne uns hier bei den vielfachen Misgriffen Dänemarks gegen Norwegen und bei den Details des gegen Schweden unternommenen Kriegs aufzuhalten, wenden wir uns zu den Ereignissen welche in letzterm Lande auf die Absetzung König Gustav's IV. folgten. Der dänische König Friedrich VI. war nicht ohne Aussicht die schwedische Krone zu erlangen und so die Herrschaft über die drei nordischen Reiche in sich zu vereinigen; indeß entging sie ihm durch seine eigene Schuld. Diplomatische Feinheit war am wenigsten seine Eigenschaft; er besaß nicht einmal jene natürliche Klugheit die beim Streben nach einem Ziele sich nicht selbst Hindernisse in den Weg zu legen pflegt. Das freiere Staatsleben in Schweden war ihm zuwider, von einer Beachtung des Volkswillens hatte er keinen Begriff und wollte daß man ihm die schwedische Krone ohne Bedingungen zu Füßen legte. Bei einer dem Grafen Löwenhjelm wegen eines Waffenstillstands gewährten Audienz sprach der König, in unbegreiflichem Souverainetätsschwindel befangen, „daß jede Unterhandlung mit einer Nation die gänzlich aus Insurgenten bestehe schwierig sei". Löwenhjelm verließ noch an demselben Tage Kopenhagen; durch Friedrich's Benehmen war natürlich die herrschende Partei in Schweden auf das tiefste beleidigt.

Am 6. Juni 1809 schritt man zur Wahl eines Königs von Schweden; sie fiel auf den Reichsverweser Herzog Karl von Südermanland. Dieser war kinderlos und alt, es mußte daher zugleich auf die Wahl eines Thronfolgers Bedacht genommen werden. Hierbei tauchten drei Parteien auf; eine die für den Sohn des entthronten Königs, den jungen Prinzen Gustav (die sogenannten Gustavianer), eine zweite in Schweden selbst sehr geringe, die für den dänischen König Friedrich VI., und endlich die dritte die für den Prinzen Christian August zu wirken suchte. Unzweifelhaft war von Adlersparre der Plan zuerst ausgegangen, diese Wahl auf Christian August fallen zu lassen. Seine Absichten waren hierbei, für Schweden einen kraftvollen, tüchtigen Regenten und mit ihm ein neues Reich zu gewinnen, nämlich Norwegen. Adlersparre war der Meinung daß wenn man nur den Prinzen gewinnen könnte, das Uebrige sich leicht machen werde, da derselbe die Liebe der norwegischen Nation besaß und eine Lostrennung dieses Landes von Dänemark leicht bewirken konnte. Als dem Prinzen hierauf zielende Anträge gemacht wurden, entgegnete er: daß er solange er lebe mit aller Kraft einer solchen Treulosigkeit entgegenwirken werde; er setze seinen Kopf zum Pfande daß Norwegen weder durch Eroberung noch durch Verrätherei in die Hände der Schweden fallen solle. Daß es der Prinz mit dieser Aeußerung ehrlich meinte, ist mit Rücksicht auf sein bisheriges und nachfolgendes Verhalten und nach den übereinstimmenden Zeugnissen norwegischer und schwedischer Schriftsteller und Zeitgenossen als glaubhaft anzunehmen. In seiner Antwort auf einen Brief des Grafen Adlersparre sagte er: „Es ist also die anhaltende unglückliche Lage der Dinge, welche mich nöthigt zu wiederholen daß solange sie anhält und ohne die Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, es für mich eine Unmöglichkeit ist irgend etwas anzunehmen, wären es auch die schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Anträge."

Am 14. Juli 1809 übergab Karl XIII. dem Reichstage die Proposition, den Prinzen Christian August zum Thronfolger zu wählen. Die Proposition stieß bei dem ersten Stande des Reichs, bei dem Adel, auf Widerspruch; es herrschte eine Art Abneigung gegen einen Fürsten dessen hauptsächlichster Reichthum in der Liebe des Volks bestand. Man fürchtete für Vorrechte, wenn der „Bauernprinz" oder, wie man ihn später auch nannte, der „Pöbelprinz" zur Regierung gelangte. Gleichwol drangen die kräftigen Worte eines Posse und Skjöldebrand durch und die Proposition wurde zum Beschluß erhoben. Christian August bedachte sich keinen Augenblick die schwedische Einladung solange abzulehnen, als Norwegen sich im Kriegszustande mit Schweden befinde und sein König Friedrich VI. nicht seine Zustimmung gegeben habe. Indeß gestalteten sich die Verhältnisse bald anders, die Friedensunterhandlungen mit Dänemark wurden eingeleitet und kamen zum Abschluß. Auch gab Friedrich VI. seine Einwilligung zur Annahme der auf den Prinzen gefallenen Wahl. Somit waren alle Hindernisse beseitigt und der Prinz rüstete sich zur Abreise. Am 4. Januar 1810 schied er von Christiania, begleitet von einer großen Anzahl von Beamten und Privatleuten. Die Offiziere der Garnison von Christiania hatten auf einer Zwischenstation ein Abschiedsmahl veranstaltet und bei diesem nahm er von der Mehrzahl der Begleiter Abschied. Aber Viele ließen es sich nicht nehmen das Geleite bis zur Grenze auszudehnen, und hier fand denn am 6. Januar noch ein letztes gemeinschaftliches Mahl statt; die schwedischen Herren die den Prinzen an der Grenze empfangen sollten nahmen daran theil. Aber es herrschte hier keine Freude mehr; die bevorstehende Trennung übte ihren Einfluß auf den Prinzen und die Norweger. Die anwesenden Schweden sahen mit stummem Erstaunen die ungeheuchelten Beweise der Ergebenheit die der Prinz empfing. Aber erst als die Schweden die Gesellschaft verlassen hatten, ließen die Norweger ihren Gefühlen freien Lauf. Man schied voneinander. Allein noch einen schmerzlichen Abschied sollte der Prinz nehmen. Als er schon auf schwedischem Boden steht, umringt ihn eine Schar norwegischer Bauern und hindert ihn am Einsteigen in den Wagen. Ein Greis tritt vor, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Warum verläßt du uns? Ich glaubte nicht daß wir dich lassen könnten, so lieb bist du uns geworden! Ja, du bist ein Gottesmann!" Große Thränen rollten über die Wangen des Prinzen, er vermochte nicht zu reden, sondern drückte die Hand an die Brust und blickte aufwärts. Andere Bauern riefen: „Gefällt es dir nicht in Schweden, wirst du nicht glücklich dort, so komme zu uns zurück und wir werden dich über die Berge tragen. Gott segne dich! Du Unvergleichlicher, vergiß uns nicht, wir werden dich nimmer vergessen!"

Ein freudiges Willkommen empfing ihn, als er den schwedischen Boden betrat; überall auf dem Wege hatten sich zahlreich die Landbewohner eingefunden, überall wollte man den Fürsten sehen, dem das Nachbarvolk soviel Gutes nachgesagt hatte. In Gothenburg empfing den Kronprinzen der für ihn bestimmte Hofstaat. In dessen Personal befanden sich einige Anhänger des entthronten Königs Gustav IV., darunter Graf Fersen und der Arzt Rossi, dessen der Kronprinz hier zum ersten male ansichtig wurde und gegen den er sofort eine Abneigung hatte, die er seinen Vertrauten nicht verbarg. Schon damals verbreiteten sich Gerüchte daß man damit umgehe den Prinzen zu vergiften. Adlersparre theilte sie dem Secretair Kullberg mit und trug ihm auf, ein wachsames Auge auf das Küchenpersonal des Prinzen und auf andere auffallende Um-

stände besonders zur Zeit der Tafel zu haben. Die Besorgnisse schienen nicht ungegründet. Kaum hatte der bisher gesunde Mann die schwedische Grenze überschritten, als bedenkliche Krankheitserscheinungen bei ihm auftraten. In Strömsholm nahm sein Unwohlsein in dem Grade zu daß die Weiterreise um einen Tag verschoben werden mußte. Alle Eßlust war verschwunden, zunehmende Schmerzen im Unterleibe und im Kopfe quälten den Kronprinzen. Auf geheimnißvolle Weise erhielt er ein in dänischer Sprache geschriebenes Billet, in welchem man ihn warnte andere als von seinem Kammerdiener vorgesetzte Speisen zu genießen. Dergleichen dunkle Warnungen wiederholten sich mehrmals während der noch kurzen Dauer seines Lebens.

Wir übergehen hier die Empfangsfeierlichkeiten mit denen der Prinz in Stockholm aufgenommen ward, auch können wir hier nicht ausführlicher über seine Stellung zu den verschiedenen Parteien und zu dem Könige Karl XIII. sprechen, sowie von seinem nur auf wenige Monate beschränkten politischen Wirken in Schweden, was nur für eine schwedische Specialgeschichte jener Zeit von Interesse sein würde. Dagegen entnehmen wir dem uns vorliegenden Werke einige Stellen, welche den Charakter und die letzten Lebenstage des Kronprinzen betreffen.

In der Politik, über den Staat, den Regenten hatte er Ansichten die ziemlich abweichen von den Ansichten welche heutzutage in den höhern Regionen gehegt zu werden pflegen. Sein Aufenthalt in Norwegen, der Umgang mit dem biedern Volke dieses Landes, der oft hemmende, schädlich einwirkende Einfluß der dänischen Regierung auf die norwegischen Angelegenheiten hatte unzweifelhaft zu der schärfern Ausbildung seiner Ansichten in dieser Richtung beigetragen. „Oft", sagte er, „hört man die Regierungen in Europa tadeln; glaubt man aber daraus den Schluß ziehen zu können daß die Tadelnden es besser machen könnten, so irrt man sich meiner Ansicht nach gewaltig. Ich appellire an die Geschichte, sofern sie wahr ist und in das Detail geht und frei von Floskeln und vorausconstruirten Theorien ist. Ich lebe und sterbe der Ueberzeugung daß das Volk die Hauptsache ist, daß es die Gerechtsame besitzt nach Gutbefinden in eigenen Angelegenheiten Recht und Unrecht festzustellen, und daß die Regenten desselben oft vielleicht ehrenwerthe Beamte sind, aber nichts Anderes, und daß sie wie alle andern, z. B. unsere Gerichtsdiener, von Gott ihren Ursprung haben. Daß sie im Verhältniß zu ihrer höhern Bestimmung ein höheres Ansehen genießen müssen, ist für mich klar. Stellen sie sich aber über den Volkswillen, wie er durch die Repräsentanten des Volks und die Gesetze ausgesprochen ist, so handeln sie weit verbrecherischer als Diejenigen welche das gemeine Recht bestraft. Sollte man aber daraus wieder schließen wollen daß Alles was vom Volke kommt gut sei, klug und billig, mehr als bei den Regierungen, so irrt man sich wiederum gewaltig. Man sehe die Französische Revolution, das englische Parlament, den Proceß gegen Görtz, wo alle Formalitäten des Rechtsganges überschritten, wo ein Todesurtheil gefällt wurde ohne einen einzigen wahren juristischen Grund, wo kein einziges richterliches Wort von irgend einer Person des Gerichts geäußert worden, man sehe darauf und urtheile! Und warum das? Deshalb weil sie Alle Menschen waren, was in der That ungeachtet der einen oder andern Ausnahme im Allgemeinen kein Ehrentitel ist." Man sieht, Karl August war so wenig Reactionnair als Demokrat, um die heutzutage gebräuchlichen Stichworte zu gebrauchen; der Regent war ihm kein unfehlbares Wesen, das Volk in seinen ungeregelten, die Gesetze misachtenden Handlungen noch weniger. Seine Meinung ging dahin daß nur durch eine Vereinigung dieser beiden Mächte im Staate dieser zu Dem werden könnte was er sein soll.

Hinsichtlich der persönlichen Erscheinung des Kronprinzen sagt ein schwedischer Berichterstatter: „Bei seinem ersten Anblicke fühlte man sich nicht zu ihm hingezogen; seine Gestalt hatte nichts Imposantes, die Sprache die er redete nichts Einladendes, und außerdem hatte er ein etwas kränkliches Aussehen. Betrachtete man aber die Gesichtszüge genauer und vernahm seine ruhigen, wohlwollenden, herzlichen Aeußerungen, so regte sich innerlich der Wunsch ihm näher zu kommen, zumal da sein Anstand und seine Haltung eine biedere, ungekünstelte und nordisch-ernste Sinnesart verrieth. Man glaubte in seinen Blicken zwar nicht die Blitze des südlichen Himmels, wol aber das stille und ernste Licht zu erblicken, das des Orion Sternbild über die Berge hinwirft. Es lag in dem äußern Wesen des Prinzen gleichsam eine Vermittelung zwischen der Geradheit und Einfachheit der Demokratie und den geschliffenen, feinen Sitten der Aristokratie; und obwol er es am wenigsten darauf anlegte nach Popularität zu haschen, so gewann er diese dennoch, wie die freiwilligen und herzlichen Huldigungen die die zahlreiche Volksmenge ihm brachte bewiesen."

Ein Fürst von so trefflichen Eigenschaften mußte die schönsten Hoffnungen für ein Land erregen, dessen Regent er werden sollte. Doch war es ihm nicht beschieden dieses Ziel zu erreichen. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer mehr; trotz der strengsten Diät die er in Stockholm beobachtete nahm sein Unwohlsein zu. Die Schmerzen im Unterleibe, die Betäubung im Kopfe, die Unruhe im Körper, das Alles steigerte sich im Laufe weniger Monate. Sein offenes, zutrauliches Wesen verschwand, die einst so heitere Stirn verdüsterte sich, der klare, lebhafte Blick ward matt, scheu und gläsern. Auf einer Reise nach Schonen ereilte ihn der Tod. Die erste Nacht jener Reise weilte man in Nyköping, am Tage darauf ward die Reise nach Linköping fortgesetzt, zu Mittag speiste der Prinz in einem Gasthause zu Ääby eine kalte Pastete und bald darauf stellten sich Leibschmerzen und Erbrechen ein. Gegen den von Linköping herbeigerufenen Arzt Professor Lodin äußerte der Kronprinz zum ersten male mit Bestimmtheit, er glaube er sei vergiftet. Lodin machte darauf aufmerksam daß die übrige Reisegesellschaft ja kein Unwohlsein verspüre, worauf der Kronprinz erwiderte daß er ganz allein von der Pastete genossen habe. Die Reise ward fortgesetzt und die erwähnten Anfälle mehrten sich. Als man in Ecksjö angelangt war, mußte dieselbe auf ein paar Tage ausgesetzt werden. Der in der Reisebegleitung befindliche Oberstlieutenant Holst schrieb von hier an den Secretair Kullberg, er möge doch einen Arzt senden. Als Kullberg hierüber mit dem Grafen Fabian Fersen sprach, wollte dieser den Leibarzt Rossi beordern hinzureisen. Kullberg wandte ein daß der Kronprinz zu Rossi wenig Vertrauen habe, aber Fersen antwortete: „Ich kann keine Aerzte schaffen, der Prinz muß sich mit Dem begnügen was disponibel ist. Ueber alle andern Aerzte ist disponirt." In der That ein eigenthümlicher Bescheid, wenn es sich um die Gesundheit und das Leben eines Thronfolgers handelt!

Der Prinz erholte sich wieder und reiste weiter über Karlshamn und Christianstad. Am Morgen der Abreise fühlte der Kronprinz sich wieder unwohl und äußerte gegen Forsell: „Nun begreife ich daß meine Krankheit ein Vorbote des Todes ist." In Ramlösa angelangt, befiel ihn neues Unwohlsein. Er klagte: „Meine Gesundheit ist so zerstört daß ich mich selbst nicht mehr kenne, und besonders leide ich an heftigen Kopfschmerzen, daß wenn ich niedersehe mich der Schwindel zu erfassen droht, und wenn ich den Kopf hastig schüttele, so kommt es mir vor als wenn ich Wasser in den Schläfen hätte."

Hier in Ramlösa hatte er die Freude seinen Bruder wiederzusehen und einige Tage mit ihm zuzubringen. Dies war fast unmittelbar vor seinem Tode. Am 28. Mai (1810) um die Mittagszeit sollte auf der Quidinger Haide ein Husarenregiment von ihm inspicirt werden. Es wehte ein starker Wind und man sagt daß einer der Adjutanten den Kronprinzen zu bewegen gesucht habe die Inspicirung auszusetzen, was er aber ablehnte. Dieselbe begann. Nach einer Weile ward der Kronprinz ersucht nach dem einen Flügel des Regiments sich zu begeben, um von da aus einige Evolutionen die ausgeführt werden sollten besser übersehen zu können. Nach etwa zehn Minuten blies ihm der Wind den Hut vom Kopfe, bald darauf begann sein Pferd en carrière zu rennen. Der Kronprinz

schwankte, verlor die Steigbügel und die Zügel, und nachdem das Pferd ungefähr 100 Ellen vorwärts geeilt war, stürzte er herab und das Pferd rannte davon. Das Gefolge des Kronprinzen, die Offiziere des Regiments stürzten herbei und fanden ihn ohnmächtig auf dem Rücken liegend. Holst riß ihm die Cravate auf und ein Rittmeister holte Wasser herbei, das man nebst Branntwein anwandte, um das Gesicht zu benetzen und dadurch die Lebensgeister zurückzurufen. Man glaubte der Kronprinz sei vom Falle betäubt. Die Offiziere bildeten mit ihren Mänteln eine Schutzwand, damit der kalte Wind ihm nicht schade. Bald darauf langte Rossi an und versuchte, wiewol vergeblich, den Kronprinzen wieder in das Leben zu bringen; nur ein schweres, leises Röcheln war vernehmbar. Nach zehn Minuten öffnete Rossi eine Ader an dem linken Arm und in diesem Augenblicke schien es als ob die Besinnung zurückkehren wolle. Eine leichte Röthe trat auf die Wangen und die Lippen zuckten. Aber es war eine Täuschung. Das Röcheln der Brust ward unvernehmbarer, die Röthe schwand vom Gesicht und nach und nach stellten sich die Vorboten des Todes ein. In die Predigerwohnung zu Quidinge gebracht, starb der Kronprinz bald darauf, starb einer der edelsten Fürsten und der besten Menschen.

Zwei Fragen nehmen die Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch: Ist der Kronprinz an Vergiftung gestorben? Und wer ist der Thäter? Trotz aller Nachforschungen kann auf beide Fragen keine genügende Antwort gegeben werden, auf die letztere fast gar keine. Gleichwol war man in ganz Schweden überzeugt daß eine Vergiftung stattgefunden; als den eigentlichen Vollführer der That bezeichnete man damals und auch noch jetzt den Leibarzt Rossi. Directe Anzeigen daß Rossi dieses Verbrechen begangen haben sich nicht ergeben; Umstände die ihn verdächtig erscheinen lassen sind in Menge vorhanden. Mindestens fällt ihm eine sorglose Behandlung des Kronprinzen nach seinem Sturz vom Pferde und ein höchst leichtsinniges Verfahren bei der Obduction zur Last. (So z. B. unterwarf er die im Magen vorgefundenen Substanzen nur einer ganz oberflächlichen Untersuchung; diese Substanzen verschwanden und Niemand wußte zu sagen wo sie hingekommen; auch Milz und Leber wurden weggeworfen.)

Hatte das schwedische Volk den Arzt Rossi als den wirklichen Vollführer der That angesehen, so zweifelte man doch keinen Augenblick daran daß Rossi nur ein Werkzeug in höhern Händen, nur eine vorgeschobene Person gewesen sei. Wer aber war der eigentliche Thäter, der Anstifter? Im Publicum wußte man hinlänglich daß eine Anzahl schwedischer Herren vom Adel Gegner des Kronprinzen waren. Schon das würde ausgereicht haben um nach dem Tode des vom Volke vergötterten Kronprinzen die Erbitterung gegen diese Herren zu erregen. Nun aber kam die Meinung daß der Kronprinz vergiftet sei hinzu; ferner stellten sich die Erzählungen von frühern Vergiftungsversuchen wieder ein, und man war auch schon mit sich einig, wo der Giftmischer zu suchen sei, nämlich im Lager der Misvergnügten.

Unter den Gustavianern ragte der Reichsmarschall Graf Axel Fersen hervor. Er war sehr reich und sehr stolz, Beides Umstände die wenig geeignet waren die Gunst des Volks zu erwerben. Daß er ein eifriger Gustavianer war, daß er gleichsam an der Spitze dieser Partei stand, machte ihn zum hervorragenden Gegenstande des Hasses und der wüthendsten Erbitterung. Am Tage vorher, ehe des Prinzen Leiche in Stockholm eintraf, brachte ein dortiges Tageblatt eine versificirte Fabel, betitelt „Die Füchse", worin deutlich genug der Graf Axel Fersen und seine Schwester, die Gräfin Piper, als Mörder bezeichnet worden waren. Durch solche und andere Mittel war die Masse des Volks hinreichend vorbereitet worden, als der 20. Juni anbrach. Der Transport der Leiche, der bisher einem schönen, stillen Festzuge geglichen hatte — Bauern hatten den Sarg überall freiwillig getragen, eine Ehre die seit dem großen Gustav Adolf nicht war erwiesen worden — dieser Transport sollte in Stockholm Anlaß zur Ausübung der scheußlichsten Volksjustiz geben. Graf Axel Fersen, dem es als Reichsmarschall oblag den Leichenzug zu eröffnen, hatte vorher Warnungen erhalten sich nicht dabei einzufinden. Aber den stolzen Grafen mögen solche Warnungen noch mehr in seinem Entschlusse bestärkt haben, sein Amt an diesem Tage zu versehen. Der Leichenzug begann. Kaum ward man der Kutsche des Grafen Axel Fersen ansichtig, als auch schon Steine in dieselbe flogen. „Steine für Fersen! Mörder!" schrie man. Das Gedränge um die Kutsche ward lebhafter, Fersen ward durch einen Steinwurf verwundet und flüchtete nun aus dem Wagen in das Haus eines Bekannten. Allein die rasende Menge stürzte nach, während Andere riefen daß man ihn aus dem Fenster werfen solle. Fersen konnte hier nicht länger bleiben. Die Erzählungen über den weitern Hergang weichen voneinander ab. Gewiß ist daß Fersen von einem Bekannten unter den Arm gefaßt wurde, um so geschützt nach dem Rathhause zu gelangen. Allein auf diesem Wege ward Fersen auf das abscheulichste gemishandelt, mit Messern, Stöcken, Regenschirmen und andern Gegenständen die zur Hand waren gestoßen, verwundet und geschlagen. Dennoch gelangte man nach dem Rathhause; auf der Treppe ward Fersen's Begleiter von ihm getrennt und der Unglückliche war nun ganz der Volkswuth preisgegeben; er ward niedergeworfen, man riß ihm die Kleidung ab und trat ihn mit Füßen, bis der schwache 60jährige Greis seinen Geist aufgegeben. Und auch dann noch mishandelte man den Leichnam aufs gemeinste und schrecklichste. Das war ungefähr 2 Uhr Nachmittags; erst gegen 4 Uhr soll die Leiche von den ruhig zusehenden Behörden fortgeschafft worden sein. Eine vorurtheilsfreie Prüfung hat mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben daß dieses Opfer der Volkswuth unschuldig gewesen. Desto eifriger ist man bemüht gewesen anderweite Theilnehmer an dem Complot gegen den Prinzen zu entdecken. Auch Adlersparre beschäftigt sich hiermit vielfach, seine Forschungen haben jedoch keine bestimmten Resultate gehabt. Er glaubt nicht daß ein Schwede die Missethat vollführt habe, wenn es sich auch nicht bezweifeln lasse daß sich Schweden fanden die Mitwisser waren. Die Hauptleiter in dem angeblichen Complot glaubt Adlersparre außerhalb Schweden suchen zu müssen. Er macht darauf aufmerksam daß Rußland fortwährend maskirte Sympathien für die gestürzte schwedische Königsfamilie und daher Antipathien gegen die darauf folgende Regierung gehabt habe, daß Rußland sich in intimer Weise dem dänischen Hofe näherte, daß Rußland endlich durch Förderung des Unionsplans zu Gunsten Friedrich's VI. Dänemark von Frankreich ab- und zu sich heranzuziehen gehofft habe. Diesen Planen habe Karl August im Wege gestanden, und man habe nur noch hoffen können, wenn der Prinz auf irgend eine Weise beseitigt würde. Adlersparre deutet an daß das russische Cabinet Einfluß auf die wegen der Todesursache des Prinzen eingeleiteten Untersuchungen, die schlaff genug geführt wurden, gehabt haben könne, sodaß dem schwedischen Cabinet gleichsam Vorschriften gemacht wurden, bis so weit und nicht weiter in der Sache zu rühren. Aber dies sind Vermuthungen die bisjetzt wenigstens alles Beweises entbehren. Anzeigen verschiedener Art hat Adlersparre auch gegen Dänemark erhoben. Daß Friedrich VI. noch immer für die Union schwärmte, natürlich unter der Voraussetzung daß er selbst Unionskönig werde, ist unzweifelhaft; daß er Intriguen nicht scheute, um zum Ziele zu gelangen, ist ebenso gewiß, daß er aber gewußt haben sollte, man wolle ein Verbrechen begehen um seine Plane zu fördern, und daß er die Begehung dieses Verbrechens stillschweigend geduldet hätte, das ist mit der sonstigen Rechtlichkeit seines Charakters nicht vereinbar. Somit bedeckt bisjetzt ein tiefes Dunkel das tragische Ende des Kronprinzen, und kaum ist zu erwarten daß dies Geheimniß dereinst noch aufgeklärt werden wird.

27.

Das dresdener Hoftheater.

Die Dramaturgenkrankheit gehört nicht zu den Märzerrungenschaften. Sie wurzelt schon in der belletristischen vormärzlichen Zeit. In der Mitte der vierziger Jahre gab es einen wahren Wettlauf nach schleunigst zu errichtenden Dramaturgenstellen. Allerorts tauchten, wenn anders ihre eigenen Versicherungen glaubhaft waren, hierzu befähigte Persönlichkeiten auf, die sich zumeist dadurch auszeichneten daß sie ihre Befähigung anderwärts zu verwerthen nicht recht Gelegenheit hatten und die eben deshalb mit Missionspredigten über das dramaturgische Bedürfniß die Spalten der Zeitungen füllten. Das dramaturgische Bedürfniß! Wer wollte leugnen daß das deutsche Theater sehnsüchtig seinen Messias erwartete, wer leugnen daß es in der darstellenden Kunst genug zu regeneriren gab und daß eine Hebung der Schaubühne, mit praktisch-künstlerischem Sinne durchgeführt, immer mehr als ein Bedürfniß anerkannt ward. Allein der Unbefangene konnte doch auch nicht verkennen daß für Viele, welche der Idee des modernen Dramaturgenthums das Wort redeten, das Bedürftigsein weniger von der Kunst als vielmehr von ihren Personen galt und daß das ersehnte Heil nicht in dem Lager herabgekommener Zeitungsredacteure und unbeschäftigter Literaten zu suchen sei. Es drohte die Gefahr daß bei jedem Stadttheater ein neumodischer „artistischer Director" anfangen werde seine Experimente loszulassen, denn etwas, gleichviel ob Kluges oder Dummes, mußte er seiner Stellung zu Ehren doch thun. Da kam plötzlich die Katastrophe des politischen Drama. Die Revolution brauchte und verbrauchte Manchen, dessen ästhetisch erregte Phantasie für Nichts als die deutsche Musterbühne der Zukunft schwärmte; sie verzehrte manche, natürlich stets verkannte Befähigung mit Haut und Haar, und die Dramaturgenkrankheit neigte sich einigermaßen zur Besserung, das Bedürfniß hörte auf ein blos persönliches zu sein und ward mehr und mehr, was es von Anfang war, ein sachliches. Gewiß liegt hierin ein Gewinn, und jemehr dies allseitig erkannt werden wird, um so rascher wird das Vorurtheil sich beseitigen lassen, das in der Anstellung von Dramaturgen bisher nur einen modischen Aufputz sah; um so theilnahmsvoller wird auch das große Publicum die Erfolge betrachten, welche die artistische Leitung in Wien und München erreicht hat und in Karlsruhe erhoffen läßt. Das letztere ist von Wichtigkeit. Denn zum ersprießlichen Gedeihen der Kunst ist gerade für die dramatische Darstellung eingehendes Verständniß und theilnehmende Empfänglichkeit des Publicums und zwar nicht blos an der virtuosen Einzelschöpfung, sondern an der Gesammtleistung unentbehrlich. Man kann es daher als eine allgemeine Wahrheit gelten lassen daß die dramaturgische Instruction nicht blos der Bühne, sondern auch dem schauenden Publicum dienlich sei; leider verkennt nur die Presse in letzterer Beziehung allzu oft ihre Aufgabe, und wo sich an dem ernstlichen guten Willen nicht zweifeln läßt, da laufen, wie sich Beispiele in einer großen norddeutschen Hauptstadt leicht finden lassen, hier und da kritische Irrungen unter, welche die Darsteller und Zuschauer gleichmäßig abstoßen. In Buchform aber finden allgemeine dramaturgische Betrachtungen, deren praktischer Werth überhaupt ein relativer sein dürfte, schwer Anklang und Eingang, wenigstens dann wenn sie nicht blos Charaktere entwickeln, sondern speciell auf die Darstellungsformen eingehen wollen. Deshalb haben auch hier einschlagende Schriften immer zunächst an locale Interessen angeknüpft, wenn sie nicht gar nur eine einzelne berühmte Persönlichkeit als Mittelpunkt für dramaturgische Miscellen nahmen. Es ist im Princip nicht zu misbilligen daß die Betrachtung wirklich Vorhandenes, gegebene Zustände sich zum Vorwurf nimmt. Man sollte deshalb kein Vorurtheil haben gegen Monographien welche sich auf Darstellung localer Bühnenverhältnisse beschränken, vorausgesetzt nur daß die letztern zur Entwickelung der Kunst in einer festen Beziehung stehen. Wir haben kein Nationaltheater das im Repertoire und der Darstellungsart als Typus deutscher Schauspielkunst gelten und beurtheilt werden könnte; allein die Kunstbestrebungen in Wien, Berlin, München, Dresden, Weimar und anderorts böten einer eingehenden Analyse Stoff genug, wenn nur der Geist eines Lessing oder Börne irgendwo seine irdische Auferstehung feiern wollte.

Unter den deutschen Bühnen hat seit Decennien das dresdener Hoftheater sich eines besonders günstigen Rufs zu erfreuen gehabt. Vielleicht dankt es diesen Ruf zunächst weniger einer grundechten Kunstbegeisterung als den gefeierten Notabilitäten, welche anregend, schaffend und darstellend an der dresdener Bühne gewirkt haben. Was insbesondere die Darsteller anlangt, so braucht für die neuere Zeit nur daran erinnert zu werden daß die Devrient in den schönsten Blütejahren ihres Ruhms hier als bewundertes Vorbild glänzte und der deutschen classischen Oper eine dauernde Geltung erkämpfte; im Schauspiel aber hat ein dem ganzen gebildeten Deutschland wohlbekannter Künstlerkreis, zum Theil unter der fördersamen Mitwirkung von Eduard Devrient und Gutzkow, sich schon längst für das classische Drama ein Auditorium herangezogen, welches, alle Ränge füllend, aus allen Ständen also zusammengesetzt, der echten Kunstbestrebung mit weihevoller Stimmung entgegenkommt und, ohne sich den Genuß durch zersetzende Prüfung zu verkümmern, doch mit Bewußtsein und mit Verständniß genießt. Bei einem solchen Publicum sollte man meinen, müsse die dramaturgische Instruction immer eine besonders freundliche Aufnahme finden, und doch hat es an hier einschlagenden Schriften, welche auf dresdener Theaterverhältnisse näher eingegangen wären, lähgst gefehlt. Diese Behauptung ist kein Vorwurf für die dresdener Feuilletonkritik, die von Julius Hammer und O. A. Banck, dem Einen mit immer bereiter, fördernder Theilnahme, dem Andern mit piquanter, scharf verständiger Abwägung, geübt wird; ich rede hier nur von Schriften in Buchform. Sieht man sich da in der dresdener Theaterliteratur um, so findet man für die historische Literatur nennenswerthe Beiträge; die kritische Analyse dagegen ist in den letzten zehn Jahren sehr unwürdig vertreten gewesen. Das „Kaleidoskop" und „Antikaleidoskop von Dresden", kleine längst vergessene Skandalschriften, befaßten sich aus Mangel an anderweitem Stoff auch mit Theaterangelegenheiten in ziemlich unzurechnungsfähiger Weise. Pauli's Tod gab Veranlassung zu zwei Darstellungen seiner Künstlerlaufbahn, die ihrem nächsten Zwecke eben entsprachen. Später erinnerten einzelne Künstlerbiographien von Paul Jones daran daß nicht blos die Kunst, sondern auch nach Befinden die Literatur bei der Kunst nach Brote gehe. Neben derartigen Productionen machte ein älteres kleines Buch von Manstein einen befriedigenden Eindruck, weil es, wenn auch nur skizzenhaft und aphoristisch gehalten, doch von einem anständigen Manne für gebildete Leute geschrieben war. In dem Pamphlet „Dresden und die Dresdener" sind dem Theater auch einige Bogen gewidmet; der Zufall hatte gefügt daß ihr Inhalt einem Excerpte aus den Jahrgängen 1844 und 1845 der „Abendzeitung" nicht unähnlich aussah, und wie piquante Bemerkungen der Pamphletist auch einfließen lassen mochte, der Leser kam doch von dem Eindrucke nicht los daß geschwätzige Honorarsucht ein übles, widriges Ding sei. Man sieht, diese locale Literatur liegt sehr im Argen. Vor kurzem aber ist ein neuer Versuch veröffentlicht worden, bei dem ich mit einigen Worten verweilen will.

Das dresdener Hoftheater und seine gegenwärtigen Mitglieder. Historisch-kritische Aphorismen für Kunfreunde und Künstler, von A. Sincerus. Zerbst, Wallerstein. 1852. 8. 20 Ngr.

Das Bücherfatum hat sich demselben bisher noch wenig günstig gezeigt. Während es den Pamphletisten immerhin an Aufmerksamkeit im Publicum nicht gefehlt hat, ist diese neue Theaterschrift, obwol sie schon einige Monate alt geworden ist, doch fast unbemerkt, ungerühmt, wenig gelesen geblieben. Kaum daß einige „Künstler und Kunstfreunde" die Köpfe zusammengesteckt haben, um sich nach der pseudonymen Autorschaft zu erkundigen! Der Kritiker des dresdener Hoftheaters gehört

Zu Manheim lebte hochbejahrt ein Graf von Sarrazona, den ich früher schon kannte und der mich um eine Gefälligkeit ersuchte. Er pflegte seine Lebensgeschichte in folgender Art zu erzählen:

Ich bin unweit Modena geboren und ward als Knabe Paggiari genannt, denn so hieß der Leibarzt welcher für meinen Vater galt. Man ertheilte mir allerlei Unterricht, zu welchem ich gar keine Neigung hatte, sondern auf andere Weise mich in der Welt auszuzeichnen wünschte. Deshalb entlief ich meinen Aeltern und Aufsehern, irrte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und nahm das Mitleid der Menschen in Anspruch. Endlich in Marseille betrachtete ich nachdenkend den Laden eines Perückenmachers. Der Inhaber wird mich gewahr, und weil ihm meine Aufmerksamkeit gefallen muß, fragt er ob ich in seine Dienste treten wolle? Ich bejahe die Frage, widme mich mit Eifer dem Geschäft und lerne vollkommen gut frisiren, auch Perücken machen. Nach einiger Zeit treibt mich eine innere Unruhe wieder in die Welt und meine Sehnsucht wird nur durch die prächtige Hauptstadt Paris gestillt. Hier bediente ich mehre Herrschaften und erstieg noch höhere Stufen der Kunst. Als in Frankfurt a. M. die Kaiserkrönung vorfiel, erwacht in mir die Begierde sie anzuschauen, wie ich denn immer einen besondern Trieb zu großen Dingen verspürt habe. Dort verschaffte mir der Ruf eines pariser Haarkünstlers allenthalben Zutritt. Einst gehe ich dem Hôtel Zweibrücken vorüber, wo der herzogliche Haushofmeister vor der Thüre steht und mich ersucht ihn zu frisiren. Als ihn der Herzog am Tische sieht, fragt er sogleich, wer ihn frisirte? „Ein junger Italiener der aus Paris kommt", war die Antwort. „Ich wünsche diesen Menschen in meinen Dienst", sagt der Herzog, „da ich bisher schlecht frisirt worden bin." So kam ich in die Dienste des Herzogs Christian und begleitete denselben auf seinen Reisen nach Paris. Weil dieser Herr häufig mit dem Könige von Frankreich in vertrauter Gesellschaft zu speisen pflegte, genoß ich der Ehre bei Tische aufzuwarten. Auch die Marquise von Pompadour war zugegen, eine sehr schöne und prächtige Frau, weswegen ich nicht unterlassen konnte sie fortwährend anzusehen. Sie bemerkte dieses, sah mich wieder an und lachte; darauf sagte sie dem Könige etwas ins Ohr, welcher seine großen Augen auf mich richtete und gleichfalls lachte. Noch denselben Abend hatte Madame Pompadour die Güte bei Tisch etwas von mir zu begehren, was sie niemals that, auch die andern Bedienten nicht anredete, woraus ich abnehmen konnte daß ich bei ihr in Gnaden stehe. Diese Clemenz — wie Paggiari sich ausdrückte — machte mich so kühn, meinem Herzoge ein Anliegen meines Vetters am französischen Hofe mitzutheilen und den Wunsch zu äußern, es möchte durch die Gewogenheit der Marquise die Sache eingeleitet werden. Se. Durchlaucht sprachen darüber und sagten mir, die Marquise befasse sich freilich nicht mit solchen Dingen, doch habe sie erlaubt mein Anliegen ihr selbst vorzutragen. Das war nun ein höchst wichtiger Schritt meines Lebens und ich dachte an die geschicktesten Wendungen des Vortrags in Beziehung auf eine so hohe Dame. Eines Morgens betrat ich ihr Vorzimmer, und als ich sagte wer ich sei erhielt ich sogleich Audienz. Die Marquise lag im Bett und war außerordentlich schön und anmuthig. Sie lachte bei meinem Anblick, ich hielt zweckmäßig ehrfurchtsvoll auf ein Knie mich niederzulassen und in dieser Stellung meine Worte mit gutem Anstande herzusagen, wobei die Huldvolle fortwährend lachte, welche mir überhaupt sehr zum Lachen geneigt schien. Nach Beendigung meiner Rede befahl sie mir aufzustehen und fragte, ob ich mir wol zutraue was ich gesagt niederzuschreiben? Ich antwortete: das solle wol gelingen. „Aber mit allen Phrasen", rief sie, „ohne Auslassung." Darauf ward Tinte und Papier ins Nebenzimmer gebracht, ich beurlaubte mich mit einer Kniebeugung und ging ans Werk. Am schwersten hielt es mit der Orthographie, sonst brachte ich mein Gesuch mit den gehörigen Redensarten gut zustande. Sie empfing es lächelnd aus meiner Hand und versprach mir weitere Nachricht. Binnen wenigen Tagen erhielt mein Vetter eine Pension von 600 Livres.

Bald nach dieser Begebenheit faßte ich eine zärtliche Neigung zu dem Kammermädchen der Kurfürstin von der Pfalz, die aber wol etwas mehr bei ihr bedeutete und als ihre Vertraute gelten konnte. Ich fand Gegenliebe und wir dachten uns zu heirathen. Die Kurfürstin wollte nicht gern meine Geliebte aus ihrem Dienst verlieren und ließ mir deshalb Anträge machen zur Kammerdienerstelle. Nun hatte ich keinen Grund meinen bisherigen Herrn zu verlassen und konnte auch wegen der Aussichten am französischen Hofe mich nur dann dazu entschließen, wenn ich befördert würde. Die Kurfürstin machte mich deswegen zu ihrem geheimen Secretair. In diesem Amt hatte ich nebst meiner Frau vorläufig nichts Anderes zu thun als bei der Morgentoilette Ihro Gnaden die Kämme und Pomadenbüchsen zu reichen, auch wol die Haare in Ordnung zu bringen. Weil ich inzwischen durch den mir übertragenen Ankauf der besten Pomade und feinsten Schminke in Verbindung mit dem Finanzministerium gerieth, ernannte mich die Fürstin bald zu ihrem Finanzrath, wodurch mir die Thüre zu höhern Würden geöffnet war.

So standen die Sachen als unvermuthet der Herzog von Modena starb. Seinem Nachfolger war mein Aufenthalt bekannt worden und ich erhielt schriftliche Einladungen vom dortigen Hofe. Sie konnten allerdings einem Manne meiner Lage bedenklich scheinen oder schädlich werden, jedoch die guten geränderten Dukaten welche mitkamen raubten mir alle Besorgniß und ich reiste in mein Vaterland. Gleich nach meiner Ankunft in Modena ward ich dem Herzoge vorgestellt, der mich umarmte und bei ihm zu bleiben ersuchte. Es wurden darüber Unterhandlungen gepflogen. Man entdeckte mir einen vertrauten Umgang des Herzogs mit der Marquise B**, welcher mir das Dasein gegeben, und daß ich unter dem Namen Paggiari im Hause des Leibarztes auferzogen worden. Seit meiner Flucht habe man anfangs Nichts von mir erfahren, bis man meinen Aufenthalt in Manheim erforscht. Nun gehe der Antrag dahin daß ich meinen durch Geburt gebührenden Rang wieder einnehme und in Italien bleibe. Mir ward vorgestellt, es gereiche allerdings zur großen Ehre durch eigene Verdienste mich emporgeschwungen zu haben, ich dürfe aber jetzt auch hinnehmen was mir das Schicksal zutheile. Ich war dem Antrage nicht abgeneigt, jedoch beharrte man auf einer nothwendigen Bedingung, mich von meiner Frau zu scheiden, da diese Mißheirath von dem stolzen Adel Italiens nie gebilligt werden möchte. Diese Bedingung wollte ich nicht eingehen: ich hätte meine Frau aus Liebe geheirathet, lebe mit ihr glücklich und könne sie nicht verlassen. Hierauf antwortete man: der Herzog schätze mich um dieses Entschlusses willen desto höher, müsse aber nun seinen Planen entsagen mich an Italien zu fesseln. Er machte mich darauf zum Ritter, gab mir eine Generalsuniform, das Eigenthum der Grafschaft Sarrazona und schenkte mir aus seiner Galerie treffliche Gemälde von Rafael, Correggio nebst andern zum Andenken. Die Verwunderung in Manheim war bei meiner Rückkehr groß, ich konnte wohl merken mit was für Augen die Herren auf meine Uniform und mit welchem Neide sie auf meinen Grafenrang hinblickten. Ich verachtete dieses, auch manchen Spott den sich Einige erlaubten, wie denn Jemand einst laut am Hofe sagte: „Le Comte de Sarrazone a bien senti la poudre", mehr wie mancher General. Der Kurfürstin suchte ich beizubringen daß in nunmehriger Stellung die Verhältnisse für mich und meine Frau etwas geändert werden dürften, daß wir jedoch fortwährend zu allen Liebesdiensten bereit bleiben wollten. Diese Dame begriff vollkommen die Richtigkeit meiner Bemerkung, aber unglücklicherweise entstand einige Kälte zwischen ihr und meiner Frau, wodurch letztere sich ungemein gekränkt fühlte und welches zu ihrem wenige Jahre hernach erfolgten Tode gewiß beitrug. Seitdem neuerdings der Herzog von Modena gestorben, werden

nir freilich die Einkünfte meiner Grafschaft unregelmäßiger
ausgezahlt, sie haben jedoch hingereicht mit der nöthigen Ein-
schränkung standesmäßig zu leben.

Das Anliegen des siebzigjährigen Greises war nun
folgendes. Er habe vordem am Hofe des Herzogs Chri-
tian den Prinzen * * * recht gut gekannt, ihn aber in
den letzten Jahren nicht gesehen, sei auch nicht am Hofe
gewesen — ob nicht durch meine Vermittelung der Prinz
eine Schale Kaffee bei ihm zum Frühstück einnehmen
wolle und etwa eine Bratwurst dazu, welche er ehemals
gern gegessen? Ich trug die Bitte vor und sie ward ge-
währt, auch die Prinzessin wollte mitkommen, und zwar,
weil dem Grafen von Sarrazona am Aufsehen gelegen,
in vollem Staat. Es rollte daher am bestimmten Tage
ein Wagen mit Vorreitern und Läufern vor die Thüre
des Grafen, der vor Freude außer sich die Gäste em-
pfängt. Indem man ihn späterhin einmal nach Hofe
ladet, erreicht seine Seligkeit den höchsten Gipfel. 52.

Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden. Eine Episode aus der Geschichte der nordischen Reiche von A. Ipsen. Kiel, Schröder u. Comp. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dieses Für-
sten, seine staatsmännische Wirksamkeit unter schwierigen Ver-
hältnissen, die merkwürdige Thatsache daß er als feindlicher
Feldherr von den Schweden zum Thronfolger erwählt wurde
und endlich sein plötzlicher Tod, dessen Ursachen bis auf den heu-
tigen Tag noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, alles
dies bietet für den Freund der Geschichte eine seltene und an-
ziehende Erscheinung dar. Dieselbe wird in dem vorliegenden
Werke mit klaren Zügen und wohlerwogener Benutzung der
Quellen vorgeführt und insbesondere mit der löblichen Absicht,
den Verdächtigungen entgegenzutreten, mit welchen der däni-
sche Historiograph Wegener das Andenken jenes edeln Fürsten
zu beflecken sucht. Der Inhalt dieser Verdächtigungen concen-
trirt sich in der Anklage: „daß der Prinz den Feinden seines
Königs Dienste erwiesen, die selten unter den Verhältnissen sein
dürften, wo die Treue für eine Tugend gilt", daß er dem
Dänenkönige gegenüber, der selbst Lust hatte Beherrscher von
Schweden zu werden, ein falsches Spiel getrieben, zu seinen
eigenen Gunsten mit einer mächtigen Partei in Schweden in-
triguirt und daß er den Plan gehegt habe die ganze norwegi-
sche Armee zur Treulosigkeit gegen ihren Herrn zu verleiten
und Norwegen aus seiner Verbindung mit Dänemark zu reißen.
Gegen diese Vorwürfe tritt der Verfasser in die Schranken und
vernichtet sie unsers Erachtens mit den triftigsten historischen
Beweisen, indem alle hier vorgelegten Thatsachen wol geeignet
sind, jeden Verdacht der Treulosigkeit von dem Prinzen zu ent-
fernen und ihn als einen durchaus reinen und edeln Charakter
erkennen zu lassen.

Der Prinz Christian August (erst nach seiner Wahl zum
schwedischen Thronfolger änderte er seine Namen in Karl Au-
gust) war auf dem Schlosse Augustenburg (Insel Alsen) am
9. Juli 1768 geboren. Mit seinen Brüdern wurde ihm ein
ernster gediegener Unterricht zutheil, und der Verfasser hebt
hervor daß das augustenburger Haus sich dadurch auszeichnete
daß es stets für die Erziehung seiner Prinzen eine kluge, um-
sichtige Fürsorge trug. Schon im Alter von 14 Jahren bezog
Christian August mit seinen beiden ältern Brüdern die Uni-
versität Leipzig. Auf ihren Geist scheint der damals in großem
Ansehen stehende Philosoph Platner einen nicht geringen Ein-
fluß gehabt zu haben, und nach einer langen Reihe von Jahren
gedachten die Brüder untereinander noch dieses akademischen Leh-
rers, der ihnen stets eine Autorität blieb. Aus der nächstfolgen-
den Zeit bemerken wir nur daß Christian August, der bereits 1781
zum Oberstlieutenant in der dänischen Armee ernannt worden,
1791 bis zum Generalmajor der Infanterie avancirte. Inzwi-
schen war die Französische Revolution ausgebrochen; der Prinz
bot dem Herzoge von Braunschweig seine Dienste an, sie wurden
abgelehnt; darauf ging er nach Oestreich und trat dort als Vo-
lontair und zweiter Oberst in das Carabinierregiment, das zur
Armee des Erzherzogs Karl gehörte. Der Frieden von Campo-
Formio bendigte einstweilen wieder seine kriegerische Thätigkeit.
Aber schon im folgenden Jahre brach der Krieg mit Frank-
reich aufs neue aus und abermals eilte der Prinz nach
Oestreich, wo er in Anerkennung seiner Verdienste jetzt als
Oberstfeldwachtmeister (Generalmajor) der Cavalerie angestellt
wurde. Er nahm an dem Feldzuge von 1800 theil und war
bei zahlreichen Gefechten thätig, wurde auch einige mal ver-
wundet. Als der Frieden von Luneville geschlossen, ward der
Prinz von dem Könige von Dänemark zurückberufen. Im Jahre
1803 wurde er zum Chef der südnorwegischen Infanterie ernannt
und hiermit beginnt für ihn eine vollkommen neue Laufbahn.

Die Ankunft des Prinzen in Norwegen erregte großes
Aufsehen; es war dort lange Zeit hindurch kein Mitglied des
königlichen Hauses gesehen worden. Schon das Pflichtgefühl
gegen den König ließ den Prinzen mit Zuvorkommenheit und
Neigung empfangen. Wo er hinkam, fand er Feste veran-
staltet und auf diesen frohe Gesichter. Gleich bei seiner An-
kunft scheint indeß der Prinz mehr errungen zu haben als
officielle Empfangsfeierlichkeiten. Sein würdiges Auftreten,
ohne dabei Stolz zu offenbaren, sein offenes, hingebendes We-
sen, ohne sich dabei etwas zu vergeben, dabei seine Gabe sich
glücklich auszudrücken, das gefiel, zog an, erweckte Zutrauen.
Aber erst im weitern Verlaufe seines Aufenthalts sollten die
Norweger innewerden, welch einen Schatz sie in der Person
des Prinzen besaßen, und glücklicherweise war wieder dieser
treffliche Volksschlag so ganz geeignet den Gesinnungen des
Prinzen ganz zu entsprechen. „Niemals", sagt Aal, „ist es
einem Staatsmanne in kürzerer Zeit gelungen sich des Volks
Hochachtung und Liebe zu erwerben, als dem Prinzen Christian
August. Er hatte offene Ohren und freundliche Worte für Jeder-
mann der in der unglückschwangern Zeit sich ihm näherte, hatte
stets Hülfe und Rath." Dabei machten Standesverschieden-
heiten bei ihm keinen Unterschied; oft hat er sich mit den ein-
fachen Gebirgsbauern über ihre Verhältnisse unterhalten, ihre
Noth sich erzählen lassen und geholfen und gerathen wo und
wie er konnte. Gerade das Gebirgsvolk pflegte ihn häufig
aufzusuchen.

Schon in dieser ersten Stellung hatte der Prinz das Ver-
trauen der Norweger gewonnen. Eine einflußreichere Thätig-
keit beginnt für ihn 1807. In diesem Jahre erhielt Norwegen
zum großen Erstaunen der damals Lebenden eine Art Provin-
zialregierung. Durch Kanzleipatent wurde bekanntgemacht:
„daß der König unter den gegenwärtigen Umständen eine in-
terimistische Regierungscommission für Norwegen ernannt habe
und daß er dieser Commission die Befugniß beilege, auf eigene
Verantwortung Alles abzumachen was des Landes Bedürfniß
für nothwendig erscheinen lasse und wozu sie nicht zeitig genug
die specielle königliche Resolution erwirken könne"; alle Ober-
und Unterbehörden Norwegens sollten Verhaltungsmaßregeln
von der Commission einholen. In dieser Regierungscommission
sollte der Prinz, so oft sein militairisches Commando es zuläs-
sig machte, das Präsidium führen. Leider war das der Com-
mission eingeräumte Gebiet der freien Befugniß ein sehr enges;
die Instructionen waren so beschränkt, der Befehle nach wie
vor so viele und so in das Kleinliche gehend daß eine freiere
Bewegung kaum möglich war. Trotz dieser so bedrängten Amts-
stellung hat die Regierungscommission in mancher Hinsicht auf
die Angelegenheiten Norwegens einen heilsamen Einfluß ausgeübt.

Die Verwickelungen Dänemarks mit England brachten bald eine sehr schwere Zeit über Norwegen, so schwer wie sie wol selten ein Staat gefühlt hat, und lediglich herbeigeführt durch Dänemarks hartnäckige und unkluge Politik. Man confiscirte in Dänemark das englische Eigenthum; die natürliche Folge war daß England in gleicher Weise mit norwegischem Eigenthum verfuhr; ungeheuere Verluste trafen das Land, dem ohnehin durch die Handelsstockung die besten Nahrungsquellen abgeschnitten waren. In dem unsinnigen Verfahren der dänischen Regierung gegen Norwegen zu jener Zeit sind die Ursachen von Dem zu suchen was nach einer Reihe von Jahren zur Ausführung kam: die Trennung beider Staaten. In dieser Zeit des allgemeinen Elends entwickelte der Prinz Christian August bald in seiner Eigenschaft als Mitglied der Regierungscommission, bald als Privatmann eine außerordentliche Thätigkeit. Er half selbst, soweit seine Mittel reichten, er war unermüdlich im Anrathen und Anregen von Mitteln die der Noth abhelfen konnten. Er munterte zur Ausrüstung von Kapern auf; er sandte Vorstellung über Vorstellung nach Kopenhagen daß man Norwegen nicht im Stich lassen möge. Dort aber verblieb man bei der schlechten Politik welche kalt und sorglos darauf ausging Norwegen aufzuopfern. Schon damals begannen einzelne Norweger die Zweckmäßigkeit einer Verbindung mit Schweden zu erwägen.

Ohne uns hier bei den vielfachen Misgriffen Dänemarks gegen Norwegen und bei den Details des gegen Schweden unternommenen Kriegs aufzuhalten, wenden wir uns zu den Ereignissen welche in letzterm Lande auf die Absetzung König Gustav's IV. folgten. Der dänische König Friedrich VI. war nicht ohne Aussicht die schwedische Krone zu erlangen und so die Herrschaft über die drei nordischen Reiche in sich zu vereinigen; indeß entging sie ihm durch seine eigene Schuld. Diplomatische Feinheit war am wenigsten seine Eigenschaft; er besaß nicht einmal jene natürliche Klugheit die beim Streben nach einem Ziele sich nicht selbst Hindernisse in den Weg zu legen pflegt. Das freiere Staatsleben in Schweden war ihm zuwider, von einer Beachtung des Volkswillens hatte er keinen Begriff und wollte daß man ihm die schwedische Krone ohne Bedingungen zu Füßen legte. Bei einer dem Grafen Löwenhjelm wegen eines Waffenstillstands gewährten Audienz sprach der König, in unbegreiflichem Souverainetätsschwindel befangen, „daß jede Unterhandlung mit einer Nation die gänzlich aus Insurgenten bestehe schwierig sei". Löwenhjelm verließ noch an demselben Tage Kopenhagen; durch Friedrich's Benehmen war natürlich die herrschende Partei in Schweden auf das tiefste beleidigt.

Am 6. Juni 1809 schritt man zur Wahl eines Königs von Schweden; sie fiel auf den Reichsverweser Herzog Karl von Südermanland. Dieser war kinderlos und alt, es mußte daher zugleich auf die Wahl eines Thronfolgers Bedacht genommen werden. Hierbei tauchten drei Parteien auf; eine die für den Sohn des entthronten Königs, den jungen Prinzen Gustav (die sogenannten Gustavianer), eine zweite in Schweden selbst sehr geringe, die für den dänischen König Friedrich VI., und endlich die dritte die für den Prinzen Christian August zu wirken suchte. Unzweifelhaft war von Adlersparre der Plan zuerst ausgegangen, diese Wahl auf Christian August fallen zu lassen. Seine Absichten waren hierbei, für Schweden einen kraftvollen, tüchtigen Regenten und mit ihm ein neues Reich zu gewinnen, nämlich Norwegen. Adlersparre war der Meinung daß wenn man nur den Prinzen gewinnen könnte, das Uebrige sich leicht machen werde, da derselbe die Liebe der norwegischen Nation besaß und eine Lostrennung dieses Landes von Dänemark leicht bewirken konnte. Als dem Prinzen hierauf zielende Anträge gemacht wurden, entgegnete er: daß er solange er lebe mit aller Kraft einer solchen Treulosigkeit entgegenwirken werde; er setze seinen Kopf zum Pfande daß Norwegen weder durch Eroberung noch durch Verrätherei in die Hände der Schweden fallen solle. Daß es der Prinz mit dieser Aeußerung ehrlich meinte, ist mit Rücksicht auf sein bisheriges und nachfolgendes Verhalten und nach den übereinstimmenden Zeugnissen norwegischer und schwedischer Schriftsteller und Zeitgenossen als glaubhaft anzunehmen. In seiner Antwort auf einen Brief des Grafen Adlersparre sagte er: „Es ist also die anhaltende unglückliche Lage der Dinge, welche mich nöthigt zu wiederholen daß solange sie anhält und ohne die Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, es für mich eine Unmöglichkeit ist irgend etwas anzunehmen, wären es auch die schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Anträge."

Am 14. Juli 1809 übergab Karl XIII. dem Reichstage die Proposition, den Prinzen Christian August zum Thronfolger zu wählen. Die Proposition stieß bei dem ersten Stande des Reichs, bei dem Adel, auf Widerspruch; es herrschte eine Art Abneigung gegen einen Fürsten dessen hauptsächlichster Reichthum in der Liebe des Volks bestand. Man fürchtete für Vorrechte, wenn der „Bauernprinz" oder, wie man ihn später auch nannte, der „Pöbelprinz" zur Regierung gelangte. Gleichwol drangen die kräftigen Worte eines Posse und Skjöldebrand durch und die Proposition wurde zum Beschluß erhoben. Christian August bedachte sich keinen Augenblick die schwedische Einladung solange abzulehnen, als Norwegen sich im Kriegszustande mit Schweden befinde und sein König Friedrich VI. nicht seine Zustimmung gegeben habe. Indeß gestalteten sich die Verhältnisse bald anders, die Friedensunterhandlungen mit Dänemark wurden eingeleitet und kamen zum Abschluß. Auch gab Friedrich VI. seine Einwilligung zur Annahme der auf den Prinzen gefallenen Wahl. Somit waren alle Hindernisse beseitigt und der Prinz rüstete sich zur Abreise. Am 4. Januar 1810 schied er von Christiania, begleitet von einer großen Anzahl von Beamten und Privatleuten. Die Offiziere der Garnison von Christiania hatten auf einer Zwischenstation ein Abschiedsmahl veranstaltet und bei diesem nahm er von der Mehrzahl der Begleiter Abschied. Aber Viele ließen es sich nicht nehmen das Geleite bis zur Grenze auszudehnen, und hier fand denn am 6. Januar noch ein letztes gemeinschaftliches Mahl statt; die schwedischen Herren die den Prinzen an der Grenze empfangen sollten nahmen daran theil. Aber es herrschte hier keine Freude mehr; die bevorstehende Trennung übte ihren Einfluß auf den Prinzen und die Norweger. Die anwesenden Schweden sahen mit stummem Erstaunen die ungeheuchelten Beweise der Ergebenheit die der Prinz empfing. Aber erst als die Schweden die Gesellschaft verlassen hatten, ließen die Norweger ihren Gefühlen freien Lauf. Man schied voneinander. Allein noch einen schmerzlichen Abschied sollte der Prinz nehmen. Als er schon auf schwedischem Boden steht, umringt ihn eine Schar norwegischer Bauern und hindert ihn am Einsteigen in den Wagen. Ein Greis tritt vor, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Warum verläßt du uns? Ich glaubte nicht daß wir dich lassen könnten, so lieb bist du uns geworden! Ja, du bist ein Gottesmann!" Große Thränen rollten über die Wangen des Prinzen, er vermochte nicht zu reden, sondern drückte die Hand an die Brust und blickte aufwärts. Andere Bauern riefen: „Gefällt es dir nicht in Schweden, wirst du nicht glücklich dort, so komme zu uns zurück und wir werden dich über die Berge tragen. Gott segne dich! Du Unvergleichlicher, vergiß uns nicht, wir werden dich nimmer vergessen!"

Ein freudiges Willkommen empfing ihn, als er den schwedischen Boden betrat; überall auf dem Wege hatten sich zahlreich die Landbewohner eingefunden, überall wollte man den Fürsten sehen, dem das Nachbarvolk soviel Gutes nachgesagt hatte. In Gothenburg empfing den Kronprinzen der für ihn bestimmte Hofstaat. In dessen Personal befanden sich einige Anhänger des entthronten Königs Gustav IV., darunter Graf Fersen und der Arzt Rossi, dessen der Kronprinz hier zum ersten male ansichtig wurde und gegen den er sofort eine Abneigung hatte, die er seinen Vertrauten nicht verbarg. Schon damals verbreiteten sich Gerüchte daß man damit umgehe den Prinzen zu vergiften. Adlersparre theilte sie dem Secretair Kullberg mit und trug ihm auf, ein wachsames Auge auf das Küchenpersonal des Prinzen und auf andere auffallende Um-

stände besonders zur Zeit der Tafel zu haben. Die Besorgnisse schienen nicht ungegründet. Kaum hatte der bisher gesunde Mann die schwedische Grenze überschritten, als bedenkliche Krankheitserscheinungen bei ihm auftraten. In Strömsholm nahm sein Unwohlsein in dem Grade zu daß die Weiterreise um einen Tag verschoben werden mußte. Alle Eßlust war verschwunden, zunehmende Schmerzen im Unterleibe und im Kopfe quälten den Kronprinzen. Auf geheimnißvolle Weise erhielt er ein in dänischer Sprache geschriebenes Billet, in welchem man ihn warnte andere als von seinem Kammerdiener vorgesetzte Speisen zu genießen. Dergleichen dunkle Warnungen wiederholten sich mehrmals während der noch kurzen Dauer seines Lebens.

Wir übergehen hier die Empfangsfeierlichkeiten mit denen der Prinz in Stockholm aufgenommen ward, auch können wir hier nicht ausführlicher über seine Stellung zu den verschiedenen Parteien und zu dem Könige Karl XIII. sprechen, sowie von seinem nur auf wenige Monate beschränkten politischen Wirken in Schweden, was nur für eine schwedische Specialgeschichte jener Zeit von Interesse sein würde. Dagegen entnehmen wir dem uns vorliegenden Werke einige Stellen, welche den Charakter und die letzten Lebenstage des Kronprinzen betreffen.

In der Politik, über den Staat, den Regenten hatte er Ansichten die ziemlich abweichen von den Ansichten welche heutzutage in den höhern Regionen gehegt zu werden pflegen. Sein Aufenthalt in Norwegen, der Umgang mit dem biedern Volke dieses Landes, der oft hemmende, schädlich einwirkende Einfluß der dänischen Regierung auf die norwegischen Angelegenheiten hatte unzweifelhaft zu der schärfern Ausbildung seiner Ansichten in dieser Richtung beigetragen. „Oft", sagte er, „hört man die Regierungen in Europa tadeln; glaubt man aber daraus den Schluß ziehen zu können daß die Tadelnden es besser machen könnten, so irrt man sich meiner Ansicht nach gewaltig. Ich appellire an die Geschichte, sofern sie wahr ist und in das Detail geht und frei von Floskeln und vorausconstruirten Theorien ist. Ich lebe und sterbe der Ueberzeugung daß das Volk die Hauptsache ist, daß es die Gerechtsame besitzt nach Gutbefinden in eigenen Angelegenheiten Recht und Unrecht festzustellen, und daß die Regenten desselben oft vielleicht ehrenwerthe Beamte sind, aber nichts Anderes, und daß sie wie alle andern, z. B. unsere Gerichtsdiener, von Gott ihren Ursprung haben. Daß sie im Verhältniß zu ihrer höhern Bestimmung ein höheres Ansehen genießen müssen, ist für mich klar. Stellen sie sich aber über den Volkswillen, wie er durch die Repräsentanten des Volks und die Gesetze ausgesprochen ist, so handeln sie weit verbrecherischer als Diejenigen welche das gemeine Recht bestraft. Sollte man aber daraus wieder schließen wollen daß Alles was vom Volke kommt gut sei, klug und billig, mehr als bei den Regierungen, so irrt man sich wiederum gewaltig. Man sehe die Französische Revolution, das englische Parlament, den Proceß gegen Görtz, wo alle Formalitäten des Rechtsganges überschritten, wo ein Todesurtheil gefällt wurde ohne einen einzigen wahren juristischen Grund, wo kein einziges richterliches Wort von irgend einer Person des Gerichts geäußert worden, man sehe darauf und urtheile! Und warum das? Deshalb weil sie Alle Menschen waren, was in der That ungeachtet der einen oder andern Ausnahme im Allgemeinen kein Ehrentitel ist." Man sieht, Karl August war so wenig Reactionnair als Demokrat, um die heutzutage gebräuchlichen Stichworte zu gebrauchen; der Regent war ihm kein unfehlbares Wesen, das Volk in seinen ungeregelten, die Gesetze misachtenden Handlungen noch weniger. Seine Meinung ging dahin daß nur durch eine Vereinigung dieser beiden Mächte im Staate dieser zu Dem werden könnte was er sein soll.

Hinsichtlich der persönlichen Erscheinung des Kronprinzen sagt ein schwedischer Berichterstatter: „Bei seinem ersten Anblicke fühlte man sich nicht zu ihm hingezogen; seine Gestalt hatte nichts Imposantes, die Sprache die er redete nichts Einladendes, und außerdem hatte er ein etwas kränkliches Aussehen. Betrachtete man aber die Gesichtszüge genauer und vernahm seine ruhigen, wohlwollenden, herzlichen Aeußerungen, so regte sich innerlich der Wunsch ihm näher zu kommen, zumal da sein Anstand und seine Haltung eine biedere, ungekünstelte und nordisch-ernste Sinnesart verrieth. Man glaubte in seinen Blicken zwar nicht die Blitze des südlichen Himmels, wol aber das stille und ernste Licht zu erblicken, das des Orion Sternbild über die Berge hinwirft. Es lag in dem äußern Wesen des Prinzen gleichsam eine Vermittelung zwischen der Geradheit und Einfachheit der Demokratie und den geschliffenen, feinen Sitten der Aristokratie; und obwol er es am wenigsten darauf anlegte nach Popularität zu haschen, so gewann er diese dennoch, wie die freiwilligen und herzlichen Huldigungen die die zahlreiche Volksmenge ihm brachte bewiesen."

Ein Fürst von so trefflichen Eigenschaften mußte die schönsten Hoffnungen für ein Land erregen, dessen Regent er werden sollte. Doch war es ihm nicht beschieden dieses Ziel zu erreichen. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer mehr; trotz der strengsten Diät die er in Stockholm beobachtete nahm sein Unwohlsein zu. Die Schmerzen im Unterleibe, die Betäubung im Kopfe, die Unruhe im Körper, das Alles steigerte sich im Laufe weniger Monate. Sein offenes, zutrauliches Wesen verschwand, die einst so heitere Stirn verdüsterte sich, der klare, lebhafte Blick ward matt, scheu und gläsern. Auf einer Reise nach Schonen ereilte ihn der Tod. Die erste Nacht jener Reise weilte man in Nyköping, am Tage darauf ward die Reise nach Linköping fortgesetzt, zu Mittag speiste der Prinz in einem Gasthause zu Aaby eine kalte Pastete und bald darauf stellten sich Leibschmerzen und Erbrechen ein. Gegen den von Linköping herbeigerufenen Arzt Professor Lodin äußerte der Kronprinz zum ersten male mit Bestimmtheit, er glaube er sei vergiftet. Lodin machte darauf aufmerksam daß die übrige Reisegesellschaft ja kein Unwohlsein verspüre, worauf der Kronprinz erwiderte daß er ganz allein von der Pastete genossen habe. Die Reise ward fortgesetzt und die erwähnten Anfälle mehrten sich. Als man in Eksjö angelangt war, mußte dieselbe auf ein paar Tage ausgesetzt werden. Der in der Reisebegleitung befindliche Oberstlieutenant Holst schrieb von hier an den Secretair Kullberg, er möge doch einen Arzt senden. Als Kullberg hierüber mit dem Grafen Fabian Fersen sprach, wollte dieser den Leibarzt Rossi beordern hinzureisen. Kullberg wandte ein daß der Kronprinz zu Rossi wenig Vertrauen habe, aber Fersen antwortete: „Ich kann keine Aerzte schaffen, der Prinz muß sich mit Dem begnügen was disponibel ist. Ueber alle andern Aerzte ist disponirt." In der That ein eigenthümlicher Bescheid, wenn es sich um die Gesundheit und das Leben eines Thronfolgers handelt!

Der Prinz erholte sich wieder und reiste weiter über Karlshamn und Christianstad. Am Morgen der Abreise fühlte der Kronprinz sich wieder unwohl und äußerte gegen Forsell: „Nun begreife ich daß meine Krankheit ein Vorbote des Todes ist." In Ramlösa angelangt, befiel ihn neues Unwohlsein. Er klagte: „Meine Gesundheit ist so zerstört daß ich mich selbst nicht mehr kenne, und besonders leide ich an heftigen Kopfschmerzen, daß wenn ich niedersehe mich der Schwindel zu erfassen droht, und wenn ich den Kopf hastig schüttele, so kommt es mir vor als wenn ich Wasser in den Schläfen hätte."

Hier in Ramlösa hatte er die Freude seinen Bruder wiederzusehen und einige Tage mit ihm zuzubringen. Dies war fast unmittelbar vor seinem Tode. Am 28. Mai (1810) um die Mittagszeit sollte auf der Quidinger Haide ein Husarenregiment von ihm inspicirt werden. Es wehte ein starker Wind und man sagt daß einer der Adjutanten den Kronprinzen zu bewegen gesucht habe die Inspicirung auszusetzen, was er aber ablehnte. Dieselbe begann. Nach einer Weile ward der Kronprinz ersucht nach dem einen Flügel des Regiments sich zu begeben, um von da aus einige Evolutionen die ausgeführt werden sollten besser übersehen zu können. Nach etwa zehn Minuten blies ihm der Wind den Hut vom Kopfe, bald darauf begann sein Pferd en carrière zu rennen. Der Kronprinz

schwankte, verlor die Steigbügel und die Zügel, und nachdem das Pferd ungefähr 100 Ellen vorwärts geeilt war, stürzte er herab und das Pferd rannte davon. Das Gefolge des Kronprinzen, die Offiziere des Regiments stürzten herbei und fanden ihn ohnmächtig auf dem Rücken liegend. Holst riß ihm die Cravate auf und ein Rittmeister holte Wasser herbei, das man nebst Branntwein anwandte, um das Gesicht zu benetzen und dadurch die Lebensgeister zurückzurufen. Man glaubte der Kronprinz sei vom Falle betäubt. Die Offiziere bildeten mit ihren Mänteln eine Schutzwand, damit der kalte Wind ihm nicht schade. Bald darauf langte Rossi an und versuchte, wiewol vergeblich, den Kronprinzen wieder in das Leben zu bringen; nur ein schweres, leises Röcheln war vernehmbar. Nach zehn Minuten öffnete Rossi eine Ader an dem linken Arm und in diesem Augenblicke schien es als ob die Besinnung zurückkehren wolle. Eine leichte Röthe trat auf die Wangen und die Lippen zuckten. Aber es war eine Täuschung. Das Röcheln der Brust ward unvernehmbarer, die Röthe schwand vom Gesicht und nach und nach stellten sich die Vorboten des Todes ein. In die Predigerwohnung zu Quidinge gebracht, starb der Kronprinz bald darauf, starb einer der edelsten Fürsten und der besten Menschen.

Zwei Fragen nehmen die Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch: Ist der Kronprinz an Vergiftung gestorben? Und wer ist der Thäter? Trotz aller Nachforschungen kann auf beide Fragen keine genügende Antwort gegeben werden, auf die letztere fast gar keine. Gleichwol war man in ganz Schweden überzeugt daß eine Vergiftung stattgefunden; als den eigentlichen Vollführer der That bezeichnete man damals und auch noch jetzt den Leibarzt Rossi. Directe Anzeigen daß Rossi dieses Verbrechen begangen haben sich nicht ergeben; Umstände die ihn verdächtig erscheinen lassen sind in Menge vorhanden. Mindestens fällt ihm eine sorglose Behandlung des Kronprinzen nach seinem Sturz vom Pferde und ein höchst leichtsinniges Verfahren bei der Obduction zur Last. (So z. B. unterwarf er die im Magen vorgefundenen Substanzen nur einer ganz oberflächlichen Untersuchung; diese Substanzen verschwanden und Niemand wußte zu sagen wo sie hingekommen; auch Milz und Leber wurden weggeworfen.)

Hatte das schwedische Volk den Arzt Rossi als den wirklichen Vollführer der That angesehen, so zweifelte man doch keinen Augenblick daran daß Rossi nur ein Werkzeug in höhern Händen, nur eine vorgeschobene Person gewesen sei. Wer aber war der eigentliche Thäter, der Anstifter? Im Publicum wußte man hinlänglich daß eine Anzahl schwedischer Herren vom Adel Gegner des Kronprinzen waren. Schon das würde ausgereicht haben um nach dem Tode des vom Volke vergötterten Kronprinzen die Erbitterung gegen diese Herren zu erregen. Nun aber kam die Meinung daß der Kronprinz vergiftet sei hinzu; ferner stellten sich die Erzählungen von frühern Vergiftungsversuchen wieder ein, und man war auch schon mit sich einig, wo der Giftmischer zu suchen sei, nämlich im Lager der Misvergnügten.

Unter den Gustavianern ragte der Reichsmarschall Graf Axel Fersen hervor. Er war sehr reich und sehr stolz, Beides Umstände die wenig geeignet waren die Gunst des Volks zu erwerben. Daß er ein eifriger Gustavianer war, daß er gleichsam an der Spitze dieser Partei stand, machte ihn zum hervorragenden Gegenstande des Hasses und der wüthendsten Erbitterung. Am Tage vorher, ehe des Prinzen Leiche in Stockholm eintraf, brachte ein dortiges Tageblatt eine versificirte Fabel, betitelt „Die Füchse", worin deutlich genug der Graf Axel Fersen und seine Schwester, die Gräfin Piper, als Mörder bezeichnet worden waren. Durch solche und andere Mittel war die Masse des Volks hinreichend vorbereitet worden, als der 20. Juni anbrach. Der Transport der Leiche, der bisher einem schönen, stillen Festzuge geglichen hatte — Bauern hatten den Sarg überall freiwillig getragen, eine Ehre die seit dem großen Gustav Adolf nicht war erwiesen worden — dieser Transport sollte in Stockholm Anlaß zur Ausübung der scheußlichsten Volksjustiz geben. Graf Axel Fersen, dem es als Reichsmarschall oblag den Leichenzug zu eröffnen, hatte vorher Warnungen erhalten sich nicht dabei einzufinden. Aber den stolzen Grafen mögen solche Warnungen noch mehr in seinem Entschlusse bestärkt haben, sein Amt an diesem Tage zu versehen. Der Leichenzug begann. Kaum ward man der Kutsche des Grafen Axel Fersen ansichtig, als auch schon Steine in dieselbe flogen. „Steine für Fersen! Mörder!" schrie man. Das Gedränge um die Kutsche ward lebhafter, Fersen ward durch einen Steinwurf verwundet und flüchtete nun aus dem Wagen in das Haus eines Bekannten. Allein die rasende Menge stürzte nach, während Andere riefen daß man ihn aus dem Fenster werfen solle. Fevsen konnte hier nicht länger bleiben. Die Erzählungen über den weitern Hergang weichen voneinander ab. Gewiß ist daß Fersen von einem Bekannten unter den Arm gefaßt wurde, um so geschützt nach dem Rathhause zu gelangen. Allein auf diesem Wege ward Fersen auf das abscheulichste gemishandelt, mit Messern, Stöcken, Regenschirmen und andern Gegenständen die zur Hand waren gestoßen, verwundet und geschlagen. Dennoch gelangte man nach dem Rathhause; auf der Treppe ward Fersen's Begleiter von ihm getrennt und der Unglückliche war nun ganz der Volkswuth preisgegeben; er ward niedergeworfen, man riß ihm die Kleidung ab und trat ihn mit Füßen, bis der schwache 60jährige Greis seinen Geist aufgegeben. Und auch dann noch mishandelte man den Leichnam aufs gemeinste und schrecklichste. Das war ungefähr 2 Uhr Nachmittags; erst gegen 4 Uhr soll die Leiche von den ruhig zusehenden Behörden fortgeschafft worden sein. Eine vorurtheilsfreie Prüfung hat mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben daß dieses Opfer der Volkswuth unschuldig gewesen. Desto eifriger ist man bemüht gewesen anderweite Theilnehmer an dem Complot gegen den Prinzen zu entdecken. Auch Adlersparre beschäftigt sich hiermit vielfach, seine Forschungen haben jedoch keine bestimmten Resultate gehabt. Er glaubt nicht daß ein Schwede die Missethat vollführt habe, wenn es sich auch nicht bezweifeln lasse daß sich Schweden fanden die Mitwisser waren. Die Hauptleiter in dem angeblichen Complot glaubt Adlersparre außerhalb Schweden suchen zu müssen. Er macht darauf aufmerksam daß Rußland fortwährend maskirte Sympathien für die gestürzte schwedische Königsfamilie und daher Antipathien gegen die darauf folgende Regierung gehabt habe, daß Rußland sich in intimer Weise dem dänischen Hofe näherte, daß Rußland endlich durch Förderung des Unionsplans zu Gunsten Friedrich's VI. Dänemark von Frankreich ab- und zu sich heranzuziehen gehofft habe. Diesen Planen habe Karl August im Wege gestanden, und man habe nur noch hoffen können, wenn der Prinz auf irgend eine Weise beseitigt würde. Adlersparre deutet an daß das russische Cabinet Einfluß auf die wegen der Todesursache des Prinzen eingeleiteten Untersuchungen, die schlaff genug geführt wurden, gehabt haben könne, sodaß dem schwedischen Cabinet gleichsam Vorschriften gemacht wurden, bis so weit und nicht weiter in der Sache zu rühren. Aber dies sind Vermuthungen die bisjetzt wenigstens alles Beweises entbehren. Anzeigen verschiedener Art hat Adlersparre auch gegen Dänemark erhoben. Daß Friedrich VI. noch immer für die Union schwärmte, natürlich unter der Voraussetzung daß er selbst Unionskönig werde, ist unzweifelhaft; daß er Intriguen nicht scheute, um zum Ziele zu gelangen, ist ebenso gewiß, daß er aber gewußt haben sollte, man wolle ein Verbrechen begehen um seine Plane zu fördern, und daß er die Begehung dieses Verbrechens stillschweigend geduldet hätte, das ist mit der sonstigen Rechtlichkeit seines Charakters nicht vereinbar. Somit bedeckt bisjetzt ein tiefes Dunkel das tragische Ende des Kronprinzen, und kaum ist zu erwarten daß dies Geheimniß dereinst noch aufgeklärt werden wird.

27.

Das dresdener Hoftheater.

Die Dramaturgenkrankheit gehört nicht zu den Märzerrungenschaften. Sie wurzelt schon in der belletristischen vormärzlichen Zeit. In der Mitte der vierziger Jahre gab es einen wahren Wettlauf nach schleunigst zu errichtenden Dramaturgenstellen. Allerorts tauchten, wenn anders ihre eigenen Versicherungen glaubhaft waren, hierzu befähigte Persönlichkeiten auf, die sich zumeist dadurch auszeichneten daß sie ihre Befähigung anderwärts zu verwerthen nicht recht Gelegenheit hatten und die eben deshalb mit Missionspredigten über das dramaturgische Bedürfniß die Spalten der Zeitungen füllten. Das dramaturgische Bedürfniß! Wer wollte leugnen daß das deutsche Theater sehnsüchtig seinen Messias erwartete, wer leugnen daß es in der darstellenden Kunst genug zu regeneriren gab und daß eine Hebung der Schaubühne, mit praktisch-künstlerischem Sinne durchgeführt, immer mehr als ein Bedürfniß anerkannt ward. Allein der Unbefangene konnte doch auch nicht verkennen daß für Viele, welche der Idee des modernen Dramaturgenthums das Wort redeten, das Bedürftigsein weniger von der Kunst als vielmehr von ihren Personen galt und daß das ersehnte Heil nicht in dem Lager herabgekommener Zeitungsredacteure und unbeschäftigter Literaten zu suchen sei. Es drohte die Gefahr daß bei jedem Stadttheater ein neumodischer „artistischer Director" anfangen werde seine Experimente loszulassen, denn etwas, gleichviel ob Kluges oder Dummes, mußte er seiner Stellung zu Ehren doch thun. Da kam plötzlich die Katastrophe des politischen Drama. Die Revolution brauchte und verbrauchte Manchen, dessen ästhetisch erregte Phantasie für Nichts als die deutsche Musterbühne der Zukunft schwärmte; sie verzehrte manche, natürlich stets verkannte Befähigung mit Haut und Haar, und die Dramaturgenkrankheit neigte sich einigermaßen zur Besserung, das Bedürfniß hörte auf ein blos persönliches zu sein und ward mehr und mehr, was es von Anfang war, ein sachliches. Gewiß liegt hierin ein Gewinn, und jemehr dies allseitig erkannt werden wird, um so rascher wird das Vorurtheil sich beseitigen lassen, das in der Anstellung von Dramaturgen bisher nur einen modischen Aufputz sah; um so theilnahmsvoller wird auch das große Publicum die Erfolge betrachten, welche die artistische Leitung in Wien und München erreicht hat und in Karlsruhe erhoffen läßt. Das letztere ist von Wichtigkeit. Denn zum ersprießlichen Gedeihen der Kunst ist gerade für die dramatische Darstellung eingehendes Verständniß und theilnehmende Empfänglichkeit des Publicums und zwar nicht blos an der virtuosen Einzelschöpfung, sondern an der Gesammtleistung unentbehrlich. Man kann es daher als eine allgemeine Wahrheit gelten lassen daß die dramaturgische Instruction nicht blos der Bühne, sondern auch dem schauenden Publicum dienlich sei; leider verkennt nur die Presse in letzterer Beziehung allzu oft ihre Aufgabe, und wo sich an dem ernstlichen guten Willen nicht zweifeln läßt, da laufen, wie sich Beispiele in einer großen norddeutschen Hauptstadt leicht finden lassen, hier und da kritische Irrungen unter, welche die Darsteller und Zuschauer gleichmäßig abstoßen. In Buchform aber finden allgemeine dramaturgische Betrachtungen, deren praktischer Werth überhaupt ein relativer sein dürfte, schwer Anklang und Eingang, wenigstens dann wenn sie nicht blos Charaktere entwickeln, sondern speciell auf die Darstellungsformen eingehen wollen. Deshalb haben auch hier einschlagende Schriften immer zunächst an locale Interessen angeknüpft, wenn sie nicht gar nur eine einzelne berühmte Persönlichkeit als Mittelpunkt für dramaturgische Miscellen nahmen. Es ist im Princip nicht zu misbilligen daß die Betrachtung wirklich Vorhandenes, gegebene Zustände sich zum Vorwurf nimmt. Man sollte deshalb kein Vorurtheil haben gegen Monographien welche sich auf Darstellung localer Bühnenverhältnisse beschränken, vorausgesetzt nur daß die letztern zur Entwickelung der Kunst in einer festen Beziehung stehen. Wir haben kein Nationaltheater das im Repertoire und der Darstellungsart als Typus deutscher Schauspielkunst gelten und beurtheilt werden könnte; allein die Kunstbestrebungen in Wien, Berlin, München, Dresden, Weimar und anderorts böten einer eingehenden Analyse Stoff genug, wenn nur der Geist eines Lessing oder Börne irgendwo seine irdische Auferstehung feiern wollte.

Unter den deutschen Bühnen hat seit Decennien das dresdener Hoftheater sich eines besonders günstigen Rufs zu erfreuen gehabt. Vielleicht dankt es diesen Ruf zunächst weniger einer grundechten Kunstbegeisterung als den gefeierten Notabilitäten, welche anregend, schaffend und darstellend an der dresdener Bühne gewirkt haben. Was insbesondere die Darsteller anlangt, so braucht für die neuere Zeit nur daran erinnert zu werden daß die Devrient in den schönsten Blütejahren ihres Ruhms hier als bewundertes Vorbild glänzte und der deutschen classischen Oper eine dauernde Geltung erkämpfte; im Schauspiel aber hat ein dem ganzen gebildeten Deutschland wohlbekannter Künstlerkreis, zum Theil unter der fördersamen Mitwirkung von Eduard Devrient und Gutzkow, sich schon längst für das classische Drama ein Auditorium herangezogen, welches, alle Ränge füllend, aus allen Ständen also zusammengesetzt, der echten Kunstbestrebung mit weihevoller Stimmung entgegenkommt und, ohne sich den Genuß durch zersetzende Prüfung zu verkümmern, doch mit Bewußtsein und mit Verständniß genießt. Bei einem solchen Publicum sollte man meinen, müsse die dramaturgische Instruction immer eine besonders freundliche Aufnahme finden, und doch hat es an hier einschlagenden Schriften, welche auf dresdener Theaterverhältnisse näher eingegangen wären, längst gefehlt. Diese Behauptung ist kein Vorwurf für die dresdener Feuilletonkritik, die von Julius Hammer und O. A. Banck, dem Einen mit immer bereiter, fördernder Theilnahme, dem Andern mit piquanter, scharf verständiger Abwägung, geübt wird; ich rede hier nur von Schriften in Buchform. Sieht man sich da in der dresdener Theaterliteratur um, so findet man für die historische Literatur nennenswerthe Beiträge; die kritische Analyse dagegen ist in den letzten zehn Jahren sehr unwürdig vertreten gewesen. Das „Kaleidoskop" und „Antikaleidoskop von Dresden", kleine längst vergessene Skandalschriften, befaßten sich aus Mangel an anderweitem Stoff auch mit Theaterangelegenheiten in ziemlich unzurechnungsfähiger Weise. Pauli's Tod gab Veranlassung zu zwei Darstellungen seiner Künstlerlaufbahn, die ihrem nächsten Zwecke eben entsprachen. Später erinnerten einzelne Künstlerbiographien von Paul Jones daran daß nicht blos die Kunst, sondern auch nach Befinden die Literatur bei der Kunst nach Brote gehe. Neben derartigen Productionen machte ein älteres kleines Buch von Manstein einen befriedigenden Eindruck, weil es, wenn auch nur skizzenhaft und aphoristisch gehalten, doch von einem anständigen Manne für gebildete Leute geschrieben war. In dem Pamphlet „Dresden und die Dresdener" sind dem Theater auch einige Bogen gewidmet; der Zufall hatte gefügt daß ihr Inhalt einem Excerpte aus den Jahrgängen 1844 und 1845 der „Abendzeitung" nicht unähnlich aussah, und wie piquante Bemerkungen der Pamphletist auch einfließen lassen mochte, der Leser kam doch von dem Eindrucke nicht los daß geschwätzige Honorarsucht ein übles, widriges Ding sei. Man sieht, diese locale Literatur liegt sehr im Argen. Vor kurzem aber ist ein neuer Versuch veröffentlicht worden, bei dem ich mit einigen Worten verweilen will.

Das dresdener Hoftheater und seine gegenwärtigen Mitglieder. Historisch-kritische Aphorismen für Kunfreunde und Künstler, von A. Sincerus. Zerbst, Wallerstein. 1852. 8. 20 Ngr.

Das Bücherfatum hat sich demselben bisher noch wenig günstig gezeigt. Während es den Pamphletisten immerhin an Aufmerksamkeit im Publicum nicht gefehlt hat, ist diese neue Theaterschrift, obwol sie schon einige Monate alt geworden ist, doch fast unbemerkt, ungerühmt, wenig gelesen geblieben. Kaum daß einige „Künstler und Kunstfreunde" die Köpfe zusammengesteckt haben, um sich nach der pseudonymen Autorschaft zu erkundigen! Der Kritiker des dresdener Hoftheaters gehört

nämlich zu der großen Familie der „Wahrliebe", von der historisch bekannt ist daß sich bisweilen sehr ungerathene Kinder in sie eingedrängt haben. Indeß, was kümmert den Leser zuvörderst des Autors Persönlichkeit, er hat es nur mit dem Buch zu thun und darf sich hierin auch nicht irremachen lassen, wenn selbst der Autor ziemlich oft an sein Ich erinnern sollte.

Sincerus' Schrift bietet eine vollständige Revue des Theaterpersonals in Schauspiel und Oper. Für die Repertoireaufstellungen der einzelnen Künstler ist namentlich aus den neuern Jahren der Theaterzettel sehr gewissenhaft excerpirt. Gelegentlich sind zur Belebung der Darstellung historische oder biographische Notizen und dramaturgische Aphorismen eingestreut. Unleugbar bekundet der Verfasser, und das will heutzutage leider Gottes bei Denen die über Theater schreiben schon etwas sagen, daß er mit seinem Stoffe vertraut genug ist, um über denselben seine Stimme abgeben zu können. Insbesondere bezeugen einzelne Bemerkungen, Vergleiche mit der Vergangenheit u. s. w., daß er dem Theater schon seit vielen Jahren seine Aufmerksamkeit zugewendet haben muß. Das Referat über die Oper ferner verräth in Sincerus einen gebildeten Musikkenner, der vielleicht nicht bloßer Theoretiker, gewiß nicht bloßer Dilettant sein dürfte. Die eingewebten dramaturgischen Excurse dagegen, die sich durch eine lebhafter gehaltene Ausdrucksweise hervorheben, enthalten meist nur bekannte Dinge; sie geben deshalb der Debatte kaum einen bemerkenswerthen Stoff und schlagen zugleich eine Vermuthung nieder, die eine beiläufige Bemerkung des Verfassers erregen kann und nach welcher Sincerus zu dem unglücklichen Geschlechte der verkannten Dramaturgen des Heiligen Deutschen Reichs gehören würde. In der Einleitung des Buchs nämlich, bei Gelegenheit einer ganz sachgemäßen Erörterung über die Ansprüche an einen guten Dramaturgen, läuft das Raisonnement in die Schlußbemerkung aus: „Es wird verhältnißmäßig wenige Männer geben, die Geist, Bildung und Charakter genug besitzen, eine solche Stellung würdig auszufüllen, und die Mehrzahl dieser Wenigen ist den betreffenden Verwaltungen unbekannt oder wird nicht beachtet, weil sie sich selber vorzudrängen zu bescheiden sind." Sollte der Verfasser zu der „Mehrzahl" dieser bescheidenen Wenigen gehören? Ein verkannter Dramaturg, der sein Licht aus Bescheidenheit unter den Scheffel gestellt hätte, ein alter Praktiker, der den Theaterverwaltungen unbekannt blieb, weil seine Befähigung nicht gleich mit im Adreßbuch angemerkt stand? Ein solcher Fall würde den literarischen Beurtheiler auf einen andern Standpunkt weisen, allein ich glaube hier nicht an sein Vorhandensein und sehe deshalb in Sincerus nur den Kritiker, der beiläufig seiner Unparteilichkeit im voraus ein Zeugniß durch die Versicherung abzulegen bemüht ist, „daß alle von ihm gegebenen historischen und biographischen Notizen auf eigener persönlicher Forschung beruhen, nach keiner Seite hin aber auf etwaigen Privatmittheilungen, die ihm unzugänglich waren".

Ich habe angefangen von Dem zu sprechen was sich an Sincerus' Buche loben läßt. In dieser Rubrik ist noch die Freimüthigkeit anzuerkennen, mit der die berühmten Vertreter deutscher Schauspielkunst besprochen werden. Der Verfasser hat den rechten Ton, den einer ruhigen Abwägung von Verdienst und Mangel, hier passend getroffen und dadurch daß er auch seinen Tadel ohne Verhüllungen aussprach sich vor unkritischer Apotheosie gehütet. Auf Einzelheiten einzugehen kann hier nicht der Ort sein, zumal in Kunstsachen die „Kritik der Kritik" noch nicht Mode geworden ist. Es genüge daher die allgemeine Bemerkung daß die Darstellung von Sincerus im Ganzen den Eindruck einer vorurtheilsfreien Würdigung macht. Nur dürften z. B. die verwunderlich zartfühlenden Beurtheilungen einiger kleinerer Theatersterne, wie der Damen Huber, Bredo und Schmidt, mit Recht befremden. Die sehr beredte Anerkennung der Verdienste des Herrn von Lüttichau würde ich gern als einen Hauptvorzug des Buchs bezeichnen, wenn neben dem Licht auch der Schatten in das rechte Verhältniß gesetzt wäre; wie sie von Sincerus gegeben ist, kann sie dem Vorwurf der Einseitigkeit nicht entgehen.

Aus den vorstehenden Bemerkungen erhellt jedenfalls soviel daß diese neueste Beurtheilung der dresdener Theaterverhältnisse eine angemessenere und würdigere ist als die obenerwähnten einschlagenden Arbeiten der vorhergehenden Jahre insgesammt. Hiermit aber ist nicht gesagt daß dieselbe auch denjenigen Anfoderungen entspräche, welche man an eine derartige, zumal für „Künstler und Kunstfreunde" geschriebene Arbeit zu stellen berechtigt ist. Es bedarf vielmehr der gespendete Beifall einer Erläuterung, die vom Standpunkt des gebildeten Kunstfreundes aus eine sehr wesentliche Einschränkung sein wird. Sincerus' Buch kann seinem Inhalte nach nur dem großen Publicum genügen, das in demselben bei seinem natürlichen Interesse für das Theater mit Vergnügen Urtheile ausgesprochen und so von einem Dritten gebilligt findet, die es zum größern Theile selbst schon bei Gelegenheit ausgesprochen oder gedacht hat. Es wird daher für manchen fleißigen Theatergänger und mehr noch für die stillen, andächtigen Winterabonnentinnen eine angenehme Lecture, ein Résumé eigener Anschauungen, wol auch bei den Frauen eine Verdeutlichung unklar gewesener Empfindungen sein können; im günstigen Falle wird es hier und da die Vorstellung anregen daß die Schauspielkunst nicht sinnliches Ergötzen, nicht gaukelnde Unterhaltung nach des Tages Arbeit oder Müßiggang zu gewähren bestimmt sei, sondern ihren Zweck in sich selbst trage und als eine selbständige Aeußerung geistiger Thätigkeit nicht außer Beziehung zu der gesellschaftlichen Entwickelung unserer Zeit stehe. Dem gebildeten Kunstfreunde aber ist hiermit nicht genügt. Er durfte, namentlich nach der vorausgeschickten Vorrede, eine gründlichere Erschöpfung des so reichen Stoffs und ich will nicht einmal sagen mehr Wissenschaftlichkeit, aber doch mindestens mehr Geist und eine tiefere Auffassung erwarten. Sincerus trägt seine Urtheile offenbar mit Lust und Liebe vor, aber er bleibt mit ihnen auf der Oberfläche der Dinge haften. Statt zu analysiren, beschreibt er und hinterläßt so den Eindruck als habe er mehr erlebt, mehr erfahren als geforscht und durchdacht. Wäre er eleganter im Ausdruck, so würde er am Theetisch ein angenehmer Unterhalter sein; als Docent aber ist er für das auf dem Titel seines Buchs adcitirte Auditorium mindestens zu „populair". Am meisten macht sich dies bei Beurtheilung des Schauspiels bemerkbar. Erschöpfende Würdigung berühmter Darsteller läßt sich z. B. überhaupt in der Gewandung allgemeiner Lobsprüche oder allgemeinen Tadels nicht denken; es bedarf hierzu eines ganz speciellen Eingehens auf des Darstellers Eigenthümlichkeiten, auf seine Auffassung in Rollen welche seine künstlerische Begabung besonders charakterisiren. Erst hierdurch gewinnt das Urtheil seine natürliche Motivirung, und gerade diese Motivirung ist Dasjenige was für den Künstler und Kunstfreund die meiste Bedeutsamkeit hat. Die Tageskritik kann dieselbe auch bei redlichem Willen nicht immer geben; in einem Buche aber das unter Anderm auch belehren und jedenfalls das Kunstinteresse fördern will ist sie nicht zu entbehren. Daß man sie in Sincerus' Buche trotzdem meist vermißt, ist ein Mangel den die überaus breite, allzu wortreiche Darstellung am wenigsten verdeckt. Und hieraus hauptsächlich wird es zu erklären sein, wenn auch die unparteiischsten Kunstfreunde — Sincerus fürchtet im voraus daß der „Unbefangenen" unter seinen Lesern nur wenige sein werden; warum? — das angezeigte Buch unbefriedigt, ja selbst ob der getäuschten Erwartung verstimmt aus der Hand legen.

10.

Deutsches Leben.

Es ist vielfach versucht worden dem deutschen Leben beizukommen, um endlich einen eigentlichen Grundbegriff davon hinstellen zu können, allein wie so vieles Andere fing man es auch hier mit diesem Leben zu gelehrt an, sodaß man noch heute sich

nach einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was ist deutsches Leben? vergeblich umsieht. Wie und wo will man sie auch finden, da dieses Leben fast nie und nirgend zu selbständiger Entwickelung kommen sollte? Ueber das alte deutsche Recht wälzte man den Leichenstein römischer Pandekten; den Glauben bannte man in die Kirche, welche die christliche Liebe mit Feuer und Schwert annehmlich zu machen wußte. Die deutsche Poesie — man spricht von schlesischen und schwäbischen Dichtern. Deutschland ist ein geographischer Name. Da steckt es! Man sage nicht, der Franzose der Pyrenäen sei ein anderer als der Bretagner, der Engländer an der Themse ein anderer als jener an Schottlands Grenze, denn die Einen sind deswegen doch Franzosen, die Andern dennoch Engländer. Dagegen ist der Schwabe kein Pommer, der Oestreicher kein Westfale, der Ostfriese kein Würtemberger, sondern jeder er selbst und alle insgesammt nur insofern Deutsche als sie die Schriftsprache verstehen. Die Anläufe die das Jahr 1848 zu einem einzigen Deutschland versuchte sind heute schon eine alte Sage. Wer es also versuchen will, vom deutschen Leben sich eine nothdürftige Ansicht zu bilden, dem ist nicht anders zu helfen, als daß er sich die Mühe nicht verdrießen lasse, sich durch 30 und etliche Staaten des weiland Heiligen Römischen Reichs hindurchzuwinden und die auf diesem patriotischen Wege gewonnenen Resultate wie ein Additionsexempel zusammenzustellen, um sodann mittels der Division einen Durchschnitt herauszurechnen. Touristen haben indessen doch schon vorgearbeitet. Sie erzählen Verschiedenes vom wiener Prater und berliner Theater, haben auch sogar einen Gelehrten oder Poeten gesehen und gesprochen, mit der Paßbehörde Weitläufigkeiten gehabt und wissen die Grenzjäger sowie die Table d'hôte im Hôtel so und so in das gehörige Licht zu stellen. Aber diese Touristen erzählen doch immer von irgend einem Leben und erinnern jedenfalls daran daß vielleicht durch erzählende Darstellung aus dem Leben in Schwaben und Baden, in Baiern und Westpreußen, in Nassau und Waldeck, in Hanau und Hennegau das einfachste Mittel geboten sei, einer Lösung der Räthsels vom deutschen Leben näher zu kommen, wie ja doch z. B. Auerbach's „Dorfgeschichten" uns im Schwarzwalde recht heimischmachen. Darum haben wir denn auch

Deutsches Leben. Novellen, Erzählungen und Skizzen. Herausgegeben von Heinrich Pröhle. 1ster Band. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1853. 8. 2 Thlr.

förmlich als einen modernen Oedipus begrüßt, da, was man schon nach dem Titel erwarten durfte und was im Vorwort ausdrücklich ausgesprochen ist, es die Absicht sein soll in diesem Werke eine Reihe von Erzählungen zu liefern, welche das deutsche Leben schildern. Es soll darin allerlei Volk auftreten und nach den innersten Eigenheiten seines Wesens sich zeigen, wie es in Haus und Hof, im Verkehr mit Weib und Kind, bei ernster Beschäftigung und auf der fröhlichen Kirchweih sich zeigt. Ganz recht! So ungefähr muß das Ding angegriffen werden, ohne daß die Unterhaltung der Lesewelt, was nach dem Vorworte vorzugsweise im Auge behalten werden soll, darunter zu leiden braucht. Indessen dieser erste Band dürfte auf ein Mehres als Unterhaltung nur bescheidene Ansprüche zu machen haben. Er gibt eine Erzählung aus der Schweiz und ein Tagebuch aus Ungarn. Nun gibt es allerdings eine Deutsche Schweiz und in Ungarn deutsche Gemeinden, gleichwol heißt es doch die Vorsicht etwas zu weit ausdehnen, so an den äußersten Grenzen einmal eine Thür leise aufzumachen, ob drinnen vielleicht Jemand wohnt der Deutsch versteht; denn wenn dies auch der Fall ist, so liegt doch die Annahme ganz nahe daß dieser Jemand nothwendig landesübliche Elemente sich angeeignet habe, also das Deutsche nicht rein und unvermischt zeige. Das ist denn auch bei der ersten Erzählung: „Der Oberamtmann und der Amtsrichter", von Jeremias Gotthelf, so sehr der Fall daß die Lesewelt, wie heimisch Jeremias Gotthelf auch bei ihr sein mag, doch eine deutsche Erklärung mancher Schweizerworte ungern vermissen wird. Außerdem reducirt sich die ganze Erzählung eigentlich auf eine gewöhnliche Jagdanekdote, wobei nur die beiden Titelpersonen betheiligt sind. Die übrigen Figuren kommen und gehen ohne innere Nothwendigkeit, zum Theil ohne alle Berechtigung, und es läßt sich im Grunde Nichts weiter von ihnen sagen als daß es schweizerische Figuren sind. Nun wir wissen ja längst daß der Verfasser dergleichen zu zeichnen versteht. Wir haben aber Ansprüche auf deutsche Figuren. Diese gibt Gottfried Schröer in seiner „Hauschronik eines deutschen Schulmeisters in Ungarn", die der Verfasser Novelle nennt. Darüber wollen wir nicht rechten, da sich allerdings einige novellistische Momente vorfinden. Warum aber dieser deutsche Schulmeister gerade in Ungarn sein muß, kann man sich nicht deutlich machen, denn die ganze Geschichte mit Haus und Hof, Kind und Kegel konnte füglich mitten in Deutschland spielen. Soll etwa angedeutet werden, der Deutsche bleibe auch in Ungarn sich selbst getreu, so fehlt die Feuerprobe des Gegensatzes durchaus und der Zusatz „in Ungarn" ist ein Luxus. Uebrigens ist diese Idylle, denn eine solche haben wir in der „Hauschronik" eigentlich vor uns, ganz gut gehalten und gibt manches recht freundliche Bild. Hoffen wir schließlich daß der folgende Band uns ohne weitern Umschweif in Gegenden führt die nach Stein und Cannabich in Deutschland zu finden sind. 36.

Romänische Dichtungen, ins Deutsche übersetzt von S. M. Hermannstadt, von Hochmeister. 1851. 8. 20 Ngr.

Wenn wir etwa Sulzer ausnehmen, der in seiner „Geschichte des transalpinischen Dacien" einige wiewol sehr ungenügende Proben romänischer Poesie gibt, so ist von schönwissenschaftlicher Literatur besonders in der daco-romanischen Sprache wenig im Druck erschienen und auf den Dichtungen in diesem Idiome ruht noch großes Dunkel. Bei der Geschmeidigkeit und Bildsamkeit dieser Sprache, die leider dadurch daß sie viele griechische und slawische Wörter gegen lateinische vertauscht für das Volk wenigstens an Verständlichkeit verloren hat, ist dies eine unangenehme Lücke, und wir müssen es deshalb dem Verfasser obigen sechs Bogen starken Werkchens Dank wissen daß er sie auszufüllen suchte und durch recht gelungene Uebersetzungen die Gesänge der Walachen auch dem deutschen Publicum zugänglichmachte.

Die Dichtungen der Romänen gehören, wie wir aus der Vorrede erfahren, theils der Moldau und Walachei, theils Siebenbürgen an und sollen jene, wenngleich streng den Regeln der Poetik folgend, weniger gehaltvoll sein als diese. Der Stoff derselben ist vorherrschend ein lyrischer, doch oft auch epigrammatisch, besonders in den beim Tanzen aus dem Stegreife gesungenen oder vielmehr gebrüllten sogenannten „Schreiversen", und die Form in Nichts von derjenigen abweichend, deren sich auch die übrigen europäischen Nationen bedienen.

Die aus 24 Nummern bestehende Sammlung, die wol die erste in ihrer Art genannt werden darf, enthält unter Andern mehre siebenbürger Volkslieder, einige Gedichte von Eliad, z. B. ein Fragment aus einer größern mimischen Schöpfung: „Der Sylphe", ein zweites aus der dem Erzbischof von Nowgorod gewidmeten Satire von Antioch Kantemir und noch außerdem ein kleines Curiosum, nämlich ein zehn Zeilen langes Gedichtchen eines Dienstmädchens. Wir wünschen ihr recht viele Leser und theilen zum Schluß als Probe ein Liedchen von D. Bolintinianu mit, welches uns besonders angesprochen hat. Es heißt:

Sterbelied eines jungen Mädchens.

Wie trostlos der Sträfling in ehernen Banden
Den wehenden Lüften sein Ungemach klagt,
Wie Wellen laut brausen, durch Stürme entstanden,
So klage ich sterbend von Schmerzen geplagt.

Die Lilie welket und scheidet vom Leben
Wenn Wolken am Himmel, die Sonne nicht glüht,
Wenn Reif sie beleuchtet (?) und Lüfte bewegen,
Wenn schneidend der Nordwind die Thäler durchzieht.

So raubte das Schicksal mir höchlich Beglückten
Ganz ohne Vermuthen den fröhlichen Sinn,
Und gleich jener Lilie die Stürme zerknickten,
So sank ich im Nu auf das Lager dahin.

Kaum fing noch ein wonniger Lenz an zu tagen
Mir, zart noch wie Thau, und kaum lebt' ich voll Lust;
Kaum hört' ich in Lauben die Nachtigall schlagen,
Durchwühlten schon grausame Schmerzen die Brust.

Ach, herb' ist das Sterben in jüngeren Tagen,
Wo lieblich das Leben, voll Freuden das All,
Wo Vöglein es künden und Blumen es sagen,
Das Leben sei wonnig und kenne nicht Qual.

Es sterbe der Alte, deß Kraft nicht mehr kehret,
Den nicht mehr die Sonne der Jugend bescheint,
Es sterbe der Sklave, den Kummer verzehret,
Es sterbe, wer müd' sich hienieden geweint.

Ich aber will lebend von Freuden nur nippen,
Will herzlich als Gattin des Lebens mich freu'n,
Und siehe, es gibt mir mit thauigen Lippen
Der Amor ein Küßchen, um nicht mehr zu sein.

Wie Blätter im Herbste den Bäumen entschweben
Und sinken, vom Winde berühret, herab,
So schwindet die Hoffnung, verläßt mich das Leben,
Und frühe, ach früh' muß ich modern im Grab.

44.

Zur englischen Romanliteratur.

Von den neuesten englischen Romanen können zwei, obwol in verschiedener Richtung, durch den Titel anlocken. Der eine nennt sich:

Lady Bird, a tale; by *Georgiana Fullerton*. Drei Bände. London, 1853.

Sollte auch Niemand Lady Bird für lady-bird, in dem Namen der Heldin die Bezeichnung des hübschen Marien- oder Sonnenkäfers lesen, so beschleicht doch unwillkürlich die Vermathung daß der Titel einen heitern, hellen, sich fröhlich auf Blumen und Blüten schaukelnden Inhalt verheißt. Ist dem so? Hier in einer Nußschale der Kern der Fabel. Die Heldin liebt einen Adrien d'Arberg und nurgenannter Adrien d'Arberg liebt sie. Aber sich angehören, nein; unabweisbares Verbot tritt entgegen und die Heldin heirathet den jungen Musiker Maurice. Es ist wahr, sie empfindet Nichts für ihn; doch er schwärmt leidenschaftlich für sie und hat leidenschaftlich für sie geschwärmt seit den Tagen seiner Kindheit, was ihn indeß nicht abgehalten sich mit einer Marie zu verloben. Marie ist ein süßes, engelgleiches Wesen, viel zu gut für diese „schnöde Welt", und beweist es durch die himmlische Sanftmuth mit welcher sie auf Maurice verzichtet. Maurice, einmal im Besitze seiner Lady Bird, sucht ihr jede Erinnerung an Adrien zu benehmen und gebraucht eine nicht besonders ehrliche List, Beide fern voneinander zu halten und sich zu verkennen. Natürlich geht die Ehe einigermaßen schief. Maurice hat Unglück und seine Frau wird von ihrem Vater verstoßen. Also — fort nach Amerika. Sonderbare Fügung! Auf demselben Schiff welches die Ehegatten über das Atlantische Meer tragen soll befindet sich Adrien in Begleitung eines Haufens irischer Auswanderer, mit denen er sich ansiedeln will um dann für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Adrien und Lady Bird sehen sich, sprechen sich, verständigen sich, möglich auch daß sie sich küssen; „einen Kuß in Ehren kann Niemand verwehren", und weiter greift das Verständniß nicht. Aber Maurice erkrankt sehr gefährlich und seine Frau, die ihn unermüdlich pflegt, begeht nur die einzige Unvorsichtigkeit, ihm eines Tages statt etwas Andern eine tüchtige Dosis Opium zu reichen. Welcher Schreck als sie es bemerkt! Wenn er daran stürbe, wäre sie ja frei. Sie zittert fürchterlich. Indeß Maurice stirbt nicht, und nun folgen gegenseitige Geständnisse, welche zwischen den Ehegatten und Adrien einen exaltirten Freundschaftsbund stiften. Während dieser noch dauert und man sich Amerika nähert, geräth das Schiff in Feuer, und alle Drei würden dabei umgekommen sein, wenn nicht Maurice durch herculische Anstrengung seine Lieben rettete, sich freilich auch, doch nur auf kurze Zeit, denn er hat sich eine Ader gesprengt und das ist sein Tod. Jetzt wäre Alles gut oder könnte wenigstens gut werden — ohne die Verfasserin, welche Adrien in den geistlichen Stand treten, Lady Bird nach England zurückkehren, sich mit ihrem Vater versöhnen und seiner Pflege ihr Leben widmen, endlich die liebenswürdige Marie eine mildthätige Schwester werden läßt. Also der Kreuz und Quer und niemals gerade aus!

Der zweite Roman führt den Titel:

Jesuit executorship, or: Passages in the life of a seceder from romanism. An autobiography. Zwei Bände. London 1853.

„Jesuitische Testamentsvollstreckung" kann gewiß auch in Deutschland Neugier erregen. Und wenn es wahr ist was Gioberti versichert, daß der Titel seines „*Il Gesuita moderno*" viele Tausend Exemplare verkauft habe, ehe noch irgendwer eine Zeile davon gelesen, so möchte dies ein zu berücksichtigender Wink sein, die „Jesuitische Testamentsvollstreckung" zu verdeutschen. Jedenfalls geht es der Heldin, dem Opfer jener Vollstreckung, fabelhaft schlecht. Tochter eines lebenslustigen, am Rande des Bankrotts stehenden Baronet, von Geburt Irländer und seines Glaubens Katholik, macht Miß Ellen Mulgrave sich und ihren Aeltern viel Unruhe; sich durch Sinnen und Grübeln über religiöse Zweifel, ihren Aeltern durch unverdeckte Neigung zu einem jungen französischen Protestanten, dem Marquis von Grammont. Der Ausbruch des Bankrotts bringt die junge Dame unter die Obhut ihres Oheims von väterlicher Seite, eines reichen katholischen Geistlichen, welcher Nichts unversucht läßt sie im wahren Glauben zu befestigen und nebenbei an einen jungen Mann zu verheirathen, der zwar wenig Religion, aber viel Geld besitzt und außer Miß Ellen Nichts mehr liebt als die Flasche. Der Plan des Oheims gelingt. Getäuscht, betrogen, halb wahnsinnig läßt Miß Ellen sich zum Altar führen. Dann stirbt ihr Gatte in den Armen der Jesuiten und nun beginnt die „Jesuitische Testamentsvollstreckung". Gräuel häufen sich auf Gräuel, bis ein Engel dazwischentritt und die erlittenen Unbillen ausgleicht.

11.

Griechische Wohlthäter.

Im Jahre 1814 oder 1815 bildete sich in Wien, wie die Nachrichten Einzelner lauten, mit wissenschaftlich-moralischen Zwecken für Griechenland und die Griechen eine φιλόμουσος ἑταιρεία, die sich im Einzelnen vorsetzte den Unterricht des griechischen Volks zu leiten und dazu Schulen in Griechenland zu gründen, durch Zeitschriften für Bildung und Aufklärung, für Moral und Religion zu wirken, u. s. w. Es galt zu diesen Zwecken Subscriptionsbeiträge zu erlangen, wozu die Gesellschaft Griechen und Ausländer auffoderte: wer jährlich drei harte Piaster zahlte ward Mitglied der Gesellschaft, durch Gaben von 20 Piastern und mehr gewann man sich den Titel εὐεργέτης, d. i. Wohlthäter. Man kann annehmen daß Griechenland solcher Wohlthäter viele gefunden habe, vornehmlich im Schoose seiner eigenen Nation, auch wenn eine nähere Angabe hierüber fehlt und überhaupt über die Wirksamkeit jener Hetärie detaillirte Berichte nicht bekanntgeworden sind. Auch in anderer Be-

ziehung, nachdem das griechische Volk im Jahre 1821 gegen seine Unterdrücker aufgestanden war und den Kampf zu Wasser und zu Lande begonnen hatte, hat es dem griechischen Volke an der Unterstützung seiten wohlhabender Landsleute nicht gefehlt. Besonders haben sich in dieser Hinsicht die vermögenden Insulaner von Hydra durch großartige Opfer für die griechische Marine wahrhaft ausgezeichnet, und es verdient dies gebührende Anerkennung, die ihnen Niemand um deswillen etwa versagen wird, weil damals ihre Existenz selbst auf dem Spiele stand; eine Existenz die sie in gewissem Sinne auch ohnedies und trotzdem theils durch jene Opfer und durch die Folgen des Kriegs selbst, theils durch die verkehrten Regierungsmaßregeln eingebüßt haben, indem sie infolge dessen alle verarmt und aus ihrer frühern glücklichen Lage ganz herabgekommen sind. Der Grieche Alexander Sutsos, der bekannte Dichter der Neugriechen, welcher auch eine „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829) geschrieben hat, die reich ist an interessanten historischen Details, bemerkt in derselben, auf wie hoch sich ungefähr die Geldopfer belaufen haben, welche während der Revolution von den reichen Hydrioten gebracht worden sind. Darunter finden sich die beiden Brüder Konduriotis mit 1 ½ Million Francs; zehn andere hydriotische Schiffseigenthümer sind im Einzelnen mit Summen von 150 — 550,000 Francs aufgeführt. Allein auch später und bis in die neueste Zeit haben sich im Interesse der wissenschaftlichen Aufklärung unter der griechischen Nation einzelne reiche Griechen durch die Opfer ausgezeichnet, die sie in ihren letztwilligen Verfügungen und sonst für ihre Landsleute gebracht haben und fortwährend bringen und wodurch dieselben ebenso ihre Vaterlandsliebe als ihren regen Sinn für die Bildung des Volks und für die Wissenschaften darlegen. Bekannt ist, was in früherer Zeit der im Januar 1825 verstorbene reiche Grieche Warwakis von Psara (die von ihm für wissenschaftliche Anstalten in Griechenland bestimmte Summe beläuft sich auf mehr als 1,800,000 Drachmen), was die Kaplanis, die Zosimadis, die Risaris, die Tompolis, Jonidis, Arsakis, Sina u. A. für Griechenland und für ihre Nation gethan haben und was sie noch thun, und was auf diese Weise durch die edle Freigebigkeit reicher Patrioten für wissenschaftliche Anstalten aller Art und für die Möglichkeit geschehen ist und noch geschieht, junge Griechen im Auslande, in Deutschland und anderswo studiren zu lassen. Ein ähnliches rühmliches Beispiel dieser Art hat im vorigen Jahre der in Livorno verstorbene reiche Grieche aus Mezzovo in Epirus, Nikolaos Sturnaris, gegeben, indem er außer andern bedeutenden Baarsummen für Arme, für Krankenhäuser und für Schulen *) eine Summe von 100,000 spanischen Thalern zur Begründung einer Anstalt bestimmt hat, an welcher von bewährten europäischen Lehrern und Künstlern die nöthigen Gewerbe und Künste, von dem gewöhnlichsten Gewerbe an bis zu den schönen Künsten, gelehrt und wobei stets im Verhältniß zu der fortschreitenden Verbesserung des Landbaus in Griechenland, welcher in jedem Lande nach den Worten des Testators in seinem Testamente „die Grundlage des wahren Glücks des Volks ist", die dazu nothwendigen Werkzeuge von Zeit zu Zeit angeschafft werden sollen. Welche Nation unserer Zeit, die sich in glücklichen äußern Verhältnissen befindet, hat auch nur Aehnliches aufzuweisen? 29.

*) Z. B. 2000 Thaler für die Armen seiner Vaterstadt, 10,000 Thaler für die Schulen in Alexandria und das dasige Krankenhaus u. s. w.

Notizen.

Venetianisches Maskenfest im Jahre 1520.

Der bekannte Chronist Marin Sanudo gibt in seinen „Diarien" die Schilderung eines von der Gesellschaft der Immortali am 13. Februar 1520 bei Gelegenheit der Aufnahme des Markgrafen, nachmaligen Herzogs Friedrich Gonzaga von Mantua in gedachte heitere Gesellschaft veranstalteten Maskenfestes, welche kürzlich von E. Cicogna bei Gelegenheit einer Vermählung mit erläuternden Anmerkungen gedruckt worden ist. („Narrazione della festa solenne data in Venezia dalla compagnia della Calza per l'accettazione di tre socii", Venedig 1852.) „An diesem Tage", heißt es, wurde bei St.-Simion am Canal grande im Hause Foscari von der Gesellschaft der Unsterblichen ein glänzendes Fest gegeben. Die Façade des Hauses entlang wurde ein hölzernes Gerüst errichtet, zum Theil bedeckt, zum Theil unbedeckt, vermittels dessen die verschiedenen Balcone miteinander verbunden waren und das mit einer Brücke zusammenhing die auf Barken über den Großen Kanal geschlagen war. Leiter des Festes war Ser Francesco Sanudo und die Kosten trugen die Gesellschaft und drei neuaufgenommene Mitglieder derselben, der Marchese Federigo von Mantua, Ser Stefano Quirini und Ser Federigo Priuli. Nach dem Essen versammelten sich etwa achtzig Frauen auf dem Gerüste, alle schön gekleidet, zum Theil mit Anzügen mit reichem Goldschmuck, und viel Volk drängte sich herzu sie zu sehen, zum Theil auf Barken, zum Theil an den Balconen der Häuser hüben und drüben am Kanal. Und auf dem Gerüst begann der Tanz unter freiem Himmel, während auch auf der Brücke getanzt wurde. Gegen die dritte Stunde der Nacht kam der Herold des großen Maskenzugs (Mummerei), welcher sich bei der Kirche von Cannareggio ordnete. Die Erfindung war von dem Tanzmeister Maestro Antonio und die Kosten beliefen sich auf 300 Dukaten. Der Aufzug wurde eröffnet durch vierzig Diener, Fackeln tragend; Herr Zuan Cosazza (ein Abkömmling vornehmen Geschlechts, dem einst die Würde des Vladika von Montenegro gehörte) begleitete sie zu Pferde als Anführer und machte ihnen Platz. Dann kamen auf Seepferden drei Vermummte in prächtiger Tracht, unter ihnen der Herold, welcher das Kommen des Maskenzugs verkündete. Ein glänzendes Feuerwerk wurde abgebrannt als diese das Bretergerüst betraten, dann kehrte der Herold zurück. Unterdessen wurde auf der Brücke getanzt, und um die vierte Stunde erschienen die Vermummten, von den Fackeln begleitet. Es war ein schöner Anblick mit all den Fackeln und Lichtern ringsumher. Nach dem gedachten Messer Zuane kamen zwei Reiter in vollständiger Turnierrüstung mit den Lanzen in der Hand, andere auf verschiedenen Thieren, so einer auf einer Hydra, und ein gewaltiger Riese von einer Schlange umschlungen wie Laokoon, hierauf eine Troya und ein Götzenbild. Auch ein König war da mit seiner Tochter. Und als sie die Brücke betraten erglänzte ein Feuerwerk und zahlreiche Vermummte in Bauernkleidung ließen Schwärmer aufsteigen. Auf dem Platze von St.-Simion wurde aus dort aufgestellten Bombarden lustig geschossen, und es machte Freude die außerordentliche Volksmenge zu sehen. Auf dem Gerüste währte der Tanz fort und die Geschichte der Erbauung Trojas wurde dargestellt, während unten ein Teufel inmitten rother Flammen hervorbrach. Der Maskenzug bewegte sich bis zu Corpus Domini und kehrte dann zur Brücke zurück, worauf im Foscari'schen Hause zu Nacht gegessen ward. Die Zahl der Gäste belief sich auf 350. Nach dem Nachtessen wurde ein Lustspiel im bäuerischen Dialekt aufgeführt, von einem Paduaner Namens Ruzzante (Angelo Beolco), welcher jenen Dialekt vortrefflich sprach. So währte das Fest bis zum Tage und gereichte unserer Stadt zum Ruhme, denn ein schöneres hat es seit Menschengedenken nicht gegeben." 41.

Trottoir-Anekdote zur Nachahmung.

Graf von Revilla-Gigedo, der zweiundfunfzigste der 62 Vicekönige von Neuspanien, Regent von 1789—94, pflegte des Nachts sich in den Straßen von Mexico durch Augenschein zu überzeugen, ob und wie seine etwaigen Anordnungen ausgeführt seien. So besuchte er einmal eine Straße, deren Pflasterung er anbefohlen, blieb plötzlich stehen und schickte nach dem Director der öffentlichen Arbeiten, sofort

vor ihm zu erscheinen. Seine in solchen Fällen übliche Schlußphrase war: „Lo espero aqui" („Ich warte hier auf ihn"), eine Redensart welche den Befohlenen ungemein schnelle Beine gemacht haben soll. Das geschah auch diesmal. Der Director sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette und vollendete im Gehen seinen Anzug. „Es thut mir leid Sie vielleicht gestört zu haben, Señor", sagte der Vicekönig, nachdem jener halb athemlos sich tief vor ihm verbeugt; „aber Sie werden bemerken daß diese Steinplatte, hier diese, nicht ganz eben liegt, wol einen halben Zoll emporragt; ich habe mich vorhin heftig daran gestoßen; das kann auch Andern widerfahren; also sorgen Sie dafür daß der Uebelstand beseitigt werde und erstatten Sie mir morgen früh Bericht." Man behauptet daß während der ganzen übrigen Dauer der Regierung des Grafen Revilla-Gigedo die Trottoirs in Mexico untadelhaft gewesen seien. So erzählt Brantz Mayer, ehemals nordamerikanischer Gesandtschaftssecretair in Mexico, in seinem: „Mexico: Aztec, Spanish and Republican: with a view of the ancient Aztec empire and civilization; a historical sketch of the late war; and notices of New-Mexico and California" (2 Bde., Hartford in Amerika und London 1852). 7.

Bibliographie.

Abel, H. F. O., Die deutschen Personen-Namen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Appert, Ueber Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten. 1ste Abtheilung: Ueber Hospitäler, Ackerbau- und Gewerbe-Colonien für die Waisen, die Geisteskranken, die arbeitsfähigen Armen &c. 2te Abtheilung: Notizen über solche Anstalten in Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Frankfurt &c. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr.

Curtius, E., Die Kunst der Hellenen. Festrede am Geburtstage Schinkel's den 13. März 1853 gehalten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Ngr.

Eschricht, D. F., Wie lernen Kinder sprechen? Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Jan. 1853. Berlin, A. Hirschwald. 8. 7½ Ngr.

Fellows, C., Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien. Uebersetzt v. J. T. Zenker. Mit 63 Kupfertafeln und 3 Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 10 Thlr.

Féval, P., Die Freischaar in den Apenninen. Historischer Roman. Aus dem Französischen von P. Uttech. Berlin, L. Fernbach jun. 8. 22½ Ngr.

Harms, C., Vermischte Aufsätze und kleine Schriften, einige bisher noch nicht gedruckte, die Landwirthschaft, das publicistische und politische Leben, die Sprache, das Schul- und Kirchenwesen betreffende. Herausgegeben von ihm selber. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hauschild, E. F., Psyche, oder der Becher Giamschid's. Ein persisches Märchen. Muskau. 8. 5 Ngr.

Henrich, H., Virginia. Trauerspiel. Mit einem Anhange von Gedichten. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 20 Ngr.

Hettner, H., Griechische Reiseskizzen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hirsch, R., Stimmen des Volkes. Nachklänge des 18. Februar. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 16. 12 Ngr.

Krumbacher, F., Deutsche Geschichten in Prosa und Poesie den besten Geschichtschreibern nacherzählt und den deutschen Dichtern entnommen. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Leben Adolf Schoder's. Zur Erinnerung für seine Freunde dargestellt von der Hand eines Freundes. Mit den von den Abgeordneten Probst u. A. Seeger am Grabe gesprochenen Worten und einigen Sonetten auf den Tod Schoder's als Anhang. Stuttgart, Göpel. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.

Linde, J. T. P. v., Gleichberechtigung der Augsburgischen Confession mit der Katholischen Religion in Deutschland nach den Grundsätzen des Reichs, des Rheinbundes und deutschen Bundes. Nebst Beleuchtung der Schrift: „Die katholische Religionsübung in Mecklenburg-Schwerin. Geschichtlich und rechtlich." Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Ludwig XVII. noch am Leben! Versuch, die Identität des in Amerika lebenden Indianer-Missionärs Eleazer Williams mit dem todt geglaubten Sohne Ludwigs XVI. nachzuweisen. Uebersetzt aus: Putnam's monthly magazine of American literature science & art. — Febr. 1853. Mit 1 Portrait. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 9 Ngr.

Mose ben Nachman's Dissertation über die Vorzüge der Mosaischen Lehre, gehalten in Saragossa vor König Jakob von Aragonien. Nach der seltenen Prager Edition vom Jahre 1595 verbessert und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig, Hunger. 8. 12 Ngr.

Olshausen, T., Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals. 1stes Heft: Das Mississippi-Thal im Allgemeinen. 1ste Hälfte. Mit 4 Karten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 24 Ngr.

Osterwald, K. W., Homerische Forschungen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Hermes-Odysseus. Mythologische Erklärung der Odysseussage. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr.

Rochau, A. L. v., Die Moriscos in Spanien. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rückert, H., Geschichte des Mittelalters. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schegg, P., Geschichte der letzten Propheten. Ein Beitrag zur Geschichte der biblischen Offenbarung. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Scherenberg, C. F., Ligny. 3te Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 8. 15 Ngr.

Stahr, A., Die Kolosse der Dioskuren von Monte Cavallo im neuen Museum zu Berlin. Berlin, David. Lex.-8. 10 Ngr.

Wurzbach, C., Die Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte und Kirchengeschichte des einstigen Königreichs Polen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Attentat auf Se. Maj. Kaiser Franz Josef I. am 18. Febr. 1853. Vollständige und authentische Schilderung des entsetzlichen Ereignisses und der darüber gepflegenen Untersuchungen. Mit dem Portrait des Bürgers J. Ettenreich. Wien, Jasper's Wwe u. Hügel. 8. 10 Ngr.

Jordan, A., Borussia's Helden-Manen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Kraft, Der Sabbathtag ein heiliger Tag. Predigt über II. Moses Cap. XX. V. 8—11. gehalten zu Lüdersdorf am 22. p. Trin. 1852. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 2½ Ngr.

Strauß, F. A., Die Liturgie des evangelischen Hauptgottesdienstes. Predigt gehalten am Sonntage Septuagesima 1853 und mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben. Berlin, Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Urtheil gegen Pfarrer Heinrich wegen einer Reformationspredigt, und theologisches Gutachten in dieser Angelegenheit von Superintendent Sander, den Pastoren Jaspis, Feldner und Scheele in Elberfeld. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 3 Ngr.

Wislicenus, A. T., Zur Vertheidigung der freien Gemeinde. Zwei Vorträge im Februar und März 1852 zu Halberstadt gehalten. Halberstadt. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1852 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 16.)

85. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Erster und zweiter Band. 8. 1851—52. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

    Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden. Das Ganze wird in vier Bänden vollständig sein und der dritte und vierte Band in rascher Folge erscheinen.

86. **Wheaton (H.), Elémens du droit international.** Seconde édition. Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

    Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

    Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

87. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: M. **J. E. Volbeding.** Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

    Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

88. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

    Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Aus dem Verlage von **A. B. Laeisz** in Hamburg ist an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. Von **Le Petit.** 8. Hamburg. 1846. 21 Ngr.

Aus dem Verlage der **Buchdruckerinnung** in Leipzig ist an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Das Neue Testament.

Deutsch durch **Dr. Martin Luther.** Nach der letzten Ausgabe von 1545. 4. 1840. Früher 2 Thlr., jetzt 20 Ngr.

Diese von der Buchdruckerinnung Leipzigs 1840 bei Gelegenheit der vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst veranstaltete **Jubel-Ausgabe des Neuen Testaments** (Schriftstempel von W. Krätzschmar, Schriftguß von Breitkopf u. Härtel, Satz von C. G. Naumann, Stereotypie von K. Tauchnitz, Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig, Papier von Gebrüder Rauch in Heilbronn) ist von **Hofrath Dr. Gersdorf** und Dr. **Espe** herausgegeben.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweise über den Handel von Oesterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwischenverkehr von Ungarn, der Woiwodschaft Serbien, sammt dem Temeser Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern österreichischen Kronländern im Jahre 1831—50. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis elfter Band. Folio. Wien. 1843—52. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Ballhorn (F.), Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen zum Gebrauch für Schriftsetzer und Correctoren zusammengestellt. Fünfte vermehrte Auflage. 8. Auf feinstem Velinpapier. Geh. 18 Ngr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. Wien. 1852. Geh. 2 Thlr.

Mayr (J. G.), Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. 8. Innsbruck. Geh. 2 Thlr.

Rabbinowicz (J. M.), Hebräische Grammatik nach neuen, sehr vereinfachten Regeln und Grundsätzen mit polemischen Anmerkungen, wie auch mit Beispielen zur Uebung versehen. 8. Grünberg. 1851. 1 Thlr.

Die Revolution in Tirol. 1848. Von einem Tiroler. 8. Innsbruck. Geh. 20 Ngr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. In zwei Abtheilungen. 4. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Runeberg (J. L.), Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Schwedischen von **C. E. Elfström.** 8. Wiborg. 1852. Geh. 20 Ngr.

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. Wien. 1852. Geh. 2 Thlr.

Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für die Jahre 1842—46. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis fünfter Band. Folio. Wien. 1846—51. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Professor Dr. **R. Anger.** Sechster Jahrgang. Vier Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr 15 Ngr. berechnet.

Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine **Haji Khalfa** celebrato compositum. Ad codicum Vindobonensium, Parisiensium et Berolinensis fidem primum edidit, latine vertit et commentario indicibusque instruxit **Gustavus Fluegel.** Tomus sextus. Literas Mím (Mofátehat-) — Yá complectens. Accedunt additamenta tria lexici continuandi et supplendi caussa adjecta. 4. London. 1852. 13 Thlr.

Der erste bis fünfte Band sind zum Preise von 50 Thlr. ebenfalls durch mich zu beziehen.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1852. 9me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Armengaud ainé, Publication industrielle des machines, outils et appareils. Tome VIII en 10 livraisons. In-8 avec atlas in-fol. Paris. 10 Thlr. 20 Ngr.

Die früher erschienenen Bände 1—7 sind zu gleichem Preise ebenfalls durch mich zu beziehen.

Description des monnaies espagnoles et des monnaies étrangères qui ont eu cours en Espagne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, composant le cabinet monétaire de **Don José Garcia de la Torre,** ancien ministre de la justice. Avec un grand nombre de planches. In-4. Madrid. 1852. 6 Thlr.

Ewerbeck (H.), L'Allemagne et les Allemands. In-8. Paris. 1852. 4 Thlr.

Journal asiatique de Constantinople, recueil mensuel de mémoires et d'extraits relatifs à la Philologie, à l'Histoire générale, à l'Archéologie, à la Géographie, aux Sciences et aux Arts des nations orientales et asiatiques en général, et principalement des nations qui ont habité ou habitent l'Empire Ottoman; rédigé par plusieurs savants orientaux et Européens orientalistes, dirigé et publié par **Henri Cayol.** Tome I. In-8. Constantinople. 1852.

Das erste Heft ist durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod et Grajina. Traduction française par *Chr. Ostrowski.* Traduction anglaise par *L. Jablonski.* Edition illustrée par *Jean Tysiewicz.* In-4. Paris. 9 Thlr.

Traité de la fabrication de la fonte et du fer envisagée sous les trois rapports chimique, mécanique et commercial, par **E. Flachat, A. Barrault** et **J. Petiet.** Texte. Trois parties. Liége. 1852. 8 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIII. (1851.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-Folio. (Roma.) Pränumerationspreis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich gleich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Die Jahrgänge 1848—1850 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. In-8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

Vecchj (C. A.), La Italia. Storia di due anni 1848—1849. Volume unico. In-8° grande. Torino. 1851. 6 Thlr. 20 Ngr.

——————, **Vita di Carlo-Alberto.** In-8° grande. Torino. 1851. 16 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
II. Obras de *D. Nicolas* y de *D. Leandro Fernandez de Moratin.*
III. Novelistas anteriores á Cervantes.
IV. Elegías de Varones ilustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez* (el maestro *Tirso de Molina.*)
VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
X. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. I.
XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
XV. Obras escogidas del Padre *José Francisco de Isla.*
XVI. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. II.
XVII. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con notas biograficas y una advertencia preliminar por *D. Cayetano Rosell.* T. I.
XVIII. Novelistas posteriores á Cervantes. Coleccion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica por Don *Cayetano Rosell.*
XIX. Obras completas del *Exmo. Sr. D. Manuel José Quintana,* con un prólogo por D. *Antonio Ferrer del Rio.*
XX. Comedias de Don *Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza.* Coleccion hecha é illustrada por Don *Juan Eugenio Hartzenbusch.*
XXI. Historiadores de sucesos particulares. Coleccion dirigida é ilustrada por Don *Cayetano Rosell.* T. I.
XXII. Historiadores primitivos de Indias. Coleccion dirigida é ilustrada por Don *Enrique de Vedia.* T. I.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tomos I y II. In-8. Madrid. Preis des Bandes 3 Thlr.

Afhandlingar i Populära ämnen af **Fredr. Cygnaeus.** I. 8. Helsingfors. 1852. 27½ Ngr.

Berndtson (F.), Ur Lifvets Strid. Skådespel i 5 Acter. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1851. 20 Ngr.

Ekelund (Carl Evert), Föreläsningar öfver Romerska Privaträtten. Efter Författarens död utgifna. 1:a — 3:e Delen. 8. Helsingfors. 1850, 51. 6 Thlr.

Finland Framställdt i Teckningar. Texten af **Z. Topelius.** Plancherna från **Adler & Dietze** i Dresden. Querfolio. Helsingfors. 1845—52. (Text und Tafeln.) 15 Thlr. Tafeln auf chinesischem Papier 18 Thlr.

ziehung, nachdem das griechische Volk im Jahre 1821 gegen seine Unterdrücker aufgestanden war und den Kampf zu Wasser und zu Lande begonnen hatte, hat es dem griechischen Volke an der Unterstützung seiten wohlhabender Landsleute nicht gefehlt. Besonders haben sich in dieser Hinsicht die vermögenden Insulaner von Hydra durch großartige Opfer für die griechische Marine wahrhaft ausgezeichnet, und es verdient dies gebührende Anerkennung, die ihnen Niemand um deswillen etwa versagen wird, weil damals ihre Existenz selbst auf dem Spiele stand; eine Existenz die sie in gewissem Sinne auch ohnedies und trotzdem theils durch jene Opfer und durch die Folgen des Kriegs selbst, theils durch die verkehrten Regierungsmaßregeln eingebüßt haben, indem sie infolge dessen alle verarmt und aus ihrer frühern glücklichen Lage ganz herabgekommen sind. Der Grieche Alexander Sutsos, der bekannte Dichter der Neugriechen, welcher auch eine „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829) geschrieben hat, die reich ist an interessanten historischen Details, bemerkt in derselben, auf wie hoch sich ungefähr die Geldopfer belaufen haben, welche während der Revolution von den reichen Hydrioten gebracht worden sind. Darunter finden sich die beiden Brüder Konduriotis mit 1½ Million Francs; zehn andere hydriotische Schiffseigenthümer sind im Einzelnen mit Summen von 150 — 550,000 Francs aufgeführt. Allein auch später und bis in die neueste Zeit haben sich im Interesse der wissenschaftlichen Aufklärung unter der griechischen Nation einzelne reiche Griechen durch die Opfer ausgezeichnet, die sie in ihren letztwilligen Verfügungen und sonst für ihre Landsleute gebracht haben und fortwährend bringen und wodurch dieselben ebenso ihre Vaterlandsliebe als ihren regen Sinn für die Bildung des Volks und für die Wissenschaften darlegen. Bekannt ist, was in früherer Zeit der im Januar 1825 verstorbene reiche Grieche Warwakis von Psara (die von ihm für wissenschaftliche Anstalten in Griechenland bestimmte Summe beläuft sich auf mehr als 1,800,000 Drachmen), was die Kaplanis, die Zosimadis, die Risaris, die Tômpolis, Jonidis, Arsakis, Sina u. A. für Griechenland und für ihre Nation gethan haben und was sie noch thun, und was auf diese Weise durch die edle Freigebigkeit reicher Patrioten für wissenschaftliche Anstalten aller Art und für die Möglichkeit geschehen ist und noch geschieht, junge Griechen im Auslande, in Deutschland und anderswo studiren zu lassen. Ein ähnliches rühmliches Beispiel dieser Art hat im vorigen Jahre der in Livorno verstorbene reiche Grieche aus Mezzovo in Epirus, Nikolaos Sturnaris, gegeben, indem er außer andern bedeutenden Baarsummen für Arme, für Krankenhäuser und für Schulen *) eine Summe von 100,000 spanischen Thalern zur Begründung einer Anstalt bestimmt hat, an welcher von bewährten europäischen Lehrern und Künstlern die nöthigen Gewerbe und Künste, von dem gewöhnlichsten Gewerbe an bis zu den schönen Künsten, gelehrt und wobei stets im Verhältniß zu der fortschreitenden Verbesserung des Landbaus in Griechenland, welcher in jedem Lande nach den Worten des Testators in seinem Testamente „die Grundlage des wahren Glücks des Volks ist", die dazu nothwendigen Werkzeuge von Zeit zu Zeit angeschafft werden sollen. Welche Nation unserer Zeit, die sich in glücklichen äußern Verhältnissen befindet, hat auch nur Aehnliches aufzuweisen? 29.

Notizen.

Venetianisches Maskenfest im Jahre 1520.

Der bekannte Chronist Marin Sanudo gibt in seinen „Diarien" die Schilderung eines von der Gesellschaft der Immortali am 13. Februar 1520 bei Gelegenheit der Aufnahme des Markgrafen, nachmaligen Herzogs Friedrich Gonzaga von Mantua in gedachte heitere Gesellschaft veranstalteten Maskenfestes, welche kürzlich von E. Cicogna bei Gelegenheit einer Vermählung mit erläuternden Anmerkungen gedruckt worden ist. („Narrazione della festa solenne data in Venezia dalla compagnia della Calza per l'accettazione di tre socii", Venedig 1852.) „An diesem Tage", heißt es, wurde bei St.-Simion am Canal grande im Hause Foscari von der Gesellschaft der Unsterblichen ein glänzendes Fest gegeben. Die Façade des Hauses entlang wurde ein hölzernes Gerüst errichtet, zum Theil bedeckt, zum Theil unbedeckt, vermittels dessen die verschiedenen Balcone miteinander verbunden waren und das mit einer Brücke zusammenhing die auf Barken über den Großen Kanal geschlagen war. Leiter des Festes war Ser Francesco Sanudo und die Kosten trugen die Gesellschaft und drei neuaufgenommene Mitglieder derselben, der Marchese Federigo von Mantua, Ser Stefano Quirini und Ser Federigo Priuli. Nach dem Essen versammelten sich etwa achtzig Frauen auf dem Gerüste, alle schön gekleidet, zum Theil mit Anzügen mit reichem Goldschmuck, und viel Volk drängte sich herzu sie zu sehen, zum Theil auf Barken, zum Theil an den Balconen der Häuser hüben und drüben am Kanal. Und auf dem Gerüst begann der Tanz unter freiem Himmel, während auch auf der Brücke getanzt wurde. Gegen die dritte Stunde der Nacht kam der Herold des großen Maskenzugs (Mummerei), welcher sich bei der Kirche von Cannareggio ordnete. Die Erfindung war von dem Tanzmeister Maestro Antonio und die Kosten beliefen sich auf 300 Dukaten. Der Aufzug wurde eröffnet durch vierzig Diener, Fackeln tragend; Herr Zuan Cosazza (ein Abkömmling vornehmen Geschlechts, dem einst die Würde des Vladika von Montenegro gehörte) begleitete sie zu Pferde als Anführer und machte ihnen Platz. Dann kamen auf Seepferden drei Vermummte in prächtiger Tracht, unter ihnen der Herold, welcher das Kommen des Maskenzugs verkündete. Ein glänzendes Feuerwerk wurde abgebrannt als diese das Bretergerüst betraten, dann kehrte der Herold zurück. Unterdessen wurde auf der Brücke getanzt, und um die vierte Stunde erschienen die Vermummten, von den Fackeln begleitet. Es war ein schöner Anblick mit all den Fackeln und Lichtern ringsumher. Nach dem gedachten Messer Zuane kamen zwei Reiter in vollständiger Turnierrüstung mit den Lanzen in der Hand, andere auf verschiedenen Thieren, so einer auf einer Hydra, und ein gewaltiger Riese von einer Schlange umschlungen wie Laokoon, hierauf eine Troya und ein Götzenbild. Auch ein König war da mit seiner Tochter. Und als sie die Brücke betraten erglänzte ein Feuerwerk und zahlreiche Vermummte in Bauernkleidung ließen Schwärmer aufsteigen. Auf dem Platze von St.-Simion wurde aus dort aufgestellten Bombarden lustig geschossen, und es machte Freude die außerordentliche Volksmenge zu sehen. Auf dem Gerüste währte der Tanz fort und die Geschichte der Erbauung Trojas wurde dargestellt, während unten ein Teufel inmitten rother Flammen hervorbrach. Der Maskenzug bewegte sich bis zu Corpus Domini und kehrte dann zur Brücke zurück, worauf im Foscari'schen Hause zu Nacht gegessen ward. Die Zahl der Gäste belief sich auf 350. Nach dem Nachtessen wurde ein Lustspiel im bäuerischen Dialekt aufgeführt, von einem Paduaner Namens Ruzzante (Angelo Beolco), welcher jenen Dialekt vortrefflich sprach. So währte das Fest bis zum Tage und gereichte unserer Stadt zum Ruhme, denn ein schöneres hat es seit Menschengedenken nicht gegeben." 41.

Trottoir-Anekdote zur Nachahmung.

Graf von Revilla-Gigedo, der zweiundfunfzigste der 62 Vicekönige von Neuspanien, Regent von 1789—94, pflegte des Nachts sich in den Straßen von Mexico durch Augenschein zu überzeugen, ob und wie seine etwaigen Anordnungen ausgeführt seien. So besuchte er einmal eine Straße, deren Pflasterung er anbefohlen, blieb plötzlich stehen und schickte nach dem Director der öffentlichen Arbeiten, sofort

*) Z. B. 2000 Thaler für die Armen seiner Vaterstadt, 10,000 Thaler für die Schulen in Alexandria und das dasige Krankenhaus u. s. w.

vor ihm zu erscheinen. Seine in solchen Fällen übliche Schlußphrase war: „Lo espero aqui" („Ich warte hier auf ihn"), eine Redensart welche den Befohlenen ungemein schnelle Beine gemacht haben soll. Das geschah auch diesmal. Der Director sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette und vollendete im Gehen seinen Anzug. „Es thut mir leid Sie vielleicht gestört zu haben, Señor", sagte der Vicekönig, nachdem jener halb athemlos sich tief vor ihm verbeugt; „aber Sie werden bemerken daß diese Steinplatte, hier diese, nicht ganz eben liegt, wol einen halben Zoll emporragt; ich habe mich vorhin heftig daran gestoßen; das kann auch Andern widerfahren; also sorgen Sie dafür daß der Uebelstand beseitigt werde und erstatten Sie mir morgen früh Bericht." Man behauptet daß während der ganzen übrigen Dauer der Regierung des Grafen Revilla-Gigedo die Trottoirs in Mexico untadelhaft gewesen seien. So erzählt Brantz Mayer, ehemals nordamerikanischer Gesandtschaftssecretair in Mexico, in seinem: „Mexico: Aztec, Spanish and Republican: with a view of the ancient Aztec empire and civilization; a historical sketch of the late war; and notices of New-Mexico and California" (2 Bde., Hartford in Amerika und London 1852). 7.

Bibliographie.

Abel, H. F. O., Die deutschen Personen-Namen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Appert, Ueber Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten. 1ste Abtheilung: Ueber Hospitäler, Ackerbau- und Gewerbe-Colonien für die Waisen, die Geisteskranken, die arbeitsfähigen Armen rc. 2te Abtheilung: Notizen über solche Anstalten in Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Frankfurt rc. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr.

Curtius, E., Die Kunst der Hellenen. Festrede am Geburtstage Schinkel's den 13. März 1853 gehalten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Ngr.

Eschricht, D. F., Wie lernen Kinder sprechen? Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Jan. 1853. Berlin, A. Hirschwald. 8. 7½ Ngr.

Fellows, C., Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien. Uebersetzt v. J. T. Zenker. Mit 63 Kupfertafeln und 3 Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 10 Thlr.

Féval, P., Die Freischaar in den Apenninen. Historischer Roman. Aus dem Französischen von P. Uttech. Berlin, L. Fernbach jun. 8. 22½ Ngr.

Harms, C., Vermischte Aufsätze und kleine Schriften, einige bisher noch nicht gedruckte, die Landwirthschaft, das publicistische und politische Leben, die Sprache, das Schul- und Kirchenwesen betreffende. Herausgegeben von ihm selber. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hauschild, E. F., Psyche, oder der Becher Giamschid's. Ein persisches Märchen. Muskau. 8. 5 Ngr.

Henrich, H., Virginia. Trauerspiel. Mit einem Anhange von Gedichten. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 20 Ngr.

Hettner, H., Griechische Reiseskizzen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hirsch, R., Stimmen des Volkes. Nachklänge des 18. Februar. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 16. 12 Ngr.

Krumbacher, F., Deutsche Geschichten in Prosa und Poesie den besten Geschichtschreibern nacherzählt und den deutschen Dichtern entnommen. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Leben Adolf Schoder's. Zur Erinnerung für seine Freunde dargestellt von der Hand eines Freundes. Mit den von den Abgeordneten Probst u. A. Seeger am Grabe gesprochenen Worten und einigen Sonetten auf den Tod Schoder's als Anhang. Stuttgart, Göpel. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.

Linde, J. T. B. v., Gleichberechtigung der Augsburgischen Confession mit der Katholischen Religion in Deutschland nach den Grundsätzen des Reichs, des Rheinbundes und deutschen Bundes. Nebst Beleuchtung der Schrift: „Die katholische Religionsübung in Mecklenburg-Schwerin. Geschichtlich und rechtlich." Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Ludwig XVII. noch am Leben! Versuch, die Identität des in Amerika lebenden Indianer-Missionärs Eleazer Williams mit dem todt geglaubten Sohne Ludwigs XVI. nachzuweisen. Uebersetzt aus: Putnam's monthly magazine of American literature science & art. — Febr. 1853. Mit 1 Portrait. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 9 Ngr.

Mose ben Nachman's Dissertation über die Vorzüge der Mosaischen Lehre, gehalten in Saragossa vor König Jakob von Aragonien. Nach der seltenen Prager Edition vom Jahre 1595 verbessert und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig, Hunger. 8. 12 Ngr.

Olshausen, T., Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals. 1stes Heft: Das Mississippi-Thal im Allgemeinen. 1ste Hälfte. Mit 4 Karten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 24 Ngr.

Osterwald, K. W., Homerische Forschungen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Hermes-Odysseus. Mythologische Erklärung der Odysseussage. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr.

Rochau, A. L. v., Die Moriscos in Spanien. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rückert, H., Geschichte des Mittelalters. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schegg, P., Geschichte der letzten Propheten. Ein Beitrag zur Geschichte der biblischen Offenbarung. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Scherenberg, C. F., Ligny. 3te Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 8. 15 Ngr.

Stahr, A., Die Kolosse der Dioskuren von Monte Cavallo im neuen Museum zu Berlin. Berlin, David. Lex.-8. 10 Ngr.

Wurzbach, C., Die Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte und Kirchengeschichte des einstigen Königreichs Polen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Attentat auf Se. Maj. Kaiser Franz Josef I. am 18. Febr. 1853. Vollständige und authentische Schilderung des entsetzlichen Ereignisses und der darüber gepflogenen Untersuchungen. Mit dem Portrait des Bürgers J. Ettenreich. Wien, Jasper's Wwe u. Hügel. 8. 10 Ngr.

Jordan, A., Borussia's Helden-Manen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Kraft, Der Sabbathtag ein heiliger Tag. Predigt über II. Moses Cap. XX. V. 8—11. gehalten zu Lüdersdorf am 22. p. Trin. 1852. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 2½ Ngr.

Strauß, F. A., Die Liturgie des evangelischen Hauptgottesdienstes. Predigt gehalten am Sonntage Septuagesima 1853 und mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben. Berlin, Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Urtheil gegen Pfarrer Heinrich wegen einer Reformationspredigt, und theologisches Gutachten in dieser Angelegenheit von Superintendent Sander, den Pastoren Jaspis, Feldner und Scheele in Elberfeld. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 3 Ngr.

Wislicenus, A. T., Zur Vertheidigung der freien Gemeinde. Zwei Vorträge im Februar und März 1852 zu Halberstadt gehalten. Halberstadt. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 30. April 1853.

Inhalt.

Die Götter im Elend.

Vorbemerkung.

Unter dem Titel „Les Dieux en exil", welchem die obige Ueberschrift sattsam entsprechen mag, liefert das neueste Heft der „Revue des deux mondes" einen Aufsatz, der zu den jüngsten Erzeugnissen meiner Feder gehört; nur wenige Blätter, welche den Anfang bilden, sind dem dritten Theile meines „Salon" entlehnt, und indem ich auf dieses Buch verweise, unterdrücke ich jetzt in deutscher Version die erwähnten Blätter, sowie ich auch den heimischen Leser mit einigen ästhetischen Erörterungen verschone, da an solchen jenseit des Rheins niemals Mangel war. In der Einleitung, welche die französische Version eröffnet, besprach ich ein Thema das ich bereits öfter berührte, nämlich die Umwandelung welche die griechisch-römischen Götter erlitten, als das Christenthum zur Weltherrschaft gelangte und nicht blos der Volksglaube, sondern sogar der Kirchenglaube ihnen eine wirkliche, aber vermaledeite Existenz zuschrieb. An dieses Thema, die Verteufelung der Götter, knüpfen sich nun die folgenden Mittheilungen, welche gleichsam als Illustrationen desselben, als mehr oder minder sauber ausgeführte Radirungen und Holzschnitte betrachtet werden dürfen.

Heinrich Heine.

Es drängt sich mir eine Bemerkung auf, deren Entwickelung zu den interessantesten Untersuchungen hinlänglichen Stoff böte. Ich will aber nur einen Fingerzeig und eine kurze Anleitung ertheilen.

Ich will nämlich mit wenigen Worten darauf aufmerksammachen, wie die alten heidnischen Götter, von welchen wir reden, zur Zeit des definitiven Siegs des Christenthums, also im 3. und 4. Jahrhundert, in dieselben Verlegenheiten und in dieselben Nothwendigkeiten geriethen, worin sie sich schon einmal vor uralter Zeit befanden, nämlich in jener revolutionnairen Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Tartarus hervorbrachen und den Pelion auf den Ossa thürmend den Olymp erkletterten. Sie mußten damals schmählich flüchten die armen Götter und unter allerlei Vermummungen verbargen sie sich bei uns auf Erden. Die meisten begaben sich nach Aegypten, wo sie zu größerer Sicherheit Thiergestalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derselben Weise mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verstecken ihre Sicherheit suchen, als der wahre Herr der Welt sein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte und die ikonoklastischen Zeloten, die schwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigstens das liebe Brot zu erwerben. Unter solchen Umständen mußte mancher, dessen heilige Haine confiscirt waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker tagelöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admet weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederöstreich, wo er aber verdächtig geworden durch sein schönes Singen von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er daß er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch ein mal erlauben, auf der Zither zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht

und Leibesgestalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung er müsse ein Vampyr gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probates Hausmittel genesen; aber man fand das Grab leer.

Ueber die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters zu Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frundsberg in der Eigenschaft eines Landsknechts und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst einst verehrt worden, sowie auch die Tempel seiner Verwandten so schmählich verwüsten sah.

Besser als dem Mars und dem Apollo war es nach der großen Retirade dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

In Tirol gibt es sehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume sich prachtvoll in der blauen Flut abspiegeln. Baum und Wasser rauschen so geheimnißvoll daß einem wunderlich zu Sinne wird wenn man dort einsam wandelt. An dem Ufer eines solchen Sees stand die Hütte eines jungen Fischers, der sich mit dem Fischfang ernährte und auch wol das Geschäft eines Fährmanns besorgte, wenn irgend ein Reisender über den See gesetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumstämmen angebunden unfern von seiner Wohnung lag. In dieser letztern lebte er ganz allein. Einst zur Zeit der herbstlichen Tagesgleiche gegen Mitternacht hörte er an sein Fenster klopfen, und als er vor die Thüre trat, sah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und sehr eilig zu sein schienen. Einer von ihnen bat ihn hastig, ihnen seinen Kahn zu leihen, und versprach denselben in wenigen Stunden an dieselbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer drei, und der Fischer, welcher unter solchen Umständen nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einstiegen und über den See fortfuhren, ging er nach seiner Hütte zurück und legte sich aufs Ohr. Jung wie er war schlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberstück als Fahrgeld in die Hand und alle drei eilten rasch von dannen. Der Fischer ging nach seinem Kahn zu schauen, den er fest angebunden fand. Dann schüttelte er sich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich sonderbar fröstelnd durch die Glieder gefahren und es hatte ihm fast das Herz erkältet, als der Mönch der ihm das Fährgeld gereicht seine Hand berührte; die Finger des Mönchs waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereigniß, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgniß, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten und ihm einer der Mönche eilig das Fährgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit, in derselben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier das Geheimniß das sich unter jenen drei Kutten verbarg um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunkeln Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit und es gelang dem Fischer sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Ueberfahrt theilzunehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er ans entgegengesetzte Ufer gelangen konnte; und noch größer war sein Erstaunen, als er hier wo die Gegend ihm so gut bekannt war jetzt einen weiten offenen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell daß er die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte wie am hellen Tage. Es waren viele Hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen sehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehen von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub und das Haar war zum Theil auf der Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Frauen aber, in den Händen goldene Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig-lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine

höchst anstößige Hyperbel zur Schau trug. Der andere Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß wie das der übrigen Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband und das fromme schmuzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunica eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling einen etwas weibischen Ausdruck; doch sein Gesicht trug dennoch einen gewissen kühnen, fast übermüthig-heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz aufs Haupt und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldener zweirädiger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blicks hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Geberden und obenerwähnte unanständige Uebertriebenheit das Publicum ergötzte, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst, den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldenen Pokal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofkapelle des Triumphators: der hübsche pausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule, dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte, dann die ebenso holdselige Schöne mit dem Triangel, dann die Hornisten, bocksfüßige Gesellen mit schönen, aber lasciven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Thierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen, dann die Lautenspieler —

Doch, lieber Leser, ich vergesse daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysus. Du hast oft genug auf alten Basreliefs oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem classisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken, wenn dir einmal plötzlich in der mitternächtlichen Abgeschiedenheit eines Waldes der schöne Spuk eines solchen Bacchuszugs nebst dem dazu gehörigen betrunkenen Personale leiblich vor Augen träte — höchstens würdest du einen leisen lüsternen Schauer, ein ästhetisches Gruseln empfinden beim Anblick dieser bleichen Versammlung, dieser anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen sind, um den alten fröhlichen Gottesdienst noch ein mal zu begehen, um noch ein mal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilands der Sinnenlust zu feiern, um noch ein mal den Freudentanz des Heidenthums, den Cancan der antiken Welt zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, ganz ohne Dazwischenkunft der Sergents de ville einer spiritualistischen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: „Evoe Bacche!“ Aber ach! lieber Leser, der arme Fischer von welchem wir berichten war keineswegs wie du in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologischen Studien gemacht und er ward von Schrecken und Angst ergriffen bei dem Anblick jenes schönen Triumphators mit seinen zwei wunderlichen Akoluthen, als sie ihrer Mönchstracht entsprungen; er schauderte ob der unzüchtigen Geberden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyrn, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz besonders diabolisch erschienen, und die gesammte Societät hielt er für einen Congreß von Gespenstern und Dämonen, welche durch ihre Malefizien allen Christenmenschen Verderben bereiteten. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Positur jener Mänade sah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und sich nur durch den Thyrsus im Gleichgewicht erhielt. Ihm selber, dem armen Schiffer, ward es wirre im Hirn, als er jene Korybanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leib Wunden beibrachten, tobsüchtig die Wollust suchend in dem Schmerze selbst. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne der Musik, die er vernahm, drangen in sein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als gar der arme Mensch jenes verrufene ägyptische Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem schamlosen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde, da verging ihm Hören und Sehen und er stürzte nach seinem Kahne zurück und verkroch sich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße fest. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und stießen ab. Als sie endlich am andern Seeufer landeten und ausstiegen, wußte der Fischer so geschickt seinem Versteck zu entschlüpfen daß die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten sie stracks von hinnen.

Sowol seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer verpflichtet, das unheimliche Begebniß dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciscanerklosters als Vorsitzer eines solchen Ge-

richts und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloß er sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster und demüthigen Blicks stand er bald vor Sr. Hochwürden dem Superior, der in seiner Librerei, die Kapuze weit übers Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß und in dieser nachdenklichen Position sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung daß Se. Hochwürden einer von den drei Mönchen war die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen: es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: „Geliebter Sohn in Christo! Wir glauben herzlich gern daß Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt und Euere phantastische Spukgeschichte gibt dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für Diejenigen die nicht viel vertragen können, und zu diesen scheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch also hinführo nur mit Maßen des goldenen Rebensafts zu genießen und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen und auch von Euerer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen."

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich dieser verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken, denn diese Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche die mit demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des Einen ebenso wie die grinsendgeilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Alte Chroniken welche ähnliche Sagen erzählen verlegen den Schauplatz nach Speier am Rhein.

An der ostfriesischen Küste herrscht eine analoge Tradition, worin die altheidnischen Vorstellungen von der Ueberfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zugrundeliegen, am deutlichsten hervortreten. Von einem Charon der die Barke lenkt ist zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieser alte Kauz sich nicht in der Volkssage, sondern nur im Puppenspiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologische Personnage erkennen wir in dem sogenannten Spediteur, der die Ueberfahrt der Todten besorgt und der dem Fährmann, welcher des Charon Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fischer ist, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Person bald errathen, und ich will daher die Tradition selbst so getreu als möglich hier mittheilen:

In Ostfriesland, an der Küste der Nordsee, gibt es Buchten, die wie kleine Hafen bilden und Siehle heißen. An den äußersten Vorsprüngen derselben steht das einsame Haus irgend eines Fischers, der dort mit seiner Familie ruhig und genügsam lebt. Die Natur ist dort traurig, kein Vogel pfeift außer den Seemöven, welche manchmal mit einem fatalen Gekreische aus den Sandnestern der Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätscher der brandenden See paßt sehr gut zu den düstern Wolkenzügen. Auch die Menschen singen hier nicht, und an dieser melancholischen Küste hört man nie die Strophe eines Volkslieds. Die Menschen hier zu Lande sind ernst, ehrlich, mehr vernünftig als religiös und stolz auf kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute sind nicht phantastisch aufregbar und grübeln nicht viel. Die Hauptsache für den Fischer, der auf seinem einsamen Siehl wohnt, ist der Fischfang und dann und wann das Fährgeld der Reisenden die nach einer der umliegenden Inseln der Nordsee übergesetzt sein wollen. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo eben der Fischer mit seiner Familie das Mittagsmahl verzehrend zu Tische sitzt, tritt ein Reisender in die große Wohnstube und bittet den Hausherrn ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geschäft mit ihm zu besprechen. Der Fischer, nachdem er den Gast vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit theilzunehmen, erfüllt am Ende dessen Begehr und Beide treten beiseite an ein Erkertischchen. Ich will das Aussehen des Fremden nicht lange beschreiben in müßiger Novellistenweise; bei der Aufgabe die ich mir gestellt genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke also Folgendes: Der Fremde ist ein schon bejahrtes, aber doch wohlconservirtes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig, aber nicht fett, die Wänglein roth wie borsdorfer Aepfel, die Aeuglein lustig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen sitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodische Kleidung, die wir auf Portraits holländischer Kaufleute finden und welche eine gewisse Wohlhabenheit verräth: ein seidenes papageigrünes Röckchen, blumengestickte Weste, kurze schwarze Höschen, gestreifte Strümpfe und Schnallenschuhe; letztere sind so blank daß man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuß so unbeschmuzt hergelangen konnte. Seine Stimme ist asthmatisch, feindrähtig und manchmal ins Greinende

überschlagend; doch der Vortrag und die Haltung des Männleins ist gravitätisch gemessen, wie es einem holländischen Kaufmann ziemt. Diese Gravität scheint jedoch mehr erkünstelt als natürlich zu sein, und sie contrastirt manchmal mit dem forschsamen Hin- und Herlugen der Aeuglein, sowie auch mit der schlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daß der Fremde ein holländischer Kaufmann ist, bezeugt nicht blos seine Kleidung, sondern auch die mercantilische Genauigkeit und Umsicht womit er das Geschäft so vortheilhaft als möglich für seinen Committenten abzuschließen weiß. Er ist nämlich, wie er sagt, Spediteur und hat von einem seiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine bestimmte Anzahl Seelen, soviel in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der ostfriesischen Küste nach der weißen Insel zu fördern; zu diesem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wissen, ob der Schiffer diese Nacht die erwähnte Ladung mit seiner Barke nach der erwähnten Insel übersetzen wolle, und für diesen Fall sei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuversichtlich hoffend daß er aus christlicher Bescheidenheit seine Foderung recht billig stellen werde. Der holländische Kaufmann (dieses ist eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann ist), er macht diesen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es sich von einer Ladung Käse und nicht von Seelen der Verstorbenen. Der Fischer stutzt einigermaßen bei dem Wort Seelen und es rieselt ihm ein bischen kalt über den Rücken, da er gleich merkt daß von den Seelen der Verstorbenen die Rede sei und daß er den gespenstischen Holländer vor sich habe, der so manchem seiner Collegen die Ueberfahrt der verstorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, diese ostfriesischen Küstenbewohner sind muthig und gesund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft welche uns für das Gespenstische und Uebersinnliche empfänglich macht: unsers Fischers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; seine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald seine Fassung und mit dem Anschein des größten Gleichmuths ist er nur darauf bedacht, das Fährgeld so hoch als möglich zu steigern. Doch nach einigem Feilschen und Dingen verständigen sich beide Contrahenten über den Fährlohn, sie geben einander den Handschlag zur Bekräftigung der Uebereinkunft und der Holländer, welcher einen schmuzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinsten die je in Holland geschlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fährgelds in dieser putzigen Münzsorte. Indem er dem Fischer noch die Instruction gibt, gegen Mitternacht, zur Zeit wo der Vollmond aus den Wolken hervortreten würde, sich an einer bestimmten Stelle der Küste mit seiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabschiedet er sich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitspeisen wiederholte, und die eben noch so gravitätische Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die bestimmte Zeit befindet sich der Schiffer an dem bestimmten Orte mit seiner Barke, die anfangs von den Wellen hin- und hergeschaukelt wird; aber nachdem der Vollmond sich gezeigt, bemerkt der Schiffer daß sein Fahrzeug sich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Flut einsinkt, sodaß am Ende das Wasser nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieser Umstand belehrt ihn daß seine Passagiere, die Seelen, jetzt an Bord sein müssen, und er stößt ab mit seiner Ladung. Er mag noch so sehr seine Augen anstrengen, doch bemerkt er im Kahne Nichts als einige Nebelstreifen, die sich hin- und herbewegen, aber keine bestimmte Gestalt annehmen und ineinander verquirlen. Er mag auch noch so sehr horchen, so hört er doch Nichts als ein unsaglich leises Zirpen und Knistern. Nur dann und wann schießt schrillend eine Möve über sein Haupt oder es taucht neben ihm aus der Flut ein Fisch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht und frostiger weht die Seeluft. Ueberall nur Wasser, Mondschein und Stille; und schweigsam wie seine Umgebung ist der Schiffer, der endlich an der weißen Insel anlangt und mit seinem Kahne stillhält. Auf dem Strande sieht er Niemand, aber er hört eine schrille, asthmatisch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; derselbe scheint ein Verzeichniß von lauter Eigennamen abzulesen, in einer gewissen verificirenden monotonen Weise; unter diesen Namen sind dem Fischer manche bekannt und gehören Personen die in demselben Jahre verstorben. Während des Ablesens dieses Namenverzeichnisses wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch schwer im Sande des Ufers, so hebt er sich jetzt plötzlich leicht empor, sobald die Ablesung zu Ende ist; und der Schiffer, welcher daran merkt daß seine Ladung richtig in Empfang genommen ist, fährt ruhig wieder zurück zu Weib und Kind, nach seinem lieben Hause am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Ueberschiffen der Seelen nach der weißen Insel. Als einen besondern Umstand bemerkte einst ein Schiffer daß der unsichtbare Controleur im Ablesen des Namenverzeichnisses plötzlich innehielt und ausrief: „Wo ist aber Pitter Jansen? Das ist nicht Pitter Jansen." Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ik ben Pitter Jansen's Mieke un häb mi op mines Manns Name inskreberen laten." (Ich bin Pitter Jansen's Mieke und habe mich auf meines Mannes Namen einschreiben lassen.)

Ich habe mich oben vermessen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologische Person zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorschein kommt. Dieses ist keine geringere als der Gott Mercurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Psychopompos. Ja, unter jener schäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergestalt verbirgt sich der brillanteste jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen steckt auch nicht der geringste Federwisch der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern

könnte, und die plumpen Schuhe mit den stählernen Schnallen mahnen nicht im mindesten an beflügelte Sandalen; dieses holländisch-schwerfällige Blei ist so ganz verschieden von dem beweglichen Quecksilber dem der Gott sogar seinen Namen verliehen; aber eben der Contrast verräth die Absicht und der Gott wählte diese Maske, um sich desto sicherer verstellt zu halten. Vielleicht aber wählte er sie keineswegs aus willkürlicher Laune: Mercur war, wie Ihr wißt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe daß er bei der Wahl einer Maske die ihn verbergen und eines Gewerbes das ihn ernähren könnte auf seine Antecedentien und Talente Rücksicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichste der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er bestahl Menschen und Götter und schon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der seiner Wiege entschlüpfte, um ein paar Rinder zu stibitzen. Er hatte zu wählen zwischen den zwei Industrien, die im Wesentlichen nicht sehr verschieden, da bei beiden die Aufgabe gestellt ist, das fremde Eigenthum so wohlfeil als möglich zu erlangen; aber der pfiffige Gott bedachte daß der Diebesstand in der öffentlichen Meinung keine so hohe Achtung genießt wie der Handelsstand, daß jener von der Polizei verpönt, während dieser von den Gesetzen sogar privilegirt ist, daß die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchste Staffel erklimmen, während die vom Diebesstand manchmal eine minder angenehme Leiter besteigen müssen, daß diese Freiheit und Leben aufs Spiel setzen, während der Kaufmann nur seine Capitalien oder nur die seiner Freunde einbüßen kann: und der pfiffigste der Götter ward Kaufmann, und um es vollständig zu sein ward er sogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Psychopompos, als Schattenführer, machte ihn besonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Insel, wie wir sahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Insel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man hier vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelsen der englischen Küste? Es wäre eine humoristische Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutonische Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in solcher Gestalt erscheinen.

In einem Versuche über die Faustlegende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und diesen selbst hinlänglich besprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finstere Beherrscher derselben ganz diabolisirt wurde. Aber nur durch den Kanzleistil der Kirche klingen die Dinge so grell; trotz des christlichen Anathema blieb die Position des Pluto wesentlich dieselbe. Er, der Gott der Unterwelt, und sein Bruder Neptunus, der Gott des Meers, diese Beiden sind nicht emigrirt wie andere Götter, und auch nach dem Siege des Christenthums blieben sie in ihren Domainen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das Tollste von ihm fabeln, der alte Pluto saß unten warm bei seiner Proserpina. Weit weniger Verunglimpfungen als sein Bruder Pluto hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten sein Ohr verletzen da unten in seinem Ocean, wo er ruhig saß bei seiner weißbusigen Frau Amphitrite und seinem feuchten Hofstaat von Nereiden und Tritonen. Nur zuweilen wenn ein junger Seemann zum ersten male die Linie passirte, tauchte er empor aus seiner Flut, in der Hand den Dreizack schwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt und der silberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophyten die schreckliche Seewassertaufe und hielt dabei eine lange salbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebst der gelben Lauge des gekauten Tabacks mehr ausspuckte als sprach, zum Ergötzen seiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beschrieb, wie ein solches Wassermysterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragirt wird, versicherte daß eben jene Matrosen welche am tollsten über die drollige Fastnachtsfratze des Neptun lachten, dennoch keinen Augenblick an der Existenz eines solchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb also der Beherrscher des Wasserreichs, wie Pluto trotz seiner Diabolisirung der Fürst der Unterwelt blieb. Ihnen ging es besser als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturz seines Vaters die Herrschaft des Himmels erlangt hatte und sorglos als König der Welt im Olymp mit seinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen sein ambrosisches Freudenregiment führte. Als die unselige Katastrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens proclamirt ward, emigrirte auch der große Kronide und er verschwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, Niemand wußte mir Auskunft zu geben über sein Schicksal. Ich habe in derselben Absicht viele Bibliotheken durchstöbert, wo ich mir die prachtvollsten Codices, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, wahre Odalisken im Harem der Wissenschaft, zeigen ließ, und ich sage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und sogar Affabilität womit sie mir jene leuchtenden Schätze erschlossen hier öffentlich den üblichen Dank. Es scheint als hätten sich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und Alles was ich aufgegabelt besteht in einer Geschichte welche mir einst mein Freund Niels Andersen erzählte.

Ich habe soeben Niels Andersen genannt und die liebe, drollige Figur steigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an und ich erörtere ihre Eigenschaften, damit der geneigte Leser selbst beurtheile inwieweit jene sein Vertrauen verdienen. Also einige Worte über meine Quelle.

Niels Andersen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Walfischjäger die ich kennen-

ziehung, nachdem das griechische Volk im Jahre 1821 gegen seine Unterdrücker aufgestanden war und den Kampf zu Wasser und zu Lande begonnen hatte, hat es dem griechischen Volke an der Unterstützung seiten wohlhabender Landsleute nicht gefehlt. Besonders haben sich in dieser Hinsicht die vermögenden Insulaner von Hydra durch großartige Opfer für die griechische Marine wahrhaft ausgezeichnet, und es verdient dies gebührende Anerkennung, die ihnen Niemand um deswillen etwa versagen wird, weil damals ihre Existenz selbst auf dem Spiele stand; eine Existenz die sie in gewissem Sinne auch ohnedies und trotzdem theils durch jene Opfer und durch die Folgen des Kriegs selbst, theils durch die verkehrten Regierungsmaßregeln eingebüßt haben, indem sie infolge dessen alle verarmt und aus ihrer frühern glücklichen Lage ganz herabgekommen sind. Der Grieche Alexander Sutsos, der bekannte Dichter der Neugriechen, welcher auch eine „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829) geschrieben hat, die reich ist an interessanten historischen Details, bemerkt in derselben, auf wie hoch sich ungefähr die Geldopfer belaufen haben, welche während der Revolution von den reichen Hydrioten gebracht worden sind. Darunter finden sich die beiden Brüder Konduriotis mit 1½ Million Francs; zehn andere hydriotische Schiffseigenthümer sind im Einzelnen mit Summen von 150 — 550,000 Francs aufgeführt. Allein auch später und bis in die neueste Zeit haben sich im Interesse der wissenschaftlichen Aufklärung unter der griechischen Nation einzelne reiche Griechen durch die Opfer ausgezeichnet, die sie in ihren letztwilligen Verfügungen und sonst für ihre Landsleute gebracht haben und fortwährend bringen und wodurch dieselben ebenso ihre Vaterlandsliebe als ihren regen Sinn für die Bildung des Volks und für die Wissenschaften darlegen. Bekannt ist, was in früherer Zeit der im Januar 1825 verstorbene reiche Grieche Warwakis von Psara (die von ihm für wissenschaftliche Anstalten in Griechenland bestimmte Summe beläuft sich auf mehr als 1,800,000 Drachmen), was die Kaplanis, die Zosimadis, die Risaris, die Tömpolis, Jonidis, Arsakis, Sina u. A. für Griechenland und für ihre Nation gethan haben und was sie noch thun, und was auf diese Weise durch die edle Freigebigkeit reicher Patrioten für wissenschaftliche Anstalten aller Art und für die Möglichkeit geschehen ist und noch geschieht, junge Griechen im Auslande, in Deutschland und anderswo studiren zu lassen. Ein ähnliches rühmliches Beispiel dieser Art hat im vorigen Jahre der in Livorno verstorbene reiche Grieche aus Mezzovo in Epirus, Nikolaos Sturnaris, gegeben, indem er außer andern bedeutenden Baarsummen für Arme, für Krankenhäuser und für Schulen *) eine Summe von 100,000 spanischen Thalern zur Begründung einer Anstalt bestimmt hat, an welcher von bewährten europäischen Lehrern und Künstlern die nöthigen Gewerbe und Künste, von dem gewöhnlichsten Gewerbe an bis zu den schönen Künsten, gelehrt und wobei stets im Verhältniß zu der fortschreitenden Verbesserung des Landbaus in Griechenland, welcher in jedem Lande nach den Worten des Testators in seinem Testamente „die Grundlage des wahren Glücks des Volks ist", die dazu nothwendigen Werkzeuge von Zeit zu Zeit angeschafft werden sollen. Welche Nation unserer Zeit, die sich in glücklichen äußern Verhältnissen befindet, hat auch nur Aehnliches aufzuweisen? 29.

*) Z. B. [illegible] Thaler für die Armen seiner Vaterstadt, 10,000 Thaler für die Schulen in Alexandria und das dasige Krankenhaus u. s. w.

Notizen.

Venetianisches Maskenfest im Jahre 1520.

Der bekannte Chronist Marin Sanudo gibt in seinen „Diarien" die Schilderung eines von der Gesellschaft der Immortali am 13. Februar 1520 bei Gelegenheit der Aufnahme des Markgrafen, nachmaligen Herzogs Friedrich Gonzaga von Mantua in gedachte heitere Gesellschaft veranstalteten Maskenfestes, welche kürzlich von E. Cicogna bei Gelegenheit einer Vermählung mit erläuternden Anmerkungen gedruckt worden ist. („Narrazione della festa solenne data in Venezia dalla compagnia della Calza per l'accettazione di tre socii", Venedig 1852.) „An diesem Tage", heißt es, wurde bei St. Simion am Canal grande im Hause Foscari von der Gesellschaft der Unsterblichen ein glänzendes Fest gegeben. Die Façade des Hauses entlang wurde ein hölzernes Gerüst errichtet, zum Theil bedeckt, zum Theil unbedeckt, vermittels dessen die verschiedenen Balcone miteinander verbunden waren und das mit einer Brücke zusammenhing die auf Barken über den Großen Kanal geschlagen war. Leiter des Festes war Ser Francesco Sanudo und die Kosten trugen die Gesellschaft und drei neuaufgenommene Mitglieder derselben, der Marchese Federigo von Mantua, Ser Stefano Quirini und Ser Federigo Priuli. Nach dem Essen versammelten sich etwa achtzig Frauen auf dem Gerüste, alle schön gekleidet, zum Theil mit Anzügen mit reichem Goldschmuck, und viel Volk drängte sich herzu sie zu sehen, zum Theil auf Barken, zum Theil an den Balconen der Häuser hüben und drüben am Kanal. Und auf dem Gerüst begann der Tanz unter freiem Himmel, während auch auf der Brücke getanzt wurde. Gegen die dritte Stunde der Nacht kam der Herold des großen Maskenzugs (Mummerei), welcher sich bei der Kirche von Cannareggio ordnete. Die Erfindung war von dem Tanzmeister Maestro Antonio und die Kosten beliefen sich auf 300 Dukaten. Der Aufzug wurde eröffnet durch vierzig Diener, Fackeln tragend; Herr Zuan Cosazza (ein Abkömmling vornehmen Geschlechts, dem einst die Würde des Vladika von Montenegro gehörte) begleitete sie zu Pferde als Anführer und machte ihnen Platz. Dann kamen auf Seepferden drei Vermummte in prächtiger Tracht, unter ihnen der Herold, welcher das Kommen des Maskenzugs verkündete. Ein glänzendes Feuerwerk wurde abgebrannt als diese das Bretergerüst betraten, dann kehrte der Herold zurück. Unterdessen wurde auf der Brücke getanzt, und um die vierte Stunde erschienen die Vermummten, von den Fackeln begleitet. Es war ein schöner Anblick mit all den Fackeln und Lichtern ringsumher. Nach dem gedachten Messer Zuane kamen zwei Reiter in vollständiger Turnierrüstung mit den Lanzen in der Hand, andere auf verschiedenen Thieren, so einer auf einer Hydra, und ein gewaltiger Riese von einer Schlange umschlungen wie Laokoon, hierauf eine Troya und ein Götzenbild. Auch ein König war da mit seiner Tochter. Und als sie die Brücke betraten erglänzte ein Feuerwerk und zahlreiche Vermummte in Bauernkleidung ließen Schwärmer aufsteigen. Auf dem Platze von St. Simion wurde aus dort aufgestellten Bombarden lustig geschossen, und es machte Freude die außerordentliche Volksmenge zu sehen. Auf dem Gerüste währte der Tanz fort und die Geschichte der Erbauung Trojas wurde dargestellt, während unten ein Teufel inmitten rother Flammen hervorbrach. Der Maskenzug bewegte sich bis zu Corpus Domini und kehrte dann zur Brücke zurück, worauf im Foscari'schen Hause zu Nacht gegessen ward. Die Zahl der Gäste belief sich auf 350. Nach dem Nachtessen wurde ein Lustspiel im bäuerischen Dialekt aufgeführt, von einem Paduaner Namens Ruzzante (Angelo Beolco), welcher jenen Dialekt vortrefflich sprach. So währte das Fest bis zum Tage und gereichte unserer Stadt zum Ruhme, denn ein schöneres hat es seit Menschengedenken nicht gegeben." 41.

Trottoir-Anekdote zur Nachahmung.

Graf von Revilla-Gigedo, der zweiundfunfzigste der 62 Vicekönige von Neuspanien, Regent von 1789 — 94, pflegte des Nachts sich in den Straßen von Mexico durch Augenschein zu überzeugen, ob und wie seine etwaigen Anordnungen ausgeführt seien. So besuchte er einmal eine Straße, deren Pflasterung er anbefohlen, blieb plötzlich stehen und schickte nach dem Director der öffentlichen Arbeiten, sofort

Was ist das für ein Ort, die Kanincheninsel? fragte ich unsern Niels Andersen. Dieser aber trommelte mit seinem Holzbein auf der Tonne und erwiderte: Das ist eben die Insel wo die Geschichte passirt, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Insel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, seit sie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; solches verhinderten die ungeheuern Eisberge die sich um die Insel thürmen und vielleicht nur selten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines russischen Walfischjägers, welche einst die Nordstürme so hoch hinauf verschlugen, betraten den Boden der Insel, und seitdem sind schon 100 Jahr verflossen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden sie die Insel ganz wüst und öde. Traurig bewegten sich die Halme des Ginsters über den Flugsand; nur hier und da standen einige Zwergtannen oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarste Buschwerk. Eine Menge Kaninchen sahen sie umherspringen, weshalb sie dem Orte den Namen Kanincheninsel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde daß ein menschliches Wesen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten sie einen uralten Greis, der kümmerlich bekleidet mit zusammengeflickten Kaninchenfellen auf einem Steinstuhl vor dem Heerde saß und an dem flackernden Reißig seine magern Hände und schlotternden Knie wärmte. Ueber ihm zur Rechten stand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu sein schien, den aber die Zeit so unwirsch gemausert hatte daß er nur noch die langen struppigen Federkiele seiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchst närrisches und zugleich grausenhaft-häßliches Aussehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarlose Ziege, die sehr alt zu sein schien, obgleich noch volle Milcheuter mit rosig frischen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den russischen Seeleuten welche auf der Kanincheninsel landeten befanden sich mehre Griechen, und einer derselben glaubte nicht von dem Hausherrn der Hütte verstanden zu werden, als er in griechischer Sprache zu einem Kameraden sagte: „Dieser alte Kauz ist entweder ein Gespenst oder ein böser Dämon.“ Aber bei diesen Worten erhob sich der Alte plötzlich von seinem Steinsitz, und mit Verwunderung sahen die Schiffer eine große stattliche Gestalt, die sich trotz des hohen Alters mit gebietender, schier königlicher Würde aufrechthielt und beinahe die Balken des Gesimses mit dem Haupte berührte; auch die Züge desselben, obgleich verwüstet und verwittert, zeugten von ursprünglicher Schönheit, sie waren edel und streng gemessen, sehr spärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und stier, aber doch stechend, und dem hoch aufgeschürzten Munde entquollen im alterthümlich griechischen Dialekt die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Mensch, ich bin weder ein Gespenst noch ein böser Dämon; ich bin ein Unglücklicher welcher einst bessere Tage gesehen. Wer aber seid Ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeschick ihrer Fahrt und verlangten Auskunft über Alles was die Insel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber sehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, sagte der Alte, bewohne er die Insel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen seine unerbittlichen Feinde eine sichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptsächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr, wenn die treibenden Eismassen sich gesetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er seine Kaninchenfelle verkaufe und die ihm als Zahlung allerlei Gegenstände des unmittelbarsten Bedürfnisses überließen. Die Walfische welche manchmal an die Insel heranschwämmen seien seine liebste Gesellschaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder seine Muttersprache zu reden, denn er sei ein Grieche; er bat auch seine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zustände Griechenlands zu ertheilen. Daß von den Zinnen der Thürme der griechischen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verursachte dem Alten augenscheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht als er hörte daß an seine Stelle der Halbmond aufgepflanzt worden. Sonderbar war es daß keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte nach welchen der Alte sich erkundigte und die nach seiner Versicherung zu seiner Zeit blühend gewesen; in gleicher Weise waren ihm die Namen fremd die den heutigen Städten und Bourgaden Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis schüttelte deshalb oft wehmüthig das Haupt und die Schiffer sahen sich verwundert an. Sie merkten daß er alle Oertlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That, er wußte die Buchten, die Erdzungen, die Vorsprünge der Berge, oft sogar den geringsten Hügel und einige Felsengruppen so bestimmt und anschaulich zu beschreiben daß seine Unkenntniß der gewöhnlichsten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erstaunen setzte. So befragte er sie mit besonderm Interesse, ja mit einer gewissen Aengstlichkeit nach einem alten Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Doch keiner der Zuhörer kannte den Namen den er mit Zärtlichkeit aussprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geschildert hatte, ein junger Matrose nach der Beschreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf wo er geboren, sagte der junge Mensch, sei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beschriebenen Platze lange Zeit die Schweine seines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, sagte er, fänden sich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hier und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, einzeln oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen wie Haarflechten herabfielen. Andere Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön ausgemeißeltem

Blätter- und Blumenwerk bestünden. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaume, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baums, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit conterfeit waren und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnißvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst daß dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht blos die nackteste Liederlichkeit, sondern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch, ihm zu Ehren, vor seinem Altar manchmal 100 Ochsen auf ein mal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock worin das Blut der Opfer geflossen sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog den er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin gesammelten Regenwasser seine Schweine zu tränken oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So sprach der junge Mensch. Aber der Greis stieß jetzt einen Seufzer aus der den ungeheuersten Schmerz verrieth; gebrochen sank er nieder auf seinen Steinstuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreischte entsetzlich, spreizte weit aus seine ungeheuern Flügel und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände und meckerte traurig und wie besänftigend.

Ein unheimliches Misbehagen ergriff die Schiffer bei diesem Anblick, sie verließen schleunig die Hütte und waren froh, als sie das Geschluchze des Greises, das Gekreisch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffs, erzählten sie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannschaft befand sich ein russischer Gelehrter, Professor bei der philosophischen Facultät der Universität zu Kasan, und dieser erklärte die Begebenheit für höchst wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Nase legend, versicherte er den Schiffern: der Greis auf der Kanincheninsel sei unstreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an seiner Seite sei augenscheinlich der Adler der einst die fürchterlichen Blitze in seinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne aller Wahrscheinlichkeit nach keine andere Person sein als die Amalthea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Kreta säugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Andersen und ich gestehe, diese Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufschlüsse über das geheime Leid der Walfische erregten mein Mitgefühl. Arme große Bestie! Gegen das schnöde Rattengesindel, das sich bei dir eingenistet und unaufhörlich an dir nagt, gibt es keine Hülfe und du mußt es lebenslang mit dir schleppen; und rennst du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibst dich an seinen Eiskanten — es hilft dir Nichts, du wirst sie nicht los die schnöden Ratten, und dabei fehlt dir der Trost der Religion! An jeder Größe auf dieser Erde nagen die heimlichen Ratten und die Götter selbst müssen am Ende schmählich zugrundegehen. So will es das eiserne Gesetz des Fatum, und selbst der Höchste der Unsterblichen muß demselben schmachvoll sein Haupt beugen. Er, den Homer besungen und Phidias abconterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte um den Erdkreis zu erschüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kallisto, Jo, Leto, Europa u. s. w. — er muß am Ende am Nordpol sich hinter Eisbergen verstecken und um sein elendes Leben zu fristen mit Kaninchenfellen handeln wie ein schäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht daß es Leute gibt die sich schadenfroh an solchem Schauspiel laben. Diese Leute sind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochsen die als Hekatomben auf den Altären Jupiter's geschlachtet wurden. Freut euch, gerächt ist das Blut euerer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen sind, uns erschüttert der Anblick gefallener Größe und wir widmen ihr unser frömmigstes Mitleid. Mit dieser Empfindsamkeit der Pietät schließen wir hier die erste Abtheilung unserer Geschichte der Götter im Elend.

Heinrich Heine.

Zur Symbolik der menschlichen Gestalt.

Carus hat jüngst einen Versuch gemacht, die Symbolik der menschlichen Gestalt zum Range einer lehr- und lernbaren Wissenschaft zu erheben und so das von Jedem beim Anblick eines Menschen nur dunkel Gefühlte, d. i. den Geist und Charakter der in einer bestimmten Corporisation sich ausspricht, zum klaren und deutlichen Bewußtsein zu bringen.*) Niemand wird leugnen daß dieser höchst schätzenswerthe Versuch einem wirklichen Bedürfniß entsprach. Schon die von Carus selbst in seinem Werke citirten frühern Arbeiten in diesem Felde beweisen, wie von jeher sich das Bedürfniß die menschliche Gestalt zu deuten geregt hat. Aber es konnte bei dem Mangel an physiologischen Kenntnissen zu keiner gründlichen Deutung kommen.

Inwieweit es Carus nun gelungen sei seine Aufgabe zu lösen, das überläßt Referent andern, competentern Richtern, die sich tieferer physiologischer Kenntnisse rühmen können, zur Beurtheilung. Seine Absicht war hier nur, auf einen schon früher erschienenen, vielleicht

*) Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Von K. G. Carus. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. — Wir berichten bald ausführlicher über die Schrift. D. Red.

nur von Wenigen gekannten, höchst interessanten und originellen Beitrag zur Symbolik der menschlichen Gestalt aufmerksamzumachen, der sich als Bruchstück in einem größern Werke befindet und mit der Arbeit von Carus dieses gemein hat, die Symbolik physiologisch begründen zu wollen, weshalb er zur Vergleichung mit Carus auffodert.

Graf Georg von Buquoy hat nämlich in seinen „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschung und dichterische Begeisterung, in einer Reihe von Aufsätzen eigenthümlich der Erfindung nach und der Ausführung“ (Leipzig 1827) einen Aufsatz geliefert, der die Ueberschrift trägt: „Ueber die physiologische Bedeutung der Geberdensprache, als Grundlinien zu einer rationellen Entwickelung der Mimik.“

In diesem Aufsatz geht Buquoy von dem Gedanken aus: so wie Phytotomie und Zootomie dahin trachten, die Bedeutung, den Sinn der vegetativen und animalen Vitalität in der Plastik der Pflanzen- und Thierwelt physiologisch nachzuweisen, ebenso lasse sich eine Doctrin denken, welche die jedesmalige Geistesstimmung in der ihr entsprechenden Plastik der Geberde physiologisch zu verfolgen hätte. Da nun Carus die menschliche Gestalt nicht blos in ihrer Ruhe, sondern auch in ihrer Bewegung, also in Geberden, z. B. in der Bewegung des Kopfs beim Bejahen und Verneinen u. s. w., gedeutet hat, so wird es dem Leser des Carus'schen Buchs interessant sein zu erfahren, welche Deutung Buquoy verschiedenen höchst bedeutungsvollen Geberden gegeben hat.

Buquoy findet den Schlüssel zu einer physiologisch begründeten Interpretation der Geberde wesentlich in der Bedeutung der Muskeln gegeben. Es zerfallen nämlich die Muskeln der willkürlichen Bewegung in die zwei Hauptclassen der Strecker und der Beuger. Die Classe der Strecker nun entspricht nach Buquoy der cerebralen (animalen, sensibeln, idealen, evolutiven, universalisirenden, spontanen, solaren, geistigen Sphäre, dem Schaffen, dem Zenith) und arteriellen Sphäre. Die Classe der Beuger dagegen entspricht der gangliösen (vegetativen, reproductiven, realen, involutiven, individualisirenden, automatischen, tellurischen, sinnlichen Sphäre, der Liebe, dem Gefühle, der Ahnung, dem Nadir) und venösen Sphäre.

Diesem zugrundegelegten Princip gemäß versucht nun Buquoy die Stellungen und Geberden des Körpers in der Verehrung, im Segnen, in der Begeisterung, in der Liebe, im Verabscheuen und in der Verachtung, in der Verzweiflung, im Befehlen, im Bejahen und Verneinen zu erklären.

Der vor einem ihm als ein höheres Wesen geltenden Gegenstande seiner Verehrung mit gesenktem Blicke, mit eingezogenen Armen, gefalteten Händen, gebeugtem Rücken und Nacken Knieende realisirt die Beugung der vorzüglichsten Beuger seines Körpers. Dies deutet auf Liebe, Glauben, Hingebung, Ahnung.

Der Segnende deckt mit den innern Handflächen den Scheitel des zu Segnenden. Er verbindet unter dem Vorsatze activen Influenzirens (so schreibt Buquoy statt Influirens) die Ganglienseite der Hände, der vollendetsten seiner Glieder, der Repräsentanten der Willensbewegung, mit der entschiedensten Cerebralseite des zu Segnenden; hüllt gleichsam den Lichtfocus in den Schleier der Nacht und drückt hierdurch das fromme Streben aus daß dem lichtgereizt nach Thaten und Erkenntniß Stürmenden die ersehnte Ruhe entgegenwehe, aus dem Dämmerreiche der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung.

Der Begeisterung mit stolzem Selbstgefühle entspricht das dem Zenith zugewandte Haupt und die dem Zenith zugewandte Rückseite der einen Hand. Hirn des Menschenleibes und Hirn der Hand, beide dem Zenith nachblickend, beurkunden zwiefach die höhere Potenz des Lichtlebens.

Die Geberde der Liebe ist Umarmung, Händedruck. Hier schmiegt sich die Ganglienseite der Arme oder Hände an den Gegenstand der Zuneigung. Es entspricht aber die Ganglienseite der (tellurен) Sphäre des Gefühls und der Liebe.

Die Geberde des Verabscheuens hingegen ist ein Vonsichstoßen mit der innern Unterarmsseite und der innern Handfläche. Hier wird der Gegenstand des Verabscheuens mit der Ganglienseite des Arms und der Hand vom Ich entfernt. Das vom Ich Entfernen drückt das expansive Streben gegen den Gegenstand aus; daß jenes vom Ich Entfernen aber mit der Ganglienseite geschieht, ist eine nothwendige Folge des Princips, wonach Liebe und Abscheu der Ganglensphäre entsprechen.

Von der Geberde des Verabscheuens unterscheidet sich die der Verachtung, obgleich auch bei dieser ein Vonsichweisen des Gegenstandes vorkommt, dadurch daß das Vonsichstoßen hier mit der äußern Unterarmsseite und äußern Handfläche geschieht (während es bei der Verabscheuung mit der innern geschah). Dies deutet Buquoy so: Hier wird der Gegenstand der Verachtung mit der Cerebralseite des Arms und der Hand vom Ich entfernt. Das vom Ich Entfernen drückt wiederum das expansive Streben gegen den Gegenstand aus; daß dieses aber hier nicht wie zuvor mit der Ganglienseite, sondern mit der Cerebralseite geschieht, ist nach Buquoy eine nothwendige Folge des Princips, wonach Verachtung der Cerebralsphäre entspricht. Denn es ist Verachtung alle mal mit einer eigenen Selbsterhebung verbunden. Selbsterhebung aber ist Emporstreben, Ichentfernung (so schreibt Buquoy), entspricht daher der Expansion.

Der Verzweiflung entspricht das Händeringen. Hier sind beide innern Handflächen von der Erde bis auf ihr Maximum entfernt und zugleich von der Erde abgewandt. Die gangliöse, die Empfängnißseite, flieht die Erde als die den Verstoßenen nur mit Jammer und Qualen peinigende Stätte.

In der Geberde des Befehlens, des manifestirten, auf die Außenwelt bezogenen Willens, findet Buquoy

Finlands Historie och Geografi. Andra upplagan. 8. Helsingfors. 1852. 7½ Ngr.

Svenskt-Finskt Handlexikon. Förra Delen. Ruotsalais-Suomalainen Sanakirja. Edellinen Osa. 8. Helsingfors. 1852. 1 Thlr. 20 Ngr.

Finska Läkare-Sällskapets Handlingar. 4:e Bandet 3:e — 6:e Häftet. 8. Helsingfors. 1850—52. à 15 Ngr.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. Bihang till Acta Societatis Scientiarum Fennicae. 2:a Häftet. 4. Helsingfors. 1852. 2 Thlr.

Runeberg (J. L.), Hanna. En dikt i tre sånger. 8. Helsingfors. 1851. 15 Ngr.

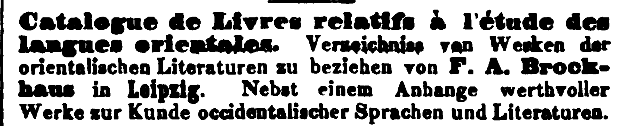
Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 1850. 51. Tionde och elfte årgången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. 8. Helsingfors. 1851. 52. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis neunte Jahrgang ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen.

Topelius (Z.), Sångpartierna i Kung Carls Jagt, Romantisk Opera i tre akter af Fredrik Pacius. Första gången uppförd å Helsingfors Theater den 24 Mars 1852. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1852. 10 Ngr.

Uusi Testamenti ja Psalteri. Englandin ja ulkomaiselda Biblia-Seuralda Londonisa toimitettu. (Neues Testament in finnischer Sprache). 8. Helsingissä. 1851. 20 Ngr.

Orientalischer Katalog.



Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales. Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Exemplare dieses Verzeichnisses, das einen reichen Schatz seltener und werthvoller Werke enthält, sind sowol direct von mir als auch durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig hat folgende Verzeichnisse ausgegeben, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** bezogen werden können:

1) **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur zu bedeutend ermäßigten Preisen.**
2) **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen. VII—XII.**
3) **Catalogue de Livres au rabais.**
4) **Extrait du Catalogue de Livres au rabais.**
5) **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc.**

Alle Bücherkäufer werden auf diese reichhaltigen Verzeichnisse besonders aufmerksam gemacht.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die im Monat **März** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 23—26) enthalten folgende Aufsätze:

Eine Novelle aus Centralamerika. Von **Jegor von Sivers** in Berlin. — Ein Roman in seinen poetischen und praktischen Folgerungen. — Der elektrische Telegraph. — Ein Abschiedsgruß an Eduard Devrient. — Der Besitz einer Bibliothek. Von **Alexander Jung.** — Das Bedürfniß des Glaubens. — Zur Lehre von der gesellschaftlichen Unterhaltung. — Die Auswanderung. — Der Aberglaube des Herzens. — Die poetischen Menschen. — Die Montenegriner. Von **J. G. Kohl.** — Die Räuberbraut. — Eine geistige Tagesordnung. — Deutsche Gegensätze. — Die Probe alles Wohlwollens. — Die rechte Hülfe. — Des Wahnes Ungeduld. — Mac-Donnogh oder die Ausrottung der Sklaverei. — Schwankungen der Erdoberfläche. — Unsere gegenwärtige Literatur. — Nachgiebigkeit. — Ein Knopf im Klingelbeutel. Vom **Herausgeber.** — Schnee und Eis. Ein Naturbild von **Karl Müller** in Halle. — Ueber Unsterblichkeit der Seele. Frühlingsbetrachtungen. — Aus unserm Geistesleben. — Eriksson's neue Erfindung. — Auf Veranlassung Goethe's und seines Umgangs. — Innere Teufelsstimmen. — Pedanterie. — Ein Umgangstrost.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. April begonnene **neue Quartal werden** von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.**

Leipzig, im April 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schrader, Dr. W., Angelus Silesius und seine Mystik. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Gr. 4. Geh. 10 Sgr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Symbolik der menschlichen Gestalt.

Ein Handbuch zur Menschenkenntniß.

Von

Karl Gustav Carus.

Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues, geistreiches und höchst interessantes Werk des als Gelehrter, Physiolog, Arzt und selbst bildender Künstler rühmlichst bekannten Geh. Medicinalraths Dr. **K. G. Carus** in Dresden. Die darin zum ersten male als ein Ganzes bearbeitete „Symbolik der menschlichen Gestalt" ist die Wissenschaft von der Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben, von den geheimnißvollen Gesetzen, nach denen das leibliche Abbild unsers geistigen Urbildes sich nach diesem unendlich verschieden gestalten muß. Es sind über das gesammte Formengebiet der menschlichen Gestalt (Haupt; Antlitz: Nase, Auge, Augenbrauen, Mund, Zähne, Lippen, Mundwinkel, Kinn, Bart, Ohr, Sprache; Hals, Nacken, Brust, Rücken; Arm, Hand, Fuß u. s. w.) ausgedehnte und durch zahlreiche Illustrationen erläuterte symbolische Forschungen, die weder mit den mystisch-pietistischen Lehren Lavater's, noch mit den „verworrenen Theorien" der Chiromantie, noch mit „den nicht viel bessern der sogenannten Phrenologie" zu verwechseln sind.

unangenehm es auch ist, im eigenen Lager der Emigration Zwiespalt ausbrechen zu sehen, diese Absicht und dieses Auftreten Szemere's nicht geradezu misbilligen. Kossuth's früheres Wirken gehört bereits der Geschichte an und kann sich ihrer strengrichtenden Kritik nicht entziehen.

Da Szemere der Selbstüberschätzung Kossuth's und der übertriebenen Vergötternng die demselben von mancher Seite gezollt wird entgegentritt, so ist es begreiflich, wenn er zuweilen in das andere Extrem verfällt und Kossuth alle Befähigung und alles Verdienst absprechen und seine ungeheuern Erfolge blos dem „guten Glück, das Kossuth sein ganzes Leben lang verfolgte", zuschreiben will. „Er verspielte so oft seine und der Opposition Sache, und stets kam ein Ereigniß dazwischen das ihm aus seiner Unvernunft und politischen Klemme heraushalf.... Was er heute wünschte, machte seine Collegen stutzen und den folgenden Tag wurde es gerechtfertigt durch die europäischen Vorfälle" (III, 37—38). Wir glauben überhaupt sehr wenig an das „gute Glück", können es aber am allerwenigsten als einzigen Erklärungsgrund für die Laufbahn eines Mannes gelten lassen, der nicht etwa in stürmisch bewegter Zeit meteorartig auftauchte und rasch wieder verschwand, sondern der sich im Angesichte der Nation durch 18jähriges öffentliches Wirken (1832—49) allmälig erhob, der zehn Jahre hindurch (1840—49) die öffentliche Meinung beherrschte und von den unbedeutendsten Anfängen als Redacteur einer geschriebenen Zeitung sich ohne Protection und materielle Mittel zum Haupt und Führer seiner Nation, zur bedeutenden weltgeschichtlichen Persönlichkeit der Gegenwart emporgeschwungen. Wenn er wirklich oft zu fehlen schien und hinterher doch immer „ein Ereigniß dazwischenkam" das ihm „aus der Klemme half", so möchten wir hierein kein „gutes Glück", sondern ein seltenes Talent erblicken, das die Zeitströmung besser als jeder Andere begriff, dadurch die nahenden Ereignisse gewissermaßen vorauskannte und sie bestens zu benutzen wußte. Und wir nehmen keinen Anstand eben dies, nämlich das richtige Begreifen der jedesmaligen Zeitströmung und die rasche Benutzung jedes günstigen Moments, als einen der Hauptvorzüge Kossuth's, als die bedeutendste Veranlassung seines angeblichen „guten Glücks" zu bezeichnen.

Wir theilen hingegen vollkommen Szemere's Ansicht, daß Kossuth die ungarische Revolution nicht „gemacht", sie auch nicht „hervorgerufen", so wenig als etwa Luther die Reformation oder Mirabeau die Französische Revolution „gemacht". Da wie dort lag die weltgeschichtliche Thatsache in den Zeitverhältnissen, und jene hervorragenden Persönlichkeiten welche an deren Spitze traten waren nur die Repräsentanten, die getreue Verkörperung der allgemeinen Zeitströmung. Aber wenn Kossuth die ungarische Revolution auch nicht „gemacht", so war er nichtsdestoweniger ihr „Held", d. h. ihr Haupt und Führer, der sie am getreuesten repräsentirte, der sie hob, sie trug und ihre Richtung und Ausdehnung bestimmte. Wenn er „den Donner der Kanonen nur selten und dann in einer Entfernung von zehn Meilen hörte" (III, 64), so mag dies wol von Mangel an physischem Muth zeigen und auch daß Kossuth nicht der Kriegsheld war, aber er bleibt nichtsdestoweniger die leitende Seele der Bewegung. Daß er einer der Ersten das Land verließ, ist jedenfalls tadelnswerth, aber eben daß mit seiner, wie der Verfasser meint, sehr voreiligen Flucht die Revolution sofort beendet war, zeigt dafür daß sie in ihm verkörpert, daß er ihr „Held", d. h. ihr Hauptträger war. „Nicht Der", meint Szemere, „macht die Revolution der sie ausruft, sondern das Volk das sich bereitwillig in das Lager begibt" (III, 63). Das ist vollkommen wahr. Nicht Kossuth, sondern das ungarische Volk, das sich wahrhaft heldenmüthig benahm, hat die ungarische Revolution gemacht. Aber die Ereignisse der letzten zwei bis drei Jahre haben uns hinlänglich belehrt, wie beweglich und veränderlich das „Volk" und wieviel oder fast Alles vom Willen und Geiste seiner Helden, d. h. Jener abhängt welche dieses „Volk" zu leiten verstehen.

Die scharfe Beurtheilung oder richtiger die völlige Verurtheilung der Kossuth'schen Politik von Seiten Szemere's wird Manchem sehr auffällig scheinen und unwillkürlich zu der Frage drängen: Warum hat Szemere sich so thätig an der von ihm verdammten Politik, erst als Minister des Innern, dann als Mitglied des leitenden Landesvertheidigungsausschusses und endlich als Ministerpräsident des Gouverneurs Kossuth betheiligt? Szemere versucht in der Einleitung diesem Vorwurf mit folgenden Worten des londoner „**Examiner**" vom 21. Februar 1852 zu begegnen, welcher in Bezug auf Jene die ohne Kossuth's Politik vollkommen zu billigen, doch während der Revolution mit ihm gingen bemerkt: „**It was thought by all that in the moment of danger it was no chance for a true Hungarian to refuse his services to Hungary, on the ground of any other differences of opinion, or even of character with those who occupied the first places**" (III, 10). Es liegt hierin viel Wahres, doch kann dies nur ein Zusammengehen mit Kossuth, aber nicht Jene entschuldigen, die ihn etwa in seinen Fehltritten noch überholten. Szemere tadelt die von Kossuth ohne sein (Szemere's) Wissen ausgesprochene Unabhängigkeitserklärung, weil sie vorzeitig die Brücke der Rückkehr hinter der Revolution abbrach; aber Szemere erweiterte noch die Kluft, indem er gegen Kossuth's Willen, der die künftige Regierungsform unbestimmt ließ, die Republik proclamirte. Trotz aller Erklärungen aber die Szemere geben will, werden wir es nie begreifen wie Szemere's demokratisch-republikanisches Programm „mit unbeschreiblicher Begeisterung" aufgenommen werden konnte, wenn die Nation schon die nicht soweit gehende Unabhängigkeitserklärung Kossuth's „mit Schrecken vernommen" haben soll (III, 46). Die reine Wahrheit wie wir sie aus persönlicher Anschauung kennen ist, daß Kossuth's Unabhängigkeitserklärung trotz der officiellen Huldigungsadressen bei der Nation keinen Beifall fand, Szemere's republikanisches Programm aber unbeachtet vorüberging, weil man der nahenden russischen Intervention gegenüber den Moment zur Discussion jener Frage: ob Monarchie, ob Republik? nicht gekommen glaubte. Jedenfalls hat aber Szemere am allerwenigsten das Recht die Unabhängigkeitserklärung zu tadeln, über die selbst er noch weiter hinausging. Wir glauben daß er durch Proclamirung der Republik nur die Gründung einer Dynastie Kossuth, als deren Vorbereitung er den 14. April betrachtete, unmöglich machen wollte.

Wenn wir derart Szemere's Kritik dort wo sie uns unbegründet scheint zurückweisen oder auf ihr richtiges Maß zurückzuführen versuchen, so können wir nicht umhin einzugestehen daß uns manche andere Punkte derselben berechtigt scheinen. Szemere hat die Sache etwas auf die Spitze getrieben, indem er sein Buch zu einem Frage- und Antwortspiel gemacht und die Fragen: Ist Kossuth Republikaner, ist er Demokrat, ist er Staatsmann, ist er aufrichtig? u. s. w., alle mit entschiedenem Nein beantwortet. Wir haben bereits gezeigt daß wir die Frage: ob Kossuth der „Held" der ungarischen Revolution, nicht wie Szemere entschieden verneinen können. Ebenso wenig möchten wir einem Mann der stets gegen die Regierung und die Aristokratie für das Volk kämpfte den Titel „Demokrat" rundweg absprechen, wenn er es auch nicht im modernen französischen oder deutschen Sinne des Worts sein mag. Aber wahr ist es allerdings daß Kossuth eben keine feste politische Farbe zeigte, daß er z. B. nach der Unabhängigkeitserklärung mit der ungarischen Aristokratie mehr als dies früher geschehen liebäugelte, daß er in Ungarn Szemere's republikanisches Programm misbilligte, in Marseille sogar den Socialdemokraten, in England wieder den Royalisten und hinterher in Amerika den Republikaner machte. Als sehr beachtenswerth möchten wir namentlich das Capitel: „Ist Kossuth ein Staatsmann?" (III, 93—130) empfehlen, wo die verneinende Beantwortung dieser Frage sehr gut und erschöpfend begründet ist. Das Urtheil Szemere's: „Ist der Staat ein Schiff, so ist Kossuth das Segel an demselben, um ihn wie ein Sturm vorwärtszutreiben; als Segel ist er gut und vortrefflich, aber zum Steuermann taugt er nicht", ist

heute so ziemlich die Ansicht Aller welche die Geschichte der ungarischen Revolution aus persönlicher Anschauung oder aus gründlichem Studium näher kennen. Daß Kossuth nicht Republikaner ist, glauben auch wir trotz seines Auftretens in Marseille und Amerika; wir sehen aber darin nur einen neuen Beweis daß er wirklich der Held, d. h. der getreueste Träger der ungarischen Revolution ist, die nicht republikanisch war, sowie es die ungarische Nation nicht ist. Beachtenswerth ist auch das Capitel: „Ist Kossuth Ungarns Gouverneur?" (III, 130—145), dessen Schlußfolgerungen jeder Unparteiische unterschreiben muß.

„Nein!" antwortet Szemere auf diese Frage. „Er (Kossuth) wurde den 14. April 1849 provisorisch, nicht definitiv und unmittelbar durch das Volk, ja selbst auf dem Reichstage nicht durch Einzelabstimmung, sondern durch Acclamation hierzu erwählt. Es wurde ihm aufgetragen, nicht allein, sondern mit Ministern die zugleich mit ihm verantwortlich gemacht wurden zu regieren. Als gewählter Beamter konnte er sein Amt niederlegen. Für diesen Fall mußte, wenn die Nationalversammlung getagt hätte, dieselbe eine Anordnung treffen, in deren Abwesenheit jedoch mußte die Regierung in den Händen der Minister bleiben. Das ist klar. Klar ist auch daß er, obgleich er von seinem Amte abdanken konnte, doch nicht das Recht besaß dieses Amt einem Dritten zu übertragen. Und er übertrug nicht nur dasselbe einem Dritten, was nur das Volk oder der Reichstag hätte thun können, sondern ernannte diesen auch zum Dictator" (III, 130—131).

Szemere weist nach daß die Abdankung Kossuth's eine ungesetzliche war, indem sie nicht die Gegenzeichnung aller Minister vereinigte. Kossuth aber erkannte sie als gültig an und weigerte sich, von Bem, Szemere und Batthyány in Lugos hierzu aufgefodert, die Regierung wieder zu übernehmen, solange dies mit Gefahr verbunden war. Erst als er auf sicherm türkischen Gebiete angelangt, begann er wieder den Gouverneur zu spielen, ließ die Rolle fallen, als er mit der Auslieferung bedroht war, um wieder den Dictatorton anzunehmen, sobald er sich auf dem sichern englischen Boden fühlte.

„Ich bin gezwungen", fügt dann Szemere hinzu, „seine Ansprüche als Gouverneur für Unverschämtheit zu erklären. Auch hierin betritt er ganz den Pfad der Könige. Die Bourbons und Wasa halten sich für Beherrscher von Staaten welche sie thatsächlich nicht besitzen. Kossuth folgt diesem Beispiele, jedoch was das Princip betrifft mit weniger Consequenz; besonders deshalb weil jene königlichen Familien mit Gewalt von ihren Thronen vertrieben wurden, Kossuth aber von seinem Amte freiwillig abtrat. Das würde uns noch fehlen daß die revolutionnairen Prätendenten im Namen des Volks auch feststünden. Wenn es Individuen gibt die nicht aufgehört haben Ungarns Regierungsbeamte zu sein, weiß Kossuth wer die sind? Das bin ich und ist Kasimir Batthyány, die wir unsere Ministerportefeuilles nicht nur nicht niederlegten, sondern die noch den 12. August von Lugos aus sowol an Görgei selbst als auch an die andern Minister protestirend schrieben, als wir Görgei's Ernennung zum Dictator vernahmen; auch wurden wir in Bem's Lager fort und fort als Minister anerkannt, fochten(?) noch am 23. August und wurden erst den 24. August mit 2500 Mann von den Oestreichern über die Grenze gedrängt" (III, 136—137)....

Wir haben bei der Hauptpartie des Buchs, dem Charakterbilde Kossuth's, etwas länger verweilt und müssen uns daher bei der andern, dem Charakterbilde Görgei's, kürzer fassen. Aus Görgei's „Memoiren" weiß auch das deutsche Publicum bereits daß zwischen dem Ministerpräsidenten (Szemere) und dem Kriegsminister (Görgei) schon während der Revolution nicht das beste Einvernehmen geherrscht. Görgei hat in den „Memoiren" seinen ehemaligen Ministercollegen Nichts weniger als mit collegialer Freundlichkeit behandelt, indem er nicht nur dessen Unfähigkeit und zweideutiges Betragen nachzuweisen, sondern ihn auch lächerlich zu machen sucht. Es muß lobend anerkannt werden daß Szemere, dem die „Memoiren" bereits vorlagen, nicht mit gleicher Münze zahlt, indem er sich der Leidenschaftlichkeit, der Injurien und Invectiven enthält und Görgei nicht schärfer, in mancher Beziehung sogar glimpflicher beurtheilt als dies bisher von den meisten ungarischen Revolutionshäuptern geschehen. Szemere gesteht daß er mit Görgei nie in nähere persönliche Berührung gekommen und ihn daher nur nach seinen officiellen Thaten zu beurtheilen vermöge. Diese Thaten mußte aber Szemere kraft seiner Stellung besser als irgend Jemand kennen, und es ist daher interessant vorallem seine Antwort zu kennen auf jene für die Beurtheilung Görgei's so wichtige und daher so viel besprochene Frage: Ist Görgei ein Verräther?

„Weil Görgei", antwortet Szemere unter Anderm, „unbedingt die Waffen bei Világos streckte, ist er kein Verräther, sondern ein Feigling. Seine größte und wirkliche Schuld besteht darin: durch eine lange Reihenfolge von Handlungen die Sache dahin gebracht zu haben daß die Waffenstreckung nothwendig erfolgen mußte.... Es halte ihn ja Niemand für den Repräsentanten irgend eines Princips. Er war stets der Widersacher alles Dessen was die Regierung anstrebte. Er wollte die Revolution als das Ministerium an der Legalität festhielt; er war Terrorist und Republikaner, solange die Provisorische Regierung die Absetzung nicht erklärte; nach ihrer Erklärung aber wurde die Republik wie jede Freiheit die Zielscheibe seines Spotts. Er war Oberfeldherr, er war Minister, doch nie trat er im Ministerrathe damit auf daß der Krieg unhaltbar, daß die Russen nicht zu besiegen seien; nie erklärte er sich gegen das Princip der Absetzung überhaupt, nie bezeichnete er es als ein überwindliches Hinderniß unsers Erfolgs, nie rieth er mit den Oestreichern zu unterhandeln, nie bekannte er sich weder aus Princip noch aus Politik als Monarchist.... Er vertrat demnach weder ein Princip, noch ein System, noch eine Partei bei uns und ist nie mit dergleichen aufgetreten.... Er ist nicht Monk, der die Wiederherstellung der Monarchie für politische Nothwendigkeit hielt; er ist blos ein junger Lieutenant den die Revolution plötzlich zum Feldherrn erhob, und als wäre er der Leiter eines bloßen Spiels, spielte er mit dem Schicksal seines Volks. Er haßte Oestreich mehr als jeder Andere, aber darum liebte er sein Vaterland doch nicht; er verabscheute Kossuth, war aber Niemandem zugethan; er verspottete Alles und lobte Niemanden; er besaß die Kraft zu verhindern, doch nicht zu schaffen. Er war der Mann des Hasses (l'homme des haines); dies beweist auch der Umstand daß er mit dem Chef gar keiner Partei in Verbindung stand. Kossuth haßte er, der Monarchist war, mir zürnte er, der ich Republikaner war, und ebenso hielt er sich auch von jener Partei fern die unterhandeln wollte, theils weil sie ängstlich war, theils weil sie auf einen glücklichen Ausgang des Kampfs nicht hoffte" (II, 140—144)....

Wir citirten diese Stelle weil sie die Quintessenz des Buchs enthält. Görgei wird hier vom gemeinen Verrath freigesprochen, ja Szemere weist nach daß Kossuth nur dann und nur darum die Dictatur an Görgei übertrug, als und weil er die ungarische Sache verloren glaubte und das Gehässige oder auch die persönliche Gefahr der Unterwerfung nicht auf sich laden wollte; aber Görgei wird trotzdem als der Hauptschuldige an der világoser Katastrophe bezeichnet. Dies ist aber heute nach allen vorliegenden Acten (Görgei's eigene „Memoiren" mitbegriffen) das Urtheil aller Einsichtigen. Szemere liefert im Laufe seiner Arbeit neue Beweise zur Bestätigung dieses Urtheils. Er zeigt daß Görgei kein bestimmtes Princip, keine bestimmte Handlungsweise befolgte, in beiden nach den Verhältnissen und Launen schwankte und nur in Einem beständig war: im unersättlichen Ehrgeize der Erste in Ungarn zu sein, Niemand über sich oder auch nur neben sich an der Spitze der Bewegung zu dulden, daß er aber trotzdem nicht den moralischen Muth hatte, den ihm namentlich im Wege stehenden Kossuth offen zu stürzen.

Eben über das Verhältniß zwischen diesen beiden Rivalen enthält die Charakteristik Görgei's interessante Aufschlüsse.

Wir wollen nur das Schreiben Kossuth's vom 19. Januar 1849 an Szemere erwähnen, worin er unter Andern erklärt: „Görgei steht nahe dem Wort Verräther, wenn er es nicht schon ganz ist" (II, 33), und die bedeutsame Thatsache daß Kossuth ohne Wissen des Ministeriums Görgei gleichzeitig den Commandostab und das Portefeuille angeboten und übertragen (II, 65). Es geht aus allen Mittheilungen Szemere's klar hervor daß die beiden Männer einander schon Anfang 1849 fürchteten und haßten; und doch hatte Görgei nicht den Muth offen einen Staatsstreich gegen Kossuth zu wagen, dieser nicht den Muth den als Verräther betrachteten General geradezu abzusetzen.

„Was", so faßt Szemere sein Urtheil über das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Männer und über ihren respectiven Antheil an dem unglücklichen Ausgang der ungarischen Revolution zusammen, „zu fürchten war geschah. Sowol Görgei als auch Kossuth selbst, mit ihrer eigenen Wage gewogen, erwiesen sich in der großen Stunde klein. Görgei empörte sich nicht zur rechten Zeit als verwegener Soldat gegen Kossuth, nämlich als diesen zu stürzen vielleicht soviel hieß als das Vaterland retten; Kossuth aber, der nicht im Stande war seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen und auch nicht genug Bürgertugend besaß abzudanken, als er noch durch seine Abdankung das Vaterland retten konnte, klammerte sich leidenschaftlich an die Macht und entsagte ihr nur in dem Augenblicke, am 11. August, als es sich nicht mehr darum handelte, das Vaterland, sondern nur noch seine eigene Person zu retten. Diese beiden Männer tragen also gleichmäßig die Schuld an dem Sturze Ungarns und sie haben ihn durch ihre guten Eigenschaften nicht weniger verursacht als durch ihre Fehler. Görgei besaß eine ungeheuere Willenskraft, aber seiner Seele mangelte jede wärmere Liebe, jeder Enthusiasmus, jede tiefe Ueberzeugung; Kossuth hatte viel Vaterlandsliebe, aber sein Muth war zu winzig, seine Ruhmsucht hingegen zu endlos. Beide zusammen wirkend hätten Ungarn retten können, während sie es im Einzelwirken vernichteten" (II, 150)....

Diese Behauptung enthält viel Wahres, und wir bedauern nur des beschränkten Raums halber die zahlreichen Thatsachen die Szemere in den Charakterbildern Görgei's und Kossuth's hierfür beibringt auch nicht einmal andeutend erwähnen zu können. Wie schon gesagt sind Szemere's Urtheile oft auf die Spitze gestellt und dadurch unhaltbar. So müssen wir es namentlich entschieden zurückweisen, wenn „ungemessener Ehrgeiz" und oft sogar gemeiner Egoismus als die einzige Triebfeder der Thätigkeit Kossuth's bezeichnet, oder wenn, wie diesem alles Verdienst an der eigentlichen Leitung der Revolution, ebenso Görgei alles Verdienst an den Siegen der ungarischen Armee abgesprochen und z. B. die barocke Behauptung aufgestellt wird daß die Oestreicher trotz ihrer wackern Feldherren immer geschlagen worden, die ungarische Armee aber trotz ihrer untüchtigen Feldherrn immer Sieger gewesen sei. Was wir schon früher vom „Volk" bemerkt, gilt in noch höherm Grade von der Armee. Wie tapfer und muthig auch eine Armee sei, und die ungarische war es jedenfalls im höchsten Grade, so werden doch ihre Erfolge von der Tüchtigkeit der Führer bedingt, welche diese Anlagen zu benutzen verstehen.

Bei all diesen Uebertreibungen, die, wie Eingangs bemerkt, bei dem Zwecke Szemere's fast unvermeidlich waren, enthält das vorliegende Buch doch des Wahren und Richtigen sehr viel und kann Jedermann der sich für die Geschichte des ungarischen Revolutionsdramas interessirt, und namentlich dessen beide hervorragendste Helden näher kennen zu lernen und richtig zu beurtheilen wünscht, als ebenso interessant wie aufschlußreich empfohlen werden.

J. E. Horn.

Norwegen und sein Volk. Von Thomas Forester. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Mit einer Karte von Norwegen und einer Ansicht des Thals bei Gudvangen. Dresden, Kuntze. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn es sich um die Würdigung fremder Nationalitäten handelt, so dürfte sich keine Feder so geeignet erweisen als die eines Deutschen. Es kommt ihm in diesem Falle zugute was wir in allen andern Beziehungen tagtäglich zu beklagen haben, der Mangel eines wahrhaft patriotischen Bewußtseins. Der Deutsche ist Kosmopolit. Man könnte witzig sein und sagen, er sei nirgend weniger heimisch als zu Hause und finde sich nirgend so sehr zu Hause als in der Fremde. Der Franzose, der Engländer trägt überallhin sein Vaterland mit sich herum. Wenn er urtheilt, so vergleicht er die Dinge des fremden Landes mit denen seiner Heimat, und immer findet es sich am Ende daß sich das Resultat zu Gunsten der letztern stellt. Seine Empfindungen sind im Grunde alle exclusiv; sie stimmen ihn deshalb zur Einseitigkeit, Gleichgültigkeit und Ungerechtigkeit. Aber wie fremd ist der Deutsche diesem Stolze! Erlaubt er sich auch zuweilen zwischen seinen vier Wänden von seiner Wissenschaft, seiner Bildung und seinem genügsamen Wesen zu reden, so bedarf er doch keines langen Nachdenkens, um zu erkennen wie wenig alle diese Dinge in das praktische Gesammtleben der Nation zum Vortheil eingreifen, und eine Ahnung sagt ihm jeden Augenblick, wie wenig die extreme Begeisterung mit der er sich seinen Neigungen zur Gelahrtheit oder zur Empfindsamkeit in die Arme wirft geeignet ist, ihm in reinmenschlicher Beziehung einen höhern Werth, Nachdruck oder Uebergewicht zu geben. Er ist gewohnt bei jeder Berührung mit fremden Nationalitäten den Kürzern zu ziehen oder das kleinere Wort zu führen, und diese Gewohnheit hat eine echt-christlich-germanische Demuth und Selbstverleugnung in ihm erweckt. Und vielleicht kann es als ein Zug von Großmuth betrachtet werden daß er, während alle andern Völker, soviel sie auch in geistiger, ja selbst in politischer Beziehung uns verdanken mögen, sich uns mit den Vorurtheilen der Unkenntniß oder des Hochmuths gegenüberstellen, in den Meinungen die er seinerseits über jene fällt unparteiisch Gerechtigkeit zu üben, in den Gemälden die er von ihnen entwirft die wohlthuenden Farben der Wahrheit und der Liebe aufzutragen sich gedrungen fühlt. Zu dieser Milde trägt nun allerdings der Mangel an patriotischen Vorurtheilen ein Wesentliches bei. Der Deutsche, um über eine fremde Nationalität zu urtheilen, kann keinen Maßstab des Eigenen und Vaterländischen anlegen. Er sieht sich genöthigt auf reinmenschliche Grundprincipien zurückzugehen. Dabei besitzt er eine herzliche Hingebung an das Fremde und eine treffliche Ausdauer der Beobachtung. Sein ungetrübter Blick und sein gründliches Wohlwollen befähigen ihn tief in das Wesen der Dinge einzudringen. Er begnügt sich in der Regel nicht damit zu sehen und aus dem Gesehenen auf gut Glück seine Schlüsse zu machen. Ein angeborener Drang der Gründlichkeit und Wahrheitsliebe läßt ihn nicht ruhen, bis er seinem Gegenstande genug gethan. Und mit dem allgemeinen Wohlwollen das ihm eigen ist verbindet sich die Liebe zu den gefundenen Resultaten, um seinen Schilderungen den Reiz der Herzlichkeit, der Wärme und Innigkeit zu geben.

In der That machen die ethnographischen Werke einen wesentlichen und nicht zu verachtenden Theil der deutschen Literatur aus. Kaum gibt es ein Land der Erde wohin nicht die forschenden Blicke der Reisenden gedrungen wären und von dessen Natur und Volk wir nicht umfassende, gründliche und wahrheitsgetreue Berichte aufzuweisen hätten. Der Wißbegierige vermag jetzt die Welt von Osten bis Westen zu durchwandern und in jedem Winkel derselben heimisch zu werden, ohne sein Studirzimmer zu verlassen. Es ist daher ein etwas riskirtes Unternehmen, die modernen Reisewerke fremder Völker

ins Deutsche zu übertragen. Wir wollen damit nicht sagen daß wir es als eine überflüssige Mühe betrachten. Wir, die wir es lieben uns in alle möglichen Anschauungsweisen hineinzuversetzen und unsere eigenen Begriffe an der fremden Denkart zu erläutern, werden solche Werke nie ganz verschmähen. Aber der fremde Autor hat uns gegenüber einen besonders schweren Stand, wenn er darauf Anspruch machen will eine etwas mehr als blos ephemere Geltung zu erlangen. Die ungewohnte und neue Darstellung und Manier genügt dazu nicht, auch die neuen Gesichtspunkte aus denen er die Sache betrachtet, mag reichen nicht aus. Wir verlangen positiv Neues, Umfassenderes; wir verlangen Belehrung nach Inhalt und Form zugleich. Wir wollen nichts Altes in neuem Kleide.

Dies waren Bedenken welche sich uns aufdrängten, als wir das in der Ueberschrift genannte Buch in die Hand nahmen. Wir gedachten der meisterhaften Schilderungen welche uns Henrich Steffens von seinem Vaterlande geschenkt hat, jener Gemälde in denen wir in die Natur Norwegens, in die derselben verwandte Natur seiner Bewohner, in deren Sitten und Seelenleben hineingerissen werden. Wird die kalte Reflexion des Engländers den Preis gewinnen über die Begeisterung und die Liebe zur Heimat welche diesen beseelen? Wird er dem Gegenstand den wir von diesem erschöpfend behandelt glaubten neue Seiten abgewinnen? Vielleicht. Der Engländer hat Ursache, Norwegens Eigenthümlichkeit mit besonders scharfem Blicke zu durchmustern. Die Söhne Norwegens waren die Eroberer Englands; sie gestalteten dieses Land auf eine gewaltsame und durchgreifende Weise um. Die historische Entwickelung und jetzige Größe Englands hat zum großen Theil ihren Grund in den Anordnungen durch welche Wilhelm der Eroberer und seine Nachkommen normännisches Gesetz und normännische Sitte zur allgemeinen Geltung brachten. Es besteht demnach ein gewisser geistiger Zusammenhang zwischen England und Norwegen, und die Spuren desselben zu erforschen und nachzuweisen wäre eine für einen weniger exclusiven Engländer höchst dankbare Aufgabe. Freilich auch eine schwierige. Die Normänner welche 1066 England in ihre Gewalt brachten, waren nicht mehr ganz jenen gleich welche lange Jahre zuvor aus den Fiords der norwegischen Westküste auf gut Glück und im Vertrauen auf ihr noch besseres Schwert auszogen. Sie kamen aus Frankreich, dem Lande der Troubadours. Der milde Himmel einer neuen Heimat, der lieblichen Normandie, hatte ihr reckenhaftes Heldenfeuer wenn nicht gemäßigt, doch veredelt. Sie kamen als Edelleute im Bewußtsein ihrer Ritterwürde, nicht als rohe, wilde Räuber, und das Gefühl dieser Selbstschätzung wurde durch ihre bevorzugte Stellung gegenüber den überwundenen Angelsachsen noch genährt. In dieser veränderten Gestalt fingen sie an ihre Wirkungen auf das eroberte Land auszuüben. Aber trotzdem fühlt jeder Kundige eine Verwandtschaft des englischen Nationalgeistes zum norwegischen heraus. Die hohe Selbstachtung welche jeden Engländer erfüllt und ihn zu einem Fürsten in kleinstem Formate macht ist nicht zufällig, nicht Erzeugniß der bestehenden Verfassung; sie ist vielmehr die Mutter derselben und findet sich bei jedem norwegischen Bauer in gleichem Grade ausgeprägt. Daher die hohe Achtung vor dem Gesetz, als dessen Schutz und Wächter sich hier wie dort jeder Bürger in concreto fühlt; daher die strenge Sittlichkeit, die sich aber bei dem Engländer durch den Pesthauch des Verkehrs großer Städte in England als Prüderie, beim Norweger als freie, harmlose Natürlichkeit zeigt. Uns fehlen die Einsichten und der Raum, um diese Frage hier weiter zu verfolgen. Was wir erwähnten genügt, um anzudeuten was wir erwartet hatten. Nächst dieser Erwägung gedachten wir sogleich der nationalen Eigenthümlichkeit des Engländers, welche ihn gewöhnt bei jedem Land und Volk nach den Schwerpunkten ihrer Existenz zu blicken, nach dem Zustande der staatlichen Verfassung und des Handels. Es ist dies ein löblicher Zug ihrer praktischen Geistesrichtung daß sie sogleich auf die materiellen Grundlagen der Dinge ihre Aufmerksamkeit richten, wofür den deutschen Beobachtern häufig der Sinn, noch häufiger die Neigung abgeht. Wir halten allerdings diese politischen und statistischen Nachrichten über Gesetze und Handel nicht für unbedingt nothwendig, um zur Kenntniß von dem sittlichen und gesellschaftlichen Zustande eines Volkes zu gelangen. Wenn wir aber die Macht und Lebenskraft derselben und ihre Fähigkeit auf das Leben gestaltend zu wirken, wenn wir erfahren wollen ob dieselben in aufsteigender Richtung sich bewegen, ob sie im Zu- oder Abnehmen begriffen sind, dann gibt es keinen bessern Maßstab der Berechnung als indem wir einen Blick in die Geschichte ihres Handels und ihrer Verfassung thun. Wird der Engländer diese Fragen ins Auge fassen? Wird er es der Mühe werth halten uns mit den innern und äußern Verhältnissen eines Landes bekanntzumachen, das gerade von dieser Seite nur erst wenig beleuchtet worden ist? Dies war die zweite Frage die wir vor dem Eröffnen des Buchs an dasselbe richteten.

Nach dem ersten Blick in das Inhaltsverzeichniß schien es uns als ob all diese Erwartungen getäuscht werden würden. Was wir da sahen, reducirte sich auf das Gerippe einer Reisebeschreibung, die nicht einmal ganz Norwegen, sondern nur den südlichen Theil des Landes bis zu 62° 30' umfaßte. Brauchte es eines so vielversprechenden Titels, um einen Reisebericht mehr in die Welt zu senden? War es überhaupt verdienstlich die Zahl dieser Berichte, die gegenwärtig dutzendweise von allen Strichen und Zonen der Erde fabricirt werden, zu vermehren? Mit solchen Gewissensfragen waren wir schon bereit auf den Autor und dessen Uebersetzer einzustürmen. Und der Verdruß der uns dieselben eingab war der gerechte Lohn für die vorgefaßten und künstlich von uns selbst hervorgerufenen Meinungen.

Zur Ehre des Verfassers darf nicht geleugnet werden daß uns sein Buch wenigstens theilweise mit ihm versöhnt hat. Wenn schon es weder als Reisewerk noch als Volksgemälde vollständig und umfassend ist, so ist es doch für den beschränkten Kreis den es sich dem Titel zum Trotz gestellt hat brauchbar, geistvoll und lehrreich.

Um dies Urtheil zu motiviren, müssen wir die beiden Bestandtheile aus denen es zusammengesetzt ist sorgsam voneinander absondern. Verfolgen wir zunächst die Reise welche Forester erzählt.

Mit einem Freunde, Artillerielieutenant Biddulph, zusammen betritt er den Boden Norwegens bei dem kleinen Hafen Arendal. Die Reisenden gehen von da den Nidelf und Nissevand hinauf nördlich bis Losodden; von da den Gustafield umkreisend verfolgen sie den Tindsee, Maanelf und Mjösenvand, übersteigen das von Steffens so classisch beschriebene Hardangergebirge, von dem sie zur östlichen Spitze des Hardanger Fiord herabsteigen und machen von hier aus einen Abstecher nach Bergen. Das Interesse welches sich an diese vormalige Residenz der Könige von Norwegen knüpft macht ihnen einen Aufenthalt zur Restauration ihrer Kräfte und Erneuerung der Reiserüstungen höchst erwünscht. Sie wenden sich sodann querlandein nach Nordosten und erreichen den südlichen Arm des Sognefiord. Von dem Dörfchen Leirdalsören ab trennen sie sich. Forester geht, durch seine Gesundheitsverhältnisse gezwungen, zu Wagen über den Fille-Fjeld, den Slandefjord und Mjösenvand entlang (den letztern auf und ab per Dampfschiff) über Eidsvold nach Christiania; Biddulph setzt die beschwerliche Reise in der Richtung nach Nordosten fort. Als ein eifriger Jäger treibt er sich einige Tage in den Horrungerne-Bergen umher, um ein Renthier zu erlegen, überschreitet den Laagenelf, berührt den Snehätten, verfolgt den Glommenelf bis zu seinen Ursprüngen und ist endlich so glücklich in der Nähe von Röraas auf schwedischem Gebiete eine Lappenfamilie anzutreffen. Nachdem er so das Endziel seiner Reise erreicht, wendet er sich in gerader Richtung nach Süden, indem er anfangs den Lauf des Glommenelf begleitet, bereist dann den Mjösen und vereinigt sich in Christiania mit seinem Freunde Forester. Die Schilderun-

gen welche sich an diese Reise knüpfen sind zu flüchtig, als daß sie einen der Sache entsprechenden Eindruck oder ein einigermaßen ergiebiges Bild in der Seele des Lesers hervorrufen könnten. Sie geben eben nicht mehr her als etwa nöthig ist die Neugierde zu wecken. Dagegen ist die Reiseroute mit großer Genauigkeit angemerkt, jede Station mit ihren Vortheilen und Nachtheilen gehörig hervorgehoben; auch sind die Schwierigkeiten des Terrains im Interesse Solcher die etwa denselben Weg nehmen sollten (zu welchem Zweck sogar eine ziemlich genaue und ins Einzelne gehende Specialkarte beigegeben) gewürdigt. Kurz, Alles ist gethan um das Buch als Reisehandbuch recht nutzbar zu machen; und ohne Zweifel war dies die Absicht des Verfassers. Mancherlei Umstände deuten darauf hin. So ist z. B. mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit alles Das verzeichnet, was etwa erfoderlich sein dürfte um eine Reise durch die norwegischen Alpen mit englischem Comfort vorzunehmen, bis auf die englischen Bouillontafeln, bis auf den Vorrath von norwegischer kleiner Münze, ja bis auf die Construction des Angelhakens und des Jagdgewehrs, welche in Bereitschaft zu haben zu den Bedürfnissen englischer nobler Passionen gehört. Von dem häuslichen, ländlichen und Gebirgsleben des Volks kommen einige Spuren und Andeutungen vor, aber eben nicht mehr als der reisende Engländer nöthig hat, um bei seinen Berührungen mit seinen Gastfreunden nicht ganz fremd und unkundig zu sein. Aber selbst bei diesem Wenigen bestätigt sich was wir oben aussprachen, daß der Engländer zur Würdigung fremdländischer Sitten sehr wenig geeignet ist. Er kann nie sich und die heimatlichen Vorurtheile ganz vergessen. Die Naivetät der guten Nordländer muß einige sehr piquante Bemerkungen über sich ergehen lassen. Als eines Tags die gute Frau vom Hause, wo er die Nacht zugebracht, ihm den Kaffee bringt, da er noch im Bette liegt, und als sie späterhin Anstalten macht bei seinem Ankleiden Kammerdienerstelle zu vertreten, so jagt er sie mit sammt ihrem Kaffee brutal hinaus, an welche kurze Anekdote sich die Bemerkung knüpft daß ein solches Benehmen entweder auf große Einfalt oder auf außerordentliche Lüsternheit des w e i b l i c h e n G e s c h l e c h t s i n N o r w e g e n hindeute. Letzteres mindestens eine sehr gewagte Conjectur! Einen wichtigen materiellen Dienst leistet er aber dennoch Denen welche das Buch als Reisehandbuch gebrauchen sollten dadurch, daß er dem Postwesen Norwegens seine Aufmerksamkeit geschenkt hat und von der Einrichtung der Wagen, der Art des Reisens bergauf und bergab (wobei ein wenig vorbereitete Ergebung in das Unvermeidliche höchst nothwendig ist, da der Shuit-Karl gewohnt ist ebenso langsam aufwärts als in wüthiger Hast abwärts zu fahren), den Vorrüstungen einer weiten Fahrt und Anderm genaue Rechenschaft ablegt. Interessant ist die Art der Postbestellung, die wir daher kurz nachbeschreiben wollen. Der Reisende der eine größere Strecke mit der Post zurücklegen will ist genöthigt auf derselben im voraus Relais legen zu lassen. Zu diesem Zwecke wird ein sehr genauer Stunden- und Tagesplan entworfen, die Zeit angemerkt zu welcher man bei jeder Station einzutreffen hofft, und dieser Zettel sammt der Bestellung auf die gewünschte Anzahl Pferde durch den Forbud, der ein wesentlicher Bestandtheil der norwegischen Posteinrichtung ist, vorausgesendet. Man kann nun versichert sein auf jeder Station zu der gewünschten Zeit die Zurüstung an Pferd und Geschirr zu finden. Allein es ist nothwendig die Bestellungen mit großer Kenntniß der Stationsentfernungen und außerordentlicher Genauigkeit der Zeitbestimmungen zu entwerfen, und noch nothwendiger sich vor jedem, ob freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalte zu hüten, da der Schaden für die Verzögerungen und das Warten der Relaispferde auf den Reisenden fällt.

Es ist klar daß wir aus solchen Berichten Norwegen und seine Bewohner ebenso wenig genau kennen zu lernen im Stande sind, als es der Reisende war der das Land in wenig Wochen durchflog und außer in Bergen und Christiania nirgend einen längern Aufenthalt sich verstattete. Doch muß man eingestehen daß er trotz dieser Eile mit raschem Blick manche einzelne Erscheinungen die sich zufällig darboten aufgefaßt und mit geschickter Hand dieselben wiedergegeben hat. Nur haben wir nichts Neues gefunden, was die Sitten- und Lebensschilderungen und das Charakterbild das wir schon von den Norwegern besitzen ergänzt hätte.

Wichtiger erschien uns was über die kirchlichen und politischen Verhältnisse gesagt ist. Wir wollen bei diesen Punkten noch einen Augenblick verweilen.

Der Reisende besuchte in Lillehammer, am nördlichen Ende des Mjösenvand, den Sonntagsgottesdienst. Er erzählt: „Auf dem Anger vor der Kirche sammelten sich zahlreiche Gruppen welche die Ankunft des Pfarrers erwarteten. Wagen und Karren führten Gäste aus benachbarten Bezirken herbei. Ich folgte ihnen in die Kirche, ein hölzernes Gebäude in Gestalt eines griechischen Kreuzes mit einem Glockenstuhl und einem Thurm in der Mitte. Es gab in jedem Seitenflügel Galerien, auf denen sich die Honoratioren versammelt hatten. Der übrige Theil der Gemeinde saß in dem untern Raume, von dem die Männer die eine, die Frauen die andere Seite einnahmen. Das Gitterchor welches das ganze östliche Glied der kreuzförmigen Gestalt einnahm war durch einen bis zur Decke reichenden Schirm von der übrigen Kirche getrennt.... Der Altar war mit einem weißen Tuche bedeckt. Ueber ihm erhob sich ein in Holz geschnitztes, bunt gemaltes und vergoldetes Gebälk. Es enthielt in verschiedenen Abtheilungen erstlich im untern Feld das haut-relief geschnitzte Abendmahl, dann eine Kreuzigung mit der Heiligen Jungfrau auf der einen und dem heiligen Johannes auf der andern Seite. In der darüber befindlichen Nische war die Himmelfahrt dargestellt, und in der obersten Abtheilung saß der Heiland mit einer Glorie, die Füße auf einer Erdkugel; zu jeder Seite war ein Apostel angebracht. Außer dem Altare war kein Theil der Kirche gemalt oder verziert.... Die Fichtenstämme aus denen die Wände gebildet waren, die runden Balken die in flötenartigen Reihen übereinanderlagen gaben dem Gebäude das Ansehen großer Einfachheit und Festigkeit."

Wir haben das Gemälde einer norwegischen Dorfkirche. Der Ritus gleicht ganz und gar dem lutherischen, auch gehört das norwegische Volk durchaus der sogenannten lutherischen Kirche an. Außer einer römisch-katholischen Kapelle in Christiania gibt es keine Stätte, wo Gottesdienst nach andern Grundsätzen gehalten würde.

Die außerordentliche Anhänglichkeit der Norweger für ihren Glauben, die sich hierin beurkundet, bestätigt sich durch eine zweite Erscheinung. Es gibt keine Sekten in Norwegen. Und wenn es wahr ist daß Nichts so sehr das öffentliche Wohlsein unterwühlt als religiöse Controverse, so genießen sie hierin einen Vorzug der wenig andern Staaten vergönnt ist.

Zwar schien es im Jahre 1795 als ob sich eine neue Religionspartei bilden wollte. Hans Niels Houg, ein Bauer aus Tunoe bei Frederiksstad, gründete damals eine Colonie am Melangerfjord und suchte, dem Nationalismus entgegentretend, hauptsächlich die Lehre von dem unmittelbaren Einwirken Gottes auf die Menschen zu verbreiten und seine Anhänger zu häuslichem Fleiß und stillem Familienleben zu erziehen. Er durchreiste das Land um seine Lehre zu verbreiten. Bei dieser Gelegenheit suchte er mit Eifer nach neuen Quellen der Volkswohlfahrt. Sein geübter Blick fand Orte wo Sägemühlen und Eisenwerke angelegt, Sümpfe ausgetrocknet werden konnten, und er begnügte sich nicht auf diese Vortheile aufmerksam zumachen, sondern er schoß auch Denen welche die angedeuteten Unternehmungen wagen wollten die nöthigen Mittel vor, wozu ihn der Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens befähigte. Seine Angriffe gegen die Geistlichkeit, sein Widerspruch gegen die Ordination und gegen eine priesterliche Gewalt standen im Widerspruch gegen seine Absicht der Landeskirche treuzubleiben. Dennoch besuchte die Anzahl seiner An-

hänger die er gewonnen den öffentlichen Gottesdienst fort und fort bis auf den heutigen Tag. Houg blieb nicht frei von Verfolgungen; er wurde mehrmals ins Gefängniß gesetzt und starb, infolge der Gefangenschaft an Leib und Seele geschwächt, im Jahre 1824.

„Ich fand religiöse Bücher in jedem Hause", fährt der Reisende fort. „Die Kirchen waren besucht, die versammelten Gemeinden andächtig, und viele Familien kamen aus weiter Ferne um dem Gottesdienst beizuwohnen." Dies Alles beweist, sowie das Verhalten der Hougianer, die Kraft der landeskirchlichen Orthodoxie. Man wird sich noch mehr von derselben überzeugen, wenn man weiß daß die in allen andern Stücken fast republikanische Verfassung des Landes den Grundsatz der Intoleranz aufstellt und dabei den Ursprung dieser Verfassung kennt. Es ist wahr daß einige Geistliche an derselben mitgearbeitet haben; aber ihre eigentlichen Schöpfer der Mehrzahl nach und die sie noch jetzt stützen und tragen sind Landbauern; dieselben Landbauern deren kecken, unabhängigen Sinn wir schon mehrfach erwähnten. So erklärt sich aber auch gleich die Unmöglichkeit der Sektenmacherei, da nicht blos die Geistlichkeit, sondern die Grundsätze der Verfassung und die fast ungetheilte Meinung des Volks dagegen eine gewaltige Opposition bilden.

Unter diesen Umständen muß Norwegen als ein Eldorado der Geistlichkeit erscheinen. „Sie nimmt gegenwärtig eine ansehnliche und geziemende Stellung ein. Sie bildet mit ihren Familien ein schätzbares Glied der Gesellschaft und hat viele wichtige Pflichten zu erfüllen, und es regt sich kein Wunsch sie niedriger zu stellen oder ihr die Nothwendigkeit aufzulegen sich mit einem spärlichern Einkommen zu begnügen.... Ein Regierungssystem das vorzugsweise demokratisch und sparsam ist duldet die Vereinigung mehrer Pfründen und die Entfernung von seinen Gemeinden. Aber man muß auch bekennen daß die Geistlichen amtlich und außeramtlich in der Sorge um ihre Pfarrkinder unermüdlich sind." Seltenes Beispiel eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Laien und Priestern!

Was die norwegische Verfassung anlangt, so verweist der Autor selbst auf seines Landsmanns Latham Buch: „Norway and the Norwegians" (2 Bde., 1840), und der Uebersetzer auf seinen Anhang zu Laing's „Reise in Norwegen", wo man Aufschlüsse über ihre Entstehung aus authentischen Quellen finden werde. Vielleicht ist es den Lesern d. Bl. interessant, zugleich eine Stimme zu vernehmen welche gegen des Engländers Laing günstige Meinung von den demokratischen Tendenzen des norwegischen Grundgesetzes gerichtet ist und dem schwedischen Gesandten am englischen Hofe zugeschrieben wird. Man nehme dann die Schrift „On the moral state and political union of Sweden and Norway, in answer to Mr. S. Laing's statement" (1840) zu Hülfe. Wir können der Sache kaum weiter nachgehen, ohne die Geduld des Lesers an dem nicht mit wenigen Worten zu erschöpfenden Gegenstand zu ermüden. Deshalb nur Folgendes:

Die norwegische Verfassung hatte die Freiheiten eines patriarchalischen Volks nach zwei Seiten hin zu beschützen; erstens gegen die möglichen Anmaßungen der königlichen Gewalt und zweitens gegen die Einmischung Schwedens in die norwegischen Angelegenheiten. Der zweite Punkt war der beinahe wichtigere; denn bei dem Widerwillen den beide Nationen zur Zeit ihrer Vereinigung gegeneinander empfanden war es nicht unmöglich daß Schweden eine Rolle übernahm wie sie einst England gegen Schottland und gegen Irland gespielt hat. Der König ist demnach verpflichtet ein Ministerium für Norwegen besonders zu halten, welches dem Storthing verantwortlich ist. Alle seine den Staat betreffenden Handlungen, Bündnisse, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w. bedürfen der Bestätigung des Storthing; die Beschlüsse welche das letztere faßt können von ihm durchs Veto zwei mal nacheinander prohibirt werden; beim dritten male, wo dieselben die Billigung der Majorität gefunden, gelten sie auch ohne königliche Zustimmung. Die königliche Macht vermag also Nichts weiter als einen Beschluß neun Jahre lang zu verhindern, da das Storthing nur alle drei Jahre gehalten wird und ein ein mal verunglückter Antrag in demselben Storthing nicht mehr vorgebracht werden darf. Die größere, ja weit überwiegende Masse der Bewohner Norwegens gehört der ackerbautreibenden Classe an, und es ist daher, da das Wahlrecht ein allgemeines, durch kein Classensystem beirrtes ist, kein Wunder, wenn der Handel oder gar die bevorzugten Stände (die übrigens principiell abgeschafft und schon fast ausgestorben sind) keine Vertretung haben, während fast alle Maßregeln des Storthing den Vortheil des Landmanns im Auge haben. Auch in dieser Beziehung ist das Land eine Merkwürdigkeit: es repräsentirt den monarchischen Bauernstaat, dessengleichen sonst nirgend in der Welt zu finden sein dürfte. 48.

1851. Ein Roman von Karl Lucas. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 1852. 8. 3 Thlr.

Es muß allerdings wol seine sittlichen Ursachen haben daß der komische Roman in Deutschland niemals recht zu Ehren hat kommen können, ja daß eine Art von „levis macula" dieser Kunstgattung unter uns immer angeklebt hat, während Cervantes, Lesage, Smollett und Dickens in Spanien, Frankreich und England mit ihm zu hohen Ehren gelangt sind. Das ethische Moment, das wir zur Erklärung dieser Anomalie allein herbeizuziehen wissen, wird wol kein anderes sein als eine gewisse übermäßige Empfindsamkeit der deutschen Natur, welche es nicht leicht erträgt ernste Gegenstände, politische oder religiöse Stoffe in den Kreis frivoler Betrachtung herabgezogen zu sehen, oder die es übel empfindet, wenn an Gegenständen oder Personen denen man im Ganzen den Tribut hoher Achtung zollt die schwachen Seiten offengelegt werden. In dieser Beziehung versteht der Deutsche im Allgemeinen wie man sagt keinen Spaß: er zeigt sich als eine durchaus ernste Natur und mag es nicht dulden, wenn irgend ein verspäteter Aristophanes bei ihm irgend einen seiner Sokrates oder seiner Kleons im heitern Licht der Komik zur Schau stellt. Dasselbe Moment das die politische Komödie bei uns unmöglich macht verdirbt auch den politischen Roman bei uns, der die Schwäche gewisser staatlicher Dogmen zum Gegenstand nimmt, und läßt dem deutschen Autor nur die Wahl entweder ernsthafte Excurse zu schreiben oder gleich zur Satire zu greifen, indem es jeden Mittelweg ihm absperrt. Hiermit hat sich aber auch die Begabung für den eigentlichen komischen Roman bei uns verloren und wir treffen in der That, wo nur ein Unternehmen dieser Art auftaucht, auf eine so seltsame Unbeholfenheit, Takt- und Geschmacklosigkeit, auf so viel Roheit und Unkenntniß der Kunstbedingungen, daß wir uns rasch davon abwenden, in dem Axiom bestärkt daß der Deutsche keinen Beruf für den komischen Roman habe.

Auch das hier vorliegende Buch gewährt uns diesen immer wiederkehrenden Eindruck, und in der That, wenn man etwa eben ein Werk des unvergleichlichen Boz vollendet hat und nun auf diese oder eine ähnliche Arbeit fällt, so kann man sich der beschämenden Wahrheit nicht entziehen, daß wir was diese Gattung betrifft in der ersten Kindheit literarischer Zustände uns befinden. Geschmack, Geist, Witz und Wissen fehlen hier in gleichem Maße; allein sie fehlen nicht hier allein, sie fehlen, einige Arbeiten von Jean Paul ausgenommen, überall in den alten wie in den neuen Versuchen dieser Art. Das Organ der sich selbst belächelnden Heiterkeit fehlt dem Deutschen, Kritik, bitterer Spott und Verhöhnung drängen sich bei ihm sofort in den Vordergrund der Seele, und er wird regelmäßig ein Satiriker, so oft er nur launig sein will.

Der Verfasser des vorliegenden Romans hat die Absicht, die Reactionsgelüste des Jahres das er auf sein Titelblatt setzt und nebenher die religiöse Zerklüftung unserer Zeit zu verspotten, letzteres offenbar in der Absicht, sofern er über-

haupt eine solche hat, der Freien Gemeinde eine Bahn zu brechen. Diese zwiefache Intention scheitert an dem Ungeschick des Verfassers, denn in der ersten Beziehung kommt er nicht aus der Schilderung der niedrigsten Verhältnisse — die Verhaftung angeblicher Demagogen durch einen blutscheuen und feigen Dorfrichter — hinaus; in der zweiten Beziehung aber gibt er uns das sinnlose Schauspiel, einen Irokesen, einen Juden, einen evangelischen und einen katholischen Geistlichen mit mehren Freigeistern, getauften Juden und Ungläubigen auf einem Terrain zu versammeln, das nicht Stadt, nicht Land, nicht Meer, nicht Insel, nicht Amerika, nicht Europa und eben nirgend auf Erden anzutreffen ist. In allen diesen Verhältnissen wird eine so unendliche Masse seemännischer Flüche, Punsch und Grog verbraucht daß wir durchaus dafür halten müssen, der Verfasser sei ein ausgedienter Matrose, wenn nicht andererseits ein Bestreben bei ihm sichtbar würde die Welt durch eine Art von philosophischem Selfgovernment aus dem überflutenden Verderben reactionnairer Versuche zu retten. Der Verfasser glaubt natürlich nicht an das Gelingen dieser Versuche, da er ein Demokrat vom reinsten Wasser ist, dem sogar das Verdienst beiwohnt seine Ideen von Weltreform in eine Art von selbständigem System gebracht zu haben. Diese Weisheit, welche er seinem Helden Rafael Ehracht in den Mund legt, läßt ihn als einen Interessant-Irrenden erscheinen und wir müssen daher Raum zu einer Probe davon schon in Anspruch nehmen. „Die Politik der Gegenrevolution", sagte Rafael, „ist die einer Partei: sie muß mithin extrem werden. Ihr Absolutismus jagt die Massen in unser Lager: wir können die Hände in den Schoos legen. Freilich, gefällt sich ein Volk unter der Fuchtel des Despotismus, so hat schwerlich Jemand das Recht oder die Kraft es zu befreien. Ich glaube an keine Volksfreiheit, ehe diese nicht ihre Schwingen regt und den Druck fühlt. Dann aber Glück auf zum Adlerflug!" „Was sie da Schönes sagen! Ist denn aber eine Massenregierung Musterregierung?" „Ist es der Despotismus oder milder ausgedrückt der Absolutismus? Es gibt eben keine Massenregierung; will aber die Masse regieren, so hat sie ein Recht dazu." „Merkwürdige Staatsweisheit; also die rohe unruhige Masse soll regieren?" „Die Masse ist immer conservativ nach dem Gesetz ihrer Trägheit. Sie regiert wenn sie will; hindert man sie daran, so macht sie Revolution.... Es gibt überhaupt so wenig in der Natur wie im Völkerleben einen Conservativismus. (Merkwürdig!) Die Conservativen der Gegenwart sind Revolutionnairs. Träumen sie anders? Nicht einmal die Form vermögen sie zu restauriren, der Inhalt aber wird ein anderer.... Die Demokratie bedarf keiner Mittel mehr.. ihr Sieg ist moralisch da; formell wird ihr Banner um so siegreicher flattern, je wiehernder das Gelärm der Gegenrevolution ihre Dictatur proclamirt. Was will die Gegenrevolution? Eine Form ohne Inhalt conserviren! Mögen die Erschütterungen heißen wie sie wollen, das Unerschütterlichste bleibt die Demokratie!"

Doch genug dieser seltsamen und immerhin auch unschädlichen Staatsweisheit; denn wer sähe nicht ein daß der Verfasser, indem er aus der Demokratie nur ein Wort macht, bloße Luftstreiche führt! Er läßt auch diese Demokratie landflüchtig werden, da es in Europa vor Baronen und Spionen nicht mehr auszuhalten ist. Rafael, sein demokratisches Ideal, verbindet sich mit der geliebten Judith-Maria und ihrer Million und wandert unter hochflatternder schwarzrothgoldener Trikolore nach England aus. Ob er dort seine demokratische Urweltidee verwirklicht findet oder nicht wissen wir nicht, allein das müssen wir noch bemerken daß dieselbe Ideenverwirrung die wir hier auf dem politischen Gebiet sich breitmachen sehen nun auch auf dem religiösen Gebiete uns vorgeführt wird, um den schließlichen Lobgesang auf die Freien Gemeinden und ihre sich „fortentwickelnde Kraft" anstimmen zu können, deren Bewegung gegen die von der Reformation überkommene Autorität des Priesterstandes gerichtet ist. Hier liegt der Knoten! Der Verfasser ist eben ein grimmiger, aber nicht gefährlicher Gegner aller Autorität. Das Wort: du sollst! ist ihm unerträglich!

Doch wir sind mit den Merkwürdigkeiten dieses Buchs noch nicht zu Ende. Das Merkwürdigste daran ist daß es uns in der That in unserer hohen Achtung vor poetischer Begabung irremacht. Denn während wir an dem Verfasser eine sichtbare Schwäche der Kritik und Logik zu rügen fanden, webt er in sein unkritisches und unlogisches Gebilde einzelne poetische Ergüsse voll Feuer, voll Wahrheit, voll Kunst ein, die wir nicht anders als höchlich beloben können. Ein Gedicht „Mein Stern" mag in drei seiner Strophen dies Urtheil näher belegen.

> Silberblick, der durch die Räume
> Lächelnd auf mich niederschaut,
> Dem ich meine Kinderträume
> Von der Wiege an vertraut,
> Den in ungemess'nen Fernen
> Unter Millionen Sternen
> Einzig ich, nur ich geliebt,
> Sieh' mich trauernd und betrübt.
>
> Leuchte hell mit deinen Strahlen
> Deines Friedens dir bewußt.
> In mir ringen Zweifelsqualen
> Mit dem Gott in meiner Brust.
> Wetter, wie sie dunkel rollen,
> Ferne Donner, wie sie grollen,
> Stern der Treue, wanke nicht,
> Stern der Liebe, gib dein Licht!
>
> Menschenbrust und Weltengröße,
> Uns're Schwachheit, Schöpfermacht,
> Himmelspracht und Menschenblöße,
> Orionenglanz und Nacht!
> Sternenmeere ohne Schranken,
> Erdbewohners Weltgedanken,
> Jede Blüte Gottesspur
> Und kein Gott in der Natur?

Nach diesen dichterischen Proben, die sich sehr vermehren ließen, scheint in der Seele des Dichterjünglings von 1851 — unter diesem Namen führt er seinen Rafael oder vielmehr wol sich selbst ein — doch etwas mehr vorzugehen als die verfehlten politischen und dogmatischen Raisonnements dieses Buchs andeuten, und dazu wünschen wir dem Autor Glück in der Hoffnung daß eben dieser innerliche Kern seiner Kämpfe reinere Blüten als das Jahr 1851 sie getragen hat hervortreiben möge. Ruhige Selbstprüfung, Würdigung der Schranken die allem Menschlichen in der Welt gesetzt sind und ernstes Studium der Kunstgesetze würden, so glauben wir, vermögend sein, den Verfasser zu achtbarern Leistungen in den Stand zu setzen als die gegenwärtige ist.

17.

Reminiscenzen und Reflexionen eines alten Schauspielers. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser, der sich selbst in der Vorrede als einen betagten Schauspieler bezeichnet, dem es trotz aller eifrigen Bestrebungen nie gelang eine größere Anerkennung dem Publicum gegenüber zu erringen, zeigt in diesem Werkchen daß jedenfalls seiner Intelligenz und seiner ehrlichen Kunstanschauung eine Stellung gebührte welche einzunehmen ihn vielleicht die Unzulänglichkeit äußerer Mittel verhinderte. Er gibt freilich in seinen Reminiscenzen und Reflexionen nur Aperçus, welche ohne ein geschlossenes Ganzes in sich zu bilden aphoristisch in kleinen Abschnitten aufeinanderfolgen. Aber selbst in dieser Form dürfte das Büchlein Schauspielern wie Dramaturgen zu mannichfacher

Beherzigung dringend empfohlen werden. Im ersten Abschnitt behandelt es die moderne Inscenirung des „Sommernachtstraum", mit besonderm Hinblick auf dessen Aufführung in Berlin, Leipzig und Dresden, wobei er manche Inconvenienz der Tieck'schen Anordnung rügt. Das zweite Capitel gibt einen interessanten Nachweis über die Bearbeitung der Bürgerkomödie im „Sommernachtstraum" durch Andreas Gryphius in seinem „Peter Squenz". Auffallend erscheint uns nur bei der offenbar tiefen Bildung des Verfassers seine Abneigung gegen die reizende Shakspeare'sche Dichtung selbst, deren Verständniß ihm doch jedenfalls nicht dergestalt fernlag daß er sich an den Fastnachtsschwänken der Bürgergruppe ärgern konnte. Im dritten Artikel, überschrieben „Ne quid nimis", zieht er gegen das Changiren der Darsteller zu Felde; im nahen Zusammenhange damit steht der fünfte, welcher Taktlosigkeiten auf der Bühne bespricht. In dem dazwischenliegenden finden wir einige beherzigenswerthe Winke über die Möblirung des Theaters. Der bedeutendste Abschnitt des Werkchens ist wol der sechste: „Das Auftreten des Chors in Schiller's «Braut von Messina»." Hier beurkundet der Verfasser einen scharfen und umfassenden Blick in die Kunst der Inscenirung. Wir möchten dies Capitel allen Regisseuren in die Hand geben; die darin niedergelegte, unsers Wissens noch auf keiner Bühne ins Leben gerufene Ansicht dürfte wol jeder Sachverständige ohne weiteres adoptiren. Das siebente und zehnte Capitel liefern einige historische Bemerkungen über das ehemals übliche Annonciren und über das Entstehen der Gastspiele. Im achten Abschnitt wird die unpassende Modernisirung älterer Schauspiele mit Hinzuziehung schlagender Beispiele getadelt. Misbräuchlichkeiten in Betreff des Hervorrufens auf offener Scene und des Theaterluxus beschließen die sehr beherzigenswerthe Broschüre, die sich nicht weniger durch die Gediegenheit ihres Inhalts als durch die gewandte und unterhaltende Schreibart empfiehlt. 35.

Letters of „an Englishman" on Louis Napoleon, the Empire and the Coup d'état. Reprinted with large additions from the Times. London 1852.

Die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen zehn Briefe, welche sich in einer äußerst kräftigen, schwungreichen, bald lebendig-feurigen, bald kaustisch-sarkastischen Sprache über die politischen Ereignisse in Frankreich vom December 1851 bis etwa Ende October 1852 ergießen, wurden der englischen Zeitung „The Times" im Verlauf der bezeichneten Monate nach und nach eingesandt. Obgleich sie von unbekannter Hand kamen und der Verfasser seinen Namen nicht nannte, hatte dennoch die Redaction der „Times" einer so gewichtvollen Stimme ihr Organ nicht versagen zu dürfen gemeint; bemerkenswerth ist jedoch daß sie später gelegentlich aufs bestimmteste betont hat, inwiefern sie Artikeln dieser Art niemals ein Honorar bewilligen könne, da dies eine mit ihren Principien unvereinbare Betheiligung an Ansichten kundgeben würde, die bei aller ihnen zugestehenden Berechtigung doch formell nur als individuelle Meinungsäußerungen aufträten. Wie wenig nun diese Briefe auch den Charakter eines „Evangelium" tragen, und selbst von Uebertreibungen und Ueberspannungen im Einzelnen nicht freizusprechen sind, der tiefe Ernst, die sittliche Strenge, der erhebende Adel und die unverkennbare Reinheit der Gesinnung, und fast mehr noch als alles Dieses die männliche Haltung, feine Ironie und hinreißende Darstellung sichern ihnen eine bleibende Stelle in der englischen Literatur. Wie schwer und bedenklich es auch ist Proben aus einem solchen Buche mitzutheilen und zumal übersetzt mitzutheilen, so dürfen wir doch nicht anstehen ein paar Stellen wiederzugeben, die uns als charakterisirend hervortraten. Ueber das französische Volk und die Prinzen spricht sich der Verfasser (Brief Nr. II vom 2. Januar 1852) folgendermaßen aus:

„In jedem Lande bildet die Anzahl Derjenigen die eines selbständigen Urtheils fähig sind eine schwache Minderheit. In Frankreich lebt die Masse der Bevölkerung unter dem Einflusse des Aberglaubens, der Centralisation, des Vorwaltens der ackerbauenden Einwohnerschaft, der Conscription und der bis 1848 herrschenden Ausschließung vom Wahlrecht in einem Zustande politischer Kindheit und Unwissenheit welcher zumal für Engländer nicht zu verstehen ist. Für ihre Leichtgläubigkeit ist kein Popanz zu craß, keine Täuschung zu abgenutzt, keine Vorspiegelung zu schamlos, keine Betrügerei zu frech. Frankreich ist bei aller äußern Feinheit und Geschicklichkeit das Land der „gobe-mouches"; diese gewähren den Novellenschreibern Stoff zur Erlustigung, den Zeitungsschreibern Broterwerb, den Gewaltherrschern die Grundlage ihrer Machtentwickelung. Es verehrt den Namen Napoleon Bonaparte, wie es keinem andern Volke möglich gewesen wäre. Einige hielten wirklich den Neffen für den Onkel, die Meisten schwelgten in Wundergeschichten von seinem Reichthum, ja sie hofften auf eine Erleichterung der Steuer aus seiner Privatbörse, sie waren überzeugt daß er allein sie vor dem Verschlingen des Socialismus retten könne, sie hegten keinen Zweifel daran daß nur die legislative Versammlung ihm im Wege stehe, um diese unberechenbaren Segnungen über das Land auszuströmen, sie waren nicht zu ermüden durch die Wiederholungen der «spectres rouges», der Widerstandscomités, der Verschwörungen und Complots, sie haßten die Presse in der Ueberzeugung daß sie das Werkzeug der Anarchie sei, sie haßten die Tribune weil dort bloße parlage sei, sie ließen sich einreden daß ein starkes Regiment das einzige Bedürfniß sei und stimmten daher für ein solches, sie waren unzufrieden mit König Log und erhielten den König Stork."

Es läßt sich denken daß der Briefsteller die katholische Geistlichkeit Frankreichs nicht schont. Er sagt (Brief Nr. IX vom 2. November 1852): „Präfecten und Priester wetteifern in blasphemischer Servilität. Ludwig Napoleon wurde zu einer officiellen Vorsehung erhoben; dieser Titel selbst erschien dann als abgenutzt. Der Präfect zu Périgueux gab dem Bildniß seines Herrn im Transparent die Unterschrift: «Dieu fit Napoléon et se reposa!» Der Bischof von Chalons erklärt den Gläubigen daß Ludwig Napoleon der «Mann Gottes» sei. Bürgermeister und Prälaten begrüßen ihn als «den Boten des Himmels».... Ludwig Napoleon ist ängstlich auf Uebung seiner kirchlichen Pflichten bedacht.... Der Jesuitismus spielt planmäßig das verzweifelte «quitte ou double». Nach der Februarrevolution segneten katholische Priester die Freiheitsbäume ein, nach dem Staatsstreiche sangen sie ein Tedeum auf das Blutbad desselben. Sie weihten die Legitimität bis zu ihrem Fall; sie consecrirten den Treubruch sobald er triumphirte. Sie sind Diener Christi und burleskisiren das Christenthum; sie sind Lehrer der Moralität und vergöttern das Verbrechen. Sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen. Für sie mag ein Hildebrand im Vatican donnern; die Inquisition ist ihnen ein unvollständiges Werkzeug; die Reformation gilt ihnen als Ketzerei, nicht als Belehrung; und der Krieg gegen die Civilisation muß von neuem aufgenommen werden. Ihre dumpfe Verschwörung gegen die Intelligenz ist über Europa ausgebreitet; der Generalstab in Rom, die Fäden aller Orten. Ihr Banner ist in Italien der «Papst!», in Frankreich die «Gesellschaft!» in Irland «religiöse Gleichberechtigung!» Die Gleichberechtigung aber welche das Jesuitenthum in seinem Triumphe spenden wird ist die der Verfolgung und Verdammung."...

Schließlich ist noch zu erwähnen daß der unbekannte Verfasser neben dem ehemaligen Präsidenten auch die Legislative Versammlung nicht schont und daß er im achten Briefe seine ganze geniale Schärfe und Bitterkeit gegen die Friedensgesellschaft ausströmt. Hierbei darf kaum noch hinzugefügt werden daß die Scenen des letzten Congresses der Friedensgesellschaft eine Com-

bination in das hellste Licht gesetzt haben, welche jenem Briefe ein besonderes erneutes Tagesinteresse verleiht. 4.

Ein Stiergefecht in Lima.

Peru — berichtet der neuere französische Reisende Radiguet — befand sich eben in einem Zustande der Ruhe und die Bevölkerung von Lima erholte sich von den politischen Agitationen inmitten von Volksfesten. Die Gemahlin des obersten Leiters der Republik, des Generals Vivanco, Cypriana Latorre de Vivanco, war in Lima angekommen und ihr zu Ehren ward ein großes Fest vorbereitet. Man kündigte unter Anderm ein Stiergefecht im Circus del Acho an. Dieser Circus liegt auf dem rechten Ufer des Rimac und alle Montage drängt sich während der Saison der Stiergefechte daselbst eine gierige Menge. Ich beschloß diesmal an diesem Schauspiele theilzunehmen.

Schon einige Tage vor dem Feste durchzog ein glänzender und grotesker Zug die Straßen von Lima. Es waren die mit Guirlanden und Flittergold geschmückten Stiere, gefolgt von Reitern mit einer Bande Muchachos in Lumpen. Das Ganze gewährte den Anblick eines jener heidnischen Opferzüge. Das Programm, das galanterweise auf Rosapapier gedruckt war und von den Asentistas (den Unternehmern) in Unmassen ausgetheilt wurde, versprach Wunder. Nach peruanischer Sitte waren zahlreiche Gedichte mit darin aufgenommen, von denen viele den lebhaftesten Enthusiasmus für den General Vivanco und Donna Cypriana athmeten.

Endlich kam der große Tag heran und die ganze Bevölkerung ergoß sich in den Circus; daheim blieben nur die Wächter der verlassenen Wohnungen. Ich hatte große Noth und es bedurfte verschiedener Rippenstöße, bevor ich in die Loge gelangen konnte, wo einige aufmerksame Freunde mir einen Platz aufgehoben hatten. Das seltsame Schauspiel dem ich beiwohnen sollte zeichnete sich vor den tausend mal schon geschilderten Stiergefechten durch einzelne Züge aus, die eine lediglich peruanische Physiognomie ansichtragen. Der Circus, der bemerkenswerther durch seine Größe als seine Architektur ist, faßt mehr als 20,000 Personen. Die Einrichtung dieser spanischen Volkstheater ist bekannt. Rings um die Arena finstere Logen, darunter ein Mauerwerk zur Rettung für zu hart verfolgte Espadas, höher das Amphitheater, in der Mitte der Arena ein maurischer Pavillon (Templador) für die Utensilien des Kampfes; auf einer Seite drei Thore, das eine für die Stiere, das andere für den Wächter, das dritte für die Kämpfer.

Der Anblick des gefüllten Circus, der buntfarbigen Menschenreihen, das seltsame Getöse der zahllosen Massen, die blendende Sonne, das gellende Geschrei der Dulces- und Cigarroshändler, die verschiedenen Trachten und Gesichter, dies Alles läßt sich nur sehen, nicht schildern. Plötzlich verstummte das Getöse vor den Fanfaren welche die Ankunft Vivanco's anzeigten. Der General trat mit seiner Gemahlin und einem glänzenden Gefolge von Offizieren in die prächtige, mit karminfarbenem Sammet ausgeschlagene Loge.

Auf ein gegebenes Zeichen beginnt nunmehr das Fest. Aus dem geöffneten Thore kommen im langsamen Zuge die Kämpfer, sechs Capeadores zu Roß und zu Fuß, drei Rejoncadores, drei Espadas und drei Puntas; fast alle waren in flaschengrünen Sammet mit rothem Gürtel und einem schwarzen breitkrämpigen Hute gekleidet. Um die Menge zu reizen begannen zuerst verschiedene unschuldige Manoeuvres, bis das allgemeine Geschrei nach den Stieren losbrach. Nunmehr folgten verschiedene Stierkämpfe aufeinander, die sich durch nichts Charakteristisches auszeichneten; dagegen wurde diese Einförmigkeit durch seltsame Raffinements unterbrochen und es mögen einige derselben hier in der Kürze folgen.

Während der ersten Preisvertheilung hatte ein Neger einen Stuhl in die Arena gestellt. Ein mexicanischer Espada sollte sich 20 Schritt von dem Zwinger des Stiers setzen, das Thier erwarten und es tödten, ohne dabei aufzustehen. Es vergingen einige Augenblicke bevor der Mexicaner erschien, und eine allgemeine Bewegung verkündete die mit Angst gemischte Ungeduld mit der die Menge seine Ankunft erwartete. Endlich zeigte er sich stolz in der Arena; ein tiefes Schweigen verbreitete sich. Ein rother Mantel hing um seinen linken Arm, den er in die Hüfte stützte. Ein kleiner schwarzer Hut mit runden Krämpen, mit einem Sammetband geschmückt, beschattete sein gelbes Gesicht, in dem ein Paar Adleraugen blitzten. Der Mexicaner stand in der Blüte seiner Jahre; ruhig und fest nahm er einen breiten Degen, prüfte ihn sorgfältig und untersuchte dann ebenso genau den Stuhl und den Boden, ob der erstere feststehe. Alsdann setzte er sich, den rechten Fuß vorgestreckt, den linken unter sich; er bog sich etwas vor, faßte mit der linken Hand den Stuhl hinten an, legte die Hand mit dem Degen auf sein Knie und wartete, das Auge fest und unbeweglich. Gleich ihm schienen alle Zuschauer von Stein; er war dabei vielleicht der einzige Ruhige; seine Unbeweglichkeit änderte sich sogar nicht, als der Stier mit einem schrecklichen Stoße heftig gegen das Thor rannte, das man öffnete. Er sah seinen wilden Gegner im schnellen Galopp auf sich stürzen, sein Blick war entsetzlich fest in dem Augenblicke wo er die Spitze seines Degens senkte und den Arm ausstreckte. Der Stier nahm in seinem wüthenden Anlaufe das Eisen mit, von dem man nur das mit einer rothen Quaste geschmückte Heft sah; die linke Hand die den Stuhl hielt hatte ihn kaum eine Viertelswendung machen lassen. Der Mann stand nun auf um einem neuen Angriff auszuweichen; allein das Thier war so schwer verwundet daß es bei jedem Schritte taumelte und der Desjarretador ihm dann den Gnadenstoß gab. Ein unermeßliches Hurrah hatte diesen kühnen und glänzenden Ausfall begrüßt; der Circus zitterte unter dem Stampfen und die Taschentücher wehten über den Köpfen wie der Schaum über dem aufgewühlten Meere, als der Mexicaner sich nahte um den diesmal so wohl verdienten Preis in Empfang zu nehmen.

Währenddessen schlugen bereits zwei Männer mit mächtigen Schlägen auf einen viereckigen Pfahl, bis derselbe zu drei Vierteln im Boden verschwand. Als der Pfahl auf diese Weise einer großen Gewalt Widerstand leisten zu können schien, hörte man auf ihn hineinzuschlagen. Ein Sambo brachre darauf einen viereckigen, spitz zulaufenden Baumstamm von 12 — 15 Fuß Länge, der zuletzt in einer eisernen scharfen Spitze endete. Dieser gewichtige und mächtige Spieß war im Programm Lanzada genannt worden. Der Sambo legte ihn in die Arena, das dicke Ende gegen den Pfahl gestemmt, die Spitze gegen den Toril (Stierzwinger) gekehrt. Dann kniete er nieder und nahm den Schaft mit beiden Händen, indem er die Spitze etwas erhob, sodaß er mit dem Boden einen Winkel bildete, den er beliebig vergrößern und verkleinern konnte, wie bei einem Zirkel. Nachdem er sich mit seinem Instrumente vertraut gemacht hatte, stand er auf, legte seinen Poncho ab und warf den Mantel zurück über die Schulter, um nicht gehindert zu sein. Wir folgten seinen Vorbereitungen mit Interesse; es war leicht zu begreifen was vorsichgehen sollte und wir zitterten für den Stier; allein einer unserer Nachbarn erläuterte uns, daß wenn die Lanzada schlecht dirigirt werde, es dann auch um den Mann geschehen sei.

Als der entscheidende Augenblick gekommen war, lagerte sich von neuem eine feierliche Stille über die Versammlung. Der Sambo kniete mit einem Beine nieder, machte ein Zeichen des Kreuzes, erhob die Spitze der Lanzada zu der entsprechenden Höhe und gab das Zeichen den Toril zu öffnen. Plötzlich ließ sich ein Kopfstoß an der Thür hören und der Stier, gequält, gestochen, rasend, rannte mit toller Schnelligkeit auf den Mann mit dem rothen Mantel zu; allein er wurde bei diesem schrecklichen Rennen durch die Spitze der Lanzada aufgehalten, die ihn mit einem seltsamen Geräusch, das uns schaudern machte, durchdrang und Haut, Adern, Knochen zerriß. Der Stoß war so schrecklich daß das Thier, einige Schritte zurückweichend, den Schaft mitsichschleppte, der es wie eine Nadel durchborte. Einige Er-

Runden blieb es stupid stehen, von Schweiß strömend; seine Augen gingen in Lapis-Lazulifarbe und dann in die des Opals über; es öffnete den Mund um zu brüllen, ließ aber nur ein letztes Röcheln hören, indem es einen Strom schwarzen Bluts vonsichgab; dann stürzte es schwer in den Sand und erhob sich nicht wieder.

Diesmal kannte der Enthusiasmus des Publicums keine Grenzen; man stampfte mit Füßen, schrie aus Leibeskräften; Taschentücher und Hüte flogen in die Luft. Noch hatte ich mich von dem peinlichen Eindrucke den das letzte Schauspiel auf mich hervorgebracht hatte nicht erholt, als eine andere Gemüthsaufregung folgte. Ein Haufen unvorsichtiger Zuschauer hatte das Dach erklettert das einen Theil des Circus bedeckt; der schwache Halt konnte dem Drucke dieser Menschenmasse nicht länger widerstehen und brach ein, indem er die Neugierigen mit nach sich zog. Das Geschrei „Temblor!" erhob sich alsbald; die Furcht vor Erdbeben bedroht stets die Vergnügungen der Limaner. Glücklicherweise war die Sache nicht so ernst. Nachdem die erste Ueberraschung vorbei war, sammelte man sich wieder; die Ruhe wurde in dem unversehrt gebliebenen Theile des Circus wiederhergestellt. Indeß war ein Theil der Herabgestürzten schwer verwundet worden, die Andern waren auf die darunter sitzenden Zuschauer gefallen, die ganz entsetzlich darüber jammerten. Dank den schnellen Rettungsmaßregeln wurden die Verwundeten fortgeschafft und die Ordnung wiederhergestellt; Tausende von Stimmen heulten: „Sigua la fiesta! sigua la fiesta!" indem sie dazu in erschreckender Weise stampften. Dem Willen der bis zur Wuth erhitzten Menge konnte kein Widerstand geleistet werden; der Präsident der sich zurückziehen wollte gab dem allgemeinen Verlangen nach; er ging zwar, gab aber das Zeichen mit dem Feste fortzufahren. Das unglückliche Zwischenspiel ward vergessen und der Kampf nahm seinen Fortgang. Zwei Menschen wurden schwer verwundet, mehre Pferde kampfunfähig gemacht, 13 Stiere starben unter unsern Augen. Als wir den Circus verließen neigte sich der Tag zu Ende; es fehlten jedoch drei Opfer an der Hekatombe von 16 Stieren, die das Programm versprochen hatte. Ich sammelte mich in den Straßen, vor Mattigkeit fast umkommend, in heftiger Gemüthsbewegung; Alles schien meinem geblendeten Blicke roth zu sein, meine Ohren gellten vom Lärme wieder. Ich glaubte blutigen Schimmer in den durch die sinkende Sonne vergoldeten Façaden zu sehen; der Rimac schien mir noch nie mit solcher Heftigkeit über die Kiesel seines Bettes gerollt zu sein. Die ganze Nacht hörte ich ohne Unterlaß den schrecklichen Lärm des Circus grollen mit dem Geräusche des Blitzes und des Stroms. 15.

Notizen.

Luther auf den östreichischen Gymnasien.

Wie verschieden die Vorstellung von der Bedeutung Luther's in den verschiedenen Kronländern Oestreichs bis auf diesen Tag ist, erkennt man aus Nichts deutlicher als aus den Gymnasialprogrammen. Böhmen und Galizien stehen sich hier wie Tag und Nacht entgegen. Das Programm des Gymnasiums zu Brüx vom Jahre 1851 enthält in einem Aufsatze von W. Z. Nessel über die Völkerfamilie der Germanen in ihrer Vergangenheit und Zukunft folgenden Passus: „Deutschland wählte sich jenes Gebiet der freiheitlichen Thätigkeit das der vorherrschenden Richtung seines Strebens entsprach, das geistige. Durch die Reformation, die von ihm ausging und in ihm am vollständigsten durchgeführt wurde, erfüllte es diesen seinen Beruf. Wir sind weit entfernt die besondere Art und Weise wie sich diese Bewegung fortbildete und die Gestaltungen zu denen sie führte immer und überall billigen zu wollen; wir halten uns blos im Allgemeinen und fassen die Bedeutsamkeit ins Auge welche diese große Umwälzung für die gesammte Entwickelung Europas hatte. Wol erlitt die katholische Kirche in Beziehung auf äußere Ausdehnung große Verluste; allein sie wurde für dieselben entschädigt durch die Kräftigung des erschlafften innern Lebens und durch die festere Gestaltung die sie in allen ihren einzelnen Theilen erhielt. Wichtiger noch erscheint der Einfluß der Reformation, wenn wir ihn vom Standpunkte der allgemeinen geistigen Entwickelung betrachten. Denn durch die Reformation erhielt das ganze geistige Leben Europas einen mächtigen Anstoß; die Wissenschaft erreichte eine Höhe der Entwickelung wie sie die Weltgeschichte noch nicht kannte; was früher in dieser Hinsicht geleistet worden war konnte höchstens als Morgendämmerung gelten zu dem herrlichen Tage der nun über Europa aufging. Und Deutschland stritt hier in erster Reihe; es kann in dieser Beziehung immerhin als das die Hegemonie führende Volk gelten. Wol wurde es in einzelnen Zweigen der Wissenschaft von andern Nationen übertroffen; allein an Umfang und Allgemeinheit der wissenschaftlichen Leistungen konnte sich bisjetzt keine mit ihm messen und bei keiner stieg die Bildung so tief bis in das untere Volksleben hinab; auch erhielten hier vorzugsweise jene Zweige ihre höchste Entwickelung welche an der Spitze alles wissenschaftlichen Strebens entstehen und die größte Fülle und Energie der geistigen Kräfte voraussetzen. Alles Dies wurde theils ermöglicht, theils in hohem Grade befördert durch die höhere geistige Freiheit welche ihrem Principe gemäß die Reformation herbeigeführt hatte." Dagegen nennt das Programm des Gymnasiums zu Stanislowow vom Jahre 1851 unter den Themen für die deutschen Arbeiten der Schüler unter Nr. 19: „Der unbedeutende Streit des Augustinermönchs Martin Luther mit dem Papste Leo X. zog sehr viele unheilbringende Folgen für die damalige Menschheit nach sich." 20.

Frau von Pompadour und die Vertreibung der Jesuiten in Frankreich.

Der Verfasser von „Men and women in France, during the last century" (3 Bde., London 1852) hat in der Reihe der Frauen Frankreichs aus dem letzten Jahrhunderte natürlich Frau von Pompadour nicht übersehen und bezeichnet sie als Urheberin der dortigen Vertreibung der Jesuiten. Die Veranlassung soll folgende gewesen sein. Frau von Pompadour erhielt oder wählte sich den Pater von Sacy, einen hochstehenden Jesuiten und einen artigen, charmanten Mann, zum Beichtvater. Sie empfing ihn in dieser Eigenschaft auf die liebenswürdigste Weise, ebenso wol um sich durch ihn mit den ihr auffässigen Jesuiten zu versöhnen, als um ihn zur Vergebung ihrer Hoffünden zu vermögen. „Sie ließ", sagt der Verfasser, „alle ihre Verführungskünste gegen ihn los, war nie graziöser, gewandter und schöner. Der König hätte volle Ursache zur Eifersucht gehabt. Pater von Sacy, bezwungen und bezaubert vom Liebreiz einer Frau die an Hochmuth keiner Königin wich, ging sieben oder acht mal zu ihr, um wegen der Beichte mit ihr zu sprechen, wagte es aber und that es jedenfalls nicht. War das nicht eher das Vorspiel irdischer als himmlischer Liebe? Genug, die gute Stadt Paris, die just nichts Anderes zu thun hatte, amusirte sich mit dieser Beichte. Man besang den Beichtvater und die Beichttochter u. s. w.... Das brachte die Jesuiten in Bewegung. Pater von Sacy wurde vor den Rath der Zehn gefodert, mußte selbst beichten und empfing zur Buße die Weisung, der Marquise ferner nicht Rathgeber zu sein und so gut er könne sich bei ihr zu entschuldigen daß er solange mit ihr getändelt...." Der Pater war gehorsam und las der schönen Frau bei seinem nächsten Besuche den Text über ihre Unsittlichkeit. Mit der Kälte und Ruhe einer Statue hörte sie ihn an; dann sagte sie: „Vater, du bist ein Narr, ein Schuft, ein echter Jesuit, verstehst du mich? Du hast mit der Verlegenheit gespielt, in welcher du glaubst daß ich mich befinde. Du und ihr Alle, ich weiß es, wollt mich vom Könige trennen. Aber ich sage euch daß ich in demselben Grade stark bin, in welchem ihr mich für schwach

halten, und daß ich allen Jesuiten in der Welt zum Trotz am Hofe bleiben werde, während ihr nicht vom Hofe allein, sondern aus dem Königreiche verwiesen werden sollt." „Von diesem Tage an", bemerkt der Verfasser, „war der Fall der Jesuiten entschieden." 7.

Bibliographie.

Baumgartner, J., Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen 1830 bis 1850. Geschichtlich dargestellt. 1ster Band. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bilder aus dem Leben. Nach der 2ten Auflage des dänischen Originals deutsch von Maria Hanum. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Bronn, H. G., Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte. Mit 1 Lithographie und 1 Karte. Stuttgart, J. B. Müller. 8. 15 Ngr.

Diezel, G., Frankreich, seine Elemente und ihre Entwickelung. Mit einer Einleitung über Form und Freiheit in der Geschichte. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fülleborn, F. L., Kleine Schriften in Beziehung auf die Einheitslehre als Grundwissenschaft. 1stes Heft. Marienwerder, Levysohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Guggenbühl, J., Die Heilung und Verhütung des Cretinismus und ihre neuesten Fortschritte. Mittheilungen an die schweizerische naturforschende Gesellschaft. Bern, Huber u. Comp. Gr. 4. 24 Ngr.

Hoffmann, W., Eilf Jahre in der Mission. Ein Abschiedswort an den Kreis der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Mit einem Anhange von in Tübingen gehaltenen Missionsstunden und Predigten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr.

Holland, H., Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. 1ster Band: Mittelalter. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Honegger, J. J., Herbstblüten. Lyrische Gedichte. I. 2te Auflage. II. Zürich. 1851—52. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krauss, A., Der Cretin vor Gerichte. Ludwig Kober von Tübingen wegen Tödtung seiner beiden Eltern und seiner Schwester verurtheilt. Ein Beitrag zur Kunde des cretinischen Stumpfsinns für Gerichtsärzte, Richter und Psychologen. Nebst einem Anhang betreffend die Verweisung der Verbrecher von zweifelhaftem Seelenzustande. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr.

Oscar von Redwitz und seine Dichteraufgabe. Ein Wort zur Frage über die deutsche Poesie der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 8. 9 Ngr.

Sartorius, A., Aus der Geschichte und dem Familienleben. Wahre Begebenheiten in Erzählungen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidlin, K., Gedichte und Bilder aus dem Leben. Aus seinem Nachlasse. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Metzler. 16. 22 Ngr.

Stichling, G. T., Ernst Christian August Freih. v. Gersdorff, Weimarischer Staatsminister. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. Weimar, Hofbuchdruckerei. Gr. 8. 10 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte; oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nordamerika. Mit 50 Illustrationen. 3te mit Anmerkungen vermehrte Auflage. 12 Lieferungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Schlüssel zu Onkel Tom's Hütte. Enthaltend die Thatsachen und Documente, auf welche diese Erzählung sich gründet. Nebst Zeugnissen für die Wahrheit des Werkes. Nebst einer Biographie und dem in Stahl gestochenen Portrait und Facsimile der Verfasserin. 1ste Lieferung. Leipzig, Friedlein. Gr. 8. 3 Ngr.

Stip, G. C. H., Kirchenfried und Kirchenlied. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Sunderhoff, M. A., Die Hoffnung der Unsterblichkeit vom Standpunkte der Natur betrachtet. Nordhausen, Förstemann. 8. 2½ Ngr.

Thaulow, G., Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht. In 3 Theilen. Als Fermente für wissenschaftliche Pädagogik, sowie zur Belehrung und Anregung für gebildete Eltern und Lehrer aller Art, aus Hegel's sämmtlichen Schriften gesammelt und systematisch geordnet. 1ster Theil: Zum Begriff der Erziehung, zur anthropologisch-psychologischen und ethisch-politischen Basis, sowie zur Methodik der Erziehungslehre Gehöriges. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 24 Ngr.

Verheißung und Erfüllung. Leipzig, Hartmann. 16. 20 Ngr.

Weber, B., Charakterbilder. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Wickede, J. v., Preußische Husaren-Geschichten. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bloch, E., Bossard und dessen gerechtfertigte praktische Menschenkunde, hervorgerufen durch die Angriffe seiner und seiner Lehre Feinde, nebst Berichten über die zu Berlin am 16. März und zu Cöln am 1. März d. J. gehaltenen u. Vorträge, sowie eine ausführliche Biographie Bossard's. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Das Erkenntniß des Großherzoglich Badischen Hofgerichts zu Mannheim in Anklagesachen wider den Prof. G. G. Gervinus in Heidelberg, wegen Aufforderung zum Hochverrath und Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, dem Rechtsgutachten der Juristen-Facultät zu Göttingen gegenüber. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Die orientalische Frage und das deutsch-englische Bündniß. Keine Denkschrift aber eine Schrift zum Denken. Geschrieben von Anfang Februar bis Anfang März 1853. Berlin, Besser. Gr. 8. 17½ Ngr.

Fuhrken, H., Predigt zum Gedächtnisse des durchl. in Gott ruhenden Großherzogs und Herrn Hrn. Paul Friedrich August, Großherzogs von Oldenburg. Gehalten zu Hammelwarden am Sonntage Judica, den 13. März. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, C. F., Ueber die Unabhängigkeit der Justizbehörden und die Stellung der Staatsanwaltschaft. Eine Mahnung an die deutschen Landstände. Weimar, Jansen u. Comp. 8. 10 Ngr.

Der Proceß Gervinus. Verhandlungen vor dem Großherzogl. Badischen Oberamt Heidelberg und dem Großherzogl. Hofgericht des Unterrhein-Kreises zu Mannheim nebst dem Rechtsgutachten der Juristen-Facultät der Universität Göttingen und dem Hofgerichtlichen Urtheil vom 8. März. Mitgetheilt von W. Beseler. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Proceß gegen den Kaufmann Otto Bernhard Hartung zu Magdeburg wegen zwiefachen Mordes verhandelt vor dem Königl. Schwurgerichte daselbst am 3. und 4. März 1853. Von einem Juristen, welcher der Verhandlung beigewohnt hat. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 5 Ngr.

Schünemann-Pott, F., Die beiden Madiai in Florenz und der Fanatismus des religiösen Glaubens. Auch ein Traktätchen. Lübeck, Boldemann. 8. 3 Ngr.

Ein Wunsch, bezüglich Hannovers wichtigster Frage bei Eintritt in das Jahr 1853, mit einigen Rückblicken in Stüvesche Schriften von 1832 und 1852, nebst bezüglichen Bemerkungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt

von

F. Th. Bratranek.

8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine geistreiche, gehaltvolle Bereicherung der gegenwärtig mit Recht so geschätzten naturwissenschaftlich-schöngeistigen Literatur, die sich gleichsam strahlenartig um Humboldt's „Kosmos" herumlegt, und in der diese „Aesthetik der Pflanzenwelt" eine wesentliche Lücke ausfüllt. Der interessante Stoff und die anziehende Darstellung empfehlen das Werk allen Gebildeten, für sinnige und gehaltvolle Lecture Empfänglichen. Der reiche Inhalt erhellt am besten aus folgender Angabe der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: Einleitung. — A. Die Ahnung. 1. Die Naturreligion. 2. Das Märchen. 3. Das Volkslied. 4. Nationelles. 5. Jahreszeiten. a. Klima. b. Jahresfeste. c. Jahreszeitpflanzen. — B. Die Sehnsucht. 1. Pflanzendüfte. 2. Pflanzenfarben. a. Braun und Grün. b. Blau und Gelb. c. Roth und Weiß. 3. Pflanzengestalten. a. Stamm und Laubkrone. b. Blumen. c. Früchte. d. Pflanzenindividualität. (α. Selbstbedeutsame Pflanzen. β. Pflanzen der Reminiscenz. γ. Giftpflanzen.) 4. Pflanzengruppirung. a. Pflanzenformationen. b. Bedeutung der Umgebung. c. Bedeutung der Bodenbeschaffenheit. 5. Vegetationsphysiognomie der Landschaft. a. Steppen. b. Wälder. c. Die Bocage. d. Vegetationsgebiete und Pflanzenreiche. — C. Die Sinnigkeit. 1. Die Pflanzensprache. a. Blumensprache. b. Bildlichkeit der Poesie. c. Landschaftsmalerei. d. Auflösung der Blumensprache. 2. Die Convenienzpflanzen. a. Der Gelam. b. Pflanzenspielereien. c. Les fleurs animées. 3. Der Park.

Bücher zu herabgesetzten Preisen,
bis Ende des Jahres 1853
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Pfennig-Magazin.
I—V. Band (1833—37). **4 Thlr.**
VI—X. - (1838—42). **4 Thlr.**
XI—XV. - (Neue Folge I—V. Band, 1843—47) **4 Thlr.**
I—XV. - zusammengenommen **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr.**

Verwandten Inhalts und in ähnlicher Ausstattung erschienen:

Sonntags-Magazin. 2 Bände. 4. 1833—35. (Jeder Band 2 Thlr.) **8 Ngr.**

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. Jahrgang 1834—38. 4. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
Einzelne Jahrgänge **8 Ngr.**

Illustrirte Zeitung für die Jugend. 1ster bis 6ter Band. 1846—51 (12 Thlr.) **5 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Büchern zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt. ☜

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die heiligen Frauen.
In Bildern mit erläuterndem Texte.
Dritte Folge der Frauen der Bibel.

Erste Lieferung. 4. 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen erschienen 1851 und kostet jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), Histoire de la révolution française. Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.
Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

——————, Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Französischen. Dritter Band. 8. Geh. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und Friedrich Noback.

Zweites Heft. Bern — Färöer.

8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maass- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. **Die Verlagshandlung garantirt dafür, dass dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird und verspricht zugleich die Beendigung des Werks bis zum Sommer 1853.** Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein blosser Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Die beiden ersten Hefte, auf deren Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im April 1853.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte des Rothenburger Einsiedlers.

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. 8. Helsingfors. 1852. 2 Thlr.

Orientalische Literatur.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen:

Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.

Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen

zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Alle Sprachforscher und Freunde der orientalischen Studien werden auf dieses Verzeichniss, das eine **grosse Anzahl seltener und werthvoller Werke zum Studium der morgenländischen Sprachen und Literaturen** enthält, und woron namentlich ein bedeutender Theil aus **aussereuropäischen** Pressen hervorgegangen ist, ganz besonders aufmerksam gemacht.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hippolytus und seine Zeit.

Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit.

Von **Christian Karl Josias Bunsen.**

Erster Band. Die Kritik.

Mit dem Bildnisse des Hippolytus. 8. Geh. 3 Thlr.

(Ein zweiter Band folgt in kurzem nach.)

Dieses neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns, gegenwärtigen königlich preussischen Gesandten in London, **Bunsen**, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Ausgehend von der Entdeckung eines kürzlich herausgegebenen Werks über „sämmtliche Häresien", das der Verfasser dem Bischof **Hippolytus** (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) zuschreibt, erörtert derselbe die bedeutendsten Fragen religions- und kirchengeschichtlicher Philosophie, gibt mit Benutzung der besten Quellen ein treues Bild altkirchlicher Sitte und Verfassung, sowie der fortschreitenden Entwickelung des Christenthums bis in die Gegenwart, und stellt schliesslich die wichtigsten alten Liturgien, durch eine historisch-kritische Einleitung erläutert, in authentischer Form zusammen. Das Werk ist vor kurzem zuerst in englischer Sprache erschienen und wird jetzt dem deutschen Publicum in einer ebenfalls vom Verfasser selbst veranstalteten deutschen Original-Ausgabe dargeboten. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise, welche dem Werke in England bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt haben, lassen denselben Erfolg im Vaterlande des Verfassers erwarten. Eine werthvolle Bereicherung der deutschen Ausgabe bildet das „Vorwort" zu derselben, worin sich der Verfasser ausführlich und in ebenso würdigem als freimüthigem Tone über die kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Zustände Deutschlands und den Beruf des deutschen Volks ausspricht, ein Votum, das, gewissen Bestrebungen der Gegenwart gegenüber, in den weitesten Kreisen gelesen und beachtet zu werden verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 19. — 7. Mai 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Ein metaphysisches Drama.

Demiurgos. Ein Mysterium. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vor länger als einem Decennium schrieb George Sand einen ästhetisch-kritischen Aufsatz, in welchem die berühmte Schriftstellerin Goethe's „Faust", Byron's „Manfred" und Mickiewicz' „Dziady" vergleichend zusammenstellte und die genannten Schöpfungen mit der Kategorie des „metaphysischen Drama" bezeichnete. Sie brachte damit einen Namen zur Geltung, der die Gattung dieser Dramen am bündigsten charakterisirt. Diese Dramen sind Dichtungen welche die Form ganz oder zum größten Theil vom Drama entlehnten, aber einerseits durch die Vermischung der realen und idealen oder Geisterwelt, andererseits durch ihren auf gewisse höhere Fragen des philosophischen Denkens gerichteten Inhalt über die Natur des concreten und eigentlichen Bühnenproducts hinausgingen. Auch das vorliegende Mysterium „Demiurgos" ist ein metaphysisches Drama mit eingelegten epischen Episoden, Mittel- oder Verbindungsgliedern, wie dies auf ähnliche Weise in Mickiewicz' „Dziady" zu finden.

Wenn wir den Ursprung des metaphysischen Drama verfolgen, so müssen wir zuerst die antike Welt ausscheiden, so sehr man auch geneigt sein möchte Dichtungen wie Aeschylos' „Gefesselten Prometheus" hierher zu rechnen. Den Griechen liegt die metaphysische Absicht wie wir sie hier verstehen noch fern, und was den äußern Anschein eines metaphysischen Drama bietet ist nur eine naiv-objective Gestaltung der Mythologie und ihrer Figuren. Ebenso weisen wir die altindischen Dramen mit ihrer Göttermaschinerie ab, während man weit eher vielleicht in dem biblischen episch-dramatischen Gedichte „Hiob" die Urelemente aller metaphysischen Poesie erblicken darf. Die ersten Anklänge an das metaphysische Drama selbst in unserm Sinne finden wir in der Tragödie „Der leidende Christus" (oder „Christus der Dulder") von dem Bischof Gregor von Nazianz, aber eben nur ferne Anklänge. Aehnliche Anklänge bietet Dante's „Divina commedia" schon, möchten wir sagen, in ihrem Titel, mehr aber natürlich noch in ihrem Inhalt, obwol die Form selbst Nichts mit dem Dramatischen gemein hat. Von Shakspeare dürfte etwa unter Berücksichtigung der Modificationen welche durch die verschiedenen Zeiten gegeben sind Dasselbe gelten was wir von Aeschylos sagten. Indeß zeigt sich hier ein Dichtergeist der schon stark zu einer metaphysischen Betrachtungsweise hinneigt, namentlich in „Hamlet" und „Macbeth", während der „Sommernachtstraum" mit seiner Geisterwelt dem Reiche des naiven, phantastisch gestaltenden Humors angehört. Dagegen steht Calderon bereits mit einem Fuße ganz entschieden auf dem Gebiete des metaphysischen Drama selbst, ohne daß wir ihn aber als den Schöpfer der Gattung ansehen können. Desgleichen der alte Niederländer van den Vondel in seinem „Lucifer".

Der anonyme Verfasser des „Demiurgos" nennt seine Dichtung ein „Mysterium", ein Name dem wir in in der neuern Zeit nur noch ein mal begegneten, und zwar bei Byron, der sein kleines Drama „Kain" gleichfalls als ein Mysterium bezeichnete. Nichtsdestoweniger weist dieser Name schon näher auf den Ursprung des modernen metaphysischen Drama hin. Dieser Ursprung

ist (wenn wir von den oben angedeuteten Urelementen in „Hiob" absehen) in letzter Instanz derselbe den das Drama der christlichen Zeit überhaupt hat: es entstand bekanntlich aus den sogenannten Mysterien des zu Ende gehenden Mittelalters, den dramatisirten Vorstellungen der Heiligen Geschichte, deren Inhalt, so naiv oder roh er sich auch fassen mochte, immerhin auf die höchsten Interessen des geistigen Menschen hinauslief. Während sich auf der einen Seite das weltliche Drama mit seinen geschichtlichen oder erfundenen Stoffen der dialogischen Form der Mysterien und der Idee eines darstellbaren Ganzen bemächtigte und diese Elemente, theilweise unter Anlehnung an das antike Drama, weiter entwickelte, blieben auf der andern Seite zwei Keime zurück, an die sich die Bestrebungen späterer Jahrhunderte anknüpfen lassen: die Vermischung der realen und idealen Gestalten und die Richtung auf das Intellectuelle. Das Intellectuelle wurde die eigentliche Sphäre des metaphysischen Drama, während sich die übrige dramatische Schöpferkraft wesentlich in die Kreise der Herzens- und Gemüthswelt vertiefte. Da jedoch auf dem intellectuellen Gebiet der kirchliche und theologische Inhalt seine Herrschaft verlor, so trat das philosophische Denken an seine Stelle, mochte es nun seine poetischen Verkörperungen noch ferner der christlich-spiritualistischen Anschauung entlehnen oder sich der Gestalten aus andern Sagenkreisen für seine poetischen Zwecke bedienen oder beide Wesenreihen miteinander vermischen.

Der Dichter welcher endlich das moderne und eigentliche metaphysische Drama schuf ist kein anderer als Goethe; er war sich in seinem „Faust" entschieden einer metaphysischen Tendenz bewußt, die er in einer dramatischen Form und in einer echtpoetischen Weise verkörperte. Ihm folgte eine große Menge anderer Dichter auf dieser Bahn, von denen wir außer den beiden obengenannten — Byron („Manfred" und „Kain") und Mickiewicz („Dziady") — noch erwähnen: Shelley („Der entfesselte Prometheus"), Atterbom („Die Insel der Glückseligkeit"), Browning („Paracelsus"), G. Sand („Die sieben Saiten der Lyra"), Krasinski („Iridion" und „Die ungöttliche Komödie", beide mit starker Hinneigung zum concreten Drama) u. s. w.

Seinem Gesammtinhalte nach steht das Mysterium „Demiurgos" etwa in der Mitte zwischen Goethe's „Faust" und Shelley's „Prometheus": es behandelt die Frage über die Idee des Guten und Bösen in der Welt in weiterer Ausdehnung und mit speciellerer Tendenz als Goethe, aber wieder nicht so universell und kosmisch wie Shelley; und da die Anschauung der modernen versöhnenden Philosophie nicht ohne Einfluß auf den Verfasser gewesen, so entscheidet er sich für gewisse Principien der optimistischen Lehre, obwol er dabei keinen Augenblick versäumt den leeren Idealismus zu bekämpfen. Näher in die Frage führt uns die Wahl des Titels selbst ein.

Die Frage nach dem Ursprung und dem Zweck des Bösen ist fast so alt wie die Welt selbst. Wir schlagen die Bibel auf und begegnen dem Verführer, dem Bösen schon auf den ersten Seiten der mosaischen Urkunden. Die alten Indier erzählen von dem Abfall des Geistes Moisasur, der dem schaffenden Gott Brahma widerstrebt; die Lehre des Zoroaster geht von einem doppelten Princip der Welt selbst aus, von Ormuzd dem guten und Ahriman dem bösen Gott; ein ähnlicher Gegensatz findet sich (vielleicht unter asiatischem Einfluß) bei den Aegyptern in den Wesen Osiris und Typhon, welchen, wie man vermuthet, eine andere Zeit und Culturepoche die Namen Phthas (Phanes, Eneph) und Tithrambo substituirte. Ihrer Natur nach ist die Frage vorzugsweise orientalischen Ursprungs, während sie den Griechen, selbst ihren Philosophen, mehr oder weniger fremd blieb oder für uns, z. B. in Platon, der das Böse aus der „alten Natur" entsprossen nennt, nicht zu rechter Klarheit gelangt. Zum ersten mal fließt sie in den Strom unserer Geschichte der Philosophie durch Philo und besonders durch die Gnostiker, und mit der Lehre Dieser, in Verbindung mit den Forschungen der Kirchenväter, wandert sie nach dem Occident hinüber. Da uns der Name des Drama „Demiurgos" direct auf die Gnostiker hinweist, und da eine Erklärung dieses Namens zum Verständniß gehört, so müssen wir noch ein paar Augenblicke bei den Lehren dieser philosophischen Sekte verweilen, umsomehr als uns Das was wir zu sagen denken den Eingang zu dem allgemeinen wie einzelnen Inhalt des Gedichts selbst ebenen helfen wird. Leeren, pedantischen Prunk anzubringen liegt uns fern.

Die Gnostiker gehen bekanntlich von dem Begriffe des Urvaters, des Urgottes, des mystischen Urgrundes aller Dinge (προπατὴρ, βυϑός) aus; er ist das reine Licht, der Unaussprechliche, das Ewige, die unendliche Güte und Glückseligkeit. Ihm gegenüber steht die Materie, die des Lichts ermangelt und die Ursache aller Uebel und schlechten Triebe ist, von denen die Menschen gequält werden. Die Materie, welche von den meisten Gnostikern außer Valentinus für ewig gehalten wird, entbehrt nach der Ansicht einiger aller Form und Seele und erhält erst Leben, wenn sich etwas Göttliches mit ihr vermischt, wodurch sie thätig zu werden beginnt und den Satanas aus sich erzeugt; andere und zwar die meisten dagegen behaupten, sie sei mit Gott von Ewigkeit her beseelt und mit der Fähigkeit Lebendiges aus sich zu entlassen begabt gewesen, habe aber ebenfalls nur Böses hervorbringen können, weil sie von Satanas beherrscht worden. Von dem mystischen Urgrunde strömten unmittelbar und mittelbar die sogenannten Aeonen aus, die Attribute Gottes oder die substantiell gewordenen Ideen, wie wir sagen können, eine Reihe mehr oder weniger vollkommener Geister. Diese Aeonen schufen die intellectuelle Welt. Tief unter der intellectuellen Welt steht die sensible oder concrete Welt, die wegen ihrer Unvollkommenheit auch nicht von Gott, sondern von einem untergeordneten Geiste, einer entferntern Emanation, von dem Demiurgos (δημιουργός) geschaffen wurde, entweder von ihm allein oder in Verbindung mit andern Geistern,

und zwar aus der Materie, je nach den verschiedenen Ansichten, entweder mit oder gegen Gottes Willen. Wie viele Stufen der Weltschöpfer vom Urvater absteht, darüber herrscht der größte Zwiespalt der Meinungen; darin jedoch kommen alle Gnostiker überein daß der Weltschöpfer von gebrechlicher Natur war und darum nur Mangelhaftes und Vergängliches erzeugen konnte. Valentinus nennt den Demiurgos ausdrücklich eine unvollkommene, gebrechliche Natur und einen Knecht Gottes, Marcion bezeichnet ihn als ein Mittelwesen zwischen Gut und Böse, die Ophiten und Karpokrates halten ihn für durchaus schlecht und dem Willen Gottes widerstrebend. Der Demiurgos schuf den Leib, den Sitz des Bösen. In dem geistigen Wesen des Menschen dagegen unterscheiden die Gnostiker zwei Elemente: die Seele (ψυχή) und den Hauch, den Geist (πνεῦμα, spiritus), zwei Elemente die sich nach dem Dafürhalten der meisten Gnostiker direct widerstreiten, indem ersteres Element vom Demiurgos herrühre und zum Bösen hinneige, letzteres dagegen von Gott ausgegangen sei, dem Himmel zustrebe und der Erlösung durch Christus theilhaftig werde. Man entschuldige diese Specialitäten, die jedem strengwissenschaftlich Gebildeten ohnehin bekannt sind; aber wir mußten sie beibringen, weil sie uns zum tiefern Verständniß der Dichtung und ihrer einzelnen Wendungen nöthig erschienen. Ebenso nöthigt uns die Dichtung das Thatsächliche der Untersuchung über das Gute und Böse, wie sich dasselbe bis auf unsere Zeiten herab entwickelte, in den allgemeinsten Umrissen vorzuführen, um uns spätere Excurse zu ersparen. Wir gewinnen hierdurch von vornherein die für die Auffassung erfoderlichen Anhaltspunkte.

Bei dem Neuplatoniker Plotin wird der Ursprung des Bösen gleichfalls mit der Materie in Verbindung gebracht, aber schon in einem weit speculativern Sinne erklärt. Die zur Weltvernunft (zum νοῦς) gerichtete Seele, sagt er im Allgemeinen, ist rein und hält die Materie von sich ab, sodaß der Gedanke so sich nur selbst zum Gegenstande hat. Wenn wir indeß von diesem Gedanken die Form der Dinge, die Ideen fortnehmen, so bleibt das Nichtseiende, die Materie; und wenn wir uns andererseits von diesen Ideen abkehren, so wird der Gedanke ein Nichtgedanke (was in Platon's „Timaeos" etwa durch die „falsche Imagination", λογισμῷ νόϑῳ, bezeichnet wird), ein anderes Sein, in dem er zu sehen wagt was nicht ist, wie das Auge sich vom Licht wegwendet, um die Finsterniß zu sehen, und Nichts sieht, und diese Finsterniß ist das Böse. Mit andern Worten: das Böse ist nur das Negative am Sein, das Nichtsein, um mit Hegel zu sprechen. Aehnlich faßt sich der spätere Neuplatoniker Proklus in einer besondern Schrift über das Böse; doch setzt er es nicht in die Materie, sondern nennt es nur das Abwesendsein der Kraft, eine bloße Beraubung des Guten, da die Materie an und für sich weder gut noch böse und selbst auch als von Gott geschaffen und nothwendig nicht vollkommen negativ sei. Ja Proklus geht so weit, zu behaupten daß im Bösen, da dasselbe nichts Selbständiges sei und nur aus der Schranke der Kraft entspringe, noch Gutes sei. Letzterer Gedanke hat, wie man andern Orts sehen wird, sowol eine directe Beziehung auf die um ein Jahrtausend später erscheinende Lehre des Optimismus wie auf gewisse Partien unserer Dichtung.

Die Behandlung der Frage (über das Gute und Böse) in den Kirchenvätern bietet viele Parallelen mit den Neuplatonikern. Origenes, das Haupt der griechischen Kirchenväter, nennt das Böse oder die Sünde eine Verknüpfung des Intelligibeln an die Materie, und Augustinus, der vorzüglichste lateinische Kirchenvater, steht mit seiner Anschauung so ziemlich in der Mitte zwischen Plotin und Proklus. Er sagt in seinem Werke „De libero arbitrio": da aus Gottes Substanz Nichts hervorgehen könne als Gott, so sei die Creatur aus Nichts erschaffen, und daher komme ihre Verderbtheit und Mangelhaftigkeit. Das Böse ist ihm gleichfalls wie dem Proklus eine Privation, wie wir aus einer Stelle „Contra Julianum" schließen dürfen. Das große Ganze selbst ist gut. In seinem berühmten Buche „De civitate Dei" sagt er:

> Wenn uns die Ordnung der Natur misfällt und wenn wir sie bekritteln, so geschieht dies darum, weil wir nach unserm sterblichen Zustande, und da wir selbst dem schwanken und vergänglichen Theil des Universums einverleibt sind, nicht begreifen können wie Das was uns in diesem Theile drückt und verletzt sich in einer richtigen und heilsamen Art und Weise auf das allgemeine Ganze bezieht.

Kurz die Natur für sich genommen und nicht in ihrem Verhältniß zu uns verherrlicht ihren Schöpfer; und dieser Gedanke ist die Basis des spätern kosmischen Optimismus.

In der Philosophie der Scholastiker entwickelt die Speculation über den Ursprung des Bösen im Wesentlichen nichts Neues. Auch Spinoza hat die Anschauung der Privation. In seinem sechsunddreißigsten Briefe beantwortet er einen Einwand Gassendi's dahin daß das Böse kein Modus des göttlichen Seins sei, da Gott nur die Ursache von Allem sei was Essenz hat, das Böse dagegen keine Essenz habe und nur ein privativer Modus sei. Er führt als Beispiel bekanntlich den Muttermord Nero's an, der als bloßes abstractes Factum noch kein Verbrechen sei und erst durch die Undankbarkeit, die Unbarmherzigkeit und den Ungehorsam des Sohns zum Verbrechen werde, d. h. durch lauter Eigenschaften deren keine eine Essenz ausdrücke, sodaß also Gott nicht die Ursache des Verbrechens sei.

Der Optimismus selbst nun, mit dem wir unserm Werke wieder einen Schritt näher treten, gewinnt in Leibniz zum ersten mal eine abgeschlossene Gestalt, indem dieser Philosoph behauptet daß Gott aus allen möglichen Welten die beste ausgewählt habe. Seine Theodicee enthält zugleich die Lehre vom Ursprung des Bösen. Gott, sagt er ungefähr, will das Böse nicht; dies liegt in der Beschränkung der Natur; es fließt indirect aus dem Begriff der Welt und wird von Gott zugelassen, damit ein größeres Gutes erreicht werde; mit andern

Worten: das Uebel ist für Gott ein Mittel zum guten Zweck. Es war unmöglich daß Gott dem Menschen alle Vollkommenheiten mittheilte ohne ihn selbst zum Gott zu machen; das Nämliche gilt von den geschaffenen Wesen überhaupt; es mußten darum verschiedene Grade von Vollkommenheit und alle Arten der Einschränkung derselben stattfinden. Das Böse kommt näher bestimmt aus der idealen Natur der Creatur, sofern sie von den ewigen Wahrheiten die im göttlichen Verstande enthalten sind, nicht aber von dem Willen Gottes abhängt. Die Region der ewigen Wahrheiten ist die ideelle Ursache des Bösen und Guten, nicht die Materie, wie die Alten glaubten. In Gott existiren zwei Principien, der Verstand und der Wille. Der Verstand gibt das Princip des Bösen her, obwol er dadurch nicht selbst böse wird; denn er stellt die Naturen so vor wie sie nach den ewigen Wahrheiten sind; er enthält in sich den Grund der Zulassung des Bösen, aber der Wille geht allein auf das Gute. Was im Bösen Affirmatives ist kommt nur begleitungsweise in dasselbe, wie z. B. Kraft und Wirksamkeit in die Kälte, den Mangel der Wärme, kommt. Nach Leibniz ist Gott somit allerdings die Ursache des Materiellen der Sünde, aber das Formelle derselben entspringt aus der ursprünglichen Einschränkung der Creatur.

Nach Leibniz wird der Optimismus populair, indem sich die Aufklärung und die übrige Literatur dieses Gedankens bemächtigt und ihn entweder unterstützt oder bekämpft. Der Engländer Shaftesbury führt in seinem Werk „Characteristics" den Satz aus daß das Unglück jedes Einzelnen dem Ganzen zum Besten gereiche und daß es also kein Uebel in der Welt gebe. Aehnlich Alexander Pope und viele andere didaktische Dichter. Voltaire dagegen benutzte, wie man weiß, das große Erdbeben zu Lissabon, um gegen den Optimismus zu Felde zu ziehen, wie er dies fast um dieselbe Zeit auch in seinem „Candide" that. J. J. Rousseau griff ihn aufs heftigste an, indem er das Böse, welches Voltaire Gott Schuld gibt, rücksichtlich des Erdbebens der Gesellschaft aufbürdet, die Unrecht daran thue so große Häuser und überhaupt Städte zu bauen. Als Vertheidiger des Optimismus argumentirt er fast ganz wie der heilige Augustinus. Er sagt:

> Es handelt sich nicht darum zu wissen ob Jeder von uns leidet oder nicht, sondern ob es gut war daß das Universum existirte, und ob unsere Uebel bei seiner Einrichtung unvermeidlich waren. Auf diese Weise dürfte, scheint es, die Hinzufügung des Artikels den Satz viel schärfer normiren, und statt: Alles ist gut (tout est bien), könnte man vielleicht besser sagen: Das Ganze (das All) ist gut (le tout est bien), oder: Alles ist gut für das Ganze (tout est bien pour le tout). Dann ist es evident daß kein Mensch weder für noch gegen diesen Satz directe Beweise vorzubringen im Stande sein dürfte; denn diese Beweise hängen von einer vollkommenen Kenntniß der Einrichtung der Welt ab und von dem Zweck ihres Schöpfers, und diese Erkenntniß überragt unstreitig die menschliche Vernunft.

Es wird sich an dem ganzen Vorhergehenden gezeigt haben daß das Böse bald im Sinne des Universalen, bald in dem der menschlichen Sünde und Gebrechlichkeit aufgefaßt wird. Die deutsche Philosophie von Kant an läßt im Allgemeinen die Idee des Optimismus, insofern diese Kategorie das Weltall im Ganzen und Großen betrifft, fallen und vertieft sich mehr in die Natur des Bösen, welches im Individuum sowie in der Geschichte angetroffen wird, indem sie dabei die geistvollsten Untersuchungen über die menschliche Freiheit anstellt, z. B. Schelling im ersten Bande seiner „Philosophischen Schriften" (Landshut 1809) von Seite 397 an, Franz von Baader u. s. w. Im Wesentlichen stimmen die Anschauungen der deutschen Philosophen, wenn auch nicht in Bezug auf den Ursprung des Bösen, so doch rücksichtlich seiner Natur so ziemlich miteinander überein. Kant, dem Vater der modernen Philosophie, ist das Böse (vergl. seine Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft") nicht sowol Bosheit oder vorsätzlich und principiell böse Gesinnung, das Böse als Böses zur Triebfeder in seine Maximen aufzunehmen, als vielmehr nur Verkehrtheit des Herzens. Er sagt:

> Dieses kann mit einem im Allgemeinen guten Willen zusammen bestehen; und es entspringt aus der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, zur Befolgung seiner genommenen Grundsätze nicht stark genug zu sein, mit der Unlauterkeit verbunden, die Triebfedern (selbst gut beabsichtigter Handlungen) nicht nach moralischer Richtschnur voneinander abzusondern und daher zuletzt, wenn es hochkommt, nur auf die Gemäßheit derselben mit dem Gesetz und nicht auf die Ableitung von demselben, d. i. auf dieses als die allgemeine Triebfeder zu sehen.

Hegel, der Letzte der großen Reihe, sagt ziemlich Dasselbe („Philosophie des Geistes") in abstracterer Weise:

> Die äußere Objectivität ... macht gegen die innerlichen Bestimmungen des Willens das andere selbständige Extrem, eine eigenthümliche Welt für sich aus. . . . Der allseitige Widerspruch welchen dieses vielfache Sollen, das absolute Sein, welches doch zugleich nicht ist, ausdrückt, enthält die abstracte Analyse des Geistes in ihm selbst, sein tiefstes Insichgehen. Die Beziehung der sich widersprechenden Bestimmungen aufeinander ist nur die abstracte Gewißheit seiner selbst, und für diese Unendlichkeit der Subjectivität ist der allgemeine Wille, das Gute, Recht und Pflicht ebenso wol als auch nicht; sie ist es welche sich als das Wählende und Entscheidende weiß. Diese sich auf ihre Spitze stellende reine Gewißheit seiner selbst erscheint in den zwei unmittelbar ineinander übergehenden Formen des Gewissens und des Bösen. Jenes ist der Wille des Guten, welches aber in dieser reinen Subjectivität das nicht Objective, nicht Allgemeine, das Unsagbare ist, über welches das Subject sich in seiner Einzelheit entscheidend weiß. Das Böse aber ist dieses selbe Wissen seiner Einzelheit als des Entscheidenden, insofern sie nicht in dieser Abstraction bleibt, sondern gegen das Gute sich den Inhalt eines subjectiven Interesses gibt.

Fassen wir endlich den berühmten Satz Hegels: „Alles was wirklich ist, ist vernünftig", mit seinem tiefsten Inhalt ins Auge und erinnern wir uns Dessen was er in seiner „Philosophie der Geschichte" als die Idee und den Zweck der Geschichte der Völker setzt, so sehen wir daß auch er die allgemeinen Grenzlinien Dessen was man Theodicee nennt festhält: es gibt ein seine Zwecke in sich tragendes und diesen Zwecken entsprechendes Ganzes, es gibt einen positiven Fortschritt, eine Ausgleichung, eine Versöhnung, einen besten Lauf der Welt, der aus dem scheinbar Bösen das Gute herausgestaltet.

Dieser Gedanke führt uns unmittelbar zu der vorliegenden Dichtung selbst, und es drängt sich uns sogleich eine Reihe von Fragen auf. Welche Stellung nimmt der Verfasser zu der bisherigen Untersuchung über das Thema vom Guten und Bösen, vom Glück und Unglück, von der Weltentwickelung ein? Hat er dem Gegenstande eine neue Seite abgewonnen? Hat er ihn tiefer und umfangreicher erfaßt? Was ist überhaupt seine Anschauung?

Nicht auf alle diese Fragen lassen sich bisjetzt abgeschlossene Antworten geben, da uns vorderhand nur der erste Theil der Dichtung zugebotesteht. Dagegen werden wir sehen welche Wendungen der Verfasser nahm, wenn wir nun den Gang des Werks selbst näher verfolgen. Das Homerische Motto: „Auch unter Leiden noch freuet der Mann sich" (μετὰ γάρ τε καὶ ἄλγεσι τέρπεται ἀνήρ), bezeichnet ihn schon auf dem Titelblatte als einen Dichter der sich, wie wir bereits oben andeuteten, der optimistischen Richtung anschließt.

> Auf allen Thronen, allen Rednerbänken
> Regiert die Sucht, nach tief erdachtem Plan
> Zum höchsten Glück die Völker hinzulenken;
> Ja man versucht in götterstolzem Wahn
> Erfund'ne Glieder ihnen einzurenken!
> Doch bricht man kläglich stürzend aus der Bahn
> Beim Anlauf schon zum siegestrunk'nen Rennen:
> Man weiß allein zu jammern und zu flennen.

Mit dieser Stanze hebt der „Vorgesang" an und es deutet derselbe sofort darauf hin daß die Gegenwart, das Leben dem Dichter die Leier in die Hand drückte. Er bezeichnet sich selbst als einen jener Männer die in der St.-Paulskirche zu Frankfurt gesessen, um mitzuarbeiten an dem großen Baue für das Heil des Vaterlandes. Vergebens. Die Hoffnungen scheiterten eine nach der andern.

> Und wer noch fühlt nach jenem heißen Rausche,
> Der fühlt sein Herz so trostesbar und nüchtern;
> Kein Hoffnungsschimmer, wo man immer lausche,
> Nur Ueberdruß auf allen Angesichtern!
> — — — — — —
> Das hab' ich mitgefühlt und mitgetragen
> Und manche Stunde hat es mir vergällt.
> Doch unerschüttert fuhr ich fort zu sagen:
> Auch das war gut! Und bis der Schleier fällt,
> Der noch verborgen diese Güte hält,
> Soll meine Ahnung ihn zu lüften wagen
> Und auf der Spur zertret'ner Hoffnungssaaten
> Den Gottesschritt im Weltgeschick errathen.

Der Dichter wird sich des „Ungrundes" seiner Klagen bewußt und strebt mit seinem Liede „zu fördern eine große Geisterwendung". Vor seinem Blick verschwand in der Stunde der Begeisterung und Weihe „alles Böse, alles Ungerechte im Weltenplan", und sein Geist erkannte am „sterblichen Geschlechte eben Das als höchsten Gnadenquell" was als Keim aller Leiden verwünscht wird und was man darum blind mit „Idealen" vertauschen will. Die momentane Realisirung des Ideales ist eine Schwärmerei, eine Unmöglichkeit, noch auch sind die Ideale des Individuums immer die wirklichen und wahren Zielpunkte für das Ganze; aber in einer Zeit des Materialismus wie die unsere hat der Dichter umsomehr die Verpflichtung „den Himmel offen zu halten", als ein Volk das nicht nach Höherm trachtet entehrt und geknechtet in den Staub sinkt. Und so spricht er denn in der letzten Strophe des „Vorgesangs" zu seinem Buche:

> Geh' hin und hilf den Widerspruch erklären:
> Der Lauf der Welt geht stets die beste Bahn,
> Und jeder (?) Wunsch, den wir dagegen nähren*),
> Erweise sich erfüllt gewiß (?) als Wahn;
> Doch wenn wir thätlich dieses Glaubens wären,
> Dann wär's um unser Menschenthum gethan:
> Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,
> An welchem angelangt die Welt zerfiele.

Mit andern Worten: die Weltvernunft bedient sich der rechten Mittel zur Realisirung ihrer guten Zwecke, so oft auch der Schein dagegen ist; ihr Schritt ist langsamer als es der Idealismus des Individuums wünscht; die Menschheit darf sich aber nicht einem quietistischen Fatalismus hingeben, sondern sie muß selbst handeln und ringen nach dem Ziele des Guten, wenn auch dieses Ziel nie in seiner idealen Allgemeinheit erreicht wird. Und daß es nicht erreicht wird ist eine Nothwendigkeit; denn gelangte die Menschheit je zu ihrem Ziele, so würde die Idee des Menschendaseins und Menschenlebens, die eben im rastlosen Streben selbst besteht, vernichtet. Absolute Glückseligkeit und Ruhe wäre der Tod.

So weit uns die Dichtung bisjetzt vorliegt theilt sie sich in fünf Bücher ab. Das erste Buch beginnt mit der Zeit des Chaos, um den Gedanken des Ganzen an das Ursein des Stofflichen anzuknüpfen.

> Die Erde war noch neuentstanden
> Und völlig wüst und formenleer,
> Noch schwiegen Sturm und Wogenbranden,
> Noch gab es weder Land noch Meer;
> Des künft'gen Lebens Keime schliefen
> Noch unentwirrt und regungslos
> Im heißen Aufruhr ihrer Tiefen.

Aber da der „Laven Schlackenschaum", „im kalten Weltenraum geronnen", ihren „Feuerkern" umschalte und:

> Da sie im letzten Schimmer noch
> Wie dunkelrothes Eisen glühte...
> Erschien aus fernem Himmelsgrund
> Ein Stern mit langen Strahlenruthen,
> Der trug heran zum Erdenrund
> Den Geist des Bösen und des Guten —
> Wie wir das Räthselwirken nennen,
> Das ewig eins und nie zu trennen,
> Des Werdens Pendelschwung beflügelt,
> Doch treibend mäßigt, spannend zügelt.

Es sind dies die beiden Geister Agathodämon und Lucifer. Ersterer glaubt allein die Macht des Schaffens zu besitzen und den erlöschenden Erdenball durch das „Werden" beseelen zu können. Lucifer aber entgegnet daß hierzu auch er nöthig sei, um die Schranke und Grenze zu setzen, eine Idee die bereits in uralten Philosophemen erscheint:

*) Der doppelte Sinn des Worts „dagegen" in seiner möglichen doppelten Beziehung, entweder auf „wir" oder auf den „Lauf der Welt", macht die Stelle etwas unsicher.

Wer (sagt er) gibt das punctum saliens,
Des Werdens wahre Quintessenz,
Wer deinem Ocean von Gnade
Den Grund, das Becken, das Gestade?
Vergäß' ich's regelnd abzuzirken,
Was liebemaßlos du geschaffen:
Wie würd' es Alles schnell erschlaffen!

Ja Lucifer geht so weit die Wesenschöpfung der Erde ganz allein übernehmen zu wollen:

Ich mein's im Ernst. Was gilt die Wette?
Du nennst in Zukunft diesen Stern
Noch ein Juwel der Sternenkette
Und gibst ihm deinen Segen gern.

Agathodämon geht die Wette ein, wiewol er wenig an den Erfolg glaubt, während Lucifer die feste Zuversicht zu seiner Kraft hegt:

Es wird mir leichter als du meinst gelingen;
Doch muß ich Eins mir ausbedingen:
Du hältst fortan von diesem Stern
Dich selbst und deine Liebe fern;
Denn was ich davon brauchen kann,
Enthält er schon von Anfang an.
Ich aber will zwei Tropfen Tod und Haß
Mit seinem Rindenstaub vermählen.
Demnach erhält er völlig freien Paß,
Und ohne weiter mich zu quälen,
Bis wir ihn am Termin genau ins Auge fassen,
Werd' ich ihn eben laufen lassen.

So sehen wir denn hier Lucifer im Sinne der Gnostiker als Demiurgos auftreten, der zugleich, wie die Ophiten und Karpokrates annahmen, als der Geist des Bösen erscheint. Doch ist der Stoff selbst nicht ganz schlecht, es waltet in ihm von urher ein Funke von Agathodämonswesen, ein Anklang an das πνεῦμα der Gnostiker, den guten Theil der menschlichen Seele, der vom προπατήρ ausgegangen.

Die Zeit ist um. Die Welt ist im Gange, ja schon bis zu unserer Gegenwart gelangt; Demiurgos schaut mit Entzücken auf seine Schöpfung und ladet Agathodämon zur Prüfung seiner Arbeit ein. Der äußere Anschein spricht für ihn. Aber Agathodämon läßt sich so nicht fangen; er will näher zusehen „was unter dieser Schminke steckt". Lucifer ist dessen zufrieden; aber er verlangt daß Agathodämon selbst erst das Menschenwesen annehme, um die Untersuchung zu beginnen:

Denn wolltest du als reines Geisteslicht
Im Fluge über mein Theater gleiten,
So würdest du von den dir fremden Wesen
Nichts als den trügerischen Einband lesen.
Was meinen Mikrokosmus freut und kränkt,
Wie sich in ihm das Ganze spiegelt,
Bleibt dir so lange fest versiegelt,
Bis du dich selbst in ihn versenkt.

Auch hierauf geht Agathodämon ein, und Lucifer begibt sich nach Deutschland, um sich nach einem „Wildling für das Himmelsreis" umzusehen:

Ich werde bald ein passendes Subject
Als irdisch Kleid für deinen Geist ermitteln,
Worin du fühlst, wie hier das Dasein schmeckt,
Was dran zu loben scheint, was zu bekritteln.

Hiermit stehen wir an den Pforten der Wirklichkeit, die uns zugleich das zweite Buch der Dichtung eröffnen. Ein gräfliches Schloß ist die Scene; der junge Graf Heinrich, der verzärtelte Liebling seiner Mutter, der verwitweten Gräfin, liegt todtkrank danieder. In seinen wilden Fieberphantasien macht sich der innere Drang seiner männlichen Natur gegen die Verzärtelung der Mama Luft. Lucifer erscheint als heilender Arzt; er ist mit dem Kranken allein und ruft den Agathodämon, der sich inzwischen auf der Erde umgesehen und Alles schlecht und widersinnig gefunden. Dagegen aber weist ihm Lucifer sofort einen höhern Standpunkt der Betrachtung an, der aufs bestimmteste an Das erinnert was wir im Eingange unserer Besprechung aus des heiligen Augustinus „De civitate Dei" und aus J. J. Rousseau citirten:

Doch eins muß ich schon jetzt bemerken:
Die frei bewegte Creatur
Ist mir zwar lieb vor andern Werken,
Doch nicht der Endzweck der Natur.

Denn alles „Leibende" was seit Beginn der Erde da war ist kein „Hundertmillionstel" von des „Sternes ganzem Leib." Lucifer, erkennt man, faßt hier nur das Quantitative in der Frage auf; nichtsdestoweniger lebt er der Ueberzeugung daß Agathodämon nicht „auf Alles geflucht" habe. Agathodämon entgegnet:

Da hast du Recht, ich will's nicht streiten;
Doch triumphire nicht zu früh.
Wenn von ererbten Schlechtigkeiten
Sie unter steter Angst und Müh'
Sich wenigstens zu besserm Wollen
Erheben, wenn auch nicht zur That:
Ist dir dafür ein Dank zu zollen?
Sie thun's trotz deiner Triebe Rath.

Lucifer.

Das Gegentheil dir zu beweisen,
Das ist hinfort mein Hauptbemüh'n.

Und worauf stützt sich Agathodämon bei seiner Behauptung?

Agathodämon.

Ich fand ein wunderbares Ahnen,
Das tief ins Unsichtbare dringt,
Dem selbst die Kenntniß uns'rer Bahnen
Bis zu gewissem Maß gelingt.
Man gibt uns Wohnung, gibt uns Namen:
Du weilst, wo noch das Chaos brennt,
Und streuest aus der Sünde Samen;
Mein, weiß man, ist das Firmament.

Dem aber widerspricht Lucifer in einer Sophistik, die uns zugleich schon einen Fingerzeig auf die Wendung der Frage bietet:

Wenn mir die Menschheit zu entrinnen sucht,
Die Menschen können mich nicht lassen;
Ich werde publice verflucht,
Privatim kann mich Niemand hassen.
So stehen wir. Von dir dagegen
Bestreit' ich, daß sie eine Ahnung hegen.

In dem weitern Disput fließt eine Anspielung auf die Mission Christi ein, die jedoch in ihrer Bedeutung welche der Dichter daran knüpft nicht recht zur Klarheit gelangt. Ueberhaupt, und wir versäumen nicht dies ge-

legentlich zu bemerken, stießen wir bis hierher schon auf manche Stellen, deren feste Anknüpfung an die gewählte Maschinerie uns schwer wird, und es will uns scheinen als ob sich dem Verfasser mitunter die concreten Umrisse seiner beiden Geister, sowie ihre Beziehungen aufeinander und auf das Irdische in eine gewisse Nebelhaftigkeit verflüchtigten, welche die innere logische Consequenz gefährdet. Wir haben jedoch, indem wir uns an den allgemeinen Gang hielten, diese Stellen nicht näher berührt; wir wollten einerseits eine zu große Weitläufigkeit der Besprechung, die uns wer weiß wie weit vom Thema ab in die Subtilitäten philosophischer Untersuchungen geführt hätte, vermeiden, andererseits uns auch über Manches noch kein definitives Urtheil erlauben, da wir erst noch den Schluß der Dichtung erwarten müssen. *)

Gehen wir inzwischen in unserer Analyse weiter. Agathodämon hat ein warmes Interesse für die Menschen erfaßt, und

> Tief ergriffen (sagt er) hab' ich beschlossen,
> Voll zu erwahren, was sie geträumt,
> Endlich zu thun, was ich lange versäumt:
> Selber zu werden zum Erdengenossen.
> Will sie von deinen Ketten erlösen,
> Will die Erde erretten vom Bösen,
> Daß sie den seligsten Sternen gleiche,
> Daß der Mensch, hienieden beglückt,
> Nimmer durch Haß dem Frieden entrückt,
> Hier die erdichteten Fernen erreiche.

In Form eines medicinischen Trankes geht Agathodämon in den Leib und in die Persönlichkeit des wieder genesenden jungen Grafen Heinrich über. Inzwischen läßt Lucifer rasch noch dem schlummernden Kranken ein Ideal weiblicher Schönheit erscheinen und mit diesem in seiner Seele den Drang nach dem Idealen überhaupt erstehen und die Verachtung der realen Wirklichkeit. Es folgt eine Unterredung Lucifer's als Arztes mit der Gräfin-Mutter, welche die Erziehung ihres Sohnes erzählt, die stets darauf hinauslief ihn mit der peinlichsten Sorge vor jedem, auch dem kleinsten rauhen Hauch der Wirklichkeit zu wahren. Lucifer entgegnet:

> Ja wol, Ihr habt ihn fein gehütet
> Vor kalter Luft, vor heißen Sonnenstrahlen:
> Kaum war das Küchlein ausgebrütet,
> Beklebtet Ihr's mit neuen Eierschalen.
> Ihr selber habt ihn siech gemacht
> Und ihn im Treibhaus schlaff emporgetrieben,
> Und was ihn dicht ans Grab gebracht,
> War Nichts als Euer maßlos Lieben.

Um aus dieser „Unnatur“ herauszukommen, soll Heinrich nun, wie die Mutter es jetzt auch selbst als nothwendiges Heilmittel erkennt, in die Welt eintreten und sich selbständig darin bewegen.

*) Es wäre gut gewesen, wenn der Verfasser unter Anderm auch in einer bezüglichen frühern Stelle bestimmter angedeutet hätte was der Antheil Agathodämon's an der Urexistenz des Erdsterns gewesen, da Lucifer in den Worten „Denn was ich davon (von deiner Liebe) brauchen kann, enthält er schon von Anfang an“ offenbar hierauf anspielt.

Wir begegnen Heinrich (im dritten Buche) wieder, nachdem er die Welt kennengelernt hat. Aber das Resultat seiner Erkenntniß ist für ihn, den Idealisten, ein trauriges; nirgend auf Erden fand er etwas Vollkommenes, wie er es träumte: überall Mangel, Unglück, Schminke, Heuchelei, Lug und Trug, Egoismus. Er ist blasirt, zerrissen, weltmüde. Er beneidet Faust um seinen Riesendrang nach Wissen und Genuß. Aber heute sind Faust's Räthsel gelöst:

> Die Natur ward aller Wunder bar
> Und läßt sich klar erkennen (?), zahm regieren;

und den gedankenlosen Taumel der sinnlichen Lust muß er verschmähen, weil derselbe auch keinen Augenblick lang die Sehnsucht nach seinem Ideale stillt. Aber wie, besinnt er sich, ist diese Welt der Ideale in mir entstanden, während ich lauter Gebrechliches auf Erden sah?

> Wie ward mir denn in meinem Geiste offenbar,
> Was nie in meinen Sinnen war?

Wie ward mir, der ich doch aus demselben unvollkommenen Stoff geformt bin, das Bild einer Welt makelloser Schönheit, unwandelbarer Güte und ewigen Seins ins Herz gesenkt? Dieser Widerspruch ist unerklärlich, „wenn wir nur irdisch wären“.

> Ist also doch vielleicht ein Theil von mir
> Aus eines fremden Sterns Revier
> Hierher verbannt?
> Ist jenes räthselhafte Ahnen
> Erinnerung vielleicht aus fernem Heimatland?

Und wer erinnerte sich bei dieser Stelle nicht selbst an den prächtigen Mythus von der menschlichen Seele in Platon's „Phädros“?

> O dürft' ich dieser Ahnung trauen
> Und wüßte sicher, daß es Heimweh sei,
> Dies namenlose bitt're Grämen:
> Ich machte mich mit Freuden frei
> Von diesen misgestalten Schemen.
> — — — — —
> Bin ich entledigt dieser ird'schen Bürde,
> Vielleicht tritt Sie mit holden Willkommworten
> Entgegen mir an jenes Jenseits Pforten.

Er entschließt sich zum Selbstmord; aber als er eben die Pistole abdrücken will, springt Lucifer dazwischen, verhindert die That und verkündet Heinrich daß sein Frauenideal lebe und ihm zutheilwerden solle. Mittlerweile entspinnt sich zwischen Lucifer und Heinrich ein langes Gespräch über das idealistische Streben im Menschen. Heinrich verwünscht den Drang der ihm die Wirklichkeit vergällt; Lucifer dagegen nennt die „Wunderkraft“ die im Menschengeiste „göttliche Gestalten schafft“ der Menschen beste Gabe, und

> Wenn sie in rechten Schranken bleibt,
> Ist sie die Kraft die Erde umzubauen
> Und vom Erreichten weiter auszuschauen.

„Geduld und Arbeit“ heißen die beiden Hülfsmittel, um über die Kluft hinwegzukommen die zwischen den Dingen der Wirklichkeit und den Traumgebilden des Idealismus gähnt. Das Ideal der Menschen oder was noch so sehr unmöglich dünkt,

Es tritt ins Leben mit der Zeit,
Doch freilich meist in and'rer Art,
Als weiland der Prophet gewahrt.

Das Thier (hier z. B. der Adler) hat was es gebraucht und Nichts quält seine Seele mit Sehnsucht: es ist geschichtslos. Der Mensch dagegen, nackt und schwach geboren, wurde durch die Nothwendigkeit, seinen mannichfachen Bedürfnissen und Begierden abzuhelfen, auf die Bahn der Entwickelung gedrängt, und was er in irgend einer Zeit ersehnte das hat ihm nach und nach die Zukunft gewährt. So ist die Sehnsucht nach dem Höhern die Bedingung der Entwickelung selbst. Um aber zu einer klaren Anschauung darüber zu gelangen, wie die Ideale sich verkörpern, muß man selbst in die Praxis eintreten. Lucifer sagt (zu Heinrich):

Drum müßt Ihr mit das Drama spielen,
Wollt Ihr des Grundtons Harmonie
Versöhnungsklar im Herzen fühlen.

Denn nur das Selbsterlebte spendet wahre Belehrung und hat wahre Ueberzeugungskraft in sich. Selbst die „klarsten Ideale" entspringen „aus der Begierde trüben (?) Flammen"; sie sind die stärksten Triebfedern in der Weltgeschichte; aber auch sie werden „aufgebraucht, verdaut, erreicht und müssen veralten".

Dann destillirt der Geist für neuentstand'ne Mängel
Aus neuen Teufeln neue Engel.

Das versöhnt allerdings den Verstand, aber noch bleibt ein Umstand übrig. Der Idealismus bezieht sich nicht nur auf den menschlichen Culturfortschritt, sondern auch auf das Verlangen nach dem „Schönen". Wie wird dieses Sehnen gestillt? Dadurch daß man das Schöne sucht, erwidert Lucifer, denn es ist ebenfalls auf Erden vorhanden; ja die maßvolle, schlichte Form des Lebens ist oft unendlich schöner als das Traumbild der Phantasie, das oft genug aus widersprechenden Merkmalen besteht und realisirt vielleicht mehr einer harlequinisch bunt uniformirten Fratze als der wirklichen Schönheit gleichen würde.

Geht nur gerade in die Welt hinein;
Denn was ein Menschenhirn gebiert,
Muß irgendwo zu finden sein,
Wenn auch ein wenig dismembrirt.
Sie ist mit Allem wohl versorgt,
Wovon ein Muster unserm Geist geborgt.
Wer frisch in ihres Lebens Wogen taucht,
Dabei die Augen offenhält,
Der findet sicher was er braucht,
Als wär's expreß für ihn bestellt.

Und so findet denn Heinrich auch seine Schöne, die ihm Lucifer während des Genesungsschlafs im Traume vorgegaukelt. Er sollte sie finden nach Lucifer's eigenem Wunsch, der seinen Thron, wie er sich selbst mit argsinnigem Rückhalt äußert, in Gefahr weiß, „wenn Liebe ihm (Heinrich) nicht den Staar sticht".

Das vierte Buch gleicht in seinem Eingange und dessen poetischen Ergüssen selbst dem herrlichen Eilande, dessen Reize und Kostbarkeiten es schildert. Hier auf dem Schloß ihres Vaters, einsam und verborgen, lebt Helene, die Schönste der Schönen. Heinrich genießt der Wonne sie zur ersten Schau im Bade zu belauschen mitten in dem Paradiese einer zauberreichen Natur. Welcher Art aber ist Helenens geistiges Wesen? Ein völlig anderes als das Heinrich's. In ihr wohnt die ruhige Unbefangenheit und Naivetät jenes Volks, an dessen Herrlichkeit ihr Name erinnert, der alten Hellenen.

Helena wußte Nichts von jenem Leid,
Mit dem wir allzu gerne liebeln,
Wenn wir die schöne Lebenszeit
Nach einem Lebenszweck vergrübeln.
Die Wirklichkeit that ihr Genüge
Wie ein vollendetes Gedicht,
Und der Verzückung Himmelsflüge,
Des Unsichtbaren Schau'n verstand sie nicht.
Nur das Vorhand'ne wußte sie zu paaren
Zur Harmonie mit feingefühlter Wahl;
Doch die Gebilde ohne Zahl,
Die weltvergess'ne Zeiten uns gebaren,
Begreift sie nicht, und noch verschlossen waren
Für sie der unentstand'nen Welt Portale,
Die Pfade zu dem Reich der Ideale.

Aber bald liebt sie Heinrich mit ganzer Herzenskraft. Und wie benimmt sich der Idealist dabei? Statt sich der vollen Realität des Glücks von ganzer Seele zu freuen, fängt er sogleich an sich den Genuß durch unnütze Grübeleien zu trüben:

O sage, weißt du's wirklich nicht,
Ob und als was du früher schon gelebt?

Naiv und unbefangen entgegnet Helene:

Als Kind, als Mädchen....
Willst du von meiner Kindheit hören,
Von meinem Vater?

Aber in der That, es wäre ihm das Erwünschteste, sie hätte nie einen Vater gehabt und wäre durch ein Wunder aus höhern Regionen in die Welt herabgekommen; ja er möchte diese Welt des Stoffs rings um sie, diesen elenden Erdball unter ihren und unter seinen Füßen am liebsten mit einem Tritt zermalmen, um „rein entzückt zu ew'gen Jubelpsalmen mit ihr allein im Unermessenen zu schweben". Vergebens macht sie ihn, der sie und sich aus einem unbekannten höhern Land in das Leidensthal verbannt wähnt, auf die Schönheit dieser von ihm so arg getadelten Welt aufmerksam; sie spricht zu ihm wie die echte Priesterin der Natur, die Hierophantin aller Herrlichkeit des Irdischen:

Und wenn dich nun (sagt sie zuletzt) mit inniger Glut
Ein Weib mit weichen Armen umfängt (sie thut es),
Mit wogender Brust an der deinigen ruht,
Die Lippen heiß in die deinigen drängt;
Wenn dann im berauschenden Wohlgefühl
Verfliegt des Gedankens Schattenspiel
Und alle Sinne sich selig verbinden
Zu einem Strom von Wonneempfinden:
Dann sage noch ein mal: was du genossen,
Sei dem Himmel und nicht der Erde entsprossen!

Diese Worte beginnen in ihm seine Illusionen über sie zu zertrümmern; er reißt sich los aus ihrer Umarmung:

Hinweg, hinweg! O laß mich los,
Die Glut gebiert der schwarze Erdenschoos.

Mit Frevelregungen durchflammt
Mein Herz ein wild unheilig Feuer.
Dein reines Bild umraucht ein grauer Schleier . . .
Das ist ein Fühlen, das der Höll' entstammt!
O Gott — du bist dieselbe nicht!

Aber ihre Schönheit, das sinnliche Element, fesselt ihn, und so taumelt er dennoch zwischen der Sinnlichkeit und seinen metaphysisch-idealistischen Grillen hin und her. Er kämpft den Kampf fast aller schwärmerischen, liebenden Naturen, einen Kampf den uns der Dichter hier in seiner ganzen Dialektik vorführt. Heinrich geräth immer tiefer in den Zwiespalt hinein; je länger er mit Helene zusammen ist, desto weiter entfernt er sich innerlich von ihr und von dem Verständniß der realen Natur des Weibes. Dazu gesellt sich die Reue, seine Tage bei ihr „nutzlos todtzuschlagen", im irdischen, reichen Genusse des Lebens, während Millionen draußen „sich quälen und am Hungertuche nagen". Am schrecklichsten aber packt ihn die Enttäuschung, als er sich sagen muß daß Helene, sein verkörpert gewähntes Ideal, wie jedes andere animalische Wesen den natürlichen Functionen des Körpers unterworfen ist. Man sieht, namentlich auf S. 237, der Dichter führt uns ohne Umstände bis zu den letzten Consequenzen seines Thema. Das war für den Idealisten Heinrich zu viel und er läßt sich es gern gefallen daß ihn Lucifer wieder heimlich mit von hinnen nimmt.

Den Schluß des vierten Buchs bildet eine Episode von allegorisch-tiefer Bedeutung und hoher poetischer Schönheit.

Als Gott die Götter überwunden,
Aus ihrem Heiligthum verbannt,
In einem Tempel Aphroditens
Das Kreuz des Menschensohnes stand.

Die Göttin selber war entgangen
Der bilderstürmenden Gewalt.
Ihr Marmorbild in einer Nische
Für eine sünd'ge Eva galt.

In einer Osternacht belebt sich der Göttin Marmorbild und sie bittet mitleidsvoll den Heiland, den Leidenden, vom Kreuz herabzusteigen.

„O laß an diesem Busen rasten
Dein Haupt, bis jeder Gram entfleucht.
Die Liebe will's und kann's entlasten
Vom Weltenschicksal, das es beugt."

Der Heiland entgegnet:

„Was willst du? Ich bin ans Kreuz geschlagen,
Um alle Sünden der Welt zu tragen."

Aphrodite hat keine Ahnung von den „Sünden" der schönen Erde, und der Heiland spricht zu ihr von den Qualen des „Erbfluchs", von dem vergeblichen Ringen der Menschen, ihm dem Ungewordenen zu gleichen, von dem Zorne Gottes über diese Schwäche der Menschheit und von dem großen Werke der Entsündigung und Erlösung. Der Heiland sagt:

Aber die Strafe, durch die er Alles vernichtet,
Ist ja gegen ihn selber gerichtet;
Denn er selber ist, was da wird
Und sich werdend von seinem Gesetze verirrt.

Also Gott und die Welt vom Gesetz zu erlösen,
Gibt sich selber der Gott dahin dem Bösen,
Daß es, zum Kreise geründet (?),
Alle Sünden verklärend, die Welt entsündet.

Worte der speculativen Theologie über die Menschwerdung Gottes. Aphrodite kann den Sinn dieser Offenbarungen nur dunkel ahnen, und sie fodert den Heiland nochmals auf herabzukommen, um durch sie die Schönheit der Welt kennenzulernen. Aber der Heiland schüttelt sein Haupt, und sie sinkt auf des Altars Stufen nieder, um ihr unermessenes Sehnen, das sein wehmuthernster, endlos tiefer Blick nichtsdestoweniger in ihr erregt, auszuweinen. Da strahlt plötzlich ein Leuchten vom Muttergottesbilde und Maria spricht die Worte der Versöhnung zwischen der himmlischen und irdischen Liebe.

Die Liebe, so die Welt vergaß,
Um sie vom Hasse zu befreien,
Erfüllte des Vergessens Maß
Und soll sich länger nicht kasteien.
Erhebe dich, o Schaumgebor'ne!
In dir begrüß' ich die Erkor'ne,
Die zweite Jugend zu gebären.
Ein Theil von meinem Heil'genschein
Soll deine Frauenhuld verklären,
Und der Erlösungspflichten Pein
Soll höchste Seligkeit auf Erden
An deiner Brust dem Sohne werden.
Im unbegrenzten Thatenfeld
Umzäune sich ein eig'nes Eden,
Und auf Dreieinigkeit gestellt
Empfang' er für die Gottesfehden
Den sichern Stand, die unverdross'ne Stärke,
Die ernste Lust zum ew'gen Heilandswerke.

Das „Thatenfeld" eröffnet sich nun vor Heinrich selbst im fünften und sechsten Buche. Wir treten in die Welt des Volks, des Arbeiters, der Noth, der Verderbtheit, der Gährung, der Clubs und Weltverbesserer der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart: die Welt des Unglücks, des Bösen und der glänzenden oder erlösenden Hoffnungsperspectiven in die Zukunft, die Welt der socialen Uebel. Der „Tischler Hobelmann", der, mit seinem Geschick zerfallen, den Reichen grollt, der Religion und ihren Tröstungen den Rücken kehrt, dann statt zu arbeiten lieber in Clubs und Kneipen läuft und in Schulden, in Noth und Elend geräth, seine brave „Hausfrau Marthe", die ihm sanfte Vorwürfe macht, die Tochter Friederike, die dem reichen Hebräer behagt, die Wechselschuld des Tischlers, der Executor, die Arrestation, das sind lauter Scenen die wir fort und fort in dem socialen Drama unserer Tage vor Augen sehen. Aber Alles nicht nur die Folge eines extravaganten Idealismus, sondern ebenso auch die des momentanen allgemeinen Materialismus, d. h. jener selben Richtung beim Armen die dem Besitzenden seine Macht verleiht. Der Idealismus des Proletariats hat mit andern Worten die Segnungen des Materialismus zum Ideal. Heinrich, von Lucifer geleitet, lauschte jenen Scenen in welchen das Leid an dem die Völker siechen „als Familienstück" gestaltet „handgreiflich klar" und in seiner Gesammtheit vor ihm erschien. Er will hier sofort rettend einschreiten, denn ihm schwebt die Idee der Einzelhülfe vor. Lucifer entgegnet:

Du Thor! Du willst den Bösen ketten
Und gibst dich hin an diese Kleinigkeit?
Mit mikroskopischem Handthieren
Wirst du die Welt wahrhaftig nicht curiren.
.... Willst du jeden Seitenpfad betreten,
So laß vom Ziele, was du dir gesteckt,
Und bilde dir beim Ziegelkneten
Nicht ein, du seist ein Architekt.

Nun denn, so will Heinrich von Lucifer angezeigt wissen wo die Wurzeln liegen, um die Axt erheben zu können. Die Antwort lautet:

Sie liegen frei und klar zutage
Und Mancher hoffte schon, mit Einem Schlage
Die Lebensadern durchzuhauen.

Doch troß aller Mühe die schon seit Jahrtausenden auf dieses Geschäft verwandt worden will der Riesenstamm „nimmer knacken, wie hoch sich auch die Splitterberge stau'n". Oder glaubst du etwa daß die Armuth und das Elend durch Vertheilung Dessen zu heilen was die Erde trägt an werthen Sachen? „Du würdest lauter Bettler machen." ... Auch der Tischler Hobelmann hatte eine bessere Vergangenheit; was hat ihn ruinirt?

.... Der Tischler war zufrieden,
Obgleich ihm nicht um einen Hobelspan
Mehr Geld als noch vor kurzem ward beschieden.
Erst als sein Streben in die Weite ging,
Doch mit der Lust, 'nen bessern Tag zu führen,
Sein Trieb, zu schaffen und sich frisch zu rühren,
Anstatt zu wachsen mehr am Nagel hing,
Gerieth er täglich tiefer in die Brüche.
Ein andrer Mangel hat's ihm angethan ...

Und es ist ergötzlich zu hören wie Lucifer, der Teufel, diesen Mangel darin findet daß der Tischler das Glück des blinden religiösen Glaubens aufgegeben; er erklärt sich näher:

Zum Wohlsein braucht der Mensch zumeist
Ein Ziel in unbestimmte Fernen.
Und ist sein Blick zu kurz, sein Loos
Zu eng, um Hohes zu erstreben,
Was hier auf Erden wunderlos
Geschehen kann im Menschenleben:
Dann thut ihm, wie sein täglich Brot,
Ein Paradies der Sehnsucht noth,

ein Reich des Jenseits, wo ihm Alles zutheil wird was er hier unmöglich erreichen konnte, und dessen „traumbeherrschte Sphären" ihn trösten und entzücken.

Weh', wehe, wo dies Sehnsuchtsland
Dem Volke unersetzt zerronnen!
Da lodert der Begierden Brand,
Da sucht es die verlor'nen Wonnen
Im Rausch, im taumelnden Genuß,
In jeder Sinnenkost zu naschen,
Und wähnt, es sei ein Ueberfluß,
Die volle Seligkeit zu haschen.

Sehr natürlich findet Heinrich darin kein Glück, des „Elends Fluch mit Himmelsmärchen zu betäuben". Er hofft nicht nur eine andere Versöhnung, sondern will auch nun selbst handeln. Nur immer zu! sagt Lucifer mit tiefem Blick in gewisse Verhältnisse und in die Entwickelung gewisser Menschen:

.... Du wirst dabei
Zwar nicht die Welt, jedoch dich selbst verwandeln.
Du wirst auch meinen Fingerzeig
In anderm Licht erblicken,
Wenn's gilt, ein neues Ordnungsreich
Vom alten Schutt zurechtzuflicken.

Heinrich.

Fort, laß uns geh'n in die Spelunken,
Das Elend suchen grausig nackt,
Und schüren jeden Zornesfunken,
Damit die Flamme endlich packt.

So erwartet denn Heinrich das Heil von der Revolution. Welchen Standpunkt der Dichter selbst zu der Philosophie des Lucifer einnimmt, darüber möchten wir nicht entscheiden, ehe wir nicht in einem zweiten Theile des Werks die gesammte Entwickelung der Idee kennengelernt haben. Lucifer bemerkt Heinrich daß er nicht erst nöthig habe den Zorn zu schüren, da der Zunder schon hoch genug gethürmt liege. Und dann werde er später selbst hören was dem Volke von seinen Rednern vorgetragen werde und „was man von der Zukunft stammele".

Sechstes Buch. Großer Saal in W's. Biergarten, Volk, Volksredner und Docenten der mannichfaltigsten Gattung; das Ganze eine Art Walpurgisnachtsintermezzo socialer Philosophie, Kritik und Beredtsamkeit, bekannte Anschauungen, bekannte Namen. „'S ist eines Strebens Doppelpol":

Die Einen sind pathetische Hasser,
Die Andern wirken lieber frivol
Mit ihres Witzes Scheidewasser,

Alles Leute die, wie Lucifer schließlich noch bemerkt, Heinrich auf ein Haar ähneln. Arnold — den Zunamen wird man leicht selbst ergänzen können — der kosmopolitische Humorist; der deutsche Patriot, die heilige Familie aus Charlottenburg (St.-Bruno, St.-Adgarius und St.-Eginbertus), der Einzige, Floskelreich (der Heros der Redner), der Europamüde, der Enttäuschte, Frater Ikaricus — sie werden sämmtlich vorgeführt und von dem Verfasser in seiner Weise kritisirt, wobei es hier und da zu einigen ziemlich derb Aristophanischen Licenzen kommt. Floskelreich's Rede umfaßt das ganze politische Evangelium der jüngsten Tage, welches Lucifer als scharfblickender Epitomator in vier Worte abkürzt:

Das Schwurgericht, die freie Presse,
Die Bürgerwehr, ein Unterhaus:
Das ist die ganze Freiheitsmesse,
Die pred'gen sie Tag aus Tag ein.

Heinrich nennt dies schales Zeug, eine allerdings sehr kurze und oberflächliche Kritik, für die wir den Verfasser nicht gern verantwortlich machen möchten. Aber dies schale Zeug, sagt Lucifer, ist eine Macht und wird für sich das Volk empören.

Heinrich.

Wie könnte das die Menge reizen!

Lucifer.

Allein die Menge glaubt daran
Und läßt sich damit trefflich heizen.

Heinrich.

Ich dachte, der gemeine Mann ....

Lucifer.

Versteh' mich recht. Die ganze Menge
Hat, seit die Welt steht, nie gewollt,
Ist stets in blindestem Gedränge
Den leitenden Hammeln nachgetrollt ...
— — — — — —

Heinrich.

Dies Völkchen, dieser schale Wischwasch
Enthielte Deutschlands Zukunftskräfte,
Und unser Heil der nachgeäffte
Ausländische Verfassungsmischmasch?

Lucifer.

Der Funke, der die Ladung zündet,
Befreit, doch ist er nicht die Kraft,
Und was der Kampf zuletzt begründet,
Will nie die erste Leidenschaft.
Sie wähnen, mit dem Losungswort
Das Ziel der stürm'schen Fahrt zu stecken,
Doch ist's die Abfahrt nur vom Port,
Um neue Welten zu entdecken.

Das Streben der Bourgeoisie nach Mitregierung, ihre Entfesselung des untern Volks zu Kämpfen in ihrem Interesse, die Gefährlichkeit und unvorhergesehene Wendung dieses alten Revolutionsmanoeuvre, Alles erhält seine epigrammatische Beleuchtung in der Laterna magica des Poeten. Was die Redner sprechen ist allerdings meist „untadelig“ in der „Diagnose“, aber bei allen „hapert's“ rücksichtlich des Recepts, welches sofort auch der Bespöttelung bald Lucifer's, bald des Einzigen u. s. w. anheimfällt. Man wird manches Schlagende in diesen Repliken lesen, zuletzt z. B. noch das so sehr richtige Wort des Einzigen auf die vielbeliebte Idee der Annoblirung der Arbeit, die Frater Jrarius hier mit den Worten predigt (S. 321 u. S. 323):

Man thut die Arbeit zum Vergnügen,
Sie ist nur ein Gesellschaftsspiel,
Sie wird vertheilt je nach der Reigung Zügen:
Ein And'rer wählt was Einem nicht gefiel.

So hörtest du nun, schließt Lucifer, die Lehre von der Zukunft der Menschheit; sie halten es für nagelneu, und doch ist es uralt; nur mit dem Unterschiede daß man vordem dieses Zukunftsglück für ein pures Gedicht, als Märchen vom Schlaraffenland und nicht für eine dereinst mögliche Wahrheit nahm. Aber sollte wirklich Alles nur pure Narrheit sein was irgend im Genesungsdrang und um aus der augenscheinlichen Zerrüttung herauszukommen die besten Köpfe sich erdachten?

Die besten Köpfe, Bester (entgegnet Lucifer), hüten
Sich stets vor dem vergeb'nen Brüten.
Den Lebensbaum, den Stein der Weisen,
Die Goldtinctur für Blei und Eisen,
Dergleichen suchten diese nie;
Denn das ist eben ihr Genie,
Daß sie nach keiner Beute jagen,
Die weiter liegt als ihre Kräfte tragen.
Sie greifen zu nur wo sie sicher packen,
Und werden niemals ihre Zähne wagen
An eine Nuß, die noch nicht reif zum Knacken.

Vielleicht wol eine etwas schielende und problematische Kritik der „besten“ Köpfe; wogegen das Wort „praktische Köpfe“ den Begriff richtiger bezeichnen würde, obschon gar manche große Erfindung auch von Köpfen gemacht worden die man eben nicht sehr praktisch nennen konnte. Aber wie steht es nun, soll dies Elend der Erde ewig dauern? fragt Heinrich. Glaubst du die Pforten der Zukunft, auf welche dieses Sehnen hinausweist, für ewige Zeit verschlossen, so will ich es wahrlich lieber noch mit den Ahnenden halten als mit deinem eisigen Spott, Lucifer, aus dem Nichts spricht als der „Verzweiflungsbankrott!“

Lucifer.

Ich und verzweifelt, das ist stark.
Ich, dem das Treiben der Menschenwelt,
Wie's eben ist, durchaus gefällt?

Wahrlich, fährt er fort, ihr, die ihr die heutige Gesellschaft bis ins Mark verfault nennt und eine Zukunft voller Wonne erwartet, wenn ihr nur erst im Staatsgebäude die alten Pfeiler umgerissen, ihr seid verzweiflungsvoll, verzweiflungstoll.

So thu' doch nur die Augen auf
Und sieh' was vor der Nase liegt:
Wie just der „böse Zeitenlauf“
Dies bunte Völkchen baß vergnügt.

Er meint die Redner und Volksbeglücker und wirft ihnen, und wie es scheint allen, was freilich etwas in Bausch und Bogen urtheilen hieße, vor daß sie nur nach dem äußern Pathos eines eiteln Heroenthums trachteten, worin dann aber auch ihre innere Befriedigung und ihr erquickendster Genuß liege. Und auf der andern Seite nehme auch im Volk zu Zeiten, wo ein „Menschenstock ins Schwärmen“ kommt, die „Daseinslust nicht ab“; denn wenn sich auch die „Behäbigen härmen aus Furcht“, es werde in Zukunft „die Quelle ihres Wohlseins“ knapper fließen,

So schwelgt die zehnfach gröss're Zahl
Beim reichsten Hoffnungsfreudenmahl,
Und Hoffen ist das innigste Genießen.

Hoffnung und Hoffnung! Man sieht, der Lucifer des Dichters macht in seinem System eine starke Anleihe bei den abstracten Begriffen und versteht jeden Pfennig „gemünzter Luft“ aufs beste zu placiren. Nach dieser Ansicht wäre jeder Zustand, selbst jedes Unglück ein positives Glück, denn es ist wenigstens die entschiedene Negation eines möglichen noch größern Unglücks. Und wer muß dabei nicht zugleich an die Philosophie des Fuchses mit den Trauben in der Fabel denken? „Sanabilibus aegrotamus malis, nosque in rectum genitos natura, si sanari velimus, adjuvat“, sagt Seneca, zu Deutsch: „Wir leiden an heilbaren Uebeln, und es unterstützt uns, die wir auf das Rechte angelegt sind, die Natur, wenn wir geheilt sein wollen“; und was sagt seinerseits Lucifer?

Nicht, was man hat, nein, nur das Streben,
Womit man seine Zeit verbringt,
Ist's, was ein wohlerfülltes Leben
Und so das wahre Glück bedingt.
Drum sind die stürmischen Epochen,
Wo's gilt die Staaten neu zu bau'n,

Den Geist, der jeden Zaum gebrochen,
Mit einem frischen heil'gen Grau'n
Der Sitte neu zu unterjochen,
An höchster Freude reicher traun
Als lange faule Friedenszeiten;
Denn wahrhaft leben, das heißt streiten.

Wir sind zu Ende mit dem ersten vorliegenden Bande der Dichtung, und noch schwebt der Disput zwischen Lucifer und Agathodämon-Heinrich über das Gute und Böse auf Erden, ein Disput oder Dialog, der in seinen Interlocutoren die Anschauungen des Realismus und Idealismus einander gegenüberstellt und auf eine Versöhnung hinweist, die durchweg an die Sätze des Optimismus erinnert: daß das Böse ein Mittel zu höherm Guten sei, daß es nothwendig aus dem Begriff der Welt fließe, daß es sogar gerade aus der idealen Natur der Creatur (Leibniz) stamme und daß unter allen (wirklich) möglichen Welten die beste geschaffen worden. Lucifer-Demiurgos verfolgt die starr-praktische Richtung selbst bis zu der Consequenz daß er das „Paradies der Sehnsucht" nach dem belohnenden Jenseits als eine nothwendige Bedingung für das Heil des Volks erklärt, während ganz anders Byron's Lucifer im „Kain" (Act 2, Schluß), obwol er sagt:

Evil and good are things in their own essence,
And not made good or evil by the giver,

durch und durch Idealist bleibt, der die Vernunft zum Kampf gegen den allgemeinen Glauben herausfodert und Kain das Denken anempfiehlt, um sich eine individuelle innere Welt zu schaffen, damit er der „geistigen Natur" näher trete und „die eigene siegreich bekämpfen" könne.

Man wird im Verlauf unserer Besprechung wol hinlänglich der Ueberzeugung inne geworden sein daß sich der anonyme Dichter ein großes Ziel gesteckt, daß er ein Mann von reicher gedanklicher Durchbildung sei und daß er manchen tiefen Griff in den Stoff gethan. Wenn uns einzelne Seiten der Entwickelung und ihre logische Verbindung noch im Dunkeln schweben, wenn wir selbst noch über das Verhältniß Agathodämon's zur Menschennatur in Heinrich die rechte, bestimmte Klarheit vermissen, so wollen wir dennoch bis auf weiteres, wie oben schon bei einer andern Gelegenheit angedeutet worden, unser Urtheil in dieser Beziehung zurückhalten und erst das Ganze abwarten.

Der poetische Charakter des Werks verräth einen Dichter der sich namentlich in der Schule Goethe's gebildet; die Diction erinnert oft schlagend an den „Faust". In den epischen Episoden andererseits machen sich die Einflüsse der modernsten poetischen Entwickelung unserer Literatur geltend. Eine eigentlich überraschende Erfindungskraft und Originalität besitzt der Verfasser zwar nicht, dagegen aber eine Virtuosität des Ausdrucks die selbst den abstractesten Gedanken in eine gefällige dichterische Form zu gießen versteht, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen daß das didaktische Element die concrete Gestaltung überwiegt und daß der Verfasser zu oft den Spruch eines geistvollen französischen Kritikers unbeachtet läßt, der da lautet: „Ce sont des émotions que la poésie nous doit, et non des raisonnements." Wie dem aber auch sei, er kann sich hierfür, das müssen wir ihm zuerkennen, durch eine Fülle und Lebendigkeit der Anschauungen entschuldigen, die jeden Leser der sich auf der Höhe des Stoffs befindet ebenso interessiren als fesseln und geistig beschäftigen wird. Brauchen wir mehr zu sagen, um das Gedicht, wie es ein schlagendes Document der gedanklichen Beschäftigung der Zeit ist, auch als eine schätzbare Erscheinung der Literatur zu bezeichnen? 19.

Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Dritter Band. Manheim, Bassermann. 1853. 8. 1 Thlr.

Berthold Auerbach betritt in diesem Buche wieder den Boden der recht eigentlich sein Gebiet ist. Was diesem Dichter so bald die Liebe der lesenden Welt erworben hat, das ist die ihm ureigenthümliche Gabe, mit Liebe und Andacht sich tief in das Menschengemüth zu versenken und die verborgen da drinnen wirkenden Triebe zu belauschen und allem seinem Leid und aller seiner Freude die rechten Worte zu geben; das ist die glückliche Objectivität, die sich dem anziehendsten von allen Gegenständen unserer Beobachtung, dem menschlichen Geiste und Gemüthe ungetheilt hingibt und nicht nach Erfahrungen und Resultaten jagt, um sie als Vorderglieder von Schlüssen zu benutzen, auf die man ein philosophisches System gründen kann, sondern die gläubig hinnimmt, was die Erfahrung und mehr noch ein gewisser Instinct des unmittelbaren Erkennens, den man mit dem magnetischen Fern- und Durchblick vergleichen könnte, unabhängig von dem forschenden Verstande ihm von den Geheimnissen des Seelenlebens verkündet. Er ist hier nicht wie ein Naturforscher der die Blume secirt und unter der Loupe ihren innern Organismus betrachtet, um so das Räthsel ihres Wachsens und Blühens und Duftens zu lösen, sondern er ist ein warmer Freund der Natur, der die Blume andächtig als ein unerklärbares Wunder betrachtet und die in ihr wirkende Kraft nicht mit dem Messer sucht, sondern an der Thatsache sich genügen läßt daß eine solche räthselhafte Kraft in ihr wirkt, daß die Blume lebt, von einem göttlichen Geiste beseelt.

In seinem letzten Werke, dem „Neuen Leben", hatte Auerbach, was den Hauptinhalt des Buchs betrifft, diesen Weg verlassen. Wie er hier objectiv in seinem Stoffe lebt, so war er dort subjectiv; wie er sonst die Menschen mit Liebe als Menschen schildert, so trug er dort, wo er sich zum großen Theil in den höhern Kreisen des Lebens bewegte, in die Schilderungen seinen Widerwillen, seinen Haß, seine individuellen Anschauungen mancher Classen der Gesellschaft hinein; das ganze Buch war dem Zwecke gewidmet, uns zu seinen Ansichten über Religion und Menschenerziehung zu bekehren, zu Ansichten die nur aus seinem Verstande, nicht aus der innern Ueberzeugung seines Gefühls entsprangen. Dort verneinte

er nur und setzte an die Stelle des Verneinten Nichts oder wenigstens nichts Haltbares; hier bringt er im Gewande der Erzählung Positives genug, Erkenntnisse, Erfahrungen, Beobachtungen, von deren Wahrheit Jeder ohne Beweis überzeugt ist, weil er sie in seinem eigenen Herzen nachfühlt. Durch Negation aber ist noch Keiner ein Messias geworden, und Der ist kein Menschenfreund der seinem armen Nachbar seine elende Hütte anzündet, ehe er ihm ein neues Haus gebaut hat, in dem er bequemer wohnen kann. Doch lassen wir Jenes und begrüßen wir freudig den Dichter auf seinem alten Felde und sehen wir, welche Früchte im letzten Jahr er für uns zum Genuß gezogen hat.

Der dritte Band der „Dorfgeschichten" bringt zwei Erzählungen, die im Stoffe ganz verschiedenartig, aber beide so lebenswahr sind daß man versucht wäre sie für treue Erzählungen wahrer Begebenheiten zu halten. Die erste erzählt die „Geschichte des Diethelm von Buchenberg". Das ist ein reicher Bauer, den wir im ersten Capitel im Vollgefühl seiner Bedeutung, stolz, gepriesen, angestaunt, mit seiner Tochter wie im Triumphzuge auf dem Jahrmarkte einer kleinen Stadt ankommen sehen. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall und der Hang zum Dickthun verleitet ihn zum Schwindel. Statt zu verkaufen, da er baares Geld nothwendig braucht, kauft er selbst große Heerden von Schafen und ungeheuere Vorräthe von Wolle, weil die Preise niedrig stehen. Er taumelt nach einem Abgrunde zu und als er am folgenden Tage nach Hause zurückfährt, dämmert in ihm der Gedanke daß es für ihn ein letztes Mittel der Rettung gibt — das Verbrechen. Er läßt sich bereden sein Besitzthum und seine Vorräthe gegen Brand zu versichern, und wir sehen nun wie in ihm der Gedanke an Brandstiftung geboren, lange bekämpft, endlich durch die Umstände zur letzten Zuflucht wird; wie das eine Verbrechen das furchtbarere eines Mordes zur Nothwendigkeit macht; wie, nachdem die That geschehen, ein Hohn der Hölle ihm zeigt daß sie nicht nothwendig gewesen wäre, da durch den Tod einer Verwandten ihm eine Erbschaft zufällt, die ihn ohne Verbrechen gerettet haben würde; wie er in Untersuchung kommt, aber freigesprochen als Sieger daraus hervorgeht und geehrt und unter dem Jubel des Dorfs nach Hause zurückkehrt; wie er gleichsam zur Sühne für die ihm angethane Ungerechtigkeit zum Schultheißen ernannt wird und sonst noch große Ehren ihm zutheil werden; wie aber die Macht des bösen Gewissens ihn innerlich furchtbar elend macht, bis endlich, da er als Geschworener über einen gleichen Fall Richter sein soll, die Macht der Nemesis ihn zwingt, die unerträgliche Qual die ihn innerlich brennt herauszuschreien in dem Bekenntniß: „Ich hab's gethan!"

Es ist eine erschütternde Geschichte, die einen Menschen der mit dem Gedanken eines Verbrechens umgeht, wenn sie sein warnender Genius ihm in die Hände führte, zwingen müßte, in sich zu gehen und den bösen Gedanken mit der Wurzel aus dem Herzen zu reißen; es ist eine Geschichte die ein Mensch mit bösem Gewissen nicht lesen kann, während der Gute, so schwer und groß seine Aengste und Nöthen auch sein mögen, Erhebung darin findet und sich unendlich glücklich fühlen muß durch das Bewußtsein seiner Herzensreinheit, durch die gewonnene Ueberzeugung daß nur das Verbrechen wahrhaft elend macht.

Dieser Diethelm ist ein Mann von großem Werthe und sehr trefflichen Eigenschaften; nur Einen Fehler hat er, eine ungezähmte Ehrsucht, und diese ist die Quelle seines Verderbens. Darin eben zeigt Auerbach sein tiefes Durchdringen des menschlichen Wesens daß es bei ihm durchaus keine absolut guten, keine absolut bösen Menschen gibt. Der trefflichste Mensch hat eine Stelle wo er dem Bösen zugänglich ist. Das ist die ewig alte Wahrheit welche die Griechen symbolisch in der Ferse des göttergleichen Achilles, die Germanen mit dem Lindenblatt auf der Schulter des gehörnten Siegfried andeuten.

Trefflich ist auch die Schilderung der reichen Bauerntochter, der Fränz, die, ein Mädchen von gutem Naturell, aber aufgewachsen als Augen- und Ohrenzeuge einer durch Zwiespalt getrübten Ehe und oft als Vermittler zwischen den streitenden Parteien gebraucht, früh die rechte Kindesliebe verloren hat und nur ein Wesen geworden ist von einem guter Regungen fähigen Herzen, aber unbeständigem Sinn, vergnügungssüchtig, hochstrebend, herrisch und coquett. Sie ist ein Rückel, wie der Schäfer Medard sie nennt, d. h. ein solches Wesen dem man selbst wider Willen gut sein muß, das bis zu einem gewissen Grade treuherzig sein und es den Menschen anthun kann daß sie ihm zu Willen leben müssen, das gern mit den Menschen spielt und sich dabei stellt als könne es kein Wässerchen trüben. So zeigt sie sich besonders ihrem Anbeter, Munde, gegenüber, den sie zu fesseln weiß, ohne selbst gefesselt zu sein, dessen Liebe ihr wohlthut, weil sie ihr zeigt wieviel sie über die Männer vermag, und der ihr ein Rückenhalt ist, wenn alle andern Bestrebungen misglücken. Ein warnendes Bild ist ihr späteres Verhältniß zu ihrem Vater, welches zeigt wie selbst die Gefühle der Kindesliebe in eisigkalte Herzlosigkeit sich verwandeln, wenn ein Verbrechen der Aeltern dem Kinde die Achtung vor ihnen raubt.

Ebenso wahr ist auch die Darstellung des Schäfers Medard, eines recht boshaften, heimtückischen, betrügerischen Schlingels, in dessen Gemüth aber doch eine reine göttliche Flamme lodert, die einer opferfreudigen glühenden Bruderliebe, der Liebe zu einem Bruder, dessen späte Geburt ihn anfänglich mit Haß gegen die eigenen Aeltern erfüllt hat, welchem er lange Jahre in der Ferne nachhängt, bis in dem Heimgekehrten wie mit Zaubergewalt die langverhaltene Bruderliebe mächtig hervorbricht und ihm nun für das ganze Leben bleibt.

Eine von den Gestalten die nicht nach den Grundsätzen jener hochmüthigen Wissenschaft die den Menschengeist enträthselt zu haben glaubt, aus der aber ein Dichter nie und nimmer einen lebendigen Menschen zu

construiren vermag, der sogenannten Psychologie, sondern aus tiefer Anschauung dem Leben nachgezeichnet sind, ist auch der alte Schäferle, der sympathetische Arzt und Prophet des Dorfes, ein unheimlicher, aber in seiner leidenschaftlichen Kindesliebe rührender, im Haß gegen den Mörder seines Sohnes fast furchtbarer Greis.

Schon diese flüchtigen Andeutungen mögen zeigen wieviel Lehrreiches und Bedeutsames in dieser Erzählung enthalten ist. Die Darstellung ist höchst lebendig, spannend, oft gewaltsam aufregend, und selbst die Liebhaber der neufranzösischen Literatur, die sich kein Interesse ohne Grausen und Entsetzen denken kann, werden hier ihre Befriedigung finden.

Die zweite Geschichte, „Brosi und Moni" betitelt, ist einfacher, gemüthlicher, erbauender Natur, eine Dichtung die nicht die Nerven aufregt und die Phantasie erhitzt, aber eine ruhige, wohlthätige Wärme in das Herz des sinnigen Lesers gießt. Der französische Geschmack wird sie langweilig finden, uns hat sie innig wohlgethan. Sie erzählt die Erlebnisse eines Ehepaars von dem ersten Beginn der Bekanntschaft bis zur goldenen Hochzeit und bis zum Lebensende, eines Ehepaars das in allem Leid und im Kampfe mit tausenderlei Mühseligkeiten und Unlieblichkeiten immer heiter und glücklich ist, welches durch einen schweren Anfang mit Fleiß und Genügsamkeit sich emporarbeitet, bis es im Kreise glücklicher Kinder geehrt und geliebt in hohem Alter abscheidet.

Diese einfache Geschichte enthält in ihrer tiefgemüthlichen Auffassung des Familienlebens so viel Lehrreiches, Beherzigenswerthes, Erhebendes, daß sie verdiente ein Volksbuch zu werden. Solche Bücher wirken tiefer als die beste Predigt. „Des Menschen Gemüth ist sein Schicksal", das ist die Lehre die durch die Ehestandsgeschichte des Brosi und der Moni uns anschaulich gemacht wird. Da werden keine außerordentlichen Ereignisse zu Hülfe genommen, um auf überraschende Weise das Schicksal der Menschen zu ändern, es entwickelt sich Alles ganz natürlich aus dem Charakter der geschilderten Personen selbst, und Jeder der diese Darstellung liest muß sich sagen: Brosi und Moni mußten glücklich sein, und du kannst es auch, wenn du willst.

Und so heißen wir auch diese Gabe des Dichters herzlich willkommen. 54.

Neue deutsche Poesie.

Wir beginnen diesmal unsere Umschau, zunächst auf dem Gebiete der Lyrik, mit vier Dichtern, die sich zusammengethan haben um gemeinschaftlich die Wanderung in die papierne Ewigkeit anzutreten.

1. Gedichte von Gaulke, Koenemann, Moritz, Riehl. Berlin, Schultze's Buchdruckerei. 1852. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Gedichte Gaulke's tragen fast sämmtlich den Charakter der Unreife an sich; man vermißt Zusammenhang, Abrundung, Durchführung der Idee die dem Gedichte zugrundeliegt, wo überhaupt eine solche dem Dichter vorgeschwebt hat. Die meisten seiner Lieder enthalten Anschauungen am Meeresgestade, und neben den „Seejungfern" und „Meerfrauen" und „Meerjungfrauen" sowie den „Meeresgewalten" (dem Meergott und seinen Dämonen) spielen auch die personificirten Wellen und Wolken eine Rolle.

> Wellen wünschen Schlag auf Schlag
> Sich ein heimatliches Landen,
> Tosen, dampfen, schäumen, branden,
> Suchen den Erlösungstag.
> Wolken mit des Windes Schwung
> Reisen vorwärts und zurücke,
> Pilgern nach ersehntem Glücke,
> Ruh'los ist die Wanderung.

Solche Dinge lassen kalt; es ist kein Leben darin, weil keine Natur darin ist. Was in aller Welt soll man mit Wellen anfangen die den Erlösungstag suchen? mit nach Glück pilgernden Wolken? Zusammengetragene Farben und Worte machen kein Bild und kein Lied wo der Sinn und die Seele fehlt. Nur sehr wenige der Gaulke'schen Gedichte können auf diesen Namen Anspruch machen, wie „Der Ruhelose", „Der Richter und sein Sohn", „Die Wolken und die Liebe". Das letzte, unbedingt das beste unter allen, stehe hier.

Die Wolken und die Liebe.

> Blick' zum Fenster noch des Abends
> Nach dem Himmel hoch hinaus;
> Dunkle Wolken zieh'n vorüber
> Am gewölbten Sternenhaus.
>
> Sinnend hangen meine Blicke
> An dem buntgewebten Bild,
> Schweifen, wandern mit ihm weiter
> Ueber Höhen und Gefild.
>
> Wol schaut auch mein fernes Liebchen
> Nach dem Irrenden hinauf,
> Folgt gewiß mit ihren Blicken,
> So wie ich, der Wolken Lauf.
>
> Wolken sind getreues Abbild
> Unsrer Liebe, thränenschwer,
> Wandern ja, wie wir, am Himmel,
> Doch hinein wol nimmermehr.

Die Gedichte von Koenemann sind um eine Stufe höher zu stellen als die Gaulke's. Der Dichter ist sich der Aufgabe die er lösen wollte klarer bewußt und seine Producte sind planvoller aus- und durchgeführt. Indeß ist bei vielen der Mangel an echtem, tiefem Gefühl und wahrhaft schöpferischer Phantasie bemerkbar, was durch eine oft spielende, tändelnde und mit Diminutiven reichlich ausgestattete Vortragsweise nicht ersetzt wird. Die „Glockenklänge" z. B. bilden einen nur schwachen Nachklang zu Schiller's „Glocke", und man begreift nicht was den Dichter veranlassen konnte mit nicht ausreichenden Mitteln eine Ilias post Homerum zu schreiben. Aehnliches gilt von „Blümchen Vergißmeinnicht", „Liebchengruß" und andern; und in den Gedichten welche historische Stoffe behandeln wäre eine gewandtere Darstellung wünschenswerth. Indeß stoßen wir auch auf mehre recht hübsche Lieder, wie „Wandersegen", das nur im Anfang etwas holperig ist, „Das unbekannte Grab", „Am Rhein", wo namentlich der Schluß gut ist, „Der Arme" und andere.

Der Dritte im vierblätterigen Kleeblatt, Moritz, hat durchweg eine strengere Selbstkritik obwalten lassen und steht, wenn man seine Sangesgaben in ihrer Gesammtheit ins Auge faßt, noch etwas höher als Koenemann. Er hat sich von den Fehlern desselben freigehalten, fast allen seinen Liedern eine gefällige Rundung gegeben und einige sehr wohl gelungene geliefert, welche er so umsichtig gewesen ist gleich an die Spitze seiner poetischen Beiträge zu stellen. Indeß wird der hierdurch erzielte gute Eindruck durch die nachfolgenden, die in der Mehrzahl nichts Hervorragendes haben, wenn auch nicht wieder aufgehoben, doch ebensowenig gekräftigt. Wir finden zwar

unter ihnen noch einige vorzügliche, wie „Der Greis beim Lindenbaum im Winter“, „Meine Marie“, aber auch ganz unbedeutende, wie die versificirte, noch dazu ziemlich triviale Anekdote „Heimleuchten“. Unter den Balladen behandelt eine: „Der Vogt von Eberstein“, ein ebenfalls schon besungenes Thema. Es ist dieselbe Sage die Halirsch in seinen „Nesselhemden“ zum Stoff genommen, und der Vergleich fällt allerdings nicht zu Gunsten unsers Dichters aus. Er singt im Eingangsliede:

> Manch' schönes Auge blickte hold hernieder
> Auf meine leichten, still erblühten Lieder.

Wir glauben ihm das und wünschen ihm von Herzen Glück dazu; es ist das der lieblichste Lohn des Sängers: warum hat er sich daran nicht genügen lassen?

Auch der Vierte im Bunde, F. W. Riehl, ist glücklich in seinem „Lied“.

> Ich hab' ein Lied bei hoher Lust
> Und tiefem Weh gesungen,
> Laut ist es aus der vollen Brust
> Zum Himmel aufgedrungen. — —
> Es war mein Glück im größten Leid
> Und wird es immer bleiben;
> O mög' es Blüten reiner Freud'
> Auch andern Herzen treiben!

Wir schließen uns diesem Wunsche an, ohne für die Realisirung desselben irgend eine Verantwortlichkeit übernehmen zu können. Aber der Recensent, das weiß man ja, liest in dem beengenden Vorgefühl des alsbald abzugebenden gewissenhaften Verdicts, und eben deshalb sind ihm „die Blüten reiner Freude“, die den endlosen Garten der deutschen Lyrik mit einem ewigen Lenze beglücken, von vornherein etwas verkümmert. Die Lieder Riehl's sind einfach und klar, und es ist mancher gute, erhebende Gedanke in dieselben verwebt; was aber den Mangel an wahrhaft dichterischer Empfindung und schöpferischer Phantasie anlangt, so gilt von ihm ganz Das was wir bei Koenemann bemerkt haben. Als eine Art Wagstück rechnen wir es dem Dichter an, wenn er uns bei der Schilderung jungfräulicher Reize neben den bekannten Delicatessen, als „azurne und himmelblaue Augen“, „rosenrothe Wangen“, „Purpurlippen“, „purpurne Rosen der Lippen“, „sonnengoldenes Haar“, „wie Ebenholz erglänzendes Lockenhaar“ u. s. w., auch einmal etwas altfränkische Hausmannskost auftischt und von der Geliebten singt:

> Ihre zarten Wangen blühen,
> Prangen schön wie Milch und Blut.

Das ist aller Ehren werth, wenn auch nicht poetisch. Zu den bessern Liedern gehört das welches die Ueberschrift „Hindurch!“ trägt. Die Kürze desselben gestattet uns es vollständig hier einzurücken.

Hindurch.

> Nach der langen Nacht auf Erden
> Muß es endlich Morgen werden.
> Drum durch Kampf zum Licht hindurch!
> Bei dem großen heil'gen Werke
> Sei des Geistes Gottesstärke
> Deine wahre Felsenburg.
>
> Was die Weisesten errungen,
> Als sie kühn zum Licht gedrungen,
> Trotz Verfolgung, Schmach und Tod;
> Dafür mußt du wirken, leben
> Und es deinen Brüdern geben,
> Ob auch gleiches Loos dir droht.
>
> Dann verscheucht die Macht der Wahrheit
> Bald durch ihre Sonnenklarheit
> Lüge, Finsterniß und Wahn:
> Und es bricht nach Leid und Wehe
> Auch im Thal, wie auf der Höhe,
> Hell der Tag der Menschheit an.

Es mögen nun eine Reihe lyrischer und epischer Dichter folgen, die sich theils an die genannten anschließen, theils einen höhern Rang einnehmen:

2. Welt und Herz. Kleinere Dichtungen von Wilfried von der Neun. Zweite Gabe. Zum Besten der Erziehung und Ausbildung einer mittellosen Waise. Dresden, Schönfeld. 1852. 16. 20 Ngr.
3. Gedichte von Karl Morel. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1852. 16. 15 Ngr.
4. Gedichte von Karl Scriba. Dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Friedberg, Scriba. 1852. 12. 1 Thlr.
5. Gedichte von Karl Christian Binzer. Kopenhagen, Schwartz. 1853. 8. 1 Thlr.
6. Lieder eines Schatzgräbers. Dichtungen von Moritz Deutsch. Zweite Ausgabe. Homburg, Mittler. 1852. 8. 15 Ngr.
7. Bilder der Nacht von M. Solitaire (Woldemar Nürnberger). Landsberg a. d. Warthe, Volger und Klein. 1852. 8. 16 Ngr.
8. Blumen des Bairischen Hochlandes. Dichtungen von Leonhart Wohlmuth. Erlangen, Palm und Enke. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.
9. Die Jungfrau von Damaskus. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von C. A. Weber. Magdeburg, Baensch. 1852. 16. 1 Thlr.
10. Dichtungen nach dem Alten Testament. Von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1852. 16. 1 Thlr.

In Nr. 2 offenbart sich, abgesehen von der zu großen Ehrfurcht des Dichters vor dem „Bändchen“ das der „stattliche Vater“ seiner Geliebten auf der Brust trägt, eine verständige Weltanschauung und ein biederes, dem Guten zugewandtes Herz, aber die Poesie ist schwach darin vertreten. Schilderungen wie folgende:

> In der Lust nach Jägerstreichen
> Hat ein Bursch sich einst verstiegen,
> Sieht im Horst die Aarbrut liegen —
> Doch er kann sie nicht erreichen.
>
> Weiter nicht und nicht zurücke
> Kann der tolle Bube klettern,
> Will er nicht sein Hirn zerschmettern,
> Stürzend von zu schmaler Brücke.
>
> Bald erscholl im Dorf die Kunde:
> „Wehe! Hoch am Rabensteine
> Hangt des Försters Sohn alleine,
> Betend um die Rettungsstunde!“
>
> Kaum gesprochen, hat's gezündet:
> Denn sie sind in dichten Haufen,
> Nach dem Rabenstein gelaufen,
> Ihn zu retten fest verbündet u. s. w.

gehören nicht zu den Seltenheiten; und häufige Härten, sowie unbeholfene Wendungen und Verbindungen thun auch manchen von den bessern Gedichten welche die kleine Sammlung enthält Eintrag. Wir wollen, um dem Dichter gerecht zu werden und zugleich dem Leser für eigenes Urtheil einen Maßstab an die Hand zu geben, dasjenige Gedicht mittheilen welches uns von allen am besten gefallen hat.

Die Königin aus dem Morgenland.

> Die Kön'gin aus dem Morgenland,
> Die kommt noch alle Tage:
> Sie trägt ein purpurnes Gewand,
> Verbrämt mit gold'ner Sage.
>
> Sie liebt die Räthsel jetzt, wie einst,
> Und kann sie herrlich lösen;
> Und wenn du über einem weinst,
> Sie kann dir Ruh' einflößen

Oft habt ihr sorgenvoll gewacht,
Gebetet und gesonnen,
Und habt auch in der stillsten Nacht
Nicht Fried' und Ruh' gewonnen.

Auf euerm Lager macht's euch Noth,
Daß ihr den Herrn verstehet;
Doch strahlt das liebe Morgenroth,
Ist Angst und Harm verwehet.

Und licht, wie auf dem Erdenrund,
Wird's wieder im Gemüthe;
Die Kön'gin Sonne thut euch kund:
Der Räthsel Sinn ist Güte.

Nr. 3 und 4, Morel und Scriba, sind so ziemlich von gleichem Werthe. In den meisten ihrer Gedichte herrscht ein gesunder Sinn; sie zeichnen sich durch lebendige, treue Naturschilderung aus, und manche tiefere Idee ist mit den der Natur und dem Leben entnommenen Bildern sinnig verknüpft. Scriba mögen wir etwas reichere Phantasie zuschreiben, die aber nicht immer der strengen Kritik eines echt künstlerischen Bewußtseins unterworfen ist. Dies gilt z. B. von der „Sternenreise", wo die Sterne vom Himmel herabsteigen um sich im Meer zu baden, ein Sternchen den am Ufer liegenden Dichter bei der Hand nimmt, so hoch mit ihm emporfliegt daß er's nicht aushalten kann und schreit und ihn', als darüber die Sonne hervortritt, fallen läßt. Das Lied schließt dann mit den Zeilen:

Und endlich kam ich auf's Ufer zurück, —
Doch fiel ich nieder ganz sacht,
Ich rieb mir die Augen, es schien mir fast,
Als wär' ich vom Schlafe erwacht.

Wir wollen dem Liede seine Pointe nicht streitig machen, aber Bilder wie die hier hervorgehobenen können wegen ihrer Unnatürlichkeit nimmermehr befriedigen. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu der Tendenz der „Sternenreise" bildet „Die Quelle", die „sich verweilt in zögerndem Lauf, in das Abendgebet still versunken". Es ist echte Poesie, wenn die alten Dichter singen: „Die Morgensterne lobeten den Herrn und die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; denn die Natur ist das aufgeschlagene Buch des Herrn. Aber wenn die Quelle, still in das Abendgebet versunken, ihren Lauf verzögert, da wird die Personification zu persönlich und das Bild überspannt. Wir lassen statt weiterer Kritik von jedem der beiden Dichter ein Gedicht vollständig folgen.

Ein Menschenloos (von Morel).

Wer hat da in das dunkle Häusernest,
So dumpf und winklig, grau gleich morschen Särgen,
Dies kleine Blumengärtchen eingepreßt,
Als sollt' es fromm sich vor der Welt verbergen?

Scheu schleichen sich die warmen Lichter ein,
Als zagten sie, den Abendgruß zu bringen
Ins Gärtchen, das die braunen Balkenreih'n
Und wettermorsche Breter rings umschlingen.

Und dort, wo hell der gold'ne Streifen lacht,
Ins dunkle Nest einschmeichelnd Tageswonne,
Dort ist ein grün Geflecht los' angebracht,
Als wär's zuviel, das Bischen warme Sonne.

Und unter ihm, im grünen Schatten, ruht
Ein greises Mütterchen auf falbem Moose;
Ganz eigen wird der Alten es zu Muth,
Wie sie in welken Händen hält die Rose.

Sie schaut die Blume lang' und sinnend an
Und preßt sie zitternd fest in ihren Händen,
Da muß die Sonne noch im letzten Nah'n
Ein liebeglühend Abendgrüßen senden.

Schon ist's vorbei! Beim letzten flücht'gen Schein
Fällt eine helle Thräne in die Rose.
Und hastig hüllt der Dämm'rung Schleier ein
Das Bild von einem bittern Menschenloose.

Die Heimkehr (von Scriba).

Ich weiß einen grünen Apfelbaum,
Ein Hüttchen steht dabei,
Ich reite im Winter wie im Lenz
Gar oft daran vorbei.

Einst ritt ich nimmermehr vorbei,
Da hielt ich gute Rast;
Ich band mein Roß mit seinem Zaum
An einen grünen Ast.

Dann trat ich zu dem Fensterlein,
Ein Mädchen winkte heraus,
Sie gab mir, wenn ich weiter ritt,
Einen rothen Rosenstrauß.

Jetzt reit' ich immerdar vorbei
Bei Sturm und Sonnenschein,
Kein Liebchen winkt, keine Blume blüht
Am kleinen Fensterlein.

Und weiter reit' ich durch das Feld
Bis in den Wald hinaus,
Im duftigen grünen Buchenhain,
Da steht mein Jägerhaus.

Der Hunde Bellen ruft mir laut
Mit heimatlichem Gruß,
Da kommt mein Liebchen vor das Thor
Mit frohem Blick und Kuß.

Sie zieht mich sanft und leise fort
Zum kleinen Abendschmaus;
Die Rosen, die ich einst geholt,
Die hab' ich nun zu Haus.

Wir haben in Vorstehendem diejenigen Gedichte ausgewählt, die uns in den betreffenden Sammlungen zu den besten zu gehören schienen, gedenken aber daß die Morel'schen Gedichte der Mehrzahl nach ziemlich gleichen Werth haben. Unter den Scriba'schen finden sich einerseits mehre hübsche Romanzen neben den vier lyrischen Erzeugnissen, andererseits aber auch einige die sich durch Nichts besonders empfehlen und ebenso wol hätten wegbleiben können, wie „Der Brautzug", „Wüste und Alter", „Die Zigeuner" und mehre Partien in dem längern Gedicht „In der Rhön".

Nr. 5. Binzer ist, wie Morel und Scriba, frei von falscher Sentimentalität und unklaren verschwebenden Gefühlen, steht aber in poetischer Begabung unter ihnen. Es fehlt ihm nicht an Gedanken, das zeigen die Distichen und Sinngedichte auf Thorwaldsen's Museum. Aber wo es gilt die Gedanken zur Idee zu concentriren und die Idee in einem Liede zur Anschauung zu bringen, da fehlt die poetische Weihe, was dem Dichter selbst nicht entgangen ist. Er klagt im Sonett 1:

Die Flügel will ein Vogel rasch entfalten,
Zum blauen Himmel will er auf sich schwingen
Und kann nicht; in den Lüften möcht' er singen,
Und ach! ein Schmerz will ihm die Brust zerspalten.

Mein Lied, es fehlt auch dir ein freies Walten:
Du möchtest auch zum blauen Himmel dringen,
Du strebst empor, der Flug will nicht gelingen,
Du singst, du fällst herab und mußt erkalten u. s. w.

und ebenso in dem Gedichte „Künstlerideal":

— — — Deutlich stand vor meinen Sinnen
Himmlisch lächelnd doch das Bild — — —
— — Und wie ich drauf mein Auge hefte,
Sieh', o Wunder! da ist's nicht das.

In gleicher Weise klagen freilich auch die geweihtesten Dichter; wenn aber nun einmal der Flug nicht gelingen will, dann ist es wohlgethan zu Denen zu gehören die, wie Lamartine sagt, das « garder l'idée éternellement à l'état de conception dans leur vein plutôt que de la produire imparfaite et de profaner leur idéal en le manifestant» für das Angemessenere halten.

Den eigenen Gedichten hat Binzer eine Reihe „Nachbildungen" nach Andersen, Thiele, With, Oehlenschläger, Moore, Béranger, sowie eine Anzahl Anakreontische Oden und nordische Volkslieder beigefügt, darunter ein altschwedisches: „O freuet euch alle Tage!" dessen trefflichen Schluß wir hier folgen lassen:

> Sie setzte sich nieder an seiner Gruft:
> „Hier bleib' ich sitzen, bis der Herr mich ruft."
>
> Erwidert es drauf vom Grabe aus:
> „Und hör', Körstinchen, geh' du nach Haus.
>
> Bei jeder Thräne, die dein Auge vergießt,
> Von Blut der Sarg mir überfließt.
>
> Doch so oft dich Freud' und Lust entzückt,
> — Wer bricht das Laub von dem Lilienbaum? —
>
> Da wird mein Sarg mit Rosen geschmückt.
> O freuet euch alle Tage!"

Der Schatzgräber unter Nr. 6 schickt zur Vermeidung von Misverständnissen und um sich die Gunst des Lesers bis zum Schlusse zu sichern, seinen Gedichten eine Abhandlung über Romantik voraus und sucht das Wesen derselben nicht blos darin daß sie sich als Sehnsucht, als etwas Entferntes, Verschwimmendes, Ungeheuerliches kundgebe, sondern hauptsächlich auch in dem „Verhüllten, Verborgenen", in dem „Räthselhaften und Geheimnißvollen". Er sagt: „Der Romantiker führt uns in eine Scenerie ein, als deren Mittelpunkt er sich selbst hinstellt, schaltet mit Tod und Leben nach Gutdünken, indem es ihm nur darauf ankommt für den duftigen und flinken Schemen der Empfindung eine passende Hülle zu finden oder zu erfinden, und hat seine Aufgabe gelöst, sobald dieses elfenartige Wesen Form und Gestalt, wenn auch nur in nebelhaften Umrissen angenommen hat." Nach dieser Theorie hat der Romantiker auch „die Befugniß, der Phantasie, wo es in der Natur der Sache begründet ist, die Zügel schießen zu lassen, ihr (unter gewissen Bedingungen) jede vom eingeschlagenen Wege abweichende Richtung zu gönnen und sie vermöge rascher und unvorbereiteter Uebergänge von einer Vorstellung zur andern über jede dazwischenliegende, wenn auch noch so ungeheuere Kluft unbedenklich hinwegkommen zu lassen". Die Gedichte die uns der Verfasser von diesem theoretischen Standpunkte aus darbietet sind sämmtlich rein lyrischer Natur, und wenn wir versichern daß sich die oben mitgetheilten Grundsätze auf die umfassendste Weise in denselben verwirklicht finden, so brauchen wir kaum noch hinzuzufügen daß wir es mit originellen Producten zu thun haben, ohne jedoch dem Dichter eine solche Originalität als etwas Verdienstliches zugestehen zu können. Er spricht in der That fast durchgehend in Räthseln. Denn nicht genug daß er das Verhüllte und Verborgene mittels jenes Chaos durcheinandergeworfener Vorstellungen und dunkler Bilder herbeizuführen gewußt hat, es scheint als habe das Geheimnißvolle des Sinns auch noch durch die dunkle Form erhöht werden sollen, die namentlich durch Wortversetzungen und Auslassungen nach diesem Ziele hinstrebt. So finden wir das Zeitwort „haben" auch dann weggelassen, wenn es eine selbständige active Bedeutung hat (S. 299):

> Was beut'st du, Lauf der Zeit,
> Was, Himmel ach und Erde!
> Womit nicht Aehnlichkeit
> Des Lebens Gramgeberde?

oder Constructionen wie folgende (S. 184):

> Wo Freundschaft, der nicht Groll entquölle?
> Kein Lenz ist sonder Herbst bewußt,
> Kein Liebeshimmel ohne Hölle —
> Ich haß' Besitz, weil er Verlust.

Dies ist der Anfang eines Liedes. Und was die Wortversetzungen anlangt, so singt der Dichter (S. 342) von der Biene:

> Sie Zellen bilden heißt des Triebes Stimme.

Und noch besser S. 202:

> Meine Herzensrose barg einst einen Wurm,
> Den nicht Lenzgekose, nicht verjagt der Sturm.
> Von dem Wind sich wiegen ließ sie ruhelos,
> Die den Gram verschwiegen ihm, den barg ihr Schoos.

Heutzutage wo die Kunst eines vollendet glatten Versbaus so zum Gemeingute geworden ist daß man dafür kaum noch Lob zollt, fallen solche Härten und Unbeholfenheiten doppelt auf. Daneben sind die Bilder häufig überladen, geschmacklos und mit sich selbst im Widerspruch, ja manchmal geradezu häßlich, wie in dem Sonett „Die Mücke", wo der Dichter seine Geliebte mit einer Spinne vergleicht. Wie er selbst als Knabe mit Häschertücke die Mücke gefangen, sie ins Spinnennetz geworfen und damit sie ja dem giftigen Morde nicht entrinne, ihre Flügelchen in Stücke zerrissen habe, so werde er nun vom Liebchen langsam zu Tode gehärmt. Als Beleg für die übrigen gerügten Mängel diene (S. 68):

> Auf grüner Hoffnung Lenzgefilden
> Hüpften grasend einst die milden
> Gedankenlämmer frisch wie Rehe.

Ueberhaupt kommen die Gedanken in allen nur möglichen Verbindungen, als Gedankenadler, Gedankenraben, Gedankenpilger, Gedankengold u. s. w. vor. Ferner S. 74:

> Nahe dem verlass'nen Strand
> Führte mich des Schicksals Hand
> An des Busens (der Geliebten) Felsenriff,
> Dran zerschellt des Herzens Schiff.

S. 240:

> Des Tages, da ich schwermuthskrank
> An deines Busens Hügel sank,
> Darein du eingesenkt den Sarg,
> Der deiner Treue Leichnam barg.

S. 280:

> Des Himmels großer Zar (für Gott).

S. 324:

> Ruinen aller Herrlichkeiten
> Erhellt der Wehmuth Mondenschein.

Doch genug; unsere Versicherung daß die Entzifferung der in den vorliegenden Dichtungen dargebotenen Räthsel wenig Belohnendes habe wird sich schon hierdurch hinreichend rechtfertigen. Um aber von der Unverständlichkeit des Dichters eine deutliche Anschauung zu geben, möge ein vollständiges Lied noch Platz finden:

Wanderlied. VI.

> Glücklich Wölkchen im Azur,
> Das auf Sturmesmähnen jaget
> Und entrinnet jeder Spur,
> Wo das Mitgefühl versaget.
>
> Du gelangest zu dem Ziel,
> Das du dir im Kampf ersehnet,
> Bis dein unverstand'nes Spiel
> Einst ein Wesen ahnt und wähnet;
>
> Bis die Schwestern fand dein Leid,
> Die ein gleiches Weh empfinden,
> Und wenn ihr verbunden seid,
> Ihrer Thränen sich entbinden.

Wir würden in unserm Tadel kürzer gewesen sein, wenn wir nicht neben allen diesen Mängeln auch manche versprengte Goldkörnchen vorgefunden hätten, die auf echte Dichterbegabung schließen lassen. Allein ehe diese fruchtbar werden kann, muß der Dichter seine Theorie vom Romantischen einer durchgreifenden Reform unterwerfen und seine Phantasie mit besonnener Selbstkritik fest im Zügel halten lernen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Diesseits und jenseits des Oceans. Von F. Otto. Schwerin, Oertzen und Schlöpke. 1852. 12. 15 Ngr.

Daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht Alles Gold ist was gleißt haben wir längst gewußt. In zerstreuten Mittheilungen ist schon oft die Geldsucht, der unredliche Sinn, die rohe Gemüthlosigkeit der dortigen Republikaner zur Sprache gebracht worden; eine vollständige Anklageacte gegen dieselben hat zuerst Kirsten in seinen „Skizzen" zusammengestellt; freilich hat er sie nach dem Ausspruche Otto's nur „mit zu blasser Tinte auf Fließpapier getragen". Dafür taucht nun Otto einen Borstenpinsel in Pudelschwarz und malt auf Sackleinwand die ganze Häßlichkeit dieses „unfreien, lasterhaften und deshalb unglücklichen Volks, welches bekanntlich aus religiösen Fanatikern, geldgierigen Krämern und straffliehenden Verbrechern ganz Europas stammt". Diese drei Grundbestandtheile hat er noch heutigen Tags in den Vereinigten Staaten wiedergefunden. „Die Bevölkerung besteht in der That jetzt aus Stockjobbers und Loafers, d. h. aus niederträchtigen Krämern und Banditen, während der religiöse Fanatismus in dieser Geist und Körper vergiftenden Atmosphäre sich im Ganzen völlig abgekühlt hat. Die Religion hörte auf Selbstzweck zu sein; sie hat sich seitdem wie ein spinnenartiges Netz über jene beiden Bestandtheile verbreitet und zum Mittel für Gold und Verbrechen verflacht.... In den Vereinigten Staaten ist die Religion nichts als „Humbug" oder Döpkenspielerei*). Nachdem der Amerikaner sechs Tage hindurch seinen Nächsten betrogen hat, betrügt er am siebenten den lieben Herrgott." Otto hat das Unglück gehabt, sich ein volles Jahr unter diesen „Betrügern" zu befinden, im Osten wie im fernsten Westen, auf dem Lande, in großen wie in kleinen Städten, in den Salons der Geldfürsten, in den Block- und Framehäusern der Armen; er glaubt daher eher ein Urtheil fällen zu können als Leute, die „wie Fr. von Raumer ihre Nase nur bis Washington und auch hier nur in die Säle der Diplomaten und Geldfürsten steckten oder wie Gerstäcker nur Romane schreiben wollten"; diese Leute sind, insofern sie andere Ansichten als Otto vortragen, nur, wenn auch wider Willen, „Gehülfen der verworfenen Menschenclassen, welche von jeher die crassesten Lügen verbreitet haben".

Nach solchen und ähnlichen Expectorationen folgt eine Galerie von Betrügereien, Mordthaten, Frauenschändungen, Brandstiftungen, daß einem die Haut schaudert. Vorausgeschickt hat der Verfasser drei Abhandlungen, welche ein Drittel des Schriftchens füllen: „Auf dem Ocean"; „Der Mensch"; „Ueber Staatsformen". Aus letzterer entnehmen wir die Lehre daß unter einem tugendhaften Volke die republikanisch-demokratische, unter einem lasterhaften die monarchische Staatsform die beste sei. Für einen Unsinn erklärt der Verfasser auf alle Fälle die constitutionnelle Monarchie, „ein Monstrum welches trotz der bittern Erfahrung der drei letzten Jahre noch in den verdrehten Köpfen mancher Gothaer spukt". Das Volk Israel ist ihm höchst zuwider und mit Entrüstung spricht er sich gegen die schmuzigen Wege des Handelsgeistes aus, auf denen wir auch in Deutschland weit vorgerückt sind. „Geld, Handel und Wandel haben auch bei uns leider schon eine zu große Bedeutung gewonnen. Mußte man doch den Wollhändler Hansemann zum Premierminister machen, um den Volksschreihälsen das Maul zu stopfen, und die Säle der Kammern hallten stets wieder von Handel und Wandel, gleich als ob damit, wie beim Volke Israels, unsere menschliche Thätigkeit und Aufgabe vollbracht wäre." Ueber den Adel gibt der Verfasser seine Ansicht in Folgendem zum Besten: „Die Hauptbedeutung welche der Adel in meinen Augen hat ist die daß er eine feste Burg für die höhere Gesittung des Menschen, daß er jetzt, wie es einst die Klöster waren, noch das einzige Asyl für Künste und Wissenschaften, noch der einzige Schild gegen den immer weiter umsichgreifenden Krämergeist, das immer mehr erstarkende Judenthum ist." Ein solcher Adel ist ein sehr heilsames Institut für ein Volk, welches, wie Otto sagt, „in seiner größten untersten Schicht roh und verthiert, in seinen höhern entsittlicht, im Ganzen servil, käuflich und lasterhaft ist, ein Volk, welches so viel Erbärmlichkeit enthält, wie die letzten drei Jahre beim deutschen gezeigt haben." Bedanke dich, deutsches Volk! Beherzige dies Compliment, gehe nicht nach Amerika, um noch schlechter zu werden; daß du schon schlecht genug im eigenen Lande bist, wirst du aus den zarten Andeutungen Otto's erkannt haben, wenn du nicht überhaupt zu „verthiert und entsittlicht" zur Selbsterkenntniß bist!

Als Probe der Darstellungsweise unsers Verfassers diene Folgendes. Er tritt in den Familienkreis eines Amerikaners, mit welchem er oberhalb Prarie la porte im Norden von Iowa gejagt hatte. Dieser wohnte in einer Blockhütte mitten im Walde in einer höchst wilden romantischen Berggegend. Ohne sich um seine Kinder, von denen er doch mehre Tage entfernt gewesen war, weiter zu kümmern, ging der Amerikaner in die einzige Stube, wo seine noch junge Frau mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war, und stellte nach einem kalten „Good evening"! wobei er sie kaum ansah, seine Büchse in die Ecke und setzte sich schweigend an den Kamin. Kein Händedruck, kein freundlicher Blick, keine Spur von Gatten- und Vaterliebe. „Ich habe diese Gefühllosigkeit überall in Land und Stadt angetroffen.... Gesprochen wird nicht. Höchstens einzelne abgebrochene Sätze. Kommt man in ein Gasthaus oder auf ein Dampfschiff, so sitzen die Männer am Kamine oder um den in der Mitte stehenden eisernen Ofen herum. Alles kaut ämsig Taback: stundenlang hört man kein Wort, Alles sitzt, die Beine im Arme haltend oder auf Stuhl oder Tisch streckend, in möglichst flegelhafter Stellung, immer den Hut auf dem Kopfe, da, und die Stille wird durch Nichts unterbrochen als durch den Laut des oft wiederholten Ausspuckens und das Gezisch welches der glühende Ofen oder die Flammen des Kamins diesen ewigen schweigsamen Spuckmaschinen zurückgibt. Alles beschmuzen diese Schweine, wohin sie nur kommen, Möbeln und Teppiche in Gesellschaftssalons, auf den Dampfschiffen und in Eisenbahnwaggons, ja in den Sälen des Repräsentantenhauses und des Senats (trotz der hier befindlichen Nationalspucknäpfe); selbst auf den Straßen muß man ihnen ausweichen, weil sie überall mit der größten Rücksichtslosigkeit, mit der souverainen Freiheit der Brutalität ihren ekelhaften Tabacksspeichel von sich spritzen, wie die Kröte ihr Gift. Einzelne schnitzeln ruhig mit ihrem Messer an einem Stück Holz oder an Tisch und Stuhl, Andere lesen Zeitungen, die Uebrigen denken entweder an Nichts oder an Betrug. Keine Unterhaltung, keine Freude, kein Vergnügen. Trauriges, jämmerliches Land! Land, wo die Blumen nicht riechen, die Vögel nicht singen, wo die Menschen kein Herz und die Freude keine Stätte hat! Land der Musquitos und der Loafer, der Schlangen und der Krämer, der Wanzen und der Fieber, wie viele unglückliche Europäer wirst du noch täuschen!"

N.

---

*) „Döpkenspielerei", ein mecklenburgischer Provincialismus, über welchen Adelung keine Auskunft gibt; er bedeutet vermuthlich Taschenspielerei.

Wie lernen Kinder sprechen? Ein Vortrag gehalten im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 29. Januar 1853 von D. F. Eschricht. Berlin, A. Hirschwald. 1852. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser hat dieses höchst interessante und wichtige Thema bereits in der zweiten Hälfte seiner „Populairen Vorträge über das physische Leben" (Berlin 1852) in dem Capitel über die Sprache abgehandelt und mit erläuternden Abbildungen begleitet. Bei seinem Aufenthalte in Berlin Ende des Monats Januar wählte er diesen die allgemeine Aufmerksamkeit aller Gebildeten wohlverdienenden Gegenstand zum öffentlichen Vortrage in der Singakademie, welchem Referent beiwohnte, und wußte sowol durch den Inhalt des Vortrags als auch durch das frei und lebendig gesprochene Wort die Zuhörer und Zuhörerinnen in hohem Grade zu fesseln.

Ausgehend von der ergreifenden Geschichte eines taubstummen Kindes, das dennoch die Sprache der Mutter verstanden, kommt der Verfasser zu dem Satze: „Wenn kleine Kinder von ein bis zwei Monaten die freundliche, scherzende oder drohende Anrede verstehen, so können es natürlich nicht die Worte sein die sie verstehen, denn die Muttersprache ist für ein neugeborenes Kind so fremd wie irgend eine Sprache sonst, sondern es ist vielmehr offenbar nur, weil die Mutter, indem sie zu ihm spricht, nicht nur die Wörter ausspricht, vielmehr zugleich mit ihren Mienen, ihren Blicken spricht, und diese Sprache, nur sie allein, versteht der Säugling, versteht sie gleich gut, er mag nun die begleitenden Worte zugleich hören oder nicht."

Diese Instinctsprache der Mienen, des Blicks, der Betonung, die eine angeborene, von selbst entstehende, von selbst verständliche ist, charakterisirt sodann der Verfasser näher, wie sie durch die ganze Natur verbreitet, nicht blos dem Menschen, sondern auch dem Thiere gegeben ist, und zeigt daß sie es ist welche den Kindern allmälig auch die Bedeutung der Wortsprache aufschließt. „Im Blick und in den Mienen liest der Säugling die Gemüthsregungen und Gedanken. Hört er nun dabei zugleich gewisse Töne und Worte, so knüpft er an dieselben die Bedeutung die er im Blick und in den Mienen schon weit früher erkannt hat. Durch die Erfahrung lernt er nun allmälig die neue Sprache, die ihm fortan bestimmt ist."

Diesen Satz entwickelt der Verfasser weiter und zeigt wie in dem Kinde, sobald es den Sinn der einzelnen Wörter aufgefaßt hat, der Drang entsteht sie selbst auch anzuwenden, wie es die Laute nachahmt und dazu dieselben Stellungen der Mundtheile gebraucht, wodurch die vorgesprochenen bewirkt wurden.

Das Resultat ist daß die kleinen Kinder in einer ganz umgekehrten Reihenfolge wie die Erwachsenen Sprachen lernen. Die letztern fangen mit den Buchstaben an, lernen dann die einzelnen Wörter, zuletzt die Sätze kennen. So schreiten sie vom Einzelnen allmälig zum Ganzen. Die Kinder hingegen lernen erst den Sinn des ganzen Satzes; sie fassen diesen aus dem Mienenspiele und aus dem Blicke. Erst später fassen sie die Bedeutung der einzelnen Wörter. Darum lernt das Kind auch leichter und schneller sprechen. Während der Erwachsene den langsamen und mühsamen Weg der Vermittelung des Ganzen durch die Theile gehen muß, lernt das Kind unmittelbar und wie durch Inspiration aus dem Sinne des Ganzen den der Theile verstehen. Dies veranlaßt den Verfasser, den Gegensatz zwischen der kindlichen und männlichen Auffassungsweise auch an dem Gegensatze zwischen Mann und Weib nachzuweisen. Das Weib, zeitlebens mehr vom Kindlichen behaltend, folgt auch in allen Dingen des Lebens mehr dem Instinct, der Inspiration, eignet sich darum aber auch weniger zur Wissenschaft, deren Methode eine vermittelnde und zergliedernde ist, als der Mann. Indessen wirft der Verfasser am Schlusse die Frage auf, ob nicht auch für die Wissenschaft der Satz der Heiligen Schrift gelten möchte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, seid ihr nicht reif zum ewigen Leben. Für die Wissenschaft würde alsdann der Satz lauten: Ehe die Wissenschaft dahin gelangt daß sie das Alles in der Natur deuten und erklären kann, was dem unschuldigen Auge des Kindes sich offenbart, ist auch die Wissenschaft nicht zur Reife gelangt. 53.

Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung. Eine botanisch-geographische Untersuchung. Von Hermann Hoffmann. Darmstadt, Jonghaus. 1853. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Naturwissenschaften sind durch Humboldt's „Kosmos", durch Schleiden's „Pflanze", Burmeister's „Geschichte der Schöpfung", K. Vogt's „Zoologische Briefe", Schödler's „Buch der Natur" u. s. w. in so weiten Kreisen außer den Fachgelehrten in unserer Zeit beliebt geworden, daß wir auch in einem dem größern Publicum gewidmeten Blatte strengwissenschaftliche Forschungen wenigstens in ihren Grundzügen andeuten können.

Die Pflanzengeographie ist eine verhältnißmäßig neue Wissenschaft. Schon in den frühesten Zeiten der Botanik merkte man zwar an, wo jede beschriebene Pflanze zu finden sei, aber dies war todtes Material. Erst Tournefort bei seiner Besteigung des Ararat bemerkte daß die Vegetation beim Ersteigen des Bergs allmälig die Veränderungen erfuhr wie zwischen Kleinasien und Lappland; Adanson sprach es zuerst aus daß die Doldenpflanzen zwischen den Wendekreisen fast gar nicht vorkommen. Dies waren also zwei wichtige Thatsachen zur Abhängigkeit der Pflanzen vom Klima, und den inzwischen reich angesammelten Stoff verarbeitete Humboldt 1807 zu seiner „Geographie der Pflanzen". Aber je weiter die Forschung fortschritt, desto mehr stellte dies einfache Eintheilungsprincip als ungenügend sich heraus. Das Quantum Wärme allein genügte nicht, man mußte um ihre Vertheilung sich bekümmern und so berechnete man die Linien gleicher Wärme (Isothermen), und als auch dies nicht genügte manche Räthsel zu lösen, die Linien gleicher Sommerwärme (Isotheren) und gleicher Winterkälte (Isochimenen). Hatte man nun im Großen den Stoff geordnet, so blieben noch viele Einzelheiten unerklärt und man mußte seine Aufmerksamkeit der chemischen Beschaffenheit des Bodens zuwenden und Kieselpflanzen, Kalkpflanzen und Salzpflanzen unterscheiden. Man durfte auch den ethnographischen Theil der Aufgabe nicht übersehen, wie z. B. das Corispermum Marschallii und die Bunias orientalis von den Steppen des Dniepr durch die Kosackenzüge von 1814 in Westeuropa eingebürgert worden ist, wie der Stechapfel, welcher in den Zauber- und Heiltränken der Zigeuner eine große Rolle spielt, aus Asien durch ganz Europa mit diesem Volke sich verbreitet hat, und die Vicia cracca (Wicke) noch jetzt die ehemaligen Wohnstätten der norwegischen Colonisten in dem unwirthlich gewordenen Grönland bezeichnet. Eine Menge ähnlicher, bisher noch unerklärter Sonderbarkeiten haben den Verfasser vorliegender Schrift einen neuen Weg der Untersuchung einzuschlagen veranlaßt, wozu die genaue trigonometrische Aufnahme seines Vaterlandes, des Großherzogthums Hessen, das Mittel bot. Er legt ein Hauptgewicht auf die Verbreitung der Pflanzen auf nassem Wege und geht auf die Zeit zurück, wo vor dem Durchbruch des Felsendamms bei Bingen der Rheinsee von Basel bis Bingen zwischen Schwarzwald, Odenwald und Vogesen sich erstreckte und der Neckar, Main, die Nahe kleine Nebenseen bildeten. Eine Vergleichung der einzelnen, oft unerklärlich hartnäckigen Standorte der Pflanzen mit der Meereshöhe der betreffenden Orte gibt überraschende Aufschlüsse, daß nämlich die Meereshöhen der einzelnen Standorte einer Pflanze übereinstimmen und sonach eine Verbreitung der Samen auf dem Seespiegel hin nach dessen jedesmaligem Ufer sehr wahrscheinlich wird. Die zahlreichen Belege zu die-

sem wichtigen Satze mag man in dem Buche selbst nachsehen, dem wir nur eine etwas gefälligere Darstellung gewünscht hätten, sowie wir auch eine Zusammenfassung der Hauptsätze am Ende vermissen. 30.

Die ägyptischen Fellahs.

Ueber dieses verachtete, obschon nützliche Geschlecht der Feldbauer ist zwar bereits viel geschrieben worden, mehr aber vom Hörensagen als aus eigener Anschauung. Denn wer Aegypten bereist, dem liegt in der Regel Kairo, die Große Pyramide und eine Nilfahrt näher am Herzen als der Zustand jener armen Dörfler, und fällt es ja Jemandem ein die breitgetretene Heerstraße zu verlassen, um auf Seitenwegen sich mit den Vernachlässigten bekannt zu machen, so bringt entweder die Unfähigkeit sich mit ihnen zu verständigen schnell von dem Vorhaben ab, oder man glaubt in vollem Lichte zu sein und begnügt sich. Von solcher Schnelligkeit und solcher Genügsamkeit hat der Verfasser von „Village life in Egypt, with sketches of the Said, by *Bayle St.-John*" (2 Bde., London 1852) sich fern gehalten und ein langjähriger Bewohner Aegyptens sich aufs neue als Kenner des dortigen Lebens bewährt, jetzt über das auf dem Lande ebenso umsichtig geschrieben wie früher als Führer durch Alexandrien, durch die Wüste und zu den Tempeln von Siwah. Sein erstes Augenmerk trifft die Persönlichkeit des Fellah. Hier die Schilderung:

„Auf den ersten Blick scheinen die Fellahs sammt und sonders aus ungebranntem Lehm geformt zu sein. Männer und Frauen haben dieselbe graubräunliche Gesichtsfarbe, gleich als wären sie just aus den Händen des muselmännischen Schöpfers hervorgegangen, der sie bekanntlich aus — Nilschlamm gemacht hat. Diese Farbe, die sich bisweilen auf den Wangen zu einem Anfluge von Dunkelroth erwärmt, mindert oder erhöht sich natürlich je nach dem Klima der Provinz welche sie bewohnen; doch sind mir auch Eingeborene von Koom Ombos vorgekommen, die fast so weiß waren wie die Bewohner des Delta. Vielleicht Sprößlinge neuer Einwanderungen. Im Allgemeinen steht aber fest daß die Oberaegypter dunkler sind als die Unteraegypter. Bis auf funfzehn Meilen nördlich von den Fällen sehen die Eingeborenen so schwarz aus wie Nubier, haben indeß rein ägyptische Züge, sprechen arabisch und lehnen alle Beimischung von berberischem Blute ab. Dies ist auch das Geburtsland der meisten Bootsleute, die wegen ihrer schwarzen Farbe von den Fremden unbedenklich für Nubier ausgegeben werden. Ich erinnere mich irgendwo den grausamen Ausspruch gelesen zu haben, daß die Fellahs mit sehr wenigen Ausnahmen ungeheuer häßlich seien. Nein, nein, das ist nicht wahr. Allerdings haben sie schwere, grobe Züge und ihre Gesichter tragen selten einen Ausdruck von Intelligenz; aber widrig und abstoßend sind sie deshalb nicht. Ihr gewöhnlicher Gesichtsausdruck bezeugt kindliche Einfalt und mitunter etwas bäuerische Verschmitztheit. Eine hervorstechende physische Eigenthümlichkeit ist das schwere Augenlid, welches ein sehr scharfes Auge schützt und halb bedeckt, ein Uebelstand welchen der blendende Reflex der Sonnenstrahlen beim Feldbau während des größern Theils des Jahres noch vermehrt und zu einer Gewohnheit des Blinzelns macht. Indessen gehört dies der Race an und wird bei den Städtern eine Schönheit, indem es ihren länglichen, mandelgeformten Augen einen hübschen, schmachtenden Ausdruck verleiht. Es ist aber merkwürdig, wie die Leidenschaft des Aegypters sein Auge sofort in ein Glotzauge verwandelt; das schwere Augenlid zieht sich zusammen und der Augapfel scheint aus seiner Höhle zu treten. Sie sagen auch selbst voneinander: «Seine Augen wurden rund», statt: «Er wurde bös.» Doch ist dies nicht das Einzige was die Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge bethätigt. Jede Art Aufregung bläst die anscheinend steife Nüster auf und macht sie gleichsam zucken; der ruhige Mund — Vorbild des Sphinxmundes — dehnt sich zu einer wahrhaft lächerlichen Breite aus, und indem der dürftige Bart sich wie ein Fächer entfaltet, gewinnt er ganz das Ansehen eines Meteors. Es geht jedoch dieser gesammten Bewegung wie dem Virgilischen Sturme; sie beruhigt sich und hat aufgehört ehe man Amen! sagen kann; dicto citius. Die Fellahs nennen sich oft Kinder der Araber, gleich als beanspruchten sie Abkunft von diesem kriegerischen Geschlecht; sie sind ihnen aber ebenso wenig verwandt als Freund. Der Widerwille, ja der Haß der ackerbauenden Bevölkerung von Niederaegypten gegen die in Lumpen gehüllten Helden der Wüste kennt fast keine Grenze. Sie haben allerdings von den räuberischen Einfällen der Letztern jetzt Nichts mehr zu fürchten; despotische Regierungen dulden keinen plündernden Nebenbuhler; aber die Meisten erinnern sich noch sehr gut der Zeit, wo kaum die Centralprovinzen im Delta vor ihnen sicher waren. Selbst nahe bei Kairo mußten die Dörfer, z. B. Matarieh, gewissermaßen befestigt werden, und zwar so daß man die Häuser im Kreise mit dem Hintertheile nach außen baute, just wie die Pferde beim Annähern von Wölfen die Nasen zusammenstecken und ihrem Feinde die posteriora zeigen". 11.

Notizen.

Lebendige Kröten von Gestein umschlossen.

Die alte Geschichte von solchen Urweltsthieren — und immer sind es Kröten — taucht von Zeit zu Zeit wieder auf. Nach einem Aufsatz in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", der die obige Ueberschrift hat, ist kürzlich wieder zu Blois in Frankreich, beim Graben eines Brunnens, 20 Mètres unter der Oberfläche, ein großer Rollstein in zwei Stücke zerschlagen worden, und die Arbeiter bemerkten alsbald eine Kröte welche in einer Höhlung im Centrum des Steins saß. Die pariser Akademie der Wissenschaften schickte eine Commission hin, welche als Resultat der Untersuchung zwar noch die Kröte und die passende Höhlung im Steine vorfand, die Sache blieb aber zwischen einer merkwürdigen Thatsache und einer Mystification in der Schwebe. Und so ist es auch bei vielen andern Fällen gewesen, und die Arbeiter und Finder stellten fast immer sehr zweideutige oder geradezu unmögliche Behauptungen auf. Das oben allegirte Blatt gibt Auszüge aus Bronn's „Geschichte der Natur", worin viele Beispiele, theils gewisse, theils sehr ungewisse angeführt werden, wie man tief in lockerm Boden, in Erde oder Sand befindliche, aber auch in festem Gestein und in Bäumen angewachsene lebende Kröten gefunden habe. Das Resultat ist: Es könne wol keinem Zweifel unterliegen daß zuweilen lebende Kröten oder Frösche unter sehr sonderbaren Umständen im Innern der Erde aufgefunden worden seien, unter Umständen, die voraussetzen ließen daß sie Jahre lang in Winterschlaf verfallen, ohne Nahrung zugebracht hätten. Aber niemals werde man einem Geologen glaubhaft machen können daß irgend ein lebendig gefundenes Thier aus den Zeiten herrühre die man antediluvianische zu nennen pflege und die jedenfalls viele Jahrtausende hinter der Gegenwart zurücklägen; und noch weniger sei es denkbar daß man irgend ein lebendiges Thier von solchen Gesteinen ursprünglich umschlossen aufgefunden habe, die wie die Kreide- oder alle ältern Flötzformationen unter ihren Versteinerungen von keiner jetzt noch existirenden Art Ueberreste enthielten. Eine solche Thatsache würde, wenn sie wirklich erweisbar wäre, ohne weiteres das ganze Lehrgebäude der Geologie über den Haufen werfen. Am Schluß erwähnt der Verfasser es als bemerkenswerth daß crapaud ebenso wol Kröte als bei den französischen Bergleuten Krystalldruse heiße und daß durch diesen Umstand einige jener wunderbaren Traditionen entstanden sein könnten. Wir möchten beinahe behaupten daß dies der Grund der ganzen Fabel ist und daß, da einmal die Sage von lebendigen Kröten in Umlauf gekommen war, Täuschungen und Mystificationen von Zeit zu Zeit mit unterliefen. Denn allerdings bezeichnen die Steinbrecher mit dem Wort crapaud (Kröte) auch die Drusen,

die auf ihren innern Wänden mit Kalkspath- oder mit Quarzkrystallen besetzten Räume und Höhlungen in Felsmassen. Die lateinische Sprache als frühere Schriftsprache übersetzte crapaud in bufo und das Beiwort vif, welches dem Lebhaft-Glänzenden der Krystalle galt, in vivus (lebendig). So war aus dem lebhaftglänzenden Drusenraum eine lebendige Kröte geworden.

Reliquienverehrung.

In deutschen Blättern stand unlängst folgende Nachricht: „Der Cardinal Fürst-Erzbischof von Prag hat dem Körper des heiligen Johann von Nepomuk zwei Rippen der linken Seite entnommen und dieselben nach Rom geschickt, von wo aus der Wunsch danach zu erkennen gegeben ward." Ehemals pflegte Rom die auswärtigen Kirchen mit Reliquien zu versehen, wie wir aus vielen Urkunden des Mittelalters entnehmen. Namentlich finden sich über den Reliquienkram manche Nachrichten in dem trefflichen, von Guérard mit musterhaftem Fleiß redigirten und auf Kosten der französischen Regierung gedruckten Urkundenwerk: „Cartulaire de l'église Notre-Dame de Paris" (Bd. 1—4, Paris 1850), welches einen Theil der „Collection des cartulaires de France" ausmacht. Ich lese darin einen beglaubigten Auszug aus dem Testament des Papstes Hadrian vom Jahre 1287, wonach der Kirche zu Paris neben einer Geldsumme für ein Anniversarium auch ein Finger Johannis des Täufers vermacht wurde. Schon in einer Urkunde von 1276 hatte ein Anderer der Kirche einen solchen Finger vermacht (legavit nobis in testamento suo digitum beati Johannis Baptistae). Und König Philipp schenkte urkundlich derselben im Jahre 1223 drei Zähne dieses Heiligen. Die Verzeichnisse von Reliquien, welche in dieser Sammlung vorkommen, enthalten ebenso unglaubliche als wunderliche Dinge, z. B. einige Haare der Jungfrau Maria, den Löffel der heiligen Genoveva. Steine womit Stephan gesteinigt wurde waren sehr häufig vorhanden. Auch jener König Philipp schenkte der Kirche lapides, quibus lapidatus fuit beatus Stephanus. Man verwahrte oft Reliquien, von denen man nicht mehr wußte was sie bedeuteten und die man daher auch nicht vorzeigte. Wahrscheinlich hatte nun einmal ein scherzhafter Pfaffe einem Neugierigen der sie sehen wollte gesagt, man erblinde von ihrem Anblick, und sogleich verbreitete sich dies als Volksglaube; denn bei mehren Reliquienverzeichnissen steht am Schluß: „Reliquiae incognitae, quas nullus audet videre; unde quidam, volens eas videre, amisit lumen oculorum. Welche Finsterniß des Aberglaubens! 13.

La Lycanthropie par Bourquelot.

Bei allen Völkern herrscht eine Sage, welche gewissen Menschen die Macht verleiht, andere verwandeln oder sich selbst in verschiedene Thiere, besonders in Wölfe verwandeln zu können. Man findet die Spuren dieses Glaubens schon bei Herodot, Pomponius Mela und Plinius; die genannten Schriftsteller behandeln jene Sage allerdings als Fabel, aber aus der Weise wie sie davon sprechen ist doch so viel klar daß die Fabel bei den Völkern allgemein verbreitet war. Die Entstehung des Christenthums modificirte sie, ohne sie ganz zu vertilgen; die Abenteuer von Männern und Frauen die in Thiere verwandelt wurden sind im Mittelalter sehr zahlreich und die Chronisten zeigen sich in diesem Punkte weit leichtgläubiger als die Schriftsteller des Alterthums. Vincent de Beauvais unter Andern spricht in seinem „Speculum vitae" von zwei Frauen, die im 11. Jahrhundert eine Herberge in der Umgegend von Rom hielten und ihre Gäste in Pferde, Esel oder Schweine verwandelten, um sie dann auf dem Markte zu verkaufen. Die Währwölfe ferner nehmen in den Legenden, Dichtungen und Romanen des Mittelalters einen wesentlichen Platz ein. Das Sonderbarste und Traurigste zugleich ist die Menge der Individuen welche sich ernstlich einbildeten, die Macht zu haben sich in Währwölfe zu verwandeln, und welche dann, von der Justiz verfolgt, Opfer ihrer eigenen Hallucinationen und der Unwissenheit ihrer Zeit wurden. Die Lykanthropen, die man wie die Hexenmeister anklagte, Gemeinschaft mit dem Teufel zu haben, wurden gleich diesen mit dem Feuertode bestraft. Dieser Tod war, so grausam er auch ist, doch nur zu gerecht im Vergleich zu der Art der Verbrechen die man ihnen im besten Glauben zuschrieb und welche der Glaube an jene Verwandelungen oft sehr wahrscheinlich machte. Der Verfasser des oben citirten Werks führt mehre interessante Befehle an, die gegen die angeblichen Währwölfe gegeben wurden, unter andern 1521 von dem Parlament zu Besançon und 1574 von dem Parlament zu Dôle. Am 3. December 1573 gab das Parlament der Franche-Comté ein Reglement für die Jagd auf die Währwölfe und 1596—1600 unterhielt der Dämonograph Jean Boguet, der in dieser Provinz das Amt eines Oberrichters bekleidete, gegen die angeblichen Lykanthropen so lebhafte Verfolgungen daß er es als ein sehr verdienstliches Werk sich anrechnete, allein für sich mehr als 600 vertilgt zu haben. Im Jahre 1498 zeigte sich dagegen das Parlament zu Paris viel vernünftiger, indem es ein Urtheil des Criminalrichters zu Angers gegen einen Bewohner von Maumusson bei Nantes, welcher behauptete, mehre Jahre lang in der Gestalt eines Wolfs umhergelaufen zu sein, cassirte und den Unglücklichen in das Hospital St.-Germain-des-Prés schickte, wo er als Wahnsinniger eingeschlossen und behandelt ward. Diese seltsame Geschichte der Lykanthropie, mit den genauesten Details geschildert, bietet einen Gesichtspunkt zu der Geschichte der Hallucinationen des menschlichen Geistes. Bourquelot hat bei seiner Arbeit eine beträchtliche Masse von Documenten studirt und überhaupt mit einem unglaublichen Fleiße seine Aufgabe zu erschöpfen gesucht.

St.-Hilaire's „Histoire d'Espagne".

Von der „Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à Ferdinand VII" von St.-Hilaire ist nunmehr der sechste Band erschienen. Er enthält die Schilderung der ersten Jahre des 16. Jahrhunderts in Spanien. Wie in den frühern Theilen seiner Arbeit hat der Verfasser auch in diesem neuen Bande es verstanden, das Resultat seiner ausgedehnten und mannichfaltigen Untersuchungen in einer anziehenden Form wiederzugeben. Derselbe enthält interessante Studien über die Juden, über Columbus, über Ximenes. Hierneben ist die Lage Europas im Jahre 1520, sowie der Kampf Karl's V. und Franz' I. in seinen ersten Anfängen Gegenstand geistvoller Schilderungen. 31.

Englische und französische Unwissenheit.

Wie stark die Engländer in der Kenntniß ausländischer Topographie sind, sodaß sie der bekannten Virtuosität der Franzosen hierin Nichts nachgeben, beweist ein Artikel der londoner „Illustrated news", die uns zufällig in die Hände kommt. Der Aufsatz führt die Ueberschrift „Ueberschwemmung des Rhein" und lautet also: „Ein Correspondent schreibt: Am Donnerstag Abend wurde der Genfersee und namentlich die Gegend von Bevay von einem der furchtbarsten Gewitter heimgesucht die je erlebt worden. Auf das Gewitter folgte ein bis Freitag Morgens ununterbrochener Platzregen, in dessen Folge der Rhein (!!) aus seinem Bette trat und zu beiden Seiten desselben alles Land bis Mainz hinab überschwemmte, die badische Eisenbahn von Basel bis Heidelberg an vielen Stellen beschädigte und unbrauchbar machte u. s. w." In Deutschland würde man einen Trivialschüler um solcher Verstöße willen übel ansehen! Wenn dieselbe Zeitung ferner mehr als ein mal „Konigsburgh, Wirtemburg, Derehan" (soll wol Teheran sein) schreibt, so möchte auch dies unstreitig als Beweis von Unwissenheit — zugleich eine Art von Demüthigung für dergleichen kleine Staaten und Städte — mehr denn als

Bestreben die Fremdnamen sich mundgerecht zu machen zu betrachten sein. Eine französische Impertinenz welche in diesen Gegenstand einschlägt findet sich auch in dem gutgeschriebenen Werk des Marquis Villeneuve-Trans, der jetzt sogar membre de l'Institut ist: „L'histoire de St.-Louis, roi de France", III, 125, wo von den „maîtres poëtes de la Germanie ou chantres d'amours d'outre Rhin (Meistresänger ou Minnesinger)", welche die kleinern Fürstenhöfe Frankreichs bereisten — welche Confusion! — die Rede ist. „Die Fürsten des östreichischen Hauses des Baleingers (soll wol heißen Babenberger!) verdanken ihnen das berühmte Nibelungenlied. Landgraf Hermann von Thüringen versammelte sieben der vornehmsten solcher Sänger zu einem feierlichen Wettstreit auf der Wartburg" — und nun die Insolenz («mais comment fair passer à la postérité française les noms antiharmonieux de Heinrich von Ofterdinger, de Walther von de Voyelweide» [sic]?). Der deutsche Gelehrte aber vergilt Böses mit Gutem, ist pünktlich und darauf piquirt die Namen der alten „Troubadours" nicht allein richtig zu schreiben, sondern diese auch zu ediren, zu commentiren, zu vertiren und zu feiern wo und wie er kann! In derselben Nummer findet sich auch die Notiz daß der im vorigen Jahre verstorbene berühmte Theolog Dr. Paulus 40 (!!) Jahre lang zu Jena Professor gewesen und sich sodann nach Heidelberg in den Ruhestand zurückgezogen habe, wo er als 90jähriger Greis verschieden sei. 51.

Bibliographie.

Albion. Perlen britischer Lyrik in ausgewählten deutschen Uebertragungen gesammelt von A. Böttger. 2te Auflage. Leipzig Thomas. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst. Herausgegeben von A. Heinrich. Mit dem Portrait und der Biographie der verstorbenen Königl. Schauspielerin Frau Bertha Thomas. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der heilige Augustinus, sein Leben und seine Lehre. In 23 Erzählungen aus dem Nachlasse eines Geistlichen herausgegeben von A. Eisenbarth. Stuttgart, Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Ausflug nach der Insel Rügen. Mit Abbildungen. Quedlinburg, Franke. 8. 10 Ngr.

Baurmeister, C., Kerker-Buch. Rendsburg. 1852. 8. 20 Ngr.

Besser, L., Zur Verständigung in der Gefängnißfrage, oder: Einiges über die modifizirte Einzelhaft, gegenüber den Bestrebungen der neuesten Zeit, die Behandlung der Verbrecher betreffend. Hamburg und Gotha, Fr. und A. Perthes. Gr. 12. 5 Ngr.

Berthet, Elie, Der Thurm von Castillac. Frei nach dem Französischen von Ed. Bl. Berlin, Fernbach jun. 8. 10 Ngr.

Bet ha-Midrasch. Sammlung kleiner Midraschim und vermischter Abhandlungen aus der ältern jüdischen Literatur. 1ster Theil. Nach Handschriften und Druckwerken gesammelt und nebst Einleitungen herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bockmühl, P. E., Predigten. Nach seinem Tode herausgegeben von P. W. Stursberg. Nebst dem Lebenslauf des Entschlafenen. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Boehn, H. v., Zustand der Türkei im Jahre der Prophezeihung 1853. Wahrnehmungen eines Augenzeugen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Buch religiöser Lyrik. Ein Album neuerer deutscher Dichter. Herausgegeben von E. Kauffer. 2te Auflage. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Classiker des Alterthums. Eine Auswahl der bedeutendsten Schriftsteller der Griechen und Römer in neu bearbeiteten Uebersetzungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 4 Ngr.

Daumer, G. F., Frauenbilder und Huldigungen. Drei Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diestel, L., Der Segen Jakob's in Genesis XLIX historisch erläutert. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eckert, E. E., Die Politik der Kirche. Beleuchtung der Schrift des Grafen Montalembert: „Die katholischen Interessen im 19. Jahrhundert". Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 20 Ngr.

Eisler, W., Der Anfang und das Ende der Welt. Mathematisch dargestellt und nachgewiesen sowol aus der Schöpfung der Natur als auch aus dem alten und neuen Testament. Reutlingen. Gr. 16. 24 Ngr.

Forberg, E., Zur Erklärung des Thucydides. Coburg. 4. 3 Ngr.

Deutsche Geschichts-Bibliothek oder Darstellungen aus der Weltgeschichte für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten herausgegeben von O. Klopp. 1ster Band. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. 8. 5 Ngr.

Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. 1ster Band. 2te völlig umgearbeitete Auflage. — A. u. d. T.: Lehrbuch der Geschichte der Medicin. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Jena, Mauke. Lex.-8. 5 Thlr.

Herbst, W., Zur Geschichte der auswärtigen Politik Spartas im Zeitalter des peloponnesischen Krieges. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Hirschl, L., Enthüllungen einer Nachtigall. Lyrische, humoristische und kritische Bilder. Dresden, Schaefer. 16. 24 Ngr.

Horn, M., Die Lilie vom See. Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in 16 Gesängen. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Jungmann, A., Bilder der Natur. Dresden, Schaefer. 16. 24 Ngr.

Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von A. Schiefner. Helsingfors, Frenckell u. Sohn. 1852. Hoch 4. 2 Thlr.

400 deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen. Herausgegeben von L. Bechstein. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 5 Ngr.

Marien-Rosen aus Damaskus. Gesänge zur Ehre der seligsten Jungfrau, aus dem Syrischen. Von P. Zingerle. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 12 Ngr.

Pfeifer, J., Gedichte. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Pförtner. Eine kurzweilige Geschichte aus Paris. Grimma. Gr. 8. 10 Ngr.

Reinhold, J. G. v., Dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Schwegler, A., Römische Geschichte. 1ster Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Römische Geschichte im Zeitalter der Könige. 1ste Abtheilung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Uhlhorn, G., Ein Sendbrief von Antonius Corvinus an den Adel von Göttingen und Kalenberg zur 300jährigen Gedächtnißfeier seines Todes am 5. April 1853 mit einer biographischen Einleitung auf's neue herausgegeben. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 12 Ngr.

Vogl, J. N., Dom-Sagen. 4te vermehrte Auflage. Wien, Sollinger's Wwe. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolf, J. W., Hessische Sagen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1853. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

   Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1853. 4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu 3 Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1853. 8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

   Die unter diesem Titel in meinem Verlag erscheinende populäre Wochenschrift hat wegen ihres reichen Inhalts in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands in kürzester Zeit den lebendigsten Anklang und die weiteste Verbreitung gefunden. Immer näher rückt sie dem Ziele: ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** zu werden, das in keiner Familie fehlen sollte. **Gutzkow** wird dem Blatte fortwährend seine ganze Thätigkeit widmen. Auch andere namhafte deutsche Gelehrte und Dichter werden an demselben mitzuwirken fortfahren.

   Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern, Prospecte und die bisher erschienenen Nummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

5. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XIV. Jahrgang. Neue Folge. IV. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Dritte Folge. Erster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI.—X. Jahrgang (1848—52) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 1 Thlr. 10 Ngr. Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. Jeder Band 8 Ngr.

7. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Der I.—VI. Band der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—51) kosten im ermäßigten Preise 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der VII. Jahrgang (1852) kostet 2 Thlr.

---

8. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Second cours. 3me édition. In-8. Geh. 10 Ngr.

   Der erste Cursus erschien 1852 bereits in fünfter Auflage und kostet 8 Ngr.; der dritte Cursus erschien 1852 und kostet 8 Ngr.

   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

   A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. Third edition. 1852. 10 Ngr. — **Second course. Second edition.** 1852. 12 Ngr.

   A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. 8vo. 1851. 5 Ngr.

9. **Beaulieu (Ernst Freiherr), Kriegs- und Friedenslieder.** 8. Geh. 1 Thlr.

10. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Zwölftes bis vierzehntes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

    12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von **O. Hübner.**
    13. **Die Künstler unter den Thieren**, von **A. B. Reichenbach.**
    14. **Die Telegraphie**, von **L. Bergmann.**

    Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

    1. **Unsterblichkeit**, von **H. Ritter.**
    2. **Der gestirnte Himmel**, von **J. H. Mädler.**
    3. **Das Mikroskop**, von **O. Schmidt.**
    4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck.**
    5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von **A. F. Hohl.**

6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin.**
7. **Deutschland**, von **H. A. Daniel.**
8. **Die Lebensversicherungen**, von **E. G. Unger.**
9. **Sonne und Mond**, von **J. H. Mädler.**
10. **Das Slawenthum**, von **M. W. Heffter.**
11. **Das Gold**, von **R. F. Marchand.**

Ausführliche **Anzeigen** über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

11. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Siebentes und achtes Heft (Nr. 1380—1790). Folio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Bildersaal" ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute Abklatsche geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden. Die ersten sechs Hefte (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten zusammen 3 Thlr. 14 Ngr.

12. **Blanc (L.), Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

13. **Bratranek (F. T.), Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt.** 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine geistreiche, gehaltvolle Bereicherung der gegenwärtig mit Recht so geschätzten naturwissenschaftlich-schöngeistigen Literatur, die sich gleichsam strahlenartig um Humboldt's „Kosmos" herumlegt, und in der diese „Aesthetik der Pflanzenwelt" eine wesentliche Lücke ausfüllt. Der interessante Stoff und die anziehende Darstellung empfehlen das Werk allen Gebildeten, für sinnige und gehaltvolle Lectüre Empfänglichen. Der reiche Inhalt erhellt am besten aus folgender Angabe der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: Einleitung. — A. Die Ahnung. 1. Die Naturreligion. 2. Das Märchen. 3. Das Volkslied. 4. Nationelles. 5. Jahreszeiten. a. Klima. b. Jahresfeste. c. Jahreszeitpflanzen. — B. Die Sehnsucht. 1. Pflanzendüfte. 2. Pflanzenfarben. a. Braun und Grün. b. Blau und Gelb. c. Roth und Weiß. 3. Pflanzengestalten. a. Stamm und Laubkrone. b. Blumen. c. Früchte. d. Pflanzenindividualität. (α. Selbstbedeutsame Pflanzen. β. Pflanzen der Reminiscenz. γ. Giftpflanzen.) 4. Pflanzengruppirung. a. Pflanzenformationen. b. Bedeutung der Umgebung. c. Bedeutung der Bodenbeschaffenheit. 5. Vegetationsphysiognomie der Landschaft. a. Steppen. b. Wälder. c. Die Boccage. d. Vegetationsgebiete und Pflanzenreiche. — C. Die Einnigkeit. 1. Die Pflanzensprache. a. Blumensprache. b. Bildlichkeit der Poesie. c. Landschaftsmalerei. d. Auflösung der Blumensprache. 2. Die Convenienzpflanzen. a. Der Selam. b. Pflanzenspielereien. c. Les fleurs animées. 3. Der Park.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vollständig ist jetzt in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aurora Königsmark

und ihre Verwandten.

Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von **W. F. Palmblad.** Aus dem Schwedischen.

Sechs Theile. 12. Geh. 9 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. 8. 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. H. Reclam sen.** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Studien über die Alt- und Neugriechen und über die Lautgeschichte der griechischen Buchstaben von Dr. *Joh. Télfy*, Prof. d. kl. Philol. u. Liter. a. d. Pesther Universität. 8½ Bogen in 8. Preis 24 Sgr.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lilie vom See.

Dichtung von **Moritz Horn.**

Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue Dichtung des durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: **„Die Pilgerfahrt der Rose"** (geheftet 20 Ngr., gebunden 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, rasch bekanntgewordenen jugendlichen Dichters, die sich gewiß ebenso zahlreiche Freunde gewinnen wird.

Ein neuer Roman von A. von Sternberg.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Macargan

oder die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman von **A. von Sternberg.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien kürzlich ebendaselbst:

Ein Carneval in Berlin. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

☞ Soeben ist das **zweite Heft** dieses von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenen **Nachschlagebuchs für den augenblicklichen Gebrauch**, das zugleich **Fremdwörterbuch und Zeitungs-Lexikon** ist, erschienen. Die **beiden ersten Hefte** und eine **ausführliche Ankündigung** sind in allen Buchhandlungen zu haben, woselbst fortwährend **Unterzeichnungen** angenommen werden. Das **Werk** erscheint **in 4 Bänden oder 40 Heften zu 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh.** ☜

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 20. —— 14. Mai 1853.

Inhalt.

Die deutsche Journalistik im Zusammenhange mit der Entwickelung der deutschen Literatur und Gesammtbildung.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Man wird nicht leugnen wollen daß sich zu Ende der zwanziger und im Laufe der dreißiger Jahre tüchtige literarische Kräfte sowol in Frankreich als in Deutschland nebeneinander entfalteten und daß Poesie und Literatur ein immerhin schönes Nachfest feierten, während die Wissenschaft sich in manchem siegreichen Feldzug mit glänzenden Spolien bereicherte und die philosopische Dialektik an jener äußersten Grenze ihr Banner aufpflanzte, jenseit welcher es für sie Nichts mehr zu erobern gab. Doch kann man nicht sagen daß sie das eroberte Land hinter sich in einem für praktische Cultur sehr empfänglichen Zustande zurückgelassen hätte. Während die physikalischen Wissenschaften — die Chemie beispielsweise durch Liebig — immer mehr zu Resultaten gelangten die nicht allzu spiritualistisch waren, dafür aber in reichem Maße den Künsten und Gewerben, der Heilkunde, der Landwirthschaft, ja selbst der Kochkunst zugutekamen, zeigten die speculativen Wissenschaften, die Archäologie, die Aesthetik, die Philologie und Theologie eine hervortretende Neigung, ihre unzweifelhaft bedeutenden Capitalien aus dem gemeinsamen Nationalfonds zurückzuziehen und jede für sich ein besonderes selbständiges Geschäft zu gründen, das höchstens nur mit dem nächstverwandten einen Verkehr unterhielt. Die Wissenschaft, die zur Zeit unserer classischen Epoche wesentlich productiv gewesen war und in die productive Literatur in hohem Grade befruchtend eingegriffen hatte, zeigte sich — wie das Wilhelm Herbst in seiner trefflichen Schrift „Das Alterthum in der Gegenwart" so unwiderleglich nachweist — fortan mehr oder weniger unproductiv, ja stellte sich der productiven Literatur nicht blos gleichgültig, vielmehr feindselig gegenüber. Zu den vielen Spaltungen an welchen das Nationalleben krankte kam nun auch diese, und zwar nicht die unerheblichste.

Nach der Seite der Journalistik und Publicistik hin zeigte sich freilich seit dem Jahre 1830 ein Fortschritt zum Bessern. Der edlere Theil einer Nation die in manchen Fächern alle übrigen weit überflügelt, bei diesem Fluge freilich auch Höhen erreicht hatte, zwischen denen und der praktischen Welt keine Communication mehr möglich war, fühlte sich selbst gedemüthigt, wenn er sich bei einem Blick auf die einheimische Journalistik sagen mußte: daß diese zum Maßstab genommen das Ausland uns nur für ein Volk von müßigen Bücherlesern, Musikanten, Schauspielern, Theatergängern und Theaterrecensenten halten könne. Man fühlte die ganze Erbärmlichkeit eines Zustandes welcher es möglich machte daß z. B. in der „Metropole der deutschen Intelligenz" trotz Hegel, Schleiermacher und Alexander von Humboldt ein einziges glückliches Bonmot Saphir's oder ein charmanter Triller der Henriette Sontag tagelang die Spindel bilden konnte, um die sich das Gespräch in den gebildeten Kreisen auf- und abwand, daß die flauen Witze des Eckenstehers Nante eine zeitlang das Geschmacksbindemittel für Hoch und Niedrig, für erste Loge und Galerie abgaben, daß in der „Stadt der Phäaken" sich noch täglich der Bratspieß drehte wie zu weiland Schiller's Zeit. Man fühlte sich von dieser auf bloße Unterhaltung abzweckenden Novellistik in den Taschenbüchern und belletristischen Journalen plötzlich wie von einer entsetzlichen Leere angegähnt. Menzel mit den gewaltigen Kolbenschlägen seiner ehrlichen, aber fanatischen Kritik, Börne und Heine mit den Nadelstichen ihres prickelnden Witzes trugen nach Kräften dazu bei dem gebildeten Publicum Deutschlands das Gefühl dieser „Misère" (mit welchem Kunstausdruck man den ganzen Zustand damals zu bezeichnen liebte) einzuprägen und einzubeizen. Wenn auch Heine kein größeres Product auf die Nachwelt vererben wird, welches an Fülle der Ideen und (abgesehen

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 8 d. Bl. D. Red.

von einzelnen schönen Liedern, Romanzen und Balladen) an Macht, Reinheit und Schönheit der Form sich den Schöpfungen der classischen Periode vergleichen ließe, so beruht seine Bedeutung doch wesentlich darin daß er den vorwaltenden Gemüthszustand von damals: ein capriciöses Gemisch von Selbstvergötterung und Selbstverspottung, von Eleganz und Cynismus, von Genußsucht und Unbehagen, von gemachter Gefühlsschwelgerei und mephistophelischer Bosheit, von anmuthiger Romantik und plattprosaischer Ironie, in seinen Poesien und Reflexionen getreu wiederspiegelte. Was die Strömung der modernen Gemüthsrichtung ihm zuführte, das nahm er in sich auf und gab es ohne Scheidung und Läuterung wieder von sich: reines Quellwasser, das frisch aus dem Schoose des Gebirgs emporzusprudeln schien, und allen Unrath wie er sich in den Kloaken großer Städte anzusammeln pflegt. Jener schon zur Zeit der Classiker in einzelnen Schöpfungen vorbereiteten, von den Romantikern weiter ausgebildeten Neigung des Talents, seinen Gelüsten ohne Rücksicht auf sittliche oder unsittliche, schädliche oder nützliche Wirkung Alles zu gestatten, ließ aber Heine den Zügel in vollstem Maße schießen. Dafür freilich thut er jetzt Buße in Sack und Asche und schwört (wenn dies nicht etwa schalkhaft gemeint ist) seine alten Irrthümer ab wie die Gräfin Hahn-Hahn die ihrigen, Letztere freilich auf die Gefahr hin in vielleicht noch größere zu verfallen.

In der Stille hatte sich auch in Deutschland eine politische Gemeinde gebildet, die im Gegensatz zu der bisher fast ausschließlich das Wort führenden ästhetischen Bildung den Gesetzen des Geschmacks ganz absagte, die literarischen Interessen verschwor und Politik trieb, wie man eben ein Handwerk treibt auf das man einen Gewerbeschein gelöst hat. Diese Neigung zur Zersplitterung nach einseitigen Richtungen hin ist bei einem Volke erklärlich, dessen bildungsbedürftiger Theil bisher fast ausschließlich in der Schul- und Universitätsdisciplin aufgewachsen war und damit allen jenen altklugen Eigendünkel in sich gesogen hatte, welcher von der theoretischen Bildung unzertrennlich ist. Da geschieht es denn daß innerhalb eines Zustandes der Keinem genügt jeder mit diesem Ungenügen Erfüllte sich berufen glaubt, der Gesetzgeber und Umformer seiner Nation zu werden. So sehen wir denn mit und nach dem Jahre 1830 in Deutschland an den verschiedensten Punkten eine Menge kleiner politischer Blätter emporschießen, die es jedoch zu keiner gesunden und praktischen politischen Belehrung brachten und ihrer Natur nach auf eine an Allem herumzerrende Opposition beschränkt blieben, wovon selbst der „Freisinnige" von Rotteck und Welcker nur eine bedingte Ausnahme machte. Wenn aber von allen diesen ohnehin bald unterdrückten Blättern: „Der Westbote" von Siebenpfeiffer, „Der Hochwächter" von Lohbauer, „Die deutsche Tribune" von Wirth, „Das bairische Volksblatt" von Eisenmann, „Das hessische Volksblatt" von F. E. Hoffmann, keinerlei Wirkung, wenigstens keine die sich mit Sicherheit nachweisen ließe, übriggeblieben ist, so zeichnen sie doch bei aller politischen Halb- oder Unreife noch mancherlei lobenswürdige Eigenschaften vor der demokratischen Oppositionspresse von 1848 aus: die ewigen Grundwahrheiten des Sittencodex wurden in ihnen nicht angetastet noch verhöhnt, verführerische, aber gänzlich unhaltbare sociale Destructionstheorien in ihnen nicht gepredigt, der deutsche Patriotismus an die ausländische Demokratie, welche sich der deutschen später als eines schwachen Werkzeugs bediente, nicht um den schnöden Lohn eines beifälligen Lächelns verkauft, Persönlichkeiten blos ihrer politischen Ansichten wegen nicht mit Schmuz beworfen. Ein von selbstsüchtigen Zwecken und diabolischer Parteitaktik freier, meist ehrlicher und guter Wille war bei ihnen nicht zu verkennen. Was die politischen Zeitungen höhern Stils betrifft, deren Deutschland damals freilich nur wenige hatte, so gewannen diese unter den Einflüssen des Jahres 1830 unbestreitbar an Fülle und Inhalt der politischen Mittheilungen, auch in stilistischer Hinsicht. Das Correspondenzwesen entfaltete sich an den Mittelpunkten der europäischen Politik und überhaupt in den Metropolen zu einer immerhin erfreulichen Blüte. Neben politischen Verhältnissen wurden in diesen Correspondenzen auch Sitten-, Cultur-, Kunst- und Literaturzustände in einer oft sehr geschmackvollen und piquanten, wenn auch nicht immer sehr ernsthaften, aber gerade dadurch für den Geist der Zeit charakteristischen Weise dem Publicum vor Augen gestellt. Von eigentlich leitenden politischen Artikeln war noch immer nicht die Rede, aber wol, wie schon früher bemerkt, benutzten gouvernementale Personen, Staatsmänner und staatsmännisch gebildete Geister mehr als früher einflußreiche Zeitungen, um ihre Bekenntnisse und Ansichten über einzelne Lebensfragen der höhern Politik in ihnen niederzulegen. Daß dies noch immer nicht in gleichem Maße wie in Frankreich (wo freilich der bestechende Glanz der Diction und die geistreiche Dialektik in solchen staatsmännischen Ergüssen zu sehr oberstes Gesetz blieb, als daß davon für die politische Gemeinbildung der Nation viel Frucht hätte abfallen können) und in England geschah, blieb im Interesse der politischen Aufklärung höchlichst zu bedauern. Die angeborene Scheu der deutschen Staatsmänner vor der Oeffentlichkeit verbarg sich hinter der Maske einer vornehmen erkünstelten Verachtung die man gegen dieselbe zur Schau trug. Die gouvernementale Presse blieb fortdauernd ohne Einfluß, selbst ohne den Willen ihn zu gewinnen. Sie beschränkte sich wie die deutsche Presse in ihrer Incunabelnzeit auf bloße „Relationen". Zwar tauchten im Laufe der Zeit einzelne Organe auf die sich conservativ nannten und sich die Aufgabe stellten, dem immer mehr umsichgreifenden Oppositionsgeist entgegenzuwirken, wie das „Politische Wochenblatt" und der „Rheinische Beobachter", aber sie kamen über die bloße Opposition gegen die Opposition nicht hinaus, standen als verlorene Posten in trauriger Einöde und wirkten sogar dem Zwecke den sie sich angeblich gestellt schnurstracks entgegen. Sie haben auch nicht eine Spur von Wirksamkeit, wenigstens von keiner

wohlthätigen hinterlassen. Stüve hat noch jüngst in seinem Sendschreiben an seine hanoverischen Wähler über das „Politische Wochenblatt“ und richtungsverwandte Blätter sein Verdammungsurtheil gesprochen und sie der „tiefen Unwahrheit“ bezüchtigt. Der später entstandene „Janus“ von V. A. Huber meinte es wenigstens ehrlich und aufrichtig, und weil es der Herausgeber ehrlich meinte, hat er sich in jüngster Zeit von seiner Partei isolirt und zurückgezogen und in seiner jüngsten Schrift „Bruch mit der Revolution und Ritterschaft“, deren Tendenz der Titel ausspricht, gegen die ritterlichen Conservativen den Vorwurf gerichtet: „daß sie vor lauter doctrinairer Weisheit und Standesselbstsucht kein Herz für das Volk haben und sich nicht ernstlich um die wirklichen Zustände des Volks als Resultat der modernen Entwickelungen kümmern“. Das aber thun die englischen Conservativen in ihren Organen fortdauernd mit großem Ernst. Sie haben freilich ihre staatspolitischen Studien nicht auf einer pommerischen Landscholle, in einer kameralistischen Vorlesung und im Bureau gemacht, womit indeß nicht geleugnet werden soll daß sich z. B. die „Neue Preußische Zeitung“ wenn auch nicht aus Sympathie, doch aus politischer Klugheit mit den materiellen Nothständen angelegentlicher beschäftigt als manches Organ des conservativen Constitutionalismus.

Inzwischen bildete sich eine Mittelgattung von Staatsmännern und Publicisten aus, unter denen ich hier beispielsweise nur den geistreichen Baron von Eckstein nennen will, der jahrelang seine Beobachtungen über französische Zustände in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte und der vielfach angefeindet doch sehr Vieles richtiger gesehen und selbst vorausgesehen hat als seine Anfeinder. Zu dieser Gattung Publicisten ist auch wol Joseph Görres zu rechnen, dessen in Verbindung mit seinem Sohn Guido herausgegebene „Historisch-politische Blätter“ gerade dadurch für die Interessen der katholischen Kirche so viel Bedeutung gewannen, weil die Oppositions- und gewissermaßen Revolutionstendenz des alten „Rheinischen Mercur“ darin fortspukte und die volksthümlich gewordene Opposition gegen allen bureaukratisch-diplomatisch-gouvernementalen Schematismus die Basis blieb, von der aus dieses fulminante Schreibetalent zu Gunsten ultramontaner Zwecke operirte. Ueberhaupt kann man nicht leugnen daß die Interessen des Katholicismus in Deutschland wie in Frankreich (Montalembert) eine zeitlang von energischen Talenten vertreten wurden, denen die damals erschlaffte und allerdings mit dem bureaukratisch-polizeilichen Schematismus allzu eng verbündete Gegenseite kaum etwas Anderes gegenüberzustellen hatte als die Tirailleurschwärme philosophisch-belletristischer Journalisten und (später) deutschkatholischer Wanderprediger, die von vornherein dem specifisch-nationalen Geiste, mit welchem die Ultramontanen freilich meist nur zum Scheine und aus macchiavellistischer Tendenz liebäugelten, und dem kirchlichen Sinne fast gänzlich abgesagt hatten.

Dies führt uns von selbst auf den Zustand der belletristischen Journalistik, wie er sich unter den Einflüssen des Jahres 1830 gestaltete. Der belletristischen Presse genügte die Tendenz der bloßen Unterhaltung fortan nicht mehr; je eifriger die deutsche Centralbehörde beflissen war den politischen Oppositionsblättern und -Blättchen durch ihre Decrete den Garaus zu machen, um so schlauer verkappte sich der einmal vorhandene unaustilgbare Oppositionsgeist in Tendenznovellen, Tendenzromanen, Tendenzgedichten, ja Tendenzkritiken und Tendenztheaterrecensionen. Mit einer Tendenz legte sich der Journalist von damals zu Bett und mit einer Tendenz stand er wieder auf. Man setzte den Bohrer der Tendenz nicht nur an die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen, sondern auch an die Ehe, an den historischen Christus, an den persönlichen Gott. Romanbeefsteaks mit Tendenzsauce, Novellencotelettes mit Tendenzsauce, raisonnirende Fricassées mit Tendenzsauce, kritische Hühnerpasteten mit Tendenzsauce, lyrische Würstchen mit Tendenzsauce: es war wahrhaftig zu viel um von einem ehrlichen Menschenmagen vertragen zu werden. Besonders gute Geschäfte wurden in der Tendenz der Frauenemancipation gemacht, einem höchst nebelhaften Begriff, dessen Vertreter meist sehr bald in die Lage kamen sich solche bedenkliche Tendenzen verbitten zu müssen. In dem Vordergrunde stand auch die Emancipation jener weltklugen, rastlos thätigen, auf allen, auch den geistigen Gebieten leicht orientirten Kinder des Orients, die, indem ihnen die Tendenzen und der Geist unserer Zeit zu Hülfe kamen, auf dem Gebiete der Tagesliteratur immer mehr die Herren zu spielen anfingen. Es fehlte nicht viel zu einem Compromiß, wonach für jeden zu einem christlichen Cultusminister oder Consistorialrath ernannten aufgeklärten Juden ein vorurtheilsfreier Christ zum Oberrabbiner oder Vorsänger in der Synagoge zu ernennen sei!

Indeß bin ich nicht gemeint in unserer so sehr zum Ernst auffodernden Zeit (die aber doch wieder zu spaßhaft ist, um ihr gegenüber stets seinen Ernst bewahren zu können) die so ernste Sache, um die es sich hier handelt noch weiter mit den Narrenglöckchen des Scherzes zu behängen. Der Cultus der Tendenz wie er damals in der Tagespresse eingerissen war hatte auch eine sehr ernste und berechtigte Seite; komisch wurde er nur durch den Misbrauch den man mit ihm trieb. Aber in jenem Tendenzcultus war doch wenigstens die Anerkennung ausgesprochen daß es für eine Nation noch etwas Höheres gäbe als den bloßen ästhetischen Genuß, dem sich die literarische Genossenschaft bis dahin in die Arme geworfen hatte, als das blos phantastische Traumleben, in welchem sich die Romantik abgeschwelgt hatte, als der ausschließliche Unterhaltungszweck, der zuletzt selbst die veredelnde ästhetische Tendenz auf der Bühne und in der Journalistik verdrängt hatte. Das Talent, das bis dahin nur zu sehr bestrebt war sich selbst zu genügen und seine Willkürlichkeiten und Ausschreitungen dem Publicum als Gesetz aufzulegen, unterwarf sich einer höhern Bedingung und Maßbestimmung, der Tendenz. Reichte sein eigenes Fleisch nicht hin das Publicum zu sättigen,

so war doch noch die Zugabe da, die Tendenz, an welcher es seinen Hunger stillen und sein bischen Denkkraft üben konnte. Wennschon der weitbauschige Mantel der Tendenz so manche Talentlücken und Autorschwächen bedecken mußte, so ist doch nicht zu leugnen daß in dieser Richtung sowol in der Lyrik als in der Novellistik und Kritik so manches Schöne und Gute geleistet worden ist. Der Stil dieser Tendenzliteratur blieb zwar weit entfernt von der schwer nachzuahmenden classischen Einfachheit der Prosa Lessing's, Goethe's und Fichte's, aber es drückt sich in ihm durchaus das Streben aus in sauberer, geschmackvoller und eleganter Toilette vor dem Publicum zu erscheinen. Mochte er auch zuweilen zu gekünstelt und überladen sein, so gab sich doch auch dadurch die Absicht kund zu gefallen und das Auge aufsichzuziehen. Auch schrieb man bereits für eine Generation, deren Aufmerksamkeit nicht mehr durch Einfachheit, sondern fast nur noch durch piquante Wendungen und namentlich antithetische Verschnörkelungen zu gewinnen war.

Ich spreche hier von der Periode der „Zerrissenheit“ und des „Weltschmerzes“. Diese sind vielfach lächerlich gemacht worden, aber die Zerrissenheit und ein unenträthselbares schmerzliches Ungenügen, welches bei aller Frivolität die Menschheit durchzuckte, waren da wie sie noch jetzt da sind. Jeder der in seinen Busen greift, jede Partei gesteht es ein, nur daß sie die Grundursache davon niemals in sich selbst, sondern stets in der ihr feindlichen Partei findet. Spuren dieser Zerrissenheit, dieses dunkeln trüben Schmerzes lassen sich schon bei den Romantikern deutlich und zahlreich genug wahrnehmen. Zacharias Werner und Friedrich von Schlegel lagerten ihn im Schoose der alleinseligmachenden Kirche ab, Heinrich von Kleist rang mit ihm in seinen alle gleichzeitigen Versuche weit hinter sich lassenden dramatischen Dichtungen, bis er sich mit selbstmörderischer Hand von ihm erlöste; dieser Schmerz brütet in so manchen unheimlich düstern Balladen Chamisso's, und wahnsinnig dreht er sich, um sich zu betäuben, in dem wirbelnden Tanze der Hoffmann'schen Gespensterfratzen mit um. Selbst einige der Hauptgegner der modernen Tendenzliteratur steckten doch voller Tendenzen, voller Zerrissenheit und Weltschmerz, und sowol Immermann's „Epigonen“ als Wilibald Alexis' an originellen Zügen reiches „Haus Düsterweg“ gingen aus Stimmungen hervor welche diesem Schmerze verwandt waren. Und wenn Platen diesen Schmerz in seinen zur Elfenbeinglätte gefeilten Poesien auch meist überwunden hatte, so grinst uns seine unheimliche Maske aus der leidenschaftlichen Heftigkeit womit er sich an den politischen Fragen der Zeit und namentlich an der literarischen Polemik betheiligte, aus seiner ganzen trüben Art, die eigenen Lebensverhältnisse und die seiner Nation zu betrachten, doch schroff genug entgegen. Soll ich noch an Waiblinger und an Grabbe erinnern, der diesen Schmerz mit wahren Felsenlasten von Ungeheuerlichkeiten zu erdrücken suchte? Oder soll ich auf die Briten Shelley und Byron zurückgehen, von denen namentlich der Letztere — leider! — das Idol wurde, das deutsche Dichter (als ob die Copie englischer Lordscapricen sich bei einem armen deutschen Poeten und Literaten nicht höchst sonderbar ausnähme!) selbst in ihren Lebensgewohnheiten nachzuahmen strebten? Die Unruhe, welche für die Gegenwart bezeichnend ist, ist eben nur die Summe der unklaren und unzufriedenen Stimmungen aller Einzelnen, und der Riß welcher durch die ganze moderne Menschheit geht schneidet auch jedem Einzelnen mitten durch das Herz.

Das sogenannte (literarische) Junge Deutschland nannte diesen Schmerz nur beim rechten Namen und führte ihn in Person auf den offenen Markt, auf das „Forum der Journalliteratur“. Wenn sich aber etwa ein halb Dutzend Autoren als Junges Deutschland proclamirten, so war dies ziemlich willkürlich, da trotz einzelner Abweichungen in Betreff ihrer Begabung oder Ansichten alle productiven Talente der damaligen Zeit dieselbe Grundrichtung wiederspiegelten. Ich nenne hier nur den zuletzt von den Banden des Wahnsinns umschnürten Lenau, den unstät umhergetriebenen Heinrich Stieglitz und seine Charlotte, deren selbstgewähltes Lebensende ganz und gar in dieser schauerlich-unruhigen Stimmung der Zeit wurzelte, Georg Büchner, Sallet, die noch lebenden Prutz, Dingelstedt, Beck, Duller, Willkomm, Mosen, Koenig, Schücking, Hebbel, Freiligrath, Kinkel, Meißner, von denen es jedoch der Mehrzahl gelungen ist sich zu einer mehr objectiven Anschauung sich selbst und der Wirklichkeit gegenüber abzuklären, während Andere, die sich einbilden ihre poetischen Ideale ebenso leicht ins Praktische zu übersetzen wie es ihnen etwa mit der Uebertragung sinniger englischer Lieder ins Deutsche gelungen ist, noch immer vom Strudel der politischen Bewegung auf- und abgewirbelt werden.

Es ging aber jedenfalls eine frische Bewegung durch die strebende jüngere Schriftstellerwelt zu der Zeit als das Junge Deutschland sich der Herrschaft über die deutsche Journalistik bemächtigte und die literarischen Würden und Aemter unter sich und seinen Anhängern vertheilte. Die Bewegung war wie jede geistige Bewegung in Deutschland im Beginne gutgemeint, rein und idealisch. Die Zerrissenheit, die Selbst- und Herrschsucht Einzelner, der Neid, die Zanksucht, das Ueberschätzen und Ueberbieten seiner selbst und seiner Hülfsmittel, die Treulosigkeit und Abtrünnigkeit und der jedes Resultat vernichtende Widerstand von oben und unten, von rechts und links trüben die deutschen Bewegungen erst später, und freilich immer noch zu früh. Es war ein Ereigniß in der literarischen Welt, als Laube und dann Kühne die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahmen, als erst die im Werk begriffene Gutzkow-Wienbarg'sche „Deutsche Revue“, sodann in Preußen der Mundt'sche „Literarische Zodiacus“ (wol das trefflichste unter den journalistischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, wie denn Mundt überhaupt ein anerkennenswerthes Geschick darin bewies, schriftstellerische Talente

und namentlich jüngere für centralliterarische Bestrebungen zu gewinnen), endlich sämmtliche erschienene oder noch erscheinen sollende Geisteserzeugnisse dieser Gruppe Schriftsteller, d. h. die Kuh und das Kalb dazu verboten und unterdrückt wurden! Man erstickte ein Fünkchen im Aschenhaufen, während im Innern der menschlichen Gesellschaft die Kohlenlager schon in einem Brande standen welcher nur nach einem Ausweg suchte. So viel ist wenigstens gewiß daß das literarische Junge Deutschland an der pariser Februarrevolution vollkommen unschuldig war, und daß Ledru-Rollin, Mazzini und Kossuth ihre Revolutionsgrundsätze nicht aus Wienbarg's „Aesthetischen Feldzügen" und Gutzkow's „Wally" schöpften!

Der Leserkreis des Jungen Deutschland war überhaupt niemals sehr ausgedehnt und erstreckte sich, so nach oben wie nach unten, sehr wenig über die Grenzen des sogenannten eleganten Publicums oder des eigentlichen Salonpublicums hinaus. Es gab Landstriche in Deutschland wo von den jungdeutschen Schriften und Journalen vielleicht kein einziges Exemplar abgesetzt wurde, und wo man infolge des Rumors welchen das Verbot derselben erregte dieses literarische Junge Deutschland mit jenem politischen, das den Dolch unter der Weste und aufrührerische Proclamationen unter der Fußsohle trug, zu verwechseln pflegte. Gerade der Hauptvorzug dieser literarischen Gruppe: eine elegante und geschmackvolle Behandlung der Tagesfragen, beschränkte ihre Wirksamkeit. Die großen Massen waren bereits der Aesthetik entfremdet und verlangten nach möglichst derber Kost, während die Männer des Amts und der Wissenschaft sich (mit wenigen zu zählenden Ausnahmen) immer mehr von der allgemeinen Literaturbewegung abschlossen, wenig Inspirationen mehr von ihr empfingen, aber auch wenig Einfluß mehr auf sie ausübten. Die Hegel'sche Coterie in der Wissenschaft hatte zwar schon 1827 ein literarisches Centralorgan, die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", ins Leben gerufen, aber auch dies Unternehmen war, über so vorzügliche Kräfte es auch zu verfügen hatte, ein Schlag ins Wasser und blieb immer nur Organ einer wissenschaftlichen Coterie, obschon oder vielleicht gerade weil es wie das „Journal des savants" von einem Ausschuß gesichtet und unter die Aufsicht der Hegel'schen Polizei gestellt wurde. Es weist immer auf einen empfindlichen Mangel, eine fühlbare Lücke im Leben einer Nation hin, wenn ihre „Savants" eine so hervortretende Rolle spielen und ein so exclusives Völkchen für sich bilden wie in Frankreich und Deutschland, welches letztere sein altes Erbübel eine Copie des erstern zu sein auch in diesem Punkte nicht verkennen läßt. Und die deutsche sowol als die französische Publicistik erscheint bei allem Geist den sie entwickelt dem Kenner ungemein phrasenreich, wenn er sie der englischen Journalistik und Publicistik gegenüberstellt.

Die Journalunternehmungen des Jungen Deutschland, zu denen im Verlauf der Jahre noch Gutzkow's „Telegraph", Duller's „Phönix" und andere hinzutraten, rangen, solange sie existirten, mit ihrer Existenz; trotzdem raisonnirten und commandirten ihre Redacteure so sicher und selbstbewußt als ob sie die ganze Nation hinter sich hätten. Es war dies dieselbe gutgemeinte, aber phantastische Verblendung die später so manchen politischen Parteiführer zu dem Wahne verleitete, daß wenn nicht das ganze deutsche Volk, doch die große und einflußreichste Mehrheit desselben seine Gefolgschaft bilde. Auch in andern Punkten zeigte sich die Bewegung des literarischen Jungdeutschlands der spätern politischen verwandt, denn obschon man ihm „Kameraderie", Cliquensucht und ein nur zu wohlorganisirtes gegenseitiges „Lobassecuranzsystem" vorwarf, war doch der Geist des zersplitternden Individualismus überaus mächtig im jungdeutschen Kreise.

Jeder dieser Richtung Angehörige strebte zumeist dahin sich ein eigenes Organ zu schaffen und auf eigene Hand Tendenzwirthschaft zu treiben. Gerade so brachte es 1848 weder die demokratische noch die reichsparlamentarische oder sogenannte deutsch-constitutionnelle Partei zu einem Centralorgan, sondern nach den Grundsätzen der unbändigsten freien Concurrenz tauchten an den verschiedensten Punkten Deutschlands Hunderte von demokratischen oder constitutionnellen Blättern auf, die denn auch bis auf wenige, welchen es gelang in der nächsten Localität Wurzel zu schlagen, in der abonnentenleeren Atmosphäre rasch hintereinander ihr Leben aushauchten. Das Junge Deutschland zeigte sich somit echtdeutsch, sowol in diesem zersplitternden, die Kräfte zertheilenden und Talente und Capitalien unnütz verpuffenden Individualismus als in der Coteriesucht, in der Neigung, erst mit möglichst Vielen, dann mit möglichst Wenigen, zuletzt mit sich allein zu gehen, welche Neigung sich ja auch im Schicksal der deutschen „Union" deutlich genug abspiegelt. Die deutsche Literatur hat sich im Grunde von jeher in Coterien fortentwickelt, bald eingeengt, bald erweitert; der Leipzig-Gottsched'schen Coterie stellte sich die der Schweizer und der Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen" gegenüber, dann folgte der Göttinger Hainbund, die kritische berliner (Lessing-Nicolai'sche) Coterie, die weimarische, die Kotzebue-Merkel'sche Clique und im Gegensatz dazu die der Romantiker, die schwäbische Dichterschule, das Junge Deutschland, die Coterie der „Halleschen Jahrbücher" und so fort in Ewigkeit, bis die deutsche Nation wie alles Irdische ein Ende nimmt — der Himmel weiß wie, aber sehr wahrscheinlich mit Schrecken.

Das Junge Deutschland und was drum und dran hängt blieb als Product einer tendenziös gewordenen Zeit zwar an Fülle und Ursprünglichkeit der poetischen Productivität noch hinter der Romantischen Schule, die es bekämpfte und an welche es, namentlich an die Tieck'sche Ironie, vielfach doch anknüpfte, ein wenig zurück, aber es zeigte doch das Bestreben, ja den Heißhunger sich mit dem Leben der Gegenwart zu sättigen und in seiner Weise an der Verschmelzung und Aussöhnung der bisher unvermittelt gebliebenen theoretischen Bildungsnor-

men mit den praktischen Foderungen der Zeit mitzuarbeiten. Insofern bezeichnet es troß der mancherlei Fehltritte im Einzelnen einen Fortschritt. Nur waren die Vertreter dieser Richtung meist sehr wenig praktisch geschulte Leute, nicht gestählt und wind- und wetterfest gemacht durch die Umgebungen und Einflüsse eines öffentlichen Staats- und Volkslebens von Jugend auf, durch den Anblick einer Aristokratie die es nicht blos dem Namen nach ist, eines selbständigen Bürgerthums welches es in Wirklichkeit und dem sein Haus zugleich sein Bollwerk ist; die Schriftsteller von damals waren und konnten nichts Anderes sein als junge strebsame, mit mancherlei Wissen ausgerüstete Talente (von denen es auch manches späterhin auf andern Gebieten zu einer Art Vollkommenheit gebracht hat), als selbstemancipirte Ausnahmswesen; aber sie waren keine politischen Charaktere, deren ja selbst die Deutsche Nationalversammlung, zu welcher alle deutschen Stämme ihre Besten und Tüchtigsten beisteuerten, im Grunde sehr wenige insichschloß. Sie steckten wie wir Alle in gleichen Jahren wenigstens damals noch voll Universitätsphantastik und Idealistik, sie hatten das Leben meist nur kennengelernt wie man es eben aus Büchern, in Universitätskreisen, in Familien- und ästhetischen Theecirkeln und auf kleinen Rundreisen an der Table d'Hôte kennenlernen kann. Die Lücken dieser Lebenskenntniß stopften sie mit dem Werg der Hegel'schen Terminologien und ihre Herzenswunden mit der Charpie Dudevant'scher Emancipationsideen. Sie fanden keine geschlossene Nationalität, überhaupt keine festen sittlichen Positionen vor, die ihren idealischen Bestrebungen einen Halt gewähren konnten; daher suchten sie ihren Standpunkt außerhalb, um die deutsche philisterhafte Welt aus den Angeln zu heben; sie riefen bald den französischen Esprit, bald den englischen Humor, der freilich sehr verdünnt wurde, zu Hülfe, was mit einem Zusatz von Heine'scher Frivolität und Malice, von Hegel'scher Nebulosität und wieder von Jean Paul'scher Sentimentalität und Byron'scher Blasirtheit eine etwas wunderliche Composition abgab. Für sie kamen die Erfahrungen und Enttäuschungen der Jahre 1848 und 1849 zu spät, wie sie für die jüngere Generation noch immer zu früh kamen.

Es ging nun wie es in Deutschland immer geht. Aus dem Schoose des Jungen Deutschland wand sich ein jüngeres los, die Coterie der „Halleschen Jahrbücher", die ohne alle Ceremonien, wie sie sonst bei Opferungen gebräuchlich sind, mit der stachelbesetzten Keule einer vernichtenden Kritik gegen jenes zum tödtlichen Streiche ausholte. Der Radicalismus der jüngsten Periode kündigte sich in diesen hallisch-deutschen Jahrbüchern an, in denen der Hegel'sche Kriticismus wahrhafte Bluthochzeiten feierte. Der Holzstoß auf dem die mit den Sanbenitos Bekleideten geopfert wurden qualmte in ihnen fast ohne Unterbrechung. Ein Kind der Literatur nach dem andern sank in den Armen dieses glühenden Molochs in Asche zusammen. An jubelnden Zuschauern und klatschenden Händen fehlte es dem Schauspiele natürlich nicht. Alles historisch Gegebene wurde für nichtig erklärt; die neue gesellschaftliche und staatliche Ordnung sollte aus der reinen schrankenlosen Idee heraus reorganisirt werden. Aus diesem speculativen Fanatismus konnte aber nichts Schöpferisches hervorgehen, weil keine Zeugung ohne Liebesfülle, wenn auch nur augenblickliche, gedacht werden kann. Der Irrwahn der Männer der „Halleschen Jahrbücher" war der daß sie glaubten eine Nation lasse sich von einer philosophischen Sekte Gesetze für ihr Denken und Begreifen und Maßregeln für ihr praktisches Verhalten vorschreiben, die menschliche Gesellschaft lasse sich auf dem Wege theoretischer Heischesätze umgestalten, und es sei für die politische Wiedergeburt eines Volks hinreichend, wenn eine philosophische Schule frischweg Alles negire was sich außerhalb ihrer Sphäre bewegt und regt und nicht durch die Lungen ihrer Kategorien athmet. Dieser philosophische Terrorismus begriff nicht daß der Geist der Menschheit sich in ebenso vielen abweichenden Formen offenbart wie die Natur, und daß er sich ebenso wenig vorschreiben läßt wie er sich entfalten als die Pflanze wie sie wachsen soll. Einzelne kamen noch zu rechter Zeit zur Besinnung, wie denn Prutz, der sich als productiver Geist nicht auf die Dauer in der Gesellschaft dieser Zerstörungsmenschen behaglich fühlen konnte, sich sehr bald veranlaßt sah gegen den hohlen, Alles verflüchtigenden Ruge'schen Kosmopolitismus anzukämpfen.

Aber als Symptom der Zeit waren die „Halleschen Jahrbücher" von unschätzbarem Werth. Sie ließen, zusammengehalten mit andern Erscheinungen, keinen Zweifel mehr über den Grad und Umfang übrig, welchen die radicalen und destructiven Neigungen im Schoose der gebildeten Gesellschaft erreicht hatten. Das jedoch muß man anerkennen daß sie sich, so vernichtend ihre kritische Methode auch war, fern von eigentlichen Persönlichkeiten hielten. Insoweit war ihnen eine in gewissem Sinne noble Haltung nicht abzusprechen; umsomehr wimmelte es, namentlich nachdem das äußere Misgeschick (in echtdeutscher Weise) auch den innern Zerfall des Jungen Deutschland und seiner nähern und fernern Genossen herbeigeführt hatte, in den niedern belletristischen Journalen und in den politischen Localblättern von persönlichen Angriffen, Verdächtigungen und Verleumdungen der schlimmsten Art. Der persönliche Todtschlag wurde der oberste Grundsatz aller Polemik. Man hätte es kaum für möglich halten sollen daß eine civilisirte, geschniegelte, im geselligen Verkehr alle feinen Künste der Höflichkeit und Urbanität entfaltende Gesellschaft solche häßliche Leidenschaften in ihrem Schoose herberge! Die echauffirten Phrasen von Humanität, Volksbeglückung, Nationalehre, die ja durch solche rohe Ausbrüche täglich bloßgestellt wurde, konnten unter solchen Umständen über ihren Unwerth und ihre Hohlheit keinen Augenblick täuschen. Die politische Poesie löste sich immer mehr in grimmige Declamationen oder bloße prickelnde Sticheleien auf. Der allgemeine Mismuth welchem in geregelten Kanälen abzufließen nicht gestattet war suchte sich

ungeregelte Abflußkanäle, machte mit jeder Oppositionsäußerung, aus wie unlauterer Quelle sie auch stammen mochte, Gemeinschaft und erblickte selbst in den deutschkatholischen Concilien das Morgenroth eines neuen Tags. Sogar an die imponirende, so große nationale Hoffnungen erweckende Erscheinung des preußischen Vereinigten Landtags knüpfte sich der Unsegen der Zeit, daß seiner Wirkung die Spitze abgebrochen wurde, durch kalte Entgegnung von oben her und durch Mistrauen und Gleichgültigkeit von unten her. Es kam so weit daß selbst ein Karl Heinzen eine Rolle spielen und als Wortführer und Märtyrer der Freiheit von Vielen angesehen werden konnte! In den kleinen politischen Oppositionsblättern, die hier und da trotz alles Preßzwangs emportauchten, gelangte ein abstoßend roher und ungebildeter Ton (man denke beispielsweise an die „Manheimer Abendzeitung"!) immer mehr zur Herrschaft. Die communistischen Tendenzen machten im Geheimen mächtige Fortschritte, verdrängten die feinern Tendenzen des nun für aristokratisch verschrieenen Jungen Deutschland und wurden in Flugschriften unter den Massen, in Romanen unter dem „gebildeten", d. h. dem (Gott sei bei uns!) Leihbibliothekenpublicum, weiter zu verbreiten gesucht. Schon sollte auch *die Aristokratie des Geistes und Talents* nicht mehr *gelten* und Poesie und Kunst nur noch als Dienerinnen und Vermittlerinnen dieser Destructionstendenzen geduldet werden. Bei den Gebildeten selbst hatten ja Eugen Sue und andere geistesverwandte monströse Schriftsteller, welche die materiellen Nothstände des Volks zu egoistischen Zwecken ausbeuteten, die Lecture und das Verständniß der classischen Autoren gar sehr in den Hintergrund gedrängt. Wie aufgewühlt die Massen bereits waren, zeigten die Emeuten welche im Frühjahr 1847 wie an einer elektrischen Kette ganz Deutschland vom Auf- bis zum Niedergange durchzuckten. Die Achtung und Scheu vor der Autorität und den Autoritäten war nicht ohne deren schwere Mitschuld, wie sich immer deutlicher zeigte, auch in Deutschland furchtbar untergraben, weil die Menschen dem Gesetz nicht als freie, an Selbstregierung gewöhnte Geschöpfe gegenübergestellt waren, weil zwar sehr viel geschehen war, ein ebenso oberflächliches als dünkelhaftes und zum Absprechen allzeit fertiges Wissen zu fördern, aber sehr wenig um den gesunden Menschenverstand auf eine tüchtige Grundlage zu stellen. Die Schuld daran trugen nicht ausschließlich die Regierungen, sondern auch die gebildetern und höhern Classen, die sich alles Einflusses auf die Massen beraubt hatten und selbst an Liebe und wahrem Autoritätsglauben ziemlich arm waren. Friedrich List, dessen Dahingang in diese unerquickliche Zeit fiel, eine mit allen Eigenschaften zu einem echten Volksmanne ausgerüstete Persönlichkeit, wußte ein Lied davon zu singen daß die Regierungen (denen er freilich keinen großen Dank schuldig war) nicht allein es sind, von denen die Hemmungen ausgehen, die zuletzt auch die gewaltigste Kraft zu lähmen und aufzureiben im Stande sind. Auch seine principiellen Gegner werden eingestehen daß List zuerst in seinen Journalen (schon sehr früh in seinem „Organ für den deutschen Handel und Gewerbestand", sodann im „Zollvereinsblatt") die commerciellen Bedürfnisse Deutschlands im staatsbildenden, nationalen Sinne und im Zusammenhange mit allen Zweigen der nationalen Arbeit auffaßte und Fragen und Gegenstände der Nationalökonomie auch weitern Kreisen durch klare, praktische Behandlung nach der Methode der Engländer zugänglich zu machen wußte. Diese umfassende, an den common sense anknüpfende Methode, diese Popularisirung der den Deutschen meist so spröden nationalökonomischen Begriffe ist List's Hauptverdienst, das ihm bleiben wird, selbst wenn die handelspolitische Zukunft Deutschlands nicht seinem Princip gehören sollte. Ein Plan zur Errichtung eines „nationalen" Verlagsgeschäfts, welchen dieser projectereiche Mann noch vor seiner letzten londoner Reise dem Verfasser dieser Zeilen entwickelte, ging mit ihm ins Grab. Das Jahr 1848 hat an List eine bedeutende Kraft verloren, List schwerlich etwas an dem Jahre 1848, das zu seinen vielen Täuschungen nur noch eine neue gefügt haben würde.

In jene die vulkanischen Stoffe für die Februarkatastrophe im Geheimen mischende Zeit fällt auch die Gründung der „Deutschen Zeitung", die ich in diesem Zusammenhange zu nennen nicht unterlassen möchte. Noch 1827 vereinigte sich, wie wir gesehen haben, ein Kreis bedeutender Gelehrten zur Herausgabe eines Organs im Sinne des „Journal des savants", der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", und nur zwei Decennien später sehen wir einen andern Kreis von Gelehrten eine Zeitung ins Leben rufen, welche dem entgegengesetzten Extrem huldigte, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Aesthetik und Philosophie als solche gänzlich ignorirte und nur das Thema der hohen Politik verhandelte. Was sie in dieser Richtung Treffliches leistete ist bekannt. Die „Deutsche Zeitung" sollte eine Schule der constitutionnellen Gesinnung und Bildung für das deutsche Volk sein, und das zu werden und die politischen Wühlerblätter zum Schweigen zu bringen würde ihr auch gelungen sein, wenn sie dahin getrachtet hätte mehr auch das Vertrauen der das eigentliche Volk bildenden Classen zu gewinnen, und wenn nicht der radicale Umsturz in Paris alle Combinationen über den Haufen geworfen hätte. Die Constitutionnellen ernteten freilich auch hier was sie gesäet. Sie hatten der jedenfalls den Interessen der höhern Civilisation nicht ungünstigen constitutionnellen Regierung Ludwig Philipp's in jeder Weise ihre moralische Unterstützung entzogen und dadurch einem Zustande in die Arme gearbeitet, der nothwendig durch das Experiment einer cruden Republik zu jenem Absolutismus führen mußte, der unter dem Namen einer „Monarchie der organisirten Demokratie" (man ist in Frankreich nie um Namen verlegen) die Volkssouverainetät zu repräsentiren vorgibt. Man wird jetzt einsehen daß eine Repräsentativregierung im Sinne der englischen in Frankreich undenkbar ist, und daß der „Scheinconstitutionalismus" Ludwig Philipp's gerade so constitutionnell war als dies der Bildungsgrad und die Zustände des französischen

Volks erlaubten. Die Corruption liegt diesem Volke im Blute. Ein ehrliches constitutionnelles Werk ist mit dieser Corruption ebenso wenig zu vollbringen als trotz ihr.

Es ist allerdings richtig daß es vor dem Jahre 1848 ein Gemeingefühl gab, welches auch den Schriftsteller und den Journalisten trug und hob und ihn für viele Unbilden entschädigte, die namentlich auf dem deutschen Schriftsteller lasten. Wir sahen damals Alle einer messianischen Zeit entgegen und erblickten den Grund aller Uebelstände nicht in uns selbst, sondern ausschließlich in der Ungeschicklichkeit oder dem Miswollen der Staatslenker. Wir hatten noch keinen Einblick in die Corruption des ganzen Geschlechts. Wir glaubten noch an irgend einen versteckten politischen Messias, an eine neue Kunst und Poesie, an die deutsche Einheit und die deutsche Flotte, an die unwiderstehliche Macht der Presse, wenn sie erst frei wäre, an die Triumphe parlamentarischer Beredtsamkeit, an das Recht der Nationalitäten und der Majoritäten, an die Uneigennützigkeit der Oppositionsmänner, an die Vortrefflichkeit des Instituts der Bürgerwehr, an die politische Reife und Mündigkeit der Franzosen, die uns einzureden wußten daß sie sich hinter den pariser Wagenburgen für die Freiheit und Emancipation aller Völker schlügen, und an unsere eigene Besonnenheit und Mäßigkeit. Wir schwärmten auf Liederfesten und Germanistenversammlungen; unsere Dichter rissen die Grabeskreuze aus der Erde, um sie den „Tyrannen" an den Kopf zu schleudern, und es fehlte nicht viel, so hätten die Protestanten den Heiligen Vater, den „liberalen" Papst Pius IX., eingeladen an den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins theilzunehmen.

Es würde zu weit führen, Musterung über die Leichen der Illusionen zu halten, die auf dem Blachfeld der jüngsten politischen Kämpfe liegengeblieben sind, meist die Todeswunde auf offener Brust, denn sie haben wenigstens nicht ohne Muth gekämpft. Eine schwüle, stickige Stille herrscht nun über dem Schlachtfelde. Nur hier und da sieht man einige Schatten dieser Illusionen über dem Schlachtfelde unruhig hin- und herhuschen, als ob sie ihren Körper suchten, um ihn wieder zu beleben.

Die Enttäuschung war freilich sehr hart und niederdrückend, fast maßlos, aber sie war nothwendig. Die Decke mußte gehoben werden, damit wir, wenn auch mit einigem Schauder, erkannten, wie der Zustand des Gesellschaftskörpers eigentlich beschaffen war. Wir mußten die Theatergarderobe und die geschminkten Wangen unserer politischen und socialen Phrasen einmal im hellen Sonnenlicht der Wirklichkeit statt im verschönernden Glanze unserer Illusionen erblicken, um zu erfahren wie viel unechter Flitter an jener, wie viele unechte aufgelegte Farbe an diesen hafte. Wir mußten vorallem erkennen daß in den Blutlachen die sich von Zeit zu Zeit auf dem Straßenpflaster und in den Gossen von Paris bildeten keinerlei Befruchtungsstoff enthalten sei, welcher der Entwickelung der Freiheit wie die Germanen sie verstehen zugutekommen könne.

Auch die Schmuz- und Blutlachen welche sich in großer Zahl während der Jahre 1848 und 1849 in der deutschen Presse bildeten enthielten, wie wir erlebt haben, keine organischen Freiheitskeime, keine plastischen Bildungsstoffe. Alle jene häßlichen Leidenschaften welche die vormärzliche belletristische Presse in ihrem letzten Stadium verunstaltet hatten, Zanksucht, Neid, Haß, Verdächtigung, Roheit und giftige Verleumdungssucht, suchten sich nun einen andern Kanal, den der politischen Presse, namentlich der demokratischen Winkelpresse, um dort ihren Schlamm und Moder abzusetzen. Diese politische Schmähpresse überzog damals, wie sich Jeder erinnern wird, ganz Deutschland wie ein giftiger Schwamm. Nicht genug daß man sich darin überbot durch unpraktische, gedankenlose und triviale Phrasen Bulwer's Ausspruch: die Deutschen seien ein „Volk von Denkern", Lügen zu strafen, man schien auch die größte Eile zu haben sie zugleich um den gewiß nicht unfeinen Ruhm, ein gesittetes, gemüthvolles und humanes Volk zu sein, so gründlich als möglich zu bringen. Auf die Vernichtung alles Autoritätsglaubens sollte die neue demokratische Revolution basirt werden! Als ob dann nicht consequenterweise zuletzt, wie auch wirklich geschehen ist, die Revolution selbst um alle Autorität kommen müßte! So verfing sich das Revolutionssystem in den Stricken die es für Andere gedreht hatte und erwürgte selbst daran!

Die zur Bekämpfung dieser Auswüchse in das Leben gerufene „Reactionspresse" suchte ihnen mit gleichen Waffen zu begegnen und den Teufel durch des Teufels Großmutter auszutreiben. Das mochte unter den damaligen Umständen nicht zu vermeiden sein. Aber Curen mit Quecksilbersublimaten haben immer etwas Bedenkliches. Der menschliche Körper ist selten im Stande das in großen Dosen eingenommene Sublimat wieder so vollkommen auszustoßen daß davon keine empfindlichen Nachwehen übrigbleiben. So verhält es sich auch mit dem gesellschaftlichen Organismus. Auch hatte man jenes ohnehin einer Grundneigung des gegenwärtigen Geschlechts entsprechende Genre gehässiger und rein persönlicher Polemik durch den Gebrauch liebgewonnen und setzte es zur eigenen Befriedigung und zur Belustigung der Abonnenten, die man dadurch zu fesseln glaubte und zum Theil auch wirklich fesselte, selbst dann noch fort, als das Object schon so sehr in den Hintergrund getreten war daß eine wirklich aufrichtige und kluge Politik geboten hätte, die Praktiken und Kniffe der Journalpolemik aus dem Jahre 1848 gänzlich von sich zu thun. Aber freilich hatten selbst manche officielle und halbofficielle Organe das böseste Beispiel gegeben, indem sie die verhängnißvolle Polemik zwischen Classe und Classe, Partei und Partei ihrerseits zwischen Volksstamm und Volksstamm, Staat und Staat, Regierung und Regierung (wie die ultramontanen Blätter noch jetzt zwischen Confession und Confession) in aufregendster Weise fortsetzten. Und während man so alles Mögliche that die Leidenschaften wach zu halten und den Oppositionsgeist gewissermaßen zu sanctionniren, glaubte man einer Prolongation des Umsturzes vorgebeugt zu

haben, wenn man irgend einem unglücklichen Literaten die Prolongation der Aufenthaltskarte verweigerte.

Die constitutionnelle Presse ließ zwar vielfach die Umsicht und die Kaltblütigkeit vermissen, die gerade dann am nöthigsten sind, wenn das Treffen auf seiner kritischen Höhe steht und ein einziger verfehlter Augenblick, ein einziges unbesonnenes Manoeuvre alle errungenen Vortheile in Verlust und Niederlage verwandeln kann, aber sie hielt sich wenigstens frei von rohen Excessen, von Brandschatzungen der Persönlichkeiten und Einbrüchen in das Heiligthum des Familienlebens. In ihren Reihen marschirte auch zum weitaus größern Theil die ästhetische und belletristische Garde Deutschlands. Sie mußte sich wol dahin wenden wo sie noch das meiste Maß und die meiste ästhetische Reinlichkeit zu finden hoffen durfte. Mit den specifisch Constitutionnellen führte sie jedoch weniger eigentliche Sympathie als der zwingende Drang der äußern Umstände zusammen. Die specifisch Constitutionnellen pflegten und pflegen noch den Kopf von den Angelegenheiten der Verfassung und des Budgets und parlamentarischen Häkeleien zu voll zu haben, es verwandelt sich ihnen Alles unter den Händen zu rasch in Amendements und Unteramendements, in motivirte und einfache Tagesordnungen, als daß sie den idealern Angelegenheiten der Nation warme Theilnahme schenken könnten, und Kunst, Literatur und Wissenschaft haben sich von jeher von den deutschen Kammern nur geringer Unterstützung und von der constitutionnellen Presse geringer Rücksichtsnahme zu rühmen gehabt. Die Capitanos der constitutionnellen Partei, denen Niemand Ehrlichkeit, Rechtsgefühl und guten patriotischen Willen wird abstreiten wollen, waren nicht ohne Schuld daran, wenn sie plötzlich keine eigentliche Partei mehr hinter sich erblickten und wenn die rigoristisch-constitutionnelle Presse in Deutschland so gut wie in Frankreich keinen dauernden und allseitig tiefgreifenden Einfluß gewann, weil sie viele Interessen zu vornehm ignorirte, andere geradezu vor den Kopf stieß. Ihre Organe sind denn auch theils nach schwierigen Kämpfen um die Existenz eingegangen, theils haben sie die bis dahin von ihnen vernachlässigten und hintangesetzten Interessen in ihren Kreis zu ziehen gesucht.

Was die belletristische Presse betrifft, so konnte diese gar Nichts mehr bedeuten zu einer Zeit, wo jeder am Abgrunde des Bankrotts stehende Kaufmann sich berufen glaubte den Finanzministern über ihre schlechte Staatswirthschaft Lectionen zu ertheilen, wo jeder Schuster statt am ruinirten Schuhwerk an der allgemeinen Weltordnung flickte und jeder Schneider statt an den zerrissenen Nähten eines Anzugs an den zerrissenen Nähten der menschlichen Gesellschaft herumstichelte. Die kritischen und belletristischen Blätter waren eins nach dem andern theils schon vor den Märzstürmen schlafen gegangen (auch die eigentlichen Literaturzeitungen wie die hallische und jenaische), theils erlebten sie diese Stürme nur, um von ihnen abgeschüttelt und zu ihren Vätern versammelt zu werden. Einige wenige wurden mehr künstlich und mit pecuniairen Opfern aufrecht erhalten oder sahen sich genöthigt mit den politischen Wölfen politisch zu heulen, um überhaupt nur gelesen zu werden. Dasselbe thaten die bei einigen Zeitungen eingerichteten Feuilletons, die hauptsächlich zur Ablagerung längerer Manuscripte, worin politische Zeitzustände in einigermaßen unterhaltender Weise behandelt waren, benutzt wurden. Ja man blicke die Jahrgänge 1848 und 1849 selbst solcher harmloser und neutraler Feuilletonbeilagen wie das „Frankfurter Conversationsblatt" und die „Didaskalia" durch und man wird in jeder Nummer entweder auf einen politischen Singsang oder eine politische Zeitbetrachtung oder Zeitnovelle stoßen.

Wie bei Individuen ist auch bei Völkern ein solcher Zustand wo sich alle geistigen Functionen nur nach Einer Seite hin, in der Richtung einer fixen Idee äußern und drängen kein gesunder, natürlicher und haltbarer. Diesen Sprüngen von einem Extrem in das andere, diesen convulsivischen Anstrengungen folgen dann zur Wiederherstellung der Kräfte nothwendig Zustände der Erschöpfung und Ruhepausen voll Abspannung. Aber bei Völkern wie bei Individuen wird ein fortdauernder Wechsel solcher extremen Zustände zuletzt unvermeidlich zu einem unheilbaren Siechthum und zu einem Zustande innerer Verzehrung und Auflösung der Lebenskräfte führen. Daher müssen die Völker danach trachten zu einem Zustande gleichmäßiger Entwickelung zu gelangen, die wesentlich nur auf Grundlage einer wahrhaften, von blos momentanen Modestimmungen unabhängigen Nationalbildung gedacht werden kann. Diese gleichmäßige Nationalbildung findet man bisjetzt wenigstens noch in England, wo allerdings die gelehrte Bildung in hohem Ansehen steht, wo sie jedoch in die Factoren des öffentlichen und politischen Lebens nur ein- und ihnen untergeordnet, nicht aber übergeordnet ist, wo aber zu gleicher Zeit auch die politischen Functionen einen so geregelten Gang gehen daß die literarischen, wissenschaftlichen und journalistischen Interessen neben ihnen stets ihre Geltung behalten werden. Bei noch so starker politischer Ebbe wird sich die politische Presse Englands immer oben halten, und bei noch so starker politischer Flut werden die literarischen Blätter, die Vierteljahrsschriften, die Magazines nicht von den Wogen der Politik vollkommen überdeckt werden und die Segel streichen müssen.

Die continentalen Völker, unter denen sich die Parteien bekämpften, nicht als ob sie die Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, sondern dessen geschworene Feinde wären, befinden sich gegenwärtig bekanntermaßen in einem unheimlichen Zustande der willenlosen Abspannung, wie sie auch bei Individuen auf Augenblicke heftiger convulsivischer Anstrengungen zu folgen pflegt. Sie die so Vieles mit einem male anfangen wollten sind gegenwärtig in der Stimmung Alles mit sich anfangen zu lassen. Dieser Zustand ist offenbar kein gesunder, aber er kann ihnen ein moralisch heilsamer werden, wenn sie sich ihn zunutzemachen und zum Bewußtsein ihrer Lage wie ihres politischen Könnens und Vermögens kommen wollen.

Spuren dieses beginnenden Bewußtseins, dieses Insichgehens lassen sich, wenn wir die Zeichen am journa-

listischen Horizont richtig deuten, auch in dem gegenwärtigen Zustande der deutschen politischen und literarischen Presse nicht verkennen. Die pseudodemokratische, blut- und schmuzfarbige Wühler- und Schmähpresse ist an fast allen Orten Deutschlands verstummt, nur theilweise infolge von Verboten und Preßverschärfungen, zum größern Theile infolge des sich immer mehr verengenden Leserkreises, des Ueberdrusses an hohlen und wüsten Phrasen. Nicht als ob der betreffende Theil des Publicums innerlich gerade viel sittlicher geworden wäre oder Bürgschaft für die Zukunft gewährte, aber man fängt wenigstens an wieder auf äußern Anstand zu halten und ist es müde sich Möglichkeiten vorgaukeln zu lassen die man als Unmöglichkeiten erkannt hat. Was von Organen der Demokratie übriggeblieben ist trägt eine ganz andere Farbe, die des doctrinairen „honneten" Demokratismus, der sich mit der Monarchie sogar auf einen verträglichern Fuß eingerichtet hat als selbst manche constitutionnelle Organe. Doch auch diese sind von manchen Illusionen und falschen Voraussetzungen zurückgekommen, während fast nur noch im Kellergeschoß gewisser „conservativer" Organe die prickelnde Polemik von 1848 ihr Wesen, wenn auch nicht ohne Talent und stellenweise treffende und unerschrockene Energie treibt und mit gellendem Gelächter und Hohngeschrei die Conventikelandachten durchbricht, die in der Bel-Etage abgehalten werden.

Es ist nicht zu leugnen daß der politische Zeitungsstil seit 1848 an charakteristischer Schärfe und Bestimmtheit gewonnen, daß sich sogar eine deutsche Terminologie in der Behandlung politischer Fragen gebildet hat, die darauf hinweist daß in uns doch etwas Eigenthümliches auch in dieser Richtung steckt, und es sind unter schwarzrothgoldener, schwarzgelber, schwarzweißer, blauweißer und andern Flaggen in der „Deutschen Zeitung" wie in der „Neuen Preußischen Zeitung", in der „Constitutionnellen Zeitung" wie in dem „Oestreichischen Lloyd", in der „National-Zeitung" wie in der „Kölnischen Zeitung", der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", der „Weser Zeitung" in jüngster Zeit im „Hamburgischen Correspondenten" manche in ihrer Art tüchtige Leitartikel vom Stapel gelassen worden. An die Muster dieser Gattung, an die leitenden Artikel englischer Zeitungen, reichen sie jedoch selten. Ein häufig zu doctrinairer und docirender Ton beschränkt ihre populaire Wirkung, während die bekannten kurzen und allerdings schlagenden Leitartikel der „Neuen Preußischen Zeitung" mehr nur politische Epigramme und Impromptus, ihre berühmten „Rundschauen" aber geistreiche Lamentationen sind. An wunderlichen Verstößen gegen den Geschmack fehlt es denn auch nicht, z. B. wenn ein Leitartikel in einer bekannten norddeutschen Zeitung mit den Worten begann: Haynau ziehe wie ein „blutiger Schwanzstern" durch Europa. Solche barbarische Verstöße gegen den guten Geschmack sind durchaus keine Seltenheit mehr. Ganz ernsthaft heißt es in einem Roman der jüngsten Zeit: vor dem Tribunal des Weltgeistes gelte keine „Kniffologie!"

Gut geschriebenen Correspondenzen, denen man die Mühe des Verfassers ansieht seinen Mittheilungen eine auch in ästhetischer Hinsicht befriedigende Form zu geben, begegnet man in unsern politischen Zeitungen gegenwärtig im Ganzen seltener als in vormärzlichen Zeiten. Sie scheinen sehr häufig zwischen Geschäftsdrang und Zwang flüchtig hingeworfen und schmecken gar sehr nach der Advocatur, dem Contor oder dem Bureau. Das Thatsächliche ist ihr Hauptzweck, die Form dagegen so sehr Nebensache daß hier und da sogar die haarsträubendsten Verstöße nicht nur, wie schon bemerkt, gegen die Regeln des stilistischen Geschmacks, sondern selbst gegen die Regeln der Grammatik und der Syntax vorkommen. Nicht in allen Zeitungen, aber doch in einigen. Unserer industriösen Zeit war auch die Erfindung der lithographirten Correspondenzen vorbehalten, durch deren Benutzung oder wortgetreuen Abdruck namentlich die individualisirende und dadurch so charakteristische selbständige Bearbeitung der englischen und französischen Blätter aus den deutschen Zeitungen leider immer mehr verschwindet.

Trotz der bezeichneten Mängel und Uebelstände kann doch nicht geleugnet werden daß die Entwickelung der Zeitungscultur in Deutschland eine Höhe wie nie früher erreicht hat. Sie wird wenigstens nach rationellern Grundsätzen betrieben und liefert einen reichern, wenn auch nicht so feinkörnigen Ertrag als früher. Man vergleiche nur den gegenwärtigen Zustand der politischen Presse in Preußen und selbst in Oestreich mit dem vor 1848. Trotz der Klagen über Bedrängung der Presse erblicken wir dort alle politischen Meinungen, selbst die honnet- und doctrinair-demokratische in der Presse im reichsten Wechsel und in Leben fördernder Mannichfaltigkeit vertreten, und was Oestreich anlangt, so wird man nicht in Abrede stellen wollen daß selbst hier trotz aller Preßgesetze die Zeiten des „Oestreichischen Beobachters" vorüber sind. Der „Lloyd", die „Austria" u. s. w. betheiligen sich doch lebhaft an der Discussion der politischen und handelspolitischen Streitfragen.

Man schließe jedoch hieraus nicht auf eine sehr hoch entwickelte und harmonische politische Bildung des Volks, namentlich der Massen. Es ist schon ein sehr bedenkliches Zeichen daß mehre der gelesensten Zeitungen in Deutschland ihren zahlreichen Abonnenten- und Leserkreis hauptsächlich der Befriedigung localer Bedürfnisse, den bezahlten Inseraten verdanken, daß wenn diese sich anhäufen zuvörderst das Feuilleton, welches bestimmt ist noch einigermaßen das Interesse für Literatur und Kunst wach und rege zu halten, geopfert, dann aber auch nicht selten der politische Bestandtheil gekürzt und manches werthvolle Manuscript vielleicht zu den Todten geworfen wird, um den Ankündigungen über „Ausverkauf mit Schaden", über Natives-Austern, über Eröffnung der Tanzsalons, über Mode- und Eßwaaren aller Art Platz zu machen. Der Besitzer eines großen Kleidermagazins oder eines vielbesuchten Vergnügungsetablissements ist solchen Blättern, die den Hausfrauen für ihr Abonnement außerdem noch sehr verwendbare Stöße Löschpapier lie-

fern, manchmal ein willkommenerer Mitarbeiter als irgend ein Gelehrter von europäischem Namen.

Die eigentlichen oder sogenannten Volksblätter mögen als Maßstab dienen, wie es mit der Bildung des Volks eigentlich beschaffen ist. Zwar möchte auch hier in der letzten Zeit eine kleine Wendung zum Bessern wahrzunehmen sein, aber noch immer bilden statt populairer Belehrungen über Das was dem Volke wirklich zu wissen noththut stechende oder ungeschlachte Witze über Persönlichkeiten und Gegenstände der hohen Politik, städtische Skandale, Mittheilungen aus den Annalen der Localpolizei, Bestrafungen, Verhaftungen, Straßenexcesse, Trunkenheit, blutige Köpfe, angebrannte Vorhänge, Hundebisse, Bein-, Arm- und Ehebrüche die Vorrathskammern dieser Localblätter, welche zumeist von der Demoralisation der Menschen und dem Schabernack des Zufalls oder des Schicksals leben. Und leider kann nicht geleugnet werden daß sehr viele der Gebildeten dieser Presse (der wir übrigens das Recht nicht absprechen wollen Manches zu rügen und in seiner Blöße darzustellen, was für die großen politischen Blätter zu kleinlich wäre) Vorschub leisten, indem sie nach ihr begierig die Hände ausstrecken und in ihr Befriedigung jener gedankenlosen Skandallust suchen, zu der der Mensch überhaupt leider neigt und die nur durch strenge Ueberwachung seiner selbst, durch fortgesetzte Beschäftigung mit ernsten Dingen und gewählte Lecture ausgerottet werden kann. Das deutsche Volk besteht aus zu Hoch-, aus Halb- oder Falsch- und aus Ungebildeten, und gerade auf dem Boden der falschen oder der Halbbildung wuchert die Geistesroheit oft am üppigsten. Unsere frühere Zeitungs- wie die belletristische Presse vernachlässigte die eigentlichen Volksinteressen in zu hohem Grade. Sie wendet ihnen jetzt freilich größere Aufmerksamkeit zu, aber sie hat den populairen Ton welchen englische Blätter in Behandlung solcher Angelegenheiten anschlagen noch nicht gefunden; der Professor, nicht der Volksmann spricht in ihnen zum Volke in einer Sprache welche dieses nicht versteht, die ihm langweilig ist. Es greift daher zu Blättern die so roh sind wie es selbst und gewöhnt sich immer mehr an diese zugleich triviale und plumpe Sprache, und so ist noch keine Aussicht daß die weit gähnende Kluft zwischen der Volksbildung und der höhern Bildung in Deutschland sich sobald schließen werde. Zu den bessern Volksblättern gehört und gehörte früher noch mehr die „Dorfzeitung“, die oft einen recht glücklichen schalkhaften Witz entwickelte. Doch gab sie Alles nur brockenweise und an Tiefe des Humors, an plastischem Nahrungsstoff und an sokratischer Weisheit konnte auch sie sich niemals dem alten in seiner Weise noch unübertroffenen „Wandsbecker Boten“ zur Seite stellen.

Die illustrirten Witzblätter, unter denen die „Fliegenden Blätter“ und der „Kladderadatsch“ jedes in seiner Art einen ausgezeichneten Rang einnehmen, gehören ebenso wenig in den Kreis dieser Betrachtung als die eigentlichen Fachblätter, die wissenschaftlichen Zeitungen, die literarischen Anzeigeblätter. Selbst solche periodische Schriften wie die „Deutsche Vierteljahrsschrift“, die „Allgemeine Monatsschrift“ und die „Deutschen Annalen“ fallen nur strichweise in den Kreis dieser Betrachtung, der sie sich, so Dankenswerthes sie auch leisten, durch ihr Anklammern an diese oder jene specielle Frage wieder entziehen. Vorzugsweise habe ich es hier mit den Journalen und Zeitungen zu thun, welche auf breiter Fläche den jeweiligen Zustand der Bildung wiederspiegeln und jede Tageserscheinung, sei es auf literarischem, socialem oder politischem Gebiete, sofort reflectiren, die es mit der Allgemeinbildung, nicht mit der Sonderbildung dieser oder jener Wissenschaftsfraction zu thun haben. Den gegenwärtigen Stand der politischen Presse wie der Volkspresse habe ich in allgemeinen Zügen zu charakterisiren versucht; es bleibt mir nur noch übrig einen Blick auf diejenigen Journale zu werfen, welche sich der literarischen „Durchschnittsbildung“, wie ein jungdeutscher Ausdruck diese keiner besondern Fachfraction angehörende Bildung bezeichnete, zur Verfügung stellen. Für die Beurtheilung des Intelligenzzustandes einer Nation geben gerade sie durch ihre Haltung und ihren Charakter wie durch das Ansehen und die Verbreitung welche sie genießen den untrüglichsten Maßstab ab. Sie verdanken ihren Leserkreis und die Theilnahme welche sie finden nicht den politischen Ereignissen, selbst nicht der Neugier und Spannung auf Das was der nächste Tag bringen wird, nicht dem Reiz des Localklatsches, nicht den Inseraten und Annoncen allerlei Art, nicht dem Zufall und nicht der Willkür und nicht einer bestimmten Fachrichtung die ein separates Publicum um sich versammelt. Sie sind gewissermaßen der feingeistige, ätherische Extract aus den gröbern Säften der nationalen Bildung.

Zu diesen Organen der reinen Intelligenz dürften aus älterer Zeit außer den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung“ fast nur noch das „Morgenblatt“ und die über alle Zweige der Literatur, auch der ausländischen stets gut unterrichteten „Blätter für literarische Unterhaltung“ zu rechnen sein, welchen Organen ich ihre Stelle innerhalb der Entwickelung der nationalen Bildung und Literatur schon im ersten Artikel bei Gelegenheit ihrer Entstehungsgeschichte angewiesen habe. Die eigentlichen Recensirinstitute wie die hallesche, jenaische und leipziger Literaturzeitung, die aber doch ein ziemlich zahlreiches, auf Universitäten gebildetes und in Aemter und Würden, namentlich geistliche und pädagogische eingerücktes Publicum in fortdauernder Kenntniß der Literaturerzeugnisse erhielten, sind eingegangen und ihre Stätte blieb leer. (Doch bestehen unter andern noch die „Heidelberger Jahrbücher“.) Sie hafteten zu eigensinnig und krittelig an den einzelnen Schriften und auch hier wieder an Einzelheiten. Sie machten Jagd auf jedes Komma, wo nach ihrer Ansicht eigentlich ein Semikolon stehen mußte, und vergaßen darüber den Geist des Buchs zu charakterisiren und ihm die Stelle anzuweisen, die es innerhalb der Gesammtentwickelung oder der Entwickelung der betreffenden Fachwissenschaft einzu-

nehmen beanspruchen durfte.*) Dennoch waren auch sie, wenigstens zur Zeit ihres höchsten Ansehens und Einflusses, ein Zeichen mehr daß das literarische Bedürfniß damals ein größeres und allgemeineres war als gegenwärtig. Geistreiche Männer, unter denen namentlich Menzel und die Koryphäen des Jungen Deutschland zu nennen sind, gaben der Kritik, wie schon früher bemerkt, eine andere Richtung, indem sie vorzugsweise die allgemeine Bedeutung und Tendenz der literarischen Werke welche ihrer Kritik verfielen hervorzuheben bemüht waren, wobei sie jedoch häufig ihrem subjectiven Belieben und Raisonnement zu stark den Zügel schießen ließen und Erscheinungen die mit ihrer individuellen Tendenz in Widerspruch standen und in ihren Kram nicht paßten mit Verkennung ihrer eigenthümlichen Vorzüge nicht selten höchst ungerecht behandelten. Unter ihnen hat W. Menzel sein „Literaturblatt" wieder aus dem Grabe heraufbeschworen, ohne wie es scheint die alte Theinahme dafür erwecken zu können. Indeß verdient dieser jedenfalls energische und geistreiche, wenn auch einseitige Kopf die Anerkennung daß er wieder einer der Ersten war die nach einer Periode kritischer Schlaffheit das Recensirhandwerk mit Geist und Leben und stilistischem Geschmack trieben und dadurch viele Andere zur Nacheiferung reizten.

Aus der jungdeutschen Periode und Nachperiode sind fast nur noch die „Europa" und die „Grenzboten" übriggeblieben, jene unter der Redaction Kühne's, welcher dem literarischen Publicum als sauberer, feiner und geschmackvoller Kritiker und Charakteristiker, der es mit der Literatur stets redlich meinte, höchst ehrenvoll bekannt ist, diese unter der Redaction der Duumvirn Freytag und Schmidt. Wenn es auch nicht zu leugnen ist daß die „Grenzboten" den politischen und literarischen Entwickelungen Deutschlands gegenüber eine sehr markirte Stellung einnehmen, daß namentlich Julian Schmidt den Literaturerzeugnissen mit Geist und Schärfe zu Leibe rückt und manchem zu hoch gestellten Schriftsteller und schriftstellerischen Product den künstlichen „untergeschobenen Schemel unter den Füßen weggezogen hat, so ist doch andererseits nicht zu leugnen daß seiner noch gar sehr an die Metzeleien der „Halleschen Jahrbücher" erinnernden kritischen Methode die Liebe und Billigkeit fehlt, ohne welche eine productive und positive Kritik nicht gedacht werden kann. Die „Grenzboten" haben vollkommene Kenntniß davon, wie eng und engherzig die deutschen Verhältnisse sind, aus welchen beschränkten Verhältnissen wir Alle, auch die Bestgestellten hervorgehen, wie das Universitätsleben an uns mehr verdirbt und lockert als veredelt und festigt, wie von einem Einwirken der nationalen Factoren auf unsere Bildung und Erziehung sehr wenig die Rede und das öffentliche Leben trotz Ständeversammlungen und Schwurgerichtshöfen bei uns nur Schein und eine Hülle ohne eigentlichen Kern ist. Und dennoch haben die „Grenzboten" den Muth, die Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit der poetischen Production fast ausschließlich den Schriftstellern zur Last zu legen, d. h. zu behaupten sie seien noch schlechter als das Publicum für das und die Verhältnisse innerhalb welcher sie schreiben. Von dem Charakter unserer Schriftsteller habe auch ich im Allgemeinen keine sehr hohe Meinung, aber auch ebenso wenig von dem der ganzen Generation, und ich denke daß der Charakter des Schriftstellers (und wo zeigte sich dies in markirterer Weise als in England?) von dem Charakter seiner Nation und seines mitlebenden Geschlechts im intimsten Grade abhängig ist. Wenn Jemand darin einen Beweis von Charakterstärke erblicken sollte daß der Recensent der „Grenzboten" ganze Rudel von Schriftstellern auf seiner Recensirklapperjagd zusammentreibt und dann einfach todtschlägt, so möchte ich im Gegentheil behaupten daß zur Befriedigung dieser kritischen Mordlust ein geringeres Maß Charakterstärke gehört als zur Ausübung solcher höhern Tugenden wie Humanität, Liebe und Billigkeit, welche die Ausübung der strengsten Gerechtigkeit nicht ausschließen. Was aber Talent und Geist betrifft, so haben sich diese, glaube ich, an unsern Schriftstellern immer noch glänzender entwickelt als die Ungunst der Verhältnisse und der zerfahrene Geschmack des Publicums erwarten lassen. Man suche zuvörderst das Publicum selbst über seinen Ungeschmack und seine Charakterlosigkeit aufzuklären, und wenn es sich gewöhnt haben wird nur das Bessere was ihm geboten wird zu lesen, das Schlechtere aber von sich zuweisen, so werden die bessern, charaktervollern Schriftsteller und Dichter von selbst nachkommen. Goethe

*) Dieser Tadel des Zurückbleibens hinter den Zeitfoderungen trifft namentlich nur gewisse, zumal die letzten Perioden der Literaturzeitungen älterer Generation. Die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" hat z. B. Perioden gehabt, in denen sie in einzelnen Disziplinen eine sehr bedeutsame und einflußreiche Rolle spielte, so in der theologischen Disciplin, seit Paulus nach seiner Anstellung in Jena (1789) sich an ihr lebhaft betheiligte und diese Betheiligung bis zum Jahre 1817 fortsetzte. Aus seiner Feder brachte die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" viele Hunderte von größern Artikeln und kleinern Anzeigen, worüber sich die Honorarberechnungen in seinem Nachlaß vorfanden. Das Honorar für den Druckbogen betrug 15 Thaler, was, wie der Biograph des berühmten Theologen bemerkt, für die Professoren die damals sämmtlich äußerst kleine Besoldungen und in den Vorlesungen viele Gratistea hatten keine kleine Zubuße war. Derselbe Biograph (Freiherr von Reichlin-Melbegg) bemerkt ferner bei dieser Gelegenheit: „Damals wurden die wissenschaftlichen Zeitschriften höher geachtet und das Urtheil in einem Journale galt mehr als jetzt. Theils waren solche periodische Schriften seltener, theils wurden mit größerer Auswahl und geringerm Parteiinteresse, zumal ohne politische und confessionnelle Nebenzwecke die Mitarbeiter herausgesucht und nur namhafte Gelehrte konnten sich an die Herausgabe wagen und auf Theilnahme zählen. Auch war es damals noch nicht Mode die deutschen Bücher selbst in den politischen Zeitungen durch kleine lobhudelnde Artikel wie auf einem Theater ausposaunen zu lassen. In einem wissenschaftlichen Journale war eine günstige Recension die größte Empfehlung eines jungen Gelehrten, die gar oft der Grund für ihn zur Anstellung oder weitern Beförderung wurde." Es war am 29. Juni 1789, als Paulus in einer besondern, von Bertuch, Schütz und Hufeland unterzeichneten Urkunde „auf Antrag und Ersuchen der Societät der Unternehmer der allgemeinen Literaturzeitung" ausdrücklich beauftragt wurde „in dem Fache der orientalischen Literatur und der Exegese die Recensionen" zu übernehmen.

Anmerkung des Verfassers.

(vergl. „Eckermann's Gespräche mit Goethe" oder Boden's Schrift „Goethe's vaterländische Gedanken", S. 61—69) hat sich über die unglückliche Lage des deutschen Schriftstellers in viel humanerer und über den schlechten Geschmack des Publicums in viel charaktervollerer Weise ausgesprochen als der stereotype Kritiker der „Grenzboten". Nichtsdestoweniger würden wir die kritische Thätigkeit Julian Schmidt's nur ungern missen, vorausgesetzt daß er die Schuld an den Gebrechen und Mängeln der literarischen Production unter den Producenten und Consumenten mit gleicher Unparteilichkeit vertheilen lernt, denn im Handelsverkehr — und das literarische Product nimmt immer mehr den Charakter eines Handelsartikels an — sind die Producenten viel mehr vom Geschmack der Consumenten abhängig als diese vom Geschmack der Producenten. Julian Schmidt ist wenigstens ein Mann von seltener Unabhängigkeit den Schriftstellern gegenüber, der, weil er selbst weder Producent noch Consument, sondern bloßer Preisrichter ist, nach dem Beifall literarischer Cliquen Nichts fragt und auch Nichts zu fragen braucht.

Aus der frühern Zeit in die gegenwärtige reichen noch die „Kritischen Blätter der Börsenhalle" hinüber, die unter Wienbarg, unter Florencourt u. A. manche Phasen durchlaufen haben und obschon sie gegenwärtig ein windstilles Binnenleben führen, doch fortdauernd in einem anständigen Ton gehalten sind und trotz ungünstiger äußerer Verhältnisse manche lesenswerthe Mittheilungen enthalten. Ob es dem jetzt in die uranfängliche Redaction eingetretenen Dr. Wallace gelingen wird diesen Blättern auch in weitern Kreisen die frühere Theilnahme zu erwecken, muß abgewartet werden. Ein wenn auch kleiner, doch ausharrender Stamm getreuer Leser ist durch alle Phasen und Schicksale diesen ehrenwerthen Blättern treu geblieben. In Hinsicht auf diese stille, aber stete und ausdauernde Wirksamkeit könnte man sie mit dem mit so vieler Kenntniß und Umsicht geleiteten „Ausland" vergleichen, wie sie denn auch, obschon ihre Mittheilungen bunterer und mannichfaltigerer Art sind, sich vorzugsweise gern an literarische Erscheinungen des Auslands anlehnen. Endlich möchte gerade an dieser Stelle noch das ebenfalls einer politischen Zeitung zur Seite gehende „Frankfurter Conversationsblatt" Erwähnung verdienen, welches sich in jüngster Zeit unter Sattler's Leitung nicht auf bloße Unterhaltungstendenz beschränkt, sondern auch eine literarisch-kritische Stellung vielfach angestrebt hat. Dasselbe gilt von den unter Feodor Wehl's Leitung stehenden „Jahreszeiten".

Zwei journalistische Unternehmungen der jüngsten Zeit von entschiedener Bedeutung sind das „Deutsche Museum" von Robert Prutz und die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" von Karl Gutzkow. Der Ursprung des „Deutschen Museum" fällt in die Zeit der zurückweichenden politischen Flut, der Ursprung des Gutzkow'schen Journals in die der vollkommenen Ebbe. Mit Umsicht und Erfolg hat Prutz seinem Unternehmen die Erfahrungen zugewendet, die für ihn selbst aus den letzten Jahren resultirten. Das rein Belletristische kann uns auf unserm jetzigen Standpunkt allerdings überall nicht mehr genügen; die ungemüthliche Gemüthlichkeit die hierzu nöthig war ist ein mal für alle mal erloschen; das Bedürfniß sich mit dem bloßen schönen Schein zu begnügen ist nicht mehr vorhanden; ebenso wenig will man aber auch von jener revolutionnairen hohlen Kritik der „Halleschen Jahrbücher" etwas wissen, die Alles mit Feuer und Schwert verwüstete und wie ein erstickender Samum über die Gebiete der Production dahinbrauste, die jetzt ohnehin fast nur noch Oasen sein können, auf denen man von mühseligen Wanderungen ausruht, um einen erfrischenden Trunk zu thun. Das hat Prutz wohl begriffen. Er läßt der poetischen Production ihr Recht angedeihen, aber er räumt ihr keinen höhern Platz ein als sie unter den drängenden gewichtigen Fragen und Angelegenheiten der Zeit beanspruchen darf. Denn man bilde sich ja nicht ein daß die gemüthliche Goldschnittslyrik und die novellistische Epik und epische Novellistik und das zahme Geplauder der Dorfromantik vom Volke als der höchste und einzige Preis so vieler Mühen und Kämpfe und gewaltiger Strebnisse hingenommen werden würden. Nicht als ob man je wünschen sollte daß diese Offenbarungen des deutschen Gemüths aufhören oder auch nur ins Stocken gerathen möchten, denn sie bilden einen nothwendigen Gegenhalt gegen die gleichzeitig hervortretende Neigung des modernen Geschlechts zur Barbarei und Gemüthsroheit. Aber sie können ihrer Natur nach Nichts weiter sein als Erholungs- und Erquickungsplätze innerhalb der großen Nationalarbeit, die ja der Ruhepausen nothwendig bedarf. Daher finden wir auch neben den kritischen Partien, in welchen Prutz der poetischen Production ihr Recht angedeihen läßt, im „Deutschen Museum" alle jene Richtungen vertreten, welche wie Pulsadern das deutsche Nationalleben durchziehen und in denen sein Blut seinen Umlauf vollendet: die politischen und socialen Aufgaben der Zeit und speciell unsers Volks und die Wissenschaft in allen ihren Offenbarungen, namentlich aber in ihrem Anschluß an das Leben und die Natur und mit Ausschluß der transscendentalen Speculation und der bloßen Dialektik. Der breite und unabhängige Standpunkt des talentvollen und in jeder Hinsicht tüchtigen Herausgebers läßt sich unter Anderm auch aus der Liste der zahlreichen Mitarbeiter erkennen, unter denen sich Repräsentanten der verschiedensten politischen Richtungen und überhaupt die trefflichsten Männer finden.

Unterhaltenden Unterricht und unterrichtende Unterhaltung möchte man als Hauptcharakter und Haupttendenz des Gutzkow'schen Journals bezeichnen. Ein eigentliches Volksblatt, selbst eins im bessern Sinne (ich gedenke hier abermals des „Wandsbecker Boten") ist ein moderner deutscher Literat allerdings unfähig zu schreiben; seine Anschauungen wurzeln nicht im Volke, und selbst unsere Dorfnovellisten, obschon sie vielleicht aus dem Herzen des Volks erwuchsen, sind doch diesem so vollständig über den Kopf gewachsen daß die Dorfbewohner, wenn sie sich so reden hören, sich selbst in dieser Sprache

gewiß nicht wiedererkennen und verwundert den Kopf schütteln würden. Wenn aber Jemand berufen ist zu den Gebildeten der deutschen Nation zu sprechen, so ist dies gewiß Gutzkow. Die Tonleiter der delicaten mattglänzenden Empfindungen, welche dieser Classe eigenthümlich sind, hat Niemand so in der Gewalt wie er. Gutzkow tischt ihr Geist auf, der aber mit einigem Gefühl durchräuchert, und wieder Gefühl das in nöthiger Quantität mit Geist parfumirt ist. Jede Wendung, jeder Ausdruck sind vermieden, die den guten Geschmack beleidigen könnten, und man darf ihm dies nur zum Verdienst anrechnen, da oft ein einziger die elegante Conversation störender Ausdruck hinreichen würde, Jemand aus der „guten Gesellschaft" zu verbannen. Indem nun Gutzkow diesen geschmackvollen Ton festhält, beherrscht er sein Publicum und weiß ihm in gefälligster Form diese oder jene Wahrheit beizubringen und geläufig zu machen, die es, wenn sie in weniger gefälliger Form aufträte, nicht „goutiren" würde. So schlüpft Alles was Gutzkow sagt und denkt seinem Publicum aalgleich und aalglatt hinunter, und es nimmt so eine Menge wissenschaftlicher Resultate und socialer und politischer Wahrheiten in sich auf. Im Uebrigen ist Gutzkow's Unternehmung immer noch im Wachsen und Werden und erlaubt noch kaum ein abschließendes Urtheil. Hieran möchte ich noch die Erwähnung einer neuen journalistischen Stiftung, des „Bremer Sonntagsblattes", schließen, von dem erst nur wenige Nummern erschienen sind, die aber ein durchaus günstiges Vorurtheil erwecken.

Unter den den meisten politischen Zeitungen beigegebenen Feuilletons und Unterhaltungsblättern dürften manche mit Lob, einzelne von literarischen Kräften redigirte mit Auszeichnung zu nennen sein. Indeß ist das Feuilleton zu sehr auf die Tendenz der leichten Unterhaltung angewiesen und zur Zeit der hohen politischen Flut zu sehr dem Schicksal ausgesetzt, selbst einen politisirenden Charakter anzunehmen, in den Hintergrund zu treten oder streckenweise ganz zu verschwinden, als daß es ihm je gelingen könnte bestimmend und leitend auf die Entwickelung der Literatur einzuwirken und in den Annalen der Literaturgeschichte einen Platz zu beanspruchen. Nichtsdestoweniger kann es doch dazu dienen, dem groben politischen Materialismus einigermaßen das Gegengewicht zu halten, und namentlich ist es für solche Landesgebiete, wo wie in Oestreich eigentliche Literaturblätter nicht aufkommen können (denn weder das neuentstandene „Wiener Feuilleton" noch das „Illustrirte Familienbuch" genügen einem literarischen Bedürfnisse), fast der einzige Verbindungsweg zwischen dem großen Publicum und den Angelegenheiten der Literatur und Kunst.

Ueberblicken wir nun die Zahl der den höhern Literaturzwecken gewidmeten Organe, so ist sie für eine so große, gebildete und über die ganze Erde verbreitete Nation wie die deutsche auffallend gering, zumal auch die wenigen vorhandenen fortdauernd meist mit ihrer Existenz zu ringen haben und oft nur mit empfindlichen Opfern seitens ihrer Unternehmer aufrechterhalten werden, namentlich im Verhältniß zu dem als materialistisch verschrieenen England, wo eine große Zahl literarischer Virteljahrs-, Monats- und Wochenschriften als Reviews, Literary gazette, Athenaeum, Miscellanies, Magazines (letztere ungemein zahlreich) bestehen und sich eines bedeutenden Leserkreises erfreuen. Und doch war es ein Deutscher, Hüttner, nach dessen Planen die „Literary gazette", die wieder mehren andern als Muster diente, von Colbourn gegründet wurde. Es ist bekannt wie schwer es in Deutschland hält ein tüchtiges Kunstblatt in Schwung zu bringen und seine Existenz zu fristen. Für dergleichen Unternehmungen fehlt es der deutschen Land-, Handels- und Beamtenaristokratie stets an Mitteln, während doch viel Geld unnütz verthan wird und oft ein paar Diners eine Summe verschlingen, von der sich ein Redacteur eines solchen Blattes zur Noth ein Jahr lang erhalten könnte. München, das kunstbeflissene, hat seit längern Jahren kein Organ, in welchem die Interessen seiner Kunst und Künstlerschaft vertreten wären. Die Künstler selbst geben hierzu den Ton an, sie sagen: die Kunstschriftstellerei sei der Tod der Kunstproduction. Dafür bleiben ihre Werke auch dem Volke und selbst dem gebildeten Theile desselben unverständliche und todte Machwerke, deren Geist und Sinn man nicht begreift und an denen man höchstens die bunten Farben bewundert oder vielmehr nur anstaunt. Freilich verengen sich die deutschen Kunstblätter in der Regel durch ihre zu exclusiv kunstgelehrte Haltung den Kreis ihrer Wirksamkeit. Die Zahl der Kunstfachmänner ist sehr gering und wird täglich geringer, und die Zeit, wo man für bloße Fachgelehrte schreiben durfte, ist, man möge es bedauern oder nicht, ein mal für alle mal vorüber. Das ganze Baiern, das gewaltige Oestreich, die beiden Hessen, die Großherzogthümer, die Herzogthümer, die Fürstenthümer liegen, was die Vertretung durch literarische Organe betrifft, vollkommen brach bis auf wenige feuilletonartige Brosamen, nicht minder ganze Provinzen von Preußen, welche an Quadratmeilen- und Bevölkerungszahl kleinen Königreichen gleichkommen oder sie übertreffen; Schlesien, Ost- und Westpreußen, das ganze Rheinland sind in literarischer Hinsicht nur durch Feuilletons vertreten, unter denen das der „Kölnischen Zeitung" das bedeutendste ist. Früher war das literarische Bedürfniß in Deutschland wenn auch nicht tiefer, doch weit allgemeiner. Das ist ein schlimmes Zeichen und ein auffallender und betrübender Gegensatz zu unserer vielgerühmten Schulbildung, zu unsern so überaus zahlreichen Pädagogien, Gymnasien, Progymnasien, Lyceen, Akademien, Kunstvereinen und Universitäten, an denen eine gute Zahl Professoren und Privatdocenten sogar ästhetische Vorlesungen halten, die freilich aus tausend Studirenden vielleicht höchstens nur von je einem Dutzend besucht oder belegt werden. In der That, die Hebelwerke für die deutsche Bildung sind in Deutschland außerordentlich zahlreich, aber das Product was sie liefern steht damit in einem traurigen Misverhältniß.

Es ist richtig daß sich in den wenigen neuerstande-

nen literarischen Organen ein besserer Sinn und ein gediegenerer Geist offenbart als in den meisten die vor 1848 blühten, vegetirten und eingingen. Namentlich führt die bloße Phrase nicht mehr so das Scepter wie früher. Es ist damit jedoch nur wenig geschehen, wenn ihnen nicht eine entsprechende Theilnahme des Publicums entgegen und zu Hülfe kommt. Fehlt diese, so sind solche Organe in der Lage von Feldobersten die eine Colonne zum Angriff führen und im entscheidenden Augenblick beim Umsehen erkennen müssen daß die Colonne sie im Stich gelassen hat bis auf Wenige, mit denen Nichts auszurichten ist.

Unter diesen Umständen wird es für alle Schriftsteller die dies einsehen und das Bessere wollen heilige Pflicht, ihre literarischen Eifersüchteleien aufzugeben und zu erkennen daß ihr Interesse Gemeinsamkeit, nicht Trennung erheischt und daß wer den Gleichgesinnten unterstützt, sich selbst unterstützt. Freilich ist das Häkeln und Mäkeln, das Sichalleingeltendmachen der deutschen Natur angeboren, und selbst unsere größten Dichter, Goethe und Schiller, gaben davon in ihren Xenien, die ich, vielleicht von den meisten Literaturkennern und Verehrern jener Dichterheroen hierin ganz abweichend, solcher Genien für wenig würdig halte, ein trauriges und verderbliches Beispiel, ein verderbliches, weil sie darin diesem Geiste kleinlich-absprechender Mäkelei das classische Siegel aufdrückten und ihn verewigten. Vergeßt die Xenien und haltet euch an die ewigen Gebilde und die sonst hervortretenden großen Gesinnungen dieser Meister. Außer dieser Eifersüchtelei, Kleinhetzerei und Kleinnergelei ist noch den Deutschen namentlich ein immer mehr hervortretender Hang zum bloßen Materialismus Gefahr drohend, zu einem Materialismus welcher unter Anderm auch in der sonst so interessant zusammengestellten und durch große Mannichfaltigkeit der Mittheilungen sich auszeichnenden „Illustrirten Zeitung", in diesem mit Bildern illustrirten Zurückführen aller geistigen und moralischen Anlagen auf die Zufälligkeiten des bloß fleischlichen Organismus, seinen Ausdruck findet. Die materialistischen Gelüste des gegenwärtigen Geschlechts sympathisiren, ich weiß es, freilich hiermit, aber Nichts kann gefährlicher sein als diese systematische Vernichtung alles Glaubens an eine geistige Substanz, die nicht von dem Wulst der Lippen, nicht von der Färbung des Zahnfleisches oder gar der Bildung des Ohrläppchens abhängig ist. Man pflege neben den ästhetischen Interessen anch in aller Weise den common sense, aber den im englischen, nicht den im deutschen Sinne, der mit dem bloßen Materialismus zusammenfällt; man pflege den gesunden Menschenverstand, nicht den ungesunden, der aus den luftleeren Höhen der transscendentalen Speculation und der damit verbundenen Pietätlosigkeit immer wieder und nothwendigerweise in den materialistischen Schlamm zurücksinkt, statt auf der grünen fruchtbaren Erde, der Menschheit zum wahren praktischen Nutzen, festen Fuß zu fassen. Und man erinnere sich hier an Goethe's Wort: „Alle Epochen in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abgeben mag."

Hermann Marggraff.

Neue deutsche Poesie.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Nr. 7. „Die Bilder der Nacht" bewegen sich zwar mehr auf dem epischen Gebiete, bieten aber, was die Vorzüge und Mängel anlangt, ebenso wie die Dichtungen Nr. 6 zu Lob und Tadel Gelegenheit dar. Wenn wir es auch nicht gerade für etwas besonders Verdienstliches halten können, die dunkelsten Partien im Menschenleben und im Menschenherzen mit Vorliebe auszumalen und zur seelenschauernden Anschauung zu bringen — denn das einzige Gute dabei, das Amt der Abschreckung, übt die Prosa des Tages schon so zur Genüge daß man die Poesie billig damit verschonen könnte —, so wollen wir es doch gern anerkennen daß der Dichter für diese Gattung düsterer Malerei ein schönes Talent besitzt. Aber auch hier ist das gute Metall, der poetische Anbruch in dem nächtlichen Schachte stark vererzt, und es bedarf auch hier eines vollständigen Läuterungsprocesses, um die Schlacken zu sondern. In gar manchen dieser „Zigeuner- und Wogen-Notturnos", „Wogensänge", „Romanzen", „Balladen", „Ghaselen" und „Arabesken", dieser „Dämmerungslieder" und „Aventures" herrscht eine kranke Phantasie und ein kranker Geschmack. Das erstere z. B. in dem „seligen" Ende des Zigeuners, dem der Tod so sanft naht, nachdem er bis zum letzten Athemzuge seine lebenslängliche „süße Freundin", die Flamme des rothen Hahns, in langem Monologe verherrlicht hat; oder im „Normannenkönig", dessen Untergang uns nimmermehr Interesse einflößen kann, nachdem er dem lieben Selbst durch die Preisgebung der eigenen Tochter aufzuhelfen gesucht hat. Geradezu widrig ist die Klage um die inzwischen von fremder Hand Ermordete:

> Ich bin um mein Letztes gekommen, um's süße Mägdlein Brunhilde.

weil es sich nach dem Vorhergehenden dabei nicht um den Verlust der Tochter, sondern um den Verlust des Mittels zur Selbsterhaltung handelt. Was aber den kranken Geschmack anlangt, so mögen dafür folgende Zeilen aus dem Liede „Zingaro und der verlorene Sohn" zum Belege dienen:

> «Ja!» sagt er, «du bist ein elend, erbärmlich Creatur,
> So jämmerlich, als noch Keiner durchirrte diese Flur.
> Ich achte dich nicht höher als einen räudigen Hund,
> Verlor'ner Sohn, du armer, du viler Vagabund.»

Und diese Zeilen sind in nicht weniger als fünf Strophen wiederholt, lediglich mit der Abwechselung, daß statt „räudiger Hund" zwei mal „armer Lumpenhund" und ein mal „viler Lumpenhund" steht. Ist das auch Poesie? In Wiederholungen ist überhaupt der Dichter stark; Wendungen wie: „O laß, o laß sie uns hören!" finden sich gleich in den beiden ersten Gedichten zusammen 19 mal. Auch an Ueberschwänglichkeiten fehlt es nicht:

> Wol liegt das Weltall knieend vor diesem Engelsbilde

(einer leichtsinnigen schönen ungarischen Gräfin); ebenso wenig an Härten und Breiten wie in der „Liebesofficie"; und die Sprache muß sich in Formen, selbstgebildeten Worten und grammatikalischen Verstößen sehr viel gefallen lassen. So lesen wir:

> — — — Das Meer — — —
> Wiederstrahlt's des Mondgesichtes dunkelleuchtend Menschenblut.

oder im Liede „Des Müllers Töchterlein":

Es brennt die alte Mühle, loh wallt des Feuers Pracht,
Nicht steht es zu des Himmels in Wolken schwarzer Nacht;
Hoch droben klingt ein Fenster und sich ein Antlitz zeigt,
Das wild zerschweift ein langes, ein blond Gelock umreigt.

und in der „Arabeske":

Emirntochter, süße Schöne, — — —
Deinem Bild verbraucht' ich Alles, glich dir des Propheten Weib.
Durch die Himmel, durch die Wüste raubend zog dein schlanker Leib.

Statt „Thurm" gebraucht der Dichter mehrfach „Thorn", statt „Niederträchtigkeit" „Niedertracht", statt „Ruine" „die Trümmer" als Femininum im Singular u. s. w.

Der Dichter beklagt sich in einer Anmerkung, die Kritik sei heutzutage so vornehm, statt Würdigung nur Notizen zu geben; um ihm gerecht zu werden haben wir unsere Behauptungen durch Mittheilung einiger der von uns gerügten Schlacken unterstützen wollen.

Von ganz entgegengesetzter Färbung als die „Bilder der Nacht" sind

Nr. 8 die „Bairischen Blumen". Das Büchlein bietet uns „Stimmen der Natur", „Sternberg, eine See-Idylle" und „Blätter der Geschichte". Letztere behandeln in gebundener Form geschichtliche Momente die sich an einzelne Punkte Oberbaierns (Hohenschwangau, Fürstenfeld u. s. w.) anknüpfen, ohne daß sie sich jedoch durch Anlage oder Darstellung besonders auszeichneten. Dagegen enthalten die „Stimmen der Natur" und die „See-Idylle" warme, frische und lebendige Schilderungen aus dem einfachen Natur und Liebesleben in fließenden Versen. Nur läßt sich, was die Idylle anlangt, nicht absehen, inwiefern ein Freund, der die Braut seines Freundes ohne Gegenliebe liebt und sich demnach nothgedrungen zurückzieht, damit dem Freunde ein Opfer bringt, als in welchem Sinne der Dichter dieses Ertragen der Nothwendigkeit aufgefaßt hat. Die Begriffsverwechselung die hier vorliegt stört und konnte um so leichter vermieden werden, als das „Opfer" für den ganz einfachen Verlauf der Handlung in dieser Idylle gar nicht gebraucht wurde.

Nr. 9. „Die Jungfrau von Damascus" producirt sich in ihrer äußern Form als ein wirkliches Epos; sie ist durchgehend in zehnzeiligen Strophen geschrieben, wovon wir unten eine Probe geben. Die Jungfrau, die Tochter des Pascha von Damascus, ist eine verzauberte Prinzessin. Um ihren Besitz war unter den Freiern blutiger Hader entstanden; sie hatte keinen begünstigt, und eben als der Sieger sich die schöne Beute mit Gewalt zueignen will, wird er plötzlich in einen Fels verwandelt und die Jungfrau den Augen der Sterblichen entrückt. Die Bannformel lautet, abgesehen von einigen unwesentlichen Dingen, im Hauptpunkte so:

Mit Blut wird nicht erkauft Damascus Schöne,
Die höh're Macht dem ird'schen Blick entzieht;
Nur wer von euch, ihr stolzen Erdensöhne,
In rechtem Licht der Liebe Zauber sieht
Und wagt in Wort und That ihn auszusprechen,
Der wird die Perle aus der Muschel brechen.

Mandrin, der Sohn Noran's, eines deutschen Gelehrten, fällt als Kind mit seinen Aeltern Seeräubern in die Hände, wird ins Meer gesetzt, von einem Delphin aufgenommen, in Cypern ans Land gesetzt, von einem wohlhabenden Mann erzogen und später als Jüngling unter dem Schutze seines Genius nach Damaskus geführt, um den Zauber zu lösen. In seiner wunderbaren Rettung durch den Delphin sind die Nebenbedingungen erfüllt. Die Hauptaufgabe löst er, indem er die Liebe als das Band das die ganze Schöpfung umschlingt verherrlicht, ihre höchste Vollendung aber in der Aelternfreude der Liebenden darstellt.

War selbst ich nie so glücklich zu empfinden,
Wie Lieb' und Liebe innig sich durchdringt,
Und kann ich auch die Macht nicht laut verkünden,
Die, erst besiegt, den schönsten Sieg erringt:
So weiß ich doch, daß ihr geheimes Weben
So lang' sich nur in heil'ges Dunkel hüllt,
Bis ihrem Quell ein neues, zartes Leben,
Der Glücklichen getreues Ebenbild,
Entspringt, das, ihnen lächelnd zugewendet,
Der Liebe Seligkeit erst ganz vollendet.

Als er dies gesungen, schwindet der Zauber, der Fels theilt sich, ein Silberstrom rauscht hervor und auf demselben erscheint, von ein paar Schwänen gezogen, ein Schifflein mit der Jungfrau, die dem glücklichen Helden unter allseitigem älterlichen Segen, denn auch die Aeltern Mandrin's haben sich wiedergefunden, als Gemahlin zugeführt wird. Der Pascha selbst erklärt sie „kraft seiner Macht für ehelich verbunden" und spricht sich dabei auf sehr tolerante Weise so aus:

Seid ihr an Sitt' und Glauben auch verschieden,
Ein Herrscher nur thront in der Liebe Reich,
Sein Scepter macht, so droben wie hienieden,
Die Herzenssprache aller Völker gleich.
Ihr selber habt, aus weitgetrennten Landen
Entstammt, sie heut' geredet und verstanden.

Es fehlt der Dichtung nicht an schönen Gedanken und blühenden Schilderungen, aber auch nicht an Härten, Dunkelheiten, unbehülflichen Verbindungen und schwachen prosaischen Partien (vergl. Gesang I, Strophe 4, 5, 64, 65; II, 2, 23, 33, 45, 46, 47, 52, 59; III, 5, 62, 66; IV, 2, 4, 16, 34, 38, 46 fg.), während man ihr im Ganzen den Vorwurf machen muß daß es zu sehr an Handlung mangelt (Episoden und Erzählungen nehmen fast zwei Drittheile ein) und daß der Held außer der oben mitgetheilten Lösung des Zaubers, die ihm auch, wie die Dinge dargestellt sind, ohne eigenes Zuthun glückt, gar Nichts vollbringt, sodaß er kein Interesse für sich zu gewinnen weiß.

Weit vorzüglicher nach Form und Inhalt sind

Nr. 10 die „Dichtungen nach dem Alten Testament" von Katharine Diez. Sie behandeln drei aus der alttestamentlichen Geschichte entlehnte Stoffe: Hagar, Ruth und Abraham's Opfer. Die erstern beiden sind kleine Epopöen, jede aus einem Cyklus von Gesängen in verschiedener freigewählter Form bestehend; die dritte Dichtung ist dramatisch. In allen dreien weht ein frisches, warmes Leben, und die Glut des Orients tritt uns nicht blos im äußern schimmernden Palmenputz, sondern in voller inniger Wirklichkeit entgegen. Die beiden ersten Gedichte, „Hagar" und „Ruth", in der Hauptsache nach der biblischen Erzählung angelegt und mit reicher Phantasie und echter tiefer Empfindung ein jedes zu einem schönen Ganzen abgerundet, haben ungemein viel Ansprechendes. Auch das dramatische Gedicht „Abraham's Opfer" enthält im Einzelnen treffliche Stellen; so im Monologe Abraham's in der Nacht vor dem Aufbruche zum Opfer:

Nicht konnten seinen sel'gen Schlummer scheuchen
Die wilden Küsse, die in Schmerzenswuth
Ich auf die weichen schönen Lippen drückte.
Er wehrte lächelnd nur mit seinen Händen,
Als wollt' er scheuchen einen dunkeln Traum,
Der sich vor seines Himmels Pforte stellte.
Wie Blumen ruhen seine nackten Glieder
Auf Decken, die der Mutter Hand gebreitet,
Und morgen — morgen! u. s. w.

Aber das Ganze ist unbefriedigend; die Dichterin ist bei all ihrem Talente an der Wahl des Stoffs gescheitert. Eine göttliche Offenbarung setzt unter allen Umständen ein Doppeltes voraus, den sich offenbarenden Gott und den die Offenbarung erfassenden Menschen. Der Mensch kann aber vermöge seiner vernünftigen Natur Nichts als göttliche Offenbarung erfassen, was nicht den Stempel der Göttlichkeit innerlich an sich trägt. Dieser Satz gilt ebenso wol für das Gebiet der Poesie als für das der Theologie. Das Gebot eines Menschenopfers kann nun und nimmermehr, Zeit, Ort und Verhältnisse mögen gegeben sein wie sie wollen, als eine Gottes würdige Idee erkannt werden. Die Dichterin darf nicht einwenden daß diesem Mangel

durch die Erscheinung des Herrn, durch „den Glanz und das Auge aus der Wolke", durch „die goldenen Lichtesströme" und durch „die Stimmen aus den Wolken" begegnet werde. Denn all dieser äußere Apparat wird durch den innern Widerspruch wirkungslos. Hätte die Stimme aus den Wolken gerufen: „Verleugne Jehovah! Opfere dem Götzen der Kananiter!" (und Das war es was dem Entschlusse Abraham's in Wirklichkeit zugrundelag, eine verblendete Nachahmung des kananitischen Götzendienstes,) so konnte der ganze äußere Apparat gegen die offenbare innere Unmöglichkeit des Gebots für den treuen Verehrer Jehovah's Nichts beweisen; denn Gott kann sich nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen. Bei nur einigem Nachdenken wird man aber finden daß das Gebot des Kindesopfers einen ebenso schroffen Widerspruch Jehovah's mit sich selbst enthält, als das Gebot des Abfalls von ihm enthalten würde. Und dies macht sich um so bemerkbarer, jemehr in dem Gedichte Jehovah, wir möchten fast sagen als der christliche Gott zur Anschauung gebracht wird. Denn er steht theils nach den Gesprächen in der Familie des Patriarchen, theils in der Unterredung Abraham's mit Satan (welcher beiläufig bemerkt in ganz modernem Gewande, als Verkündiger des reinen Naturcultus auftritt) zu den Menschen in dem Verhältnisse eines liebenden Vaters zu seinen Kindern. Nur im Munde des Satans ist er der „schreckliche Jehovah"; Abraham und Isaak preisen durch das ganze Gedicht hindurch seinen „Vatersegen", seine „Vaterhuld", seine „Vaterliebe". Um so widriger ist es, aus dem Munde dieses Gottes jenes Gebot zu vernehmen oder von einem solchen Gottesverehrer die Foderung des Kindesmords als eine Foderung Gottes gedacht zu wissen. Hieraus ergibt es sich von selbst daß dem Gedicht, wenn man es als Ganzes betrachtet, kein Werth beigelegt werden kann, denn es leidet in seinem Grundtone an einem unauflösbaren Misklang. Wir halten diese Bemerkung für um so nothwendiger, jemehr die schönen Einzelheiten zu bestechen geeignet sind, wegen deren wir, ebenso wie rücksichtlich der beiden zuerst gedachten durchaus gelungenen Dichtungen, der Verfasserin recht gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Diese alttestamentlichen Dichtungen gewähren uns einen passenden Uebergang zu einigen Erscheinungen aus dem Gebiete der reingeistlichen Dichtung, mit denen wir den Beschluß dieser Besprechung machen wollen.

11. **Hiob. Metrisch übersetzt von Moritz Spieß. Buchholz, Adler. 1852. 16. 22½ Ngr.**
12. **Christus. Geistliches Gedicht in fünf Abtheilungen von Wilhelm Frohne. Köln, Eisen. 1852. 8. 24 Ngr.**
13. **Heimatklänge. Lieder für religiöses Gemüthsleben von Johann Philipp Glökler. Stuttgart, Lindemann. 1853. 8. 15 Ngr.**

Der Verfasser von Nr. 11 will der Luther'schen Uebersetzung des „Hiob" nicht zunahetreten, erklärt aber daß sie nicht ausreiche, um das Original nach Inhalt und dichterischer Form vollständig zu erfassen. Er sagt in der Vorrede: „Die Uebersetzung von Dr. Luther erregt, wenn wir an den damaligen Zustand der deutschen Sprache und die Kenntniß der hebräischen denken, unsere Bewunderung. Denn von Hülfsmitteln, die zu einem Verständnisse des Buchs «Hiob» in der hebräischen Ursprache nöthig sind, standen ihm so wenige und geringe zugebote daß ihn nur sein poetisches Gefühl in vielen Stellen das Richtige mit glücklichem Griff finden ließ. «Die Rede dieses Buchs», sagt Luther, «ist so riesig und prächtig als keines Buchs in der ganzen Schrift.» Von dieser Erhabenheit ist seine Uebersetzung vielfach ein lebendiger Nachklang. Andererseits half ihm aber auch seine und seiner Freunde Beharrlichkeit und Ausdauer. Er gesteht selbst daß sie im «Hiob» während vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fertigen konnten. Aber trotz Luther's dichterischem Geiste, trotz seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit werden wir es natürlich finden daß er nicht alle Schwierigkeiten dieses schwierigen Buchs überwand. Es ist kein Verdienst für uns, wenn wir richtiger den Sinn des Hebräischen wiedergeben, denn eine 300jährige Forschung hat begreiflich die Kenntniß jener Sprache gefördert, und der Zwerg auf den Schultern des Riesen überragt freilich diesen."

Nun ist es allerdings unbestreitbar daß das Buch „Hiob" nach der Luther'schen Uebersetzung viele Stellen enthält, die theils an sich dunkel und unverständlich, theils in ihrem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht erklärlich sind, sodaß sie auch den aufmerksamsten und denkendsten Leser, so sehr er sich durch eine Menge herrlicher Einzelheiten zur Bewunderung hingerissen fühlt, dem Totaleindrucke nach nicht vollkommen befriedigt. Dagegen erscheint bei der Lectüre der Uebersetzung von Spieß das ganze Gedicht in allen seinen Theilen und im Zusammenhange durchaus klar und verständlich; die einleitenden Bemerkungen und die am Schlusse beigefügten Anmerkungen setzen den nichtgelehrten Leser in lichtvoller Darstellung und sachentsprechender Kürze von Dem was er zum vollen Verständniß zu wissen nöthig hat in Kenntniß, und die Sprache der Uebersetzung, in ungereimten, meist fünffüßigen Jamben, ist edel und würdig. Was diese letztere anlangt, so ist es freilich auch unserm Dichter nicht geglückt, die Schatten zu überwinden, die der Glanz des Luther'schen Vortrags auf spätere Bibelübersetzungen wirft. Sei es daß diese Vortragsweise, weil wir uns von Jugend auf an sie gewöhnt und weil wir die ersten Eindrücke von Dem was uns am heiligsten und ehrwürdigsten ist in ihr empfangen haben, eine unantastbare Stellung in unserm Herzen einnimmt; oder sei es die wirklich ihr inwohnende urpoetische Kraft welche die Sprache Luther's weiht und heiligt, wir müssen uns erst an einen andern Vortrag gewöhnen lernen, ehe wir ihn neben dem Luther'schen mit wahrer innerer Befriedigung in uns aufnehmen können. Capitel 14 V. 1 und 2 übersetzt Spieß so:

Der Mensch, vom Weib geboren, lebet wenig Tage,
Und stete Unruh' sättigt reichlich ihn.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
Entfliehet wie ein Schatten, bleibet nicht.

Capitel 38 V. 4—7:

Wo warst du, als ich gründete die Erde?
Sag' an, wenn du die Weisheit hast erkannt!
Wer hat der Erde Maß bestimmt — weißt du es?
Wer hat an sie die Meßschnur angelegt?
Worauf denn ward ihr Grundstein eingesenkt?
Wer hat denn ihren Eckstein festgelegt?
Als dabei jubelten des Morgens Sterne,
Als jauchzten alle Söhne Elohim's?

Dagegen Luther:

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe. Gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht."

„Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug? Weißt du, wer ihr das Maß gesetzet hat? Oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenket? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes?"

Uns scheint die Luther'sche Uebersetzung in Rhythmus und Ausdruck weit erhabener und poetischer als die von Spieß. Indeß wollen wir damit dem Werthe der letztern Nichts vergeben, denn wenn sie auch unter der Vergleichung in formeller Hinsicht leidet, so sind dabei die angedeuteten Rücksichten nicht außer Acht zu lassen und in materieller Beziehung zeichnet sie sich durch Klarheit, Verständlichkeit und, wie wir nach sorgfältiger Vergleichung mit dem Original und andern Uebersetzungen und Erklärungen der dunkelsten Stellen versichern können, durch Treue und Erfassung der schwierigsten Partien in solchem Sinne wie er dem Zusammenhang am besten entspricht vortheilhaft aus. Wir müssen daher diese Herausgabe des „Hiob" als ein recht verdienstliches Unternehmen bezeichnen, und zwar umsomehr

als die Weise in der dem Zweck entsprochen wurde nicht blos den Gelehrten von Fach, sondern ganz besonders auch den Laien anzuziehen geeignet ist.

Dem geistlichen Gedichte sub Nr. 12: „Christus“, ist am Schlusse eine literarische Notiz beigefügt, in welcher der Verfasser den Verfall der erhabensten Gattung der Poesie, der „geistlichen Dramatik“, beklagt und unter Bezugnahme auf die Aufführung der Leidensgeschichte zu Oberammergau in Baiern bemerkt daß „der Eindruck den das lebendige Auftreten des Erlösers mache der vortrefflichste, natürlichste, ungesuchteste, großartigste und reinste sei“. „Solchen Erfolg“, fährt er fort, „hat eine Dorftragödie. Mehr dürfte sich die geläuterte Kunst von diesem Stoffe versprechen, wenn es ihr gelänge die um ihn herumstehenden bedeutsamen Aufgaben würdig zu lösen.“ Wir zweifeln überhaupt an der Möglichkeit einer würdigen Lösung dieser Aufgabe und verweisen auf die Bemerkung Kant's: „Das Ideal in der Erscheinung realisiren zu wollen, wie etwa den Weisen in einem Roman, ist unthunlich und hat überdem etwas Widersinniges und wenig Erbauliches an sich, indem die natürlichen Schranken, welche der Vollständigkeit in der Idee continuirlich Abbruch thun, alle Illusion in solchem Versuche unmöglich und dadurch das Gute das in der Idee liegt selbst verdächtig und einer bloßen Erdichtung ähnlich machen.“ Diese natürlichen Schranken machen sich bei der dramatischen Darstellung am meisten geltend und müssen um so hindernder sein, je erhabener das Ideal ist. Aber der Verfasser hat sich nicht damit begnügt Christum auftreten zu lassen; auch Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist erscheinen als handelnde und sprechende Personen des Drama; und in welcher Weise treten sie, in welcher Weise treten ferner Christus, Maria und die Apostel auf! Wir könnten uns versucht fühlen in der vorliegenden geistlichen Dichtung eine Verspottung des Heiligen zu erblicken. Für diese Ansicht spricht der Ton der in vielen Partien des Stücks vorwaltet und der ganz der Blumauer'schen Travestie der „Aeneide“ gleicht; z. B.:

Kana.

— — — Christus. He, Schaffner! Was tragen dort die Diener in den Krügen?

Schaffner. 'S ist Wasser, Herr! 'S ist reines, klares Wasser, bis an den Rand gefüllt.

Christus. Du lügst. 'S ist Wein! Ich sage dir, du lügst! Schenk' ein! Schenk' ein!

Schaffner. Es ist nicht wahr, ich will des Teufels sein u. s. w. Wenn die Gäste betrunken, dann gibt er den echten.

Maria. So laß ihn den Casus auch selber verfechten u. s. w.

Christus auf dem Meere.

Was weckt ihr mich? Ich stehe auf. — Welch ein Rumor im Wogenreich? Schweigst du nicht bald, ruhmred'ger Sturm, so stopf' ich den Mund dir auf ewig. — Ich bitte, St.-Peter, erlaube, es litt ja nur Schiffbruch der Glaube.

Alle Apostel. Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn!

Christus. Schweig', Sausewind, wir landen!

Christus und die Ehebrecherin.

Erster Pharisäer.

Im Tempel laßt sie los! Voran Lohnkutsche!

Zweiter Pharisäer.

Dies Weib ist, Lehrer, auf der That ergriffen,
Als in Jerusalems Pantoffelstraße
Sie schamlos frechen Lüsten sich ergeben. — —

Matthäus im Gespräche mit Jacobus.

Ja, unser ganzes Bücherthum, bald ist's Geschichte, Wundermär, Novelle, — — bald Sinnspruch, Lehrsatz, Psalm, Edict, Koran, ein ganzer Cirkel heil'ger Belletristik. — —

Christus der Auferstandene zu Maria.

Rühre mich nicht an! Denn noch bin ich nicht aufgefahren zu meinem Vater. Doch es geht zur Neige.

Christus nach der Auferstehung unter den Jüngern.

(Das Brot brechend.) Daran erkennt ihr mich. (Verschwindet.)

Erster Jünger.

Welch' ein Duft!
Sein Kleid ward Nebel, seine Glieder Luft.

Zweiter Jünger.

Das macht mich starr wie eine Saul'.

Erster Jünger.

Was stehst du mit halb off'nem Maul?

Und so an vielen andern Stellen. Für diese Ansicht spricht ferner die merkwürdige Weise in der das Dogma von der Dreieinigkeit dramatisirt wird. An und für sich ist schon der ganze Gedanke, die Dreieinigkeit durch drei verschiedene Personen in die Erscheinung einzuführen, eine Satire. Indeß hier liegt die Schwierigkeit im Dogma und der Vorwurf, Sätze über das Heiligste aufgestellt zu haben, in welchen „Bejahung und Verneinung einander so schroff gegenüberstehen daß Eins das Andere schlechthin aufhebt und daß für die Vorstellung, die man nun von der Sache fassen sollte, schlechthin ein Nichts übrig bleibt“ *), trifft das Athanasianische Symbolum selbst. Allein hier überbietet die Darstellung das Symbol noch, indem Gott der Vater, Jehovah, dem Sohn und dem Geiste die Tiefen des Weltalls entfaltet, sich dabei wie der Inhaber eines naturhistorischen Cabinets geberdet, schließlich den Menschen hervorruft, diesen seine Künste machen läßt und in einem und demselben Satze zum Sohne und Geiste spricht: „daß sie der Wahrheit kleinsten Theil erst sähen und dem Vater gleich seien. Für die Annahme eines Spottgedichts spricht endlich die klägliche Weise in welcher der Verfasser den Jehovah, den Sohn und den Geist dem Satan gegenüber auftreten läßt, und unter den ernster gehaltenen Stellen diejenige wo Christus den Petrus mit dem Amte der Schlüssel betraut und dann so fortfährt:

Judäa, du bist nur ein Tropfen in
Dem Ocean der Staaten, der die Erde
Vom Sonnenaufgang bis zum letzten Markstein
Der hängenden Terrass' Europas deckt.
Der Eine Tropfen soll die ganze See
Vergiften. Wie die Viperhäupter sollen
Aus seinem Blut die Dogmen sich vermehren.
Und wie das Meer die Brünnlein überall
Durchs Erdreich keltert, so entstehen Kirchen
Und Sekten, Brüderschaften, Orden, Schulen
Am Berg, im Thal, im Binnenland, auf Küsten.

Andererseits sprechen viele Stellen, in denen rein das Wort des Evangeliums ohne Zuthat des Verfassers wiedergegeben wird und die deshalb den Charakter der Würde und Erhabenheit bewahren, wie die Prophezeiung vom Untergange Jerusalems, die Einsetzung des Abendmahls, die Fußwaschung, das Gebet um Verklärung, Christus vor dem Hohen Rath und Pilatus, gegen obige Ansicht, und es läßt sich auch nach der erwähnten literarischen Notiz nicht wol anders annehmen, als daß es dem Verfasser mit seiner geistlichen Dichtung Ernst gewesen sei. Wie dem auch sein möge, wir können sie in den sämmtlichen getadelten Stellen für nichts Anderes als eine sittliche und poetische Misgeburt — ob das erstere in bewußter oder unbewußter Weise, je nach der Tendenz des Verfassers, bleibt dahingestellt — und somit das Ganze nur für eine völlig verunglückte literarische Erscheinung erklären.

Nr. 13. Das Bändchen „Heimatklänge“ enthält durchgehend rein religiöse Gedichte. Der richtige und würdige Grundgedanke der in allen vorwaltet ist der daß der Christ in treuem Festhalten an seinem himmlischen Meister durch ernste Einkehr in sich selbst und durch das Lauschen auf das Wort Gottes in der eigenen Brust sich zur ewigen Heimat vorbereite.

*) Bretschneider: „Das Dogma von der Dreieinigkeit“.

Diese Idee ist in mehren Liedern, als: „Der Heimatweg", „Der Reisegefährte", „Jüngers Bau", „Wo weilt das Glück?", schön und erbaulich ausgeführt. In andern wäre statt der allzu mächtigen Wortbreite eine größere Gedankenfülle und innigere Tiefe des Gefühls zu wünschen. Auch ist es ein Fehler daß der Dichter zwischen Welt und Welt nicht unterscheidet. Nur die Welt im schlimmen Sinne steht mit dem Christenthume im Widerspruche. Der Christ soll das Fleisch nicht abtödten, sondern beherrschen. Der Dichter singt:

> Nach der Heimat will ich ziehen,
> Nimmer scherzen mit den Andern u. s. w.

Warum nicht? Achtet auf das Vorbild des Herrn! „Ist es zufällig oder ist es im höchsten Grade bedeutsam daß das Bild des Heilands uns entgegentritt auf der Folie eines Lebens welches der Typus aller Weltflucht und aller Weltfeindschaft ist? Ich bin nicht Johannes, sagt Christus. War er nicht ein Weltkind im Vergleiche zu ihm? Er fastete nicht, ließ auch seine Jünger nicht fasten; noch in jenem feierlichem Momente des Abschieds ist ihm das Gewächs des Weinstocks wichtig genug, um hervorzuheben daß er es jetzt zum letzten male trinke, bis er es neu trinken werde in des Vaters Reich. — Wie kann da ein gutes Gewissen sein, wo ein feiner Mord an der von Gott geschaffenen Natur zugrundeliegt? — Solange mich Gott auf der Erde läßt, bin ich ein Mensch, esse, trinke, schlafe und arbeite, bin Gatte und Bürger, freue mich der schönen Natur, und auch ein Lessing und Kant, ein Goethe und Schiller, ein Rafael und Beethoven gehören zu den Gaben Gottes die ich mit Danksagung empfange. Aber an dem Allen hängt mein Herz nicht, vielmehr genieße ich's wie die Kinder Israel das Pascha, gegürtet und den Stab in der Hand; und wann der Herr ruft, so hält und fesselt mich Nichts; ich lasse mit Freuden was dahinten ist und schwinge mich zu Dem was droben ist." So ruft der streng orthodoxe E. Nägelsbach *) seinen evangelischen Mitchristen zu. Und das ist echte volle Wahrheit. Die Einen predigen den Genuß, die Andern die Verleugnung der Welt, und je hitziger der Kampf wird, desto mehr verliert man sich ins Extrem. Möchten doch die düstern Eiferer Das was sie praktisch thun, denn sie leben in der Welt und genießen der Welt, auch theoretisch anerkennen. Sie würden damit den Predigern des todten, aller Ideen und aller Aufopferung für eine Idee baren Materialismus die beste Waffe aus der Hand nehmen. Der Verfasser gehört allem Anschein nach nicht zu den Zeloten ex professo; aber er unterscheidet nicht, und wer das Evangelium als echter Jünger verkünden will, der muß es klar und scharf hervorheben daß das Christenthum nur der Welt im bösen Sinne, keineswegs aber der Welt im guten Sinne entgegentritt. 14.

Zwei Pfarrer.

1. Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. Von Heinrich Pröhle. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Pfarrer von Ellinghausen von Hermann Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beide Bücher haben miteinander gemein daß sie die Geschichte zweier protestantischer Pfarrer enthalten, wie dieselbe unter dem Drang und Kampf des Lebens sich gebildet hat. Beide machen Ansprüche darauf Bilder aus dem Leben zu sein; das eine nennt sich auf dem Titel „Lebensbild", das andere ist die Fortsetzung oder der zweite Band von „Lebensbildern und Erzählungen". Grund genug, um beide einer gemeinsamen Betrachtung zu unterziehen, um so mehr als nicht allein der Stoff für beide ein gemeinsamer ist, sondern in der Art und Weise der Auffassung und Darstellung sich auch viel Uebereinstimmendes findet, wenngleich nicht zu verkennen ist daß das Buch von Pröhle beiweitem gehaltreicher als das von Amas ist. Man wird nicht irren, wenn man den „Pfarrer von Grünrode" mit dem von demselben Verfasser herausgegebenen Lebensbilde „Walddrossel", das bereits in Nr. 45 d. Bl. f. 1852 besprochen ist, zusammenstellt und beide als ein Ganzes betrachtet. In der „Walddrossel" hatte der Verfasser seine Geschichte mit dem Abgang zur Universität begonnen und vorzugsweise das Studenten- und Candidatenleben hinüberragend in die bewegte Zeit von 1848 bis zur Heirath mit Walddrossel fortgeführt. Hier dagegen beginnt die Entwickelung unsers Helden von seiner Kindheit an, überspringt dagegen jene Zeit in welcher die „Walddrossel" spielt, um mit dem Pfarrer- und Ehestandsleben fortzufahren. Nehmen wir beide zusammen und lassen die zum Theil abweichende dichterische Ausführung außer Acht, so wird der Zusammenhang beider Bücher keinen Augenblick unklar sein und man könnte die beiden Lebensbilder in ihren Grundzügen als die Entwickelung eines Mannes ansehen von den ersten Tagen seiner Kindheit bis hinauf über Confirmandenunterricht zur lateinischen Schule, zum Gymnasium, zur Universität, zum Candidaten, Pfarrer und zum Ehestande und 50jährigen Amtsjubiläum. Beide Bücher von Pröhle und Amas erinnern lebhaft an den „Vicar of Wakefield", ohne daß sie jedoch die Wärme und Frische dieser Familienschilderung erreichen und überhaupt viel zu sehr ein bestimmtes Individuum, eine einzelne Entwickelung im Auge haben, viel zu sehr Portrait sind, um allgemeines Interesse zu erregen. Pröhle breitet in seinem Buche in behaglicher Weise und Breite seinen Stoff aus; er beginnt mit der Geschichte des Vaters seines Pfarrers, der Hirt und Nachtwächter zu Grünrode war; wir erfahren wie der Hirt um das in der Mühle zu Grünrode und später in der Stadt beim Vetter Klee großgezogene Mädchen freite und sie heirathete. Vieles wird da aus dem jungen Ehestands-, Dorf- und Hirtenleben erzählt. Der Knabe, der künftige Pfarrer von Grünrode, wächst vor unsern Augen auf, wir gehen mit ihm in die Kirche, auf das Feld, lernen seine Neigung Husar zu werden kennen, bis sich dieselbe verliert und er beim Pfarrer in die Lehre geht. Mit alauda cantat und amo war dann der Knabe zum Hirten nicht mehr zu gebrauchen und nach dem Tode seiner Mutter wurde derselbe zum Vetter Klee in die Stadt gebracht um daselbst zu studiren. Der Faden unserer Erzählung ist durch die Schilderung der Sitten des Dorflebens und mannichfacher kleiner Ereignisse des häuslichen sowie des jugendlichen Lebens auf mannichfache Weise weiter ausgesponnen, bis endlich der Knabe, nachdem er von den Ersparnissen des Vaters einen neuen Anzug erhalten hat, auf einem Mühlwagen der Stadt zufährt um auf Schulen zu gehen. Das Leben auf der Schule befriedigte den Knaben im Ganzen sehr wenig, er fühlte sich gedrückt, zurückgesetzt und seine Ideale, die er aus dem Dorfe mitgebracht hatte, nicht befriedigt. Indeß ging die Zeit immer weiter und bald begann die erste Liebe mit Riekchen, der Tochter eines armen Beamten, die ebenfalls beim Vetter Klee, weil ihre Aeltern gestorben waren, erzogen wurde. Bald waren Beide miteinander verlobt, da Vetter Klee und seine Frau ihre Liebe begünstigten. In diesen Brautjahren verging denn auch die Studentenzeit auf der Universität, die geradezu in unserer Erzählung „überschlagen" wird. Es kommt nun die Schilderung des Rectorlebens. Riekchen erkrankte, starb und zum Trost für diesen Verlust hatte der Generalsuperintendent dem Rector versprochen, ihm die erste kleine Pfarrstelle zu verleihen die vacant werden würde. Er hielt Wort, der Rector wurde Pfarrer in Wolfsrode, lernte die Tochter eines Amtsgenossen in der Nachbarschaft, Luise, kennen, wurde ihr Bräutigam und würdiger Eheherr. Fast den ganzen zweiten Theil füllt die Geschichte des Ehestandslebens aus, die Geburt und Taufe von Kindern, der Tod Luisens und endlich das 50jährige Dienstjubiläum in Grünrode. Der Puls der in diesem Buche schlägt klopft langsam und langsamer, bis er endlich stillesteht; die Lecture erregt

*) Was ist christlich? Eine Reihe polemischer Aufsätze von Eduard Nägelsbach. Nürnberg, Geiger. 1852. Gr. 8. 27 Ngr.

nicht und erhebt nicht, man macht ein Stück gewöhnliches Leben mit durch, das sich in den Schranken der gemeinen Erfahrung hält; die Breite mit welcher das Ganze sowie die einzelnen Scenen angelegt sind ermüdet, die Schwunglosigkeit der Darstellung und Auffassung der menschlichen Lebensverhältnisse lassen kalt; das hausbackene Leben, wie es in diesem Buche sein Conterfei gefunden hat, fröstelt uns an. Der Verfasser, dessen Darstellung übrigens nicht ohne Talent ist, hätte gewiß einen bessern Erfolg gehabt, wenn er den Stoff seines Buchs mehr zusammengeschlagen und in der großen weitschweifigen Anlage nicht Das allzu sehr in den Hintergrund geschoben hätte was gerade das Interesse des Lesers am meisten zu erregen vermag, die innere tiefe geistige Entwickelung seiner handelnden Personen oder das eigentliche wahre poetische Element gegenüber der äußern Thatsache.

In noch höherm Grade tritt diese Erscheinung bei dem Buche von Amas zutage; hier ist geradezu Nichts weiter als die Geschichte eines Pfarrers in äußern Umrissen gegeben. Die Schilderungen des Lebens und der Volkssitten, die dem Buche von Pröhle als Unterlage dienten, fehlen hier ganz. In großer Breite beginnt der Verfasser mit der ausführlichen Geschichte des Vaters und der Mutter des künftigen Pfarrers; Reflexionen über Erziehung, Moral und Religion hängen überall dem ohnehin so schwerfälligen Gange der Erzählung wie Bleigewichte um die Füße, in langen Capiteln geleiten wir den Knaben zur Confirmation, zum Vorbereitungsunterricht, zum Gymnasium, zur Universität, zur ersten Predigt, zur Brautbewerbung und zur Pfarrei. Es ist ein so gewöhnliches Menschenleben was sich uns hier darbietet, so oberflächlich in seiner äußern Form erfaßt, daß Jedermann darin nichts Anderes sehen kann als die Entwickelung eines der vielen Menschen die eben die gewöhnliche Heerstraße des Lebens gehen. Ohne Verwickelung oder poetische Entwickelung, ohne Spannung läuft die Geschichte vor unsern Augen vorbei, daß wir froh sind wenn das Ende erreicht ist. Die Betrachtungen, Excurse, Abhandlungen und Debatten welche dem Ganzen beigegeben sind ermüden und sind oft so gewöhnlicher Art, so selbstredend daß sie auszusprechen ganz müßig ist, abgesehen davon daß sie in diesem Buche ohnehin schon überflüssig sind. Wer bezweifelt noch die Richtigkeit des Satzes, den der Verfasser (I, 147) mit den Worten ausspricht: „Alles blos äußere Lernen, alles Aneignen von Begriffen und Vorstellungen wie sie Anderk gehabt haben ist und bleibt gewissermaßen doch immer etwas Mechanisches; es ist ein Auffassen mit dem Gedächtnisse und recht oft ein todter Schatz.“ Die Spießbürgerlichkeit oder, wie der Student sich ausdrückt, das Philiströse ist in diesem Buche so außerordentlich vorherrschend daß z. B. (II, 173 fg.) lange Debatten gepflogen werden, wie die Hochzeit einzurichten, wer einzuladen sei; fast komisch-steif ist aber die Brautbewerbung selbst. Der Pfarrverweser erscheint vor dem Pfarrer senior. Seine Stimme stockt und er wird sichtbar verlegen. Der Senior versteht ihn nicht. Endlich sagt er: „Ich möchte Sie fragen ob Sie mir Ihre einzige Tochter zum Weibe geben wollten?“ Der Alte wird bedenklich; Frau und Tochter werden gerufen. Die sinnige Jungfrau hatte längst aus den Blicken des Vaters errathen daß etwas Wichtiges im Werke sei. Die Aeltern verlassen sie, sie bietet dem noch immer sprachlos Dastehenden einen Stuhl. Er setzt sich. Sie setzt sich. Er wischt sich die Thränen aus dem Auge. Nun beginnt er:... Sie schweigt; er erholt sich und sagt:... Sie erröthet; sie wird sichtbar heftig bewegt, sie sagt hastig:... Er ruft die Aeltern; er findet sie, sie kommen; dann redet die Tochter sie also an:... Darauf entgegneten die bewegten Aeltern kurz:... Dann wandte sie sich zu dem Manne ihrer Wahl:... Dann beglückwünschen die Aeltern die Kinder. Endlich und endlich besprachen sie noch ein Mehres und zu allerletzt kam noch ein schwieriger Punkt zur berathenden Entschließung, ob eine große Hochzeit an einem Wochentage gehalten werden oder ob die Copulation an einem Sonntage sogleich nach dem Gottesdienste stattfinden solle. Darüber entstand eine Debatte; doch möge sich der Leser d. Bl. beruhigen, wir wollen damit abbrechen und nur bemerken daß der Referent bei der Darstellung dieser Brautbewerbung auf Stelzen nur dem Gange des Verfassers gefolgt ist und überall wo bei der Zusammenziehung es thunlich war die eigenen Worte des Verfassers beibehalten hat. Als nun die Hochzeit gehalten, die Schwiegerältern auch gestorben, da wurde der Verweser nun endlich Pfarrer von Ellinghausen und sagt der Verfasser (II, 199): „So lehrte er und bekämpfte die Sünde welche dem entgegenstrebt; so lebte er, um selbst in seiner Lehre unsträflich erfunden zu werden; so verwaltete er durch Lehre und Leben sein hohes christliches Lehramt. Er zweifelte nicht daß er also das Amt der Versöhnung mit Gott durch Christum predige und verwirkliche.“ Wir wünschten ihm wie diesem Buche sodann auch ein seliges Ende, aber noch kommt in einem eigenen Capitel (S. 201—218) ein Bericht über die „verbesserten Einrichtungen welche er insbesondere für die Gemeinde traf“: a) die Presbyterialverfassung in geistlichen Dingen, b) die Versorgung der Armen in der Gemeinde, c) die Besoldung der Volksschullehrer, d) die Aufstellung eines Lections- und Stundenplans für die sämmtlichen Schulen, e) Einführung der Jugendbibliotheken für die einzelnen Schulen u. s. w. mit f, g, h bis zum Schluß. Die Schreibart ist sehr breit, weitschweifig, oftmals ganz unbeholfen und Ausdrucksweisen wie: Ganzheit, er hatte spaziert, linkwärts und rechtwärts, sind dem guten Sprachgebrauche geradezu entgegengesetzt.

55.

Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von *. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1852. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.**

Ein Buch, bestimmt der gedankenlosen Auswanderungssucht entgegenzutreten. Es war wol nothwendig daß einmal mit Sachkenntniß gesprochen würde über Das was der Emigrant jenseit des Meers zu erwarten hat. Welche Ideale von Freiheit, welche Träume von Glück und Reichthum, der mit leichter Hand zu erlangen sei, gehen nicht bei uns um! Nur sehr Wenige sind es, welche den Wanderstab nicht mit der Hoffnung ergriffen daß sie sich nur zu zeigen brauchten, um sogleich von allen Seiten mit Gaben des Glücks überschüttet zu werden, ja es fehlt wenig, so malte man sich Amerika als das wahre Land der Verheißung, das Eldorado des 16. Jahrhunderts, als das Paradies aus, wo Milch und Honig fließt. Welche Quelle von Enttäuschungen und nicht ausbleibenden Klagen! Dieses Schicksal erwartet fast ohne Ausnahme Auswanderer des Bauern- und Arbeiterstandes; hier herrscht eine Unwissenheit und Unklarheit der Begriffe welche unsern gepriesenen Volksschulen wahrlich wenig Ehre macht. Ein armer Teufel, Vater von sieben Kindern, der eben seine Reise antreten wollte, versicherte mir, da sei ein ungeheueres Wasser zwischen Europa und Amerika, wenigstens fünf Stunden breit. Ein Anderer behauptete, das ganze Jahr hindurch hingen dort reife Früchte an den Bäumen, das Wild liefe in den Straßen der Städte und Dörfer umher, und wenn man Landbau treiben wollte, so brauchte man nur an dem ersten besten Platz sich festzusetzen, die Saat auszustreuen und Regen, Sonnenschein und Boden besorgten alles Uebrige. Aehnliches hört man fast jeden Augenblick, wenn man sich unter einen Trupp Auswanderer mischt. Was nur je Glänzendes über Ackerertrag, Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens u. s. w. verlautet ist, das trägt man auf die neue Heimat über. So strömen Hunderttausende alljährlich aus dem Lande und geben ein Schauspiel welches für den Staatsmann ebenso erschreckend als für den Patrioten bekümmernd und für den Menschenfreund schmerzlich ist. Daß in diesem Drang nach dem Lande der Volksregierung etwas geändert werden könne durch irgend welche Anstrengung menschlicher Kräfte, glauben wir nun freilich nicht. Es liegt demselben eine tiefere, wenn auch unklare Sehnsucht zugrunde. Der

Ueberdruß an den heimatlichen Verhältnissen, der wie ein Krebsschaden an dem Herzen unserer Nation frißt, beruht auf dem deutschen Charakter und seinem Widerspruch mit der Gegenwart; er beruht zugleich auf jenem Instinct welcher gewisse Vogelgattungen auf die Wanderschaft jagt im Vorgefühl nahender Winterstürme; er beruht auf einer geheimnißvollen Attraction welche der Westen von jeher auf die erwachenden Völker des Ostens ausgeübt hat; er ist eine Naturkraft und seine Wirkungen ein Naturereigniß. Es würde also vergeblich sein die Cultusministerien dazu aufzufodern daß sie die Volkslehrer anwiesen, die geographische, physikalische und politische Schilderung Amerikas mit derjenigen Aufmerksamkeit zu bewerkstelligen, welche dieser Continent in jedem Betracht verdient; es würde vergeblich sein, auch wenn in denselben nicht der Grundsatz Friedrich's II. von Preußen aufs neue Geltung gefunden hätte, seitdem man angefangen den Sinn desselben zu verstehen, und wenn man nicht die Absicht hätte den Unterricht der Schulen auf die „vier Species und den Katechismus" zu beschränken, weil es unmöglich sei ein „gelehrtes" Volk zu regieren. Ebenso vergeblich im Allgemeinen sind die Bemühungen der Presse, dem Auswanderer alle Gefahren seines Vorhabens zu malen. Man will, nachdem man einmal den Gedanken der Flucht aus Europa gefaßt hat, nicht gewarnt, sondern höchstens berathen sein. Der Deutsche ist von Natur, je weniger er rasche Energie besitzt, desto zäher und unverwüstlicher bei seinen Meinungen. Wir sagten gleichwol daß das angezeigte Buch einen lange Zeit leeren Platz ausfülle. Es ist wenigstens ganz geeignet solche Auswanderer welche Kopf genug haben sich über Das zu unterrichten was sie da drüben zu erwarten haben gehöriger vorzubereiten, ihre Illusionen zu zerstören, ihnen nützliche Rathschläge zu geben und sie vor tausend Misgriffen und Nachtheilen zu warnen. Mit sorgfältigem, beinahe hypochondrischem Fleiße sind alle Factoren hervorgesucht und aufgezählt welche das amerikanische Leben dem Europäer, insbesondere dem Deutschen widerwärtig und furchtbar machen können. Die Tyrannei der öffentlichen Meinung, der Hochmuth der Eingeborenen oder früher Eingewanderten, das System des Handels und der Prellerei, die Mühseligkeiten des Farmerlebens in allen seinen Gestalten und Beziehungen, der Mangel liebenswürdiger Geselligkeit, die eiserne Nothwendigkeit schwerer Arbeit in Allem was man auch beginne, die außerordentlichen, oft scheinbar bedrohlichen Bewegungen und Umtriebe bei großen politischen Ereignissen nach innen und außen, die schlechte Justiz und die noch schlechtere Polizei, zwei für den Deutschen durch Gewohnheit unentbehrliche Dinge, deren Mängel zur Selbsthülfe herausfodern: dies Alles ist mit großer Ausführlichkeit gemalt, vielleicht, wir hoffen es, mit Unparteilichkeit, aber ohne Zweifel auch nicht mit jener Frische und jenem leichten, leichtsinnigen Humor welchen die schwellende Kraft eines jugendlichen Völkerlebens den größten Beschwerden und Mühseligkeiten entgegenzusetzen pflegt. Dieser sichtbare Mangel sittlicher und geistiger Ueberlegenheit ist der einzige Vorwurf den wir dem Buche machen mögen, weil er demselben einen unerquicklichen Beigeschmack von Mismuth gibt. 48.

Notizen.

Die Marie des Clavijo nach den neuesten Aussagen und Documenten.

Beaumarchais hatte fünf Schwestern, von welchen zwei vor ihm das Licht erblickten. Die Aelteste, Marie Josephe Caron, an einen Architekten Namens Guilbert verheirathet, ließ sich mit ihrem Manne und einer ihrer Schwestern zu Madrid nieder. Sie errichteten daselbst ein Modemagazin. Der Gatte, welcher den Titel eines Baumeisters des Königs von Spanien erhielt, ward wahnsinnig und starb; seine Witwe kehrte 1772 nach Frankreich zurück, ohne Vermögen mit zwei Kindern. Die zweite Schwester von Beaumarchais, Marie Luise Caron, Lisette in der Familiencorrespondenz genannt, ist eben die Braut von Clavijo (nicht Clavigo), die Heldin der in den Memoiren gegen Goezman erzählten romantischen Episode, aus welcher Goethe ein Drama schuf. Beim Durchblättern der erwähnten Denkwürdigkeiten finden wir daß er einige mal Beaumarchais sogar mit dessen eigenen Worten benutzt hat. Die von dem Letztern hinterlassenen Papiere, woraus ganz neuerdings Loménie das Material zu einer biographischen Abhandlung schöpfte („**Beaumarchais, sa vie, ses écrits et son temps, d'après de nouveaux documents et des papiers de famille inédits, par** ***L. de Loménie***") bieten wenig Nachweisungen über Lisette. „Sie scheint geistreich und hübsch gewesen zu sein", bemerkt der gedachte Autor. Von ihm erfahren wir daß nach Auflösung ihres Verhältnisses mit Clavijo die Rede davon war, sie mit einem Freunde ihres Bruders zu verbinden; allein die Ehe fand nicht statt; das Mädchen kam mit ihrer ältern Schwester 1772 in ihr Vaterland zurück und ging in das Kloster der Frauen zum Kreuze (Dames de la croix) zu Roye in der Picardie. Loménie glaubt daß Marie Louise dort starb, scheint jedoch gleichwol dessen nicht gewiß. Einer der Nachkommen von Beaumarchais äußerte dem Verfasser die Meinung, ohne sie übrigens verbürgen zu können, daß Lisette in Amerika starb. Kürzlich, aus Anlaß eines dem Clavijo Goethe's nachgebildeten Drama, hat man irrthümlich verbreitet daß diese Schwester sich zuletzt vermählte. Die dem Herrn von Loménie vorliegenden Actenstücke widersprechen solcher Behauptung. Sicher scheint daß sie schon 1775 nicht mehr lebte, zur Zeit vom Hintritte des Vaters Caron, weil in den durch diesen Hintritt verursachten gerichtlichen Documenten sämmtlicher Mitglieder der Familie Erwähnung geschieht, mit Ausnahme von Marie Luise Caron.

Spanischer Reim.

Ein spanisches Lieblingsliedchen lehrt:

Con arte y con engaño
Se vive el medio año;
Con engaño y con arte
Se vive la otra parte.

Deutsch heißt dies: „Mit List und Trug bringt man die eine Hälfte des Jahres, mit Trug und List die andere hin." 12.

Englisches Urtheil über Kapper's „Gesänge der Serben".

Eine mit vielen Auszügen begleitete Anzeige obengenannten Dichterwerks schließt die „Literary Gazette" folgendermaßen: „Wer von unsern Lesern sich für solche Studien interessirt, der wird bei Kapper Vieles finden, woraus er Etwas lernen und was ihm Freude machen kann. Die intellectuelle Thätigkeit der Serben steht unsers Wissens fortwährend in kräftigster Blüte, und wir hoffen mit vollster Zuversicht daß Kapper seine vieljährige Vertrautheit mit der Sprache, der Literatur, den Sitten und Gebräuchen der Serben nicht unbenutzt lassen wird uns anderweit den Reichthum einer merkwürdigen Dichterschule zu offenbaren. Sein Deutsch ist rein, sein Versbau wohlklingend, er von Liebe für seinen Gegenstand begeistert, und können wir selbst uns auch nicht einer Kenntniß des Serbischen rühmen, so fühlen wir doch beim Lesen die Treue seiner Uebersetzung, wie man beim Anschauen eines durch Individualität ausgezeichneten Portrait von dessen Aehnlichkeit mit dem Originale überzeugt ist, hat man letzteres auch nie gesehen." 7.

Bibliographie.

Assmann, W., Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhangender Darstellung auf geographischer Grundlage. Ein Leitfaden für mittlere und höhere Lehranstalten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 25 Ngr.

Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Nostitz und Jänckendorf. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Berthold, G., Johannes Bückler genannt Schinderhannes, und seine Gesellen. Charaktergemälde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2 Ngr.

Die Biographieen der Troubadours, in provenzalischer Sprache. Herausgegeben von C. A. F. Mahn. Berlin, Dümmler. 8. 15 Ngr.

Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien. Nach der gleichzeitig erscheinenden, vom Ministerium des Innern herausgegebenen „Statistique générale de la Belgique" und andern amtlichen Quellen bearbeitet von J. E. Horn. Mit einer Einleitung von X. Heuschling. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 4. 3 Thlr.

Gervinus, G. G., Geschichte der deutschen Dichtung. (In fünf Bänden.) 1ster Band. 4te gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Natur. Zeitz, Garcke. 8. 7½ Ngr.

Klarke, R., Die Christiade, metrisch übersetzt von A. K. Walthierer. Ingolstadt, Attenkover's Wwe. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleutgen, J., Die Theologie der Vorzeit vertheidigt. 1ster Band. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leonhard, G., Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniss des Grossherzogthums Baden. 1stes Heft. Mit 2 Tafeln. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 18 Ngr.

Mendelssohn, J., Ueberall Jesuiten! Schwank in 1 Act. Neue Bearbeitung. [Den Bühnen gegenüber Manuscript.] Hamburg, Berendsohn. Gr. 16. 6 Ngr.

Meyer-Merian, Th., Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte für Jedermann. Berlin, Springer. 8. 24 Ngr.

Montgelas, Staatsminister Graf M. J. v., Briefe. Herausgegeben von Julie v. Zerzog. Regensburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, F., Der Bankerott. Eine gesellschaftliche Tragödie in 5 Acten. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 25 Ngr.

Noack, L., Die christliche Dogmengeschichte, nach ihrem organischen Entwickelungsgange, in gedrängter Uebersicht dargestellt. Ein Handbuch zum Selbstunterricht. Erlangen, Enke. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Personen und Zustände aus der Restauration und dem Julikönigthum von der Verfasserin der „Erinnerungen aus Paris. 1817—1848". Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, O., Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Sternberg, A. v., Macargan oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Schlüssel zu Onkel Tom's Hütte. Enthaltend die Original-Thatsachen und Beweisstücke auf welche die Erzählung gegründet ist. Nebst neuen Darlegungen, welche die Wahrheit des Werkes bekräftigen. Aus dem Englischen. 1ster Theil. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 8 Ngr.

Thiersch, F., Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. Ein Sendschreiben an Hrn. Geheimerath Aug. Böckh. München. 4. 4 Ngr.

Viebahn, G. v., Erinnerungen aus Hohenzollern, Ueberblick des Gebietes, der Landesgeschichte, der Wohnplätze, der Industrie und Verwaltung. Vorgetragen im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 26. Februar 1853 und mit Anmerkungen begleitet. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Weihnachtstag. Zeitz, Garcke. 8. 5 Ngr.

Wickede, J. v., Aus dem Süden. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 1 Thlr.

Zadel, O. v., [Biographie eines Kalk-Atomes. Allen, die sich über Entstehung unseres Sonnensystems und über Bildung der Erde unterrichten wollen, gewidmet. Zwickau, Pinther. 1852. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Originalaufsätze aus dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, verfasst von Mitgliedern und vorgetragen in den Sitzungen der Gesellschaft; herausgegeben von ihrem Vorstande. 1ster Band. 1stes Quartal. Halle, Schmidt. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baltzer, J. B., Neue theologische Briefe an Dr. Anton Günther. Ein Bericht für seine Anklager. Breslau, Aderholz. 8. 12 Ngr.

Bericht über die Industrie-Ausstellung des königl. bayer. Regierungsbezirkes Schwaben und Neuburg in Augsburg, vom 4. Septbr. bis 17. Oktbr. 1852. Augsburg, Jaquet. Gr. 8. 22½ Ngr.

Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Classe. 1853. I. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Cheiroelectromagnetismus, oder die Selbstbewegung und das Tanzen der Tische. [Tischrücken.] Eine Anweisung in Gesellschaften das merkwürdige Phänomen einer neuentdeckten menschlichen Urkraft hervorzubringen. Nach eigenen practischen Versuchen und unter Vergleich aller bisher veröffentlichten Proben mitgetheilt von C..... und G. D...... Berlin, Lassar. 8. 3 Ngr.

Dittenberger, W., Gottes und des Volkes Zuruf an die Abgeordneten des Vaterlandes. Predigt gehalten bei der Eröffnung des Landtages den 10. April 1853 zu Weimar. Weimar, Hoffmann. 8. 3 Ngr.

Die Feier des Gustav-Adolf-Vereins am Sonnt. Quasimodogeniti, den 3. April 1853 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 5 Ngr.

Das große Geheimniß der sich bewegenden Tische durch Kettenbildung menschlicher Hände. Von L. v. D. Mit 1 Abbildung. Bremen, Geisler. 8. 9 Ngr.

Groschen-Zeitung. Wochenschrift für alle Welt. Politik, Handel und Gewerbe, Wissenschaften und Künste, Literatur und Theater, Musik und Moden. Leipzig, Friedlein. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Märcker, F. A., Daniel Webster der amerikanische Staatsmann. Vortrag, gehalten am 12. März 1853. Nebst Bruchstücken aus den Gedächtnißreden Barnard's, Everett's und einigen Anlagen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die außerordentliche Mission und die Jesuiten als Missionäre. Mit besonderer Beziehung auf die in Frankfurt a. M. vom 21. Novbr. bis zum 5. Dezbr. 1852 gehaltene Mission. Zu ihrem Andenken! Frankfurt a. M., Lizius. 1852. Gr. 8. 3 Ngr.

Schauenburg, C. H., Tischrücken und Tischklopfen eine Thatsache. Mit Dokumenten von den Herren: Dr. K. Simrock, Hoffmann v. Fallersleben, Dr. O. Schade und Neusser in Bonn. Düsseldorf, Arnz. 12. 5 Ngr.

Scheffler, H., Die Prinzipien der kalorischen Maschine von Erikson. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlegel, F., Geisterklopfen und Tischrücken. Vortrag, gehalten in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes am 12. April 1853. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Mechanismus des Tischrückens. 2ter Beitrag, vom 18. April 1853. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tagesneuigkeiten. Leipzig, Friedlein. 8. 10 Ngr.

Die wandernden magnetisirten Tische und die Klopfgeister. April—Juni 1853. 13 fliegende Blätter. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

14. **Bunsen (C. K. J.), Hippolytus und seine Zeit.** Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Erster Band. Die Kritik. Mit dem Bildnisse des Hippolytus. 8. Geh. 3 Thlr.

Ein zweiter Band folgt in kurzem nach.

Dieses neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns, gegenwärtigen königlich preußischen Gesandten in London, **Bunsen**, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Ausgehend von der Entdeckung eines kürzlich herausgegebenen Werks über „sämmtliche Häresien", das der Verfasser dem Bischof **Hippolytus** (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) zuschreibt, erörtert derselbe die bedeutendsten Fragen religions- und kirchengeschichtlicher Philosophie, gibt mit Benutzung der besten Quellen ein treues Bild altkirchlicher Sitte und Verfassung, sowie der fortschreitenden Entwickelung des Christenthums bis in die Gegenwart, und stellt schließlich die wichtigsten alten Liturgien, durch eine historisch-kritische Einleitung erläutert, in authentischer Form zusammen. Das Werk ist vor kurzem zuerst in englischer Sprache erschienen und wird jetzt dem deutschen Publicum in einer ebenfalls vom Verfasser selbst veranstalteten deutschen Original-Ausgabe dargeboten. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise, welche dem Werke in England bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt haben, lassen denselben Erfolg im Vaterlande des Verfassers erwarten. Eine werthvolle Bereicherung der deutschen Ausgabe bildet das „Vorwort" zu derselben, worin sich der Verfasser ausführlich und in ebenso würdigem als freimüthigem Tone über die kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Zustände Deutschlands und den Beruf des deutschen Volks ausspricht, ein Votum, das, gewissen Bestrebungen der Gegenwart gegenüber, in den weitesten Kreisen gelesen und beachtet zu werden verdient.

15. **Carus (K. G.), Symbolik der menschlichen Gestalt.** Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues, geistreiches und höchst interessantes Werk des als Gelehrter, Physiolog, Arzt und selbst bildender Künstler rühmlichst bekannten Geh. Medicinalraths Dr. **K. G. Carus** in Dresden. Die darin zum ersten male als ein Ganzes bearbeitete „Symbolik der menschlichen Gestalt" ist die Wissenschaft von der Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben, von den geheimnißvollen Gesetzen, nach denen das leibliche Abbild unsers geistigen Urbildes sich nach diesem unendlich verschieden gestalten muß. Es sind über das gesammte Formengebiet der menschlichen Gestalt (Haupt; Antlitz: Nase, Auge, Augenbrauen, Mund, Zähne, Lippen, Mundwinkel, Kinn, Bart, Ohr, Sprache; Hals, Nacken, Brust, Rücken; Arm, Hand, Fuß u. s. w.) ausgedehnte und durch zahlreiche Illustrationen erläuterte symbolische Forschungen, die weder mit den mystisch-pietistischen Lehren Lavater's, noch mit den „verworrenen Theorien" der Chiromantie, noch mit „den nicht viel bessern der sogenannten Phrenologie" zu verwechseln sind.

16. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Siebenundfunfzigstes bis sechzigstes Heft, oder achten Bandes erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

17. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und **Namen- und Sachregister** in Octav.) **Neue Ausgabe** in 96 Lieferungen. Fünfundvierzigste bis zweiundfunfzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

18. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das **Conversations-Lexikon** einen wohlverdienten Platz unter den **Nationalwerken der Deutschen** errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmälig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden

Real-Encyklopädie für die gebildete Welt entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigem und Interessantem darbieten. Das Conversations-Lexikon, in gegen 200,000 Exemplaren verbreitet, ungerechnet die zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volkes Etwas beigetragen zu haben. Wie alle frühern Auflagen des Conversations-Lexikon hat auch die noch im Erscheinen begriffene **zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publicums zu erfreuen. Außer den genau revidirten und zum Theil völlig umgearbeiteten Artikeln der frühern Auflagen enthält dieselbe eine große Anzahl ganz neuer Artikel. Sie ist ein ebenso vollständiges als treues Bild des gegenwärtigen Standes der Cultur und Wissenschaft. Schon im Hinblick auf den merkwürdigen, in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels einzig dastehenden Erfolg des Conversations-Lexikon wird die Verlagshandlung desselben niemals eine wesentliche Aenderung damit vornehmen, vielmehr die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der bisherigen Idee des Werks, wie es dem Publicum einmal zum Bedürfniß geworden, stets als ihre Hauptaufgabe betrachten. Dennoch hat sie sich nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publicums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt, und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker rc. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage gibt, ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch.** Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, neben dem Conversations-Lexikon, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf weiteres als **„Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch"** bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht nur den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen rc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon.**

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kosten wird.

Auf die äußere Ausstattung wird die größte Sorgfalt verwendet. Der Satz, mit ganz neuen Lettern, ist zweispaltig, das Aufschlagen eines Artikels sehr erleichternd, den Raum aufs zweckmäßigste schonend. Das Papier, mit dem zu der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon verwendeten übereinstimmend, zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus.

Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die Herausgabe des Werks in dem Zeitraum von ungefähr **zwei Jahren** zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich zwei Hefte** erscheinen. **Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werks 40 Hefte zu 5 Ngr. nicht überschreiten wird, und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Sammler von Subscribenten werden aufgefodert, sich mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung zu setzen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen wird. Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt bewilligen.

Das erste Heft dieses Werks und eine ausführliche Ankündigung sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

19. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Zweiundneunzigstes bis vierundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

20. **Die heiligen Frauen.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge der Frauen der Bibel. 4. Erste Lieferung. 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen erschienen 1851 und kostet jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

21. **Gedichte des Rothenburger Einsiedlers.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr.

22. **Hartmann (K.), Praktisches Handbuch der Roh- und Stabeisen-Fabrikation** in leichtfaßlichem Vortrage. Zugleich als systematischer Text zu: „Die Fabrikation des Eisens. Von E. Flachat, A. Barrault und J. Petiet. Atlas mit erläuterndem Text." Mit acht Tafeln (in einem besondern Hefte). 8. Geh. 4 Thlr.

Ein gedrängtes, praktisches Lehrbuch für Alle, die ein näheres oder entfernteres Interesse an dem Eisenhüttengewerbe nehmen. Ausführliche Prospecte über den Inhalt des Werks sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, durch die auch das obenerwähnte Werk von **Flachat, Barrault** und **Petiet** (drei Lieferungen, 92 Tafeln und Karten enthaltend, 1847—51, 27 Thlr.) bezogen werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dichterischer Nachlass
von
Johann Gotthard von Reinhold,
weiland königlich niederländischem Gesandten in Rom rc.
Herausgegeben von
K. A. Varnhagen von Ense.
Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Wenigen wird der Name eines deutschen Dichters **J. G. von Reinhold** bekannt sein. Sein „Dichterischer Nachlaß" erscheint hier, von **Varnhagen von Ense** herausgegeben und mit einem Denkwort seines vertrautesten Freundes, des verehrungswürdigen **Wessenberg**, eingeleitet. Beide Namen sichern der Sammlung die Beachtung aller Freunde der Literatur. Dieselbe umfaßt: Deutsche Gedichte; Uebersetzungen aus dem Englischen; Uebersetzungen aus dem Italienischen und besonders Uebersetzungen des Petrarca. Varnhagen von Ense bemerkt zur Charakterisirung derselben: „Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen; sie sind zufrieden, die vorhandene zu verschönern, zu veredeln, den besten Empfindungen Gestalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, besonders die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, gehören unstreitig zu dem Trefflichsten, was unsere an solchen Gaben überreiche Literatur aufzuweisen hat; sie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten, wie den feinen Sinn und den sichern Griff des Dichters."

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bildersaal.
Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.

Siebentes und achtes Heft. (Nr. 1380—1790.)
Folio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „**Bildersaal**" ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute **Abklatsche** geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes **Bilderbuch** für die Jugend empfohlen werden. Die ersten sechs Hefte (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten zusammen 3 Thlr. 14 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 21. —— 21. Mai 1853.

Inhalt.

Zur neuesten Geschichte Italiens.

1. Erinnerungen eines östreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Zwei Bände. Erste bis sechste Auflage. Unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Der Krieg in Italien 1848 und 1849 von Carlo Pisacane. Aus dem Italienischen von A. Cloßmann. Mit zwei lithogr. Karten. Chur, Hitz. 1852. 1 T. 27 Ngr.
3. La Italia. Storia di due anni 1848—49. Scritta da *C. Augusto Vecchi.* Turin 1851. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.
4. Vita di Carlo Alberto. Scritta da *C. Augusto Vecchi.* Turin 1851. Gr. 8. 16 Ngr.

I.

In folgenden Worten faßt ein genugsam bekannter italienischer Schriftsteller und Staatsmann, auf welchen wir noch zurückzukommen Gelegenheit haben werden, die innere Geschichte des Zeitraums zusammen, dessen äußere die oben aufgeführten Schriften enthalten:

Der Quell der Ereignisse war ein innerer, der Anlaß kam von außen. Von Natur und Ursprung war die Erhebung italienisch und national durch ihren den Traditionen und dem Sinn der Väter entnommenen Geist; sie war aus eigenem Antrieb und eigenem Princip entsprungen, denn sie entstand aus Uebereinstimmung der Fürsten und Völker und hatte zu hauptsächlichem Hebel die ideale Autorität Roms und die militairische Hegemonie Piemonts; sie war dialektisch und fortschreitend, denn sie hatte weit eher den Charakter einer Umgestaltung als einer Umwälzung, zerstörte die bestehenden Ordnungen nicht, sondern vervollkommnete sie oder führte sie auf ihre wahrhaften Grundlagen zurück. Sie begann mit Reformen; darauf folgte die Aufstellung der Verfassungen. Das Weitere wäre sodann die italienische Liga gewesen, zu welcher die versuchte Zolleinigung eine Einleitung war. Der Schluß der ganzen Bewegung war endlich die Vertreibung des Barbaren und die Gründung eines Königreichs Oberitalien. Alle diese Glieder waren der Reihe nach logisch untereinander verbunden und keines konnte ohne das Ganze zu gefährden an seiner Stelle ausbleiben. Sie bildeten sozusagen eine Dialektik welche von den Einen aus Unverstand durchbrochen, von den Andern aus Parteiwuth verunstaltet, kaum bis an die Schwelle der ersten Prüfung gelangt war, als sie auch schon sich in Sophistik verwandelt hatte. Der richtigen Folge nach hätte man allmälig zur constitutionellen Monarchie gelangen müssen, aber die wohlgemeinte oder vielleicht auch verfängliche Uebereilung Neapels sofort eine Constitution zu geben brachte die erste Unordnung in den planmäßigen Fortschritt, sodaß man den König Ferdinand als den ersten Urheber der Verwirrung anzusehen hat. Der Zweite war Ludwig Philipp, dessen Abdankung eine Erschütterung zur Folge hatte, die der italienischen Bewegung ihren rein nationalen Charakter entzog um ihr einen fremdartigen aufzudrücken. So ward denn der Synchronismus der französischen Republik zum Anachronismus für Italien, denn leider ist Nachahmung des Fremden ein bei den Italienern eingewurzeltes Uebel.

Dies ist die Auffassung des unlängst verstorbenen Piemontesen Gioberti, welcher, nachdem sein Buch vom „Modernen Jesuiten" ihn zum Gegenstand des Enthusiasmus der nationalen Partei Italiens gemacht, in schwierigen Zeiten die oberste Stelle in der Regierung seines Vaterlandes eingenommen hat. Wer bezweifelt hätte daß auch Italien seine Gothaer habe, den müßte die angeführte Stelle, die ein wahres Muster doctrinairer Vorstellungsweise ist, besser belehren. Italien hatte es so schön auf schulgerechte dialektische Bewegung abgesehen, den Anfang gemacht zu einem allmäligen, stufenmäßigen Fortschritt, nach welchem es sicher zum höchsten erreichbaren Ziel, zur constitutionellen Monarchie gelangt wäre! Da geräth plötzlich Ferdinand von Neapel in ganz räthselhafte Hast, überspringt die Mittelstufen, die constitutionelle Monarchie kommt zu früh zur Welt und die Sache der italienischen Freiheit wird durch diese schlimme Eilfertigkeit aufs bedenklichste compromittirt! Noch aber ist die Sache der italienischen Nationalität unverloren. Da geräth Ludwig Philipp auf den unbegreiflichen Einfall abzudanken, und die Republik auf den unerwarteten seine Stelle einzunehmen. Nun ist es auch um die Sache der italienischen Nationalität geschehen! Denn die Italiener haben von Alters her die Unart Fremdes nachzumachen! In der That, es sieht in dem Kopfe eines italienischen construirenden Politikers ebenso finster aus wie in dem irgend eines seiner Genossen anderer Abkunft. Dialektik! Sie ist nur und besteht nur durch die Macht innerer Nothwendigkeit. Dann aber kann Nachahmung ihr Nichts anhaben. Was aber durch Nachahmungssucht gestört, verdorben, vernichtet werden kann ist keine Dialektik.

Jene Stelle ist hier vorangesetzt worden, um anschaulich zu machen, wie Italien, das in so vielen Stücken politische Analogien mit Deutschland zeigt, auch mit diesem das unglückliche Schicksal gemein hat daß in den wichtigsten Zeiten seine wichtigsten Angelegenheiten in die Hände von Männern gerathen, welche nach den Vorstellungen einer erträumten Welt die wirkliche zu behandeln meinen, unterdeß diese ihren siegreichen Weg fortgeht und die Träumer stehen läßt, die sich dann für die bittere Erfahrung die ihnen immer und überall zu machen beschieden ist durch ihre Verwunderung und ihr gutes moralisches Gewissen schadlos halten müssen, an welchem sie bekanntlich einen unversieglichen Vorrath haben.

Man muß gestehen daß gegen die dicke Luft, die ein solcher ohne es zu ahnen am allermeisten selbst der Nachahmungssucht und zwar der ausländisch-metaphysischen verfallene Dogmatiker uns einathmen läßt, die Einleitung welche der Verfasser von Nr. 1 der oben aufgeführten Werke seinen Erzählungen voranschickt die Wirkung einer frischen Atmosphäre macht. Die einfache Klarheit, womit der Verfasser der „Erinnerungen" eine Uebersicht der italienischen Verhältnisse gibt, ist wenn auch nicht für die Gründlichkeit seiner Geschichtskenntnisse, doch für die Geistesbildung dieses Kriegsmanns, der, wie man sagt, neben dem Feldmarschall Radetzky eine der hervorragendsten militairischen Stellungen im Feldzuge einnahm *), ein schönes Zeugniß. Je einladender aber die Form derselben ist, um so mehr mag ein wenig unterrichteter Leser sich vor ihrem Inhalt warnen lassen. Der Oestreicher, der die italienischen Einheitsbestrebungen gern als moderne Flachheiten und Ueberspanntheiten behandelt, will ihnen die Ehre des Alters und der Geschichtlichkeit nicht gönnen, und in dem raschen historischen Fluge über die Jahrhunderte des Mittelalters hinweg ruht er einen Augenblick, um auszusprechen: „Damals war von Einheitsbestrebungen noch keine Rede." Wer aber wüßte nicht daß im Gegentheil durch alle Epochen Italiens, durch alle Verwirrung, Zerstörung und Spaltung, spätestens von der Herrschaft des provençalischen Ugo bis zu den Borgia und noch weiter hinab jener Zug erkennbar und oft sogar vorherrschend gewesen. Neu oder alt, diese Tendenzen an sich bedürfen keiner Rechtfertigung; ihre Mittel mag man verdammen, beklagen, verwünschen, das Ziel aber verachten ist ein Beweis großer Befangenheit. Im Bewußtsein bewiesener Ueberlegenheit der östreichischen Waffen über die italienischen, im Gefühl des Siegers, der obenein die Stärke für sich hat die das formelle Besitzrecht gibt, kann er in keiner Zeile weder seinen Aerger über die sträfliche Anmaßung der Italiener, der Fremdherrschaft ledig sein zu wollen, noch seine germanische Geringschätzung des Wälschen verleugnen. Diese Einleitung ist ein Beweis zu vielen Beweisen, in welchem Grade für den Oestreicher Deutschland der unentbehrliche Boden für seine Stellung, der Quell seines Ansehens, die Zuflucht seiner Begriffe ist. Es ist der Trost der Einheit dessen die Vielheit bedarf. Der Verfasser sagt:

> Wir, die wir so oft das Beiwort Barbar hinnehmen mußten, wir können nicht umhin, das Heer der italienischen Dichterlinge daran zu erinnern, daß wir noch immer dieselben Barbaren sind die Roms Weltherrschaft den Todesstoß gaben.

Wir? In diesem Augenblick ist vergessen daß ein solcher Zuruf die Magyaren, Slawen und die Italiener selbst, aus denen das Heer bestand mit welchem Oestreich Italien bekriegte, zum Verstummen bringen muß. Ist aber die Abkunft von jenen das Westreich zertrümmernden Barbaren so rühmlich, wie ließe sich dann den Italienern ihr auf keiner größern Fiction beruhender Stolz, Abkömmlinge der weltbeherrschenden Römer zu sein, zum Vorwurf machen? „Unserer Ottonen einer faßte den Entschluß, den Sitz seines Reichs nach Rom zu verlegen." Aber als dieser eine unserer Ottonen in Italien seinen Thron gründen wollte, waren aus euern Ländereien kaum die Avaren vertrieben, von denen viele, die jetzt euere Bataillone commandiren, die auf solche Herkunft nicht minder stolzen Abkömmlinge sein mögen. Und dieser eine der Ottonen war todt, lange bevor der Name Oestreich zum ersten male in der Geschichte erschien.

Zu keiner Zeit wird häufiger auf Geschichte zurückgegangen als in gegenwärtiger und zu keiner ist der Beweis klarer geführt worden daß sie zu allem Beweise untauglich ist. Sie ist zwar die Matrone die von ihren Kindern als Mutter verehrt wird, aber nicht vermag ihnen über ihre Väter Auskunft zu geben, um welche dann Zank und Streit zu Erörterungen führte die den Ruf der Mutter längst schon zugrundegerichtet haben. Zu keiner Zeit übrigens sind solche Erörterungen unfruchtbarer und ungeeigneter als in der jetzigen. Hier sehen wir einen offenbar gescheiten und ebenso offenbar den freiern sowol wie den tiefern Regungen des Menschenherzens nicht verschlossenen erfahrenen Mann das natürlichste und stärkste aller Volksgefühle als unbefugt abweisen und eine zwar unvollendete und unreife, aber doch organische Gestalt als Misgeburt behandeln. Wir sehen ihn in demselben Augenblick da er das deutsche Panier aufsteckt, das er doch schon beim Eintreten in das Nachbarzelt seines Heerlagers abzunehmen hätte, andern Völkern das Entfalten auch ihrer Fahne wehren. Denn nicht nur die Italiener, auch die Deutschen verweist er auf ihre Vielartigkeit, als wäre die Frage, ob diejenige Macht für die er selbst streitet eine deutsche Macht sei, niemals aufgeworfen worden, oder als ob es in der Welt noch eine zweite Macht gäbe, bei welcher eine analoge Frage auch nur möglich wäre. Soll die Phantasie aus der Politik verwiesen werden, so hat sie noch viel weniger in Sachen des Rechts mitzusprechen und auch der Patriotismus mag sich vor ihr hüten. Dem Verfasser der „Erinnerungen" fällt bei dem Worte Elsaß alle Schmach Deutschlands ein; dennoch sind einem Italiener die Worte Venedig und Mailand ganz ebenso gegenwärtig. Die niederschlagendste Empfindung für

*) Oeffentliches Geheimniß ist es, daß der Verfasser der „Erinnerungen" der k. k. Feldzeugmeister Freiherr von Schönhals ist. D. Red.

Deutschland ist nicht der Verlust so vieler seiner Glieder, denn auch die gewaltigsten Reiche haben solche Verluste erlitten; die wahre Schmach liegt darin daß diese Glieder sich so völlig in organische eines fremden Körpers haben umwandeln können, daß Lothringer und Elsasser so ganz und gar französisch geworden. Es gehört nicht viel Gerechtigkeit dazu, eher eine Ehre als einen Vorwurf für die Italiener darin zu erkennen daß sie nicht mit gleicher Leichtigkeit östreichisch werden wollen und werden können; daß das Volk der Galilei, der Dante und Michel Angelo keine Befriedigung finden mag beherrscht zu werden von dem Volke der — hier müßten wir mit Gedankenstrichen und Fragezeichen fortfahren, denn östreichische Namen der Wissenschaft, Poesie und Kunst, jenen gegenübergestellt, denen sich noch eine lange Reihe der glorreichsten bis auf diesen Tag hinzufügen ließe, würden einen allzu bittern Gegensatz bilden. Haben die Einen für sich die Ehre siegreicher Waffen von Alters her und machtvoller Stellung unter den großen Weltreichen, so haben die Andern für sich den Geistesruhm eines viel weiter reichenden und viel ältern Einflusses unvergänglichen Andenkens. Stolz gegen Stolz gehalten, so wiegt der eine wol den andern auf. Diese Wahrheiten mögen misfällig erscheinen, aber sie werden durch Ansprüche hervorgerufen die noch viel misfälliger sind. Wie man auch von heutiger italienischer Poesie im Vergleich zur ältern urtheilen mag — und welchen Volkes heutige Literatur würde bei solchem Vergleich ohne Nachtheil bestehen? — der etwas rauhe Zorn, womit sie nach antiker Weise den Fremden zum Barbaren macht, setzt darum die modernen Dichter nicht zu „Dichterlingen" herab. Es war kein Dichterling, wenn er gleich den jüngsten Zeiten angehört *), welchem tausendfach die Verse nachgesungen wurden:

> Gridò l'onta del servaggio
> Siam fratelli, all' arme, all' arme!
> Giunta è l'ora in cui l'oltraggio
> Denno i barbari scontar.

und auch kein Dichterling, der an Dante's Grabe sang **):

> Beato te che il fato
> A viver non dannò fra tanto orco
> Che non vedesti in braccio
> L'itala moglie a barbaro soldato...

Von einem Manne der offenen und nicht selten hochherzigen Denkweise, die der Verfasser der „Erinnerungen" an den Tag legt, wäre zu erwarten gewesen daß er die Lage des Italieners dem Fremden gegenüber, in welche sich hineinzudenken doch nicht so schwierig ist, mit einer freiern Auffassung behandelt hätte, unbeirrt von den gewöhnlichen Urtheilen, die aus den Schranken der Stellung, den Zufälligkeiten der formellen Pflicht oder den gebieterischen Verbindlichkeiten der Uniform sich nicht loswinden können. Er wäre, so scheint es, nicht miszuverstehen gewesen, wenn er sich nicht darauf eingelassen hätte mit den Italienern zu rechten und ihnen die Grundlosigkeit ihrer Unzufriedenheit nachzuweisen; wenn er ihnen einfach militairisch gesagt hätte: Jeder Aufstand, jeder, ist Frevel und meistentheils Unverstand; der eurige ist Beides; wir aber, wir haben das Recht anderthalbhundertjährigen Besitzes, der die Erörterung jedes andern Rechts niederschlägt; diesen Besitz zu behaupten ist Sache unserer Ehre, unserer Macht, unserer Selbsterhaltung; wo es sich um diese handelt ist allem Andern Schweigen auferlegt. Auf solche oder ähnliche Sprache wäre die Erwiderung schwierig. Aber von „ungeheuerm Undank" reden, womit Venedig und Mailand alle „Bemühungen" der östreichischen Regierung um ihre Blüte und ihren „Reichthum" gelohnt habe, nachweisen daß die Italiener keinen Grund zur Klage gehabt, weil Oestreich sie mit seinem Papiergeld verschont, ihnen nur achtjährigen Militairdienst auferlegt, auch nirgend ihre Nationalität beleidigt habe u. s. w.; von diesem Standpunkt aus, so gewöhnlich er auch bei solchen Fragen eingenommen wird, sind alle Vorstellungen und Beweise schon darum ganz unwirksam, weil er als Standpunkt gar nicht anerkannt werden darf. Einen Trauernden der seine Geliebte verloren tröstet ihr vergeblich mit Palästen die ihr ihm baut, mit Schätzen durch die ihr ihn bereichert. Die Frage ist nicht, wie der Lombarde, sondern daß und von wem er beherrscht wird. Jener absolute Koch, der seine freigesinnten Hühner frug: Wie, meine Lieben, wollt ihr gesotten sein, mit brauner Sauce oder mit gelber? erhielt bekanntlich einmüthig die Antwort: Aber wir wollen gar nicht gesotten sein. Und dies ist denn auch die Antwort welche der Lombarde auf die übrigens lichtvolle und leidenschaftslose Einleitung des Verfassers zu geben hätte. Daß außerdem noch andere Antworten zu geben, mögen seine eigenen Worte beweisen:

> Schwerer wird es uns werden, die Vorwürfe zu widerlegen die man der östreichischen Polizei und Censur gemacht hat. Wir wollen das nicht einmal versuchen, weil wir keine Misbräuche in Schutz zu nehmen gesonnen sind. Wir wissen recht wohl daß in einer Zeit, wie die unserige, kein Staat ohne eine Polizei bestehen kann; aber es ist Pflicht eines jeden Staats, dieses nothwendige Uebel so wenig vexatorisch als möglich zu machen, denn Nichts ist so verhaßt als dieses ewige Eingreifen in die persönliche Freiheit des Menschen, dieses Bevormunden aller seiner, auch der unschuldigsten Handlungen. Noch nie hat eine Polizei eine Revolution verhindert; wie leicht artet sie dagegen in Angeberei, in Verleumdung aus! Am Ende lastet sie nur auf dem ehrlichen Mann, nicht auf dem Schurken, der sich ihr unbekümmert um die Mittel die er wählt zu entziehen weiß. Trotz der Strenge des lästigen Paßwesens fanden doch Tausende von professeurs en barricades den Weg nach Wien und Mailand. Wozu wurden also so große Summen jährlich auf diesen Zweig verwendet? wozu der Haß des Volks aufgeregt?

So Vieles aber noch in des Verfassers allgemeiner Uebersicht zu näherer Prüfung und zu Gegenbemerkungen einladet, da man gute Gründe einem Manne gegenüber nicht für verloren achtet, dessen Schwert zwar, wie wir gesehen haben, manche Leier zu zerschlagen, aber vor der Wage sich zu senken weiß, so können wir uns doch bei diesen Erörterungen der Politik und Verwaltung hier nicht länger aufhalten und müssen zu seiner Darstellung der Ereignisse selbst zu kommen suchen, mit welcher wir die Berichte und Auffassungen der Verfasser

*) Berchet.

**) Leopardi.

der unter 2 und 3 genannten Publicationen zusammenzuhalten denken. Der eine dieser Beiden, Carlo Pisacane, ist einer der ausgesprochensten italienischen Revolutionnairs, Theilnehmer an einigen der Ereignisse die er schildert, im Begreifen völlig gebannt innerhalb des Kreises den die französischen Socialpolitiker gezogen haben, verfolgt besonders von dem Begriffe Bourgeoisie, welcher in Italien ohne alle Realität ist, indem dort die Mittelclasse, der sogenannte mezzo ceto, weder im Besitze der großen Vermögen und Güter, noch in der Ausübung solcher Industrien, noch weniger solcher Fabrikationen und Gewerbe lebt, durch welche ein irgend erheblicher Theil der untern Classen zu ihnen in das abhängige Verhältniß der Arbeit zum Capital gerathen wäre, überdies ein Beamtenthum solchen Charakters, wie es zur Vollendung der gesellschaftlichen Sphäre die man Bourgeoisie nennt als unentbehrliches Element erfodert wird, in Italien nicht besteht. Indem also dieser Schriftsteller auf die Vorgänge seiner Heimat ein fremdes Schema überträgt, so kann es nicht fehlen daß er nicht selten Gespenster sieht. Er hat sein Buch im tessinischen Lugano geschrieben. Während der Verfasser der „Erinnerungen" sich auf die Ereignisse des lombardisch-venetianischen Gebiets beschränkt, umfaßt Pisacane die der gesammten Halbinsel; ebenso auch Vecchi, welcher erst als Offizier in der fliegenden Schar der Modenesen, dann als Hauptmann unter Karl Albert und, nachdem er Mitglied der römischen Costituente gewesen, bei der Vertheidigung Roms gegen die Truppen der französischen Republik mitgefochten hat und jetzt als Flüchtling in Turin lebt, woselbst er seine Geschichte geschrieben, welche mit zahlreichen Kupfern, Volks- und Kriegsscenen, auch Bildnisse hervorragender Individuen wie Karl Albert, Mazzini, Garibaldi u. A. darstellend, erschienen ist. Vecchi widmet sein Buch „den Tapfern die als Märtyrer eines Glaubens ihren Tod bei der Vertheidigung Italiens fanden; den Müttern die ungewiß über ihr eigenes Geschick ihre Söhne zu Kampf und Tod anfeuerten; den liebenden Jungfrauen die früher Witwen als Gattinnen ihr Herz dem Altar des Vaterlandes darbrachten". Von demselben Verfasser rührt auch die unter 4 aufgeführte Biographie des Königs Karl Albert von Sardinien her.

Dieser Souverain hat in dem neuesten italienischen Drama eine so hervortretende Rolle gehabt und so wesentlich den Ausgang desselben bestimmt, daß es nicht unwichtig ist zu erfahren, daß unsere Autoren, jeder der politische Gegner des andern, in der Beurtheilung zwar nicht der Motive, aber des persönlichen Charakters dieses Mannes einstimmig sind. Die Frage, ob ihn der Vorwurf des Verraths mit Recht trifft, ist müßig, denn Schwäche und Unentschlossenheit aus dem Psychologischen in das Politische übersetzt heißt Verrath. Unter diesem Rufe, der aus der Posaune des Dämons aller Revolutionen ertönt, der von Alters her von einem Ende der Halbinsel bis zum andern das bekannteste Wort war und von welchem noch kein öffentlicher Charakter Italiens unbegleitet in sein Grab gestiegen ist, unter diesem Rufe war der König als junger Mann ins politische Leben eingeführt worden, weil er schon als Kronprinz die Hoffnungen der italienischen Einheitspartei getäuscht hatte. Dennoch fand er eines Tages, nachdem er den Thron Sardiniens in einer durch die Julirevolution aufgeregten Zeit bestiegen hatte, auf seinem Schreibtisch ein Blatt, worauf in gestochener Schrift Worte standen, deren Summe war: Damals als Ihr unsere Erwartungen betrogt, klagten wir nur die Umstände, nicht Euern Willen an; jetzt werden wir sehen ob wir darin Recht gehabt; die freien Männer Italiens erwarten Euere Antwort in Thaten; wählt ob die Nachkommen Euch den ersten Mann oder den letzten Tyrannen Italiens nennen sollen! Dies Blatt war von Mazzini ausgegangen. Der König wählte. In ganz Europa gab es keinen absolutern Fürsten als Karl Albert vom Augenblick seiner Thronbesteigung an; in ganz Italien war mit Ausnahme von Modena kein Fleck auf welchem die Jesuiten mit drückenderer Gewalt Bildung, Gedanken und Sitten beherrscht hätten als unter Karl Albert; in keinem Lande ward aristokratischer Einfluß am Hofe, in der Armee, in Aemtern und gesellschaftlichen Verhältnissen fühlbarer ausgeübt als unter seiner Regierung, die sich von der seines Vorgängers durch Nichts unterschied als durch den größern Widerspruch solchen Zustandes gegen die unterdeß weit dringender und klarer gewordenen Bedürfnisse des italienischen Geistes. Darum waren auch Unterdrückungen, Verfolgungen, Gefängnißstrafen und Verbannungen mehr als je zuvor in Piemont an der Tagesordnung und das ganze Land umsponnen vom Gewebe einer finstern Kundschafterei. Man wird wohl thun, dieser noch so nahen Vergangenheit stets eingedenk zu bleiben, wenn man sowol über die Schwierigkeiten als über die Bedingungen, von welchen der Bestand des gegenwärtigen constitutionnellen und unter Preßfreiheit gegen eine jesuitische Geistlichkeit kämpfenden Piemonts abhängt, zu einem richtigen Urtheile gelangen will. Genug, als vor dem Ausbruch der Bewegungen des Jahres 1848 das östreichische Cabinet auf Karl Albert's Bündniß rechnete, während gleichzeitig die italienische Partei ihre Plane auf ihn baute, so hatte jenes alle Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich. Dennoch betrog es sich, wie Jedermann weiß. Wenn der Verfasser der „Erinnerungen" sagt:

> Wer die sowol zwischen den Armeen als zwischen den Cabineten damals bestehenden freundlichen Verhältnisse ins Auge faßt, der würde Das was im Jahre 1848 geschah niemals für möglich gehalten haben. Blieb Piemont seinen Verträgen treu, so konnte keine Revolution in Italien stattfinden, Karl Albert wäre nicht als Flüchtling in der Verbannung gestorben —

so ist das unwidersprechlich, obgleich es sich bei den Bestrebungen Italiens nicht darum handelte, wo Karl Albert starb. Wenn aber derselbe Verfasser fortfährt:

> Wann wird man endlich begreifen daß Verrath und Treulosigkeit nicht Politik sind, daß diese Politik sich ewig in ihren eigenen Netzen verstrickt; nie hat die Hand der Allmacht, die den Treubruch rächt, sich sichtbarer bewiesen als in dem Schicksal dieses Fürsten —

so ist diese Bemerkung nirgend unglücklicher angebracht als bei dem Hause Savoyen, das solcher stets und stets mit bestem Erfolge geübter Politik sein Wachsthum und seine ganze Bedeutung verdankt. Der Verfasser sagt selbst an einer spätern Stelle (II, 7): „Es ist nur zu bekannt daß das Recht auf Seiten des Glücklichen ist"; oft ist es mit der Ehre nicht viel anders. Also wird es immer gerathen bleiben mit allgemeinen Bemerkungen vorsichtig zu sein oder doch, wenn sie das religiöse Gebiet streifen und das Capitel von der Vergeltung berühren, sie den Predigern zu überlassen. Es kann auch nicht richtig sein, den Ehrgeiz dieses Fürsten, wie in den „Erinnerungen" geschieht, als die alleinige Triebfeder seines gefahrvollen Entschlusses anzusehen, denn will man auch Pisacane nicht glauben, der den unentschlossenen König als fortgerissen von dem Ungestüm des piemontesischen Volks darstellt, so wird doch Niemand das Zeugniß des Generals Bava, des Oberfeldherrn Karl Albert's, verwerfen, der seinen bekanntgewordenen officiellen Kriegsbericht mit der Schilderung der allgemeinen Begeisterung beginnt, welche die ganze Nation und das Heer Piemonts für die Sache Italiens ergriffen hatte und durch die Kunde von den Gefahren Mailands zu solcher Höhe gestiegen war, daß man sich überzeugt, auch dem mindest ehrgeizigen Fürsten blieb nur die Wahl abzudanken oder das Schwert zu ziehen. Wir sind vielleicht noch nicht entfernt genug von diesen Begebenheiten um sie zu übersehen, aber schon entfernt genug um deutlich zu begreifen, daß wenn der König jenem Andrang nicht nachgab, sein Loos sicherlich kein milderes war als das wovon er betroffen worden. Diese Kehrseite hätten, so scheint es, die „Erinnerungen" bei ihrem Zuruf: „Wärst du treu geblieben, es wäre dir besser ergangen", nicht außer Acht lassen, sie hätten nicht vergessen dürfen daß der König, als er im März seine Proclamation an die Völker der Lombardei und Venedigs erließ, noch in der Lage war den Gott anzurufen „der Italien Pius IX. geschenkt hat", demselben Pius, der noch zu Anfang Mai den an ihn abgesandten Gioberti, der dies in seinem letzten Werke*) erzählt, mit der Zusicherung entließ, Karl Albert, wenn er siege, mit eigener Hand die Krone Oberitaliens aufsetzen zu wollen. Trieb den König Ehrgeiz, sich an die Spitze der italienischen Partei zu stellen, so mußte er mit politischen Reformen allen andern Fürsten Italiens vorangehen; statt dessen sehen wir ihn damit noch im Rückstand, ja noch im entschiedensten Widerstand, als nicht nur Neapel, nein, als schon der Papst seine organischen Decrete ertheilt hatte. Mit Schärfe und Entschiedenheit wies der König die genuesische Deputation ab, die im Januar nach Turin kam, eine Constitution zu erbitten. Schon damals hörte man in Mailand gegen ihn das Wort Verräther. Dies sind nicht die Wege die der Ehrgeiz geht; er wirft nicht die Instrumente und auch nicht die Blendwerke fort, durch die er allein zum Ziele gelangen könnte. Es ist bis zur Durchsichtigkeit klar, der König ward getrieben wider seinen Willen, wider alle seine Neigungen, von denen seine ganze Lebensgeschichte seit seiner Theilnahme am Zuge der französischen Bourbons gegen die spanischen Constitutionnellen bis zum Sturz des Absolutismus seiner Regierung Zeugniß gibt. Vecchi führt einen bezeichnenden Auftritt an. Der König hielt eine Truppenschau, als die Kunde vom 24. Februar aus Paris durch eine Depesche an ihn kam; da soll er erblaßt sein und gesagt haben: „Gut daß wir unser Statut gegeben!" (S. 51).

Man ist übereingekommen, Piemont das italienische Preußen zu nennen, aber von diesem Vergleich kann man nicht einmal das sagen daß er hinkt. Davon nicht zu reden, was allein schon die Parallele umwirft, daß in den Machtverhältnissen keine Analogie ist, indem sowol das lombardisch-venetianische Reich als Neapel mit gleichen Kräften neben Piemont stehen, so fehlt so viel daß dieser Staat an Bildung der Bevölkerung, Verbreitung des Unterrichts und Macht des Bürgerstandes dem übrigen Italien voraus wäre, daß die unteritalienischen Landstriche abgerechnet vielmehr das Gegentheil wahr ist. Auch als Schwert Italiens, wie Piemont gemeinhin genannt wird, kann es jenen Vergleich nicht bestehen; denn wenn es gleich zu allen Zeiten ein über seine Kräfte zahlreiches Heer unterhalten und das preußische Conscriptionswesen bei sich eingeführt hat, was beiläufig der Verfasser der „Erinnerungen" als einen Fehler mit Recht tadelt, so verdankt es sein Wachsthum doch nicht den Thaten seines obwol anerkannt tapfern Schwertes, sondern Verträgen. Zu alle Dem kommt das Wesentlichste, daß es zu keiner Zeit als ein eigentlich selbständiger Staat, vielmehr immer nur als Product der Spannkraft der Großmächte Geltung gehabt hat, deren keine der andern die Schlüssel zu den wichtigsten Pässen in der Hand lassen kann. Die Probe unabhängigen Daseins soll Piemont eben jetzt erst und zum ersten male ablegen. Erst wenn es diese bestanden, wird es Ansehen genug gewonnen haben um als Führer Italiens gelten zu können. Zwar glauben wir dem schon erwähnten General Bava ohne weiteres daß bei ihrem Einrücken in das lombardische Gebiet die piemontesischen Truppen mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude empfangen worden, und halten die Gegenbeweise welche die „Erinnerungen" aus einer spätern Zeit unter ganz veränderten Umständen hernehmen für verfehlte; aber darin muß Jedermann der diese Dinge kennt den „Erinnerungen" Recht geben, wenn sie aussprechen: „Es hat uns nie geschienen als ob die Lombarden die Piemontesen um ihr Schicksal zu beneiden hätten." Wer wäre durch beide Ländergebiete gereist und hätte nicht den Zustand der Lombardei als den entwickeltern erkannt? als den unserm Jahrhundert minder widersprechenden? Aber Piemont hatte bis zum Jahre 1848 noch alle Züge des katholischen Mittelalters. In Militair, Feudaladel, weltlicher und Mönchsgeistlichkeit ging das ganze Land auf; in den Händen der beiden letztgenannten Stände war aller Grundbesitz; der Adel stolz, abgesondert, herrisch und drückend; die

*) „Del rinnuovamento d'Italia".

Geistlichkeit wimmelnd, im Besitz der besten Pfründen träge lebend und fleißig betend, Klöster und Stifte auf dem fettesten Grund, der Bauer nicht mehr als bloßer Tagelöhner, arm trotz großer Thätigkeit. Dieses Alles gewahrte der durch das Land reisende Beobachter schon bei oberflächlichem Blick. Wer näher bekannt wurde, konnte freilich unter den übrigen Ständen den freigeisterischsten Unglauben und ein großes Maß überall unter ihnen verbreiteten encyklopädistischen Spottes entdecken. Aber in der Heimlichkeit dieser Regungen ließ sich erst recht die Schwüle des pfäffischen Geistes erkennen, die über dem Lande lagerte, das der Jesuiten gelobtes war. Wir wollen diesem nach eigener Anschauung entworfenen Bilde nicht noch die politische Schilderung hinzufügen, die der in solchen Stücken etwas declamatorische Vecchi von dem Regimente Karl Albert's und von dem Charakter seiner „nach russischen Grundsätzen gebildeten, ebenso weltlichen als bigotten" Minister (S. 24) macht. Selbst die ordentlichen Gerichte Piemonts ließen sich, wie uns Gioberti, hierin der zuverlässigste Bürge, mittheilt, in Prüfungen falscher Prophezeiungen, Dogmen und Auslegungen der Apokalypse ein und verurtheilten gelegentlich die Lehrer von Theorien, welche, wie es in ihren Erkenntnissen heißt, die Kirche Christi Jahre hindurch weinen machten und die Decrete des Papstes Gelasius nach Art der Ketzer interpretirten. Gesteht doch auch der in Turin schreibende Vecchi daß „der über die Massen ruhige und disciplinirte Piemontese, als er ganz Italien von dem Gedanken der Nationalität ergriffen sah, sich wie ein Träumender benahm; so wenig war er für eine so erhabene Idee erzogen worden". Da begreift sich denn die „Thräne des Schmerzes" die der Dichter Alfieri, sonst ein nicht sentimentaler Poet, darüber geweint hat daß Piemont ihn geboren. So war der Zustand dieses Landes; war; — wir überlassen Kennern der Politik und Geschichte zu urtheilen, wie viel davon durch und seit Einführung der Verfassung sich geändert haben kann. Aber daß das Auftreten des piemontesischen Heeres ganz andere Erfolge gehabt haben würde, wenn es dem übrigen Italien sogleich auch als Träger eines andern Geistes hätte erscheinen können, das wird wol Jedem klar sein, der nicht gewohnt ist nur militairische Gesichtspunkte gelten zu lassen.

II.

Das schöne, obgleich wie alle östreichischen Städte außer Wien etwas langweilige Mailand war viele Jahre hindurch ruhig geblieben und hatte fortgefahren die matten Freuden seines Theaters und seines Corso einen Tag wie den andern zu genießen, als es vom Augenblick der Amnestie Pius' IX., jenes Actes der Versöhnung, dessen edle elegische Sprache schon wie eine Verkündigung seines nachmaligen Schicksals klang, in die unruhige Bewegung gerieth, die zunächst in den berüchtigten Cigarrenkrieg auslief. Wenige Züge sind charakteristischer italienisch als dieser erfinderische Einfall, das Haus Oestreich als Fiscus und den Fiscus wiederum als Tabackshändler anzugreifen, einen nationalen Kampf mit Feindseligkeiten gegen einen Genuß zu eröffnen, in welchem vielmehr alle Nationen einig sind, kurz das ernsthafteste Unternehmen in der Welt mit einer Bambocciade zu beginnen. Daß aber ein solcher Angriff auf der Stelle allgemein werden und gelingen, sowie daß den Kutschern hoffähiger Mailänder mit vollkommenem Erfolge durch einen Verein verboten werden konnte ihre Herrschaften zum Erzherzog oder zum Gouverneur zu fahren, ebenso daß im Theater zu Venedig, als die verlangte Wiederholung eines Tanzes durch die Polizei untersagt ward, auf den Ruf eines Einzigen: Alle hinaus! sogleich sämmtliche Zuschauer verschwinden konnten: dies sind Beweise eines Zusammenhangs wie er sich einzig und allein unter Fremdherrschaften ausbildet. Einmüthigkeit aber die nur durch diesen Gegensatz besteht ist eben nicht die rechte, und wenn dem Gefühl der Gemeinschaft Nichts, gar nichts Anderes zugrundeliegt als einzig nur die Nationalität, weder Thaten noch Erinnerungen der Einheit, der Freiheit und der politischen Macht, so hat ein solches Gefühl keinen höhern Geist als etwa den der Familie und äußert sich wie dieser in kleinlicher, oft, man sagt nicht zu viel, in kindischer Weise. Wenn der Verfasser der „Erinnerungen" schon durch seinen intellectuellen Standpunkt ganz befugt ist, auf ein solches Treiben von oben herabzusehen, so hätte doch der Gedanke einige Gewalt über ihn haben sollen, daß unter einer Regierung, war sie so schonend, unter einer Verwaltung, war sie so mild, unter einer Justiz, war sie so heilig als er sie schildert, Erscheinungen wie jene geradehin unmöglich gewesen wären. Uebrigens gehört seine Darstellung dieser Revolutionsanfänge und seine Schilderung Mailands während derselben zu den anziehendsten seines Buchs; er erzählt mit historischer Anmuth, staatsmännischem Gleichmuth, soldatischem Unmuth. Schon war es zwischen dem Militair und Volkshaufen zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen, schon hatte der mailändische Podestà Graf Gabrio Casati in Proclamationen, „in denen er Spott der Anmaßung beimischte", das Volk in Schutz genommen, als noch immer so wenig Energie von Wien aus gezeigt wurde daß Feldmarschall Radetzky, wie wir aus den „Erinnerungen" erfahren, bereits entschlossen war seine Stelle niederzulegen. Als endlich eine Art Standrecht verkündigt war, konnte es nicht in Anwendung gebracht werden, denn „die Staatsmaschine stand schon lange still und die Regierung würde vergebens nach einem Richter gesucht haben, der sich zum Vollzug eines Standgerichts hergeliehen hätte; denn der Verrath umgab bereits den Vicekönig in seinem Palast, der Verrath war in den Bureaux des Gouvernements, in den Sitzungssälen der Gerichtsbehörden, in den Delegationen, in den Municipalitäten, in den Bureaux der Post, im Beichtstuhle und auf den Kanzeln". Niemand wird leugnen daß dies Eingeständnisse sind die zugleich ein Zeugniß für große Stärke und Verbreitung des nationalen Entschlusses enthalten. Allerdings hat ein Mann von der Partei, zu welcher Pisacane gehört, seine eigene Erklärung für

diese Betheiligung der höhern Stände und Behörden. Er sagt:

Die reichen Lombarden zitterten; wenn die heißen Wünsche der italienischen Jugend, dachten sie, verbunden mit den Foderungen der Plebs verwirklicht werden sollten, welche Macht wird dann unsere Anmaßungen schützen?

Diese Macht hätten sie dann im König von Sardinien gefunden, und erst nachdem sie dessen Zusicherung des verlangten Schutzes erhalten, erst dann hätten sie sich der Revolution angeschlossen. Auffassungen wie diese lösen sich in sich selbst auf. Wir haben schon gesagt daß dieser Autor zuweilen durch Trugbilder in die politische Irre geführt wird. Doch gehört er jener engern Partei, jenem entschlossensten und willenskräftigsten Kern der italienischen Revolution an, auf welche die „Erinnerungen", und dies ist eine ihrer wesentlichsten Lücken, viel zu wenig Rücksicht nehmen. Nach den Zügen und nach den Persönlichkeiten welche sie allein aus dem Aufstande hervorheben würde sein von ihnen selbst eingeräumter weit verbreiteter und fester Zusammenhang, würde besonders die heftige Energie seines ersten Angriffs, dessen bezwingende Kraft und Erfolge die „Erinnerungen" freilich nicht verschweigen können, wenn sie gleich manches Andere verschweigen, unbegreiflich bleiben. Nein, die Sachen gingen in Mailand wie in gleichem Falle überall; dicht hinter Denen welche anzufangen schienen standen Die welche wirklich anfingen. Radetzky's Truppen hätten nicht Mailand räumen müssen, hätten sie es nur mit dem Podestà Casati zu thun gehabt, mit den aristokratischen Mitgliedern des Jockeyclubs, dem Grafen Borromeo, mit patriotischen Principessen oder mit dem Erzbischof, dem die „Erinnerungen" die Frage zurufen, warum er nicht, statt mit der dreifarbigen Fahne aufrührerischen Deputationen nachzufahren, „auf den Knieen vor dem Altare Gottes gelegen habe, den Allmächtigen um Erhaltung des Friedens und Verhinderung des Blutvergießens zu bitten?" Aber der Verfasser sagt ja selbst an einer andern Stelle seines Buchs daß der Klerus Italiens, indem er zur nationalen Sache trat, einem erhabenen Beispiele folgte. Und wenn er die Worte ausspricht (I, 60): „Wir wollen den Misbrauch den man mit dem Namen des Papstes trieb nicht ihm zurechnen, wir sind überzeugt daß er ihn weder vorausgesehen noch gewollt hatte, allein er hätte nicht durch Stillschweigen ihn gutheißen dürfen"; so vergißt er daß die Worte des Papstes über seinen „Schmerz" und seinen „tiefen Abscheu" vor solchem Misbrauch längst vor dem Consistorium ausgesprochen waren und daß die mailänder Generalpolizeidirection nicht versäumt hatte, diese Anrede Sr. Heiligkeit in ihrer Bekanntmachung vom 3. Januar, also früh genug zu öffentlicher Kenntniß zu bringen. Worte, woher sie auch kamen, konnten nicht mehr weder das Gewissen des Redenden beschwichtigen noch den Willen der Hörenden lenken. Der Aufstand war kaum losgebrochen, so entriß jene kühnere Schar, von welcher die „Erinnerungen" Nichts melden, den Zaghaftern die Zügel und brachte in die Bewegung den nachdrücklichern Rhythmus, vor welchem erst Radetzky's angetragener Waffenstillstand, dessen die „Erinnerungen" nur wie im Vorbeigehen erwähnen, dann nach blutigem Kampfe die ganze Garnison zurückwich, und dessen Schwingungen die gesammte Lombardei ergriffen, sodaß die östreichische Armee alle ihre Verbindungen bis zur Unmöglichkeit einer wechselseitigen Verständigung ihrer Abtheilungen durchschnitten sah und unter ihren italienischen Truppentheilen Abfall auf Abfall erfolgte. Es ist wahr, dieser Abfall geschah ohne politisches und selbst ohne nationales Bewußtsein; er ging in so zusammenhangsloser Weise vor sich daß von einem und demselben italienischen Regimente zwei Bataillone übertraten, das dritte blieb, ja von manchen Bataillonen die einzelnen Compagnien verschiedene Wege gingen. Die „Erinnerungen" sagen:

Obgleich der Italiener sich sehr leicht zum Soldaten ausbilden läßt und fähig ist ein tüchtiger Soldat zu werden, so liebt er doch das Kriegshandwerk nicht und man kann ihn daher eigentlich kein kriegerisches Volk nennen. Bei den meisten zur Revolution Uebergetretenen lag unbestritten die Absicht zugrunde, diese Gelegenheit nur zu benutzen um sich vom Soldatenstande zu befreien. In der That löste sich auch der größte Theil auf und ging in seine Heimat. Wäre dies nicht der Fall gewesen und wären Alle die da abfielen zur Revolution übergegangen, so hätte die Lombardei das Heer Karl Albert's sogleich wenigstens mit 20,000 ausgebildeten Soldaten verstärken können. Daß dies nicht der Fall war ist bekannt.

Dies Alles ist unwiderspreehlich richtig; es bleibt aber nicht minder gewiß daß Auflösung solchen Umfangs denn doch tiefere und allgemeinere Ursachen haben muß und mächtigere Hebel voraussetzen läßt, als Diejenigen einräumen wollen denen die Beweiskraft solcher Thatsachen unbequem ist.

In keiner bekannten Darstellung sind die mailändischen Märztage mit gleicher Anschaulichkeit geschildert wie in den „Erinnerungen". Schwerlich war auch ein Zweiter in der Lage sie mit besserer Kunde und zugleich mit besserer Feder beschreiben zu können als ihr Verfasser. „Glauben Sie", fragte am 18. März der Feldmarschall seinen Generaladjutanten, als das Regierungsgebäude der Stadt bereits in den Händen des Volks war, „daß der Augenblick zur Alarmirung der Garnison gekommen sei?" „Das ist", antwortete dieser, „kein gewöhnlicher Volksauflauf mehr, das ist eine Revolution." „So geben Sie den Befehl daß die Kanonen donnern sollen." Der Kampf nahm seinen Anfang. Der Verfasser der „Erinnerungen" war, wie erwähnt, in maßgebender Stellung Theilnehmer dieses Kampfes und des nachfolgenden Kriegs, er ist eifrig Oestreicher, er hat sein Buch seinen Waffengefährten gewidmet in Worten jener hochtönenden Banner- und Fanfarensprache, in deren dichterischem Klange der gebildete moderne Krieger einen ihm unentbehrlich scheinenden Trost findet. Man kann also über die Gefühle von welchen seine Kriegsanschauungen bestimmt und beherrscht werden nicht im Zweifel sein. Jeder kräftige Wille, jede starke Zuneigung ist einseitig, jeder fertige Glaube schließt Nebenglauben aus. Kommen noch die Foderungen der Ehre

hinzu, die Begierde des Nachruhms, so ist die historische Wahrhaftigkeit in Gefahr, und der Trieb des Soldaten, dem Feinde jeden möglichen Abbruch zu thun, wird unausbleiblich, wie er erst im Felde das Schwert beseelt hat, so nachher am Schreibtisch seine Feder beseelen. Seit Offiziere die Thaten und Leiden ihrer Heere beschrieben haben, von Xenophon herab bis auf unsere Tage, ist der Geist dieser Darstellungen der gleiche geblieben; man kann sie in ruhige und leidenschaftliche unterscheiden, aber Beides trifft nur die Form, denn im Wesen erkennt sich auch unter der kältesten Zeichnung eines Cäsar der concentrirteste Ehrgeiz heraus, der siegreichen Erfolg als die Wirkung der Ueberlegenheit, erlittenen Verlust als Ungunst der Umstände behandelnd, jenen vergrößert, diesen verkleinert.

Wir werden der Geschichte des lombardischen Kriegs hier nur in ihren allgemein wichtigen Momenten folgen; die Darstellung aber, welche die „Erinnerungen" von den ersten Scenen desselben geben, sei als ein Beispiel, woran sich ihre Auffassungsweise wird erkennen lassen, zuvor ein wenig schärfer ins Auge gefaßt. Wie und wodurch geschah das ganz Europa Ueberraschende, daß Feldmarschall Radetzky nach kurzem Kampfe die Stadt und bald darauf das Gebiet Mailand räumte?

Der erwähnte Verfasser erzählt: Kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so erhoben sich an allen Punkten der Stadt Hunderte von Barrikaden, „deren Bau zu verhindern eine vollkommene Unmöglichkeit war"; viele derselben mußten von den Truppen gestürmt werden, wobei „mehre Leute" verloren gingen. Das flache Dach des berühmten Doms ward mit Jägern besetzt; „kein Insurgent wagte es, dem sichern Tode sich zu nahen, ein Oberjäger streckte allein 36 derselben zu Boden". Beim Stürmen mehrer Häuser mußten „einzelne Unordnungen" begreiflicherweise vorkommen, es fand auch wol „manches unschuldige Opfer" seinen Tod. Der Feldmarschall aber verlor niemals die „Milde seines Herzens". Selbst bei Erstürmung des Rathhauses, in welchem der Marschall das eigentliche Nest der Revolution ausnehmen wollte (Pisacane versichert, dies Nest habe nur in des Marschalls Einbildung bestanden), ward keinem der gefangenen Insurgenten „ein Haar gekrümmt". Allerdings hatte der Feldmarschall „die Idee", die Stadt zu bombardiren, doch gab er sie wieder auf, weil jede Verwüstung „fern von seinem menschenfreundlichen Herzen war". Die Truppen blieben nun wol auf allen Punkten in der Stadt Meister, aber zum Behaupten der errungenen Vortheile waren sie zu schwach; aus diesem Grunde sollten sie durch Hülfstruppen aus dem Lande umher verstärkt werden, aber alle Verbindungswege waren durch die Aufständischen gesperrt, die Brücken abgebrochen, die Ortschaften verrammelt, weder Befehle konnten abgehen noch Truppen ankommen. Als dazu noch die Munition sich zu erschöpfen, die Verpflegung immer schwieriger zu werden begann, an Ablösung der Soldaten aber nicht zu denken war, da befand sich der Feldmarschall in einer Lage, die ihn zu dem Entschluß führte die innere Stadt zu räumen und nur Wall und Thore zu behaupten. „Jetzt schlug man (!) einen Waffenstillstand vor", den jedoch Casati verwarf (Vecchi und Pisacane sagen übrigens, Casati würde ihn ohne den entschiedenen Widerspruch des revolutionnairen Kriegsraths unfehlbar angenommen haben), und nun kamen beunruhigende Meldungen von Zuzügen bewaffneter Freischärler aus Tessin; Gerüchte von Bewegungen piemontesischer Truppen „gegen den Ticino" wurden immer mehr zur Gewißheit. Unter diesen Umständen war ein entscheidender Entschluß nöthig. Die Unterwerfung Mailands würde „wenigstens noch einige Tage" erfodert haben, da hingegen die Piemontesen vom Ticino her nach Mailand nur einen starken Marsch hatten. Aus dem Innern des Landes war man ohne Nachrichten, die Munitionen wurden aufgefangen; dazu war die Lage der Festungen besorgnißerregend; man erwog daß die Lombardei kein Land für einen Vertheidigungskrieg sei, daß man es bald mit ganz Italien zu thun haben werde, daß Mailand Nebensache und ein eitler Ehrenpunkt geworden, welchem Armee und Monarchie nicht konnten geopfert werden; der Rückzug wurde beschlossen.

Aus jedem Worte dieser Darstellung leuchtet das Bemühen hervor, einem peinlichen Eingeständniß aus dem Wege zu gehen und wo schon keine Wahl mehr war, noch an Selbstbestimmung glauben zu machen. Wodurch konnte der Feldmarschall Mailand „in einigen Tagen" wieder unterwerfen, da er es doch eben hatte räumen müssen, eine Beschießung aber seiner Milde widerstrebte? Wie konnte am 20. die Stellung der piemontesischen Truppen am Ticino „Gewißheit" sein, den sie erst am 28. erreichten und am 29. überschritten? Geht nicht des Feldmarschalls Lage deutlich genug aus dem Umstand hervor daß „man", d. h., wie Jedermann weiß, er selbst den Empörern einen 14tägigen Waffenstillstand antrug? und als dieser verworfen war, einen dreitägigen? Es ist dem Verfasser nicht zuzumuthen daß er seines Feldherrn Verfahren so beurtheile wie Pisacane, welcher sagt:

> Des Marschalls Eigensinn, sich in Mailand zu halten und sich dann auf der Straße nach Lodi zurückzuziehen, setzte ihn der Gefahr aus, in fünf bis sechs Tagen vollständig aufgerieben zu werden, und ist nur zu entschuldigen, wenn er volle Sicherheit hatte daß der König von Sardinien ihn nicht angreifen würde.

Aber in welchem Grade die oben besprochenen Einflüsse über den Geist der „Erinnerungen" Macht geübt, ersieht man hinreichend aus diesem ersten Beispiele, dem wir noch manches weitere anzureihen haben werden, da dies der Geist des ganzen Buchs ist.

Als auf ihrem Rückzuge die östreichische Armee nach Lodi gekommen war und dort überlegt wurde, ob man sich an diesem Punkte setzen solle, kam die Nachricht von dem Falle Venedigs an und machte allen weitern Berathungen ein Ende. Es war danach kein Zweifel mehr über die allgemeine Verbreitung der Revolution möglich. Die „Erinnerungen" schildern das Spiel wodurch die

Parteien aller Orten die Behörden erst täuschten und dann überwältigten und sagt bei diesem Anlaß (I, 133):

Obgleich durchaus über einen Leisten geschlagen, ward diese Rolle doch mit großer Feinheit und List durchgeführt, und mit Beschämung gestehen wir daß sie fast überall gelang; fast überall ließen sich die Militairbehörden durch Täuschung hinhalten und erwachten erst aus ihrer Zweifelsucht, wenn es schon zu spät war. Wer übrigens die große Abneigung unserer Regierung gegen Blutvergießen, wer die strengen Befehle kannte, die diesfalls den Truppenanführern gegeben waren, der wird zwar keine Rechtfertigung, doch aber eine Entschuldigung der Befehlshaber darin finden, wenn diese mit Gewaltmaßregeln bis aufs äußerste und leider oft so lange zauderten bis es zu spät war.... Oestreich war keine Militairregierung; nirgend, Dalmatien ausgenommen, wo es vielleicht am wenigsten noththut, war Civil- und Militairgewalt miteinander vereinigt; das Rivalisiren der beiden Gewalten war in unserm Staate stark ausgeprägt, daher wenig freundliches Zusammenwirken derselben. Nicht selten betrachtete die Civilgewalt die Militairmacht geradezu als ihren Feind und das Militair rächte sich nach seiner Art durch Geringschätzung der erstern.... Hoffen wir daß dieses eine Aenderung erleiden wird. Im Angesichte der gegenwärtigen Zeit ist Zwiespalt der beiden großen Gewalten des Staats eine gefährliche Sache und mit der Gendarmerie allein wird es denn doch nicht gehen. Kehren wir zur Geschichte zurück.

Das wollen auch wir. Während Radetzky seinen Rückzug fortsetzte, war es zwar gelungen, durch rechtzeitigen Zuzug das überaus wichtige und sehr gefährdete Mantua für Oestreich zu erhalten, aber der Fall des noch viel wichtigern Venedigs hatte der Revolution materielle und moralische Hülfsmittel der umfassendsten Art zugeführt und überdies den Abfall zahlreicher italienischer Truppen nach sich gezogen. Wir setzen abermals eine Stelle von allgemeiner Bedeutung aus den „Erinnerungen" im Auszuge hierher (I, 94):

...... Hätte die Revolution das Geld und die Mühe die sie für die Bildung einer ebenso nutzlosen als lächerlichen Nationalgarde verschleuderte zur Bildung einer Anzahl leichter Bataillons aufgewendet, so hätte sie wenigstens etwas für ihre Zwecke gethan; so hat sie nur das Land erschöpft und den beklagenswerthen Karl Albert ins Verderben gelockt.

Die östreichische Hauptarmee war nun in Verona angelangt. Verona ward Sammelplatz aller verfügbaren Streitkräfte, Stützpunkt für die wichtigsten nachfolgenden Operationen, Waffenplatz. Es fehlte an allen nöthigsten Bereitschaften, an fertiger Munition, an Artilleriemannschaft, Magazinen, an Geld; dazu waren die Verbindungen mit der Monarchie bis auf die schwierige und langsame durch Tirol unterbrochen.

Das war wol eine harte Zeit für einen Greis von 81 Jahren. Wir erinnern uns damals ihn oft wanken und sich an einen Stuhl oder Tisch stützen gesehen zu haben. Mit welcher Sorge sah er da oft dem Eintritt des Generalintendanten entgegen, wenn dieser ihm meldete daß er nur noch für einen Tag die Verpflegung der Armee sichergestellt habe. Der größte Theil der Menschen, der in dem Kriege Nichts als ein Marschiren der Armee und Schlachtenliefern sieht, hat keinen Begriff von der Last und den Sorgen welche die Schultern eines Feldherrn drücken.

Ohne den Scharfblick und die Festigkeit Radetzky's und ohne die Treue seiner Truppen war Italien, dies sagen die „Erinnerungen", für Oestreich verloren. Es blieb ihm Zeit, seine Operationen zu bedenken. Denn wie benahm sich unterdeß der Gegner?

Karl Albert war mit seiner Armee unter der dreifarbigen italienischen Fahne in die Lombardei eingerückt. Vierzehn Tage waren seitdem vorüber, die neapolitanischen, römischen, toscanischen Hülfscorps waren zu ihm gestoßen und noch stand er, nachdem schon einige seiner gegen feste Plätze unternommenen Versuche kläglich abgelaufen waren, am Mincio. Wie in hundert und aber hundert andern Kriegsfällen und Kriegsanfängen würde sich auch hier unwidersprechlich bei unverzüglichem, Napoleonisch markigem Vorrücken der Piemontesen der ganze Feldzug ganz anders gewendet haben. Man sage was man wolle, hier hat Pisacane Recht, wenn er (S. 47) für das matte Auftreten Karl Albert's die politische Erklärung gibt daß der König vor dem Wagniß als Befreier Italiens zu erscheinen zurückschreckte und daß es seiner Denkart besser entsprach, namentlich dem Auslande gegenüber als Ordner in die Lombardei einzurücken, der dieses von den Oestreichern geräumte Land an Stelle derselben zu besetzen kam. Alle Zeugnisse ohne Ausnahme kommen überein daß dieser König moralisch ebenso zaghaft wie militairisch heldenmüthig war. Von seinem politischen Charakter ist oben schon die Rede gewesen. Seine Correspondenz mit England ist officiell bekannt geworden; beim Ueberschreiten des Ticino ließ er an das britische Ministerium schreiben:

Bei dieser Lage der Dinge hält sich der König für verpflichtet Maßregeln zu ergreifen, daß die gegenwärtige Bewegung in der Lombardei nicht in eine republikanische ausarte und Piemont und das übrige Italien von den Katastrophen verschont bleibe, die dann eintreten könnten.

Aber über der politischen Schwäche, welche des Königs Unternehmung von Anbeginn lähmte, muß die militairische nicht vergessen werden. Einer der berechtigtsten Richter, Promis*), sagt von der piemontesischen Infanterie, mit Ausnahme eines Stamms von etwa 8000 Mann sei die ganze Truppe aus halb- und einjährigen Neulingen zusammengesetzt gewesen; diese hätten umsoweniger vermocht, als sie zum Tirailliren ungeschickt waren, auf welches bei der Durchschnittenheit des Lombardischen der ganze Dienst hinauslief; die besten Offiziere seien unter solchen Umständen machtlos geblieben; überhaupt habe die Disciplin in der ganzen Armee allzu viel zu wünschen gelassen. Dieses Zeugniß eines Unbetheiligten stimmt sehr genau zu den Klagen des schon erwähnten piemontesischen Generals Bava, über welchen der Verfasser der „Erinnerungen" das harte Wort ausspricht, daß er „die Ehre seiner Armee, selbst die seines Königs seiner persönlichen Eitelkeit aufopfert und Alles preisgibt, um nur seine Verdienste in ein helles Licht zu stellen". Wir unsererseits müssen gestehen daß, indem dieser General gleich auf den ersten Seiten seines officiellen Berichts mehre Unfälle erzählt, die einzelnen seiner Truppenabtheilungen begegnet sind und deren fast komischer Verlauf das Noviziat dieser Soldaten sogleich

*) „Considerazioni sopra gli avvenimenti militari del 1848".

anschaulich macht, diese seltene Freimüthigkeit, welches auch ihr Beweggrund sei, uns doch nachahmungswerther erschienen ist als die unausgesetzte ängstliche und eifrige Sorge, jede erlittene Schlappe und Niederlage durch die winzigsten Prädicate zu verkleinern und im Strome der Erzählung rasch und geschickt zu begraben.

Der Feldzug in der Lombardei bis zur Wiedereinnahme Mailands durch die Oestreicher bietet vornehmlich drei hervorragende Momente: zuerst den Angriff der Piemontesen unter Bava's Oberbefehl auf Verona am 6. Mai, ein Angriff der von dem angegriffenen Dorfe Sta.-Lucia den Namen hat und von den geschlagenen Piemontesen unrichtig Recognoscirung, von den siegreichen Oestreichern richtig Schlacht genannt wird; zweitens den Kampf bei Goito am 30. Mai, den die geschlagenen Oestreicher unrichtig Gefecht, die siegreichen Piemontesen richtig Schlacht nennen; drittens die beiderseits beim rechten Namen genannte Schlacht bei Custozza am 24. und 25. Juli. Als Karl Albert den Angriff auf Verona unternahm, waren einige für ihn günstige und nicht ohne Ruhm geführte Unternehmungen vorausgegangen, und er hatte wissen können daß Radetzky sich nur gezwungen zu Verona in der Defensive halte und unter stets wachsenden Verpflegungssorgen, nachdem er sich nur durch blutige Streifzüge seine alleinige Verbindung mit der Monarchie, die tiroler Pässe, hatte sichern können, das Hülfscorps erwartete, das unter Nugent ihm zurücken sollte. Am 3. Mai, als Bava, der dies selbst erzählt, bei Besichtigung eines Flügels den König begleitete, machte ihm dieser Eröffnungen von einem geheimen Einverständnisse mit Verona, wonach er Hoffnung habe daß die Einwohner sich bei seinem Anrücken erheben, der Feind aber sich werde entschließen müssen aus den Mauern hervorzugehen. Auf des Königs Wunsch entwarf Bava für diesen Fall einen Plan zu einer großen offensiven Recognoscirung, welcher angenommen, Tags darauf aber durch einen ganz andern Entwurf des Kriegsministers ohne weiteres beseitigt wurde. So scheint es im piemontesischen Hauptquartier bei allen wichtigern Vorkommnissen zugegangen zu sein; und diesem Himundher schreibt Bava, wie viel anderes Unheil das über die Seinigen gekommen, so auch das Mislingen dieser Unternehmung auf Verona zu, aus der sich eine Schlacht entspann, welche die „Erinnerungen" die glänzendste, rühmlichste und einflußreichste Waffenthat des ganzen Kriegs nennen. Große Tapferkeit ward bewiesen, große Verluste erlitten, auf beiden Seiten, namhafte besonders auf Seiten der Oestreicher, da ein von ihnen unternommener allgemeiner Angriff mit einem „Bataillefeuer dergleichen wir noch nie gehört", wie es in den „Erinnerungen" heißt, empfangen und abgeschlagen ward. Die Stellung von Sta.-Lucia ist von solcher Wichtigkeit daß dieser Verfasser ausspricht, die feindliche Behauptung derselben unter den damals obwaltenden Umständen hätte den Verlust der Schlacht und mit ihr den Untergang der Monarchie zur Folge haben können. Und diese wichtige Stellung hatten die Piemontesen bereits erobert. Das Dorf Sta.-Lucia gehörte ihnen. Aber jene verderbliche Vielheit im Oberbefehl erzeugte auf andern Punkten Unordnungen welche die Eroberung wieder aufzugeben zwangen. Als Karl Albert sich in das erstürmte Dorf begeben hatte, blickte er von da nach Verona hinein. Aber kein Zeichen einer Bewegung im Innern gab sich kund. Bald nachdem er sich um diese Erwartung betrogen sah, mußte er mit seiner Armee den Rückzug antreten. Radetzky war entschlossen gewesen, „eher den letzten Mann seines Heeres aufzuopfern als zu gestatten daß der Feind auch nur einen Tag festen Fuß vor Verona fasse". Demnach ist Das was Pisacane über die Zwecklosigkeit des ganzen Unternehmens auf Sta.-Lucia sagt ohne Werth. In dieser Schlacht holte sich der gegenwärtige Kaiser von Oestreich „seine wohlverdienten Sporen". Wir haben niemals in einem militairischen Rapport den Ausdruck einer so tiefen Verstimmung gefunden als in dem Bericht welchen General Bava über diese „Recognoscirung" von Sta.-Lucia an sein Kriegsministerium abgestattet hat.

Dies also war das erste große Zusammentreffen beider Armeen. Nun einige Worte über die beiden andern, zunächst über die Schlacht von Goito.

Nach vielem Zögern war am 25. Mai das sehnlich erwartete Nugent'sche Hülfscorps bei Verona angelangt und Radetzky konnte aus seiner Defensive herausgehen. Und da er beschlossen hatte vorallem die kleine, aber wichtige, am Gardasee liegende Festung Peschiera zu entsetzen, die auf dem Punkt war sich an die Piemontesen ergeben zu müssen, so unternahm er, vom Feinde, auf dessen Ueberraschung er es absah, unbemerkt, am 27. mit seiner ganzen Armee einen Marsch, der auch so wohl verborgen blieb daß Karl Albert erst am folgenden Nachmittage davon erfuhr. Die Oestreicher schlugen einzelne Abtheilungen ihrer Feinde aufs Haupt; als sie aber vor Goito der piemontesischen Armee gegenüber waren, entwickelten diese eine solche Ueberlegenheit an Artillerie daß der erste Angriff der Oestreicher scheiterte, wonach der Kampf allgemein wurde und mit ihrem Rückzuge endigte. Obgleich diese Schlacht nichts Geringeres zur Folge hatte als daß die östreichische Armee mit Verzichtleistung auf ihren ganzen bisherigen Kriegsplan umkehrte, das lombardische Gebiet verließ und die Unterwerfung des venetianischen begann, so nennt sie der Verfasser der „Erinnerungen" ein „etwas leichtsinnig von unserer Seite unternommenes und ohne Entscheidung abgebrochenes Gefecht". Es hilft aber Nichts daß er für die Umkehr der Armee eine Menge Gründe der höhern Politik anführt und die darauf folgende Operation in das Venetianische eine der gelehrtesten nennt welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Denn seine Kritik des ganzen auf Goito gerichteten Unternehmens gibt allzu deutlich Zeugniß daß er nach der Größe der begangenen Fehler auch die Größe des empfangenen Schlages abschätze und daß die Bewunderung der nachfolgenden „Gelehrsamkeit" merklich mit Bitterkeit über den vor-

ausgegangenen „Leichtsinn“ versetzt ist. Bei Goito wurden König und Kronprinz von Sardinien verwundet. Unter den Verwundeten auf östreichischer Seite war auch der nachmalige östreichische Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg.

Nachdem Radetzky hierauf das venetianische Festland unterworfen, Vicenza nach einem mörderischen Tage eingenommen hatte, eine längere Zeit der Ruhe, deren beide Theile bedurft hatten, vorüber war und nach dem Wiederbeginne des Kampfes mehre der blutigsten Treffen bald von dem einen bald von dem andern siegreich bestanden waren, brach mit dem 25. der Tag an, an welchem die Schlacht von Custozza für die piemontesische Armee die Wendung nahm daß daraus mehr noch eine moralische als eigentlich eine militairische Niederlage für sie hervorging und der Feldzug mit einem Waffenstillstand schloß, dessen Bedingungen die Oestreicher vorschreiben konnten. Den Verlust dieses Tags schreibt der piemontesische General dem verspäteten Erscheinen der von den beiden sardinischen Prinzen geführten Corps und dem gänzlichen Ausbleiben des piemontesischen Generals Sonnaz zu, der überhaupt in diesem Kriege viel Misgeschick gehabt hat. Der Verfasser der „Erinnerungen“ erwidert darauf, jene Verspätungen seien vielmehr für das piemontesische Heer ein so günstiger Umstand gewesen daß es ohne sie die Waffen hätte strecken müssen. Man weiß was in militairischen Dingen die Behauptungen bedeuten, die mit „wenn“ anfangen und mit „hätten“ endigen. Keinem, der nicht im Falle ist um jeden Preis seine eigene Sache in das beste Licht stellen zu müssen, wird ein Zweifel bleiben daß der Ausgang des Tags von Custozza schon viele Tage vorher ebenso durch lange entnervende Unthätigkeit — der größte Fehler bei einem Nationalkampfe — als durch den Eigensinn entschieden war, der trotz der eindringlichen Gegenvorstellungen auf nutzlose Unternehmungen wie die Behauptung von Rivoli und die Blockade von Mantua beharrlich gedrungen hatte, wodurch denn die piemontesische Armee in die Lage gerieth, eine Schlacht da annehmen zu müssen wo ihr Feind sie geliefert wissen wollte.

Pisacane sagt wahr und richtig daß der Tag bei Custozza, obgleich die Piemontesen nur besiegt, nicht geworfen waren, dennoch wegen seiner moralischen Wirkung das Schicksal Italiens entschied. Unmittelbar dahinter kam, diese moralische Schwächung zu vollenden, ein Nach- und Nachtkampf, desgleichen in aller Kriegsgeschichte nicht viele zu finden sind. Hier wollen wir einmal Vecchi, auf den als auf keine der ursprünglichen Quellen wir immer nur wenig Rücksicht haben nehmen können, kurz erzählen lassen.

Von dem Flecken Volta hatten die Piemontesen das Thor durchbrochen, die vordersten Häuser besetzt, den Feind aus Gehegen und Gärten verdrängt; es war finstere und stürmische Nacht, nur Feuerschein beleuchtete den Kampf, der bald unter dem Krachen der Artillerie und Gewehre, unter dem Geschrei der Leidenden und den Rufen der Offiziere ein wüstes Gemetzel geworden. Ein östreichischer Offizier, die Verwirrung benutzend, ruft französisch den Unserigen zu: „Hierher Savoyarden!“ und die Betrogenen muthig herbeikommend fallen unter feindlichen Bayonneten und Kugeln; doch ein Grenadier gewahrt den Verrath, nimmt einen Trupp der Seinigen, stürzt auf die Feinde und nimmt furchtbar Rache. Offiziere wie Gemeine sind Mann gegen Mann im wildesten Zweikampf. Ein abermaliger unseliger Irrthum wird uns verhängnißvoll, indem eine Schwadron unserer Cavalerie auf unsere eigene Infanterie einhaut und deren mörderisches Feuer empfängt. In den ersten Stunden ward von den Unserigen kein Pardon gegeben, Alles was ergriffen ward wurde niedergemacht, mehr als Fünfhundert lagen entseelt in den Weingärten.

Nach siebenstündigem Kampf solcher Art mußte, da die erwarteten Verstärkungen nicht eintrafen, Volta von den Piemontesen aufgegeben und der Rückzug angetreten werden, der diesmal in eine wahre Flucht ausartete. „Erinnerungen“ II, 119:

Bis dahin hatten wir keinen gehörigen Begriff von dem Zustand des piemontesischen Heeres. Es hatte sich in der ganzen Reihe von Gefechten die mit unserm Ausmarsch aus Verona begonnen tapfer geschlagen. Es hatte seinen Rückzug ziemlich wohlgeordnet bewerkstelligt. Die Zahl der Trophäen die in unsere Hände gefallen waren standen in keinem Verhältniß mit den großen Erfolgen die wir errungen; wir mußten also unsererseits darauf rechnen, auf eine zwar retirirende, aber immer noch geordnete Armee zu stoßen. Erst als wir die Straße von Goito erreichten, ward die Demoralisirung der feindlichen Armee sichtbar. Es bedurfte keines Boten um die Colonnenwege aufzufinden die der Feind eingeschlagen; sie waren durch Tausende von Tornistern, Epauletten, Czakos, Pompons und Rüstungsstücken aller Art bezeichnet. Landleute hatten zum Scherz Pyramiden daraus errichtet. Jedem an Disciplin und militairische Ordnung gewöhnten Auge konnten die Symptome der Auflösung nicht entgehen, die die feindliche Armee ergriffen haben mußte. Eine fortgesetzte Verfolgung mußte dieses Heer auflösen, und so geschah es auch.

Zehn Tage nach diesen Vorgängen wehten die östreichischen Fahnen wieder auf den Wällen von Mailand. Auf Mailand hatte sich Karl Albert zur Vertheidigung dieser Hauptstadt entgegen dem Rath seiner erfahrensten Generale zurückgezogen.

Ich will — hatte er diesen erwidert — daß man den tapfern Mailändern zu Hülfe eile und mit ihnen vereint das feindliche Heer bekämpfe; die Stadt ist, wie mir versichert worden, mit Lebensmitteln und Kriegsmunition versehen, man hat dort Vertheidigungsanstalten getroffen, die wir vervollkommnen werden, und der Sieg wird sich auf unsere Seite wenden.

Bava verstummte, wie er sagt, vor „diesem ritterlichen Ausspruch, der des erhabenen Fürsten hohen Geist bezeichnet“, einen Geist über dessen „Romantik“ der Verfasser der „Erinnerungen“ den Hohn ausgießt:

Welch ein Heiligenschein würde sich um sein Haupt verbreitet haben, wenn es ihm glückte die Barbaren von den geheiligten Mauern Mailands zurückzutreiben! Ein anderer Gregor, vor dessen Wink Attila und seine Scharen zurückbebten, hätte ihm einst die Ehre der Kanonisirung nicht entgehen können.

Welche Parallele aber, da ein geharnischter König kein wehrloser Papst und Kanonen keine frommen Winke, vielmehr beide von beiden die geraden Widerspiele sind, nur noch das Gleichniß zwischen den Scharen Attila's und Oestreichs zurückläßt und ein Beispiel ist wie der Verfasser von seiner vielgebrauchten Spottwaffe nicht selten das Unglück hat, die stumpfe Seite gegen den Feind,

die aber schneiden sollte gegen sich selbst zu kehren. Der König schlug sich um Mailand mit einer unter den entmuthigendsten Umständen bewundernswerthen Tapferkeit und setzte sich, wie der genannte Verfasser selbst berichtet, der größten Gefahr aus; in seinem unmittelbaren Gefolge wurden mehre Menschen und Pferde getödtet; er war, als die Vertheidigung aufgegeben werden mußte, einer der Letzten die sich in die Stadt zurückzogen. Hier warteten seiner nach den schrecklichsten Kriegsauftritten noch schrecklichere Volksauftritte und es fehlte sehr wenig, so lieferten sich Mailänder und Piemontesen gegenseitig in den Straßen von Mailand, während der Feind 60,000 Mann stark davor stand, eine Schlacht, wovon die bloße, aber ganz nahgerückte Möglichkeit, Alles genau erwogen, von Land und Leuten in Italien ein hervortretenderes Bild gibt als die Thatsachen selbst zu erzeugen vermögen.

III.

Wessen Urtheil nicht durch Leidenschaft verwirrt oder durch Unkenntniß oberflächlich ist, der wird zugestehen daß die feste Haltung des Marschalls Radetzky und Derer die in seinem Hauptquartier irgend zu seinen Entschließungen mitwirkten, nachdem er die Schlacht von Goito verloren hatte und zum zweiten mal auf Verona zurückgewiesen war, von seltener sittlicher und patriotischer Kraft Zeugniß gibt. Denn von Wien war damals nicht nur er, sondern ganz Oestreich in Italien verlassen, aufgegeben. Der Vertrag welchen das damalige wiener Ministerium unter Lord Palmerston's Vermittelung durch den Grafen Hartig der mailänder Provisorischen Regierung anbieten ließ und dessen nähere Bezeichnung freilich dem Verfasser der „Erinnerungen" nicht zuzumuthen war enthielt bereits als wesentlichste Einräumung: Anerkennung der Unabhängigkeit der Lombardei und ihrer Abtrennung von der östreichischen Monarchie. Die Bedingungen waren: Uebernahme eines Antheils der östreichischen Schuld, Entschädigung für die lombardischen Besitzthümer der kaiserlichen Familie, Abschließung eines Handelstractats. Auf diese Grundlagen hin war zugleich ein Waffenstillstand angetragen und dieser Antrag durch Befehle bestätigt, welche Radetzky aus Innsbruck erhielt, wo sich damals der Kaiser befand. Radetzky handelte zugleich nach den Vorschriften des Gehorsams, den er nicht verletzte, und nach dem Antrieb seines Herzens, dem er in einer dringenden Vorstellung an den Kaiser Worte gab, welche der oben bereits erwähnte Fürst Schwarzenberg persönlich in Innsbruck zu unterstützen abgeschickt ward. Diese Sendung wirkte; und kurz darauf begann von neuem die militairische Thätigkeit des Marschalls, von deren endlichen Erfolgen oben die Rede gewesen. Man kann hiernach ohne viel Uebertreibung sagen: das ganze lombardische Oestreich hatte damals nur noch in Radetzky bestanden. Sieht man daher von allen weitern Verschiedenheiten ab, durch welche die innern Verhältnisse beider feindlicher Lager so durchaus unähnlich waren, so muß in der Leitung und Durchdringung des östreichischen Heeres durch einen so starken Willen, durch eine so unbeirrte Hingebung ebenso gewiß die wesentlichste Ursache ihrer Ueberlegenheit erkannt werden, als umgekehrt, wenn eine gleiche Aufopferung an der Spitze der italienischen Sache gewesen wäre, ein siegreicher Ausgang für diese kaum zu bezweifeln war. Denn man darf sich nur vergegenwärtigen wieviel die Sache Italiens schon erreicht hatte, erreicht ungeachtet eines totalen Mangels an jener obersten Bedingung, man darf sich nur deutlich machen, was es heißen will, wenn ein Vertrag wie jener erwähnte nicht nur einer provisorischen Regierung angeboten, sondern von ihr als unannehmbar verworfen werden konnte, um einzusehen daß der Triumph Italiens damals gesichert war, wenn ein Mann die Sache in der Hand hatte, dessen fester Charakter und von Alters bewährter Name die Macht übte, alle Kräfte an sich zu reißen, die Gemüther zu gewinnen, Zweifel und Mistrauen, die Furie aller, zumal italienischer Volksgeister, zu bannen, subalternen Ehrgeiz niederzuhalten und municipale Eifersucht wenigstens für die Kampfesdauer zu ersticken. Aber als wäre es nicht genug gewesen daß Karl Albert keinen Namen solchen Gehalts mit auf die Kriegsbühne brachte und daß seinem Willen vorallem Stetigkeit fehlte, so wollte es das Geschick oder vielmehr die Eigenthümlichkeit des italienischen Nationalcharakters, der eine ganz besondere Behandlung fodert, daß selbst das Edle in der Natur dieses Fürsten seiner Unternehmung verderblich werden mußte. Seine persönliche Tapferkeit war unausgesetzt für seine Generale Ursache von Sorgen, durch welche die Freiheit ihrer Anordnungen, ohnehin schon, wie wir gesehen haben, nur allzu sehr gebunden, oftmals völlig gelähmt wurde; und sein Edelmuth veranlaßte ihn gegen die Bewohner der Lombardei, als deren künftiger Herrscher er sich ansah, zu Schonungen, welche nirgend übler angebracht sind als in solchem Kriege, worin es gilt alle Kräfte durch Strenge anzuspannen, nicht aber durch Nachsicht erschlaffen zu lassen. Einen Theil dieser Uebel würden rasche Siege haben entkräften können; als aber der erste namhafte gewonnen war, trat nicht blos, als sei Alles erreicht, Stillstand ein, sondern Karl Albert ließ geschehen oder betrieb es daß dieser Augenblick zu jenem politischen Acte benutzt ward, der unter dem Namen Fusion die Verschmelzung der Lombardei mit Sardinien unter seinem Scepter aussprach, womit aller schon von Anfang rege, durch das Geschrei von Journalen und Clubisten stets angefachte Verdacht daß der König nur Zwecke der Selbstsucht verfolge, erst seine volle Gefährlichkeit gewann, die republikanischen Köpfe stärker als zuvor erhitzt und die monarchisch-liberalen Parteien, denen der Geist der bisherigen innern Politik Piemonts sich nun schärfer vergegenwärtigte, erschreckt wurden. Nach einem solchen Acte war jede militairische Niederlage ein tödtlicher Schlag, der einen Sturm der unbändigsten Anklagen hervorrief und den Bürgerkrieg zu entzünden drohte. Schwerlich sind jemals Führer befreundeter, zu gemeinsamem Kampf für gemeinsame Sache kämpfender Truppen durch Zeitungen und Redner mit solchen Schmähungen,

solchem ihr Ansehen und die Disciplin ihres Heeres angreifenden Tadel, solchem Spott und solchem Ungestüm der rastlosesten Foderungen, gegen welche dann selbst die ansehnlichsten Erfolge geringfügig erscheinen mußten, angefallen worden als die piemontesischen Generale, kaum daß sie ihre Operationen begonnen hatten. War dies ihr Empfang als sie kamen und vorrückten, so läßt sich danach ermessen welches ihr Geleit war als sie geschlagen zurückgingen. Die von Karl Albert erwartete Kampfesbereitschaft der Mailänder erwies sich als ein Traum; und als die Vertheidigung der Stadt unmöglich geworden und die Uebergabe im Kriegsrath beschlossen war, da sollte der König erfahren daß es zwar allerdings in Mailand Leute gab die zur alleräußersten Gegenwehr entschlossen waren und die Capitulation in Gegenwart seiner Generale mit Wuth verdammten, daß aber eben dieselben Leute am allerwenigsten zu seinen Anhängern gehörten. Mit Recht fragen hier die „Erinnerungen": „Wo waret ihr damals, ihr Casati, Borromeo und wie sie Alle heißen?" Sie waren wie die ganze tonangebende mailänder Gesellschaft geflohen. Da Bava sah wie leicht jene zur extremsten Vertheidigung Entschlossenen die Volksmassen entzünden konnten, so eilte er zum König in den Palast Greppi, ihm dringend vorzustellen daß er die Stadt verlasse und seiner abziehenden Armee nacheile. Der König nahm, so erzählt Bava, meinen Rath mit Güte auf und in gewohnter ruhiger Fassung erwiderte er: Nun gut, so werden wir bald zu Pferde steigen. Darauf aber empfing er eine Deputation und unterdeß sammelte sich ein Volkshaufe unter Geschrei vor dem Palast. Bald erschienen Abgeordnete vor dem König, welche nach ihrem Begehren befragt: Krieg oder Tod! antworteten, anders für seine Person das Aeußerste zu befürchten sei. Der König rief einige seiner Generale und sagte zu Bava: Man will durchaus Krieg, worauf dieser entgegnete: So sei Krieg! Besser wir schlagen uns mit den Oestreichern als daß wir uns untereinander abschlachten. Dieser Entschluß wurde unten kundgethan. Unter großer Mühe und Gefahr, gedrängt, umarmt, geschmäht, gelang es Bava durch den Haufen durchzukommen, um der Armee die neuen Befehle zur Umkehr nach Mailand zu bringen. Unter den Offizieren erregten die Nachrichten aus der Stadt den heftigsten Zorn und nur den inständigsten Bitten und Vorstellungen Bava's gelang es sie abzuhalten daß sie nicht als Rächer ihres Königs wider die Mailänder stürmten. Die Gefahren für den König waren unterdeß gestiegen, es war nach seinen Fenstern geschossen, sein Sohn, der Herzog von Genua, als er sich zu ihm begeben wollte, zum Gefangenen gemacht worden. Mit Gewalt mußte er befreit werden. Die ersten piemontesischen Truppen zerstreuten den Haufen und durch Hülfe eines jungen Lombarden und unter dem Schutze der Nacht ward der König mit dem Herzoge von Genua gerettet. Am 6. August zog nach abgeschlossener Capitulation Radetzky in Mailand ein. Der Verfasser der „Erinnerungen" sagt:

Wir waren gerüstet mit allen Mitteln der Zerstörung; mit Bomben, Vorbereitungen zu glühenden Kugeln, Brandraketen und konnten Mailand damit überschütten; hätte Mailand wol 60,000 erbitterten Kriegern Widerstand leisten können, die sich in seine Straßen ergossen, die ohnehin nicht freundlich gegen Mailand gestimmt durch den Widerstand zur Wuth entflammt worden wären? Möge Mailand diesem Bilde den ruhigen Einzug, das versöhnende Benehmen des Feldmarschalls und seines Heeres entgegenhalten.

Diese Betrachtung ist gegründet, aber gleich vielen andern nicht minder gegründeten desselben Buchs ist sie nicht im Stande die rechte Stimmung zu erwecken. Denn für Großmuth des Handelns Sympathien zu erwecken bedarf es einer Darstellung in gleichem Geiste, dahingegen beharrliches Pochen auf die Vorzüge des eigenen Lagers, unausgesetztes Anschlagen der Glocke der eigenen Tugend, rauhes Entblößen der Schwächen des Gegners bei sorgsamer Schonung im Schildern der eigenen zuletzt die Wirkung hat, das Gleichgewicht im Urtheil des Lesers aufzuheben, welcher, nachdem ihm so oft, was bloße Nothwendigkeit war, als Verdienst gerühmt worden, endlich geneigt wird im gerühmten Verdienst auch Nichts als bloße Nothwendigkeit zu sehen.

Nach den Erfahrungen, welche die piemontesische Armee in Mailand gemacht darf man ohne weiteres für wahr halten daß sie im Ganzen zur Wiederaufnahme des Kriegs nicht aufgelegt war; sodaß es zu viel ist diese Abneigung, wie Pisacane thut, allein aus den Wühlereien der piemontesischen Camarilla zu erklären, die auf die unwissenden und bigotten Soldaten allerdings nicht wenig im Interesse des Friedens eingewirkt haben mag. Ueberdies zu welchem ihrer Generale hatte diese Armee Vertrauen gewinnen können? Die Sache aber für die sie ins Feld gerückt war mußte ihr jetzt mehr wie je verdunkelt und verwirrt erscheinen. Neapel war von dem Bündniß gegen die Oestreicher längst zurückgetreten; die Unterstützung des von Oestreich abgefallenen und sich unabhängig behauptenden Venedigs hatte Piemont aufgeben müssen; dasselbe Piemont war im Begriff gegen Toscana einzuschreiten, als dieser Staat Anstalten machte für ganz Italien Einheitsplane auszuführen. Wie hätte ein solches Chaos Begeisterung hervorbringen können, da es nicht einmal fähig war auch nur einen Begriff zu erzeugen! In Piemont selbst, daran ist gar kein Zweifel, würde eine starke und mächtige Partei statt des Waffenstillstandes, den nach der Wiedereinnahme Mailands Radetzky mit dem König abschloß, sein Einrücken in Piemont als Wiederhersteller der alten innern Zustände willkommen geheißen haben. Dies wird Jeder begreifen der sich unserer obigen Schilderung der religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes erinnern mag. Man sah dort ein und erfuhr es thatsächlich daß Fortführung des Kriegs gleichbedeutend war mit Fortführung der innern Reformen. Der König blieb Allen ein Räthsel, nicht ein solches wofür man keine Auflösung fand, sondern wofür jeder Augenblick eine neue Auflösung brachte die der nächstfrühern widersprach. Zudem noch hatte er Worte

gesagt und Schritte gethan welche die Entmuthigung der Armee fördern mußten; als er den geschlossenen Waffenstillstand den Völkern Italiens verkündigte, sprach er aus, Italien habe nicht bewiesen daß seine eigenen Kräfte ausreichen. Damit war auf auswärtige Hülfe, d. h. auf französische hingewiesen. Aber die Erklärungen, die Cavaignac von der Tribune der Nationalversammlung herab gab, offenbarten daß Frankreich diese Wege nicht gehen wollte. Und als Karl Albert sich nun bemühte für die Anführung seines Heeres einen französischen General zu gewinnen, sagten Bugeaud, Bedeau, Lamoricière nacheinander ab. Danach wurde diese Führung dem Polen Chrzanowski übergeben, welcher der That nach commandiren sollte, während dem Namen nach der König den Oberbefehl behielt. Da konnte denn freilich nach endlicher Kündigung des Waffenstillstands ein Offizier dieses Heeres nicht Auftritte zu erzählen haben wie den nachstehenden, den der Verfasser der „Erinnerungen“ aus seinem Lager berichtet:

Es war etwa Nachmittags 2 Uhr, als ein piemontesischer Stabsoffizier des Geniecorps als Courier in den Hof der Villa wo der Feldmarschall sein Hauptquartier hatte einfuhr. Schnell errieth dieser, als man ihm die Ankunft des Offiziers meldete, den Zweck der Sendung. Als demnach derselbe in unverkennbarer Verlegenheit mit seiner Depesche in der Hand in das Zimmer trat, ging ihm der Feldmarschall mit aller ihm eigenen Freundlichkeit und den Worten entgegen: „Ich weiß schon was Sie mir bringen und danke Ihnen dafür.“ Er las dann ruhig dieses merkwürdige Actenstück, übergab dem Offizier eine Empfangsbestätigung dafür und bat ihn dringend doch bei Tische zu bleiben, welches dieser aber, wie begreiflich, bescheiden ablehnte. Als er sich entfernte, konnte er noch Zeuge einer halb komischen halb rührenden Scene sein, denn als der Feldmarschall mit den Worten in sein Vorzimmer trat: „Meine Herren, man hat uns den Waffenstillstand aufgekündigt“, stürzten sich die Ordonnanzoffiziere vor Freude einander in die Arme. Einer derselben warf sich auf sein Pferd und sprengte auf den Exercirplatz, wo die zahlreiche Garnison von Mailand zum Exerciren ausgerückt war, und verbreitete die frohe Botschaft. Alles brach in maßlosen Jubel aus. Sogleich nahm der Soldat das in der östreichischen Armee übliche in einem grünen Reis bestehende Feldzeichen; wo er einem Offizier begegnete, mußte dieser es sich gefallen lassen das Feldzeichen mit dem Soldaten zu theilen. Abends zogen alle Musikbanden von Tausenden von Soldaten gefolgt vor die Wohnung des Feldmarschalls. Die Luft zitterte von den tausendstimmigen Vivats die dem Kaiser und dem Feldmarschall gebracht wurden. Mit Thränen im Auge trat der greise Feldherr unter seine Krieger, die ihn wie Kinder einen Vater umringten; auch er mußte sich das Feldzeichen aufstecken lassen. Unter Absingung der Volkshymne zog dieser merkwürdige Zug weiter durch die Straßen Mailands.... Wir haben oft, namentlich im Jahre 1809 Ausbrüche des soldatischen Enthusiasmus erlebt, doch keinen der mit diesem zu vergleichen war.

Unter solchen Auspicien ward der zweite Feldzug eröffnet. Diese Begebenheiten sind noch nicht so alt geworden daß man vergessen hätte, welche Gerüchte damals in Umlauf waren; man versicherte oder ließ versichern, der König wolle sich besiegen lassen, damit die Sieger ihn aus den verhaßten Händen seiner radicalen Minister befreiten. Als hätte er, selbst siegreich, sich dann nicht viel sicherer und dauernder von ihnen befreien können! Allerdings wurde dieser absurde Argwohn noch dadurch unterstützt daß die Kündigung die jener Offizier dem Marschall überbrachte nur von den Ministern in Turin unterzeichnet war und nicht einmal die Erwähnung des Königs enthielt. Der Verfasser der „Erinnerungen“ führt dies Actenstück nicht an, weil er es nicht besitzt, er gedenkt nur der Stelle daraus worin es hieß: „Nur aus übermäßiger Ehre (genau heißt es: nur aus allzu gewissenhafter Beobachtung der Gebräuche der Ehre) kündige man den Waffenstillstand“ und er fügt dieser Stelle die Betrachtung bei: „Was für ein Lumpenpack muß das sein, das in der Erfüllung eines heiligen Vertrags, eines Gebots des Völkerrechts ein Uebermaß von Ehrgefühl erblickt?“ Aber zu so heftigem Ausfall war hier kein Anlaß, sondern da das Actenstück in nichts Anderm bestand als in Aufzählung von fünf Verletzungen des Waffenstillstands, die nach der Meinung der Piemontesen die Oestreicher verschuldet, so wollte man sich mit jenen Worten, wie solches in allen ähnlichen leidigen Controversen üblich, nur in den Vortheil der größern Gewissenhaftigkeit setzen. Vecchi sagt dann auch: „Was war es nothwendig, den Waffenstillstand einem Feinde zu kündigen, der gewohnt war jeden Vertrag zu verletzen!“ Und so bekriegen sich mit derselben Leidenschaft jetzt die Federn wie zuvor die Schwerter, und so war es allezeit bei allem Streit und so wird es wol auch allezeit bleiben. Konnte aber irgend etwas Wirksames geschehen um Karl Albert von jenem Verdacht zu befreien, so geschah es durch Radetzky's Manifest, das weit entfernt den König von der radicalen Partei zu trennen und dadurch zu compromittiren, ihn vielmehr in einer Sprache welche die „Erinnerungen“ einfach, energisch, wahr nennen als einen Fürsten bezeichnet, der die königliche Würde so weit sinken lassen daß er seinen Thron durch „demokratische Gassenpolitik“ zu befestigen meine und in fremdes Besitzthum „wie ein Dieb in des Eigenthümers Abwesenheit“ eingefallen sei. Dies waren beiderseits die diplomatischen Einleitungen zu dem zweiten Feldzuge, der durch einen kühnen Marsch des siegsgewissen östreichischen Feldherrn innerhalb zehn Tagen beendigt war und durch die Schlachten bei Mortara und Novara den Ausgang nahm, nach welchem Karl Albert auf dem Schlachtfelde selbst seine Krone niederlegte. Die „Erinnerungen“ erzählen diesen Vorgang in folgender Weise:

Um 9 Uhr sandte der König nach den Herzogen, den vornehmsten Generalen und dem Minister Cadorna. Als diese Männer versammelt waren, trat er ins Zimmer und mit fester, aber dumpfer Stimme soll er etwa folgende Worte gesprochen haben: „Meine Herren! Ich habe mich für die italienische Sache geopfert, für sie habe ich mein Leben, das Leben meiner Kinder, meinen Thron der Gefahr ausgesetzt; ich war unglücklich in meinem Unternehmen. Ich fühle daß meine Person das einzige Hinderniß eines Friedens ist, der von nun an eine gebieterische Nothwendigkeit wird. Zudem könnte ich mich auch nicht entschließen ihn zu unterzeichnen. Da ich den Tod nicht gefunden habe den ich im Schlachtgetümmel suchte, so will ich meinem Lande das letzte Opfer bringen; ich lege die Krone nieder und entsage ihr zu Gunsten meines Sohnes, des Herzogs von Savoyen.“ Darauf umarmte der König alle Umste-

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 28. Mai 1853.

Inhalt.

Zur ästhetischen Kritik des biblischen Drama „Hohes Lied".

Castellio wurde aus der genfer Republik verbannt, weil er dem gestrengen Calvin den Anstoß gegeben hatte in seiner lateinischen Uebersetzung des „Hohen Lied" die Randglosse zu machen: „Sulamith ist die Freundin und Braut Salomo's", und schon vor ihm war Theodor von Mopsveste von einer Synode verdammt worden, weil er das „Hohe Lied" für „ein Liebesgespräch Salomo's mit der Sulamith" erklärt hatte.

Wie ganz anders steht es jetzt mit der Kritik! Ein starres Häuflein hält wol noch an der allegorischen Deutung dieses Dichtwerks fest, an der typischen kaum noch Einer oder der Andere; Jeder aber dem nicht aller ästhetische Sinn, alles Gefühl für Poesie in Dem was Manche unter Glauben verstehen betäubt und erstickt ist wird sich der Auslegung zuwenden, welche in der Sprache der Schule die sinnlich-buchstäbliche heißt, in der That aber die rein und echt geistige ist. Und doch ist auch innerhalb des Bereichs dieser Auslegung erst in neuerer Zeit der entscheidende Schritt zur vollständigen Erkenntniß gethan worden: man hat das „Hohe Lied" als Drama erfaßt.

Mehr und mehr ist mit diesem Fortschreiten der Erkenntniß auf dem Gebiete streng gelehrter Forschung auch der Anspruch für die ästhetische Kritik erwachsen, von deren Resultaten Kenntniß zu nehmen, den Kunstwerth und die Kunstgestalt des Dichtwerks zu untersuchen und ihm hiernach seine Stelle unter den Erzeugnissen der poetischen Literatur anzuweisen, welche zum Gemeingut der civilisirten Welt geworden sind. Und siehe da! die Kritik hat in dieser nahe an 3000 Jahre alten dramatischen Dichtung sich einer der köstlichsten Perlen aller Poesie, des einfach-schönen, orientalisch-schwungvollen und dabei fast classisch-reinen und klaren Werks eines geistig und sittlich hohen Dichters, eines Kunstwerks im edelsten Sinne dieses Worts zu erfreuen.

Es ist die Pflicht der ästhetischen Kritik hiervon Kunde in weitere Kreise des gebildeten Publicums zu geben, nachdem die philologische Forschung bereits, hauptsächlich durch Ewald's Verdienst, dahin gelangt ist, eine breite und feste Unterlage für Uebersetzung und Erklärung des „Hohen Lied" gewähren zu können. Die dramatische Gestaltung selbst bietet bei dem Mangel aller Personenbezeichnung und bei dem eigenthümlichen lyrischen Schwunge des Gedichts nicht wenig Schwierigkeiten dar: viele davon sind, wie wir glauben, bereits von den gelehrten Auslegern, Ewald an der Spitze, überwunden worden, andere zu beseitigen können vielleicht einige der nachfolgenden Bemerkungen dienen; in Allem aber wird es unsers Erachtens jetzt mehr die Aufgabe der Aesthetik als der Philologie sein, sich mit diesem Drama zu beschäftigen. Ein Versuch hierzu und zugleich zur Erweckung allgemeinern Interesses an dieser Perle der Dichtkunst soll in Nachstehendem gemacht werden. Er wird in den Hauptzügen, die dramatische Gliederung des „Hohen Liedes" entwickeln, anhangsweise von zwei der neuesten, von Rocke und Böttcher versuchten Gestaltungen desselben sprechen.

„Preis der Unschuld die allen Lockungen widersteht", so bezeichnete schon vor 25 Jahren Ewald die Idee des „Hohen Lied" und wir müssen auch jetzt im Wesentlichen hieran festhalten. Der Dichter führt uns — ob auf eine wahre Geschichte sich gründend oder nicht, kann hier unerörtert bleiben — ein Landmädchen, eine Winzerin vor, welche König Salomo auf einer Lustreise ge-

dings; Max Schlesinger bricht das Schweigen und sein Buch führt den Beweis daß die geargwöhnte Abgeneigtheit des deutschen Buchhandels, der noch nicht abgelaufenen Ueberschwemmung von 1851 frische Ströme zuzuführen, entweder nicht in der Wahrheit beruht oder zu verschwinden anfängt, es wäre denn daß Max Schlesinger's Buch vor 1851 geschrieben und vor 1852 hätte erscheinen sollen, in welchem Falle die Vermuthung Nichts an ihrer Richtigkeit verlöre. Was nämlich zu jenem „es wäre denn" veranlaßt, ist der auffallende Umstand daß das „Vorwort" von der „Insel Wight, October 1851" datirt, die Ausstellung bekanntlich in nurgedachtem Monate und Jahre schloß, die Entfernung der Insel Wight von London in einem Viertelstage zurückgelegt werden kann und Max Schlesinger die Ausstellung gar nicht bespricht, sie nur ein oder zwei mal flüchtig andeutet, während er doch muthmaßlich, wenn er zur Zeit derselben in London oder so nahebei gewesen wäre, sie nicht ungesehen gelassen und dem Weltmarkte als einem unleugbaren Weltereignisse einen Abschnitt seines Buchs gewidmet haben würde. Daß er dies nicht gethan kann dem Buche kein Vorwurf, kein Tadel sein, denn möglich daß es nicht geschehen konnte, schmälert aber dessen Werth noch aus einem andern Grunde als dem daß deshalb das Buch bei der schnellen und scharfen Auffassung und bei der gewandten Darstellungsweise des Verfassers unfehlbar ein interessantes Capitel weniger hat. Jener andere Grund aber und welcher allein die Hervorhebung des „auffallenden Umstandes" zu erheischen schien, liegt einfach darin daß die Ausstellung wenn auch den englischen Volkscharakter in Nichts geändert, doch ihm inwohnende Züge zum ersten allgemein erkennbaren male gleichsam zum Durchbruch gebracht hat; daß dem Verfasser diese von keiner Seite geahnte und dennoch so wichtige Erscheinung nicht entgangen sein und in deren Folge manche Stelle seines Buchs eine richtigere Färbung erhalten haben würde. Da dies nicht der Fall gewesen, schildert sein Buch London und die Londoner in mehrfacher Beziehung nur, was London und die Londoner oder mit gewisser Beschränkung die Engländer überhaupt bis zu Anfang des Jahres 1851 waren.

Demnächst bescheidet der Verfasser sich selbst (II, 420 fg.) daß sein Buch keine Beschreibung von, kein Führer durch London ist, daß „Vieles darin fehlt". Er legt diese Worte einem Sir John in den Mund oder läßt ihn vielmehr dieselben unterm 15. November (sc. 1851) bei Zurücksendung der „Aushängeexemplare" (wol „Aushängebogen") des zweiten Theils der „Wanderungen durch London" an einen Dr. Keif schreiben. „Manches ist darin geschildert", schreibt Sir John, welcher trotz seines Sir eingeständlich (I, 366) weder Ritter noch Baronet ist, ... „aber wie viel fehlt?... Kein Wort von unsern Galerien...! Kein Wort von British-Museum, vom Bridgewater-Vernon und der Hamptoncourt-galerie! Kein Wort von St.-Pauls! Keine Silbe vom Colosseum, von Madame Tussaud, von Barclay und Perkins! Keine Erwähnung von unsern schönsten Straßen, von Regents- und Bondstreet, von Belgravia und Westbourne-Terrace! Nichts von den Riesenconcerten in Exeter-Hall! Nichts von unsern Märkten, von Coventgarden, von Billingsgate, von Hungerford! Den zoologischen Garten, den botanischen Garten, Kew, Richmond, Windsor, die Kunst, die Literatur, die Wohlthätigkeitsanstalten, kurz Alles, Alles wie vergessen!" Und hiermit ist die Liste des Fehlenden keineswegs erschöpft. Dr. Keif setzt in seiner Antwort Einiges hinzu, indem er seinen Freund, den Verfasser, wegen der von Sir John „beklagten Unvollständigkeit" des Buchs in Schutz zu nehmen sucht. „Ein derartiges auf wenige Bände begrenztes Werk", sagt er, „könnte wol alles Bemerkenswerthe Ihrer großen Hauptstadt berühren, aber dann auch nur berühren; oder der Verfasser greift lieber einzelne Punkte heraus, bei denen er dann länger verweilen kann. Letztern Plan hat offenbar unser gemeinschaftlicher Freund bei seinen Schilderungen aus London befolgt. Es mußten dadurch nothwendig viele Glanzpunkte Londons unberücksichtigt bleiben, und Sie haben als Engländer ein Recht darüber Klage zu führen. Aber, mein werther Sir John, vergessen Sie gefälligst nicht daß dadurch auch gewisse und gar viele englischen Ohren unliebsame Dinge unberührt geblieben sind. Manches ist darin geschildert und Manches ist mir aus der Seele geschrieben, aber wie viel fehlt!... Kein Wort von euern rohen Hunds- und Rattenhetzen! Kein Wort von dem niedrigen Standpunkt euerer Bildhauer- und Malerkunst! Keine Silbe von euerer musikalischen Barbarei...! Keine Erwähnung von der massiven Prostitution, dem Schmuz, der Liederlichkeit, Bestialität und moralischen Versunkenheit in den untern Themsequartieren und der Borough! Keine ausführlichen Schilderungen euerer Ginpaläste und Matrosenkneipen! Euere drei ehrsamen Facultäten: die Jurisprudenz, die so verworren ist daß Tausende von Advocaten sie glorreich auszubeuten nöthig sind; euere Medicin, der die Quacksalberei über den Kopf gewachsen ist; euere verrottete, salbungsreiche, vom Mark des Landes dickgefütterte Hochkirche, die dem armen Manne jede Stunde unschuldiger, geistesbildender Erholung versagt; euere beiden bigotten Landesuniversitäten, Oxford, Cambridge, die Bornirtheit euerer höchsten Aristokratie und der Snobismus (weil dafür schon kein besseres deutsches Wort es gibt) euerer gesammten Bourgeoisie — kurz Alles, Alles wie vergessen!... Noch zehn solche Bände und der Stoff wäre noch immer nicht erschöpft.... Unter uns gesagt, wenn unser Freund vielleicht einmal seine «Wanderungen» fortsetzt, wer weiß ob es Ihrem englischen Herzen besonders wohl thäte!"

Hierauf ließe sich freilich erwidern daß das Unterdrücken „englischen Ohren unliebsamer Dinge" vielleicht mit deshalb, weil der Verfasser sein Buch „dem großen, edeln, gastfreundlichen englischen Volke" gewidmet hat, deutschen Lesern gegenüber sich um so weniger entschuldigt, je problematischer es ist, ob die unliebsamen Dinge aus der Feder des Verfassers zu englischen Ohren gelangt sein würden, sowie daß die meisten der von Dr. Keif aufgezählten Gebrechen und Schmuzflecke nicht London, sondern England im Allgemeinen treffen, folglich strenggenommen in einem Werke über England, nicht in einem über London zur Besprechung kommen müssen. Aber der Verfasser hat sich diesen Einwurf gewiß selbst gemacht und vielleicht den Dr. Keif nur so schreiben lassen, um die Möglichkeit einer Fortsetzung seiner „Wanderungen" in Aussicht zu stellen und der Kritik und dem Publicum leise den Puls zu fühlen, was beide zu dem stillgehegten Vorhaben meinen. Leider wird auf die Ausführung desselben die Stimme der Kritik von geringerm Einflusse sein als die des Verlegers, und wie Charles Lamb einem ihn mit landwirthschaftlichem Gespräche langweilenden Pachter auf die Frage: ob in seiner Gegend heuer die weißen Rüben gut schmeckten, weil in England zum Schöpsenbraten fast ausschließend weiße Rüben gegessen werden, die Antwort gab: Das kommt auf den Schöpsenbraten an, so wäre es denkbar daß der Verleger bei seiner Stimmenabgabe nicht die Hauptsache, den Werth der „Wanderungen", sondern die Nebensache, den Absatz des Buchs in Erwähnung zöge. Sollte dann auch die Kritik nur bedingungsweise zur Fortsetzung des Begonnenen rathen und der Verleger ganz davon absehen, so wäre das vom Verfasser eingeräumte Mangelhafte seines Buchs doppelt zu bedauern, ein mal weil die beiden Bände vollkommen genügt hätten auf ihren 822 großen Octavseiten London erschöpfend zu behandeln und weil Das was den Raum dazu sperrt für das Ausgesperrte keinen Ersatz bietet. Die Sache schlechtweg beim Namen zu nennen, wimmelt das Buch von Auswüchsen. Der vielen ganzen und halben Seiten zu geschweigen, welche mit dem Zwecke des Buchs entweder gar keinen oder einen kaum bemerkbaren Zusammenhang haben, gibt es Abschnitte wie I, 56—68, 366—396; II, 98—106, 146—184, 196—204, 252—297, 319—336, 351—378, 389—394, 402—417, deren Weglassung kein Leser vermissen würde, weil sie ohne zu große Anstrengung auch in ein Buch etwa über Paris oder Petersburg, Wien oder München hätten hereingezogen werden können. Daß diese Auswüchse sich in der Mehrzahl an-

genehm lesen, wird nicht verkannt. Das mag sie weniger anstößig machen, vielleicht sogar mit ihnen versöhnen, kann sie aber nicht rechtfertigen.

Selbst der erwähnte Dr. Keif möge gestatten ihn zu den Auswüchsen zu zählen. Wer und was ist Dr. Keif, dessen Gespräch mit Sir John die „Wanderungen" einleitet? Laut I, 3 „ist Dr. Keif Oestreicher und Journalist. Er war vorurtheilsvoll genug gewesen, in mehren höchst harmlosen Feuilletonartikeln zu behaupten, die Kroaten hätten sich bei der Einnahme Wiens nicht graziös benommen, die Czechen seien nicht die Urrace der Menschheit, die Wiege deutscher Bildung liege außerhalb des Serbenlandes, Goethe habe für die Wissenschaft mehr geleistet als das k. k. 21. Grenadierbataillon, eine schlechte Regierung sei noch schlimmer als eine gute u. dgl. m. Dieser Vorurtheile wegen wurde der Doctor aus Leipzig nach Oestreich citirt. Er sollte sich rechtfertigen oder Buße thun. Aber die Aussicht sich in den Reihen der kaiserlichen Armee zum Kriegshelden ausbilden zu dürfen hatte für diese durch deutsche Bildung verwahrloste Seele keinen Reiz mehr. Dr. Keif entfernte sich bei Nacht und Nebel aus Leipzig und der wiener Correspondent eines dortigen Journals machte es ihm acht Tage später zum Vorwurf, daß er so feige gewesen vor nur 600,000 östreichischen Soldaten, einem Dutzend Festungen, einer halben Million Polizeibeamten und der peinlichen Halsgerichtsordnung der gottseligen Kaiserin Maria Theresia davongelaufen zu sein." Diese Schilderung kann glauben machen, Dr. Keif sei bestimmt die deutschen Flüchtlinge in London zu vertreten und aus seinem sichern Asyl auf das arme Deutschland zu keifen. Dem ist aber nicht so. Hat Dr. Keif Umgang mit den deutschen Flüchtlingen, so sagt er es mindestens nicht und jedenfalls ist er im Buche nicht ihr Repräsentant. Mitunter keift er wol auf Deutschland, doch nur wenn ihn kein Engländer und kein Franzose hört. England und Frankreich gegenüber lobt er Deutschland. Er hat England vorgezogen als er in Deutschland war, und zieht Deutschland vor seit er in England ist. Dennoch erscheint er als Deutschlandkranker, der zur Cur nach Rußland, oder als Europakranker, der zu gleichem Zwecke nach Amerika gehen sollte. Die Art seiner Einführung könnte auch auf die Vermuthung bringen daß der Verfasser ihn zum Träger seines Witzes, zum Organ seines Humors bestimmt habe. Beide sind den Aeußerungen und Bewegungen des Doctors nicht abzusprechen, nur dürfte der Verlust sehr gering sein, wenn Stellen fehlten wie die zwei folgenden, die ohne Wahl herausgegriffen ein Beleg sein mögen, in welcher Weise der Doctor sich äußert und bewegt.

Der Verfasser und Dr. Keif (I, 82 fg.) „stehen vor Vauxhall.... Der Eingang ist schauerlich dunkel, sieht eher dem Thorwege eines Strafhauses als eines Belustigungsorts ähnlich. Kaum daß ein melancholisches Gasflämmchen in einer Mauernische den holperigen Weg erleuchtet. Dr. Keif will keinen Schritt mehr vorwärts thun und stemmt sich wie ein gutes Fuhrmannspferd das einen Abhang hinabgehen soll zurück. «Das ist eine Mausefalle», ruft er, «wir laufen dem Erzfeind in den Rachen. Dahinter sitzt der Bunsen und der Buol-Schauenstein und passen mir auf und werden mich packen und nach Deutschland bringen, wo es keinen Porter gibt und ich ein berühmter Mensch werden muß, wenn ich mich nicht zu Tode langweilen will. Zurück! oder wir rennen ins Verderben!» Da geht ein deutscher Flüchtling vorüber, wünscht freundlich «Guten Abend» und verliert sich im Halbdunkel. «Oho», meint unser Doctor, «der Knabe da ist vom preußischen Standgericht in Baden zum Tode verurtheilt, hat schon so ein Stück Berühmtheit in der Tasche. Wenn der's wagen darf, kann ich's auch. Marsch, vorwärts!»"

Ein anderes mal ist der Verfasser in Hydepark (I, 326 fg.). „Die letzten Sonnenstrahlen fallen auf Paxton's Glasgebäude.... Sei uns gegrüßt, Koloß aus Glas, Metallgeburt unserer sündflutlichen Zeit, mit deinen eisernen Rippen, deinen hunderttausend Augen und deinen vielfarbigen Fähnlein, die den Wolken die Lüge erzählen, es seien alle Nationen Brüder geworden, der Friede, die Gesittung, die Industrie habe sie zu Einem Stamme geeinigt, die Streitaxt des Kriegs sei tief unter der durchsichtigen Glasdecke vergraben worden, daß sie niemals wieder zutagekomme als Waffe des Neids, der Ländergefräßigkeit, der Tyrannei. Die Fähnlein flattern lustig durch die Abendkühle. Dort schmiegen sich die preußischen Farben an die östreichischen! Hier küßt sich die Spitze der römischen Flagge mit Sardinien! Und dort weiter oben — o himmlische Poesie! streift der schwarze russische Adler kosend an die Sterngruppe von Nordamerika! «Beim Niklas», ruft plötzlich eine lachende Stimme hinter uns, «ihr schaut Alle sehr melancholisch drein! Hat euch die schöne Lady B.... daran gemahnt daß ihr bürgerliche Canaille seid? Oder habt ihr euch allesammt in Miß T... verliebt? Oder schnuppert ihr vielleicht da unter den albernen Fahnen herum, ob sich etwas Schwarz-Roth-Gold hineingeschmuggelt habe? Nichts da, Mercutio! Kroat is' auch Bruder und Böhm' spricht sich gonz gut deitsch, unseriges, wonn nur will und Kaiser erlaubt! Magyar kriegt deutsche Prügel und Italiener! Knacks! Puff! auf deutsch Commando erschossen! Ist jetzt Alles gut deutsch, Welschland, Poland und Serbonien, wie sie's in Frankfurt gewollt haben! Famose Gegenwart!» Und in diesem Tone schwatzt der ehrenwerthe Dr. Keif, der sich zufällig zu uns gefunden hat, noch eine Weile fort."

Verräth der Verfasser in vorstehenden Stellen, den kürzesten unter den bezüglichen, daß sein Humor und Witz und der des Dr. Keif aus Einem Gusse sind, so bestätigt sich dies, so oft der Verfasser allein spricht, wie z. B. I, 34. Max Schlesinger lehnt des Abends auf der Straße an einem Candelaber, angesichts des hellerleuchteten Etablissements der großen Schneider und Kleiderhändler Moses und Compagnie. „Aber", heißt es nun, „die Herren Moses und Comp. zünden ihre Makkabäerlämpchen nicht blos aus loyalen, politischen oder religiösen Beweggründen an. Es ist ein milder, windstiller Abend. Tausend gegen Eins zu wetten daß Oxford-Street und Holborn vollgedrängt sein werden. Wir wollen den Müßiggängern etwas zu gaffen geben! Jungens, steckt die Lichter an! Kostet ein schweres Geld so ein Stück pompöser Beleuchtung! Aber es bringt sich herein! Nur Courage! Und wenn die verd— Polizei- und Assecuranzgesetze nicht wären, weiß Gott, die beste Annonce wäre, sein ganzes Waarenlager zwei mal im Jahre anzuzünden. Das pufft! das macht Lärm! das macht die Runde durch alle Zeitungen! Capitale Annonce das, he!"

Also dürfte feststehen daß bei gleicher Gesinnung und gleicher Ausdrucksweise des Verfassers und des Dr. Keif die Einführung des Letztern unnöthig war, er ein Auswuchs, eine Ueberflüssigkeit, wenn man will, ein Luxus ist. Konnte der Verfasser es nicht über sich gewinnen, etwas von Dem zu unterdrücken was er den Dr. Keif sagen und thun läßt, wäre es immer noch eine Raumersparniß gewesen und auf Eins hinausgekommen, es selbst zu thun und selbst zu sagen.

Sollten nebenbei die ausgehobenen Stellen für die Witzader des Verfassers keine besonders günstige Meinung erwecken, so gebührt ihm die Gerechtigkeit daß er nicht ausschließend in schlechtem Witze „macht". Unter Anderm dürfte besser sein wenn es heißt (I, 108): „Der Umstand daß der Fremde so ganz ungefragt, unprotokollirt, ungeaufenthaltet (sic!) zwischen der Insel Wight und den Orkneyinseln auf und ab spazieren kann, hat schon Manchen an der Sicherheit des englischen Lebens zweifeln lassen. Ein berliner Professor soll darüber ganz wüthend geworden sein. Man gehe in England herum, meint er, wie ein von der Gesellschaft Verstoßener. Keine Behörde nehme von Einem Notiz. Die Hunde in Berlin seien mehr respectirt. Die seien doch alle ins Hundebuch der Polizei eingetragen und numerirt. In England dagegen könne sich nur ein Spitzbube behaglich fühlen, denn nur dieser werde von den Behörden berücksichtigt." Das Mitgetheilte wird übrigens auch wol hinreichend darthun, nach welcher Richtung der Verfasser seine liebsten Pfeile versendet.

Den nach Abzug aller Ueberflüssigkeiten verbliebenen Raum

hat der Verfasser auf seinen Gegenstand in einer Weise verwendet, welche ihm gewiß den Dank seiner Leser sichert. Immer frisch und lebendig beschreibt er London und die Londoner, insoweit er nämlich überhaupt sich mit Schilderung der Londoner und ihrer Stadt befaßt, und macht auch einen Ausflug ins Freie, nach Greenwich, den einzigen Ort in der Umgebung Londons, wohin er sich von seinen Lesern begleiten läßt. Allerdings wird, wer mit offenen Augen mindestens ein halbes oder ganzes Dutzend Monate das große Babel durchwandert oder mit Aufmerksamkeit aus der darüber vorhandenen Bibliothek das Beste gelesen hat, in Max Schlesinger's „Wanderungen" wenig oder nichts Neues treffen; aber halb Vergessenes wird sich angenehm im Gedächtnisse auffrischen und manche selbstgemachte Erfahrung ihr Echo finden. Soll dann ein Abschnitt als besonders gut und lehrreich bezeichnet werden, so ist es der über die „Bank von England" (I, 274—317), dessen Angaben um so zuverlässiger sind, weil der Verfasser den wichtigsten Theil derselben dem Handbuche von J. Weale entnommen hat, und um so beachtenswerther, weil dieses Handbuch nicht allgemein zugänglich sein dürfte und die falschen Vorstellungen über die Thätigkeit der Bank von England in Masse umlaufen. Auch die eigenen Wahrnehmungen des Verfassers haben ihn selten getäuscht, und wo es geschehen ist hat die Täuschung meist ein leichtes Gewicht. So erwähnt er (I, 8) die bekannte Sitte des verschiedenartigen Gebrauchs des Thürklopfens. „Jeder Stand", sagt er, „kündigt sich durch die Melodie des Klopfens an. Der Briefträger führt zwei gewaltige, rasch aufeinander folgende Schläge; dem fremden Gast ist ein sanftes, aber entschiedenes Tremolo vorgeschrieben. Die Herrschaft des Hauses tremulirt stärker, und der Bediente welcher einen vorfahrenden Besuch anzukündigen hat muß, wenn er den Geist seines Amtes richtig erfaßt hat, wie das leibhafte Donnerwetter ans Thor pochen." Sehr richtig. Setzt er aber hinzu: „Der Krämer dagegen, Fleischer, Milchverkäufer, Bäcker, Gemüsehändler u. s. w. klopft gar nicht, sondern bringt eine Seitenglocke in Bewegung welche direct in den Küchenraum führt", so hat das nur seine Richtigkeit, dafern es eine solche Seitenglocke gibt, was nicht bei allen Häusern, oder dafern dieselbe nicht dienstunfähig, was sehr häufig der Fall ist. Solchenfalls klopfen genannte Personen ein mal. Bei Beschreibung der Bauart der londoner Häuser sagt der Verfasser I, 11: „Von der Halle gelangt man in das sogenannte parlour, das Refectorium des Hauses. Dies ist das gemeinschaftliche Wohnzimmer der Familie, der Centralpunkt des abgeschlossenen häuslichen Staates. Hier wird gespeist und stellenweise gebetet; von hier aus gibt die Hausfrau ihr Commando nach rechts und links, nach oben und unten; hier werden die kleinen Geschäfte der Familie abgemacht; hier brennt an Wintertagen von Morgens bis spät in die Nacht das Feuer im geräumigen Kamine, bis hierher dringt der fremde Besucher, wofern nicht gerade Empfangstag ist und die Salons geöffnet sind." War dies, wie es scheint, die häusliche Einrichtung des Sir John in Guildford-Street, so wird die Mehrzahl der londoner Familien bitten die ihrige nicht für gleich ungenteel zu halten. Bei ihnen wird das parlour zum Frühstück, Lunch und Mittagsessen, in der Zwischenzeit zum Eintreten solcher Besucher gebraucht, die zuvörderst angemeldet werden müssen. Vom Wohnzimmer ist das parlour genau so unterschieden wie das sitting-room im ersten Stock von der Unterstube. Daß cockney laut Anmerkung des Verfassers (I, 84) „Spitzname der Londoner" sei, steht zwar in Kaltschmidt's „Wörterbuch", greift aber zu weit. Der Spitzname beschränkt sich auf die in der City Geborenen und soll daher rühren daß ein Citysohn bei der Rückkehr von seiner ersten Landpartie als eins der gesehenen Wunder erzählt, er habe einen cock — Hahn — neigh — wiehern sehen. Auf einer Fahrt im Omnibus den Holborn-Hügel hinab und die Skinnerstraße hinauf bemerkt der Verfasser (I, 162) und bittet den Leser es ebenfalls zu bemerken, wie am Abhange des Hügels „ein Mensch an den Wagen stürzt, sein Leib ist halb unter dem Kasten, er holt geschickt mitlaufend den Hemmschuh hervor und legt ihn, während die Maschine keinen Augenblick stillhält, vor eins der Hinterräder .... Die Pferde rennen im raschesten Tempo den Hügel hinab. Hier angekommen wirft sich ein zweites menschliches Wesen waghalsig zwischen die Räder, reißt den Hemmschuh mit Kraft heraus und befestigt ihn am Haken." Der Verfasser hat ganz recht gesehen; allein was er daraus folgert, und das eben ist es was der Leser beachten soll, das ist falsch. „Jene beiden Männer", sagt er, „ersparen den Omnibus bei jeder Fahrt über Holborn etwa eine Minute. Soviel würde das zweifache längere Stehenbleiben ausmachen. Aber Eine Minute für jeden der vielen Tausende welche im Tage diese Straße fahren gibt am Ende zusammengezählt schon ein hübsches Zeitcapital ab. Erhalten dagegen die beiden auf der Höhe und am Fuße des kleinen Hügels Angestellten für ihre mühsame Arbeit täglich nur einen halben Penny von jedem Omnibus, so gewinnen sie noch immer mehr als mancher deutsche Regierungsbeamte an Gehalt bezieht." Nein, das thun sie nicht; die Berechnung wäre leicht wenn es solche Angestellte gäbe; sie ist unnöthig, weil es deren nicht gibt. Das Unterlegen und Ausheben des Hemmschuhs ist Sache des neben der Thür des Omnibus stehenden Conducteurs. Häufig aber, indem es ein vom Verfasser nicht erwähnter englischer Charakterzug ist, rasch eine helfende Hand anzulegen, erspart ein müßiger Mann, vielleicht ein Bekannter des Conducteurs, Letzterm die Mühe, und das mag bei der Fahrt des Verfassers der Fall gewesen sein. Der Irrthum ist unerheblich, die Folgerung um so weniger, weil in England reisende Deutsche nur zu gewohnt sind aus Dem was sie falsch sehen Bolzen gegen Deutschland zu schnitzen.

In einer Note (I, 231) läßt der Verfasser „die Aldermen nach ihrem Alter zur Lordmayorswürde vorrücken". Es ist kein Verbrechen nicht zu wissen daß der Lordmayor jährlich gewählt wird; daß am jedesmaligen Morgen des 29. September der derzeitige Lordmayor, der Recorder, die Sheriffs, sämmtliche Aldermen, die vornehmsten Citybeamten und die zünftigen Bürger sich zu dieser Wahl in der Guildhall versammeln; daß der Common-Serjeant Letzterm die Namen der Aldermen vorliest und sie auffodert durch Aufhebung der rechten Hand Denjenigen zu bezeichnen welchen sie zum Lordmayor begehren; daß die Sheriffs das hervorgegangene Resultat den Aldermen überbringen und daß diese dann durch Stimmenmehrheit einen der zwei besonders Gewünschten auf den städtischen Thron heben. Allein das Wenigste was Jemand, der eine Note wie die obige in die Welt schickt, vorher thun muß, ist wol, sich von der Richtigkeit ihres Inhalts zu überzeugen.

11.

Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß. Frankfurt a. M., Brönner. 1853. 12. 15 Ngr.

Mancher lächelt wol darüber, wenn er sieht wie die Goetheliteratur von Jahr zu Jahr sich mehrt, wie die kleinsten Erlebnisse und Aeußerungen Goethe's mit gewissenhafter Sorgfalt aufgezeichnet, wie die unbedeutendsten Berührungen mit andern Personen in ihrem Anfang, Verlauf und Ende sorgsam dargestellt, wie die Veranlassungen selbst zu den ersten Versübungen der frühesten Jugend aufgesucht werden, ja Mancher ärgert sich wol daß man selbst die oberflächlichsten Verhältnisse mit irgend welchem Mitgliede des schönen Geschlechts so gründlich ausbeutet daß das deutsche Volk es weiß, wie alt das Mädchen war und wie es aussah, dem Goethe einmal eine Artigkeit gesagt, die er einmal nach Hause begleitet, die ihm Veranlassung zu dem oder jenem Gedichtchen gegeben. Und doch ist das Alles in der That von Interesse, so interesselos es auch an sich ist. Goethe ist für uns Das geworden was für den Anatomen ein normal gebildeter Leichnam ist, an dem er den innern Bau und die Verzweigungen der Adern und Nerven und alle die wun-

derbaren Einrichtungen der schaffenden Kraft recht gründlich studiren kann. Goethe ist der einzige Mensch von allen die je gelebt haben, dessen ganzes Wesen uns so vollständig und klar vor Augen liegt daß auch kein Fältchen mehr übrig ist, das man nicht untersucht hätte. Goethe ist ein solcher Normalmensch, an dem man unendlich viel lernen kann, und es ist wahrscheinlich daß wir Goethe viel besser kennen als er sich selbst gekannt hat. Und trotzdem gibt es noch Vorurtheile die aus Goethe's Lebenszeit sich bis auf uns vererbt haben und trotz aller Versicherungen Solcher die ihn genau kennen immer noch wiederholt werden. Ein solches Vorurtheil ist in den Worten ausgesprochen: „Goethe hatte keine deutsche Gesinnung.“ Wer aber die Rede gehört oder gelesen hat, in welcher Gutzkow bei der Feier des hundertjährigen Geburtstags Goethe's in Dresden den entschiedenen Charakter des deutschen Wesens in Deutschlands größtem Dichter an seiner ganzen Art zu denken und zu empfinden und das Leben aufzufassen begeistert und überzeugend nachwies, Dem, sollte man meinen, dürfte kein Zweifel mehr übrig bleiben. Eingerostete Vorurtheile aber sind schwer besiegbar, und deshalb ist wol der Versuch gerechtfertigt, aus Goethe's eigenen Worten in seinen Schriften, Briefen und mündlichen Aeußerungen sein politisches und vaterländisches Glaubensbekenntniß zusammenzustellen, wie es in dem vorliegenden Schriftchen geschehen. Da ist nun freilich nicht nachgewiesen daß Goethe ein patriotischer Schwärmer war, daß er in den glühenden Franzosenhaß der Befreiungskriege eingestimmt, daß er die Wartburghelden bewundert oder mit Gewalt Deutschland zu einem Einheitsstaate zusammenschmelzen gewollt hätte, aber wir sehen trotzdem daß Goethe auch als Deutscher groß, weise, besonnen und edel dachte.

Hören wir zunächst was er selbst über den Vorwurf sagt, der seiner Gesinnung gegen das Volk gemacht wird.

S. 33: „Es ist wunderlich, gar zu wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth. Ich wüßte nicht daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein mal für alle mal kein Freund des Volks sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionnairen Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohls nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund eines Ludwig XV. bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebenso viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse Die welche ihn ausführen, wie Die welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volks? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Ich freue mich über jede Verbesserung welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug um zu verlangen daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden wenn ich sehe wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber Jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser.“

Ueber den Patriotismus sagt er bei Besprechung einer Schrift von Sonnenfels (S. 26—27):

„Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen die ihr vor den Füßen liegen.... Ueber die Liebe des Vaterlandes in Form eines Tractats für das deutsche Publicum! Die ewigen, misverstandenen Klagen nachgesungen: Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus!

Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tausend und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich?

Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Ergebniß vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen...“

Ueber Deutschlands Einheit äußert er sich in einem Gespräch mit Eckermann folgendermaßen (S. 44—48):

„Mir ist nicht bange daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und die Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vorallem aber sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungehindert passiren könne. Es sei eins daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, im Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrthum. Man hat einen Staat wol einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wol die Residenz eines Staats dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr fern vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose hat eine Karte über den Culturzustand Frankreichs entworfen und die größere und geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit hellern oder dunklern Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzen Farben daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wol sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunkts zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewunderungswürdige Volkscultur die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin oder gar nur eine, da möchte ich aber doch sehen wie es um die deutsche Cultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Cultur Hand in Hand geht? Deutschland hat über 20 im ganzen Reich vertheilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken; an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja es ist kaum ein deutsches Dorf das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich! Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über 70 hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre

Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas..."

Die Schwärmer welche in blinder Nachahmungssucht politische Einrichtungen die auf fremdem Boden naturgemäß sich entwickelt und unter den gegebenen Verhältnissen sich bewährt haben ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen möchten, können Das beherzigen was Goethe in dem Werke von Johannes Falk S. 7 sagt:

„Die politischen Systeme taugen so wenig wie die philosophischen, sobald sie sich mit der Natur in Widerspruch setzen. So wenig der Mensch sein Naturell, ebenso wenig kann ein Staat seine Berge und seine Flüsse aufgeben und einer bloßen Idee zu gefallen seinem Wesen selbstvernichtende Bedingungen vorschreiben. Solche Verkehrtheit rächt sich jedesmal."

Und ebenso auch diese Worte (S. 95—96):

„Alle Versuche irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannte große Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft davon durchdrungen daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen könne."

Von der Herrschaft der Majoritäten war er auch kein Freund, aber wer kann Das widerlegen was er in einem Gespräche mit Eckermann sagt (S. 9—10):

„Alles Große und Gescheite existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben die Volk und König gegen sich hatten und ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken daß die Vernunft populair werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populair werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein."*)

Daß er trotzdem nicht blind auf der Seite der Conservativen stand und mit ihnen durch Dick und Dünn ging, sagen uns folgende Worte, welche uns zeigen wie er die politischen Kämpfe mit dem tiefen Blicke eines Weisen betrachtete (S. 11—12):

„Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man es gewahr wird daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand der Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte. Dies ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen."

Jene Art der Betheiligung an Staatsangelegenheiten, daß Jeder, so eng begrenzt auch sein Gesichtskreis, so unreif sein Urtheil sein mag, doch eine bestimmte Ansicht zur Geltung bringen möchte, ist ihm durchaus nicht ein Beweis von wahrem Patriotismus. So sagt er S. 16:

„Das Unglück ist im Staate daß Niemand leben und genießen, sondern Jeder regieren, und in der Kunst daß Niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern seinerseits selbst produciren will... Es ist ferner kein Ernst da der ins Ganze geht, kein Sinn dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe... Ueberall ist es das Individuum das sich herrlich zeigen will, und nirgend trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzte."

Den guten Rath den er in einem andern Gespräche gibt könnten gar Viele beherzigen (S. 29):

„Das Vernünftige ist immer daß Jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere das seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will und das sich Niemand anmaßen soll der es nicht versteht."

Welchen Patriotismus man überhaupt von einem Dichter verlangen darf, das sagt er in der Stelle eines Gesprächs mit Eckermann, die den einzig richtigen Maßstab an die Hand gibt, nach dem man Goethe's vaterländische Gesinnung beurtheilen muß. Es heißt da S. 88—89:

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist... Und was heißt denn sein Vaterland lieben und was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volks aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?... Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, aus der für Tausende und Millionen Nichts als Unheil hervorgeht."

In diesem Sinne hat doch Goethe als Patriot gewirkt wie Wenige.

So läßt auch diese Zusammenstellung, welche recht dankenswerth ist, keinen Zweifel darüber, was und wie Goethe als Deutscher dachte. Er ging eben seinen Weg, und daß er in die Schwärmereien seiner Zeit nicht einstimmte, können wir wol an ihm am wenigsten tadeln. Wir haben in alter und neuer Zeit viele sogenannte Patrioten gehabt, die fruchtlos glänzenden Schattenbildern nachjagten, aber wir haben nur Einen Goethe, und wir wollen uns freuen daß er ist wie er ist, wenn seine Art zu denken auch nicht nach Jedermanns Sinn ist. 54.

Das Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf von dem russischen Dichter Joukowski. Mit einem Vorwort von Justinus Kerner. Stuttgart, Hallberger. 1852. Breit 8. 27 Ngr.

Wassilji Andrejewitsch Joukowski, der russische Dichter und Uebersetzer der „Odyssee", welcher im Laufe des vorigen Jahres in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen ist, hat den Abend seines Lebens im westlichen Deutschland zugebracht und daselbst einen großen Kreis von Freunden gefunden. Einer derselben, und wie es scheint ein sehr nahestehender, war Kerner, der das „Märchen von Iwan Zarewitsch" in die deutsche Lesewelt einführt und davon sagt, der Verfasser habe es ganz aus dem Munde des Volks genommen und das Märchen vom grauen Wolf mit denjenigen von der Hexe Babajaga und Kotschai dem Unsterblichen zu einem Ganzen verbunden. Die Verbindung nennt er eine gelungene und die Erzählung selbst, in welcher das deutsche Publicum wol manche ihm verwandte Anklänge und Bekannte finden dürfte, ebenso naiv und kindlich erzählt als reich an frischen Farben.

Wir halten das Urtheil des weinsberger Poeten für ein

---

*) Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen.

durchaus richtiges und erkennen in dem Märchen ganz des Verblichenen tiefen, reinkindlichen Geist, mit dem er die Volkspoesie erfaßte und sie so einfach und harmlos wiedergab. Wir glauben deshalb auch daß es in Deutschland gern gelesen werden wird. 44.

„Lady Tartufe", von Frau Girardin.

Eine ganz unstreitig geistvolle Schriftstellerin hat das Wagniß unternommen Tartufe's Geschlecht zu ändern. Sie hat Molière's piquante Erfindung aus dem Manne in eine Frau umgewandelt, sie in unsere gegenwärtige Welt, in unsere Sitten, in die capriciöse Bewegung des eleganten Lebens verpflanzt und als Lustspielfigur neu auf die Bühne gebracht. Lady Tartufe repräsentirt also die Heuchelei und Scheinheiligkeit der Gegenwart, sie ist ein Tartufe im Satinkleide und mit Spitzencoiffure, eine mildthätige Dame und Schutzpatronin der Armen, die aus lauter Liebe zur Menschheit für die Affen der kleinen Savoyarden Röckchen näht, eine alte Jungfrau die Stunden lang von ihren galanten Abenteuern in Gegenwart und Vergangenheit erzählen kann, eine ehrgeizige, coquette, wollüstige Intrigantin, die sich schlau in die Familien eindrängt, boshaft Verleumdung mit honigsüßen Worten ausstreut, neidisch junge Mädchen compromittirt und durch die Ruinen ihrer frühern Schönheit einen alten Marschall berückt daß er sie heirathe. Die fromme Frau läßt keine Messe unbesucht, sie betheiligt sich bei allen wohlthätigen Unternehmungen und wird dafür von der Heerde einfältiger Gläubigen weidlich verehrt. Unbrauchbar für das Theater ist eine solche Erfindung nicht, sie trägt eine gute Anzahl Effecte von vornherein in sich und kitzelt die Menge die gern spottet und lacht; allein es war auch eine sehr schwierige Aufgabe gerade Das für das weibliche Geschlecht zu schildern was eine der ersten Berühmtheiten der französischen Literatur für das männliche geschildert hat. Um ein solches Unternehmen vollführen zu können muß man noch mehr sein als eine gewandte, geistreiche Frau: man muß Einbildungskraft besitzen für die Knüpfung einer natürlich scheinenden und dabei spannenden Fabel, man muß der Wirklichkeit ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten abzulauschen verstehen, man muß dem künstlerischen Spiegelbilde des Seienden Leben einzuflößen, die Charaktere in ihren Nuancen und ihrer Tiefe darzustellen wissen, mit Einem Worte jenen dramatischen Instinct besitzen der aus einer freien Geistesschöpfung ein treues Abbild des menschlichen Lebens macht. Die Wahrheit erfodert das Bekenntniß daß Frau Girardin diesen Instinct nicht besitzt. Der bizarre und kühne Versuch den sie mit der Verweiblichung des Tartufe gemacht hat keinen Erfolg gehabt: die Handlung ihres Stücks ist oft langsam, schleppend, monoton, sie beruht auf einer unmöglichen Fabel, auf einer Verleumdung an die Niemand glaubt. Den meisten Charakteren fehlt die Wahrheit; sie leben nicht, das Künsteln der Einbildungskraft hat nur tausend Dissonanzen und Affectationen hervorgebracht. Die einzig lebendige Person im Stück ist die des jungen Mädchens, das wie ein Vogel durch den Dunst der Verleumdung der sie umgibt gleitet, ohne davon befleckt werden zu können. Aber ein Charakter ist auch sie nicht, sie ist blos unschuldig. Das genügt wol vielleicht für das Leben, nicht aber für das Theater.

Frau Girardin schließt sich mit „Lady Tartufe" nicht dem großen Molière, sondern den Dutzenddramatikern des heutigen Frankreich an, von denen Dumas der bemerkenswertheste ist. Sie unterhält für den Augenblick, sie kitzelt durch beißende Ausfälle und erregt durch einzelne Details Interesse, allein ihr Stoff überragt sie, sie hat ihn nicht bewältigen können. Auch fehlt ihr die Sicherheit in der dramatischen Structur; im Roman ist ihr Talent weit mehr an seinem Platze. So bietet ihre Erzählung „Marguerite" eine angenehme und anziehende Lecture. Die piquanten Details, der leichte bewegliche Geist, die flüchtige Anspielung erhöhen hier die Theilnahme. Frau de Meuilles, Marguerite, ist eine wunderbar schöne, blasse, schmachtende Frau. Sie ist Witwe, will sich aber wieder verheirathen und zwar mit ihrem Cousin Etienne d'Arzac, der sie leidenschaftlich liebt. Im Grund liebt sie ihn auch, allein mit Ruhe, mit Glück, mit einem zufriedenen Herzen. Hierin findet die Verfasserin das Gefährliche: ihrer Meinung nach liebt man nicht um glücklich, sondern um unglücklich zu sein; die wahre Liebe bringt nicht Segen in unser Leben, sondern sie zerstört und verwüstet es. Das ist nun freilich Geschmackssache und mindestens sehr bizarr. Marguerite befindet sich bald ohne es zu ahnen in dem Falle, zwischen einer glücklichen Liebe die Etienne ihr bietet und einer verhängnißvollen, unmöglichen die ein Hr. de la Fresney repräsentirt wählen zu müssen. Etienne wird besiegt und der Triumph der zerstörenden Leidenschaft ist das Zeichen für den Tod der armen Marguerite. Man sieht, nicht das Sujet ist das Interessante, wol aber die Ausführung: mit Menschenkenntniß analysirt die Verfasserin die Stürme, Frivolitäten und Zartheiten eines verirrten Frauenherzens. 15.

Literarische Miscellen.

Der Abt des Michaelisklosters zu Hildesheim, ein Mann welcher der lateinischen Sprache wenig mächtig war und im Lateinsprechen durchaus keine Uebung hatte, war in Begleitung eines seiner Klostergeistlichen zur Kirchenversammlung nach Basel gereist. Weil er sich nun durch seine herrliche, majestätische Gestalt auszeichnete, wurde er von den übrigen Prälaten ausersehen bei der ersten festlichen Gelegenheit eine feierliche Messe zu celebriren. Nach Beendigung derselben trat ein Cardinal, der ihn wenigstens für einen Doctor der Theologie gehalten hatte, auf ihn zu, um sich mit ihm in eine Unterhaltung einzulassen. Der Abt, welcher lateinisch zu antworten außer Stande war, wandte sich an seinen ihm zur Seite stehenden Kaplan und fragte ihn in plattdeutscher Sprache, die der Cardinal natürlich nicht verstand, was er anfangen und antworten solle. „Nennet nur schnell", entgegnete dieser, „in rascher Folge die Namen mehrer um Hildesheim herumliegenden Dörfer, dann wird sich die Sache schon geben". Da wandte sich der Abt zum Cardinal und sprach rasch und in Einem Athem: „Sturwold, Hase, Eisen, Dorsche, Bavenstedt, Trispenstedt, Itzem." Der Cardinal welcher diese Rede gar nicht verstand fragte nun den Kaplan, ob sein Herr Grieche von Geburt sei. Als der Kaplan diese Frage bejahte, bemerkte der Cardinal: „Griechisch verstehe ich nicht!" und ließ von nun an den guten Abt in Ruhe. (Meibom. Scr. r. G. II, 528.)

Kaiser Otto II. war als Knabe seinem Oheim, dem Erzbischof Bruno zu Köln, zur Erziehung übergeben worden. Dieser hielt ihn in äußerst strenger Zucht, oft, wie es scheint, das Maß überschreitend. Der Knabe, darüber erbittert, faßte den Entschuß sich dafür zu rächen und spielte ihm folgenden Streich. Eines Nachts nämlich legte er die Leiche eines Knaben der ihm an Größe gleich und auch sonst ihm ähnlich war, ohne daß es Jemand merkte, in sein Bett und versteckte sich dann, um den Oheim in eine rechte Angst zu versetzen. Des Morgens als Bruno aus der Frühmette kam und, wie er es gewohnt war, nach seinem Neffen sehen wollte, erblickte er den im Bette liegenden Leichnam. Im Glauben, der junge Otto sei gestorben, erschrak er gewaltig und begann laut zu weinen und zu wehklagen; auch die Dienerschaft war von der aufrichtigsten Trauer ergriffen. Als dies eine geraume Weile gedauert hatte, trat der Schalk endlich aus seinem Verstecke hervor und stellte sich lachend vor seinen Oheim hin. „Lieber Ohm", sagte er zu ihm, „Ihr habt mich so oft und so viel geschlagen daß ich mich durch diesen Streich einmal an Euch rächen wollte". Von nun an zog der gestrenge Bruno etwas gelindere Saiten auf.

De la Mettrie beklagt im Vorberichte seines „Essai sur la liberté de produire ses sentiments" die Philosophen, welche die Wahrheit mit großer Gefahr erforschten und stets befürchten müßten, wenn die Wahrheiten die sie gefunden mit den hergebrachten Ansichten und Meinungen nicht übereinkämen, sich Schaden und große Ungelegenheiten dadurch zuzuziehen. Es sei die größte Niederträchtigkeit, ja eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn man über die Gedanken Anderer zu herrschen sich beikommen lasse.

Der Verfasser des 1753 erschienenen „Naufrage des îles flottantes" predigt S. 72 und 189 bereits den Communismus, indem er gegen alles privative Eigenthum eifert und erklärt daß die Menschen naturgemäß Alles gemein haben müßten. Noch früher (1708) that Dasselbe der bekannte Schwärmer Frankenberg, der in seiner Schrift „Das Geheimniß der Bosheit" gemein Gut als ein Kennzeichen Christi, eigen Gut aber als ein Zeichen des Antichrists einander gegenüberstellt.

Charles Blount hatte sich in die Witwe seines Bruders verliebt und gab eine Schrift heraus, worin er behauptete, daß er sie ohne Blutschande heirathen könnte; allein da er die Genehmigung dazu nicht erlangen konnte, so machte er seinem Leben selbst ein Ende. 57.

Bibliographie.

Militairisches Altes und Neues. Von dem Verfasser der „Militairischen Betrachtungen aus den Erfahrungen eines alten Preußischen Offiziers". Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Amsler, J. J., Das Bad Schinznach in der Schweiz. Aus dem Französischen übersetzt, in Gemeinschaft mit dem Verfasser durchgesehen und vermehrt von C. Amsler. Lenzburg, Bertschinger. Gr. 8. 18 Ngr.

Aus dem Leben der Elisabeth Schober, einer Näherin. Herausgegeben von J. Lindner. Mit 7 illuminirten Abbildungen von A. Beck. Basel, Schneider. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Avila y Zuñiga, Don Luis de, Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Mit Zusätzen und Erläuterungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Barth, C. G., Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte. Seitenstück zu „Onkel Tom's Hütte". Nach dem Englischen bearbeitet. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.

Beneke, E., Lehrbuch der pragmatischen Psychologie oder der Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Wissenschaftliche Berichte. Unter Mitwirkung von Mitgliedern der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften herausgegeben von Selig Cassel. I. (Heft.) Erfurt, Kayser. Gr. 8. 22½ Ngr.

Cölestin, Pascal. Liebesintriguen eines jungen Edelmannes. Drei Bände. Leipzig, R. Hoffmann. 8. 2 Thlr.

Cosack, C. J., Die herablassende Liebe des Auferstandenen. Predigt wider Sectirerei am Sonnt. nach Ostern 1853. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Julian. Leipzig, Simion. 16. 25 Ngr.

Das Evangelium der Natur. 1stes Heft. Mannheim, Löffler. 8. 12 Ngr.

Forchhammer, P. W., Achill. Mit einer Karte der Ebene von Troja. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 16 Ngr.

Giseke, B., Die allmälige Entstehung der Gesänge der Ilias, aus Unterschieden im Gebrauch der Präpositionen nachgewiesen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 25 Ngr.

Gotthold, F. A., Andenken an Johann Cunde, einen Freund Kant's und Ruhnken's. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Greger, F. K. A., Zwei Festspiele. Patriotisches. Nördlingen, Beck. 1852. 8. 12 Ngr.

Heßlein, B., Ein Schreckensjahr in Prag. Original-Novelle. Berlin, L. Fernbach jun. 8. 15 Ngr.

Hoefer, E., Gedichte. Leipzig, Simion. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., Das Mailüfterl. Gedichte in der Wiener Mundart. Mit 5 Illustrationen. Dresden, R. Schaefer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Knies, K., Die politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Körner, F., Der Mensch und die Natur. Skizzen aus dem Kultur- und Naturleben. Leipzig, Brandstetter. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Köstlin, C. R., Auerswald und Lichnowsky. Ein Zeitbild, nach den Akten des Appellations-Gerichtes zu Frankfurt a. M. mit Genehmigung dieses hohen Gerichtshofs dargestellt. Nebst 1 Plan. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Der Montenegriner oder Christenleiden in der Türkei. Roman. Pest, Heckenast. Gr. 8. 7½ Ngr.

Palleske, E., König Monmouth. Ein Drama. Berlin, Besser. 16. 25 Ngr.

Recensionen und allgemeine Bemerkungen über Theater und Musik. I.: Das Burgtheater. — Die Vorstadttheater. Wien, Greß. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Saupe, E. J., Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen erläutert. Leipzig, Fr. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, K., Die Harmonie der Welten. Leipzig, Geibel. 8. 1 Thlr.

Stirling, W., Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften. Aus dem Englischen. Von A. Kaiser. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Stolle's, F., ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Keil. 8. 7½ Ngr.

Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Walthers v. d. Vogelweide gedichte. 3te ausgabe von K. Lachmann, besorgt von M. Haupt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Aesthetische Weltanschauung eines Veteranen. Gewidmet den Rittern vom Geiste. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Der Erdball und seine Naturwunder. Ein populaires Handbuch der phys. Erdbeschreibung. Mit vielen Abbildungen und Karten. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Epistel an die Naturforscher, Aerzte und Laien, welche die magnetische Bewegung der Tische und das Geisterklopfen durch stolzes Schweigen ignoriren, oder mit nichtigen Gründen verwerfen. Die Unbestreitbarkeit dieses Phänomens durch Documente bewiesen von einem Bekehrten. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Proceß Gervinus. 2ter Theil. Verhandlungen vor dem Großherzoglich Badischen Oberhofgericht zu Mannheim. Mitgetheilt von W. Beseler. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierte Lieferung. (Elster — Genelli.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** ꝛc. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

24. **Horn (M.), Die Lilie vom See.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue Dichtung des durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „**Die Pilgerfahrt der Rose**" (geheftet 20 Ngr., gebunden 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, rasch bekanntgewordenen jugendlichen Dichters, die sich gewiß ebenso zahlreiche Freunde gewinnen wird.

25. **Der Hort der Dichtung.** Eine Göttersage in sechzehn Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

26. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Dritte Auflage. In sechs Heften. Erstes Heft. 8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Fremdwörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung und billigen Preis vor ähnlichen Werken aus.

27. Leben des königl. preuß. Wirkl. Geheimen Rathes **Georg Wilhelm Keßler**, Biographen Ernst Ludwig Heim's. Aus seinen hinterlassenen Papieren. Mit Keßler's Bildniß. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Biographie des Verfassers des trefflichen Volksbuchs „Der alte Heim" (zweite Auflage, 1846, 1 Thlr.), die **Prutz** im „Deutschen Museum" als „eine der angenehmsten und werthvollsten Gaben unserer neuesten biographischen Literatur" begrüßt, da Keßler's Leben zwar von einfachem Gang gewesen sei, ohne großes Geräusch, trotz des wichtigen Einflusses, den es auf die innern Verhältnisse Preußens geübt, aber ein echt deutsches, ein wahrhaftes Musterleben, das der deutschen Jugend nicht eindringlich genug vor Augen gerückt werden könne und von nationaler Bedeutung sei.

28. **Lloyd (H. E.), Theoretisch-praktische englische Sprachlehre** für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Neunte verbesserte Ausgabe. 8. 24 Ngr.

29. ——————, **Englische und deutsche Gespräche.** Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin.** Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte verbesserte Auflage. 8. 20 Ngr.

30. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Fünfte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für jeden Gebildeten, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem praktischen Arzte, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem angehenden Mediciner ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

31. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Zweite Auflage. In fünf Heften. Erstes Heft. 8. Geh. 9 Ngr.

Vollständigkeit und Correctheit zeichnen dieses Handwörterbuch auf das vortheilhafteste aus.

32. **Noback (Ch. und F.), Münz- Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maas- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Zweites Heft. Bern — Färöer. 8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniß nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens

2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch“ wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein bloßer Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Die beiden ersten Hefte, auf deren Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

33. Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester **Klothilde Nostitz und Jänckendorf.** 8. Geh. 1 Thlr.

34. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Fünfter und sechster Theil. (Schluß.) 12. Geh. 3 Thlr.

Das vollständige Werk kostet 9 Thlr.

In demselben Verlage erschien früher:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Marie Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. 8. 1836. 3 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 28. Mai 1853.

Inhalt.

Zur ästhetischen Kritik des biblischen Drama „Hohes Lied".

Castellio wurde aus der genfer Republik verbannt, weil er dem gestrengen Calvin den Anstoß gegeben hatte in seiner lateinischen Uebersetzung des „Hohen Lied" die Randglosse zu machen: „Sulamith ist die Freundin und Braut Salomo's", und schon vor ihm war Theodor von Mopsveste von einer Synode verdammt worden, weil er das „Hohe Lied" für „ein Liebesgespräch Salomo's mit der Sulamith" erklärt hatte.

Wie ganz anders steht es jetzt mit der Kritik! Ein starres Häuflein hält wol noch an der allegorischen Deutung dieses Dichtwerks fest, an der typischen kaum noch Einer oder der Andere; Jeder aber dem nicht aller ästhetische Sinn, alles Gefühl für Poesie in Dem was Manche unter Glauben verstehen betäubt und erstickt ist wird sich der Auslegung zuwenden, welche in der Sprache der Schule die sinnlich-buchstäbliche heißt, in der That aber die rein und echt geistige ist. Und doch ist auch innerhalb des Bereichs dieser Auslegung erst in neuerer Zeit der entscheidende Schritt zur vollständigen Erkenntniß gethan worden: man hat das „Hohe Lied" als Drama erfaßt.

Mehr und mehr ist mit diesem Fortschreiten der Erkenntniß auf dem Gebiete streng gelehrter Forschung auch der Anspruch für die ästhetische Kritik erwachsen, von deren Resultaten Kenntniß zu nehmen, den Kunstwerth und die Kunstgestalt des Dichtwerks zu untersuchen und ihm hiernach seine Stelle unter den Erzeugnissen der poetischen Literatur anzuweisen, welche zum Gemeingut der civilisirten Welt geworden sind. Und siehe da! die Kritik hat in dieser nahe an 3000 Jahre alten dramatischen Dichtung sich einer der köstlichsten Perlen aller Poesie, des einfach-schönen, orientalisch-schwungvollen und dabei fast classisch-reinen und klaren Werks eines geistig und sittlich hohen Dichters, eines Kunstwerks im edelsten Sinne dieses Worts zu erfreuen.

Es ist die Pflicht der ästhetischen Kritik hiervon Kunde in weitere Kreise des gebildeten Publicums zu geben, nachdem die philologische Forschung bereits, hauptsächlich durch Ewald's Verdienst, dahin gelangt ist, eine breite und feste Unterlage für Uebersetzung und Erklärung des „Hohen Lied" gewähren zu können. Die dramatische Gestaltung selbst bietet bei dem Mangel aller Personenbezeichnung und bei dem eigenthümlichen lyrischen Schwunge des Gedichts nicht wenig Schwierigkeiten dar: viele davon sind, wie wir glauben, bereits von den gelehrten Auslegern, Ewald an der Spitze, überwunden worden, andere zu beseitigen können vielleicht einige der nachfolgenden Bemerkungen dienen; in Allem aber wird es unsers Erachtens jetzt mehr die Aufgabe der Aesthetik als der Philologie sein, sich mit diesem Drama zu beschäftigen. Ein Versuch hierzu und zugleich zur Erweckung allgemeinern Interesses an dieser Perle der Dichtkunst soll in Nachstehendem gemacht werden. Er wird in den Haupzügen, die dramatische Gliederung des „Hohen Liebs" entwickeln, anhangsweise von zwei der neuesten, von Rocke und Böttcher versuchten Gestaltungen desselben sprechen.

„Preis der Unschuld die allen Lockungen widersteht", so bezeichnete schon vor 25 Jahren Ewald die Idee des „Hohen Lied" und wir müssen auch jetzt im Wesentlichen hieran festhalten. Der Dichter führt uns — ob auf eine wahre Geschichte sich gründend oder nicht, kann hier unerörtert bleiben — ein Landmädchen, eine Winzerin vor, welche König Salomo auf einer Lustreise ge-

sehen und mit sich genommen hatte, nach deren Liebe er vergeblich, selbst um den Preis sie zu seiner Gemahlin zu erheben trachtet, und deren treues Ausharren in der Liebe zu ihrem fernen Freunde, einem Hirten, schließlich durch Wiedervereinigung mit diesem gekrönt wird. Dieser Gedankengang ist in ungekünstelter und eben darum echtkünstlerischer Einfachheit dramatisch dargestellt, freilich nicht dramatisch in dem Sinne des Drama der classischen Epoche, auf welchem die moderne Kunst weiter gebaut hat, aber dramatisch nach der Bedeutung welche wir in den Anfängen aller poetischen Entwickelung dem Drama im Gegensatze zur Lyrik und Epik beizulegen haben. Betrachten wir die Technik des Stücks näher.

Es sind im Hauptwerke nur zwei agirende Personen: Sulamith und Salomo, und neben ihnen ein Chor, der aber allem Anscheine nach abwechselnd verschiedene Personen repräsentirt; nur ganz am Schlusse kommt eine dritte Einzelperson, Sulamith's Geliebter, hinzu. Salomo erscheint als schmeichelnder Lobredner von Sulamith's Schönheit, mit königlichen Lockungen um ihre Liebe buhlend; Sulamith als schlichtes, treu an dem ihr entrissenen Geliebten hangendes Winzermädchen, das wachend und träumend nur an diesen denkt, von diesem spricht, zu diesem zurückstrebt; der Chor hat die vermittelnde Rolle der Einführung der Scenen, Verbindung der monologischen Ergüsse, Erzählung des nicht Darstellbaren.

So einfach der Personat, so einfach die Handlung selbst. Zu Beginn des Stücks ist Sulamith eben erst am Hofe Salomo's angelangt; dort wachsen ihre Klagen und Träume um den Geliebten mit Salomo's Schmeichelreden und erst dem Spotte, dann der Theilnahme der königlichen Frauen (des Chors); dort harrt sie in der süßen Sehnsucht und Erinnerung an den fernen Freund aus, auch nachdem Salomo sie mit all seinem königlichen Luxus umgeben und zur Gemahlin erheben will (Schilderung des Hochzeitszugs durch einen Männerchor); und von dort versetzt uns der letzte Act plötzlich in ihre Heimat, wo sie, von Freunden (Chor) begrüßt, mit dem wiedergefundenen Geliebten zu dauernder Vereinigung wiedererscheint.

Ist das ein Drama? wird man fragen. Im classischen wie im modernen Sinne, wiederholen wir, ist es keins: wir sehen den Knoten geschürzt und sehen ihn zerschnitten, aber wir sehen keine Verwickelung und keine Lösung; die äußere Handlung geht wenig oder gar nicht vor unsern Augen, sondern fast nur vor unsern Ohren vor; wir sehen nur zwei starre und beharrliche Gegensätze in dem Charakter der beiden Hauptpersonen; der Besiegte verschwindet und der Sieger ist da, nicht weil es die Handlung, sondern weil es der Dichter so will, und der Triumph der Liebestreue Sulamith's wird erreicht und gefeiert, ohne daß wir über das Wie irgend eine Aufklärung haben.

Und doch ist es ein Drama, wenn wir uns vergegenwärtigen, unter welchen Voraussetzungen überhaupt die lyrische und epische Poesie zur dramatischen in den Anfängen aller Kunstentwickelung vorwärts schreitet; noch mehr aber, unter welchen Voraussetzungen dies bei der poetischen und nationalen Eigenthümlichkeit des Orientalen, insbesondere des Hebräers geschah, geschehen mußte. Die Lyrik entfaltet sich in der Wechselrede und preßt sich in dem Monologe mit glühender Farbenpracht der Schilderung zusammen; die Epik steigert sich zu der dramatisch-mimischen Vorführung der Reden und Situationen Anderer durch den Erzählenden selbst inmitten seiner Erzählung, und der Chor füllt die Lücken des Monologs und Dialogs aus und gibt den lebendigen Hintergrund der neuen poetischen Gestaltung. Durch die so verbundene Kette zieht sich der einheitliche Gedanke einer in sich abgeschlossenen Handlung und für die Darstellung selbst ergeben sich die nächsten Ruhepunkte in dem Zurückweichen oder Anschwellen der lyrischen Kraft oder des epischen Stoffs.

Und wir haben in diesem Dichtwerke eine solche geschlossene Handlung, wir haben die Ruhepunkte, wir haben die Vertheilung auf Personen und Chor, ja wir haben das Alles in einer eigenthümlichen Potenzirung, die ebenso auf der einen Seite von den allen Anfängen der dramatischen Kunst anhaftenden Mängeln der formellen Behandlung des Stoffs als auf der andern Seite von der Feinheit poetischen Sinns und dem Streben nach scharfer Ausprägung des dichterischen Gedankens in der neuen ungewohnten Form Zeugniß gibt. Der Mangel der Extension der Handlung wird durch rein intensive Steigerung zu ersetzen versucht, die sich in der Ausdrucksweise der agirenden Personen, in der Haltung und Steigerung ihrer Reden, gleichsam in dem Drange das Wort als That wirken zu lassen unverkennbar bemerklich macht. Die Abschnitte der Darstellung sind dem entsprechend, da sie als Ruhepunkte der Handlung an sich zu wenig sich auszeichnen würden, durch regelmäßig sich wiederholende besondere Schlußformeln markirt. Die Charaktere der beiden Hauptpersonen sind in ihrem Gegensatze so scharf gezeichnet daß selbst im Wechselgespräch Sulamith die Worte Salomo's nur aufnimmt, um sich monologisirend ihres fernen Freundes dabei zu erinnern, und der Chor ist so wohlbedacht zur Herstellung des dramatischen Hintergrunds, zur Verbindung des Ganzen, zur Darlegung des nicht dramatisch oder scenisch Vorzuführenden verwendet, daß der Dichter im Gegensatze zu der übrigen fast starren Einheit an dem mehrmaligen Wechsel der durch den Chor zu repräsentirenden Personenmassen gar keinen Anstoß genommen hat.

In diesem Allem haben wir den Ausdruck der Anfänge aller Kunst: mangelhafteste dramatische Formgebung, Ungefügigkeit der Darstellung durch Handlung, skizzenhafte, uns oft künstlich scheinende Andeutungen alles Beiwerks. Wir haben aber eben darin auch den Ausdruck eines hohen Dichtergeistes: Ergänzung jener äußern Lücken durch die innere kunstvolle poetische Gestaltung, scharfe und bei höchster Einfachheit höchst treffende Charakterisirung, feinste und meisterhaft abgestufte

Anwendung aller lyrischen und epischen Begabung innerhalb des dramatischen Bereichs.

Will man das nicht Drama nennen? Das Werk selbst möge sprechen, wenn das Gesagte noch zweifeln läßt. Act 1, Scene 1 (Cap. 1, V. 2—7): *)

O würde einer mir von seines Mundes Küssen!
Denn süß ist deine Liebe mehr als Wein.
Den Geruch ergötzen deine Salben,
Wie Balsamduft ergießt sich deines Namens Duft;
D'rum lieben Jungfrau'n dich.
Zieh' mich dir nach — wir wollen laufen —
In sein Gemach hat mich geführt der König —
Wir wollen jauchzen und uns deiner freu'n,
Prüfen deine Liebe mehr als Wein;
Mit Recht ja liebt man dich.

Wer spricht das? Ewald und nach ihm Andere legen es der Sulamith in den Mund: nicht daß sie es zu Salomo spricht, sondern als in Erinnerung ihres fernen Freundes. Aber wie passen dann die Worte: „Der König hat mich in sein Gemach geführt"? Wie paßt das wiederholte „wir", da sonst Sulamith niemals in der Mehrzahl von sich spricht? Wie paßt das „Jungfrau'n lieben dich" und „man" liebt dich? Auf die erste Frage hat freilich Ewald geantwortet: es seien einige abgerissene Worte, die ihr ganz unwillkürlich zu entströmen scheinen und die doch der Dichter einflicht um der Scene Licht zu geben und allmälig die Geschichte zu entfalten. Aber wir meinen daß dieser Lichtstrahl die Zuschauer eher blenden als aufklären möchte über das Dunkel dieser Exposition. Und was antwortet man auf die beiden andern Fragen? Hirzel hat unsers Erachtens hier das Richtigere getroffen, wenn er diese Exposition dem Chor der königlichen Frauen zutheilt, aber er hat sich ebenso sehr wieder geirrt, wenn er glaubt, durch diese Worte solle Sulamith zur Erwiderung der Liebe des Königs gewonnen werden. Die königlichen Frauen sollten sich solche Mühe geben eine Nebenbuhlerin zu gewinnen? Der Dichter sollte dadurch den Lockungen Salomo's das Lockendste vorweg nehmen lassen, sein Lob aus fremdem Munde, aus dem Munde der Rivalinnen Sulamith's? Uns scheint das Richtigste viel näher zu liegen. Der Chor der Frauen eröffnet das Stück mit dem Preise Salomo's: das setzt den Zuschauer in Kenntniß über den Charakter des Chors, in Kenntniß über die Richtung der Handlung in Bezug auf die eine Hauptperson und im Gegensatze zu den gleich folgenden Worten der Sulamith und der Erwiderung der Frauen in Kenntniß über den Widerspruch des Charakters der Heldin mit dem des Chors. Ist das nicht des Motivs genug? Die Bewohnerinnen des Harems preisen ihren Sultan: da tritt ihre neue Genossin, die entführte, ihrem geliebten Hirten entrissene Sulamith, die gebräunte, aber ihrer Schönheit sich bewußte Winzerin, unter sie, die gaffenden. Scene 2 (Cap. 1, V. 5—8):

Sulamith.

Schwarz bin ich und lieblich,
Ihr Töchter Jerusalems!
Gleich Kedars (eines arabischen Beduinenstamms) Zelten,
Gleich Zeltvorhängen Salomo's.
Seht mich nicht an, daß schwarz ich bin,
Daß mich die Sonne hat verbrannt:
Die Söhne meiner Mutter zürnten mir,
Machten mich zur Weinbergshüterin —
Meinen eig'nen Weinberg hab' ich nicht gehütet.
Verkünde mir, o du, den meine Seele liebt!
Wo weilest du? wo lagerst du am Mittag?
Denn warum soll ich sein wie eine Unbekannte
Bei deiner Freunde Heerden!

Chor der Frauen.

Bist du so unverständig,
Du schönste unter den Weibern,
So geh' hinaus, der Heerde Spuren nach,
Und weide deine Ziegen bei den Hirtenhütten.

Der Selbstanklage eines reinen Herzens, der Sehnsucht treuer Liebe setzt die höfisch verdorbene Schar kalten Spott entgegen — in Gegenwart des Königs? noch bevor dieser gesprochen? So nehmen die meisten Ausleger an. Wir meinen, das würde sich schon nach unserer, geschweige nach orientalischer Sitte, schlecht ziemen; aber was mehr als das ist, es würde die ganze dramatische Steigerung beeinträchtigen. Dem Zuschauer tritt zuerst der Chor der Frauen, dann Sulamith unter diesen entgegen: jetzt erst erscheint Salomo und es beginnt ein Wechselgespräch, reizender als des Horaz „Donec gratus eram tibi etc.", nicht blos durch die Farbenglut orientalischer Bildersprache, sondern beseeltern Reizes noch durch die ebenso fein charakterisirende als kunstvoll ausgeführte Haltung der Sulamith, die an Salomo's Liebesworte jedesmal den Liebespreis ihres Hirten anknüpft und so, indem sie jene nie erwidert und doch stets auffaßt, nie überhört und doch stets unbeachtet läßt, dem Zuhörer gleichen Adel des Geistes wie des Herzens entfaltet. Die Gedankenblumen winden sich in enger Kette lieblich aneinander auf, und doch ist je die eine Reihe des Geflechts nur die Folie je der andern, und das sich schmiegendste Ineinander der Form zeigt nur den schroffsten Gegensatz des Inhalts. Hier ist die Wechselrede: Scene 3 (Cap. 1, V. 8 — Cap. 2, V. 7):

Salomo.

Meinem Rosse unter Pharao's Gespannen
Vergleich' ich meine Freundin, dich!
Schön sind in Perlenreihen deine Wangen,
Dein Hals in Schnüren.
Gold'ne Schnüre wollen wir dir machen,
Mit Pünktchen von Silber.

Sulamith.

Solang' der König war an seiner Tafel,
Gab meine Narde ihren Duft.
Ein Myrrhenstrauß ist mir mein Freund,
Der ruht in meinem Busen:
Eine Cyperntraube mir mein Freund
In den Gärten Engadi's.

Salomo.

Sieh', du bist schön, o meine Freundin,
Sieh', du bist schön,
Deine Augen Tauben —

*) Wir müssen an den wichtigsten Stellen eine der neuern Forschung entsprechende Uebersetzung hier einschalten, da die Luther'sche für diesen Zweck allzu ungenügend ist; wir folgen der Ewald'schen.

Sulamith.

Sieh', du bist schön, mein Freund, auch lieblich;
Auch grün ist unser Lager.
Cedern sind die Balken unserer Häuser,
Unsere Decke Fichten.
Ich — eine Herbstzeitlose Sarons,
Eine Lilie der Thäler —

Salomo.

Wie eine Lilie unter Dornen,
So unter Töchtern meine Freundin —

Sulamith.

Wie ein Apfelbaum bei wilden Bäumen,
So unter Söhnen ist mein Freund.
In seinem Schatten saß ich so gern,
Und seine Frucht war meinem Gaumen süß.
Er führte in den Weinberg mich,
Und seine Fahne über mir war Liebe.
Stärkt mich mit Rosinen,
Labet mich mit Aepfeln:
Denn ich bin liebeskrank.
Seine Linke unter meinem Haupt,
Und seine Rechte faßte mich.
Euch beschwör' ich, Töchter Jerusalems,
Bei den Gazellen und bei den Hindinnen der Flur,
Daß ihr nicht regt —
Nicht aufregt —
Die Liebe, bis sie will!

So hat Sulamith's Liebesschmerz sie schon hier beim ersten Auftreten, nach der ersten Schmeichelrede Salomo's bis zur krankhaften Ermattung geführt, und mit einer an den Chor gerichteten Apostrophe schließt der erste Act. Eine solche Apostrophe ist das Ritornell, mit welchem jeder Act dem ein anderer folgt endigt. Hier haben wir Das was wir oben künstlich scheinende Andeutungen in den Anfängen der dramatischen Kunst nannten: es ist eine zur besondern Gestaltung sich drängende Hebung des allgemeinen Gedankens des Drama, das Analogon der Actschlußreime Shakspeare's, übrigens nach Ewald's Zeugniß der orientalischen Poesie auch sonst nicht fremd.

Wer dieses Ritornell spricht, ob Salomo, in dessen Munde es natürlicher, ob Sulamith, in deren Munde es poetischer klingt, das mag jeder Leser nach seinem Gefühle deuten. Wir meinen, das ganze Drama das hier vor uns steht habe nach Zeit und Ort für uns so ferne, fast nebelhafte Umrisse, daß seine zugleich sichtlich auf die Bühnendarstellung berechneten Abgrenzungen mit voller kritischer Schärfe zeichnen zu wollen uns der poetischen Würdigung seines Inhalts mehr als billig entfremdete.

Und zu solcher bietet uns der zweite Act reichen, neuen, fesselnden Stoff dar. Es ist von Anfang an bis Ende (Cap. 2, V. 8 — Cap. 3, V. 5) ein Monolog Sulamith's, gesprochen, wie das Ritornell zeigt, in Gegenwart des Chors der Frauen; aber in diesem Monologe steigert sich das Pathos zu einer dramatischen Erhebung, die höher ragt und mächtiger wirkt als die sichtlichste Vertheilung seines Gedankeninhalts an die verschiedenen uns vorgeführten Personen vermöchte. Wie in dem Wechselgespräche des ersten Acts alle Kraft der Lyrik zusammengedrängt war in das sich gegenseitig steigernde Liebes- und Lobpreisen, so hier alle Kraft der Epik in die Schilderung des Zusammenseins mit dem fernen Freunde aus dem Munde der Sulamith. Und wie dort die Lyrik zur Dramatik der Wechselrede sich einfach-kunstvoll erhob und entfaltete, so hier die Epik zur dramatisch-mimischen Selbstvergegenwärtigung des Kommens und Sprechens und Suchens und Findens des Freundes. Aber in diesem Monologe tritt uns wiederum ein Heben und Sinken der Empfindung und ihres Ausdrucks vor Augen, das die hohe Begabung des Dichters bekundet.

Horch, mein Freund! Sieh' da, er kommt,
Springend über die Berge, hüpfend über die Hügel.
Es gleicht mein Freund der Gazelle
Oder dem Jungen der Hindinnen.

So beginnt Sulamith die Erzählung ihres wachen Traumbildes. Sie sieht ihn dann am Fenster stehen, sie hört ihn sprechen — aus ihrem Munde läßt sie ihn zu ihr selbst sprechen:

Auf, meine Freundin, meine Schöne, komme!
Denn sieh', der Winter ist verflossen u. s. w.

läßt ihn sie kosend rufen und preisen:

Denn deine Stimm' ist süß und lieblich deine Gestalt,

und in der innersten Vergegenwärtigung seines holden Wesens beginnt sie, gleichsam dem Rufe folgend, ein Liedchen zu singen, das sie oft im Weinberg mit ihm scherzend gesungen haben mag, ein Spruchliedchen:

Fanget uns Füchse,
Kleine Füchse, die Zerstörer des Weinbergs,
Da unser Weinberg blüht —

aber rasch wendet sich ihre Phantasie wieder dem Geliebten selbst, seinem Bilde zu, das vor ihrer Seele steht:

Mein Freund ist mein und ich bin sein,
Er der in Lilien weidet,

und in schönster lyrischer Einrahmung schließt sie ihr Traumgesicht mit demselben Gleichniß wie sie begann:

Bevor noch weht des Tages Kühle
Und die Schatten flieh'n,
Wende dich her und gleiche, mein Freund,
Der Gazelle oder dem Jungen der Hindinnen
Ueber die Berge der Trennung.

Hier schließt der erste Theil des Monologs. Sie kehrt aus dem wachen Traum zu sich selbst zurück, der Zauber der Phantasie weicht der bewußten Erinnerung, ein wirklicher Traum steht vor ihrer Seele:

Auf meinem Lager um Mitternacht *)
Sucht' ich Den, den meine Seele liebt:
Ich sucht' ihn und ich fand ihn nicht.

---

*) Wir haben uns hier eine kleine Aenderung des Ewald'schen Textes erlaubt. „In den Nächten" übersetzt Ewald wörtlich nach dem Original und leitet daraus ab daß zwischen dem ersten und zweiten Acte mehre „kummervoll hingebrachte Tage" liegen sollen. Eine solche Andeutung hierin finden zu wollen scheint uns an sich unpoetisch und am wenigsten diesen Anfängen der Dramatik angemessen, wo der Dichter schwerlich daran dachte bestimmte Zeitabschnitte für die einzelnen Acte zu bezeichnen. Wir halten „in den Nächten" für den intensiven Plural, soviel als: tief in der Nacht.

Aufstehen will ich denn
Und herumgeh'n auf den Märkten und auf den Straßen,
Suchen Den, den meine Seele liebt.
Ich sucht' ihn und ich fand ihn nicht.
Es fanden mich die Wächter,
Die herumgeh'n in der Stadt:
Seht ihr Den, den meine Seele liebt?
Kaum daß ich sie verließ,
So fand ich Den, den meine Seele liebt.
Ich hab' ihn gefaßt und ich will ihn nicht lassen,
Bis ich ihn bringe in meiner Mutter Haus
Und in meiner Mutter Gemach.

Bedarf es noch eines Worts um die hohe, classische Einfachheit und Schönheit dieser Traumschilderung darzulegen? Der volle Schlußaccord der geistigen Wiedervereinigung mit ihrem Freunde ist in Sulamith's Seele erklungen, er tönt und zittert noch in ihr, aber sie hat keine Sprache mehr dafür; mit dem Ritornell:

Ich beschwör' euch, Töchter Jerusalems u. s. w.

schließt der Monolog und der Act.

Dritter Act, erste Scene (Cap. 3, V. 6—11). Der Hochzeitszug Salomo's und der Sulamith wird durch den Mund eines Chors dem Zuschauer vor die Seele geführt. Schwerlich dürfen wir an eine scenische Darstellung desselben denken: das widerspräche dem Wiegenalter der scenischen Kunst und mehr als das der Wirkung welche der Dichter durch den Chorvortrag allein beabsichtigen konnte. Ein Männerchor ist es unverkennbar: im Munde von Frauen würde sich diese Schilderung wenig eignen und die Anrede an die „Töchter Zions" die darin vorkommt noch weniger. Ob wir uns aber diesen Chor — also etwa von Bürgern Jerusalems — wieder getheilt sprechend oder singend denken wollen, wie Ewald annimmt, der drei Stimmen unterscheidet, das scheint eine Frage von ebenso untergeordneter Wichtigkeit wie oben die des Ritornells. Will man hier eine Theilung annehmen, so würden wir sie übrigens auch bei dem Eröffnungschor des ersten Acts voraussetzen, wo sie fast noch mehr als hier durch die Nuancen der Textworte angezeigt scheint. Der Chorgesang ist orientalisch-pomphaft, poetisch aber von geringerm Werthe: für das Drama hat er nur die Bedeutung den Fortschritt der Handlung zu bezeichnen, sie gewissermaßen in ein höheres Stadium überzuleiten. Denn wie in zweiter Potenz wiederholt sich nun Salomo's Lockung und Sulamith's Liebesträumen. Wie in zweiter Potenz sagten wir. Hierin entfaltet der Dichter wieder die ganze Fülle seiner Kraft und die Feinheit seiner Kunst. Stofflich tritt kein neues Element hinzu; auch die Handlung rückt nach dem Hochzeitszuge in diesem Acte (wie wir ihn abtheilen) nicht weiter, aber das Pathos ist in beiden Hauptpersonen ein gesteigertes, und diese Steigerung wird in denselben Ausdrucksformen wie früher von dem Dichter auf die sinnigste Weise dargelegt. Salomo's Schmeichelrede aus dem ersten Act und Sulamith's monologisirendes Träumen und Sehnen aus dem zweiten Act werden hier im dritten nebeneinandergestellt; sie wiederholen sich von früher dem Gedankeninhalte nach, aber in erhöhter, lyrisch schwungvollerer, episch umfangreicherer Form. Während im ersten Act Salomo's Worte mit denen Sulamith's sich ineinanderfügten, diese wenigstens äußerlich jener achtete, wenngleich sie dieselben nur auf ihren fernen Freund anwandte, ist sie diesmal Salomo's und seines Lobes völlig unachtsam; der glühende Fluß seiner Bilderrede gleitet an dem kalten Marmor ihrer Seele spurlos ab, nur an den fernen Geliebten denkend starrt sie, und erst als Salomo sich von ihr gewendet öffnet sich das Thor ihres Herzens und strömt die volle Sehnsucht, die tiefe Erinnerung an jenen in geschwungener Rede aus. Wir wollen Salomo's Lobpreis Sulamith's — zweite Scene (Cap. 4, V. 1—7) — nicht hier wiedergeben: sie strotzt von jenem bekannten Bilderreichthum orientalischer Phantasie, aber auf einige feine Züge sei es erlaubt dabei aufmerksam zu machen. Salomo beginnt:

Sieh! du bist schön, meine Freundin,
Sieh! du bist schön, deine Augen Tauben —

Es sind dieselben Worte, mit denen er im ersten Act zu ihrem Lobe zu sprechen anfing; sie unterbrach ihn dort, abwendenden Sinnes ihres fernen Geliebten denkend: „Sieh du bist schön, mein Freund, auch lieblich"; hier läßt sie ihn das Lob vollenden, unbeachtet, fast ungehört. Und als er schließt und sie seiner noch immer nicht achtet, überläßt er sie ihrem Sinnen:

Bevor des Tages Kühle weht
Und die Schatten fliehen,
Möcht' ich geh'n zum Myrrhenberge
Und zum Weihrauchhügel.

und wendet sich fort, aber noch ein mal im Abgehen rückblickend ruft er bewunderungsvoll:

Ganz bist du schön, o meine Freundin,
Kein Fehl an dir,

und geht. Die Zurückgebliebene (denn wozu jene Worte Salomo's, wenn er sie nicht allein ließe?) athmet frei auf, die Fessel ihrer Lippen springt, und gleichsam die in der Tiefe des Herzens begonnene Erinnerung an den Geliebten laut fortsetzend beginnt sie sofort die Worte zu sprechen, die ihre Phantasie ihren Geliebten an sie richten läßt:

Mit mir vom Libanon, Braut,
Mit mir vom Libanon sollst du kommen 2c.

Diese dritte Scene (Cap. 4, V. 8 — Cap. 5, V. 8) ist ganz parallel dem Monologe Sulamith's im zweiten Acte; dort wie hier erst eine wache Vision und dann die Erzählung eines wirklichen Traums von dem Geliebten; dort wie hier die epische Schilderung potenzirt zu dramatisch-mimischer Vorführung der Personen, von denen sie handelt; aber hier ein kühnerer Schwung der Phantasie, eine schwelgendere Lyrik, ein düstreres, tieferes, fast krankhafteres Pathos; dabei größere Breite der Ausführung, kurz Alles in potenzirter, gehobenerer Weise gegen den zweiten Act.

Mit mir vom Libanon, Braut 2c.

so beginnt oder vielmehr so setzt sie fort die im Stillen begonnene Vision ihres Geliebten, der ihr als Retter erscheint, sie als sein eigen begrüßt; in der Bildersprache, die sie ihm in den Mund legt, antwortend ladet sie ihn ein, in ihren — seinen Garten zu kommen.

Im verschlossenen Garten ist meine Schwester Braut,

hatte er gesungen und nun frohlockt er:

Gekommen bin ich in meinen Garten, meine Schwester Braut,
Gepflückt habe ich meine Myrrhe mit meinen Würzen,
Gegessen mein Honigstück mit meinem Traubenhonig,
Getrunken meinen Wein mit meiner Milch.

Man merke wohl auf den reichen Parallelismus dieser Worte; die innere Steigerung ist hier in einer kunstreichen Form ausgeprägt. Die gehobene Phantasie, die in Rede und Gegenrede schon zum dritten Wechsel geführt hat (im frühern Monolog war die übrigens dort episch beginnende Vision nur bis zu zweimaligem Wechsel der Rede gebracht), steigert sich, ähnlich wie dort, zum fragmentarischen Einflechten eines weitern Spruchs.

Esset, Freunde,
Trinkt und sättigt euch, ihr Lieben!

fährt der Geliebte, gleichsam zu andern Freunden sich wendend, fort, da unterbricht, ähnlich wie im frühern Monolog, der Strom der Phantasie plötzlich seinen Lauf, als ob der Seherin schwindelte vor der Höhe ihres Gedankenflugs, die Vision ist zu Ende, das Bewußtsein kehrt zurück, und das erste Object das es fesselt ist die Erinnerung an einen Traum vom Geliebten:

Ich schlief und meine Seele wachte u. s. w.

Aber der jetzige Traum ist unheimlicher als der frühere; dort suchte sie den Geliebten und ihre Seele erhob sich in Freudenruf als sie ihn gefunden hatte; hier ist ihr Geliebter ihr nahe, sie wechseln Worte der Liebe, er steckt seine Hand durchs Fenster, sie steht auf, sie öffnet, da verschwindet er —

Meine Seele war mir entgangen, da er sprach,
Ich sucht' ihn und ich fand ihn nicht,
Ich rief ihn und er hörte mich nicht.
Es fanden mich die Wächter, die herumgehen in der Stadt,
sie schlugen mich, verwundeten mich,
Es nahmen meinen Schleier mir die Wächter der Mauer.

Und schmerzversunken erklingt wieder das Ritornell:

Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems,
Wenn ihr findet meinen Freund,
Was wollt' ihr ihm melden?
Daß ich krank vor Liebe bin.

Es ist dies nicht ganz dasselbe Ritornell wie in den frühern Actschlüssen, und dieser Umstand hat Ewald abgehalten hier den Act zu schließen, er läßt ihn fortgehen bis zur nächsten ganzen Wiederkehr des Ritornells. Vielleicht hat ihn auch das bestimmt daß die nun folgende Rede des Frauenchors sich passend an diese Beschwörung anschließt, diese gleichsam überleitend zum nächsten Dialoge erscheinen läßt. Dennoch möchten wir von der Abgrenzung eines Acts an dieser Stelle nicht abgehen. Nicht blos daß hierdurch die auffallende Ungleichheit der Acte (bei Ewald ist der dritte doppelt so groß als jeder der übrigen) vermieden wird, sondern mehr noch bestimmt uns daß die Handlung selbst es zu erheischen scheint. Je sachter, äußerlich unbemerkbarer sie fortrückt, desto schärfere Beachtung verdient es, wenn eine Wendung wie die nun folgende in ihr eintritt. Bisher waren Salomo, der auf Sulamith zu wirken suchte, und Sulamith, die von ihm weg nach dem fernen Freunde strebte, die handelnden Personen; der Chor verhielt sich passiv oder schildernd; sein Charakter (wir meinen den Frauenchor) trat nur an einer Stelle, gleich zu Anfang, einwirkend auf die Handlung auf, da wo die Frauen Sulamith verspotten. Nunmehr wendet sich deren Sinn; Sulamith's Klagen haben sie gerührt; ihr höfischer Spott wandelt sich in Theilnahme. Das ist ein wichtiger Fortschritt der Handlung, wenn man vor Augen hat wie sehr hier sonst Alles nach dem schon Bemerkten im Pathos liegt; wir können dies unmöglich Einem Acte zutheilen zugleich mit der Schilderung des Hochzeitszugs, mit der erneuten Schmeichelrede Salomo's und der zweiten Vision Sulamith's. Und wenn es noch des gleichen Ritornells wie bei den frühern Actschlüssen bedürfte, so steht uns auch hierfür Ewald's Vermuthung („Jahrbücher der biblischen Wissenschaften", I, 49) zur Seite daß hier der „Kehrvers" wol ausgefallen sei.

Wir kommen also zum vierten Act, den wir von Cap. 5, V. 9 bis Cap. 8, V. 4 rechnen. Er zerfällt in drei Scenen. Zuerst Sulamith mit dem Chor (bis Cap. 6, V. 3), dann des wiederkehrenden Salomo letzter Lockungsversuch (bis Cap. 7, V. 10) und zuletzt Sulamith's Monolog. In allen drei Scenen finden wir eine Hebung gegen früher. Auf den äußern Fortschritt der Handlung, die regegewordene Theilnahme der königlichen Frauen ist schon hingewiesen. Aber charakteristischer, allseitig und der ganzen Eigenthümlichkeit des Drama entsprechend ist die Steigerung des Pathos. Auf die die Scene eröffnende Frage des Chors:

Was ist dein Freund mehr als ein Freund,
Du schönste unter den Frauen,
Was ist dein Freund mehr als ein Freund,
Daß du uns so beschwörst?

antwortet Sulamith mit einer Schilderung seines Liebreizes, in welcher eine schwelgerische Profusion von Bildern, eine Fülle von orientalisch-überschwänglichen Gleichnissen herrscht, wie sie bisher kaum in Salomo's Schmeichelreden, geschweige in Sulamith's treuen Liebesklagen vorkam. Es ist eine Ekstase die uns im Zusammenhange mit dem vorhergegangenen Monologe Sulamith's den Höhepunkt des Pathos dieses Drama zeigt: die stärkste geistige Vergegenwärtigung des abwesenden Geliebten in dem Drama und durch den Mund der Liebe. Auf diesem Höhepunkt treten uns die schärfsten Gegensätze entgegen: der plastischste Ausdruck des Bildes des noch unsichtbaren Freundes in der Seele der Geliebten und der gehobenste Ausdruck der Sehnsucht Salomo's nach Sulamith (in der zweiten Scene); andererseits in Sulamith's Seele das innigste Hinneigen zu dem Geliebten, die prononcirteste Abneigung von Salomo (in der dritten Scene). Auf diesem Höhepunkt erfolgt endlich die Peripetie in dem doppelten Siege Sulamith's über die Lockungen Salomo's und über die Kaltherzigkeit der Hoffrauen. Die letztere wird uns zuerst vor Augen geführt. Auf jene schwärmerische Schilderung aus Sulamith's Munde fragen die Frauen:

Wohin ging dein Freund,
Du schönste unter den Frauen?
Wohin wandte sich dein Freund?
Und wir wollen ihn mit dir suchen.

Und Sulamith's Antwort hierauf schließt wieder mit dem frühern, das Bewußtsein innigster Vereinigung ausdrückenden Refrain:

Ich bin sein und mein Freund ist mein,
Der unter Lilien weidet.

Da tritt Salomo auf und beginnt den Lobpreis Sulamith's von neuem. Es sind zum Theil dieselben Worte wie im dritten Acte, aber noch schwungvoller eingeleitet und gefolgt von einer Schilderung des ersten Begegnens mit Sulamith, die ganz in dem Charakter der begeisterten Erzählungen Sulamith's von ihrem Geliebten in den beiden frühern Monologen gehalten ist. Die Epik steigert sich auch hier alsbald zur dramatischen Vergegenwärtigung: die bewundernden Frauen, die schüchtern sich zurückziehende Sulamith werden selbstredend durch den Mund des erzählenden Salomo eingeführt. Wir müssen es für eine feine kunstvolle Anlage des Dichters erkennen daß er den königlichen Liebhaber, den er vorher nur in lyrischem Lobpreis sprechen ließ, jetzt bis zu jener schwärmerischen Weise sich steigern läßt, die wir bisher nur der Sulamith eigen sahen und deren eigenthümliche Form wir gleich anfangs als die Spitze der dramatischen Kunst auf diesem Standpunkte erkannten. Aber der Dichter läßt es dabei nicht bewenden: gleichsam wie zurückkehrend in den Zauberkreis der Körperschönheit Sulamith's schließt Salomo jener Erinnerung an das erste Erblicken Sulamith's noch ein mal das Lob ihrer Reize an, mit der frühern Ueberschwänglichkeit der Gleichnisse, diesmal aber noch mit dem bestimmten Ausdruck seines Begehrens nach dem Genusse dieser Reize. Und jetzt zum ersten male — man bemerke daß es das letzte Zusammentreffen Sulamith's mit Salomo im Drama ist — achtet sie seiner Rede, die im ersten Acte ihr nur zu halbironischer Abwendung diente, im dritten Acte kalt an ihr vorüberglitt; aber sie achtet ihrer nur um das feste Wort treuer Liebe zu sprechen:

Ich gehöre meinem Freunde
Und zu mir steht seine Sehnsucht.

Und sofort geht sie mit einem:

Komm, mein Freund, wir wollen aufs Land geh'n,
Bleiben unter Cypernbäumen.

wieder dazu über, sich monologisch mit ihrem fernen Geliebten zu beschäftigen. Und auch dieser Monolog, der Schluß des vierten Acts, ist kunstvoll fein; die frühere Ekstase ist gewichen, ein klares, reines Bild des Zusammenseins mit ihrem Geliebten in ihrer Heimat steht vor ihrer Seele; kein phantastisches Gleichniß, kein luxurirendes Epitheton mehr entströmt ihren Lippen, es ist blos — zugleich im Gegensatze zu Salomo's Ueberschwänglichkeit — der innigste, seelenvollste, bewußteste Ausdruck reiner, treuer Liebe, der sich immer tiefer in ihr Innerstes zurückzieht, bis er in das Ritornell versinkt:

Ich beschwör' euch, ihr Töchter Jerusalems,
Daß ihr nicht regt — nicht aufregt
Die Liebe, bis sie will.

Die Katastrophe naht. Seit der classischen Epoche fodern die Regeln der dramatischen Kunst daß ihr Eintreten durch die Handlung motivirt, daß diese Motivirung dem Zuschauer in dem Drama selbst vorgeführt sei. Wir dürfen diese Ansprüche nicht an die Anfänge dramatischer Dichtung machen, mit denen wir es hier zu thun haben. Unser Dichter begnügt sich seinen Zuschauern die Katastrophe als eingetreten vorzuführen: die vollendete That, nicht auch die werdende zeigt er ihnen, und damit thut er Alles was sie von ihm verlangen; was dazwischen liegt ergänzt sich, das weiß er, ihre Phantasie oder, wenn die Fabel des Stücks historische Wahrheit war, ihr Gedächtniß. Aber seine dichterische Aufgabe ist darum noch nicht zu Ende: das dramatische Pathos in welchem die ganze Charakteristik des Stücks sich concentrirt bedarf auch hierfür eines eigenthümlichen Ausdrucks.

Wir sind im letzten Acte (von Cap. 8, V. 5 an) in Sulamith's Heimat: Sulamith, wieder vereinigt mit ihrem Freunde, erscheint uns im Kreise der Hirten. Mit einer einzigen Frage des einleitenden Hirtenchors:

Wer ist die dort herankommt von der Trift,
Gestützt auf ihren Freund?

ist die ganze Scenerie gegeben, und in Sulamith's Monolog drängt sich nun das Innerste ihrer Gefühle, damit der innerste Gedanke des Drama zusammen. Sie redet zuerst zu ihrem Freunde:

Unter dem Apfelbaum weckt' ich dich,
Da gebar dich deine Mutter,
Da gebar sie dich mit Schmerzen.
Leg' mich wie einen Siegelring an deine Brust,
Wie einen Siegelring an deinen Arm,
Denn gewaltig gleich dem Tod ist die Liebe,
Hart gleich dem Todtenreif ist Feuerliebe,
Ihre Gluten — Feuergluten, Gottesflamme.
Viele Wasser können nicht die Liebe löschen
Und Ströme sie nicht überströmen:
Gibt auch ein Mann für Liebe all' sein Gut,
Verachtung wird ihm, nur Verachtung.

Der Monolog erhebt sich wieder zu jener dramatischen Lebendigkeit, aber es gilt diesmal nicht wie wie früher ihrem Freunde, denn diesen hat sie ja, zu diesem sprach sie ja den Preis der Liebe, den wir eben vernahmen; Sulamith vergegenwärtigt sich Rede und Gegenrede aus der Heimat über Tugend und Liebe:

„Wir haben eine kleine Schwester noch ohne Brüste.
Was wollen wir unserer Schwester thun,
Wenn man einst um sie wirbt?"
„Ist sie eine Mauer,
So wollen wir silberne Zinnen auf ihr bauen,
Und ist sie eine Thür,
So wollen wir sie einschließen
Mit Bretern von Cedernholz."

Und stolz das tief sinnige Gleichniß auf sich anwendend fährt sie fort:

Ich bin eine Mauer und meine Brüste Thürmen gleich:
Da war ich denn in seinen (Salomo's) Augen
Wie eine welche Frieden findet.

Den Lockungen des Königs widerstanden, mit treuer Liebe an ihrem Freunde gehalten zu haben, das ist ihr

Stolz, und diese Freude des Siegs drängt sie noch ein mal in ein Bild zusammen:

> Einen Weinberg hatte Salomo in Baalhammon,
> Er übergab den Wächtern diesen Weinberg,
> Ein jeder brachte tausend Silberlinge für seine Frucht.
> Mein Weinberg, meiner, steht in meiner Hand;
> Die tausend seien dir, o Salomo,
> Und zweihundert diesen Weinbergswächtern.

Wie verschieden von den frühern, wie gleichsam von höherer sittlicher Weihe durchdrungen ist diese Rede, die Sulamith, nun am Arme ihres Geliebten, spricht; wie classisch geadelt der Ausdruck des Pathos im Gegensatze zu der frühern schwellenden Phantastik und strotzenden Bildersprache; wie fein gewählt ist insbesondere das letzte Gleichniß vom Weinberge, das nicht nur den Worten Sulamith's bei ihrem ersten Auftreten:

> Meinen eig'nen Weinberg hab' ich nicht gehütet!

sondern auch dem ganzen Lebensberufe der Winzerin sinnig entspricht!

Mit dem Triumphe Sulamith's, in ihren Worten dem Hörer, durch die Gegenwart des Freundes dem Schauer vorgeführt, schließt der Gedanke des Drama; aber der Rahmen desselben bedarf noch des Abschlusses. Sulamith ist wieder in ihrer Heimat, inmitten der Ihrigen; das frühere Lebensglück ist wiedergekehrt; der Freund, dem Alles gegolten was das Drama uns vorführte und der doch nur der unsichtbare Held desselben war, tritt jetzt in seinem — ihrem Lebenskreise, neben ihr, mit ihr auf; jetzt erst, aus diesem Kreise heraus, nicht aus dem welchen das Drama uns zeigte, erklingt sein Ruf zu Sulamith:

> O die du wohnst in den Gärten,
> Freunde warten deiner Stimme:
> Laß mich sie hören!

Und Sulamith antwortet mit dem liederhaften Refrain, den wir schon zwei mal von ihr hörten:

> Eile, mein Freund, und gleiche der Gazelle
> Oder dem Jungen der Hindinnen
> Ueber die Balsamgebirge.

Die süße, freundliche Gewohnheit des Daseins ist ihnen wieder zutheil geworden — in kunstvoller Einfachheit, wie es begonnen und durchgeführt, wird das Drama geschlossen.

Es ist ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Worts, ein Drama für seine wie erhebende Dichtung für alle Zeit.

Und nun noch einige Worte über die zwei neuesten dramatischen Behandlungen des „Hohen Lied" von Rocke*) und Böttcher**). Es wird nach der vorstehenden Entwickelung erklärlich sein, wenn sich die Auslegung hauptsächlich mit den Reden Sulamith's und den in diese eingeflochtenen Reden beschäftigt; aber es wird kaum erklärlich scheinen, zu welchen seltsamen Resultaten die genannten Ausleger bei diesem Geschäfte gelangt sind. Rocke macht aus der Vision Sulamith's eine „plastische Traumdarstellung", er läßt den „Geist des Geliebten" erscheinen und sich mit ihr im Traume unterhalten. Er sucht dies durch zwei Parallelen zu rechtfertigen, die er einem deutschen und einem — man denke! chinesischen Drama entnimmt. Das deutsche Drama nennt er nicht, und wir sind nicht im Stande zu errathen was für eins er meine; aus der Probe die er davon gibt sieht man daß es jedenfalls höchst moralisch sein müsse, weiter freilich Nichts. Und in dem chinesischen Drama, das er nach einem Berichte des „Ausland" citirt, erscheint einem an der Seite seiner Geliebten schlummernden Jüngling sein böser Dämon und „die Handlung bewegt sich in ähnlicher Weise fort wie ein Traumbild". Wir würden Rocke ohne oder vielleicht trotz dieser Parallelen beistimmen, wenn er uns von Zweierlei zu überzeugen vermöchte: von der innern Nothwendigkeit und von der äußern Darstellbarkeit einer solchen Geistererscheinung. An die innere Nothwendigkeit kann er selbst sehr wenig glauben, denn sonst würde er nicht so auffallend willkürlich bei der Austheilung der Geisterrolle verfahren sein. Oder was ist es anders als auffallende Willkür, wenn er von den beiden Visionen Sulamith's im zweiten und dritten Acte nur bei der zweiten den Geist ihr oder vielmehr den Zuschauern erscheinen und mit ihr sprechen, bei der ersten aber blos sie selbst, ganz sowie wir es nach Ewald verstehend auffaßten, reden und agiren läßt? Statuirt der Uebersetzer diese poetische Eigenthümlichkeit das erste mal, warum ruft er das zweite mal den Geist „in natura" zu Hülfe? Heißt das nicht seiner Fiction allen innern Grund entziehen, wenn er sie unter ganz gleichen Voraussetzungen*) bald eintreten, bald nicht eintreten läßt? Und wozu incommodirt er nun vollends den Geist schon in dem ersten Act, wo er ihn statt Salomo's das reizende Wechselgespräch mit Sulamith wenigstens dem größern Theile nach halten läßt? Man denke sich die Situation: Salomo beginnt seine Schmeichelrede, Sulamith antwortet ihm, indem sie den fernen Geliebten sich vergegenwärtigt, und siehe! auf einmal ist sein Geist da und unterhält sich mit ihr in Salomo's Gegenwart. Natürlich hat der Dichter, weil das denn doch zu unnatürlich wäre, sie vorher entschlummern lassen. Da hätten wir nun das „plastische Traumbild". Fragen wir nach dem Warum, so finden wir keine andere Erklärung als daß Rocke sich die Wechselreden nun einmal als „Phantasien

---

*) Das Hohe Lied, Erstlingsdrama aus dem Morgenlande; oder Familiensünden und Liebesweihe. Ein Sittenspiegel für Brautstand und Ehe. Von G. M. Rocke. Halle, Pfeffer. 1851. 8. 15 Ngr.

**) Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied, dramatisch hergestellt und neu übersetzt von E. Böttcher. Leipzig, Barth. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

*) Ganz gleichen Voraussetzungen, denn der Unterschied daß das erste mal Sulamith ausdrücklich den Geliebten redend einführt, das zweite mal gleich mitten in seiner Rede beginnen läßt, kann schwerlich für diesen Zweck geltendgemacht werden. Wem unsere Erklärung der Aposiopese bei der zweiten Vision nicht genügt, dem überlassen wir sich eine Lücke im Texte zu denken, und er wird sich bei solcher Vermuthung auf eine erst ganz neuerlich aufgestellte Ansicht Ewald's („Jahrbücher", III, 226) stützen können.

des Mädchens" nicht denken kann und es als einen Hauptfehler vieler Ausleger erkennt, daß sie dadurch daß sie „Worte des abwesenden Freundes der Jungfrau in den Mund legen, der ganzen Darstellung das Leben nehmen". Daß er aber, wie schon erwähnt, im zweiten Acte ganz denselben Fehler begeht, daß er so bestimmte Andeutungen des Dichters übersieht, wie die völlige Uebereinstimmung des Anfangs dieses (hier dem Geiste zugetheilten) Lobes der Schönheit Sulamith's mit dem des spätern Lobpreises, den auch Rocke Salomo zuzutheilen nicht umhin kann, daß er endlich damit die poetischste Blüte des Ganzen, die wiederholte Selbstvergegenwärtigung des fernen Geliebten in Sulamith's Geist und Mund, zerstört und so, indem er der Darstellung Leben geben will, ihr die Seele nimmt, das Alles scheint Rocke nicht bedacht zu haben. Noch weniger freilich die Darstellbarkeit seiner Geistererscheinung: die Darstellbarkeit auf einer Bühne in der Zeit des Anfangs aller dramatischen Kunst, insbesondere die Darstellbarkeit des Geistes einer Person in den ersten Acten, welche im Schlußacte dann leibhaftig erscheint. Wir hätten in der That gewünscht über die Lösung dieses Problems, wie eine und dieselbe Person auf der Bühne verschieden, als Geist und als Nichtgeist, darzustellen und wie diese Verschiedenheit dem Zuschauer kenntlich zu machen sei, von Rocke Näheres zu erfahren.

Böttcher hat freilich solche Zweifel seinen Lesern nicht zu erheben gegeben: er greift kühner drein: nicht den Geist, sondern den leibhaftigen Geliebten selbst läßt er von vornherein erscheinen. Vergreift er sich auch nicht wie Rocke darin daß er ihn schon in dem Wechselgespräch des ersten Acts auftreten ließe, theilt er dies vielmehr richtig dem Salomo zu, so ist er desto erfinderischer in seiner übrigen Auslegung, so erfinderisch daß man staunen möchte über die Fülle von Gedanken, Summe von Handlungen, Zahl von Personen die zum Vorschein kommen — in dem Drama der Bibel? nein, in dem Fernglase durch welches Böttcher es uns sehen läßt. Voraus sei bemerkt daß er das vorliegende Gedicht nur als Singspieltext zu einem Drama auffaßt, was die Gespräche und Actionen, die zwischen die vorliegenden Textesworte seiner Ansicht nach fallen, zu suppliren oder wenigstens anzudeuten unternimmt. Motivirt finden wir diese Auffassung nur dadurch daß das Stück sonst zu kurz für scenische Aufführung gewesen wäre. Wir brauchen uns bei der Erwägung dieses Motivs nicht aufzuhalten; es reicht hin die Ausführung selbst zu beurtheilen. Schon bei der Rollenvertheilung verfährt Böttcher ziemlich freigebig: neben den drei Personen die wir kennen läßt er noch Bathseba, des Königs Mutter, ferner die Mutter und endlich die Brüder der Sulamith auftreten. Die letztern Personen verwendet er im Schlußacte, der Mutter des Königs aber theilt er die wiederkehrende Beschwörung an die Töchter Jerusalems zwei mal und außerdem noch ein mal ein paar Worte zu. Wozu er eine so hohe Dame auf die Breter citirt, um sie mit solchen Kleinigkeiten zu incommodiren, ist nicht wohl abzusehen. Den Chor variirt Böttcher nicht wenig: er braucht zweierlei Haremsfrauen (Fürstinnen und Dienstfrauen), ferner Stadtbewohner und Bewohnerinnen von Jerusalem, endlich Landleute, wiederum beiderlei Geschlechts; dazu kommen noch Gefährten des Hirten, bewaffnetes Gefolge der Königin, Bewaffnete und „Räuchernde" im Zuge Salomo's: kurz ein Apparat der selbst für eine heutige Oper recht stattlich zu nennen wäre. Aber freilich mit seinem Libretto würde Böttcher auch einem Meyerbeer zu schaffen machen. Da singt der Chor bald getheilt, bald eine einzelne Stimme aus demselben, bald zusammen, und das Alles Zeile um Zeile, wo nicht halbe Zeile um halbe Zeile; da unterbricht mitten in schmachtender Arie bald dieser bald jener die Singenden mit einer kühnen Wendung oder Deutung der Worte, und was das Schlimmste für den armen Tonsetzer wäre, das Wichtigste geht oft zwischen den Gesangsstücken vor und für die Composition bleibt der Rest. Da kommt z. B. ein Zug Bewaffneter und vertreibt die Befreier Sulamith's; die Königin-Mutter, deren Gefolge jene bildeten, langt an, steigt ab, bespricht mit ihren Begleiterinnen, wie sie jetzt die Geliebte ihres Sohnes zu besuchen gehen und noch in Güte zu gewinnen hoffe u. s. w. Sulamith aber bittet die Wärterin das unterdeß Vorgegangene nicht zu verrathen, und erst da diese ihr zuredet doch Salomo in seiner königlichen Herrlichkeit dem Hirten vorzuziehen, fängt sie an zu singen und singt — zwei Verse. Dann tritt die Königin-Mutter mit Gefolge ein, es folgen „Begrüßungen, Erkundigungen nach dem Befinden und dem Schlafe" (o du Schelm von Dichter!) und wieder kurze Antworten, und dann erst erzählt die Winzerin singend in vier Versen einen Traum; darauf erneuern die Frauen des Gefolgs ihr Zureden, doch dem König zu Willen zu sein (wie psychologisch fein!), ja sie stecken sogar der Wärterin Liebereizmittel zu (wie poetisch zart!); da tritt die Königin-Mutter singend dazwischen mit ihrer Beschwörung an die Töchter Jerusalems — und der Act ist zu Ende. Die Geduld der Zuhörer würde es wol noch früher sein; um die unserer Leser nicht durch weitere Proben von Böttcher's Dichtertalent zu ermüden, das er so bescheiden ist seinem unbekannten Collegen von vor 3000 Jahren zu suppeditiren, wollen wir nur in Kürze den „Hauptfund" desselben erwähnen, den er selbst (S. XVIII) als solchen bezeichnet, und zwar mit der festen Versicherung er werde ihn sich durch keinen Widerspruch entreißen lassen. Er besteht darin daß er den Hirten schon im zweiten Acte dem königlichen Palast als Befreier Sulamith's sich nähern, ihr zurufen, im dritten mit seinen Gefährten wirklich eindringen und sich der Sulamith in Gegenwart Salomo's bemächtigen läßt: Salomo tritt, nach Böttcher's Anweisung, dabei wie betroffen zurück, sieht und hört dann den Liebkosungen des Hirten und der Winzerin ruhig zu (deren Kleider der Hirt beiläufig gesagt von Böttcher nicht blos zu beschauen, sondern selbst zu beriechen angewiesen wird!) und geht erst, nachdem die Küsse und Umarmungen vorüber sind, ohne ein Wort

zu sagen, „nach hinten ab zur Anordnung von Gegenanstalten", worauf die Gefährten des Hirten auf dessen Einladung über das im Nebenzimmer bereitete Hochzeitsmahl „herfallen". Das Heiterste ist nun aber daß im folgenden Acte weder von Gegenanstalten noch von der Befreiung wieder die Rede ist, Salomo vielmehr seine Lockungen (wie wir wissen im verstärkten Maße) versucht, und daß erst gegen das Ende der Hirt ganz ruhig eintritt, der König ebenso ruhig und selbst ohne ein Wort zu sagen, auf Zureden seiner Mutter (da sieht man, warum Böttcher sie in sein Drama aufnahm!) sich zurückzieht und der Hirt mit seiner Winzerin, der er diesmal einen ländlichen Reiseanzug mitgebracht hat, in den Garten geht, wo die Königin-Mutter über das sich umarmende Liebespaar wieder ihr „Ich beschwör' euch, ihr Töchter Jerusalems ꝛc." zu den königlichen Frauen ausspricht. Wir müssen gestehen, Böttcher versteht es die Zuhörer wieder auszusöhnen: was er am Außenwerk der Handlung zurückthat, ersetzt er mehr als zu sehr an der Kindlichkeit des innern Gedankens derselben. Er schneidet die classisch-schönen und erhabenen Monologe Sulamith's, in denen sie ihre Visionen und Träume vorführt, in Stücke und flickt aus diesen bunten Fetzen und seinen eigenen poetischen Erfindungen ein dramatisches Lappenwerk zusammen, das weder modern noch antik, weder bühnengerecht noch poetisch, am allerwenigsten aber Das ist was der Gedanke des „Hohen Lied", der unverkennbare, zu seiner Gestaltung verlangt. Dieser Gedanke: die Veranschaulichung der tiefinnersten Liebestreue in der Seele der getrennten, allen Verführungskünsten preisgegebenen Geliebten, kann er anders ausgeprägt werden als durch die tiefinnerste Wiederspiegelung dieses reinen Seelenlebens in dem steten, dem sich hebenden und der gesteigerten Lockung gegenüber sich gleichfalls steigernden Erinnern an den fernen Geliebten? Und Böttcher läßt ihn kommen und sie herzen und küssen — nein, Herr Böttcher! das ist schlimmer als eine Blume lackiren um sie zu verschönern, das heißt eine Rose zerzupfen, ihre Blätter mit bunten Papierschnitzeln vermengt aufreihen und wenn man das Ding zusammengeflochten hat, ausrufen: Seht, welch ein schöner Kranz! welch ein „Hauptfund!"

Böttcher hat seine Restaurationsmethode auch an dem „Gesange der Debora" (Buch der Richter, Cap. 5) erprobt: er hat auch diesen mit einem Personale von zwei Hauptsängern, drei weiblichen Nebenrollen und vier, sage vier Chören „dramatisch hergestellt". Unsern Lesern wird so wenig als uns gelüsten Böttcher in diesen zweiten Irrgarten zu folgen: eine einfache Lecture des angeführten fünften Capitels in der Luther'schen Bibelübersetzung wird ihnen mehr Genuß dieses Dichtwerks und dabei die sofortige Ueberzeugung gewähren daß es aus zwei verschiedenen, aber sicher Nichts weniger als dramatischen Siegesliedern besteht.

Hermann Schletter.

Georg Wilhelm Keßler.

Leben des königlich preußischen Wirklichen Geheimen Rathes Georg Wilhelm Keßler, Biographen Ernst Ludwig Heim's. Aus seinen hinterlassenen Papieren. Mit Keßler's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das „Leben des königlich preußischen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim" von G. W. Keßler (2 Thle., Leipzig 1835) ist so allgemein als eine der trefflichsten deutschen Lebensbeschreibungen anerkannt, der, was das Interesse des Gegenstandes und die Würde der Behandlung anlangt, wenige gleich kommen, daß das Werk in seiner zweiten mannichfach bereicherten Auflage 1846 als zweiter Band der bei F. A. Brockhaus erscheinenden „Volksbibliothek" mit vollem Recht den kurzen volksmäßigen Titel: „Der alte Heim" annahm. Hat diese in jeder Beziehung meisterhafte Arbeit nicht wenig dazu beigetragen, die in Berlin seiner Zeit jedem Kinde bekannte Gestalt des „alten Heim" auch im übrigen Deutschland zu einer vielgenannten und volksthümlichen zu machen, so verdiente wol schon aus diesem Grunde das Andenken des gediegenen Mannes dem wir jene Darstellung verdanken in selbständiger und ausführlicher Schilderung für die Nachwelt aufbewahrt zu werden. Es kommt hinzu daß Keßler selbst in der engsten Verbindung mit dem alten Heim gestanden und sein Lebensgang manche Aehnlichkeit mit dem des Letztern hat. Heim's Landsmann und Verwandter ist Keßler wie jener in engen, aber höchst eigenthümlich anziehenden Verhältnissen aufgewachsen, durch eigene Kraft und Tüchtigkeit zu bedeutender Stellung und Thätigkeit emporgestiegen, verheirathet mit einer Tochter, dann in zweiter Ehe mit einer Nichte Heim's; so erscheint Keßler's Leben fast wie eine Fortsetzung der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung Heim's. Schon dieser Umstand daß so von dem gleichen Boden aus, aus demselben Familienkreise heraus zwei sich eng aneinander anschließende Lebensbeschreibungen erscheinen, deren ältere sich in der zweiten fast unmittelbar fortsetzt und durch diese vielfach ergänzt wird, dies Alles muß ein ganz eigenthümliches geistiges und gemüthliches Interesse auch für Keßler's Biographie erregen. Und dieses Interesse kann sich nur steigern, wenn man schon nach flüchtigem Anblicke des Buchs findet daß es mit derselben Treue, Wahrhaftigkeit und ich möchte sagen Offenherzigkeit geschrieben ist wie sein natürliches Vorbild. Zwar ist die Hand nicht genannt welche dieses Bild voll Leben und voll Liebe gezeichnet hat, aber auch ohne dieselbe zu kennen muß der Leser sehr bald zu der Gewißheit kommen daß nur das innigste Zusammenleben mit dem Geschilderten, nur die volle Innigkeit gemüthlicher Theilnahme verbunden mit treuester Wahrheitsliebe diese Schilderung hat entwerfen können. Ist es schon wohlthuend ein von gemüthlicher Seite so reiches Lebensbild Schritt für Schritt zu verfolgen, so hat dasselbe doch auch noch von anderer Seite ein bedeutsameres Anrecht auf allgemeine Beachtung: Keßler hat in ernster und schwieriger Zeit eine vielseitige und einflußreiche Thätigkeit entfaltet, und so ist seine

Lebensbeschreibung zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zu der innern Geschichte des preußischen Staats von 1806 an bis zu dem letzten Thronwechsel, der an Gehalt noch dadurch gewinnt daß wir ihn in vielfacher Berührung mit den namhaftesten seiner Zeitgenossen finden.

Georg Wilhelm Keßler war am 24. März 1782 in dem meiningischen Dorfe Herpf geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Die ersten Jugendjahre verlebte er an dem waldigen Abhange hoher Vorberge der Rhön in Wald und Feld inmitten einer wohlhabenden, sittlich-gesunden Landgemeinde; hier erhielt sein Charakter die unverwüstliche Grundlage einer gewissen Naturwüchsigkeit im besten Sinne des Worts. Nach dem frühen Tode des Vaters, welchem die Mutter schon nach wenigen Jahren nachfolgte, wurde seine Erziehung hauptsächlich von seinem Oheim, dem Advocaten Heim, dem Bruder des „alten" Heim, und dessen höchst eigenthümlicher Gattin geleitet, einer Familie welche alle Leser des „alten Heim" sofort in wohlbekannte Kreise einführt. Lebhaften und thätigen Antheil an dem früh verwaisten Knaben nahm auch der Herzog Georg von Meiningen, dessen echt landesväterliches Andenken immer wieder erneuert zu werden verdient. Wie unmittelbar der treffliche Fürst in das Leben seiner Umgebung eingriff, wie wundersam er dabei militairische Zucht und liebevollste Milde verband, mag folgender Vorfall zeigen: Keßler war einem Geistlichen zu leiblicher und geistiger Pflege übergeben, aber namentlich mit der erstern so wenig zufrieden daß er sich bei seiner Tante beklagte und auf deren Rath einen etwas derben Protest gegen schlechte Kost einlegte; der Geistliche verklagte ihn darüber unmittelbar beim Herzog. Keßler erzählt:

„Se. Durchlaucht ließen mich sofort selbst holen, ohne weitere Vertheidigung wurde ich mit einigen Ohrfeigen von hoher Hand bestraft und dem alten ehrlichen Zeuner (Kammerhusar) übergeben, der mich auf die Schloßwache bringen mußte. Dort sollte ich nach des Herzogs eigenen Worten einige Tage versuchen wie das Commisbrot schmeckte." Inzwischen hatte sich der Vorfall rasch durch die kleine Stadt verbreitet. Hofrath Heim ging sogleich zum Herzog. Dieser wollte ihn unter allerlei Vorwänden nicht annehmen; der wackere Mann ließ sich aber schlechterdings nicht abweisen und drang endlich ein. Als Vormund und Verwandter erklärte er, wie Georg's ganzes Geschick und vornehmlich seine öffentliche Ehre ihm zunächst am Herzen liegen müsse. Da derselbe noch ein Knabe und Schüler des Gymnasiums sei, so könnten etwaige Vergehungen nur von ihm, dem Vormund, oder von den Lehrern im Wege der Ordnung untersucht und bestraft werden u. s. w. Heim stützte hierauf seinen Antrag, den Knaben sofort seiner Haft zu entlassen. Der Fürst erwiderte: Herr Heim könne ihn zurücknehmen und mit ihm machen was ihm beliebe, er, der Herzog, wolle mit dem ungezogenen Jungen Nichts mehr zu thun haben. Herr Heim entgegnete: er müsse darauf dringen daß der Herzog den Knaben nicht bei dieser Gelegenheit seiner Pflege entlasse. Wolle der Herzog dies später aus freien Stücken thun, so könne er dagegen Nichts einwenden. Diese Foderung müsse er zum Schutze des Rufes seines Mündels stellen, umsomehr als weder er noch irgend Jemand von den Angehörigen des Knaben jemals von dem Herzoge die Gnade erbeten hätte die er ihm bisher erwiesen. Das Ergebniß dieser Vorstellung an den raschen und oft leidenschaftlichen, übrigens aber herzensguten Fürsten, der sich als wirklicher Hausfreund der Heim'schen Familie fühlte, war daß er noch an demselben Abend nach der Rückkehr von einer Spazierfahrt vor der Wache abstieg und in eigener hoher Person den gefangenen Georg aus der Wache holte.

Keßler lebte seitdem bis zum Abgange auf die Universität in dem Hause des Oheims, dessen große Geselligkeit und Gastfreundschaft den Knaben früh an den Verkehr mit bedeutenden Menschen gewöhnte; die eben mitgetheilte Probe mag zum Beweise dienen daß diese Jugendgeschichte mit manchen lebensvollen, der Aufbewahrung werthen Einzelzügen durchflochten ist. Nachdem Keßler von Ostern 1800 an in Jena die Rechte studirt hatte, trat er durch Vermittelung seiner Tante und des alten Heim eine Hofmeisterstelle in Berlin an, und schon hiermit eröffnete sich ihm die Aussicht zu dereinstigem Eintritt in den preußischen Staatsdienst. Noch hatte er in zwei verschiedenen Häusern harte Jahre durchzumachen, ehe er dies Ziel erreichte. Endlich am 4. Juni 1806 bestand er seine erste Staatsprüfung, aber sein wirklicher Eintritt in den Dienst fiel mit dem Zusammensturz des preußischen Staats durch den Tag von Jena zusammen, und das erste Geschäft des angehenden Referendarius war Theilnahme an der Verpflegungscommission welcher die Besorgung der französischen Einquartierung oblag; so hatte das ohnedies stark ausgeprägte Nationalgefühl des Jünglings reichliche Gelegenheit an entschiedenem Gegensatz zu erstarken. Eine heitere Zwischenzeit war eine Schweizerreise welche Keßler im Sommer 1808 mit dem ihm von früher nahe befreundeten Prinzen Max von Neuwied und einigen andern Freunden unternahm; er selbst ließ eine Beschreibung derselben in Briefen 1820 erscheinen, und mit Recht finden wir hier ausführliche Auszüge aus denselben aufgenommen, die sich durch Frische und Wärme der Darstellung den besten derartigen Arbeiten vollkommen an die Seite stellen. Eine andere literarische Arbeit die in dieselbe Zeit fällt und wenigstens theilweise gedruckt wurde war die Uebersetzung mehrer Shakspeare'scher Dramen. Nach seiner Rückkehr wurde Keßler der Regierung in Potsdam zugetheilt; sein Präsident von Vincke bewies ihm sein Wohlwollen durch Uebertragung wichtiger Arbeiten; unter seinen Mitarbeitern war er besonders mit Friedrich von Raumer eng befreundet. Am 13. September 1810 bestand er das Examen zum Assessorat, und schon nach vier Wochen erfolgte mit unerhörter Schnelligkeit seine Ernennung zum Regierungsrath. Der regelmäßige Verlauf seiner mehr und mehr gesteigerten Geschäftsthätigkeit wurde nur im März 1812 durch seine Verheirathung mit des alten Heim vierter Tochter Auguste unterbrochen.

Bald aber nahte der Umschwung der Dinge, an dem sich Keßler mit aller Kraft seiner Seele betheiligte. Obgleich seine Frau ihrer ersten Entbindung nahe war, trat er einer der Ersten bei der Landwehr ein, wurde zum Lieutenant gewählt und war fest entschlossen alles Ungemach des Kriegs zu theilen. Bald jedoch wurde er vom eigentlichen Waffendienst abberufen und zu mancherlei geschäftlichen Commissionen, Verpflegungsgeschäften und

dergleichen verwendet. Keßler selbst hatte über diesen Theil seines Lebens eine ausführliche Denkschrift verfaßt in der Absicht sie drucken zu lassen; seine Freunde riethen dringend davon ab, da eine Veröffentlichung seiner unumwundenen Urtheile nicht ohne Verdruß, ja wol ohne Unannehmlichkeiten bleiben dürfte. Leider ist diese Denkschrift auch in die vorliegende Biographie nur auszugsweise aufgenommen. Es heißt darüber S. 154:

Weniger die Besorgnisse fürchtend daß Verdruß und Proceß die Folge von einer Veröffentlichung werden könnte, müssen wir doch zugeben daß sich Keßler's Denkschrift nicht zu einem öffentlichen Nachweise von Kriegsereignissen eignete. Er erzählte seine Erlebnisse zu weitläufig, vermischte damit zuweilen nur die engere Familie angehende Details aus treuester Anhänglichkeit an die Seinen, an die seine Berichte vom Kriegsschauplatz gerichtet und deren Erwiderungen und Mittheilungen aus der Hauptstadt er darin aufgenommen hatte.

Ich kann diese Bedenken nicht gerechtfertigt finden, glaube es vielmehr beklagen zu müssen daß uns die erwähnte Denkschrift nicht vollständig mitgetheilt ist. Es können über jene Heldenzeit gar nicht genug Mittheilungen der Mitlebenden und Mithandelnden zum Gemeingut gemacht werden, und je genauer und tiefer dieselben in das Einzelnste eingehen, desto größer ist ihr Verdienst. Gerade Keßler's kernige Natur, die Nichts übertüncht und verflacht, klingt durch die hier mitgetheilten Auszüge so gesund und prächtig durch daß man in dem Vorenthaltenen weit eher eine Beeinträchtigung zu sehen geneigt ist, als man den vollständigsten Abdruck „zu weitläufig" gefunden haben würde. Unter Anderm wurde Keßler im December 1813 den russischen Belagerungstruppen vor Hamburg als preußischer Commandirter beigegeben, wo er bis in den Juni des folgenden Jahres ausharren mußte. Ist hier schon das Mitgetheilte höchst anziehend und lehrreich, so könnte sich dies durch größere Vollständigkeit nur steigern, und würde dieselbe den Gegensatz zwischen dem damaligen Preußenthume und Russenthume in ein der deutschen Sache nur förderliches Licht stellen helfen.

Ich begnüge mich in Folgendem den weitern Lebensgang Keßler's nur in aller Kürze anzugeben: Im Jahre 1816 wurde er auf Vincke's besondern Betrieb als Regierungsdirector nach Münster, 1819 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. d. O. versetzt, wo ihm der nach langem Kränkeln erfolgte Tod seiner ersten Gattin eine trübe Zeit bereitete; eine ganz neue und nicht willkommene Stellung wurde ihm 1825 übertragen durch die Ernennung zum Director des Consistoriums und Schulcollegiums der Provinz Brandenburg, die er jedoch, durch den bekannten Agendenstreit auf das unangenehmste berührt, schon im Herbst desselben Jahres mit der Direction der Domainen- und Forstverwaltung im Finanzministerium und dem Titel eines Geheimen Oberfinanzraths vertauschte. Auch diese Stellung wurde ihm völlig verleidet durch den Tod des Ministers Maaßen im Herbst 1834, aber erst ein volles Jahr später bot sich ein auch gerade nicht erfreulicher Ausweg durch seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Arnsberg. Hier hat Keßler bis zum April 1845 gewirkt; der Tod seines Freundes und Vorgesetzten, des Oberpräsidenten von Vincke, und eigene Kränklichkeit ließen ihn um seinen Abschied einkommen, der ihm mit der ehrendsten Anerkennung gewährt wurde. Er starb in Berlin am 18. Mai 1846.

Diesen dürftigen Umriß äußerer Lebensverhältnisse auch nur einigermaßen auszuführen kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein. Doch ist wol hervorzuheben daß Keßler eine nicht unbedeutende Stellung in jener eigenthümlichen Opposition einnahm, welche in dem vormärzlichen Preußen von äußerlich und innerlich gleich hochstehenden Staatsbeamten ausging. In diesem Sinne arbeitete er 1818 auf Hardenberg's Veranlassung ein lediglich zu den Acten genommenes Gutachten über die Einführung einer Ständeverfassung aus, welches „vielleicht nur dazu gedient haben mag ihn als einen dem Fortschritt allzu sehr geneigten Mann zu bezeichnen"; in diesem Sinn sprach er sich kräftigst über die Thorheit der weiland Demagogenriecherei aus; in diesem Sinne war seine Freundschaft mit Männern wie Vincke und Schleiermacher begründet. Eine Darstellung dieser höchst eigenthümlichen und folgenreichen Erscheinung in dem neuern preußischen Staatsleben ist aber um so dankenswerther, je spärlicher die Mittheilungen sind, die bisher über dieselbe und namentlich aus dem Kreise der Nächstbetheiligten zur Veröffentlichung gelangt sind. Und so möchte man selbst wünschen daß es in der vorliegenden Biographie möglich gewesen wäre noch erschöpfender auf Keßler's Amtsleben einzugehen als es der Fall ist, aber auch so ist das Gebotene höchst dankenswerth. Hat das Buch so selbst seine geschichtlich-politische Bedeutsamkeit, so ist es auch sonst reich an dem fesselndsten Stoffe für jeden Leser, der sich an der allseitigen Schilderung einer tüchtigen, kerngesunden, durchaus edeln Natur zu erfreuen vermag und deshalb auch die Einzelheiten ihres Privat- und Familienlebens mit Theilnahme verfolgt.

Es ist eine eigenthümliche, aber leicht erklärliche Erscheinung daß unter den werthvollern Erzeugnissen der deutschen Literatur in den letzten Jahren Biographien unserer großen Männer fast obenanstehen und weitere Arbeiten gleicher Art mit Sehnsucht erwartet werden. War Keßler auch kein Stein oder York, kein Schön oder Gneisenau, so war er doch ein ganzer Mann, und wer jetzt mehr als je das Bedürfniß fühlt sich die Bilder ganzer Männer frisch und lebendig zu erhalten, der wird nicht umsonst nach Keßler's in jeder Beziehung sehr empfehlenswerther Lebensbeschreibung greifen.

W. A. Passow.

Rückreise von Java nach Europa mit der sogenannten englischen Ueberlandpost im September und October 1848 von Franz Junghuhn. Aus dem Holländischen übertragen von J. K. Haßkarl. Mit 4 Ansichten und 2 Karten. Leipzig, Arnold. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine recht angenehm unterhaltende, vielseitig belehrende Lecture. Das Buch ist ganz dazu geeignet einen großen Kreis

von gebildeten Lesern für sich zu gewinnen. Es erzählt mit der bekannten holländischen gemüthlichen Ausführlichkeit, ohne lästig zu werden durch ermüdende Breite und hochtrabende Gelehrsamkeit; es gibt überall nur Wahrheit, aber immer in einem ansprechenden Gewande, ja nicht selten sogar in poetisch-schöner Form; es beherrscht seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und selbständiger Erfahrung, hütet sich aber vor Ueberfülle und bleibt überall dem Grundsatz getreu: Nie mehr als das wirklich Nothwendige.

Der gelehrte Verfasser hatte seit 1835 als Offizier van Gezondheid der holländisch-indischen Armee auf Java gelebt, war daneben im Auftrage der Regierung ämsig bemüht gewesen die große und überall interessante Natur dieser und der andern Sundainseln gründlich zu erforschen. Volle 13 Jahre hatte er dieser schwierigen zweifachen Berufspflicht zu genügen gestrebt, als er fühlte daß der ewig dauernde heiße Sommer der Tropenwelt seinen Körper verzehrt und seinen Geist erschlafft hatte. Er war klimakrank und sehnte sich nach der Heimat, nach der allein helfenden wechselvollen Kühle seiner geliebten Niederlande. Ein Urlaub nach Europa war aber nicht so leicht zu erreichen wie man ihn wünschte, daher entschloß er sich seinem siechen Körper dadurch Erleichterung und wo möglich auch Heilung zu verschaffen daß er sich oben auf dem Gipfel des 6000 Fuß hohen Gunung-Tangkuban ansiedelte und hier in einer mittlern Temperatur von 12 — 13° R. einige Monate verlebte. In der kühlen Frische dieser hohen Region erholte sich der welke Körper und in die ermattete Seele kehrte neue Willenskraft zurück; daher kam denn auch der schon lange im Stillen genährte Entschluß, das ewig heiße Tropenland auf einige Jahre zu verlassen, zur Reife. Ohnehin zogen die auf Java eben einlaufenden Nachrichten von Europas revolutionnairer Bewegung die Aufmerksamkeit sehr stark auf sich und trugen gewiß nicht wenig dazu bei, den Wunsch zur Rückkehr ins Vaterland recht lebhaft zu machen. Das Gesuch um Urlaub ward von der Regierung zu Batavia genehmigt und der Tag der Abreise bestimmt. Doch nun erst wo eine Trennung von Indien so nahe bevorstand, fühlte er stark wie schwer es ihm ward Abschied zu nehmen. Java war ihm durch seinen 13 Jahre langen Aufenthalt zu einer zweiten Heimat geworden. Ehe er den bewaldeten Berggipfel, auf welchen er sich eine Hütte gebaut hatte, verließ, sah er noch ein mal hinab in das weite Kesselthal des Kraters und darüber hinaus in das immergrüne Land von Krawang bis zum Spiegel des Meers. „Es war", sagt der Verfasser, „ein Bild schöner majestätischer Ruhe, vergleichbar mit dem menschlichen Gemüthe das in Frieden lebt. Dicht an unsern Füßen aber lag der weite, wüste Schlund des Kraters und dieser erinnerte an die Leidenschaften der Menschen, wenn diese in Wuth ausbrechen, sich selbst und ihre Werke zerstörend. Zwar lag auch der Mund des Vulkans jetzt in tiefer Stille da, auf der Kraterwand zu unserer Linken lächelte lieblich der erste Sonnenschein und ließ grell den Schatten erkennen von einigen Falken die langsam und friedlich über den weiten Raum hinüberschwebten. Nichts als das Echo hallte wieder wenn man hinabrief oder einen Stein in die Tiefe warf, alles Andere war still. Aber die Kahlheit der Felsen, die Hunderte von Fußen hoch emporstarrten, die hingestreckten Wälder und schwarzgebrannten Baumstämme des äußern Gehänges, die bleiche Farbe der Asche wovon Alles überschüttet war, die Abwesenheit aller Vegetation im Innern, der völlig nackte Grund, aus dem man bei genauer Betrachtung doch noch Dämpfe emporsteigen sah, dies Alles rief dem Reisenden warnend zu: Traue dieser Ruhe des Kraters nicht, denn sie gleicht mit der schönen belebten Natur umher ganz dem menschlichen Gemüth und dem Leben der Völker, das leicht durch Leidenschaft getrieben wird sein eignes Glück zu vernichten... Dennoch konnte ich diesen Berggipfel nicht verlassen ohne ein wehmüthiges Gefühl. Sind doch die Kraterthäler die schönsten auf Java und von allen Landschaften der Insel am reichsten an malerischer Abwechselung ... und hatte mich doch eine lange Reihe von Jahren mit allen diesen Kratern auf Java so vertraut gemacht daß sie mir lieb geworden waren wie eine zweite Heimat. Daher war es mir unmöglich von diesem Berge, dem letzten den ich vor meiner Rückkehr nach Europa ersteigen sollte, Abschied zu nehmen und ihm das «Lebt wohl, ihr Berge!» zuzurufen, ohne den heimlichen, aber innigen Wunsch zu empfinden: Auf Wiedersehen."

Der Verfasser erzählt dann noch daß er einen geliebten Freund und Collegen Dr. Schwaner auf Java zurückgelassen habe, welcher mit dem Erforschen der Insel Borneo beschäftigt gewesen sei; und der Uebersetzer bemerkt hierbei daß dieser Freund ein deutscher in Bonn gebildeter Naturforscher gewesen, aber leider im vorigen Jahre gestorben sei.

Die Abfahrt erfolgte den 28. August 1848 aus der Rhede zu Batavia. Bis Singapur begegnete den Reisenden nichts Merkwürdiges. In den Hafen dieser Stadt fuhren sie bei Nacht und waren genöthigt in dem vor Anker gelegten Dampfschiffe den Anbruch des Tags zu erwarten. Sie waren voll Neugierde diese seit 1819 so weltberühmte Handelsstadt zu sehen, welche den Hauptstapelplatz zwischen Britisch-Indien und China ausmacht. Die aufgehende Sonne zeigte ihnen ein schönes Bild der Schöpfung von Sir St. Raffles. „Wir sahen fast lauter zweistöckige Häuser, von denen einige weiß, andere gelblich angestrichen waren; hübsche Wohngebäude mit Balconen oder Estraden die auf Säulen ruhen; kleine zierliche Paläste, zwei Kirchen mit Thürmchen, Packhäuser mit Bogengängen dichtgedrängt reihten sich aneinander und bildeten eine langgedehnte Gruppe, die sich unmittelbar auf dem halbmondförmigen Strande zu erheben schien.... Von den schattig-kühlen Fruchtbäumen javascher Dörfer und den Tausenden von Cocospalmen, deren Wipfel dort aus den Gewölben der Laubbäume hervorragen, war Nichts zu sehen; die Pflanzennatur in und um Singapur war kahler, baumleerer; aber eben darum hatte der Ort ein vielmehr städtisches, europäisches Ansehn als das fast überall in Fruchtbaumwaldungen versteckte Batavia."

Unser Reisender verweilte vom 1. bis zum 8. September zu Singapur, wo er mit der von Kanton kommenden „Braganza" seine Heimreise weiter fortsetzte. Er hatte also Gelegenheit den Ort und die Umgegend genau zu prüfen, und die ausführliche interessante Beschreibung des Buchs liefert den Beweis daß er dieselbe nicht ungenutzt vorübergehen ließ. Die Fahrt ging dann ohne Unterbrechung bis Ceylon weiter. Hier landeten die Passagiere, um von einem noch viel größern Dampfschiffe mit noch viel mehr Gefährten weiter befördert zu werden. Sie landeten um 1 Uhr Morgens im Hafen der Festung Point-de-Galle und erfuhren daß das Fahrzeug, welches sie über Aden nach Suez bringen sollte noch vor Anbruch des Abends abreisen würde; daher blieb ihnen nur wenig Zeit zur Besichtigung dieser Hauptfestung von Südceylon. Wir wollen unserm Verfasser auf einen Augenblick selbst das Wort lassen. „Ich setzte mich in einen singalesischen Kahn und fuhr — — aber halt, das ging nicht so schnell, denn viele Dutzende von solchen größern oder kleinern Kähnen umwimmelten das Schiff und ihre Führer stritten sich um die Ehre, einen Passagier für ½ — 1 Gulden ans Land zu bringen. Es war ein ohrbetäubendes Geschrei von Stimmen die sich miteinander verwirrten, ebenso wie die Kähne die mit ihren Seitenstangen oder Segeln in Wirrwarr geriethen, und man lief große Gefahr bei dem Ueberspringen von dem einen auf den andern ein Bein zu brechen, ins Wasser zu fallen oder zwischen den Kähnen zerquetscht zu werden.... Am Ufer angekommen sahen wir Hunderte von neuen Plagegeistern auf dem Hafenkopfe bereit stehen uns zu empfangen. Es waren eingeborene und fremde Kaufleute, meistens arme Lumpe oder Straßenbuben, von denen jeder etwas in der Hand oder in einem Sacke hielt, um es dem Reisenden zu verkaufen oder besser gesagt aufzudringen.... Man schreitet von der Land-, d. i. Nordseite her unter hohen, gewölbten Thoröffnungen durch die alten Backsteinmauern und Wälle der Festung und gelangt ins Innere der Stadt, deren Straßen vom höchsten Punkte des Hügelwulstes auf welchem sie erbaut ist

sich am stärksten nach Süden, der See zu, herabsenken. Sie enthält keine ausgezeichneten Gebäude und die meisten Häuser sind klein, einstöckig und fast alle von Stein. Ich habe wenig Leben und Verkehr, auch keine großen Kaufläden oder Packhäuser bemerkt, und glaubte hieraus schließen zu dürfen daß Punto-Galle seine alte Größe als Handelsstadt verloren und nur erst seit der Einrichtung der Landmail, als Station für die Schiffe zwischen Indien und Arabien, eine erneuerte Wichtigkeit erhalten habe. Interessanter als das Innere der Stadt war mir der Anblick der flachen Gegend der Inseln, welche die Stadt nord- und nordostwärts begrenzen und mit einer allerüppigsten (angepflanzten) Vegetation bedeckt waren. Von Hochwaldung sah ich keine Spur, aber das Gehänge der Hügel und noch mehr das flache Gestade rund um die Bai und die Stadt waren mit ungeheuern Waldungen der Cocospalme bedeckt, die man nicht übersehen konnte. Welche dichte Zusammengruppirung von schlanken säulenförmigen Stämmen, welche dunkle Schatten zwischen den 70—100 Fuß hohen Säulchen tief unter den rauschenden Wedeln, welche an Urwald gleichende Palmenwildniß, welche Verwirrung von in allen Richtungen durcheinandergeworfenen, senkrechten, überhängenden und ganz niedergestreckten Stämmen! Ich mußte gestehen daß ein solcher Cocoswald, eine solche ununterbrochene, Tagereisen weit reichende Ausdehnung von dichtgedrängten Palmen auf Sumatra und Java nicht anzutreffen ist."

Von Point-de-Galle fuhr das Dampfschiff, welches unsern Reisenden weiterbrachte, ohne Aufenthalt und ohne weitere merkwürdige Ereignisse bis Aden. Unterwegs richtete der Verfasser seine Aufmerksamkeit auf die Insel Socotora, an welcher das Schiff in der Tageshelle vorbeifuhr. Alles was er von der Insel zu Gesicht bekam war nackter Fels, von aller Vegetation, von allem Leben entblößt. Dieser öde, todte Anblick wirkte auf unsern Reisenden, der jahrelang in der üppigen Fülle einer indischen Natur gelebt hatte. „Bald", sagt der Verfasser am Schlusse der Beschreibung dieses Bancani des Vasco de Gama, „war die wüste Insel mit ihren Bergen nur noch ein Schattenriß und verschwand endlich ganz in der Nacht, während wir in der Finsterniß dahindampften. Die See war unbewegt und das Meerwasser dunkel, mit Ausnahme einzelner runder Stellen die einen schwachen Lichtschein vonsichgaben, und mit Ausnahme von kleinen Körpern die hier und da mit großer Schnelle, gleichsam zuckend, durch das Wasser fuhren und in schlangenförmigen oder gezackten Linien hellleuchtendes Licht verbreiteten. So oft diese Körper, wahrscheinlich Fische, sich bewegten, so oft glaubte man Blitze in der Tiefe des Meers aufzucken zu sehen, und wenn diese Blitze, wie oft geschah, in Millionenzahl auf ein mal aufflammten, so gewährten sie in der That, da Alles umher so dunkel war, ein prachtvolles Schauspiel. Erst um 11 Uhr wurden zu unserer Rechten wieder Gestalten sichtbar, die dunkler waren als der nächtliche Himmel. Wir hatten uns der gebirgigen Küste Arabiens genähert, die wir nun entlang fuhren. Einzelne Lichter wurden am Abhange dieses gebirgigen Landes sichtbar; nachher sahen wir auch Schiffe mit Lichtern und um 12 Uhr ließen wir unsere Anker fallen."

Bei dem Erwachen am andern Morgen sahen sie sich auf allen Seiten von waldlosen wüsten Bergen umschlossen. Das Schiff lag in der westlichen Bai der Halbinsel Aden, der sogenannten Backbai, vor Anker. Der Verfasser hat sich für diesen berühmten Landungsplatz recht lebhaft interessirt. Er gibt außer einer sorgfältigen Beschreibung auch noch eine topographische Karte und eine perspectivische Abbildung davon. Für die Leser welche über Stadt, Festung und Hafen der Halbinsel Aden eine genaue Unterweisung zu haben wünschen bringt das Buch die schönste Befriedigung. Auch für Geologen hat der Verfasser gesorgt, und das ist vielleicht der wichtigste Punkt der Beschreibung dieser Küstenstrecke Arabiens. Die verschiedenen Felsarten welche der Verfasser von hier mit heimgebracht hat werden jetzt im Museum zu Leyden aufbewahrt. Es ist bekannt daß 1839 die Engländer mit dem damaligen Sultan des Abd-Ali-Stamms, zu dessen Herrschaft Aden gehörte, um die Abtretung dieser Halbinsel unterhandelten, daß einige Zeit darauf der Sultan die geschlossenen Contracte treulos brach und die Engländer genöthigt waren, sich ihr Recht durch die Gewalt der Waffen wieder zu erringen. Seitdem ist Aden den Engländern ein zweites Gibraltar geworden und dient übrigens auch noch als Hauptstation für die Dampfschiffe der sogenannten Landmail zwischen Indien und Aegypten. Kolossale Festungswerke sind seit dieser Zeit aus den Felsen herausgewachsen. Wenn früher die Zahl der Einwohner sich höchstens auf 1000 erstreckte, so ist sie jetzt auf 20,000 gestiegen, wovon mehr als die Hälfte Araber sind und 3—4000 Mann Militair. Die Hoffnung, den berühmten Kaffeehandel von Mochha nach Aden zu ziehen, hat sich noch nicht erfüllen wollen, indeß ist sie noch nicht ganz aufgegeben; auch blüht Aden als Stapelplatz für den indischen und arabischen Handel von Jahr zu Jahr besser empor. Das Leben in dieser unfruchtbaren, thierarmen und wasserlosen Wüste mag entsetzlich genug sein. Die schon vor vielen Jahrhunderten gegrabenen Brunnen sind wieder aufgeräumt und geben merkwürdig genug sehr reichliches und gutes Wasser. Es ist interessant den Verfasser selbst hierüber zu hören. „Sowie es nur höchst selten regnet, so ist auch kein Bach, keine Pfütze, kein Tropfen Wasser auf der Oberfläche der Halbinsel zu finden. Nur in künstlich gegrabenen Brunnen, deren mittlere Tiefe 40 Fuß beträgt, sammelt sich ein nicht nur trinkbares, sondern auch vortreffliches Wasser an. Solche an ihrer obern Oeffnung mit einer niedrigen Mauer umgebene Brunnen findet man im Kesselthal und dessen Umgebung 350 an der Zahl. Von diesen sind die meisten alte, von den frühern Bewohnern Adens gegrabene Brunnen, welche von den Briten seit 1839 nur wieder aufgeräumt wurden. Sie liegen sämmtlich am Fuße hoher Bergjoche und sind, wie ich gesehen habe, mehr in Gereibsel als in compacten Felsmassen eingegraben. Ihren Reichthum an Wasser, der das ganze Jahr hindurch unveränderlich ist, hält Malcolmsen in einem so trocknen Lande wie dieses nur durch Zufluß in unterirdischen, heberförmigen Gängen aus den Gebirgen Arabiens und durch hydrostatischen Druck für erklärbar, auf gleiche Art wie die Bildung Artesischer Brunnen möglich ist. Ich lasse diese Hypothese von Tagereisen weitem unterirdischen Zufluß dahingestellt sein und bemerke nur Folgendes. Da über Tag die Hitze sehr groß ist, so steigen aus dem Meere, das die Halbinsel auf allen Seiten umflutet, viele Dünste auf; da aber die Abkühlung während der Nacht wieder desto stärker wird und oft einen Unterschied von 30° mit dem Maximum der Tageswärme bildet, so fällt jede Nacht ein starker Thau, der durch die Gereibselmassen, die einen großen Theil der Halbinsel bilden, und durch die zerspaltenen Felsen hindurchsickert und sich in der Tiefe, in welcher er auf undurchklüftete Felslagen stößt, zu Wasser anhäufen muß. Dazu kommt noch daß nach Malcolmson's eigenem Bericht die Luft vom October bis März während des Nordostmussons feucht ist, daß die Berggipfel alsdann oft in Wolken gehüllt sind, ja daß es in den Monaten November, Januar und Februar zuweilen regnet...." In Hinsicht des geologischen Baus der Halbinsel stimmt unser Verfasser ziemlich genau mit den Ansichten der Engländer Malcolmson und R. Forster überein, nur ist er nicht der Meinung daß das Kesselthal worin die Stadt Aden liegt ein erloschener Krater und die ganze Halbinsel ein ehemaliger submariner Vulkan sei. Jener Thalgrund habe allerdings eine Trog- und Kesselform, auch seien die Gehänge welche ihn umgeben an mehren Seiten wandartig steil; indeß bildeten die Gehänge auch auf der vom Kessel abgewandten Seite ebenso senkrecht hinabfallende Wände; und andere von dem genannten Thale entfernte Felsen besäßen ebenfalls diese Mauerwände; überhaupt deute Alles darauf hin daß die Felsenmassen auf Aden wie auf Hasan und Socotora plutonisch-vulkanische Gebilde seien, welche gangförmig aus der Erde emporgehoben wären.

Von Aden ging die Reise durch das Rothe Meer bis Suez, wo der Dampfer in der Nacht vom 11.—12. October die Passagiere ans Land setzte. Im Hôtel von Suez fanden sie ein sehr großes Menschengewimmel. Die Gesellschaft mit welcher Junghuhn anlangte bestand aus nicht weniger denn 150 Personen. Eine noch größere Menge stand im Hôtel reisefertig um mit dem Dampfschiffe die Reise nach Indien anzutreten. Zugleich erhielten die in Suez ankommenden Reisenden die beunruhigende Nachricht daß die Cholera, welche aufgehört hatte in Kairo zu wüthen, in Suez ausgebrochen sei; daher kam es denn daß Jeder so schnell als möglich weiter befördert zu werden wünschte. Der Transport der Reisenden durch die Wüste begann sogleich, indeß konnten immer nur 24 in Zwischenräumen von anderthalb bis zwei Stunden fortgeschafft werden, damit sich die Zahl der Gäste in den Stationen nicht zu sehr ansammle. Hierbei hatten aber Diejenigen welche die Reise ganz bis England mitmachten den Vorrang, woher es denn kam daß unser Reisender bis vier Uhr zu warten hatte. Er hatte also Zeit genug gehabt einiger Nachtruhe zu pflegen; da aber vor der Abreise der früher angekommenen Gäste kein Zimmer mit frischen Betten zu bekommen war, so zog er es vor dem Gewühl des Hôtels zu entfliehen und ungeachtet der Kälte und der Cholera seine Zeit auf einen Spaziergang durch die Stadt zu verwenden. „So glühendheiß die Hitze ist welche die Sonnenstrahlen über Tag auf der Oberfläche von Sand und Fels hervorrufen, so groß ist die Abkühlung der starren Wüste bei Nacht. Der Mond schien so hell durch die heitere Wüstenluft daß auch im Schatten der Mauern alle Gegenstände deutlich sichtbar waren. Die Todtenstille in welcher die Stadt dalag machte einen tiefen Eindruck auf mich, der ich soeben erst das lärmende, von Leben wimmelnde Gasthaus verlassen. Ich sah auf dem Quai und in den benachbarten Straßen Hunderte von plumpen Massen liegen, die mit den Mauern der Gebäude und dem Sande woraus der Boden bestand so vollkommen ein und dieselbe fahlgraue Farbe hatten daß ich sie für Felsblöcke oder große Waarensäcke hielt. Zwischen ihnen waren hier und da pyramidenförmige oder längliche Gestalten von völlig weißer Farbe sichtbar, die wie Gespenster und schweigsam wie diese hin und her schlichen. Alles war still. Man konnte kein Athmen, kein Geräusch hören, und erst als ich mich mitten unter jenen plumpen Felsblöcken oder Säcken befand und als lange gebogene Körper wie krumme Baumstämme mir zur Seite und höher als ich selbst war emporragten, da erkannte ich daß jene schleichenden Gestalten Beduinen mit ihren weißen Mänteln waren, aus deren Kuppen oben ein schwarzer Bart und zwei funkelnde Augen hervorguckten, und ich erschrak fast als einer von jenen lang emporgereckten Körpern anfing sich langsam zu bewegen und mir einen Kopf zudrehte mit Augen darin und einem kauenden Gebiß, — ich schritt zwischen Kameelen, dem Bilde der Geduld, dahin.... Ich wandelte durch die engen Straßen zwischen Häusern, die schmuziggrau und bräunlich wie der Sand des Bodens, platt von oben, kahl und einförmig an ihren Wänden sind, die aber durch ihre kleinen, sehr vereinzelten, regellos angebrachten und dann noch gewöhnlich mit Gitterwerk verschlossenen Fensteröffnungen ein fremdes geheimnißvolles Vorkommen hatten. Manche Gassen sind so eng daß nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können. Alles war kahl und staubig. Nur hier und da blickte aus dem innern Hofraume eine Dattelpalme hervor und in dem Hintergrunde einer schmalen Gasse machte sich zuweilen die wüste unheimliche Gestalt eines Beduinen kenntlich, die schnell hinter der Ecke verschwand."

Die Reise durch die Wüste nach Kairo beschreibt der Verfasser auch mit interessanten lesenswerthen Zügen, indeß müssen wir uns doch enthalten davon Mittheilungen zu machen, weil es gewiß noch anziehender ist den Reisenden auf einer Wanderung zu den Pyramiden zu begleiten. Es war dies zur Zeit der Ueberschwemmung des Nil. Von der Citadelle zu Kairo sah er die beiden Pyramiden von Gizeh aus einer unermeßlich weiten Wasserfläche heraustreten. „Bis zum Fuße des erhöhten Wüstenrandes, auf welchem diese Pyramiden stehen, war das Nilthal nur eine Wasserfläche, ein bräunlichgelber Spiegel, auf dem eine Anzahl langer, streifenförmiger Inseln zu schwimmen schien. Dies waren die Dörfer, und die vereinzelten Dattelpalmen die sich auf diesem Landstreifen neben oder in den Dörfern erhoben, waren das einzige Grün das man in der Landschaft sah soweit das Auge reichte." Unser Verfasser und einige Reisegefährten wollten die Pyramiden in der Nähe sehen. Sie ritten am frühen Morgen durch die noch im tiefen Schlummer vergrabene Stadt bis zum Thore Bab-el-Seydeh, wo ihnen die Wache entgegentrat und nicht eher den Durchgang gestattete als bis sie das Paßwort gesprochen hatten. Kaum hatten sie dies aber gesagt, so flog die Thüre knarrend auf und die Wache trat respectvoll zur Seite. Eine Stunde später erreichten sie den Flecken Masr-el-Antikah, wo sie sich mit ihren Eseln auf Barken einschifften um über den Nil zu setzen. Die weitere Reise ward oft wechselnd, bald reitend bald schiffend, fortgesetzt. Um acht Uhr Morgens stiegen sie zuletzt am Ufer der Pyramiden ans Land. Eine Menge Araber war ihnen zu der Pyramide des Cheops gefolgt, welche alle etwas verdienen wollten. „Ich besuchte zuerst das Innere und erkletterte nachher den Gipfel der östlichen Pyramide, welche für die höchste in Aegypten gilt und 450 Fuß hoch ist. Ich enthalte mich jedoch einer Beschreibung dieses durch den Besuch großer Alterthumsforscher so bekanntgewordenen Monuments. Mein Zweck konnte nur sein, den Leser mit der äußern Physiognomie des Landes überhaupt und dieser Denkmäler insbesondere bekanntzumachen. Man klettert über Haufen von Sand und zerbrochene Steintrümmer etwa bis ein Fünftel der Höhe hinan, wo sich in der nordöstlichen Wand der Pyramiden der Eingang zum Innern befindet. Ueber diesem Eingange war in bunten Farben die Hieroglyphenschrift zu lesen, die R. Lepsius nach seiner Ersteigung der Pyramide (15. October 1842) hier hat einhauen lassen, zum Beweise daß dem Scharfsinn wissenschaftlicher Forschung auch die Entzifferung der räthselhaften Zeichen möglich ist, deren mystische Unauflösbarkeit zum Sprüchwort geworden ist.... Ich bin zweifelhaft, ob ich das Besuchen des Innern der Pyramiden oder das Ersteigen ihrer Spitze für schwieriger halten soll. Das letztere verlangt mehr Kraftentwickelung, das erstere aber ist beschwerlicher, da es zum Theil in gebückter Stellung geschehen muß, im Rauche der Fackeln und zwischen Beduinen.... Der Gedanke, auf der Spitze eines Monuments zu stehen das sowol das größte und höchste in der Welt ist als auch das älteste, dessen Gründung und Bestimmung in ein mystisches Dunkel gehüllt ist, das aber drei bis vier Jahrtausende an sich vorüberfliegen sah, von diesem Denkmal herabzublicken auf ein durch Natur sowol als durch Menschenbildung so merkwürdiges, räthselhaftes Land, das die Wiege war uralter Wissenschaft und Kunst und das seit den Zeiten der Pharaonen bis zu dem Helden der Schlacht an den Pyramiden der Schauplatz war so mancher welthistorischer Begebenheit, dieser Gedanke gab der Aussicht die ich genoß einen ganz eigenen träumerischen Reiz, dem ich mich noch länger würde überlassen haben, wenn nicht der kalte Nordwind, der über die Spitze der Pyramide unsanft hinwegpfiff, mich an das Herabsteigen gemahnt hätte."

Die Reise geht dann von Kairo nach Alexandrien, von hier nach Triest, Salzburg bis zur Heimat.

Schließlich wollen wir nur noch bemerken daß derselbe Verfasser auch noch ein gelehrtes umfangreiches Werk über Java geschrieben hat, welches als die gediegene Frucht seines 13jährigen Erforschens der Natur dieses glücklichen Eilands zu betrachten ist. Eine nach der zweiten Auflage veranlaßte vortreffliche Uebersetzung von Haßkarl erscheint in demselben Verlage dieser „Rückreise" unter dem Titel: „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart."

24.

„Aesthetik des Häßlichen."

Unter diesem Titel erscheint binnen kurzem ein größeres Werk von Karl Rosenkranz, dem vielgewandten, geistvollen wie allseitig unterrichteten Philosophen, der allen seinen Darstellungen bekanntlich eine so populaire Frische zu geben weiß. Das Werk ist der Vorläufer einer „Geschichte der Caricatur" von demselben Verfasser. Schon der Griff jenes Themas ist ein sehr origineller. Seine Ausführung wird von der Hand eines solchen Bearbeiters nicht blos für den Philosophen, den Aesthetiker, den Künstler, sondern für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein, daher wir unsere Leser schon jetzt auf die Veröffentlichung jenes Buchs aufmerksammachen. Ohne einen Einblick in das Manuscript des Verfassers erhalten zu haben, erlauben wir uns hier mit einigen Andeutungen auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hinzuweisen.

Die Darstellung einer Aesthetik des Häßlichen muß in das Wesen des Schönen den tiefsten Einblick gewähren, wie man ja auch aus dem Eindringen in die Unwahrheit für das Wahre, aus der Natur und Erörterung des Bösen für das Gute zu bedeutenden Ergebnissen gelangt.

Hat die Aesthetik das Schöne zunächst ganz allgemein zu fassen, so wird natürlich das Erhabene innerhalb desselben ebenfalls seine Stelle erhalten. Betrachten wir den Gegensatz von Leben und Tod, so werden wir einräumen daß das Leben als gesunde organische Verbindung von Seele und Leib schon von vornherein unsern Schönheitssinn befriedigt, wogegen der Tod nur dann, wenn er noch den Reflex des Lebens offenbart, den wir in jener Verklärung wahrnehmen, welche uns von manchem Todtenantlitz wie das Abendroth eines untergegangenen Tags entgegenleuchtet und uns einen neuen heitern Morgen ahnen läßt. Der Tod indessen, wo er das Seelenleben nicht mehr reflectirt, wo er uns nur noch den Anblick der Zerstörung darbietet, indem die Mächte der Auflösung, der Verwesung bereits ihre Thätigkeit üben, oder gar das Gerippe des Todes muß unter allen Umständen als häßlich befunden werden.

Es ist ein eigenthümlicher Tiefblick des Christenthums in die geheimsten Mysterien der Vergangenheit daß es den Tod des Menschen mit der zerstörenden Gewalt des Bösen in Verbindung bringt. Ohne diesen Wink hier in allen Beziehungen auszubeuten, halten wir uns für den vorliegenden Zweck nur daran daß das Böse den Menschen allerdings ähnlich entstellt und verhäßlicht wie der Tod. Die Leidenschaft, wiefern sie aus der Selbstsucht stammt, verzerrt die menschliche Physiognomie und macht ein und dasselbe Individuum oft in kurzer Zeit unkenntlich und widerlich. Wie aber verhält es sich doch mit der Darstellung der Verzweiflung oder gar des Infernalen bei Malern oder Dichtern? Auch sie werden uns ohne Zweifel, wie das z. B. von Dante's Infernum zu sagen ist, in der Schöpfung der Hölle den Reflex des Himmels immer noch mitzugeben haben, sie werden uns in allen Schmerzen, Qualen, Verzerrungen ihrer Gestalten den Triumph des Göttlichen, die Uebermacht des Lebens über den Tod, des Gesetzes über den Frevel, sie werden uns in dem Abgrund zugleich die umgekehrte Erhabenheit des Himmels veranschaulichen müssen, oder sie wühlen uns den Pfuhl des Widerwärtigen nur auf und werden uns da zurückstoßen wo sie uns erheben wollten.

Wieweit innerhalb des Menschlich-Lebendigen die Verzerrung durch Leidenschaft geht und wie daraus eine Unendlichkeit häßlicher Züge und Gestalten zur Erscheinung gelangt, das sehen wir nirgend mehr als im Wahnsinn ausgeprägt, der daher auch sicher mit dem Bösen bisweilen zusammenhängt. Im Wahnsinn springt die Phantasie in das Uebermaß, in die Grenzenlosigkeit des Regellosen, Willkürlichen und damit in die Phantastik über, sodaß das Bewußtsein selbst hier in einer Wildheit sich verliert, die uns mit Grauen erfüllt, da sie nicht mehr die ist in der wir den Menschen beim Anheben der Bildung antreffen. Auch in der Darstellung des Wahnsinns daher hat der Dichter uns, damit wir nicht in das Gebiet des Häßlichen hineingezerrt werden, immer noch den Reflex der Vernunft mitzugeben.

Es ist im Aesthetischen mit Recht oft schon von einer Wellenlinie der Schönheit gesprochen worden, welche den maßvollen Verlauf der künstlerischen Bewegung bezeichnet, die stets zwischen zwei Extremen fortzugehen berufen ist. Nur die Caricatur darf und muß um Einiges dieses Maß überschreiten und wird dennoch unsern Schönheitssinn befriedigen, wenn nämlich aus ihrem Zerrbilde immer noch das Ideal hindurchleuchtet und wenn sie Das treffend auszudrücken vermag was ihren Gegenstand von seinem Ideal abirren ließ. Die Caricatur ist daher die Satire der zeichnenden Kunst oder der Kunst überhaupt. Der Aesthetiker des Häßlichen hat sich nun aus Princip auf die beiden extremen Seitenwege einzulassen, welche von der Wellenlinie der Schönheit abführen, und hat diese demnach stets im Auge zu behalten. Er soll das ganze Labyrinth des Frazzenhaften und Widerwärtigen links und rechts auskundschaften, um den Bildner auf dem Gebiete der Kunst, sowie den Freund des guten Geschmacks vor jeder Abirrung zu warnen. Der Aesthetiker des Häßlichen hat etwas Aehnliches zu leisten wie der Arzt, der entweder eine neue Theorie der Geisteskrankheiten aufstellt oder gar sich bemüht, Mittel in Anwendung zu bringen, welche den bereits ausgebrochenen Irrsinn zu heilen im Stande sind. Jener hat sicher wie dieser eine Arbeit übernommen welche die höchste Ausdauer erfodert, von manchem Grauen für den zart Empfindenden begleitet ist, aber der Menschheit auch höchste Wohlthaten erzeigt.

Wie nun dem Künstler die Natur ganz besonders zu immer neuem Studium angewiesen ist, um ihr Verfahren zu belauschen und sie doch zugleich durch den Geist zu verklären; so wird auch für die Aesthetik des Häßlichen die Natur ganz besonders befragt werden müssen. Die Natur aber für sich betrachtet, in der Gesammtheit wie im Einzelnen, bringt das Häßliche eigentlich nirgend hervor. Wir werden es einer einzelnen ihrer Geburten oder einer ganzen Reihe ihrer Schöpfungen nur dann zusprechen dürfen, wenn wir sie mit einer höhern Ordnung vergleichen und zwar mit der des Geistes, zu dem die Natur sich erst im Menschen hinaufarbeitet. Daher ist denn auch eine ganz bestimmte Sphäre des Naturlebens namhaft zu machen, in welcher die wunderbare Urkünstlerin einen Aufwand von Phantasie neben unendlicher Schönheit auch im Häßlichen kundgibt, obwol sie dabei so verfährt daß sie in jedem Exemplar mit der Häßlichkeit doch auch den idealen Reflex des Schönen ebenfalls an den Tag bringt. Diese ganz bestimmte Sphäre ist das Thierreich. Der Stein, die Pflanze werden in uns seltener den Eindruck des Häßlichen veranlassen als das Thier, weil in diesem schon besonders wahrnehmbar das Seelenleben beginnt und die Natur im Thiere schon sichtbar danach tastet, den Menschen in die Erscheinung zu setzen.

Die sprüchwörtliche Wendung von „bestialischer Schönheit" — womit man doch eigentlich die unverschämteste Häßlichkeit meint — ist daher gewiß von außerordentlicher Bedeutung. Und in Wahrheit in der Thierwelt thut sich die Natur, wenigstens für die Auffassung des Menschen, der durch den Geist höher steht als sie, ein rechtes Genüge mit der Schwelgerei im Häßlichen. Welche Unermeßlichkeit der Typen, zugleich mit der Beleuchtung der Zerrbildung, wie aus einer innern, tief versenkten Seele heraus, durch das Auge! Diese wilden oder todten, diese gläsernen oder weich-feuchten Augen des Thiers, diese Schnauz-, Stirn-, Ober- und Unterkörperformationen, diese Fuß- und Schweifbildungen, diese gierig herausgefletschten, wuthschäumenden Gebisse: man sollte meinen, alle Teufel wären hier losgelassen gegen die Schönheit aller Menschen- oder gar Götterbildung. Das Unverhältnißmäßige, das Plumpe, die Geilheit, die Falschheit, die Tücke, die Bosheit, das Entsetzen, Alles drückt sich hier nicht selten als vollendete Häßlichkeit aus. Die Natur macht in den Thieren und zwar in allen Arten der Häßlichkeit Vorstudien, um die Schönheit nicht selten auch schon in den Bestien zu erreichen, um sie in

der menschlichen Gestalt freilich erst zu vollenden. Eine gewisse Art von Affen ist doch in mancher Hinsicht erst ein misrathener, höchstens ein Dädalischer Mensch, genauer betrachtet aber ein Scheusal von Menschen. Selbst eins der schönsten Thiere, das Pferd, ist nur als Ganzes schön, sein Fuß ist als Theil häßlich, daher auch der Teufel in der Vorstellung des Volks ihn sich angeeignet hat. Und dennoch ist all' das von der Häßlichkeit des Thiers hier Bemerkte nur aus dem menschlich-ästhetischen Gesichtspunkte aufgefaßt, gleichsam nur einen Augenblick gegründet. Vom naturwissenschaftlichen, philosophischen, vom universellen Standpunkt aus betrachtet wird sich das gerade Gegentheil ergeben! Und auch selbst ästhetisch genommen, welche Schönheit überrascht uns sogleich, wenn wir das Thier in seinen Lebensfunctionen, in seiner Bewegung sehen! Der widerlichste Raubvogel ist im Fluge gar nicht mehr häßlich. Vom fortrückenden Punkte des unscheinbarsten Insekts bis zum wandelnden Koloß des gewaltigsten Vierfüßlers befriedigt jede dieser unleugbaren, auf ein inneres Gebot erfolgenden Bewegungen, welche Manchem sogar einem innern Willen zu folgen scheint, unsern Schönheitssinn fast bis zur Stärke des Wunderbaren. Daher verschwindet auch alle Disproportion beim Thiere in der Bewegung, wie beim Känguruh, bei der Giraffe, beim Kameel, beim Elephanten.

Wenn wir nun aber dem aufrechten Gange des Menschen und vorallem seiner Physiognomie den höchsten Preis der Schönheit zuerkennen müssen, so bleibt auch bei ihm der Rücksprung in die Häßlichkeit des Thiergesichts um so merkwürdiger, zum Beispiel beim Blödsinnigen, beim Geizigen, beim Wollüstlinge, beim Säufer, beim Schlemmer, beim Faullenzer, beim Verbrecher. Dann aber begegnet uns wieder eine sehr merkwürdige Mischung des Hinüber und Herüber in anziehenden und abstoßenden Zügen. So erhält oft das häßlichste Thier, wenn man so sagen soll, durch moralische Vorzüge — wie der Hund durch Anhänglichkeit und Treue — den stehenden Ausdruck der Ehrlichkeit, der Treuherzigkeit. Jedoch auch umgekehrt. Das einseitig Militairische springt oft in einem menschlichen Individuum in das häßlich Thierische wieder zurück. Vielleicht bildet sich die Häßlichkeit des Gesichts bei rohen Cavalieren nur aus dem einseitigen Umgange mit Pferden und Hunden hervor. Das blos Martialische sieht oft ganz thierisch aus. Es gibt thierische Schnauzbärte unter den Menschen. Alte Jungfern werden oft in galopirender Eile in dem Grade häßlich, als sie viel mit Möpsen und andern Schooshündchen umgehen. Menschen die gern mit Papageien sich beschäftigen bekommen zuletzt einen wahnsinnigen Ausdruck im Gesicht; das Auge glotzt stier, Nase und Lippe werden hochschnäbelig, sogar die Stimme erhält etwas Näselndes, träumerisch Schreiendes, die Worte werden mit einer gefühllosen Mechanik und Gedehntheit ausgestoßen, als erfolgten sie auf Dressur, und übersteigen nicht die Zahl einiger Redensarten. Endlich Leute die viel Zeit auf Taubenzucht verwenden und sich so einem nichtsthuerischen Lauern und in die Höhe Gucken ergeben, haben oft in ihrer Physiognomie etwas überaus Sanftes, aber auch Kraftloses und dabei Abwesendes, ihr Auge erhält etwas vom Ausdrucke der Albinos und verräth einen unstäten, zwickernden Zug, der immer über die Gegenstände wie über Dächer hinwegsieht. Wir schließen mit der nochmaligen Hinweisung auf das Rosenkranz'sche Werk, welches eine ganz neue Welt der interessantesten Erscheinungen und Erörterungen eröffnen wird.

Alexander Jung.

Historische Studien von Clemens Friedrich Meyer. Erster Theil: Studien über deutsche Geschichte, Art und Kunst. Mitau, Reyher. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Wenn in den Ostseeländern deutsche Geschichte, Art und Kunst fleißig in der Weise studirt wird wie vom Verfasser des vorliegenden Buchs geschehen ist, so ist nicht zu befürchten daß dort der deutsche Sinn sobald aussterben werde. Wir haben hier ein Buch vor uns, das mit echtdeutscher Gründlichkeit, Sorgsamkeit, Objectivität geschrieben ist; der Verfasser macht seinen Lehrern W. Grimm und K. Lachmann keine Schande.

Das Werk behandelt verschiedene Punkte; der erste Abschnitt die Geschichte des deutschen Reims von seinem ersten Auftreten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Der Verfasser bemerkt richtig daß sich der Endreim bei allen cultivirten Völkern des Occidents und Orients findet; er weist ihn nach bei den Griechen und Römern, wobei in Bezug auf Homer besonders auf die reiche Sammlung von Holzapfel in der berliner „Zeitschrift für Gymnasialwesen" (1851, S. 1—25, 673—691; auch besonders abgedruckt bei Enslin) jetzt zu verweisen ist; doch möchte, da die musikalische Natur des Reims der Poesie der Alten widerspricht, in der classischen Poesie wol besser an zufälligen Gleichklang als eigentliche Reime gedacht werden. Der Verfasser betrachtet weiter den Reim in der lateinischen Dichtung des Mittelalters, in der provençalischen Poesie, der altfranzöschen, celtischen, nordischen seit der Edda, in der deutschen seit dem 8. Jahrhunderte, in der angelsächsischen vom 6. Jahrhunderte an. Schon in den alliterirenden Gedichten des 8. und 9. Jahrhunderts zeigt sich der Reim, und zwar so daß entweder die Halbverse zugleich reimen und alliteriren, wie im Hildebrandsliede, Wessobrunner Gebet, Heljand, Muspilli, in der Edda, in der angelsächsischen Alliterationspoesie, oder daß die alliterirten Halbverse durch eine Zwischenverbindung des Reims doppelt verknüpft sind, sodaß 1 und 2 alliteriren, 2 und 3 reimen, 3 und 4 alliteriren, 4 und 5 reimen u. s. w., auch wol innerhalb der Halbverse einzelne zusammengehörende Wörter zusammenreimen oder endlich, was aber sehr selten ist (und die vom Verfasser angeführten Stellen sind nicht alle sicher), in den alliterirten Gedichten einzelne Verse nur reimen. Bald aber trat der Reim ganz an die Stelle der Alliteration und zugleich wurde die Strophenlosigkeit der alliterirenden Gedichte vertauscht gegen die vierzeilige, aus der lateinischen Hymnenpoesie bekannte Strophe, die zwei Hebungen der bisherigen Verse gegen vier grammatische Accente. Diese große Aenderung führt sich zurück auf Otfried, dessen Gedicht nach Wackernagel in das Jahr 868 fällt.

Bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts blieb der Reim stumpf und war genau, soweit es der Geschmack der Dichter zuließ; es finden sich nämlich noch mancherlei Ungenauigkeiten, z. B. der Reim langer Vocale auf kurze, verschiedener liquidae, der media auf aspirata, der aspiratae verschiedener Organe u. s. w.; und welcherlei Ungenauigkeiten bei den verschiedenen Dichtern bis ins 13. Jahrhundert vorkommen, hat der Verfasser mit einer höchst schätzbaren Genauigkeit an den Gedichten nachgewiesen. Am genauesten reimen danach der Dichter der Legende vom heiligen Petrus vor 1180 und der eigentliche Begründer des genauen Reims, Heinrich von Veldeke, dann namentlich Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide und Gottfried von Strasburg. Die Ungenauigkeit des Reims war dadurch herbeigeführt daß durch die Abschwächung der Endsilben der zweisilbige klingende Reim eingetreten war; als aber im Gebrauche des klingenden Reims Klarheit eintrat um das Jahr 1180 und der überschlagende Reim gebräuchlich wurde, trat die größte Genauigkeit im Reime ein. Diese blieb bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, bis die Künsteleien und Spielereien im Reime zur Abgeschmacktheit führten, deren Höhepunkt am Ende des 16. Jahrhunderts erscheint. Seitdem befleißigte man sich wieder einer größern Genauigkeit, ohne aber die alte Reinheit wieder zu erreichen.

Die ältesten Reime sind alle stumpf; klingende Reime treten erst ein mit der Schwächung der Endsilben im Mittelhochdeutschen, und dann wird stehendes Gesetz, daß wo in der einen Strophe eines Tons die stumpfen und klingenden Reime stehen, sie da auch in jeder Strophe desselben Tons wieder-

kehren müssen. Ueberhaupt wurden die strengsten Gesetze herrschend, der stumpfe Reim, der klingende, der überklingende, der mehrsilbige Reim mit betonter Endsilbe wurden genau unterschieden, und diese strengen Gesetze und das Vorkommen der Reime bei den verschiedenen Dichtern fleißig nachgewiesen zu haben ist ein Verdienst dieser Schrift. Auch über den sogenannten rührenden Reim und die Reimwörter gleichen Stammes theilt der Verfasser das Hauptsächlichste mit. Endlich handelt er noch über die Stellung des Reims. In der ältesten Zeit sind die Reime unverschränkt (die rimes plates), später entwickeln sich die überschlagenden oder verschränkten Reime (rimes croisées), vor diesen die mit ihnen nicht zu verwechselnden Zwischenreime (rimes couées = aabccb). Ueber die Entstehung der überschlagenden Reime aus den sogenannten Weisen und ihre Entwickelung, den innern Reim, die Pausen, Körner, den Schlagreim gibt der Verfasser sehr schöne Beobachtungen, die freilich zum großen Theile schon jetzt nach einem Jahre überflügelt sind durch die bedeutende Schrift von Wilhelm Grimm: „Zur Geschichte des Reims“ (1852).

Der zweite Theil des Buchs enthält eine historisch-mythologische Untersuchung über Dietrich von Bern. Zuerst erzählt der Verfasser die Geschichte Theodorich's des Großen, dann nennt er die Quellen der Sagengeschichte Dietrich's, und hier ist bei dem Hildebrandslied die Ausgabe in Kehrein's Lesebuch und das kölner Schulprogramm von Pütz von 1851 zuzufügen. Nach den erhaltenen Quellen berichtet sodann der Verfasser die Sage von Dietrich, von seiner wunderbaren Zeugung durch einen Dämon bis zu seinem räthselhaften Ende. Nun entsteht die Frage, ob für die Dietrichsage eine historische oder eine mythologische Deutung vorzuziehen sei. Gegen viele Forscher, unter Andern auch Lachmann, weist der Verfasser aus der Geschichte Theodorich's, Ermanarich's, Attila's u. A. gründlich nach daß die historischen Personen von den Personen der Sage ganz verschieden sind; die Sage ist demnach zurückzuführen auf die alte Göttersage der Deutschen und ist älter als die Völkerwanderung. Aber nach dem Tode des großen Gothenkönigs verlangte das dankbare Volksbewußtsein die Verherrlichung des Heros, und so ging allmälig eine Anlehnung der Geschichte an den Mythus vor sich, gleichwie an den Nibelungenmythus sich die Burgundenschlacht später anknüpft. Die Personen der Sage erhielten geschichtliche Namen, ihre Erlebnisse wurden an geschichtliche Oertlichkeiten versetzt, sonst behielt der Mythus seine ursprüngliche Gestalt. So wurde der Sohn des Nachtelfen zum Nachkommen Dietmar's; so ist das Schwanken der Sage in Betreff der Person des historischen Odoacer zu erklären. Dietrich's Erzeugung durch einen Nachtelf, sein häßliches Antlitz, seine furchtbare Stimme, sein Flammenathem, die Uebereinstimmung mit den mythischen Vorfahren, wie mit Wolfdietrich, auch mit Siegfried, das Fortleben Dietrich's im heutigen Volksglauben, wie in der Lausitz, im Geldrischen u. s. w., das weist Alles auf die ursprüngliche Göttlichkeit in Dietrich's Wesen hin. Dieses göttliche Wesen findet der Verfasser nun in dem Hercules, den nach Tacitus' Interpretation die alten Germanen verehrten, und diesen glaubt der Verfasser, eine sinnreiche, aber allerdings noch unausgemachte Vermuthung, in dem Asen Thôr, d. i. dem Gott der wohlthuenden Naturkraft im Sommer, wiederzufinden.

Der Anfang des Buchs darf auf ein noch allgemeineres Interesse Anspruch machen; er enthält nämlich eine Deutung des Märchens in Goethe's „Ausgewanderten“, dieses soviel besprochene und noch nicht zur Klarheit gekommene, bei dem wir bedauern müssen daß Goethe die versprochene Erklärung nicht hat erscheinen lassen. Die Deutung welche Meyer gibt zeichnet sich durch Wahrscheinlichkeit vor allen andern nach dem Urtheile des Referenten aus, wenngleich sie auf den ersten Anblick im Einzelnen etwas gesucht scheinen mag; Referent vermag aber selbst keine zu bieten die ihn mehr befriedigte und hat wegen dieser eine Hypothese aufgegeben die er früher sich selbst gebildet hatte. Wir müßten die ganze Abhandlung abschreiben, wenn wir vollständig den Inhalt dem Leser klar machen wollten; es sei also nur das Resultat mitgetheilt: „Am Anfange, dies ist der Gedanke des Märchens, war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt.“ Diese Deutung ist nicht nur der von Rosenkranz, welche der Verfasser erwähnt, schnurstracks entgegengesetzt, sondern auch der neuesten von Düntzer („Studien zu Goethe's Werken“, S. 32—46): „daß das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens sei, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit bestehe, die nie verwirklicht werden kann und wo sie erstrebt wird nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann“, eine Deutung mit der sich durchaus nicht das Bild welches im Märchen von der Hauptperson, der Lilie, gegeben ist, vereinigen läßt, abgesehen davon daß die Erklärung des Einzelnen überall ins Stocken gerathen muß. Die Annahme Düntzer's, daß weil Goethe gelegentlich bei Erwähnung der Tagesbegebenheiten in dem Briefe an Schiller vom 26. September zwei Verse aus dem Märchen einmischt, dadurch die politische Beziehung des Märchens angedeutet sei, ist grundlos.

M.

Luftblasen. Neue Folge. Von Veratinus Leuchtkäfer, Doctor der Arzneigelahrtheit. Halle, Pfeffer. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Inhalt dieses satirischen Schriftchens, auf dem Umschlag angegeben, ist: 1) Die Arzneiwissenschaft vor dem Richterstuhle der Ethik. 2) Ideen zur Diagnostik der Charlatanerie und der Kryptiatrik. 3) Homöopathische Studien.

Die in allen drei Aufsätzen gehandhabte Satire gehört zur Gattung der komischen, welche den Feind den sie angreift dadurch lächerlich zu machen sucht daß sie sich scheinbar auf seinen Standpunkt stellt, seine Partei ergreift und ihm dabei Worte in den Mund legt oder ihn Handlungen begehen läßt, durch die er sich vor den Kundigen alsbald als Narren documentirt oder legitimirt. Diese Art der Satire ist zugleich ironisch, insofern in ihr aus der äußerlich vorgesteckten Maske des Ernstes der Schalk hervorguckt, der gerade durch die ernste Vertheidigung einer närrischen Sache dieselbe recht lächerlich zu machen sucht. Man könnte fast des Verfassers eigene Worte auf seine Schrift anwenden (S. 77): „Es gibt eine feine Satire welche Dem den sie verfolgt unerhörten Schaden zufügen kann. Sie gleicht einem verkappten Feinde der sich heimlich in die wohlverwahrte sichere Festung einschleicht und sich das Ansehen eines Bundesgenossen gibt; nachdem er Alles genau gemustert und jede schwache Seite erspäht hat, gibt er seinen Freunden ein Zeichen wo sie am leichtesten hereindringen können, um die sorglosen Belagerten zu vernichten.“

Der erste Aufsatz persifflirt in der angegebenen Weise Diejenigen welche vom gläubigen Standpunkt aus die Naturwissenschaften verketzern. Im Sinne dieser nun und als ob er ihr Bundesgenosse wäre sagt der Verfasser mit komisch-ernsthaftem Tone S. 9 fg.: „Bekanntlich ist der Zweifel der gerade Gegensatz des einfältiglich-kindlichen Glaubens, der ohne viel zu grübeln die Dinge unbesehen so hinnimmt wie sie ihm geboten werden; und da wieder der gerade Gegensatz des Glaubens der Unglaube ist, so wird man unbedenklich sagen können: der Zweifel und der Unglaube sind identisch, und folglich weiter: der Unglaube wird Naturforschern zur andern Natur. Dies

folgt Eins aus dem Andern. Was es aber mit dem Unglauben für eine unselige Bewandtniß hat, daran brauche ich wol nicht erst zu erinnern. Ich verstehe unter einem ungläubigen Menschen stets einen solchen der nicht an den Teufel glaubt; denn ohnedem ist es nicht des Anfangs werth; und ist man einmal bis zum Teufelsglauben gekommen, so findet sich alles Andere von selbst. Hat man sich nun von dem Glauben an den Teufel losgesagt, so wird man auch nicht mehr an seine Grossmutter noch an die Hölle glauben, und damit ist aller Sünde und allem Laster Thor und Thür geöffnet. Wenn daher von einem Menschen gesagt wird, er fürchte nicht Hölle noch Teufel, so meint man so einen Eisenfresser der weder Gesetz noch Tugend und folglich selbst nicht die von Gott eingesetzte Obrigkeit respectirt, weshalb denn die Demokratie unmittelbar aus dem Aufgeben des Teufelsglaubens originirt. Und es ist noch eher möglich unter den Demokraten einen guten Christen als unter den Teufelsleugnern einen guten Monarchisten zu finden." Da haben wir nun die ganze schöne Genealogie der Unsittlichkeit vor uns. Von der Beobachtung, dieser anscheinend gutartigen und harmlosen Aeltermutter, entstammt die sämmtliche saubere Sippschaft himmelstürmender Giganten; die Beobachtung erzeugt den Hochmuth, dieser den Kriticismus, der die Zweifelsucht, diese den Unglauben und dieser endlich den demokratischen Dämon."

Dieses Pröbchen aus dem ersten Aufsatz, in welchem besonders noch Hr. Dr. theol. Kurtz mit seinen Vermittelungsversuchen zwischen den Naturwissenschaften und der Bibel schlecht wegkommt, möge hier genügen. In dem zweiten Aufsatz: „Ideen zur Diagnostik der Charlatanerie und der Kryptiatrik, nebst einem Beitrage zur medicinischen Deinographie", wird der moderne ärztliche Charlatanismus gezeichnet und nebst der Kryptiatrik, d. h. der Methode durch geheimgehaltene Arzneimittel zu curiren, komisch-ernst in Schutz genommen, wobei das Dornige dieser Methode schön und ergötzlich geschildert wird. Unter medicinischer Deinographie versteht der Verfasser, der diesen Kunstausdruck sich als eigene Erfindung vindicirt, eine „überwältigend wirkende Schreibart", bei der es darauf abgesehen ist Effect (d. h. „eine Art von Schwindel") zu machen. Als Probe solcher Schreibart führt der Verfasser an: „Unter den morbificirenden Potenzen signalisiren wir für dieses Krankheitsgenus als specifike, einer singulären pathischen Receptivität adäquate Noxien u. s. w." Man lasse einmal, sagt er, diesen Satz rasch hintereinander gelesen in seiner vollen Kraft auf sich wirken und achte darauf ob man nicht einen deutlichen Schwindel verspüren wird. Diese Wirkung beruht ohne Zweifel auf einer „singulären pathischen Receptivität" des deutschen Charakters für das Ausländische oder Undeutsche. S. 44 fg.: „Ein Deutscher ist ein geborener Kosmopolit. Ueberall ist er besser zu Hause und überall gefällt es ihm besser als in Deutschland, wenigstens solange er sich noch in Deutschland befindet. Man wundert sich daß Deutschland nicht einig wird; es ist vielmehr zu verwundern daß es überhaupt noch existirt, daß es nicht schon längst in das Ausland zerflossen ist. Daher auch das viele Auswandern bei uns. Nur ändert sich von Zeit zu Zeit die Richtung des Auswanderungsstroms. Wie jetzt ins Nordamerikanische ging derselbe früher ins Lateinische und Griechische; der Wechsel ist vornehmlich eingetreten, seit die Realschulen das Uebergewicht über die gelehrten Schulen erlangt haben. Aber die alte Neigung für das Lateinische ist doch noch geblieben und zeigt sich in der Liebhaberei für die Fremdwörter. Dabei ist aber auch wol der angeborene Respect der Deutschen vor der Gelehrsamkeit im Spiele. Gelehrt hat nämlich einen Nebenbegriff in sich, es heißt zugleich unverständlich oder doch wenigstens schwer verständlich, und das ist es wovor der Deutsche Respect hat; denn sonst macht man hier zu Lande mit den Gelehrten eben nicht viel Federlesens."

Um einige Bausteine zur Begründung der Deinographie beizutragen empfiehlt der Verfasser die Erfindung ganz neuer Fremdwörter nach dem Muster des Wortes „Referat", welches jetzt für das fast obsolet gewordene „Relation" bereits das deinographische Bürgerrecht erlangt hat, als gäbe es ein altes lateinisches Verbum referare. „In ähnlicher Weise würde man vielleicht sagen können: Studation anstatt Studium, Profitator statt Professor u. dgl. m., nur daß es nicht alle mal gleich gut gelingt." Sodann schlägt der Verfasser die Potenzirung der Fremdwörter vor nach folgendem Beispiel eines jetzt sehr beliebten deutschen Wortes: „Von Ansprechen kommt Anspruch her; daraus macht man das Zeitwort beanspruchen, hieraus wieder das Hauptwort Beanspruchung, und wer weiß ob man nicht mit wenigem Geschick daraus wieder ein Zeitwort fertig bekäme." Aehnlich, meint der Verfasser, kommt von dem lateinischen „fungiren" das Substantiv „Function", und nun kann man durch Potenzirung sehr schön sagen: Die Leber functionirt nicht gehörig, was schon recht oft angewendet wird und einen sehr guten Effect macht. Man kann aber auch noch weiter gehen und auch functioniren potenziren, indem man sagt: Die Functionirungen der Leber sind gestört, was wieder von ausnehmender Wirkung ist. Ein anderes Beispiel. Von dem lateinischen frangere macht man Fractur und daraus das Zeitwort „fracturiren". „So las ich kürzlich: Bei der Exploration des kranken Individuum fand sich der Oberarmknochen fracturirt, und ich gestehe daß mir auf der Stelle zumuthe war als ob mir selbst alle meine Glieder zerbrochen würden. Weitere tüchtige Potenzirungen wären etwa «Fracturirung» und «Fracturisirung»."

Der dritte Aufsatz: Homöopathische Studien, geißelt mit gleichem Humor die Absurditäten der Homöopathie, und somit können wir das Büchlein als eine angenehme und lehrreiche Lecture empfehlen. Es wäre zu wünschen daß auch auf andern Gebieten die Satire in gleich gewandter Weise geübt würde. Der Stil des Verfassers hat viel Aehnliches mit dem von Mises in dessen satirischen Schriften. 53.

Die Neuvermählten. Romanzencyklus von Johann Ludwig Heiberg. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1850. 16. 15 Ngr.

Was wol die Deutschen anfingen wenn einmal rings um das deutsche Sprachgebiet herum eine undurchdringliche Grenzsperre gegen alle literarischen Erscheinungen anderer Nationen eingerichtet und kein fremdes Buch weder im Original noch in der Uebersetzung mehr auf den deutschen Büchermarkt gelassen würde. Ich glaube, sie entschlössen sich zu etwas Unerhörtem, noch nicht Dagewesenem: sie dächten daran endlich auch einmal den Erzeugnissen ihrer eigenen Literatur gerecht zu werden; und darüber könnte man schon den Hungertod von ein paar Hundert Uebersetzern, der vielleicht damit verbunden sein würde, vergessen. Ohne ein solches Gewaltmittel wird es aber schwerlich anders werden, und die deutschen Literaten die nicht etwa selbst vom Uebersetzen leben stehen sich daher gewaltig im Lichte, wenn sie sich so halsstarrig gegen die Einführung russischer Maßregeln sperren. Solange der Deutsche nur noch einen Schatten von freier Wahl hat, ißt und liest er lieber alles Mögliche, nur nichts Deutsches; und wenn er den Küchenzettel der Literatur durchsieht, reizt ihn das saft- und kraftloseste Gericht mit ausländischem Namen mehr als die gediegenste Hausmannskost. So wird denn auch Alles übersetzt; die geringfügigsten, nichtssagendsten Bagatellen, die, wenn sie von einem Deutschen herrührten, nicht beim Wege angesehen würden, werden, wenn sie ein fremder Dichter aus seinem Papierkorb gezogen, aus Ost und West, aus Süd und Nord weit hergeholt, und wenn sich auch nicht immer Verleger, Uebersetzer und Publicum darum reißen, so können sie doch immer noch auf eine ganz andere Berücksichtigung rechnen als die unglückseligen Erzeugnisse einheimischer Poeten. Eine solche Bagatelle, die füglich unübersetzt bleiben konnte, ist auch dieses Gedicht von

Heiberg. Heiberg's Name hat einen guten Klang und Referent hat selbst schon mit Vergnügen novellistische Arbeiten von ihm angezeigt; dieser sogenannte „Romanzen-Cyklus" aber ist ebenso unbedeutend in seinem Inhalte als verfehlt in seiner Form. Ein eben getrautes Ehepaar verirrt sich in ein Jägerhaus und genießt hier seine ersten ehelichen Freuden; der junge Jäger möchte gern des jungen Mannes Platz einnehmen und geht auch sofort damit um ihn zu ermorden. Seine Pflegemutter, deren eigener Sohn wegen eines ähnlichen Mords auf dem Schaffot gestorben, merkt es und warnt ihn; er macht darauf mystische Eröffnungen, als ob er selbst dieser Sohn wäre, die Pflegemutter besinnt sich darauf nicht lange und stirbt, der Jäger gibt nun seinen Mordplan auf und das junge Paar das die Sache gemerkt ist froh mit blauem Auge davon gekommen zu sein. Das ist die ganze Geschichte, ein fast widerliches Gemisch von naiv-lüsternen, idyllischen und unheimlichen Scenen, mit einer Moral die einen höchst unmoralischen Beigeschmack hat. Der Ueberseter aber sagt darüber nichtsdestoweniger: „Die Durchführung des Gedankens an eine Läuterung der Seele, wie sie hier ins volle Leben eingreift, wird gewiß in vielen Gemüthern einen lauten Anklang finden, sowie die idyllische Schilderung des kleinen lieben Kreises in der schönen Natur erquicken und stärken muß." Ja, Phrase, du bist groß! aber doch nicht groß genug daß man nicht in dem Brüllen des Löwen die Stimme Schnock des Schreiners erkennen sollte! Und ein solches Rührei wie der Inhalt ist auch die Form. Ursprüngliche Form des Stoffs episch, Einkleidung dramatisch, Versmaß lyrisch, also das Ganze eine unglückselige Zwitter-, ja Drittergeburt, an der man auf ein mal Alles und darum Nichts hat und die daher besser ganz ungeboren geblieben wäre. Aber sie ist ja jenseit des Meeres zu Hause, darum Respect vor ihr! 58.

Recherches sur les fonctions providentielles des dates et des noms dans les annales de tous les peuples. Par *de la Villerouët*. Paris 1852. (Motto: „Du hast Alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht". Weisheit Salamonis XI, 22.)

Lange Zeit ist dem Referenten kein Buch zur Hand gekommen, welches so verschiedenartige Empfindungen in ihm hervorgerufen hat wie das vorliegende, welches einestheils als das Ergebniß der mühsamsten geschichtlichen Forschungen und Rechnungen, die eine unsagliche Ausdauer und Arbeit erfodert haben mögen, bezeichnet werden muß, anderntheils auf jeder Seite als eine Ausgeburt menschlicher Verirrung sich charakterisirt. Es ist kaum glaublich, wie sich noch jetzt ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der zumal die Geschichte, die anerkannt beste Lehrmeisterin menschlichen Wissens, zur Führerin seiner Studien gehabt hat, so weit verirren kann daß er in der theils zufälligen, theils durch die combinirtesten und gezwungensten Rechnungen herausgeklügelten Uebereinstimmung der Summe gewisser historischer Daten und Zahlen eine providentielle Bestimmung erkennen will und aus diesen Daten und Zahlen ein ganzes System, eine sublime chronologie herauszuconstruiren sucht, mit dessen Hülfe uns die Ereignisse längst vergangener Zeiten ein deutlicher Fingerzeig für die der kommenden Jahrhunderte werden sollen. «Dans cette sublime chronologie», schreibt der Verfasser, «une arithmétique transcendante nous découvre les événements les plus considérables des âges futurs, gravés en traits lumineux dans les signes figuratifs de siècles depuis longtemps écoulés; et cette langue des dates, jusque-là si muette, si mécanique et si modeste, nous fait entendre une voix puissante, qui, plus sûre que celle des Sibylles antiques, prononce de véritables oracles.» Weder der Raum dieser Blätter noch die Natur des sehr umfangreichen, nahe an 20 Bogen starken Buchs dürften gestatten, hier die Skizzirung dieses Systems in allen seinen Zügen zu versuchen; ich glaube mich damit begnügen zu können, beispielsweise ein paar Glieder aus der großen Rechnungsreihe, auf welche das System begründet ist, hervorzuheben. Denn wie der Grund, so der ganze Bau.

Als Beweis daß das Alter einer Person mit der Summe der Daten ihrer Geburt und ihres Todes in ebenso bestimmter als mysteriöser Weise correspondire, führt der Verfasser unter andern folgende Beispiele an:

Karl VII. von Frankreich, 58 Jahr alt.
Charles 7, né en Février 1403, mort en Juillet 1461.
7 7 2 2 7 8 4 2 7 12 = 58.

Heinrich IV. von Frankreich, 57 Jahr alt.
Henri 4, né 13 Décembre 1553, mort 14 Mai 1610.
5 4 2 4 8 14 4 5 3 8 = 57.

Ludwig XV. von Frankreich, 65 Jahr alt.
Louis 15, né le 5 Février 1710, mort le 10 Mai 1774.
5 6 2 2 5 7 9 4 2 1 3 19 = 65.

Als fernerer Beweis daß die Zahl der Herrscher eines Reichs in der Summe der Buchstaben des Namens des ersten oder des letzten oder beider zusammen, oder auch der Summe der Buchstaben des Namens des letzten Herrschers, verbunden mit der der betreffenden Jahrzahl enthalten sei, sind neben andern Beispielen angeführt:

Schweden, Haus Wasa.
11 Könige. Erster König: Gustave Wasa.
7 4 = 11.

Dänemark, Haus Oldenburg.
13 Könige. Letzter König: Christian sept.
9 4 = 13.

Lateinisches Kaiserreich. Sechs Regierungen.
Erster Kaiser: Baudouin. Letzter Kaiser: Jean (de Brienne)
8 4 = 12 = 2 × 6.

Ravenna, Exarchat.
21 Exarchen. Letzter Exarch: Eutychès. Letztes Jahr: 652.
8 13 = 21.

Daß ferner die Zahl der Herrscher eines Reichs der Summe der Jahrzahlen der drei ersten, verbunden mit denen der drei letzten Herrscher, entsprechend sei, dafür gilt dem Verfasser folgendes Beispiel als Beweis:

Griechisches oder oströmisches Kaiserreich mit 91 oder 92 Kaisern

Die drei ersten Kaiser:
Valens 364 — Theodose 379 — Arcadius 395
13 19 17 = 49

Die drei letzten Kaiser:
Manuel 1425 — Jean 1448 — Constantin 1453
12 17 13 = 42

(49 + 42 = 91.)

Ein anderes Beispiel — es sei hier das letzte — beweist nach des Verfassers Ansicht daß die Jahre der Dauer eines Reichs mit der durch die ganz eigenthümliche Manipulation der Umstellung (anagramme ou renversement des dates) gewonnenen Summe der Jahrzahlen des Beginns und Ende des Reichs übereinstimmen:

Phönizier: Tyrus. — Beginn mit Hiram, dem ersten Könige, 1057 v. Chr. Zerstörung von Tyrus durch Nebukadnezar 572 v. Chr. Dauer der Herrschaft der Stadt 485 Jahre. 572, umgestellt 275 — die beiden letzten Zahlen blos umgestellt 27 × 5 — desgleichen von 1057 : 75

275
27 × 5
135 75 = 485.

Wenn ich nach diesen wenigen Beispielen — in der That nur einigen der glimpflichsten Proben der ganzen Absurdität, wozu der Verfasser durch seine Sucht oder besser Manie, aus den Daten und Jahrzahlen etwas Providentielles herauszuwittern, verführt worden ist — gerechtes Bedenken trage, noch etwas Weiteres zur Charakterisirung der Arbeit des Verfassers hinzuzufügen, so rechne ich dabei auf die Billigung aller derjenigen Leser welche mit mir der Meinung sind, daß derartigen Curiositäten wie das vorliegende Werk ist mehr als Augenblicke Beachtung zu schenken Zeit verschwenden heißt.

Wer hierüber anderer Ansicht sein sollte, dem empfehle ich das Buch selbst zur Hand zu nehmen; die Lecture desselben, ja nur einiger Blätter wird ihn, wie ich nicht zweifle, bald eines Bessern belehren, dafern er es nicht aus psychologischem Interesse für werth finden möchte, das Buch vollständig und wol gar wiederholt seiner Durchsicht zu unterwerfen; sagt doch der Verfasser ohnehin: «Nous ne craindrons pas d'affirmer qu'une second lecture, si l'on a le courage ou la curiosité d'aller jusque-là, paraîtra bien plus satisfaisante que la première.» 2.

Die nachgelassenen Denkwürdigkeiten der Margaretha Fuller.

Margaretha Fuller stammt, wie schon ihr Name lehrt, von der sächsischen Race ab; sie ist am 23. Mai 1810 in Massachusetts geboren. Die Amerikaner denken bei ihrem Namen an Frau von Staël, George Sand, Bettina Brentano, Mrs. Fry, Frau Roland, Rahel und wer weiß welche andere Frauenberühmtheiten, allein in der That liegen in ihrem Charakter kaum Anklänge an die Vorbenannten, sie steht vielmehr allein, eine hochmüthige Frau, deren Stolz allmälig Das zerstörte was sie an Talent besaß. Deß ist ihr Leben, deß sind auch die „Memoirs of Margaret Fuller Ossoli, edited by *J. F. Clarke*, *R. W. Emerson* and *W. H. Channing*" (3 Bde.) Zeuge.

Margaretha's Charakter wurzelt wol wesentlich in den Eindrücken ihrer Jugend. Ihr Vater gab ihr eine gelehrte Erziehung, machte sie mit alten und neuen Sprachen vertraut und ließ sie die großen Dichter studiren zu einer Zeit, wo sie dieselben noch gar nicht verstand. So ward ihr die geschriebene, civilisirte Poesie eingeimpft, dem ursprünglichen Gefühle aber wurden durch eine unnatürliche Erziehung Schranken gezogen. Das Mädchen war schon mit Virgil, Dante, Klopstock, ja sogar mit Leibniz und Helvetius bekannt, als es kaum seine eigene Entwickelung beginnen sollte. Dieser Sieg des Künstlichen und Gemachten verwundert doppelt in einem Lande der kräftigsten, frischesten Gesundheit; Segen hat er für Margarethe nicht gebracht, wol aber gingen in ihm Kraft, Frische, Natur, Glück, Sympathie, ja selbst die Liebe unter. Bei diesem eigenthümlichen Unglück das über ihrer Jugend schwebte muß man, um nicht ungerecht zu werden, im Urtheil doppelt vorsichtig sein; allein soviel läßt sich bestimmt und unbedenklich behaupten: die in mancher Beziehung immerhin merkwürdige Frau war ohne Genie geboren; denn dieses hätte auch durch eine so falsche Erziehung nicht gebändigt und überwältigt werden können, es hätte sich Bahn gebrochen. Das Stärkste an ihr war und blieb ein maßloser Hochmuth, der ihr auch unter ihren Landsmänninnen viel Feinde zuzog. Selbst einer ihrer ergebensten Bewunderer, ein Mann von bedeutendem Talent, dessen Namen den Titel des obengenannten Buchs ziert, Emerson, sagt von ihr, daß ihr Ich groß gewesen sei wie ein Berg. Und diesem Ich gehörten als andere bemerkenswerthe Eigenschaften an eine mehr als problematische Schönheit, ein peinlicher, aber Alles durchdringender Scharfsinn, eine unruhvolle Thätigkeit, viel Muth und noch mehr Ironie. Ihrem Leben, auf dessen Details hier nicht eingegangen werden soll, schwebte als Ziel ein großer Erfolg vor, allein sie mag über ihre Fähigkeit denselben zu erreichen wol ohne Illusion zu urtheilen gelernt haben; sie gewann ihn auch erst frühestens mit ihrem Tode. „Ich kann Nichts zu Ende bringen", sagte sie bisweilen, „nur beginnen kann ich, aber ich komme zu keinem Erfolg". Ihr Streben war daher eine Sisyphusarbeit. Sie gehörte zu jenen Unglücklichen die immer von Kunst und unsterblichen Meisterwerken träumen und im vergeblichen Brüten darüber zugrundegehen. Wir sehen Margaretha als Lehrerin und Schriftstellerin wirken, den Eingekerkerten philosophischen Trost predigen, ein modernes Christenthum nach ihrer Art erfinden, öffentliche Vorlesungen mit Zwieback und Punsch einrichten, einen ästhetischen Grund für die Polka und den Walzer suchen, Amerika verwünschen, nach England, Frankreich und Italien gehen und im späterwachten Bedürfniß nach Liebe Marquise von Ossoli werden, „die amerikanische Marquise", wie die Dorfbewohner bei Tivoli sie nannten. Man sagt sie solle die Stifterin einer philosophischen transcendentalen Schule à la Kant und Hegel für Amerika geworden sein. Wenn man ihre Memoiren liest, scheint das nicht recht begreiflich; wol aber ist zweifellos, daß ihr Andenken nach ihrem Tode, den sie mit Gatten und Kind im Ocean fand, in Amerika in hohem Ansehen steht. 15.

Ein altes Buch.

Unter den ersten Buchdruckern Nürnbergs erwarb sich sowol durch den Umfang seiner Leistungen als durch deren innere Güte Anton Coburger (vom Jahre 1473—1513) in der damaligen Gelehrtenwelt einen Namen von besonders gutem Klang und zwar den eines Königs der nürnberger Buchdrucker. In seiner Werkstätte fanden sich aber auch gegen 24 Pressen in stetem Gang und dazu waren gegen 100 Gesellen beständig thätig; sonst hielt Coburger offene Läden in Frankfurt, Venedig, Wien, Basel und übergab dem Publicum gegen 200 durch Reinheit des Drucks sowie durch Correctheit ausgezeichnete Werke. Man kennt von ihm annoch gegen zwölf verschiedene lateinische Bibeln, neben diesen einige deutsche von gleichem Werth. Aber unter allen diesen Werken wird noch heutzutage als kunstgeschichtlich wichtig sehr geschätzt: „Der Schatzbehalter", ein Foliant vom Jahre 1491, mit 100 saubern Holzschnitten ausgeschmückt, und Dr. Schedel's „Buch der Chroniken und Geschichten", ebenfalls ein Foliant, wie der vorige mit einer großen Menge von Holzschnitten Seite um Seite ausgestattet; und zwar sind diese von Pleydenwurf und Wohlgemuth (bekanntlich Albrecht Dürer's Lehrern) angefertigt. Dieses Werk, ursprünglich lateinisch, wurde (1493) von G. Alt Losungsschreiber zu Nürnberg ins Deutsche übergetragen, und ist dieses ein Buch, das in nicht viel Exemplaren mehr vorhanden, neben allerlei Wunderlichkeiten uns doch einen recht klaren Blick in die damalige Weise des Geschichtsstudiums und und des Geschichtsunterrichts (denn es war dasselbe auch für Schulen bestimmt, trotz seiner hölzernen Schalen und ungeachtet seiner Länge von anderthalb und seiner Breite von einem Fuß) thun läßt. Diesem alten Riesenbuche entnehmen wir folgende für unsere Zeit interessante, sowol reingeschichtliche als kunstgeschichtlich-merkwürdige Notizen:

Probe eines chronologischen Abrisses der Geschichte.

Dr. Schedel theilte die Geschichte der „Werlt" in acht Alter, wovon das erste der Vorrede zufolge die „Beschaffung der Werlt bis zum Sintfluß", nach hebräischer Wahrheit 1561 Jahr, das andere die Zeit von der Sintfluß bis auf „die Gepurt Abraham's", nach dem Hebräischen 282 Jahre, das dritte den Zeitraum von hier bis zum Anfang „des Reiches David's mit der Harp", d. h. 941, nach den 70 Auslegern aber 940 Jahre, das vierte den Raum von hier bis zum „Untergang Babylons", d. h. 484 Jahre, das fünfte die Zeit von da bis zur „Gepurt Christi", d. h. 590 Jahre, das sechste den Zwischenraum von hier bis zur „Werlt End, des Ziel Gott allein erkennt" umfaßt. Aber diesen sechs Zeitaltern, heißt es im Buch wörtlich, „mag noch das sybend alter zugelegt werden, das ist das derer, die nun ruen und dieses alter leuft mit dem sechsten. Item das acht alter ist das der Auferstehung". Nun sind nach hebräischer Wahrheit in dem ersten Alter (Abschnitt) zehn Geschlechter, in dem andern auch u. s. w. „Das sind aber die alter des Menschen, das erst ist ungesprechheit, von der gepurt bis zu syben jaren, das andere kindheit bis zu 14 jaren, das dritt ist zeitlichkeit von 15 bis in das 38 jar, das vierdt jugent bis in das 49 jar, das fünft altheit von 50 bis in das 79 jar, das sechst alter, das verlebt

zum abkommen geneigt alter, von 80 jaren bis zu dem end des Lebens." Also stand zu Dr. Schedel's Zeit die Welt schon 3826 Jahre; für manchen Lehrer der Geschichte gewiß ganz neu und brauchbar!

Lorgnetten früher als Brillen.

In der Kirche Maria maggiore zu Florenz war ehemals (vergl. Volkmann's „Nachrichten von Italien", Leipzig 1796) als Grabschrift des Salvinus Armatus, eines Edelmanns aus obiger Stadt, zu lesen:

Qui giace Salvino degli Armati
Inventore degli *Occhiali*
Dio gli perdoni li peccati.

Darunter die Jahreszahl 1317. Diesem nach fiele die Erfindung der Occhiali, der Augengläser, bereits in das dreizehnte, spätestens vierzehnte Jahrhundert. Anders nach Dr. Schedel's Chronik. Hier sehen wir Kleobulus, einen der sieben Weisen, desgleichen einen Bischof Namens Zaraya schon mit einer Lorgnette bewaffnet. Doch abgesehen von diesem Anachronismus (denn in der Geschichte der Physik, namentlich nach den Nachrichten über die Erfindung des Glasschleifens, steht fest daß das Alterthum von der Verwendung des Glases zu optischen Gläsern soviel wie Nichts wußte) ergibt sich doch aus dem Bildniß des Kleobulus u. s. w. ein sehr früher Gebrauch der Lorgnetten, jedenfalls ein früherer als der der Brillen, da wir Werkzeuge der letztern Art in der ganzen Chronik nicht abgebildet finden, das Buch aber wie schon gesagt 1493 in Nürnberg deutsch gedruckt wurde; also mußten die genannten optischen Apparate vor und um diese Zeit schon sehr im Gebrauch sein. Occhiali entscheidet nicht gegen diese Ansicht, da dieses Wort eben das ganze Geschlecht von Augengläsern bedeutet.

Der Rock Christi ohne Naht, wo ist dieser?

Darüber gibt das Schedel'sche Buch folgenden sehr ausführlichen Bescheid: „Der ungeneet rock unseres Herrn Jhesu christi von der heilligen junckfrawen maria gemacht, der einem von den rittern zu tayl wardt, wurde in dieser Zeit nit verr (fern) von Jherusalem in der statt Zaphat in einer marmorstaynin archen (marmornem Kasten) von Gregorio, dem antiocenischen, Thoma, dem Jherusalemischen, und Johanne, dem constantinopolitanischen bischoffen gefunden und nach seiner erfindung in grossen wirden (Würden) gehalten und von inen gein (ihnen gen) Jherusalem gefüert und in ein helffantpaynine archen (elfenbeinernen Kasten) gelegt. Man sagt, als die stat constantinopel verloren worden sey, do sey deser rock in die gewalt der Thürken komen." Einem Holzschnitt von Wohlgemuth nach zu urtheilen, war das Gewand eben nicht sehr klein und würde jedem englischen Weberstuhl, zumal da alle Nähte wegfallen mußten, Ehre machen.

Der heilige Speer.

Von diesem berichtet Schedel's „Buch der Chroniken und Geschichten": „Nun warn die Sachen der Cristen zu Antiochia also übel gestalt, das diese schier in Verzweiflung und Abfall gelangt warn, wo unser Gott seyn Neigung zu unserm Hayl und Schutz tragende, mit wunderzaichen nit beweyst hätte, denn das speer, das die Seytten Cristi am Creutz geöffnet hat, ward durch offenbarung von eim (einem) geistlichen mann in sant Andressen kirchen gefunden. Davon wurden die cristlichen Hauptleute in solche große Hoffnung aufgerichtet, das sie inen (sich) fürsetzeten, mit den feynden zu fechten. Demnach ward dieses heiligst speer als ein panyer auß und wider die Feynd getragen und durch Boemundum der Feynde (Feinde) bei hundertausend ernidergelegt und bei XV tausend Camelen gefangen. Davon warden die Cristen also reich, das sie von der äußersten dürftigkeit zu hohster gnugsamkeit aller ding raichten und wunder geschah wegen dieses speeres."

Kanonen und Flinten im dreizehnten Jahrhundert!

Beide Schiesswaffen mußten zur Zeit der Anfertigung der Holzschnitte des Schedel'schen „Buch der Chroniken und Geschichten" schon sehr gebräuchlich, sogar gewöhnlich gewesen sein, denn aus allen Schiessscharten der Ringmauern schauen Kanonenschlünde hervor, und vor den Ringmauern „Wirzburgks" sehen wir sogar eine muntere Gesellschaft mit Büchsen nach der Scheibe schießen. Kanonen auf Laffeten sind dagegen nirgend sichtbar, ebenso zeigen sich auch nur äußerst spärlich Armbrustschützen, obwol Soldaten und sonstige Kriegsapparate fast mit jedem Holzschnitte auftreten. Ueberall spanische Reiter, Thürme, Basteien, fliegende Brücken u. dgl.

Wer hat nach Dr. Schedel's Ansicht Paris gegründet?

Darüber erhalten wir folgenden Aufschluß: „Parys die königlich und hochberümbt stat der Gallier in dem senonischen land gelegen, hat nach der Trojanischen niderlag irn anfang gehabt. Denn da Paris der troyaner mit Enea auß Troya wiche und mitsampt Francone Hectoris sun (Sohn) in Galliam zohe, da setzet er sich bei dem Fluß Sequane nieder und machet daselbst ein Volk und nennet das die Pariser. Also das die Franzosen vom Ursprung Troyaner sind; die nach der zerstörung Troya aus Belaytung ihres Hauptmanns Priami, des grossen Priami Enicklein durch das Euxinisch meer und die meothidischen Pfützchen oder see in Scythiam komen und haben daselbst ein Statt gebaut, die sie Sicambriam nannten, woraus dann Parys worden."

Ist der Gebrauch der Perücken alt?

Gewiß. Herzog Johann zu Sachsen schrieb 1518 an den Schosser Arnold von Falkenstein zu Koburg (s. Karche's „Jahrbücher der Stadt Koburg", I, 61): „Unser Begehr ist, du wollest uns ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg bestellen und doch in geheim, also, daß nichts gemerkt werde, daß es uns solle und je dermaßen, daß es kraus und geel sei und also zugerichtet, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt möge aufsetzen". Wohlgemuth, einer der oben schon erwähnten Verfertiger der Holzschnitte, dagegen ziert in unserm alten Buche (also vor 1490) bereits Noah mit einer zierlichen Allongeperücke und Mercur mit einer stattlichen Halbperücke, einer sogenannten Atzel, ebenso Juno mit einem artigen Toupet.

59.

Bibliographie.

Amiet, X., Die Barrikadenbraut. Zeitgemälde in fünf Akten. Basel, Schabelitz. 8. 20 Ngr.

— — Der Dorfmagnat. Schweizerisches Sittengemälde aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in vier Akten. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

Bibliothek deutscher Originalnovellen. 1stes Bändchen. Leipzig, Hinze. 16. 10 Ngr.

Buch deutscher Lyrik. Original-Gedichte von A. Kopisch, Fr. Rückert, G. Pfarrius, Ad. Stöber rc. Herausgegeben von A. Böttger. Leipzig, Dürr. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leibrock's A., Schriften. 135ster und 136ster Band. — A. u. d. T.: Adelbert und Rosamunde. Eine Geschichte aus den beiden letzten Jahren des 30jährigen Kriegs. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schellenberg, F., Erinnerungen. Gedichte. Leisnig. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. 1ster Band. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 21.)

35. **Reinhold (J. Gotthard von), Dichterischer Nachlaß.** Herausgegeben von **K. A. Varnhagen von Ense.** Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

   Wenigen wird der Name eines deutschen Dichters J. G. von Reinhold bekannt sein. Sein „Dichterischer Nachlaß“ erscheint hier, von Varnhagen von Ense herausgegeben und mit einem Denkwort seines vertrautesten Freundes, des verehrungswürdigen **Wessenberg**, eingeleitet. Beide Namen sichern der Sammlung die Beachtung aller Freunde der Literatur. Dieselbe umfaßt: Deutsche Gedichte; Uebersetzungen aus dem Englischen; Uebersetzungen aus dem Italienischen und besonders Uebersetzungen des Petrarca. Varnhagen von Ense bemerkt zur Charakteristrung derselben: „Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen; sie sind zufrieden die vorhandene zu verschönern, zu veredeln, den besten Empfindungen Gestalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, besonders die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, gehören unstreitig zu dem Trefflichsten, was unsere an solchen Gaben überreiche Literatur aufzuweisen hat; sie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten, wie den feinen Sinn und den sichern Griff des Dichters.“

36. **Sternberg (A. von), Macargan** oder die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Roman. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
   Ein Carneval in Berlin. 1852. 8. 1 Thlr.
   Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. 8. 1848. 4 Thlr.
   Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1842. 3 Thlr.
   Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

37. **Tauber (J. S.), Die letzten Juden.** Verschollene Ghetto-Märchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Aus dem Verlage der **Buchdruckerinnung** in Leipzig ist an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Das Neue Testament.

Deutsch durch **Dr. Martin Luther.** Nach der letzten Ausgabe von 1545. 4. 1840. Früher 2 Thlr., jetzt 20 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Byron (Lord), Manfred. Ein dramatisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. 8. Geh. 12 Ngr.

Delavigne (Casimir), Schule für alte Männer. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. 8. Geh. 16 Ngr.

Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von **Anton Schiefner.** 8. Helsingfors. 1852. 2 Thlr.

Puschkin (Alexander), Boris Godunoff. Ein geschichtliches Drama. Aus dem Russischen übersetzt. 8. Geh. 12 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Siebenter Band. Vier Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe publié par **Borel d'Hauterive.** 1853. 10me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Broeckaert (J. J.), Le Guide du jeune littérateur. Edition revue et augmentée. In-8. Liége. 1853. 2 Thlr. 7½ Ngr. Edition in-12, 2 tomes, 1 Thlr. 10 Ngr.

Petites maisons de plaisance et d'habitation choisies aux environs de Paris et dans les quartiers neufs de la Capitale présentées en plan, coupes, élévations, détails de décoration intérieure et extérieure, etc. Gravées au trait d'aprés les dessins originaux communiqués par les architectes. In-4. Liége. 1852. 2 Thlr. 20 Ngr.

Katalog ogólny Książek Polskich drukowanych od roku 1830. do 1850., czyli za lat dwadzieścia jeden. Z oznaczeniem formatu, miejsca i roku wyjścia, nakładcy, ceny pierwotnéj, oraz z dodaniem Podziału Naukowego książek niniejszym spisem objętych. Zebrał i wydał **W. R.** 8. Lipsk. 1852. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kozłowski (Felix), Zwierciadło doskonałości Chrześcijańskiéj dla Slug i Gospodarzy. 2 tomy. 12. Poznań. 1852. 20 Ngr.

Castrén (M. A.), Nordiska Resor och Forskningar Första Bandet: **M. A. Castréns Reseminnen** från åren 1838—1844. Med Författerens porträtt, en planche och en karta. 8. Helsingfors. 1852. 2 Thlr.

Danilofski (Michailofski), Beskrifning öfver Finska Kriget till Lands och Sjös åren 1808 och 1809. Med tjugo Plancher. Öfversättning ifrån ryskan. 8. Tavastehus. 1850. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita. 1 Osa. 8. Helsingissä. 1852. 1 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
   Diese beiden Kataloge sind durch einen Nachtrag bis Ende 1852 fortgeführt.
3. **Verlagskatalog von August Campe in Hamburg.**
4. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig. Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
5. **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu bedeutend ermäßigten Preisen bis zum Schlusse des Jahres** 1853 durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.
   ☞ Bei einer Bestellung aus diesem Verzeichniß im Betrage von 10 Thlr. und mehr auf ein mal wird 10% Rabatt bewilligt.
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. VII.—XII.
7. **Catalogue de Livres au rabais,** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
8. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de F. A. **Brockhaus à Leipzig.**
9. **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc.** offerte aux prix très-bas marqués par **F. A. Brockhaus à Leipzig.**

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat April.

Nr. 14. Erinnerungen aus Griechenland. Von **Ludwig Roß.** I. — Das Asylrecht. Ein kleiner Beitrag zum heutigen Staats- und Völkerrecht. — Ueber Moleschott's „Kreislauf des Lebens", nebst einigen Gedanken über die Bedeutung der Naturwissenschaften für die allgemeine Entwickelung. Von **K. Hagen.** I. — Gedichte: Wunderliche Christen. Von **F. Bodenstedt.** — Frage und Antwort. Von **Demselben.** — Drei Gedichte. Von **H. Koepert.** — Lied. Von **W. Precht.** — Literatur und Kunst. (Tauber, „Die letzten Juden". — Hertz, „Schriftstellerei und Publicum in Rom". — Rodenberg, „König Harald's Todtenfeier. Ein Lied am Meere". — Prinzessin **, „Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Liebe". — Schellbach, „Veronika".) — Correspondenz. (Aus Dresden. — Aus Frankfurt a. M. — Aus Paris. — Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 15. Schiller's Liebesneigungen in Beziehung auf seine Dichtungen. Von **J. W. Schäfer.** — Ueber Moleschott's „Kreislauf des Lebens", nebst einigen Gedanken über die Bedeutung der Naturwissenschaften für die allgemeine Entwickelung. Von **K. Hagen.** II. — Literatur und Kunst. (v. Reden, „Ueber Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft"; „Ueber die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Ludwig Napoleon und den deutschen Heerestheilen"; „Westeuropäische Grenzen. Von einem Beamten der Civilisation"; Robert, „Urkundliche Beiträge zur Staatengeschichte Deutschlands in der Napoleonischen Zeit". — v. Klesheim, „Schwarzblatl auf Wanderschaft".) — Correspondenz. (Aus Hannover. — Aus Holstein.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 16. Sociale Weisheit und Afterweisheit. Von **E. Cauer.** — Ueber Moleschott's „Kreislauf des Lebens", nebst einigen Gedanken über die Bedeutung der Naturwissenschaften für die allgemeine Entwickelung. Von **K. Hagen.** III. — Literatur und Kunst. (Mügge, „Der Majoratsherr" und „Weihnachtsabend". — Günther, „Die deutsche Literatur in ihren Meistern mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser". — „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch". — Collier's Shakspeare.) — Correspondenz. (Aus Bonn.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 17. Erinnerungen aus Griechenland. Von **L. Roß.** II. — Die nationale Volkswirthschaftspolitik in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Von **W. Werenberg.** — Literatur und Kunst. (Appert, „Die Geheimnisse des Verbrechens, des Verbrecher- und Gefängnißlebens". — Schmidt, „Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften"; Curtius, „Ueber die Kunst der Hellenen"; Abel, „Die deutschen Personennamen".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus dem Wupperthale.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 18. Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen. Von **R. Prutz.** — Michaelisreise. Von **H. Pröhle.** — Ueber das Tischrücken. — Literatur und Kunst. (Riehl, „Musikalische Charakterköpfe". — Michelsen, „Die Arbeitsschulen der Landgemeinden in ihrem vollberechtigten Zusammenwirken mit den Lehrschulen u. s. w." — „Personen und Zustände aus der Restauration und dem Julikönigthum". — „Deutsche Annalen", zweites Heft.) — Correspondenz. (Aus Stuttgart. — Aus Halle.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Mai 1853.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.** Dritte Auflage. 8. In sechs Heften zu 10 Ngr.

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von **Ch. F. Meyer.** Zweite Auflage. 8. In fünf Heften zu 8 Ngr.

Beide Wörterbücher zeichnen sich durch **Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung** und **billigen Preis** vor ähnlichen Werken aus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 23. —— 4. Juni 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Dante's Leben und Werke. Culturgeschichtlich dargestellt von Franz X. Wegele. Jena, Mauke. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Der „möglichst ausführlichen Lebensbeschreibungen Dante's" haben wir seit nun fünf Jahrhunderten eine beträchtliche Anzahl erhalten. Der historisch sichern Daten sind unglaublich wenige. Um die weiten, dazwischen liegenden Lücken auszufüllen, läßt der Biograph seiner eigenen Phantasie oder der seiner Vorgänger den Zügel schießen und wir bekommen viel zu hören von „innigen Freundesbündnissen" des Dichters mit diesem oder jenem Fürsten oder Herrn, von zahlreichen Gesandtschaften mit denen er beauftragt worden, und sonstigen Beweisen ehrenden Vertrauens das er genossen, von tiefsinnigen und gedeihlichen Rathschlägen die er ertheilt, von Universitäten auf denen er gelernt oder gelehrt, von Höfen an denen er geweilt, von Burgen, Klöstern und Höhlen in denen er gedichtet, kurz von lauter an sich guten und schönen Dingen, denen zu ihrem vollen Werthe nur das Eine fehlt daß ihre Wahrheit sich irgend haltbarer Beglaubigung erfreute. Dann folgen bogenlange, mehr oder weniger verdaute Excerpte aus Dante's einzelnen Schriften, denen als Würze diese oder jene völlig unbrauchbare „neue" Ausdeutung des „Windhundes", der „holden Dame", oder auch der „vermaledeiten Wölfin", oder des „Dux" u. s. w. beigegeben ist, und ein ganzer oder halber Octavband ist fertig. Diese Art Literatur hat gewiß für Manchen, der mit den Dingen um die es sich handelt zufällig eben erst auf diesem Wege bekannt wird, auch ihren Nutzen; wer aber ein mal ein halbes oder ganzes Dutzend solcher „Charakteristiken", „Biographien" u. s. w. verspeist hat, darf sich, ohne für unhöflich zu gelten, mit gänzlichem Mangel an Appetit entschuldigen, wenn ihm ein dicker Band Artaud, Missirini und wie sie weiter heißen präsentirt wird.

Ich will nicht bergen daß ein ähnliches Gefühl mich bei der Titelüberschrift „Dante's Leben und Werke" beschlich, und es bedurfte des allerdings Außergewöhnliches verheißenden Beisatzes: „culturgeschichtlich dargestellt", um meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Das in solcher Weise angeregte Interesse hat nun in dem Werke Wegele's hohe Befriedigung gefunden, und es ist mir eine angenehme Pflicht darüber zu berichten.

Erfreulich ist vor allen Dingen hier einer Arbeit zu begegnen, die einen entgegengesetzten Ausgangspunkt genommen als der ist den wir fast ohne Ausnahme bei den übrigen Behandlungen dieses Gegenstandes finden. Während die letztern Dante's Persönlichkeit oder doch seine Stellung in der italienischen Literaturgeschichte zum Mittelpunkte ihrer Betrachtung wählen und nur erläuterungsweise des Hintergrunds politischer Geschichte gedenken, auf dem sich Dante's Leben und Wirken abzeichnet, geht Wegele von den großen Weltbewegungen des Mittelalters aus und führt uns den toscanischen Dichter im Wesentlichen nur als die charakteristischste Verkörperung der das Jahrhundert und insbesondere die Halbinsel durchdringenden Richtungen und Kämpfe dar. Mit einem Worte: das Buch stellt sich sofort nicht als die Arbeit eines Literarhistorikers, sondern als die eines Ge-

schichtsforschers dar. So ist es denn einigermaßen zu vergleichen mit der trefflichen „Philosophie catholique“ von Ozanam, insofern auch dieser zum Ausgangspunkt nicht den Dichter, sondern die mystische und scholastische Philosophie des 13. Jahrhunderts genommen hat.

Der Gedanke nun der den Forschungen Wegele's zugrundeliegt ist: daß die beiden Bestrebungen welche damals die Geister in Italien vorzugsweise bewegten — Entwickelung der eigenen Volksthümlichkeit in Sitte, Sprache und Literatur und gegliederte politische Einheit — untereinander widersprechend, also nicht gemeinsam ausführbar gewesen seien. Die Einheit sei nur in der Gestalt des römisch-deutschen Kaiserthums angestrebt worden und möglich gewesen, dieses aber habe nicht nur seine Geltung für Italien von seinem universellen, die verschiedenen europäischen Völker zugleich umfassenden Charakter herleiten müssen, sondern zu seiner Gliederung wesentlich einer germanischen Feudalverfassung, namentlich eines kriegerischen grundbesitzenden Adels bedurft. Die Entwickelung italienischer Nationalität dagegen beruhe nothwendig auf dem Uebergewicht des Handel und Gewerbe treibenden Bürgerthums, auf dem Siege der Demokratie welche wieder den Municipalgeist und dadurch die Zersplitterung habe fördern müssen. Nun sei das Princip der Nationalität im 13. und 14. Jahrhundert mit raschen Schritten dem Siege zugegangen, während die zusammenhaltende kaiserliche Autorität für Italien schon damals im Verlöschen gewesen sei. Wenn daher Dante das eigene Volksbewußtsein seines Vaterlandes in Sitte und Sprache zu lebendiger Entwickelung habe führen und Einheit und Ordnung auf die Gewalt der Kaiser habe gründen wollen, so sei er dadurch einem zweifachen Irrthum verfallen, ein mal, indem er zwei widerstrebende Tendenzen für vereinbar gehalten, zweitens, indem er dem für Italien bereits ersterbenden Kaiserthume der siegenden Demokratie und Vereinzelung gegenüber noch ausreichende Lebenskraft beigemessen habe. Dante, geboren in Florenz, dem Orte an welchem schon damals die italienische Sprache zur edelsten Entwickelung gereift sei, daneben aber auch dem Mittelpunkte des kaiserfeindlichen Städtethums in seiner neuern Entwickelung, sei zugleich durch seine Begeisterung für die durch ihn begründete Sprache und Dichtkunst seines Vaterlandes dessen edelster Vertreter („Il bello ovile, ov'io dormii agnello“), und zugleich wurzle er mit seiner politischen und sittlichen Gesinnung in einer fremden germanischen Heimat („Florentinus natione, non moribus“).

Wenn diese Gedanken die der Verfasser S. 49 am bestimmtesten zusammenfaßt auch nicht schlechthin neu genannt werden können, wie denn namentlich der tüchtigste unter den italienischen Biographen, Graf Cesare Balbo, Dante's unitalienische Gesinnung bereits geltendgemacht hat, so wüßte ich doch nicht daß sie zuvor von Irgendwem mit gleicher Umsicht und Sachkunde entwickelt seien. Wir dürfen sagen daß bis in das Einzelne sowol den Ereignissen der politischen Geschichte als den schriftstellerischen Leistungen des Dichters in Wegele's Buche Raum und Stellung lediglich nach dem Verhältnisse eingeräumt ist, in welchem sie zur Veranschaulichung jener Grundgedanken geeignet sind. So geschieht es denn daß durch die neue Beziehung zu welcher die geschichtlichen Momente gruppirt sind auch das Bekannteste neues Interesse gewinnt und zu wiederholtem Nachdenken anregt.

Eine andere Frage ist, ob der Widerspruch, welchen darzulegen der Verfasser mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn bemüht ist, wirklich besteht, und ob, wenn diese Frage zu bejahen wäre, darin ein unsere Verehrung für den Dichter irgendwie schmälernder Vorwurf läge. Zunächst dies letzte Bedenken von der Hand zu weisen werden wir keinen Augenblick anstehen können. Ist es doch das gemeinsame Erbtheil erhabener, ihr Jahrhundert bewegender Ideen daß sich ihrer unmittelbaren Verwirklichung nicht zu besiegende Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Kreuzzüge enden mit dem Verluste des Gelobten Landes, die Romfahrten deutscher Kaiser mit Frankreichs und Spaniens Uebergewicht in Italien, und dennoch sind Kreuzzüge und Romfahrten für Deutschland und über dessen Marken hinaus die geistig belebenden Principe gewesen und haben mittelbar Größeres gewirkt als die bestersonnenen politischen Speculationen, wie z. B. die Erweiterung der habsburgischen Hausmacht.

Auf der andern Seite mag die Unversöhnbarkeit römisch-deutscher Kaisergewalt und italienischer Nationalität für Dante's Zeitalter noch billig bezweifelt werden. In keiner andern Gestalt konnte um das Jahr 1300 sich das Kaiserthum der Erinnerung eines Italieners darbieten als so wie ein halbes Jahrhundert zuvor Friedrich II. es gehandhabt hatte. Wie verwandt aber Friedrich's Sitten und Sinnesweise denen seiner italienischen Unterthanen waren, hebt Wegele selbst hervor, und daß er dennoch ein rechter Kaiser war, daß er es mehr war als irgend ein anderer, wird er schwerlich bestreiten. Das große Interregnum konnte um so eher für eine Zeit des Schlafes, nicht der Altersschwäche gelten, als die ritterlichen Gestalten Manfred's und Konradin's das Andenken an die Heldenfürsten von Hohenstaufen wach erhalten hatten. War auch in Toscana die Macht des ghibellinisch gesinnten oder doch feudal organisirten Adels größtentheils gebrochen, so war sie es doch noch nicht in der Romagna und der Lombardei, und von dem gleichnamigen Urenkel Friedrich's, der Sicilien, die Geburtsstätte italienischer Dichtkunst, beherrschte, ließ sich wenigstens hoffen daß er den vaterländischen Musen nicht minder freundlich sein werde als sein großer Ahn. War es nun so offenbare Thorheit, wenn ein begeisterter Dichter allem Zwiespalte der das schöne Italien zerfleischte, aller Tyrannei zügelloser Pöbelherrschaft und übermüthiger Dynasten gegenüber an die siegende Gewalt eines geläuterten, gottgeweihten Kaiserthums glaubte? Trifft *ihn* der Vorwurf, wenn er seine für geistige Erregung doch mehrfach empfängliche Zeit noch für fähig hielt, Haß, Habsucht und Ehrgeiz insoweit abzustreifen als nöthig war um ein geordnetes Gemeinwesen unter kaiserlicher Obergewalt wiederherzustellen? War es eine

Thorheit, nun wahrlich, so war es der edelsten eine, eine Thorheit die er vielfachen Zeugnissen zufolge mit den besten und besonnensten seiner Zeitgenossen theilte, die, je heißere Vaterlandsliebe sie durchdrang, nur um so fester an dem Glauben hielten daß für Italien Frieden und Heil einzig von einem deutschen Kaiser zu erwarten sei.

Wie gern wir aber auch Dante gegen seinen Biographen in Schutz nehmen möchten, so hat jedenfalls die Geschichte sich für den Letztern entschieden, und das ideale Staatsgebäude welches Dante in der „Divina commedia" und in seiner „Monarchia" vor uns aufführt ist so ausschließlich ein Phantasiegebild geblieben, daß ein Monograph über die letztgenannte Schrift (Marchese Azzolino) behaupten konnte, sie sei, etwa wie man Aehnliches von Machiavelli's „Principe" gesagt hat, nur geschrieben um die irdische Unausführbarkeit der Alleinherrschaft nachzuweisen und dadurch vor den Versuchen ihrer Realisirung zu warnen.

Jedenfalls faßt Wegele was er als des Dichters Irrthum betrachtet so hoch und so würdig auf, daß wir in seiner Darstellung das Bild des Irrenden vielfach demjenigen vorziehen welches die Apologeten uns entwerfen. Namentlich gilt dies in Betreff Dante's so oft besprochener Parteistellung. Während ihn die Einen nach der Verbannung, bald aus Rache gegen seine unnatürliche Vaterstadt, bald durch den Drang der Umstände genöthigt, die Farbe wechseln lassen, geben ihm Andere das sehr zweifelhafte Lob eines Mannes der außer und über den Parteien stehend für sich allein gegangen sei, noch Andere endlich wollen den Herold Heinrich's VII., den Sänger der „Monarchia", bis an sein Lebensende als Guelfen betrachtet wissen. Es ist nun rühmend hervorzuheben, wie Wegele richtig erkannt hat (S. 87, 144, 178), daß Dante's Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines ordnenden und zusammenhaltenden, dem päpstlichen Stuhl in weltlichen Dingen nicht unterworfenen Kaiserthums, mit andern Worten: daß Dante's ghibellinische Gesinnung nothwendig um ein Bedeutendes älter sein müsse als sein Exil, ja älter als sein bekanntlich in das Jahr 1300 fallender Antheil an der Regierung seiner Vaterstadt.

In dieser Annahme, welche auch mir längst nothwendig erschienen ist, bin ich seit einigen Jahren durch die Wahrnehmung bestärkt worden daß nach anscheinend unbedenklichen Spuren die Schrift unsers Dichters, in welcher er seine strengkaiserliche Gesinnung am zusammenhängendsten entwickelt, die „Monarchia", eine seiner frühesten, wenn nicht die allererste ist. Da ich diese Ansicht schon mehrfach gegen literarische Freunde ausgesprochen und seitdem bemerkt habe daß auch öffentlich darauf Bezug genommen worden ist (z. B. in des Grafen Torricelli „Studj sul poema sacro", S. 176), so nehme ich die Gelegenheit wahr sie hier mit einigen Worten zu begründen.

Bekanntlich wollte man früher die drei Bücher „De monarchia" in Dante's letzte Lebenszeit verlegen und darin eine Schutzschrift für Ludwig den Baier (seit 1314) entdecken. Seitdem diese Meinung allgemein aufgegeben ist, bringen alle Schriftsteller, soviel mir bekannt ist, das Buch mit dem Römerzuge Heinrich's VII. in Zusammenhang und schwanken etwa nur zwischen den Jahren 1310—13. Ruth und Wegele, die beiden neuesten in Deutschland, nehmen, man darf wol sagen im Einklang mit der gemeinen Meinung, das Jahr 1312 an. Gegen jene Voraussetzung einer Parteischrift zu Gunsten eines eben in der Ausführung begriffenen Unternehmens muß uns zunächst Bedenken erwecken daß in dem ganzen Werke nicht die kleinste Bezugnahme auf die concreten Verhältnisse des Augenblicks zu finden ist. Des Kaisers wird immer nur als einer völlig ideellen Persönlichkeit gedacht, von einem bestimmten Kaiser, von Heinrich von Luxemburg vermag ich nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ebenso wenig deutet der Verfasser irgendwie auf die besondern Zustände des damaligen Italien.

Einen wie ganz andern Ton dagegen Dante anzuschlagen wußte, wo es wirklich darum galt die Rechte seines theuern Kaisers Heinrich zu vertreten, dessen Anhänger zu ermuntern, ihm neue Freunde zu werben, darüber bietet uns vollste Auskunft jener Brief an die Fürsten und Völker Italiens, der in Wahrheit den Zweck verfolgen sollte welchen man irrig der „Monarchia" unterlegen will. Wie sehr auch die Beweisführung in beiden Schriften verwandt ist, so völlig verschieden ist doch der Ton einer jeden. Wenn in der „Monarchia" Alles, selbst das Pathos der Begeisterung einen objectiven, theoretischen Charakter hat, fühlt der Leser in jeder Zeile des Briefs den Nachklang der Zustände des Augenblicks, des langen Drucks der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", der keck wieder aufgelebten Hoffnungen und Ansprüche.

Es findet sich sogar ein bestimmtes Zeugniß welches die Gleichzeitigkeit beider Apologien des Kaiserthums geradezu ausschließt. Der Brief bezeichnet Heinrich als den Gesegneten des Papstes („Hic est, quem Clemens, nunc Petri successor, luce apostolicae benedictionis illuminat"); die „Monarchia" (III, 3) nennt dagegen den Papst unter Denen welche das Kaiserthum in Dante's Sinne verleugnen („Summus pontifex, domini nostri Jesu Christi vicarius et Petri successor, . . . nec non alii . . . de zelo forsan, non de superbia contradicunt"). Daß Dante nicht dies Beides bei dem gleichen Anlaß, sozusagen in einem Athem schreiben konnte, wird hoffe ich einleuchten.

Wir begegnen in Dante's prosaischen Schriften, nämlich in dem vermuthlich während des Winters von 1308 zu 1309 beendeten „Convito" (IV, 4 u. 5), noch einer dritten Ausführung über den göttlichen Ursprung des Kaiserthums. So mehrfach diese nun auch von der in der „Monarchia" gegebenen abweicht, so stimmt sie doch in jener Beziehungslosigkeit auf die Zustände der Gegenwart, in jener theoretischen Ruhe mit ihr überein. Das „Convito" ist aber vor Heinrich's Römerzuge geschrieben. So werden wir denn genöthigt sein auch die „Monarchia" von allem Zusammenhange mit jener Rom-

fahrt freizumachen und dann weiter zu fragen, ob sie vor oder nach dieser Zeit zu setzen sei?

Die „Monarchia" beginnt mit der Bemerkung: es zieme dem Manne daß, sowie er durch die Arbeiten früherer Geschlechter bereichert sei, so auch er für Diejenigen arbeite die nach ihm kommen, um ihnen Bereicherung zu gewähren. Weit hinter seiner Pflicht bleibe zurück, wer durch öffentliche Zeugnisse belehrt nicht zu dem Gemeinwesen etwas beizutragen bestrebt sei. Ein Solcher sei nicht wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, sondern vielmehr einem schädlichen Strudel zu vergleichen, der immerdar einschlürfe, niemals aber das Verschlungene wieder zurückgebe. Dieses bei sich erwägend und auf daß ihm nicht das Vergraben seines Pfundes zur Last gelegt werde, begehre der Verfasser zu öffentlichem Frommen nicht nur Knospen zu treiben, sondern Früchte zu zeitigen und von Andern nicht berührte Wahrheiten darzulegen. Konnte nun Dante, der selbstbewußte, jeder falschen Bescheidenheit ferne Dante, wol im Jahre 1312 oder gar noch später also schreiben? Konnte er es (um der im Jahre 1300 beendeten „Vita nuova", um der zahlreichen lyrischen Gedichte nicht zu gedenken) mehre Jahre nachdem er die vier Trattati des „Convito", jener Encyklopädie des Wissens seiner Zeit, veröffentlicht hatte? Oder deuten die mitgetheilten Worte nicht vielmehr auf einen Schriftsteller der zum ersten male mit einer bedeutendern Arbeit hervortritt, der von sich sagen muß: „Il nome mio ancor molto non suona?"

Im ersten Gesange der „Hölle" — also nach der Fiction des Dichters am 25. März 1300 — feiert Dante bekanntlich den Virgil in einer begeisterten Anrede und sagt unter Anderm:

> Du bist's allein, dem ich den schönen Stil
> Verdanke, der zum Ruhme mich erhob.

In welcher Schrift konnte nun Dante zu Anfang 1300 den schönen, Virgil entlehnten Stil bewährt haben, der ihn zum Ruhme erhoben? Die „Vita nuova" war noch unvollendet und ihr Stil hat mit Virgil's „hoher Tragödie" schlechthin Nichts gemein. So blieben denn nur einige vereinzelte Sonette, Ballaten und Canzonen übrig, wenn wir nicht annehmen wollen daß schon damals eine umfassendere, in Virgilianischem Sinne geschriebene Arbeit unsers Dichters vorhanden war. Und so war es; denn der Dichter des Augusteischen Kaiserthums hatte Dante schon zu dem Buche über die römisch-deutsche Monarchie begeistert. Daß Virgil bei Dante als der poetische Repräsentant der römischen Weltmonarchie gelte, erkennen die neuern Ausleger und unter ihnen ganz vorzugsweise Ruth und Wegele vollständig an. Eben ihn aber nennt der Dichter in seiner „Monarchia" ausschließlich „divinus poeta noster" und schreibt ihn, wenn ich recht gezählt habe, nicht weniger wie siebzehn mal als seinen maestro und autore aus.

Vergleichen wir insbesondere die „Monarchia" mit dem um das Ende des Jahres 1308 geschriebenen „Convito", so fehlt es nicht an bestimmten Anzeichen welche die frühere Entstehung der erstern Schrift beweisen. In der „Monarchia" heißt es (II, 3): „Constat, quod merito virtutis nobilitantur homines: virtutis videlicet propriae vel majorum. Est enim nobilitas virtus et divitiae antiquae, juxta philosophum in politicis." Das „Convito" (IV, 3) erklärt sich dagegen mit Härte gegen diese Ansicht („Questa opinione, che gentilezza era antica ricchezza e bei costumi, è quasi di tutti..., che fanno altrui gentile per esser di progenie lungamente stata ricca; conciossiacosacchè quasi tutti così latrano"). Auch Wegele (S. 273) ist dieser Widerspruch nicht entgangen; nur will er ihn im umgekehrten Sinne durch die Voraussetzung lösen daß Dante bei reiferer Erwägung sich von der Annahme bloßen Verdienstadels („Convito") zu dem mitwirkenden Erfodernisse angestammten Reichthums („Monarchia") gewandt habe. Die mitgetheilten Worte scheinen diese Auffassung auszuschließen. Wenn Dante in der „Monarchia" sagt: es stehe fest daß der Adel durch eigene Tüchtigkeit und durch die der Vorfahren gewonnen werde, so war ihm die Ansicht welche allein die erste berücksichtigen will damals noch fern geblieben. Wenn er dagegen in der Stelle des „Convito" die Meinung daß ererbte Reichthümer Adel gewähren mit einem Scheltworte als die fast Aller bezeichnet, so deutet er damit an daß sie ihm selbst nicht fremd geblieben sei. Es kommt hinzu daß die bekannte Stelle des „Paradieses" (XVI) offenbar der im „Convito" ausgesprochenen Ansicht viel näher steht als derjenigen welche die „Monarchia" vertheidigt.

Lehrreich ist ferner die Vergleichung der von Dante in den genannten zwei Schriften zum Beweise unmittelbarer göttlicher Mitwirkung aufgezählten wunderbaren Ereignisse der römischen Geschichte. Wenn nämlich bei der größern Kürze des „Convito" darauf kein erhebliches Gewicht zu legen ist daß sich drei von den in der „Monarchia" genannten Beispielen, und zwar drei, deren Auswahl nicht eben für geschickt gelten kann, in ihm nicht wiederfinden, so ist es um so bemerkenswerther daß das „Convito" vier andere solcher Erwähnung vollkommen würdige Großthaten hinzufügt, und daß gerade zwei von diesen auch in der natürlich noch viel kürzern Parallelstelle des „Paradieses" (VI, 46 u. 53) Platz gefunden haben.

Ueberhaupt macht die „Monarchia" den Eindruck geringerer wissenschaftlicher Reife. Die Beweisführung ist schwerfällig und beruht nicht selten auf eigentlichen Trugschlüssen. Dabei scheint das Bestreben durch Namen und Zahl der angeführten Autoritäten dem Leser zu imponiren nicht selten unverkennbar. Eben diese Anführungen sind aber zum Theil sehr unpassend gewählte. Manche Citate sind so ungenau daß sie sich gar nicht auffinden lassen (z. B. das aus Orosius, II, 3), andere sind geradezu falsch. Im fünften Capitel des zweiten Buchs wird dem Livius eine Nachricht über Cincinnatus beigelegt, die offenbar aus Orosius II, 12 genommen ist. Das neunte Capitel nennt Livius sogar als Gewährsmann für eine mittelalterliche Alexander-

fabel. Ferner verdient Beachtung daß die Schrift des Martinus Dumiensis über die vier Cardinaltugenden in der „Monarchia" II, 5 der mittelalterlichen Ueberlieferung gemäß nach Seneca benannt wird, während das „Convito" sie (III, 8) offenbar infolge besserer Erkenntniß ohne Namen citirt. Ueberhaupt ist der für das „Convito" benutzte Büchervorrath nicht unerheblich reichhaltiger als der der „Monarchia".

Noch bleibt ein Argument zu erwähnen, das, wenn auch etwas weniger in die Augen fallend, mir besonders geeignet scheint die frühe Entstehung der „Monarchia" ins Licht zu stellen. Die in diesem Buche erörterten Fragen beschäftigten jene Zeit bekanntlich mehrfach. Wenn nun auch nicht weiter geltendgemacht werden soll daß, während Dante sagt, es sei die temporalis monarchiae notitia maxime latens und er wolle intentatas ab aliis ostendere veritates, schon unter Heinrich VII. Engelbertus abbas Admontensis („De ortu et fine Romani imperii") eine Ausführung sehr ähnlichen Inhalts bot, so verdient doch eine andere Parallele jedenfalls aufmerksame Betrachtung. Zu Ende des Jahres 1302 erließ Bonifaz VIII. die Bulle „Unam sanctam", welche, obwol zunächst gegen die Anmaßungen Philipp's des Schönen gerichtet, doch eine allgemeine Auffassung des Verhältnisses geistlicher und weltlicher Gewalt entwickelte, die der von Dante vertretenen auf das vollständigste gegenüberstand. Es soll nun keineswegs behauptet werden, daß wenn die Bulle der Schrift über die Monarchie vorausgegangen wäre, die Autorität dieses Papstes hingereicht haben würde Dante von der Darlegung seiner Grundsätze abzuhalten, ja es würde sogar erklärlich scheinen, wenn der Verfasser die päpstlichen Deductionen ohne deren Urheber zu nennen bekämpft hätte; was aber solchenfalls mit Bestimmtheit erwartet werden müßte, das wäre eine erschöpfende, jeden von dem hochgestellten Gegner geltendgemachten Grund einzeln erörternde Widerlegung. Eine solche fehlt nun, wenngleich die beiderseitigen Argumentationen sich in einer um jene Zeit so viel erörterten Frage natürlich mehrfach begegnen, dennoch in solchem Maße daß unmöglich angenommen werden kann, Dante sei, als er die „Monarchia" verfaßte, mit der Bulle „Unam sanctam" bekannt gewesen. Die aus der Heiligen Schrift entnommenen Gründe für die Abhängigkeit der weltlichen von der geistlichen Macht, mit deren Widerlegung sich das vierte bis neunte Capitel der „Monarchia" beschäftigen, sind sechs an der Zahl. Ebenso viel zählt deren auch die Bulle auf. Unter den erstern finden sich aber nur zwei von den in der Bulle geltendgemachten (Lukas XXII, 38 und Matthäus XVI, 19); die vier übrigen Gründe, auf welche Bonifaz sich stützen will, bleiben in der „Monarchia" unwiderlegt, ja deren Verfasser beruft sich sogar auf eine dieser Schriftstellen (Johann. XIX, 23, „Monarchia" III, 10) ohne weitere Bemerkung als auf ein für ihn sprechendes Argument. Statt dessen verwendet nun Dante Zeit und Mühe, um noch vier in der Bulle nicht erwähnte Gegengründe zu entkräften.

Nehmen wir zu diesen positiven Gründen noch den negativen hinzu daß die „Monarchia" neben der „Vita nuova" die einzige unter Dante's Schriften ist, in welcher er seines Exiles nicht gedenkt, so werden wir uns der Erkenntniß nicht entziehen können daß dieselbe vor dem Jahre 1302, ja noch im 13. Jahrhundert geschrieben sein müsse. Wenn nun auch die „Monarchia" (II, 1: „ut ipse solebam") bestätigt daß ihr Verfasser in früher Jugend die guelfischen Gesinnungen seiner Heimat und seines Hauses getheilt habe, so ist doch unmöglich zu verkennen, von welcher Bedeutung für die Charakteristik des Dichters und für das richtige Verständniß seiner politischen Stellung die Thatsache ist, daß er, kaum erst zum Manne gereift, die ghibellinisch-kaiserlichen Gesinnungen, die sein ganzes Leben zu leiten bestimmt waren, nicht nur gewonnen, sondern auch schon zu einem bis in das kleinste entwickelten System verarbeitet hatte.

Noch mit einer zweiten Zeitbestimmung Wegele's kann ich mich nicht einverstanden erklären. S. 177 u. 235 setzt er die Schrift „De vulgari eloquentia" (nicht „eloquio", wie gewöhnlich citirt wird, noch viel weniger aber „locutione", wie Ruth in seiner „Geschichte der italienischen Poesie", S. 327, 332, 358, 369, 375, 429, beharrlich schreibt) in die Jahre 1314—18. Hier ist nun zuerst zu bemerken daß, wie der Eingang des zweiten Buchs ergibt, die Arbeit nach Beendigung des ersten Buchs eine zeitlang geruht hatte. Sodann ist hervorzuheben daß, wie schon Torri S. 145 seiner Ausgabe richtig erinnert hat, nicht einmal das zweite Buch dieser Schrift beendigt ist, sondern die Erörterung mitten in den zu Anfang des vierzehnten Capitels verheißenen Untersuchungen abbricht. Das dritte Buch sollte vermuthlich, nachdem das zweite von der Stanze gehandelt hatte, den Bau der gesammten Canzone, namentlich auch die sogenannte Licenza betreffen, worauf das vierte Buch nach I, 19; II, 3, 4, 13 die Reime und insbesondere die Ballaten und Sonette besprechen sollte. Außer diesen vier gewöhnlich angenommenen Büchern war aber wenigstens noch ein fünftes beabsichtigt („gradatim descendentes ad illud, quod unius solius familiae proprium est"), in dem wir vielleicht auch den Platz für Gedichte gleich der „Divina commedia" suchen möchten.

Was sodann die Entstehungszeit betrifft, so ist es mir bisjetzt noch nicht gelungen für das Fragment des zweiten Buchs einen zuverlässigen Anhalt zu finden. Das erste muß jedenfalls nach dem Exil entstanden sein, da der Verfasser sich ausdrücklich I, 6 als Verbannten bezeichnet. Uebereinstimmend damit ist daß Cino von Pistoja durchgängig ohne weiteres als des Verfassers Freund bezeichnet wird, was darauf hindeutet daß dessen erster Freund Guido Cavalcanti schon verstorben sein mußte. Dagegen zeigt der Schluß des achtzehnten Capitels, wo gesagt wird, Italien habe keinen gemeinsamen Fürsten, also auch keine Hofhaltung wie die des „Königs von Deutschland", mit voller Bestimmtheit auf die Zeit vor dem 1309 beschlossenen Römerzuge Heinrich's VII. Dem entspricht nun vollständig daß im zwölften Capitel

Johann I. von Monferrat, Azzo VIII. von Este und Karl II. von Neapel offenbar als noch lebend angeführt werden, während dieselben in den Jahren 1305, 1308 und 1309 starben (vergl. „Troya, Veltro allegor.", S. 78). Hierdurch werden wir in die ersten Jahre nach Dante's Verbannung geführt, in die Zeit also, wo dessen Freundschaft mit Cino (deren Beginn mit Wegele [S. 160] erst in das Jahr 1309 zu setzen kein Anlaß ist) in frischester Blüte stehen mochte. Nicht unerheblich ist dabei auch daß wenigstens meinem Gefühle nach die lateinische Redeweise in der Schrift „De vulgari eloquentia" eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der des Briefes an Cino von Pistoja hat.

Daß das zweite Buch erheblich später geschrieben sei, möchte ich bezweifeln. Die „laudabilis discretio Marchionis Estensis et sua magnificentia, praeparata cunctis, quae illum faciunt esse dilectum" (Cap. 6) kann mit Rücksicht auf den nach Azzo's Tode beginnenden längern Erbfolgestreit füglich nur auf den am 31. Januar 1308 verstorbenen Markgrafen bezogen werden. Ebenso ist, wie schon der treffliche Dionisi bemerkt hat, der in demselben Capitel erwähnte Totila von Karl von Valois und dessen misglückter Expedition nach Sicilien (1302) zu deuten. Des Ereignisses wird aber in einer Weise gedacht, welche vorauszusetzen scheint daß es erst vor wenig Jahren sich zugetragen habe. Einen scheinbaren, wie mich dünkt aber sehr ungenügenden Gegengrund bietet die bekannte Stelle des „Convito", I, 5, nach welcher damals das Buch „De vulgari eloquentia" nur erst beabsichtigt, aber noch nicht geschrieben war. Es leuchtet nämlich ein, daß wer von einem auf fünf Bücher berechneten Werke weniger als zwei beendet hat nur sagen kann: „er beabsichtige, wenn Gott es verstatte, eine solche Arbeit (di volgare eloquenzia) zu liefern".

Diese von der gemeinen Meinung so wesentlich abweichenden Zeitbestimmungen gewähren in Verbindung mit der schon früher von mir ermittelten und auch bei Wegele S. 167 gebilligten Entstehungszeit des „Convito" für die letzten dreizehn Lebensjahre des Dichters — nur durch politische Ereignisse unterbrochene — Muße zur Vollendung der „Divina commedia", welche nach der herkömmlichen Chronologie in stetem Durcheinander mit andern Schriften hätte gedichtet sein müssen. Wir werden nunmehr annehmen dürfen daß der Römerzug Heinrich's VII. die Fortführung der Schrift „De vulgari eloquentia" und des „Convito" gestört habe, daß aber seit dieser Zeit des Dichters Lebensrest ausschließlich der „Divina commedia" geweiht geblieben sei.

Weiter im Einzelnen über diese oder jene von dem wackern Verfasser adoptirte Meinung mit ihm zu rechten ist nicht meine Absicht. Ausdrücklich verwahren will ich mich nur gegen die Annahme daß die „Madonna" der Canzone „Donne che avete intelletto di amore" die Jungfrau Maria sein könne (S. 107, 338), und daß es irgend zulässig sei, die „Donna gentile" der „Vita nuova" auf Gemma di Manetto Donati zu deuten (S. 77). Außerdem muß ich bedauern daß Wegele die Briefe nur in der die neuen Entdeckungen unvollständig darbietenden Fraticelli'schen Ausgabe oder richtiger in Kannegießer's unzuverlässiger Uebersetzung benutzt hat. Einzelnes ist dadurch völlig entstellt worden, so namentlich der schöne Aufruf an die Italiener, dessen lateinisches Original (vergl. S. 189, Anm. 2) durch Hrn. Dr. Heyse's Vermittelung von mir in der „Vaticana" gefunden ward. Torri's Ausgabe ist bisjetzt noch die einzige geblieben, welche den lateinischen Text, wenn auch gar mancher Berichtigung bedürftig, darbietet. Zahlreiche und wichtige Correcturen lassen sich aus einer zweiten von dem Vicomte Colomb de Batines in Rom entdeckten Handschrift entnehmen. Vermißt habe ich endlich in dieser Schrift sowie in deren Vorgängern einen Nachweis der Verdienste Dante's um historische Charakteristik und eine Aufzählung der Stellen, aus denen sich sein Interesse für die mittelalterlichen Sagenkreise von König Artus und der Tafelrunde („De vulgari eloquentia", I, 10; „Inferno", V, 67, 128; XXXII, 61; „Paradiso", XVI, 14) und von Karl und seinen Paladinen ergibt („Inferno", XXXI, 16; „Paradiso", XVIII, 43).

Theils in Gedanken, theils auch auf dem Papiere war das Obige beendet, als mir die Anzeige des Wegele'schen Buchs zu Gesicht kam, die Ruth in Nr. 6 der „Heidelberger Jahrbücher" von 1853 veröffentlicht hat. Der unfreundliche Ton dieser Recension hat mich umsomehr befrembet, als ich geglaubt hätte, die schonende Rücksicht, mit welcher Wegele über die Flüchtigkeit und den Mangel an Kritik hinweggegangen ist, von denen die „Geschichte der italienischen Poesie" nun einmal nicht freigesprochen werden kann, wäre einer günstigern Aufnahme werth gewesen. Wegele hat überdies vollste Anerkennung den spätern Ausführungen Ruth's, wie namentlich der an sich recht verdienstlichen, nur zu weit in kleinliche Specialitäten verfolgten Charakteristik des Virgil der „Divina commedia" widerfahren lassen, welche die in dieser Beziehung richtigen Gedanken Rossetti's und Torricelli's mit lobenswerther Sorgfalt und Umsicht weiter entwickelt.

Anscheinend könnte ich es nun lediglich Wegele überlassen, wie er die Ruth'sche Recension aufnehmen, vielleicht beantworten und etwa die factisch unwahren Referate (wie S. 94, Z. 7, 8 vergl. mit Wegele S. 328) rügen wolle, wenn nicht ein besonderer Umstand mich persönlich bei der Sache betheiligte. Ruth, der in seiner „Geschichte der italienischen Poesie" meiner wiederholt anerkennend gedacht hat, ohne in das Detail meiner Untersuchungen einzugehen, hat seitdem im Verlauf von 6 bis 8 Jahren von einer Anzahl fremder Schriften, die er in den „Heidelberger Jahrbüchern" anzeigte, Gelegenheit genommen, meine Grundgedanken über Dante's geistig-poetische Entwickelung und über den sich daraus ergebenden innern Zusammenhang seiner Werke wieder und immer wieder anzufechten. Meine desfallsigen Ueberzeugungen habe ich vor nun fast 30 Jahren (1824) im „Hermes" niedergelegt und demnächst zu ihrer Verbrei-

tung und Empfehlung gar wenig gethan. Bei ihrem Erscheinen mehrfach, z. B. von dem verstorbenen Streckfuß, mit Hohn aufgenommen, haben sie sich allmälig weitere Bahn gebrochen, sodaß sie jetzt auch in Italien durch Picchioni, Giuliani u. A. eingebürgert sind. Noch weniger fehlt es in Deutschland u. s. w. an Beipflichtungen, und gewiß war mir die Wegele's umsomehr eine besonders willkommene, als, soviel ich aus seiner Schrift entnehmen kann, ihm die im „Hermes" gedruckte Abhandlung fremd geblieben ist, eigene Forschungen also ihn zu den gleichen Ergebnissen geführt haben. Wenn ich nun nach Verlauf eines Menschenalters, während dessen ich über das richtige Verständniß des Dichters mich fortschreitend zu belehren gewiß redlich bemüht war, noch an meiner alten Ueberzeugung in allen ihren wesentlichen Zügen festhalten muß, so glaube ich mich berechtigt, tiefer eingehende Angriffe zu erwarten als: „Jeder müsse mit seiner Deutung in Verlegenheit kommen, der die sonst sehr schöne Ansicht Witte's zur Prüfung an die einzelnen Gesänge der «Divina commedia» lege", und mehre ähnliche Aeußerungen. Vor ein paar Jahren rühmte Ruth auf einem und demselben Blatte der „Heidelberger Jahrbücher" (1846, S. 224) mir nach, ich hätte bei Berichtigung des früher sehr verdorbenen Textes der „Monarchia" das Meiste und Vorzüglichste geleistet (was beiläufig gesagt ein Irrthum ist, da meine allerdings zahlreichen Emendationen erst im Laufe des letzten Winters zum Drucke bereitet sind), und warf mir (S. 223) vor daß ich „unbegreiflicherweise das höchst wichtige Buch «De Monarchia» ganz ignorirt" habe. Es ist dies ein ähnlicher Widerspruch, wie wenn jetzt in der Recension des Wegele'schen Werks ein mal (S. 85) gesagt wird, Dante's lyrische Gedichte hätten mit der provençalischen Literatur Nichts gemein, und dann gleich auf der nächsten Seite: in der frühern (vorzugsweise lyrischen) Zeit Dante's sei der provençalische Einfluß gar nicht zu verkennen.

Die entscheidende Frage ist, wie Ruth schon in den „Heidelberger Jahrbüchern" von 1845, S. 830 fg., richtig bemerkt hat, die nach dem Verhältniß von „Vita nuova", „Convito" und „Divina commedia" zueinander. Vermag nun Ruth 1) in Abrede zu stellen daß im „Convito" II, 2 die donna gentile der „Vita nuova" §. 36 fg. ausdrücklich für identisch mit der des „Convito" erklärt wird? Gedenkt er 2) zu leugnen daß Dante im „Convito" II, 13 die donna gentile des „Convito" als Allegorie der Philosophie bezeichnet? Glaubt er endlich 3) bestreiten zu können daß die „Vita nuova" §. 40 in der Liebe zur donna gentile eine Untreue gegen Beatrice erkennt, welche der Dichter bereut und zu deren Buße er verheißt von der verklärten Geliebten zu sagen: „Quello che mai non fu detto d'alcuna"? — Stehen aber diese drei Daten, wie sie es thun, durch Dante's bestimmte Erklärungen unbestreitbar fest, so ergibt sich weiter daß die Untreue welche Beatrice im „Purgatorio" dem Dichter vorwirft die Liebe zu der donna gentile sein muß. Da nun die allegorische Beatrice, wie auch Ruth sagt („Geschichte der italienischen Poesie", S. 432) „die göttliche Lehre, die Theologie vorstellt", so sehe ich nicht ab, wie er darum hinkommen will, in der durch die Liebe zu der allegorischen donna gentile begangenen Untreue, nach Dante's eigenem klaren Zeugniß, das Studium der menschlichen Weisheit, der Philosophie zu verstehen. Ich will Ruth nicht zumuthen daß er „eine Erbauung höher schätze als eine Erklärung" („Heidelberger Jahrbücher", 1845, S. 829) oder daß er „eine reine Phantasie" („Heidelberger Jahrbücher", 1853) sich aneigne; aber auf den Ausweg bin ich begierig, mittels dessen er der Consequenz dieser einfachen logischen Sätze sich zu entziehen versuchen wird. Daß sich bei der Durchführung dieses Grundgedankens im Einzelnen noch mancherlei Schwierigkeiten ergeben, ist mir gewiß nie verborgen geblieben; mein Herr Gegner wird aber selbst einräumen daß dies übrigens nicht sehr wissenschaftliche Argument in gleicher Stärke allen bisherigen Erklärungen der „Divina commedia" entgegengestellt werden kann.

Kaum weniger sicher ist die Deutung der drei Thiere im ersten Gesange. Daß das Bild aus Jeremias Cap. 5, V. 6 entlehnt ist liegt am Tage; die drei Thiere des Propheten deutete aber das Mittelalter mit Beziehung auf 1. Johann. Cap. 2, V. 16 auf die drei Laster: Genußsucht, Stolz und Geiz. Parallelstellen sind bekanntlich in Menge vorhanden (Visio Alberici Cap. 32, Wegele S. 325 fg.). Wenn Ruth dagegen geltendmacht daß „Inferno" VI, 74 und XV, 68 (vergl. Giov. Villani's „Cronica", VIII, 68) bei Aufzählung der in Florenz herrschenden Laster nicht Genußsucht (Wollust), sondern Neid neben den beiden andern genannt werde, so ist die einfache Antwort daß Ciacco und Brunetto Latini an jenen Stellen nicht von den Lastern überhaupt, sondern nur von denen reden wollten denen die politische Entwürdigung ihrer Vaterstadt vorzugsweise beizumessen war. Diejenigen aber die Anstoß daran finden daß das veltro ein abstractes Laster, „den Geiz" vertreiben soll, begegnen „Purgat." XX, 10 (wo doch „maladetta lupa" unmöglich den päpstlichen Stuhl bedeuten kann) dem gleichen Gedanken noch ein mal und müssen sich daher zufrieden stellen daß Dante in seinen utopistischen Kaiserträumen von der vollen Wiederherstellung eines wohlgeordneten Staatswesens, namentlich von einer fleckenlosen Rechtspflege gerechte Vertheilung und kräftige Sicherung der Güter erwartete, sodaß wie in den Saturnischen Zeiten für Habsucht und Geiz kein Raum bleiben würde.

Jene uralte Deutung der drei Thiere des ersten Gesangs war bekanntlich auf Grund eines 1819 geschriebenen Aufsatzes des Grafen Giovanni Marchetti ein paar Jahrzehnde lang bei den Erklärern durch eine reinpolitische verdrängt, welche in Panther, Löwe und Wölfin Allegorien von Florenz, Frankreich und dem römischen Stuhle fand. Der gegen diese neue Deutung von Parenti, Pianciani und mir erhobene Widerspruch hat allmälig immer weitern Anklang gefunden, sodaß man auch in Italien sie wieder aufzugeben oder ihr doch nur un-

tergeordnete Bedeutung einzuräumen anfängt (Tommaseo, Ponta, Giuliani, Picchioni, Brunone Bianchi, Torricelli u. A.). In Deutschland hatte sie niemals rechten Fuß gefaßt, und so hat denn auch Wegele sich für die alte Auffassung erklärt, während Ruth die des Grafen Marchetti vertheidigt. Gegen die Darstellung des Erstern finde ich jedoch zu erinnern daß er in Dante zu wenig den Repräsentanten der sündigenden und von der Sünde zu befreienden Menschheit erkennt und daher die Laster die sich dem Dichter entgegenstellen offenbar zu persönlich, als dessen vorwaltende eigene Fehler auffaßt.

Karl Witte.

Neue Dorf- und Stadtgeschichten.

1. Geschichten armer Leute, erzählt von Josef Rank. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Florian. Eine Erzählung von Josef Rank. Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr.
3. Stadtgeschichten von Max Ring. Dritter Band: An der Börse. Vierter Band: Feine Welt. Leipzig, Simion. 1852. 16. à Band 25 Ngr.

Das goldene Zeitalter der Dorfgeschichten ist noch immer nicht vorüber. Auerbach hat eine neue Sammlung herausgegeben, welche sich vor seinen frühern durch größere Kunst in Composition und Durcharbeitung, durch mehr organischen Zusammenhalt auszeichnet. Auch Josef Rank, der den Böhmerwald in anderer Weise als Schiller poetisch urbar gemacht, entwickelt eine unermüdliche Productivität in diesem Genre. So hat er jetzt wieder den literarischen Markt mit den „Geschichten armer Leute" und einer noch unvollendeten Erzählung „Florian" bereichert. So hartnäckig Rank sich der neuen niederländischen Poetenschule in die Arme wirft, so wenig neigt sich sein Talent gerade nach dieser Seite. Wir verkennen dabei nicht die Gabe, Volkscharaktere drall und prall hinzustellen, die locale Färbung treu zu halten, Züge aus dem Volksleben mit feiner Beobachtung aufzufassen und wiederzugeben, auch den Ton der Volkssprache richtig zu treffen; noch weniger das Bestreben, statt dieses Zettelkastens von Dorfgeschichten, mit denen der Gevattersmann den Reigen eröffnete, die künstlerische Composition eines größern Ganzen anzubahnen. Aber Rank ist keine naive, er ist eine dithyrambische, überschwängliche Natur. Die eben gerühmten Einzelheiten sind bei ihm mehr ein glücklicher Wurf und gelungene Studien als das Ergebniß eines innern Berufs. Rank verfälscht das Volksleben mit einer demselben gänzlich fremden Sentimentalität und putzt den Rahmen seiner Geschichten mit einem Bilderschmuck auf der zu dem einfachen Inhalt derselben wenig paßt. Wie allen überschwänglichen Naturen fehlt auch Rank die Schärfe der Fassung, die Pointe. Er ist unendlich breit und ebenso oft maßlos schwülstig. Sein Stil ist ein Durcheinanderranken der Perioden, in pathetischen Stellen eine Fülle der Interjectionen und Gedankenstriche, der Tautologien und Pleonasmen; selbst sein Humor, so glücklich oft seine Griffe sind, verliert durch diese stilistische Weitschweifigkeit, durch diese sich fortwälzenden Satzungeheuer, die mühsam auf dem Bauche kriechen. Es ist ein Stil der sich fortwährend echauffirt, fortwährend außer Athem ist, schnaubt und pustet und dann einen neuen Anlauf nimmt. Ihm fehlt der Geschmack und die künstlerische Begrenzung. Die „Geschichten armer Leute" die uns vorliegen sind ein Beleg hierfür. Freilich sie treten anspruchslos auf und die Kritik dürfte daher auch keine Ansprüche an sie machen. Doch die Anspruchslosigkeit in der Literatur muß sich immer legitimiren; auch die harmloseste literarische Existenz muß nach ihrer Begründung und Berechtigung gefragt werden. Denn wenn sie sich einfach auf ihr Recht der Existenz als solches beruft, so kann man ihr mit jenem Minister antworten: „Je n'en vois pas la necessité." Für wen sind diese „Geschichten armer Leute" geschrieben? Für das Volk? Dazu fehlt ihnen doch der rechte Ton und Schick. Das Volk liest überhaupt alle diese Geschichten nicht, in denen es selbst mit seinen Leiden und Freuden für den haut-gout der Salons zurechtgekocht wird. Das Volk will nicht seine eigene Misère hinter Glas und Rahmen beschauen; es hört lieber vom Alten Fritz und Napoleon erzählen oder ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" als den Nachbarklatsch aus dem Dorfe. Diese Geschichten sind immer nur für die fashionable Welt geschrieben, welche das Volksleben unter die ästhetische Lupe nimmt. Die Kritik hat daher auch ein Recht diesen Geschichten zu Leibe zu gehen und muß von ihnen künstlerische Rundung oder eine sittliche Pointe oder mindestens eine spannende Unterhaltung verlangen. Diesen Anfoderungen kommen die „Geschichten armer Leute" nur theilweise nach. Vielen ist zwar eine gesunde Moral hinten aufgeklebt, andere laufen aber ganz wild herum ohne irgend einen geistigen Stempel oder ein sittliches Halsband. Was soll z. B. eine Geschichte wie „Die Kapelle"? Soll eine zufällige Vergiftung rührend oder tragisch sein? Die statistischen Uebersichten der Polizeibehörden liefern solche Geschichten schockweise. Wie oft essen Kinder aus Versehen Arsenik für Zucker! Dergleichen läßt sich ästhetisch nicht zurechtrücken; das ist Poesie für Ratten und Mäuse. Auch die Rank'sche Geschichte hat weder Hand noch Fuß; und das muß man leider auch von vielen andern dieser Geschichten sagen. Die Geschichten die sich das Volk selbst erzählt sind anderer Art. Es gehört dazu eben ein naiver Sinn der das Rechte trifft. Rank aber holt oft sehr weit aus daß die Einleitung einen ganzen Roman erwarten läßt, und dann schrumpelt die dickleibige Einleitung zu einem schwindsüchtigen Schluß zusammen oder das Licht wird durch einen plötzlichen Windzug ausgeblasen und man tappt im Dunkeln. Auch die kleinste Geschichte muß, wenn sie wirksam sein soll, eine feste Gliederung haben und mindestens wie der Insektenleib gekerbte Einschnitte zeigen, nicht aber als klebrige Masse in einer beliebigen Muschel hausen. Indessen liefert auch Rank einige lobenswerthe Proben guterzählter Geschichten: „Menschenhülfe" hat eine drastische Pointe, „Peter der Raugraf" athmet wärmste Poesie

des Volkslebens und entwickelt eine interessante Charaktertype in spannender und angemessener Handlung; die letzte Erzählung: „Werdet nicht wie diese“, freilich eine „Geschichte reicher Leute“, behandelt ein glückliches und originelles Motiv. Auch verbreiten sich diese Rank'schen Geschichten über alle möglichen Interessen der Zeit. „Der Auswanderer und sein Sohn“ und „Seid einig“ streifen in das politische Gebiet; „Die Blutbuche“, nach sehr verbrauchter Schablone, in das criminalistische; „Ein Blatt aus der Geschichte“, formlos weitschweifig, in das religiöse; „Der Steinschläger auf St.-Georgen“ in das socialistische. Rank verleugnet nicht Erfindungsgabe und Originalität, die aber oft in das Drollige überspringt und sich an den äußersten Grenzen der Wahrscheinlichkeit bewegt. Als Stilprobe theilen wir den Anfang der Einleitung mit, eine absonderliche Allegorie, in welcher indessen mehr liegt als der Verfasser selbst hineinlegt:

Ein Fremder kam ins Gebirg. Er lebte da in stiller harmloser Wache für sich hin; bei Tage sah ihn der Jäger einsam zwischen Felsen im Walde schreiten, der Bauer gewahrte ihn betrachtend hinter seinem Pflug, und zog der Fischer sein Netz, so hatte er nicht selten den wunderlichen Fremden zu seinem Augenzeugen. Das ging so eine gute Weile hin. Einst nach einem heißen Sommertage, als die kühlige Abenddämmerung herniedersank und zahlreiche Dürstende vor der Schänke des Dorfs versammelt waren, kam auch der Fremde an den Ort, setzte sich schweigsam in bescheidener Ferne unter eine Linde, trank sein Glas für sich und sah und hörte was geschah und was umher gesprochen wurde. Da neigten die Bauern ihre Köpfe zusammen und der eine sagte: „Das mag ein guter Mensch sein und seine Freude haben an Allem was er sieht und hört, allein was hilft und nützt es? Er geht mit dem Jäger nicht jagen, er führt dem Bauer nicht den Pflug, er hilft dem Netzler nicht fischen: nicht einmal ein kleines Ergötzen bringt er in unser Leben, was ein Fremder doch immer allerwenigstens soll!“ Der Fremde hörte das, trank sein Glas aus, stand auf und sagte am Tisch der Bauern vorübergehend: „Meine lieben Freunde! Ich helfe dem Jäger nicht jagen, dem Bauer nicht pflügen und dem Netzler nicht fischen; ich höre und sehe nur was ihr schafft und treibt, bin euch aber selber nur ein stummer unnützer Geselle. Erlaubt daher daß ich euch wenigstens morgen ein kleines Ergötzen schaffe, bis ich euch später ernstlicher zeigen kann welchen Samen ich hier säe, welches Wild ich jage und welche Netze mein Geist hier wirft.“ Die Bauern lächelten und waren deß überaus zufrieden und freuten sich sehr.

Und der Fremde miethete eine Scheuer, ließ mitten in derselben einen dichten Vorhang nieder, stellte Bänke und Stühle hintereinander, blies um die bestimmte Stunde schmetternd in eine alte Trompete, und als das Volk mit Gedränge heran kam, theilte er es in zwei gleiche Hälften, ließ die eine vorn, die andere rückwärts und zwar sehr sachte und geräuschlos eintreten; dann, als dann Alles in Ruhe und Spannung wie vor einem Allerheiligsten dasaß und mit den Augen auf die Leinwand blickte, zog er rasch an dem Vorhang, er rollte auf, und was sah man? Die löbliche Gemeinde saß sich Nase an Nase gegenüber. Man starrte, man staunte, man lächelte, man lachte, man sprang auf und schrie vor Ergötzen ... Diesem Fremden gleicht der Dichter nicht selten. Er sinnt und beobachtet und schafft so gern und geruhig für sich und möchte oft lange ungesehen und unbeachtet Das im Stillen bilden und fördern was ihm wie Gottesdienst am Herzen liegt; aber weil er dem Kaufmann nicht handeln, dem Soldaten nicht exerciren, dem Schmiede nicht hämmern, dem Bauer nicht ackern und dem Bergmann nicht graben hilft, so muß er oft schnell sein Leinwandhaus eröffnen und durch kleine Spiele, der Gegenwart oder Vergangenheit entnommen, ein flüchtiges Erschüttern oder Ergötzen schaffen, um nicht müßig oder unnütz unter den Beschäftigten zu scheinen.

Diese Allegorie ist weitschweifig, drollig, für Das was Rank damit will wenig schlagend; aber gibt es wol eine bessere Kritik der Dorfgeschichtenmanie als diese kleine Erzählung? Diese Herren stoßen in die Trompete, das Publicum sitzt vor dem Vorhang und erwartet etwas was „den schönen Schein“ der Kunst für sich hat; statt dessen erblickt es plötzlich seine eigenen langen und platten Nasen und wohlbekannten Gesichter. Das ist aber keine Poesie.

Die Erzählung „Florian“ von Josef Rank, von der bisjetzt zwei Bände erschienen sind, ist in größerm Stil angelegt und ragt über das Gebiet der Dorfgeschichten hinaus, wenngleich Rank mit großer Vorliebe bei der Ausmalung der Dorfzustände und Dorfbewohner verweilt. Ein solches Dorfgeschichtendorf hat nicht blos numerirte Häuser, sondern der Leser wird auch wie der Ortschulze darin orientirt und führt protokollarische Tabellen über jeden Einwohner, seinen Charakter, seine Vermögensverhältnisse, seine Antecedentien. Er sieht den Leuten überall in die Fenster hinein und belauscht ihre Monologe. Kurz, er kennt solch ein Dorf auswendig wie der liebe Gott. Da haben wir den Hagenbacher, den Hallhöfer, den Strander, der wieder in das criminelle Gebiet hinübergreift, den Willauer mit der flammrothen Weste, den Laubinger, den Heuer, kurz eine Fülle solcher Volkscharaktere meistens von markiger Bestimmtheit die sich wie alte Bekannte geberden. Der Held des Romans, Florian selbst, ist ein Proletarier in des Worts verwegenster Bedeutung, der in einem Taubenschlag wohnt und von seiner Hände Arbeit lebt. Er kennt weder Vater noch Mutter, da er bei Zigeunern aufgezogen worden war, denen er entlief um nicht an ihren Verbrechen theilzunehmen.

Die Schilderung Florian's ist dem Verfasser vollkommen gelungen. Wir haben in ihm einen Repräsentanten des Bibelspruchs: „Selig sind die Einfältigen“; ein still-demüthig Gemüth voll jener ursprünglichen Poesie, welche Sinn für alle Offenbarungen der Natur hat und dabei sich allen Andern unterordnet. Er denkt und fühlt sich in das Glück der Andern hinein, ohne es ihnen zu beneiden. Da ist der wohlhabende Hallhöfer, der Förster oder gar die Räthin Fribert in ihrem eleganten Landhaus und der Graf von Ahnrode mit dem wilden Troß seiner Cavalcaden! Wie steht Florian diesen Allen in „seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ gegenüber! Da wird er plötzlich durch die Ironie des Schicksals Erbe einer Million, und wie mit einem Zauberschlag verwandelt sich das volle Licht das er in den Lebensverhältnissen der Andern erblickt hat in den tiefsten Schatten. Der Hallhöfer, der Förster schütten ihm zur Nachtzeit ihr Herz aus, legen ihm ihre zerrütteten Verhältnisse dar und bitten ihn um Unterstützung. Selbst die Räthin Fribert und die Beamten des Grafen Ahnrode

suchen „den Capitalisten wider Willen“ als ergiebige Darlehnsquelle zu benutzen. Aus den bisher erschienenen Bänden ist noch nicht abzusehen wie sich die Liebesintriguen der Töchter der Räthin, Liane und Gabriele, mit dem Schicksal unsers Haupthelden verknüpfen werden. Doch gerade in der Schilderung dieser Schwestern entwickelt Rank einen großen Fonds von Poesie, obgleich er durch eine gewisse Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks oft ungenießbar wird. Rank zeichnet klar und malt lebendig, ist ein Meister der Genremalerei, die mit kleinen Zügen und geschickt aufgesetzten Lichterchen große Wirkungen erreicht; er hat eine sittlich-ernste Weltanschauung und poetische Inspiration und versteht aus den Tiefen des Gemüths zu schöpfen. Umsomehr ist es zu bedauern daß gerade die Glanzstellen durch das Ueberwuchern der Sentimentalität und durch jene dithyrambische Breite entstellt werden, welche die Wirkung nicht verstärkt, sondern schwächt. Die Ungleichheit des Stils, der recht guten Schritt geht, aber im Trab stolpert und im Galopp einem Beinbruch nahe ist, scheint uns ein so bedenkliches Vergehen gegen den guten Geschmack daß die Kritik verpflichtet ist den Autor ernstlich auf diesen Fehler aufmerksam zu machen. Wir meinen nicht jene ausgeführten epischen Gleichnisse voll glänzender Sprachmalerei, obgleich sie in die Seele des einfältigen Florian verlegt, doch eine zu poetische Verklärung athmen, wie z. B.:

Warum wol der Florian heute so wiederholt und aufmerksam zur Krone der Bäume die gefällt wurden emporblickte? Machte er einen Vergleich zwischen der Todesart dieser Bäume und vieler Menschen? Wie verschieden, ob die Axt oder die Säge diese oder jene Buche zum Fall brachte! War es die Axt, da bebten Ast und Zweige bis zur Krone hinauf wie im Bewußtsein ihres nahen Todes, es flohen die Vögel und ein klagendes Rauschen zog durch die Blätter; war es die Säge, welche fein und ohne Schütterung den Stamm von seinen Wurzeln trennte, da regten sich Ast und Blätter nicht außer im spielenden Winde, die Krone wiegte sich fröhlich und ohne Arg inmitten geselliger Nachbarwipfel, die Vöglein schrieen, lebten und liebten ungestört darinnen, bis ihr plötzlich eine Schwäche, ein Schwanken von innen Schwindel machte, sodaß sie einer Nachbarbuche in die Arme zu sinken Miene machte, aber im vollen Uebergewichte zu schwer mit wachsender Schnelle, klagend, unaufhaltsam, brausend durch all die grünen Nachbararme bis zu Boden schlug, noch im vollsten Lebensschmucke, aber gebrochen und mit sich lösenden Gliedern sterbend, lautlos sterbend. So auch wird der Mensch gefällt im Schein des schönsten Lebensschmucks, oft stille durchs Mark gesägt von einem schleichenden Uebel des Körpers oder einem tödtlichen Gram der Seele; bis zum letzten Augenblicke geht ein freudiges Rauschen der Gedanken durch das Haupt, und Hoffnungen, dieses bunte Geflügel, bewohnen es, bis sich der Schwindel meldet und der tödtliche Fall erfolgt; aber zum Sterben vorbereitet findet das Schicksal Jene an die es längst mit Axtschlägen Hand gelegt hat, gefaßt und weinend, weinend und wiedergefaßt haben sie sich gewöhnt ihr Haupt zu schütteln, so oft ein neuer Schlag sie trifft, und traurig lächelnd zu sagen: „Ich weiß es wohl, es geht zu Ende; ihr fröhlichen Gedanken, holde Träume, süße Hoffnungen des Daseins, fliehet, fliehet, bevor euch diese Krone, mein Haupt, in ihrem Fall verderblich niederzieht.“

So langathmig, hypersentimental und schwülstig dieses Gleichniß ist, so hat es doch mehr poetischen Gehalt und geht eher zu ertragen als jene stilistische Holzhackerei, von der uns S. 206 des zweiten Theils ein Beispiel liefert.. Liane, die eine Tochter der Räthin Friebert, überzeugt daß der Besuch eines frühern Hausfreundes von Eschenburg, den sie im Stillen und allein liebt, nur ihr gelte, belauscht sein Rendezvous in der Laube mit der jüngern Schwester Gabriele und erfährt so daß diese die Geliebte ist.

Nicht so laut, aber bebender, holder, rührender fiel der Name Eschenburg von Zeit zu Zeit. So sprach ihn Gabriele. Und den also gesprochenen Namen folgten dann, von seliger Rührung unterbrochen oder weil vielleicht die langen süßen Schauer eines Kusses dazwischen lagen, oder weil inmitten einer Rede, Auge in Auge oft zwei Wesen sich vergessen und wie Kindesspielzeug ihre Worte eine Weile ungesprochen von den Lippen fallen lassen, den also gesprochenen Namen folgten dann, angefangen und wieder abgebrochen und endlich doch vollendet, Erklärungen — Erklärungen — nun gut, nun gut — ach immer zu, nur zu, nur zu! — Erklärungen! Geschah es denn in gänzlicher Verwirrung? Geschah es in geheimnißvoller Absicht? Geschah es ohne zu bedenken auf die Gefahr hin daß Erklärungen solcherlei Art ein etwa in der Nähe lauschendes Gemüth mit Feuer und Schwert anfallen, zerfleischen, verwüsten könnten? — Eschenburg! Gabriele! und wieder Gabriele und wieder Eschenburg — und nicht Liane, nicht Liane und Eschenburg? Von Liebe und von Eschenburg war die Rede und nicht auch von Liane? Nicht von ihr — nur von ihrer Schwester, nur von Eschenburg und ihrer Schwester? ... O! O! O! ... diese Laute wehvoll, wehvoll, unsäglich wehvoll wurden endlich leise hörbar außerhalb der Laube u. s. w.

Dieser Stil der eine dramatische Seelenmalerei beabsichtigt muß zuletzt ganz unleidlich werden. Aehnliche Stilproben finden sich zahlreich, und wie hier die Verzweiflung sich in dreimaligem O! aushaucht, so braucht an einer Stelle die grübelnde Reflexion alle Augenblicke das unmelodische Hm! Hm! Hm! Rank lehnt sich in diesen sentimentalen Stellen an das Muster Jean Paul's an, der indessen bei aller Ueberschwänglichkeit doch mehr Gehalt und weniger Phrase bietet. Auch trübt Rank oft die Klarheit und Angemessenheit der Schilderung durch Bilder welche so gesucht erscheinen daß sie jede Illusion zerstören. So vergleicht er z. B. die eine Taube vor Florian's Taubenschlag, die düster und einsam brütend dasitzt, mit Cassius und wirft dadurch den Leser gewaltsam aus der Idylle heraus, indem er eine an Rom, an Republikaner, an Shakspeare anknüpfende Ideenassociation hervorruft, die uns wie ein Schlag aus den stillen Träumereien des Landlebens aufschreckt. Rank besitzt ein schönes und reiches Talent, aber dies Talent ist bisjetzt nur in Einzelheiten glücklich und hat im Ganzen nicht den rechten Weg gefunden. Rank will volksthümlich sein, während ihm dazu alles kurz Angebundene und Schlagende fehlt und er in einem einsamen, oft krankhaft überreizten Gemüthsleben aufgeht, das nur wenig Sympathien findet. Ihm fehlt das künstlerische Maß und der rechte Takt; möge ihn verständige Fürsorge vor haltlosem Ueberstürzen sichern!

Wie ganz anders, wie klar, bestimmt tritt Max Ring in seinen „Stadtgeschichten“ auf! Da ist freilich kein poetischer Ueberfluß und Ueberschuß, doch da ist Alles säuberlich

und coulant! Diese „Stadtgeschichten" sind mit Virtuosität aus dem Aermel geschüttelt! Das soll kein Tadel sein, denn wir besinnen uns nicht in neuer Zeit Geschichten gelesen zu haben, die so ihren Zweck erfüllen, unterhalten und spannen, immer bei der Stange bleiben und doch dabei ganze Gesellschaftskreise treu auffassen. Diesen Schriftsteller braucht man niemals zur Sache oder zur Ordnung zu rufen; er geräth nie auf Abwege, nie ins Stocken; er ergeht sich nie in logischen Expectorationen oder in weitschweifigen Reflexionen; er weiß was er will und will was er weiß. Er hat den Takt des erzählenden Talents. Verstand und Gemüth, Realismus und Idealismus der Lebensanschauung sind bei ihm in vollkommenem Gleichgewicht. Die Composition dieser „Stadtgeschichten" ist allerdings einfach, aber sie erfüllt den Zweck, Charaktergruppen hinzustellen welche in ihrer Gesammtheit irgend einen Kreis des städtischen Lebens nach den verschiedensten Richtungen hin repräsentiren. Die Handlung rückt energisch vom Fleck, ohne daß der Dichter über tiefere Gefühlsmomente leichtsinnig hinwegschlüpft, so fern ihm auch das eigentliche Wühlen in den Tiefen des Gedankens und Gefühls liegt. Doch er versteht es mit dem passenden Ausdruck ohne längeres Verweilen diese innere Welt zu erschließen. Max Ring hat diese sichere Objectivität auch erst durch Studien errungen, welche den Lesern in der Gestalt mehrbändiger, oft flacher, oft formloser Romane vorliegen, die aber im Ganzen schon den Guß und die Flüssigkeit des echten Talents bekunden. Der dritte Band der „Stadtgeschichten" behandelt unter dem Titel „An der Börse" den kaufmännischen, der vierte unter dem Titel „Feine Welt" den aristokratischen Lebenskreis. Die Charaktere in beiden kommen uns so bekannt vor als ob wir ihnen schon irgendwo begegnet wären; sie sind mit feiner Beobachtungsgabe aus dem Leben aufgegriffen. Der Schriftsteller selbst tritt hinter die Coulissen und lauscht, zuweilen mit einem satirischen Lächeln, daraus hervor. Denn sowenig Gott Ormuzd in den „Stadtgeschichten" fehlt und sich bald in einem edeln jungen Kaufmann, bald in einem edeln Aristokraten verkörpert, so findet der Autor selbst offenbar mehr Behagen an dem Walten Ahriman's, indem er die Schattenseiten unserer Zustände und der einzelnen Gesellschaftssphären so drastisch als möglich, nicht durch die nebenhergehende Reflexion, sondern durch die Handlung selbst schildert. Ring besitzt französischen Esprit und realistischen Tic, Verdienste die bei einem deutschen Romanschriftsteller als gährendes Ferment hoch angeschlagen werden müssen. „An der Börse" beginnt mit einer allgemeinen Schilderung die wir als Probe von Ring's piquantem Stil hier mittheilen wollen:

Dicht neben dem Dom der Residenz steht ein altes graues Gebäude, gewissermaßen auch eine Kirche, wo der Gott der heutigen Zeit von seinen Priestern und Verehrern angebetet wird. Dieser Tempel heißt die Börse und seine Besucher sind die Speculanten à la hausse und à la baisse. Wenn die Glocke auf dem benachbarten Thurm 1 Uhr geschlagen hat, beginnt der feierliche Gottesdienst. Die meisten Mitglieder dieser Gemeinde gehören zu den Shakers, einer eigenthümlichen Religionssekte welche sich durch heftige Gesticulationen und Körperbewegungen auszeichnet. Niemand setzt sich, sondern, von einer innern Hast und Unruhe ergriffen, ist die ganze Versammlung in einer fortwährenden zitternden Bewegung, welche durch das Ab- und Zugehen der angestellten Kirchendiener, hier Makler genannt, noch vermehrt wird. Diese eilen durch das dichteste Gedränge mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und schlüpfen von Einem zum Andern, wobei sie geheimnißvolle Worte flüstern. Man möchte glauben daß sie die Psalmen angeben die von der ganzen Gemeinde gesungen werden sollen, aber dem ist nicht so. Kein Mund thut sich hier auf zu einem gottesfürchtigen und feierlichen Liede, nur ein dumpfes Murmeln macht sich hörbar, welches an das Summen eines unruhigen Fliegenschwarms im Hochsommer erinnert. Wenn man sein Ohr sehr anstrengt, so vernimmt man wol einzelne abgebrochene Worte welche für den Uneingeweihten ganz chaldäisch klingen. Besonders werden viele Zahlen ausgesprochen, sodaß man in Versuchung kommt die Anwesenden für Schüler und Nachfolger des berühmten Pythagoras zu halten, der bekanntlich seine religiöse und philosophische Weltanschauung auf Zahlen gründete.

Interessant für den Beobachter dürfte das bewegte Mienenspiel sein welches sich in den Gesichtern der Mitglieder dieser eigenthümlichen Sekte kundthut. Man erzählt von einem Maler der mit einem Pinselstrich ein weinendes Kinderantlitz in ein lächelndes verwandelte. Dasselbe Wunder geschieht auch hier an jedem Tage hundert mal. Die Stimmung wechselt so schnell wie Sonnenschein und Regen im April. Fragt man aber nach der geheimnißvollen Ursache dieser erstaunlichen Wirkung, so läßt sich dieselbe nicht immer mit Bestimmtheit angeben. Sie liegt in der Luft, in den besondern tellurischen und atmosphärischen Einflüssen welchen die Börse vorallem unterworfen ist. Besonders machen sich die elektrischen Strömungen geltend welche von den Telegraphen ausgehen und wieder zurückgehen. Schnell und furchtbar wie der Blitz zuckt es jetzt von einem Ende der Welt bis zum andern und die größten Häuser zittern vor dem vernichtenden Strahl der oft aus heiterm Himmel niederfährt. Nur wenig Auserwählte ahnen das Gewitter ehe es zum Ausbruch kommt und bergen sich und das Metall, welches bekanntlich den Blitz anzieht, noch zur rechten Zeit. Kein Barometer kann die Schwankungen der Witterung so fein anzeigen als diese Kundigen die leisesten Zeichen am Himmel beobachten. Doch selbst der Klügste wird oft überrascht und mit all' seiner Weisheit zuschanden. Das launenhafte Glück spottet jeder Berechnung und der Krösus von gestern schleicht heute als Bettler umher. Dieser plötzliche Umschlag des Geschicks hat die Börse tolerant und human gemacht. Der Unterschied der Religion ist schon längst geschwunden, Christ und Jude sind ja Mitglieder derselben freien Gemeinde und verehren einen Gott. Der Credit ersetzt den Glauben, und wer Credit hat wird schon hienieden selig. Aus demselben Grunde stammt eine Humanität welche wirklich rührend ist. Nirgend als an der Börse findet man wahreres Interesse und eine innigere Freundschaft. Keine Mutter kann sich mehr um das Wohlergehen ihres einzigen Kindes kümmern als die Mitglieder dieser Gesellschaft umeinander besorgt sind. Was macht Herr Meyer? Wie steht Herr Wolf? Wie geht es Herrn Hirsch? hört man täglich und stündlich fragen. Ja die Theilnahme geht so weit daß das Misgeschick welches den Einen der Genannten trifft oft dem Andern heiße Thränen entpreßt.

Das Schicksal des einen Börsenpairs, Herrn Werth, der sich durch geniales Leben und die Liebe zu einer Tänzerin ruinirt, bildet den Mittelpunkt unserer Stadtgeschichte, um den sich höchst wirksam die Charaktere gruppiren welche das kaufmännische Leben nach allen Seiten hin darzustellen geeignet sind. Der Makler und

Bonmotist Lazarus mit seinem kaustischen Witz, die beiden Gebrüder Rosenberg, die Repräsentanten des Wuchers, der alte Buchhalter Berger mit seiner Pflichttreue, seiner Begeisterung für die Firma des Herrn, seinem penibeln und unerschütterlichen Geschäftseifer, der brave Adolf Märtens, der gemüthreiche, redlich strebende, den die Pietät gegen die Mutter verklärt, neben ihm der langaufgeschossene Schuhmann, der jugendliche Roué und Besucher „italienischer Nächte", werden uns auf der Drehscheibe unsers Romans in allseitiger Beleuchtung und in so geschickt gestellten Gruppen vorgeführt daß wir wol eine Totalanschauung der kaufmännischen Welt daraus gewinnen. Das Zauberfest des Herrn Werth, der ästhetische Thee seiner Schwestern geben dem Autor Stoff zu lebendigen Schilderungen, die er in seiner piquanten Manier zu würzen versteht. Flüchtiger gleitet er über die Frauencharaktere hin, die er indessen hinlänglich schattirt und drapirt, um ihnen individuelles Leben zu geben. Dafür daß er die Liebe zwischen Adolf Märtens und Anna Werth nur in ihren unerlaßlichen Abbreviaturen vorführt wird ihm der Leser Dank wissen, der durch das Studium deutscher Gedichte und Romane hinlänglich in Stand gesetzt ist solche stenographische Liebesberichte in großletterige und arabeskenreiche Fracturschrift umzuschreiben. Der Tadel den die strengere Kritik den Ring'schen Lebensskizzen nicht ersparen kann trifft den Mangel einer höhern Auffassung des kaufmännischen Standes. Er behandelt ihn zwar nicht blos negativ; er führt uns moralisch tüchtige Jünger und Meister desselben vor, aber in keinem lebt ein ideales Bewußtsein von der Bedeutung des Standes für die Nation, den Welt- und Völkerverkehr. Es fehlt eine Figur wie der Kaufmann in dem Schauspiel von Benedix, der freilich bei anerkennenswerther Identität nur zu oft in einen hausbackenen oder predigerhaften Ton verfällt. Eine Seestadt mit dem Fernblick auf die Meere und die andern Continente bietet hierzu bessere Typen dar als eine Binnenstadt, in welcher die kaufmännische Herrlichkeit, welche ganze Handelsflotten commandirt, weniger imposant ins Auge fällt. Ring hätte dadurch sein Werk über das Skizzenhafte und Daguerreotypische hinausgehoben und ihm tiefern geistigen Ankergrund verschafft, ohne bei seiner sichern Plastik in die Verlegenheit zu kommen schwerfällige Reflexionen oder dithyrambische Phrasen auskramen zu müssen.

Aehnliche Ausstellungen lassen sich bei dem vierten Band der „Stadtgeschichten": „Feine Welt", machen, indem zwar hier der Aristokratie keineswegs moralisch tüchtige Repräsentanten fehlen, aber ihre öffentliche Stellung im nationalen Leben nach keiner Seite hin in Betracht kommt. Da ist Sternberg, der von Ring in der „Feinen Welt" mit Unrecht angegriffen ist, wenn auch einseitig, doch viel ernster und tiefer zuwerkegegangen, und sein „Paul" bleibt in dieser Hinsicht eins der interessantesten Actenstücke unserer Literatur. Ring schildert in Wahrheit nur die sociale Auflösung der Aristokratie, und die Schlußmoral über die Regeneration durch die Familie ist zu vag gehalten, um für die Aristokratie als solche maßgebend zu sein. Was indessen die aristokratische Auflösung und Corruption betrifft, so hat Ring sie mit einer satirischen Verve geschildert welche wiederum beweist daß sein Talent vorwiegend nach dieser Seite hinneigt. Gräfin Rothenstein und ihre Tochter Julie bilden eine Illustration des Goethe'schen Fastnachtsspruchs:

> Mädchen, öffne deinen Schoos,
> Bleibt wohl einer hängen

und führen uns die herzlose Speculation fashionabler Kreise in Liebessachen trefflich vor. Der Baron von Karsten, eine jener kaustischen Naturen die dem Autor am nächsten liegen, der Fürst der an eine bekannte Persönlichkeit der letzten Jahre erinnert, der Chevalier der später als verbrecherischer Glücksritter entlarvt wird, bilden die dunkle Gruppe der haute-volée, der im Licht Oskar und Eugen gegenübertreten. Die Waldpoesie, das weihevolle Naturleben, Adelens edler, treuer Charakter, die Hingabe der Freundschaft, die Aufopferung der Geschwisterliebe stehen im glücklichen Contrast zu den Orgien, Salons, Cavalcaden und Duellen, dem specifischen Lebenskreis des abgeschlossenen Standes. In der Technik der Erzählung, der Führung der Fabel hat Ring die Geheimnisse der Spannung den Franzosen abgelernt. Der mysteriöse Lebenshintergrund Eugen's und des Chevaliers, die Beziehungen die der Leser hier von Hause aus ahnt, obgleich er über sie erst durch die fortschreitende Entwickelung ins Klare kommt, das Auftreten neuer Charaktere gegen Ende des Romans und der frische Fortgang der Handlung sind solche technische Vorzüge die manchem bändereichen Autor weniger geläufig sind. Möchte das Talent des Verfassers sich bald zu einer größern Arbeit aufraffen, die von ebenso glücklicher Textur wie diese „Stadtgeschichten", aber noch von tieferer Lebensauffassung Zeugniß ablegte!

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

1. Die letzten Juden. Verschollene Ghetto-Märchen von J. E. Tauber. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr.

Das Buch hat seinen Titel, wie uns der Verfasser II, 7 angibt, daher, weil er darin jene Juden schildert die mit seinen Vätern ausgestorben sind. „Diese Typen", sagt er, „sind die letzten Ausläufe einer Menschengattung die sich in unserer Zeit allmälig verliert und die sich dort wo sie noch besteht gewiß bald durch eine bis in die untersten Schichten hereinbrechende Cultur und Civilisation bald verlieren wird. Jene Alten", fährt der Verfasser weiter fort, „waren ein Gemenge von unbeugsamem Starrsinn und tiefsinnigem Gemüthe, von rachsüchtigem Haß und liebevoller Gutherzigkeit, von Geiz und Gold-gier und mildem Wohlthätigkeitssinn." Diese setzt er den modernen gegenüber und fragt weiter: „Waren jene letzten Juden mit ihrem Fanatismus, mit ihrem glühenden Hasse, aber auch mit ihrer unbegrenzten Liebe nicht poetischer als die Dutzendfiguren der emancipirten? War die knechtische Demuth jener nicht erträglicher als die unverschämte vorlaute Zudringlichkeit dieser Juden der jetzigen Zeit? Ist der Indifferentismus, der Unglaube der modernen Israeliten besser als das innige Zusammenhalten in der Gemeinde, als der rührende Köhlerglaube der alten letzten Juden?" Märchen nennt der

Verfasser seine Erzählungen, weil darin das Natürliche mit dem Wunderbaren verbunden scheint; und dennoch könnte man mit dem Freunde August (II, 9) den Einwand machen daß darin viel zu viel nacktes wirkliches Leben enthalten sei, wenn dies nicht geradezu in der bewußten Absicht des Verfassers gelegen hätte; er will auf das Leben wirken, er will zwar nicht einen Augenblick dem Judenthum untreu werden, aber dennoch will er die Lüge des heutigen Judenthums aufdecken, um dadurch diesem zu nützen. Referent bekennt daß ihm nicht recht klar geworden ist bei der Lecture, auf welche Weise der Verfasser diesen Zweck nun auch wirklich erreicht hat, und läßt darum diese Tendenz auf sich beruhen und wendet sich zu den Erzählungen selbst. Der erste Band enthält deren drei: „Die Raben", „Der Traum ein Leben" und „Ein Schneiderlein, das weder lesen noch schreiben kann". „Die Raben" sind ein Bild voller wilder phantastischer Scenen mit grellen Streiflichtern und harten Farben. Bei einem jüdischen Lederhändler lebten zwei Freunde Jonathan und David, von denen der Letztere ein Verwandter desselben war, während er den Erstern nur aus Wohlthätigkeit zu sich genommen hatte. David war ein schlechter spitzbübischer Charakter, während Jonathan fromm, sanft und leicht zu täuschen war. Als der Lederhändler gestorben war und sein kleines Vermögen an Jonathan mit der Bedingung vermacht hatte daß er seinen Vetter David immer bei sich habe, suchte dieser jenen zu bewegen auf das Vermögen hin etwas Geld zu borgen, um gemeinsam ein kleines Geschäft zu beginnen. Diese jungen Studiosen hebräischer Theologie legten bald ihre Folianten bei Seite und ergaben sich der Leidenschaft der meisten Söhne Israels, dem nutzbringenden Handel. Beide ziehen aus; der schlechte Charakter David's entwickelt sich immer mehr dem edeln, frommen Jonathan gegenüber, bis es endlich zu einem heftigen Streite zwischen Beiden kommt, in welchem David als voller Bösewicht sich entwickelt und seinen Begleiter so mishandelte daß er ihm die Augen einschlug. Jonathan war blind und David führte den Armen angeblich zum Thore seines Orts zurück, während er ihn unter dem Galgen niedersetzte. Auf diesem Galgen versammeln sich nun um Mitternacht Hexen in Gestalt von Raben und enthüllen dort ihre Plane zum Verderben der Menschen, geben aber auch zugleich für einige das Gegenmittel an. Das hört Jonathan und zugleich auch daß er wieder sehen könne, wenn er seine Augen mit dem Wasser das nur wenige Schritte von ihm entfernt flösse waschen würde. Jonathan lernte wirklich wieder sehen und eilte nun weiter, um das Unglück was die Raben zu thun vorhatten zu verhindern. Eine wollte eine Braut am Hochzeitstage tödten, die andere wollte die Bauern gegen die Rathsherren zu Mord, Raub und Brand hetzen. Es gelang ihm Beides zu hintertreiben und Jonathan wurde Rabbiner des Orts den er von Mord und Plünderung gerettet hatte, und heirathete die fromme Perl, während David von den Raben zerhackt und „mit Haut und Haar aufgefressen wurde". „Der Traum ein Leben" enthält die Geschichte der Verlobung des jungen geldgierigen Leb mit der reichen Banquierstochter Cäcilia, während er seine frühere Geliebte Channele verlassen hatte. Diese Cäcilia ist aber der Erzählung nach bereits früher die Geliebte des Thronfolgers von Portugal gewesen, dem sie einen Sohn geboren hat. Nach dem Gesetzbuche Schulchan-Aruch-Eben-Häser Cap. 15 ist nun nöthig den Bräutigam von dem Stande der Dinge vorher in Kenntniß zu setzen. Der Rabbi unternahm es für 500 Dukaten. Bei der Verlobung ward ihm die Sache mitgetheilt; Leb trank viel, unterzeichnete aber dennoch den Vertrag, indeß in derselben Nacht Cäcilie von ihrem Geliebten entführt und Christin wurde. Leb hatte einen entsetzlichen Traum in derselben Nacht; er lag im wilden Fieber, und als er erwachte stand Channele seiner pflegend am Bette. Leb bat um Verzeihung, er war von seiner Goldgier geheilt und Beide wurden ein Paar. In dieser Erzählung ist mir noch ein kleiner historischer Schnitzer aufgestoßen; der Rabbiner schreibt im 5328. Jahre der Erschaffung der Welt und nennt sich darin Rabbiner von Worms und Oberrabbiner von Kurhessen. Die dritte Erzählung: „Ein Schneiderlein, das weder lesen noch schreiben kann", ist wol die beste des ersten Theils, sie ist nicht ohne Wärme und Tiefe. Wir wollen jedoch der Lecture selbst nicht vorgreifen und wenden uns zur Haupterzählung, die neben der kleinen Dichtung vom Freunde August fast den ganzen zweiten Theil erfüllt. Die Geschichte vom „Rabbi Bezalel" spielt in Prag zur Zeit des Kaisers Rudolf II., also in einer Zeit wo Goldmacherei, Alchymie bei Hoch und Niedrig vorzugsweise an der Tagesordnung war. In diese Erzählung sind denn auch die Intriguen und das Treiben am Hofe dieses Kaisers verwebt. Dieser Rabbi Bezalel ist nebenbei daß er Alchymie und Magie treibt so eine Art jüdischer Faust. Er beobachtete die Sonne und die Sterne, er stand tagelang am Krankenbette, am Secirtische; er konnte nicht satt werden an der Luft, den sinnreichen Mechanismus des menschlichen Körpers im Einzelnen wie im Ganzen zu erspähen. Je näher er aber dadurch dem Ziele anfangs zu kommen glaubte, desto ferner und ferner sah er es nun seinem geistigen Auge sich entrücken, er mußte gedemüthigt sich es endlich gestehen: der menschliche Geist dringt nur bis zu einem gewissen Punkte, dort angekommen erlahmt jeder Flug. Was ist Wahrheit, was Lüge, wo fängt das Wunderbare an, wo hört das Irdische auf? Diese Gedanken peinigten und quälten ihn fortwährend; Rabbi Bezalel war unglückselig geworden, er begann über die Frömmigkeit zu denken und war nicht mehr fromm. Darum sagt ihm auch sterbend sein Lehrer, der Rabbi Menasse: Wisse, die geistige Kraft allein läßt dich zugrundegehen, wenn du nicht gläubig bleibst! und damit übergab er ihm ein Buch worin die Geheimnisse der Natur enthüllt waren. Die Eröffnung dieses Buchs war jedoch an Bedingungen geknüpft die Bezalel nicht mehr erfüllen konnte. Darum scheiterte auch sein Streben in dem Augenblicke als er eilte für seine Geliebte, die Gräfin Rosenberg, die Enthüllung der Goldtinctur zu machen und die getödtete Sara, die ihm stets in frommer treuer Liebe angehangen hatte, wieder zu beleben. Die Drohung des Meisters wegen zu früher Enthüllung der Geheimnisse war in Erfüllung gegangen, das Erhabenste seines Lebens zerfiel in Staub, das Einzige was ihm Glück im Elend, noch Rettung in der Noth bringen konnte ward vernichtet. Vierzig Jahre noch lebte Bezalel in strengster Frömmigkeit, ohne aus dem Ghetto herauszukommen. Er übte keine Wunder mehr; stundenlang stand er im Gebete versenkt, er war der gläubigste seiner Brüder, er starb arm, ein frommes Gebet auf den Lippen. Einzelne Formen und Ausdrucksweisen wie „verschmelzte", „wer schafft dich umreißen?" „Geld auf Licht", „die Stimme quirlt", sind schließlich bemerkt zum Theil gegen den Sprachgebrauch, zum Theil nicht grammatisch gebildet, während der ganze übrige Ton sämmtlicher Erzählungen leicht und fließend ist.

2. Bibliothek deutscher Original-Romane. Dritter Band. Jucunde. Von **Hermann Rollet**. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr.

Wir wollen den Lesern d. Bl. den Inhalt dieses zarten und lieblichen Gedichts kurz vorüberführen, dabei aber nicht verschweigen daß man hiernach das Ganze, seiner Handlung nach nur mehr kurz zusammengedrängt, nicht beurtheile, indem gerade der zarte Duft und die Frische dieser Dichtung hier nicht wiederzugeben sind, sondern aus dem Ganzen heraus mitempfunden und mitgefühlt werden müssen. Als die Wachtel wieder im jungen Korn schlug, die Lerche ihren Triumphgesang in die frische Frühlingsluft schmetterte, da zog frisch und frohgelaunt ein junger Mann, Sohn eines Arztes in einem deutschen Badeorte hinaus auf die Berge. Er dachte und sang:

> Was singen und sagen die Lerchen
> In jubelvoller Lust,
> Wenn sie am hellen Frühlingstag
> Fliegen mit lautem Flügelschlag
> An des Himmels glühende Brust?

Wir fliegen und singen: O Freudigkeit
In dieser hellen Frühlingszeit!
Die Erde ist unserer Lust zu klein,
Da fliegen wir in den Himmel hinein!

So zog er an einem Landhause vorüber, woraus ein Lied mit Harfengesang ertönte. Hier wohnte die Base Jucunde. Sie lud ihn vergeblich zur Einkehr ein, er eilte dem Eichwalde zu:

Und schreit' ich in den Wald hinaus,
Da grüßen mich die Bäume,
Du liebes, freies Gotteshaus,
Du schließest mich mit Sturmgebraus
In deine kühlen Räume.

Immer weiter geht's, immer tiefer in den Wald hinein, da hemmt ein alter Eichenbaum des Wanderers Tritte und sein Lied erklang:

Im grünen Walde steht ein alter Baum
So wie versenkt in schmerzliche Gedanken;
Sein Frühling schwand — nur wie ein Jugendtraum
Umarmen seinen Stamm noch grüne Ranken u. s. w.

Bald war der Gipfel erreicht. Es war ein heller, freier, erfrischender Blick. Sein Geist schwebte in weltweitem Gefühle:

O Lust, o Lust, vom Berg' ein Lied
Ins Land hinabzusingen!
Der kleinste Ton hinunterzieht
So wie auf Riesenschwingen.

Nicht weit von seinem Standpunkt lag eine Hütte, da wohnte der Geiger von Bornbach, der neben seiner kranken Tochter Magdalene saß. Dies Mädchen war einst das schönste der Gegend gewesen, war in der Residenz verführt worden und lag nun krank bei ihrem Vater. In tiefem Sinnen trug der Wanderer dies trübe Bild mit sich fort und kehrte bei Jucunde ein, um ihre Aufmerksamkeit auf die unglückliche Geigerstochter zu wenden; als sie aber Hülfe bringen wollte, war das Mädchen schon todt, und dieses Ereigniß begeisterte ihn zu dem Liede:

Weib mit deiner bleichen Wange,
Mit dem trüben, matten Blick,
Bist du müde von dem Gange,
Den dich wies ein herb' Geschick?
Bist du welk, du arme Blume,
Ehe du noch auferblüht,
Eh' dein Herz im Heiligthume
Reiner Lieb' als Flamm' geglüht? u. s. w.

Von einem Verständniß zwischen Bruno und Jucunde war noch keine Rede, er nahm Abschied von ihr um eine wissenschaftliche Alpenreise zu machen, und sie lebte vergnügt den Sommer über an dem Badeorte, indeß in der Brust des Jägers Burkhart, Bruders der unglücklichen Geigerstochter, die schon längst erwachte schwärmerische Sehnsucht zu Jucunden in ein heimlich verzehrendes Liebesfeuer ausbrach, und so war aus dem frischen Jägerburschen ein in sich versunkener, finster brütender Mensch geworden. Jucunde war von einem Schwarme von Verehrern umgeben, bis denn endlich ein nicht mehr ganz junger Gutsbesitzer, Baron Manuel, aus dem benachbarten Lande den Sieg davontrug. Ihre Verlobung sollte durch ein glänzendes Fest in ihrem Landhause gefeiert werden. Das Brautpaar erging sich in dem nahen Walde. Niemand war im Forst zu sehen und zu hören, nur der alte Burkhart ging einmal mit seinem Sohne, dem Jäger, in einiger Entfernung quer über den Weg. Als sie zurückkamen und auf der Terrasse Platz nahmen, regte es sich auf ein mal zwischen den der Terrasse gegenüberstehenden Bäumen. Als Manuel hinblickte um schärfer zu sehen, knallte ein Schuß und Manuel sank lautlos nieder, und bald folgte ein zweiter und neben Jucunden fuhr es zischend und glühend in die Wand. Jucunde stürzte ohnmächtig nieder. Als Leute herzuliefen, ertönte ein dritter Knall und man fand den Jäger Burkhart, der sich am Waldessaume erschossen hatte; in diesen Schrecken hinein erklangen die Feuerglocken, Jucundens Wohnung stand in Flammen. Da stürzte der alte Burkhart hervor, schüttelte in krampfhaftem Zorne die Leiche Manuel's und rief hinsinkend: Mörder — Magdalenens. Jucunde wurde von Bruno's Vater gerettet und mit in die Stadt gefahren. Ihre ganze Habe und ihr ganzes Vermögen, das nur in Staatspapieren bestand, war ein Raub der Flammen geworden. Aus einem Briefe den man in Manuel's Rocktasche fand entdeckte man auch daß dieser der Verführer der Geigerstochter und daß er ein wüster Abenteurer gewesen, der durch das Vermögen Jucunden's verlockt diese zu seiner Frau hatte machen wollen, um seine ruinirten Güter dadurch „auf den Strumpf" zu bringen. Jucunde war darüber wenigstens froh daß sie dieser Gefahr entgangen war und blieb nun im Hause des Vaters Bruno's. Alle freuten sich aufs innigste über die rasche Genesung der Base, über die Seelenstärke mit der sich Jucunde über den erlebten Schmerz erhob. Da kam Bruno aus den Alpen (daß der Verfasser ihn erst noch ein mal vom Pferde stürzen läßt ist eine nutzlose Effectsucherei die zu diesem einfachen Gedichte nicht gut paßt); kurz Bruno fand in der durch den Schmerz geläuterten Jucunde eine Andere als die er verlassen, und Bruno und Jucunde wurden ein Paar. Vor der Rückkehr Bruno's hat Jucunde das Tagebuch dieses gefunden; der Verfasser theilt es mit; es enthält frische Sangesweisen aus einem „Buch der Liebe", wie überhaupt noch manches liebliche Gedicht dem Ganzen einverwebt ist.

3. Carrière. Ein Miniaturbild aus der Gegenwart von Robert Giseke. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1853. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser hat seine darzustellenden Personen aus den öffentlichen Charakteren unsers gegenwärtigen Staatslebens genommen, um durch sie die Frage beantworten zu lassen, wie es sittlicher Denkungsart möglich ist mit den Zuständen des Tags in Verhältniß zu treten. Es fallen bei einer solchen Anschauung und Betrachtung grelle Streiflichter auf Zustände des öffentlichen wie privaten Lebens, namentlich auf solche Männer die sich an die herrschende Partei herandrängen um dadurch Carrière zu machen. Wer einigermaßen mit den öffentlichen Zuständen vertraut ist, der wird gewahrt haben wie von vielen solcher Leute ein großartiges Abschwören der Ideen der Zeit zur Schau getragen wird, wie viele dieser die mit der Linken im Parlament und mit den demokratischen Parteien der einzelnen Ständekammern geliebäugelt, die geschworen haben Gut und Blut für die Reichsverfassung zu opfern, wie diese jetzt auf einmal ganz Andere geworden sind; sie sind bei veränderter Sachlage offen ins Lager der Gegenpartei übergegangen, rothe Republikaner von 1848 sind Treubündler geworden, Kämpfer aus Baden scharwenzeln mit der Junkerpartei, ehemalige Freigeister verdrehen in pietistischen Conventikeln fromm und heuchlerisch die Augen und tragen „das abgegriffene Gebetbuch" zur Schau, um irgend ein einträgliches Amt, eine Pfründe, einen Orden zu erlangen oder auch nur um persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat denn das vorliegende Buch auch seine Hauptbedeutung und ist mit Geist geschrieben, wenngleich sich nicht verkennen läßt daß der zugrundeliegende Gedanke zu einer künstlerischen Gestaltung schon um deswillen noch nicht gelangt ist, als eine eigentliche Einheit der Handlung im Buche nicht recht zu finden ist und als die einzelnen Personen zu sehr das Interesse zersplittern, sodaß ein eigentlicher Mittelpunkt oder ein Hauptträger nicht zu entdecken ist. Es macht mehr den Eindruck von Studien, von einzelnen Scenen die noch der Zusammenfassung, der Schließung zum Ganzen harren. Die Situationen scheinen auch hier und da etwas übertrieben und die Stellung Adelens sowie ihr Charakter unnatürlich. Adele, früher Revolutionsheldin und, wie sie der Attaché scherzweise nennt, rothe Fahnenstickerin, hat den Prä-

sidenten von Stein geheirathet, der an der Spitze der siegreichen Reaction steht. Adele aber, voller Coquetterie, unterhielt oder hatte ein Liebesverhältniß mit Edmund von Brandt, der seinen Gegner erschossen zu haben glaubte und darum entflohen war. Dieser Edmund kehrte als Flüchtling aus Ungarn zurück, wo er unter einem falschen Namen gekämpft hatte, und suchte Zuflucht bei seinem Bruder Oskar, der Attaché des Präsidenten war und zugleich eine Leidenschaft für Adele hegte. Dieser Oskar war ein kluger, berechnender Verstandesmensch, ohne Illusionen, weit aussehend eilte er seinem Plane zu. Er machte sich zum Werkzeuge des Präsidenten, nur um in Adelens Nähe zu sein, um sie zu belauern, und als endlich sein Bruder Edmund, ein reiner Gefühlsmensch, sich und Adelen, die er aber schon nicht mehr liebte, so compromittirt hatte daß diese die Gattin des Präsidenten nicht mehr sein und er nicht mehr in Deutschland bleiben konnte, da war Oskar am Ziele seiner Wünsche. Die Beförderung im Staatsdienste die man ihm bot lehnte er jedoch ab, zog sich zurück und gründete ein rentables Geschäft, während Edmund nach Amerika ging. Es laufen noch mannichfache Fäden und Personen in dem Buche durcheinander, welche das Interesse bei der Lecture erhöhen und als Spiegelbilder moderner Zustände und Personen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken im Stande sind.

4. Belletristische Schriften von Franz Kugler. Siebenter und achter Band: Erzählungen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die beiden Bände enthalten sieben Erzählungen die größtentheils um Kunstwerke, Künstler oder künstlerisches Leben im weitesten Sinne sich bewegen, ohne jedoch irgendwie dadurch Veranlassung zu geben sie zu den sogenannten Kunstnovellen zu zählen. Tendenz liegt ihnen ganz fern, sie erscheinen mehr als die Resultate eines mit der Kunst und deren Entwickelungsstufen genau vertrauten Mannes und sind in schlichter ungekünstelter Form recht anmuthige Darstellungen. Der Ton den der Verfasser in diesen Erzählungen anschlägt richtet sich nach Zeit und Ort der auftretenden Personen oder nach der Art des Stoffs; so ist er chronikenartig in der Erzählung „Werner von Tegernsee", einem Bericht aus dem Klosterleben des 12. Jahrhunderts; einfach erzählend in der Novelle vom „Meister Zingaro"; genreartig im „Italienischen Kunsthändler" und phantastisch in „Tizian's Tochter". Nicht mit Unrecht vergleicht der Verfasser seine Novellen mit den Geschenken welche die Reisenden aus Italien mitbringen; auch sie sind die Producte jenes stillen friedlichen Himmels der über alle die reichen Schönheiten der Natur und Kunst herniederlächelt; in ähnlicher Weise wie der Reisende für seine Lieben in der Reisetasche Bronzen oder zierliche Muschelschnitte aus Rom, feine Mosaiken aus Florenz, bunte Schmucksachen von Glasschmelz aus Venedig oder Kupferstiche mit Ansichten des Landes wiederbringt, so scheinen diese Erzählungen ihre Entstehung den Beschäftigungen und Anregungen durch und mit einzelnen Zweigen der künstlerischen Erscheinungen Italiens zu verdanken. Ein stiller friedlicher Geist weht uns aus denselben entgegen, wir fühlen uns fern von dem Treiben der Welt in die stille Zelle des Mönchs versetzt, der klagend über die Schmerzen seiner Jugend und dabei doch selig durchschauert noch von der Rückerinnerung an ihre Freuden sein Leben schreibt; wir fühlen uns versetzt an den Hof zu Neapel, wo Johanna, die Schwester des Königs Ladislaus, ihre Liebeshöfe hält und Zingaro, der heitere Sänger und Blecharbeiter, sich zum Meister in der Malerei emporarbeitet, um die Hand seiner Geliebten zu verdienen. Wir wandeln mit dem Verfasser in seinem „Genesius" in der Kaiserzeit umher und sehen wie die Strahlen des Christenthums überall siegreich in das morsche Leben der Römer hereinschlagen, oder folgen ihm in die sagenreiche Vorzeit der bildenden Etrusker und stellen in Gegenwart des Königs die Augurien an, die so ungünstig ausfallen daß das Verderben des Königs unvermeidlich ist. Ueberall aber wohin uns der Verfasser führt weiß er uns seinen Gegenstand in edler Einfalt und Natürlichkeit vorzuführen und uns für denselben zu interessiren.

5. Arnold. Ein Schweizer-Roman. Die Gelöbnisse von Vicenza und Bologna. Zur Erinnerung an die italienische Erhebung von 1848—49. Von C. A. Bruhin. Bern, Weingart. 1853.

Der erste Roman „Arnold" führt uns in das Parteitreiben der Schweiz nach der Gründung und Festigung der schweizerischen Eidgenossenschaft infolge der Zerstörung des Sonderbunds. Arnold, der ursprünglich zu einem Geistlichen bestimmt worden war, hatte diese Richtung bald verlassen und sich mit der radicalen Partei verbunden. Die ultramontane Partei bot Alles auf ihn für sich zu gewinnen; sie zeigte ihm in der Zukunft eine einträgliche Stelle, ja sie wußte sogar eine für ihn sehr theure Liebesangelegenheit zu ihrem Nutzen zu verwenden. So sehr auch anfangs Arnold darauf einzugehen schien, so war er doch später in seinen Entschlüssen so fest daß er entschieden mit dieser Partei brach, dadurch aber auch sich nicht allein in Noth versetzt sah, sondern auch seine Braut verlor. Er machte nun Reisen durch Baiern, Oestreich, Ungarn und die Türkei, wo er überall mit den geheimen demokratischen Ausschüssen und Unzufriedenen aller Art zusammentraf und seinen Ansichten Geltung zu verschaffen suchte. Als er später, nachdem er von einem Liebesabenteuer in Konstantinopel sich glücklich wieder losgerissen hatte, in die Schweiz zurückkehrte, fand er die alten Parteien immer noch in demselben Kampfe, zugleich aber auch seine frühere Braut verheirathet. Die ultramontane Partei suchte ihn von neuem für ihre Plane zu gewinnen, aber vergebens; er brach mit den Zuständen die ihm zuwider waren, entführte seine frühere Braut, deren religiöse und sittliche Bedenklichkeit er durch allerhand Sophismen zu betäuben suchte, und lebte nun mit ihr in Paris. Mannichfache Debatten über Zustände und Parteistellung in der Schweiz durchziehen den ganzen Roman und lassen uns ganz interessante Blicke in dies kleine Treiben thun, obgleich nicht zu verkennen ist daß der Verfasser in seiner Debatte gern mit Schlagwörtern und Parteiphrasen die Sache abfertigt, ohne eigentlich gerade immer diese selbst zu treffen. Auch kommen Träume und Ansichten „der Jungen Schweiz" zutage, die angesichts der praktischen Verhältnisse und staatlichen Zustände Europas einestheils von einem allzu großen Schweizerdünkel zeugen, anderntheils aber auch so chimärisch sind daß gewiß Niemand im Reiche an die Verwirklichung solcher Phantasien denken kann. So spricht Arnold S. 200: „Das Schweizervolk wird, hat es sich einmal selbst zu nationaler Vollkommenheit durchgebildet, sich nicht mehr so streng abschließen und das jüngere Geschlecht die vom innern Kampfe freigewordene Hand hinausreichen zu Denen die um Aufnahme in ihre Bundesgenossenschaft bitten. Aber wohlverstanden, die Völker müssen darum bitten. Und warum sollte dies nicht in einer vielleicht nicht allzu fernen Zukunft möglich sein? Laßt nur die Revolution in Fluß kommen und die Bande der unnatürlich zusammengewürfelten Staaten sich lösen, so wird den umliegenden kleinern Völkern der Gedanke eines Schutz- und Trutzbundes mit der Schweiz sich von selbst aufdrängen, und dann dürfte jener große Alpenbund sich bilden, der bei uns einigen kühnen Geistern bereits vorschwebt. Die Schweiz würde Schweiz, Tirol würde Tirol, Steier würde Steier bleiben, nur würde die Schweiz als älteste Schwester das Amt des Vororts üben." Man wird alle Hochachtung vor der patriotischen Begeisterung für die Zukunft der Schweiz seitens des Verfassers oder seines Romanhelden haben können, aber wol auch sich einige bescheidene Zweifel an der dereinstigen Realisirung solcher phantastischer Gebilde erlauben dürfen.

Die kleinere Hälfte dieses Buchs füllt eine Novelle aus den italienischen Aufständen aus. Ein Schweizerhauptmann hat die Tochter eines Küsters zu seiner Geliebten; er zögert sie zu heirathen, da kommt der Aufstand, er eilt mit in den Kampf; der Abschied bricht dem Mädchen das Herz. Als der Hauptmann

mit den festen Vorsätzen die Treue seiner Geliebten zu wahren aus dem Schlachtfelde von Vincenza zurückkehrt, findet er ein frisches Grab, und nun thut er das zweite Gelübde, keinem Fürsten mehr zu dienen, sondern der italienischen Freiheit Schwert und Leben zu weihen. Der Hauptmann Walter focht in den Reihen Garibaldi's und starb bei dem Bombardement von Rom; er hatte sein Gelübde gelöst. 55.

Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—34. Nach handschriftlichen Quellen des königlich sächsischen Haupt-Staatsarchivs und mit kritischer Berücksichtigung der gedruckten Berichte dargestellt von Karl Gustav Helbig. Mit Wallenstein's Horoskope von Kepler. Dresden, Adler und Dietze. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Als Friedrich Förster vor nun 25 Jahren, ausgerüstet mit Waffen die er den Staatsarchiven in Wien, München und Berlin, den bedeutendsten Landesarchiven Böhmens und mehren Familienarchiven sowie öffentlichen Bibliotheken entlehnt hatte, Wallenstein's Sache wieder aufnahm, nachdem sie beinahe zwei Jahrhunderte geruht, da erwartete er wol kaum daß er damit so großes Aufsehen erregen — ignorirte ja doch das östreichische Kaiserhaus die Sache nicht — so viele Federn in Bewegung setzen und der historischen Forschung theils direct, theils indirect einen so wichtigen Dienst leisten würde. Doch war Das was Gfrörer, Barthold, A. Menzel, Rüpell, von Raumer, Krönlein für oder gegen Förster vorbrachten von keiner Entscheidung. Erst als der Graf Mailáth im dritten Bande seiner „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" (1843) und der Freiherr von Aretin in den „Beiträgen zur nähern Kenntniß von Wallenstein's Charakter, Planen und Verhältniß zu Baiern" (1846) aus den Staatsarchiven zu Wien und München theils urkundliche Gegenbeweise zutagebrachten, theils wenigstens nachwiesen daß Förster zu Gunsten seines Clienten mit Befangenheit oder geradezu mit Parteilichkeit geurtheilt habe, da neigte sich der Richterstuhl der Geschichte abermals zum Ausspruche des „Schuldig". Zwar antwortete Förster auf die heftigen und selbst verdächtigenden Angriffe Mailáth's theils in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1844, Beilage Nr. 27), theils in einer größern Rechtfertigungsschrift (1844), doch ward Wallenstein's Schuld insoweit nicht mehr in Frage gestellt als ihn die Hofpartei zuletzt zum Verrathe gedrängt; nur die Blutschuld des Kaisers hielt Förster, gestützt insbesondere auf Khevenhüller's Autorität und auf den Bericht des bairischen Gesandten Richel, aufrecht. Mailáth leugnet aber die Existenz irgend einer archivalischen Urkunde welche eine Blutschuld auf Ferdinand II. werfe: nur um Buttlar zu retten habe er die Schuld auf sich genommen. So stand die Sache, als Helbig das sächsische Haupt-Staatsarchiv um Rath zu fragen sich entschloß. Denn sollte das Archiv eines Staats, dessen Kurfürst und commandirender General so tief in die Ereignisse jener Zeit verwickelt waren, keine Urkunden enthalten die gehört zu werden verdienten? Die erste Frucht dieser Untersuchung war die Schrift „Wallenstein und Arnim" (Dresden 1850); sie gab zwar noch keine Entscheidung, vermehrte aber doch nicht unwesentlich die Gründe zur Anklage Wallenstein's. Eine zweite Frucht dieser Untersuchungen ist die oben genannte Monographie. Und über ihren Werth wollen wir den Verfasser selbst hören. „Wenn über Wallenstein's frühere Unterhandlungen mit den Feinden und über die Wiederanknüpfung derselben, um seiner Absetzung zuvorzukommen, noch einige Zweifel vorhanden sein konnten, so werden diese durch die von mir kürzlich im dresdener Archiv aufgefundenen und hier mitgetheilten Documente, die sich auf die noch ganz unbekannten, im Januar 1634 mit Sachsen angeknüpften Unterhandlungen beziehen, völlig beseitigt. Der Herzog von Friedland tritt hier schon seit dem Ende des Jahres 1633 als offenbarer Verräther gegen den Kaiser auf. Wol hätte ich mich mit dem einfachen Abdruck dieser Documente begnügen und dieses neue Material den Sachverständigen zur eigenen Ergänzung der ihnen bekannten Geschichte überlassen können. Da ich aber in den vorhandenen Berichten manche Unklarheit und Verwirrung fand, die zum Theil wol aus der Unkenntniß der von mir hier zuerst benutzten archivalischen Nachrichten erklärbar wird, so entschloß ich mich ein vollständiges Bild der letzten Lebensmonate des Herzogs zu geben, in welchem natürlich die seither unbekannten Thatsachen einen verhältnißmäßig größern Raum einnehmen. Die Documente sind theils auszugsweise in den Text verarbeitet, theils, wo es nöthig war, an gehöriger Stelle ganz abgedruckt. Sie sind alle noch ungedruckt bis auf die pilsener Verbindung, die sich vollständig und richtig nur bei Künig und Aretin findet, und die beiden kaiserlichen Patente, die nach den von mir vorgefundenen Originaldrucken zum ersten mal ganz genau abgedruckt sind. So ist denn der vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte schon lange Zeit geführte Proceß über den Herzog von Friedland der Entscheidung wieder näher gerückt, die erst dann definitiv eintreten kann, wenn die angeblichen frühern verrätherischen Verbindungen Wallenstein's mit dem Könige von Schweden urkundlich sich erweisen lassen sollten; die Mittheilungen des Professor Dudick aus den schwedischen Archiven werden wol Aufschluß geben. Jedoch ohne alle Rücksicht darauf steht nun schon fest daß der Herzog von Friedland nicht erst nach seiner Absetzung zum Abfall gedrängt worden ist, sondern denselben seit dem December 1633 vorbreitet und betrieben hat. Es dürfte demnach der Herzog, wie er in der Geschichte erscheint, nur noch eine wohlwollende Theilnahme Derer in Anspruch nehmen die in kirchlicher oder politischer Befangenheit wähnen daß Wallenstein als siegreicher Rebell nach der Schwächung oder Vernichtung der habsburgischen Macht die religiöse und politische Freiheit des deutschen Volks gesichert haben würde. Gewiß nicht, denn diese war dem selbstsüchtigen Feldherrn, wie aus seinem ganzen Leben und Streben erhellt, völlig gleichgültig; er würde Freund und Feind seinem Vortheile aufgeopfert haben, und das in lauter kleine Staaten aufgelöste Deutschland, in welchem Brandenburg noch ohnmächtig und der Kurfürst von Sachsen unfähig war seine Aufgabe zu begreifen und durchzuführen, würde ohne die Macht der habsburgischen Kaiser, die für das Reich gegen die Eindringlinge kämpfen mußten, eine völlige Beute der Franzosen und Schweden und noch viel elender geworden sein als es durch den Westfälischen Frieden ward." Dergleichen Absichten und Plane leugnete nun allerdings Wallenstein durchaus ab, wie sich insbesondere aus einem Protokoll ergibt was der Kurfürst von Sachsen bei der Anwesenheit des Obersten Schlieff in Dresden, den Wallenstein dorthin geschickt hatte, abfassen ließ, um soviel als möglich in der Sache ins Klare zu kommen; Schlieff's Aussage nach wollte der Herzog von Friedland insbesondere Spaniens übermächtigen Einfluß vernichten, den Baiernherzog verderben, mit Schweden und Frankreich Verträge abschliessen, das Kaiserthum aufrecht erhalten und seine Aufmerksamkeit auf des Heiligen Römischen Reichs Wohlfahrt richten.

Anders sahen allerdings Männer wie Arnim die Lage der Dinge an. So schreibt dieser z. B. an den Herrn von Schwalbach: „Wie hoch der Herzog zu Friedland sich abermahl anerbeut, ersehe ich aus des Herrn Graff Kinsky schreiben. Ich bin allezeit der meinung gewesen daß es so eine überaus hohe und wichtige sache, damit sehr vorsichtig umbzugehn und umb so viel mehr, da er allewege, wenns zum Schluß kommen sollen, seine meinung geendert, Ist dieses aus einem betrüglichen Vorsatz geschehn, so ist ihme ganz nicht zu trawen, ist es eine Unbestendigkeit gewesen, so ist auf ihn nicht viel zu bawen, habens seine Schiefrige affecten (innerer Groll) gehindert, so muß man sich derer wieder versehn, Also befinde ich wol daß es ein sehr sorgsames Werk, considerire ich aber unsern betrübten

Krieg, so sehe ich es gehe wie es wolle, 'so können das Römische Reich und unsere Chur- und Fürsten dabey nicht wohl fahren, denn wendet sich das Glück auff dieser seiten, so haben Sie es nicht, sondern frembde in Händen, Daß nun dieselben solche große Bemühungen solten umbsonst oder darumb thun daß Sie das Römische Reich wolten im vorigen stande wiederumb setzen und die Chur- und Fürsten bei Irer hoheit erhalten, der meinung bin ich mein lebelang nie gewesen, es wirds mir auch kein Franzos oder Schwede nicht bereden, Und wenn es gleich ihre actiones nicht so klar geben, so seind doch die Vermuthungen so groß und die rationes status von solchem Nachdrucke daß ich mich zu keinen andern gedanken verleiten lasse, die Zertrennung des Reichs sehe ich schon vor Augen, die Catholischen Churfürsten geben sich in des Königs von Frankreich Schutz, wollen die Evangelischen solches den Schweden verweigern, so seind schon die Creiße separirt daß sie in ihrer gewaldt, Also wird das Römische Reich nicht mehr ein Corpus sein, sondern nur ein Hauffen zertrennte glieder, das ist nun was bey dem aller größten glück zu erlangen. Gehet es auff dieser Seite übel ab, so haben die frembden nichts verlohren, denn Sie haben nichts im Spiel, sondern die Chur- und Fürsten stehen mit ihren Land und Leuten auff gewinst und verlust, Sie gehen nach der See und ihren Landen, Und die Churfürsten und andre ins Elend." Mit gesündern Augen und richtigern Blicks konnte man in Wahrheit die Lage der Dinge nicht ansehen und beurtheilen als es Arnim in diesem Briefe gethan hat. Und doch ließ der Kurfürst Johann Georg I. diesen einsichtigen Mann und treuen Diener so vielfach im Stiche wie seine Briefe klar und deutlich genug beweisen.

Hat nun der Verfasser mit seinen archivalischen Mitteln unleugbar den Beweis geführt daß Wallenstein nicht erst zum Verrathe gedrängt worden sei, sondern daß er schon längst darauf gesonnen habe, so fragt es sich jetzt: welchen Antheil hat der Kaiser an dem Mordplane gegen den verrätherischen Herzog? Der Verfasser spricht den Erstern von jeder directen und indirecten Schuld an der Ermordung des Letztern frei, nur die einzige Schuld sei ihm beizumessen daß er eine officielle Rechtfertigung befohlen oder zugelassen habe. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Bald nach Wallenstein's Tode, noch im März 1634 — die Ermordung geschah am 25. Februar — erschien zu Prag in lateinischer Sprache eine jedenfalls schon früher vorbereitete anonyme Schrift gegen den Herzog unter dem Titel: „Alberti Fridlandi perduellionis chaos sive ingrati animi abyssus", die, wie der Verfasser meint, als ein leidenschaftliches Zeugniß des Parteihasses weiter keine Beachtung verdient. Eine officielle Vertheidigung des Verfahrens gegen den Herzog erschien später in Wien noch 1634 unter dem Titel: „Ausführlicher und Gründlicher Bericht der vorgewesten fridländischen und seiner Adhärenten abschewlichen Prodition ꝛc. Auff sonderbaren der Röm. Kays. Majestät Allergnädigsten Befelch". Diese Schrift, von welcher der Verfasser nur auf der wiener Bibliothek im Original drei Exemplare gesehen hat, während die Exemplare in Dresden und Berlin dem Nachdrucke ihr Dasein verdanken, enthält eine zwar etwas confuse, doch im Ganzen richtige Darstellung der Umtriebe des Herzogs im letzten Winter seines Lebens, die durch spätere und zum Theil vom Verfasser in seiner Schrift mitgetheilte Documente ihre Bestätigung und Ergänzung erhalten hat. Aber nicht zufrieden damit stellte der dazu beauftragte Historiograph aus allerhand bisjetzt wenigstens noch nicht erwiesenen Gerüchten und willkürlichen Deutungen das ganze Verfahren Wallenstein's seit 1628 als eine Verschwörung gegen den Kaiser dar und betrachtete die Ermordung des Herzogs nicht als die keineswegs beabsichtigte Folge der Vertheidigungsmaßregeln des Kaisers, sondern als einen lobenswerthen Act der gerechten Justiz gegen den Verräther. Nun hat allerdings Förster in seinem „Proceß Wallenstein's" beide Schriften, die lateinische mit der officiellen verwechselt, allein das daraus gegen Förster von Helbig entlehnte Argument ist so stark nicht als es scheint; Helbig hat ihm nur dadurch eine gewisse Stärke zu geben vermocht daß er die lateinische Schrift ohne Umstände beiseite schiebt, um der andern allein den gewünschten Platz zu verschaffen. Solange der erstern nicht auf dem Wege historischer Kritik alle Beweiskraft genommen ist, kann die letztere nicht allein entscheiden. Und solange Khevenhüller, der in die Politik und in die Verhältnisse des kaiserlichen Hofs tief eingeweihte Diplomat, nicht widerlegt ist, solange endlich Richel's bekannter Bericht nicht als völlig unglaubwürdig sich erwiesen hat, wird man Ferdinand II. höchstens aus moralischer, nicht aber aus juridischer Ueberzeugung von der Schuld an Wallenstein's incognita caussa erfolgter Ermordung freisprechen können.

Eine nicht uninteressante Zugabe zu der vorliegenden Schrift ist Wallenstein's Horoskop von Kepler. Dieser geniale und helle Kopf war kein Freund von astrologischen Gaukeleien, wie er es selbst unumwunden ausgesprochen hat — er nannte die Astrologie die buhlerische Tochter der Astronomie — doch konnte er sich den Foderungen der Zeit und seiner Verhältnisse nicht entziehen: „Die buhlerische Tochter mußte mit ihren Reizen die Mutter ernähren." Kepler ward bereits 1609, als er noch auf der Sternwarte in Prag angestellt war, mit Wallenstein, der damals 26 Jahre alt war*), bekannt und stellte ihm, ohne daß die Veranlassung dazu bekannt wäre, in dem genannten Jahre das Horoskop. Wallenstein hat es mit eigenhändigen Bermerkungen versehen. Bemerkenswerth erscheint folgende Stelle; wir glauben sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

„Solcher gestalt mag ich von diesem Herrn (Wallenstein) in Wahrheit sagen das er ein wachendes, aufgemuntertes, embsiges, unruhiges Gemüth habe, allerhandt neuerungen begiehrig, dem gemeines mentschliches Wesen und Handel nit gefallen, sondern der nach neuen unversuchten, selzamen mitteln trachte, doch viel mehr in gedanken habe, dan er eußerlich sehen und spüren läßet. Der Saturnus im Aufgange machet müßige, melancolische, allezeit wachende gedanken, Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung und Richtachtung mentschlicher gebote und sitten, auch aller Religionen, macht alles argwöhnisch und verdechtig, was Gott oder die Mentschen handeln als wan es alles lauter betrug und viel ein anderes darhinder wäre dan man fürgiebet, und weil der Mond verworffen stehet, wird ihme diese seine Natur zu einem merklichen nachtheil und verachtung bei denen, mit welchen er zu conversiren hat, gedeihen, das er für einen einsamen, leichtschätzigen Unmentschen wird gehalten werden. Gestaltsam er auch sein wirdt unbarmhertzig, ohne brüderliche oder eheliche Lieb, niemandt achtend, nur ihme und seinen Wollüsten ergeben, hart über die Unterthanen, an sich ziehend, geizig, betrüglich, ungleich im verhalten, meist stillschweigend, oft ungestüm, auch streitbar, unverzagt, Weib und Mann beisammen wiewol Saturnus die Einbildungen verderbt, das er offt vergeblich forcht hat. Es ist aber das beste an dieser geburth, daß Jupiter darauf folget und Hoffnungen machet, mit reifem alter werden sich die meisten untugenden abwetzen und also diese seine ungewöhnliche natur zu hohen wichtigen Sachen fähig werden. Dan sich nebenst auch bey ihme sehen lassen großer ehrendurst und streben nach zeitlichen digniteten und macht, dadurch er ihme viel großer und heimlicher feindt machet, aber denselben meistentheils obsiegen wirdt. Das diese Nativitet viel gemeines hat mit des gewesenen Canzlers in Polen, der Königin in Engellandt und anderer dergleichen, die auch viel Planeten in auf und Niedergang und den Horizontem herunter stehen haben, derohalben kein Zweiffel ist, wofern er zur hohen dignitet, Reichthumb und nachdeme er sich zu einer Höflichkeit schicken würde, auch zu stattlicher Heurath gelange. Und weil Merkurius so genau in opposito Jovis stehet, will es das ansehen gewinnen, als werde er einen besonderen aberglauben

---

*) Wallenstein war 1583 den 14. September Nachmittag 4 Uhr geboren.

haben und dadurch eine grosse menge Volkes an sich ziehen oder sich etwa einmahl von einer Rott, so malcontent, zu einem Haupt- und Rädelführer aufwerffen lassen."

Von der ganzen Nativität Wallenstein's bemerkt übrigens Kepler daß sie „hochwichtige Zeichen" habe und daß er bei deren Deutung nicht „unfleißigk" gewesen, wie es wol andere „Astrologi" zu sein pflegten. Auch ließen sie es bei dergleichen Veranlassungen, besonders wenn es fürstlichen Personen galt, nicht an Schmeicheleien fehlen. Wer sich näher mit einem solchen Beispiele bekanntmachen will, lese in Müller's „Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte" (Dresden und Leipzig 1838) das Horoskop des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. Nicht leicht wird sich aber ein Laie, besonders in unsern Tagen, denen das astrologische Wissen so gut wie gänzlich abhanden gekommen, in der Horoskopie zurechtfinden können. Man bedarf dazu entweder das Werk des 1639 verstorbenen Campanella: „Astrologicorum libri VI" (Lugd. 1629) oder Pfaff's „Astrologie" (Bamberg, 1816). 60.

Beiträge zur Culturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Culturpflanzen. Von B. W. Volz. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Mensch wächst in der Regel mit seiner natürlichen Umgebung so sehr zu einem einzigen untrennbaren Ganzen zusammen daß er sie schließlich kaum noch von sich unterscheidet und eben darum einer nähern Beachtung nicht mehr für werth hält. Man pflegt den Dingen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, an deren Anblick man sich von Jugend auf gewöhnt hat, und kümmert sich meist wenig um Das womit man in einem täglichen gleichförmigen Verkehr steht. Diese Indifferenz tritt selbst in den Beziehungen welche die Menschen gegenseitig miteinander verknüpfen in größerm oder geringerm Grade hervor. Umsoweniger kann es überraschen wenn sie gegenüber den Thieren und Pflanzen, die im Laufe der Zeit zu wesentlichen und nothwendigen Factoren des menschlichen Lebens geworden sind, fast durchgängig die Regel des Verhaltens bildet.

Die Epoche in welcher diese Glieder der niedern Naturreiche dem Menschen zuerst dienstbar wurden liegt weit in der Vergangenheit zurück. Sie fällt für manche von ihnen und namentlich für diejenigen deren Verwendung die größte Allgemeinheit erlangt hat sogar jenseit aller sichern historischen Ueberlieferungen. Durch ihre Naturbestimmtheit an feste Formen gebunden, unveränderlich in ihrer innern Beschaffenheit, nur der Reproduction, nicht aber der Entwickelung fähig, sind sie, im Wesentlichen stets sich selbst gleich, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch den wechselnden Geschlechtern der Menschen gefolgt, ein unvergängliches, Allen gemeinsames Erbgut, das in die Hände der Nachkommen ebenso sicher und unbemerkt überging, wie es zu seiner Zeit in die der Vorfahren gekommen war. Kein Wunder daß sie allmälig als ein nothwendiger Bestandtheil des Lebens, als eine sich von selbst verstehende Zugabe angesehen wurden und nur noch insofern Interesse erregten, als das Bedürfniß die Sorge für ihre Erhaltung und Fortpflanzung unvermeidlich macht.

Ein zweiter allgemeinerer Grund für die in Rede stehende Gleichgültigkeit verliert zwar in unsern Tagen mehr und mehr an Gewicht, ist aber doch besonders in den mittlern Kreisen der Gesellschaft noch wirksam genug, um hier ausdrücklich erwähnt zu werden. Man hat den Menschen so oft und in so vielfachen Wendungen gesagt, wie sie sich als die geborenen Herrscher der Natur zu betrachten hätten, daß sie nachgerade wirklich dahin gelangt sind sich als solche zu fühlen und demnach die Natur für eine ihnen willenlos unterworfene Sklavin zu halten. Es ist aber der eben nicht beneidenswerthe Vorzug eines jeden Despoten daß er sich genöthigt sieht die Gegenstände seiner Macht zu verachten. Auch der Mensch ist diesem Schicksale nicht entgangen; seitdem er sich die absolute Souverainetät über die Natur beigelegt hat, kann er nicht umhin sie gering zu schätzen. Man wird die mehr oder minder deutlichen Spuren dieser vornehmen Ueberhebung, wenn man genauer zusieht, auch da noch wahrnehmen, wo das Verhältniß des Menschen zur Natur principiell bereits aufgehört hat als das des Herrn zum Knecht gefaßt zu werden.

Freilich die Natur als Ganzes spottet der Anmaßung mit welcher der Mensch sie zum bloßen Werkzeuge seiner souverainen Willkür degradiren möchte; die ihr inwohnende Kraftfülle tritt in so energischen Aeußerungen hervor daß der Glaube an seine unbedingte Superiorität nie recht feste Wurzel fassen kann. Anders steht es mit den einzelnen Erscheinungen der Natur, vorallem mit den organischen Gebilden welche das Thier- und Pflanzenreich ausmachen. Hier scheint die Herrschaft des Menschen keinem Zweifel zu unterliegen. Hat er doch im Fortgange der Zeiten eine zahllose Menge dieser Naturerzeugnisse gezwungen seinen Wünschen und Bedürfnissen zu dienen, nicht selten selbst seinen zufälligen Launen und willkürlichen Einfällen sich anzubequemen.

Es bleibt allerdings noch zu untersuchen, ob die Gewalt welche der Mensch über sie ausübt, sofern sie eben als Gewalt, als das Recht des Stärkern geltend gemacht wird, nicht auf ihn selbst zurückfällt und seinem wahren Interesse mehr schadet wie nützt. Doch wie es sich damit auch verhalte, das allgemeine Bewußtsein zweifelt nicht an ihrer Rechtmäßigkeit und nimmt, solange es in ihrem ruhigen Besitze nicht gestört wird, wenig Antheil an Allem worauf sie sich erstreckt. Nur wenn, wie das in jüngster Zeit mehrfach begegnet ist, die dienstbaren Kräfte ihren stillen Gehorsam aufzukündigen drohen; wenn etwa ein unentbehrlich gewordenes Gewächs die Frucht von welcher die friedliche Entwickelung und selbst die Existenz ganzer Nationen abhängt nicht ferner darbieten will, pflegt die hergebrachte Indifferenz einer gespannten ängstlichen Aufmerksamkeit den Platz zu räumen. Man sieht dann eben gar zu deutlich daß die organische Welt sich dem Willen des Menschen zwar fügsam erweist, aber nicht auf Gnade und Ungnade ergibt, daß sie die Gesetze ihres Lebens in sich selbst trägt und deshalb berechtigt ist als eine unabhängige Macht anerkannt und geehrt zu werden.

Es ist keine Frage daß die mancherlei Krankheiten von welchen in den letzten Jahren einige der wichtigsten Culturpflanzen ergriffen worden sind zur Belebung und mehr noch zur Erweiterung des Interesses für die den Menschen zunächst umgebenden Naturproducte wesentlich beigetragen haben, und nicht unmöglich, daß diese erhöhte Theilnahme an den in ihm behandelten Gegenstande dem obengenannten Werke von Volz zustattenkommt. Wir würden es nur gutheißen können wenn dem wirklich so wäre. Die Frucht zehnjähriger, mit Fleiß und Sorgfalt betriebener Studien und das Product einer dreimaligen Bearbeitung (s. die Vorrede) würde auch dann eine freundliche Aufnahme verdienen, wenn Inhalt und Form den wohlthätigen Einfluß dieser fortgesetzten Bemühungen weniger deutlich verriethen wie dies in der That der Fall ist.

Die vorliegende Schrift hat auf den ersten Blick einen etwas gelehrten Anstrich, der ihrer Verbreitung an der einen oder andern Stelle hinderlich sein könnte. Wir begegnen gleich im Eingange einem sechs Seiten langen Verzeichnisse von Werken die bei ihrer Ausarbeitung benutzt worden sind, und finden überdem auf jedem Blatte eine größere oder geringere Zahl von Citaten und Anmerkungen, wie man sie heutzutage in Schriften die für das größere Publicum bestimmt sind nicht gerade gerne sieht. Es wäre vielleicht rathsam gewesen wenn der Verfasser diese Zusätze an den Schluß seiner Arbeit gestellt hätte; der gebildeten Lesewelt ist, und nicht ganz mit Unrecht, selbst der Schein der Pedanterie verhaßt geworden. Und mehr als scheinbar ist die doctrinelle Haltung unsers Werks im Grunde nicht. Ist dasselbe auch vorzugsweise dazu bestimmt eine Reihe

von vereinzelten Thatsachen und zerstreuten Angaben zu einem allgemeinen Ueberblicke zusammenzustellen, so hat der Verfasser dieses weitschichtige Detail doch so zu ordnen und mit so manchen gehaltvollen Betrachtungen und frappanten Notizen von ernstem oder auch launigem Charakter zu durchflechten gewußt daß auch die formelle Seite der Darstellung durchgängig befriedigt. Wir zweifeln nicht daß man die Schrift nicht blos mit vielfachem Nutzen, sondern zugleich mit lebhaftem Interesse lesen wird.

Volz gesteht selbst daß er das ihm vorschwebende Ziel, eine „Culturgeschichte des Thier- und Pflanzenreichs" zu liefern, keineswegs vollständig erreicht habe, und will deshalb seine Arbeit nur als einen „Beitrag" zu dieser Geschichte betrachtet wissen. Er hat damit die ihr angemessene Stellung ganz richtig bezeichnet, denn sie ist allerdings noch ziemlich weit davon entfernt eine genügende Lösung der Aufgabe welche sich eine solche Geschichte zu stellen hat darzubieten. Weder lehrt sie den allmäligen Fortschritt der in der Cultur der fraglichen Gewächse und Thiere bemerkt wird in seinen verschiedenen Phasen, nach seinen Ursachen und Wirkungen näher kennen, noch auch wird der andere unsers Erachtens beiweitem wichtigere Punkt, die mannichfache und tiefgreifende Einwirkung welche jene Cultur auf die Entwickelung der menschlichen Civilisation ausgeübt hat, eingehend und in dem erfoderlichen Zusammenhange erörtert. Doch wir wollen uns bei Dem was in der vorliegenden Schrift etwa fehlt nicht länger aufhalten, sondern lieber ihren wirklichen Inhalt mit einigen Worten genauer angeben.

Aus der Andeutung die vom Verfasser selbst über den Gegenstand seiner Schrift gegeben wird ersieht man daß dieselbe sich vorzugsweise mit der „Verbreitung der Hausthiere und Culturpflanzen" beschäftigt. Auch stellt es die nähere Prüfung ihres Inhalts außer Zweifel daß sie gerade diesen Punkt sehr eingehend und mit großer Sorgfalt behandelt. So werden schon in der allgemeinen Einleitung, die Volz an die Spitze seines Werks gestellt hat, die verschiedenen Mittel und Wege durch welche Natur und Mensch die Erzeugnisse der einzelnen Erdstriche aus ihrer ursprünglichen Heimat in ferner liegende Gegenden verpflanzen mit steter Hinzufügung passender Belege vorgeführt. Auch stellt sie in einer interessanten Uebersicht zusammen was über das Vaterland und die allmälige Verbreitung unserer bekannten Hausthiere, Fruchtbäume, Nutz- und Nahrungspflanzen u. s. w. mit einiger Sicherheit ermittelt werden kann.

Sehen wir uns dann ferner in dem speciellen Theile der Schrift näher um, so bemerken wir wie hier derselbe Gesichtspunkt überall im Auge behalten wird. Der Verfasser, wo er die eigenthümlichen Naturerzeugnisse der verschiedenen Völker zur Sprache bringt, unterläßt nie die Fragen: woher sie kommen, wie und warum sie eingeführt, in welcher Ausdehnung sie cultivirt worden sind, aufzuwerfen und möglichst genau zu beantworten. In dieser Rücksicht ist namentlich der Abschnitt in welchem die der Entdeckung von Amerika folgende Epoche behandelt wird reich an ebenso wichtigen wie interessanten Aufschlüssen. Die „Verflanzung europäischer Thiere und Pflanzen" so wie die „der ostindischen Culturgewächse nach Amerika" und andererseits die Uebertragung „amerikanischer Producte nach Europa" — wir heben besonders die sehr ausführliche Geschichte der Verbreitung des Kartoffel- und Tabacksbaus hervor, sodann die „Einführung des Zuckerrohrs" und anderer Gewächse in die neuerworbenen europäischen Colonien, die Verpflanzung der Kaffee-, Thee- und Indigostaude, die Erweiterung der Baumwollencultur u. s. w. — das sind unleugbar höchst werthvolle Partien dieses Werks, die darum wenig an ihrer Bedeutung verlieren, wenn etwa die eine oder andere Angabe nicht ganz genau oder unvollständig sein sollte.

Die Verbreitung der Naturproducte über die verschiedenen Continente und Länder des Erdballs ist aber keineswegs das einzige Object der vorliegenden Darstellung. Indem Volz die einzelnen Thiere und Pflanzen auf ihren mannichfachen Wanderungen begleitet, vergißt er nicht sie auch an den Orten wo sie ursprünglich oder infolge späterer Uebersiedelung verweilen scharf und aufmerksam ins Auge zu fassen. Mit andern Worten, er betrachtet nicht blos den fortwährenden Austausch in welchem die Theile der Erdoberfläche ihre eigenthümlichen Producte, soweit die klimatischen und Bodenverhältnisse es gestatten, sich gegenseitig überlassen, sondern gibt zugleich für jedes der bedeutendern Länder und Völker eine detaillirte Uebersicht der Thiere und Pflanzen die in ihm zu Hause, ihm speciell angehörig sind. So finden wir schon in der Einleitung eine allgemeine Charakteristik der einzelnen „Welttheile in Rücksicht auf den Reichthum ihrer Producte", die freilich unsers Erachtens etwas dürftig ausgefallen ist. Dagegen lassen die speciellen Nachweise des besondern Theils, was die Vollständigkeit der Angaben betrifft, wenig zu wünschen übrig.

Ohne das Verfahren des Verfassers unbedingt billigen zu wollen, erkennen wir doch gern an daß die differente Weise der Behandlung, die er für die verschiedenen Hauptepochen der Geschichte befolgt hat, nicht aller Berechtigung entbehrt. Die Anordnung ist nämlich (Vorwort IV) „für die Culturgeschichte des Alterthums und für die des Mittelalters ethnographisch, wobei die Völker der Reihe nach aufgeführt und die von ihnen angebauten Culturgewächse sowie die von ihnen gezogenen Hausthiere genannt werden; von der Entdeckung von Amerika an konnten die Gegenstände monographisch behandelt werden, indem das erste Product das aus Amerika nach Europa kam, sobald es in den Kreis der Geschichte trat, auf seinen Wanderungen von Land zu Land gleichsam biographisch bis auf die neueste Zeit verfolgt wurde. In der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte führte die Natur der Sache auf eine gemischte Behandlung; die Geschichte ist nach Ländern geordnet, aber nach Producten gruppirt."

Unter den Völkern des Alterthums die uns Volz der Reihe nach vorführt nehmen die Phönizier die erste Stelle ein. Mit Unrecht, wie uns scheinen will, denn der Grund aus welchen der Verfasser die ältesten Culturländer des Orients, China und Indien, übergehen zu müssen glaubt, „der Mangel an hinlänglich beglaubigten Nachrichten", dürfte für die Gegenwart nicht mehr zutreffen. Den Phöniziern folgen die Juden, Karthager, Aegypter, Griechen, Perser, Babylonier und Meder, Römer, an welche sich dann die Gallier, Britannier und Germanen, unter denen die Alemannen, die ursprünglichen Bewohner des vom Verfasser überall mit besonderer Sorgfalt behandelten Schwaben, eine specielle Berücksichtigung gefunden haben, anschließen. Bei jedem dieser Völker werden die hierher gehörigen Zweige der Cultur: Ackerbau, Viehzucht, Gartenkunst, Obstzucht, Weinbau u. s. w., in getrennten Abschnitten dargestellt, zugleich aber, wo einzelne Producte eine höhere Bedeutsamkeit gewonnen haben, monographische Schilderungen derselben eingefügt. Auch beschränkt sich der Verfasser nirgend auf die bloße namentliche Anführung der Erzeugnisse, sondern begleitet diese mit mehr oder minder zahlreichen Notizen über ihre Herkunft, Beschaffenheit, die Weise ihres Anbaus, ihre Verwendung zu ökonomischen, industriellen, auch religiösen und selbst poetischen Zwecken.

Einen gleich umfassenden Charakter hat die Darstellung in den folgenden Abschnitten, von denen wir wenigstens die wichtigsten, soweit sie im Obigen nicht bereits genannt worden sind, hier noch angeben wollen. Wir bezeichnen als solche „Die Araber"; „Verdienste Karl's des Großen um die Landwirthschaft"; Deutschland unter den Hohenstaufen"; „Die Kreuzzüge und ihre Folgen für die Cultur Europas"; ferner aus dem der neuern Geschichte gewidmeten Theile die Abschnitte: „Das Cultur- und Handelssystem der Holländer"; „Kaffee, Thee, Indigo"; „Verbreitung der Baumwollenmanufactur"; „Die Fortschritte der Cultur in den verschiedenen Welttheilen seit der Entdeckung von Amerika, namentlich die Europas"; „Zum Schluß".

Ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches „Sachregister" schließt das Werk, dem drei Tafeln mit „den ältesten Abbildungen der Kaffeestaude und der Kartoffel" beigegeben sind. 23.

Briefe aus Aegypten und Nubien. Von Wilhelm Gentz. Berlin, Barthol. 1853. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Briefe, aus der Zeit vom März 1850 bis April 1851, ist Maler und unternahm die Reise zu seiner künstlerischen Ausbildung, da gerade der Orient in ärtistischer Hinsicht für ihn Bedeutung hatte. Er ist in seinen Briefen bemüht, diese von ihm flüchtig skizzirte Bedeutung des Orients auch Andern klar zu machen, namentlich aber zur genauern Kenntniß des eigenthümlichen Geistes Aegyptens in seinen Formen und Wandelungen im religiösen und sittlichen Leben, mit den natürlichen, unzerstörbaren Lebensbedingungen des ägyptischen Volkslebens und den gegenwärtigen Zuständen des Landes und seiner Bewohner beizutragen, auch wenn er sich zu diesem Werke theilweise nur auf individuelle Begegnisse, Scenerien aus dem Leben und beiläufige culturhistorische Bemerkungen beschränken kann. Der Verfasser, welcher schon früher in Spanien gewesen ist, nimmt hier an der Erkenntniß des modernen Lebens und Treibens des Volks in Aegypten und Nubien ein besonderes Interesse und berichtet in den Briefen über seine malerischen Studien in Architektonik, Natur u. s. w. Von besonderm Interesse sind seine Mittheilungen über das orientalische Haus, wie es durch die arabische Architektur zu einem künstlerischen Ganzen ausgebildet worden ist, wogegen bei uns das Haus selten als „ein in seinen Theilen künstlerisch verbundenes oder organisirtes Ganzes" sich darstellt. Auch sonst gewähren die Briefe ein buntes Bild des bunten, in mannichfaltigen wechselvollen Formen und Farben sein inneres Wesen darstellenden Orients, wennschon in gewissen Richtungen und Beziehungen die von dem Verfasser gegebenen Schilderungen der dortigen Zustände Nichts weniger als anziehend sind. Dahin gehört zwar gerade nicht Das was über das Klima und die Vegetation gesagt wird, wol aber das über die in Aegypten herrschende Demoralisation, über Sklaverei, Sklavenmärkte, Vielweiberei und Familienleben. Daß der Orient „der Sitz der Caprice" ist, was wir aus anderweiten Mittheilungen, z. B. aus der Geschichte der Türkei, zur Genüge wissen, wird hier aus der Regierung des jetzigen Vicekönigs von Aegypten einleuchtend dargethan. Daneben ziehen sich interessante Schilderungen über das Fest der Anschwellung des Nils, über andere Feste der Heiligen und Todten u. s. w. durch die Briefe hindurch. Von Kairo aus, der schönsten und herrlichsten Stadt des Orients, die für Den der den Orient in seiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen will unendlich viel bietet, besuchte der Verfasser namentlich auch die Pyramiden, sowie die Katarakten des Nils und Theben und unternahm eine Reise durch die große Wüste nach der Halbinsel des Steinigen Arabien bis zu den Gebirgen des Sinai. Die Rückreise nach Europa machte er über Smyrna, wo er nicht unterläßt, vornehmlich die Schönheit der dortigen Weiber und Mädchen und die Lieblichkeit der Kinder zu rühmen, sodann über Konstantinopel und Korfu. Entzückt über die reiche Natur und das schönste Klima, das noch heute diese Insel zu dem reizendsten Aufenthalte macht, verliert er sich gleichwol in ernste philosophische Betrachtungen über die Vergangenheit und in schwärmerische Träumereien über die Zukunft dieser herrlichen Gestade des Mittelmeers, zu denen freilich eben jene Vergangenheit und die zum Theil alles innere, moralische und geistige Leben vernichtende Gegenwart jener unter der türkischen Herrschaft stehenden Länder zu veranlassen gar wohl geeignet ist Ein gesundes kräftiges Volksleben in den Bewohnern jener Länder wird jedoch mit der Zeit die thatsächlichen Zustände in einer Weise umzugestalten wissen, daß eine vernünftige und gesunde Politik und Diplomatie, wenn es ihr nur sonst um das wahre Wohl der Staaten Europas zu thun ist, sich wird entschliessen müssen die thatsächlichen Zustände anzuerkennen. 9.

Bancroft über die amerikanische Revolution.

Die „History of the American revolution by *George Bancroft*" ist dem größern Publicum durch deutsche Uebersetzungen zugänglich gemacht worden.*) Man darf sie als eine Fortsetzung oder als einen Theil der „Geschichte der Vereinigten Staaten" betrachten, durch welche der Autor manche Irrthümer unserer modernen Politiker widerlegt hat. Er wies nämlich nach, wie die Pflanzer welche die Revolution vom Jahre 1776 gemacht haben im Grund ein altes Volk in einem neuen Lande waren: Amerika ist für Bancroft ein Stück ausgewanderten Englands, aber ausgewandert ohne Königthum, Adel und Staatskirche. Die alte sächsische geduldige, aber freiheitsliebende Race zog über das Meer um der Gewissensfreiheit willen, sie wollte sich eine republikanische Kirche gründen und diese hatte eine ähnliche Regierung im Gefolge. Unbeachtet wuchs der neue Staat heran, und als England noch in dem Wahne war, es besitze in Amerika einen bloßen englischen Markt, konnten sich drüben zwei Millionen unabhängiger Bürger gegen das Mutterland erheben. Der nachfolgende Sieg änderte an der Lage Amerikas wenig: jede Colonie blieb wie sie war und ersetzte das schwache Band, das sie an England knüpfte, lediglich durch die Union, die den gemeinsamen staatlichen Mittelpunkt abgab. Ja Connecticut und Rhode-Island behielten sogar noch ein halbes Jahrhundert lang die Verfassungen bei die ihnen Karl II. verliehen hatte. Die Republik war also nur das natürliche Erzeugniß der Sitten, Ideen und Anfoderungen der Zeit. Eine Monarchie wäre im Gegentheil etwas Abnormes und Neues gewesen, Washington war nur der Bewahrer der alten Ueberlieferung.

Aus vorstehender Skizze ist zu ersehen daß das erste Werk Bancroft's die nothwendige Einleitung zur Geschichte der Revolution ist. In dem neuen Buche, das mit dem Jahre 1748 anhebt, schildert der Autor vorerst die Zustände die der Revolution vorhergingen, er malt die beängstigende Ruhe vor dem Sturm. Mit großem Scharfsinn legt er dar, wie im englischen Handelsministerium Unwissenheit und Ehrgeiz dünkelhafter Staatsmänner jene republikanischen Provinzen, deren Unabhängigkeit man bereits fürchtete, zum Aeußersten trieb. Der Herzog von Bedford, Halifax, Karl Toveshend, die rücksichtslosen Verwalter eines von ihnen nicht gekannten Landes, sind frappant charakterisirt. Hinter ihren Häuptern steigt der Schatten der aufgährenden Revolution empor. Daneben wendet sich des Geschichtschreibers Aufmerksamkeit ausführlich dem canadischen Krieg Englands und Frankreichs zu. Bemerkenswerth ist hier vorallem daß wir einen unparteiischen Mann reden hören. Frankreich hatte bekanntlich in Nordamerika die vollständigste Uebermacht; durch trefflich angelegte und placirte Forts beherrschte es die nördlichen Seen und Flüsse vollkommen. Die Indianer waren durch die Missionare, besonders die Jesuiten, die einen ungeheuern Einfluß gewonnen hatten, ganz auf französischer Seite. Gleichwol waren seit zwei Jahrhunderten nur 80000 Franzosen in jenen weiten Gegenden, während schon 1,500,000 Engländer in das westliche Canada einzudringen versuchten. Im Jahre 1753 brach die erste Grenzstreitigkeit aus. Die Amerikaner behaupteten ein Recht auf das Land bis zum Eriesee; die Franzosen bestritten dasselbe. Um das streitige Territorium, besonders das Ohiothal kennen zu lernen, schickte der Gouverneur von Virginien einen jungen Mann von 21 Jahren aus, Georg Washington. Dieser bezeichnete mit militairischem Scharfblick den Platz des heutigen Pittsburg als den Schlüssel des Westen. Allein die Franzosen erkannten die Wichtigkeit dieses Platzes ebenfalls und erbauten daselbst

---

*) Geschichte der Amerikanischen Revolution von George Bancroft. Uebersetzt von W. E. Drugulin. Erster und zweiter Band. Mit einem Vorwort von F. Bülau. Leipzig, Lord. Gr. 8. 2 Thlr.

Dasselbe. Deutsch von A. Kretzschmar. Erster und zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr.

das Fort Duquesne. Einige Monate später ward Washington von neuem nach dem Westen ausgesandt; er traf auf einige französische Patrouillen und ließ Feuer geben, wodurch der feindliche Anführer Junonville fiel. Dies war das Signal des großen englisch-französischen Kriegs. Washington ward von Junonville's Bruder Villiers verfolgt und mußte eine Capitulation unterzeichnen, in der er, wol nur aus Unkenntniß der französischen Sprache, zugestand, daß Junonville „ermordet" (assassiné) worden sei. Im folgenden Jahre erschien ohne vorhergängige Kriegserklärung eine englische Armee am Ohio und der Krieg begann mit aller Heftigkeit. Anfänglich war das Kriegsglück auf Seiten der Franzosen. Allein dieselben hatten nur über 3000 Mann Linientruppen, 8000 Canadier und die Mannschaften der befreundeten Indianerstämme zu verfügen. Während Pitt Alles für die Eroberung Canadas aufbot, ließ das kurzsichtige Cabinet Ludwig's XV. den General Montcalm ohne jede Unterstützung. Bei Quebec wurde die entscheidende Schlacht geschlagen; Montcalm und der Engländer Wolfe fielen, Letzterer als Sieger. Der Herzog von Choiseul mußte Canada aufgeben; was war an einer Provinz verloren, tröstete man sich, die Nichts einbrachte, und dazu ließ sich voraussehen, daß die englischen Colonien, von den Franzosen befreit, sich alsbald gegen das Mutterland auflehnen würden. Dies traf auch ein; allein die Politiker in Versailles übersahen daß das sich bildende neue Reich in Nordamerika ein wesentlich englisches, Frankreich feindseliges werden würde. Gewiß war: Frankreich mußte der englischen Race weichen und gestand dadurch seine eigene Schwäche. Die Zukunft der amerikanischen Colonien ließ sich leicht vorausbestimmen; Niemand zweifelte an ihrer künftigen Größe. Franklin verkündete daß im Verlauf eines Jahrhunderts Amerika ein unbezwingbarer Staat sein werde, und das war auch der Gedanke Pitt's und aller Aufgeklärten in England.

Bancroft's Werk ist zweifellos eines der bedeutendsten Geschichtswerke neuerer Zeit. Nach seiner Beendigung wird es in d. Bl. eine ausführliche Besprechung finden, die es so sehr verdient. 15.

Notizen.

Studium der arabischen Sprache und besonders des algierischen Idioms derselben in Frankreich.

Die Eroberung von Algier hat bekanntlich auch in wissenschaftlicher Beziehung bemerkenswerthe Folgen gehabt und neben der historisch-geographischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen u. s. w. Erklärung des Landes hat seitdem auch das Studium der arabischen Sprache in Frankreich einen neuen Aufschwung gewonnen. Es ist eine kleine Literatur von Wörterbüchern und Sprachlehren des arabischen Dialekts zu Algier entstanden, die freilich zunächst nur auf praktische Zwecke sich richtet und zum Theil eben deshalb auf elementare Stufen beschränkt bleibt. Dahin gehören die algierisch-arabischen Elementargrammatiken von Bellemare und Pihan, die Wörterbücher von Marcel und Paulmier, die interlinearen Uebersetzungen von Cherbonneaux (Paris). Aber diesen zur Seite stehen Werke von wissenschaftlicher Bedeutung über die eigentliche arabische Schriftsprache, unter welchen die gelehrte Arbeit von Bresnier über die Ajrumia hervorzuheben ist. Das ausschließlich arabische Wörterbuch von Germanos Fachat (maronitischer Bischof zu Aleppo, theils durch seine Gelehrsamkeit, theils auch durch seine religiösen Dichtungen unter den orientalischen Christen rühmlich bekannt) ist kürzlich zu Marseille durch den Scheikh Roschaid von Dahdah herausgegeben, und dem dortigen Orientalisten Eusèbe de Salles wird nachgerühmt daß er seit mehren Jahren durch einen von ihm gehaltenen Lehrcursus das Studium der arabischen Sprache nicht ohne Erfolg zu verbreiten strebte. Diese Bemühungen stehen indeß zu vereinzelt da als daß sie zu befriedigenden Resultaten hätten führen können, und namentlich ist der Mangel eines den Umständen nach vollständigen Wörterbuchs des algierisch-arabischen Idioms vielfach fühlbar geworden. Es läßt sich denken wie die Regierungs- und Verwaltungsbeamten durch diesen Mangel oft in Weitläufigkeiten und Verlegenheiten gerathen und selbst Misgriffen und Verkehrtheiten ausgesetzt werden konnten. Man scheint seiten der Regierung lange Zeit hindurch erwartet zu haben daß Buchhandel und Literatur in Algerien Aufschwung gewinnen und dadurch auch die Privatindustrie der Production eines tüchtigen Wörterbuchs des arabisch-algierischen Idioms zugewandt werden möchte. Allein zuletzt mußte man doch erkennen daß diese Hoffnung, zumal bei dem jetzigen Darniederliegen der französischen Pressen, bei der außerordentlichen Lähmung jeder schriftstellerischen Thätigkeit sobald noch nicht zu erwarten stehe. Daher hat sich jetzt die französische Regierung veranlaßt gesehen zwei Preise, jeden im Betrage von 5000 Francs, für das beste französisch-arabische und arabisch-französische Wörterbuch des arabisch-algierischen Idioms auszuschreiben. In dem Programm wird ausdrücklich hervorgehoben daß die Orientalisten aller Länder zur Theilnahme aufgefodert werden. Den Bewerbern ist der 31. December 1854 als Einsendungstermin bestimmt. Bewerbungsschriften sind unter der Adresse des Generalgouverneurs von Algerien einzusenden. Der bestimmte Preis soll gezahlt werden, sobald der Verfasser 50 gedruckte Exemplare der preiswürdig befundenen Arbeit an das Kriegsdepartement übersandt haben wird. Außerdem wird bemerkt daß das Format möglichst bequem und handlich sein müsse, auf keinen Fall über Octav hinausgehen dürfe (also weder Quart noch Folio, wogegen das Duodezformat freigestellt ist). Der Umfang ist auf 1200 — 1500 Seiten festgestellt. Die betreffenden Wörterbücher sind vorzugsweise für den praktischen Gebrauch zu bearbeiten; sie müssen vollständig sein (d. h. sämmtliche in Algerien gebräuchliche arabische Worte umfassen); die nur in einzelnen Theilen Algeriens gebräuchlichen Wörter sind durch eine besondere Bezeichnung kenntlich zu machen. Bei den Substantiven soll Geschlecht und Pluralform, bei den Adjectiven die Feminal- und Pluralform, bei den Verben der Aorist angegeben werden. Endlich soll auch die Aussprache entweder nach dem System der Commission scientifique d'Algérie oder nach einer andern von der Prüfungscommission dieser Bewerbungsschriften zweckmäßig befundenen Methode, soweit es erfoderlich, angegeben werden. Das arabisch-französische Wörterbuch soll nach den Wurzelformen geordnet werden. Die Entscheidung über diese Preise soll durch eine aus Interpreten in der französisch-algierischen Armee und aus verschiedenen mit öffentlichen Lehrstühlen der arabischen Sprache betrauten Professoren zusammengesetzte Commission ausgesprochen werden, die mindestens aus fünf Mitgliedern bestehen wird. Ausdrücklich wird bemerkt daß sämmtliche als Concurrenten des Preises auftretende Personen von der Mitgliedschaft dieser Commission ausgeschlossen bleiben. 4.

The water lily on the Danube, being a brief account of the perils of a pair-oar during a voyage from Lambeth to Pesth; by the author of the „Log of the water lily", and illustrated by one of the crew. London 1853.

Es ist mehr eine literarische Curiosität als eine Bereicherung der Reiseliteratur daß einer der drei Engländer, welche laut Zeitungsnachricht im Sommer 1852 in einem Boote über den Kanal, den Rhein und Main hinauf und die Donau hinab bis nach Pesth sich gerudert haben sollten, um von da ihre Fahrt nach Konstantinopel fortzusetzen, „Die Gefahren der Wasserlilie" im oben rubricirten Buche durch den Druck veröffentlicht hat. Jedenfalls verdient aber Erwähnung daß die Zeitungsnachricht eine kleine Ente gewesen ist, da das waghalsige Unternehmen der drei Engländer sich darauf beschränkt daß sie sammt ihrem Boote mittels Dampfes nach Kitzingen am Main gegangen und von hier in ihrer „Nußschale" an Bamberg vorüber längs des Ludwigkanals bis zu dessen Einmündung in die Altmühl und von Kelheim auf der Donau nach

Pesth geschwommen sind. Sie verließen London am 15., Kitzingen am 23. Juli und erreichten Pesth am 3. September, verbrachten 25 Tage auf dem Wasser, legten im Durchschnitt täglich fünf deutsche Meilen zurück und verkauften ihr Schiffchen in Pesth. Echt englisch kommt dann der Kostenpunkt. Wie wohlfeil! Mit Einschluß des eigenen und Bootstransports bis Kitzingen und des Verlusts beim Verkauf hat der Spaß allen drei Herren miserabele 400 Thaler gekostet. Das war er laut der für englische Leser vielleicht schmackhaftern Mittheilungen als für deutsche „unter Brüdern" werth.

Das „Athenaeum" über Beck's: „Aus der Heimat".

„Karl Beck's in Verse gebrachte, skizzirte Scenen aus dem ungarischen Freiheitskriege — denn das sind seine «Gesänge aus der Heimat» —", urtheilt das «Athenaeum», „entbehren weder eines warmen poetischen Hauchs, noch einer patriotischen Aufregung. Aber den Ansprüchen an echt dichterische Darstellung genügen sie nicht; dazu haben sie nicht Kraft und Deutlichkeit genug und sind vor allen Dingen zu breit getreten. Auch ist der Versbau oft einigermaßen lüderlich und nicht selten tritt der Vortrag an Lebendigkeit und Wohlklang gegen manche Prosa zurück. Da einige der kürzesten Gesänge streng genommen die besten sind, so steht fast zu vermuthen daß der Verfasser als junger Dichter sich anderwärts durch eine gewisse Leichtigkeit des Dichtens hat fortreißen lassen, es unnöthig glaubend, sich viel Mühe mit einem Gegenstande zu geben, dessen Inhalt allein den glücklichen Erfolg verbürgen müsse. Bestätigt sich dies, so rechtfertigen seine Gesänge die Hoffnung auf künftig Besseres; denn könnte ein gereifter Dichter dergleichen veröffentlichen, so ließe sich darüber Nichts sagen und von ihm Nichts erwarten." 7.

Amerikanische Frauen und beglückte Männer.

Es ist bekannt mit welcher Achtung die Frauen in den Vereinigten Staaten behandelt werden. Eine Dame kann ohne Begleitung von einem Ende der Union bis zum andern reisen, ohne daß sich unter den häufig sehr ungeschlachten Reisenden, mit denen sie nothwendig in Berührung kommt, einer fände, dem es einfiele ihr unehrerbietig zu begegnen. Dieser Respect erstreckt sich sogar auf die Männer welche eine Dame begleiten, who have a lady in charge. Diese Glücklichen nehmen an allen Vortheilen Antheil welche die amerikanische Courtoisie dem schönen Geschlecht zugesteht, und ein französischer Reisender erzählt daß er oft mit wahrer Wuth diese privilegirten Sterblichen habe sitzen sehen, während 300 weniger glückliche Männer so lange stehen mußten, bis eine Lady die wol gar keine „Dame" war endlich Platz nahm. Ebenso gingen, wenn auf Billets gewartet wurde, die Frauen immer Jedermann vor und mit ihnen auch die sie begleitenden Männer. Oft sucht sich daher ein schlauer Amerikaner irgend eine alte Dame auf und benutzt diese als Amulet; was kann er nicht Alles, denn er hat ja a lady in charge. Auf den Dampfschiffen haben die Frauen einen Theil der Cajüte für sich besonders; wenn zum Essen geläutet wird setzen sie sich zuerst; die Kellner verbieten sehr bestimmt den Gentlemen früher Platz zu nehmen und Jedermann gehorcht ihnen.

Ueberlistete Prälaten.

Rabelais speiste einst bei dem Cardinal du Bellay zu Mittag; unter Anderm kam eine geröstete Lamprete auf den Tisch. Als er dies sah, schlug er mit seinem Messer auf den Rand der Schüssel und sagte: „Durae digestionis" (schwer zu verdauen). Der Cardinal der für seine Gesundheit sehr besorgt war erschrak und ließ die Schüssel an sich vorübergehen. Auch von den andern Gästen rührte sie Niemand an, bis sie an Rabelais kam, der zuletzt saß. Dieser verzehrte die ganze Lamprete mit sichtlichem Wohlgefallen. „Wie", rief der Cardinal voll Staunen, „Sie behaupten diese Lamprete sei schwer zu verdauen und haben Nichts davon übriggelassen?" „Nicht doch", lächelte Rabelais, „ich meinte, Monseigneur, nur die silberne Schüssel an die ich schlug, nicht die Lamprete." 31.

Bibliographie.

Dittes, F., Das menschliche Bewußtsein, wie es psychologisch zu erklären und pädagogisch auszubilden sei. Eine gekrönte Preisschrift, Psychologen, Pädagogen und gebildeten Eltern zur Erwägung übergeben. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bad Elster bei Adorf im Sächsischen Voigtlande. Nach amtlichen Quellen topographisch, geognostisch, chemisch, medicinisch und historisch geschildert auf Veranlassung des Königl. Ministeriums des Innern. Leipzig, Voß. 8. 15 Ngr.

Der Fabrikherr. Eine Geschichte der jüngern Zeit. Herausgegeben von G. K. Aachen, Cremer. 1852. Gr. 12. 1 Thlr.

Giebel, C. G., Odontographie. Vergleichende Darstellung des Zahnsystemes der lebenden und fossilen Wirbelthiere. 1ste Lieferung. Leipzig, Abel. Gr. 4. 2 Thlr.

Görwitz, H., Zwei reiche Erbinnen. Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heide, G. v. d., Der Sieg der Wahrheit. Gedicht. Coblenz, Hergt. 16. 8 Ngr.

Kobell, F. v., Die Mineral-Namen und die mineralogische Nomenklatur. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Köpert, H., Junge Blätter. Gedichte. Halle, Mühlmann. 8. 20 Ngr.

Die Marienverehrung in ihrem Grunde und nach ihrer mannichfaltigen kirchlichen Erscheinung. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 20 Ngr.

Riendorf, M. A., Anemone. Berlin, A. Duncker. 16. 20 Ngr.

Türcke, A., Die Portenser. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Briegleb, M., Zusammenstellung von Material zur Beurtheilung des Streites um das Hausallodium im Herzogthum Gotha und die dafür bedungene Allodialrente. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Gedächtnissfeier für Leopold von Buch, begangen in der Berg-Akademie zu Freiberg am 19. März 1853. Leipzig, Weber. Hoch 4. 7½ Ngr.

Dr. Heinrich Leonhard Heubner. Nekrolog. Von einem seiner ehemaligen Schüler. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 3 Ngr.

Löher, F., Aussichten für gebildete Deutsche in Nordamerika. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Stahl, F. J., Der Protestantismus als politisches Princip. Vorträge auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin im März 1853 gehalten. Vom Verfasser durchgesehener Abdruck aus der Evangelischen Kirchen-Zeitung. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 15 Ngr.

Sydow, A., Worte am Sarge Ludwig Tieck's. Gesprochen am 1. Mai 1853. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Thielau, H. E. A. v., Ob Justiz, ob Verwaltung? Ein Beitrag zu der Organisations-Frage der untersten Justiz- und Verwaltungs-Instanz im Königreich Sachsen. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 10 Ngr.

Zoepfl, H., Die Demokratie in Deutschland. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Würdigung von: G. G. Gervinus, Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene Königlich Sächsische Hofrath und Kreisamtmann Wilhelm Christoph Eisenhuth hat, mittels eines beim Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills d. d. 27. März und ins. den 23. Mai 1822, ein Capital von 2500 Thlr. zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen Folgendes verfügt:

a. Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowol in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

Funfzig Thaler im 20-Guldenfuße

betragen.

b. Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre und unter diesen zwei Jahre in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Universität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt Nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt, und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, noch nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verflossen sind.

c. Die einzureichenden Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein und dürfen, bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Bogen im gewöhnlichen Schreibpapierformat betragen. Widrigenfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden worden, dafern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Zur Lösung der für das Jahr 1851 gestellten Preisaufgabe „Quid differat inter lusum et sponsionem (Wette)" war nur eine Abhandlung eingegangen, welche, mit dem Motto: Alearum usus antiqua res est etc. versehen, den Rechtscandidat Herrn Clemens Max Oertel aus Meißen zum Verfasser hatte, und dieser Arbeit ist von uns der Preis zuerkannt worden.

Zugleich bringen wir zur öffentlichen Kenntniß, daß für das nächste Jahr als Gegenstand der neuen Preisaufgabe eine Abhandlung darüber:

Quatenus verum sit, quod vulgo dicitur: Volenti non fieri injuriam?

bestimmt worden ist. Dabei wird bemerkt, daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1854 bei dem Facultätsactuarius Advocat Weber unter dessen Adresse versiegelt eingereicht oder mit der Post an denselben portofrei eingesendet werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, der Vor- und Zuname des Verfassers aber nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthaltes, auch nach Befinden seiner dermaligen Anstellung, in einem besonders und zwar doppelt versiegelten Zettel dem Aufsatze unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige, welcher diese Vorschriften nicht befolgt, nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1854 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, am 12. Mai 1853.

Die Juristenfacultät zu Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 24. —— 11. Juni 1853.

Inhalt.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien von Georg Ticknor. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 9 Thlr.

Als ich die in den letztern Jahren über einzelne Partien der Geschichte der spanischen Nationalliteratur erschienenen Leistungen in d. Bl. zu besprechen hatte*), mußte ich bei aller Anerkennung der Riesenfortschritte in der Behandlung der Literaturgeschichte überhaupt und jener wesentlichen Bereicherungen der spanischen insbesondere wiederholt einräumen daß trotzdem Bouterwek's bekanntes Buch noch immer das umfassendste Hauptwerk, die beste Uebersicht über das Gesammtgebiet der spanischen Literatur geblieben sei.**) In diesem Zugeständnisse lag aber zugleich für jeden Fachmann, der über der billigen Würdigung der für seine Zeit und seine Mittel allerdings ausgezeichneten Leistung Bouterwek's nicht blind gegen die großen Mängel und Schwächen seines Werks war, das Bekenntniß, wie nothwendig einerseits eine ebenso umfassende, aber dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Gesammtdarstellung der spanischen Nationalliteratur sei, und wie schwierig andererseits die Lösung dieser Aufgabe sein müsse, da es noch Keinem gelungen war diesen Vorgänger zu verdrängen. Mit um so größerer Freude kann ich nun die Anzeige des vorliegenden Werks durch den Ausspruch meiner innigsten Ueberzeugung und vollsten Anerkennung eröffnen, daß es nicht nur alle frühern weit hinter sich läßt, sondern daß es auch das erste ist und wol für lange Zeit das einzige bleiben wird, welches für den ganzen Umfang dieses Gebiets eine sichere Grundlage gewährt, das bisjetzt zugänglich gewordene Material von dem Höhepunkt der Wissenschaft gewissenhaft geprüft und kritisch gesichtet zu vollständiger und klarer Uebersicht bringt, ja einzelne Partien durch neue Quellen bedeutend bereichert, durch neu gewonnene Resultate der Selbstforschung wesentlich erweitert hat. Wer nun weiß wie die Literaturgeschichte, die zu Bouterwek's Zeit kaum über den blos ästhetischen Standpunkt hinausgekommen war, erst seit Gervinus zu einer eigentlich historischen Wissenschaft geworden ist, der es nicht genügt die Erscheinungen als vereinzelte Thatsachen oder nur in Verbindung mit der nächsten Umgebung nach einer mehr subjectiven Ansicht zu würdigen, sondern die sie in ihrem Causalnexus nicht blos mit den nationalen, sondern selbst auch mit den universellen Zuständen zu entwickeln und erklären, kurz so objectiv als möglich aufzufassen und darzustellen sucht; wer zugleich bedenkt daß die Spanier eines der wichtigsten, für die Alte wie die Neue Welt einflußreichsten Culturvölker gewesen, daß daher ihre Literatur eine wahrhaft universalhistorische Bedeutung, einen expansiv wie intensiv außergewöhnlichen Reichthum erlangen mußte, der wird zugestehen müssen daß zu einer diesen Anfoderungen entsprechenden, d. i. einer genetisch-pragmatischen Geschichte der spanischen Nationalliteratur auch ungewöhnliche Kräfte und Mittel, eine umfassende Bildung und vieljährige Vorstudien gehören, daß dies nur die Aufgabe eines ganzen Lebens unter besonders günstigen Verhältnissen sein könne. Und dies ist auch in der That bei unserm Verfasser der Fall, und aus der in der „Vorrede des deutschen Herausgebers", des mit dem Verfasser in langjähriger freundschaftlicher Verbindung stehenden Julius, mitgetheilten sehr interessanten biographischen Skizze geht „dessen vollgültigste Befähigung zu einem solchen schon lange ersehnten Werk über spanische Literatur deutlich hervor". Denn frühzeitig erkannte Ticknor seinen wahren Beruf, war so glücklich die bereits betretene Advocatenlaufbahn verlassen zu können,

*) Vergl. besonders meine Anzeige von Clarus, „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter", in Nr. 229—234 d. Bl. f. 1850.

**) So spricht sich auch Ticknor mit der mit echter Gelehrsamkeit immer vereinten Bescheidenheit und Pietät für seine Vorgänger über Bouterwek (I, [illegible]) aus.

um ganz seiner Neigung zum Studium der Nationalliteraturen und ihrer Geschichte zu leben, und konnte, von dem Rufe der deutschen Universitäten angezogen und um sich auf einer derselben deutsche gelehrte Bildung zu erwerben, eine Reise nach Europa unternehmen. So genoß er durch zwei Jahre auf der ersten Universität Deutschlands, Göttingen, neben dem öffentlichen noch des besondern täglichen Unterrichts Ernst Schulze's, des Dichters der „Bezauberten Rose"; so besuchte er West- und Südeuropa und namentlich auch Spanien und Portugal und erwarb sich so die durch keine Buchgelehrsamkeit zu ersetzende Autopsie von dem Lande und Volke, dessen Literaturgeschichte zu schreiben die Aufgabe seines Lebens werden sollte. Nach vierjährigem Aufenhalt in Europa heimgekehrt wurde ihm der Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an der Universität Cambridge in Massachusetts übertragen und durch 16 Jahre hielt er dort Vorlesungen über Literaturgeschichte, vorzüglich über die spanische und französische. Im Jahre 1835 sah sich Ticknor durch die geschwächte Gesundheit seiner Gattin veranlaßt, seinem so schön und musterhaft ausgebildeten Amte zu entsagen und eine zweite Reise nach Europa zu unternehmen, von der er erst nach drei Jahren wieder heimkehrte. Julius schließt seine biographische Skizze:

Seitdem hat nun der Verfasser dieser Geschichte im Besitze einer auserlesenen Sammlung der seltensten schönwissenschaftlichen Werke, unter denen die spanischen Bücher und Handschriften fast 2000 Bände ausmachen, diesen Studien gelebt. Alle wichtigen Ergebnisse derselben finden sich in den beiden hier dem deutschen Leser gebotenen Bänden, die mit gänzlicher Beiseitelegung seiner von 1822—23 entworfenen und dann in Cambridge gehaltenen Vorlesungen über spanische Literatur nach Horazischer Vorschrift in den zehn Jahren 1840—49 niedergeschrieben, gefeilt und schließlich zum Druck befördert wurden.

Ein jeder Freund der Literaturgeschichte überhaupt und der spanischen insbesondere wird daher ein so „lange ersehntes Werk", das Resultat einer besonders glücklichen Vereinigung von persönlicher Befähigung, günstigen Verhältnissen, reichen Mitteln und von der gewissenhaftesten Benutzung alles Dessen, mit anerkennender Freude begrüßen; wir Deutschen aber können uns dessen doppelt erfreuen, da es schon seiner Entstehung nach halb uns angehört, da es nun durch die vorliegende Uebersetzung bei uns völlig eingebürgert worden und noch eigenthümliche Vorzüge selbst vor der Abfassung im Original erhalten hat.

Ja es hat auch darin ein besonderer Glücksstern über diesem Werke gewaltet daß es nicht von einer nur den augenblicklichen Gewinn im Auge habenden Verlagshandlung als bestellte Fabriksarbeit einem der vielen fingerfertigen Uebersetzer auf dem Markte übertragen worden ist (und wie es in der Natur der Sache liegt, wol auch nicht übertragen werden konnte), sondern daß ein dem Gegenstande wie dem Verfasser gleich befreundeter Mann sich dieser gewiß nicht leichten Arbeit mit Lust, Geschick und Gewissenhaftigkeit unterzogen hat, daß weder er noch der Verleger Mühe oder Kosten gescheut haben, das Werk seiner würdig, innerlich und äußerlich solid ausgestattet, in deutschem Gewande erscheinen zu lassen.

Statt aller Anpreisung der eigenthümlichen Vorzüge der deutschen Uebersetzung genüge es die einfachen bescheidenen Worte Julius' anzuführen, womit er in seiner „Vorrede" davon Rechenschaft gibt:

Die ergiebigsten Quellen, aus denen annoch die gegenwärtige deutsche Ausgabe der „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" etwas (!) vermehrt zu werden vermochte, sind folgende.

Zuvörderst seit Erscheinen der englischen Urschrift die Hersendungen einer ununterbrochenen Reihe von größern und kleinern Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers an den Herausgeber, um das Werk so vollkommen als möglich in Deutschland erscheinen zu machen. Ich hebe hier aus diesen zahlreichen Zusätzen nur die Erweiterung und Neugestaltung der Darstellung des großen Dichters Luis de Leon besonders heraus.

Demnächst sind (weil der deutsche Druck bereits zu weit vorgeschritten war, für die zwölfte Beilage im Anhange) auch der erste und zweite Band der auf vier Bände berechneten spanischen Uebersetzung*) für diese Uebertragung sorgfältig und vollständig benutzt worden.

Ferner die Zurathéziehung zweier wichtiger, gleichzeitig mit der Ticknor'schen Geschichte in Europa erschienenen Werke. Das eine in Spanien, Don Augustin Duran's neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe seines in zwei starken Bänden ans Licht getretenen „Allgemeinen Romanzenbuchs"**), der ich unter Anderm meinen Zusatz zur ersten Beilage des Anhangs über die bisher diesseit der Pyrenäen kaum gekannte asturische Mundart und Dichtung entnommen habe; in Holland aber des gelehrten Kenners des Arabischen, Dozy, neuestes Werk***), welches aus ganz unverdächtigen, fast gleichzeitigen arabischen Schriftstellern die vollste Bestätigung der spanischen Sagen, Chroniken in gebundener und ungebundener Rede, der Romanzen und des Heldengedichts vom Cid und dessen Thaten mitsichbringt.

Nachdem der Herausgeber auch meiner neuesten Arbeiten und meiner Beiträge zu vorliegender Uebersetzung, besonders der beiden Abhandlungen über die Romanzenpoesie und über die Liederbücher der Spanier (dritte und vierte Beilage des Anhangs), veranlaßt durch seit der Erscheinung der Ticknor'schen Geschichte in Spanien bekanntgemachte hochwichtige Werke über diese Partien, sehr freundlich gedacht hat, fährt er fort:

*) „Historia de la literatura española, por *M. G. Ticknor*, traducida al castellano con adiciones y notas criticas, por *D. Pascual de Gayangos* y D. *Enrique de Vedia*" (Theil 1 und 2, Madrid 1851—52). Diese Zusätze betragen aber mehr als den sechsten Theil jedes Bandes und enthalten reiches neues Material aus den leider noch so wenig bekannten Schätzen der spanischen öffentlichen und Privatbibliotheken, worunter die Sammlung Gayangos' selbst eine der bedeutendsten für die spanische Nationalliteratur ist, wie denn auch Ticknor seiner Verbindung mit diesem spanischen Gelehrten eine namhafte Zahl der von ihm zuerst oder vollständiger als bisher bekanntgemachten Mittheilungen aus Handschriften oder seltenen Druckwerken verdankt. Diese beiden spanischen Bände entsprechen genau dem Inhalte des ersten Bandes der deutschen Uebersetzung.

**) Vergl. meine Anzeige dieses Werks in Nr. 16 u. 17 d. Bl. f. 1852.

***) „Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge" (Theil 1, Leyden 1849). „Ueber den Cid" (S. 320—706).

Endlich vom Herausgeber selbst nächst dem bereits Erwähnten in der elften Beilage eine bisher mangelnde literarische Lebensnachricht über unsern lange in Spanien lebenden deutschen Landsmann Böhl von Faber, den ersten Mahner und weckenden Urheber des dortigen neuesten Wiederauflebens volksthümlicher Dichtungen. Desgleichen eine hoffentlich nicht allzu groß gefundene Zahl kleinerer Zusätze aus ältern und ganz neuen Sammlungen und Studien.

Das Werk behandelt die Geschichte der spanischen Nationalliteratur in drei großen „Zeiträumen", nämlich: 1) „Die in Spanien vorhandene Literatur zwischen der Erscheinung der gegenwärtigen westlichen Sprachen und dem Anbeginne der Regierung Kaiser Karl's V., oder zwischen dem Ende des 12. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts." 2) „Von der Thronbesteigung des Hauses Habsburg bis zu dessen Absterben, oder vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts." 3) „Von der Thronbesteigung des Hauses Bourbon bis zum Einbruche Bonaparte's, oder vom Anfang des 18. bis zum Eintreten des 19. Jahrhunderts."

In dem ersten Zeitraum schildert der Verfasser die Entwickelung und Bildung der castilischen Nationalliteratur großentheils aus volksthümlichen Elementen, und zwar in den ersten fünf Abschnitten die auf uns gekommenen Denkmäler derselben bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, vom sogenannten „Poema del Cid" bis zu dem Werkchen Ayala's. Außerdem stellt er noch in besondern, über den ganzen Zeitraum sich erstreckenden Gruppen die Erscheinungen zusammen welche er für die selbständigsten und volksthümlichsten hält; so in Abschnitt 6 und 7 die „Romanzen"; in Abschnitt 8, 9 und 10 die „Chroniken"; in Abschnitt 11 und 12 die „Ritterromane" und in Abschnitt 13, 14 und 15 „Das alte Schauspiel". Dann geht er über zur Entwickelung und Darstellung der castilischen lyrischen Kunstpoesie in der Erscheinung als Hofdichtung und schickt daher zu deren Verständniß die Umrisse der für sie maßgebend gewordenen Muster voraus, nämlich der „Provençalischen Literatur in Spanien" (Abschnitt 16) und der „Catalonischen und valencianischen Dichtung" (Abschnitt 17), um dann von der seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts sich fast ganz in der „Hofdichtung" concentrirenden Kunstpoesie in Castilien ein vollständiges Bild geben zu können (Abschnitt 18 — 21). Nur den gleichzeitigen „Prosaisten" widmet er einen besondern Abschnitt (22); und nachdem er noch in einem eigenen Abschnitt (23) die „Höfischen und allgemeinen Liederbücher" (Cancioneros) auch bibliographisch beschrieben hat, schließt er diesen ersten Zeitraum mit einer Uebersicht der Culturverhältnisse und der intellectuellen Bildung in Spanien überhaupt am Ende des 15. Jahrhunderts (Abschnitt 24).

Ebenso leitet der Verfasser den zweiten Zeitraum mit einer allgemeinen Uebersicht des „Zustandes Spaniens während des 16. und 17. Jahrhunderts" ein (Abschnitt 1).. Er beginnt dann die Darstellung im Einzelnen mit der Umgestaltung der Kunstpoesie, besonders der lyrischen, durch den Einfluß des classisch-italienischen Geschmacks und durch die Nachahmung und Einbürgerung italienischer Dichtungsformen und Versmaße; und zwar in Abschnitt 2: „Italienische Schule Boscan's und Garcilaso's; in Abschnitt 3: „Kampf über die italienische Schule." Sieg dieser Schule und ihr Einfluß auf die gesammte spanische Nationalliteratur vorzüglich durch die classischen Werke in gebundener und ungebundener Rede „Diego Hurtado de Mendoza's" (Abschnitt 4). Ausbildung des didaktischen Stils und sprachliche Entwickelung in Abschnitt 5: „Lehrgedichte und lehrende Prosa. Castilische Sprache." Und in Abschnitt 6: „Geschichtliche Literatur." Abschnitt 7 und 8 schildern: „Die Bühne unter Karl V. und während der ersten Hälfte der Regierung Philipp's II." Bevor der Verfasser jedoch zu dem eigentlichen Schöpfer des Nationaldrama, Lope de Vega, übergeht, zeigt er noch die schönste Verschmelzung des classischen Geschmacks mit dem volksthümlichen Geiste in: „Luis de Leon" (Abschnitt 9) und „Cervantes" (Abschnitt 10 — 12). Die Abschnitte 13 — 18 sind dann den Werken „Lope de Vega's" gewidmet; die in Abschnitt 19 gegebene Schilderung von „Francisco de Quevedo Villegas" unterbricht zwar die Geschichte des Nationaldrama, die aber in Abschnitt 20 und 21 mit der Darstellung des entscheidenden Siegs der Nationalpartei in „Lope's dramatischer Schule" fortgesetzt wird, womit der erste Band der deutschen Uebersetzung schließt.

Der zweite Band beginnt mit der Fortsetzung der Geschichte des Nationaldrama im zweiten Zeitraum von dessen höchster] Blüte bis zum Verfall durch „Calderon" (Abschnitt 22—24) und dessen „Schule" (Abschnitt 25), woran sich noch die Schilderung der bühnlichen Einrichtung und Darstellung in Abschnitt 26: „Die alte Bühne", reiht. Dann geht der Verfasser zur Geschichte der übrigen Dichtungsgattungen in diesem Zeitraume über, indem er in Abschnitt 27 und 28 die „Geschichtlichen und erzählenden Gedichte" behandelt; dann in Abschnitt 29 und 30 die Geschichte der „Lyrischen Dichtung" seit Boscan und Garcilaso bis zum Schlusse dieses Zeitraums fortführt; einen eigenen Abschnitt (31) den „Satirischen, sendbrieflichen, elegischen und Schäfergedichten, Sinngedichten, Lehrgedichten und beschreibenden Gedichten" widmet und ebenfalls in einem besondern Abschnitt (32) die künstlerische Ausbildung der „Romanzendichtung" schildert. Die Geschichte der Nationalliteratur in ungebundener Rede füllt die übrigen Abschnitte dieses Zeitraums; so die nächsten vier die Geschichte der „Romantischen Dichtung", d. i. der „Prosaromane" und „Novellen", und zwar enthält Abschnitt 33 die „Schäferromane", Abschnitt 34 die „Schelmenromane", Abschnitt 35 die „Ernsten und geschichtlichen Romane" und Abschnitt 36 die „Novellen". Die Geschichte der eigentlichen „Beredtsamkeit" (gerichtliche und Kanzelberedtsamkeit) und des „Briefwechsels" (Epistolographik) macht den Inhalt des Abschnitts 37. Der Abschnitt 38 beschäftigt sich mit den „Geschichtlichen Arbeiten" (Historiographie) und der Abschnitt 39 mit der „Lehrenden Prosa" (didaktischer Stil). Der letzte Abschnitt (40) endlich gibt wieder: „Schlußbemerkungen über diesen Zeitraum".

Im **dritten** (letzten) Zeitraum behandelt der Verfasser, wie es in der Natur der Darstellung einer Zeit des Verfalls und des Uebergangs zu neuen Zuständen liegt, die Geschichte der spanischen Nationalliteratur mehr summarisch und eigentlich pragmatisch in engerer Verbindung mit der politischen und Culturgeschichte und ohne strengere Scheidung der einzelnen Gattungen mit Ausnahme der dramatischen, der allein ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. Daher bildet hier die Regierungsdauer der Herrscher den Abtheilungsgrund der Abschnitte; so umfassen die beiden ersten „Die Regierung Philipp's V.", welche auch für die Geschichte der spanischen Literatur eine epochemachende wurde durch den in ihr vorherrschend werdenden Einfluß des französisch-classischen Geschmacks seit Luzan und seinen Nachfolgern. Der Abschnitt 3 verbindet den Schluß der „Regierung Philipp's V. mit der Ferdinand's VI.". „Die Regierung Karl's III." macht den Inhalt des Abschnitts 4 und die unter ihm und unter der Regierung Karl's IV. auch in der Literatur beginnende nationale Reaction den des Abschnitts 5: „Die Schule von Salamanca und andere Dichter". Der Abschnitt 6 ist der Geschichte der „Bühne des 18. Jahrhunderts" in Spanien gewidmet, und der letzte Abschnit (7) gibt den Schluß der „Regierung Karl's IV. und die Ferdinand's VII." und schließt das Werk mit Andeutungen und Hoffnungen von dem neuesten Zustande der spanischen Cultur und Literatur. *)

Die zwölf Beilagen des Anhangs führen theils einzelne Partien weiter aus, so außer den erwähnten, von Julius und mir beigefügten die vom Verfasser selbst herrührenden: 1) „Der Ursprung der spanischen Sprache"; 2) „Die Romanzenbücher"; 5) „Gomez de Cibdareal und seine Briefsammlung"; 6) „Der Buscapie" (in diesen beiden wird die Echtheit der besprochenen Werke kritisch geprüft und mit vielem Scharfsinn und sehr beachtenswerthen Gründen in Zweifel gezogen); 7) „Ausgaben, Uebersetzungen und Nachahmungen des Don Quixote"; 8) „Sammlungen alter spanischer Schauspiele"; 9) „Der Ursprung des gezierten Geschmacks" (Culteranismus, ob in Italien oder Spanien entstanden?); theils werden Literaturdenkmäler zum ersten mal ganz mitgetheilt, wie 10) „Ungedruckte Gedichte" (enthaltend das „Poema de José", „La dança general de los muertos" und „El libro del Rabi Santob"); theils endlich werden wie 12) „Nachträge und Berichtigungen während des Drucks" gegeben, und zwar aus Spanien und Deutschland.

Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, den so reichen Inhalt im Einzelnen kritisch zu besprechen; überdies habe ich in den zu vorliegender Uebersetzung gelieferten Anmerkungen mein Scherflein nach bestem Wissen und Gewissen bereits beigetragen. Ich muß mich daher darauf beschränken die Freunde der Literaturgeschichte auf die Partien blos aufmerksam zu machen, worin meines Dafürhaltens der Verfasser alle seine Vorgänger am weitesten zurückgelassen und die Wissenschaft am meisten gefördert hat. Dahin rechne ich die Darstellung der ältesten Denkmäler der castilischen Sprache und Literatur, die nicht nur das Bekannte einer neuen kritischen Prüfung unterzieht, sondern auch viel neues Material bringt, wie z. B. außer den erst erwähnten „Ungedruckten Gedichten" (im Anhang, Beilage 10) über die Werke Alfons' des Weisen und des Infanten Don Juan Manuel aus Handschriften; die nirgend so vollständig gegebene Aufzählung und Charakteristik der Chroniken und Ritterromane; die sorgfältige Uebersicht der provençalischen Literatur in Spanien und der catalonischen und valencianischen Dichtung. Im zweiten Zeitraum die Abschnitte über Mendoza, Luis de Leon und Cervantes; die sehr reiche und mit hier besonders schätzbaren genauen bibliographischen Nachweisungen versehene Zusammenstellung der Prosaromane und Novellen und die auch neben von Schack's classischem Buche ehrenvoll und selbständig bestehende Darstellung des spanischen Theaters, besonders Lope de Vega's. Endlich die Geschichte des ganzen dritten Zeitraums, wofür es am meisten an umfassendern Vorarbeiten fehlte und die der Verfasser, wie bemerkt durch die Natur der Sache dazu gedrängt, auch am meisten in eigentlich pragmatischer Auffassung und Gliederung dargestellt hat.

Denn sollten wir für eine neue, wahrscheinlich bald zu hoffende Auflage des Originals einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, auch in den beiden frühern Zeiträumen Manches mehr genetisch zu entwickeln, mehr pragmatisch zu gliedern und zu ordnen. So erscheinen manche Partien wie abgelöste und willkürlich eingereihte Bilder, nicht wie Theile Eines großen Gemäldes, deren künstlerische Gruppirung in der Natur des Gegenstandes seine Begründung findet, wodurch im Ganzen wie im Einzelnen erst Alles vollkommen klar und deutlich wird. So wäre der Verfasser, hätte er die dichterische Wirksamkeit Alfons' des Weisen nicht von der Geschichte der Hofdichtung in Castilien getrennt, von selbst auf den wichtigen Einfluß der galicisch-portugiesischen Hofpoesie auf die castilische geführt worden, den er so viel zu niedrig angeschlagen hat. So wird hingegen durch die unmittelbar auf die Darstellung der ältesten castilischen Literaturdenkmäler (bis zum Schluß des 14. Jahrhunderts) folgende Nebeneinanderstellung der „Romanzendichtung", „Chroniken", „Ritterromane" und des „Alten Schauspiels" als homogener Producte der vier volksthümlichsten Richtungen der castilischen Nationalliteratur theils die eigentliche Volkspoesie von wenn auch aus homogenen Elementen bestehenden, doch aus einem heterogenen, dem Kunstprincipe hervorgegangenen Erzeugnissen nicht scharf genug getrennt, theils ist die Entstehung und Bildung der Ritterromane (deren volks-

*) Als ein Supplement zu des Verfassers Darstellung dieses Zeitraums kann das soeben erschienene sehr empfehlenswerthe Werk dienen: „Modern poets and poetry of Spain. By *James Kennedy*" (London 1852). Proben in englischer metrischer Uebertragung nebst biographisch-kritischen Einleitungen werden darin von den Nachstehenden gegeben: Theil 1: Jovellanos, Iriarte (Thomas), Melendez Valdes, Leandro Moratin, Arriaza, Quintana; Theil 2: Martinez de la Rosa, Duque de Rivas, Breton de los Herreros, Heredia, Espronceda, Zorrilla.

thümliche Elemente ohnehin nicht hoch anzuschlagen sind) und selbst des alten Schauspiels ohne die vorausgegebene Entwickelung der lyrischen Kunstpoesie in der Hofdichtung kaum begreiflich, wenigstens sehr leicht einer schiefen oder unvollständigen Auffassung ausgesetzt; theils endlich hätten die Chroniken viel sachgemäßer ihre Stelle vor dem Abschnitte 22 („Prosaische Schriftsteller gegen Ende des 15. Jahrhunderts") gefunden, um mit den in diesem und den beiden in Abschnitt 20 eben nicht passend abgehandelten Prosaisten (Cibdareal und Fernan Perez de Guzman) vereint die Uebersicht der Entwickelung des prosaischen Stils in didaktischer Richtung zu erleichtern. Die in den Abschnitt 23 des ersten Zeitraums verlegte bibliographische Abhandlung über die Liederbücher ist so ein verlorener Posten, während der Theil derselben, der von den ältern eigentlich höfischen Liederbüchern (vergl. meine Abhandlung in Beilage 4 des Anhangs) handelt, an die Spitze der Abschnitte von der Hofdichtung in Castilien gestellt zur Aufhellung der genetischen Entwickelung derselben bedeutend beigetragen hätte, der andere Theil aber, von der unter dem Namen Cancionero general bekannten literarischen Mischsammlung handelnd, seinen natürlichen Platz in dem Abschnitt des folgenden Zeitraums gefunden hätte, welcher das Fortbestehen der Nationalformen und den Kampf der Nationalpartei gegen die Einführung der italienischen Formen und den Geschmack der italienischen Classicisten schildert, in welcher Periode eben die Erscheinung und Wiederauflage dieses Liederbuchs und die in dasselbe immer mehr eindringenden Elemente der neuen Geschmacksrichtung selbst ein beachtenswerthes Moment bilden.

Auch in dem zweiten Zeitraume würden durch Umstellung und eine mehr pragmatische Anordnung einiger Partien sowol diese minder fragmentarisch und willkürlich eingereiht erscheinen als auch das Ganze an Zusammenhang und Uebersichtlichkeit gewinnen und Licht und Schatten sich sachgemäßer und daher effectvoller vertheilen. So möchten wir hier vorallem die beiden Hauptrichtungen, die der Nachahmung und Einbürgerung der italienisch-classischen Formen und Stilgattungen und die ganz oder doch vorherrschend volksthümlich-nationale, strenger getrennt und weniger ineinanderlaufend gehalten haben; dann würde sich von selbst die Kunstlyrik (im weitern Sinne, also mit Einschluß der didaktischen, satirischen u. s. w. Dichtungsgattungen) und die Kunstepik als der erstern Richtung angehörend zusammengruppiren; die Prosadichtung und die Kunstprosa überhaupt, die hier vielfach zerstückt bald nach Gattungen, bald nach einzelnen Schriftstellern, bald sogar vermischt mit blos stofflich verwandten Producten in gebundener Rede abgehandelt wird, würde als Ganzes und als ihrer formellen Bildung nach mehr der classischen, ihrer stofflichen Auffassung nach mehr der nationalen Richtung angehörend, ihren passendsten Platz zwischen diesen beiden Hauptgruppen, die sie auch so oft wirklich vermittelt hat, erhalten; die aus der eigentlichen Volkspoesie hervorgegangene, nur künstlerisch verfeinerte Romanzendichtung und das ganz aus volksthümlichen Elementen entwickelte Nationaldrama gäben aber zusammen die andern Hauptgruppen als die Repräsentanten der nationalen Richtung. Dann würde z. B. die Geschichte des Nationaldrama, welche den Glanzpunkt dieses Zeitraums und der ganzen spanischen Nationalliteratur bildet und daher als ein organisches Ganzes erst den rechten Lichteffect macht, nicht durch so unmotivirte Einschiebungen zerstückt und minder effectvoll werden wie durch die Abschnitte 9—12 von Luis de Leon und Cervantes und den Abschnitt 19 von Quevedo, und die Darstellung der künstlerischen Entwickelung der Romanzendichtung, welche der Geschichte des Drama unmittelbar vorausgehen sollte, nicht erst in Abschnitt 32 als Anhängsel der lyrischen Kunstpoesie nachfolgen, von der sie ihrem Principe nach heterogen ist. Beide Partien, die dramatische und die Romanzendichtung, werden aber erst vollkommen verständlich, wenn nicht wie hier die Entwickelung der Prosadichtung ihnen nachsteht, sondern das Mittelglied zwischen ihnen und der diesen Zeitraum mit Recht eröffnenden, aber dann auch ebenfalls ohne Unterbrechung durch Partien der andern Gruppen im Zusammenhang darzustellenden lyrischen und epischen Kunstpoesie bildet. Denn die Einbürgerung der Novelle in der spanischen Literatur war nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den novellistischen Charakter des Nationaldrama, besonders seit Lope de Vega, und hier fand z. B. Cervantes seine natürliche Stelle; und die erst in diesen Zeitraum fallende Ausbildung der so zahlreich vorkommenden Schäfer- und Gaunerromanzen, daß sie besondere Arten der künstlerisch verfeinerten Romanzendichtung bilden, wird nur dann erst erklärlich, wenn man in der vorausgeschickten Darstellung der volksthümlich gewordenen Schäfer- und Schelmenromane den Grund ihrer Entstehung kennengelernt hat; Quevedo aber, der Dichter des „Gran Tacaño" und der „Jácaras", fand dann jedenfalls hier eine passendere Stelle als die ihm unser Verfasser, mehr den Zusammenhang störend als durch einen organischen Grund dazu berechtigt, zwischen Lope de Vega und dessen dramatischer Schule angewiesen hat. Noch weniger endlich als bei Cervantes ist es abzusehen, warum mit ihm zugleich Luis de Leon, der nationalste Lyriker Spaniens, getrennt von allen seinen Kunstgenossen, zwischen Lope de Vega und dessen unmittelbare Vorgänger in der Entwickelung des Drama eingeschoben worden ist.

Wenn ich aber also als wahrer Freund der Sache und des Verfassers ehrlich und freimüthig ausgesprochen, was ich anders wünschte, wodurch meines Erachtens eine neue Ueberarbeitung noch gewinnen dürfte, so glaubte ich dies umsomehr thun zu sollen, als einem Werke von solchen Dimensionen, von so reichem, schwer zu bewältigendem Stoffe es wahrlich keinen Eintrag thun kann, wenn man hier und dort eine Gruppe anders arrangirt, eine Figur anders gestellt wünscht, und dessen Trefflichkeit im Ganzen wie im Einzelnen Jeder mit freudigem Danke anerkennen muß, der die Schwierigkeit der Aufgabe und die Verdienstlichkeit der Lösung zu würdigen weiß.

Auch für die deutsche Bearbeitung will ich noch einen Wunsch aussprechen, den wol alle Besitzer derselben mit mir theilen werden; nämlich daß dafür gesorgt werde die gewiß nicht minder wichtigen Zusätze der noch zu erwartenden Bände der spanischen Uebersetzung gleich nach ihrem Erscheinen in einem Supplementhefte nachliefern zu können.

Ferdinand Wolf.

Wilibald Alexis.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, oder Vor Funfzig Jahren. Vaterländischer Roman von W. Alexis (W. Häring). Fünf Bände. Berlin, Barthol. 1852. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren hat W. Alexis an uns einen gewissenhaften und wohlwollenden Recensenten gehabt, dem bei Lob und Tadel die Person viel, die Sache aber mehr galt. Diesmal können wir nicht umhin, ihm unsere ernsten Bedenken gegen seine jüngste Production, den vorliegenden Roman, zu erkennen zu geben. Blicken wir zuerst auf unsers Freundes frühere Leistungen zurück, so haben gute Geschichtsstudien, ein gewisser sittlicher Ernst, dichterische Naturanschauung und ein zugleich schöner und echtdeutscher Ausdruck seiner Gefühle seine Erzählungen „Walladmor", „Roland", „Cabanis", „Waldemar", „Bredow" u. a. mehr oder minder zu wohlaufgenommenen und in ihrem Werth erkannten Literaturerzeugnissen gemacht; ja in einigen Theilen des „Cabanis" scheint uns der Dichter so ziemlich den Höhepunkt des historischen Romans, wie er von uns begriffen werden kann, erreicht zu haben. Von dieser Höhe abfallend, zeigt sich in seinen spätern vaterländischen Erzählungen, anfangs schwach, dann mehr und mehr hervortretend, etwas Gewaltsames in der Erfindung, Prätension des Geistreichen, Uebertreibung in der Charakterzeichnung. Alle drei Kriterien sind Anzeichen von Schwäche: nur die erschöpfte Kraft macht gewaltsame Bewegungen, die ruhige Kraft ist immer anmuthsvoll. Der wahrhaft kräftige Geist aber sucht nicht, er findet; wo das Suchen sichtbar wird, da ist es fast immer mit dem Finden vorüber. Das Tasten und Tappen erkältet, das Verfehlen verstimmt den Leser.

In dies Stadium des Suchens ist W. Alexis mit dem vorliegenden Roman sichtbar eingetreten. Die Gedanken — denn er ist inzwischen vom Dichter ein Denker geworden — strömen ihm noch zu, reichlich und schön; aber die Formen, die poetischen Umrisse und der Hauch der sie belebt, sie entschlüpfen ihm. Er sucht die plastischen Formen und er findet — Gedankenbilder; Manifestationen des dichtenden Geistes sind seine Gestalten nicht mehr, denn Naturwahrheit, Objectivität, Greifbarkeit fehlt ihnen zumeist. Wir können es nicht leugnen. Diese Geheimräthin Lupinus, was ist sie anders als ein Gedankenschema, ein mit voller Absicht so und so erfundener Charakter, geistreich Zug für Zug, aber weder möglich noch wahr noch wirklich. Dasselbe ist nun von fast allen in den Vordergrund tretenden Charakteren zu sagen: alle haben ihre Zwecke nach dem Willen des Verfassers; alle sprechen mit Geist, wie denn das geistreiche Sprechen den Inhalt dieses Romans ausmacht; alle sind seine Werkzeuge. Ein freier, auf sich selbst beruhender Charakter begegnet uns nicht; denn selbst der junge Bovillard, der noch den meisten Anspruch auf selbständige und schöpferische Bildung hat, ist näher betrachtet doch nur des Autors Homunculus. Der Ausspruch ist hart, aber er ist wahr: eine Natur die unabhängig von dem Autor wirklich Natur ist, von ihrem eigenen Schwung gehoben und getragen, kommt in diesem Buche nicht vor.

Wir sehen hier die nothwendige Folge des sich selbst überwipfelnden Geistes, jenes zur Mode gewordenen Geist-Reichthums, den wir zuvörderst an Gutzkow bewundert haben, von dem wir aber bald inne wurden daß er auch nur eine Form, eine Stilart sei, die in ihrer Uebertreibung durch die Schule selbstmörderisch zu ihrem eigenen Vernichter werden müsse. Und er ist es geworden! Nur das nimmt uns Wunder daß der Dichter des „Cabanis", der besonnene Alexis, sich in solcher Schlinge fangen ließ. Wäre seine Kraft noch die jenes Dichters, so würde dies nicht geschehen, er würde nicht sein eigener Epigone geworden sein — insoweit wenigstens steht unser Glaube an ihn fest.

Gleich von vornherein wird dem der Zeitgeschichte Kundigen klar daß mit dem Hauptcharakter der Geschichte, der Lupinus, die bekannte Giftmischerin Geheimräthin Ursinus gemeint sei. Nun finden wir es nicht blos gewagt, sondern geradehin unstatthaft, einer solchen Individualität einen so künstlichen Organismus unterzulegen wie dieser Roman ist, und sie zum Träger einer Erzählung zu machen, deren letztes Ziel doch ein ernst-sittliches, ja ein historisches ist, dem der Charakter der Wahrhaftigkeit und Treue vindicirt werden soll. War dies Ziel zu erreichen, wenn ein solches Nebelbild, aus lauter Falschheit zusammengesetzt, zum Hauptträger der Erzählung gewählt wurde? Gewiß nicht! Sollte das Buch glücklich an sein Ziel kommen, so war es hier gerade nöthig einen sichern, ernst-sittlichen, historischen Kern zu finden, um den sich alle Nebengruppen wie um einen Fanal versammelten, um von ihm mit dem Lichte der Wahrheit beleuchtet zu werden; es war nöthig eine feste, sichere, treu und wahr gezeichnete Persönlichkeit, einen ernsten, eisernen Charakter in die Mitte des Romans zu stellen, an dem wir uns auf den Boden der Geschichte zurückfinden konnten, wenn uns das poetische Irrlicht der Nebengruppen zu weit abwärts verlockt hatte. Nun aber ist in diesem geschichtlichen Roman Alles und der Verfasser selbst unsicher geworden; Alles erscheint ganz willkürlich aus Wahrheit und Dichtung gemischt, nach Gesetzen die wir nicht erkennen; Alles ist unfester moralischer Sumpf, denn die Hauptträgerin der Geschichte ist eine moralische Sumpfpflanze. Hier wird uns ein Portrait, hier ein Bild, hier eine Dichtung aufgerollt; wir wissen niemals was von diesen wir vor uns sehen. Ja ein Hauptreiz der Erzählung wird eben in ein Element gesetzt, das künstlerisch

betrachtet gar keine Bedeutung anzusprechen hat: in die historische Controle nämlich die der Leser darüber übt, wie irgend eine durchsichtige Persönlichkeit der Tagesgeschichte hier aufgefaßt und wiedergegeben sein mag, als Portrait, als Bild oder als Dichtung. Aus dieser Mischung des Wirklichen mit dem Unwirklichen entspringt eine fortwährende Störung des poetischen Genusses, der Betrachtung, und wie wir selbst nie zur Ruhe des Urtheils kommen, so kommt der Erzähler seinerseits auch nie zur Ruhe der Darstellung.

Die epische Ruhe der Erzählung aber ist, wie Goethe, Walter Scott und Bernardin de St.-Pierre uns lehren, eine gar schöne Sache. Der Stil des Verfassers, wie er sich in diesem Roman ausprägt, ist jedoch das gerade Gegentheil dieser Ruhe. Zwischen jedem Punkt, von Satz zu Satz hüpfend, springend, tändelnd, in jedem Komma etwas Piquantes sagen, eine Saillie anbringen, den Leser überraschen und blenden wollen, das ist ein gefährliches, ja ein unkünstlerisches und unmögliches Unternehmen, dem sich unser Autor hier bis zur Erschöpfung hingibt. Dieses unaufhörliche Geistesfunkeln des Stils, während die Begebenheit selbst nur mühsam, zäh und langsam fortschreitet, um ihren Stoff nicht zu rasch zu erschöpfen, dieses ewige Brillantfeuerwerk von Ideen, Reparties und witzigen Einfällen ermüdet, besonders da es auch bei den geringfügigsten Veranlassungen nicht gespart wird, selbst die zäheste Ausdauer bis zum Ueberdruß und nöthigt uns jeden Augenblick zu unserer Erholung das Buch aus der Hand zu legen, was für den Ruhm des Verfassers schlimm genug ist. Was aber noch übler ist, das ist daß mit diesem beständigen elektrischen Funkensprühen im Kleinen dem Verfasser die Kraft ganz abhanden kommt, irgend ein großes, kräftiges, rührendes, ergreifendes, erschütterndes Bild hinzustellen, aus dieser Kleinmalerei heraus auch einmal gewaltig, groß und mit mächtigem Pinselstrich etwas wie Rubens oder Michel Angelo oder doch wie Cooper und Scott zu malen! Das sind die Folgen jenes übermäßigen Geistreichthums, meine Herren von der jüngern Schule! Ein wenig classische Ruhe, ein wenig Einfachheit, ein wenig Natur, ein wenig Mitleid endlich mit dem ältern Leser, den euer Geistreichthum schwindelig macht! Gehen Sie in die Tiefe, gehen Sie meinethalben selbst in die Breite, ich habe Nichts dagegen, aber lassen Sie dem Leser Zeit die genossene Geisteskost zu verdauen. Ueberspringen Sie dafür, ich bitte, Ihr unnöthiges Beiwerk, Ihre populairen Scenen à la Fielding, [illegible]en Sie hierbei doch nicht erreichen; lassen Sie die For[illegible]nabälle hinweg, denen Sie halbe Bände widmen, halten Sie an Ordnung, an den Gesetzen des guten Stils [illegible]st! Es wird Sie nicht gereuen! Nicht jedes Capitel [illegible]raucht gerade groß zu sein, allein wenn Sie unausge[illegible]gt geistreich sind, so verbürge ich Ihnen daß Sie niemals einfach und groß sind.

Wir haben bisher den Verfasser so viel getadelt daß [illegible]e Gerechtigkeit und unsere alte Zuneigung zu ihm fo[illegible]rt auch zu seinem Lobe das Wort zu nehmen. Wir erkennen [illegible] gen, einen [illegible] fällen, [illegible] schen Anschauung[illegible] Würdigung der [illegible] chen und gute [illegible] der historischen [illegible] Rede bei ihm an; [illegible] tische Intuition, das [illegible] gend erkennbar. Phantas[illegible] lung begegnen uns in [illegible] auch mancher an sich geringer [illegible] eines guten Genrebildes empor[illegible] führung eines großen, eines [illegible] es nicht. Dieser Mangel, diese [illegible] freilich durch Nichts in der Welt [illegible] was dafür etwa Ersatz bieten kann, [illegible] fasser aus einer gewissen, ihn selbst [illegible] thatkraft gewissenhaft dar; denn wir haben [illegible] führt in welchem Grade er hier als sein [illegible] komme auftritt.

Noch ein Punkt bleibt uns vorweg abzu[illegible] ist die Pietät des Patrioten, des Preußen, des [illegible] Wir berühren dies Thema ungern, aber wir müssen es, gerade diesem Autor gegenüber. Wilibald Alexis ist uns als ein specifisch-preußischer Patriot aus den Vorjahren bekannt. Sein „Cabanis", „Waldemar", „Bredow", sie alle sind dem brandenburgischen Patriotismus, der Verherrlichung seiner Landsleute, seines Herrscherhauses gewidmet. Was ist nun mit dem Verfasser geschehen daß auf ein mal das Gegentheil dieser Bestrebungen Herr über ihn geworden ist? Sollen wir nicht erstaunen? Hat der Rausch eines Jahres auch ihn bewältigt? War die Denkart des Künstlers so beweglich? Stand seine Liebe, sein Haß so wenig fest daß ein Hauch, ein Irrthum sie umstürzen konnte? Oder ist es vielmehr nur die unglückliche Wahl eines unglücklichen Stoffs, der wir die Schuld beizumessen haben daß der Autor, sich selbst untreu, liebe- und ehrfurchtlos über Personen richtet die uns heute noch theuer sind? Wo ist die schonende Beurtheilung, ja wo ist die historische Wahrheit geblieben an mehr als einer Stelle die den Hof charakterisiren soll? Wo erscheint Friedrich Wilhelm III., wie er war, auch vor 1806? Wo gibt sich jene alte und wohlgefällige Sympathie für vaterländische Zustände kund die im „Cabanis" glänzt, selbst da wo Schwächen abgebildet werden? Oder endlich, kam es dem Verfasser gar darauf an neue Feuerbrände à la Cölln zu schreiben? Armer Dichter! Unglückliches Thema!

Genug! Mit dieser Paraphrase des bekannten Spruchs des „Journal des débats" schließen wir unsere Uebersicht der allgemeinen Eindrücke welche das vorliegende Werk uns gibt. Wir gehen nun auf seinen Inhalt näher ein, indem wir versuchen wollen aus seinen Einzelheiten mehr Befriedigung zu schöpfen als die Uebersicht des Ganzen uns gewähren konnte.

Die Aufgabe des Verfassers ist: ein Bild der Zeit während der fünf bis sechs ersten Jahre dieses Jahrhun-

[illegible]naes, und auch diese in for[illegible] des Denkens uns ge[illegible] daß wir nur äußerst [illegible] im Wogen [illegible] Wir [illegible]inun[illegible] wird [illegible]ies

derts in Preußen und speciell in Berlin aufzustellen. Dies Bild ist mit Eifer gesucht, das Ziel fest im Auge, ausschließlich, denn wir verlassen diese Scholle kaum, fünf Bände hindurch. Es ist ferner auch mit fleißiger Ausführung gesucht, denn vom Palast bis zur Hütte, vom Ober- bis zum Unterbaum entgeht dem Verfasser keine gesellschaftliche Schicht, keine Stellung, keine Nuance. Den meisten Stoff bieten ihm die Geheimräthe aller Rangkategorien, verhältnißmäßig weniger das Militair, reichlichen der kleine Bürger- und Beamtenstand, mühsam zusammengelesenen der Hof. Eine Menge von Persönlichkeiten, dem Zeitgenossen bekannt und leicht erkennbar — denn hierin wird offenbar ein Hauptreizmittel erstrebt — begegnet uns, ja wir finden, wir der Recensent, nicht wenige Verwandte, Freunde unserer Aeltern, Vormünder, Lehrer u. dgl. m. darunter. Hier ist Hofrath Heim, der populaire Arzt, der Banquier Splittgerber, Selle, York, Niebuhr, der ehrwürdige Erman und viele Andere, solcher Personen wie Jean Paul, Burmann, die Schlegel, Tieck u. A. gar nicht zu gedenken. Alle diese Personen werden in eigenthümlichsten Verhältnissen und gesellschaftlichen Situationen, meist kunstvoll, in gesucht geistreichen Gesprächen, selten in einfachen, klaren oder in großen Zügen uns vorgeführt; in der Masse der kleinen, studirten, künstlichen Züge aber liegt Das was wir an dieser Lecture als verwirrend und unerquicklich bezeichnen mußten.

Die Handlung eröffnet sich etwa mit der Jahreszahl 1803. Die erste Gruppe welcher wir näher treten besteht aus dem Geheimrath Lupinus, dem Vogtei-Lupinus, und seiner Schwägerin, jener eben erwähnten Hauptträgerin der Handlung, soweit von einer solchen in dieser reichen Galerie von Gesellschaftsskizzen überhaupt die Rede sein kann. Den armen Wicht von Geheimrath erblicken wir sogleich in einem eigenthümlich abhängigen Verhältniß zu seinem Kindermädchen, Charlotte, die von dem Verfasser mit großer Vorliebe als ein Prototyp der berliner Dienstmädchen ausgemalt wird. Er entwickelt Kunst in diesem Bilde, aber eine solche zu der wir ihm unmöglich Glück wünschen können. Gegen die Geheimräthin, seine Schwägerin, schöpfen wir sofort Verdacht an der Stelle wo von ihren „spitzen Fingern" die Rede ist (der „Pitaval" tritt uns sogleich vor Augen), obgleich sie uns als eine Weltdame in hoher Stellung, voller Sentiments, nur eigenthümlich blasirt und schwermüthig geschildert wird. Sie ist an einen Mann verheirathet der sie offenbar nicht achtet, dessen Welt der Horaz ist und der nicht weiter in Betracht kommt. Es ist nämlich die Epoche der „nobeln Sentiments". Schiller ist in Berlin gewesen; Jean Paul ist noch da, wird von den Frauen vergöttert, in Blumen erstickt, mit Teppichen überschüttet, durch lebende Bilder aus seinen Schriften überrascht, in seiner Fuhrmannskneipe, Schlafrock und Tabackspfeife im Munde, von vornehmen Damendeputationen behuldigt. Die Einzelheiten dieser berliner Genrebilder sind in Ton und Farbe durchweg vortrefflich angelegt. Wir lernen aus ihnen den ziemlich seltsamen und wunderlichen Charakter dieser Epoche: „un peu mystique, un peu clair-obscur, un peu de clair-voyance et un peu de verité", wie Bovillard sie bezeichnet, kennen; eine Epoche alter Vorurtheile im Kampf mit neuen, noch unreifen Ideen über Kunst, Staatsleben und Philanthropie. In einer andern Gruppe finden wir den Kriegsrath Alltag mit seiner Tochter Adelheid, einer aufblühenden, aber vernachlässigten Schönheit. Bei einer mit mehr als epischer Breite ausgeführten Volkspartie — sie erinnert an den Fortunaball — macht Adelheid die Bekanntschaft einer höchst liebenswürdigen Obristin, die sie zu sich einladet. Sie kommt und — geräth in ein vornehmes Bordell, das die Polizei aufhebt. Das unschuldige schöne Kind, dessen Ruf für immer gefährdet ist, wird dadurch gerettet daß die vornehme Geheimräthin „mit den spitzen Fingern" sie an Kindesstatt zu sich nimmt, offenbar mit dem Zweck daß sie in ihren Gesellschaften glänze und den Ruf ihrer nobeln Sentiments verbreite. In ihren Salons nun lernen wir die Gesellschaft der Hauptstadt kennen, den geheimnißvollen Wandel, Spion Gott weiß welcher Macht, die Fürstin Gargazin, inofficielle Gesandtin Rußlands, mehre wirkliche und nichtwirkliche Geheimräthe, die beschränkte, aber unbeschränkt liebende Baronin Eitelbach, Jean Paul, den jungen van Asten, Lehrer und Verehrer Adelheid's, der sich von seinem reichen Vater getrennt hat, um Herr seines Schicksals zu bleiben, u. A. m., Laforest, den Gesandten des Kaisers, Offizier u. s. w. Nebenher werden uns die einflußreichen Staatsmänner der Zeit, Graf Haugwitz in einem drolligen, aber etwas chargirten Bilde, J. J. Rousseau's Erziehungstheorie verspottend, der eitle Lombard, Hardenberg mit dem eckigen Stein vorgeführt und der Hof mit schattenreichen Streiflichtern beleuchtet. Endlich aber schreitet die Geschichte selbst, die wirkliche, politische Geschichte der Zeit, langsamen Schritts durch diese Bildergalerie dahin: wir sehen die Zweifel, die Aengste der preußischen Politik, die an dem Liede „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" der potsdamer Glockenuhr zugrundegehen will; wir sehen den Durchmarsch der Weichselarmee durch Berlin nach dem Main hin, hören die armseligen Kannegießer Berlins und erleben die Vorbereitungen zu dem Feldzuge von Austerlitz.

Dies ungefähr bildet den Inhalt der zwei ersten Bände, offenbar des schwächsten Theils dieses Romans. An und für sich wäre gegen diesen Plan, diese Behandlung des Stoffs nicht viel auszusetzen, ergäbe er nur eine stetige Handlung, entbehrte er nur nicht aller dramatischen Entwickelung in der äußern Stellung der Personen zueinander oder in ihrer psychologischen Entwickelung. Es geschieht eigentlich Nichts in diesen Bänden, an deren Schluß alle Handelnden fast genau auf demselben Standpunkt stehen wie bei Eröffnung der Scene. Dagegen umschwirren uns Salon- und Cabinetsgespräche von so seltener Finesse daß es vielen Lesern Mühe kosten wird die Intentionen des Autors dabei zu entziffern, und das Kindermädchen Charlotte belästigt uns nicht wenig. Genug, wir müssen Geduld haben, obwol der

Verfasser mehr Zeit als nöthig ist dazu verwendet die Situation zu präcisiren.

Das Kippen und Wippen in der Politik ist an der Tagesordnung; die Sentiments sind erhaben, das politische Urtheil aber ist in der allerersten Kindheit. Der große Kaiser ist dem Einen ein Heros, dem Andern ein Ungeheuer, das um jeden Preis zu vertilgen ist. Lombard, der zu ihm gesandt ist, schildert ihn folgendermaßen:

Dürfte ich Ihnen den Brief zeigen, sagte der Geheimrath. Bonaparte hat ihn empfangen nicht wie einen Abgesandten, sondern wie einen alten lieben Bekannten den er endlich von Angesicht zu Angesicht sieht. Er saß auf dem Sopha und las. Was denken Sie? Den Ossian! Nachdem er Lombard die Hand gereicht, repetirte er ihm eine Stelle voll tiefster Empfindung für Menschenwohl. Er fragte ihn, ob er Ossian's Gefühle theile? Lombard war nicht ganz vertraut, da las er ihm selbst die Stelle vor, wo Malvina im Mondschein über das Schlachtfeld eilt und süße Betrachtungen ausgießt über Mord und Schlachten und Menschengeschicke. Bonaparte schlug das Buch zu und wandte sich schnell ab, um seine eigene Bewegung zu verbergen! Und diesen Mann gefallen sich unsere Fanatiker einen Blutmenschen zu nennen? Wer gebietet der Parteienwuth! Das warf auch Bonaparte im Gespräch hin.... Lombard citirte eine Stelle aus einer Schrift des jungen Ancillon. Napoleon schien sie zu kennen; aber mit einem schlauen Augenaufschlag fiel er ein: „Mich dünkt das viel besser in den Worten ausgedrückt...." Und was citirte er? Eine Stelle aus einem von Lombard's Traités! Er holte das Exemplar, Lombard bat darum. „Ich gebe es ungern", sagte der Kaiser, „aber Sie sind im Recht — es ist nicht mehr mein." Rasch hatte er seinen Namen mit einer verbindlichen Zeile hineingeschrieben.... Aber dazu ward er ja nicht hingeschickt! Wir können ganz beruhigt sein — Bonaparte hegt eine Achtung vor Preußen die mich wirklich überrascht hat, wenn er von Friedrich spricht.... Solche Gesandte vertraten Preußen in jener schlimmen Zeit!

Mit solchen und ähnlichen Bildern welche die alte Zeit des großen Königs, die neue und die neueste Zeit, die Parteien für den Krieg und gegen den Krieg, die Zerklüftung der Stände, den Uebermuth des Offiziers, die Kurzsichtigkeit der Minister, das Intriguenspiel der Geheimräthe, die Urtheilslosigkeit des großen Haufens, die Zweifel des Hofs, den reinen Willen des Königs, die Sympathien der Königin und der Prinzen, das Treiben der Gesandten und fremden Agenten, endlich den sittlichen Verfall der Gesellschaft ausmalen, füllen sich die beiden ersten Bände. Was wir hierbei vermissen, ist eben eine Geschichte und ein dramatischer, d. h. durch Handlung bethätigter Fortschritt dieser Geschichte. Wie leicht war diesem Grundmangel abzuhelfen! Was bedurfte es weiter als daß der Verfasser anstatt jenes Luxus von Dialektik die Parteien je nach ihren Zwecken in Thätigkeit setzte, daß er sie handeln, sich kreuzen, miniren, contreminiren ließ, anstatt in subtilen Discussionen resultatlos seine Kraft zu zersplittern. Allein hierzu bedurfte es der Erfindung, und diese ging, indem der Autor zu viel unternahm, indem er außer dem historischen auch den ästhetischen, den religiösen, den philosophischen, ja den ganzen Culturinhalt der Zeit in ein Gemälde auffassen wollte, ihm leider verloren. Zum Ersatz dafür erhalten wir eine dialektische Flut über Höchstes und Geringes, und auch diese in solcher Art daß kein Resultat des Denkens uns gewonnen oder klar gemacht wird, ja daß wir nur äußerst selten die eigene Meinung des Verfassers im Wogen der Meinungen selbst zu erkennen vermögen. Wir sehen Nichts als eine kritische Zersetzung aller Meinungen; bei der herrschenden maßlosen Wortfülle aber wird es uns unmöglich eine Probe davon zu geben wie dies geschieht.

So treten wir an den dritten Band, in dem wir zuvörderst etwas mehr Bewegung anerkennen, obwol eine die Personen verknüpfende That immer noch fehlt. Die politische Situation ist wenigstens um etwas vorgerückt, Kaiser Alexander hat den bekannten Besuch in Berlin gemacht, die Scenen in Potsdam am Grabe des großen Königs sind an unsern Augen vorübergegangen, die vielbekannte Theaterscene bei der Darstellung von „Wallenstein's Lager" hat gespielt und die Gemüther aus der Dumpfheit zu einem enthusiastischen Ausbruch aufgestachelt. Obgleich daher, wie Bovillard sagt, „unsere Aufgabe ist, uns vom Strome treiben zu lassen, während Andere in kindischem Uebermuth den Fuß gegen ihn stemmen, seinen Lauf zu hemmen, stierhautstirnmauerbrechende Thoren, die er zu Atomen zerdrückt oder federleicht auf seinem spritzenden Schaum zum Gespött des Pöbels emporhebt", ist es doch nahe daran daß Preußen seinen bedrängten Alliirten beispringt, als die Nachricht von dem Siege bei Austerlitz eingeht, womit natürlich Alles wieder in das alte Kippen und Wippen überfällt, indeß Haugwitz in Wien auf ein gnädiges Wort warten muß. Diese Situation erhält sich nun bis an den Schluß des vierten Bandes, getragen und gepflegt von den Cabinetsräthen, von Lucchesini, Haugwitz, Beyme und Lombard, vergeblich bekämpft von Stein, den Prinzen, der Königin und gesichert durch Intrigants und Börsenspeculanten in Verbindung mit den Erstern. Was unsere romantischen Personen betrifft, so enthüllt sich die Natur der Lupinus vollständig zum Gräßlichen, Dämonischen, Unerhörten. Seelen zu martern ist ihre Lebensaufgabe, jede edle Regung des Herzens in Adelheid teuflisch zu zerstören, dazu hat sie das Kind zu sich genommen; jeden Glauben, jede Liebe, jede Hoffnung in der jungen Seele zu vernichten, darin zeigt sie sich als Meisterin. Hier ist die Stelle zu einer die beste Kunst des Autors bezeichnenden Probe aus diesem Roman. Ob Wahrheit, ob Realität sei in einer solchen Auffassung einer Menschennatur, das lassen wir freilich dahingestellt; ein künstlerischer Stoff wenigstens ist hier vorhanden.

Adelheid hat die gänzliche Hohlheit ihrer zweiten Mutter endlich erkannt: sie ist über jeden Ausdruck unglücklich in diesem Verhältniß, das sie zu lösen nicht vermag. Die Geheimräthin findet sie in Thränen.

„Spielen wir hier die Lauscherin?" sagt sie. „Was soll ich belauschen? Ich arbeite an Ihrem Auftrag." „Mit verweintem Gesicht? Ich meinte, eine Patriotin wie du sollte nicht Thränen in die Fahne des Königs sticken." „Die armen Kinder litten wieder so sehr." „Und da ist es ein süßes Gefühl, über die Unschuld zu wachen! Man macht sich für gewisse

Leute interessant, wenn man immer die Leidende spielt. Es gibt aber Andere die durch die Maske sehen." Adelheid erröthete, von ihrer Rede kamen nur die Worte heraus: „Meine Mutter!" — „Das Wort wird dir wol täglich schwerer. Aber solange du dich bewogen findest in diesem Verhältniß zu bleiben, ist es doch gut daß du dich vor den Andern bezwingst Liebe gegen mich zu zeigen." „Meine Mutter, Sie martern mich." „Das ist unser Aller Loos. Wir Alle werden gemartert von den Menschen, von den Verhältnissen, bis wir gleichgültig werden.... Wer sich noch fühlt, ruht nicht bis er Andere wieder martern kann. Sieh' mich immer verwundert an: es ist so, es ist das Gesetz der Welt." „Das Gesetz der Rache!" „Nenne es wie du willst! Es gibt nur zwei Gattungen Wesen, Unterdrücker und Unterdrückte. Das ist eine Phantasie aus der Vorzeit daß es freie Menschen gäbe; sie sind von unserer Cultur so ausgerottet wie die wilden Thiergeschlechter, denn die noch da sind, sind schon unterworfene Geschöpfe. Der Hirsch, der Hase ist des Menschen Eigenthum.... Das ist auch Geschichte, mein Kind. Findest du es so unnatürlich daß man nun lieber sticht als gestochen wird?" „Ich freue mich daß ein harmloses Mädchen nicht in Verlegenheit kommt wählen zu müssen." Die Lupinus lächelte. „Warum unser Verhältniß durch Unwahrheit erschweren, mein Kind. Ich ertrage die Wahrheit, du kannst es auch. Du wirst noch mehr ertragen müssen.... Wir sind zusammengewürfelt, wir passen nicht zueinander. Wir gefallen uns nicht und müssen doch vor den Menschen die Miene annehmen als liebten wir uns. Auf deinen Lippen zittert die trotzige Bemerkung, ich könnte dich ja verstoßen? Nein, Adelheid, das kann ich nicht. Daß ich dich damals gerettet ist längst vergessen. Die Welt die mich gestern noch liebkoste hat sich über Nacht von mir gewendet. Merke dir das, es gibt keine Treue als wer sich selbst treu ist, und das ist schwer. Wenn ich dir jetzt den Stuhl vor die Thür setzte, hieße es, es sei aus Verdruß daß du meine Erwartungen nicht erfüllt.... Wenn man mich darum haßte, das ertrüge ich, ich hasse ja auch; aber — ausgelacht mag ich nicht werden. Du folgtest einer sentimentalen Regung; aus einem Gefühl das du Dankbarkeit nanntest gabst du dich einem Manne zu eigen, du glaubst ihn zu lieben. Mein Kind, wer der Dankbarkeit huldigt, ist schon verloren; die Undankbaren sind die Glücklichen, weil sie die Freien sind. Gutes thun ist Berechnung. Die Einen wollen im Himmel, die Andern hier einen Vortheil haben. Auch sie Thoren!..." Adelheid stand wie ein Steinbild vor ihr. „Ueber diese Illusion, mein Kind, sind wir längst hinaus. Auch du stehst auf dem Wendepunkt. Du bist so klug zu fühlen daß dein Herr van Asten eben nur that was ein geschickter Lehrer thun muß den man dafür bezahlt. Deine Bildung ist nicht sein Werk. Du schämst dich des Uebermaßes von Dank; du liebst ihn schon nicht mehr, das aber gestehst du dir noch nicht ein. Etwas Berechnung ist auch dabei, du möchtest gern von mir loskommen, aber zu den Aeltern willst du auch nicht zurück. Die vornehme Stellung gefällt dir...." „Ich getraue mir ihm eine gute treue Frau zu sein." „Daran zweifle ich nicht. Aber du wirst fühlen welche Opfer du ihm bringst.... Ihr werdet euch nicht immer zanken ... aber du wirst es ihn empfinden lassen. Er ist ein guter Mensch, aber recht irdisch-materiell. Hast du dann Thränen, so ist das noch das Beste! Und führst du nicht etwa gegen mich schon täglichen Krieg? Irgendwie mußt du es mir doch vergelten daß mein Anblick dir zuwider ist! Du contrecarrirst meinen Anordnungen, du soulagirst meinen Gatten in seinen Wünschen, die ich seiner Gesundheit nicht angemessen finde; du vertuschest die Unarten der Kinder; wenn ich mit dem Gesinde streite, wirkst du begütigend hinter meinem Rücken. Es ist so angenehm von Kindern und Leuten als ihr Schutzengel betrachtet zu werden, und während man ihre Liebe einkassirt, ihren Haß gegen Andere zu lenken, die nicht so gütig sind. Die chinesische Vase ist mir ein theueres Andenken; wie geschickt hast du sie auf die Kante des Schranks gestellt daß ich nicht täglich den Verdruß habe, zu sehen wie die unartigen Kinder sie zerbrochen haben." „Das ist zu viel!" rief Adelheid erblassend. „Ich mache dir ja keinen Vorwurf, im Gegentheil, ich lobe dich. Du kommst zur Besinnung. Du bist mir gleichgültig, ich bin dir vielleicht widerwärtig. Kannst du oder ich dafür? Du moquirst dich über mich, complotirst im Kleinen gegen mich. Mein Haus wird dir eine gute Schule des Lebens. Uebe dich an mir, du hast ein langes Leben vor dir." Adelheid stand sprachlos da. „Noch Eins was ich von dir fodere, wir sind nun einmal aneinander gekettet. Hüte dich vor jedem Impuls, wenn du etwa auf die Straße stürztest, halbnackt wie damals — du verstehst mich! Nimm deine Vernunft zusammen." Die Thür klinkte hinter ihr zu. Adelheid stand regungslos. „Das Weib! das Weib", rief sie endlich, „das Weib vergiftet mich", und warf sich schluchzend auf das Bett.

Dazu mochte Rath werden können, denn schon hat die dämonische Larve ihren Diener Johann, die Kinder ihres Schwagers vergiftet und ist eben beschäftigt ihren Mann zu Tode zu räuchern. Als ihren Bundesgenossen bei diesen Thaten lernen wir denn bald auch den geheimnißvollen und geistreichen Herrn von Wandel kennen, nur daß dieser potenzirte Abgrundsdämon noch um einige Grade mehr Teufel ist als selbst die Geheimräthin. Die Scene am Schluß des vierten Bandes, wo dieser Busenfreund der Lupinus 15,000 Thlr. abmartert, indem er Satz für Satz sie in ihre eigene Seele blicken läßt, ist eine vortreffliche Studie nach Eugen Sue für alle Diejenigen die zu dergleichen moralischen Hinrichtungen ihren Geschmack gewöhnt haben, eine ästhetische Schule zu der wir jedoch nicht gehören. Auch das Gespräch mit dem alten van Asten, der seine mit sympathetischer Tinte geschriebenen Wechsel producirt, und das Gespräch mit dem Gerippe der ermordeten Geliebten gehören dieser Schule an.

Eine andere Hauptperson des dritten und vierten Bandes, die Fürstin Gargazin, zu der Adelheid nach der wunderlichen Katastrophe im Theater flüchtet, wo ihre Liebe zu dem jungen Bovillard durchbricht, entwickelt sich gleichfalls vor unsern Augen. Auch hier eine hohle Larve, eine Weltdame, klug und herzlos, sich selbst mit religiösen Gefühlen belügend, eine Pietistin die ihren Kutscher um eines leichten Versehens willen peitschen läßt daß er davon den Geist aufgibt! Adelheid, an der Kaiser Alexander ein flüchtiges Wohlgefallen gefunden, muß auch hier als Mittel zu fremden Zwecken dienen, bis die Königin sie kennenlernt und, indem sie sie als Gesellschafterin der Viereck an den Hof nimmt, dem feinen Netze der Fürstin entreißt, während ihr Verhältniß zu Wandel uns die ganze Nichtigkeit auch dieser scheinbar bessern Natur klar macht. Ihren Gegensatz findet sie gewissermaßen in der arglosen, naiv liebenden, weltunerfahrenen und beschränkten Baronin Eitelbach, deren wunderlich-pedantisches Liebesverhältniß zu dem völlig leeren Rittmeister Stier von Dohleneck zu den gelungensten und charaktervollsten Partien des Romans gehört. Auch ihr Gatte, der Tuchlieferant Baron Eitelbach, der sich daran erfreut daß seiner Frau gehuldigt wird, ist ein greifbares und gelungenes Zeitbild, wie denn auch

die reiche Braunbiegler, ein Urbild jener nun fast untergegangenen, vom Reichthum aufgeblasenen Gemeinheit ist, wie sie nur in Berlin zu finden war. Der alte van Asten dagegen wird wol nur ein Zerrbild aus unmöglichen Zügen zusammengesetzt sein. Wie dem auch sei, mit diesen Charakteren im Vordergrund, dem gewaltigen und gewaltliebenden Freiherrn von Stein im Mittelgrunde und der Königin Luise, Alexander und dem historischen Geschichtsrahmen voll guter Staffage im Hintergrunde gewinnen der dritte und vierte Band das Interesse des Lesers. Es würde dem Verfasser mit noch wärmerm Antheil folgen, hielte er in seiner Alles zersetzenden Dialektik ein besseres Kunstmaß fest und dehnte er Scenen die durch glücklichen Inhalt uns spannen müssen nicht durch die trockene Flut endloser Discussion ins Breite und Wirkungslose aus.

Das Urtheil des Verfassers über die politischen Zustände ist aufs äußerste scharf und kaustisch. Man muß ihm einräumen daß er jene Zustände kennt und Blicke hinter die Vorhänge thut die uns überraschen. Seine Farben aber sind brennend und grell, und sein Gemälde erbittert im Ganzen doch mehr als es belehrt, aufklärt und erklärt. Hören wir beispielsweise den Freiherrn sprechen, da wo er sein an den König gerichtetes Memorial mit van Asten durchgeht.

„Ich, Excellenz", sagt van Asten, „habe mir den Glauben an eine sittliche Weltordnung bewahrt." „Auch nachdem Sie das Gesindel von nahe gesehen haben? Das ist viel! Lesen Sie also." „Bedrohte Selbständigkeit, Unwille der Nation über den Verlust ihres alten wohlerworbenen Ruhms." Der Minister schüttelte den Kopf. „Dies bleibt nun weg. Wüster Lärm ist genug." Walter las weiter: „Affilirung der Cabinetsregierung mit Haugwitz. An den Ministern haftet die Verantwortlichkeit für Das was nicht beschlossen wird." „Oeffentliche Meinung", corrigirte der Minister. „Weiter." „Man schämt sich einer Stellung, deren Schatten man nur besitzt." „Habe ich das geschrieben? Illusionen! Das bleibt weg." Walter fuhr fort: „Das Ehrgefühl der Beamten wird unter solcher Regierung unterdrückt, ihr Pflichtgefühl abgestumpft." „Das bleibt! Für die Reputation ihres Beamtenheers haben sie noch einiges Tendre. Weiter!" „Der Monarch lebt in völliger Abgeschiedenheit von seinen Ministern." „Könnten wir nicht die Person des Monarchen aus der Sache lassen?" „Nein, wir leben nicht in England; wir leben in Preußen, wo der König mit dem Volke identisch ist. Es scheint eine Anomalie, aber es ist eine Wahrheit. Wehe ihm und dem Volke, wenn es nur ein Schein werden könnte! Wo ein Fürst diese Stellung hat, wo der Kopf sich eins fühlt mit den Gliedern, muß er auch Das vertragen können was die andern Glieder. Preußens König ist so wenig ein Kaiser Karl und König Artus, die als Pagoden dasitzen, drei Köpfe höher als ihre Tafelrunde, wie er ein Fürst ist, dem die Constitution ein Altertheil angewiesen hat. Er ist nur, der er ist, wenn er eine Partikel seines Volks ist. Exceptionnell, ja, ja, aber es ist so! Er muß empfinden wie wir — das Streicheln und die Schläge. Man muß ihn anfassen können, schütteln ein wenig, ein derbes Wort sagen! Verträgt er es nicht — doch weiter, weiter." „Excellenz, einen jungen Eichbaum schüttle ich — aber eine Sinnpflanze —" „Es ist keine Zeit für Sinnpflanzen, wenn der Samum weht. Man muß ihn schütteln. Uebrigens vergessen Sie nicht, den Sinn für das Rechte hat er von seinen Ahnen geerbt. Eine große moralische Kraft hätte Europa gerettet. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem dem sie die Natur versagte so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können nicht Newton zu sein. Weiter!" „Nun folgen die subjectiven Gründe. Wer hat dies unbedingte königliche Vertrauen? Beyme und Lombard und von ihnen ganz abhängig Haugwitz. Jener — guter Jurist, ward übermüthig, absprechend, corrumpirt in Verbindung mit Lombard. Dieser, physisch und moralisch gelähmt — französische Schöngeisterei — frivol, frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietzischen Familie! In den unreinen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roué ist Preußens Schicksal.... Das Leben des Ministers eine Reihe von Verschrobenheiten, Verderbtheit, gelehrter Phantast, dann Mystiker aus Liederlichkeit, Geisterseher, Herrnhuter, verschwendet die dem Staat gehörige Zeit am L'Hombretisch: abgestumpfter Wollüstling, ohne Wahrheit und Wahrhaftigkeit, gebrandmarkt im Publicum mit dem Namen eines Verräthers — treue Diener? Nun, wer so dreist ist da oben stehen zu wollen, hat vor Gott die Pflicht seinem Könige die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Nicht seine guten Launen soll er belauschen, seine ernsten Augenblicke soll er ihm abstehlen, mit eisernem Händedruck sie festhalten, die Runzeln des Unmuths nicht sehen, den sprudelnden Zorn nicht achten! Es ist ein anderer Zeuge dann über ihm, über Beiden steht ein anderer König, vor dem der Purpur nur Plunder ist! Das ist ein wahrhaft treuer Diener! Die armen Könige! Ich könnte sie bedauern. Ein Chamäleon das von jedem Strahl der königlichen Laune durchschauert ist und ihn in Rescripten und Gesetzen austräufen läßt, dem Flüchtigen den Stempel der Autorität aufdrückend, der verdirbt die Völker und die Monarchien!"

Der Freiherr ist natürlich Stein; wir sehen sein Memorial zurückgewiesen, wir sehen wie die Königin in der höchsten Noth noch ein mal zu ihm sendet — dann verschwindet er.

Der politische Gedanke des Verfassers, wie er sich nun mehr und mehr entwickelt, ist offenbar der daß das preußische Schicksal von 1806 nicht dem Volke, sondern seinen Leitern zuzuschreiben sei; daß es durch die Unentschlossenheit der Regierung, vorallem aber durch die falsche Anwendung der Regierungsgrundsätze des „großen Königs", durch die Ausschließung des Volks von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, durch die Geheimthuerei und dadurch daß man dem Lande unablässig zurief: „Was geht's euch an wie wir regieren? Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" verschuldet sei. Es ist Wahrheit in dem Gedanken, obwol nicht die volle Wahrheit. Denn irren wir nicht, so war jene Zeit und jenes Volk zu einer gedeihlichen Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ebenso unfähig als sie dazu ohne innere Auffoderung waren. Bedürfniß und Fähigkeit gehen in solchen Dingen gleichen Schritt. Der sittliche Gedanke des Autors ist der, daß es jener Epoche, zwischen Mystik und Freigeisterei hin und her geschaukelt, dem berechnendsten Egoismus hingegeben, durch falsche kritische Richtungen in allen Verschanzungen des Glaubens und des Versichertseins aufgestört, auch in gesellschaftlicher Beziehung an jedem moralischen Halt fehlte, und daß die wenigen Charaktere die sich dieser allgemeinen Verderbniß entzogen hatten, daher als barocke Sonderlinge, zum Dienste der Gesellschaft untauglich erscheinen mußten, während sie im Grunde genommen ihre Erretter und Heilande werden konnten. Auch gegen diesen Gedanken ist der wesentliche Einwand zu erheben,

daß der Autor ganz ausschließlich die Hauptstadt im Auge hat, das Land aber wie absichtlich nicht kennen will. Hier aber waren die moralischen Standpunkte wol minder schlimm und verwerflich, sodaß des Verfassers Bild vom preußischen Volke gewiß kein richtiges ist und jedenfalls nur von einem Theile gilt, was er als Farbe des Ganzen hingibt.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Der größere historische Schwung, die Prägnanz des dritten Bandes verliert sich mit dem Schluß dieses Bandes abermals in die breitesten Wogen der Discussion und der Dialektik. Im ganzen vierten Bande rückt die Geschichte — die äußere wie die innere — nur wenig fort. Adelheid Alltag kommt in nahe Berührung mit der Königin, ihr Herz wendet sich ganz zu Louis Bovillard, dem einzigen Charakter unter Allen, in dem Einsicht und Energie im Gleichgewicht stehen; Wandel enthüllt sich als Wechselfälscher und hält mit dem Todtengerippe seiner geliebten Molly einen Monolog der unsern Glauben an den guten Geschmack des Dichters tief erschüttert, und vollzieht endlich an der Lupinus jene moralische Hinrichtung der wir schon gedachten und in der er ihr Wort für Wort zeigt daß er Mitwisser ihrer geheimen Unthaten ist.

„Nur nichts Mineralisches, meine Liebe", hat er ihr gesagt. „Wie meinen Sie das"? fragt die Geheimräthin. „Ich meine, welche Ingredienzien schütten Sie in die Kohlenpfanne! Daß Sie räuchern, dagegen ist ja Nichts zu sagen. Es ist vielmehr nothwendig. Der Staub — die Ausdünstungen — Aber Vorsicht, meine Freundin, man muß sich gegen den Verdacht schützen." „Mit Nichts als was ich von Ihnen habe", sprang es aus der gepreßten Brust. „Sie meinen die kleine Apotheke, meine Gönnerin. Gut. Opiate, alle Säfte und Vegetabilien dunsten und verdunsten wie Veilchen und Rosen verduften; alles Mineralische läßt ein Residuum zurück: die Wissenschaft findet es. Wenn wir diese wohlthätige Weisung der Natur doch nie aus den Augen ließen!" (Und so fort.) „Was kann ich wollen, was kann ich bezeugen, meine Beste?" „Ihre Principien verbieten Ihnen etwas Unnützes zu thun. Kurz, was fodern Sie?" „Ich — fodern? Nur eine kleine Bitte. Eine Zahlung von 5000 Thalern genirt mich." „Ich — ich werde sie Ihnen schicken" u. s. w.

Die politischen Ereignisse werden uns wie gewöhnlich in der Form von Salongesprächen, Börsengerüchten und Volksscenen, diesmal dem bekannten kindischen Säbelwetzen auf den Treppenstufen des französischen Gesandtschaftshôtels, vorgeführt. Wir stehen im Anfang des Jahres 1806; der Rheinbund ist ohne Zuziehung Preußens und offenbar gegen Preußen gestiftet. Der Schrecken hierüber flößt selbst Lombard und Lucchesini Muth ein; die Kriegspartei siegt: die Prinzen, die Königin verlangen nach Stein. Die Fürstin sagt:

Hoffen Sie noch auf die Vernunft? die Göttin die sie in Frankreich auf die Altäre heben und die doch zu aller Welt geschrien hat: Seht wie albern ich bin! Oder hoffen Sie es mit dem Geist, der wie ein Blitz aus dem Himmel in dies Gewürm wetterleuchtet? Wie oft fuhr er nieder in diesem Deutschland, in Philosophen und Gesetzgeber, in Mönche, Stubengelehrte und Fürsten? Was hat er gezündet, gewärmt, gefruchtet? Die dumpfen Ställe der Gewohnheit hat er in Brand gesteckt; aber die Unglücklichen, daraus Vertriebenen, wo fanden sie ein anderes helleres Obdach? Feuersbrünste hat er angefacht, Wälder und Haiden verzehrt; aber wo nur eine Fackel angezündet die in der Nacht leuchtet, die immer wieder eintrat?... Um etwas Gewisses und Sicheres schreien sie, und man setzt ihnen eine Schüssel Schlangeneier vor, aus welchen statt eines tausend Zweifel schlüpfen.

Adelheid dringt in den Geliebten sich dem Vaterlande zu weihen. „Erzherzog Karl", sagt sie, „war ja einst dein Held." Louis antwortet:

Es lebt nur Einer, der Gigant, vor dem diese Misere daliegt wie das Blachfeld vom höchsten Thurm gesehen. Er wird ihr Wohlthäter werden, nicht, wie unsere Philanthropen faseln, weil er sie erheben, verständiger, besser, glücklich machen wird, sondern weil er die Qual ihres Daseins enden wird. Wer die nicht leben können schnell sterben läßt ist ihr Wohlthäter. Sein Siegeswagen mit schnaubenden Rossen wird über die Staaten und Throne rasseln, und die zerbrochenen Scepter liegen wie Spreu an den Landstraßen. Warum stehlen sie der Sonne ihren Schein um ihre Kronen zu vergolden? Beim feuchten Herbstwind kommt das schlechte Metall zum Vorschein. Was brauchten sie die Stäbe nicht als weise Richter, warum als Corporalstöcke? Warum ward die Weisheit schimmelig, die Kraft stockig? Ihnen geschieht Recht und den Völkern! Zum Kehraus wird geblasen, mit Posaunen, Pauken und Kanonen. Er ist der Mann dazu, seine Seele Stahl. Die Menschheitsthränen sind in den Sumpf gefallen; es muß wettern, blitzen, donnern, daß das Unterste sich zu oberst kehrt. Meine Seele jauchzt, ein Weltgericht ist im Anzug und das neue Evangelium in Brand und Blut getauft!

Dennoch weiht sich sein wüster Geist dem Dienst des Vaterlandes, in dem wir ihn endlich verbluten sehen. Er hat ein Mädchenherz aus der untern Volksclasse gebrochen, und wir lesen einen Brief der armen Luise den der Verfasser verantworten mag, da er innerlich unwahr ist. Der gute einsichtsvolle, aber etwas nüchterne van Asten hat dem wilden Louis Bovillard nicht nur seine Geliebte still abgetreten, er tritt ihm auch den Platz im Vertrauen des Ministers ab. Er ist eben eine im Entsagen beglückte Natur.

Soweit bringt uns der vierte Band, der stärkste in den dialektischen Künsten des Erzählers. Im fünften Bande, besonders gegen den Schluß hin, gewinnt das positive, das historische, das darstellende Element zu unserer Freude wieder die Oberhand. Während wir lesen, wollen wir daß sich etwas begibt und obenein etwas Interessantes. Das Unglück der Zeit war daß die Energie ohne Einsicht, die Einsicht aber ohne Energie war; in unserm Zeitgemälde machen nur der Freiherr von Stein und Louis Bovillard hiervon eine Ausnahme. Sie treten nun in den Vordergrund der Geschichte, in welcher Jeder den Druck der schwülen Luft fühlt die über Preußen schwebt, das seit einem halben Jahrhundert keinen Krieg um sein Alles geführt hat. Jetzt ist Jedem die Nothwendigkeit eines männlichen Entschlusses klar, ja gerade die Friedensfreunde drängen nun auf ein mal am lautesten, während die Festungen ohne Armirung, das Heer ohne Mäntel ist, für welchen Artikel eine wunderliche Bettelei beim ganzen Volk uns heute nicht wenig in Erstaunen setzt.

Der Minister ist für einen Aufruf an das Volk. Er dringt nicht durch; die Heere mit ihrem schweren

Ballast an Train — dessen Schilderung ein launiges Capitel liefert — ziehen an die Saale. Jetzt oder nie! Es muß einen Umschlag geben.

Indessen wird Adelheid von der Königin gnädig empfangen. Dieser Abschnitt ist einer der gelungensten: es ist sogar Poesie darin, obwol auch hier wieder der schöne Funke durch Unmaß und Breite des herbeigezogenen Stoffs erdrückt wird. Das Gemälde der wahrhaft königlichen Frau ist vortrefflich, der Gedanke, sie und ihren Schützling in einen wehenden Herbstspinnenfaden zusammenzuflechten ist höchst dichterisch; allein was soll nun hier wieder die Kritik Schlegel's, Tieck's, Novalis', welche die Königin eine excentrische Lecture nennt die das Blut erhitzt und die für ein junges Mädchen nicht taugt; was soll der Excurs über Jean Paul und die Analyse Lafontaine's in diesem Gespräch, wenn der Erfolg doch der ist daß die Königin Adelheid in ihren Hofhalt aufnimmt? Diesem schönen Idyll folgt unter der Ueberschrift „Eine Maus und eine Mausefalle" eine Salonscene bei der reichen Frau Braunbiegler, wo die Lupinus, deren Maß nun endlich voll ist, vom Whisttisch weg in die Voigtei abgeführt wird. „Vergessen Sie nicht, meine Damen", sagt die hier auf ein mal als stark geschilderte Verbrecherin, „daß ich am Geben bin." Nun aber hat alle Welt von jeher die Verbündete des Teufels in der verzogenen Weltdame geahnt. Seltsam berührt uns das folgende Capitel, in welchem Wandel mit berechneter Vorsicht zu ihrem Untersuchungsrichter eilt und sich hier gleichsam selbst als der von der französischen Justiz verfolgte Baron Vansitter denuncirt, wodurch dargelegt werden soll wie die Schlauheit des Verbrechers sich meistens in ihren eigenen Netzen fängt. Der Eindruck jedoch den wir von dieser überkünstlichen Scene empfangen ist der Intention des Erzählers nicht günstig; denn uns erscheint der Fälscher, Entführer und Giftmörder Wandel-Vansitter, um es gerade heraus zu sagen, wie ein recht dummer Teufel, seine Verhöhnung der Justiz aber in solcher Lage als rein unmöglich. In der folgenden Scene „Ein Frühstück bei Dallach", die übrigens völlig unzeitig hier die Geschichte unterbricht, glauben wir eine Stadtgeschichte Berlins aus den Jahren 1811 oder 1812 wiederzuerkennen, was eben auch auf einen ermattenden Flügelschlag der erfindenden Kraft hindeutet. Weiterhin klärt uns ein Gespräch zwischen der Fürstin Gargazin (Galitzin?) und dem Gesandten Laforest über die politische Lage der Dinge auf.

„Nur nicht Menschenbeglückungsträume, Hr. von Laforest", sagte die Fürstin. „Mit dem Ossian konnten Sie diese hier beschwatzen; uns in Rußland" — „Männer wird Napoleon nicht mit Kinderspielzeug fangen wollen. Aber die Welt bedarf der Autorität, ein Stempel der Kraft muß den Völkern wieder aufgedrückt werden, damit sie nicht vom Wind der Meinungen wie Flugsand umhertreiben. In Frankreich hat sein Fuß die Jakobiner zertreten, Ruhe und Ordnung der Gesellschaft wiedergeschenkt: er ist Willens sie auch den Völkern wieder aufzudrücken, wenn nicht Die seine Bundesgenossen sein sollten die mit dem gemeinsamen Feinde gemeinschaftliche Sache machen. Ist dies Preußen nicht das wahre Wespennest der Sektirer und Illuminaten, wo täglich Ideen und Neuerungen geheckt werden, Laiche und Brut neuer Revolutionen? Und das Schlimmste, werden sie nicht von oben unterstützt? Die Philosophen läßt man Systeme bauen, schmeichelt ihnen, ruft sie in den Staatsdienst. Es ist in dieser Nation zur Tradition geworden daß die Macht des Staats auf der sogenannten Intelligenz beruhe.... Darum, Fürstin, darf dieser Staat keine Macht bleiben" u. s. w.

Der Kaiser folgt hierin allerdings nur den Maximen die zu seiner Selbsterhaltung nothwendig sind, und der große Kampf beginnt. Wir finden Louis Bovillard nach dem Gefecht von Saalfeld als Gefangenen, zum Tode verurtheilt als Spion wieder. Die Scene ist spannend und endet damit daß Napoleon ihn aus seiner Erdhütte hervor mit Briefen an den König sendet, scheinbar vom Geist des Friedens eingegeben, in der That aber mit der Absicht neues Schwanken zu erregen und die getrennten Hauptarmeen so einzeln zu treffen und aufzureiben. Wir wissen was ihm hiervon gelang.

Inzwischen hat die Königin, Adelheid in ihrer Begleitung, Jena fliehend verlassen: in einem Dorfe wo ihr Wagen festfährt trifft Bovillard, verwundet, zum Tode erschöpft auf sie. Er gibt die Briefe und sinkt sterbend an den Stufen des Altars der Dorfkirche nieder, wo der Geistliche seinen Bund mit Adelheid einsegnet. Frau von Bovillard begleitet die Königin nach Berlin, an dessen nördlichem Thor bei Fortsetzung der Flucht wir für immer von ihr Abschied nehmen.

In Berlin treffen wir auf ein Gemälde beispiellosester Verwirrung. „Tout est perdu, hors l'argent", denn dies wird gerettet. Der Calembourg ist bitter, sehr bitter! Allein während Niemand Rath weiß, während patriotische Anerbietungen ohne Entscheid bleiben, erscheint am 21. October jenes denkwürdige Hatzfeld'sche Proclama in den Zeitungen das diesem Buche Titel und Inhalt gab. Darin hieß es, „daß der mindeste Widerstand Verderben über die Hauptstadt verbreiten würde, daß der Ueberwinder nur ruhige Hingebung im Unglück ehre und daß daher den Einwohnern alle Theilnahme an den Kriegsgerüchten verboten werde".

Wandel ist im Kerker; der alte Geheimrath Lupinus heirathet sein Kindermädchen; Berlin ist von den Franzosen besetzt. Erman stand an der Spitze einer Deputation vor dem Gewaltigen. „Sire", sprach er, „ich wäre nicht werth des Kleides das ich trage, des Königs dem ich diene, des Worts das ich verkünde, wollte ich nicht bekennen ich sehe Ew. Majestät nicht gern in Berlin. Ce bras victorieux sera bienfaisant." Es wird erzählt, Napoleon sei erschrocken zurückgetreten und habe später geäußert: „Quel géant que ci vieux Druide. Jamais prêtre ne m'a dit cela!" Von Stund an geht eine Metempsychose in dem preußischen Volke vor sich; die Kinder von 1806 erwachsen binnen sieben Jahren zu den Männern von der Katzbach und Leipzig und Blücher, diese echte Incarnation des alten Preußenthums, rächt die Schmach jener Hatzfeld'schen Proclamation, die Schmach jener Zeit, jener Menschen.

Wir haben nun dies große und kunstvolle Gemälde bis zum Rande aufgerollt, seinen Inhalt dargelegt, von

den einzelnen Gruppen darin Rechenschaft gegeben. Wandel und die Lupinus überleben ihre Strafe; es fehlt uns an Zeit zu untersuchen welchen Trägern einzelne Namen, einzelne Anspielungen zuzumessen sind, ob Eisenhauch Gneisenau sei, welcher General Müffling der Capitain Müffling sei, ob des Geheimraths Hochzeit mit Charlotte einen Seitenhieb auf Goethe enthalte oder nicht. Dagegen haben wir von dem Totaleindruck des Ganzen, von seiner Doctrin und Tendenz noch schließlich Rechenschaft zu geben. Ueberblicken wir dies ganze große und gewiß auch kunstreiche Gemälde nach befriedigtem historischen Interesse noch ein mal aus ästhetischem Standpunkt, so bleibt minder unsere Kritik als unser Bewußtsein, unser Gefühl unbefriedigt. Liegt irgend eine bestimmte Tendenz dabei vor, so kann es nur die sein, die Richtigkeit unserer gesammten deutschen Cultur darzuthun, darauf gegründet daß ein Volk Nichts sei wenn es nicht eine politische Größe ist. Diese nihilistische Ansicht ist nun nicht die unserige. Wir gehen davon aus daß der Culturberuf und die politische Bedeutung eines Volks nicht identisch seien, daß ein Stamm vielmehr große Schöpfungsaufgaben erfüllen könne, ohne gerade zu hoher politischer Macht emporzuwachsen. Ein politisch mächtiges Volk wird immer nur das sein in dem die Mehrzahl der Geister in denselben Meinungen übereinstimmt; ein Volk das jede Meinung für berechtigt hält, weil es bestimmt ist die geistige Freiheit des Individuums in der Weltgeschichte zur höchsten Geltung zu bringen, wird niemals dauernd zu politischer Uebermacht erwachsen: es kann nur in einzelnen weltgeschichtlichen Momenten die Oberhand gewinnen. Dies ist die Geschichte und das Schicksal des deutschen Volks. Es hat drei mal in seiner Geschichte die Geschicke Europas in seiner Hand gehabt — immer um sie schnell wieder an andere Stämme abzutreten. Daraus folgt nicht daß seine Cultur, sein Cultus der individuellen Geistesfreiheit „nichtswürdig" sei. Ist dies darzuthun die Tendenz des Verfassers — wie wir glauben müssen daß sie es sei — so können wir ihm nicht Recht geben.

Hiervon abgesehen ist das größte Kunstgebrechen dieses Werks nach unserer Meinung darein zu setzen daß es an aller innerlichen Entwickelung in der Geschichte der handelnden Personen fehlt. Mit Ausnahme allenfalls von Adelheid und Louis Bovillard sind alle übrigen Personen zu Ende des Buchs dieselben die sie zu Anfang waren. Alles entwickelt sich dialogisch, Nichts dramatisch; es ist dies ein Punkt, in dem z. B. „Die Ritter vom Geiste" diesem ihrem Seitenstücke unendlich überlegen sind. In dialektischer Feinheit dagegen wird der Verfasser von Wenigen übertroffen: wir tadeln nur daß seine Dialektik in der Regel Nichts feststellt, und daß was in dieser Kunst fein ist nicht immer schön ist.

Der Stil unsers Autors endlich ist bekannt; wir kennen seine absichtlichen Vernachlässigungen; allein es begegnen ihm auch nicht selten unabsichtliche Verrenkungen der guten deutschen Prosa, idiomatische Unzulässigkeiten und übermäßig aufgeblähte Phrasen, letztere hier sogar häufiger als sonst. Dazu mischt er etwas mehr französische Brocken ein als nöthig ist, und mitunter selbst solche die nicht so vollkommen rund französisch sind als er vielleicht glaubt. Davor aber sollte jeder deutsche Autor sich doch hüten! An wirklich ergreifenden, erschütternden, den Leser durchbebenden Auftritten fehlt es gänzlich; denn außer einigen glücklichen Situationen im dritten und fünften Band verläuft der gesammte Inhalt des Werks in einem leider nicht gemäßigten dialektischen Strom. Wie dem Allen aber auch sei, ein Buch bleibt diese Arbeit immer, das der Kunst- wie der Geschichtsfreund gelesen haben muß. 17.

Klänge deutscher Dichterharfen.

Jeder Gebildete der sich nur einigermaßen im Gebiete der schönen Literatur umgesehen hat kann sich einer gewissen Neugierde nicht erwehren, wenn aus dem Oceansbecken der Poesie wieder neue Licht- oder Schattengestalten von bereits bekannten Dichtern nach kürzerm oder längerm Schweigen auftauchen. Der Reiz dabei liegt weniger in der kritischen Betrachtung eines solchen noch von der Presse duftenden Buchs als vielmehr in der Vergleichung dieser jüngsten Production mit den ältern desselben Autors, der, vielleicht gerade an einem Wendepunkte seiner Dichterlaufbahn angelangt, unerwartet eine ganz andere Richtung einschlägt als jene welche ihn ein aufmerksamer Leser oft ein Decennium hindurch mit allem Eifer verfolgen sah. Ein noch schärferer Beobachter bleibt dann bei dieser Prüfung des einzelnen Poeten nicht stehen, er spürt in ähnlicher Weise auch andern nach, zieht daraus die Consequenzen, und das Endresultat zu dem er ohne Uebereilung gelangt wird wol eine wenigstens so ziemlich getroffene Silhouette des Zeitgeistes geben. Doch diese personificirte Unruhe des psychischen Volkslebens hält zuweilen unter dem Portraitiren nicht stille, daher kommt manchmal bei diesem Geschäft eine Caricatur zum Vorschein, wenn es nicht mit der Sicherheit eines Daguerreotyps verrichtet wird. Der Zeitgeist, dieses natürliche Kind der Ewigkeit, verbirgt in seinem tausendfaltigen Schicksalsmantel alles menschliche Elend und Hoffen, alles menschliche Glück und Verzweifeln, der Ironie entflieht kein Sterblicher, weder ein goldumstrahlter Mäcenas noch ein um sein täglich Brot ringendes Dichterherz. Dies immerwährende Auf- und Abschwanken der Lebenswage ist vielleicht noch in keiner weltgeschichtlichen Periode in so grellem Licht hervorgetreten als gerade in der jüngsten, welche die erste Hälfte des für alle geistige Entwickelung so rasch wirkenden 19. Jahrhunderts mit seiner zweiten verbindet. Die Presse entwickelt eine so rastlose Thätigkeit nach allen Seiten hin daß man kaum mehr im Stande ist die Literatur eines einzigen Volks zu überschauen; die Erfindung des Dampfes hat uns um alle gemüthliche Ruhe gebracht. Wie eine Speculation die andere jagt pfeilschnell hin über den großen Völkermarkt, so jagt auch ein Buch das andere, das erste gräbt schon dem zweiten das Grab der Vergänglichkeit u. s. w. Kaum gelingt es selbst dem Schutzbrief der Mode ihre Lieblinge, die nur selten ein besseres Loos verdienen, länger als ein paar Jahre oben schwimmend zu erhalten; unerbittlich werden sie hinabgerissen in den Strudel der Vergessenheit. Durch diese ununterbrochene wilde Jagd des Publicums nach Neuem und Allerneuestem wurde es allein möglich daß eine Lauheit, ja sogar eine gewisse Undankbarkeit gegen anerkannte Dichter eintreten konnte. Jeder nimmt wol noch ein solches jüngst vom Stapel gelaufenes Buch eines früher starkgelesenen Autors zur Hand, aber leider nur um flüchtig jene Neugierde zu befriedigen deren wir oben Erwähnung thaten. Von einem tiefern Eindringen, von einem Abwägen der Vorgänge und Mängel, von einer unparteiischen Würdigung des Ganzen, von

alle Dem ist nur bei sehr wenigen Lesern die Rede; die große Masse liest heutzutage nur noch um die Zeit todtzuschlagen oder gar mit frivoler Pfefferwürze den abgestumpften Gaumen zu kitzeln. Wohin soll uns noch diese Geschmacklosigkeit am Ende führen? Soll man ruhig zusehen, wenn das Edlere mit dem Unedlern in eine Kategorie zusammengeworfen wird? Wahrlich, die Literarhistoriker der Zukunft werden, wenn sie nur halbwegs gewissenhaft dabei zuwerkegehen, keine geringe Mühe haben, jene kleinern, aber doch immer noch schönen Perlen zu fischen, die unter dem mit Dampf hinbrausenden Geschäume des Zeitgeistes der Gegenwart in das Meer der Dichtung wieder spurlos versunken sind.

Die vorstehenden Betrachtungen und Vermuthungen sind uns aus der Lecture folgender Gedichtsammlungen und poetischer Productionen hervorgegangen, und wir wollen sie, da die Zahl derselben nicht so groß ist daß dadurch unsern Lesern die Uebersichtlichkeit erschwert würde, nach ihrem gemischten Inhalt alle in buntem Wechsel zusammengruppiren.

1. Gedichte des Rothenburger Einsiedlers. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 1 Thlr.
2. Bertha, die Spinnerin. Von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1853. 16. 24 Ngr.
3. Minstrelklänge aus Schottland. Rhythmisch verdeutscht von Wilhelm Gerhard. Leipzig, O. Wigand. 1853. 32. 1 Thlr.
4. Frauenlob. Sonette von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin, Brandis. 1853. 16. 27 Ngr.
5. Kriegs- und Friedenslieder von Ernst Freiherrn Beaulieu. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 1 Thlr.
6. Gedichte von Hermann Finelius. Greifswald, Koch. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Gedichte (hochdeutsche) von Franz von Kobell. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1852. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.
8. Der große Kurfürst. Kleine Lieder von George Hesekiel. Berlin, Hollstein. 1851. 16. 24 Ngr.
9. Patriotische Gedichte von Victor Precht. Zweite Sammlung. Der Ertrag für den Zweck des Altonaer Hülfsvereins. Bremen, Geisler. 1853.
10. Gedichte von Theodor Storm. Kiel, Schwers. 1852. 16. 1 Thlr.
11. Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Zweite Auflage. Erlangen, Palm und Enke. 1853. 16. 16 Ngr.

Die unter Nr. 1 oben angeführte Gedichtsammlung enthält des Schönen viel. Der „Rothenburger Einsiedler", wie sich der bei Kelbra und Rothenburg in der Goldenen Aue lebende Verfasser, Friedrich Beyer, selbst gern nennt, ist bereits als Dichter durch die Wärme seines Gefühls und durch die Einfachheit und Lieblichkeit seiner kleinern Lieder längere Zeit bekannt. Ihrem Inhalte nach gehören diese mit vielem Geschmack aneinandergereihten Dichtungen fast durchgängig einer gesunden Lyrik an; hier ist Nichts von unserm modernen überwürzten Luxus, Nichts von jenem mondscheinblassen Weltschmerz wodurch sich talentlose Ritter so gern interessant machen wollen. Wir wählen für unsere Leser folgendes Gedicht aus, weil sich in dem ganzen Bande schwerlich ein zweites finden dürfte, worin sich das Eigenthümliche des „Rothenburger Einsiedlers", sein contemplatives Wesen und seine manchmal an kindliche Unschuld grenzende Naivetät schärfer abspiegelte (S. 23):

Die Natur.

Mit dir, nach dir zu leben,
Natur, o welch ein Glück!
Wer sehnte sich zurück
Von dir nach eitlem Streben?
Das Allerschönste nur
Bist du, Natur, Natur!

Hier laben tausend Freuden
Bis auf den Boden rein
Den Erdenpilger ein.
Und nimmermehr verleiden
Mir Ekel und Verdruß
Den fröhlichen Genuß.

Zwar einfach sind die Gaben,
Nicht für die eitle Welt,
Die für gering sie hält,
Doch fähig stets zu laben
Und bei der Einfachheit
Voll Mannichfaltigkeit.

Ja, Alles was ich habe
Und bin, verdank' ich nur
Der gütigen Natur;
Sie hilft mit ihrer Gabe
Auch was ich für das Haus
Bedarf, mir gütig aus.

Zum Sitz, wenn von der Fessel
Des Tagewerkes frei
Der Muse ich mich weih',
Dient mir ein Ruhesessel,
Den mir zwar ohne Pracht,
Doch schön Natur gemacht.

Und wenn ich sinnend stehe,
Und fällt mir etwas ein,
Schreib' ich's mit Stein auf Stein,
Damit mir Nichts entgehe.
Pult, Griffel und Papier
Sind d'rum Natur auch hier.

Der Felsen ist mein Keller,
Ein laubbedecktes Dach
Mein Wohn- und Schlafgemach,
Der Rasen Tisch und Teller,
Die Sonne meine Uhr;
Kurz, Alles ist Natur."

Und wollt ihr weiter fragen:
„Wo ist dein Gotteshaus?"
Geht in die Schöpfung 'naus!
Ihr werdet selbst dann sagen,
Seht ihr des Ew'gen Spur:
„Auch dies Haus ist Natur."

Und was ich sonst bescheiden
Und demuthsvoll begehrt,
Hat mir Natur gewährt
Und gibt mir's noch mit Freuden,
Obwol mit weiser Hand,
Doch ohne Unterpfand.

Nur wenn ich manchmal sehe,
Wie die Natur so treu,
So wahr und ewig neu,
Thut mir's im Herzen wehe,
Und Eines wünsch' ich nur:
Wär' ich auch ganz Natur!

Noch machen wir aufmerksam auf folgende schöne Gedichte: „Die Freude"; „Sehnsucht nach der Jugendzeit"; „Die Nacht"; „Das einzige Buch"; „Das Gold des Armen"; „Antwort im Bache"; „Frühlings Vorfeier"; „Mitternacht". Hieran reiht sich ein kleiner Cyklus von Epigrammen, worin der Verfasser weniger darauf ausgeht mit dem Stachel des Witzes zu verwunden, als einen allgemein ironischen Anklang im Gemüthe rege zu machen. Hier eins der glücklich pointirten als Probe (S. 216):

Hilf mit.

Was Name! Goethe oder Hans!
Denn kommt es um und um,
So rettet, soll es sein, die Gans
Das Capitolium.

Endlich schließt dieses allen Freunden der Natur zu empfehlende Buch mit einer Reihe von Parabeln, die theils in Versen, theils in Prosa geschrieben sind. Darunter ist unsers Bedünkens die beste „Der Ahornbaum", in einfacher schlichter Weise ein rührendes Bild aus der Naturreligion der Wilden.

Nr. 2. Karl Simrock hat sich durch seine mit großer Sprachgewandtheit ausgeführten Uebersetzungen der „Nibelungen" und der bedeutendsten Kunstepen des Mittelalters um die deutsche Literatur bleibende Verdienste erworben. „Bertha die Spinnerin", die in Simrock's Gedicht als Mutter Karl's des Großen das Geschlecht der Karolinger gründet, lebt noch heute in dem italienischen und auch den Franzosen wohlbekannten Sprüchwort: „Non è più il tempo che Berta filava", fort, womit die goldene Zeit gemeint ist. Diese Frauengestalt verliert sich bis hinauf ins mythische Gebiet der deutschen Göttermutter, die das Sprüchwort im Sinne hat und die in einer ihrer letzten Verjüngungen die Ahnfrau des zweiten fränkischen Geschlechts wurde, wie sie als Weiße Frau, die gleichfalls unter dem Namen Bertha zu erscheinen pflegt, noch jetzt an der Spitze aller deutschen Fürstengeschlechter steht. Es würde uns hier zu weit führen den Inhalt der Sage ganz zu erzählen, und da es auch immer eine misliche Sache ist, ein Bruchstück in Versen aus einer größern Dichtung hervorzuheben, so verweisen wir den Leser lieber selbst an das Buch. Wie bei allen seinen poetischen Productionen hatte Simrock auch bei dieser „Bertha die Spinnerin" beinahe nur die Plastik im Auge; auf musikalischen Rhythmus der Verse hält er viel weniger, worin der Grund liegt daß sich seine Dichtungen alle durch Klarheit auszeichnen, jedoch was Euphonie anbelangt so Manches zu wünschen übrig lassen. Die nette Ausgabe ist durch einen Stahlstich geziert und zum bessern Verständniß mit einer großen Zahl von mythologischen Anmerkungen versehen.

Nr. 3. Wilhelm Gerhard, bekannt durch seine Gedichte, hat in dieser jüngst publicirten Sammlung „Minstrelklänge aus Schottland" mit großer Umsicht und ästhetischem Geschmack die schönsten Balladen und die uralten Bardenklänge dieses originellen Bergvolks zusammengestellt. Der Verfasser scheint bei vielen Stellen den melodischen Fluß des Versbaus absichtlich geopfert zu haben, nur um den Sinn des Originals bei der Verdeutschung so getreu wie möglich wiederzugeben, was ihm Jene die der englischen Sprache nicht mächtig sind gewiß Dank wissen werden. Eine besondere Beachtung von Seiten des Lesers verdienen wol die wunderschöne, sich durch rührende Einfalt auszeichnende Ballade „Die Maid von Lochroyan"; „Die beiden Raben"; „Die drei Raben", die zu den ältesten schottischen Bardenklängen gehören; „Das Gespenst im Jägerhause", dem Stoffe nach wild, jedoch originell in der Durchführung; „Schwestermord", durch ihren hochpoetischen Schluß wahrhaft ein Meisterstück; „Das Ginsterfeld", echt volksthümlich, noch heutzutage in Schottland beliebt. Da die meisten dieser Balladen sehr lang und die berühmtern bereits durch die Uebersetzungen von W. Doenniges u. A. allgemein bekannt sind, so wählen wir aus dieser schönen Sammlung eine der kürzern, die, aus uralter Zeit stammend, sich durch eine dramatische Schlagkraft auszeichnet, wie sie kaum an einer andern zu finden ist. Man höre (S. 68):

Edward, Edward!

„Warum träuft so dein Schwert von Blut,
Edward, Edward?
Warum träuft so dein Schwert von Blut,
Warum so bang' und schwer? O!" —
„„O, ich erschlug meinen Falken so gut,
Mutter, Mutter!
O, ich erschlug meinen Falken so gut,
Und habe nun keinen mehr, o!""

„Deines Falken Blut war nimmer so roth,
Edward, Edward!
Deines Falken Blut war nimmer so roth,
Mein Sohn, das sag' ich dir, o!"
„„Meinen Hengst, den Schweißfuchs, schlug ich todt,
Mutter, Mutter!
Meinen Hengst, den Schweißfuchs, schlug ich todt,
Der meines Stalles Zier, o!""

„Alt war er, laß dich jüngern tragen,
Edward, Edward!
Alt war er, laß dich jüngern tragen,
Dich drückt wol ander Weh, o!"
„„Meinen theuern Vater hab' ich erschlagen,
Mutter, Mutter!
Meinen theuern Vater hab' ich erschlagen,
Ach! wehe, wehe mir, weh! O!""

„Wie willst du büßen, was du gethan,
Edward, Edward!
Wie willst du büßen, was du gethan,
Sohn, den ich leiden seh'? O!"
„„Ich setze den Fuß in jenen Kahn,
Mutter, Mutter!
Ich setze den Fuß in jenen Kahn
Und rudere über die See, O!""

„Was wird aus deinen Thürmen und Hallen,
Edward, Edward?
Was wird aus deinen Thürmen und Hallen,
So leuchtend im Sonnenlicht? O!"
„„Sie mögen stehen, bis sie zerfallen,
Mutter, Mutter!
Sie mögen stehen, bis sie zerfallen,
Hier ist meines Bleibens nicht, o!""

„Und deiner Gattin und Kinder Loos,
Edward, Edward?
Und deiner Gattin und Kinder Loos
Wenn fern deine Wimpel weh'n? O!"
„„Sie mögen betteln, die Welt ist groß,
Mutter, Mutter!
Sie mögen betteln, die Welt ist groß;
Ich mag sie nicht wieder seh'n, o!""

„Was wird deine arme Mutter erben,
Edward, Edward?
Was wird deine arme Mutter erben,
Sohn, ohne Hülf' und Rath? O!"
„„Der Hölle Fluch soll dich verderben,
Mutter, Mutter!
Der Hölle Fluch soll dich verderben,
Die mich verlockt' zu der That, o!""

Unter den Liedern welche den Anhang des Buchs bilden ist unserer Ansicht nach „Maggy" das beste, ein erotischer Klang wie Goldmetall, vortrefflich von Gerhard übersetzt, der mit diesem Werke einen schätzenswerthen Beitrag zur ausländischen Volksbücherliteratur geliefert hat.

Nr. 4 enthält eine Sammlung von mehr als hundert Sonetten, deren jedes eine berühmte Frau des Alterthums oder der Neuzeit feiert. Gewiß nur, um nicht in formeller Hinsicht in Monotonie zu verfallen, hat der durch seine Uebersetzungen bekannte Verfasser in diesen Sonetten es vorgezogen, männliche und weibliche Reime miteinander abwechseln zu lassen, statt die schulgerechtere Norm zu wählen, die dieser Dichtungsart eigentlich nur weibliche Reime gestattet, wie es hierbei Meister Platen immer treu gehalten. Einige dieser Sonette klingen zu prosaisch. Wir wählen für unsere Leser folgendes (S. 85):

Käthchen von Heilbronn.

Man sagt, und wer wagt's nicht es zuzugeben?
Die Lieb' in höchster Kraft und Lust und Pein
Soll nur in Weibes Brust zu finden sein,
Sie sei der Jungfrau innerlichstes Leben.

Und wollte Jemand Zweifel doch erheben,
Den laden wir zum holden Käthchen ein;
Doch muß sie bei der Bühne Lampenschein
Leibhaft vor euerm Ohr und Auge schweben.

Leben und Kunst, was sind sie ohne Liebe?
Wo ist der Dichter, der von ihr nicht schriebe?
Und wenn als zartestes der Liebesdramen

Man Shakspeare's „Romeo und Julie" preist,
So trägt das liebeskräftigste den Namen
Käthchen's von Heilbronn und den deinen, Kleist.

Uebrigens ist das Büchelchen sehr elegant ausgestattet und eignet sich seinem ganzen Gehalte nach vorzüglich zu einem Geschenk für Damen.

Nr. 5. Ein mit großer Abwechselung sich rasch fortbewegender Liederstrom, worunter sich auch etwas längere poetische Schilderungen aus Abd-el-Kader's Leben befinden. Der Verfasser hat tiefes Gefühl und scharfe Beobachtungsgabe. Die „Scenen aus den letzten Feldzügen" sind mit großer realistischer Treue dem Soldatenleben entnommen; besonders lebhaft klingen die Reiterlieder, worunter uns das flotte Husarenlied „Sporen klirren, Gläser blinken" das gelungenste zu sein scheint. Dann schlägt er wieder plötzlich erotische Klänge in Moll an und vertieft sich in die Geheimnisse des Seelenlebens oder taucht erinnerungsselig zurück in die goldene Kinderzeit, die er z. B. in dem schönen Gedichte „Der kleine Poet" dem Leser trefflich ins Gedächtniß zu rufen weiß. Voll elegischen Schmelzes ist das folgende Lied (S. 26):

Verlassen.

Still' auf dem Wasser; nur mit leisem Beben
Bricht murmelnd sich die Welle an dem Kahn,
Aus fernen Dörfern Abendstimmen schweben
Melodisch zu mir durch die Wasserbahn.

Rings um mich her herrscht tiefes, stilles Schweigen,
Doch spricht die Stimme meiner Seele laut,
Es horcht mein Ohr den fernen Zauberreigen,
Mein Auge zu den lieben Sternen schaut.

Zu dir, Natur, floh ich, du hast's empfunden,
Was in des Busens Tiefe ich empfand;
Dein heil'ges Schweigen lindert meine Wunden,
Es ist, als ruht' auf mir die Mutterhand.

Dir mußt' ich's sagen, wie ich bin verlassen,
Daß nie mein Herz sich einen Freund gewann,
Daß ich die ganze Menschheit möchte hassen,
Und daß ich doch in dir nur lieben kann.

In dir liegt ja der Liebe ew'ge Schöne;
Spricht liebend nicht die Nachtigall zum Hain?
Klingt hall' es nicht aus jeder Blumenthräne:
Ich lieb' euch, Sterne, lieb' dich, Mondenschein?

Tönt's auf dem Weiher nicht wie Liebesweise,
Wenn seine Welle an das Ufer spült?
Und lispeln nicht die duft'gen Blumen leise
Der Welle zu: Hab' deinen Kuß gefühlt?

Rauscht Liebe nicht hernieder in dem Regen?
Braust selbst im Sturm sie nicht, der Eichen fällt?
Zuckt nicht der Blitz hinab in Liebessegen?
Ruft nicht der Donner Liebe durch die Welt?

Ja du, Natur, du lösest meine Schmerzen,
In dir verklärt sich meines Zornes Blick,
Du führst so wonnig meinem kranken Herzen
Den Frieden und die stille Ruh' zurück.

Und frisches Leben athm' in dir ich wieder
Und neue Hoffnung; und die alte Lust;
Sie spült hinfort im klaren Quell der Lieder
Das letzte Leid aus meiner vollen Brust.

Das Buch enthält auch noch „Zwei launige Gedichte in niederdeutscher Mundart" und schließt mit der längern Satire: „Was ein junger Fink vom deutschen Sängerwald erzählt", worin unsere modernen Zustände gegeißelt werden. Besonders dürfte diese Gedichtsammlung die gebildeten Herren vom Militair interessiren.

Nr. 6. Ein sehr talentvoller Sänger, der leider in der ersten Blüte des Mannesalters starb. Zwei seiner Freunde besorgten die Herausgabe. Da im Vorwort ausdrücklich die Bemerkung hervorgehoben wird: „Seinem Willen gemäß erscheinen die Gedichte so wie sie geschrieben sind", so können wir mit den Herausgebern nicht darüber rechten, ob es nicht besser gewesen wäre in dem starken Bande eine Revision zu halten. Um vieles einzelne Treffliche mit Stillschweigen zu übergehen, lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser sogleich auf die gelungensten Abtheilungen dieses Buchs, betitelt: „Märchen". Finelius hatte die Gabe, dem Naturleben die feinsten Klänge abzulauschen und sie poetisch in passendes Gewand einzukleiden, ja er weiß sogar rauhen Winterscenen die drolligste Seite, die eine echte vis comica in der Behandlung voraussetzt, abzugewinnen; zum Belege dieses Ausspruchs diene z. B. (S. 117):

Schlägerei.

Bei Schneegestöber auf'm Kirchendach,
Da hielten die Dohlen Schule.
Da saßen sie alle der Reihe nach,
Eine Jede auf ihrem Stuhle.

Auf ihrem Dachziegellehnstuhl saß
Die Junge neben der Alten,
In der Mädchenschule, ihr wißt das,
Kann keine den Schnabel halten.

So frug denn eine: Wie mag es gescheh'n,
Daß die Mühlenbursche sich schlagen?*)
Die Zweite sprach: Ihr sollt's schon seh'n,
Ich will's im Vertrauen euch sagen.

'S war diese Nacht, daß der Wind ging um,
Das hat ein Bursche verschlafen!
Nein, rief die Dritte, 's ist nicht darum,
Da muß ich dich Lügen strafen.

'S ist, weil er die Mahlsteuer unterschlug!
Nein, schrie die Vierte im Haufen,
Ich weiß es, daß sie sich toll genug,
Um die schöne Müllerin raufen!

Sie zanken, beschnien sah'n die Dächer drein,
Die Mühlenbursch' schließen Frieden,
Die Dohlen aber, so groß als klein,
Die streiten noch unentschieden.

Das dauerte bis zum Abend noch,
Dann schlüpften, zerkratzt und zerbissen,
Eine jede in ihr Mauerloch,
Auf ihr klösterlich einsam Kissen.

Eine junge Dohle erzählt' die Geschicht'
Heut' früh einem alten Spatzen,
Der sprach: Mein Kind, es ziemt sich nicht,
So aus der Schule zu schwatzen!

*) „Die Mühlenbursche schlagen sich", volksthümliche Bezeichnung des Schneegestöbers.

Nr. 7. Der Verfasser, der sich mit großem Glücke als volksthümlicher Dichter in der oberbairischen Mundart bewegte und namentlich mit seinen „Schnadahüpfln" und „Sprüchln" sich ein bleibendes Andenken im Gemüthe des Volks sicherte, hat mit dieser Sammlung hochdeutscher Gedichte eine neue Richtung eingeschlagen, die, wie uns bedünkt, seinem Talente nicht so zusagt wie die frühere, in der er wirklich ganz und gar in seinem Elemente ist. Wir wollen damit keineswegs in Abrede stellen daß diese Lieder nicht auch so manche schöne enthalten, wie z. B. „Der Bergknappe"; doch vermißten wir oft jenen frischen Anschlag, jenes Aufsprudeln des Dichterherzens, das seinen Volksgesängen den Stempel der Vollendung aufdrückt. Die werthvollsten Lieder dieses sehr niedlich ausgestatteten Buchs scheint uns der größere Cyklus „Aus dem Jägerleben" zu enthalten. Hier eins zur Probe (S. 93):

Jägerlied.

Meine Lust ist Bergesluft
Und ein kühnes Jagen,
Wo die Gemse gerne weilt,
Da ist mein Behagen.
Blümlein nicht der Au und Laub
Rankender Gelände,
Mir gefällt das Edelweiß,
Schmuck der wilden Wände.

Wo's da oben schaurig schön,
Da ist meine Freude,
Seh' ich unter mir die Welt,
Meine Augenweide.
Rennt den Gang auf jähem Steig
Immerhin vermessen,
Kann ich d'rum den Menschenschwall
Unten nur vergessen.

Mögen And're Schimmertand,
Gold und Silber preisen,
Mir gefällt im grauen Kleid
Meiner Büchse Eisen.
Und um Waidmanns Heil allein
Will ich wünschend werben,
Und soll enden diese Lust,
Sei's gegönnt zu sterben.

Nr. 8. Hesekiel, der seine literarische Thätigkeit nun, wie es scheint, ganz der Historie zuwendet, besingt in diesem hübsch ausgestatteten Werkchen das Leben und die Thaten des „Großen Kurfürsten" von 1636—88. Es blickt in diesen kleinen Liedern, wie sie der Verfasser selbst auf dem Titelblatte nennt, eine große Vorliebe für Preußen durch, daher sich das Büchlein in dortigen Lesekreisen wol rasch Eingang verschaffen wird. Die geschichtlichen Momente sind gut gewählt und beweisen in Hinsicht ihres allgemeinen Interesses daß der Verfasser auch das größere Publicum bei der Auswahl im Auge hatte.

Nr. 9. Diese „Patriotischen Gedichte" sind zum Besten des Altonaer Hülfsvereins vom Verfasser publicirt. Außer mehren Tendenzgedichten, worin Schleswig-Holstein gefeiert wird, enthält die Sammlung auch historische Productionen, z. B. die „Brautfahrt Heinrich's des Vogelstellers", die im Verhältniß zu ihrem stofflichen Gehalt vom Verfasser zu breit behandelt wurde. Möge der edle Zweck dem Werkchen zahlreiche Abnahme verschaffen!

Nr. 10. Fast alle diese Gedichte durchweht ein jugendlich frischer Dichtergeist. Unter den erotischen Gesängen befinden sich einige die sich durch die lieblichste Zartheit auszeichnen, wobei der Verfasser mit Glück manchmal ganz leise den Schalk durchblicken läßt. Schon in dem ersten: „Octoberlied", des höchst elegant ausgestatteten Buchs hat der Dichter seine Weltanschauung niedergelegt, in der sich ein poetischer Ernst mit dem heitersten Genuß des Lebens vermählt. Dies spricht sich besonders in den kleinen künstlerisch abgerundeten „Fiedelliedern" aus, wovon wir eins hier unsern Lesern vorführen (S. 118):

Musikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Zieh'n die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

Nr. 11. Auch hier begegnen wir einem echten Dichtertalent, das sich in Schilderungen großer Naturscenen mit Festhaltung eines klar durchgeführten Grundgedankens oft sehr melodisch im Flusse der Verse wiegt. Nur glauben wir, der Verfasser würde noch Bedeutenderes leisten, wenn er sich nicht allzu oft seiner weichen elegischen Stimmung hingäbe. Unter den größern Gedichten halten wir für das beste „Der Bramine"; minder gelungen dünkt uns „Das Götterfest"; auch kann sich „Beethoven" mit dem wunderschönen gleichbetitelten Gedichte Grillparzer's durchaus nicht messen. Dagegen findet man in dieser Sammlung viele kleine Lieder die eine hohe poetische Begabung für lyrische Production beweisen, z. B. „Im kühlen Schatten einer Linde"; „Auch meine heißen Thränen flossen". Schön ist auch das Lied „Mein Herz ist im Hochland", nur erinnert es ein bischen an die gebirgsfrischen Klänge des schottischen Dichters Robert Burns. Wir entnehmen der größern Abtheilung „Italien" folgendes (S. 71):

Bergnacht.

Wie geht die nächtlich stille Reise
So lieblich hin im Mondenschein,
Die Pferde kennen ihre Gleise,
Der Postillon nickt schlummernd ein.

Die Berge steh'n wie starre Riesen
An des Jahrtausends Hünengrab,
Und werfen in die Thaleswiesen
Die langen Schatten mir herab.

Die Gemse weidet in der Kühle,
Die einsam alte Fichte lauscht,
Wie brausend an dem Wehr der Mühle
Die wilde Etsch vorüberrauscht.

In meinem Herzen schlägt es milder,
Wie es seit Jahren nimmer schlug,
Durch meine Seele halten Bilder
Der Kindheit ihren Wallfahrtszug.

Ich wiege mich so selig heiter
Im träumerischen Mondenschein.
Ach ging' es doch so weit und weiter
Bis in mein stilles Grab hinein!

Somit wäre unsere Dichterreihe geschlossen und diesmal unser Geschäft im Dienste der Kritik kein undankbares gewesen, wie es leider nur zu häufig vorkommt. Wir überlassen es nun den Lesern d. Bl. sich mit den Klängen dieser Dichterharfen, von denen wir hier nur einzelne Accorde anschlagen durften, näher vertraut zu machen.

Emanuel Raulf.

Die Südslawen und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. Von J. F. Neigebaur. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die jüngsten ungarischen Revolutionskämpfe, in welchen die Südslawen eine so hervorragende Rolle spielten, haben die

allgemeine Aufmerksamkeit Europas auf diesen bisher sehr wenig beachteten Theil seiner Bevölkerung hingeleitet; in der letzten Zeit haben die montenegrinischen Vorgänge abermals Aller Blicke auf einen Theil des südslawischen Gebiets gelenkt, welcher der Ausgangspunkt eines die europäische Karte völlig umgestaltenden Weltkampfes zu werden drohte. Unter diesen Verhältnissen muß jeder Beitrag zur Förderung der für jetzt noch sehr geringen Kenntniß von diesem Landgebiete und seiner Bevölkerung jedenfalls mit Dank entgegengenommen werden. Die Literatur hat sich auch rasch dieses dankbaren Stoffs bemächtigt und wir sind in den letzten Jahren mit manchen werthvollen Arbeiten über die Südslawen und deren Länder beschenkt worden. Als die bedeutendsten sind wol Cyprian Robert's größeres Werk über Oestreich und seine slawische Bevölkerung wie die von uns in Nr. 3 d. Bl. besprochenen Werke Siegfried Kapper's zu bezeichnen. Das vorliegende Buch tritt den ebengenannten würdig zur Seite. Es steht ihnen allerdings an Reiz der Darstellung bedeutend nach, wiegt aber diesen Nachtheil durch größere Gründlichkeit und Objectivität auf. Cyprian Robert ist als alter warmer Verfechter des Slawenthums und sogar des in Europa soviel gefürchteten Panslawismus bekannt und auch seinem neuesten Werk ist auf jeder Seite der Stempel dieser apologetischen Richtung unverkennbar aufgedrückt. Der Deutschböhme Kapper fühlte als Halbczeche warme Sympathien für die Erhebung der Südslawen gegen das Magyarenthum und suchte namentlich ihren Antheil am ungarischen Kampfe und ihr vielgetadeltes Benehmen während desselben zu rechtfertigen oder wo dies nicht anging wenigstens zu entschuldigen. Reigebaur hingegen, dessen gründliche Kenntniß der südslawischen Länder und Verhältnisse bereits durch mehre theils selbständig, theils in Malten's „Allgemeiner Weltkunde“ erschienene Arbeiten hinlänglich bekundet ist, hat diese Länder im Jahre 1850 abermals als deutscher Gelehrter bereist, d. h. als ein Mann der genug Kosmopolitismus mitbringt, um das Gute überall herausfinden und anerkennend beurtheilen, aber auch Kaltblütigkeit genug, um nicht sofort in Enthusiasmus gerathen und vielmehr den ungetrübten Blick des ruhigen Beobachters und die Objectivität mehr des Geschichtschreibers als des zeitgenössischen Erzählers bewahren zu können.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen müssen wir namentlich den kurzen, aber inhaltsreichen Abschnitt über Montenegro der Beachtung der Lesewelt empfehlen, welche die dortigen neulichen Vorgänge besser begreifen will als dies aus kurzen Zeitungsberichten und Artikeln möglich. Wir heben aus diesem Abschnitt die nachfolgende Stelle hervor, weil sie das gegenwärtige etwas laue Verhalten Rußlands in der montenegrinischen Frage am besten zu erklären scheint und auch voraussehen läßt welche Stellung Rußland, wenn der Kampf Montenegro's gegen die Türken aufs neue beginnen sollte, hierbei wol einnehmen würde.

„Als Peter der Große“, berichtet Reigebaur (S. 65 fg.), „mit den Türken seinen bekannten Krieg anfing, wußte er sehr wohl daß in Montenegro ein Christenvolk hause, das nur eine Veranlassung suche sich mit den Türken zu schlagen; er verlangte den Beistand der Montenegriner, zahlte ihnen Geld und gab ihnen große Versprechungen.... Dies wiederholte sich bei allen Türkenkriegen, und das Archiv zu Cettinje (Residenz des Bladika) enthält dergleichen Urkunden mit den Unterschriften der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina bis auf die Kaiser Paul und Alexander, dessen Auffoderung gegen die Franzosen gerichtet ist. Er machte ihnen Appetit nach den Buchten von Cattaro, ihrem natürlichen Seehafen, weil ihnen die Türken den See von Scutari und dessen Abfluß ins Adriatische Meer versperren. Wenn sie von ihren Bergen nach der fruchtbaren Ebene hinabschauen, welche der See von Scutari nördlich begrenzt, war es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie solchen lockenden Auffoderungen folgten, sich nach jenem Theile Albaniens ausdehnen zu können. Allein stets wurden sie geopfert; ebenso als sie die steile Westküste nach Cattaro hinabstiegen und Ragusa im Jahre 1807 belagerten und als sie 1814 Cattaro in Verbindung mit den Engländern nahmen. Allein sie hatten dabei stets viel Geld von Rußland erhalten, auch Gelegenheit gehabt reiche Beute zu machen. Einen solchen Zustand der Dinge wünschen sich die Montenegriner fortwährend; daher war es dem Bladika so schwer, diese Leute an den Frieden zu gewöhnen, deren schönster Schmuck Waffen sind, sodaß oft ein ganz einfacher Bauer ein durchaus mit Silber überzogenes Gewehr besitzt, das mehre Hundert Gulden kostet, oder einen Yatagan von gleichem Werth. Der Bauer geht mit Feuergewehr, Yatagan und Pistolen zur Arbeit, wenigstens mit einer der letztern, ebenso der Eseltreiber, der Holzhacker; kurz, jeder Mensch ist bis an die Zähne bewaffnet, selbst Jungen von 16 Jahren. Sowenig Raum für einigen Erdboden zwischen ihren Felsen ist, so ist der Boden doch so fruchtbar daß ihnen viel Zeit übrigbleibt; in dieser haben sie nur Einen Wunsch: Krieg; und es war daher für Rußland sehr wünschenswerth, immer ein Hülfscorps von 20,000 Mann solcher tapfern Streiter zur Verfügung zu haben, die im Gebirgskriege einzig in ihrer Art sind....“

Wie in dem Abschnitte von Montenegro, so werden auch bei den übrigen südslawischen Landestheilen und Völkerschaften gedrängte historische Rückblicke gegeben und an diese wird dann die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse angeknüpft. Bei diesen Darstellungen berücksichtigt der Verfasser in dankenswerther Weise namentlich den Culturstand und die noch sehr jungen Regungen eines neuen literarischen Lebens. Er bemüht sich und es gelingt ihm auch nachzuweisen, daß die südslawischen Völkerschaften keineswegs in so hohem Grade als dies allgemein geglaubt wird aller Cultur bar sind und daß, wenn sie auch weit hinter den civilisirten Völkern Europas zurückstehen, dies nicht einem Mangel an Bildungsfähigkeit und gutem Willen, sondern der ungünstigen politischen und materiellen Lage zuzuschreiben, in der sie sich bisher befanden und großentheils noch befinden. Die Lecture dieses Buchs wird Jedermann die Ueberzeugung geben daß in den südslawischen Ländern Ueberreste alter Macht und Herrlichkeit ruhen, welche Ueberreste vom Zeitengerölle nur verschüttet, aber nicht völlig vergraben worden sind und die man jetzt mit regem nationalen Eifer ans Licht zu fördern beginnt; daß in diesen unter verschiedenen Herrschaften zerstreuten, dadurch gebrochenen und geschwächten, aber doch durch gleiche Nationalität und gleiches Sehnen vereinigten Völkerschaften eine mächtige Naturkraft und bedeutende geistige Befähigung und energische Willenskraft ruhen, die Jahrhunderte durch die Ungunst der Umstände niedergehalten, neuerer Zeit aber aus ihrem langen Todtenschlafe geweckt wurden und sich über kurz oder lang Geltung erringen werden. Diese Regungen mit Aufmerksamkeit zu begleiten liegt im Interesse und ist eine Pflicht des civilisirten Europa, für das sie später sehr bedeutsam werden können. Reigebaur's Buch gibt einen trefflichen Leitfaden zur Beobachtung und Beurtheilung dieser Bewegungen an die Hand und kann daher jedenfalls als zeitgemäß begrüßt werden. Bei der Gründlichkeit seines Werks hat der Verfasser doch die Ueberladung mit gelehrtem Ballast und ermüdendem Citatenkram glücklich zu vermeiden gewußt, sodaß sein Buch für jeden gebildeten Leser der die Mühe einer ernsten und belehrenden Lecture nicht scheut genießbar ist. 25.

Kaiser Karl V. als Mönch.*)

Die jüngsten Jahre haben den gefaßten und ausgeführten Entschluß fürstlicher Häupter ihre angestammten Kronen niederzulegen zu einer wiederholten Erscheinung und dadurch, obwol dadurch vielleicht nicht allein, minder wunderbar gemacht als

*) Vergl. den Aufsatz von A. Scheler: „Neue Forschungen über Kaiser Karl's V. Aufenthalt im Kloster Yuste“ in Nr. 48 d. Bl. f. 1852. D. Red.

die Thronentsagung Kaiser Karl's V. in den Jahren 1555—56 erschienen sein mag. Denn nicht genug daß Karl seine Herrscherscepter über die Niederlande, Spanien und Indien an seinen Sohn Philipp II. und die deutsche Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand abgab, sein Eintritt in ein Mönchskloster, er selbst ein Mönch, entfernte ihn gänzlich von der Schaubühne des öffentlichen Lebens. War es natürlich daß die Neugier ihm in seine Zelle folgte und daß die Völker, die gewohnt gewesen ihn in Feldlagern zu sehen und seine Rathsbeschlüsse als Befehle zu empfangen, von seinem Thun und Treiben innerhalb der stillen Friedensmauern zu hören verlangten, so kann es weniger auffallen daß darüber mehr als ein Bericht vorliegt, als daß ein neuestes, diesem Gegenstand gewidmetes Werk das Unrichtige wie das Unvollständige jedes vorhandenen nachweist. Der Verfasser ist William Stirling, bekannt durch seine „Annals of the artists of Spain", und sein Buch heißt „The cloister life of the Emperor Charles the Fifth" (London 1852).*) Im Vorwort erwähnt er die Autoritäten seines Buchs, eine gedruckte und eine handschriftliche, jene von Joseph von Siguença in dessen „Geschichte des Ordens des heiligen Hieronymus", eines Mannes welcher, 1545 geboren, vielfach Gelegenheit hatte mit Solchen zu verkehren die dem Kaiser in seiner Abgeschiedenheit nahe gestanden und die Gelegenheit für seine Mittheilungen benutzte; letztere, die handschriftliche, ein vom Verfasser gemachter Fund, über dessen Beschaffenheit er sich folgendermaßen äußert.

„Zur Zeit der Wiedereinsetzung Ferdinand's VII. auf den spanischen Thron kamen die im Schlosse Simancas bei Valladolid verwahrten königlichen Archive unter die Obhut eines Canonicus von Plasencia, Don Tomas Gonzalez. Französische Plünderung, spätere Nachlässigkeit und der Rückempfang mehrer Actenstücke nach erfolgtem Friedensschlusse erklären das bunte Durcheinander in welchem das Ganze lag. Gonzalez brachte es in Ordnung und gewann nebenbei Muße das Archiv zu historischen Forschungen auszubeuten. So verdanken wir seinen Beiträgen zu den «Memoiren der königlichen Akademie der Geschichte» einen langen gediegenen Aufsatz über die Beziehungen zwischen Philipp II. und unserer Königin Elisabeth. Demnächst schrieb er einen Bericht über den Klosteraufenthalt Karl's V. und hatte ihn eben druckfertig, als der Tod seine Arbeiten beendigte. Seine Bücher und Papiere vererbten an seinen Bruder Manuel, welchem er die Nachfolge auf seinem Posten in Simancas ausgewirkt. Durch die Revolution von La Granja 1836 vertrieben und ohne Vermögen, bot dieser den handschriftlichen Bericht seines Bruders den Regierungen von Frankreich, Rußland, Belgien und England zum Kauf. Er foderte 10,000 Francs, ungefähr 400 Pf. St., dafern ihm das Recht der Veröffentlichung verbleiben sollte; außerdem 5000 Francs mehr. Da keine der genannten Regierungen hierauf einging und er auch sonst keinen Käufer fand, stimmte er seine Foderung herab und überließ endlich das Manuscript 1844 dem damals unter der Leitung Mignet's stehenden Archive des französischen Ministeriums des Aeußern für 4000 Francs."

Während die Absicht der französischen Regierung, das Manuscript der Oeffentlichkeit zu übergeben, gleich manchem andern Vorhaben ein Opfer der politischen Stürme wurde, erhielt Stirling die Erlaubniß es einzusehen und für seinen Zweck zu benutzen. Wie es jedoch die französische Großmuth nicht schmälert daß man jene Erlaubniß an Bedingungen knüpfte, welche der von der Regierung immer noch beabsichtigten Veröffentlichung fortdauernd ihren Werth sichern und von denen die wichtigste die war daß Stirling zwar den Inhalt, aber nicht den Text des Manuscripts sollte abschreiben dürfen, so schmälert es auch nicht den wesentlichen Werth von Stirling's Buche daß er nur den Inhalt, nicht die Worte der in jenen Bericht aufgenommenen Originalbriefe Karl's, Philipp's und ihrer Umgebungen mittheilt, und es schmälert ihn doppelt wenig, wenn, wie wol anzunehmen, die Betheuerung des Verfassers Glauben verdient daß weder der Bericht noch die Briefe eine erhebliche Thatsache oder einen interessanten Charakterzug erzählen, die er nicht seinen Blättern einverleibt.

Das vom Kaiser sich ausersehene Kloster gehörte dem reichen Orden des heiligen Hieronymus und lag in dem schönen, waldgekrönten Thale Yuste, ungefähr zwei Wegstunden von der Stadt Xarandilla in Estremadura. Bekanntlich verwirklichte Karl den Gedanken, hier seine Tage zu beschließen, nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden. Doch verbürgt daß es kein rascher, jäh in ihm aufgewirbelter Gedanke war der Umstand daß er bereits seit drei Jahren die zu seiner Aufnahme erfoderlichen Bauten hatte beginnen lassen. Da dieselben bei seiner Ankunft in Spanien noch nicht vollendet waren, nahm er inzwischen in Xarandilla seinen Aufenthalt und bezog erst das Kloster nach Verlauf einiger Monate, am 3. Februar 1557. Von seinem bis dahin zahlreichen Gefolge verabschiedete er den größern Theil, sodaß nur gegen 60 Personen in seiner mittel- oder unmittelbaren Nähe verblieben. Wenn schon hieraus trotz der im Verhältniß beträchtlichen Verminderung, sich die Vermuthung rechtfertigen würde daß Karl keineswegs gemeint gewesen sein könne ein vereinzeltes Mönchsleben zu führen, so findet der ziemlich allgemein verbreitete Glaube daß er solches nicht allein gewollt, sondern auch gethan habe, seine vollständigste Widerlegung durch die von Stirling beigebrachte lange Liste allseitiger Comforts in den Gemächern und der Umgebung Seiner Majestät des Kaiser-Mönchs, zu geschweigen daß selbst an der frühern Etiquette wenig oder Nichts gerückt oder geändert wurde. Statt Mönch zu werden, hatte Karl nur aufgehört Kaiser zu sein; statt als Mönch zu leben, lebte er als ein kaiserlicher Gast unter Mönchen. Seine Tagesordnung beschreibt Stirling in folgender Weise:

„Jeden Morgen erschien der Pater Regla an seinem Bette, fragte wie er geschlafen und leitete seine Privatandacht. Dann erhob sich Karl, ließ sich von seinen Dienern ankleiden und hörte die Messe auf seinem Zimmer, wenn er sich unwohl, oder in der Kirche, wenn er sich wohl fühlte. Einer unverbrüchlichen Gewohnheit treu, welcher das italienische Sprüchwort „Dalla messa alla mensa" seinen Ursprung danken soll, begab er sich gegen Mittag vom Gebet zur Tafel. Die Tafel dauerte lange, denn nicht allein daß er mehr als stark aß, waren auch seine Hände so von der Gicht zerkrampft daß ihm das Schneiden, welches er dessenungeachtet Niemand überlassen wollte, außerordentlich schwer wurde, fast ebenso schwer wie das Kauen, indem er nur noch wenige, weit von einander stehende Zähne hatte. Sein Arzt wohnte der Tafel bei und erfuhr dadurch mindestens die Veranlassung des Uebels welches seine Kunst nicht zu bewältigen vermochte.... Um drei Uhr versammelten sich die Mönche, um entweder einen von des Kaisers Geistlichen predigen oder den Fray Bernardino de Salinas ein Capitel aus der Bibel, gewöhnlich aus dem vom Kaiser bevorzugten Briefe an die Römer vorlesen zu hören.... Den übrigen Nachmittag verbrachte der Kaiser bald im Gespräch mit seinen Hofleuten, bald am Arbeitstisch mit seinem Secretair.... Auch besuchte er bisweilen die Werkstatt seines Hofuhrmachers Torriano, oder er fütterte seine Lieblingsvögel, Waldgeflügel, welche in seiner Zuneigung auf die stattlichen Wolfshunde gefolgt zu sein scheinen, die zu der Zeit wo er Tizian saß hinter ihm herschritten; oder er erging sich unter seinen Bäumen und Blumen bis hinab zu der kleinen Laube mit der Aussicht auf den Berg; oder er wanderte mit seiner Flinte in den Wald, dies jedoch nur selten, und schoß einige von den wilden Tauben welche dort scharenweise in den großen Kastanienbäumen nisteten.

---

*) Von diesem Werke sind zwei deutsche Uebersetzungen erschienen unter dem Titel:

Das Klosterleben Kaiser Karl's V. von William Stirling. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dasselbe. Aus dem Englischen. Von A. Kaiser. Leipzig, T. O. Weigel. 1853. 8. 1 Thlr.

Jedesmal daß er sich außerhalb des Hauses Bewegung machte, geschah es zu Fuß oder, wenn die Gicht das verbot, in seinem Rollstuhl oder seinem Tragsessel.... Dann kam die Vesper und nach der Vesper das Abendessen, welches dem Mittagsessen glich und häufig aus marinirtem Lachs und andern so schwer verdaulichen Speisen bestand daß dem armen Quixada, dem Leibarzte, sein loyales Herz vor die Füße fiel."

Unter Dem was die Geschichtsbücher aus Karl's Klosterleben erzählen pflegt die von ihm begangene Feier seines Begräbnisses eine Hauptrolle zu spielen. Trotz der langen Reihe von Jahren, welche Referent auf die Tage zurückblickt, wo Schröckh's „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder" ihn zuerst mit Kaiser Karl V. bekannt machte, sieht er noch den Kupferstich vor sich, der ihm dort zur Erläuterung den Kaiser im Sarge zeigte, und ebenso genau erinnert er sich noch des stockenden Athems, mit welchem er bald nachher in Robertson's „History of the reign of Emperor Charles V." die romantische Beschreibung derselben Feierlichkeit las. Wie anders nimmt sich diese bei Stirling aus! Sie lautet:

„Im August 1558 schienen die Gedanken des Kaisers sich mehr als gewöhnlich mit Religion und deren Ceremonien zu beschäftigen. So oft während seines Aufenthalts in Yuste einer seiner Freunde gestorben war, ein Prinz von Geblüt oder ein Ritter des Vließordens, hatte er dessen Gedächtniß durch Exequien geehrt, die er von den Mönchen begehen ließ, und diese Trauergottesdienste bildeten einigermaßen die Lichtpunkte des düstern Klosterlebens. Die für sein eigenes Seelenheil täglich gelesenen Messen wurden stets mit andern für die Seelen seines Vaters, seiner Mutter und seiner Gemahlin vereinigt. Jetzt veranstaltete er plötzlich zu Gunsten der Letztern anderweite Todtenfeiern, für jedes an einem besondern Tage, und wohnte ihnen persönlich bei, indem ein Page ihm mit brennender Kerze voranschritt und er aus einem zerrissenen Gebetbuche andächtig und hörbar in den Chorgesang einstimmte. Als dieses Ritual eines Tags beendigt war, fragte er seinen Beichtiger, ob es ihm nicht gestattet sei seine eigene Begräbnißfeier zu begehen und damit selbst für sich zu thun was bald Andere für ihn zu thun haben würden. Regla antwortete daß unter Gottes Beistand Seine Majestät noch viele Jahre leben könne, und schlüge endlich seine letzte Stunde, so würde jene Feier dankbar begangen werden, ohne daß er sich damit zu beschäftigen brauche. «Aber», warf Karl ein, «würde es nicht meinem Seelenheile frommen?» Der Mönch bejahte, denn fromme Werke, sagte er, die man bei Lebenszeit verrichtet, sind wirksamer als wenn man sie bis nach seinem Tode verschiebt. Darauf wurden sofort Vorbereitungen getroffen und ein Katafalk erbaut, der schon bei ähnlichen Gelegenheiten Dienst gethan. Und so wurde am folgenden Tage, den 30. August, diese berühmte Grabesfeier wirklich abgehalten. Der Hochaltar, der Katafalk und die ganze Kirche strahlten im Glanze der Wachskerzen; sämmtliche Mönche befanden sich auf ihren Plätzen, an den Altären und im Chor, und der Haushalt des Kaisers erschien in tiefer Trauer. «Der fromme Monarch selbst», sagt der mönchische Geschichtschreiber, «trug schwarze Gewänder und eine Kerze, um sich selbst beerdigen zu sehen und seine eigenen Exequien zu hören.» Während die feierliche Todtenmesse gesungen wurde, trat er vor und behändigte seine Kerze dem dienstthuenden Priester, zum Zeichen des Wunsches, seine Seele seinem Schöpfer zu überliefern... Nach dem Schluß des Rituals speiste der Kaiser in seinem westlichen Gemache; er aß wenig, verbrachte aber einen großen Theil des Nachmittags im Freien und setzte sich in die Sonne, deren Strahlen, wie sie dem Horizont sich näherte, von den weißen Mauern stark zurückprallten. Mit heftigem Kopfweh kam der Kaiser auf sein Zimmer und legte sich nieder. Mathisio, den er des Morgens nach Jarandilla zu dem dort erkrankten Grafen von Oropesa geschickt hatte, fand ihn bei seiner Rückkehr noch sehr leidend und maß die Ursache dem zu langen Verweilen im heißen Sonnenschein bei. Am nächsten Morgen fühlte der Kaiser sich etwas besser, war auch im Stande aufzustehen und in die Messe zu gehen, klagte aber über Beklemmung und heftigen Durst, versicherte indeß seinem Beichtiger dessenungeachtet daß der Gottesdienst am verflossenen Tage ihm gut gethan habe. Wieder lockte ihn der Sonnenschein auf seine offene Galerie, und während er hier saß, ließ er sich das Bildniß der Kaiserin holen und betrachtete es lange und gedankenvoll, dieses sanfte Gesicht, das mit seinen blauen Augen, seinem nußbraunen Haar und seiner schwärmerischen Schönheit sich dem Antlitz jener andern Isabelle, der großen Königin von Castilien, vergleichen läßt. Dann foderte er ein Gemälde des im Garten betenden Heilands und dann eine Skizze des Jüngsten Gerichts von Tizian. Nachdem er einen letzten Blick auf das Bild der Gefährtin seiner Jugend geworfen, schien er die Augen auf jene seine zwei andern Lieblingsgemälde geheftet, der edeln Kunst Abschied zu sagen, die er stets mit einer Liebe geliebt, welche weder Sorgen noch Jahre noch Krankheit aus seinem Herzen zu verdrängen vermocht und welche immer für einen Theil seines bessern Seins fortgelten wird. So saß er in sich versunken und regungslos, bis Mathisio, der ihn sorgsam beobachtete, es für seine Pflicht hielt ihn aus seiner Träumerei zu wecken. Auf das an ihn gerichtete Wort wendete er sich um und erwiderte daß er krank sei. Der Doctor fühlte ihm den Puls und fand ihn fieberhaft. Wieder schien die Nachmittagssonne über den großen Wallnußbaum voll auf die Galerie. Und von diesem seinem Lieblingsplätzchen, wo er den Duft der Blumen athmete, wo er den Brunnen plätschern hörte und den Spiegel des goldenen Vera sah, wurde der Kaiser in das düstere Zimmer seiner schlaflosen Nächte getragen und auf das Bett gelegt, von welchem er nie mehr aufstehen sollte."

Drei Wochen später, den 21. September 1558, starb Kaiser Karl. Die letzten Capitel von Stirling's Werke erzählen das Nähere seines Todes, seiner Beisetzung, der spätern Enthebung seiner Leiche und der weitern Vorgänge im Kloster Yuste, Alles so einfach und dabei so fesselnd, wie das jede Erzählung eines wichtigen historischen Moments zu sein pflegt und sein muß, wenn sie sich auf das Thatsächliche beschränkt und den Gefühlen des Lesers nicht vorgreift. Es gebührt dem Verfasser das Verdienst nachgewiesen zu haben daß Kaiser Karl statt, wie es gemeinhin heißt, nach seiner Thronentsagung vernachlässigt und vergessen worden zu sein und deshalb seinen Schritt bereut und wieder nach der Herrschaft gestrebt zu haben, fortwährend mit seinem Sohne Philipp in Briefwechsel und bei allen politischen Vorkommnissen sein Rathgeber blieb.

11.

Notizen.

Der Buchhandel in Griechenland, auf den Jonischen Inseln u. s. w.

Nach einer uns aus Griechenland selbst zugekommenen Uebersicht, die jedoch für erschöpfend und vollkommen genau sich selbst nicht ausgibt, sind im Jahre 1851 im Königreich Griechenland, auf den Jonischen Inseln, in der Türkei, in der europäischen wie in der asiatischen, und in andern Ländern Europas zusammen 151 Bücher und dergleichen erschienen, wovon 103 auf Griechenland (in Athen 85, in Hermupolis auf Syra 11, in Patras 3, in Chalkis 2, in Tripolizza und in Nauplia je 1), auf die Jonischen Inseln 32 und auf die Türkei 13 (Smyrna mit 9 und Konstantinopel mit 4) kommen. Unter den in Griechenland erschienenen Büchern u. s. w. befinden sich politische Zeitschriften (die jedoch nicht alle das ganze Jahr hindurch bestanden haben) 45, periodische Schriften theils zur Unterhaltung, theils zur Belehrung 4, wissenschaftliche Zeitschriften 2, auf dem Gebiete der griechischen Literatur und Archäologie 8, der lateinischen Literatur 2, der italienischen 2, der französischen 1, der englischen 1, der indischen 1, theologische Bücher 10, philosophische 4, geschichtliche und biographische 4, geographische und zur Reiseliteratur gehörige 2, über Politik 5, über Oekonomie und Handel 2, auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft 1, der Pä-

dagogie und Volksbildung 5, dichterische Werke 17, Romane und Erzählungen 5, politische Flugschriften und Reden 14, Lob- und Leichenreden u. dgl. 13, Kalender u. dgl. 3. Im Jahre 1850 waren im Königreich Griechenland 142 Schriften gedruckt worden, unter denen namentlich die Rechtswissenschaft, die Medicin und die Mathematik, die im Jahre 1851 unbedacht geblieben, mit je zwei Schriften vertreten waren. Man sieht auch aus diesen wenn schon mangelhaften Uebersichten daß auch in Griechenland ein regeres selbständiges wissenschaftliches Leben sich entwickelt und sich selbst zu äußerer Darstellung und Anerkennung zu bringen bemüht ist. 18.

„Anna Hammer", von Temme.

Wir erfahren durch das „Athenaeum" daß obengenannter, von Temme im Gefängnisse geschriebener Roman jenseit des Atlantischen Meers ins Englische übersetzt worden und unter dem Titel: „**Anna Hammer: a tale of contemporary German life; translated from the German of *Temme*, by *Alfred H. Guernsey***", aus den Vereinigten Staaten nach England gekommen ist. „Eine Erzählung", urtheilt das „**Athenaeum**", „geschrieben im Gefängnisse von einem Manne, welchem seine Theilnahme an den letzten Umsturzbewegungen den Verlust seiner Freiheit zugezogen, und geschrieben in der Absicht der Welt die socialen Gebrechen zu veranschaulichen, welchen nach dem Dafürhalten seiner Partei nur durch eine Revolution abgeholfen werden kann; eine solche Erzählung erweckt wenig Vertrauen, daß die fraglichen Gebrechen wirklich von der Art sind wie der Verfasser sie schildert, während die Dichtung, deren Beruf es nicht ist Parteiorgan zu sein, sich zu sehr als solches hinstellt, um nicht allen Anspruch auf Wahrheit zu verlieren. Außerdem ist die Erzählung locker gewebt und langweilt durch die bei jeder Gelegenheit eingestreuten politischen Besprechungen, insgesammt aus den Tagen der jüngsten Wirren in Deutschland und aus dem Mund von Hoch und Niedrig, von Fürsten und Gesindel, von Juden und Richtern, von Soldaten und Gelehrten, von Höflingen und Bauern, die in buntem Gemisch vorgeführt werden, gleichviel ob sie mit der Heldin in enger, in weiter, oder in gar keiner Verbindung stehen. Die Heldin, ein Mädchen von bescheidener Herkunft, sieht ihren Muth, ihre Leiden, ihre Aufopferung und ihre Liebe zuletzt durch die Hand des Mannes ihrer Wahl belohnt, eines echten Republikaners, der aus seiner tiefen Verflechtung in die Revolution sich vor den socialen Unterdrückungen in Europa nach Amerika flüchtet. Die Darstellung ist nicht gut; wären aber auch die Einzelheiten untadelhaft, sie würden doch kaum die fehlerhafte Anlage eines solchen Buchs durchbringen können." 7.

Frau Stowe vor ihrer Berühmtheit.

Der große Erfolg von „Uncle Tom's cabin" hat nachträglich die Aufmerksamkeit des Publicums auf die andern literarischen Arbeiten der Frau Beecher Stowe gelenkt. Es kommt oft genug vor daß an Büchern, an denen bei ihrem Erscheinen Niemand etwas Interessantes hatte finden wollen, dann einiges Interesse genommen wird, wenn der Autor einen Erfolg erkämpft hat. In Deutschland haben wir Aehnliches mit Auerbach's „Deutschen Abenden" erlebt und die Erscheinung ist im Grund natürlich: Jeder wünscht die vorhandenen Aeußerungen eines Geistes kennen zu lernen, der ganz plötzlich zu großem Rufe gelangt ist. Gewinn hat das Publicum und auch der Autor bei solcher Nachtragslecture nicht immer; so werden die „Erzählungen" der Frau Stowe, welche Skizzen des amerikanischen Lebens unter den Titeln: „Der Onkel Tim", „Die Leinwandhändlerin", „Die Prüfungen einer Haushälterin", „Die Theerose", „Der alte Vater Morris" enthalten, kaum einen dauernden Leserkreis sich erwerben. Unverkennbar offenbart sich übrigens schon in diesen Skizzen der Beobachtungsgeist, die Anmuth und Feinheit der Verfasserin; allein das leidenschaftliche Pathos fehlt in ihnen, das den Erfolg von „Uncle Tom's cabin" so begünstigt hat.

Dampfschiffahrtsvergnügungen in Amerika.

In einem anspruchslosen Buche: „**Scènes américaines**" von Charles Orliffe, das viele nützliche Dinge auf angenehme Weise lehrt, kommt der Verfasser auch auf die amerikanischen Dampfschiffwettrennen zu sprechen. Auf dem Hudson war noch kürzlich ein solcher entsetzlicher Wettkampf zwischen dem Henry Clay und der Amonia vorgefallen. Die Essen des Henry Clay waren roth und knisterten; der Geruch von verbranntem Holze begann sich auf dem Verdeck zu verbreiten. Die Passagiere geriethen alsbald in Allarm, die Frauen warfen sich dem Capitain zu Füßen und die Männer drohten mit dem Tode, wenn er nicht den tollen Lauf aufhalte. Aber vergeblich. Der Capitain stand kaltblütig auf dem Verdeck; er erblickte nur seinen Gegner, der ihn überholen wollte, und hielt nicht eher an, als bis sein Schiff, von allen Seiten brennend, mit einem Hundert verbrannter Leichen am Ufer strandete. Dergleichen Ereignisse sind nichts Ungewöhnliches; sie bilden in Amerika einen Theil der Sitten des Landes. Vom 1. bis 15. April 1852 sind z. B. infolge von Explosionen 323 Personen nur allein auf dem Mississippi umgekommen. 31.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Sämmtliche Werke. Vom Verfasser besorgte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Lorck. 8. 20 Ngr.

Bayard, Boccaccio oder das Dekameron. Lustspiel in fünf Akten. Frei bearbeitet von W. Bachmann. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Militairisches Dichter-Album von G. M. Kletke. Berlin, David. 16. 2 Thlr.

Fischer, R., Ueber Protestantismus und Katholicismus in der Kunst. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 15 Ngr.

Goltz, B., Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise. Berlin, Besser. 8. 2 Thlr.

Richter, L., Goethe-Album. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 12 Ngr.

Schiller in Briefen und Gesprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Schiller's über Werke und Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst, des Lebens und der Menschenseele. Supplement zu den Werken des Dichters. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Schlözer, K. v., Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, E., Schilderungen aus der Schweiz. Leipzig, Fernau. 8. 1 Thlr.

Skizzen aus der Vendée und Bretagne. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stifter, A., Abdias. Pesth, Heckenast. 16. 24 Ngr.

Ungewitter, M. A., Religiöse Gedichte. Freysing. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Nitzsch, K. J., Ueber die kirchengeschichtliche Bedeutung der Brüdergemeine. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 28. Febr. 1853 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Strack, J., Das Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Franz Josef I. in den Jahren 1848 und 1849. Nach den Eingaben des Regimentes zusammengestellt. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Völckers, J., Beurtheilung der calorischen Maschine des Capitain Ericsson. Magdeburg, Ebers. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die im Monat **Mai** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 32—35) enthalten folgende Aufsätze:

Dr. Wichern und sein Rauhes Haus. Eine Stimme aus Hamburg. — Ueber Gedächtniß und Auffassung. Von Professor **Fortlage** in Jena. I. II. — Eine Frühlingsreise durch Galizien. — Warnung vor gewissen Literaturgeschichten. Von **A. Jung.** — Geist oder Materie? — Die Gesetze des öffentlichen Taktes. — Zur Lehre vom Dienen. — Die Lehre vom Schönen. — Des Herzens wahre Heimat. — Die Sängerin. Von **H. Grimm** in Berlin. — Deutsche Sitten in Böhmen. — Mittheilungen aus Paris. Von Dr. **W. Seyffarth.** I. — Die Vorwelt als Kunstquelle. Von Professor **B. Cotta** in Freiberg. — Liedervortrag und Liedercompositionen. — Zur Bildungsgeschichte der Erde. Von **Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld.** — Ludwig Tieck. — Die Theatercensur zu Shakspeare's Zeit. — Versteckspiele unsers Wesens. — Zur Charakterprüfung. — Ein alter Wahlspruch. — Eine deutsch-französische Fußwanderung. — Das Wasser im Menschendienst. Ein Naturbild von **K. Müller** in Halle. — Ein pariser Frühlingsmorgen. — Sydow's Worte am Sarge Ludwig Tieck's. — Sinn und Sprache der Pflanzen. — Die Sternenwelt. — Die Räthsel der Menschennatur.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. April begonnene **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.**

Leipzig, im Juni 1853.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hippolytus und seine Zeit.

Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit.

Von ***Christian Karl Josias Bunsen.***

Erster Band. Die Kritik.

Mit dem Bildniss des Hippolytus. 8. Geh. 3 Thlr.

(Ein zweiter Band folgt in kurzem nach.)

Dieses neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns, gegenwärtigen königlich preussischen Gesandten in London, **Bunsen**, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Ausgehend von der Entdeckung eines kürzlich herausgegebenen Werks über „sämmtliche Häresien", das der Verfasser dem Bischof **Hippolytus** (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) zuschreibt, erörtert derselbe die bedeutendsten Fragen religions- und kirchengeschichtlicher Philosophie, gibt mit Benutzung der besten Quellen ein treues Bild altkirchlicher Sitte und Verfassung, sowie der fortschreitenden Entwickelung des Christenthums bis in die Gegenwart, und stellt schliesslich die wichtigsten alten Liturgien, durch eine historisch-kritische Einleitung erläutert, in authentischer Form zusammen. Das Werk ist vor kurzem zuerst in englischer Sprache erschienen und wird jetzt dem deutschen Publicum in einer ebenfalls vom Verfasser selbst veranstalteten deutschen Original-Ausgabe dargeboten. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise, welche dem Werke in England bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt haben, lassen denselben Erfolg im Vaterlande des Verfassers erwarten. Eine werthvolle Bereicherung der deutschen Ausgabe bildet das „Vorwort" zu derselben, worin sich der Verfasser ausführlich und in ebenso würdigem als freimüthigem Tone über die kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Zustände Deutschlands und den Beruf des deutschen Volks ausspricht, ein Votum, das, gewissen Bestrebungen der Gegenwart gegenüber, in den weitesten Kreisen gelesen und beachtet zu werden verdient.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Juden.

Verschollene Ghetto-Märchen

von

L. S. Lauber.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 25. — 18. Juni 1853.

Inhalt.

Friedrich Wilhelm Hackländer.

Ein Beitrag zur neuesten Literaturgeschichte.

Seit geraumer Zeit habe ich die Feder nicht mit so vielem Vergnügen angesetzt, um irgend eine neuere Erscheinung zu besprechen, als in diesem Augenblick wo ich mich anschicke das literarische Bild Hackländer's zu entwerfen. Ist doch dieser Schriftsteller schon an sich eine so erfreuliche, anheimelnde Erscheinung daß wir uns in seiner Gesellschaft so recht eigentlich behaglich und zu Hause fühlen. Und dann, wie wohlthuend ist nicht die Ueberzeugung die wir aus dem rauschenden Beifall schöpfen, welchen Hackländer durch alle Schichten deutscher Nation gefunden hat, in Wachtstuben und Boudoirs, unter Aristokraten und Demokraten, bei dem gesammten löblichen Publicum und der noch löblichern Kritik: wie wohlthuend, sage ich, ist die Ueberzeugung die sich für den Beobachter aus diesen überraschenden Erfolgen ergibt, die Ueberzeugung daß der gesunde Geschmack in Deutschland noch nicht ausgestorben ist. Und doch, würde es ein Wunder sein, wenn er unter den vielfältigen Experimenten erlegen wäre, welche er seit unserer classischen Literaturepoche durchzumachen gezwungen wurde? Ich will mich nicht bei den „romantischen Erzählungen" der Restaurationsepoche aufhalten, die in Taschenformat und Goldschnitt, gleich schlimmen Gesellen auf der Landstraße, dem arglosen Staatsbürger nicht nur sein Geld, sondern auch, wennschon nicht das Leben, doch die Zeit stahlen, die er besser mit irgend einer ehrlichen Handthierung hingebracht hätte. Daneben spukten die Gespenster in Callot's Manier, behaupteten die Quintessenz der Romantik im Leibe zu haben und machten Kinder und alte Weiber beiderlei Geschlechts fürchten. Und nun gar du, ehrwürdiger historischer Roman mit der Stirne in Falten, wie hast du das arme deutsche Lesepublicum mit trivialer Gelehrsamkeit gefoltert, um so grausamer gefoltert, je ehrfurchtsvoller der Deutsche an Allem hinaufsieht was wie Gründlichkeit und Gelahrtheit aussieht. Wen verfolgt nicht noch manchmal in wüsten Träumen der unselige Gedanke daß er ein Inventarium à la Walter Scott aufzunehmen habe, und wer erwacht nicht dann und wann im Schweiß gebadet, wenn die müde Seele das Aufzählen der Knöpfe, Treffen, Stuhlbeine, Nasen nach Gestalt, Farbe und geistigem Ausdruck nicht mehr auszuhalten vermag?! Vornehm die Nase rümpfend trat in diese gemischte Gesellschaft der Tendenzroman. Was haben wir nicht alles für Tendenzen durcharbeiten müssen. Emancipation des Fleisches, ditto der Juden, ditto der Frauen, mittelalterliche Feudalherrlichkeit und sociale Reform der Gesellschaft: wer zählt die „brennenden Fragen" die uns in Gestalt von Tendenzromanen heimsuchten? Und was das Ueble von der Sache war, jede dieser Tendenzen trat höchst exclusiv auf und erklärte Jeden der nicht gerade in ihr den alleinigen Angelpunkt der Weltentwickelung erkennen wollte für einen Verräther an den höchsten Interessen der Menschheit und machte ihn für die Folgen verantwortlich. So konnte, da diese Tendenzen sehr entgegengesetzter Natur waren, ein harmloses Mitglied des deutschen Publicums in die traurige Lage eines eifrigen Katholiken kommen, der bei einem allgemeinen Schisma den Bannstrahl auf jeden Fall von einer Seite zu erwarten hat. Daneben führten uns Heine's „Reisebilder" eine Sündflut von Schilderungen herauf, deren Pointe, durch eine Reihe von Bänden immer wiederkehrend, immer und ewig darin bestand, aufzuzeigen wie eigentlich der liebe Gott die ganze Welt nur zur Folie für die Interessantheit des schreibenden Subjects geschaffen und wie besagtes interessantes Subject dem lieben Gott, obgleich es gar Manches an seiner Schöpfung

entschieden zweckmäßiger eingerichtet haben würde, doch um des obbemeldeten guten Zwecks willen verzeihen wolle.

Einzelne große Talente verschwanden in dem Strom. Ich erinnere an Spindler, der einen Platz in der Literaturgeschichte sich hätte erringen können, wenn er nicht jeder Zeitströmung mit seinen zahllosen Productionen hätte Rechnung tragen wollen; ich denke an Immermann, der mit seinem „Münchhausen“ aus dem Labyrinth früherer Irrihümer nur auftauchte, um die ersten Zeichen der freudigen Ueberraschung zu bemerken und zu sterben; ich verschweige manche Andere, deren löbliches Streben in dem allgemeinen Sturm und Drang unbemerkt blieb oder verkannt wurde. Wenn nun auch in allen den geschilderten Richtungen ein Moment der Berechtigung nicht verkannt werden soll, so war doch schon das chaotische Durcheinander derselben geeignet einen ähnlichen Wirrwarr in den Köpfen der Leser anzurichten.

Und hatte ich nun Unrecht, wenn ich mich über die Zähigkeit des guten Geschmacks in Deutschland wunderte, der nachdem er sich Jahrzehnde lang an Teufelselixiren und andern Gerichten der literarischen Herenküche den Magen verdorben, doch wieder mit frischem Appetit der gesunden Kost eines Auerbach (ich meine den Auerbach der „Dorfgeschichten“, nicht den des „Neuen Leben“) und Hackländer zuspricht? Ich kann es ja hier gleich voraussagen daß ich Auerbach und Hackländer in mehr als einer Beziehung einander nebenordnen möchte. Auerbach führte uns aus der Ueberfeinerung und der Verzwicktheit der sogenannten guten Gesellschaft in die derbgesunden Kreise des Bauernstandes, wobei es freilich nicht allzu fern lag, auch hierbei wieder exclusiv zu verfahren und als letztes Ziel zu betrachten und zu predigen, was doch nur als Heilmittel für überkünstelte Zustände Geltung beanspruchen kann. Diesen Fehler, der besonders bei Auerbach's Nachahmern hervortritt, hat Hackländer vermieden. Hackländer ist der Dichter der bürgerlichen Welt wie Auerbach der bäuerlichen; schon dadurch daß Hackländer's Kreise um eine Stufe nicht nur in socialer, sondern auch in intelligenter Beziehung höher stehen, wird die Gefahr vermindert, in der physischen Kraft und Gesundheit bei mangelnder Intelligenz das Ideal zu sehen, dem die Welt nachstreben müsse, um von ihren Jahrhunderte langen Leiden befreit zu werden.

Aber es ist Hackländer überhaupt nicht um didaktische Zwecke zu thun.

> Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
> Und wo ihr's packt, da ist es interessant —

Diesem Spruch des Dichters folgend malt Hackländer seine Bilder, unbekümmert darum welche Moral und ob überhaupt eine solche sich daraus ergebe. Aber die Bilder haben eine correcte Zeichnung, lebendige Farben, sinnliche Greifbarkeit. Statt der Tendenzen Facta, statt der Reflexionen Charaktere, statt wesenloser Abstractionen sehr bestimmte, concrete Gestalten, das ist Hackländer im Gegensatz zu einem großen Theil der neuern deutschen Unterhaltungsliteratur. Und zwar Facta aus der nächsten Zeit und der kleinen Welt in der wir uns bewegen, Charaktere aus einem Holz und zwar echt deutschem Holz, Gestalten, bei deren Schilderung man glauben sollte, man habe sie eben um die nächste Ecke biegen sehen. Wie hat es Hackländer zu dieser Naturwahrheit, zu dieser künstlerischen Täuschung gebracht? Hackländer hat viel gesehen, viel erlebt und er hat es verstanden zu sehen und zu leben. So hat er gelernt uns Deutsche in unserer eigensten Eigenheit, in unserer philiströsen und doch so gemüthlichen Häuslichkeit, in unserer Lächerlichkeit, aber auch in unserer Tüchtigkeit zu schildern. Und zu dem scharfen Auge kommt ein treues deutsches Herz, ein versöhnender Humor, der nie verwundet. So ist es eine wohlverdiente Anerkennung, wenn das londoner „Athenaeum“ unsern deutschen Dichter mit Dickens zusammenstellt.

Ich sagte schon daß Hackländer's literarische Laufbahn in enger Verbindung mit seinen Lebensschicksalen steht. Da ich im Stande bin mehr über diese Schicksale mitzutheilen als allgemein bekannt sein dürfte, so glaube ich dem Wunsche der Leser zu entsprechen, wenn ich bei meinen fernern Auseinandersetzungen das Literarische der äußern Biographie einfüge.

Friedrich Wilhelm Hackländer ist den 1. November 1816 zu Burtscheid bei Aachen geboren, wo sein Vater Oberlehrer war. Die Mutter starb gleich nach der Entbindung, der Vater, als der Sohn 12 Jahre alt war. So stand Hackländer allein in der Welt, ohne Vermögen und mußte froh sein bei selbst mittellosen Verwandten ein Unterkommen zu finden. Für seine Schulbildung konnte unter solchen Verhältnissen wenig oder Nichts geschehen. Mit 14 Jahren wurde er Lehrling in einer Modewaarenhandlung in Elberfeld. Hier war es wo er zuerst die Wonne empfand sich gedruckt zu sehen. In einem dortigen Tageblättchen veröffentlichte er einige kleine Gedichte und eine Erzählung „Angelika“ welche von der Redaction als literarischer Erstling bezeichnet wurde. Hackländer hat es später nicht für gut befunden, diese Productionen sämmtlich ihrer, wie er wol meint, verdienten Vergessenheit zu entreißen, und auch ich erwähne ihrer nur, weil es merkwürdig ist daß seit jener Zeit die Hackländer'sche Muse von dem Reim und dem gereimten Verse sich stets in sehr entschiedener Entfernung gehalten hat. Bald indessen stellte sich heraus daß der junge Lehrling zum Handel nicht die mindeste Neigung in sich verspürte. So verließ er denn das Geschäft und trat mit dem sechzehnten Lebensjahre in die siebente Brigade der preußischen Artillerie in der Absicht und Hoffnung Offizier zu werden. Bei einem Examen, welches er zu Münster behufs der Aufnahme in die Artillerieschule in Berlin machte, zeigte er zwar in allen Artilleriewissenschaften vorzügliche Kenntnisse, dagegen mangelte natürlich die Gymnasialvorbildung. Hatte doch für seine Schulbildung bei dem frühen Tode des Vaters nur wenig gethan werden können, wozu noch die ganze Richtung des Geistes bei Hackländer kam, wel-

cher von Jugend auf sich auf praktische Thätigkeit hinwandte; wie er denn schon früh außerordentliche Anlage und Neigung zur Mechanik bekundete. Da ihm so im Militairstand wenig Aussicht blieb und er überdies bei einem Manoeuvre sich an der rechten Hand schwer verletzte, auch beim Reiten Unglück hatte, so verließ er den Dienst und wandte sich wieder dem Handel zu. Er trat der Reihe nach in drei Handlungshäuser und alle drei fallirten oder liquidirten durch einen malitiösen Zufall kurz nach dem Eintritt Hackländer's. So galt er im Handelsstand für eine Art böser Vorbedeutung. Als er es daher zum vierten male versuchen wollte, musterte ihn der alte dicke Fabrikant im rothcarrirten Schlafrock die Hände auf dem Rücken in seinem Gärtchen stehend aufs aufmerksamste, während die Spitze seiner Nachtmütze drohend auf den Unglücksvogel gerichtet war, und — stellte ihn nicht an. Dessenungeachtet sah der junge Mann in seinen Träumen stets eine helle Zukunft und bewahrte sich die feste Zuversicht daß es ihm in der Ferne, im Strom eines fremden, bewegten Lebens noch gut gehen müsse.

Ein Freund unsers Hackländer, Buchhändlercommis, ging nach Stuttgart. Was hätte Hackländer zurückhalten können ihn zu begleiten? Geld hatte er wenig, Empfehlungen keine, aber desto mehr Muth und Hoffnung. So begann er seine literarische Thätigkeit in Stuttgart. Zunächst schrieb er für das „Morgenblatt" die Soldatenreminiscenzen nieder, welche jetzt in vierter Auflage unter dem ursprünglichen Titel erschienen, auch ins Schwedische und Holländische übersetzt worden sind.

1. Das Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. Vierte Auflage. Stuttgart, Krabbe. 1850. 8. 12 Ngr.

Ich bezeichnete das Buch als Reminiscenzen. Ist es doch überhaupt eine Eigenthümlichkeit Hackländer's und jedenfalls der Hauptgrund des allgemeinen Wohlgefallens an seinen Schriften daß er, wie wir oben sahen, mit Vorliebe Selbsterlebtes schildert und durch die Frische seiner Beobachtung und Darstellung das Erzählte zu sinnlicher Gegenwart umzaubert. So hat er uns in dem „Soldatenleben im Frieden" jenes Stück Lebensgeschichte vorgeführt, was auch ich oben in einfach biographischer Weise erzählt habe. Und wie erfreulich, wie lebendig ist gleich dieses erste Buch! Da wird uns zuerst die Sehnsucht des Ladenjünglings nach dem ritterlichen Handwerk des Soldaten geschildert, nach dem Stande in dem noch der kriegerische Geist, das frische lebendige Leben der Herren und reisigen Knechte des Mittelalters zu finden sein mußte. Er tritt ein und nun begleiten wir ihn zum Exercitium, zum Appell, zur Reveille, in den Stall; wir wohnen mit ihm der Unterrichtsstunde bei, wir beziehen mit ihm die Wache und lassen uns mit ihm einstecken „daß die Seele pfeift". Dann folgt der Marsch zum Manoeuvre, Leiden und Freuden der Einquartierung, eine Cantonnirungsidylle und das große Manoeuvre selbst, bei welchem der neugebackene Unteroffizier sich die rechte Hand so sehr verletzt daß er ins Lazareth gebracht wird. Aber welch ein lustiges Lazareth, und dennoch infolge einer tragischen Verkettung der Umstände Flucht aus demselben. Endlich nimmt der junge Enthusiast von seinen Illusionen geheilt den Abschied, um sich solidern Exspectanzen hinzugeben. Wenn ich davon sprach daß wir unsern Verfasser durch alle diese Verhältnisse und Ereignisse begleiteten, so war dies nicht nur Redensart. Vielmehr ist die Kunst der Darstellung, die sinnliche Wirklichkeit des Dargestellten so täuschend daß man wirklich Alles mitzuerleben glaubt was man der Reihe nach aus dem Buche herausliest. Und wer sollte an der Wahrheit von Charakteren und Gestalten zweifeln wie sie uns hier gezeichnet werden? Da ist der Unteroffizier Dose, ganz Unteroffizier auf dem Exercirplatz, Poet im verschwiegenen Herzen und in romantisch unbelauschter Waldeinsamkeit: dort sehe ich den Hauptmann Feind, die Hand unter die Uniform gesteckt und mit dem Fuße mehrmals die Erde tretend, während er einige Tage Mittelarrest für ein Paar nicht geputzte Stiefel dictirt; hier reitet der alte Oberst, alle Donnerwetter den Kanonieren auf die Köpfe schickend und doch von ihnen geliebt, weil er ein Herz für sie hat. Ich wollte sie malen diese Gestalten und die andern denen wir in dieser friedlichen Campagne begegnen. Und über dem Allem liegt der Humor eines liebevollen Herzens: nicht mit Aerger, mit Lachen läßt der Dichter eine Illusion nach der andern fallen: werden wir doch selbst dem bösen Feind nicht gram, sondern erfreuen uns künstlerisch objectiv an seiner Duodezmajestät.

Daß es ein Erstlingswerk ist, dieses „Soldatenleben im Frieden", merkt der Kundige nicht an der Darstellung, nicht an den Charakteren, wohl aber an einzelnen gar zu romanhaften Schicksalswendungen. Die Art wie unser Held als Arrestant zufällig die Geliebte wieder findet, wie er zufällig dicht neben das Gut ihres Oheims einquartiert wird, wie er durch einen höchst merkwürdigen Zufall der Erbe eines Mannes wird von dem wir vorher kein Wort gehört, wie dieser Mann zufällig wieder ein Gut in der Nähe von Heidelberg hat, wo jetzt die Geliebte weilt — das Alles sind Erfindungen die man auf hundert Schritte von der Lebenswahrheit des Selbsterlebten und Gesehenen unterscheidet.

Die frische Ursprünglichkeit dieser Production konnte nicht unbemerkt bleiben. Man wurde aufmerksam auf das neu auftauchende Talent, Hackländer wurde bekannt und — sein literarisches Glück war entschieden. Aber auch in anderer Beziehung begannen sich seine Träume von einer schönen, bewegten Zukunft zu verwirklichen. Der Baron Wilhelm von Taubenheim, gegenwärtig Oberststallmeister und Kammerherr des Königs von Würtemberg, hatte unsern jungen Schriftsteller kennengelernt und so liebgewonnen daß er ihm anbot ihn auf einer Reise in den Orient, die er damals (Herbst 1840) anzutreten im Begriff stand, auf seine Kosten mitzunehmen. Es versteht sich von selbst daß Hackländer mit Freuden einwilligte, und bei der wahrhaft hochherzigen Gesinnung des Barons konnte das Verhältniß der Rei-

segefährten nur ein sehr angenehmes sein. Die Frucht dieser Wallfahrt war

2. Reise in den Orient. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage der „Daguerreotypen". Stuttgart, Krabbe. 1846. 8. 27 Ngr.

in welcher Schrift Hackländer nach seiner Rückkehr die Ergebnisse seiner Reise niederlegte. Das Buch ist dem Baron von Taubenheim gewidmet, und in der That verdient dieser Mann unser Aller die wir Hackländer lieben besondern Dank. Denn es läßt sich nicht verkennen wie nutzbringend dem Schriftsteller diese Reise, an welche er ohne jene Freund niemals denken konnte, zur Ausbildung seines eigenthümlichen Talents geworden ist. Zwar das Buch selbst worin er seine Fahrten beschreibt hat etwas ziemlich Unbefriedigendes. Ich weiß nicht, ist es der Umstand daß einzelne Tagebuchblätter, wie ich vermuthe, zusammengesucht werden mußten, um aus diesen zerstreuten Anmerkungen ein Ganzes zu bilden, oder war es die Neuheit der Gegenstände die den Griffel in der Abconterfeiung des Nochniegesehenen ausgleiten ließ: wie dem sei, ich kann nicht leugnen daß ich in der Darstellung, dem „Soldatenleben im Frieden" gegenüber, hier keinen Fortschritt finden kann. In einer gewöhnlichen, oft geradezu nachlässigen Sprache wird Wichtiges und Unwichtiges, Interessantes und Oftgehörtes mit ziemlich gleicher Breite, nicht ohne lästige Wiederholungen vorgeführt. Nur selten erhebt sich die Darstellung aus der Trockenheit der üblichen Touristenreferate und nicht einmal immer zu ihrem Vortheile. Denn ich ziehe die Nüchternheit und Trockenheit eines gewissenhaften Reisebeschreibers immer noch jenem forcirten Enthusiasmus vor, der bei der Schilderung Jerusalems heuzutage Mode geworden und von dem auch Hackländer bei dieser Gelegenheit nicht ganz frei zu sprechen ist. Und dennoch, obgleich ich also die geschriebene und gedruckte „Reise in den Orient" verhältnißmäßig nicht sehr hoch stelle, bleibe ich bei der oben ausgesprochenen Behauptung daß die gemachte Reise oder, um besser deutsch, wenn auch weniger antithetisch zu reden, das Machen der Reise für die Entwickelung von Hackländer's Eigenthümlichkeit von unberechenbarem Nutzen war. Ich betrachte diese Reise als eine Studie. Die besondere Stärke Hackländer's besteht in der scharfen Beobachtung des Ganzen mit allen seinen Einzelheiten und in der Fähigkeit dieses Alles mit der entschiedensten Lebenswahrheit zu schildern. Wo aber hätte er reichere Gelegenheit und interessantern Stoff zur Uebung dieses Talents finden können als in der zauberischen Welt des Orients, wo ihm Alles neu, Alles ungesehen, Alles interessant sein mußte? Hier gewiß lag die Gefahr daß das Auge, ermüdet von dem oft gesehenen Einerlei des Tags, wie in unsern gewöhnlichen Verhältnissen ermüde, so fern als nur irgend möglich. Natur und Menschenwelt, Land und Meer, Gegenwart und Vergangenheit mußten mit stets neuem, weil noch nie abgestumpftem Reiz das Auge des Reisenden anziehen und ihm immer neue Bilder und Anschauungen zuführen. Die Donau hinunter über den Balkan nach Konstantinopel, durch Sturm und Schiffbruch nach Beirut und in die Schluchten des Libanon, nach Damascus und den Ruinen von Palmyra, das Heilige Land und ein Zug durch die Wüste mit Ibrahim's Reiterei und endlich das alte Fabelland Aegypten — sind das nicht Punkte welche die Beobachtung in beständig gespannter Thätigkeit halten mußten? Heute mit Türken, morgen mit Armeniern und Drusen, ein mal mit Beduinen, ein ander mal mit Aegyptern zu verkehren — auch ein weniger befähigtes Auge als das Hackländer's müßte durch diese ewig wechselnden Bilder für das Anschauen und Beobachten gebildet werden. So wird es deutlich sein in welchem Sinne oben auf diese Reise Hackländer's so bedeutender Werth gelegt wurde. Denn es ist doch klar daß die Uebung des Anschauungsvermögens, in der Fremde erworben, dem in der Heimat friedlich Schaffenden zugutekommen mußte; es ist klar daß auch die heimische, bekannte Umgebung von einem Auge schärfer aufgefaßt werden mußte, welches eine lange Zeit hindurch an dem Ungewohntesten und Fernstliegenden seine Schule durchgemacht hatte. Nicht nur die Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe erweitert eine solche Reise, auch das formale Vermögen der Auffassung muß sie erhöhen und stärken.

Auf der Rückkehr von seiner orientalischen Reise war Hackländer in Mailand mit dem nunmehr verstorbenen Grafen Gustav Neipperg bekannt geworden. Dieser, der sich auch sonst für Kunst und Wissenschaft interessirte und für deren Träger lebhafte Theilnahme andentaglegte, empfahl ihn seinem Bruder, dem Grafen Alfred Neipperg, Schwiegersohn des Königs, durch welchen er dem König selbst vorgestellt wurde. Auf der orientalischen Reise waren durch Taubenheim für den königlichen Marstall zwei arabische Pferde in Syrien angekauft worden, und ist es recht interessant dort erzählt, mit welchen Mühen das eine erkämpft werden mußte. Namentlich ist die Rede ergötzlich, durch welche endlich das harte Gemüth des damascenischen Kaufmanns welcher das Pferd besaß und nicht ablassen wollte erweicht werden mußte. Man stellte demselben nämlich vor daß dem Baron Taubenheim bei der Rückkehr von dem deutschen Sultan, seinem Herrn, ohne weiteres der Kopf werde vor die Füße gelegt werden, wenn er es wage ohne dieses Ideal eines Pferdes vor ihm zu erscheinen. Diese beiden Pferde nebst einem Fohlen brachte Hackländer, der schon bei der Erwerbung sehr thätig gewesen war, von Neapel, wo der Baron noch einige Zeit zurückblieb, allein im besten Zustand nach Stuttgart. Hackländer arbeitete nun zunächst einige Zeit auf der Hofkammer als Volontair, um sich mit dem dortigen Geschäftswesen vertraut zu machen, und wurde dann im Herbst des Jahres 1843 zum Secretair des Kronprinzen ernannt. In dieser Zeit (1841 — 43) erschienen zunächst

3. Wachtstubenabenteuer. Von F. W. Hackländer. Zweite Auflage. Stuttgart, Krabbe. 1852. 8. 12 Ngr.

Das Buch ist 1848 ins Holländische übersetzt worden. Wollte ich ein nacktes Argumentum des dem Um-

fang nach unscheinbaren Büchleins geben, Niemand würde ahnen welch ein Schatz drastischer Komik in diesen Scenen niedergelegt ist. Freilich ist auch die factische Grundlage lustig genug erfunden, aber der Hauptreiz liegt wieder in der liebevollen Ausmalung der Situationen und Gestalten. Ich versage mir es ungern ein paar Seiten zur Probe auszuheben. Um so bewundernswerther ist diese Virtuosität, als sie sich hier in einem nahezu gleichen Stoffe zu bewähren hat wie in dem „Soldatenleben im Frieden". Obgleich aber theilweise sogar die alten, uns wohlbekannten und befreundeten Persönlichkeiten wieder auftreten, tritt doch nirgend eine Wiederholung misstimmend hervor; die ähnlichsten Situationen werden von Hackländer's Kunst immer wieder neu gestaltet. Und wodurch bewirkt der Künstler dieses stete Neugestalten? Offenbar dadurch daß er eben nie Abstractionen darzustellen unternimmt, sondern nur individuelle Gestalten und Situationen; und wie an dem grünenden Baum kein Blatt dem andern vollkommen gleich ist, so zeigen sich dem unbefangen und scharf beobachtenden Auge Hackländer's auch an dem Aehnlichsten unterscheidende Nuancen die das Gefühl einer Wiederholung fernhalten. Das Büchlein weist auf einen zweiten Theil hin der nicht erschienen ist. Mit Recht, wie ich glaube. Denn die Spannkraft der Anekdote welche den „Wachtstubenabenteuern" als Stoff zugrundeliegt ist in den uns vorgeführten Scenen erschöpft, sowie denn überhaupt die Komik welche aus der Wachtstube zu schöpfen sein mag in dem Erzählten nach allen Seiten hin ausgebeutet erscheint. So will es mich wenigstens bedünken, obgeich freilich sich nicht bestimmen läßt, ob nicht der Künstler aus seinen soldatischen Erinnerungen noch manchen der Erzählung werthen Schwank bewahrt, der einen zweiten Theil zieren könnte. Abgeschlossen ist die Geschichte nicht vollständig, und wer weiß was noch Alles aus dem ehrwürdigen Bombardier Zipfel werden kann.

In derselben Zeit arbeitete er

4. Märchen von F. W. Hackländer. Mit sechs Originalstahlstichen. Stuttgart, Krabbe. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.
5. Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen und Erzählungen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1847. 8. 15 Ngr.

Ich muß von vornherein das Geständniß ablegen daß ich das Märchen als Kunstform sehr tief stelle. Es bedarf wol kaum der Bemerkung daß ich bei diesem Urtheil nicht an das eigentliche Volksmärchen als solches denke, wie es z. B. in der Sammlung der Brüder Grimm uns Allen lieb und werth geworden ist. Das Volksmärchen als solches hat als der Ausdruck des Volksgeistes zu irgend einer bestimmten Periode einen entschiedenen Werth und bis auf einen gewissen Grad historisches Interesse: eine ästhetische Beurtheilung fodert es im Grunde gar nicht heraus, da hierbei lediglich die Frage entsteht, bis zu welchem Grade der Wiedererzähler es verstanden hat, das Märchen in der Weise wiederzugeben wie es der Volksmund erzählt. Das Märchen aber als literarische Kunstform verführt durch die Willkür des Inhalts zu einer gewissen Haltlosigkeit in der Darstellung, ganz abgesehen noch davon daß jene Willkür selbst mit einer verständigen Aesthetik, die auch bei der künstlerischen Production Plan und Zweck, wenn auch natürlich keinen außer der Production selbst liegenden verlangt, immerhin nicht recht in Einklang zu bringen ist. Wenn ich so schon im Allgemeinen mit einem gewissen Vorurtheil an eine Märchensammlung herantrete, so glaube ich noch im Besondern Hackländer's ganze Natur als diesem Genre widersprechend bezeichnen zu müssen. Das ist ja eben die Haupteigenheit dieses schönen Talents daß er das Individuelle in scharf begrenzten Umrissen darzustellen versteht. Wie soll nun diese Fähigkeit in der verschwimmenden Sphäre der Zauberer und Feen sich geltendmachen? Darum gerade war diese Märchenwelt der Lieblingsaufenthalt der Romantischen Schule, weil hier bestimmte, concrete Gestalten nicht nur nicht erfoderlich waren, sondern sogar störend erscheinen konnten, wo es das Genre selbst erfoderte daß Alles in unbestimmten Umrissen, in blauer Ferne gehalten wurde. Die von Hackländer vorliegenden Märchen scheinen theils dem Volksmunde entnommen, theils von dem Dichter erfunden zu sein, alle aber sind in eine literarische Form gegossen und theilweise sogar nicht ohne, wenngleich sehr harmlose Tendenz. So scheint mir das erste Märchen des erstgenannten Buchs nicht ohne Anspielung auf das Schicksal der Dame welcher Hackländer diesen Band gewidmet hat. Im Allgemeinen scheint sich mir die Sache so gestellt zu haben wie sie sich dem Wesen des Märchens einerseits und der Natur Hackländer's nach andererseits stellen mußte. Während nämlich die eigentlich feen-, zauber- und herenartigen Partien des Buchs von ähnlichen derartigen Darstellungen sich wenig unterscheiden, ja sogar vielleicht hier und da an Glanz der Darstellung und jedenfalls an Wunderbarkeit der Wunder von vielen übertroffen werden, tritt Hackländer's Talent wieder auf das beste hervor, wo es sich um Zeichnung und Ausmalen reinmenschlicher Situationen und Stimmungen handelt. Ich verweise nur auf die köstliche Darstellung des Polizeimeisters in der Klemme, auf die Situation der beiden lustigen Brüder, die aus der Herberge, wo sie lange guter Dinge gewesen, zurückkehrend ihr Nachtlager im Schnee aufschlagen, auf die drei Gesellen welche den guten in eine Bildsäule verzauberten Einarm auffinden. Die orientalischen Märchen sind in „Der Pilgerzug nach Mekka" nach Art der „Tausendundeine Nacht" verflochten, und ich weiß nicht zu bestimmen, inwieweit sie der volksthümlichen Sage entstammen oder nicht. Für unsern Zweck in der That gleichgültig; genug wenn wir auch hier erkennen, worin wir Hackländer's eigenthümliche Stärke zu suchen haben.

In seiner Eigenschaft als Secretair des Kronprinzen begleitete Hackländer denselben nun auf seinen Reisen durch ganz Italien und Sicilien, durch Norddeutschland und Belgien und später zu dessen Vermählung nach Petersburg, wo er den Annenorden erhielt. In Stuttgart

selbst leitete er während seiner Dienstzeit den Bau einer prachtvollen Villa mit ausgedehnten Anlagen. Doch die schwäbische Natur ist den „Ausländern" nicht sehr geneigt, und so wurde auch Hackländer mehrfach angefeindet, bis er Anfang 1849 mit seinem vollen Gehalt zur Verfügung gestellt wurde, ohne daß seine Stelle wieder besetzt worden wäre. Die vielfach zerstreuenden Geschäfte während seiner Dienstzeit ließen Hackländer weniger zu literarischen Arbeiten kommen; einzelne Aufsätze und Erzählungen erschienen später gesammelt in folgenden zwei ungefähr gleich starken Bändchen:

6. Humoristische Erzählungen von F. W. Hackländer. Zweite Auflage. Stuttgart, Krabbe. 1852. 8. 12 Ngr.
7. Bilder aus dem Leben. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1850. 8. 12 Ngr.

Niemand wird von Journalaufsätzen, wie sie den größern Theil der vorliegenden Bändchen bilden, diejenige Vollendung erwarten die ein vollständig ausgearbeitetes selbständiges Werk zutagelegen kann. Dergleichen Arbeiten genügen in der Regel dem Bedürfniß des Tags, und es bleibt unter allen Umständen ein bedenkliches Unternehmen dergleichen literarische Eintagsfalter zu einem in sich abgeschlossenen Buche zu versammeln. Dessenungeachtet findet sich, wie sich bei einem Schriftsteller wie Hackländer voraussetzen läßt, auch in diesen Bändchen recht Hübsches und Ansprechendes neben manchem Unbedeutenden. So ist gleich der erste Aufsatz der „Humoristischen Erzählungen" fast Nichts als Wiederholung von einzelnen Scenen aus der orientalischen Reise, zum Theil freilich in ein neues und originelles Gewand gekleidet. Die Reise in den Schwarzwald ermangelt eines irgend interessanten Inhalts, ebenso wie die Reise im neuen Stil, in welcher die Pointe darin besteht in möglichst kurzer Zeit möglichst große Räume zu durchfliegen, ein an sich nicht sehr sinniges Unternehmen, welches aber in der Schilderung sich natürlich noch viel sonderbarer ausnimmt, da eigentlich gar Nichts zu erzählen ist, sodaß der Leser ungefähr den Eindruck erhält wie beim Zuschauen bei einem Schnellläufer: man sieht den Mann ablaufen, bald ist er verschwunden und der Zuschauer wundert sich was eigentlich hier zu sehen ist. Dagegen ist die Reise nach Paris ziemlich lustig und besonders die Rückreise auf dem Postwagen ergötzlich genug geschildert. In „Nur natürlich!" treffen wir in dem jungen Apotheker, der gern den Cavalier spielen möchte, ein höchst ergötzliches Genrebild, mit bester Laune ausgemalt. „In Scene setzen" versetzt uns in den Geschäftskreis eines Regisseurs; die „Kriegsspiele" sind unbedeutend. Aber mit aller Entschiedenheit müssen wir uns gegen das Genre erklären in welchem die „Vier Könige" gehalten sind. Diese Callot-Hoffmann'sche Manier ist nicht nur vollständig rococo, sondern überdies eine Unform. Diese Gestalten, halb Mensch, halb Gespenst, die den Leser noch mehr langweilen als erschrecken, da in der That aus ihnen nicht klug zu werden ist — ich weiß wirklich nicht wie ein Gestaltenzeichner wie Hackländer auch nur auf Augenblicke an diesem wesenlosen Spuke Gefallen finden konnte. Nur in den Zeiten der blühenden Romantik, wo einige Unklarheit bis auf einen gewissen Grad zu den nothwendigen Ingredienzen der „poetischen Poesie" gerechnet wurde, konnten diese in sich selbst widersprechenden Geschichten und Figuren Beifall finden. Wer aber Menschliches zeichnen will, der braucht Licht und nicht das Helldunkel dieser raffinirten Geisterwelt, gegen welche gehalten eine solide Gespenstergeschichte, wie sie in den Spinnstuben erzählt werden, etwas ordentlich Wohlthuendes hat.

Dagegen bringen die „Bilder aus dem Leben" wieder einiges recht Hübsche. Das „Vergnügen auf der Jagd" erinnert durch seine ergötzlichen Schilderungen der traurigen Fata eines Sonntagsjägers an die herrlichen Jagdabenteuer welche die „Fliegenden Blätter" manchmal im Bild uns vorführen. Auch das „Herbstvergnügen" erfreut durch lebendige Schilderung kleinbürgerlicher Behäbigkeit in dem schönen Süden des Vaterlandes. In dem „Laternenunglück" wird mit Laune kleinstädtische Rangeifersucht carikirt. Die nun folgenden Aufsätze scheinen für das Journal geschrieben welches damals, wenn ich nicht irre, von Dingelstedt in Stuttgart unter dem Namen „Laterne" herausgegeben wurde. Sie beziehen sich theilweise auf Localia der würtemberger Residenz und bewegen sich meist in scherzhafter Darstellung der Uebertreibungen welche die Bewegung des Jahres 1848 zutagetreten ließ. Sie sind von ungleichem Werth; doch so treffend auch einst und so wohlverdient die satirischen Geißelhiebe gewesen sein mögen, jetzt wo mit jenen Uebertreibungen auch die edeln Keime einer deutschen Zukunft für lange Zeit vernichtet zu sein scheinen, machen jene Scherze einen wehmüthigen Eindruck. Die beiden Lustspiele „Monsieur de Blé" und „Unten im Hause" sind anspruchslose Kleinigkeiten, welche, wenn sie zur Aufführung gelangen sollten, rasch und rund gespielt einen erheiternden Eindruck nicht verfehlen werden. Die angehängten Gedichte, aus früherer Zeit hier wieder abgedruckt, sind ziemlich unbedeutend und scheinen die Meinung Hackländer's, der sich selbst die Fähigkeit abspricht Verse machen zu können, zu bestätigen. Wenigstens zeugen dieselben von einem auffallenden Mangel an Gewandtheit in Handhabung der metrischen Form.

Nachdem Hackländer wieder Herr seiner Zeit war, ging er (März 1849) nach Italien und machte dort in dem kaiserlichen Hauptquartier in der unmittelbaren Nähe Radetzky's den Feldzug in Piemont als Beobachter und Amateur mit. Nach seiner Zurückkunft wohnte er einem Theil der Occupation von Baden im Hauptquartier des Prinzen von Preußen bei, namentlich der Einnahme der Festung Rastatt. Sowol von Radetzky als von dem Prinzen von Preußen wurde der deutsche Schriftsteller so freundlich aufgenommen daß er in dankbarer Erinnerung seine 1850 auch ins Englische übersetzten

8. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. Erster Band. Vierte unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

beiden Feldherren widmete. Es enthalten diese Bände

Schilderungen und Erzählungen aus den angeführten beiden Kriegszügen. Und zwar sind diese Beobachtungen so scharf, diese Darstellungen so sicher und spannend daß ich in denselben eine wahre Bereicherung der deutschen Literatur erblicke. Man kann die politischen Sympathien und Antipathien, auch wo sie sich weniger in ausgesprochenen Urtheilen als in der ganzen Färbung der Darstellung zutagelegen, vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfang theilen wollen; man kann insbesondere die Ansicht welche halb unbewußt in der Pacification mit Waffengewalt den vollständigen Schluß dieser doch tieferliegenden Tragödie erblickt etwas zu militairisch finden. Mancher der die trefflichen Schilderungen der Persönlichkeit des greisen Feldmarschalls Radetzky mit inniger Freude liest und es begreift daß die Armee unter einem solchen Führer siegte, weil sie das feste Vertrauen hatte unter ihm siegen zu müssen, wird bedenklich den Kopf schütteln, wenn auch Haynau Lob gespendet und die blutige Affaire von Brescia als ein Act der absoluten Nothwendigkeit dargestellt wird. Betrachtet man freilich den Unfug und die gewaltthätige Anarchie wie sie die italienischen Freiheitskämpfer ausübten, so wird es begreiflich, wie man zu der festen Ansicht gelangen könne daß jedes Mittel diese Ausschreitungen zu bekämpfen nicht schlimmer sei als die Ausschreitungen selbst. Auch bei Darstellung der deutschen Verhältnisse verletzt den ferner Stehenden die Entschiedenheit mit welcher Männer wie Schoder und Andere mit den wahnsinnigen Freischärlern und Straßenkrawallern in ziemlich gleiche Verdammniß geworfen werden. Und doch auch hier, wenn man wieder einmal das Detail jenes Unsinns von Reutlingen und Offenburg in so recht anschaulicher Darstellung sich vergegenwärtigen läßt, scheint es verzeihlich, wenn der Augenzeuge und unmittelbare Beobachter sich in einen allzu einseitig gouvernementalen Conservatismus verrennt und ihm sogar das schöne schwarzrothgoldene Banner verleidet wird, welches er so oft durch Frevel und Unverstand hat entweihen sehen. Jedenfalls aber thut dieser gemüthliche Antheil, mit welchem Hackländer seine Beobachtungen niedergeschrieben hat, so wenig der Darstellung Abbruch daß diese hierdurch vielmehr eine ganz besondere Frische und Lebendigkeit erhalten hat. Und hier will ich nun einmal eine Probe mittheilen, weil sich hier eine solche leichter ohne weiteres ausheben läßt, ohne wegen des Mangels an Zusammenhang unverständlich zu werden, als in einem Roman. Nur die Wahl unter so vielem Schönen hat mir Schwierigkeiten gemacht, und der freundliche Leser d. Bl. möge nun an einem kleinen Stücke beurtheilen, ob ich von Hackländer's Beobachtungsgabe und Gestaltungstalent zu viel Rühmens mache.

Ausmarsch. St.-Angelo.

In den letzten Tagen vor dem Ausmarsche der Armee hatte das Kriegsgetümmel auf den Straßen den höchsten Grad erreicht. Ueber den Corso der Porta Romana zogen oft während ganzer Stunden ungeheuere Wagenzüge, beladen mit Kriegsmaterial, Proviant aller Art, mit Kisten und Kasten, Säcken und Fässern. Daneben marschirten Infanteriecolonnen und kleinere und größere Abtheilungen von Cavalerie. Da bisweilen am Thore der ungeheuere Zug auf Augenblicke stockte, die Pferde und Wagen aufprellten und die Fuhrknechte und Reiter zusammen plauderten oder auch schalten und zankten, so gab die breite Straße mit diesem bunten eigenthümlichen Gewoge, mit den prachtvollen Palästen im heitern Glanz der hellen Frühlingssonne eines der schönsten Kriegsschauspiele die man sehen konnte.

Schon Morgens um 4 Uhr wurde man, namentlich wer in diesem Theile der Stadt wohnte, von der lustigen Feldmusik aufgeweckt. Cavalerie rasselte in der Dunkelheit durch die Straßen, das Geschütz dröhnte über das Pflaster und große Infanteriemassen wogten in gleichem Schritte daher. Die Banden spielten „Gott erhalte unsern Kaiser", und das lustige laute Summen des eifrigen Gesprächs der Marschirenden drang zu den Fenstern hinauf. Jedes Regiment, jede Batterie sah der Zurückbleibende an diesen Tagen in stillem Neide abziehen, sich immer fragend: „Wann kommt an uns die Reihe?" Endlich am 17. März wurde mir im Hauptquartier angesagt, ich habe mich morgen früh an der Porta Orientale einzufinden, zu Pferde zu steigen und dem Hauptquartiere zu folgen.

Merkwürdiges Zusammentreffen. Am 18. März sollte das Hauptquartier Mailand verlassen und am 18. März vor einem Jahre brach die Revolution aus, in deren Folgen die Armee auch jetzt wieder marschiren mußte. Am 18. März 1848 wurde in Mailand bekannt gemacht daß Kaiser Ferdinand seinen Staaten eine Verfassung im Geiste der Zeit verliehen habe. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, und der Stadtrath, den Grafen Casati an der Spitze, verfügte sich zum Civilgouverneur, Grafen O'Donell, um Foderungen zu stellen. Ein bewaffneter Volkshaufe schloß sich ihnen an, dieser stürzte auf das Regierungsgebäude los, die sich zur Wehre setzende Wache wurde niedergemacht. Graf O'Donell aber bequemte sich zur Ausstellung des Befehls daß eine Bürgergarde zu errichten und daß derselben die Waffen des aufzulösenden Polizeiwachcorps zu übergeben seien.

Hiermit begannen die denkwürdigen fünf Tage, welche bekanntlich damit endeten daß die Armee sich in bester Ordnung aus Mailand zurückzog und daß der Pöbel in der Stadt Herr und Meister wurde. Am 18. März d. J. sollte die Armee auch wieder zum großen Theile Mailand verlassen, aber wie anders waren die Verhältnisse damals. Da in der guten Hauptstadt der Lombardei nicht Jedem zu trauen war, so geschah von Seiten des Feldmarschalls zur Aufrechthaltung der Ruhe was nur irgend möglich. Oberst von Heintzel, welcher das Obercommando der in Mailand zurückbleibenden Truppen, etwa 4000 Mann stark, übernahm, hatte seinen Sitz im Castell aufgeschlagen. Der Oberst de Uodo, der Commandant der Gendarmerie, die etwa 400 Mann stark war, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Demselben wurden der Podestà der Stadt und andere Civilpersonen beigeordnet. Der Gouverneur residirte im Hause Litta und hatte die Municipalgarde unter sich, deren Organisation der Municipalität überlassen wurde. Am Tage des Ausmarsches des Hauptquartiers erließ der Feldmarschall einen Warnungsruf an die Bewohner Mailands. „Ich gehe", sagte er im Eingang, „an der Spitze meines Heeres, einen neuen treulosen Angriff zurückzuweisen und den Schauplatz des Kriegs auf das feindliche Gebiet zu verlegen. Zum Schutze der friedlichen Einwohner lasse ich hier eine genügende Garnison. Der dem die Wohlfahrt seiner Familie und die Erhaltung seiner Habe am Herzen liegt vereinige seine Sorgen mit den meinigen zu der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. Ich hoffe, Mailand werde ruhig den Ausgang des Kampfs abwarten, der nicht zweifelhaft sein kann. Schon ist ein zweites Heer zum Streit bereit, um für die Rechte unsers Kaisers und Herrn und die Integrität der Monarchie zu kämpfen."

Nachdem der Feldmarschall die Mailänder ferner noch dringend verwarnt, nicht noch ein mal eine Rebellion zu versuchen, sagte er weiter: „Ohne Haß und Rache bin ich wieder in

euere mir lieb gewordene Stadt zurückgekehrt, und wenn ich euch nicht alle vom Krieg unzertrennbare Lasten sparen konnte, so habe ich Nichts unterlassen sie euch zu erleichtern. Wenn gegen meine Erwartung die Rebellion noch ein mal ihr Haupt erhöbe, so würde eine ebenso rasche als furchtbare Strafe die Schuldigen erreichen, denn ich bin stark genug um jeden innern und äußern Feind niederzuwerfen. Daher, ich wiederhole es euch, horcht auf meine warnende Stimme, stürzt euere Stadt nicht in ein unausweichliches Verderben durch Erneuerung toller Versuche, die nur dazu führen könnten vielleicht auf immer euere Wohlfahrt zu zerstören."

Ich gestehe daß ich in der Nacht vom 17. auf den 18. März sehr wenig schlief. Das Herz war mir zu voll und die Brust zu bewegt. Um 3 Uhr begann auch schon wieder der militairische Lärm auf der Straße und es tobte und rasselte in Einem fort. Ich stand endlich auf und begann mich zu wappnen. Es war noch finstere Nacht als ich das Haus mit klirrendem Säbel und Sporen und einem Mann verließ, der mir meinen Nachtsack trug welchen ich zum Ueberfluß noch mitnahm. Major Eberhardt hatte mir für denselben ein Plätzchen auf seinem Wagen versprochen. An der ersten Straße vor dem Corso der Porta Romana, welche nach der Post führt, mußte ich über eine Stunde warten, da mir mehre Regimenter Infanterie und Grenadierbataillone entgegenkamen, deren feste Reihen zu durchbrechen ich weder konnte noch wollte — ich sah sie gern so lustig und heiter vorüberziehen — ich wartete. Die Leute sahen vergnügt und muthig aus und blickten zuversichtlich auf den klaren Sternenhimmel, der einen schönen Tag versprach.

Da der Morgen frisch war, so trat ich in das Kaffeehaus zur Post ein und ließ mir einen erwärmenden Kaffee geben. Dort auf dem Bänkchen in der halbdunkeln Stube machte ich ernste Betrachtungen, denn es war ein wichtiger neuer Abschnitt meines Lebens, dem ich entgegenging. Was konnte, was würde mir jene Zeit bringen? Gewiß des Interessanten und Schönen sehr viel, doch auch vielleicht manches recht Unangenehme, antwortete eine innere Stimme auf jene Frage. Es ist kein Kinderspiel, sagte ich mir ferner, dem du entgegengehst, und was Andern widerfahren kann, kann auch dich betreffen. Wenn ich gleich nicht das Glück hatte, den Kämpfenden anzugehören welche um den blutigen Lorber warben, so stand doch der Vorsatz fest in mir alle Gefahren wie sie auch kommen könnten mit Denen zu theilen die so freundlich waren mir die Gelegenheit zu verschaffen, ein so interessantes und ernstes Drama wie das eines Feldzugs sich vor meinen Blicken entwickeln zu sehen.

Durch die Straßen dauerte das Ziehen der Infanteriemassen immer noch fort. Jeden Augenblick sprang einer der Soldaten in das Haus, stürzte eine Tasse heißen Kaffees hinunter oder ließ sich eine tüchtige Portion Liqueur in die Feldflasche füllen. Endlich begann der Tag zu dämmern und ich begab mich hinaus zur Porta Orientale. An der Villa Reale, bei der ich vorbeikam, sah ich Alles in größter Bewegung, Reisewagen standen im Hof und die schweren Fourgons wurden ämsig gepackt.

Vor der Porta Orientale liegt ein weitläufiges Viereck von Gebäuden, das ehemalige Cholaraspital. Dort waren die Stabsdragoner kasernirt, bei denen sich mein Pferd befand und wo ich meine Ordonnanz finden sollte. Die Stabsdragoner, eine Art Feldgendarmerie, sind ein Elitencorps, welches in seiner jetzigen Zusammensetzung und Uniformirung von dem Feldmarschall Radetzky gegründet wurde. Aus fast allen Cavalerieregimentern wurden tüchtige Leute mit guten Pferden genommen und ihnen vorzügliche, mit dem Felddienst sehr vertraute Offiziere gegeben. So entstand die sehr starke Schwadron der Stabsdragoner, welche von dem Major Grafen Forgatsch commandirt wurde. Die Leute sahen in ihrer geschmackvollen Adjustirung malerisch schön aus. Ueber einer grauen Reithose tragen sie einen schwarzen Waffenrock mit weißen Metallknöpfen. Die Cartouche sitzt an einem weißen Bandelier, und an einer ebenfalls weißen Säbelkuppel hängt ein schwerer, fast gerader Säbel mit reich verziertem Korb, wie ihn im Dreißigjährigen Krieg die Reiter zu tragen pflegten. Der schwarze Filzhut in mittelalterlicher Form, den sie statt des frühern Helms tragen, vervollständigte in würdiger Weise den ganzen Anzug. Dieser Hut, an der rechten Seite hinaufgeschlagen, ist mit einem schwarzen Federbusch verziert, der über den Rand der Krämpe nach dem Rücken zu herabfällt. Ein weißer weiter Mantel, welcher, bei den Offizieren kleiner, durch meist seidene, mit Quasten verzierte Schnüre auf der Brust festgehalten wird, bildet den Schlußstein einer Tracht, welche dem malerischen Aeußern der Stabsdragoner etwas eigenthümlich Kühnes, ja Abenteuerliches verleiht. Wenn ich den Grafen Forgatsch oder meinen freundlichen Rittmeister F. in dem dunkeln Anzug so dahinfliegen sah, mit dem schwarzen Stülphandschuh das Säbelgefäß haltend, den schwarzen, grün schillernden Federbusch im Winde fliegen lassend, so konnte man glauben, man sei in eine alte Zeit zurückgeworfen und ein Reiteroffizier aus dem Dreißigjährigen Krieg sprenge daher.

Der Marschall hält viel auf seine Stabsdragoner und freut sich recht über die so wohl gelungene Uniformirung. Die Schwadron selbst dient zur Bedeckung des Hauptquartiers und außerdem werden von derselben einzelne Unteroffiziere und Reiter zu Ordonnanzen höhern Offizieren beigegeben.

In dem Hofe der Kaserne dieses Corps war ein lustiges Getreibe. Eine große Menge Packwagen aller Art stand angeschirrt auf der Straße, die Stabsdragoner zogen ihre Pferde aus den Ställen, die Offiziere ordnend und befehlend gingen hin und her, und hier und da standen Gruppen von Soldaten und nahmen von zurückbleibenden Weibern und Kindern den vielleicht letzten Abschied.

Endlich wurde das Zeichen mit der Trompete gegeben, Alles schwang sich auf die Pferde und auch ich bestieg meinen Rothfuchs. Gleich darauf ritten wir der Porta Orientale zu, um uns mit dem Hauptquartier zu vereinigen, welches von der Villa Reale her den großen Corso herabzog. Der Feldmarschall selbst, die Generale Heß und Schönhals, sowie mehre andere namhafte Offiziere waren nicht in dem Zuge, sondern fuhren etwas später in ihrem Reisewagen zum heutigen Nachtquartier.

Ein wunderschöner klarer Frühlingsmorgen verlieh dem ganzen Schauspiel einen noch höhern Reiz. Wir ritten außerhalb des Wallganges um die Stadt herum gegen die Porta Romana. Auf dem Wallgange selbst, der zu prachtvollen Alleen und Spaziergängen umgeschaffen ist, zogen Artillerie und Grenadiere.

Es hatte am vorhergehenden Tage etwas geregnet, von Staub war also keine Rede und die Pferde schritten munter darauf los, begierig die frische Morgenluft einathmend. An der Porta Romana trafen wir mit neuen Heerhaufen zusammen, die dort standen und uns durch ihre Reihen ließen. Tausende von Zuschauern befanden sich am Thore und auf dem Wallgange und sahen lautlos und ruhig der abziehenden Armee nach; aber gewiß war in den Herzen Vieler diese Ruhe nicht zu Haus, und mancher böse Wunsch mag den glänzenden Bayonneten gefolgt sein. Mancher Blick der Offiziere aus dem Hauptquartier, welches die Straße nach Melegnano einschlug, wendete sich noch während des Marsches rückwärts auf die Stadt die wir soeben verlassen; denn die meisten waren vor einem Jahre ebenfalls, wenn auch in anderer Weise mit aus Mailand gezogen und mochten in diesem Augenblick jener Zeit lebendig gedenken. Damals verließen sie die Stadt in der Nacht und jedenfalls in anderer und gedrückterer Stimmung als diesmal. Die Truppencolonnen, wenn auch äußerst ermüdet von fünftägigem Straßenkampf und tief betrübt, so manchen braven Kameraden auf dem Pflaster der Straße in seinem Blute zurücklassen zu müssen, sollen jedoch auch damals in geschlossenen Reihen und muthvoll ausgezogen sein. Jener nächtliche, durch erschütternde Scenen aller Art begleitete Zug

über die Wälle hat sich Allen die an ihm theilnahmen mit den düstersten Farben in der Seele eingeprägt. Sämmtliche Glocken der Stadt, die während fünf Tagen nicht geschwiegen, heulten mit erneuter Heftigkeit in die Nacht hinaus. Trommeln wirbelten, Schüsse krachten von allen Seiten, Verwundete und Sterbende stürzten nieder und nahmen den letzten Abschied von Leben und Freunden, und die übermüdeten östreichischen Soldaten, ihre Verwundeten, Weiber und getreue Beamte mit sich schleppend, zogen über die Wälle hinaus in ein vollkommen insurgirtes Land. Die lichterlohen Flammen brennender Häuser leuchteten schauerlich zum Rückzug, der über dampfende, von der Feuersbrunst roth angestrahlte Schutthaufen angetreten wurde. Draußen war es tiefe Nacht, aber in dieser Nacht leuchtete der Armee nur ein Stern: „Radetzky", und dieser Stern schritt ihr glänzend voran und führte sie bald wieder im Triumphzuge zurück. So damals, nun wieder zu dem „Jetzt".

Die Armee zog im hellen Sonnenlichte unter schmetternder Feldmusik siegestrunken dahin, sich ihrer Kraft bewußt. Vor uns, soweit das Auge reichte, herrschte auf der Landstraße das regste Leben. Helme und Bayonnete blitzten zwischen den Bäumen hervor, lange Reihen Reiter zogen einförmig dahin, weiße Mäntel zeigten in weiter Entfernung an daß dort Cavalerie marschire. Bald hatten wir Melegnano erreicht, das kleine Städtchen das vor einem Jahre es wagte der östreichischen Armee den Durchgang streitig machen zu wollen. Der freundliche Oberst Graf Wratislaw erzählte mir die Details jenes Kampfes ausführlich, und wie er damals sehr lange in Lebensgefahr geschwebt hatte. Er wurde nämlich in die Stadt geschickt um Lebensmittel für die Armee zu verlangen. Doch zogen die fanatisirten Einwohner die Sturmglocken, nahmen ihn gefangen, sperrten ihn in ein dunkles Loch und drohten ihm mit dem Tode, wenn er den Marschall nicht vermöge mit seiner ganzen Armee die Waffen zu strecken. Der Oberst erklärte natürlich dieses Verlangen für unsinnig und bemerkte, sein Leben, das dem Kaiser gehöre, könne er hier, wenn es sein müßte, ebenso gut beendigen wie auf dem Schlachtfelde.

Kaum hatte der Marschall von der Gefangennehmung seines Offiziers gehört, als er, trotzdem daß mit Schießbaumwolle aus den Fenstern der Häuser geschossen wurde, in die Straßen sprengte und in Person mehre Haubitzen auffahren ließ. Bald schlugen die Granaten platzend und zündend in die Häuser, und kurz nachher wurde Wratislaw von einer ihm unbekannten Person, die ihm schon anfänglich unter dem Wüthen der Uebrigen Theilnahme bewiesen, in Freiheit gesetzt und von einem Haufen Jäger im Triumph hinausgebracht. Das Gefecht war unterdessen allgemein geworden und viele Häuser wurden nach Kriegsrecht geplündert und verbrannt.

Noch sah man Spuren dieses Gefechts und die Einwohner standen als wir durchritten mit finstern Mienen vor ihren Häusern.

Gegen 10 Uhr führte der Graf Forgatsch das Hauptquartier auf eine große Wiese neben der Straße, um eine halbe Stunde zu rasten. Kaum waren wir da angelangt, so fuhr der Feldmarschall, welchen das Jubelgeschrei der Soldaten uns schon von weitem verkündete, an uns vorüber. Die vielen edeln Pferde an der Hand ihrer schlanken, gut aussehenden Reiter, die verschiedenen Gruppen welche sich während der Rast zu diesem oder jenem Zweck bildeten, alles Dieses bot einen sehr schönen malerischen Anblick. Dazwischen ritten Ordonnanzen von fast allen Cavalerieregimentern, Husaren, Ulanen und Dragoner. Andere waren abgesessen und theilten mit ihren Kameraden ein Stück Brot und einen Schnaps. Im Allgemeinen wurde diese kurze Rast zum Frühstücken benutzt, Jeder theilte mit was dem Andern fehlte, und auch ich erhielt als Austausch für einigen trefflichen Proviant, den mir meine freundliche Wirthin, Frau Reichmann, mitgegeben, einen außerordentlich guten Liqueur.

Bald erklang die Trompete wieder zum Aufbruch; Alles saß auf, unzählige Cigarren und Pfeifen wurden angebrannt, und wie die Kinder Israel's in der Wüste zogen wir weiter, begleitet von einer großen weißen Rauchwolke.

Unser Zug sah recht bunt und glänzend aus. Den Vortrab machten einige vierzig Sereschaner im rothen, mit Gold besetzten Costume, die kleinen muntern Pferde reichlich mit eben solchen Quasten geschmückt. Nach ihnen kamen die Stabsdragoner in ihren weißen Mänteln, untermischt mit lustigen ungarischen Husaren, meistens courbettirend oder im kurzen Galopp reitend, denn so ein Husar ist kaum im Stande im ruhigen Schritt zu reiten; dann ernstere Ulanen mit der langen Lanze, an welcher das schwarzgelbe Fähnchen flatterte. Ihnen folgte das eigentliche Hauptquartier, die Suite des Feldmarschalls, Generale, Stabs- und Subalternoffiziere aller Waffengattungen. Die glänzenden Waffen, das Gold der Stickereien, welches in dem Strahle der Sonne erglänzte, gewährten einen reichen Anblick.

Unter den Reitern bemerkte ich an diesem Morgen auch die Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold mit ihren Gefolgen; Letzterer, in der eleganten ungarischen Husarenuniform, ritt einen prachtvollen Rappen, der mit dem kühnen Reiter wie ein Vogel über Steinhaufen und Wegeinfassungen hinwegflog.

Jetzt folgten Packpferde, Handpferde, Equipagen, Gendarmen, Botenjäger, ein ungeheuerer Troß! Wo unser Nachtquartier sein würde, wußten während des Vormittags Wenige, und erst gegen 12 Uhr Mittags hieß es, der Feldmarschall ist in St.-Angelo und dort wird das Hauptquartier heute Nacht bleiben.

Es wurde für einen so langen Zug ziemlich schnell geritten, denn wir legten die 18 Miglien hierher in etwa 5 Stunden zurück. Oft war der Weg stundenlang neben uns mit Batterien, Munitionswagen, Proviant- und Sanitätskarren, Brückentrain und Packwagen bedeckt. Grenadierbataillone, Chevauxlégers und Dragoner ruhten an der Straße, und aus allen anliegenden Ortschaften hatten sich Tausende von Zuschauern herbeigezogen, welche dem Ganzen eine noch größere Mannichfaltigkeit verliehen.

St.-Angelo liegt in der Niederung, aus welcher sich in der Mitte des Orts ein altes Castell erhebt, in welches das Haupquartier gelegt wurde. Dies Castell beherrscht die ganze Umgebung und ist mit festen Thürmen, Mauern und großen Thoren versehen, im Ganzen recht gut erhalten, sodaß wir herrliches Quartier bekamen. Breite steinerne Treppen führten von der Hauptterrasse in einen etwas verwilderten Garten; hier halten kolossale Löwen die Wache; doch ist ihren Krallen das Wappen der Familie entfallen die dieses Schloß gebaut. Rings um den Garten liegen alte Häuser die wol schon bessere Zeiten erblickt; denn man sieht es ihren Terrassen, Veranden und großen Bogenfenstern an daß dort meistens eine andere Bevölkerung gehaust.

Abends wurde hier eine äußerst interessante militairische Reunion gehalten. Der Feldmarschall Graf Radetzky ließ nach Tische ein Musikcorps aufspielen. Die Thore des Gartens wurden auf allen Seiten geöffnet und bald war derselbe mit Tausenden von Soldaten und Offizieren bedeckt, eine große militairische Musterkarte. Die Fenster der umliegenden Häuser füllten sich meist mit weiblichen Zuschauern, auf den Treppen des Castells glänzten die verschiedensten Uniformen in Gold, Silber und allen Farben; dazu eine wundervolle Abendbeleuchtung — es war ein unbeschreiblicher Anblick, man hätte das alte Schloß nicht malerischer umgeben können. Vom obern Stock schauen die verfallenen Fenster melancholisch herab, uralter Zeiten gedenkend, wo der Garten vielleicht ebenso von bunten Massen wimmelte und lustige Menschen hier ihr Wesen trieben. Ein ewiger Wechsel!

Morgen wird es wieder ruhig und still hier sein, doch heute ist es das fröhlichste Durcheinander. Das Musikcorps spielt einen heitern Steierer, die tiroler Schützen, Jäger und wiener Freiwilligen fassen einander an und tanzen jauchzend um-

her, sodaß sich am Ende auch die ernsten ungarischen Grenadiere mit fortreißen lassen, einen Sprung zu riskiren. Generale und Oberoffiziere mischen sich in die Tanzunterhaltung, und der alte ehrwürdige Feldmarschall steht mitten in dem Jubel seelenvergnügt und lacht herzlich über den ungeheuern Lärmen den seine militairischen Kinder in ihrem Uebermuthe verursachen.

Aber auch an einem ernsten feierlichen Schauspiel fehlte es heute nicht. Nachmittags erschien eine Deputation von vier Grenadieren des Regiments Wasa beim Feldmarschall und bat inständig bei der nächsten Schlacht vorangestellt zu werden und den ersten Sturm ausführen zu dürfen. Sie wollten, so sagten sie, den unbefleckten Namen ihres Regiments wiederherstellen, den ihre Brüder in Ungarn leider Gottes! sehr verdunkelt. Sie erhielten diese Erlaubniß und verkündigten es jubelnd ihren Kameraden.

Von unserm Schloß hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Ebene vor uns, und als es Nacht wurde, wechselte diese Ansicht, die uns am Tage ringsum kleine Bivouacs und Lagerplätze geboten, auf eine schöne und prächtige Art. Ueberall sah man die Wachtfeuer leuchten, bald ganz frei im Felde, die umherstehenden Soldaten in röthlichem Lichte beleuchtend, bald hinter Scheunen und Häusern die Contouren derselben auf feurigem Grund scharf heraushebend; schattenhaft sahen die Soldaten aus die an dem Feuer beschäftigt waren ihr Abendbrot zu kochen, die vordern schwarz, die hinter dem Feuer stehenden hell angestrahlt von der Flamme.

In dem Hofe unsers Schlosses lag eine Compagnie Grenadiere die sich auf großen Strohhaufen bei ihren Wachtfeuern häuslich eingerichtet hatte. Was wir von unsern Fenstern in der Ferne sahen, erblickten wir hier in der Nähe. Eine ansehnliche Marketenderei war ebenfalls hier aufgeschlagen und der gute rothe Landwein wurde aus großen Flaschen und Blechgefäßen tüchtig verkostet. So eine Anzahl Grenadiere im Kreiß um das Feuer stehend ist ein prächtiger Vorwurf für einen Maler. Die Hände auf dem Rücken standen verschiedene da; den rechten Fuß keck vorgesetzt, schaute der Grenadier unter der schwarzen Bärenmütze hervor mit dem bronzefarbenen Gesicht nachdenkend ins Feuer. Er mag wol allerlei Gedanken dabei gehabt und vielleicht an seine Pußta gedacht haben, wo er auch manchmal wie hier am flackernden Feuer gestanden. In dem Hofe summte übrigens lustiges Gespräch und die wohlklingenden Laute der ungarischen Sprache dröhnten im lauten Echo von den Mauern die den Hof rings umgaben, und die wol auf dieses ungewohnte Leben ganz verwundert darein schauten, bald blaß bald roth werdend, je nachdem die Glut der Feuer durch neu aufgelegtes Reißig emporloderte oder in sich zusammensank.

Bald wurde es aber stiller im Hof, die Nacht schwang ihren schwarzen Schleier, umflorte die müden Augen. Die Grenadiere am Feuer nickten ein, der Weinkrug machte nicht mehr die Runde und bald hörte man im ganzen Hauptquartier Nichts mehr als den einförmigen Schritt der Schildwachen.

Hackländer erhielt für diese Kriegsbilder mehre Orden. Im Jahre 1849 verheirathete er sich mit Karoline Opitz, einer Nachkommin des alten schlesischen Martin Opitz. In demselben Jahre erschien:

9. Handel und Wandel. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie die Bilder aus dem „Soldatenleben im Frieden" Reminiscenzen eigener Erlebnisse waren, so erscheinen auch die vorliegenden Bände wie die Memoiren eines Mannes der des Handels Leiden und Freuden kennengelernt hat. Aber während in den militairischen Aufzeichnungen eines Friedenssoldaten es sich mehr um Darstellung einzelner Scenen handelt, die nur wie zufällig sich um die eine Person des Helden gruppiren, haben wir es hier mit einer künstlerisch componirten Erzählung zu thun. Daß Hackländer zu erzählen weiß haben wir schon gesehen. Aber in „Handel und Wandel" sehen wir zum ersten male ein größeres Ganzes, selbständig und in sich abgeschlossen. Auch hier hat es Hackländer vortrefflich verstanden das einst Erlebte und Gesehene auch uns im künstlerischen Spiegel sehen und erleben zu lassen; aber er hat auch gelernt die Geschichte zu verwickeln und wieder zu lösen. In diesem größern Ganzen haben sogar die eigenthümlichen Vorzüge Hackländer's, wie mich dünkt, noch mehr Spielraum gehabt sich zu entfalten. Es sind Scenen und Charaktere in dem Buche wie sie Dickens nicht humoristischer zu malen weiß. Und obgleich in der That Boz so ziemlich der Einzige ist mit dessen Schriften ich Hackländer's Productionen in Parallele stellen möchte, so ist doch so wenig von einer Nachahmung die Rede daß vielmehr das ganze Buch in Situationen und Personen durchweg deutsch-original zu nennen ist. Oder ist vielleicht die Familie des jungen Handlungsbeflissenen nicht so recht aus unserm innersten Leben entnommen? Die straffe Gestalt der alten Großmutter mit ihrem Sprüchwörterreichthum, den sie zur moralischen Hebung des Enkels benutzt, und der goldenen Schnupftabacksdose, aus der sie Geduld für die Unarten des kleinen Schlingels schöpft; diese Schmiedin, die alte Jungfer mit dem zärtlichen Herzen, die von Thränen lebt und den Jungen verzieht, und als derselbe längst herangewachsen eben heirathen will, immer noch weinend sich „nach dem Kind" sehnt, worunter sie den Heirathenwollenden meint; und vor Allen Doctor Burbus, übergeblieben von so und so viel Semestern übelbenutzter Universitätszeit, ein Tagedieb, aber ein ehrlicher Kerl, bei dem das Gute endlich doch wieder die Eisrinde der Gewöhnung sprengt, ein Leuteplager, aber voll so guten Humors daß ihm die Getroffenen selbst kaum zürnen — sind das Alles nicht Figuren aus echtdeutschem Holze geschnitten? Und ebenso die übrigen Personen: Herr Reißmehl und seine ihn beherrschende jungfräuliche Schwester Barbara, Philipp der Ladenhüter und der Professor, welcher „spazieren sitzt", indem er Daumen und große Fußzehe bewegt — ihre Persönlichkeit heimelt uns an wie das Gesicht eines alten theuern Freundes. Ja in der That, nicht nur in der Darstellung verdient Hackländer mit dem großen britischen Humoristen zusammengestellt zu werden, sondern auch darin daß Dickens nicht mehr in englischem Wesen und englischer Anschauung wurzeln kann als Hackländer in deutschem Boden und deutschem Sinn.

Zunächst für das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" schrieb Hackländer sodann:

10. Namenlose Geschichten von F. W. Hackländer. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Raum gestattet mir nicht auf dieses Werk in der Ausführlichkeit einzugehen wie es dasselbe wohl verdiente. Der Fortschritt welchen Hackländer mit diesem Roman macht ist außerordentlich, von einer einfachen Ge-

schichte, wie sie noch in „Handel und Wandel" uns vorgeführt wird, treten wir hier in ein vielverschlungenes Gewebe der mannichfaltigsten Erfindung, und fast alle diese Fäden, zu kunstvollen Knoten verschlungen, löst der Dichter mit sicherer Hand, fast alle zur Befriedigung des oft in athemloser Erwartung dem Erzähler lauschenden Hörers. In die mannichfachsten Lebenskreise führt uns der Dichter ein und in allen bewährt sich wieder sein malerisches Talent in dem ausgedehntesten Maße: selbst das Leblose weiß seine geschäftig producirende Phantasie zu beleben, daß es uns nicht nur klar vor dem innern Auge steht, sondern oft wie ein lebendiges Wesen unsere Theilnahme oder Abneigung, unsere Liebe oder unsern Haß erregt. Vorzüglich aber zeigt sich hier das bürgerliche Element des Dichters ausgeprägt: von so vieler Sach- und Orts- und Personenkenntniß seine Schilderungen der höhern Gesellschaftsschichten zeugen, so verweilt er doch wie Dickens, mit dem wir ihn zusammenstellten, am liebevollsten bei der Ausmalung von Charakteren und Situationen aus dem ehrenfesten Bürgerstand. Dubel, der Flickschneider, der sich zum königlichen Balletmeister hinaufarbeitet, weil er von je den Drang nach etwas Höherm und Feinerm in sich spürte, die tüchtige Frau Welscher, die Büglerin Kiliane, der „alte" Oberkutscher Joseph und seine Mutter, die Winklern — alle diese Figuren trage ich kein Bedenken für künstlerisch vollendet zu erklären. Und der stadträthliche und hofräthliche Haushalt — was ließe sich an diesem Bilde hinzu- oder hinwegthun ohne dem köstlichen Eindruck zu schaden? Dazu kommt die, wenn auch schon in den frühern Werken bemerkbare, doch hier zuerst so glänzend hervortretende Fähigkeit Hackländer's einen guten Dialog zu schreiben. Daß dies nicht leicht ist zeigen so viele abschreckende Beispiele. Bei Hackländer sprechen die Personen nicht dem Schriftsteller zu Gefallen, der sie reden heißt; vielmehr fühlen wir, jetzt mußten sie sprechen und gerade so sprechen wie sie sprechen. Da hält nicht jede Person einen selbständigen Monolog, auf den der Mitredende mit einem dergleichen antwortet; Rede und Gegenrede folgen sich in natürlicher Reihe, und das Ganze hört auf wenn die Personen sich ausgesprochen haben. Lauter sehr natürliche Dinge im Leben und gesellschaftlichen Verkehr und doch Foderungen, deren vollständige Erfüllung in der Kunst uns umsomehr erfreut und befriedigt, je seltener dies geschieht.

Hätte ich freilich im Sinne eine ins Einzelne gehende Kritik der „Namenlosen Geschichten" zu schreiben, so würde ich trotz der eben anerkannten Vortrefflichkeit des Buchs über Manches mit dem Dichter rechten. Warum huldigt auch hier der sonst so verstandesklare Autor seiner manchmal hervortretenden Neigung zu Callot'schen Spukgeschichten? Was soll die närrische Einbildung des Jägers Lukas und die noch verwunderlichere Heilung desselben? Was soll die Erfindung des geistersehenden Amadäus, der von seiner Gabe nicht einmal sehr zweckmäßigen Gebrauch macht? Was soll endlich die tolle Geschichte in der Requisitenkammer? Traum oder Spuk? Es läßt sich nicht leugnen daß auch diese Verwunderlichkeiten theilweise meisterhaft erzählt sind, aber es ist eben Schade soviel Kunst an so unzweckmäßigen Stoff verschwendet zu sehen. Vielleicht ließe sich auch fragen, ob die „in der Sünde rein" gebliebene Anna nicht etwas an jene jetzt Mode gewordene Apotheose gefallener Engel erinnere, ob eine solche Gestalt viel poetische Wahrheit in sich habe. Es könnte ferner gezweifelt werden, ob nicht bei dem unendlichen Reichthum an Personen und Verhältnissen, die uns vorgeführt werden, doch hin und wieder dem Dichter die Fäden entschlüpft oder ob sie nicht, wenn auch in seltenen Fällen, mehr zerhauen als gelöst seien. Vielleicht wäre auch manche Person, manche Episode, so schön und interessant sie an sich ist, als überflüssig oder wenigstens nicht unumgänglich nöthig zu rügen. Aber ich berühre wie gesagt diese Bedenken nur obenhin, und selbst wenn eine eingehendere Kritik alle diese Ausstellungen als begründet nachgewiesen hätte, würde sie doch gestehen müssen daß wenn irgendwo dann hier das Horazische ubi plurima nitent u. s. w. seine Anwendung zu finden habe.

Auch in dem dramatischen Fache hat sich Hackländer in dieser Zeit versucht. Im Jahre 1850 schrieb er:

11. Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1851. 8. 1 Thlr.

später ins Ungarische, Englische und Polnische übersetzt, und ließ diesem Lustspiel im folgenden Jahre „Magnetische Curen" folgen, welche meines Wissens noch nicht gedruckt sind. Ich kann nur über das erstere Lustspiel urtheilen, welches ich gelesen und auf der Bühne gesehen habe. Die Erfindung des „Geheimen Agenten" ist eine recht feine und ansprechende; der Gedanke des Herzogs, durch einen erdichteten, gar nicht existirenden Freund, den geheimen Agenten, gefährliche Coalitionen zu sprengen und durch die allgemeine Furcht vor dem Unsichtbaren sich die Macht zu erringen die man ihm vorenthält, ist interessant und lustig genug. Auch im Einzelnen treten recht feine Züge hervor, nur scheint es mir als ob die Handlung für fünf Acte doch nicht recht ausreichen wollte, sodaß hier und da etwas Gedehntes entsteht; sowie ich denn überhaupt offen gestanden der Meinung bin daß Hackländer's großes und ganz eigenthümliches Talent in dem Roman, welcher in seinen Gesetzen und ästhetischen Anfoderungen dem Epos sich nähert, mehr Gelegenheit sich geltendzumachen findet als in dem Drama. Hierdurch wird natürlich nicht ausgeschlossen daß der Dichter nicht hier und da sein Gestaltungstalent in der Komödie versuchen sollte; liegt doch schon in dem „Geheimen Agenten" ein anerkennenswerther Fortschritt gegen die frühern kleinen Lustspiele die wir oben besprachen. Daß das Stück auf der Bühne von Wirkung ist werden die meisten Leser d. Bl. selbst Gelegenheit gehabt haben zu erfahren.

Soeben erhalte ich die letzten Hefte von

12. Eugen Stillfried von F. W. Hackländer. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

welchen Roman Hackländer ebenfalls ursprünglich für

das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" schrieb. Ich habe nicht die Absicht auch dieses Buch noch einer ausführlichern Besprechung zu unterziehen; es genüge zu sagen daß auch „Eugen Stillfried" den Meister im Erzählen bewährt. Ist doch gleich der Eingang, der uns in localer Beziehung au fait setzt, ein Muster für belebende Darstellung; sind doch auch hier die Charaktere so menschlich wahr und künstlerisch klar dargestellt daß man sich nur ungern von den liebgewordenen Gestalten trennt. Wie trefflich versteht es der Dichter, auch dem Intriganten (Werner) die menschliche Seite abzugewinnen, indem er uns als das Motiv seines Handelns die Liebe zu seinem Kinde aufzeigt. Das ist eben ein Hauptvorzug der Hackländer'schen Productionen daß durch sie alle etwas Versöhnendes hindurchgeht, ohne doch den Gegensätzen die Spitze abzubrechen. Und über der ganzen Erzählung, die manchmal etwas trübere Anklänge hat, liegt wieder der liebenswürdigste Humor ausgebreitet. Der ästhetische Thee, der Ball in der Kaserne — das sind Schilderungen, vielleicht etwas zu selbständig für das Ganze der Geschichte, aber kleine Kunstwerke an sich, Musterbilder für Beobachtung und Darstellung.

So scheiden wir von Hackländer mit der freudigsten Anerkennung für das Geleistete, mit den glänzendsten Erwartungen für seine Zukunft. Auf der schönen Villa die er sich im reizenden Neckarthale erbaut hat wird er Muße finden zu fernern Arbeiten, wie ich denn schon in diesem Augenblicke den Anfang einer neuen Erzählung „Plaudereien im herbstlichen Wetter" in der „Kölnischen Zeitung" finde. Möge er sich den Vorwurf daß es ihm an Tendenzen und großen Intentionen fehle nicht anfechten lassen; wollte Gott, wir hätten in Deutschland überhaupt etwas weniger Ideen und etwas mehr Sinn für die Wirklichkeit. Möge er die Ueberzeugung festhalten daß der von ihm so glänzend eingeschlagene Weg der rechte, daß dies der Weg ist ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur zu sichern.

August Henneberger.

Philosophie das Wohlfeilste in Deutschland.

Mit Rücksicht auf: „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von J. H. Fichte, H. Ulrici und J. U. Wirth. Neue Folge. Einundzwanzigster und zweiundzwanzigster Band. Halle, Pfeffer. 1852—53."

Deutschland ist der Philosophie so voll daß sie darüber angefangen hat ein sehr wohlfeiler Artikel zu werden. Nirgend wol wird daher von ihr so geringschätzig gesprochen als bei uns. Wir gleichen dem wohlhabenden Manne welcher bei Nahrungs- und Kleidungsmangel immer nur an Braten und Galaröcke denkt, weil er von dem Mangel an Brot und Hemden gar keinen Begriff hat. Glückliches Land, wo das Gefühl herrscht, Brot und Hemden verstånden sich von selbst, wo die Meinung regiert, seine Philosophie bringe Jeder von selbst mit auf die Welt!

Freuen wir uns dieser errungenen intellectuellen Wohlhäbigkeit, aber benutzen wir auch die uns angebotenen Mittel, uns das Gewonnene durch fleißigen Gebrauch zu erhalten und zu sichern. Denn so angenehm das Gefühl ist, als verstände sich das mildere geistige Klima, worin die gegenwärtige Welt athmet und das wir bald als Aufklärung, bald als Philosophie, bald als Humanität zu bezeichnen pflegen, ganz von selbst, so weiß doch der Erfahrenere recht wohl daß hier eine ganz ähnliche Täuschung der Vitalempfindung obwaltet als diejenige ist, wonach es uns so schwer wird, uns bei der Hitze eines Sommerspaziergangs die Empfindungen des Winterfrostes oder beim Genusse einer blühenden Gesundheit und Lebenslust die Empfindungen eines Kranken vorzustellen.

Das unmittelbare Lebensgefühl ist befangen in der Gegenwart, daher, sobald die Gegenwart drückend ist, verzagt und kleinmüthig; sobald die Gegenwart günstig ist, unbesorgt und übermüthig. Herrscht nicht gegenwärtig in Sachen der Politik ebenso sehr Verzagtheit und Kleinmuth als in Sachen der Philosophie Unbesonnenheit und Uebermuth? Was man besitzt, glaubt man niemals verlieren, was man auf den ersten Anlauf nicht erlangt hat, niemals gewinnen zu können. Das Gefühl spricht: Was hilft mir der ganze Plunder von geistigem Luxus, wenn ich von materieller Seite darben, das Spiel gesunder Lebenskräfte beschränken muß? Der Verstand spricht: Entferne den Plunder des Luxus, höre aber dabei nicht auf im fleißigen Gebrauche des gewonnenen geistigen Capitals. Denn es ist das unbesiegbare Werkzeug zur einstigen Heilung der religiösen und politischen Schnitte welche das Vaterland zerstückelt haben. Wirfst du dieses Werkzeug fort, wirst du nicht nur elend und schwach sein für die Gegenwart, was du bist, sondern auch noch obendrein hülflos für die Zukunft, was du vermeiden kannst.

Darum hat sich unter der glückverheißenden Firma von Fichte und Comp. von neuem ein Sprechsaal aufgethan für die Wahrung der Interessen Sokratischer Humanität, wie bisher noch keiner unter uns bestanden hat. Denn es ist seltsam, aber wahr, daß keine einzige der zahlreichen philosophischen Zeitschriften von dem durch Fichte und Niethammer redigirten philosophischen Journal an, welche im Verlaufe der Entwickelung unserer Philosophie geblüht und deren Entwickelungsgang zum Theil mit bestimmt und geleitet haben, daß keine von ihnen sich noch zum Standpunkte dieser nothwendigen Universalität zu erheben verstand, ein Conversatorium der philosophischen Interessen überhaupt sein zu wollen. Es ist hierin ein Fortschritt des philosophischen Geistes der Gegenwart anzuerkennen, ein Fortschritt welcher um so wichtiger erscheint, als er nicht wie ein bloßer Einfall, ein neuer Versuch, sondern mit dem Gepräge einer durch die Zeitverhältnisse der Gegenwart gebotenen Nothwendigkeit auftritt. Denn nachdem dieselbe Zeitschrift eine Existenz von nicht weniger als zwanzig Jahrgängen eines ehrenvollen Bestehens als Parteiorgan einer exclusiven Richtung hinter sich hat, entschließt sie sich nach Ablauf der kurzen Ruhezeit, welche ihr wie allen ähnlichen Bestrebungen durch Vorwalten dringenderer Interessen im Vaterlande auferlegt wurde, zu dieser bedeutungsvollen und gleichsam symbolischen Ummandelung. „Wir erklären ausdrücklich", schreiben die Herausgeber, „daß wir kein Parteiorgan gründen wollen. Wir betrachten unsere Zeitschrift als ein Organ der gesammten Philosophie, gleich bereit, die verschiedenen Richtungen und Schulen zu Worte kommen zu lassen, oder, wenn man lieber will, als den Kampfplatz, auf dem die entgegenstehenden Principien sich miteinander messen können."

Ueber die nach unserer Ansicht noch immer eng genug gesteckten Grenzen, worin dieser Vorsatz bisher zur Ausführung gelangt ist, wollen wir mit den Urhebern des verdienstvollen Unternehmens nicht rechten. Kam es doch nicht auf sie allein an, die entgegengesetzten Kräfte, denen die Schranken zu öffnen ihre ausgesprochene Absicht ist, nun auch wirklich wie mit der Zauberflöte sogleich herbeizulocken. Ebenso wenig mögen wir ihnen zum Vorwurf machen daß sie die entschiedene und exclusive Richtung, zu welcher sie sich bekennen durchaus nicht in den Hintergrund drängen, sondern „den Theismus, die freie, von allen fremden Fesseln erlöste Religiosität, die ethische Lebensansicht, das auf Recht und Gesetz, Ordnung und Frei-

heit gegründete Staatsleben, endlich das einfache biblische Christenthum" nach wie vor als Devise ihrer Fahne beibehalten und zur Schau tragen und infolge dessen bei denjenigen Artikeln welche mit den Principien der Herausgeber in scharfen Gegensatz treten und daher zu einer Widerlegung von ihrer Seite auffodern die letztere in Gestalt einer Nachschrift oder eines Antwortschreibens gern auf dem Fuße nachfolgen lassen. Lieber mögen wir Einzelnes etwas näher herausheben, welches uns ebenso sehr diese Zeitschrift als den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, welchen sie repräsentiren möchte, zu charakterisiren scheint.

Wenn Drobisch (Bd. 21, Heft 1, S. 11 fg.) die Einwürfe Trendelenburg's gegen die Herbart'sche Metaphysik vom Standpunkt der letztern aus mit Einsicht und Haltung würdigt; wenn Erdmann (Bd. 21, Heft 2, S. 209 fg.) die Weltansichten Schopenhauer's und Herbart's in Antithese bringt als entgegengesetzte mögliche Abwege, in ihren Irrthümern schroff, in der geistigen Gewalt ihrer consequenten Durchführung aber stark, stählend und lehrreich: so sind dieses, wie uns dünkt, Strahlen des Morgenroths einer universellern philosophischen Geistescultur, in welcher man nicht länger in fertigen speculativen Systemen wie in ebenso vielen Gefängnissen des flüssigen Nachdenkens festgebannt sitzen, sondern in den möglichen Verbindungswegen, welche von einem Standpunkt zum andern überführen, ebenso wohl bewandert sein wird wie in den Straßen einer Stadt zwischen ihren verschiedenen Wohnungen. Sehen wir doch manchmal die Wege hier, wenn sie vorwärts zu laufen scheinen, rückwärts führen und statt einer neuen Station nur eine Verbindungsstraße mit einem ältern Standpunkt eröffnen. Hat nicht die Herbart'sche Metaphysik, ausgehend von den kritischen Grundsätzen Kant's, von hier einen Verbindungsweg zu einer Monadologie entdeckt, welche in mehren Stücken mit derjenigen welche vor Kant in Deutschland das herrschende System war ähnliche Züge an sich trägt? Ist nicht Schopenhauer, beginnend von dem Ausfahrtsorte derselben Kant'schen Kritik, auf Grundsätze gestoßen, welche an den Ufern des Ganges als Reste einer im Untersinken begriffenen Priesterwissenschaft ein nach Jahrtausenden zu messendes Leben fristen? Lebt nicht seit der Aufstellung der Fichte'schen Wissenschaftslehre Platon unter uns ein ebenso frisches Leben als ihm zu irgend einer Zeit in Griechenland selbst zutheil geworden ist? Der Grundbau zu einer Weltliteratur ist durch den Goethe'schen Humanismus in deutlichen Umrissen hervorgetreten. Der Grundbau zu einer Weltwissenschaft, welcher durch den Kant'schen Kriticismus gelegt ist, wird dann in voller Deutlichkeit erscheinen, wenn das ganze System der Standpunkte, welche von ihm aus reproducirbar sind, in allen ihren Beziehungen mit der topographischen Genauigkeit eines Erdglobus wird vor Augen gerückt sein.

Die Abhandlung von Schaller in demselben Hefte: „Ueber das Wesen der Natur" (S. 42 fg.), ist eine treffliche Arbeit, erfodert aber nach Platonischem Ausdruck einen delischen Schwimmer. Man darf ihrem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen daß er sein Licht mehr als billig unter den Scheffel gestellt habe. Hätte er Das was unter dem abstracten Calcul dieser Zeilen verborgen glimmt in mehr concreter Form an physikalischen Beispielen zur Anwendung gebracht, so würde die Beziehung auf die Naturwissenschaft des heutigen Tags deutlicher vor Augen getreten sein, während die Abhandlung, so wie sie ist, nur liegen bleibt als ein Fingerzeig für den Kundigen, ein Feuerzeug zum Wecken ähnlicher Gedanken bei Solchen welche verstehen werden denselben den gehörigen Nachdruck auf dem Felde der Empirie zu verleihen. Es hat sich nämlich in der Naturwissenschaft das vielfach gedankenlos nachgesprochene Vorurtheil eingenistet, daß nicht allein die Substanzen in der Natur sich immer gleich blieben und weder einer Vermehrung noch Verminderung fähig seien (was nichts Anderes als ein tautologischer Satz ist), sondern daß dieses Verharren sich ebenso sehr auf die Kräfte in den Substanzen beziehe, was eine Behauptung ohne alle Stütze und Grund ist. Wer von diesem die wahre Naturanschauung nicht unbedeutend verzerrenden Vorurtheil entweder mit oder ohne Wissen und Willen angesteckt ist, dem ist die Lecture der Schaller'schen Abhandlung dringend anzurathen.

Höchst lehrreiche Mittheilungen macht Ulrici über die Bemühungen der englischen Philosophen in neuen Systemen der inductiven Logik. Whewell, der Verfasser der trefflichen „Geschichte der inductiven Wissenschaften", ist der Einzige welcher einen klaren Begriff davon gefaßt hat daß es überhaupt allgemeine und nothwendige Urtheile gibt. Von den andern beiden neuen englischen Bearbeitern der Logik, J. Herschel und J. S. Mill, werden dieselben in der Theorie geleugnet, obgleich in Praxi angewandt. Ebenso steht die Sache beim Holländer C. W. Opzoomer. Herschel ist wenigstens vorsichtig in seinen Ausdrücken und scheint zu ahnen daß die Sache ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten habe; Mill hingegen verfährt mit göttlicher Unbefangenheit, sich nie darum grämend daß Das was er thut, wenn er denkt, Dem was er davon redet widerspricht. Dies ist der Zustand der Logik in einem Lande, welches sich rühmen kann von den Sonnenstrahlen der Kant'schen Kritik völlig unberührt geblieben zu sein.

Die im letzten Hefte (S. 39 fg.) von Professor Michelet mitgetheilte Correspondenz zwischen Professor M*** in Berlin und Professor C** in Paris nebst einem Professor J** genannten Schüler des Letztern über das Thema der Immanenz und Transscendenz sind insofern überaus interessant, als M** darin seine Ansicht von der Immanenz des Absoluten mit den Waffen gewandtester Dialektik verficht. Dieselbe geht dahin daß für das Absolute der Menschengeist selbst in seiner weltgeschichtlichen Existenz erklärt, dieser folglich nicht für eine bloße Erscheinung am Natursein gehalten wird, im Gegentheil für eine durch ihre innere Wahrheit und für sich selbst seiende Wirklichkeit aller blos erscheinenden Existenz (aller Natur) untergebaute Existenz gilt. Nicht die Natur trägt den Menschengeist, sondern der Menschengeist trägt die Natur. Da aber von keinem einzelnen Geiste dies ausgesagt werden kann, so ist die Totalität der Geister dem einzelnen Geiste ebenso sehr transscendent als immanent. Die Ansicht ist von großer ethischer Energie, führt aber noch das Unbefriedigende mit sich daß die Existenzsphäre des Geistes in seiner Totalität gar nicht, auch nicht einmal versuchsweise näher bestimmt wird, da doch die Weltgeschichte in ihrem Erscheinen Nichts als die Summe einzelner geistiger Lebendigkeiten und ein äußerliches Ineinandergreifen derselben aufzuweisen hat. Diese Ansicht ist dadurch interessant daß sie uns bis zur Schwelle der allerwichtigsten Fragen führt: Wie unterscheidet sich die Menschheitsgeschichte in ihrer geistigen Identität (in ihrem substantiellen Fürsichsein) von der Menschheitsgeschichte in ihrem Erscheinen als einer Reihe von Anschauungen in den Sinnorganen der einzelnen voneinander isolirten Geister? Welchen möglichen Weg gibt es aus dieser erscheinenden Trennung der Geister in ihre Einigung als ihre substantielle Wahrheit? Ueber diese Fragen, welche doch dem forschenden Menschengeiste die Hauptsache sind, werden wir ebenso im Dunkeln gelassen, als ob es zur wahren Einsicht gehörte diese Fragen eben nicht aufzuwerfen. Der menschliche Geist wirft diese seine Hauptfragen aber immer aufs neue auf und sucht ihre Beantwortung, wenn er sie nicht in der Speculation findet, anderswo. Die Antworten des französischen Philosophen J** zeugen hingegen von keinem großen Eingehen in die Grundgedanken der deutschen Philosophie. Sie erheben sich im Ganzen nicht über den Standpunkt der Scholastik, die Speculation für ein bloßes Mittel der Verdeutlichung geoffenbarter Wahrheiten anzusehen.

Was M** von speculativer Seite versäumt, das sucht umgekehrt Fechner von Seiten der Naturbetrachtung in einer Abhandlung „Ueber die Erkenntniß Gottes in der Natur aus der Natur" (Bd. 21, Heft 2, S. 193 fg.) herzustellen. Diese Abhandlung kündigt sich als einen Zusatz und eine Er-

gänzung zu dem Buche „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" an. Der Verfasser sucht darin durch analogische Schlüsse aus Natur- und Menschenleben es im Sinne der modernen Naturforschung denkbar und wahrscheinlich zu machen daß die Menschengeister außer ihrer äußerlichen und weltgeschichtlichen Einheit, welche sie durch das Medium der Sprache gewinnen, noch eine innere Einheit besitzen durch ein verborgenes Band, das sie in Gott als dem höchsten Bewußtsein verknüpft. Nach Fechner's Ansicht ist Gott das bewußte Ganze der Geistwelt, zu welchem die einzelnen Geister sich nur als abgesonderte Theile oder abhängige Glieder verhalten; er ist gleichsam, wie ihn auch schon Malebranche nannte, der gemeinschaftliche Ort der Geister, worin sie leben, weben und sind. Als solcher wird er in diesem Ergänzungsartikel genommen und sein Vorhandensein an den Zuständen der Natur, namentlich an der immanenten Zweckthätigkeit derselben als möglich und faßlich nachgewiesen, nachdem im „Zendavesta" der Versuch vorhergegangen war, einestheils der Natur und in specie unserm Erdball den vollen Grad des psychischen Lebens aufs neue zu vindiciren, welchen sie im Glauben des alten Orients und auch noch im Gefühl der Völker des classischen Alterthums besaß, anderntheils durch die Erneuerung dieser Ansicht den Glauben an eine Fortdauer unserer Seele nach dem Tode mit der Naturbetrachtung in eine anschaulichere und faßlichere Verbindung zu setzen.

Vielleicht war keine Zeit jemals so im Ringen um neue festere Grundlagen ihrer Cultur als die unserige, welche, je höher sie die Schößlinge ihres Wachsthums hinaus treibt, desto weniger dem Gefühle entgeht, bisjetzt noch in bloßen Nothhütten und vorläufigen engen und dumpfen Gemächern zu wohnen. Es ist nicht die richtige Ansicht daß man glaubt, die Cultur habe blos mit äußern Feinden zu kämpfen und sei dann, wenn sie dieselben zu ihren Füßen gelegt, sicher, fertig und geborgen. Die stärksten Feinde sind jedenfalls die innern, die sich nicht durch äußerliche Abwehr bändigen lassen, die innern Widersprüche, worin das gegenwärtige Denksystem der gebildeten Menschheit noch mit sich selbst ringt. Diese zu überwinden hilft weder Frömmigkeit, noch Unglauben. Sie bleiben auf beiden Seiten bestehen. Ebenso wenig hilft ein mattes Vertragen und gegenseitiger Compromiß. Gerade da schlagen sie am widerwärtigsten hervor und streuen Staub in die Frische des Lebens. Es gibt nur eine Kraft, vor welcher die Ueberzeugungen nicht roh und starr sich gegenüber stehen bleiben, sondern in einen aus der Natur selbst hervorgehenden gesetzmäßigen Fluß gerathen, das ist die Kraft der Vernunft, die Kraft der Wissenschaft. Sie allein hat die Gewalt Irrthümer zu schmelzen, den Schwachen aber mit göttlicher Stärke zu rüsten und zum Kampf für Recht und Wahrheit zu stählen.

Darum verdient besonders diese neue Zeitschrift die aufmerksame Beachtung aller Gebildeten, und zwar in den weitesten Kreisen, als das erste philosophische Blatt welches den bisherigen Standpunkt der Katheder entschlossen verläßt und aus der Schule auf die Bühne des Lebens hervortritt, um aus dem Schatze aller Schulen der lebendigen Gegenwart so viel in die Kreise der allgemeinen Bildung des Lebens zu tragen als vorhanden ist und sich geltendzumachen weiß. Und so ist es recht. Das Leben verlangt Reibung und Kampf, damit es nicht stagnire, und Kampf verlangt Parteien. Aber es gibt in der Wissenschaft eine Region welche oberhalb des Kampfs der Parteien steht, wie die Gipfel hoher Berge oberhalb des Gewölks und seiner Gewitter. Im Leben gibt es so weit Parteien als es Interessen gibt; in der Wissenschaft auch, aber nur bis auf den Grad wo die bewiesene Wahrheit anfängt. Das letztere hat seine bestimmte Grenze, das erstere nicht.

Karl Fortlage.

Moslicheddin Sadi's Lustgarten (Bostan). Aus dem Persischen übersetzt von Karl Heinrich Graf. Zwei Bändchen. Jena, Hochhausen. 1850. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Nachdem Graf die deutsche Literatur im Jahre 1846 mit einer Uebersetzung von „Sadi's Rosengarten (Gulistan)" beschenkt hat, läßt er hier seinem Versprechen gemäß eine Uebertragung des „Lustgartens (Bostan)" folgen, die um so dankenswerther ist als von diesem Gedicht — denn die inzwischen von Schlechta-Wssehrd erschienene und in Nr. 13 d. Bl. bereits angezeigte Uebersetzung enthält nur einen Auszug des Gedichts — bisjetzt nur eine zwar vollständige aber völlig veraltete, in steifer Prosa abgefaßte, nicht unmittelbar aus dem Persischen, sondern dem Holländischen geschöpfte Uebersetzung: „Der Persianische Baum-Garten, Mit außerlesenen Pfropffreisern vieler Geschichte, Seltsamen Begebenheiten, Lehrreichen Historien und merkwürdigen Sprüchen bepflanzt. In Persianischer Sprache beschrieben durch Schich Musladie Saadi von Schiras" (Hamburg 1696), ein Anhang zu den Werken des Olearius, in Deutschland vorhanden war, während der „Rosengarten" erst 1841 eine deutsche Bearbeitung durch Ph. Wolf erfahren hatte. Die bisher herrschend gewesene Ansicht daß der „Bostan" später als der „Gulistan" von Sadi verfaßt und als das Product eines höhern Alters das schwächere und unvollkommenere von beiden Gedichten sei, bezeichnet der Uebersetzer als eine irrige und erklärt sich umgekehrt dahin daß sich der „Bostan" bei näherer Betrachtung als das frühere, in der Form vollendetere, im Inhalt tiefer eingehende und umfassendere Werk darstelle. Ueber die Abfassungszeit beider Werke könne gar kein Zweifel obwalten, da der Verfasser dieselbe selbst genau angebe; der „Bostan" sei gegen Ende des Jahres 1257, der „Gulistan" im Jahre 1258 — also da Sadi 1175 geboren und 1291 gestorben sein soll, jener im zweiundachtzigsten, dieser im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebensalters oder 34, resp. 33 Jahre vor seinem Tode — vollendet worden. Beide Werke seien, wie es scheine, die letzten unter den Arbeiten Sadi's gewesen; ob er aber wirklich bei ihrer Abfassung schon ein so hohes Alter wie Dauletschah berichte erreicht habe, müsse bei dem legendenhaften Charakter seiner Biographie dahingestellt bleiben; seine Bedenken dagegen habe er bereits in seinen Anmerkungen zum „Rosengarten" ausgesprochen. Der „Bostan" sei aber das Hauptwerk, zu welchem der „Gulistan" nur eine Art Anhang, eine Aehrenlese bilde; auf den „Bostan", welcher ganz in Versen abgefaßt sei, habe der Verfasser mehr Fleiß und Arbeit verwendet als auf den „Gulistan", der größtentheils in Prosa geschrieben sei und nur einzelne Sentenzen in Versen enthalte. In die Behandlung der einzelnen Punkte gehe der „Bostan" weit gründlicher ein und führe weiter hinab in die geheimnißvollen Tiefen der Mystik, wie dies unter Anderm der dritte Abschnitt, von der göttlichen Liebe, zeige, zu dessen Inhalt im „Gulistan" nur einzelne Andeutungen vorkommen.

Ob diese Ansichten durchweg Beifall verdienen, muß durch gründlichere Untersuchungen als sie hier am Orte sein würden entschieden werden; nur soviel muß ich hier dagegen bemerken daß mir der Herausgeber den höhern Werth des „Bostan" zum Theil aus Eigenschaften desselben herzuleiten scheint, die Andere eher für Mängel als Vorzüge anerkennen möchten. Dahin gehört namentlich die größere Ausführlichkeit und die durchweg metrische Form desselben. Gerade die Kürze, die mehr andeutende als ausführende Sinnigkeit ist eine Hauptbedingung der didaktischen Poesie, und daher ist es jedenfalls ein glücklicher Gedanke von Schlechta-Wssehrd gewesen, in seinem Auszuge die längern Abschnitte des Gedichts in kleinere, sich abrundende Bildchen, die auch einzeln genossen werden können, zu zerlegen und dadurch dem Geschmack des größern Publicums zugänglicher zu machen, obschon natürlich der wissenschaftliche Werth seiner Uebersetzung dadurch bedeu-

tend geschmälert ist. Wenn sich aber der Dichter einmal auf eine weitere Ausspinnung seiner Gedanken einläßt, hat es jedenfalls viel für sich, wenn er wenigstens den eigentlichen Kern der Gedanken in eine gedrungenere, von dem Beiwerk sich sichtlich unterscheidende Form kleidet, und dies wird in nicht unpassender Weise eben dadurch erreicht daß, wie im „Gulistan", nur die Sentenzen in gebundener, die übrigen Theile des Gedichts in ungebundener Rede vorgetragen werden. Dieser Umstand hat jedenfalls dazu beigetragen daß von Anfang an und im Vaterlande des Dichters selbst der „Rosengarten" weit mehr Anklang und Verbreitung gefunden hat als der Fruchtgarten oder, wie unser Uebersetzer sagt, der „Lustgarten"; und wir fürchten daß auch die hier gebotene Uebersetzung, so dankbar sie vom literarhistorischen Standpunkt als die Ausfüllung einer bisher bestandenen Lücke in unserer Weltliteratur aufzunehmen ist, dem größern Publicum nicht viel Enthusiasmus abgewinnen wird. Die didaktische Poesie hat überhaupt nicht viel Freunde; nicht Wenige sind welche sie als einen unberufenen Eindringling ganz und gar aus dem Reich der Dichtkunst ausgewiesen wissen wollen. Ist nun auch diese Ansicht nicht unbedingt zu billigen, weil überhaupt kein Stoff ist der nicht durch eine geschickte Behandlung dem Gebiet des Schönen einverleibt werden könnte, so steht doch so viel fest daß sie auf dem äußersten Grenzgebiet der Poesie liegt und weit mehr als andere Dichtungsarten der Gefahr ausgesetzt ist, ganz und gar in das Flachland der Prosa hineinzugerathen. Und dieses ist denn auch diesem Gedichte Sadi's gar häufig begegnet; ja es macht zum großen Theil wirklich nur den Eindruck eines großen Frucht- und Baumgartens, in dem man stundenlang umhergehen kann, ohne eine wesentlich andere Anschauung als die endlos nach allen Seiten sich hinstreckender Alleen von fruchttragenden Bäumen zu gewinnen. Richtet man seinen Blick aufs Einzelne, so ist auch da gar vieles Schöne zu entdecken: Früchte die nicht blos nähren und sättigen, sondern auch den äußern und innern Sinne wohlthun; auch ziehen wol einzelne Bäume von besonders kräftigem oder schlankem Wuchs mit Blätter- und Blütenschmuck das Auge auf sich; aber der Totaleindruck ist und bleibt ein eintöniger, ermüdender, und von wirklich ästhetischem Genuß ist wenig die Rede.

Das wirksamste Mittel wodurch der didaktische Dichter seine Lehren poetisch zu machen vermag ist die Einkleidung derselben in die Form der Erzählung, ein Mittel dessen sich namentlich die Dichter des Orients fast regelmäßig bedient haben. Auch Sadi hat hier davon Anwendung gemacht und wol die Mehrzahl seiner Gedichte sind episch angelegt. Aber auch nur angelegt, denn nur ihr Eingang ist erzählend; er ist gleichsam ein verlockendes Aushängeschild das uns zum Eintritt einladet und uns gute Unterhaltung verspricht; kaum aber sind wir darin, so geht das Lehren und Predigen los — in der Regel sehr ersprießlich, sehr beherzigenswerth, aber — wir haben uns nun einmal auf keine Schule, keine Kirche gefaßt gemacht, wir haben auf Unterhaltung, Genuß gerechnet und sind daher selbst für das Beste und Heilsamste nicht empfänglich. Im Reich der Dichtung, der Kunst gilt einmal, was Goethe einen Zuschauer im Theater sagen läßt:

> Lieber will ich schlechter werden,
> Als mich ennuyiren.

Und das ist nicht so schlimm als es klingt, denn es drückt sich darin nur die Foderung aus daß Jeder Das leisten soll was er verspricht. Ein Gedicht aber das als Erzählung anhebt und sich alsbald in bloße Belehrungen verliert, um in der Regel auf die Erzählung gar nicht wieder zurückzukommen, leistet Das was es verspricht nicht und vermag daher auch nicht zu befriedigen. Weit besser wäre es daher gewesen, der Dichter hätte auf jene epischen Eingänge ganz und gar verzichtet und sich mit einer lyrischen Fassung seiner Gedanken begnügt; denn daß auch didaktische Gedichte in lyrischer Form echtpoetisch zu wirken vermögen, haben neuere deutsche Dichter, z. B. Schefer in seinem „Laienbrevier", Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen", Sallet in seinem „Laienevangelium", unwiderleglich bewiesen. Aber auch dann, wenn die Dichtungen des „Bostan" ohne jene Eingänge wären, würden ihnen die eigentlich fesselnden Eigenschaften eines didaktischen Gedichts noch abgehen, denn soviel Lebensweisheit darin niedergelegt ist, so treffliche Lehren und Gedanken sie enthalten und in so schöne Bilder diese zum Theil gekleidet sind, so fehlt ihnen doch das eigentlich Packende, die magnetische Kraft eines concentrirenden Mittelpunkts; sie sind bei aller Verständigkeit und Nüchternheit diffus und verschwimmend, der Hauptgedanke versteckt sich unter zu viel Nebengedanken, diese machen sich oft breiter als jener — kurz, Alles ist von der Art daß wir wirklich die Lehren eines schon hochbetagten, redseligen Nestor zu hören glauben und daß durchaus auf ihn paßt was Goethe über ihn sagt, nämlich „daß er in einer großen Erfahrungsbreite lebe und webe". Trotzdem verdient er von Allen die sich für orientalische Literatur interessiren kennengelernt zu werden, und wer jene Mängel oder vielmehr Auswüchse überwindet, wird dem tiefsittlichen und religiösen Fond seiner Weltanschauung nur seine Verehrung und Bewunderung zollen können. Zu den schönsten Partien der ganzen Dichtung gehört jedenfalls das im „Eingang" befindliche Lob Gottes. In diesem heißt es unter Anderm:

> Vollkomm'nen Wesens ist er, sich nur gleich,
> Sich selbst genug, nicht durch Geschöpfe reich.
> Ihm zu Befehle steht, was lebt und webet,
> Was geht und kriecht und hüpft und schwimmt und schwebet.
> So weit erstreckt sich seiner Spendung Heil,
> Selbst Simurg auf dem Kaf erhält sein Theil.
> Voll Lieb' und Grossmuth ist er, gütig, thätig,
> Allwissend, allversorgend, Allen gnädig;
> Ihm nur allein gehöret Groß und Klein,
> Denn ew'ges Reich hat er, vollkomm'nes Sein.
> Dem Einen setzt er auf des Ruhmes Krone,
> Den Andern stürzt er in den Staub vom Throne;
> Des Einen Haupt bedeckt des Glückes Tand,
> Des Andern Brust der Dürftigkeit Gewand.
> Wenn drohend er das Schwert des Zorns erhebt,
> Verstummet selbst der Cherub und erbebt;
> Doch ladet er zu seiner Liebe Gaben,
> Hofft Satan seinen Antheil auch zu haben.
> Am Throne seiner Größe wird das Haupt
> Der Großen seines stolzen Schmucks beraubt;
> Voll Mitleid ist mit Hülf' er nah' dem Armen,
> Demüth'ge Bitten hört er voll Erbarmen.
> Er sieht die That, eh' sie die Hand vollführt,
> Er weiß das Wort, eh' es den Mund berührt.
> Von seiner Macht wird Hoch und Tief getragen,
> Das Rechnungsbuch liegt vor ihm aufgeschlagen.
> Von seinem Dienst befreit kein Rücken sich,
> Von seiner Schrift tilgt Keiner einen Strich.
> Der ewig Gutes liebt und gütig waltet,
> Das Bild hat er im Mutterschoos gestaltet,
> Läßt auf und ab stets Mond und Sonne geh'n,
> Die Erde ruhig auf Gewässern steh'n,
> Und da noch Fieberbeben sie belästigt,
> Hat er mit Bergenägeln sie befestigt.
> Er hat Rubin in Kiesel eingeschlossen,
> Läßt rothe Ros' aus grünem Zweige sprossen.
> Der Wolke Tropfen wird ins Meer gesenkt,
> Das Tröpflein in den Mutterschoos gelenkt;
> Aus jenem schafft er Perlenglanzes Milde,
> Aus diesem ein cypressenschlank Gebilde.
> Verhüllt bleibt kein Atom in seinem Reich,
> Denn Off'nes und Verborg'nes ist ihm gleich u. s. w.

Doch wird man auch hier schon die nöthige Selbstbeschränkung und Concentration im Gedankenausdruck vermissen. 58.

Iwein, ein celtischer Frühlingsgott. Ein Beitrag zur comparativen Mythologie, von Karl Wilhelm Osterwald. Zugleich Osterprogramm des Stiftsgymnasiums zu Merseburg. Halle, Pfeffer. 1853. Gr. 8.

In Jakob Grimm's „Deutscher Mythologie" ist uns nicht sowol eine Lehre als ein Meisterbeispiel gegeben, mit welchem Geist und nach welchen Rücksichten wir die Ueberbleibsel des heidnischen, uns nur fragmentarisch überlieferten Götter- und Glaubenssystems zu sammeln und zu sondern haben, in welchen Oefen wir die oft sehr unreinen Erze zu schmelzen haben, um zum gediegenen Gold des echten Alterthums zu gelangen. Der vergleichenden Sprachforschung reiht sich auch die vergleichende Mythologie an, und wenn bei Indern, Griechen, Slawen, Germanen, Celten u. s. w. ganz ähnliche Mythen und mythologische Anschauungen und Darstellungen auftauchen, so wird ihre Erscheinung nicht mehr durch Erborgung voneinander erklärt werden können, sondern es ist auf einen tiefern gemeinsamen Grund und Kern zurückzugehen, der in geheimen, tiefverborgenen, uns meist unzugänglichen Windungen endlich in weitentlegenen Weltgegenden als eine prangende Pflanze, als ein starker Stamm die Erdrinde durchbrach und zutagekam, hier tropisch, dort nordisch gestaltet, wundersam anders in Blüte, Laub und Gezweig, im innersten Marke dennoch Eins. Der vorsichtige Forscher begnügt sich, diese entlegenen vereinzelten Erscheinungen nachzuweisen und zu sammeln, ihre Spuren anzudeuten, aber verlockend ist es, durch nichtdocumentirte Schlußfolgen die Nothwendigkeit ihres Zusammenhangs beweisen und durch Hypothesen ersetzen zu wollen, was an positiven Zeugnissen mangelt. Jene „comparative Mythologie" hat auch der Verfasser in seinen „Homerischen Forschungen" (Th. I.: „Hermes-Odysseus". Halle 1853) ebenso wie in obengenannter Schrift geübt und in dieser sich den altwälischen Märchen zugewendet, die schon mehr als einen namhaften Gelehrten in bedenkliche Labyrinthe geführt und zu Monstrositäten hingerissen haben, daß der kalte Beobachter nicht ohne Besorgniß den Jünger celtischer Weisheit gleichfalls diesen Pfad wandeln sieht. Wir erinnern nur an Mone's Auslegung der Tristansage, an die Erklärungen der Mabinogion von Pwyll, Bromwen und Taliesin, an die Lieder von Merlin durch englische Gelehrte, an die ganze Mystologie von Hu Gadarn, Ceridwen und an den daran geknüpften Neodruidismus. Glücklicherweise hat sich der Verfasser gehütet auf die celtische Mythologie, wie sie Davies und nach ihm Mone und Eckermann auferbaut haben, einzugehen und sie zum Fundament seiner Erläuterung der Iweinsage zu nehmen; denn es ist die Zeit nicht fern wo dieser künstliche Bau zusammenstürzen und ihnen nachgewiesen wird, wie ihr ganzes System auf erdichteten Basen ruht, indem absichtlich mystisch gehaltene Bardengedichte des 12.—14. Jahrhunderts nicht vollgültiges Zeugniß über einen vorchristlichen Glaubensbestand des dritten bis sechsten Jahrhunderts ablegen können, zumal ihre Angaben durchaus ohne alle Vermittelung mit den echten Zeugnissen über celtisches Heidenthum dastehen, ja mit denselben größtentheils völlig unvereinbar sind. Der Verfasser erörtert vielmehr einfach den Thatbestand, wie ihn der „Iwein" Hartmann's von Aue, Chrétien's „Chevalier au lion" und das altwälische Märchen der „Dame an der Quelle" (deutsch nach dem Englischen der Lady Guest in San-Marte's „Arthursage" (Quedlinburg 1843) mittheilt, und hebt die Elemente hervor welche einen mythologischen Gehalt insichschließen. Nach Analogie der Deutungsmethode in der Siegfrieds- und Odysseussage wäre also „in Laudine die schöne Erdgöttin zu entdecken, die während des Winters in der Unterwelt weilt und im Frühjahr vom lichten Frühlingsgott durch die Ueberwindung feindlicher Winterdämonen erworben wird". Der Wald Brezilian (broch-alleau, d. h. der Wald der Einsamkeit) gehört der Unterwelt an; die Linde an dem Brunnen bezeichnet den Inbegriff alles wachsenden und sprossenden Lebens, gleich der im Reiche der Hel wurzelnden, bis in Walhalla hinaufreichenden Esche Yggdrasil oder der griechischen Schwarzpappel und dem Oelbaume; ihr immer grünes Laub voll steten Vögelgesangs ist der der Vergänglichkeit enthobene Pflanzensegen der Erde. Das Gatterthor, das Iwein's Roß bei Verfolgung des schwarzen Ritters im Mabinogi und das Askalon bei Hartmann zerschmettert, entspricht dem Gatterthor der Hel und den griechischen Symplejaden. Askalon, der schwarze Ritter, ist der Gegensatz des Iwein, den Hartmann (V. 7381) deutlich als lichten Frühlingsheros, den der Nacht abholden Gott, schildert. Laudine ist Askalon's widerwillige Gattin, hingegeben den finstern, winterlichen Dämonen, und wenn sie sich dem sie befreienden Iwein schnellfreudig hingibt, so verschwindet nach dieser Voraussetzung auch die von Gervinus so hart hervorgehobene, vom ästhetischen Standpunkt jedoch wohl gerechtfertigte Rüge der Roheit und des Mangels an sittlichem Gefühl, die in dieser schnellen Versöhnung und Vermählung liegen. Dagegen nimmt Iwein während der Zeit seines Unglücks und der Trennung von Laudinen die Gestalt eines schwarzen Waldmenschen, d. h. des Wesens an, welches seiner freundlichen Lichtseite entgegengesetzt ist; denn ursprünglich fallen die furchtbaren und freundlichen, die Nacht- und Tagseiten, Winter und Sommer in der Natur zusammen, und die individualisirende Phantasie trennte, indem sie den Mythus fortbildete, das ursprünglich Zusammengehörige und schuf aus den beiden Seiten der Einen Natur dualistisch zwei Naturen oder zwei Persönlichkeiten. Der unsichtbarmachende Ring gleicht Siegfried's Tarnkappe und dem bergenden Nebel den Athene auf Scheria um ihren Schützling Odysseus ausgießt. Er ist Zeichen und Inbegriff des reichen Segens womit die holde Erdgöttin ihren Gemahl beschenkt, und Iwein ist, solange er ihn besitzt, gleich Siegfried Herr des Horts. Lunete, als freundliche Lichtgöttin, spielt die Rolle der rettenden Ino-Leukothea in der Odysseussage, und wie sie der Laudine, so ist Gawein dem Iwein zugesellt. Als Iwein den Ring verliert, ist der früher so reich gesegnete Frühling wieder arm und elend, dem Winter gleich; er verfällt dem Wahnsinn, dem geistigen Tode und dem Einsiedlerleben, und wieder nimmt ihn der Wald der Einsamkeit auf. Iwein wird gleich Siegfried zum Drachentödter und rettet den Löwen, der nun sein treuer Gefährte wird. Der Drache, überall ein den freundlichen Naturgottheiten feindlicher Dämon, ist der Feind des Löwen, der daher ein dem Lichtgott heiliges Thier sein muß; und scharfsinnig schließt der Verfasser weiter daß in dem ursprünglichen Mythus wol Iwein mit dem Löwen identisch gewesen sein mag; als Rest davon ist der naive Einfall stehen geblieben daß der Löwe neben dem in sein Schwert gefallenen Iwein sich gleichfalls in das Schwert stürzen will. Die Erlösung der Töchter des Grafen vom schwarzen Dorn, die Bekämpfung der beiden Riesen und sonstigen wilden Waldmenschen wiederholen die Idee der Besiegung der unholden Winternächte durch den Frühlingsgott Iwein; endlich erfolgt zwischen ihm, dem heimgekehrten Lenzgott und Laudinen, der schönen Erdgöttin, die vollständigste Versöhnung; sie bitten sich gegenseitig wegen ihrer Leiden die sie sich bereitet haben um Verzeihung und gewähren sie ohne Rückhalt.

Wir übergehen die vielen überraschenden Aehnlichkeiten unserer Erzählung mit Zügen der deutschen und griechischen Götter- und Heldensage, welche zum Theil mit Hartmann's eigenen Worten sehr treffend belegt werden, und lassen der Sinnigkeit, Feinheit des Gefühls und Kunst der Auslegung des Verfassers volle Gerechtigkeit um so lieber widerfahren, als mit diesem Geist und zarten Tastsinn die Kritik bisher den alten celtischen und romantischen Dichtungen nur selten nahegetreten ist. Gewiß muthet solche phantasievolle Deutung das edlere Gefühl mehr an als der Ochsenstall des Hu, das Waschbecken der Ceridwen und Marke und Isalde als Roß und Stute gedacht. Freilich hat kein Beweis der Richtigkeit der Deutung durch Urkunden geliefert werden können; allein nicht ganz ohne Grund wirft dem desfallsigen Einwand der Verfasser entgegen,

daß das Märchen von Dornröschen auch Nichts davon weiß daß es eine verwandelte Siegfriedsage ist, wie ebensowenig die Eddasänger der Siegfriedsage ein Bewußtsein davon hatten, einen Göttermythus zu singen; weshalb wir auf ihn auch nicht den Goethe'schen Spruch: „Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter", anwenden mögen. Denn die celtische Märchen- und Sagenwelt, aus welcher ein großer Theil der romantischen Ritterdichtungen des Mittelalters erwuchs, liegt noch in ebenso tiefer Nacht als die ganze celtische Mythologie. Von beiden sind erst verhältnißmäßig sehr wenig Bruchstücke zugänglich geworden und auch diese von einer gründlichen Kritik wenig oder gar nicht geprüft, oft augenscheinlich sogar auf das gröblichste entstellt. Ja der ganze Dichtergenius des wälischen Volks bis zum 10. Jahrhundert liegt noch hinter einem dichten unerhobenen Schleier; und wenn ein begabtes Auge mit Sehergeist Gestalten dahinter entdeckt die dem gewöhnlichen Auge verborgen bleiben, so ist dieses eben der echtwälischen und tief im Volksglauben wurzelnden Tradition gemäß, daß nur der besonders von den Elfen Begnadete an der gewissen verborgenen Stelle zur guten Stunde in ihr heimliches unterirdisches Reich, in ihr „seliges Reich der Jugend" blicken darf. 61.

Frauen der Christenheit. Vorbilder der Frömmigkeit und Menschenliebe. Von Julie Kavanagh. Aus dem Englischen übersetzt von Friedenberg. Mit einem Titelbilde und zwei Portraits in Stahlstich. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. 8. 2 Thlr.

Es ist merkwürdig welch ein feiner Leiter und Verräther im guten Sinne des Worts die Sprache und zumal die unserige ist; die geheimsten Geister die in einem Buche weben fliegen uns oft sogleich an, wenn wir uns auch erst über einige Blätter desselben verbreitet haben, im Fall man sich nur einigermaßen auf dergleichen versteht. So merkt man es auch dem vorliegenden Buche sogleich ab, wenn es auch nicht auf dem Titelblatt stände, daß es in England geschrieben sein müsse. Daß wir solches hier alsbald erkennen gereicht der Verfasserin wie dem Uebersetzer zur Ehre. Das Ganze des Werks theilt sich nach vorausgeschickter Einleitung in vier Perioden. In Dem was der eigentlichen Darstellung zugrundeliegt wird „das Verhältniß des Christenthums zum Weibe", werden „die Märtyrer der frühern Zeit", die „Jungfrauen und Witwen der Urkirche", wird die „schnelle Ausbreitung des Glaubens" mit Sachkenntniß besprochen. In der ersten Periode (das römische Reich) treten besonders hervor: die Märtyrer Blandina, Biblis, Donata, Secunda, Vestina, Perpetua, Felicitas, Petamiana, Maria, Julia, die Einsiedler, dann wieder Frauen, unter denen uns zumal Marcella und vor Allen Monica, die Mutter des heiligen Augustinus, fesseln, worauf zu den christlichen Fürstinnen vom 4. bis zum 5. Jahrhundert übergegangen wird. In der zweiten Periode (das Mittelalter) erhält die Einwirkung der Frauen auf den Fortgang der Civilisation schon einen größern Spielraum. Das Klosterleben wird in seiner damaligen Nothwendigkeit beleuchtet, in seinen Einflüssen uns vorgeführt. Im Folgenden verweilen wir besonders gern bei den Gestalten der Katharina von Siena, Katharina von Schweden, Katharina von Genua und Therese von Avila. Das letzte Capitel dieses Abschnitts läßt eine lange Reihe von christlichen Frauen an uns vorübergehen, von der Genoveva Malatesta bis zur Louise von Vaudemont, mit Hervorhebung der Hauptmomente ihrer Thätigkeit. Wir gelangen mit dem Beginn der dritten Periode in das 17. Jahrhundert. Frankreich und England gewähren hier eine vorzüglich reiche Ausbeute: Frau von Chantal, von Miramion, die Ladies Alice Lucy, Falkland, Vere, Langham, Armyne, die Gräfinnen von Pembroke, Maria von Warwick, Mrs. Goldolphin. Die Abtheilung schließt mit Lady Rachel Russell. Der letzte Abschnitt zieht in der Darstellung der vierten Periode das 18. und 19. Jahrhundert in Betracht. Aus den Gestaltengruppen heben wir hervor: Mrs. Elisabeth Rowe, Lady Elisabeth Hastings, Gräfin von Huntingdon, Frau von Quatremère, Frau Necker, Maria Leszczynska, Königin von Frankreich, Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland. In einem besondern Capitel werden die Tugendpreise des Herrn von Monthyon zur Sprache gebracht. Es folgen Elisabeth Fry und Sara Martin. Man wird schon aus dieser übersichtlichen Darlegung entnehmen, eines wie gedrängten, ergiebigen Inhalts man sich hier zu gewärtigen hat. Freilich vermissen wir in der Geschichte bedeutender christlicher Frauen so manche ausgezeichnete Namen; freilich haben wir Deutschen uns wieder mit Recht darüber zu beklagen daß man unsern so unermeßlichen Culturreichthum, unermeßlich nach fast allen Richtungen hin, im Auslande noch so wenig zu kennen scheint. Indessen darf uns das nicht verhindern das hier von der Verfasserin Gegebene und die Art wie er es gibt mit Dank anzunehmen und zu empfehlen. Das Eigenthümliche dieses Werks dürfte darin bestehen daß es, wie bereits angedeutet worden, sich aus der Atmosphäre Englands hervorgegangen nachweist. Es herrscht in demselben eine gewisse Nüchternheit der Anschauung, die auch auf die Darstellung übergeht, der wir hier und da etwas mehr Colorit wünschten; ferner bemerkt man das sichtliche Wohlgefallen an einer Ascese welche unsern deutschen Ansichten von der wahrhaften Universalität des Christenthums nicht mehr recht entsprechen will. Dennoch können und müssen wir den Geist des Buchs einen heiligen nennen, der aber auch nach der weltlichen Richtung hin all die Feinheit und Bildung verräth um die Lecture des Werks zu einer sehr annehmlichen zu machen. Das Buch, recht gelesen, recht durchdacht und auf die unter uns obwaltenden Umstände angewendet, wird eines sehr heilsamen Einflusses nicht ermangeln. Es wird, namentlich was den Punkt der modernen Genußsucht und eines gewissen Gesellschaftsstrudels angeht, sehr heilsam in Einnerung bringen daß das innere Leben von Niemandem vernachlässigt werden darf, wenn er den Zweck des individuellen Daseins nicht aufs Spiel setzen will; es wird das Verlangen rege machen durch Entäußerung des eigenen Selbst, durch Aufopferung für Andere, wo sich nur irgend Gelegenheit bietet, sein eigenes Leben in einem höhern Sinne wiederzugewinnen und dadurch zu einer Harmonie mit sich selbst zu gelangen, welche weder Religion noch Sittlichkeit Jemandem erlassen dürfen. Wir haben somit den dringenden Wunsch daß besonders auch von unsern Frauen das Buch viel gelesen und beherzigt werde. Es eröffnet aufs neue dem weiblichen Geschlechte eine Wirkungssphäre, um welche es die Vertreter einer frivolen Emancipationstheorie bereits gebracht hatten. 62.

Memoirs, journal and correspondence of *Thomas Moore,* edited by Lord *John Russell.* Erster und zweiter Band. London 1853.

Die Engländer besitzen keine Memoirenliteratur wie andere Völker, namentlich die Franzosen. Byron war seit 100 Jahren wol die einzige Berühmtheit die ihre eigene Biographie schrieb, und auch er verbrannte sie noch vor seinem Tode. Dagegen ist es gleichsam zum Ersatz englische Sitte daß nach dem Tode eines berühmten Mannes ein Freund, Verwandter oder Bewunderer desselben aus seinen Papieren eine Biographie compilirt. Man denke hier an die posthumen Memoiren der Liberalen Sir Samuel Romilly und Sir James Mackintosh, an die der beiden Tories Lord Malmesbury und Lord Eldon, an die Walter Scott's von Lockhart, Lamb's von Talfourd und die Southey's. Robert Peel hatte eine gleiche Aufgabe Goulbourn und Sir James Graham hinterlassen.

Als Thomas Moore, einer der glänzendsten Dichter Englands in diesem Jahrhundert, 1828 sein Testament machte, gab er es seinem theuern Freunde Lord John Russell anheim, nach seinen Papieren, Briefen und Tagebüchern ähnliche Me-

moiren zu schreiben, zum Vortheil seiner Frau und seiner Familie. Moore stand damals gerade in der Blüte seiner Jahre; Russell aber begann erst seine große politische Laufbahn. Vierundzwanzig Jahre später, im Februar 1852, starb Moore wenige Tage darauf, nachdem sein großer Freund die Function eines Premierministers niederzulegen genöthigt gewesen war. Die Pause bis zu dem Eintritt in das neue Whigministerium benutzte Russell die Aufgabe zu lösen die Moore ihm hinterlassen hatte: er bereitete dessen Memoiren vor.

Moore hatte es einmal selbst unternommen seine Memoiren zu schreiben; wie Walter Scott und Southey kam er indeß nur bis zur Erzählung der Einnerungen seiner Kindheit.

Er ist in Dublin am 28. Mai 1779 geboren. Sein Vater war ein kleiner Weinhändler, der sich erst spät verheirathete und dem seine Gattin, Anastasia Moore, Thomas als erstes Kind gebar; ihr Einfluß auf des Knaben Erziehung und Bildung war wesentlich. Die damalige Neigung zu gesellschaftlichen und geistigen Unterhaltungen in dem Bürgerstande war auch bei Frau Anastasia Moore vorherrschend; sie verpflanzte diese Neigung zu kleinen Abendgesellschaften, in denen man Musik machte, tanzte, soupirte, auch auf ihren Sohn, mit dessen frühzeitiger Intelligenz sie gern glänzte und zu dessen Erziehung sie sich manche Ersparung auferlegte.

Diese Gesellschaften und die Schuleindrücke kreuzen sich in den Jugenderinnerungen Moore's. Sein Lehrer Whyte war auch der Lehrer Sheridan's gewesen und liebte außerordentlich das Theater. Da er bei Moore eine hübsche Declamationsgabe entdeckte, so glänzte er mit dessen Recitationen bei den öffentlichen Prüfungen; im elften Jahre hatte Moore sogar die hohe Genugthuung auf dem Gesellschaftstheater der Lady Barrowes einen Epilog zu sprechen. Damals schrieb er auch seine ersten Verse und zwar zu Ehren eines zu jener Zeit allgemein beliebten Spielwerks, des sogenannten Joujou.

Sein zweiter poetischer Versuch war seinem Lieblingsspiel, dem Theater, gewidmet. Während der Ferien wohnte er in einem Hause am Meere und dort war er mit ein paar Knaben zusammen, aus denen er Schauspieler machte. Seine Lieblingsrolle war die des Harlekin, und wenn auch sein Wunsch eine Harlekinsjacke zu besitzen nicht in Erfüllung ging, so ward er doch einigermaßen durch eine alte Pritsche entschädigt, die er sich glücklich verschafft hatte. Leider gingen die Ferien zu Ende und mit Wehmuth dichtete er Abschiedsworte an seine liebe Schauspielerei.

Als Moore die Schule Whyte's verließ, war er 15 Jahre alt. Er konnte etwas griechisch, lateinisch, französisch und italienisch; außerdem waren bereits Verse von ihm in einem „Magazin" erschienen, und endlich betrieb er die Musik die er leidenschaftlich liebte. Nachdem seine Schwester in das Alter getreten war, wo auch sie Musikunterricht erhalten konnte, ward ein Pianoforte angeschafft, ein Ereigniß für die ganze Familie. Daneben spielte die Politik eine große Rolle in derselben. Die Familie war nämlich katholisch und damals konnten Katholiken noch keine Würden erhalten oder Anwälte werden. Thomas' Aeltern pflegten daher in dem heranwachsenden Jüngling den Hang zur Freiheit, und als er 1794 die Universität bezog, war er ein begeisterter Novize des modernen Liberalismus.

Die Revolution in Frankreich hatte die englische Regierung nachgiebiger gemacht und 1793 gestattete eine Bill den Katholiken den Besuch der Universität Dublin und öffnete ihnen das Barreau; allein sie reservirte die Stipendien noch den Protestanten. Einen Augenblick schwankte Moore's Familie, ob deshalb Thomas sich nicht für protestantisch ausgeben solle, allein das alte Gefühl für Ehre und Glauben gewann die Oberhand und Thomas bezog auf jede Gefahr hin die Universität.

Die ersten Anfänge waren nicht den Erwartungen entsprechend die er erregt hatte. Die trockenen Studien sprachen ihn nicht an. Dafür widmete er sich um so eifriger den freien Künsten. Den größten Vortheil gewährte ihm die Berührung mit den bemerkenswerthern seiner Commilitonen. Daneben nahm er theil an einer von den Professoren geleiteten debating society; er hielt sich von den glühenden Debatten welche damals Alles hinrissen indeß entfernt; dies gereichte zu seinem Glücke. Das Feuer seiner ungeduldigen Genossen machte sich endlich in der unglücklichen Rebellion von 1798 Luft und er war Zeuge wie dieselben dafür im Exil oder im Gefängniß verkümmerten. Diese jungen Märtyrer des Patriotismus gaben später zu mehr als einem seiner „Irländischen Lieder", mit denen er seinen Ruhm gründete, Veranlassung.

Moore blieb indeß nicht lange durch das Unglück seiner Gefährten niedergeschlagen; seine Erfolge in der Gesellschaft zerstreuten ihn; sein Ruf als Sänger eröffnete ihm die ersten Salons in Dublin und 1799 ging er als Baccalaureus der freien Künste nach London um seine juristischen Studien zu beginnen.

Moore kam mit nur wenigen Geldmitteln, aber zahlreichen Empfehlungsbriefen in London an. Anfänglich aß er des Mittags für einen Schilling, bald hatte er täglich mehre Einladungen. Er beschäftigte sich zunächst mit der Herausgabe einer Uebersetzung des Anakreon, die er bereits in Dublin beendet hatte. Der Prinz von Wales, dem er vorgestellt wurde, erlaubte ihm dieselbe ihm zu widmen und er ließ sie auf seine eigenen Kosten drucken; er nahm mehr als 100 Pf. Sterl. dafür ein. Ein bedeutender Hellenist, Dr. Lawrence, sah sie freundlich nochmals durch. Unter den „distinguirten Personen" welche die englischen Journale als Theilnehmer der großen Routs aufzählten war regelmäßig auch „Mr. Moore". Am vortheilhaftesten für ihn war aber die Bekanntschaft mit dem geld- und einflußreichen Whigführer Lord Moira, der ihm seine volle Gönnerschaft einräumte. Moira überließ ihm sogar sein Schloß Donington zur Wohnung und Moore benutzte eine längere Einsamkeit in diesem prächtigen Aufenthalt seine „Little poems" herauszugeben, kleine frische Liebesgedichte. Er schrieb damals seiner Mutter: „Meine kleinen Gedichte werden hier sehr bewundert; mein Buchhändler verkauft täglich 20 Exemplare." Dieser Erfolg machte ihn in der großen englischen Gesellschaft nur noch populairer, und es gab wol kein Haus eines Kunstfreundes in welchem er nicht eingeführt gewesen wäre.

Indeß genügten Moore seine bisherigen Erfolge nicht; er wollte Ernsteres. Er wollte nicht mehr ein unsicheres Brot blos mit der Feder verdienen, die ihn nicht einmal vor Schulden wahrte, sondern er wollte gesichert sein und auch seinen Vater unterstützen. Sein Buchhändler Carpenter hatte mit ihm allerdings einen sehr günstigen Vertrag abgeschlossen; indeß mochte er nicht schreiben um zu leben, und seine Hoffnung beruhte auf Lord Moira. Wenn dieser Minister wurde, so war ihm eine Stellung gesichert. Um diese Zeit ward ihm die Würde eines Poeta laureatus mit 100 Pf. Sterl. angetragen; einen Augenblick schwankte er. Allein sein Vater ließ ihm völlig freie Hand und er schlug die Würde aus, weil er sich mit den damit verknüpften Bedingungen nicht vereinigen konnte. Alle seine Freunde stimmten ihm bei und Carpenter war so edelmüthig ihm zu erklären daß er jährlich 100 Pf. Sterl. für ihn zur Disposition haben werde. Bald darauf verschaffte ihm Lord Moira eine Stelle als Controleur der Prisen auf den Bermudasinseln, östlich von Carolina in Nordamerika.

Shakspeare hat bekanntlich seinen „Sturm" auf die Bermudasinseln verlegt; Moore kam daher mit großen Illusionen an seinen neuen Bestimmungsort, der ihm auch für den ersten Anblick mit seinen grünen Fluren und Bäumen sehr anmuthig entgegenlachte. Allein bald kamen die Enttäuschungen; die Bewohner waren häßlich, roh und ungebildet, sie lebten in schmuzigen Hütten und Moore hatte Niemand mit dem er sich unterhalten konnte. Seine ganze Function bestand im Befragen der Schiffsherren, Matrosen u. s. w., und endlich war die Stelle auch beiweitem nicht so einträglich als es geschienen. Dies Alles verleidete ihm den Aufenthalt und bereits nach drei Monaten machte er sich wieder auf den Heimweg, indem er einen Stellvertreter zurückließ, was ihm später theuer zu stehen kam.

Vor seiner Heimkehr machte er noch einen Besuch in Amerika. Sein Ruf war auch dort bereits verbreitet und überall ward er mit Auszeichnung empfangen. Er schreibt seiner Mutter mit Begeisterung wie die Schiffscapitaine Nichts für die Fahrt und wie ein armer Uhrmacher in Niagara Nichts für eine Reparatur seiner Uhr genommen habe. Allein trotzdem machten die Amerikaner einen unangenehmen Eindruck auf ihn; ihn stieß das Ungeschlachte ihrer Sitten ab und er beklagte daß jene prachtvolle Natur von so herzlosen Menschen bewohnt werde; selbst mit den Frauen macht er keine Ausnahme. „Es sind Blumen für jedes Klima", schreibt er, „aber hier verlieren sie ihren Duft in beklagenswerther Weise."

In England wieder angekommen begann er sein früheres Gesellschaftsleben, überall ward er zuvorkommend aufgenommen. Der Prinz von Wales selbst erklärte ihm seine Freude über seine Rückkehr; alle Welt gab ihm Feste. „Wenn die mir zugeworfenen Blumen ein paar goldene Blätter hätten", schreibt er, „so wäre ich der glücklichste Hund der Welt." Zu jener Zeit starben die beiden größten Männer Englands, Nelson und Pitt. Mit Pitt's Tode kamen die Whigs ans Ruder und Lord Moira wurde Minister. Zuerst gab derselbe dem Vater seines Schützlings eine kleine Stelle, sodaß Moore einer großen Sorge überhoben war; er selbst hoffte auf ein Commissariat in Irland und machte sich bereits reisefertig.

Er erwartete jetzt das neue Heft der „Edinburgh review" mit Ungeduld; sie sollte eine Kritik einer kürzlich von ihm erschienenen Sammlung „Oden und Episteln" bringen, welche kleine Liebesgedichte im Genre der „Little poems" enthielt. Die „Edinburgh review" kam auch; allein der Redacteur derselben, Jeffrey, der bereits Byron's Gedichte verdammt, hatte die Gedichte Moore's zu frei gefunden und klagte den Poeten geradezu an daß er die Sitten seiner Leser verderbe. Moore glaubte daß Jeffrey die Grenzen der Kritik überschritten habe und benutzte dessen zufällige Ankunft in London zu einem Pistolenduell. Allein die Polizei hatte einen Wink bekommen und verhinderte es im entscheidenden Augenblicke. Einflußreiche Freunde schützten die beiden Duellanten vor Strafe und Jeffrey gab Moore loyale Entschuldigungen, sodaß Beide als Freunde schieden und es blieben.

Moore war damals 27 Jahr alt. Seine heitere Laune ward jetzt öfter von trüben Gedanken gestört. Er machte neue und wichtige Bekanntschaften, ward Freund Byron's, in Holland-House eingeführt, lebte viel in Donington bei Lord Moira, der 1807 mit den Whigs hatte abtreten müssen, ohne ihn versorgen zu können, und lernte den Herzog von Montpensier, Bruder Ludwig Philipp's, den Grafen Artois, den Prinzen von Condé und den Herzog von Bourbon kennen. Allein dies Alles sicherte ihm keine Zukunft. „Lord Moira", schrieb er, „gibt mir Manschetten, während ich kein Hemd habe." Ihm stand die Kunst zu hoch, als daß ihn nicht der Gedanke bedrückt hätte, daß er gezwungen sei zu schreiben nur um zu leben. Er hatte deshalb einmal die Idee Advocat zu werden; lieber wollte er ein armer Advocat als ein armer Poet sein. Währenddessen besuchte er noch immer die Häuser der Großen, bis er sich losriß und ein kleines Logis zwei Meilen von der Stadt miethete, um von Zeit zu Zeit dort des Morgens zu arbeiten. Diese Zweifel endigten durch seine Heirath.

Moore verheirathete sich 1811 in einem Alter von 31 Jahren mit Miß Elisabeth Dyke; der Name Bessy steht von nun an in jedem Briefe, jedem Tagebuche. Miß Dyke war eine schöne Frau, die sich für das Theater bestimmt hatte; Moore scheint sie zärtlich geliebt zu haben. Von dem Tage seiner Hochzeit an dachte er ernstlich an eine sichere Zukunft; er verließ London, das ihn zerstreute und zu kostspielig war, und schloß mit einem Musikalienhändler, Power, einen Vertrag über seine „Irländischen Lieder". Er verpflichtete sich jährlich gegen ein Honorar von 500 Pf. Sterl. sechs Lieferungen mit zwölf Liedern zu liefern. Nachdem dies geordnet war richtete er sich auf dem Lande ein und vertiefte sich in sein häusliches und literarisches Leben.

Er miethete für 20 Pf. Sterl. Jahreszins ein kleines Haus, Kegworth-Cottage, in der Grafschaft Derby, in der Nähe von Donington-Park, weil er Lord Moira's kostbare Bibliothek benutzen wollte. Dieser und seine Schwester überhäuften ihn mit Zuvorkommenheiten; der Erstere trug Moore sogar in delicater Weise ein Darlehn an, und als Letzterer die Annahme ausschlug, vertröstete er ihn auf eine Aenderung der Dinge. Diese trat auch ein. Moira war des Prinzen von Wales persönlicher Freund; als derselbe daher als Regent mit den Whigs gebrochen hatte, war er schwach genug bei ihm zu bleiben. Dies brachte ihn natürlich in eine schiefe Stellung zu seiner Partei, und theils aus diesem Grunde, theils um seine derangirten Verhältnisse zu ordnen, nahm er den Posten eines Generalgouverneurs von Indien an. Auch diesmal kam Moore zu spät. Die Stellen die der Generalgouverneur zu besetzen hatte mußte Moira an Günstlinge des Regenten überlassen, und als er zur Entschädigung dafür Moore seinen Einfluß aufzubieten versprach, um ihm bei der Regierung eine Stellung zu sichern, so schlug dieser die Protection aus. Sein Benehmen erhielt den vollen Beifall seiner Freunde und der Whigs. Keiner wußte indeß was Moore ausgeschlagen hatte. Er befand sich damals in einer so mislichen Lage daß er an seinen Verleger Power schrieb, er möge ihm drei oder vier Pf. Sterl. schicken, weil er schon seit einer Woche keinen Sixpence besitze.

Moore blieb noch einige Zeit in Kegworth; dann zog er in die Nähe der Stadt Ashbourne in ein kleines Haus, Namens Mayfield-Cottage, und etliche Jahre darauf ließ er sich in Sloperton-Cottage in der Nähe des Sitzes seines Freundes Lord Lansdowne nieder, wo er bis an sein Ende blieb. In Kegworth schrieb er den schönsten Theil seiner „Lieder", in Mayfield vollendete er „Lalla Rookh" und in Sloperton-Cottage begann er seine prosaischen Arbeiten.

Der Erfolg der „Lieder" war außerordentlich und nachhaltig. Byron widmete ihm seinen „Korsar"; Jeffrey, der Redacteur en Chef der „Edinburgh review", ließ ihn um Beiträge angehen. Diese Zeitschrift hatte damals 13,000 Abonnenten und bezahlte für den Bogen von 16 Seiten 20—30 Guineen (etwa 200 Thlr.). Moore bekam 30 Guineen für seine Artikel. Seine Popularität mehrte sich aber noch durch „Lalla Rookh".

Er hatte dieses Gedicht bereits 1813 in Kegworth begonnen. Es besteht bekanntlich aus drei Episoden: „Der verschleierte Prophet", „Die Feueranbeter" und „Das Licht des Harems", die durch den leichten Faden einer Erzählung in Prosa zusammengehalten werden. Die englische Poesie war damals ganz orientalisch; Moore, dessen Einbildungskraft asiatisch war, studirte in der Bibliothek Lord Moira's mit erstaunlichem Fleiße sämmtliche Werke über den Orient, und man wird in „Lalla Rookh" kein Bild finden welches nicht den Sitten, der Religion, der Natur Indiens, Persiens und Arabiens entnommen wäre. Im Jahre 1814 unternahm er eine Reise nach London; die großen Buchhändler, Murray, Longman, wollten sein Gedicht kaufen. Murray bot 2000 Guineen; Moore's Freunde aber hielten dies für zu wenig; der Redacteur des „Morning chronicle", Perry, verlangte einen Preis der noch nicht dagewesen sei. „Das würden 3000 Guineen sein", sagte Longman. „Gewiß, und weniger wird er auch nicht bekommen", entgegnete Perry. Hierauf „verpflichtete sich Longman an Moore 3000 Pf. Sterl. zu zahlen, sobald dieser ihm ein Gedicht von der Länge von Walter Scott's «Rokeby» übersenden werde". Das war also eine halbe Guinee für jeden Vers. Im Jahre 1816 war das Gedicht zum Drucke fertig, allein gerade in diesem Jahre trat eine Handelskrise ein, und Moore war so edelmüthig Longman eine beliebige Aenderung des Contracts vorzuschlagen. Longman nahm das Anerbieten jedoch nicht an und zum ersten male konnte Moore, damals 37 Jahre alt, sich ganz schuldenfrei machen. 1000 Pf. Sterl.

gingen dadurch darauf; den Rest an 2000 ließ er bei Longman stehen und überließ die Interessen an 100 Pf. Sterl. jährlich seinem Vater, der auf Halbsold gesetzt worden war.

„Lalla Rookh" hatte einen außerordentlichen Erfolg. Einen Monat nach der Veröffentlichung war die erste Ausgabe vergriffen, ein junges Mädchen aus Bristol schickte dem Poeten aus lauter Begeisterung eine Banknote von drei Pfund. Croker, damals Secretair der Admiralität, jetzt Mitarbeiter der „Quarterly review", feierte ihn öffentlich bei einem Diner. Seine einflußreichen Freunde boten ihm die Leitung eines politischen Journals an, ein Buchhändler wollte eine Review mit ihm gründen; Moore war aber klug genug Beides auszuschlagen. Dagegen nahm er das Anerbieten des Lord Landsdowne an seine Wohnung neben seinem Schlosse Bowood aufzuschlagen. Bevor er sich indeß dort niederließ, unternahm er noch eine kleine Reise nach Paris.

Er blieb nur zwei Monate im Sommer 1817 daselbst. Sein Aufenthalt in Frankreich gab ihm Gelegenheit zu einem politischen Pamphlet in komischen Versen: „Die Familie Fudge in Paris". Er hatte bereits früher eine ähnliche Satire herausgegeben: „The two penny post-bag" („Die kleine Post"). Er benutzte diese Form zur Parodirung politischer Persönlichkeiten, unter denen sich auch der Prinz-Regent befand, und hatte damit einen außerordentlichen Erfolg.

Als Politiker war Moore Liberaler. Die Französische Revolution war bei ihm in zu frischem Andenken; er haßte jede Tyrannei, die der Demagogie, wie der absoluten Gewalt, und konnte sich deshalb auch nie mit den irländischen Agitatoren, wie O'Connel, befreunden.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich ließ er sich in der Nähe von Bowood nieder und miethete sich ein meublirtes Häuschen; Alles lachte ihm entgegen. Der Ertrag seiner Werke (für die Lebensbeschreibung Sheridan's waren ihm allein 1000 Pfund zugesichert worden) stellte ihn für die Zukunft sicher. Aber gerade in diesem Augenblicke traf ihn ein fürchterlicher Schlag. Moore hatte sich um seinen Stellvertreter in den Bermudasinseln nie gekümmert, als er den 1. April 1818 vor das Tribunal der Doctor's commons geladen wurde; es handelte sich um 6000 Pf. Sterl., den Ertrag einer Prise, welche sein Stellvertreter nicht wiederhergeben wollte und für die Moore aufkommen oder im Nichtzahlungsfalle ins Schuldgefängniß wandern sollte.

Moore nahm diesen Schlag heiter auf; der Proceß mußte jedenfalls lange dauern und er begann seine Arbeiten von neuem. Besonders arbeitete er an der Biographie Sheridan's. Er hielt seit dieser Zeit bis zum Jahre 1836 ein genaues Tagebuch, und wir ersehen daraus daß ein Tag wie der andere mit Arbeiten, Besuchen und musikalischen Unterhaltungen verfloß. Um Bowood herum wohnten viele aristokratische und ausgezeichnete Personen, sodaß es nie an Gesellschaft fehlte. So oft er nach London kam, konnte er versichert sein, in Holland-House sein Zimmer und Couvert zu finden, und seine Freunde beeiferten sich ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen.

Das Erkenntniß der Doctor's commons verurtheilte ihn leider zur Bezahlung der von seinem ungetreuen Agenten unterschlagenen 6000 Pfund. Von allen Seiten boten sich ihm aber hierauf Dienste an. Jeffrey und ein anderer Freund offerirten ihm jeder 500 Pfund; Lord Holland und Lord Lansdowne öffneten ihm ihre Börsen; Dasselbe that der Marquis von Tavistock; auch Lord John Russell, der als jüngerer Sohn vermögenslos war, stellte den Ertrag eines Werkes das er unter der Feder hatte zu seiner Disposition. Longman wollte ihm die 6000 Pfund vorschießen, Andere machten Anstalt eine Subscription zu eröffnen, ja Sir Francis Burdett wollte sogar im Parlament eine Motion beantragen daß die Regierung auf ihren Antheil an der Foderung, die Moore mit Gefängniß bedrohte, verzichte. Moore war gerührt und dankte für diesen Eifer; er mochte ihn aber nicht benutzen und zog es vor in die Verbannung zu gehen.

Hier schließen die beiden bisjetzt erschienenen Bände der Memoiren Moore's; in den folgenden Bänden treffen wir ihn in Frankreich an. 15.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Die Casa dei Visacci zu Florenz.

Ein Haus im Borgo degli Albizzi in der toscanischen Hauptstadt nimmt durch seine seltsame Decoration die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ehemals machte es einen Theil der Wohnungen der großen Familie aus, nach der die Straße benannt ist, eine der eigenthümlichsten der Stadt, deren Enge noch auffallender wird infolge der gewaltigen Palastbauten die sich zu beiden Seiten erheben. Wie es überhaupt Sitte war im florentinischen Mittelalter, wohnten die Albizzi neben den beinahe gleich berühmten Pazzi hier beisammen und später erst gingen mehre der Häuser an andere Familien über, wie es mit der genannten Casa dei Visacci der Fall ist, wo einst Rinaldo degli Albizzi weilte, das letzte Haupt welches dies Geschlecht der Republik gab (1434 verbannt), während das Haus später an die nun ausgestorbenen Valori kam, dann an einen Zweig der Guicciardini, endlich an die Altoviti-Sangalletti. Baccio di Filippo Valori ließ in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Façade in der Weise ausschmücken wie man sie noch heute sieht; ohne daß die Architektur an sich verändert worden wäre, sind zwischen den Fenstern der drei Geschosse Bildnißhermen in Relief von weißem und grauem Marmor mit Inschriften angebracht worden, welche den geistigen Ruhm von Florenz zu preisen bestimmt sind. Filippo Valori, Baccio's Sohn, schrieb dann zu Anfang des Seicento ein Büchlein zur Erläuterung dieser Hermen unter dem gesuchten Titel: „Termini di mezzo-rilievo d'intera dottrina tra gli archi di casa Valori in Firenze" (Florenz 1604), welches höchst selten geworden, neuerdings in dem Miscellenbande von G. C. Galletti: „Philippi Villani liber de civitatis Florentiae famosis civibus et de Florentinorum litteratura principes fere synchroni scriptores" (Florenz 1847) wieder aufgelegt worden ist. Kurze Notizen nebst einigen Lebensbeschreibungen sind in diesem ziemlich indigesten Schriftchen enthalten.

Die Bildnisse sind folgende: am Erdgeschoß Accursius (Accorso) der Glossator, 13. Jahrhundert; Torrigiano Rustichelli, Commentator des Galenus, 13. Jahrhundert; Marsilio Ficino, der Platonische Philosoph; Donato Acciajuoli, Staatsmann und Moralphilosoph, gest. 1478; Pier Vettori. Im ersten Geschoß Amerigo Vespucci, Leon Batista Alberti, Francesco Guicciardini, Marcello Virgilio Adriani, Vinanzo Borghini, der Freund Vasari's und Verfasser gelehrter Arbeiten über die ältere florentinische Geschichte. Alle diese haben Inschriften auf den Hermen selbst; ohne Inschriften sind die Bildnisse des obersten Geschosses, unter denen die Worte stehen: Musae etiam Florentinae: Dante, Petrarca, Boccaccio, Giovanni della Casa und Luigi Alamanni. Ueberdies ist das Vestibulum in ähnlicher Weise geschmückt; die Inschriften dieser fünf Hermen mögen hier als Probe stehen. Der heilige Erzbischof Antoninus: Canon canonum Etruriae et Latii; der heilige Filippo Neri: Pater patrum congregationis oratorii Romani; M. Luigi Marsigli: Magister magistrorum ord. Augustiniani; Lorenzo de' Medici, il Magnifico: Sapiens sapientum Italiae, und Bartolommeo Cavalcanti: Rhetor rhetorum Tusciae. Der Kunstwerth der Sculpturen ist gerade kein sehr bedeutender und das bei dieser Reliefgattung schwierige Enface ist keineswegs mit dem gehörigen Geschick behandelt; aber es sind charakteristische Köpfe, von denen mehre auch der Portraitähnlichkeit wegen Interesse haben.

In dieser Galerie berühmter Florentiner ist gleichsam ein Vorspiel zu der Statuenreihe gegeben, welche zur Ausschmückung der Nischen an den Pfeilern der von Vasari für Großherzog

Cosmus I. zur Aufnahme der verschiedenen Magistraturen gebauten, in ihrem obern Geschosse die große Galerie enthaltenden Uffizien bestimmt ist und ganz Toscana in seinen kriegerischen, staatsmännischen, gelehrten, künstlerischen Celebritäten umfaßt. Die meisten dieser Statuen haben bereits ihre Plätze eingenommen. Dazu gehören: Farinata degli Uberti, Pier Capponi, Francesco Ferruccio, Cosimo il Vecchio und Lorenzo il Magnifico de' Medici, Amerigo Vespucci, Niccolò Machiavelli, Francesco Guicciardini, Galileo Galilei, Dante Alighieri, Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio, Niccola Pisano, Giotto, Orcagna, Leon Batista Alberti, Donatello, Lionardo da Vinci, Michel Angelo Buonarotti, Benvenuto Cellini, Guido d' Arezzo. Die Ungunst der jüngsten Jahre hat das Werk sehr gehindert, jedoch nicht ganz unterbrochen, sodaß man sich der Hoffnung hingeben darf binnen nicht allzu langer Zeit sämmtliche Nischen ausgefüllt zu sehen. Schade daß man von dem ursprünglichen Plane abging die vier Nischen der dem Arno zugewandten Stirnseite mit den Bildsäulen der florentinischen Helden zu schmücken: Farinata, Capponi, Ferruccio und Giovanni de' Medici, des Führers der schwarzen Banden, dessen Statue von Bandinelli's Hand, weder ein Meisterwerk noch für ein Monument auf freiem Platze geeignet, seit ein paar Jahren die ihm seit drei Jahrhunderten zugedachte Stelle vor der Kirche San-Lorenzo eingenommen hat. Die Nischen welche Vasari an den Pfeilern anbrachte haben nur geringe Tiefe, was für die Bildhauer ein hindernder Umstand ist. Diese Künstler, Demi, Costoli, Santarelli, Dupré, Pampaloni, Bazzanti, Fedi, Lusini, Grazzini u. A., haben ihre Aufgabe mit mehr oder minder Talent und Glück ausgeführt, und sind auch nicht alle Sculpturen Meisterwerke, so sind sie doch ein würdiger Schmuck eines Gebäudes, das, soviele Mängel ihm immer ankleben mögen, dennoch zu den besten seiner Zeit gehört. Und dieser Schmuck ist ebenso des Volks würdig; Florenz und Venedig haben es an ehrenden Monumenten für ihre großen Männer nie fehlen lassen.

Die Gattin Machiavelli's.

Es ist die gewöhnliche Annahme, wie in manchen Dingen in seinem vielbewegten Leben sei Niccolò Machiavelli auch in der Ehe unglücklich gewesen. Man geht so weit zu behaupten, Mona Onesta Donati in seiner Novelle vom Erzteufel Belfagor sei das Conterfei der eigenen Gattin, die Novelle eine Schilderung des eigenen Hausstandes gewesen, und so ist auch bei den neuern Biographen des großen Staatsmanns und Historikers Marietta, Lodovico Corsini's Tochter, schlimm weggekommen. Wenn Roscoe eine Ehrenrettung der Lucrezia Borgia versucht hat, welcher man nachsagte häusliche und andere Zwistigkeiten durch Gift und Dolch zu schlichten, weshalb sollte man da nicht ein Gleiches bei Marietta versuchen, die man nur häuslichen Unfriedens beschuldigte? Es ist neuerdings dieser Versuch gemacht worden und zwar mittels gleichzeitiger Briefe und unverwerflicher Zeugnisse. Die großherzogliche Privatbibliothek in Florenz (Bibliotheca Palatina) bewahrt unter ihren reichen Handschriftenschätzen die Briefe welche Biagio Buonaccorsi an Machiavelli richtete während der Jahre 1502—1503, als Messer Niccolò Gesandter der Republik bei Cesare Borgia war, die nur zu bekannte Gesandtschaft, welche ihm den übeln Leumund zuzog, des Borgia Berather bei der blutigen Unternehmung wider die ihm feindlichen, ins Netz gelockten Condottieri gewesen zu sein. Aus diesen Briefen ergibt sich daß Machiavelli's Heirath gegen 1502 stattgefunden haben mußte. Biagio gibt ihm von häuslichen Ereignissen und Desideraten Nachricht. „Mona Marietta", heißt es einmal, „hat durch ihren Bruder bei mir nachfragen lassen, wann Ihr zurückzukehren denkt. Sie sagt, sie wolle Euch nicht schreiben, und macht tausend Tollheiten und klagt daß Ihr versprochen acht Tage wegzubleiben und nicht länger. So kehret denn in T—s Namen zurück." Die acht Tage wurden aber zu drei Monaten. „Fa mille pazzie" — ob das wol so ganz zum Plan der Rechtfertigung paßt? Zu Ende October 1503 nach Rom gesandt, wo das Conclave stattfand aus welchem Julius II. als Papst hervorging, wurde Machiavelli nochmals durch den nämlichen Freund von den häuslichen Dingen in Kenntniß gesetzt. Am 9. November meldete dieser ihm die Geburt eines Sohnes: „Mein ehrenwerther Gevatter. Ihr habt einen schönen und muntern Knaben bekommen, der heute auf ehrenvolle Weise getauft worden ist, wie es Euerm Stande zukommt. Gott möge ihn Euch verständigen Geistes und kräftigen Körpers bewahren." Und in den nachfolgenden Briefen gibt Biagio fleißig Auskunft über Mutter und Kind.

Während der nachfolgenden Jahre bis zur zweiten Rückkehr der Medici, 1512, wurde Machiavelli fortwährend zu Staatsgeschäften und Sendungen gebraucht. Am 22. November 1511 machte er, nicht über 42 Jahre alt, sein erstes Testament, in welchem von „seiner geliebten Gattin Marietta" häufig die Rede ist. Er verordnet darin die Zurückerstattung ihrer Mitgift, die Gewährung des Nießbrauchs der Zinsen von vorhandenen oder noch anzulegenden Capitalien (Luoghi di monte), sofern sie nicht zu einer andern Ehe schreiten werde; er setzt sie zur Vormünderin und obersten Verwalterin des Vermögens seiner und ihrer Kinder ein, da er ihr und ihrer unwandelbaren Treue und Liebe vollkommen vertraue, sodaß sie freie Verfügung über das ganze Vermögen habe, Verkauf oder Tausch ausgenommen. Die Jahre amtlicher Unthätigkeit und literarischer Thätigkeit welche der obengedachten neuen Staatsumwälzung, einem der häufigen Wechsel florentinischer Dinge, folgten, scheinen Machiavelli's Gesinnungen gegen seine Gattin nicht geändert zu haben. In seinem zweiten Testament vom 27. November 1522 ernennt er sie aufs neue mit ausgedehnten Vollmachten zur Vormünderin bis zu erfolgter Großjährigkeit seiner vier Söhne und bestimmt genau die liegenden Güter welche ihr als Aequivalent der Mitgift zufallen sollen, den Nießbrauch seines Hauses u. s. w. Alles Dies deutet gerade nicht auf Mißverständnisse zwischen den Ehegatten, wenngleich es nicht als positiver Beweis des Gegentheils angeführt werden kann.

Ein lebendiges Zeugniß aber gibt ein Schreiben von Mona Marietta's eigener Hand, dessen Autograph sich in der Bibliothek des nun verstorbenen Marchese Tempi in Florenz befindet. Es ist vom Jahre 1524, wo Machiavelli, der gerade damals seine florentinische Geschichte beendigte, die er bekanntlich seinem alten Gönner Papst Clemens VII. (Giulio de' Medici) widmete, sich in Rom befand. Der Brief heißt nach der Mittheilung J. Giampieri's (in den „Monumenti del Giardino Puccini", Pistoja 1845) folgendermaßen: „Spectabili viro Nicholao Bernardi Macchiavelli in Roma. Im Namen Gottes, den ... 1524. Mein liebster Niccolò. Ihr scherzt mit mir, jedoch mit Unrecht, denn ich würde mich ganz anders fühlen wenn Ihr hier wäret. Ihr wisset recht gut wie mir zu Muthe ist, wenn Ihr nicht hier seid, um soviel mehr jetzt wo mir gesagt wird daß dort viel Krankheit herrsche. Denkt Euch also wie vergnügt ich bin, nicht Tag nicht Nacht find' ich Rast. Das ist die Freude die ich über das Kind empfinde! Drum bitte ich Euch, schreibt mir etwas öfter als Ihr thut; erst drei Briefe habe ich von Euch empfangen. Wundert Euch nicht darob daß ich Euch nicht geschrieben, ich konnte nicht weil ich am Fieber litt. Bisjetzt bin ich nicht böse. Dem Kinde geht's wohl; es sieht Euch ähnlich, es ist weiß wie Schnee, aber das Köpfchen scheint schwarzer Sammt und das Haar ist so dicht wie Eueres. Da es Euch gleicht, so scheint mir's schön; es ist lebendig als wär's ein Jahr auf der Welt gewesen, und machte die Augen auf als es noch kaum geboren war und erfüllte das ganze Haus mit Lärm. Das Mädchen fühlt sich unwohl. Ich mahne Euch an baldige Heimkehr, sonst an Nichts. Gott sei mit Euch und beschütze Euch. Ich sende Euch ein Wamms, zwei Hemden, zwei Taschentücher und ein Handtuch. Euere Marietta in Florenz."

Am 2. April schrieb Messer Niccolò von Imola aus seinem dritten Sohne Guido: „Grüße Mona Marietta und

sage ihr daß ich jeden Tag habe reisen wollen; so ist's auch heute noch. Nie habe ich solche Sehnsucht gehabt in Florenz zu sein, aber es hängt nicht von mir ab. Sag' ihr, sie solle gutes Muths sein, welche Nachrichten auch immer zu ihr gelangen, denn ich werde dort sein bevor schwierige Verhältnisse kommen. Küsse die Baccina (Bartolommea), Piero und Totto, von dem ich gerne wüßte ob seine Augen wieder wohl sind. Bleibet getrost und heiter und gebt so wenig aus als möglich. Erinnere den Bernardo, er möge sich brav halten; in Zeit von vierzehn Tagen hab' ich ihm zwei mal geschrieben, ohne eine Antwort von ihm zu sehen. Christ beschütze euch Alle."

Machiavelli war damals zum zweiten mal von der Republik zu Francesco Guicciardini, seinem Landsmanne und Freunde, gesandt worden, der sich als päpstlicher Commissar beim Heere der Bundesgenossen unter der Führung des Herzogs von Urbino befand, welcher den Connétable von Bourbon und Georg von Frundsberg auf ihrem Marsch nach dem Kirchenstaat aufhalten sollte. Wie durch ein Wunder entging damals Florenz der Plünderung, welche am 6. Mai Roms Blüte auf lange Jahre vernichtete. Am 16. desselben Monats wurden die Medici aufs neue aus Florenz vertrieben. Welche Ansicht Machiavelli von der neuen Staatsumwälzung hegte, weiß man aus den Briefen G. B. Busini's an Varchi. Gebrochenen Herzens und mit traurigen Ahnungen erfüllt kehrte er in die Heimat zurück, wo er am 22. Juni im Alter von 58 Jahren starb. Die ehrenden Zeugnisse von Zeitgenossen über diesen merkwürdigen Mann haben sich in neuern Zeiten gemehrt, in dem Maße wie mehr und mehr Urkunden, namentlich vertraute Briefe bekanntgeworden sind. (Vergl. den Aufsatz: „Zur Charakteristik Machiavelli's" in Nr. 59 d. Bl. f. 1850.)

Die Familie Machiavelli gehörte zu den alten die zu den Zeiten der toscanischen Markgrafen hinaufreichen. Herren von Montespectoli, wie die Tradition annimmt, erwarben sie im 13. Jahrhundert das florentinische Bürgerrecht und wanderten aus mit den übrigen Guelfen nach der Schlacht von Montaperti 1260. Daß sie nicht zu den reichen gehörte weiß man aus Machiavelli's Lebensgeschichte. Auch das Haus in welchem er geboren ward und starb deutet nicht auf ansehnliches Vermögen; es liegt in Via Guicciardini und ist in unsern Tagen durch eine Inschrift kenntlich gemacht worden.

Baccia Machiavelli wurde an Federigo de' Ricci vermählt. Von ihr berichtet der Verfasser des historischen Romans „Marietta de' Ricci" (Florenz 1841), sie habe „ganz den Charakter der Mutter gehabt, welcher dem berühmten florentinischen Staatssecretair soviel Unheil bereitet habe". Vielleicht nicht triftigern Grund als für diese Behauptung gibt es für die bei demselben Schriftsteller vorkommende Erzählung der von dem schon alternden Machiavelli mit Madonna Barbara Salutati, der Gattin Piero Landi's, angeknüpften Intrigue. Die Machiavelli erloschen 1727. 41.

Notizen.

Die Schiffahrt auf dem Mississippi.

Auf dem Mississippi werden die Schiffspassagiere besonders häufig von Unglücksfällen betroffen. Ohne daß irgend wer eine Ahnung davon gehabt hatte, bekommt oft das Schiff einen Stoß gerade in den vollen Rumpf hinein; das Wasser stürzt sich dann in die breite Oeffnung und das Schiff sinkt reißend schnell. Der Grund dieser Erscheiung liegt darin, daß sich an den Ufern des Mississippi eine ungeheuere Masse Cedern und andere uralte Bäume befindet, welche unaufhörlich von dem Wasser unterspült werden und zuletzt in den Strom umstürzen. Wenn sie da ein Stück fortgeschwommen sind, bleiben sie irgendwo in dem dicken Schlamme des Bodens stecken und da der Strom von Norden nach Süden mit einer Schnelligkeit von fünf englischen Meilen auf die Stunde fließt, so nehmen die eingerammten Baumstämme allmälig dieselbe Richtung an. Das fortwährende Reiben des Stroms hat ihren Gipfel dann bald zugespitzt und sie bilden nun ungeheuere, festgestemmte Lanzen. Die Amerikaner haben einem solchen fürchterlichen Spieß den wenig poetischen Namen snag (auf deutsch etwa Strunk) gegeben. Wird ein Schiff von einem solchen snag durchbohrt, so hat der Steuermann selten noch Zeit das Schiff stranden zu lassen. Es gibt einen besonders gefährlichen Ort auf dem Mississippi, an dem sich die snag in so großer Anzahl vorfinden daß man ihm den Namen „Kirchhof" gegeben hat. Die Amerikaner besitzen überhaupt eine seltsame Neigung zu finstern Namen und Bildern; alle Augenblicke stößt man auf eine „blutige Insel", eine „Räuberhöhle", einen „Teufelstheetisch" oder „Satansofen" u. dgl. Obwol aber der Mississippi bereits einen Kirchhof hat, so hat er doch noch keine Ruine. In dieser Beziehung kann er sich mit keinem Strome des alten Continents vergleichen. Menschen und Geschichte haben hier noch keine Spuren hinterlassen, man findet nur die Gottes und der Natur. Ein charakteristisches Zeichen für diese Neuheit, diese historische Jungfräulichkeit ist es, daß viele Orte in Amerika nicht mit Namen, sondern mit Nummern bezeichnet sind. Die Menschen haben noch nicht Zeit gehabt Namen zu suchen. Auf dem Mississippi zählt man von Cairo bis nach Neuorleans 122 Inseln, welche von Norden aus mit den fortlaufenden Nummern 1, 2, 3, 4 u. s. w. bezeichnet sind. In Neuyork führen gleichfalls die meisten Querstraßen anstatt der Namen Nummern; man redet also von der neunzehnten, der einundzwanzigsten Straße u. s. w.

Cousin's Studien über Frau von Longueville.

Victor Cousin hat die Studien welche er über Frau von Longueville und ihre Zeit in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht hat nunmehr unter dem Titel „Madame de Longueville" gesammelt und in einem Bande herausgegeben. Er erzählt darin nach vielen neuen Quellen die Jugend der bekannten Dame, und diese Jugend trifft bekanntlich mit dem Auftreten jener großen französischen Gesellschaft zusammen welche von Richelieu bis Ludwig XIV. dem Einfluß Frankreichs eine so große Ausdehnung gegeben hat. Von den Carmeliterinnen bis zum Hotel Rambouillet, von Chantilly bis zum Place Royal folgen wir mit Frau von Longueville allen ihren berühmten Zeitgenossen. Cousin's Schilderung ist daher ein möglichst treues Bild des Hof- und Familienlebens und der Geheimnisse der französischen Gesellschaft im 17. Jahrhundert. 31.

Bibliographie.

Aus der Walachei. Romänische Gedichte und Sprichwörter während des Aufenthaltes in Bukarest gesammelt und übersetzt von J. K. Schuller. Hermannstadt, v. Hochmeister. 1851. 8. 6 Ngr.

Girardin, Frau Emile de, Lady Tartuffe. Lustspiel in fünf Akten. Nach dem Französischen frei bearbeitet von W. Bachmann. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Hahn, A., Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der Römischen und Griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Ledebur, L. Freih. v., Dynastische Forschungen. 1stes Heft. Berlin, Rauh. Lex.-8. 25 Ngr.

Radowitz, J. v., Gesammelte Schriften. 3ter Band. Berlin, G. Reimer. 8. 2 Thlr.

— — Dasselbe. 4ter Band. — A. u. d. T.: Fragmente. 1ster Theil. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reumont, A. v., Beiträge zur italienischen Geschichte. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Witte, K., Die Gletscherwelt. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat Mai.

Nr. 19. Gedichte. Von **E. Obermayer.** — Michaelisreise. Von **H. Pröhle.** II. — Das Tischrücken noch einmal. — Literatur und Kunst. (Bratranek, „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt". — Meier, „Sakuntala". — Froriep, „Der ärztliche Hausfreund"; Klopp, „Deutsche Geschichtsbibliothek, oder Darstellungen aus der Weltgeschichte für Leser aller Stände.". — Nobiling, „Die berliner Bürgerwehr in den Tagen vom 19. März bis 7. April 1848".) — Correspondenz. (Aus Frankfurt a. M. — Aus der Danziger Niederung.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 20. Michaelisreise. Von **H. Pröhle.** III. — Eine Erinnerung. Von **R. Prutz.** — Ueber Beda Weber's „Charakterbilder". — Literatur und Kunst. (Klencke, „Anna Louise Karschin"; Ring, „Stadtgeschichten"; Tesche, „Idola" und „Der Enten-Piet"; Fritze, „Groß-Borne". — Schulze, „Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben".) — Correspondenz. (Aus Leipzig. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 21. Kaiser Maximilian's I. Bedeutung für Deutschland. Von **O. Abel.** — Louis Gallait. Von **A. Springer.** — Radbot. Gedicht von **F. Bodenstedt.** — Literatur und Kunst. (Grimm, „Deutsches Wörterbuch". — Schlichtkrull, „Eine verlorene Seele". — Horn, „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien". — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Pommern.) Notizen. — Anzeigen.

Nr. 22. Die goldenen Früchte Australiens. Von **F. Wolff.** — Zur Charakteristik der hellenischen Geschichtschreibung. Von **E. Cauer.** — Böhmische Volkslieder. Uebersetzt von **M. Klapp.** — Literatur und Kunst. (Böhn, „Zustand der Türkei". — Heinsius, „Handbuch der menschlichen Wohlfahrtsökonomie"; Rickards, „Drei volkswirthschaftliche Vorträge", deutsch von Bucher.) — Correspondenz. (Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Juni 1853.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gabelentz (H. C. von der), Beiträge zur Sprachenkunde. Erstes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter besondern Titeln:

I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe.** Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr., Velinpapier 19 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fortlage (Prof. C.), **Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unserer Zeit, in welcher zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen ebenso dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abstracten Studien im Gedränge der praktischen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darstellung der philosophischen Systeme willkommen sein, welche jenem Bedürfniß mit möglichst geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Diese aus langjährigen und vielseitigen Studien hervorgegangene Darstellung entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt.

Kannegießer (K. L.), **Abriß der Geschichte der Philosophie.** 8. 22 Ngr.

Matthiä (A.), **Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie.** Vierte verbesserte Auflage. 8. 24 Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene **achte Band (Heft 85—96)** enthält folgende Aufsätze:

Die Südslawen und ihr Eingreifen in die österreichische Bewegung. — **Die neue deutsche Lyrik.** — **China und die Länder seines Culturſystems.** — **Die Alpen vom Standpunkte der neuesten Forschungen.** — **Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens.** Erster Abschnitt. — **Die Freie Stadt Bremen** in ihrer politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung. — **Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts.** — **Großbritannien** seit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentswahl von 1852. — **Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** Zweite Abtheilung. Die Chemie in ihrem Einflusse auf die übrigen Wissenschaften. — **Das osmanische Reich nach seinen statistischen Verhältnissen.** — **Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart.** Erster Abschnitt. Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche. Zweiter Abschnitt. Die Bewegung in der römisch-katholischen Kirche. — **Das Königreich Dänemark,** seine socialen und politischen Zustände. — **Das Königreich Sardinien** seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit. — **Lübeck in seinen neuern und neuesten Zuständen.** — **Das Angloindische Reich.** — **Alexander von Humboldt.**

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1853.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Beerdigung

und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar **C. L. Schwabe** von **J. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch diese Schrift, die nur authentische und bisher noch nirgends abgedruckte Actenstücke mittheilt, kommt zum ersten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verschiedenartigste Weise erzählt wurde. Sie bildet insofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien Schiller's von Frau von Wolzogen, Schwab, Hoffmeister, Viehoff u. A. und wird allen Verehrern Schiller's willkommen sein.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Nostitz und Jänckendorf.

8. Geh. 1 Thlr.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in **Hannover** ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ein stilles Hauswesen.

Von

Henriette Hanke, geb. **Arndt.**

Zwei Bände.

(Erster Band: Der Arzt und seine Tochter. Zweiter Band: Der Arzt und seine Frau.)

8. Geh. 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt. Hundert neunter bis vierzehnter Band. 8. Geh. Subscriptions-Preis à Band 10 Ngr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Görgei (Arthur), **Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849.** Zwei Bände. 8. 1852. Geh. 6 Thlr.

Die grosse Wichtigkeit dieser Memoiren Görgei's für die neueste Zeitgeschichte ist allseitig anerkannt worden, sodass dieselben keiner weitern Empfehlung bedürfen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 26. —— 25. Juni 1853.

Inhalt.

Das classische Alterthum in der Gegenwart.

Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. Jahrhundert und seit der Reformation war die Alterthumswissenschaft, welches auch ihre jeweilige Auffassung sein mochte, nicht mehr blos wie früher die allgemeine, mit dem Christenthum zugleich eingebürgerte, also auch kirchlich gefärbte Grundlage aller höhern Bildung in Deutschland, sondern seit jenem entscheidenden Wendepunkte mußte jeder Einzelne der aus innerm Drang oder aus äußerlichen Absichten über die Massen sich zu erheben suchte mit Bewußtsein, mit eigener Thätigkeit und nach dem Maße seiner Kräfte mit eigener Auffassung von der Vertiefung in das classische Alterthum ausgehen und sein ganzes geistiges Leben in engem Anschlusse an dasselbe fortbilden. Das 17. Jahrhundert, welches der deutschen Bildung in jeder Beziehung ungünstig war, entwickelte denn auch die Richtung auf das classische Alterthum zu geistloser Einseitigkeit todten Wissens, welches nicht nach seinem Gehalt, sondern nur nach seinem Umfange abgeschätzt wurde. Die gleiche Verkehrtheit setzte sich bis tief in das 18. Jahrhundert fort, und wenn auch die Universität Göttingen von ihrer Gründung an einem freiern Geiste huldigte, wenn ein Winckelmann, ein Lessing in überraschender Herrlichkeit zeigten, was die wahre Alterthumswissenschaft sei und vermöge, so dauerte es doch lange, ehe das neue Licht in die schattigen Schulstuben eindrang. So war es denn kein Wunder, wenn die Sturm- und Drangperiode, die fast die ganze Vergangenheit des deutschen Geisteslebens theoretisch in Frage stellte, auch der classischen Bildung zu Leibe ging. Der Philanthropinismus, der freilich an Basedow einen sehr schwachen Vorfechter hatte, verschüttete das Kind mit dem Bade, und indem er an dem damaligen Zustand der Alterthumsstudien mit Recht viel zu tadeln fand, wollte er sie sofort über Bord werfen und im Bunde mit der modischen Aufklärerei die gesammte deutsche Bildung auf ein bloßes Nützlichkeitsprincip, verbrämt mit einiger hausbackenen Sittenlehre, zurückführen. Der Philanthropinismus freilich scheiterte, aber der Kampf den er zuerst aufgenommen dauert bis auf den heutigen Tag unentschieden fort; die verschiedensten Ankläger sind im Namen der realen Kenntnisse, im Namen des deutschen Volksthums, im Namen des Christenthums gegen das classische Alterthum aufgetreten; dieses aber, ohne eigentlich einen Sieg davonzutragen, hat sich doch thatsächlich in seinem althergebrachten Recht so ziemlich behauptet.

Wie ist es aber möglich daß dieser Kampf, von dessen Entscheidung so unendlich Wichtiges und Großes abzuhängen scheint, während mehr als zwei Menschenaltern höchstens zu einigen halben Compromissen, nirgend aber zu einem bleibenden Austrage geführt hat? Mir scheint der Grund hiervon ganz einfach darin zu liegen daß die Gegner des classischen Alterthums ihren Angriff größtentheils ebenso ungeschickt angefangen haben als seine Freunde die Vertheidigung desselben. Ich habe dabei nicht die einzelnen Misgriffe, Verdächtigungen, Oberflächlichkeiten im Auge, an denen es auf beiden Seiten nicht gefehlt hat; ich bin vielmehr der Ansicht daß man den eigentlichen Streitpunkt nur sehr selten richtig erkannt hat. Man hat den ganzen Streit fort und fort als eine pädagogische Frage im engsten Sinne behandelt, als eine Frage von welcher nur die Schule berührt werde, welche lediglich in der Schule und durch die Schulgesetzgebung zu erledigen sei. Man hat damit uns Schulmeistern stillschweigend eine Wichtigkeit beigelegt welche man anderweitig ausdrücklich anzuerkennen nur zu abgeneigt ist. Wie sollten wir mit den 15 oder 20 Stunden, die wir unsere Gymnasiasten wöchentlich mit Griechisch und Lateinisch speisen, die gesammte höhere Bildung Deutschlands seit Jahrhunderten haben beherr-

schen können, wenn wir wirklich die einseitigen, geistlosen Pedanten u. s. w. wären, für welche uns die Gegner ausgeben? Und auf der andern Seite: wie können wir verlangen unsere Widersacher zu überzeugen, solange wir immer nur die Nothwendigkeit der altclassischen Studien für die Schule zu beweisen bemüht sind? solange wir überhaupt nur mit schönen Theorien zu Felde ziehen, denen sich andere Theorien unleugbar mit gleichem Rechte entgegenstellen lassen?

Wahrlich auch hier gilt des Meisters Wort: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens gold'ner Baum!" Wenn wir Vertheidiger der Alterthumswissenschaft und ihrer pädagogischen Vollkraft nicht beweisen, durch Wort und That beweisen daß auch sie ein lebendiger Zweig voll Blüten und Früchte an dem Baume des Lebens und namentlich an dem Baume des deutschen Lebens ist, dann mögen wir nur das Feld räumen und uns je eher je lieber zu den Todten legen. Und um diesen Beweis zu führen, wo anders könnten wir unsere Waffen holen als aus der Geschichte? Sie allein kann unbefangene Gegner davon überführen daß nicht eine schulmeisterliche Marotte es ist welche an der griechischen und lateinischen Grammatik à tout prix festhält, daß vielmehr die Geschichte des deutschen Geistes untrennbar verbunden ist mit dem Gange und dem Gehalt der Alterthumswissenschaft, nicht seit dem 18. oder 17. Jahrhundert, auch nicht erst seit der Reformation, sondern seit einem vollen, runden Jahrtausend und noch etwas darüber. Nur durch griechisch-römische Bildung wurde dem Christenthume während der Völkerwanderung der Zugang zu den deutschen Volksstämmen ermöglicht; sie ist es die neben und mit dem christlich-kirchlichen Geiste der mittelalterlichen Bildung ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat, sie macht sich am Ende des Mittelalters in den echtdeutsch bürgerlichen Dichtungen des nicht gelehrten Hans Sachs unverkennbar geltend, sie ist es die vorzugsweise in Philipp Melanchthon verkörpert nicht am wenigsten zum Siege der Reformation beiträgt, sie gibt durch Opitz der deutschen Poesie, durch Thomasius und Leibniz der deutschen Wissenschaft, durch P. J. Spener der deutschen Theologie einen neuen Aufschwung; was sie von Klopstock und Lessing bis zu Goethe und Schiller, von Goethe und Schiller bis zu Hegel und Schleiermacher gewirkt hat, sollte wol kaum besonderer Erwähnung bedürfen.

Daß die eigentliche Berechtigung und Bedeutung des classischen Alterthums für deutsche Bildung in diesem geschichtlichen Entwickelungsgange liegt, das zu wenig beachtet und betont zu haben halte ich für einen großen Fehler seiner Vertheidiger. Wol ist eine Ahnung dieses Sachverhalts mehr und mehr erwacht, und ich erkläre mir daraus unter Anderm den großen und verdienten Beifall, welchen Karl von Raumer's treffliche „Geschichte der Pädagogik" auch über die eigentlichen Schulkreise hinaus gefunden hat. Immer aber ist es noch ein sehr wesentliches Bedürfniß daß die Bedeutung der Alterthumswissenschaft gerade von dieser Seite in das ihr gebührende Licht gestellt werde. Diese Aufgabe wirklich klar erkannt und zu ihrer theilweisen Lösung einen werthvollen Beitrag geliefert zu haben, ist das Verdienst der Schrift welche mich zu diesen Zeilen veranlaßt hat. Ihr Titel lautet:

Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung von Wilhelm Herbst. Leipzig, Teubner. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Schon das erste Blatt der genannten Schrift also hebt es nachdrücklich hervor daß der Verfasser die geschichtliche Betrachtung als den richtigen Weg erkannt hat zu einer richtigen Würdigung des classischen Alterthums in der Gegenwart und für dieselbe zu gelangen. Natürlich ist das ganze Buch zugleich eine Streitschrift; ich rechne ihm aber auch das zu nicht geringem Verdienste an daß diese Eigenschaft nirgend grell hervortritt, daß nicht die Widerlegung der Gegner oder gar Angriffe auf dieselben den Hauptinhalt bilden, sondern die Darlegung der eigenen Ansicht. Hier tritt es freilich gleich als ein Mangel hervor daß Herbst als Gegner des classischen Alterthums fast nur die Vertreter des Materialismus und des Radicalismus ansieht. Er sagt zwar S. 115:

> Diese Oppositionen gehen aus von dem Materialismus der Zeit, von dem geistigen Radicalismus, von einem einseitigen und ängstlichen Vaterlandssinn und endlich von Seiten einer beengten und misverstandenen Religiosität.

Gewiß wird man zugeben daß in diesen Worten die verschiedenen Arten von Gegnern treffend bezeichnet sind. Weniger aber kann man damit einverstanden sein, wenn Herbst (S. 118) fortfährt:

> Derer die vom Standpunkte des Christenthums gegen das griechisch-römische Heidenthum polemisiren und es am liebsten ganz aus den Herzen und Geistern der Jugend entfernt haben möchten, ist gegenwärtig Gottlob nur eine kleine Zahl.

Wenn uns auch die bekannten Schritte des französischen Episkopats gegen die classischen Schriftsteller nicht unmittelbar berühren, so ist doch auch von einem katholischen Gymnasium in Deutschland bereits der Vorschlag ausgegangen an die Stelle griechischer und römischer Classiker wenigstens theilweise die Kirchenväter zu setzen, und wenn man es hier oder da für etwas Neues ausgibt „den Sophokles christlich zu interpretiren", denn kann damit doch eben nur eine Auslegungsweise gemeint sein, die den griechischen Dichter nicht als Das nimmt was er doch einmal ist. Oder wenn gewisse Lehranstalten sich mit absonderlichem Nachdruck „christliche Gymnasien" nennen, so kann man dahinter vernünftigerweise nicht blos das sehr gerechte Verlangen lesen daß jeder Lehrer in That und Wahrheit ein Christ sei, sondern eine solche Benennung kann nur einen Bruch mit dem bisherigen Princip des Gymnasialwesens bezeichnen. Sprechen also leider gar manche Anzeichen dafür daß die Zahl Derer welche von angeblich christlichem Standpunkte aus das classische Alterthum befehden nicht eben gering ist, so hätte Herbst denen um so ungescheuter und entschiedener entgegentreten kön-

nen und sollen, da die Haltung seines ganzen Buchs hinreichend Zeugniß ablegt daß er nicht zu den entchristlichten Lehrern gehört, wie es deren hier und da geben soll. Das Christenthum ist vor allen Dingen Wahrheit und gibt Wahrheit, und deshalb kann ich es nicht für christlich halten, wenn man verhindern will daß auch das altclassische Alterthum so erkannt werde wie es war, oder wenn man gar den alten Heiden eine christliche Maske überzuwerfen bemüht ist. Wenn Jemand so verblendet sein sollte in dem Hellenenthum und aller seiner Herrlichkeit eine höhere Bildungsstufe der Menschheit zu erkennen als in dem Christenthum, der ist nicht nur als Lehrer der Gegenwart unbrauchbar, sondern ihr überhaupt durchaus fremd und abgestorben; wenn aber Jemand erkennt und nachweist daß die griechisch-römische Bildung vorausgehen mußte, ehe sich die christliche entfalten konnte, daß jenes die Blüte, dieses die Frucht ist, so kann ich darin nichts Unchristliches und noch weniger eine Gefahr für die christliche Gesinnung der heranwachsenden Geschlechter sehen. Diesem Punkte hätte Herbst in dem polemischen Theile seines Buchs wol eine etwas größere Beachtung schenken sollen, ohne daß seine „geschichtliche Betrachtung" darunter gelitten haben würde, vielmehr hätte sich diese wol mehr als hier geschehen ist auch auf den Beweis erstrecken sollen daß die rechte und wahrhaft wissenschaftliche Betreibung der Alterthumsstudien die Entfaltung des christlichen Geistes nicht hemmt, sondern fördert.

Hat Herbst diese Seite seiner Aufgabe nicht hinreichend gelöst, vielleicht aus mehr oder weniger bewußter Scheu, mancherlei wunde Stellen die ihm nicht eben fern liegen zu berühren, so halte ich eine andere Beschränkung welche er sich absichtlich und mit Bewußtsein auferlegt hat für noch weit nachtheiliger. Sollte seine ganze „geschichtliche Betrachtung" eine wirklich durchschlagende Wirkung haben, und auf den Zweck praktischen Erfolgs auf geistigem Gebiete kann eine Schrift wie die vorliegende doch unmöglich verzichten, so mußte Herbst seine Darstellung da beginnen, wo mit dem Christenthume zugleich die griechisch-römische Bildung sich in Deutschland geltendmacht, also wenigstens bei Karl dem Großen, bei seinem trivium und quadrivium, bei den Klosterschulen und ihren poetischen Hervorbringungen wie Otfried's Evangelienharmonie. Es wäre um so verdienstlicher gewesen, da seit Heeren's „Geschichte des Studiums der classischen Literatur", welche doch selbst mehr die wissenschaftliche als die allgemeine Bildung darstellt, eine irgend eingehende und umfassende Bearbeitung dieses höchst anziehenden Stoffs nicht geliefert worden ist. Freilich gehört jetzt zu ihrer Bewältigung nicht nur eine vollständige Kenntniß der mittelalterlichen Philologie, sondern auch eine bedeutend mehr als compendiarische Kenntniß der vaterländischen Literaturgeschichte. War aber Herbst vermöge seines ganzen Bildungsgangs dieser allerdings schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, so mußte er seinen Ausgangspunkt doch mindestens bei der Reformation nehmen, wobei es ihm an werthvollen Vorarbeiten nicht gefehlt hätte. Herbst scheint dies auch recht gut gefühlt zu haben, erklärt aber dennoch S. 13:

Wir gehen aber bei diesem Rückblick absichtlich nicht bis zum Zeitalter der Reformation zurück, wo das classische Alterthum zum ersten mal auf deutschem Boden Leben und Einfluß auf die Volksbildung gewann.

Was ihn zu dieser Beschränkung veranlaßt, finde ich nirgend angegeben, muß aber auch gegen die geschichtliche Richtigkeit der letzten eben ausgeschriebenen Worte Protest einlegen, sofern nicht Herbst das Wort „Volksbildung" im engsten Sinne, mit „Volksschule" gleichbedeutend genommen hat. Auf die Volksbildung im weitern Sinne, die keineswegs blos ein Product der Schule ist, hat das classische Alterthum lange vor der Reformation seit Karl dem Großen sehr bedeutend eingewirkt, und nur weil dies, wenn auch den Bildnern und den Gebildeten oft unbewußt, der Fall war, konnte die Reformation soviel Kräftigung aus der Wiederbelebung der jetzt aus erster Quelle schöpfenden und ihrer selbst bewußt gewordenen Alterthumsstudien gewinnen.

Herbst beginnt also seine Darstellung erst mit der Wiederherstellung der vaterländischen Literatur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und führt sie in neun Abschnitten, welche ziemlich die Hälfte des Buchs füllen, bis auf die Gegenwart herab. Es ist dies die entschiedene Glanzseite seiner Arbeit, in welcher umfassende Kenntnisse durchaus geistig belebt erscheinen. Da es mir an dieser Stelle jedoch weder darum zu thun ist den Werth des besprochenen Buchs durch ausführliche Auszüge zu belegen noch über einzelne Punkte meine abweichende Ansicht zu begründen, so beschränke ich mich auf die Anerkennung daß die erwähnten Abschnitte eine recht sorgfältige Beachtung nicht blos von Seiten der Philologen selbst im vollsten Maße verdienen. Es ist ihnen nicht blos eine kurze Geschichte der neuern Philologie geboten, sondern auch die Entwickelungen in Poesie, Aesthetik, Geschichtschreibung und Theologie sind gleichmäßig in Betracht gezogen; nur die eigentlich systematische Philosophie scheint mir etwas verkürzt, da Fichte's gewaltige Persönlichkeit nur zwei mal (S. 41 und 73) eine sehr flüchtige Erwähnung erfährt und auch Hegel kaum mit ganz gerechtem Maße gemessen sein dürfte, denn Wendungen wie S. 76 fg.:

Würde die Alternative gestellt sein, die Geschichtsanschauungen der Hegel'schen Philosophie in ihrem ganzen Umfang zu acceptiren oder zu verwerfen, so möchte man wol unbedingt das letztere vorziehen.

wird man jedem streng ausgebildeten System mit Leichtigkeit entgegenstellen können.

Mit der Darstellung Dessen was sich im letzten Jahrhundert gestaltet hat Herbst noch nicht geschlossen; nach zwei mehr polemischen Artikeln folgen: „Der Einfluß der Antike thut der Gegenwart und unserer Bildung fort und fort noth" und „Verwandtschaft Griechenlands und Deutschlands". Mir scheint der erste dieser beiden Abschnitte, ganz abgesehen von seinem Inhalte, ein Fehler in der Anlage des ganzen Buchs; der Zweck dessel-

ben mußte ohne weitere Deduction durch den geschichtlichen Theil von selbst mit Nothwendigkeit erreicht sein; statt dessen aber verläßt Herbst plötzlich wieder den mit einem glücklichen Griff erfaßten geschichtlichen Boden oder benutzt doch nur vereinzelte Hinweisungen auf denselben, um alle die Gründe für die Humanitätsstudien zu wiederholen, die von seinen Vertheidigern schon so oft umsonst gepredigt worden sind. Und einen viel größern Werth kann ich der ebenfalls schon oft gehörten Zusammenstellung zwischen Griechenland und Deutschland auch nicht beilegen. Wenn weiter keine Gründe hinzukämen, so könnte man jener Vergleichung ganz einfach entgegenhalten: Sind die beiden genannten Völker wirklich von Hause aus geistesverwandt, so brauchen wir die griechischen Vorbilder erst recht nicht, denn dann wird sich das spätere aus eigenen Mitteln in der Art des frühern entwickeln; ist aber der Beweis jener Verwandtschaft nicht ganz stichhaltig, und es ist mit der allgemeinen Gültigkeit solcher Vergleiche immer ein eigen Ding, so wird er von den Gegnern natürlich gleich in ihrem Sinne ausgebeutet. Wer aber wie Herbst einmal den Beweis der geschichtlichen Nothwendigkeit angetreten hat, der thut mindestens unklug, wenn er dann auch noch nach Beweisen durch Induction oder Analogie sucht.

Weit mehr in seinem Rechte befindet sich Herbst, wenn er endlich in den Abschnitten „Reform des classischen Unterrichts auf der Schule", „Reform desselben auf der Universität", „Veränderung der Studienrichtungen in der Wissenschaft" auf die praktischen Resultate seiner bisherigen Erörterungen eingeht. Denn habe ich es auch gleich im Eingange dieses Aufsatzes für einen Grundirrthum erklären müssen, wenn man in dem Streite für und wider das classische Alterthum eine ausschließlich pädagogische Frage sieht, so ist es darum doch nicht weniger gewiß daß der jedesmalige Standpunkt der Streitfrage und dereinst ihre endliche Erledigung thatsächlich in der Schule, in der Universität und in der wissenschaftlichen Thätigkeit selbst am klarsten zutagetreten müssen. Auch finde ich es ganz in der Ordnung daß Herbst die beiden ersten dieser mehr praktischen Abschnitte möglichst kurz zusammengedrängt hat; nicht minder bin ich mit dem in ihnen Gesagten wesentlich einverstanden. Aber es scheint mir auch als ob mit beiden Abschnitten Wenig oder Nichts geholfen wäre. „Der Worte sind genug gewechselt, so laßt uns endlich Thaten seh'n!" Das gilt ganz besonders auch von der Pädagogik. Wie groß ist unser Reichthum an pädagogischen Büchern und Zeitschriften und (obgleich man eigentlich nicht so aus der Schule schwatzen sollte) wie unendlich gering ihr wirklicher und leibhaftiger Nutzen. Es ist ein solcher nach meiner Erfahrung nur von ganz bestimmten praktischen Vorschlägen, die der einzelne Lehrer nach seiner eigenen und seiner Schüler Persönlichkeit verwerfen, anwenden oder modificiren kann und muß, zu erwarten, und zu solchen bestimmten Vorschlägen hat Herbst seine sonst ganz zweckmäßigen Ansichten nicht formulirt.

Desto ausführlicher endlich ergeht sich Herbst in dem letzten Abschnitte „Veränderung der Studienrichtungen in der Wissenschaft". Wenn er aber seine Foderungen dahin zusammenfaßt (S. 187): „der Philologe müsse einen höhern Grad allgemeiner Bildung besitzen als es noch gewöhnlich der Fall ist", so ist mir diese Foderung doch etwas zu allgemein, zu phrasenhaft gehalten und eben deshalb gewaltiger Misdeutung fähig, welche Herbst freilich nicht beabsichtigt hat. Es wird heutzutage mit dem edeln Wort „allgemeine Bildung" so viel Unfug getrieben, es verbirgt sich so viel Halbheit, Flachheit und Unwahrheit hinter diesem Schilde daß man sich fast hüten muß sie Männern oder Jüngern der ernsten Wissenschaft anzuempfehlen. Man könnte wol sogar gerade der Jugend unserer Zeit den Rath geben: Werdet auf einem wissenschaftlichen Gebiete mit aller Gründlichkeit, Tüchtigkeit und Selbständigkeit einheimisch, so wird sich die rechte allgemeine Bildung von selbst finden. Herbst aber hat gleichsam ein Beispiel davon gegeben was er unter allgemeiner Bildung und ihrer philologischen Bethätigung verstehe, indem er S. 205—216 ausführlich darlegt wie in seinem Sinne der Abschnitt der griechischen Geschichte behandelt werden könne und müsse, von welchem Thucydides zu seiner Zeit und in seiner Weise ein meisterhaftes Bild entworfen hat. Wie wir aus dem Vorworte sehen ist Herbst hiermit bei dem Mittelpunkte seiner eigenen wissenschaftlichen Studien angelangt. Ich zweifle fast daß er wohlgethan hat dieselben noch am Schlusse einer Arbeit, deren Titel durchaus ins Allgemeine geht, in solcher Ausdehnung hervortreten zu lassen, denn es blickt daraus doch einigermaßen der Mann der bestimmten Fachgelehrsamkeit hervor, welche im Gegensatz gegen des Archimedes letzte Worte alle Welt in ihre Kreise bewundernd einzutreten nöthigen möchte.

Nachdem ich in Vorstehendem besonders Das besprochen habe was mir an Herbst's Buche verfehlt oder mangelhaft scheint, halte ich es für Pflicht hier nochmals besonders hervorzuheben daß derjenige Theil desselben welchen schon der Titel als Hauptsache bezeichnet, die „geschichtliche Betrachtung", eine sehr dankenswerthe und gehaltvolle Arbeit ist, welche zwar die große Streitfrage über den Werth der Alterthumswissenschaft nicht abschließen wird, aber doch bedeutend zu klarerer Einsicht in das eigentliche Wesen derselben beitragen kann.

Ich schließe an die Besprechung einer geschichtlich-theoretischen Abhandlung über die Alterthumswissenschaft noch einige Worte über ein Buch an, welches unmittelbar in die Anschauung des hellenischen Lebens einzuführen und dadurch für die Anerkennung der Alterthumswissenschaft zu wirken bestimmt ist, zugleich aber als Reliquie eines der wahrhaft und allseitig gebildetsten deutschen Männer besondere Beachtung verdient:

Hellas. Vorträge über Heimat, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen von Friedrich Jacobs. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von E. F. Wüstemann. Berlin, R. Friedländer und Sohn. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich Jacobs, einer der wenigen Philologen der

ren Namen auch auf dem Gebiete der deutschen Nationalliteratur ihren Platz mit Ehren einnehmen, hielt in den Jahren 1808 und 1809 dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern Vorträge über griechische Geschichte und Literatur, von denen man bei des Lehrers seltener Gediegenheit wol mit Grund annehmen kann daß sie nicht ohne Einfluß auf des Schülers spätere königliche Thätigkeit gewesen sind, deren Spuren man in München fast auf jedem Schritte um sich sieht, die auf hellenischem Boden selbst von merklichstem politischen Einflusse geworden ist. Diese Vorträge, wahrscheinlich von dem Verfasser selbst zum Druck bestimmt, sind es welche jetzt Wüstemann mit achtungsvoller Pietät herausgegeben hat. Des Herausgebers Pietät und Einsicht zeigt sich zunächst darin daß er sich an der hinterlassenen Handschrift durchaus keine irgend eingreifenden Veränderungen vorzunehmen gestattet noch auch dieselbe mit Anmerkungen oder sonstigen Zuthaten versehen hat, welche den Eindruck des trefflichen Buchs nur hätten schwächen und stören können. Zu letzterm Verfahren hätte die Veranlassung um so näher liegen können, da es allerdings nicht schwer gewesen sein würde aus den Forschungen der letzten 40 Jahre mancherlei Einzelheiten nachzutragen. Wüstemann aber hat ganz richtig erkannt daß das Verdienst des vorliegenden Buchs nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen liegt. Und in der That haben wir wol kein Buch aufzuweisen, welches auf 424 Seiten die Geographie, die politische, literarische und Kunstgeschichte Griechenlands mit solcher Klarheit, Gründlichkeit und der Vollständigkeit welche durch den Zweck geboten war behandelt und dabei doch nirgend zum dürren Compendium, zum Leitfaden für einen ausgeführtern Vortrag wird. Wer überhaupt Sinn für ernstere Lecture hat, der kann dies Buch ebenso lesen wie er etwa eine deutsche oder französische oder englische Geschichte lesen würde. Hier ist das Alterthum in der That neu belebt durch den modernen Darsteller, und die Möglichkeit eines solchen Buchs an sich, sein Reichthum an belehrendem Gehalte nach allen Seiten des menschlichen Geistes hin, die fesselnde Anmuth der Darstellung in welcher Jacobs Meister war, das Alles sind die vollgültigsten Beweise für den Werth, für die Lebensfähigkeit der Alterthumswissenschaft. Namentlich ist die „Hellas" der heranwachsenden Jugend auf das dringendste zu empfehlen, damit sie diesem Buche die Einsicht in und das Gefühl für das Ganze des hellenischen Alterthums entnehme, welches ihr in dem öffentlichen Unterricht der Natur der Sache nach fast immer nur in Bruchstücken vorgeführt werden kann. Gerade diese Vereinzelung und Zerstückelung ist dem philologischen Unterricht oft zum Vorwurf gemacht worden; wer aber einen Begriff von Pädagogik hat, der weiß auch daß keine Wissenschaft die erlernt und erarbeitet werden soll dem Schüler sofort als ein Ganzes entgegengebracht werden kann. Deshalb bleibt aber die Zusammenfassung des Verstreuten doch immer ein wesentliches Bedürfniß, und vorzugsweise seine Befriedigung, überhaupt aber die Belebung Dessen was im classischen Alterthume unvergängliche Geistesnahrung ist in allen gebildeten Kreisen vermag die „Hellas" von Jacobs in seltenem Maße zu fördern.

W. A. Passow.

Ueber Shakspeare's Drama „Coriolan".

(Zum Theil nach Charles Knight.)

In den drei großen Dramen in welchen Shakspeare Gegenstände aus der römischen Geschichte behandelt ist die nicht personificirte, aber lebendige, jede Scene beseelende und gestaltende Idee — Rom, und zwar Rom in seiner Wahrheit. Wenn Jemand gesagt hat, die von dem Bildhauer Chantrey gemachte Büste eines ausgezeichneten zeitgenössischen Dichters sei diesem ähnlicher als der Dichter sich selbst, so wagen wir unsererseits zu behaupten daß Shakspeare's Rom ähnlicher ist als das Rom der Römer. Denn sein Rom ist das idealisirte Rom; es stellt zwar die Züge des alltäglichen Lebens der Römer dar, drückt aber mehr das Wesentliche und Allgemeine als das Zufällige und Vorübergehende in demselben aus. Wie verschieden ist indeß gleichwol die Gestalt Roms, welche Shakspeare in diesen drei großen Spiegeln der Geschichte jenes Staats uns schauen läßt.

In dem jugendlichen Rom Coriolan's sehen wir die furchtbare Energie des wachsenden Ehrgeizes dieses Volks durch die factiöse Gewaltthätigkeit seiner miteinander hadernden Classen gehemmt und gelähmt. Wir wissen daß Coriolan vergeblich betet:

> All' ihr Götter,
> Erhaltet Rom, versehet die Richterstühle
> Mit würd'gen Männern! Pflanzet Lieb' in uns!
> Füllt uns're Tempel mit des Friedens Pomp,
> Richt unf're Stadt mit Krieg!

In dem zur Reife gelangten Rom des Julius Cäsar sehen wir den Reichthum und den Ruhm seiner Bürger nahe daran, in einem einheimischen Kampf um Principien verschlungen zu werden. Von diesem Rom sagt Cassius:

> Rom, du verlorst die Zeugung edeln Bluts!
> Wann, seit der großen Flut, schwand ein Geschlecht,
> Nicht hoch berühmt durch mehr als Einen Mann?
> Wann sagte Jemand wol, der sprach von Rom,
> Die große Weltstadt faßt nur Einen Mann?

In dem nur wenig älter gewordenen Rom des Marcus Antonius endlich ist die Macht und die Herrlichkeit dieses Staats im Begriff, durch die Selbstsucht einzelner Individuen zugrundezugehen. Diese Selbstsucht offenbart Antonius, indem er von Leidenschaft berauscht ausruft:

> Rom schmelz' im Tiber, und der weite Dom
> Des hohen Reichs stürz' ein!

Die leitende Idee in dem Drama „Coriolan", Dasjenige wodurch die im ganzen Stück herrschende Bitterkeit factiösen Hasses ihre Erklärung erhält, ist der zwischen den Patriciern und den Plebejern entbrannte Kampf um politische Macht. Ein solcher Kampf ist ein reichhaltiger geschichtlicher Grundstoff, der zwar in verschiedenen Gesellschaftszuständen verschiedene Modificationen annimmt, aber in Bezug auf die ihn hervorbringenden Ursachen

und rücksichtlich der von ihm herbeigeführten Ergebnisse nur sehr unbedeutende Veränderungen erfährt. Wer daher die Darstellung jenes geschichtlichen Stoffs auf wahrhafte Weise vollbringen will, muß vor allen Dingen Menschen zeichnen, gleichviel ob der Ort der Handlung das Rom der ersten Volkstribunen oder das Venedig der letzten Dogen ist. Mit sehr geringfügigen Veränderungen der Nebenumstände bleibt das Hauptmotiv das nämliche in den Streitigkeiten zwischen der Aristokratie und der Demokratie, in jedem Lande und zu jeder Zeit, in einer Republik oder in einer Monarchie. Die geschichtliche Wahrheit und der philosophische Gedanke welchen Shakspeare in dem hier zu betrachtenden Drama versinnlicht hat sind daher universeller Natur. Gesetzt aber, der Dichter wäre, wie man neuerlich gewünscht hat, im Stande gewesen den Gegenstand mit sogenannter geschichtlicher Genauigkeit zu behandeln, er habe gelernt daß Plutarch in der Geschichte von Coriolan wahrscheinlich nur einer märchenhaften Sage folge; daß wenn diese Geschichte überhaupt für wahr gehalten werden müsse, dieselbe in eine spätere Zeit gehöre; daß in dieser spätern Zeit sehr fein schattirte Unterschiede zwischen den die Bevölkerung Roms bildenden Classen bestanden und daß das Gleichgewicht politischer Macht etwas viel Verwickelteres gewesen sei als Shakspeare in Plutarch's Erzählung fand; und gesetzt ferner, der Dichter hätte, stolz auf diese gelehrten Kenntnisse, den universellen Gedanken der Feindschaft zwischen den Patriciern und den Plebejern nur dazu benutzt, jene Gelehrsamkeit genau so darzulegen, wie dieselbe in den Muthmaßungen enthalten ist welche von neuern Geschichtsforschern über jenen Gegenstand vorgebracht worden sind: wir glauben, es unterliegt keinem Zweifel daß in diesem Falle Shakspeare zur Befolgung eines falschen Kunstprincips verleitet worden sein und nothwendigerweise Schattenbilder von Römern statt wirklicher und lebendiger Menschen gezeichnet haben würde. Man hat demnach ohne Grund vor kurzem ein Lamentum darüber erhoben daß Shakspeare das Unglück gehabt habe in jener seit Jahrtausenden über das Wesen des altrömischen Staats verbreiteten ägyptischen Finsterniß zu leben, die erst in unserer „es so herrlich weit gebracht habenden" Zeit von dem großen Lichtbringer Niebuhr verscheucht worden sei. Aus den fraglichen Niebuhr'schen Forschungen hätte der Dichter bei Hervorbringung seines „Coriolan" nur mäßigen Nutzen ziehen können, weil dieselben theils zu bloßen Vermuthungen geführt, theils einen der poetischen Behandlung widerstrebenden Stoff zutagegefördert haben. Wir werden uns daher über jenes vermeintliche Unglück um so leichter trösten als der Dichter durchaus keiner Erleuchtung durch neuere Gelehrsamkeit bedurft hat, um den von ihm wohl verstandenen Geist des alten Rom mit genialer Treue zu schildern. Nur eine gedankenlose Kritik kann unserm Dichter den Vorwurf machen, das Charakteristische der von ihm in jenem seinem Drama dargestellten politischen Kämpfe nicht gehörig hervorgehoben, nicht die ganze Fülle der Gegenstände umfaßt zu haben, über welche zur Zeit Coriolan's von den Plebejern mit den Patriciern in Rom gestritten worden sei. Geschichtlich, soweit überhaupt von Geschichtlichkeit in dieser noch dunkeln Periode der Entwickelung des römischen Staats vernünftigerweise die Rede sein kann, hat es sich daselbst zu jener Zeit um weiter Nichts gehandelt als einerseits um Beseitigung der Noth der ärmern Classen um wohlfeiles Brot, andererseits um die erstrebte Ausdehnung oder Zurücknahme des eben erst errungenen Rechts der Volkstribunen, ihr Veto gegen die Beschlüsse des Senats geltendzumachen, und endlich um die Abstimmung nach Köpfen oder nach Classen. Alle diese Punkte hat Shakspeare genügend zur Sprache gebracht, und zu etwas Weiterm war er in dieser Beziehung weder berechtigt noch verpflichtet. Im Namen der dem Dramatiker obliegenden Pflicht geschichtlicher Treue von ihm fodern, er habe in seinem „Coriolan" den Streit zwischen den römischen Plebejern und den Patriciern gleich in der ganzen Ausdehnung schildern sollen welche derselbe erst später erhalten hat, das ist der Gipfelpunkt ästhetischen Unverstandes.

Mit gewohnter Meisterschaft versetzt uns Shakspeare sofort zu Anfange des Stücks mitten unter die miteinander in heftigen Zwiespalt gerathenen Classen des römischen Volks. Die Factionen werden uns nicht blos beschrieben, wir bekommen sie zu sehen.

Erster Bürger.

Ihr Alle seid entschlossen, lieber zu sterben als zu verhungern?

Alle.

Entschlossen, entschlossen!

Erster Bürger.

Erstlich wißt ihr, Cajus Marcius ist der Hauptfeind des Volkes.

Alle.

Wir wissen's, wir wissen's!

Erster Bürger.

Laßt ihn uns tödten und wir können den Kornpreis selbst machen. Ist das euer Beschluß?

Alle.

Nichts mehr davon; es sei so!

Der Grund des Strebens der Plebejer nach gewaltsamer Selbsthülfe ist Elend und Unwissenheit. Sie leiden Hunger wegen Kornmangels, darum wollen sie einen Menschen tödten; auf diese Art hoffen sie sich Korn zu einem von ihnen selbst festgesetzten „Maximum" des Preises zu verschaffen; der Mord soll Mangel in Ueberfluß verwandeln. Aehnliche Vorstellungen und Absichten hat unter ähnlichen Umständen das Volk überall und zu allen Zeiten gehabt. Eben jetzt fürchtet ein großer Theil der Reichen ähnliche Gedanken der Armen. Das vorallem Panem und erst nachher auch Circenses fodernde römische Volk hat in dem fraglichen Punkt von der allgemeinen Regel eine vollkommene Ausnahme zu machen wenig Lust verrathen. Man begeht daher eine Albernheit, wenn man von Shakspeare verlangt, er habe sein römisches Volk hierin als ein Non plus ultra von Verständigkeit darstellen sollen. Einzelne Plebejer hat der Dichter gern von der Masse der aufrührerischen Bürger unterschieden. Ei-

ner unter diesen zeigt mehr Nachdenken als seine Genossen; er widersetzt sich mit Eifer Dem was er für unrecht hält, indem er zu der mordgierigen Menge sagt: „Bedenkt welche Dienste Cajus Marcius dem Vaterlande geleistet hat." Es ist also nicht wahr was Hazlitt behauptet, daß Shakspeare eine Lust darin finde überall das Volk sammt und sonders zu verhöhnen. Im Gegentheil sind seine römischen Plebejer von ihm mit so viel Vernunft ausgestattet worden daß sie mitten in dem ausbrechenden Sturm ihrer Empörung dem „ehrwürdigen" Patricier Menenius Agrippa Gehör schenken. Indem der Dichter diesen Mann dem Volke zum Lieblinge gibt, ehrt er dasselbe. Der derbe Humor, das echte Wohlwollen und die edle Beharrlichkeit des Menenius Agrippa bilden einen Charakter welchen das Volk sogar dann liebt, wenn es von solch einem Manne gescholten und zurechtgewiesen wird. Außer einem angemessenen Quantum von gesundem Menschenverstande zeigt aber der Kern des römischen Volks, das Heer, in Shakspeare's Drama nach dem Ausspruch des Feldherrn Cominius „echt römische Tapferkeit", es ist „weder auf eine thörichte Weise hartnäckig im Standhalten noch feige beim Rückzuge". Es siegt über die Volsker. Also auch der Vorwurf ist grundlos daß Shakspeare seine römischen Plebejer sich durchweg feige benehmen lasse. Freilich können sie der fabelhaften Vorstellung von römischem Muth nicht entsprechen, zu welcher man gelangt, wenn man vergißt daß kurz vor Coriolan's Zeit die Römer durch das winzige Heer des Porsenna in die Enge getrieben, lange nach jener Zeit von einem Schwarm Senonischer Gallier übergerannt und geängstigt, in den Caudinischen Engpässen von den Samnitern mit Schmach bedeckt und einst sogar nur durch den Jupiter Stator auf der Flucht vor den Sabinern zum Stehen gebracht worden sind.

Während indeß die demokratische Unwissenheit allerdings mit starken Farben von Shakspeare geschildert worden ist, hat dieser dagegen auch kein Bedenken getragen, ein in Lebensgröße gezeichnetes Bild patricischen Uebermuths vor uns hinzustellen. In den ersten Scenen ist Cajus Marcius nicht geeignet die Sympathie weich geschaffener Seelen zu erwecken, wenn er in maßloser Entrüstung über die blinde Mordgier des hungerigen Pöbels „an tausend rebellischen Schuften" die nämliche Lynchjustiz vollziehen zu dürfen wünscht, welche ein sehr großer Volkshaufe an ihm zu vollstrecken bereits vorher beschlossen hatte. Bis zu dem Augenblick wo Cajus Marcius den Ehrennamen Coriolanus errungen hat und wir bemerken daß der Ungestüm des Volks von Demagogen geleitet wird, fühlen wir keine Liebe zu dem stolzen Patricier. Erst nach der ihm zugefügten Kränkung und bewiesenen Undankbarkeit wird sein Stolz erhaben. Aber schon vorher hat er unsere Huldigung verdient. Durch die geschickteste Behandlung des Stoffs flößt uns der Dichter allmälig Bewunderung für den Helden ein, zuerst mittels der Mutter desselben. Welch ein herrliches Bild einer antiken Matrone, von welcher ihr Sohn ebenso sehr seinen Heroismus wie seinen Stolz erbte, wird uns in der schönen Scene dargeboten, wo Volumnia und Virgilia ihren verschiedenen Naturen gemäß von dem Manne sprechen welchen sie lieben und bewundern! Wer anders als Shakspeare hätte den Charakter einer mit dem höchsten Muth und mit gewaltiger Geisteskraft ausgestatteten römischen Frau zu erfassen vermocht, die in Worte wie die folgenden ausbricht:

Volumnia.

Die blut'ge Stirn
D'rauf wischend mit dem Handschuh, dringt er vor,
Dem Schnitter gleich, der Alles abmäh'n muß,
Sonst kommt um seinen Lohn.

Virgilia.

Die blut'ge Stirn! O Jupiter, kein Blut!

Volumnia.

Geh', Närrin! Das schmückt mehr den Mann als Gold
Sein Siegeszeichen. Die Brust der Hecuba,
Da sie den Hektor säugte, war nicht schöner,
Als Hektor's Stirn, da sie hervorspie Blut
Auf wilde Griechenschwerter.

Durch diese begeisterungsvollen Worte werden wir mit großer Kunst auf die scenische Darstellung der Heldenthaten des Cajus Marcius vorbereitet. Außer der gewaltigen Körperkraft aber und der Geistesstärke welche den siegreichen Krieger heroischer Zeiten möglich machen, hat uns der Dichter durch wenige seiner zauberhaften Pinselstriche die in seinem Helden stets sich offenbarende erhabene Gesinnung gezeigt. Die Verachtung welche der Held „beutegierigen" Römern zu erkennen gibt ist ebenso tief wie seine Verachtung derjenigen Römer „welche sich haben zurückschlagen lassen". Auch genügt es ihm nicht Eine Schlacht zu gewinnen. Die Charakterstärke, infolge welcher er glaubt daß Nichts gethan ist solange noch Etwas zu thun übrig bleibt, beweist daß Shakspeare den Stoff kannte aus welchem große Feldherren gebildet sind. Coriolan's an Cominius gerichtete Mahnung:

Seid ihr des Schlachtfelds Herr'n?
Wo nicht, was ruht ihr, eh' ihr's seid?

findet sich nicht im Plutarch. Wir verdanken dieselbe einer höhern Autorität, dem Instinct, durch welchen Shakspeare wußte daß im entschlossenen Willen, glücklichen Erfolg zu erringen, das große Geheimniß glücklichen Erfolgs bei jeder Unternehmung besteht. Noch ein anderes Beispiel aber von der Kunst mit welcher Shakspeare den Cajus Marcius allmälig die Huldigung unserer Herzen gewinnen läßt, entdecken wir in der Stelle wo der stolze Sieger alle ihm zuerkannten Geschenke und Ehrenbezeigungen ablehnend seinen Oberfeldherrn um Nichts bittet als um die Freigebung eines in Corioli wohnenden „armen" Mannes, dem er für einst erfahrne freundliche Aufnahme zu thatkräftiger Dankbarkeit sich für verpflichtet erachtet, den nicht sofort eigenhändig befreien gekonnt zu haben er beklagt, und bei welchem auch nur auf einen Augenblick in den Verdacht vergeßlicher Undankbarkeit zu kommen ihn betrüben würde. Jetzt haben wir den hochfahrenden Patricier, welcher den rebellischen Pöbel Roms niedermetzeln wollte, vergessen und sehen in Coriolan nur

den wahren Helden, dessen gewaltige eiserne Brust eine durch langjährige Uebung des blutigen Kriegshandwerks nicht unterdrückte *edle, echte, energische Menschenliebe* bewahrt, die nur dem Stumpfsinn kleinlicher Naturen verborgen bleiben kann.

Die Scene wo Coriolan sich um das Consulat bewirbt gehört zu den merkwürdigsten Beispielen von Shakspeare's tiefer Erkenntniß menschlicher Charaktere. Im Plutarch fand er rücksichtlich dieser Bewerbung eine einfache Thatsache ohne allen Commentar erzählt. Es heißt daselbst: „Nun zeigte Marcius jener Sitte folgend die vielen Wunden welche er in siebzehnjährigem Kriegsdienst erhalten hatte, da er im Gefecht stets der Vorderste war, sodaß unter dem Volke Jedermann sich schämte einem so tapfern Mann seine Stimme zu verweigern, und daß Einer zum Andern sagte: Wir müssen ihn durchaus zum Consul wählen; es geht nicht anders." In der dramatischen Darstellung dieser Thatsache mußte Shakspeare einen Charakter schaffen und diesen Charakter auf den Charakter des Volks wirken und zurückwirken lassen. Coriolan war aber wesentlich und nothwendig stolz. Seine Erziehung, seine gesellschaftliche Stellung und seine gewaltige individuelle Ueberlegenheit bewirkten daß er es sein mußte. Er lebt in einem von Factionen beunruhigten Gemeinwesen und hegt natürlich einen Widerwillen gegen die seinem Stande entgegentretende Faction. Das Volk vertritt die Meinungen die ihm zuwider sind. *Insofern* ist ihm daher das Volk zuwider. Patricische Vorurtheile machen ihn jedoch keineswegs in dem Grade befangen daß er nicht zwischen achtungswerthen Plebejern und verächtlichem Gesindel wohl zu unterscheiden wüßte. Tapfern plebejischen Kriegern auf der Bahn des Siegs voranzuschreiten, darein setzt er seinen Stolz. Solchen Männern beweist er seine Hochachtung, indem er gegen sie die Erwartung ausspricht daß „Jeder von ihnen gegen vier Volsker Stand halten werde". Feigen plebejischen Soldaten dagegen ruft er mit Recht etwas von der Art zu, wie die mit Unrecht gesprochenen weltgeschichtlichen königlichen Worte: „Hallunken, wollt ihr denn ewig leben?" Und vollends wenn er bei seiner Bewerbung um Stimmen mit dem großstädtischen Pöbel Roms in Berührung kommt, dann äußert er aufs stärkste seine Verachtung der an König Lear's thörichtes Verlangen nach selbstsüchtigen Liebesbetheuerungen erinnernden Eitelkeit und Gemeinheit des Volks, das Männer von ausgezeichnetem Verdienst nicht belohnen will, wenn sie sich nicht herablassen die Souverainetät des Volks dadurch anzuerkennen daß sie vor demselben in der demüthigen Bettlergestalt erscheinen, in welcher elende Höflinge eiteln Königen nahen.

Bei alle Dem ist jedoch das römische Volk gerecht genug, Coriolan um seiner Thaten willen zum Consul zu erwählen. Aber es hat nicht Charakterstärke genug, um an seiner eigenen Wahl festzuhalten. Als die Tribunen dem Volke sagen, es sei von Coriolan verächtlich behandelt worden, läßt sich dasselbe ausschelten, seine „dumme" Wahl widerrufen, sich zum Lügen bereden und als bloßes Werkzeug seiner schwachen, aber listigen Führer gebrauchen. Auch hier gereicht es dem Dichter zum Ruhme daß er das Volk so darstellt wie dasselbe zu allen Zeiten ist, als gerecht und edel bis auf einen gewissen Punkt, aber der größten Undankbarkeit und Ungerechtigkeit fähig, sobald es von jenen kalten, kriechenden, selbstsüchtigen, für die Leiden der Armen gefühllosen, das Volk innerlich verachtenden Menschen bearbeitet worden ist, welche man Demagogen zu nennen pflegt. In den spätern Scenen, nachdem die Tribunen das Volk aufgehetzt haben, sehen wir dasselbe fast gar nicht seinen eigenen Willen bethätigen. Vielmehr hören wir beinahe nur Brutus und Sicinius, nicht als Sprachrohre des Volks, sondern als Organe ihrer individuellen Selbstsucht. Sie sind es welche in der ersten Scene des dritten Acts Coriolan beleidigen. Von diesem Augenblick an peitscht sich der Löwe in eine Wuth hinein die todbringend sein wird. Die Katastrophe wird nur dadurch verzögert daß das von der Menge ausgestoßene Geschrei: „Nach dem Tarpejischen Felsen!" der Foderung weicht, Coriolan solle auf dem Marktplatz noch ein mal dem Volke Rede stehen. Der Held naht sich mit Gelassenheit Denen welche ihn zur Verantwortung ziehen wollen; er fleht aus der Tiefe seines vollen Herzens die Götter an, Rom zu beschützen, und hegt die ernstliche Absicht seinen Stolz und seinen Zorn zu unterdrücken. Doch der rohe Tribun nennt ihn „Verräther". Von da an ist nur Ein Ausgang des Streits möglich. Coriolan wird verbannt.

Einige Geschichtschreiber sagen: wiewol Coriolan zu den Feinden seines Vaterlandes gegangen sei, habe er doch bei den eingeborenen Führern dieser Feinde keine Eifersucht erweckt, vielmehr bis an sein Ende daselbst in Gunst gestanden und sogar in Rom einen geehrten Namen hinterlassen. Diese Sage kannte Shakspeare wahrscheinlich nicht. Hätte er dieselbe aber auch gekannt, er würde ihr doch nicht gefolgt sein. Denn er mußte dramatisch zeigen daß dieser große Römer durch seinen Charakter, durch seinen wohlbegründeten Stolz und seinen allerdings zum Theil gerechten Zorn, sowie durch seine Familienliebe nothwendig ins Verderben gestürzt wurde. Wie jeder wahrhaft tragische Charakter befindet sich Coriolan keineswegs durchaus im Unrecht. Nur die gegen jede Heldengröße erboste Thersiteische Armseligkeit ist fähig ihn unbedingt zu tadeln. Seine moralische Größe verdient Bewunderung, besonders da wo er, ähnlich dem Themistokles, am Herde des Tullus Aufidius stehend, zu diesem sagt:

> Mein Nam' ist Cajus Marcius, welcher dir
> Vornehmlich und den Volskern insgesammt
> Viel Leid und Weh gebracht.

Diese Worte sind fast buchstäblich dem Plutarch entlehnt; aber die bewunderungswürdige Kunst des Dichters offenbart sich in der vollkommenen Uebereinstimmung dieser Worte mit allen, sogar den kleinsten vorher geschilderten Zügen des Charakters seines Helden.

Aufidius und Coriolan kommen schnell überein, sofort gemeinsam Rom mit Krieg zu überziehen. Coriolan ist zu dem stolzen Bewußtsein berechtigt daß er durch seine

persönliche Energie und durch sein Talent das Uebergewicht der Waffen von den bisher siegreichen Römern auf die geschlagenen Volsker übertragen wird. Denn er allein hat in den zuletzt vorgefallenen Gefechten mit den Volskern diesen den schon errungenen Sieg zu entreißen vermocht. Ueberdies herrscht in der großen römischen Stadt anfangs völlige Sorglosigkeit. Die Wächter des Volks schlafen. Die Volkstribunen erklären jede Furcht vor dem verbannten Helden für baare Thorheit, seinen feindlichen Einfall ins römische Gebiet für „rein unmöglich". Gleichwie unzählige Deutsche unserer Tage haben sie nicht den Muth, ihre Angst vor der mit Coriolan herannahenden Reaction sich selbst einzugestehen. Wie sich zu sicher Wähnende zu allen Zeiten gethan haben, ergrimmen sie gegen Jeden der so „frech und unehrerbietig" ist, sie aus dem Schlaraffentraum völliger Sicherheit aufzuschrecken und ihnen die furchtbar drohende Wirklichkeit zu enthüllen. Nach der Weise schwachköpfiger, reizbarer Gewalthaber aller Zeiten wollen sie den Sklaven welcher schlimme politische Nachrichten bringt durch Auspeitschung seines Leibes widerlegen. Als diese Nachrichten sich bestätigen, offenbart auch die große Masse der Bevölkerung Roms die sich zu allen Zeiten gleichbleibende Charakterlosigkeit des Volks. Weit entfernt aber, bei dieser Gelegenheit die geschichtlich bewiesene Schwäche der römischen Plebejer irgendwie zu vergrößern, hat zwar Shakspeare dieselben nicht in jenen äußersten Grad von Unbeständigkeit verfallen lassen, welchen sie in der Geschichte wirklich gezeigt haben, indem sie selbst auf die Zurückberufung des von ihnen verbannten Helden mit Ungestüm drangen. Aber insoweit mußte doch der große Dichter dem Geiste der Geschichte treu bleiben, daß er darstellt wie Niemand unter den römischen Plebejern, als Coriolan vor Rom rückt, die Verbannung des Helden gewünscht, Niemand dabei für den Thäter seiner eigenen That gelten, Niemand für die gemeinsame Schuld verantwortlich sein will, wie Jeder vielmehr erklärt: sein Geschrei wegen Coriolan's sei gänzlich „misverstanden" worden, dasselbe habe das gerade Gegentheil der Verbannung bezweckt. Auch dies feige Sichverkriechen vor den gefährlichen Folgen eigener Thaten ist ein unvergänglicher Zug in dem charakterlosen Charakter hohen und niedern Pöbels und hat eine frappante Aehnlichkeit mit der listigen Feigheit welche aus Furcht vor der Rache Karl's II. von England das bei Verurtheilung Karl's I. niedergeschriebene: „Si omnes consentiunt, ego non dissentio" in „Si omnes consentiunt, ego non, dissentio" verwandelte. Gerade so wie in der wirklichen Geschichte die unter Coriolan's Anführung den Volskern weit überlegenen Römer gegen ein von Coriolan angeführtes volskisches Heer zu jedem Widerstand auf dem Schlachtfeld sich durchaus unfähig gefühlt und nur Frauen dem verbannten Helden entgegenzustellen gewußt haben, ebenso ohnmächtig, doch nicht im mindesten ohnmächtiger hat Shakspeare seine Römer in der fraglichen Lage sich zeigen lassen.

Wie groß aber auch die Schwäche dieser Menschen dem unvergleichlich starken Menschengeschlecht unserer Tage scheinen mag, so sind doch sogar diejenigen Plebejer welche von der Rache des Siegers am meisten zu fürchten haben zu mannhaft und zu ehrliebend, um durch die Flucht ihre sacrosancte Person in Sicherheit bringen zu wollen. Die patricische Regierung ohnehin verliert nicht gänzlich den Kopf, sie bleibt standhaft im Unglück, läßt nicht jede Schmach über sich ergehen, bewahrt eine würdevolle Haltung und verwirft die ihr von Coriolan an der Spitze eines feindlichen Heeres vor den Thoren Roms gestellten Bedingungen. Die Masse des Volks aber verdient in der Zeit nach Coriolan's Verbannung in Shakspeare's Drama insofern Achtung, als sie aus Liebe zu gesetzlicher Ordnung von ihrem empörerischen Aufbrausen zu einem ruhigen Verhalten übergeht und jede weitere Anarchie vermeidet. Ueberhaupt verräth dieselbe während des ganzen Drama schwerlich ebenso viel „souverainen Unverstand", soviel einfältigen, bis zum Wahnwitz sich steigernden Dünkel, soviel Unsittlichkeit, soviel kannibalische Mordgier, wie wir vor kurzem in einem großen Theile Europas herrschen gesehen haben. Diesen überaus kläglichen Erscheinungen der neuesten Zeit gegenüber wird man aufhören müssen zu wähnen, Shakspeare habe in seinen römischen Plebejern nichts Anderes geschildert als die, wie man meint, beispiellose Erbärmlichkeit der Hefe des englischen Volks zur Zeit des Dichters. Aus allem oben Gesagten erhellt vielmehr zur Genüge daß Shakspeare in jenen Volksgestalten ebenso sehr echte Römer wie zugleich andererseits ein Menschengeschlecht gezeichnet hat, in welchem alle spätern Geschlechter sammt und sonders mehr oder weniger sich selbst wiederfinden können.

Das Nämliche gilt von dem großen Gegner des gemeinen römischen Volks, von Coriolan, auch in Bezug auf sein Heranrücken gegen Rom. Der Hauptzweck dieses Unternehmens besteht natürlich darin, der Legitimität seiner ordnungsmäßig durch das Volk geschehenen, vom Senat gebilligten, aber auf Anstiften der Tribunen vom Volke widerrufenen Wahl zum Consul thatsächliche Geltung zu verschaffen. Indem Coriolan die Truppen eines italienischen Volksstamms zur Wiederherstellung der bei einem andern italienischen Volksstamme in jener Beziehung gestörten staatlichen Ordnung benutzen will, unternimmt er blos eine einmalige und bedingte Anwendung desjenigen politischen Systems das seit Jahrhunderten fortwährend in unbedingtester Weise von den Regierungen befolgt wird, welche die von ihnen beherrschten einander fremden Nationen dadurch in Unterwürfigkeit erhalten daß sie jede derselben zur Bewältigung der andern gebrauchen oder nöthigenfalls sogar auswärtige Hülfe zur Bändigung der eigenen Unterthanen in Anspruch nehmen. Coriolan tritt nicht als ein gegen die Regierung seines Vaterlandes racheschnaubender Privatmann, sondern als eine durch widerrechtliche Gewalt vertriebene, gesetzmäßig ernannte obrigkeitliche Person auf, die kraft ihres Amts vor allen Andern berufen ist den verletzten Rechtszustand wiederherzustellen. Er betrachtet sich als den in Freiheit befindlichen Theil der römischen

Regierung, deren anderer Theil infolge der unbestraften letzten Empörung des Volks sich im Zustande der Unfreiheit befindet und nur durch ihn zu dem gebührenden Ansehen wieder gelangen kann. Dazu kommt daß er im Gefühl seiner gewaltigen persönlichen Ueberlegenheit sich ein Heroenrecht zuschreibt, welches ihn über die Pflicht einer ängstlichen Beobachtung der Gesetze des Staats hinweghebt. Aus allen diesen Gründen müssen wir ihn entschuldigen, wenn er sich nicht für den Ausbund von abscheulichem Landesverräther hält, zu welchem die freche Einfältigkeit ihn hat machen wollen. Auch daß er kein ganz verknöcherter Aristokrat ist, davon gibt er auf seinem Zuge nach Rom in Shakspeare's Drama einen neuen Beweis, indem er erklärt, „er könne seine besondern patricischen Freunde nicht aus dem großen Haufen muff'ger Spreu auslesen, sondern werde den ganzen stinkenden Wust verbrennen", eine Erklärung durch welche er sich vom geschichtlichen Coriolan unterscheidet, der die Landgüter der Patricier verschonte, während er die Besitzungen der Plebejer plündern ließ. Im Gemüth des Shakspeare'schen Coriolan durchbricht demnach jetzt der Haß ebenso sehr die Schranken patricischer Gesinnung, wie dies vorher in Bezug auf den „armen Mann" in Corioli die allgemeine Menschenliebe gethan hat. Nicht mit erheuchelter, sondern mit aufrichtiger Inbrunst, denn der Verstellung ist der Shakspeare'sche Coriolan niemals fähig, hat dieser bereits vor Ausbruch der letzten Empörung des römischen Volks, wie schon erwähnt, die Götter angefleht, den Geist der „Liebe" über alle Classen der Bevölkerung Roms auszugießen; und eben weil dieser Geist seinem hochherzigen Charakter nicht fremd ist, hat er gerade den entschiedensten Liebling des Volks, den Menenius Agrippa zu seinem „vertrautesten und geliebtesten" Freunde längst erkoren. Dieser bemüht sich zwar vergeblich ihn zur Zurücknahme der von ihm der römischen Regierung gestellten Bedingungen zu bewegen. Doch gesteht Coriolan schon daß er jenen seinen alten Freund, der ihn wie ein Vater geliebt, ja vergöttert habe, mit „gebrochenem Herzen" heimschicke. Welch eine Scene erfolgt aber als die Mutter, die Gemahlin und das Kind des Helden flehend vor ihm erscheinen und in dem Manne in welchem schon die allgemeine Menschenliebe und die Freundschaft mächtig ist die Alles überwindende dreifache Liebe des Sohnes, des Gatten und des Vaters über seinen Grimm gegen Rom die Oberhand gewinnt. Anfangs kann es scheinen als ob die volle Harmonie seiner herrlichen poetischen Sprache in diesem für ihn verhängnißvollen Augenblick die durch Nichts erschütterte Festigkeit seines Willens, das begonnene Unternehmen durchzuführen, andeutete. Aber der Orkan streitender Gefühle seines Busens ist im Begriff hervorzubrechen. Die Worte: „Zu lange saß ich", sind nur das Vorspiel zu dem leidenschaftlichen Ausruf:

Mutter, Mutter!
Was thut Ihr? Seht, die Himmel öffnen sich;
Die Götter schau'n die unerhörte Scene
Und lachen d'rob. O, Mutter, Mutter! O!
Ihr habt erkämpft glückvollen Sieg für Rom;
Jedoch für Euern Sohn, glaubt es, o glaubt,
Den schlimmsten habt Ihr über ihn erkämpft,
Wo nicht den tödtlichsten.

Hierauf entgegnet Volumnia kein Wort. Sie begreift daß sie, die Mutter, auf immer vom Sohne, die Gattin vom Gemahl, das Kind vom Vater geschieden, daß dieser rettungslos verloren ist. Denn der Tod Coriolan's ist unvermeidlich in dem Lande, welchem er gegen Rom zu dienen sich verpflichtet hat, unter den Volskern, von denen viele in ihm den Mörder ihrer Verwandten und Freunde, alle aber den stolzen Krieger erblicken, welcher sie noch vor kurzem mit Schmach bedeckt, eben jetzt ihre habgierigen und rachedurstigen Erwartungen getäuscht hat, und der überdies nicht im mindesten die Fähigkeit besitzt, seine von keinem Nebenbuhler erreichte Heldengröße jemals zu vergessen oder gar die Demuth eines nirgend Eifersucht erweckenden unbedeutenden Schutzverwandten zu lernen. Der zwischen den Classen des republikanischen Roms der ersten Zeit entbrannte Kampf endigt also nothwendig mit der Ermordung des stolzen Patriciers durch volskische Schwerter. Die zuletzt den römischen Helden treffende Vergeltung ist furchtbar. Während der Pöbel Roms mit einer entsetzlichen Angst davon kommt, büßt Coriolan mit dem Verlust seines Lebens dafür daß er ein feindliches Heer vor die Thore Roms geführt hat.

L. Noumann.

Ferneres zur Symbolik der menschlichen Gestalt.

Bei Gelegenheit der Erwähnung des neuerlich unter diesem Titel von dem Unterzeichneten herausgegebenen Buchs *) in Nr. 18 d. Bl. wurde an einige Gedanken des verstorbenen Grafen Buquoy über physiologische Bedeutung der Geberdensprache erinnert und der Wunsch ausgesprochen daß ich über deren wissenschaftlichen Werth mich beiläufig erklären möge.

Indem mir nun bei diesen Worten das Bild eines Mannes in der Erinnerung deutlich wieder auftaucht, mit welchem ich vor einigen und dreißig Jahren in öfterm Verkehr gestanden habe und dessen eigenthümliche Begeisterung für Philosophie und Naturwissenschaften mir immer merkwürdig war, so entspreche ich gern jenem Wunsche und erwähne über jene Gedanken Folgendes.

Zuerst jedoch ein paar Worte über den Mann selbst. Graf G. Longueval von Buquoy war 1781 zu Brüssel geboren und seit 1803 durch den Tod seines Oheims zum Besitze großer Güter in Böhmen gelangt. Nach vielen Reisen zog er sich auf diese Güter zurück, lebte ganz den Wissenschaften und der Erhöhung der Industrie auf seinen Besitzungen und wirkte neben dem würdigen Grafen Kaspar von Sternberg wesentlich mit zur Belebung höherer geistiger Interessen in Böhmen. Bei seinem regen Geiste hatte die aufgehende Sonne der Naturphilosophie mächtig anregend auf ihn gewirkt, freilich

*) Eine Besprechung von Carus' „Symbolik der menschlichen Gestalt" erfolgt in einer der nächsten Nummern d. Bl. D. Red.

aber auch, da es ihm an dem Gegengewicht scharfen Naturstudiums im Einzelnen fehlte, manches Gewagte, Unhaltbare, ja Ueberspannte in seinen Ansichten herbeigeführt. Meine 1814 erschienenen „Untersuchungen über die Entwickelung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns", in welchen ihm die philosophisch-genetische Behandlung bei sehr genauer und streng an die Natur sich haltender anatomischer Darstellung großen Eindruck gemacht hatte, brachte mich mit ihm in Berührung. Er besuchte mich nach meiner Uebersiedelung nach Dresden (Herbst 1814) mehrmals, verehrte mir seine „Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur" (Leipzig 1817), auch später mehre ähnliche seiner Werke und zog mich über manche seiner Arbeiten zurathe, ohne daß ich jedoch irgend Bedeutendes für Förderung specieller Naturkenntniß hätte daraus hervorgehen sehen.

Was nun die in dem angezogenen Aufsatze mitgetheilten Ansichten Buquoy's über den physiologischen Grund der Symbolik der Geberdensprache betrifft, so muß ich dieselben freilich ebenfalls zu den in vieler Hinsicht unhaltbaren und nicht vollständig zu beweisenden rechnen, ja ich hätte sie wol schon deshalb lieber der Vergessenheit übergeben gesehen; da sie jedoch gegenwärtig wieder einmal erwähnt worden sind, so wäre nun doch über den Werth derselben noch das Nachstehende beizufügen und auch die Entschuldigung ihres Irrthums nicht zu unterlassen.

Wie ich nämlich in dem obenerwähnten Buche sattsam gezeigt zu haben glaube, muß alle Symbolik oder Physiognomik dadurch ihren wissenschaftlichen Werth erhalten daß sie auf wahrhafte und in ihrer Bedeutung hinreichend verstandene physiologische Grundlehren sich stützt. Wenn ich z. B. weiß daß das Gehirn das Centralorgan seelischen Nervenlebens und namentlich das Vorhirn durch seine vollkommenere Bildung das Zeichen des höher entwickelten zum Denkorgan gewordenen Gehirns ist, so ist der Schluß daß ein mit den Zeichen eines stärker und in edlern Verhältnissen entwickelten, namentlich in seinen vordern Hemisphären wohlausgestatteten Hirnbaus begabtes Individuum dadurch höhere geistige Anlagen verrathe als ein anderes mit verkümmertem Kopfbaue, ein so durchaus wohlbegründeter als irgend einer in den Naturwissenschaften sonst, und eben auf diese Weise kann sich also auch die Symbolik des Angesichts, des Brust-, des Unterleibsverhältnisses u. s. w. vollständig begründen. Was nun aber hier für die Einzelgebilde an und für sich von symbolischer Bedeutung die Wissenschaft nachzuweisen vermag, das ist ganz gewiß auch allein im Stande eine wahrhafte wissenschaftliche Symbolik der Körperbewegungen oder der Geberden zu gewähren. Habe ich z. B. das Haupt als das höchste und darum individuellste Gebilde des Körpers erkannt, so ist nothwendig das Erheben des Haupts in seiner Bedeutung, sowie das Senken desselben sogleich klar, und das erstere muß ebenso nothwendig ankündigen daß hiermit die Individualität in ihrer ganzen Geltung mit Stolz hervorgehoben werden soll, als das andere das demüthige sich Unterordnen oder die Schwäche und Ermüdung des Individuums ankündigt u. s. w.

Nicht so hatte nun Graf Buquoy bei jenen Untersuchungen seinen Gang genommen. Geblendet von dem Spiel mit Polaritäten, welches in den Schriften der damaligen Naturphilosophie ebenso oft bis zum Uebermaß getrieben wurde als in den Schriften der heutigen iatromathematischen Schule oft das Verfolgen der mikroskopischen Elemente bis zum gänzlich Fruchtlosen fortgeführt wird, und in keiner Art selbst näher mit dem Leben und Bau des Organismus vertraut, war er hier von einem physiologischen Satze ausgegangen, welcher so, wie er ihn ausspricht, sich allerdings gar nicht beweisen läßt, und so mußten denn auch sämmtliche daraus gezogene Folgerungen nothwendig irrig sein und nur durch gewaltsame Wendungen und Verziehungen mehr als Beziehungen hier und da eine gewisse Geltung bekommen. Jener Satz nämlich nimmt an daß die in unserm Körper weitverbreitete Verschiedenheit der streckenden und beugenden Muskeln wesentlich den Sinn habe, einen Gegensatz auszudrücken zwischen animalem und vegetativem, idealem und reproductivem, arteriellem und venösem, cerebralem und gangliösem, geistigem und gemüthlichem Leben, zwischen Zenith und Nadir, und wie er noch sonst diese Verhältnisse sich deutlich zu machen bemühte. Jeder einigermaßen im Bereiche der Anatomie und Physiologie Erfahrene wird nun aber allerdings zugestehen müssen daß ein Gegensatz streckender und beugender Muskeln in diesem Sinne keineswegs bestehe, ja daß es schwer werden würde auch nur den entferntesten Scheingrund für einen solchen Gegensatz nachzuweisen. Wird daher von unserm Autor aufgeführt daß nur deshalb die Streckung des Rückens und Aufhebung des Kopfs die Bedeutung des Stolzes und der Strenge habe, weil die streckenden, idealen, cerebralen Rückenmuskeln dabei thätig sind, so ist freilich die Sache gerade umgekehrt; denn eben weil es eine allgemein anerkannte, auf der physiognomischen Signatur des Kopfs selbst gegründete Wahrheit ist daß dessen Erhebung ebenso ein Aufrichten und kräftig Hervortreten der Individualiät bezeichnet, als das Sinkenlassen Entmuthigung, Müdigkeit und Demuth, so hat doch eigentlich nur dies den Autor veranlaßt den streckenden Muskeln, welche an und für sich nach Bau und Nervenbelebung in gar Nichts von den beugenden unterschieden sind, jene ideale und cerebrale Bedeutung als ursprüngliche zuzuschreiben, welche ihnen, wie man nun einsehen wird, nur als eine secundaire zukommt. Hätte dieser Muskelgegensatz irgend eine Wirklichkeit an sich, so müßte er sich auch in der besondern Bildung dieser Muskeln, in einem gänzlich verschiedenen Ursprunge ihrer Nerven u. s. w. aussprechen, welches Alles vermißt wird und somit das Misverständniß in dieser Beziehung vollkommen darthut.

Weit näher würde der Graf Buquoy jedenfalls seinem Ziele einer physiologischen Begründung der Symbolik der Bewegungen gekommen sein, wenn er von der Entwickelungsgeschichte und Bedeutung der Körpergebilde

im Einzelnen hätte ausgehen können, denn da liegen eigentlich alle Elemente für den vollkommenen Aufschluß hierüber, und sie verdienen es sehr einmal ausführlich zutagegefördert zu werden. Die ursprünglich knospenartige Entwickelung auch der Menschengestalt, das Zusammengebeugte, in sich Geschlossene jenes ersten Schlafzustandes, der sich dann durch tausend Fäden der halb unbewußten Gefühlswelt in das wache Leben fortsetzt: von ihnen hängt es ab daß für immer alle in sich zusammenbeugenden Bewegungen eine andere Bedeutung haben als die sich ausdehnenden und streckenden. Noch immer schläft daher der Mensch am besten auf der Seite liegend und in sich zusammengezogen, noch immer ist das sich Ausstrecken das erste Zeichen des Wachwerdens, und es ist sehr bedeutungsvoll daß manche der alten Völker, namentlich die in Amerika, ihre Todten stets zusammengebogen in ganz embryonischer Stellung entweder in irdenen Töpfen der Erde übergaben oder als vertrocknete Mumien in Höhlen aufstellten. Verfolgt man dann alle die weitern Ausbildungen dieser öffnenden oder schließenden Bewegungen im Einzelnen, und nimmt man dabei darauf Rücksicht welche Gebilde es sind die gerade dadurch eigenthümlich bewegt werden, so ergeben sich eine Menge der verschiedenartigsten Beziehungen und Deutungen, durch welche allein eine wahrhaft physiologisch begründete Mimik einst zur Ausführung kommen könnte.

Fassen wir sonach dies Alles sorgfältig ins Auge und denken wir dann wieder an Buquoy's Theorie, so fühlen wir sogleich daß auch ihm offenbar eine Ahnung von diesen tiefern Beziehungen vorgeschwebt und daß er nur aus mangelhafter Kenntniß des Einzelnen sich in dem Mittel vergriffen habe zum wahrhaften Aufschluß des Ganzen zu gelangen. Bei alle Dem ist jedoch ein solcher Irrthum immer von einer gewissen Idee belebt, es zeigt sich in ihm ein unverkennbares Streben des lebendigen Geistes zu einem tiefern Sinn in den Naturerscheinungen durchzudringen, und wie sehr man dem gegenwärtig in der Mehrzahl verfolgten, durchaus trockenen und ideenlosen Wissenschaftsgange oft etwas von jener Frischheit wünschen möchte, wird Dem nicht füglich entgehen können der mit Aufmerksamkeit der Richtung so vieler neuern Arbeiten in diesem Felde zu folgen sich die Mühe geben will.

K. G. Carus.

Deutsche Philosophie im Auslande.

Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht. Ein Sendschreiben an J. Barthélemy Saint-Hilaire von Gustav Thaulow. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser der vorliegenden, mit Wärme und Begeisterung geschriebenen Epistel ist von dem Gedanken durchdrungen daß eine gemeinschaftliche Anstrengung verwandter Nationen erfoderlich ist, daß vorallem zunächst „eine starke Triarchie der Franzosen, Briten und Deutschen in Leben, Kunst und Wissenschaft entstehen muß, wenn endlich die Epoche eines wahrhaft gediegenen und mit Bewußtsein geleiteten Fortschritts in Europa beginnen soll". Nun findet er aber daß der Gedanke und die Wirklichkeit noch gar weit auseinanderliegen. Wenigstens was die Philosophie betrifft, deren Einigung dem Verfasser besonders am Herzen liegt, ist er zu der schmerzlichen Erkenntniß gekommen daß eine etwaige Allianz zwischen Frankreich, England und Deutschland auf überaus schwachen Füßen steht. Er unterläßt es daher nicht die Ursachen dieses Uebelstandes aufzudecken, den er Frankreich betreffend hauptsächlich der fehlerhaften Organisation des französischen Unterrichts- und Erziehungswesens, ganz speciell aber den Aeußerungen Barthélemy Saint-Hilaire's über die neueste deutsche Philosophie zuschreibt. Von dem ganz allgemeinen Gedanken einer Allianz der europäischen Volksgeister ausgehend kommt er also ganz speciell zu der Allianz zwischen deutscher und französischer Philosophie und verläuft sich dabei in Besprechung einer einzelnen Schrift, nämlich des Buchs von Barthélemy Saint-Hilaire: „Psychologie d'Aristote", welches 1847 erschienen ist und in dessen Vorrede oder Einleitung die deutsche Philosophie wegwerfend beurtheilt wird. Es läßt sich nicht leugnen daß die Schrift des Verfassers viel Wahres und Interessantes enthält. Aber im Ganzen ist doch die Auffassung eine einseitige, da die Schuld des geringen Anklangs und Durchbruchs deutscher Philosophie in Frankreich nur der französischen Nation, ihrem Geist und ihren Einrichtungen zugeschrieben wird, während sie doch ebenso sehr, ja fast noch mehr auf Seite der deutschen Philosophie selbst und gerade desjenigen Zweigs derselben für den der Verfasser Anerkennung fodert liegt. Die Frage, warum deutsche Philosophie im Ganzen bisher so wenig Eingang und Einfluß bei Franzosen und Engländern gefunden, allgemeiner als der Verfasser thut gefaßt und allseitiger beantwortet, wäre jedenfalls ein verdienstlicheres Werk, obwol dabei nicht wenig unangenehme Wahrheiten auch für uns Deutsche andentagkommen würden. Immerhin aber ist des Verfassers Darstellung anerkennungswerth und die Lecture seiner Schrift Jedem zu empfehlen der sich etwa für die umfassendere Lösung der aufgeworfenen Frage interessirt.

Der Verfasser spricht über das französische Unterrichts- und Erziehungswesen aus eigener Anschauung, denn er ist selbst, nachdem er im Sommer 1844 den Süden Frankreichs bereist, im Winter 1844/45 in Paris gewesen und hatte sich die Aufgabe gestellt das gesammte Unterrichtswesen in Frankreich kennenzulernen. An Eifer von seiner Seite hat er es nicht fehlen lassen, wie besonders aus dem von ihm mitgetheilten, höchst lehrreichen Gespräch mit Cousin hervorgeht, sowie aus seinen Bemühungen in die École normale einzudringen. Aber was er da gesehen und gehört hat ihn nicht sonderlich erbaut, und er sieht sich genöthigt das Urtheil zu unterschreiben, welches Thiersch in dem zweiten Theil seines Werks „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten Deutschlands, in Holland, Frankreich und Belgien" über die École normale fällt und das er ausführlich mittheilt. Der Verfasser schreibt die Vernichtung der Individualität und aller freien, lebendigen, selbständigen Geistesregung, woran das französische Unterrichtswesen laborire, dem despotischen Geiste Napoleon's zu, der es wohl wußte „daß er durch sein Unterrichtswesen schließlich sein Volk an die Sklaverei gewöhnen würde, sodaß es sie gar nicht mehr merke". „Auf Unterdrückung der Freiheit und Selbständigkeit des Subjects ist unaufhörlich seit der Gewalt des großen Napoleon hingearbeitet worden und vorallem durch das Unterrichtswesen, durch die Université de la France."

Nächst Napoleon klagt der Verfasser Cousin an und nennt es „ein Unglück für Frankreich daß Cousin der Vermittler der deutschen und französischen Philosophie werden sollte, er der uns so wenig kannte, er der so wenig Freiheitssinn hat, er in dessen Natur soviel Leichtsinn steckt". „Seine Ansicht über die liberté illimitée bei uns brachte bei ihm die entgegengesetzte für Frankreich hervor und es möge Derjenige aufstehen der bei solcher Ansicht ein gedeihliches Studium der Philosophie für möglich hält. Die deutsche Philosophie wenigstens kann bei solcher Ansicht nicht gedeihen, und zwischen so verschiedenen

Nationen, die in ihrer Ansicht über wissenschaftliche Bildung so schnurstracks sich gegenüberstehen, mag wol eine alliance philosophique unmöglich sein."

Endlich in dritter Linie kommt Barthélemy Saint-Hilaire, an den die ganze Epistel gerichtet ist, an die Reihe, und gegen die übrigen französischen Philosophen die sich um deutsche Philosophie bekümmert gehalten, kommt er sehr schlecht weg. Cousin, sagt der Verfasser, hat doch wenigstens die Absicht daß Frankreich sich um die deutsche Philosophie bekümmern soll. Er hat nach seiner Weise auch viel gethan, er ist nach Deutschland gereist, hat Schelling's und Hegel's Bekanntschaft gemacht, hat den Tennemann übersetzen lassen. Pierre Leroux meint es ebenfalls ernsthaft mit der deutschen Philosophie, wenngleich sein Versuch in die deutsche Philosophie einzudringen unglücklich ausfiel. Barchou de Penhoën hat 1836 in zwei Bänden die deutsche Philosophie von Leibniz bis Hegel geschildert, und es ist ausdrücklich der Hauptzweck seines Werks „eine alliance philosophique zwischen Deutschland und Frankreich zu errichten". A. Ott hat 1843 eine Kritik der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel geliefert. Willm hat in vier Theilen 1846 — 49 die Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel entworfen. Rémusat hat einen Rapport vor der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaft in Paris 1845 über die deutsche Philosophie abgestattet und ist frappé von der deutschen Philosophie. Franck verlangt ausdrücklich daß die Franzosen die deutsche Philosophie „sérieusement" studiren müßten. „Indem Sie aber, geehrter Herr Barthélemy Saint-Hilaire, die moderne französische Philosophie so übermäßig loben, machen Sie nicht nur einen Strich über die Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel, also über den bedeutendsten Theil der Geschichte der Philosophie überhaupt, sondern zuckern das übereitle Frankreich nur immer noch mehr ein. Letzteres ist das Verderblichste was Sie thun."

Hätte der Verfasser, der hierauf das Urtheil Barthélemy's (aus dessen „Psychologie d'Aristote", S. 33) anführt, bedacht, daß der Vorwurf des „génie aventureux des penseurs allemands", den Barthélemy Saint-Hilaire der philosophie allemande macht, keineswegs so ganz unbegründet und unverschuldet ist; daß namentlich Fichte, Schelling und Hegel auf die Franzosen, welche die philosophie exacte et utile lieben, durch ihre transscendenten, alle mögliche Erfahrung verlassenden Gedankengebäude den Eindruck des Abenteuerlichen und Unfruchtbaren machen müssen: so hätte er sich weniger gegen Barthélemy Saint-Hilaire ereifert. Der Verfasser legt viel zu viel Gewicht auf die Leistungen Hegel's und der Hegel'schen Schule und bedenkt nicht wie schwer zu verdauen die Hegel'schen Werke schon für uns Deutsche sind, geschweige den Franzosen. Die Hegel'sche Psychologie, die er Barthélemy Saint-Hilaire anpreist, hat durch Exner (in dessen „Kritik der Psychologie der Hegel'schen Schule") eine solche Blame in Deutschland erlebt daß es doch keinem deutschen Professor mehr einfallen sollte, sie den Franzosen anzupreisen. Gerade die Hegel'sche Schule hätte von den Franzosen mehr lernen können als die Franzosen von ihr; denn die Hegel'sche Methode ist nichts weniger als exact. Dagegen läßt sich andererseits nicht leugnen daß es der französischen Philosophie an Tiefe fehlt, weil sie mit der bloßen Empirie sich begnügend nicht mit Kant über die wesentlichen Elemente und Bedingungen aller Erfahrung nachgedacht und in dieselben eingedrungen ist. 53.

Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851, von F. W. Ghillany. Drei Bände. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1853. 3 Thlr.

Wieweit ein Elefant springen könnte, wenn er im Verhältniß seiner Größe die Springfähigkeit des Flohs besäße, das weiß man. Es ist weiter als von Nürnberg bis London. Ghillany, der, wie er sagt, „durch seine Reiseskizzen aus Belgien, Holland, dem südlichen Frankreich und Italien in Lewald's «Europa» und Malten's «Weltkunde» schon bekannte" Verfasser vorliegenden dreibändigen Beitrags zur Reiseliteratur, ähnelt mehr dem Elefanten als dem Floh; denn während er breit tritt wie ersterer, springt er nicht wie letzterer. Beides ist aufrichtig zu bedauern. Laut Vorworts soll der Leser „die Reise von Ort zu Ort selbst mitmachen, in der Hoffnung, nicht blos Neues und Interessantes zu sehen, sondern auch um manche Erfahrung reicher zurückzukehren". Alles Dies wäre gewiß geschehen, wenn der Verfasser sein Buch als „Manuscript für Freunde" hätte drucken oder in der Handschrift unter ihnen die Runde machen lassen, nachdem er zum Behuf des Zuschickens sich gewissenhaft Diejenigen ausgewählt die weder je über das Weichbild seiner guten Vaterstadt Nürnberg hinausgekommen, noch je über den von dort nach London führenden Weg etwas und keine Silbe über Paris und London gelesen haben. Nun aber das Buch für männiglich gedruckt vorliegt, können, wenn es gelesen wird, getäuschte Hoffnungen nicht fehlen.

Die drei Bände zerfallen in drei Theile. Im ersten schildert der Verfasser auf 111 Seiten des ersten Bandes seine Reise nach London; im zweiten beschreibt er London und dessen Umgebung; das füllt die verbliebenen 149 Seiten des ersten und 215 Seiten des zweiten Bandes; im dritten von Seite 276 — 293 des zweiten und von 1 — 391 des dritten Bandes beschreibt er seine Reise nach Paris und sein Dortsein. Als Anhang erzählt Seite 392 — 427, wie der Verfasser sich nach Nürnberg zurückfindet, ohne zu vergessen daß, weil er (III, 426) seine Ankunft in Nürnberg den Seinigen „erst auf morgen angesagt", er in Nördlingen, von wo er in drei Stunden in Nürnberg gewesen wäre, seinen „vielgewanderten Koffer auf dem Bahnhofe stehen" lassen und zum Besuch eines Freundes in Wallerstein „über die grüne Wiesenfläche dahin gepilgert" sei.

In allen drei Theilen bleibt der Verfasser sich gleich, Auffassung, Behandlung und Vortrag unerschütterlich dieselben. Käme es darauf an das ganze Werk in vier Worten zu charakterisiren, so könnte es Gewäsch eines gutmüthigen Schwätzers heißen. Daß er nicht von einem Orte zum andern springt, ist bereits angedeutet. Er nennt (I, 19) „die neue Brüke im römischen Stil, die bei Heidenfeld leicht und behend in sieben Bogen sich über den Fluß spannt", diese Brücke nennt er „eine eilende Raupe", Beweis genug zwar nicht für die dichterischen Bilder des Verfassers, denn in dieser einzigen, ebenso wahren als schönen Metapher hat seine Phantasie ihren kühnsten Flug vollbracht, sondern welchen Begriff er mit dem Worte „eilen" verbindet. Anstatt daher von Nürnberg bis London eine Brücke zu schlagen und über sie, wäre es auch wie eine Raupe, hinwegzueilen, schleicht er den ganzen Weg wie eine Schnecke. Er erblickt keine Stadt ohne deren Geschichte, kein Denkmal ohne dessen Entstehung, keine Villa ohne deren Lage, kein Schlachtfeld ohne von den gefallenen Kriegern, kein Schloß ohne von dessen Bewohner, keine Kirche ohne deren Bauart, keine Ruine ohne deren Vergangenheit und Gegenwart, mit einem Worte Nichts ohne davon etwas zu berichten. Aber der Ungenügsame thut noch mehr, wenn auch nicht Willkommeneres. Jede vor ihm auftauchende Erscheinung gestaltet sich für ihn oder macht er zu einem Haken, irgend eine Betrachtung daran zu hängen, welche nie durch Neuheit oder Tiefsinn, dagegen desto häufiger durch Flachheit und Abgedroschenheit in Erstaunen setzt.

Nach einem Lamento daß die (S. 1) „glückliche Zeit der Patriarchen vorüber, wo die Menschen noch ruhig und ihrer Existenz gesichert unter Gottes freiem Himmel der Heerde voranzogen und noch Lust und Muße fanden, in die stille Sprache der Natur, in die Tiefen des eigenen Gemüths einzukehren", und nachdem der Verfasser zum ersten male die später zehn mal wiederholte Frage aufgeworfen (S. 2): „Wenn aber endlich alle Länder industriös werden und sich am Welthandel betheiligen wollen, wo werden wir die neuen Welttheile auffinden, die der Ueberfülle von Industrieerzeugnissen Märkte er-

öffnen?" und diese Frage wie bis zum zehnten male sogleich das erste mal unbeantwortet gelassen, tischt er beim Vorüberfahren an der Nürnberg-Fürther Eisenbahn die Erwägung auf, ob die Eisenbahnen die Menschheit wol glücklicher machen, und hebt sie mit dem philosophischen Vorschlage ab (S. 3): „Lassen wir ruhen was wir nicht ändern können!"

Der Verfasser kommt nach Fürth. S. 4: „Die Stadt zählt mehre Tausend jüdischer Einwohner." Folglich erörtert der Verfasser auf fünf Seiten die Schwierigkeit der Judenemancipation und will darüber „ein Auge zudrücken und sie den andern logischen Nothwendigkeiten beizählen, jenen Widersprüchen der Wirklichkeit mit dem gesunden Menschenverstande, wie sie das Leben in hundertfachen Beziehungen darbietet, dafern die Juden sich nur wenigstens mehr und mehr factisch nicht blos in großen Städten, sondern auch in ihren Landgemeinden über die Vorurtheile erheben würden".

S. 8 erfährt die Welt daß „aus der Fläche und auf den Höhen der Markgrafschaft Ansbach da und dort grüne Hopfenwälder heraussteigen." Sollte sie das wissen, so weiß sie doch vielleicht Nichts von der „Merkwürdigkeit, wie der Verbrauch des Hopfens und die Consumtion des Biers zunimmt". Und sollte auch dies unbegreiflicherweise ihr nicht entgangen sein, so weiß sie doch gewiß kaum daß es „in Berlin gegenwärtig 428 Niederlagen bairischen Biers gibt und Nürnberg jetzt Biere bis nach Neuholland sendet", und sicherlich nicht daß, während vor einigen Jahren der Verfasser in Nismes eine Flasche Lunel trank, Offiziere neben ihm Bier tranken, daß er sich in Lyon eine Flasche Bier geben ließ und es trinkbar, „in Marseille das lyoner wiederum probirte" und es sauer fand. Alles Dies ist jedoch von um so größerer Wichtigkeit, weil der Verfasser als Baier sich auf das Bier versteht. Und weil er ein Baier ist versteht er sich auch auf die „Wahl der Standorte für Denkmäler" (S. 12). Nicht genug daher daß er das von König Ludwig dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn in einer unansehnlichen Allee zu Würzburg errichtete Standbild in das mächtige Viereck des Spitalhofs versetzt haben will, meint er: „Schiller in Stuttgart hätte in die lieblichen Anlagen des Hofgartens gehört", und „den würdigen Herder haben sie in Weimar gar hinter die Kirchenmauer versteckt!" Ganz will es indessen der Verfasser nicht mit König Ludwig verderben. Er kann zwar die von ihm bei Aschaffenburg nach dem Muster eines in Pompeji ausgegrabenen Hauses sich erbaute Villa „gerade nicht loben", aus dem selbstredenden Grunde, weil er ihr Inneres nicht gesehen, will auch zugeben daß mehre „kostspielige Bauwerke desselben keinen directen Nutzen zur Schau tragen", aber, ruft er, „der König hat solche Bauten aus seinen Privatmitteln aufgeführt; dies muß man wissen!" Schweigt also ihr Alle die ihr das Gegentheil aus den bairischen Landtagsverhandlungen zu wissen glaubt! Und wollt ihr eben deshalb nicht schweigen, so schweigt vor dem edelzornigen Ausrufe des Verfassers: „Wenn wir Alles nur von dem Standpunkte des Bedürfnisses, der hohläugigen Nothwendigkeit betrachten wollen, dann muß das Schöne aus dem Leben fliehen, dann fahre hin, elende Welt, es ist nicht mehr der Mühe werth in einem solchen Ameisenhaufen zu leben!" Und weil ein Baier, ist der Verfasser ferner ein Schlachtenkundiger. Als solchem war ihm (er eilt nämlich an Hanau vorüber, „wo 9000 Baiern und Oestreicher und 15,000 Franzosen begraben liegen") „das hanauer Unternehmen immer etwas Räthselhaftes; denn daß man mit 56,000 Mann die große, wenn auch auf dem Rückzuge begriffene französische Armee nicht aufhalten könne, mußte man doch wol voraussehen" (S. 25). Der Verfasser ist nämlich der Erste, wird aber nicht der Letzte sein, welchem das Wrede'sche Unternehmen etwas räthselhaft erscheint.

Bei Offenbach erinnert ihn (S. 26) „das gothische Schloß der Grafen von Isenburg an die sonderbare Erscheinung jenes sogenannten Barons Jakob Frank, der von 1788 bis zu seinem Tode 1791 gegen eine außerordentlich hohe Miethe hier residirte". Rasch ergreift er die Gelegenheit, wie oben in der Kriegsgeschichte, jetzt in der Religionsgeschichte sich bewandert zu beweisen. Nachdem er also unter dem Schutze jedes Conversations-Lexikons das über diesen Stifter der Soharíten oder Contratalmudisten Bekannte erzählt hat, empfiehlt er zu weiterer Untersuchung die zwei Fragen: „wohin wol die aus der Ferne gesandten Jünglinge und Jungfrauen gekommen, die in Frank's Palast verschwanden?" und „ob sein Tod ein natürlicher gewesen?" bemerkt zur Erleichterung der Antwort daß „ein tiefer, geheimer Zug von den uralten Religionen des Orients vielleicht bis auf unsere Zeiten heraufgehe"; daß „die alten Priesterkönige in Meroe keines natürlichen Todes sterben durften"; daß „der Oberpriester der römischen Diana Aricina, die augenscheinlich die alte phönizische Astarte war, immer nach einer gewissen Zeit von seinem Nachfolger geopfert wurde"; daß „der Oberpriester der heidnischen Preußen sich wie die indischen Braminen im Alter selbst zu verbrennen pflegt", und „verweist wegen des Nähern auf die Sagen über jüdische Sekten in Rußland, ganz besonders auf jenes geheimnißvolle Sterben des Aaron und Moses". Kaum hat der Leser dies überwunden, so führt ihn der Verfasser in Frankfurt „nach dem Gebäude unserer zerknickten Hoffnungen, nach der Paulskirche" (S. 31), beschreibt sie natürlich und verwendet fünf Seiten auf die funkelnagelneue Behauptung „daß Deutschland ohne feste Einheit im Innern, zwischen den mächtigen Reichen Rußland, England und Frankreich eingeengt, immer der Tummelplatz der angrenzenden Nationen und die Lockspeise für ihre Vergrößerungssucht bleiben werde", sowie daß, um dem abzuhelfen, „der obersten deutschen Centralbehörde ein deutsches Nationalparlament zur Seite stehen solle".

Der Besuch des Doms in Köln läuft nicht ohne religiöse Betrachtungen ab. Zuerst dünkt den Verfasser „die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in einzelnen Personen, wie sie sich im Christenthum zeigt, eine sehr sonderbare Erscheinung in der Weltgeschichte"; dann glaubt er „die Zeiten vorüber, die aus innerm Antriebe kirchliche Gebäude schufen wie diesen Dom", und schließt mit einer Abhandlung über die religiösen Verhältnisse der Gegenwart, in welcher er „dem Geiste der christlichen Religion die ewige Dauer nicht abspricht", was dankbar zu erkennen ist und gewiß vielen Lesern zum Troste gereichen wird. Sollten außerdem Letztere zu wissen wünschen, wer die Kirche ist, so belehrt sie der Verfasser daß die Kirche nicht blos aus den Geistlichen, sondern aus dem ganzen Volke besteht. Und wollen Papst und Bischöfe dies nicht begreifen, „wollen sie", sagt der Verfasser, „nicht mit der Zeit und dem Volke gehen, so wird", prophezeit er, „das Volk ohne sie gehen!"

Es ist früher ausgesprochen daß der Verfasser sich durch sein ganzes Buch gleich bleibt, Auffassung, Behandlung und Vortrag überall dieselben sind. Welchen Charakter sie tragen, dürften die ausgehobenen Stellen mehr als angedeutet haben. Macht es sich daher auch unnöthig ihn ferner Schritt für Schritt von Köln nach Ostende, von da nach London, von London nach Paris und von Paris nach Nürnberg zu begleiten, so muß es doch für ein starkes Pochen auf die Geduld des Lesers erklärt werden, wenn er unter Anderm ihm bei der Londonbrücke zu beweisen sucht daß nicht „eine höhere Vervollkommnung die Triebfeder sei, welche dieses Rennen, diese Thätigkeit hervorrufe" daß es „der Magen sei der befriedigt sein wolle, das bischen Leben!" (S. 130—132). Oder wenn er beim Buckinghampalaste die Vorzüge des Werbsystems vor dem „Aushebungswesen" erörtert, indem bei jenem „der junge Mensch der nicht wisse wo aus und ein zum Militair gehe und damit versorgt sei" (S. 188—191). Oder wenn er im Krystallpalaste bei einem dem Alderman Salomons von der londoner Judenschaft geschenkten silbernen Candelaber sich drei Seiten lang (256—258) „wundert, wie ein Volk das seinen allgemeinen bekannten Grundsätzen und seiner ganzen Geschichte nach bis auf die letzten Jahrzehnde herauf das interessanteste war welches die Weltgeschichte aufzeigt, immerfort an die Toleranz appelliren könne". Oder wenn er die zehn ersten Seiten

des zweiten Bandes mit der Frage füllt: „ob die Engländer bei der ungeheuern Ausdehnung ihrer Industrie denn auch glücklicher als die Bewohner Deutschlands oder Frankreichs?“ und seine Unkenntniß des englischen Reichthums mit den Worten belegt: „Der größere Theil dieses englischen Reichthums ist ein ziemlich unsicherer, denn er besteht weniger in Realitäten als in Papieren der englischen Staatsschuld; käme das Land einmal in die Lage die Zinsen dieser ungeheuern Schuldenlast nicht mehr aufzubringen, so würde es in England nur noch wenige reiche Leute geben.“ Oder wenn er im Gespräch mit einem Deutschen, welcher „behauptet, die Deutschen seien ein politisch unfähiges Volk, Börne habe recht gehabt sie Bedientennaturen zu nennen, etwas tief ausholt, um seinen Beschuldigungen zu begegnen“, und dies damit thut daß er die Römer und Griechen tadelt, weil „sie das politische Leben gewissermaßen als die Hauptaufgabe menschlicher Thätigkeit behandelten“ (S. 117—124), hierauf aber sich darüber ereifert daß „die englische Politik einen echtchristlichen Charakter haben solle“ (S. 125—128). Oder wenn er ein Capitel über das englische Schul- und Universitätswesen einschaltet, wobei er der Erfüllung seiner „Bitte an die schönen Leserinnen, dieses Capitel zu überschlagen, denn es ist etwas langweilig“ (S. 153—173), aus demselben Grunde auch von Lesern versichert sein kann. Oder wenn er vorbringt, warum er „die erfurter Glocke nie gesehen, daß der Rheinfall und der Staubbach ihn gar nicht befriedigt und daß er es sich schon lange bei Reiseschilderungen zur Regel gemacht, ein Drittel oder die Hälfte von den Herrlichkeiten abzuziehen“ (III, 57—59). Oder wenn er auf Veranlassung einer Scene im Hofe einer der Messagerien zu Paris sich von S. 74—90 über die Geistlichkeit im Allgemeinen, über deren Verhältniß zur jetzigen Zeit und über die Ursachen des Verfalls der Religion ausläßt. Oder wenn er bei Erwähnung der Katakomben eine Vorlesung hält über „die aus der persischen Lehre im Zendavesta auf die Juden und von diesen auf die Christen übergegangene Lehre von der Auferstehung des Leibes und den Glauben an Unsterblichkeit“ (S. 245—249). Oder wenn er nach der Aufführung des „Prophet“ in der Großen Oper meint, „es möchte den Lesern vielleicht nicht uninteressant sein über das Ende des Johann von Leyden einige geschichtliche Einzelheiten“ zu erhalten, und diese sehr unnöthig liefert. Oder wenn er auf dem Rhein hinab nach Manheim beim Anblick überschwemmter Dörfer der nicht unglaubhaften Vermuthung: „Hier hatten sich die Bewohner wol flüchten müssen“, die Frage folgen läßt, „wie solche Erscheinung mit einer allweisen und allgütigen Vorsehung zu vereinigen“ sei, und darauf S. 410—414 verwendet. Oder wenn er, weil in Heidelberg die Jesuiten das Tagesgespräch bilden, seine betreffende Ansicht abgibt.

Und noch ein volles Dutzend ähnliche Oder, ungezählter Declamationen zu geschweigen, mit denen der Verfasser besonders in Paris Verschwendung treibt. Er erblickt die Siegesgöttin, einen Lorberkranz in beiden Händen, auf der Palmbrunnensäule und declamirt in langen Sätzen (III, 40—46): „Lorbern oder, was Dasselbe sagt, la gloire! es ist das Höchste was der Franzose kennt!... Ruhm! Worin besteht der Ruhm?... Und was war das Ende der Napoleon'schen Kriege? Daß das Ausland in Frankreich einfiel und freilich nur allzu gemäßigt auftrat, um der hochmüthigen gloire Das entgelten zu lassen was sie an den Nachbarländern reichlich verschuldet hatte. Gewiß, die gloire hätte nach dem alten Sprüchwort: «Wer zuletzt lacht, lacht am besten», wol Ursache etwas gemäßigter aufzutreten!“ Bei der Brücke von Jena denkt der Verfasser (S. 68) an „Blücher, der sie 1814 ihrer Benennung wegen sprengen lassen wollte; man versprach ihr einen andern Namen zu geben; sie heißt aber immer noch Pont de Jéna. Da es mit der Schlacht bei Jena immerhin doch beim Alten geblieben wäre, so hat dies zuletzt auch Nichts zu sagen. Die Preußen mögen dergleichen nur durch ähnliche Benennungen quitt machen. Es hat auch sein Gutes, wenn ein Volk an seine Schwächen erinnert wird; umsoweniger schläft es ein.“ Der Verfasser wird angebettelt und meint S. 155—158: „daß ein so unruhiges, erfinderisches Wesen wie der Mensch in beständiger Thätigkeit gehalten werden müsse um nicht auf tausend Abwege zu gerathen; daß es also eine weise Einrichtung sei, wenn ihm sein Magen diese Aufgabe einer beständigen Thätigkeit wirklich gestellt hat, möchte wol gern zugestanden werden. Aber den meisten Menschen wird es doch gar zu sauer gemacht sich durch das Leben zu schleppen!“... In der Magdalenenkirche nimmt der Verfasser (S. 357) die gloire ein zweites mal vor. Ein Gemälde stellt dort die Krönung Napoleon's dar. Da Ghillany: „Es hätte nur des Commandos bedurft, so wären die französischen Armeen vor dem Bilde des Kaisers niedergefallen und hätten den Götzen angebetet der den Raubzug mit ihnen durch die Welt unternommen! Allerdings war es auch so übel nicht sich auf Kosten des Bürgers und Bauern füttern zu lassen, dabei noch den brutalen Herrn zu spielen und Carrière zu machen und zuletzt Nichts daran zu setzen als schlimmsten Falls ein bischen Leben das zu etwas Nützlicherm keinen Taug mehr geben wollte (sic!); aber unbegreiflich dumm ist doch die Welt daß sie solche Menschen, deren Weg über ausgesaugte Städte, verwüstete Ernten und rauchende Dörfer ging, auch noch mit gloire füttern konnte!“ Und als der Verfasser von Paris scheidet, er und sein Begleiter, erhebt er sich zu den drei unbeantwortbaren Fragen: „Was liegt der Stadt Paris daran, ob zwei Menschen kommen oder gehen und was zuletzt der Welt? Wie viele Millionen Füße sind schon durch diese pariser Straßen hingewandert, die jetzt alle spurlos von der Erde verschwunden sind? Wer kann sie alle zählen oder Notiz von ihnen nehmen?“ (S. 395).

Der Verfasser ist langweilig, ohne Zweifel. Aber ihm deshalb bös werden kann man nicht. Sehr natürlich. Man sagt sich immer, er ist ein gutmüthiger Schwätzer, womit Alles gesagt und erklärt ist. Und wie sollte er auch nicht gutmüthig sein, da seine Lebensphilopsophie lautet: „Laßt uns essen und trinken, denn schon morgen vielleicht sind wir todt!“ (I, 3); da der Magen und dessen Sättigung ihm Ziel und Ausgangspunkt aller menschlicher Bestrebungen sind, da er überall es sich trefflich schmecken läßt, stets treulich berichtend was er gegessen und was er getrunken und ob die Zeche theuer oder billig gewesen, und da man ihm die Wonne abmerkt mit welcher er nach London und Paris sich in Manheim niederläßt bei den „heimischen Kalbs-, Rinds- und Rehbraten, den Gänsevierteln und gebackenen Fischen, und Alles im Verhältniß um mehr als die Hälfte wohlfeiler!“ (III, 415).

Außerdem ist der Verfasser naiv, und über wen man lacht dem kann man nicht zürnen. Bald nach seiner Ankunft in London „erregen die schönen Läden seine gerechte Bewunderung. Nie hat er größere Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren gesehen. Die Himbeeren sind wie unsere Kirschen, die Erdbeeren wie Pflaumen“ (II, 123). Ihm wässert der Mund. Dann „sah er auch die schönsten, größten Trauben, wie er sie nicht schöner im südlichen Frankreich, Italien oder Meran gesehen, schon jetzt, in den ersten Tagen des Juli, zum Verkauf ausgelegt. Ein Zettel rühmte daß diese Trauben nicht fremd, sondern in englischen Treibhäusern gezogen seien.“ Der Mund droht überzufließen. „Aber“, drängt sich ein Seufzer hervor, „was mag solch eine Traube jetzt hier kosten?“ Ein zweiter Seufzer antwortet: „Vielleicht ein Pfund Sterling oder noch mehr.“ Dann die naive Bemerkung: „Der Preis stand nicht dabei.“ Armer Herr Dr. Ghillany, warum haben Sie nicht gefragt? In der Regel kosten solche schöne, große, englische Weintrauben um jene Zeit das Pfund 3½ Schilling, also nur ungefähr den sechsten Theil eines Pfund Sterling, oft weniger, selten mehr. Aber freilich ein Pfund solcher Weintrauben ist nicht viel und ißt sich schnell auf. In Paris wird der Verfasser von einem Bettler angesprochen: „er habe keine Arbeit, seit ein paar Wochen gar Nichts zu verdienen, hungernde Kinder zu Hause... Vielleicht“, sagt der Verfasser, „waren solche Menschen Taugenichtse, ich gab ihnen aber doch; denn ich konnte das nicht wissen!“ (III, 155). Naives Geständniß der Gutmüthigkeit,

welches zwar Niemand lachen machen, doch ebenso wenig erlauben wird dem Verfasser zu grollen. In der Deputirtenkammer ärgert er sich über das „wüste, fanatische Geschrei, das noch obenein ganz unnütz war, weil Niemand den Andern verstand". (S. 220). Anfangs bedauert er „den Präsidenten, der fortwährend so ganz vergeblich seine große Glocke in Bewegung setzte". Später aber denkt er, „wenn sie ihn nur noch mit faulen Aepfeln werfen würden, weil er sich nicht schämt einer solchen Versammlung zu präsidiren!" Ist das nicht naiv?

Drittens hindert der Verfasser ihm das Uebel der Langweiligkeit zur Sünde anzurechnen, da er es selbst empfunden und darunter schwer gelitten hat, folglich ein Leidensgefährte gewesen ist. Er stellt nicht in Abrede daß Vieles in seinem Buche dem Leser „manchmal etwas langweilig geworden" sein dürfte, und fährt fort: „Möge er sich mit mir selbst trösten und an jenen Literaten erinnern, der einer jungen Dame auf ihre Aeußerung daß seine neueste Novelle doch gar so wenig unterhaltend sei zur Antwort gab: „Nun, Verehrteste, wenn Ihnen schon das Lesen lästig wurde, so mögen Sie sich denken wie langweilig mir erst das Schreiben geworden ist."

Indessen geht der Verfasser in seiner bescheidenen Besorgniß den Leser zu langweilen einige Schritte zu weit. Er erwähnt im Vorwort daß und warum er dem Krystallpalaste mehre ansehnliche Capitel gewidmet, und nennt sie „trocken, wie es bei dem Stoff nicht anders möglich gewesen". So möge er von Jemand, welcher die Londoner Ausstellung hat entstehen, dauern und verschwinden sehen, die aufrichtige Versicherung entgegennehmen daß er seine diesfallsigen Mittheilungen nicht ohne Vergnügen gelesen und wenn auch selbst Nichts daraus gelernt, doch gegründete Ursache hat, sie der Beachtung zu empfehlen. Dasselbe kann im Allgemeinen von Dem gelten, was der Verfasser über die sogenannten Merkwürdigkeiten von London und Paris berichtet, nur freilich blos für Diejenigen welche weder beide Städte selbst besichtigt noch gute Beschreibungen davon eingesehen haben. Wer das Eine oder das Andere gethan, darf kaum hoffen vom Verfasser Neues zu hören. Er hat mit offenen Augen sich umgeschaut, richtig bemerkt und wahr beschrieben, doch nichts Anderes als was mit denselben geschichtlichen und statistischen Angaben sich in den zur Genüge vorhandenen Führern durch London und Paris verzeichnet findet. Wäre seine Darstellung anziehender als sie es schlechterdings nicht ist, bliebe sein Vortrag nicht häufig sogar hinter der Gewöhnlichkeit zurück, hätte er es mit einem Worte verstanden, Verschossenes frisch zu färben und Abgetragenes durch neue Gewänder zu ersetzen, so hätte seine Erwartung, daß „auch Derjenige der eine Stadt oder Gegend bereits aus eigener Anschauung kenne an der Seite einer andern Persönlichkeit in einem Buche die Wanderung gern noch ein mal mache", sich wol erfüllen können. Weil jenes nicht der Fall, wird auch dieses schwerlich geschehen. Demnächst soll der Ausspruch daß der Verfasser richtig bemerkt und wahr beschrieben keineswegs den ganzen Inhalt seines Buchs als wahr und richtig verbürgen. Zuverlässig in den Hauptsachen hat er in Nebendingen bisweilen geirrt. So, wenn er seine Wohnung in London „in einem benachbarten Privathause von Seyd's deutschem Gasthofe auf Finsbury-Square" als „mitten in der City, folglich im Mittelpunkte der Stadt" (I, 113 u. 118) gelegen bezeichnet. Erstens gehört Finsbury-Square nicht zur City, sondern liegt an deren Grenze, und zweitens ist die City nicht der Mittelpunkt von London. So, wenn er (I, 120) sagt, der londoner „Omnibus setze seine Passagiere mitten in der Straße ab und fahre in keine Nebenstraße". Erstens fahren alle londoner Omnibus in Nebenstraßen, dafern ihre Richtung dahin geht, und zweitens setzen sie ihre Passagiere unmittelbar am Trottoir vor dem dem Conducteur angegebenen Hause ab. So, wenn er von der Aufmerksamkeit der Stadt Paris gegen die dahin geladenen Ordner der Londoner Ausstellung rühmt daß dieselbe „bei dem großen Banket sogar zwei Lakaien und einen Jockey in weißer Perücke hinter den Lordmayor gestellt" (III, S. 345). Erstens standen allerdings hinter den Lordmayor drei Diener, aber er hatte sie von London mitgebracht; zweitens trug nicht allein der Jockey, sondern auch die zwei Lakaien weißgepuderte Perücken, und drittens war der Jockey kein Jockey, sondern der von der Lordmayorswürde untrennbare Inhaber des cap of maintenance oder der Schirmhaube, deren Symbol auch sein Haupt bedeckte u. s. w.

Schließlich sei noch erwähnt daß der Verfasser zehn Seiten (378—388) seines dritten Bandes Ludwig Napoleon gewidmet hat, damals Präsident. Ob er ihn falsch oder richtig beurtheilt, wird die eigene Ansicht des Lesers über den jetzigen Kaiser bestimmen. Jedenfalls ist die des Verfassers Letzterm mehr günstig als nicht und hat das seitdem Geschehene die Erwartung gerechtfertigt, welche er von ihm gehegt, wenn er sagt: „Daß sein Weg ein lebensgefährlicher sei, weiß er, ist aber auch entschlossen sein Leben an seinen Zweck zu setzen. Man mag daher im Augenblick der Entscheidung der kühnsten Schritte von ihm erwarten; er wird es vorziehen auf dem Schlachtfelde zu sterben und auf solche Weise ein Ende zu finden, wie es nach seiner Meinung des großen Oheims würdig ist, als auf die Krone zu verzichten und in das bescheidene Privatleben zurückzutreten." 11.

Aus dem Leben eines Glücklichen. Ein Roman von *Julie Burow*. Drei Bände. Königsberg, Samter. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin dieses hervorragenden Werks, durch drei schnell aufeinanderfolgende Arbeiten, deren Material anscheinend längst vorräthig lag, schnell zu nicht unbedeutendem Rufe gelangt, geht in diesem Werke darauf aus, uns anschaulich zu machen daß der Quell alles Unglücksgefühls im Menschen in seiner Leidenschaft, der Quell alles Glücks in seiner Opferfähigkeit für Andere, in rechtzeitiger Resignation zu finden sei. Vom ethischen und vom subjectiven Gesichtspunkt aus hat die Verfasserin Recht; vom philosophischen Standpunkt aus und in objectiver Weltanschauung hat sie Unrecht. Die Sache ist einfach. Hätte die Gottheit den Menschen leidenschaftslos *gewollt*, so würde sie ihn leidenschaftslos geschaffen haben. Die Zwecke aber, die Weltgesetze welche sie bei Erschaffung des Menschen im Auge hatte, wären unerfüllt geblieben, ja sie wären mit sich selbst in Widerspruch getreten. So einfach die Beweisführung ist daß die Leidenschaft ein von Gott gewollter Seelenzustand des Menschen im Großen und Allgemeinen sei, aus dem das Geschlecht eben seine Dauer und seine Regeneration schöpft und in dem es zur Freiheit erzogen wird, so schwer wird es immer halten, einer Frau wie die Verfasserin ist diesen Satz einsichtlich oder doch überzeugend und maßgebend zu machen. Denn eben hierin erblicken wir die *naturwüchsige* Schwäche des Frauengeistes daß er die subjective Weltanschauung immer über die objective, das Gefühl über das Gesetz des Geistes stellen muß und deshalb zur Auffassung des Universums als eines Organismus, der Erde und Geist, Geschöpf und Schöpfer zugleich insichschließt, eben nicht zu gelangen vermag.

Von dieser „naturgebotenen" Schwäche ist denn auch die Verfasserin dieser drei Bände nicht frei. Sie ringt danach ein Weltgesetz für irdisches Leid und irdische Freude zu entdecken, und sie findet — nun, was denn? eine Maxime für den *einzelnen Menschen*, für das *Subject*! Aber sie vergilt diese Schwäche, sie vergütet diesen Mangel mit entzückenden Vorzügen, ja mit allen Reizen die eine tieffromme Seele, eine eindringende, tiefe, liebevolle Weltbetrachtung, große Erfahrung, großer psychologischer Scharfblick, viel künstlerische Bildung und ein unendlicher, schrankenloser Geist der Liebe nur irgend gewähren kann! Mit einem Wort, sie hat kein System der Glückseligkeit, aber sie hat einen vortrefflichen Roman geschrieben; sie hat keine eudämonistischen Entdeckungen gemacht,

allein sie hat dem einzelnen Leser einen goldenen Faden gereicht, an dem er sich aus dem Labyrinth der Leidenschaft herausfinden kann, wenn er ihn fest in der Hand hält. „Wisse daß du nur glücklich bist in dem Maße, als du dich redlich bemühst Andere glücklich zu machen“, das ist ihr goldener Faden.

Wen nimmt sie nun zum Träger ihrer Glückseligkeitslehre? Ein mitleidswerthes Wesen, den armen, buckeligen und lahmen Paul, dem Gottes Wille obenein, indem er ihn durch Misgestaltung schwer traf, alle Leidenschaften der Jugend, Schönheit und Gesundheit in die Brust legte. Armer Paul, glücklicher Paul! So denken und fühlen wir auf jeder Seite. Dieser mit seiner eigenen Erdenlast ringende gefühlvolle Geist, diese Seraphsseele im Körperkerker, zu welcher Höhe der Reinheit und Opferfähigkeit steigt er aus schweren Kämpfen empor! Wie selig überschaut er endlich die Schlachtfelder der eigenen und der fremden Leidenschaft, wo Seelen wie Trümmer und Leichen daliegen, die er noch kurz zuvor beneiden mußte. Wie ungläubig, wie erstaunt steht er endlich, seines eigenen Werths unkundig, vor der Seele die ihn liebt, ihn, den vor Allen Geläuterten und Entwickelten! Es ist ein köstliches Bild, dieser arme glückliche Paul!

Aber nicht er allein gewährt uns den reinen Genuß eines fertigen Kunstwerks menschlicher Phantasie; in seinem Gefolge erscheint eine lange Reihe seltenster und merkwürdigster Charakterbilder. Und hier treffen wir neben andern auf den größten unter den Vorzügen der Verfasserin. Eine so scharf gezeichnete, wahrheits- und lebensvolle Galerie von Charakteren hat kaum eine andere Dichtung unserer Tage aufzuweisen, und kaum Gutzkow, kaum Wilibald Alexis enthalten in neun oder fünf Bänden einen ähnlichen Reichthum an fesselnden Charakteren, wie diese drei Bände ihn bieten. So scharf, mannichfaltig, selbstschöpferisch charakterisirt keine andere Frau, so kühn und maßvoll zugleich zeichnen wenig Männer. Es ist eine unvergleichliche Galerie, diese Mutter und ihr Sohn, Paul Flemming, dieser alte Professor Wald und seine Familie, diese Rosa und ihre Schwester Charlotte, dieser Prinz Victor, ihr Geliebter, diese Linda und der schöne Waldow, dieser Oberst Horst und dieser Hercules-Silvester! Gestalten, von denen jede neu, vollkommen kunstberechtigt und bewundernswerth frisch und lebendig vor uns steht.

Neben dem Verdienst neuer und maßvollster Charakteristik ist des Vorzugs natürlichster, ja naivster Erfindung und Führung der Fabel zu gedenken, durch den die Verfasserin hervorragt. Alles was vorgeht trägt so entschieden den Stempel der Einfachheit und Naturwahrheit an sich daß wir das Wirken der Phantasie gar nicht wahrnehmen; es klingt wie gestern Erlebtes, kunstlos, ja schüchtern vorgetragen, so wahr und wirklich in seinen Voraussetzungen und Bezügen daß wir zu dem Irrthum verleitet werden, so könne Jeder erzählen! Dazu kommt, was die Diction betrifft, eine seltene Keuschheit und Kunstlosigkeit des Ausdrucks, die Alles vermeidet was dem Leser wie Phrase klingen könnte. Kein Gefühl sucht einen Ausdruck über seinem Niveau, ja wir werden, indem wir dieser fesselnden Familienchronik zuhören, diesem gemüthvollen, behaglichen Erzähler, der an die Wirkung seines Vortrags gar nicht zu denken scheint, kaum an die Aufgabe eines Romans erinnert. In dieser anscheinenden Kunstlosigkeit aber liegt eine gewaltige Wirkung: die großen, hier gezeichneten Leidenschaften werden durch die Ruhe des erzählenden Augenzeugen nur noch größer; sie wachsen in dem Maße als er selbst, der arme Paul, sie zu mildern und verzeihlich darzustellen sucht, wenn alsdann plötzlich in einer Zeile hervorbricht daß er selbst unter der Wucht derselben Leidenschaften sich krümmt und fast erliegend kämpft. Diese Stil- und Darstellungsweise ist ebenso originell als machtvoll, wir finden ein Vorbild dazu nur in dem Franzosen Bernardin de St.-Pierre in „Manon Lescaut“ etwa.

Bei so seltener Begabung, verbunden mit soviel nicht gewöhnlicher Bildung im Gebiet der Wissenschaft, kann der Verfasserin eine weitverbreitete Anerkennung nicht fehlen. Wie in Goethe's „Wahlverwandtschaften“, vielleicht ihrem Vorbilde, jene classische Parkanlage, so läuft neben der Geschichte edler und irrender Herzen hier die Geschichte der Gründung einer großen Colonie her, welche uns durch sänftigende Naturbetrachtung von der Seelenbewegung erlöst, die so gewaltige Leidenschaften oft stürmisch in uns aufrufen. Es ist ein schönes Zeichen von dem Kunstgefühl der Verfasserin daß sie eine solche Sänftigung des pathetischen Elements ihrer Erzählung nöthig erachtet und so glücklich aufgefunden hat; unsere Achtung vor ihrer Kunstbildung wächst dadurch nicht wenig, sie hat durchaus die Probe des „schönen Maßes“ bestanden!

Um nicht aus der kritischen Rolle zu fallen, suchen wir nach so vielem Lobe nach einem Tadel! Wir finden keinen der nicht ganz offenbar der absichtlich grämelnden Kritik anheimfallen würde; denn selbst Rosa's grelle Verirrung, Waldow's allzu großer Leichtsinn, Charlottens allzu weitgreifende Selbständigkeit, sind sie nicht psychologisch begründet oder versöhnen sie nicht durch Reue, Buße und Umkehr das sittlich verletzte Gemüth vollauf?

Doch wir sehen ein daß wir dem Leser unbefriedigende Aphorismen geben, wenn wir nicht auf den Inhalt der vorliegenden Erzählung etwas näher eingehen und ihren Hauptinhalt mindestens in einer Skizze zusammenfassen, die dem Urtheil zugrundezulegen ist. Wir haben schon angedeutet daß der Hauptreiz dieser Erzählung in einer eigenthümlichen Mischung von **Leidenschaft** und **Gemüthlichkeit** zu finden ist. Der erste Band ist nun fast ganz den gemüthlichen Zuständen der Familien Flemming und Wald gewidmet. Paul Flemming, der Erzähler, ist der Sohn einer schönen Mutter und eines verkrüppelten Vaters, aber edelherzig, geistvoll, hochgebildet. Dieser, ein Arzt und Menschenfreund, stirbt als Paul fünf Jahr alt ist; seine letzten Worte waren: „Sieg, Sieg des Geistes über die Materie — ich war nützlich, glücklich, geliebt.“ Der Erzähler schildert sich selbst: „Meine Gesellschafter sind die Blumen meines Gartens und mein Hund, der auf den Namen Freund hört. So lebt' ich, ein Einsiedler, inmitten der Menschen. Ich kenne nicht die Freuden der Jugend, denn kränklich durch die Verbildung meiner Brust war ich stets von ihnen ausgeschlossen. Ich kenne nicht die Herrlichkeiten der Welt, denn meine Lahmheit fesselt mich fester als die Kette eines Sklaven an einen sehr beschränkten Raum. Und dennoch bin ich nicht unglücklich.... In meiner misgestalteten Brust schlägt ein Herz das sich oft und innig freut. Meine Gedanken tragen mich auf goldenem Fittig über Land und Meer, ja nicht selten weit hinweg von der Erde. Der Lichtstrahl ist die goldene Brücke die mein Auge mit den ernsten Sternen verbindet, und sie ist fest genug für meine Träume. Und meine Liebe? Der Strom der seine Quellen vom Himmel empfängt? Bei mir ist dieser Strom in tausend kleine Bäche zerflossen, die Alles was ich sehe überrieseln und ihre silbernen Perlen auf jedem Blatte und jeder Blüte zurücklassen. Ich liebe was mein Auge sehen, mein Arm erreichen kann, denn ich liebe **Gott**. Das Weltall ist ja sein Kleid, und wenn ich meine Lippen leise in den Kelch einer Rose drücke, wenn ich meinen Blick in den Teppich einer Wiese versenke, so berühre ich den Saum seines Kleides und bin glücklich! Ich kenne das Glück, und dies Glück ist die Sehnsucht nach dem Ewigen.“

Und dieser zarte Geist soll sich nun an den Kämpfen des Lebens stählen und bewähren! Zunächst wird ihm die tüchtige, seltsame, aber kräftige Natur seines Oheims Wald, eines naturkundigen Sonderlings, der in einem Gewächshause residirt und zwei wie Urmenschen erzogene Töchter hat, entgegengestellt. Die Familie im „Raphause“ ist eine Zeichnung von großem Talent. Eine knabenhafte Frage Paul's bringt den seltsamen Oheim zunächst dahin daß er die Mutter seiner Kinder ehelicht, und wir sehen bald daß die kleine Tina, das seltsame Waldtöchterchen, den sanften Paul liebt. Hier eine kleine Probe von dem wunderlichen Wald. Franz berichtet: „Der Herzog von

Orléans ist durch Lafayette zum König der Franzosen gemacht." „He, he", ruft Wald. „O Komödie der Geschichte! Der Sohn von Philipp Egalité empfängt jetzt die Krone, wegen welcher sein Vater umsonst die Kunst übte, sich selbst ins Gesicht zu spucken, und das ist das Resultat von soviel vergossenem Blut und soviel zerstampften Ernten! O Erde, Erde.... „Ei Vetter, kämpft nicht das Menschengeschlecht sich seit Jahrtausenden durch Nacht zum Licht und wird es nicht immer heller?"... „Möglich, möglich", sagt Wald, „aber pflanze einen Baum, er wächst während du schläfst und bringt zehn Generationen nach dir Schatten. Pflege das Samenkorn einer Wissenschaft, und eine Wunderblume kann daraus erwachsen, die eine neue Welt in ihrem Kelch trägt. Uebe mit Ernst eine Tugend und dein Wille wird — — hm!"

Unter der Führung dieses Franz und dieses Vetters wächst Paul heran. Doch wir haben einmal aus seiner Bildungszeit zu citiren angefangen und müssen hieraus noch eine Probe beibringen. Der schöne Waldow, des Präsidenten Sohn, dem Paul das Leben gerettet, wird sein Freund für das Leben. „Darf ich ihn zu dir bringen?" fragt er den Vetter Wald. „Was ist das für ein Kauz?" entgegnet der. „O er ist gut und schön und herrlich wie ein junger Eichbaum oder ein Frühlingsmorgen."... „Halt, genug und zu viel", sagt Wald, „eine Treibhauspflanze der großen Welt, die paßt wenig in meine Treibhäuser." „Er wünscht dich kennen zu lernen, dein Laboratorium, deine Blumen...." „Um über meine Drillhosen und meinen Schafpelz zu lachen und mich zu fragen, warum man die Sonnenfinsterniß, die dies Jahr in Neuholland sichtbar ist, nicht auch in Preußisch-Holland zeigen könne? Nein, Paul, ich und die vornehmen Leute haben Nichts miteinander gemein." Waldow kommt jedoch. „Ein seltsamer Kauz, dein Vetter", sagt er zu Paul. „Ein guter, grundgelehrter Mann", entgegnet der. „Weißt du, Paul, daß er und mancher Gelehrte mir so nutzlos vorkommt wie ein Obstbaum auf einer wüsten Insel, oder besser, wie jene Meilensteine an der Chaussée, auf denen geschrieben steht: 35¾ Meilen nach B. u. dergl. Sie fördern uns von allen den Meilen die sie zu nennen wissen keinen Schritt." „Wie, sagte ich, Hans, ist das Wissen nicht an sich schon eine Förderung?" „Was nützt es dem Manne", sagte er, „daß er jeden Knöchel an seiner Hand lateinisch zu nennen weiß oder die arabischen Namen aller der hübschen Sterne am Himmel kennt? Werden seine Finger dadurch schöner oder geschickter, glänzen die Sterne darum heller? All dieser Wissensplunder ist wie die Steine womit die Schiffer ihre Schiffe belasten, wenn sie nicht mit brauchbaren Dingen belastet sind." „Aber was soll der Mensch denn wissen, Hans?" fragte ich traurig. „Was ihm oder Andern nützt. Siehst du die Kirche, Paul, ich möchte sie gebaut haben, siehst du den Weg dort mit den schönen Obstbäumen, ich möchte sie gepflanzt haben; ich möchte Recht zu sprechen verstehen in allen streitigen Fällen; ich möchte Gelegenheit haben mein Blut zu verspritzen für unsern angestammten König."... Ich war innerlich betrübt, das Alles konnte ich nicht erlernen; auch kam es mir, ich wußte selbst nicht warum, fast kleinlich vor gegen Vetter Wald's Beschäftigungen. Den Traurigen zieht die Mutter liebevoll an sich. „Laß dich die Ansicht eines thatkräftigen Menschen nicht niederdrücken, mein Sohn", sagte sie mild, „sie ist nur halb wahr. Durch Anwendung seiner Kraft dem Nebenmenschen zu nützen ist nur die eine Hälfte unserer irdischen Bestimmung. Sieh' auf! Es wandeln die Sterne ihre Bahnen, mein Sohn, und der Mensch ist fähig diese Bahnen zu erkennen. Es weben die kleinsten Insekten sich herrliche Wohnungen, und der Mensch ist fähig sie zu bewundern; aber die Fähigkeit das Größte und Kleinste in der erschaffenen Natur zu erkennen ist uns zu dem erhabensten Zwecke des Menschendaseins gegeben. In der Tiefe jedes Menschenherzens lebt die Ahnung des Ewigen und Unerschaffenen, aber seine Macht, seine Weisheit, seine Größe, seine Liebe erkennen wir allein aus der Erkenntniß des Erschaffenen. Durch alle menschliche Weisheit zieht sich wie ein goldener Faden die Erkenntniß Gottes aus der Natur der erschaffenen Dinge.... Indem du das Leben, die Genußfähigkeit des kleinsten Thiers, die Zartheit der unscheinbarsten Pflanze kennen lernst, wirst du die Liebe Dessen ahnen der für jedes seiner Geschöpfe sorgt, der ewig ist und sich unendlich offenbart." Hierauf tritt nun auch Franz hinzu, um zu zeigen wie der Wissenschaft denn auch das unmittelbar Nützliche entfließt, und Paul ist getröstet. Wir haben mit Absicht hierbei verweilt, um dem Leser eine größere Probe davon zu geben, wie die Verfasserin ihre Streitsätze aufstellt, beleuchtet, abschließt, zugleich aber auch in wie naivem und anmuthsvollem Stil dies geschieht. Wir kehren nun zur Geschichte Paul's zurück. Der erste Blitz der Liebe fällt durch die schöne Linda in seine Seele, als das arme Seiltänzermädchen durch die Bosheit Silvester's verunglückt und von Paul's Mutter in ihr Haus aufgenommen und gepflegt wird. Dann folgt die liebliche Rosa, des alten Oberst Horst junge Frau. In dem Bilde und dem tragischen Geschick dieser jungen Frau hat die Verfasserin alle ihre Kraft der psychologischen Ergründung wie der romantischen Darstellung concentrirt; sie bildet in der That den Mittelpunkt der Erzählung. Aus Convenienz mit dem trefflichen, aber bejahrten Oberst, einem Ehrenmanne durch und durch, verheirathet, lebt sie sorglos, glücklich dahin, bis Paul's Freund, der schöne Waldow, sich für ihren Reiz entflammt. Waldow, eitel, ein Weltkind, grundsatzlos, aber nicht schlecht, bricht durch alle Schranken, gewinnt und verführt die arglose Rosa, indem er zu gleicher Zeit mit Linda einen leichtsinnigen Roman durchführt. Er bricht zwei Herzen oder eigentlich drei; denn der alte Oberst, die Verirrung seiner Frau erkennend, aber um der Welt willen seine Ueberzeugung gewaltsam bekämpfend, stirbt in einem Moment furchtbaren Seelenkampfes an aufbrechenden Brustwunden. Rosa und Linda sind durch Waldow elend geworden und Paul, der Beide rein und zärtlich liebt, hat nun zu helfen, zu trösten. Das ist sein Fach, sein Beruf; denn der arme Krüppel steht allerdings, von der in ihm gefesselten Psyche getragen, auf den Höhen der menschlichen Empfindung. Jenen irrenden Schönheiten gegenüber, die er durch Körperreiz so namenlos elend werden sieht, denn auch Waldow wird durch seine Siege tief unglücklich, preist er seine Ungestalt und lobt Gott dafür. Die ergreifende Geschichte, mit tiefem Pathos, doch vollkommen naturwahr erzählt, entwickelt sich dahin daß Waldow verschwindet, Rosa in ein Leben wahrster und heiligster Reue zurückkehrt, Linda ihre Kometenbahn weiter wandelt und endlich noch ein mal gereinigt an unserm Horizont erscheint. Offenbar will die Verfasserin uns für beide irrende weibliche Seelen zu einem milden Urtheil stimmen, und dies gelingt ihr. Neben Rosa tritt eine andere Schwester, Charlotte, in den Vordergrund der Erzählung, in der die Verfasserin ein nicht minder eigenthümliches als poetisches Charakterbild geliefert hat, das an sich allein ihr Talent zu bewähren vermag. Charlotte zeigt bis zu welchem Maße eine Frau ihre Unabhängigkeit vom Urtheil der Welt zu behaupten vermag, ohne an unserer Achtung zu verlieren. Flößt sie doch selbst dem strengen und rauhen Schwager Horst Respect ein. Und diese Charlotte, eine schöne, fast nonnenhafte Erscheinung, hat dem Prinzen Victor, dem edelsten Manne, ihr Herz geschenkt und lebt mit ihm als seine Geliebte, bis die Umstände der Welt ihn zwingen eine standesmäßige Ehe einzugehen, worauf Charlotte, starken Herzens, ohne Reue und befriedigt im vergangenen Glück sich heiter von ihm trennt. Dies reine und trotz allem Schein keusche und seltene Wesen gehört zu den erhabensten Bildern die ein weiblicher Pinsel anlegen kann. Im Lauf des Gesprächs nennt sie der Schwager neckend eine Emancipirte. „Ich ließe mir es gefallen", entgegnet Charlotte, „daß Sie mich eine «sich Emancipirende» nannten, denn die Kämpfe für meine Stellung sind noch lange nicht ausgekämpft." „Ach Lottchen," sagte Rosa fast betrübt, „du solltest dich so nicht nennen. Die Welt verbindet so viel häßliche Begriffe mit dem Wort."... „Beruhige dich meinetwegen, liebe Rosa", entgegnete die Jüngere. „Ich fürchte, wie du weißt, den Spott der Welt nicht im

mindesten, und du darfst nicht fürchten daß ich je etwas Häßliches oder Lächerliches begehen werde. Ich mag das Herkommen verletzen, meiner Natur nach aber muß ich doppelte Rücksicht auf das Moralgesetz nehmen. Was ich will ist einfach; ich will befreit sein von den kleinlichen Gesetzen die der Wunsch zu gefallen meinem Geschlechte auferlegte." Das klingt gering, und doch ist es das Ungeheuerste was ein Weib erstreben kann; ja es ist nicht weniger als die gänzliche Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. „Hm", meinte der Oberst, „inwiefern das, schöne Schwester?" „Zu gefallen, Ihrem Geschlechte zu gefallen, mein würdiger Bruder", entgegnete sie, „ist bisjetzt der einzige Lebensberuf des Weibes in der Gesellschaft gewesen." „Aber ich bitte, das ist ja barer Unsinn. Ihre Lebensbestimmung ist: Gattin, Mutter, Hausfrau zu werden." „Was wir Alles nicht werden, wenn wir vorher nicht so glücklich gewesen sind Einem Ihres Geschlechts zu gefallen, der uns die Ehre erweist, uns in unsern Lebensberuf einzuführen.... Das ist die Kette die das Geschlecht bindet; wollte das Weib nicht diesem Zuge folgen, sondern dem reinmenschlichen Bestreben, mit sich selbst in Einklang zu kommen, die bürgerliche Gesellschaft nähme eine andere Gestalt an." „Ja, aber sehen Sie", sagte der Oberst, „das ist ja die Sache. Wer zwingt denn die Frauen uns gefallen zu wollen? Doch wol ihre eigene weibliche Natur?... Doch ihr eigener Sinn, nichts Anderes." „Nichts Anderes", sagte Charlotte mit unbeschreiblicher Bitterkeit. „Und Hunger und Dummheit?..." „Ei der Teufel", rief der Oberst, „das ist neu!" u. s. w. Auch hier gewahren wir wieder das eigenthümliche dialektische Talent welches die Verfasserin auszeichnet, die naive Färbung ihrer Thesen.

Den Hauptinhalt der Erzählung haben wir hiermit dem Leser angedeutet. Alles Uebrige ist mehr oder minder Beiwerk, in welchem jedoch die bewundernswerthe Zeichnung der Mutter unsers Paul, die treffliche Charakteristik des wilden Silvester und seiner Genossen, Paul's Thätigkeit als Gründer seiner Colonie, Waldow's Geschick als Gatte einer Indierin, der prächtige Vetter Wald und endlich die reine Seelenliebe der kleinen Tina Wald, die unsern armen Paul. schließlich beglückt und für soviel Entsagung belohnt, besonderer Erwähnung werth sind. Denn auch Proben von seltener psychologischer Ergründung der tiefsten Schichten der Gesellschaft und von der Denkweise der Lasterhaften und Verworfenen in dieser Schicht bringt uns die reich ausgestattete Erzählung dar, wenngleich wir den nächtlichen Einbruch bei Wald mit seiner elektrischen „Abwehr" für etwas allzu phantastisch erfunden erachten möchten. Rechnen wir zu alle Dem nun eine einfach, aber tiefempfundene Naturmalerei, bei der die Verfasserin durch seltene botanische Kenntnisse unterstützt wird, so haben wir in dieser trefflichen Erzählung so ziemlich Alles beisammen was von Foderungen an einen guten Roman gestellt werden kann: eine anziehende Geschichte, tiefe Leidenschaft, glänzende, treffende Charakteristik, eigenthümliche Lebensauffassung, sittlichsten Standpunkt, blendende Beleuchtung wichtiger Thesen der Lebensphilosophie, einen allbefriedigenden Ausgang, Stil und Darstellung in trefflichen Naturbildern. Es wäre überflüssig hiernach noch etwas zur Empfehlung dieses Buchs beizufügen, allein das wollen wir doch noch anmerken daß unsers Bedünkens der Jugend beider Geschlechter kaum ein bildenderes Buch als das vorliegende ist in die Hand gegeben werden kann. 17.

Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, von 1779—1795. Ein Lebensbild aus den letzten Jahrzehnden des Deutschen Reichs von Bernhard. Tübingen, Laupp. 1852. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser ist der Ansicht daß die letzten Jahrzehnde des Deutschen Reichs, welche, abgesehen von den glänzenden Persönlichkeiten eines großen Friedrich und Joseph II. den Deutschen meist ziemlich unbekannt sind, mehr Wichtigkeit für uns haben als die Zeiten der Hohenstaufen. Er stützt diese Ansicht auf die Wahrnehmung daß man jetzt in gewissen Kreisen und Regionen mit Vorliebe auf die Zeiten vor 1806 und 1789 zurückgeht. „Man verspricht dort die alten soliden Fundamente der Gesellschaft und des Staats nicht etwa erst zu legen, sondern aus dem Schutte der Zerstörung aufzufinden und aufzudecken. Und es ist ganz richtig daß jene Zeit vor Stein, vor Robespierre, nach der Wahrheit dargestellt, uns aufs klarste zeigt wie der Adel in Deutschland blühte und waltete, als er nicht nur aller Orten den Fuß auf dem Genick, die Hand in dem Beutel des Bürgers, sondern auch manchen Orts den Fürsten im Bann seiner Vorrechte hatte." Um wieder zu diesen vielfach ersehnten Zuständen zu gelangen, genügt es aber nicht, blos bis auf 1789 zurückzugehen; denn damals war das Deutsche Reich schon nicht mehr durchgängig in der eigenthümlichen Beschaffenheit, in welche es durch den Westfälischen Frieden versetzt worden. Erst wenn Deutschland auf den Standpunkt von 1648 zurückgebracht ist, läßt sich erwarten daß man überall wieder in den Vollgenuß der verlorenen Privilegien eintreten wird. Dieser Erfolg würde für die innern Verhältnisse Deutschlands nicht ausbleiben und Manchem der jetzt unzufrieden ist sehr wohl behagen. Freilich wird auf der andern Seite behauptet daß der Westfälische Friede, indem er zum alleinigen Vortheil des Auslandes allen Fürsten, auch den kleinsten, volle Souverainetät und Selbständigkeit in der äußern Politik garantirte und ihnen das Recht einräumte, selbst mit Reichsfeinden gegen das Reichsoberhaupt Bündnisse zu schließen, nicht nur über Deutschland unsagliches Elend verbreitete, sondern auch den Charakter mancher Fürsten vergiftete und sie vaterlandsverrätherischen Intriguen preisgab. Solche Aeußerungen werden nicht etwa blos von landflüchtigen demokratischen Fürstenverschlingern gethan; der sehr loyale und „edle Ritter" Prinz Eugen, der aus Haß gegen den Westfälischen Frieden keinen westfälischen Schinken auf seiner Tafel duldete, sprach sich noch viel energischer aus, als die deutschen Fürsten ihn bei der Vertheidigung der Landesgrenzen im Stich ließen. Er nannte jenen Frieden ein Machtgesetz des Auslands über Deutschland, ein Gesetz wodurch die Pflichtvergessenheit der einzelnen Fürsten gegen das gemeinsame Vaterland garantirt werde. Ein aus so vielen schiefen Theilen zusammengesetzter Körper könne nicht den reinen politischen Sinn haben, zu seiner Selbsterhaltung etwas Männliches zu thun. Deutschland bleibe eine Milchkuh seiner Gewalthaber, solange es lieber Alles dulde als daß es Muth fasse, solange es seine Stärke nicht zu benutzen wisse. So sprach der alte Kriegsmann, der „edle Ritter", ohne etwas an der Sache ändern zu können, und das Heilige Deutsche Reich siechte in altersschwacher Ohnmacht noch fernere hundert Jahre, bis Napoleon's eiserne Faust ihm den Gnadenstoß gab.

Ob es eine dankbare Arbeit ist, „Lebensbilder" aus den letzten Jahrzehnden eines absterbenden Reichs vorzuführen, mag zweifelhaft erscheinen; eher erwartet man aus solchem Stoffe „Krankheitsgeschichten". Gleichwol hat der Verfasser des obengenannten Buchs eine im Vergleich zu den übrigen Körpertheilen noch ziemlich erträgliche Stelle herausgefunden und dieselbe als besonderes anatomisches Präparat dem Publicum zur Schau gestellt. Es ist das bamberger und würzburger Land unter der Regierung des Fürstbischofs Franz Ludwig in den Jahren 1779—1795. Dieser Franz Ludwig war ein von den Pflichten seiner hohen Stellung völlig durchdrungener Mann; er war keineswegs eine jener gewaltigen Größen welche Epoche in der Geschichte der Menschheit machen; er war auch nicht geistreich, aber gewissenhaft; nicht kühn, aber unermüdlich fleißig. Er wirkte zum gemeinen Besten in verständiger Richtung auf das Nahe und Nothwendige, was häufig in Deutschland zuletzt oder gar nicht berücksichtigt wird. Er hat das unter gegebenen Verhältnissen mögliche Beste beharrlich angestrebt und zum Theil erreicht. Er war ein frommer Katholik, aber Verfolgungssucht gegen Andersdenkende kannte er nicht. Als

ein wesentlicher Beitrag zur Charakteristik dieses geistlichen Fürsten diene Folgendes. Er studirte Kant's Schriften und gab aus eigenen Mitteln dem neuernannten Professor der Philosophie Matern Reuß, Benedictiner des Stephansklosters in Würzburg, das Reisegeld, um Kant in Königsberg zu besuchen und in persönlichem Verkehr über manches Dunkle in seinem System sich Aufschluß zu holen. Als besonders auf Andringen Kassels beim Reichstage Schritte gegen diese Philosophie beabsichtigt wurden, nahm der Fürstbischof sich der Freiheit im Vortrage der Philosophie entschieden an. Die Lehrfreiheit, namentlich auch der philosophischen Facultät, war natürlich auf einer bischöflichen Universität von doppelter Schwierigkeit. Wol um sich selbst klarer zu werden trug Franz Ludwig dem Professor der Theologie Berg in Würzburg auf, eine Schrift: „Ueber die Folgen der Freiheit zu denken und zu handeln", abzufassen. Berg sprach darin 1785 aus: „Die Büchercensur ist gar nicht befugt, dem Fortschritte der Vernunft und der Prüfung der Wahrheit Grenzen zu setzen...." „Die Philosophie kann selbst in Beziehung auf die Religion unter keinen andern Gesetzen stehen als jenen welche die Vernunft gibt. Jede Einmischung von Gewalt hebt das Wesen der Philosophie auf; wollte man aber sie, die man sich nicht unterwerfen kann, wirklich aufheben, so würde sich ihr Tod rächen; es wäre soviel als der Vernunft Schweigen gebieten und allen Wissenschaften das Auge ausschlagen. Keine Universität kann ohne Philosophie, keine Philosophie ohne Freiheit bestehen." An so kühnen Sätzen stießen sich natürlich nicht Wenige, die Gnade des Fürsten schien für Berg verloren, denn der Fürst schwieg, aber nur weil er erwog, wieviel davon praktisch zu verwerthen sei. Er ließ Berg ungestört seine Professur nach bestem Wissen und Gewissen versehen. Es war ein geistlicher Regent eines streng katholischen Landes, welcher so dachte und handelte: doch ist dies vor etwa 70 Jahren geschehen. Zu jener Zeit war die Gewissens-, Bekenntniß- und Lehrfreiheit zwar noch nicht durch Verfassungen verbürgt, aber man übte sie praktisch in einem großen Theile Europas, wo sie heutzutage nicht mehr geübt wird.

Was nun die Arbeit des Verfassers betrifft, so finden wir in derselben die persönlichen Verhältnisse Franz Ludwig's, seine Regierungsgrundsätze, die Beschreibung des von ihm regierten Landes, den Zustand der dortigen Schulen, Universitäten und Klöster, die Lebensweise und Industrie der Bewohner und Alles was dahin gehört wohlgeordnet und ansprechend dargestellt. Des Verfassers Anspruch: „ein Handlanger und Kärrner eines deutschen Macaulay zu sein, wenn er einst die Geschichte des Verfalls und Wiederaufbaus des Deutschen Reichs beschreibt", zeugt von Bescheidenheit und mehr noch von endloser Geduld. 27.

Das Kaisergefüllsel.

Kieselsuppe und Kaiserbraten stehen zueinander in gastronomischer Polarität. Der hungerige Bettelmönch kocht mit den Bauerkindern, die er allein im Hause antrifft und die ihn ohne Gabe abweisen wollen, zu deren Verwunderung aus Wasser und einer Hand voll Kiesel eine wohlschmeckende Bettelmannssuppe, zu der ihm freilich, damit die Kiesel doch nach weich werden, die arglosen Kinder Salz, Butter, Petersilie, Brot und Eier u. s. w. herbeibringen müssen, wodurch die Suppe allerdings sehr schmackhaft wird, wenn auch die Kiesel hart bleiben. Das ist der Schwank von der Kieselsuppe, dies das Recept dazu. Der Kaiserbraten ist nicht für Bettelmönche; die weißenseeer „Gastronomische Zeitung" von Friedrich Häßler (Jahrgang 1842) ließ eine Olive oder Dattel „des Pudels Kern" sein und den Kaiserbraten zu Napoleon's I. Krönungstage zugerichtet werden. Unter dem Namen Kaiserfüllsel erscheint dieser Kaiserbraten in dem alten spanischen Schelmenromane „La vida y hechos de Estebanillo Gonzalez, hombre de buen humor. Compuesto por el mismo" (Madrid 1652), von dem die erste Ausgabe in Flandern unter dem Titel „El entretenido" im Jahre 1646 erschienen war. Darin erzählt Estebanillo (Cap. 6, S. 149 fg.) also: „Indem wir besagten Marsch (zur nördlinger Schlacht im Jahre 1634 unter Philipp's IV. Bruder, dem Cardinalinfanten Don Fernando) fortsetzten, kamen wir in den Gebirgen Baierns ins Quartier, wo man uns zum Wirthe einen der reichsten Bewohner derselben gab, obschon er sich gegen uns, weil er sein ganzes Vieh und das Beste seiner beweglichen Habe in Sicherheit gebracht hatte, für einen armen Mann ausgab. Allein seine Verstellung half ihm zu Nichts, weil seine eigenen Diener mir davon Nachricht gaben, denn Diener, an sich schon unvermeidliche Feinde, sind noch außerdem Ausplauderer der Gebrechen ihrer Herren. Unser Wirth sprach nur sein Deutsch und war mit dem Spanischen so wenig bekannt daß weder er uns noch wir ihn verstanden. Wir baten ihn durch Zeichen um Das was wir bedurften, er aber that, obwol er sie recht gut verstand, da sie nicht zu seinem Vortheil ausfielen, als verstände er sie nicht, und zuckte die Achseln. Der Diener, welcher mir von dem Uebrigen Anzeige gemacht hatte und etwas Italienisch verstand, sagte mir, sein Herr wäre ein guter Lateiner, und wenn wir Jemand unter uns hätten, der Student gewesen wäre, so würde ihm dieser unsere Anliegen begreiflich machen können. Mir freute sich das Herz im Leibe, als ich sah daß ich das Feld allein behielt und nach Belieben schalten und walten konnte, ohne daß mich Jemand verstände. Ich näherte mich dem Wirthe und sagte ihm ganz ernsthaft, ich sei der Fourier, Haushofmeister und Koch meines Herrn, und somit thäte ich ihm denn zu wissen, er habe einen Reiterhauptmann des Königs von Spanien und eine Person von hohem Range in seinem Hause, er solle ihn und seine Dienerschaft gut bewirthen, und da mein Herr müde und die Essenszeit da wäre, so möge er alles Nöthige herzuholen lassen. Er antwortete mir, ich möchte ihm den Mundvorrath für die Küche ansagen und er würde ihn durch seine Leute sogleich herbeischaffen lassen. Ich bemerkte ihm, für den ersten Tisch der dem Herrn aufwartenden Edelleute und für den zweiten Tisch der Pagen und Edelknaben und für den dritten Tisch der Lakaien, der den Herrn zu Fuß begleitenden Beiläufer und der Küchenjungen wären nöthig 1 Kuh, 2 Kälber, 4 Hammel, 12 Hühner, 6 Kapaunen, 24 Tauben, 6 Pfund Speck zur Mache, 4 Pfund Zucker, 2 Pfund von jedem Gewürz, 100 Eier, 50 Pfund Fisch zur Marinirung, ein halber Krug Wein zu jedem Gerichte und sechs Faß in Vorsorge. Er schlug über sich mehr Kreuze als auf dem Monte santo Granadas sind und sagte zu mir: „Wenn für die Tische der Dienerschaft soviel gebraucht wird als Sie verlangen, dann wird sich für den Tisch des Herrn Nichts mehr in diesem Dorfe auftreiben lassen. Ich erwiderte ihm: Mein Herr ist ein so hoher Cavalier daß er mehr auf Zufriedenstellung seiner Leute als auf seine eigene Person sieht, und darum verursachen er und seine Kameraden dem Wirthe täglich nicht mehr Aufwand als den eines Kaiserfüllsels mit Ei. Er fragte mich, woraus ein solches Gefüllsel bereitet würde. Ich antwortete ihm, er solle mir ein Ei und eine junge Taube nebst zwei Fudern Kohlen holen, auch einen Schuhflicker mit Ahle und Schuhdraht rufen lassen und einen Todtengräber mit seinem Grabscheit, und alsdann solle er Alles erfahren was herzugeschafft werden müsse, um die Arbeit der Bereitung des Füllsels zu beginnen. Halb verstaunt, halb in Furcht ging der Wirth hinaus um das Erfoderliche zu beschaffen und brachte mir sehr bald alles das Verlangte; mit Ausnahme der zwei Wagen voll Kohlen. Ich nahm ihm das Ei und die kleine Taube ab, die ich mit einem Messer aus meinen scharfgeschliffenen Küchenwerkzeugen aufschnitt und ausnahm; hierauf steckte ich das Ei hinein und redete in folgender Weise zu ihm: Merken Sie genau auf dieses Füllsel, mit dem es sich just so verhält wie bei dem Spiele der Katze mit der Maus. Dies Ei steckt in diesem Täubchen; die Taube muß in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in eine junge Henne, die Henne in einen Kapaun,

der Kapaun in einen Fasan, der Fasan in einen Truthahn, der Truthahn in ein Ziegenböckchen, das Zickelchen in einen Schöps, der Schöps in ein Kalb, das Kalb in eine Kuh. Alle diese Stücke müssen gewaschen, gerupft, abgehäutet und mit Speck gefettet sein, ausgenommen die Kuh, die ihr Leder behalten muß, und sowie sie englischen Schachteln gleich, damit keins aus seiner Lage komme, ineinander gesteckt werden, muß sie der Schuster mit Doppelnaht zunähen, und wenn sie in dem Felle und Bauche der Kuh eingenäht sind, muß der Todtengräber eine tiefe Grube machen und auf den Boden derselben ein Fuder Kohlen schütten, auf diese sogleich die Kuh legen und das zweite Fuder Kohlen darauf und sie etwa vier Stunden lang im Feuer lassen; wird sie hierauf herausgenommen, dann ist Alles zu einer Masse und ein so schmackhaftes und köstliches Gericht geworden daß die Kaiser es vor Alters am Tage ihrer Krönung speisten. Deshalb und weil Ei der Grundstein dieses Gerichts ist, hat man ihm den Namen Kaiserfüllsel mit Ei gegeben. Der Wirth welcher mich mit offenem Munde anhörte und gleich einer Bildsäule dastand, glaubte, da er meine Ernsthaftigkeit und die Eile sah, mit der ich das baldigste Herbeischaffen der von mir ihm anbefohlenen Erfodernisse betrieb, so fest daran und war so gewiß davon überzeugt daß er mich bei der Hand nahm, während die seinige fast ohne Puls war, sie mir drückte und zu mir sagte: Domine, pauper sum! worauf ich ihm, das Zeichen recht gut verstehend, antwortete: Nihil timeas! und indem ich ihn mit in die Küche nahm, wurden wir in solcher Weise miteinander einig daß ich den Verlust meiner Eisenwaaren (Estebanillo Gonzalez hatte vorher mit Eisenwaaren gehandelt und war beraubt worden) wieder auswetzte und mir noch so viel übrigblieb um mir zwei Paar Stiefeln zu kaufen, während ich meinen Herrn glauben machte daß unser Wirth sehr arm sei und daß Leute unsers Heers ihm all sein Vieh genommen und ihn dadurch zugrundegerichtet hätten. Darum hatte er Mitleiden mit ihm, und weil er wußte daß ich der Einzige war der sich ihm verständlich machen konnte, befahl er mir so gut als möglich ein Abkommen mit ihm zu treffen, ohne ihm große Kosten für den Aufwand in der Beköstigung zu verursachen. Als aber die Diener sahen daß ich den Wein im Ueberflusse in der Küche hatte und Geschenke die Hülle und Fülle vom Wirthe bekam, merkten sie den Betrug und erstatteten meinem Herrn Bericht. Dieser ließ sich angelegen sein zu erfahren, ob Das was ich ihm versichert hatte wahr wäre oder nicht, und als er ganz das Gegentheil fand und daß er in dem reichsten Hause jenes Dorfs einquartiert sei, ließ er den Wirth rufen und erfuhr von ihm mittels eines burgundischen Dollmetschers der die beiden Sprachen verstand, welche Steuer er mir gezahlt hatte und daß ich ihm gesagt hätte, ich wäre meines Herrn Fourier, Haushofmeister und Koch, und das Uebrige, was ich erzählt habe. Mein Herr kam in die Küche herunter, nahm einen der schwächsten Knüttel die da lagen und klopfte mir den Staub so trefflich ab daß er länger als vier Tage aus Mangel an einem Koch Braten und kalte Küche speisen mußte." 49.

Literarische Miscellen.

Ein polnischer Edelmann, Sigismund von Unruh, hatte sich ein Collectaneenbuch angelegt, worin er alles Merkwürdige was er auf Reisen gesehen und gehört, auch was ihm bei der Lectüre aufgefallen, niederschrieb und Ernstes wie Scherzhaftes und Satirisches ohne Ordnung und bunt durcheinander, wie es ihm gerade vorkam, eintrug. Es fanden sich darin Auszüge aus Platina's „Leben der Päpste", anzügliche Stellen gegen das Mönchswesen, namentlich gegen die Jesuiten, unter Andern auch ein Auszug aus dem Buche „L'esprit des cours" (1709) S. 585, mit den Worten: „Ist denn die heilsame Wahrheit zu keinem andern Ende vom Himmel herabgekommen, als daß sie den Einwohnern dieser Erdkugel eine immerwährende Ursache zu Irrthum, Haß, Krieg und Zwistigkeit sei?" Zu Anfang des Jahres 1715, als er sich auf dem Landtage der großpolnischen Wojewodschaften zu Schreden befand, kam ihm das Buch, ob durch Zufall oder durch Diebstahl ist unbekannt, abhanden und gerieth in die Hände eines gewissen Potocky, welcher denselben bei dem polnischen Reichstribunalgerichte als Gotteslästerer anklagte. Das Gericht ging auf die Anklage ein und fällte gegen Herrn von Unruh dieses Buchs wegen und besonders wegen der obenangeführten Stelle das Urtheil: „daß seine Hand durch den Henker verbrannt, die Zunge hinten aus dem Halse herausgeschnitten und ihm dann der Kopf abgeschlagen, das Buch aber alsbald vom Henker zu Petrikau auf öffentlichem Markte unter dem Galgen auf einem Scheiterhaufen unter Trompetenschall verbrannt werden, alle seine Güter aber, bewegliche und unbewegliche, die Hälfte dem Fisco, die andere Hälfte dem Kläger Potocky anheimfallen sollen". Die beiden letzten Punkte des Urtheils wurden auch wirklich vollstreckt, die Lebensstrafe aber mußte unvollzogen bleiben, weil Unruh sich entfernt hatte und man seiner nicht habhaft werden konnte. Was endlich aus demselben geworden, ist in der handschriftlichen Quelle welcher diese Notiz entnommen ist nicht bemerkt. Nur so viel steht fest daß Unruh über diesen Fall ein Gutachten der Sorbonne verlangt und erhalten hat, welches dahin lautete: daß er von der gegen ihn erhobenen Anklage vollkommen freizusprechen sei. Ob in Druckschriften dieser Fall besprochen worden ist und ob sich irgendwo Nachrichten über das Leben und die Schicksale dieses Edelmanns finden, ist mir unbekannt geblieben.

Ein italienischer Jesuit, P. Polo, hatte einen Brief an den König August geschrieben, dessen Inhalt die glaubensfeste Königin Sophia Charlotte von Preußen zu einer Antwort veranlaßte, worin sie gegen das Papstthum und namentlich gegen das Ansehen welches die römischen Katholiken den Kirchenvätern und Concilien in Glaubensstreitigkeiten beilegen mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit auftritt. Ob das Original dieses Schreibens gedruckt sei, ist mir unbekannt; eine Uebersetzung davon findet sich in „A letter against popery" (London 1712).

Sollte nicht folgende Aeußerung Cicero's („De natura deorum", II, 37): „Wer dies für möglich hält, der kann ebenso gut annehmen daß man, wenn man zahllose Exemplare der einundzwanzig Buchstaben des Alphabets aus Gold oder jedem andern beliebigen Material verfertigt und sie aufs Gerathewohl auf den Boden wirft, die Annalen des Ennius so darstellt daß sie ohne weiteres gelesen werden können", Guttenberg bekannt gewesen seien und in ihm die erste Idee der Erfindung hervorgerufen haben? Wenigstens ist es höchst auffallend daß diese Worte nicht schon früher einen denkenden Kopf auf die wichtige Erfindung gebracht haben.

Hans Christoph von Dennstedt hat in dem Werke „Die aus dem Himmel schallende Stimme des apokalyptischen Engels" (1706) berechnet daß das Tausendjährige Reich 1728 angehe, daß die 1000 Jahre aber nur 144 eigentliche Jahre ausmachen, die 1000 Jahre also 1872 zu Ende gehen, worauf sodann die sogenannte kleine Zeit folgen und dann im Jahre 1900 die Welt ein Ende nehmen werde. Vorher werde noch Untergang der östreichischen kaiserlichen Linie eine sächsische Linie auf den Kaiserthron gelangen, dem Antichrist Vorschub thun und des Papstes Ansehen zum Höchsten treiben, also daß auch die Lutherischen päpstliche Würden unter sich einführen würden.

D. Clasen in seiner 1655 zu Magdeburg erschienenen Schrift „De religione politica" sagt unter Anderm: mit der Religion werde jetzt ein Gaukelspiel und Komödie getrieben; sie sei Menschenwerk, wodurch die Unterthanen zu ihren Pflichten angehalten würden. Ein kluger Mann müsse sich gottesfürchtig stellen, und Fürsten und Obrigkeit müßten sich bemühen vor Je-

dermann fromm zu scheinen, wenn sie es auch nicht wären u. s. w. Ein Cardinal habe auch gesagt, wenn er bei Königen Geheimer Rath wäre, dann würde er ihnen rathen nicht mehr auf Religion zu halten, als insofern sie ihren Zwecken entspräche und nützte, mit Eiden und Bündnissen wie mit Münzen zu spielen und mit andern Fürsten nicht aus Treue und Redlichkeit, sondern des Nutzens wegen Freundschaft zu halten.

Unter den bisher abgedruckten Schriften des berühmten Trithemius (gest. 1516), deren er selbst erwähnt, befand sich auch ein zweiter Theil seiner Steganographie und ein anderes Werk: „Γλωττευφορία, sive linguae fertilitas", welches er ein opus mirabile et laboriosum nennt, mit dessen Hülfe Einer der vom Lateinischen gar Nichts versteht, wenn er nur Buchstaben zu malen versteht, in einer Stunde mit Gott und einem guten Gewissen das Geheimniß erlernen kann fehlerlos und zierlich über jeden beliebigen Gegenstand in lateinischer Sprache zu schreiben. Dieses Werk habe er bisjetzt noch Niemandem als dem König Maximilian und seinem Bruder Jakob Trithemius mitgetheilt. Sollte dieses Wunderbuch noch irgendwo handschriftlich existiren?

Des Jesuiten Sanchez Buch „De sancti matrimonii sacramento" ist beiweitem unflätiger und schmuziger als die unflätigsten Schriften eines Aretino und eines Chorier und kann mit Recht eine wahre Bibliothek der Unzucht genannt werden. Kämen Horaz und Martial wieder, dann würden sie bittere Satiren und Epigramme auf Diejenigen machen welche ihre Gedichte durch Castration zu purificiren unternahmen; in fünfhundert Martialen und Horazen ist nicht soviel auszumerzen als auf einer einzigen Seite des genannten Werks von Sanchez.

57.

Bibliographie.

Abeken, H., Der Gottesdienst der alten Kirche. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin am 8. April 1853 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bülow, H. D. v., Militärische und vermischte Schriften. In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herausgegeben von E. Bülow und W. Rüstow. Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Clemens, F. J., Die Abweichung der Günther'schen Speculation von der katholischen Kirchenlehre, bewiesen durch den Herrn Domcapitular und Professor Dr. Baltzer in seiner Schrift: Neue theologische Briefe an Dr. Anton Günther rc. 1ste Serie. Breslau 1853. Eine Replik. I. Köln, Bachem. Gr. 12. 8 Ngr.

Dolores. Ein Gedicht. Halle, Delbrück. 16. 2 Thlr.

Droßbach, M., Die individuelle Unsterblichkeit vom monadistisch metaphysischem Standpunkte aus betrachtet. Olmütz, Hölzel. 8. 10 Ngr.

Essellen, M. F., Nachtrag zu der Abhandlung: Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus. Hamm, Grote. Gr. 8. 2 Ngr.

Grangier, L., Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné aux maisons d'éducation des deux sexes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Helfferich, A., Briefe aus Italien. III. — A. u. d. T.: Neapel und Sicilien im Jahre 1850. Leipzig, Hinrichs. 8. 27 Ngr.

Heymann, J., Law und sein System. Ein Beitrag zur Finanzgeschichte. München, Rieger. Gr. 8. 20 Ngr.

In drei Stufen. Auch eine Sammlung Gedichte. Geleitet und eingeleitet durch F. W. J. Schröder. Elberfeld, Hassel. Gr. 16. 20 Ngr.

Keil, J. F., Deutsches Vaterlandsbuch zur Erweckung und Pflege vaterländischen Sinnes und zur Wiedergeburt Deutscher Würde und Größe. 1ste Lieferung. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 3 Ngr.

Kretzschmar, E., Südafrikanische Skizzen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kudrun, Uebersetzung und Urtext mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von W. v. Ploennies. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von M. Rieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leitner v. Leitnertreu, T. J., Ausführliche Geschichte der Wiener-Neustädter Militär-Akademie. Nebst einem Anhang über die Leistungen derselben durch ihre Zöglinge in der Armee und vor dem Feinde. Hermannstadt, v. Hochmeister. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Linden, Auguste, Vier Lebenstage. Novelle. Kassel, Vollmann. 8. 1 Thlr.

Mirabeau, Comte de, Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des juifs. Nouvelle édition. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 18 Ngr.

Mörike, E., Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Märchen. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 22½ Ngr.

Osenbrüggen, E., Nordische Bilder. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosenkranz, K., Aesthetik des Häßlichen. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Sammlung von Briefen gewechselt zwischen Johann Friedrich Pfaff und Herzog Carl von Würtemberg, F. Bouterwek, A. v. Humboldt, A. G. Kästner u. A. Herausgegeben von C. Pfaff. Mit J. F. Pfaff's Portrait und Facsimile. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Scheinert, J., Die christliche Religion. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Scott, W., Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Tschudi, J. J. v., Die Kechua-Sprache. Drei Abtheilungen. [Sprachlehre. — Sprachproben. — Wörterbuch]. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Thlr.

Wendleng, B., Praktisch-theoretisches Handbuch der französischen Sprache. Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Abegg, J. F. H., Beiträge zur Begutachtung des Entwurfes eines Strafgesetzbuches für das Königreich Sachsen im Jahre 1853. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Bauer, B., Rußland und das Germanenthum. 2te Abtheilung: Die deutsche und die orientalische Frage. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 12 Ngr.

Gonzenbach, A., Biographische Skizze über Herrn Präsident Carl August Gonzenbach von St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 12 Ngr.

Schöpffer, C., Die Erde steht fest. Beweise, daß die Erde sich weder um ihre Achse noch um die Sonne dreht. Vorlesung, gehalten in Berlin. Berlin, Sacco. Gr. 8. 5 Ngr.

Lichtfreundliche Tractätchen für Männer, Frau'n und Mädchen. 1stes Heft. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 1½ Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Der Teufel kein dogmatisches Hirngespinnst. Offenes Sendschreiben an den Herrn Prediger Dr. Sydow. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1853

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. An Zeitschriften erscheint für 1853:

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1853. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

   Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1853. 4. Der Jahrgang 12 Thlr; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu 3 Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1853. 8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Jahrgang 1853. Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

   Die unter diesem Titel in meinem Verlag erscheinende **populäre Wochenschrift** hat wegen ihres reichen Inhalts in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands in kürzester Zeit den lebendigsten Anklang und die weiteste Verbreitung gefunden. Immer näher rückt sie dem Ziele: ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** zu werden, das in keiner Familie fehlen sollte. **Gutzkow** wird dem Blatte fortwährend seine ganze Thätigkeit widmen. Auch andere namhafte deutsche Gelehrte und Dichter werden an demselben mitzuwirken fortfahren.

   Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

5. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XIV. Jahrgang. Neue Folge. IV. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Dritte Folge. Erster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann jedoch auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII., VIII., IX. und X. Jahrgang (1848—52) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:
   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 1 Thlr. 10 Ngr. Einzelne Jahrg. 8 Ngr.
   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. Jeder Band 8 Ngr.

7. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Der I.—VI. Band der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—51) kosten im ermäßigten Preise 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der VII. Jahrgang (1852) kostet 2 Thlr.

II. An Fortsetzungen erscheint:

8. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Zwölftes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

   Das bereits Erschienene enthält:
   1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter.
   2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler.
   3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt.
   4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck.
   5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl.
   6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin.
   7. **Deutschland**, von H. A. Daniel.
   8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger.
   9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler.
   10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter.
   11. **Das Gold**, von R. F. Marchand.
   12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner.
   13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach.
   14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann.

   Ausführliche Anzeigen über den Plan dieses Werkes — einer Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

9. **Benfey (T.), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite Abtheilung: Chrestomathie. 8. Geh.

   Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, dessen *erste Abtheilung* (1852, 5 Thlr.) eine **vollständige Grammatik** der Sanskritsprache enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in

systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang das Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Der *erste Theil der zweiten Abtheilung* dieses „Handbuch der Sanskritsprache" — eine Chrestomathie, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt — wird in kurzem erscheinen und das Werk mit dem ebenfalls bald vollendeten *zweiten Theile der zweiten Abtheilung* — einem Glossar — vollständig sein.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey*. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr. (Vgl. Nr. 48.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

gänzung zu dem Buche „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" an. Der Verfasser sucht darin durch analogische Schlüsse aus Natur- und Menschenleben es im Sinne der modernen Naturforschung denkbar und wahrscheinlich zu machen daß die Menschengeister außer ihrer äußerlichen und weltgeschichtlichen Einheit, welche sie durch das Medium der Sprache gewinnen, noch eine innere Einheit besitzen durch ein verborgenes Band, das sie in Gott als dem höchsten Bewußtsein verknüpft. Nach Fechner's Ansicht ist Gott das bewußte Ganze der Geistwelt, zu welchem die einzelnen Geister sich nur als abgesonderte Theile oder abhängige Glieder verhalten; er ist gleichsam, wie ihn auch schon Malebranche nannte, der gemeinschaftliche Ort der Geister, worin sie leben, weben und sind. Als solcher wird er in diesem Ergänzungsartikel genommen und sein Vorhandensein an den Zuständen der Natur, namentlich an der immanenten Zweckthätigkeit derselben als möglich und faßlich nachgewiesen, nachdem im „Zendavesta" der Versuch vorhergegangen war, einestheils der Natur und in specie unserm Erdball den vollen Grad des psychischen Lebens aufs neue zu vindiciren, welchen sie im Glauben des alten Orients und auch noch im Gefühl der Völker des classischen Alterthums besaß, anderntheils durch die Erneuerung dieser Ansicht den Glauben an eine Fortdauer unserer Seele nach dem Tode mit der Naturbetrachtung in eine anschaulichere und faßlichere Verbindung zu setzen.

Vielleicht war keine Zeit jemals so im Ringen um neue festere Grundlagen ihrer Cultur als die unserige, welche, je höher sie die Schößlinge ihres Wachsthums hinaus treibt, desto weniger dem Gefühle entgeht, bisjetzt noch in bloßen Nothhütten und vorläufigen engen und dumpfen Gemächern zu wohnen. Es ist nicht die richtige Ansicht daß man glaubt, die Cultur habe blos mit äußern Feinden zu kämpfen und sei dann, wenn sie dieselben zu ihren Füßen gelegt, sicher, fertig und geborgen. Die stärksten Feinde sind jedenfalls die innern, die sich nicht durch äußerliche Abwehr bändigen lassen, die innern Widersprüche, worin das gegenwärtige Denksystem der gebildeten Menschheit noch mit sich selbst ringt. Diese zu überwinden hilft weder Frömmigkeit, noch Unglauben. Sie bleiben auf beiden Seiten bestehen. Ebenso wenig hilft ein mattes Vertragen und gegenseitiger Compromiß. Gerade da schlagen sie am widerwärtigsten hervor und streuen Staub in die Frische des Lebens. Es gibt nur eine Kraft, vor welcher die Ueberzeugungen nicht roh und starr sich gegenüber stehen bleiben, sondern in einen aus der Natur selbst hervorgehenden gesetzmäßigen Fluß gerathen, das ist die Kraft der Vernunft, die Kraft der Wissenschaft. Sie allein hat die Gewalt Irrthümer zu schmelzen, den Schwachen aber mit göttlicher Stärke zu rüsten und zum Kampf für Recht und Wahrheit zu stählen.

Darum verdient besonders diese neue Zeitschrift die aufmerksame Beachtung aller Gebildeten, und zwar in den weitesten Kreisen, als das erste philosophische Blatt welches den bisherigen Standpunkt der Katheder entschlossen verläßt und aus der Schule auf die Bühne des Lebens hervortritt, um aus dem Schatze aller Schulen der lebendigen Gegenwart so viel in die Kreise der allgemeinen Bildung des Lebens zu tragen als vorhanden ist und sich geltendzumachen weiß. Und so ist es recht. Das Leben verlangt Reibung und Kampf, damit es nicht stagnire, und Kampf verlangt Parteien. Aber es gibt in der Wissenschaft eine Region welche oberhalb des Kampfs der Parteien steht, wie die Gipfel hoher Berge oberhalb des Gewölks und seiner Gewitter. Im Leben gibt es so weit Parteien als es Interessen gibt; in der Wissenschaft auch, aber nur bis auf den Grad wo die bewiesene Wahrheit anfängt. Das letztere hat seine bestimmte Grenze, das erstere nicht.

Karl Fortlage.

Moslicheddin Sadi's Lustgarten (Bostan). Aus dem Persischen übersetzt von Karl Heinrich Graf. Zwei Bändchen. Jena, Hochhausen. 1850. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Nachdem Graf die deutsche Literatur im Jahre 1846 mit einer Uebersetzung von „Sadi's Rosengarten (Gulistan)" beschenkt hat, läßt er hier seinem Versprechen gemäß eine Uebertragung des „Lustgartens (Bostan)" folgen, die um so dankenswerther ist als von diesem Gedicht — denn die inzwischen von Schlechta-Wssehrd erschienene und in Nr. 13 d. Bl. bereits angezeigte Uebersetzung enthält nur einen Auszug des Gedichts — bisjetzt nur eine zwar vollständige aber völlig veraltete, in steifer Prosa abgefaßte, nicht unmittelbar aus dem Persischen, sondern dem Holländischen geschöpfte Uebersetzung: „Der Persianische Baum-Garten, Mit außerlesenen Pfropffreisern vieler Geschichte, Seltsamen Begebenheiten, Lehrreichen Historien und merkwürdigen Sprüchen bepflanzt. In Persianischer Sprache beschrieben durch Schich Musladie Saadi von Schiras" (Hamburg 1696), ein Anhang zu den Werken des Olearius, in Deutschland vorhanden war, während der „Rosengarten" erst 1841 eine deutsche Bearbeitung durch Ph. Wolf erfahren hatte. Die bisher herrschend gewesene Ansicht daß der „Bostan" später als der „Gulistan" von Sadi verfaßt und als das Product eines höhern Alters das schwächere und unvollkommenere von beiden Gedichten sei, bezeichnet der Uebersetzer als eine irrige und erklärt sich umgekehrt dahin daß sich der „Bostan" bei näherer Betrachtung als das frühere, in der Form vollendetere, im Inhalt tiefer eingehende und umfassendere Werk darstelle. Ueber die Abfassungszeit beider Werke könne gar kein Zweifel obwalten, da der Verfasser dieselbe selbst genau angebe; der „Bostan" sei gegen Ende des Jahres 1257, der „Gulistan" im Jahre 1258 — also da Sadi 1175 geboren und 1291 gestorben sein soll, jener im zweiundachtzigsten, dieser im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebensalters oder 34, resp. 33 Jahre vor seinem Tode — vollendet worden. Beide Werke seien, wie es scheine, die letzten unter den Arbeiten Sadi's gewesen; ob er aber wirklich bei ihrer Abfassung schon ein so hohes Alter wie Dauletschah berichte erreicht habe, müsse bei dem legendenhaften Charakter seiner Biographie dahingestellt bleiben; seine Bedenken dagegen habe er bereits in seinen Anmerkungen zum „Rosengarten" ausgesprochen. Der „Bostan" sei aber das Hauptwerk, zu welchem der „Gulistan" nur eine Art Anhang, eine Aehrenlese bilde; auf den „Bostan", welcher ganz in Versen abgefaßt sei, habe der Verfasser mehr Fleiß und Arbeit verwendet als auf den „Gulistan", der größtentheils in Prosa geschrieben sei und nur einzelne Sentenzen in Versen enthalte. In die Behandlung der einzelnen Punkte gehe der „Bostan" weit gründlicher ein und führe weiter hinab in die geheimnißvollen Tiefen der Mystik, wie dies unter Anderm der dritte Abschnitt, von der göttlichen Liebe, zeige, zu dessen Inhalt im „Gulistan" nur einzelne Andeutungen vorkommen.

Ob diese Ansichten durchweg Beifall verdienen, muß durch gründlichere Untersuchungen als sie hier am Orte sein würden entschieden werden; nur soviel muß ich hier dagegen bemerken daß mir der Herausgeber den höhern Werth des „Bostan" zum Theil aus Eigenschaften desselben herzuleiten scheint, die Andere eher für Mängel als Vorzüge anerkennen möchten. Dahin gehört namentlich die größere Ausführlichkeit und die durchweg metrische Form desselben. Gerade die Kürze, die mehr andeutende als ausführende Sinnigkeit ist eine Hauptbedingung der didaktischen Poesie, und daher ist es jedenfalls ein glücklicher Gedanke von Schlechta-Wssehrd gewesen, in seinem Auszuge die längern Abschnitte des Gedichts in kleinere, sich abrundende Bildchen, die auch einzeln genossen werden können, zu zerlegen und dadurch dem Geschmack des größern Publicums zugänglicher zu machen, obschon natürlich der wissenschaftliche Werth seiner Uebersetzung dadurch bedeu-